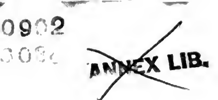
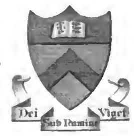
MAGAZIN FÜR DIE LITERATUR DES AUSLANDES




0902
ANNEX LIB.


Dei
Sub Numine
Viget

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joseph Lehmann.

Einundachtzigster Band.

Januar bis Juli 1872.

Berlin,

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Harrwitz und Goßmann.

1872.

Inhalt.

Die mit einem Sternchen (*) bezeichneten Artikel befinden sich in der „Kleinen literarischen Revue“, die mit einem Kreuz (†) bezeichneten im „Literar. Sprechsaal“.

Deutschland und das Ausland.

Oesterreich-Ungarn (einschließlich Böhmen).

Schweiz.

Holland.

Dänemark.

Schweden.

England.

Belgien.

Frankreich.

Italien.

Griechisches und römisches Alterthum.

Spanien.

Rußland.

Baltische Herzogthümer.

Finnland.

Türkei.

Rumänien.

Mai. † H. B. Oppenheim's Judenverfolgungen in Rumänien. S. 278.

Juni. † Englische Schrift für die rumänischen Juden. S. 306.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Januar. Aus dem Leben der deutschen Juden im Mittelalter. S. 36.

März. Das hohe Lied Salomonis. S. 143.

April. L. Brieker: Philosophische Betrachtungen über das Judenthum. S. 209.

Juni. Gott und Seele, nach jüdischer Lehre. S. 287. — Lebens-Irrungen, ein Sittenroman in hebräischer Sprache. S. 326.

Orient.

Januar. Die Völker des östlichen Asien. S. 22. — Sagen aus Indien und Iran. S. 22. — *Berichte der österreichischen Expedition aus Siam, China und Japan. S. 23.

Mai. Die Judenverfolgungen im Orient. Von Heinrich Freiherrn von Maltzan. I. (Die Toleranz-Edicte der Sultane) S. 262; II. (Die alten Raubstaaten und das neue Rumänien.) S. 274.

Juni. Wilhelm Langhans: Ein Stück Orient. S. 328. — Deutschland und Kleinasien. S. 329.

Palästina.

Mai. Philipp Wolff's Jerusalem. S. 237.

Arabien.

Februar. *Die Völker Südarabiens. S. 64.

April. Die Philosophie der Araber im zehnten Jahrhundert. S. 195.

China.

April. Das Tao-te-king, übersetzt von V. von Strauß. S. 210.

Aegypten.

Januar. † Das alte Aegypten auf dem Operntheater in Cairo. S. 39.

Februar. Ueber das System der ägyptischen Hieroglyphen. S. 78.

Juni. Das heutige Aegypten, nach Heinrich Stephan. Das Canalsystem des Nilthals und des Isthmus. S. 284.

Nord-Amerika.

Januar. Universologie der Sprache. S. 9. — Ein Frauentracht-Verein. S. 32.

März. Deutsche Literatur und Philosophie in Amerika. S. 129. — † Betrügereien in der öffentlichen Verwaltung der Vereinigten Staaten. S. 132. — † Amerikanische Buchhändler über internationales Verlagsrecht. S. 146.

April. Einer Anglo-Amerikanerin Gruß an Deutschland. S. 175; 191.

Mai. Tabaksdampf, Frauentracht und die deutschen Editoren in Amerika. Nach Karl Heinzen's Schriften. S. 238. — *Ein etymologisches Wörterbuch aus Amerika. S. 240. — Geistiges Eigenthum in Amerika. Literatur- und Kulturstatistik. S. 250. — Amerikanische Eisenbahnen. S. 251. — Das Cooper-Institut in Newyork für Volksbildung, Handwerker- und Frauen-Unterricht. S. 264. — Der Jammer und das Elend der amerikanischen Südstaaten. S. 276.

Juni. Karl Schurz über die „Nation der Neuen Welt“. S. 288. — † Das Aufgehen der amerikanischen Deutschen in die anglo-amerikanische Nationalität. S. 306. — † Aus dem amerikanischen Buchhändler-Wochenblatt. S. 318. — Bayard Taylor's Maskerade der Götter. — Amerikanische Buchhändler und Schriftsteller. S. 341. — Morse, der Erfinder der elektrischen Telegraphie. S. 342. — *Longfellow's Hiawatha. S. 343.

Westindien.

Januar. Alte Sklaverei in neuer Form. S. 34.

Südamerika.

April. Der Krieg gegen Paraguay. S. 224.

Oceanien.

Juni. Obligatorischer Unterricht in Otahaiti. S. 289.

Polarländer.

März. † Nordpolar-Forschungen. S. 132.

Druck von Eduard Krause in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] — Berlin, den 6. Januar 1872. — [No. 1.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Die Literatur des Auslandes.

1872.

Unsere Zeitschrift hält zum Neuen Jahr, da sie ihr vierzigstes Lebensjahr vollendet, fröhlich Umschau.

Von ihrem Redacteur gegründet unter den Bewegungen, die Europa in den Tagen der Juli-Revolution durchzuckten, in einem Lande, welches das erste Literatur-Volk der Zeit bewohnte, aber ein vaterlandsloses, stellte es sich die Aufgabe, sein Augenmerk auf die Nachbarn zu richten, welche mit geringerem Capital an Bildung und Sittlichkeit arbeiteten, und deren nationales Leben dennoch größere Erfolge einkassirte.

Bewußt oder unbewußt sprach jede Zeile in diesen vierzig Jahrgängen zum Deutschen: „Glaube nicht, daß du mit dem bisher Erlernten eine Nation bilden wirst. Dazu hast du noch viel zu lernen. Lerne mehr. Lerne vom Ausland, dessen Kräften du dich überlegen fühlst. Lerne Selbstschätzung vom Engländer, Präzision und Eleganz vom Franzosen. Verachte nicht den Geist der Schönheit bei den Südländern. Achte auf die wachsende Kraft der Russen. Eigne dir den praktischen Sinn des Amerikaners an. Aber verliere nicht, so rief gleichzeitig jedes Blatt, deine heimischen Tugenden. Bewahre dir, was du Gutes aus dem Vaterhause hast, sorgfältig als dein schönstes Erbe, deutsche Treue, warme Menschenliebe, redliche Pflichterfüllung."

Die vierzig Jahre der Wüste sind vorüber — und wir sind eingetreten in das Gelobte Land, längst unser Boden, nun aber auch unser eigenes festes und gewaltiges Reich. Glücklicher, als Moses, hat unser greiser Fürst uns noch selbst herabführen können vom Berge der Verheißung in die grünen Thäler der Wirklichkeit.

Diese Blätter aber, in dem großen Walde nur ein Bäumlein voll, sie haben es am Streben nicht fehlen lassen, mitzuwirken, und mit der selbstgestellten Aufgabe zu wachsen.

Haben sie ihre Mission erfüllt? Wir ersteigen einen Gipfel, prüfen die Aussicht nach allen Richtungen, und antworten: Nein! — Freilich wird der Artikel, welcher das Vaterland in seiner Verbindung mit dem Auslande darstellt, an Fülle gewinnen, je reicher das Material zuströmt, aber gerade hier wächst auch unsere Aufgabe. Wir haben ein frisch pulsirendes öffentliches Leben, politische Männer und soziale Reformatoren in vollem Wirken, und diese setzen die besten Wurzeln der eigenen Kraft im heimischen Boden an. Wir haben aber auch Staatsbürger im Reiche, die ihr religiöses Bekenntniß mit dem Auslande mehr verbindet, als für das Gedeihen des Reiches gut ist, und andere, deren soziale Pläne Utopien verfolgen, die zwar nirgends einen ureigenen Wuchs haben, aber überall die unreifen Reiser der eigenen Krankheit auf gesundes Stammholz pfropfen möchten. Wir werden weiter verfolgen, was der Jesuitismus in Rom, die Erben der Commune in Paris und die internationalen Verschwörer in England bruten, und unsere warnende Stimme erheben.

Aber weit größer, als dieses negative Berufsfeld, sind unsere positiven Aufgaben. Zu allererst liegt dem Reiche die Pflege der jüngsten Glieder unserer nationalen Gemeinschaft ob. So eng sind unsere neuen Bande zu Elsaß und Lothringen, daß von ihrem Wohl das unsere abhängt, daß sie unentbehrliche Theile unseres Organismus geworden sind. Aber eben diese Reichslande haben Jahre und Jahrhunderte neben französischen Uebeln auch unverkennbare Vorzüge Frankreichs miterworben. Wollen wir uns blind stellen und das leugnen? Was hindert uns, daß wir zum Wohl dieser jungen Reichslande ihnen und uns selbst weiter das Gute aneignen, was früher Frankreich in hohem Maaße darbot und hoffentlich wieder der Welt bieten wird, wenn es aus den Delirien erwacht, die den Schluß der Napoleonischen Krankheit bildeten und uns in den blutigen Krieg verwickelten, den wir nicht zu fürchten hatten, aber wahrlich nicht gewollt haben.

Hat unsere Kultur im Westen zu leiden durch die großen Bildungs-Unterschiede des Nachbarlandes im Innern, wo der Prophet der Zukunft mit dem noch arg zurückgebliebenen Volke, ohne Rücksicht auf die realen Bedingungen, das Reich des Idealismus aufbauen möchte, so stellt sich im Osten ein hochanstrebendes, aber noch ganz unkultivirtes Volk zur Seite. Die russische Literatur bewegt sich augenblicklich auf dem Gebiete des Romans und der Novelle; es sind vorzugsweise Sittenschilderungen, deren Devise ein gewisses: „Erkenne dich selbst" sein mag. Es kann sein, daß auch diese Volksstämme, wie wir, früher als ein nationales Leben eine nationale Literatur haben werden; es können auch bloß Versuche wohlmeinender Leute sein; jedenfalls sind sie unserer Aufmerksamkeit werth, ja auch einer mißtrauischen Aufmerksamkeit. Kommunizirt doch der polnische und österreichische Slavismus offen gegen Deutschland mit der Jugendbegeisterung der hyperslavischen Parteien Rußlands, und gerade hier, hier mehr, als sonst wo, bekämpfen wir den Feind deutscher Sitte und Sprache. Mit um so wärmerer Liebe haben wir uns dem Thun und Treiben der deutschen Elemente Oesterreichs und ihrer Literatur hingegeben. Hier sind unsere eigentlichen Kulturverbündeten, und es ist keines der geringsten Ereignisse des Vorjahres, daß hier die deutsche Partei wiederum aus einer schweren Krisis siegreich hervorgegangen ist.

Aehnlicher Art sind die Beziehungen zu unseren literarischen Bundesgenossen in der Schweiz und in Niederland. Wir haben

keinen politischen, wohl aber den vollen literarischen Ehrgeiz, und wir nennen ihn offen einen Beruf unserer Zeitschrift, in Kampf zu verharren mit Wälschen und Sonderbündlern, mit Jesuiten und Römlingen, mit Wallonen und Fransquillons und wie die Parasiten sonst sich nennen, die den deutschen Stamm überwuchern möchten. Viel Feind', viel Ehr'! — Wie einst unser Kaiser, da er die Regentschafts-Pflichten übernahm, jedes deutsche Dorf im deutschen Bunde zu schützen verhieß, so wollen wir schützen helfen jeden deutschen Buchstaben in der Welt, in Spruch und Volkslied, Katechismus und Predigt, Dichtung und Schriftstellerthum.

Am fernsten und doch unserm Herzen nicht fern, wohnen in Amerika Millionen Deutscher im angelsächsischen Amerika. Immer mehr will es scheinen, als sollten hier der angeborene Fleiß und die Redlichkeit der Deutschen den Sieg davon tragen über den Humbug und die Gewinnsucht der eigentlichen Yankees, über die trunkene Rohheit der Irländer. Die jüngsten Ereignisse in Newyork, die große Hülfe, die uns während des Krieges die herzliche Sympathie der Deutsch-Amerikaner gewährte, die Zeichen bei und nach dem Brande von Chicago sind Dinge, die wir nicht unbeachtet lassen dürfen und können.

Und zum Schlusse noch eine, wahrlich nicht die letzte Erwägung, warum wir fortfahren werden, in den heimischen Gärten die fremden Pflanzen zu pflegen. Die ganze Welt ist mit einem Meere von Bildung übergossen, die sich in tausend, doch nicht immer schnell erkannten Formen weiset. Sollen wir an die Schätze des Orients erinnern, die uns Goethe, Rückert, Hammer, Bopp erschlossen haben? Oder an China's und Japan's Reichthümer, welche uns erst die großen Weltausstellungen der letzten Jahre und unsere ostasiatischen Expeditionen zeigten? Es wird dessen nicht bedürfen, denn wenn auch jetzt der Deutsche ein fest umgränztes Vaterland gewonnen hat, die deutsche Wissenschaft hat und behält das ihrige weiter und immerdar da, wo sie es stets hatte; das ist überall, wo es etwas zu lernen giebt. Wir kennen keinen Rückschritt und keine Gränze des Wissens, als das natürliche Zurück, welches die rundum durchforschte Erdkugel bietet, und die natürliche Gränze, die das Atom dem Mikroskop und die unendliche Ferne dem Sternensucher setzt.

Goethe nach den Friedensschlüssen mit Frankreich.

Von Heinrich Düntzer.

I.

Der Krieg und der Dichter (1792—1807).

Im edelsten Sinne des Wortes war der Dichter, in welchem das deutsche Herz und Gemüth ihren innigsten Ausdruck gefunden haben, ein Kind des Friedens, staatlicher Ruhe und Ordnung, freiheitlicher Entwicklung. Auf dem mühevollen Wege angespannten geistigen Ringens, rastlosen Erfassens und Schaffens lag seines Daseins Glück und Ziel. Nichts stand seiner Natur ferner, als gewaltsame Erschütterungen und wilder Umsturz, die ihn krankhaft ergriffen, ihn mit einer Art Verzweiflung erfüllten, so daß er entsetzt sich davon abwandte. Das Wagespiel des die Werke des Friedens zerstörenden, Menschen mordenden und verstümmelnden Krieges war ihm als gerader Gegensatz zu menschenfördernder Entwicklung des auf verständig wirkende, ein festes Ziel mit berechnender Sicherheit erstrebende Thätigkeit gestellten Lebens von ganzer Seele zuwider, wenn er auch dessen Nothwendigkeit und mächtige Erfolge nicht verkannte.

So gereichte ihm denn auch der gegen das aufgeregte Frankreich beschlossene Krieg um so mehr zum bittersten Verdrusse, als „ihm weder an den aristokratischen noch an den demokratischen Sündern im Mindesten etwas gelegen war". Nur das feste Vertrauen auf die Leitung des Herzogs von Braunschweig und ein wohlausgerüstetes Heer und die Liebe zu seinem eigenen Fürsten, der als preußischer General sich an dem Feldzug betheiligen mußte, konnten ihn bestimmen, sich dem Zuge anzuschließen. Als kurz vor dem Abgange des Herzogs die Bühne für den Sommer geschlossen werden sollte, mochte er nicht versäumen, in einem Epilog den Wunsch aussprechen zu lassen, ein günstiges Geschick möge ihnen den Fürsten zu ihrem Wohl, zu ihrer Lust bald zurückgeben und neue Friedensfreuden schön die Tage seiner Gattin, seiner Mutter kränzen.

Leider sollte dieser Wunsch nicht so bald in Erfüllung gehen, wie man allgemein hoffte, da die Unentschlossenheit des Herzogs von Braunschweig die gewünschten Erfolge vereitelte. Schon bei der vergeblichen Kanonade bei Valmy ahnte unser Dichter den fürchterlichen Rückschlag der zu den Waffen aufgerufenen Franzosen auf das zum Rückzuge genöthigte Deutschland. Als er sich endlich nach vielen Mühseligkeiten mit dem zurückweichenden Heere nach Luxemburg gerettet sah, wünschte er sich und seinen Freunden Glück, daß Gott sie außer Stand gesetzt habe, solche Thorheiten im Großen zu machen, wie dieser unbesonnen unternommene Feldzug gewesen sei. In seiner Vaterstadt gedachte er sich zu erholen und „von dem bösen Traum zu erwachen, der ihn zwischen Koth und Noth, Mangel und Sorge, Gefahr und Qual, Leichen, Aesern und Scherbhaufen gefangen gehalten"; aber, da bald darauf Mainz in die Hände der Franzosen fiel und um Frankfurt sich zunächst der Kampf zu entspinnen schien, so war es ihm, da ihm jeder kriegerische Zustand jetzt unerträglich geworden war, eine Unmöglichkeit, in die Nähe des Kriegsschauplatzes zu gehen; es trieb ihn nach seiner stillen Häuslichkeit zurück. Freilich gereichte ihm die Einnahme Frankfurts durch die Hessen und Preußen zur großen Freude, aber der „wünschenswerthe" Friede schien leider noch gar fern.

In Weimar ergötzte er sich an der Uebersetzung des Reineke, dessen humoristische Erhebung über das tolle Welttreiben ihn anzog, und er bespottete das Eindringen des wüsten republikanischen Gebahrens in Deutschland in seinem Bürgergeneral, welcher das Glück einer ruhigen deutschen Regierung bezeichnend hervorhebt. „In einem Lande, wo der Fürst sich vor Niemand verschließt, alle Stände billig gegen einander denken, wo Niemand gehindert ist, in seiner Art thätig zu sein, wo nützliche Einsichten und Kenntnisse allgemein verbreitet sind, da werden keine Parteien entstehen. Wir werden in der Stille dankbar sein, daß wir einen heitern Himmel über uns sehen, indeß unglückliche Gewitter unermeßliche Fluren verhageln." In Weimar wurde die heitere, auf das Glück des Friedens unter einem edlen Fürsten hindeutende Dichtung mit vollem Beifalle begrüßt, während der Dichter auf den Wunsch des Herzogs Zeuge der Belagerung von Mainz war.

Was hier vorging, war ihm freilich, menschlich genommen, sehr unerfreulich, doch tröstete er sich damit, daß es vielleicht politisch helfe. Als endlich Mainz gefallen war, trieb ihn die Unluft an dem herumschweifenden Leben und die ihm widerwärtige politische Stimmung aller Menschen nach Hause zurück, wo er einen Kreis um sich ziehen könne, in welchen außer Liebe, Kunst und Wissenschaft nichts herein könne. Auf dieser glücklichen

Insel lebte er in steter erfreuender Thätigkeit, während an der Westseite Deutschlands der Krieg seine blutige Aerndte hielt. Bei der Vorstellung des Goldonischen Lustspiels „der Krieg“ auf der im October wieder eröffneten Bühne wies Goethe in einem Prolog darauf hin, daß der jetzige „böse“ Krieg ihnen die Gegenwart ihres Fürsten raube, der ihnen Allen werth und für ihr Glück so unentbehrlich sei, woran sich der Wunsch anschloß, daß ein guter Geist ihn schützen, jedes edle Streben ihm würdig lohnen, seinen Kampf fürs Vaterland mit glücklichem Erfolge krönen möge. Die herzliche Art, wie diese Worte gesprochen wurden, entlockte den Zuschauern viele Thränen.

Noch vor dem Ende des Jahres kehrte der Herzog nach Weimar zurück, und er verließ bald darauf den preußischen Dienst, da bei der Spannung zwischen Oesterreich und Preußen ein glücklicher Ausgang des Krieges nicht zu erwarten stand. Eine Bewillkommnung des Fürsten auf dem Theater unterblieb, da anfangs der Rücktritt des Herzogs ein Geheimniß war, und man auch im Norden der Entwicklung der Dinge mit banger Spannung entgegensah. Freilich befreite der Baseler Friede, der das rechte Rheinufer preisgab, Norddeutschland von den nächsten Sorgen, aber Weimar mußte mit Kursachsen zu Oesterreich stehen. Unterdessen machten die Franzosen am Rhein und Main die beunruhigendsten Fortschritte. Seinen dringenden Wunsch nach endlicher Beruhigung der Welt sprach Goethe in seinem Märchen in den Worten aus:

Ach! warum steht der Tempel nicht am Flusse?
Ach! warum ist der Tempel nicht erbaut?

Der Dichter sollte damals nach Frankfurt reisen, um dem Herzoge vom Gange der dortigen Friedensverhandlungen zu berichten, doch ging dieser davon ab, als die Oesterreicher die Mainlinie überschritten. Daß der Herzog die französischen Ausgewanderten nicht bloß in seiner Hauptstadt, sondern auch fast überall aufnahm, erregte in den Herzogthümern um so größere Aufregung, als Oesterreichs Waffen sehr unglücklich waren. Auch der Verlust, den die Weimarer Jäger in Schwaben erlitten, betrübte das Land. Man hielt sich an die Hoffnung der von Kursachsen angestrebten Neutralität, besonders da die Franzosen zunächst die Oesterreicher im Süden verfolgten. „Thüringen und Sachsen,“ schrieb damals Goethe, „hat, so scheint es, Frist, sich zu besinnen, und das ist schon viel Glück.“ Die wirklich abgeschlossene Neutralität gewährte ihm augenblickliche Beruhigung, obgleich er sich sagen mußte, daß „das Beste nicht von Macht und Gewalt, sondern von höhern Constellationen abhänge“. Bald darauf bedauerte man freilich, daß man Oesterreich verlassen habe, als Jourdain geschlagen war und Moreau vor dem siegreichen Erzherzoge sich zurückziehen mußte. In dieser Zeit schrieb Goethe den Anfang seines, die Hoffnung auf den Frieden andeutenden, echt deutschen Gedichtes Hermann und Dorothea, in dessen Schlusse der schlichte Bürgersohn mit solcher Innigkeit seinen begeisterten Entschluß ausspricht, dem Vaterlande, sollte es vom Feinde bedrängt werden, beherzt zu Hülfe zu eilen. Der im folgenden April vorläufig geschlossene Friede kam Goethe sehr zu statten, dessen jetzt vollendetes Gedicht dadurch eine reinere Einheit gewann. Die Möglichkeit einer im vorigen Jahre durch die Zeitverhältnisse gehinderten Reise nach Italien trat wieder hervor, und wirklich gelang es Goethe, Freund Meyer in der Schweiz zu besuchen, aber statt mit diesem nach Italien zu ziehen, kehrte er zu dem ihm so lieb gewordenen, mit so vielen Banden ihn fesselnden Weimar zurück.

Hier feierte Goethe bei Gelegenheit des nächsten Geburtstages der Herzogin den nun wirklich mit Frankreich geschlossenen Frieden in dem von ihm entworfenen Maskenzuge von sechs Damen und ebensoviel Kindern. Die Hauptpersonen waren der Friede, die durch ein sich umschlingendes Paar dargestellte Eintracht, der Ackerbau (Ceres), die Fülle und die Kunst, und der Eintracht war die Hoffnung beigegeben. Freilich war ihm dieses ganze Aufzugswesen längst zuwider, doch glaubte er sich diesmal der dichterischen Belebung des Maskenzugs nicht entziehen zu dürfen, da sich ihm ein so dankbarer Stoff darbot. Er selbst spottete über die symbolischen Attribute von Pappe, goldenem und anderm Papier, Zindel und Lahn, doch hoffte er, mit der größten Pfuscherei in dem gedankenleersten Raume die zerstreuten Menschen zu einer Art von Nachdenken zu nöthigen. Das Schlimmste war, daß der beschränkte Raum des Saales nicht hinreichte, die Gestalten sich gehörig darstellen zu lassen, wogegen die verschiedenen Gruppen auf der Bühne, wo man sie ganz übersehen konnte, eine gute Wirkung hervorgebracht haben würden. Die schönen vom Frieden gesprochenen Stanzen, die allgemeinen Beifall erregten, erschienen darauf in Schillers Musenalmanach. Sie begannen:

Der lang ersehnte Friede nahet wieder,
Und alles scheint umkränzet und umlaubt;
Hier legt die Wuth die scharfen Waffen nieder,
Dem Sieger ist sogar der Helm geraubt;
Das nahe Glück erreget frohe Lieder,
Und Scherz und laute Freude sind erlaubt.

Von der Hoffnung heißt es:

In Sicherheit und Ruhe zu genießen
Und zu vergessen Alles, was es litt:
Dies ist der Wunsch, der jedes Herz belebet,
Das wieder frisch ins neue Leben strebet.

In den nächsten drei Jahren betheiligte sich Goethe nicht mehr an den Maskenzügen der Geburtstage, wenn er sich auch der Aufforderung nicht entziehen konnte, den Aufzug zum Schlusse des Jahrhunderts zu entwerfen, zu welchem er aber keine dichterische Gabe gespendet zu haben scheint, wahrscheinlich aus Mißmuth über des Herzogs Erklärung gegen alle von ihm und Schiller beabsichtigte Festlichkeiten zum Wechsel des Jahrhunderts. Er hatte sich statt der Maskenzüge eine neue dichterische Form gebildet, die des eigentlichen Festspiels, und zwar bediente er sich hierzu zunächst der antiken Masken, und als Versmaß des alten Trimeters, neben welchem jambische und trochäische Dimeter sich finden. Das erste Festspiel ward zum Geburtstag der Herzogin Mutter aufgeführt, und zwar zum letzten des Jahrhunderts. Den nahe liegenden Gedanken des Wechsels des Jahrhunderts hatte er hier ganz ins Allgemeine gewandt, indem er nur die Vereinigung der alten und neuen Zeit, die beide ihren Werth haben, darstellt, wobei am Schlusse des segensreichen Wirkens der Herzogin Mutter gedacht ward. Im Jahre 1802 ließ Goethe sich noch einmal bestimmen, die Verse zu dem mehrere Dichtarten darstellenden Maskenzug zu dichten, bei welchem der Erbprinz und die Prinzessin Caroline mitwirkten. Die im Sommer desselben Jahres stattfindende Eröffnung des neuerbauten Theaters zu Lauchstedt veranlaßte das zweite Festspiel, in welchem die Ersetzung des alten, verfallenen Theaters durch einen neuen würdigern Bau allegorisch dargestellt und zugleich die verschiedenen Arten des Dramas, mit Beziehung auf die Hauptrollen, in denen die Weimarer Schauspieler sich zu Lauchstedt Beifall erworben hatten, vorgeführt wurden. Im folgenden Jahre brachte er den ersten Theil der großen politischen Trilogie die natürliche Tochter auf die Bühne, konnte aber zu einer Fortsetzung

derselben nicht gelangen, wie er überhaupt zur dramatischen Dichtung nicht zurückzukehren vermochte; nur Pandora und ein paar Gelegenheitsdichtungen gelangten noch zur Ausführung, unter ihnen zwei politische, das Vorspiel von 1807 und des Epimenides Erwachen. Um diese Festspiele, wie um die Theaterreden, einzelne Scenen und die Dichtungen zu den Maskenzügen hat sich Herr G. von Löper eben in der ersten Abtheilung des eilften Bandes der Hempel'schen Ausgabe von Goethe's Werken durch einsichtige Textkritik, Erörterung, Erklärung, wie durch Mittheilung von bisher unbekannten Briefen, Programmen und Einzelheiten ein bedeutendes Verdienst erworben.

Preußen hatte sich im Dezember 1805 zu einem Vertrage mit Frankreich entschließen müssen, in welchem ihm Hannover zufiel, während Oesterreich im Frieden zu Preßburg schwere Verluste erlitt. Goethe benutzte den nächsten Geburtstag der Herzogin, um auf der Bühne die Hoffnung auf einen dauernden Frieden aussprechen zu lassen. Er selbst berichtet uns, dieser Festtag sei auf dem Theater zwar pomphaft genug, aber doch mit unerfreulichen Vorahnungen gefeiert worden; das unvergleichliche Trompeter-Corps des durch Weimar ziehenden Regiments Owstien habe sich in einem Halbkreis zum Willkommen aufgestellt und, nachdem es Proben seiner außerordentlichen Geschicklichkeit gegeben, zuletzt ein von ihm nach der Melodie des englischen Volksliedes: God save the king, gedichtetes Lied begleitet. Henriette von Knebel spricht von einem Vorspiel auf dem Theater, wozu Goethe die Verse gemacht habe, die nach jener englischen Melodie von den Zuschauern gesungen und von fünfzehn Trompetern begleitet worden seien. Nachdem die Herzogin ehrerbietig begrüßt worden, deutet das Lied auf die Nähe des allgemeinen Friedensfestes mit einer Beziehung auf Hermann und Dorothea, wo der Vater wünscht, sein Hermann möge an dem Tage getraut werden,

wenn das Fest, das lang erwünschte, gefeiert
Wird, in unserer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel
Und die Trompete schmettert, das hohe Te Deum begleitend.

Schon heilen sich die Wunden, schon theilen sich die Wolken, so daß man freudig den heutigen Tag feiern kann, zu welchem auch die scheidenden Krieger durch diesen herrlichen Trompetenchor ihren Zoll darbringen. In „Heil dir! der Bürger siegt" sieht von Löper eine Hindeutung auf das seit 1793 gesungene preußische Volkslied. Goethe deutete hier die Hoffnung auf eine baldige Ordnung der deutschen Angelegenheiten an. Diese sollte leider auf die unerwünschteste Weise erfolgen, da ein unter Napoleons Oberherrschaft stehender sogenannter Rheinbund an die Stelle des aufgelösten Reiches trat und das durch die Verhöhnung deutscher Freiheit und Macht aufgeregte, seine Kraft überschätzende Preußen arg niedergeworfen ward. Das vom stolzen Sieger überflutete Weimar, dessen Herzog in echt deutscher Gesinnung sich Preußen angeschlossen hatte, wurde nach schrecklichen Leiden nur durch die Geistesgegenwart und den edel beherzten Muth der Herzogin vor völligem Untergang gerettet. Der Herzog mußte sich dem Rheinbunde mit schwerem Herzen anschließen. Seine Rückkehr konnte, wie sehr man sich dieser auch freute, unter den drückenden Verhältnissen nicht festlich gefeiert werden. Bald darauf betrauerte das Land den Verlust der Herzogin Mutter. Die Theaterlust war in Weimar so geschwunden, daß Goethe diesmal vor der Zeit die Vorstellungen abbrechen mußte, doch frisch gefaßt, griff er zum kühnen Entschlusse, diesmal seine Schauspieler auf einige Zeit zu Leipzig in klassischen Stücken auftreten zu lassen, wozu er einen am 24. Mai gesprochenen Prolog schrieb, der mit den Worten schloß:

Ihr gebt uns Muth, wir wollen Freude geben,
Und so gewinnt in dieses Raums Bezirk
Gemüth und Geist und Sinn, befreit, erhöht,
Was uns von außen fehlt, erwünschten Frieden.

England.

Rud. Gneist: Selfgovernment, Communalverfassung und Verwaltungs-Gerichte. *)

I.

Theorie und Geschichte.

In einem Augenblick, in welchem die Umgestaltung unserer inneren Verwaltung unsere Aufmerksamkeit vorzüglich in Anspruch nimmt halten wir es für besonders angebracht, den Blick denkender Leser auf das vor Kurzem in dritter Auflage erschienene, umgearbeitete und in Einen Band zusammengezogene Werk Gneist's über das englische Selfgovernment hinzulenken, um aus diesem reichen Born gewichtsamer Betrachtungen und Schlüsse Belehrung zu schöpfen über die innere Verfassung und Entwickelung eines uns nahe verwandten Stammes, über die wohlthätigen Momente dieser Verfassung, die die segensvolle Entwickelung des englischen Gemeinwesens herbeigeführt haben, über die Mängel endlich, die zu groben Mißbräuchen gesteigert, im Verlaufe dieses Jahrhunderts eine Reformgesetzgebung von Grund aus ernöthigt und im Verein mit der Umgestaltung der modernen Gesellschaft einen Zustand herbeigeführt haben, der als ein Uebergangsstadium bezeichnet werden muß, und dessen Endergebniß sich heute als ein kaum übersehbares, in der Form drohendes hinstellt.

Wir heben gleich hier im Eingange das auch vom Verfasser wieder und immer wieder betonte Moment hervor, daß es durchaus nicht die Aufgabe deutscher Länder sei und sein solle, durch getreue Uebertragung des englischen Selfgovernment etwa dieselben Wirkungen, dieselbe Entwickelung wie dort herbeiführen zu wollen. Deutsche Länder, mit einer ihnen eigenthümlichen und mannigfach variirten, inneren Entwickelung, mit einer aus ihrem Boden entsprossenen, auf ihrem Boden gestalteten Gesellschaft bilden eben einen Organismus für sich. Dennoch ist die mögliche Einwirkung des englischen Selfgovernment auf diese besondern Gestaltungen eben mit Berücksichtigung ihrer Besonderheiten nicht zu unterschätzen, in manchen Beziehungen sogar von fundamentaler Wichtigkeit.

Es kann und soll hier nicht unsere Aufgabe sein, eine genaue Analyse dieses an Material überreichen, von tief eindringender Erkenntniß der gesammten Zustände englischen Lebens zeugenden Gneist'schen Werkes zu geben; wir wollen nur anregend auf eine möglichst weit verbreitete Lektüre desselben hinwirken und beschränken uns daher darauf, seinen Gang und seine Eintheilung in kurzen Umrissen anzugeben und zugleich die charakteristischen Momente hervorzuheben, die dieses Werk von ähnlichen seiner Art unterscheiden.

Zunächst sei bemerkt, daß die Veranlassung zur Abfassung eines solchen Werkes für Gneist, der gänzliche Mangel einer

*) Dritte, umgearbeitete Auflage in einem Bande. Berlin, 1871, Jul. Springer.

guten und vollständigen englischen Verwaltungsgeschichte, sowohl in der englischen, wie in den fremden Literaturen gewesen ist. Diesem schwerwiegenden und auch für die zeitgemäße Fortbildung des Selfgovernment selbst verhängnißvollen Mangel fühlte sich Gneist, der fremde Forscher und Gelehrte, veranlaßt, abzuhelfen und Niemand wird wohl wagen, gerade ihm den Beruf zu einem solchen Werke abzusprechen, nachdem er durch fast dreißigjährige, hervorragende Thätigkeit auf diesem speziellen Gebiete die nöthigen Vorkenntnisse und Materialien in überreichem Maaße gesammelt hatte.

Wie mangelhaft dieses Gebiet der englischen Literatur bisher bestellt war, leuchtet am besten aus der Thatsache hervor, daß die beiden einzigen, umfassenderen Darstellungen, die Gneist seiner eigenen mit zu Grunde legen konnte, die vor hundert Jahren erschienenen, augenblicklich ganz unzureichenden Institutionen des englischen Rechts von Blackstone und Burn's Compilation The justice of the peace (der Friedensrichter) waren. Und auch diese beiden Arbeiten hatten es nicht verstanden, die englische Verfassung und Verwaltung von einem höheren Gesichtspunkte aus, als ein einheitlich-organisches Gebilde aufzufassen und ihren besonderen Gegenstand demgemäß darzustellen. Erst dem Fremden, unserm Landsmanne Gneist, war es vorbehalten, vielleicht begünstigt durch die perspektivische Ferne, aus der ihm eben als Fremden, die englische Verfassung plastisch sich darstellte, eine allumfassende, vom Allgemeinen zum Einzelnen herab und wiederum von diesem zu jenem hinaufsteigende Darstellung zu liefern, als welche sein „Englisches Selfgovernment" uns heutzutage vorliegt.

Und eben aus dieser universellen Auffassung seines Gegenstandes ergab sich für den Verfasser beim Schlusse der einzelnen Abschnitte Gelegenheit, in anhangsweisen Bemerkungen Seitenblicke auf die gleichzeitige Gestaltung französischer und deutscher Verhältnisse zu werfen und so, ohne Beeinträchtigung der Einheit seiner Darstellung, dennoch ein über England selbst hinaus sich erstreckendes, ein über ganz Europa hin verbreitetes, aufmerksames Publikum sich zu schaffen.

Das ganze Werk zerfällt in vier Bücher, deren erstes die Grundlagen und Elemente des englischen Selfgovernment, das zweite das Grundsystem des obrigkeitlichen Selfgovernment, das folgende das Grundsystem der wirthschaftlichen Selbstverwaltung, das vierte endlich die anwendbaren Grundsätze des Selfgovernment behandelt.

Das erste dieser vier Bücher zerfällt seinerseits in drei Unterabtheilungen, deren erste die historischen Grundlagen des Selfgovernment in chronologischer Entwickelung bis auf den heutigen Tag bietet, das zweite die Bezirke und Aemter des Selfgovernment aufzählt, also die nöthigen Aufklärungen über Entstehung und Gestaltung von Grafschaft (shire), Hundertschaft (hundred) und Ortschaft (tithing) giebt, sowie des jetzt antiquirten Amtes des Sheriffs, des Coroners, des Friedensrichters, des Constables, des Wege-, Kirchen-, Armen-Aufsehers, des Lord-Lieutenants endlich, Vorstehers der Grafschaftsmiliz und des in Folge der Reform eingetretenen, neuen Systems der Gemeinde-Repräsentation. Das dritte Kapitel endlich giebt eine übersichtlich und nach innerem Prinzipe geordnete Darstellung des Communal-Steuer-Systems.

Von den fünf Kapiteln des zweiten Buches behandelt das erste den Antheil der Grafschaft an der Verwaltung der Civiljustiz (durch Sheriff und Civiljury), das zweite die Strafjustiz und Polizeiverwaltung der Grafschaft, d. i. den Ressort der Friedensrichter, ihre Thätigkeit, ihre Sitzungen, ihre Competenz, ihre amtliche Stellung, sowie sämmtliche ihnen untergebene Unterbeamte der Grafschafts-Verwaltung und Justiz und die Bedeutung und die Zusammensetzung der Geschwornen-Körper, Anklage- und Urtheils-Jury. Das dritte Kapitel behandelt die Miliz-Verfassung und die militärische Verwaltungs-Jurisdiktion und giebt neben einer historischen Darstellung dieser Verfassung, auch ein Bild der neuen Entwickelung des voluntarism (Freiwilligen-Corps) und der Entstehung eines stehenden Heers. Das darauf folgende Kapitel behandelt den Antheil der Grafschaft an der Einschätzung und Erhebung der direkten Staats- und Communalsteuern, wobei das Wesen und die Ursache der Zugrundelegung der Armensteuer, sowie die Reform des Jahres 1834 ausführlich erörtert werden. Das letzte Kapitel des Buchs endlich giebt einen historischen Ueberblick über den Entwickelungsgang der Stadtverfassungen, die Reform des Jahres 1835 und eine Darstellung der concurrirenden, staatlichen, landschaftlichen und städtischen Elemente in dieser Verwaltung.

Die fünf Kapitel des dritten Buches behandeln nacheinander die Verfassung des Kirchspiels, des kleinsten Ortsverbandes, die Communal-Armenverwaltung, diese größte in neuerer Zeit ins Unendliche anwachsende Last der englischen Gemeinden, die neuen Communaleinrichtungen der Gesundheits- und Baupolizei, die Communalwege-Verwaltung und zuletzt die ergänzenden Momente aus dem Corporationsrechte.

Das vierte und letzte Buch von den anwendbaren Grundsätzen des Selfgovernment giebt gleichsam ein Resumé der bisherigen theoretischen Erörterungen und historischen Entwickelungen und eine Nutzanwendung für die Gegenwart und die augenblicklichen Einrichtungen. Es zerfällt demgemäß in zwei Abschnitte, deren erster, das bisherige System des obrigkeitlichen Selfgovernment, noch einmal erschöpfend zusammenfaßt, während der zweite die Kehrseite, nämlich das System der Lokalvertretung und der wirthschaftlichen Selbstverwaltung reproducirt, um schließlich die grundverschiedenen Elemente der neuen Gesellschaft, denen der alten gegenüberzustellen und den daraus mit Nothwendigkeit hervorgegangenen, verhängnißvollen Zwiespalt der Parlamentsverfassung zu erörtern.

Dies in großen Zügen ein Bild von dem Inhalt dieses erschöpfenden Werkes, und wenn dasselbe auch keine klare Einsicht in die Art der Behandlung gegeben haben sollte, so wird doch das Eine für jeden verständlich daraus entnommen werden können, daß wir es hier mit einem Werke zu thun haben, das aus eingehendster Forschung und genauester Vertrautheit mit allen einschlägigen Verhältnissen erwachsen und dessen Studium, für Jeden, der es in die Hand nimmt, nutzbringend sein muß.

Wir können uns hier, wie schon erwähnt, nicht auf eine eingehende Besprechung aller Theile des Werkes einlassen; nur sei es uns verstattet einzelne Abschnitte, die auch ein größeres Publikum interessiren, und ohne Vorstudien verständlich sind, besonders Theile des ersten und vierten Buches der historischen Darstellung des Selfgovernment und seiner Nutzanwendung auf die Gegenwart hier zu berühren.

Nachdem Gneist die feudale Umgestaltung des englischen Gemeinwesens in Folge der normannischen Eroberung, die ersten, großen ständischen Errungenschaften (Magna Charta) in Folge der Mißregierung Johanns besprochen, erörtert er diese ständische Entwickelung in dem 13. bis Ende des 15. Jahrhunderts „der reichsständischen Zeit." So erfolgt besonders seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts eine nothwendige und naturgemäße Scheidung und Auseinandersetzung der beiden Häuser der ständischen Vertretung; die Commons beanspruchen den Vortritt bei den Steuerbewilligungen, da aus ihrer Tasche die größten Summen

in die Steuerkasse des Königs fließen. Dem Reichsrath (den lords) als ständigem Körper verbleiben die richterlichen Funktionen. Seine Stellung zum Könige, die Macht seines großen Grundbesitzes geben ihm auch die überwiegende Stellung bei Verhandlungen über allgemeine Reichsangelegenheiten. — In der Gesetzgebung wiederum wird aus dem Petitionsrecht der Commons ein Zustimmungsrecht, das mit dem Ende des 15. Jahrhunderts als gleichberechtigter Faktor der Gesetzgebung auftritt.

„So hat im Verlauf von zwei Jahrhunderten das Haus der Communalverbände seine Gleichstellung mit dem Oberhaus und gemeinsam mit diesem die parlamentarischen Grundrechte in Gesetzgebung, Steuerbewilligung und Landesbeschwerden erlangt."

Während der Unruhen und Bewegungen dieser gewaltthätigen, reichsständischen Periode, der eigentlichen Blüthe der großen Adelsgeschlechter und der schonungslosesten Unterdrückungszeit der großen Massen des Volkes, deren Rechte von Niemanden auf den Parlaments-Versammlungen vertreten und wahrgenommen wurden, während dieser Zeiten machte sich ein dringendes Bedürfniß geltend, angesehene Lokalcommissarien zur Verhütung bevorstehender, zur Untersuchung ausgebrochner Unruhen und mit summarischer Strafgewalt ausgestattet, zu ernennen.

Streitig blieb indeß lange Zeit die Art der Zusammensetzung und Creirung solcher lokalen Gewalten, indem nämlich die großen Herren selbstverständlich auf eine Wahl aus ihrer eigenen Mitte dringen, während die Krone ihrerseits auf einer Ernennung von Rechtsverständigen beharrt. Endlich, im J. 1360, geht aus einem Kompromiß beider entgegengesetzten Bestrebungen die Ernennung einer gemischten Commission in jeder Grafschaft hervor, bestehend aus einem Lord, drei oder vier der angesehensten Grundbesitzer der Grafschaft und einigen Rechtsgelehrten. Dieses Collegium der Friedensrichter wird mit doppelten Befugnissen ausgestattet.

1) „Als Polizeiherren, Friedensstörer zu verhaften, von Uebelberüchtigten sich Friedensbürgschaft bestellen zu lassen, in gewissen Fällen den Thatbestand festzustellen und den Geständigen summarisch abzustrafen."

2) „Periodisch als Collegien zusammenzutreten und mit einer Anklage- und Urtheils-Jury die ordentliche Strafjustiz zu üben, concurrirend mit den Assisen der Reichsrichter. So beginnt das Amt der Friedensrichter, welches, als Hauptamt der Grafschaft, von da an in einer stetig aufsteigenden Richtung bleibt."

So gliedert sich denn am Schluß dieser Periode die ständische, englische Staatsverfassung in drei Stufen übereinander, Haus der Commons, Oberhaus und Staatsrath (privy council), ebenso wie die lokale Ortsverwaltung die Theilung in Ortsverband, Stadt und Grafschaft bewahrt:

„Die Selbstthätigkeit der besitzenden Klassen in der Arbeit des öffentlichen Lebens ist das Lebensprinzip der Parlamentsverfassung."

Auf diese durchaus nicht immer sanfte und friedliche, jedoch mit den größten Anstrengungen Aller und zur Zufriedenheit aller Betheiligten errungene Verfassung zurückblickend, konnte Gneist dann in der That mit einer an die Besprechung des römischen Staatswesens anklingenden Wendung ausrufen:

„Diese Erziehung der Nation für den Staat hat die Größe Englands bewirkt. Das Einzelne daran ist einförmig, nüchtern und ernst wie im altrömischen Leben: weit entfernt von den glänzenden Bildern, die durch Montesquieu und Delolme einst verbreitet wurden. Aber diese einförmigen Institutionen sind fest und nachhaltig und in der Prüfung durch große Aufgaben zeigen sie den ganzen Schwung und die Größe einer freien Nation."

Belgien.

Die germanische Sprachfrage in der belgischen Abgeordneten-Kammer.

Unter dieser Ueberschrift findet sich in der vortrefflich redigirten, in französischer Sprache geschriebenen Brüsseler Zeitschrift „La Discussion" vom 24. Dezember folgende, für das belgische Land mit seiner zweifachen Nationalität überaus charakteristische Betrachtung:

„Wer hätte wohl vor einigen Jahren, als man nicht Spott und Mißachtung genug gegen die arme vlamische Bewegung zu finden vermochte, vorhergesehen, daß eines Tages in der Abgeordneten-Kammer ein Wallone, Herr Sainctelette, auftreten und den Muth haben würde, zu sagen: „„daß man die Wallonen auf die Bahn der germanischen Sprachen, die zu betreten sie sich so schwer entschließen, mit aller Gewalt hindrängen müsse?"" Wer hätte damals geglaubt, daß ein Wallone das Studium der Sprachen „„jener Völker, die heutzutage an der Spitze der Civilisation vorschreiten,"" öffentlich anpreisen werde?

„Welches Zetergeschrei wäre erhoben worden, wenn damals Jemand gewagt hätte, zu behaupten: „„daß von Berlin uns das Licht kömmt?""

„Gleichwohl ist dies damals schon eben so wahr gewesen, als jetzt; aber Dank unserer vollständigen Unkenntniß neuerer, fremder Sprachen, Dank der lächerlichen Ueberhebung französischer Ideen, waren die Deutschen und die Engländer uns fast ebenso unbekannt, als die Chinesen. Es hat der Schwertstreiche von Sadowa und Sedan bedurft, um die Binde zu zerreißen, die unsere Augen bedeckte. Halten wir darauf, daß sie uns niemals wieder angelegt werde!

„Zu feierlicher Abstimmung hat unsere Abgeordneten-Kammer gestern beschlossen, daß die Kenntniß der germanischen Sprachen fortan einen Anspruch auf das Reisestipendium der Staats-Universitäten verleihen soll.

„Wir hoffen, daß es dabei nicht bleiben werde und daß dies nur der erste Schritt zur Reorganisation unseres ganzen neueren Sprachunterrichts sei. Mit Recht sagte Herr Pirmez, wie wir es in den Spalten dieser Zeitschrift schon oft dargethan: „„Man sieht es als eine dringende Nothwendigkeit ein, das alte Rom in allen seinen Details, seinen Senat, seine Consulen, seine Gerichtshöfe ꝛc., zu kennen, aber es ist uns gleichgiltig, daß wir von den Institutionen zweier großen Völker nichts wissen, die dicht vor unseren Thoren wohnen! Todte Sprachen müssen wir studiren, aber um die lebenden Sprachen der Nationen, mit welchen wir täglich in Verbindung stehen, kümmern wir uns nicht!""

„Ein Hauptgrund unserer wissenschaftlichen Inferiorität, der Hemmschuh aller unserer Geistesanstrengungen, ist die Unkenntniß der germanischen Sprachen. Die fortdauernd in dieser produktiven und überlegenen Welt der Intelligenz publizirten großen Arbeiten bleiben uns unbekannt. Wir bedürfen der Uebersetzungen und, wie Herr Sainctelette bemerkte, „„in Belgien ist es sogar sehr schwer, eine gewisse Anzahl von Personen zu finden, die, wenn die betreffenden wichtigen Werke in deutscher oder in englischer Sprache geschrieben sind, damit einverstanden, daß man sie übersetze"".

„Uebrigens würden auch Uebersetzungen allein niemals genügen, uns mit einer so bedeutenden, wissenschaftlichen und literarischen Bewegung, wie die der germanischen Länder, in voll-

ständige Verbindung zu bringen. Wenn wir uns daher mit dem Amendement der Herren Pirmez und Sainctelette ganz einverstanden erklären, so geschieht es hauptsächlich, weil wir es als ein Präcedens auf der Bahn gründlichster Reformen und als „eine Hinweisung auf das Ziel, das unser öffentlicher Unterricht fortan im Auge behalten muß,““ ansehen.

„Dieses Ziel besteht darin, daß wir von den französischen Ideen emancipirt werden, daß wir unsere Leiter und Mitstrebenden bei jenen beiden großen Völkern unserer Rasse: den Engländern und den Deutschen, suchen. „„Es ist hohe Zeit,““ sagte gestern Herr Pirmez, „„daß wir den Manieren und Sitten entsagen, die wir den Franzosen abgelernt und die so verhängnißvoll für unser Land geworden sind““. Und Herr Sainctelette fügte hinzu: „„Wir müssen jener bei uns vorherrschenden Meinung entgegen arbeiten, daß es nichts Gutes außerhalb Frankreichs gebe““.

„Die Zeit drängt übrigens. Bei dem größten Theile der europäischen Nationen bereiten sich in diesem Augenblicke große Umgestaltungen vor. Fast alle sind im Begriff, von ihren Schultern das gallische Gewand abzuschütteln, das ihnen die schwere Hand des ersten Napoleon umgehängt. Namentlich ist Italien erwacht und sonnt sich in den Strahlen der englisch-deutschen Wissenschaft, um seinen Unterricht und seine französirte Gesetzgebung in einem Sinne zu reformiren, der seinem Nationalgenius und dem fortgeschrittenen Zeitgeiste mehr entspricht. Ist doch sogar der Abgeordnete Thonissen so weit gegangen, zu verlangen, daß auch die italiänische Sprache zu denjenigen fremden Idiomen gezählt werde, durch deren Kenntniß man ein Universitäts-Stipendium erlangt. Theilen wir auch sonst die Ansichten dieses (klerikalen) Abgeordneten über Italien nicht, so muß doch anerkannt werden, daß in diesem Lande jetzt eine große geistige und antifranzösische Bewegung stattfinde.“

Holland.

Die holländische Nordpolar-Expedition von 1596 in einem Epos von Tollens.*)

Von dem norwegischen Walfischjäger, Cap. Carlsen, sind kürzlich im sogenannten „Eishafen“ von Nowaja-Semlä, hermetisch von Eis bedeckt, die Trümmer des hölzernen Hauses aufgefunden worden, welches die dorthin verschlagene holländische Expedition unter Barends und Heemskerk im Winter von 1596—1597 bewohnt hatte. Daneben fanden sich auch noch zahlreiche Gegenstände, die den holländischen Seeleuten gehört hatten, wie Schwerter, Lanzen, Hellebarden, eine Flöte, eine Uhr ꝛc., auch einige Bücher, worunter Mendoza's Beschreibung von China, welche Gegenstände die Holländer hatten zurücklassen müssen, weil sie auf der kleinen Schaluppe, mit welcher sich die Schiffbrüchigen im Sommer 1597 auf das eisfreie Meer hinauswagten, keinen Platz fanden. Mit ihrer Schaluppe sind die halb erfrorenen und verhungerten Männer, die von der Expedition übrig geblieben waren, — auch Barends war kurz vor der Einschiffung gestorben — in das Weiße Meer und darauf glücklich nach Cola, einer Hafenstadt Lapplands, gelangt, wo sie zufällig das andere, zur holländischen Expedition gehörende Fahrzeug, geführt von Cap. Rijp, das sich dorthin geflüchtet hatte, noch fanden, mit welchem sie dann nach ihrem Vaterlande heimkehrten, das die kühnen Seefahrer mit Jubel empfing und sie für die überstandenen Gefahren und Mühseligkeiten reichlich belohnte.

Diese Robinsonade in den Eisregionen des Nordens hat sich lange in den Traditionen und Geschichtserzählungen des kleinen, aber tapferen, seefahrenden Volkes erhalten. Der beliebte niederländische Dichter Hendrik Tollens (geb. 1780, gest. 1856) hat die Ueberwinterung von Barends und Heemskerk auf Nowaja-Semlä zum Gegenstand eines kleinen Epos gemacht, das gleich bei seinem ersten Erscheinen (1819) einen außerordentlichen Erfolg hatte und von der „Holländischen Gesellschaft für schöne Künste und Wissenschaften“ mit ihrer goldenen Preismedaille gekrönt wurde. Es ist seitdem ein beliebtes Poem des niederländischen Volkes geblieben.

Gegenwärtig ist die Tollens'sche Dichtung von Herrn Albert Haeger, einem in Amsterdam lebenden Deutschen, übersetzt worden, und zwar im Versmaße des Originales, in Alexandrinern, welche Versart uns, so wenig wir sie sonst auch lieben, doch in der niederländischen Dichtung als ein nicht unangemessener, poetischer Ausdruck erscheint. Wir geben hier die Stelle wieder, in welcher der Dichter die Rückkehr des Tageslichts schildert, das länger als sechs Monat den in finsterer Nacht und im Schnee und Eis begrabenen Schiffbrüchigen nicht geleuchtet hatte:

Nun war das Maaß gefüllt, die Noth zuhöchst gestiegen:
Da lag ihr Führer todt, die kalten Lippen schwiegen.
Kein einzig Trosteswort, das er so oftmals sprach,
Kam mehr aus seinem Mund — jetzt wo's an Trost gebrach —
Mit Wehmut sehen sie die Leiche auf dem Schragen,
Und keine Rettung tagt, wie sie auch jammernd klagen.
Schon fehlt dem kalten Herd das Feuer, Span und Block,
Schon bleibt so leer der Tisch, schlägt auch die Mittagsglock';
Schon ist das Faß verbrannt, in dem das junge Fleisch gelegen,
Es lacht dem matten Aug' kein Morgenlicht entgegen!
Noch bleibt es ringsum Nacht; die Angst, die sie befängt,
Verdoppelt noch die Noth, die immer schwerer drängt.
Die Hoffnung flieht, Verzweiflung nagt am Leben,
Man ringt die Hände wund, die bleichen Lippen beben.
Durch Frost und Hungersnoth in gräßlichem Verein
Geht mancher wackre Mann zum ewgen Leben ein.
Schon ist die Stunde nah, sie macht die Stärksten beben,
Daß Einer — wer, o Gott! — wird Alle überleben,
Wird einsam kämpfen hier mit allerherbster Noth.
Ach mit erhobner Hand fleht Jeder um den Tod!
Schon war gereift der Plan — sollt' alle Hoffnung fliehen —
Zunächst wer sterben soll, im Kreis das Loos zu ziehen;
Der Loostopf war bereit — nur kurze Zeit verrann —
Da plötzlich bricht im Ost das bleiche Taglicht an!
Sie sehn es, reißen schnell des Daches Luke nieder
Und starren — Ja, Gott Dank! der Morgen dämmert wieder,
Die Nacht entschwindet bald, wenngleich sie zögernd geht;
Sie jauchzen jubelnd auf und stammeln ein Gebet.

Sie graben sich mit Hülfe des Tageslichtes zu ihrem Boote hin, daß sie nach dem Weißen Meere trägt, wo sie an Lapplands Küste unerwartet die Flagge des geliebten Niederland an eines einsamen Schiffes Mast erblicken. In ergreifender Weise hat der Dichter diese Scene und die Rückkehr der im Vaterlande längst für todt gehaltenen kühnen Seefahrer geschildert.

Manches in dieser Schilderung erinnert an die Schicksale, die schweren Leiden und die noch wunderbarere Rettung der wackeren deutschen Männer der „Hansa“, die im Winter 1869—1870 sieben Monate lang im Eis-Meere, nachdem dieses Schiff gescheitert war

*) Die Ueberwinterung auf Nova Sembla. Gedicht von H. Tollens. Aus dem Holländischen übersetzt von Albert Haeger. Amsterdam, Gebrüder Binger, 1871.

östlich von Grönland auf einer schwimmenden Eisscholle lagerten, welche letztere nach einiger Zeit unter ihren Füßen barst, so daß ihr darauf errichtetes dürftiges Haus zusammenbrach und sie nun auf der kleineren Hälfte der schwimmenden Eisscholle ein neues sich zimmern mußten. Ueber die Schneewüste hinweg zogen sie dann ihr Boot, nach Art eines Schlittens, in südlicher Richtung bis nach Friedrichsthal, wo deutsche und dänische Missionäre Grönlands sie freundlich aufnahmen und ihnen Gelegenheit zur Heimkehr nach Deutschland verschafften.*) Auch diese Männer verdienen, von ihrem Vaterlande geehrt und für ihre Leiden ebenso schadlos gehalten zu werden, wie es die holländischen Nordpolfahrer von 1696 wurden. Auch ein deutscher Dichter sollte es sich zur Aufgabe machen, die „Hansa" und ihre wackere Mannschaft in würdiger Weise zu besingen.

*) Vgl. Prof. Dr. Gustav Laube's „Reise der Hansa ins nördliche Eismeer. Reisebriefe und Erinnerungsblätter." Prag, Calve, 1871. (103 S. und 4 Beilagen.)

Frankreich.

Die Franzosen und die heutige Naturwissenschaft.

Herr Charles Martins knüpft in der R. d. d. Mondes vom 15. Dezember an das Buch des Herrn Professor Häckel in Jena „Natürliche Schöpfungsgeschichte" (Leipzig 1870) Betrachtungen über den Darwinismus, über die angeblich ersten und ursprünglichen Formen der organischen Schöpfung und über die chronologische Aufeinanderfolge der Thiere, mit Einschluß des Menschen und der Pflanzen, auf der Erde. Herr Martins ist ein uneingeschränkter Bewunderer Darwins, und nach dem Vorgange von Häckel und Karl Vogt nimmt er an, daß die wissenschaftliche Welt Deutschlands mit der Theorie Darwins über den Ursprung des Menschen einverstanden sei. Wir haben nicht nöthig, dies unseren Lesern als einen Irrthum zu bezeichnen, da ihnen hinreichend bekannt ist, daß den Ansichten der Herren Häckel und Vogt in Deutschland die einer großen Anzahl viel bedeutenderer, wissenschaftlicher Autoritäten entgegenstehen. Es ist inzwischen nicht uninteressant, wahrzunehmen, wie der französische Essayist auch diese Gelegenheit ergreift, den Franzosen deutlich zu machen, daß sie im Laufe der letzten Jahrzehnde in der Wissenschaft, wie im nationalen Leben, gegen Deutsche und Engländer zurückgeblieben sind, und wir theilen in dieser Beziehung die folgende Stelle aus der Darwin-Häckelschen Apologie mit:

„Warum, frage ich, findet sich unter den Autoren, die in den letzten Jahrzehnden über die natürliche Schöpfungsgeschichte geschrieben, unter den Darwin, Wallace, Huxley, Carpenter, Häckel und Joseph Hooker, deren Arbeiten in dem Werke Häckel's genannt sind, kein einziger französischer Name? Vor vierzig Jahren gehörten die anerkanntesten Meister in den physikalischen und anderen Naturwissenschaften beinah sämmtlich Frankreich an. Das Museum der Naturgeschichte von Paris war die erste wissenschaftliche Anstalt der Welt. Die Ausländer strömten hierher, um sich zu unterrichten, um Ideen zu sammeln und die in ihrer Heimat begonnenen Arbeiten dadurch zu vervollständigen. Alles dies lebt nur noch in der Erinnerung. Wir befinden uns nicht mehr an der Spitze der glorreichen Phalanx der Naturforscher. Engländer und Deutsche haben uns den Rang abgelaufen: sie sind in neue Bahnen eingetreten, während wir noch auf den alten uns bewegen. Wir ergreifen nicht mehr die Initiative, sind nicht mehr die Pioniere der Wissenschaft; an unsere Stelle sind Andere getreten. Diese unsere Entthronung ist mehrfachen Ursachen zuzuschreiben. Die erste ist der Mangel an materiellen Mitteln, ohne welche jede Arbeit in der Physik, Chemie, Geologie, Botanik und Zoologie etwas rein Unmögliches ist. Während in Deutschland die Sorgfalt der Regierungen und der städtischen Verwaltungen nicht aufhört, die Arbeiten der Professoren und der Studirenden der zahlreichen Universitäten zu fördern, ist diesen Studien gegenüber in Frankreich der Staat gleichgiltig oder geradezu feindselig; gleichgiltig aus Unwissenheit und feindselig in der vorgefaßten Meinung, daß die positiven Wissenschaften den katholischen Glauben erschüttern, dessen autorativen Geist man als günstig für die Erhaltung der politischen Macht betrachtet.

„Die Deutschen sind demzufolge besser ausgerüstet, besser mit Werkzeugen versehen, als wir. Wie auf den Schlachtfeldern, haben sie uns in der Wissenschaft durch ihre Anzahl, durch die Ueberlegenheit ihrer Organisation und durch ihren, wenn auch nicht gründlicheren, doch mindestens allgemeiner verbreiteten Unterricht besiegt. Wie sollten unter solchen Verhältnissen die viel weniger zahlreichen französischen Gelehrten mit Erfolg gegen die deutschen kämpfen können? Weder an Intelligenz, noch an Eifer fehlt es bei uns, denn ungeachtet unserer numerischen Inferiorität kämpfen wir noch, und es ist noch nicht lange her, daß die Deutschen keine Namen aufzustellen vermochten, die mit denen der genialen Männer vergleichbar waren, welche die Wege der Wissenschaft bahnten, auf denen sie sich jetzt bewegen. Gleichwohl ist unsere jetzige Untergeordnetheit zweifellos, und es wäre kindisch und gefährlich, sie zu leugnen.

„Wenn sich der Staat und die städtischen Verwaltungen Frankreichs fortan verständigen, um unsere wissenschaftlichen Anstalten wieder zu heben, zu kräftigen und zu verbessern, wenn der fleißige Gelehrte in seinen Arbeiten aufgemuntert wird, dann wird sich auch sehr bald die Gestalt der Dinge ändern, allerdings unter zwei Bedingungen. Zunächst müssen wir uns eines der unentbehrlichsten Instrumente der geistigen Arbeit erwerben: die Kenntniß der fremden Sprachen. Fast alle deutschen Gelehrten sind im Stande, ein französisches oder englisches Buch zu lesen; ein großer Theil spricht und schreibt diese beiden Sprachen, so daß sie mit ihren französischen und englischen Fachgenossen correspondiren können. In Frankreich ist davon keine Rede; viele sonst sehr unterrichtete Männer sind nicht im Stande, von den Arbeiten, die im Auslande in ihren Fächern erscheinen und die für sie vom höchsten Interesse sind, gleichzeitig Kenntniß zu nehmen. Um sich darüber zu unterrichten, bedürften sie der Uebersetzungen, die sie abwarten müssen. Es ist dies eine beklagenswerthe Lücke in unserer Erziehung, die zum Theil auch auf einer andern Nationalschwäche beruht: auf unserem Festkleben an der Heimat. Der Franzose bleibt in Frankreich, der Pariser in Paris; er verreist höchstens einmal in den Ferien auf einige Wochen, um sich zu zerstreuen. Sehr selten geht er außerhalb Landes, um sich zu unterrichten, oder um die wissenschaftlichen Institutionen der Nachbarländer zu studiren und mit den Gelehrten des Auslandes, deren Namen täglich durch zeitgenössische Publicationen kund werden, in persönliche Berührung zu treten. Wenn die Franzosen zu diesem Zweck in's Ausland gingen, wenn sie in Deutschland oder England sich umschauen wollten, so würden sie die deutsche oder englische Wissenschaft de visu kennen lernen und

nach ihrer Rückkehr deutsch oder englisch vollkommen verstehen, ein doppelter Gewinn, den die Ausländer seit langer Zeit aus den Reisen zu ziehen wissen, die sie zu uns machen und die wir durch keinen Gegenbesuch erwiedern.

„Entschlossen wollen wir daher mit unseren altfränkischen Gewohnheiten brechen, unser berechtigtes Rachegefühl unterdrücken und vielmehr unser Seelenleben veredeln! Mögen wir fortan die Wissenschaft als einen gemeinsamen Schatz der gesammten Menschheit betrachten und sie in allen ihren Erscheinungen gründlich studiren. Machen wir nicht mehr alle Deutsche solidarisch verantwortlich für die Gewalt und die Härte einer militärischen Aristokratie, die den Krieg ausbeutet (!) wie der Arbeiter sein Feld, und sich durch Plünderungen bereichert (!!) wie der Kaufmann durch den Handel. Beklagen wir jene Tausende von Bürgern und Bauern, die*) von dieser militärischen Aristokratie auf die Schlachtfelder geschleppt werden! Von Natur gut und human, ahmten diese Unglücklichen, wenn sie oft grausam und insolent gegen die Schwachen waren, nur ihren Vorgesetzten nach; das Gefühl der menschlichen Würde wird bei ihnen durch die eiserne Disciplin geschwächt, unter der sie ihren Nacken beugen müssen.“**)

*) zu den Waffen geeilt sind, um ihr Vaterland zu vertheidigen und es gegen künftige räuberische Anfälle der Franzosen sicher zu stellen. (Deutsche Anmerkung des Uebersetzers.)

**) Ist es nicht höchst bezeichnend für die Würdelosigkeit dieser französischen Federn, daß sie französischen Lesern gegenüber ihre Anerkennung deutscher Wissenschaft und deutschen Fleißes nicht anders, als durch gleichzeitige Herabsetzung deutscher Tapferkeit und militairischer Ehre, glauben aussprechen zu dürfen? D. R.

Nord-Amerika.

Universologie der Sprache.

Aus dem sonst nur durch mechanische Fruchtbarkeit berühmten Amerika ist eine schreckliche Kunde von einer ganz neuen Wissenschaft, einer Universologie und „Ahlwato“ herüber erschollen. Die Engländer machen sich lustig darüber, weil sie nichts davon verstehen, nichts davon wissen wollen. Freilich klingt es auch uns zuerst etwa wie die Philosophie eines wahnsinnig gewordenen Hegelianers. Wie wird uns zu Muthe, wenn wir hören, daß der „absolutoide und abstraktoide Elementismus des Seins durch Analogie innerhalb relatoiden und concretoiden Elaborismus wiederhalle oder wiedererscheine?“ Und was denken wir uns unter sprachlicher Naturologie oder der „Universologie der Naturologie“ oder dem „Basischen Umriß des Ahlwato“ oder der „primären Synopsis der Universologie“ oder dem „Statoiden der concretoiden festen Körper?“ Und wenn uns nun gar zugemuthet wird, daß wir, nach Durchlesung eines unlängst erschienenen populären Werkes über dieses neue Wunder der Wissenschaft, aus der wir eben einige „populäre“ Ausdrücke mitgetheilt haben, nun nächstens den eigentlich basischen Umriß der Universologie in wissenschaftlicher Strenge und Ausführlichkeit studiren sollen? Nun wir, das Volk der Wissenschaft, werden uns doch nicht von einem Amerikaner und dessen eingeweihten, begeisterten Jüngern, welche die Sache bereits verstehen sollen, schlagen lassen? Amerikanische Wissenschafts-Präsidenten, Professoren, Bibliothekare und sogar drei Doctoren der Medicin waren von dieser Universologie begeistert und drängten zur Veröffentlichung, aber der Schöpfer derselben wollte uns mitleidig zunächst erst die Milch dieser neuen Geistesnahrung und nicht gleich die starke Speise seines „basischen Umrisses“ vorsetzen. Und so ließ er die leicht und populär gehaltene „Primäre Synopsis*) der Universologie und Ahlwato (vielleicht derselbe, der, spiritualistisch beschenkt, sehr rasch aus einem unwissenden Menschen zum höchsten Gelehrten wurde?) die neue wissenschaftliche Universalsprache als gewinnenden Herold vorangehen.“

Es ist zu wohlfeil und abgedroschen gemein, neue Forschungen, Entdeckungen und Erfindungen, von denen wir nichts verstehen und die uns in unserer eingebildeten Dummheit ebenso unmöglich erscheinen, wie vor ein paar Menschenaltern den Weisesten des Morgen- und Abendlandes das Dampfschiff, die Eisenbahn, der electrische Telegraph u. s. w. als Unsinn mit Spott abzuweisen. Hier wäre es nach meiner schwachen ersten leichten An- und Einsicht gar zu grob und eine besondere Versündigung gegen unsere Sprachwissenschaft. Die Universalsprache ist schon oft von tüchtigen, genialen Gelehrten ge- und versucht worden. Warum nun zunächst nicht wenigstens sehen, wie weit Andrews auf diesem Wege oder auf einem neuen vorgedrungen sei? Sofort darüber zu lachen, wenn wir eine Menge neugebildete, abstracte und uns unverständliche Worte hintereinander lesen, ist um so voreiliger, als wir den versprochenen basischen Umriß zur Sache selbst noch nicht kennen. Der voran entsendete Johannes, der den Heiland verkündet, ist, näher angehört, gar nicht so unverständlich und predigt wirklich ein Evangelium, welches namentlich unsere schöne deutsche Wurzel- und Stammsprache seit den urältesten Zeiten malerisch durchklingt. Wir kennen Figuren und Tropen in der Sprache, die Onomatopoesie, die Sprachmalerei oder die dichterisch hörbare Veranschaulichung der Sache durch den Wortlaut, und bewundern diese Schönheit schon im Homer, im Virgil, in unsern alten Stabreimen, welche Jordan in seinen Nibelungen sehr glücklich wieder in's Leben rief, in unseren besten neueren und neuesten Dichtungen und in unzähligen, sprichwörtlich gewordenen Alliterationen.

In dem homerischen Verse: „τρίχθά τε καὶ τετραχθὰ διέσχισεν ἲς ἀνέμοιο“ hören wir auch ohne Griechisch zu verstehen, daß irgendwie sausend und zischend etwas krachend zerbrechen muß; und wenn wir ihn übersetzen, so müssen wir mehrere Rs und Zischlaute anbringen, um mit Homer onomatopoetisch auszudrücken, daß im sausenden Seesturme Masten dreimal und viermal zerkrachen. Virgil läßt die Frösche sub aqua sub aqua schimpfen. Voß hat dies Gequake übersetzend für einen Frosch-Tenoristen transponirt:

Ob sie die Fluth auch bedeckt, auch bedeckt,
Doch schimpfen sie keckich.

Kurz es ist eine alte, sich in jedem guten Wurzel- und Stammworte offenbarende sprachliche Wahrheit und Schönheit, daß sich im Wortlaute die Natur der Sache, ihre Erscheinung, Gestalt, Substanz, Bewegungsart und deren Hörbarkeit oder die Eindrücke auf andere Sinne verkörpert. Somit hat jeder Buchstabe von der Sache, die er bezeichnen hilft, etwas an und in sich. Und darauf beruht im Allgemeinsten ausgesprochen die uns angekündigte Universalsprachkunde von Andrews. Vieles davon ist schon allbekannt und allbeliebt, und wenn er's verstanden hat, diese Wissenschaft tiefer zu begründen und ihr eine sicherere Grundlage zu geben, ist es jedenfalls ein wesentliches Verdienst. Was wir davon

*) The Primary Synopsis of Universology and Alwato (pronounced ahlwa-to) the New Scientific Universal Language. By Stephen Pearl Andrews. New-York, Dion Thomas, 1871.

kennen, lieben und anwenden, ist ja schon wesentlich und wichtig genug. Wir wissen, daß unsere Sprache durch „st" sich stark auf Stabreime stützt und allen Widerstand stürzend, leidenschaftlich zu stürmen versteht. Mit „sch" schießt und schäumt sie auf in malerisch hörbare Beweglichkeit aller Art und weiß die verschiedensten musikalischen Schallschwingungen der bewegten Materie durch Anschluß von l, m, n, r, w an das sch zu artikuliren. So schwebt und schwankt und schwingt sich die bewegte Körperwelt sprachlich gleichsam in unser Bewrßtsein hinein und lispelt leise ihre Gefühlslaute in Lebens- und Liebeslust in die wonne- oder wehbewegten Herzen geliebter Mitmenschen über. Dann weiß sie, wie die Schlange zu schlüpfen und zu schleichen, ein Andermal wieder mit Geschmack zu schmeicheln, sich anzuschmiegen und selbst den Schmerz zu schmücken. Aergerlich und scharf in bitteren Gefühlen wird sie schneidend oder schnattert und schnauzt in schnöder Schnotterigkeit schnippischen Hohn oder spöttische Schnaderhüpfeln. Im Schreiben, Schreilen, Schrapen, Schroten u. s. w. giebt sie zu verstehen, daß die hörbare Bewegung lange nicht so glatt vor sich gehe, als in schm und in schl. Mit „fl" wird sie wieder flott, beflügelt, flüchtig und flüssig, stößt aber mit „sp" wieder auf anderweitige Hindernisse, aber ohne sich dadurch Speise, Spund und Spaß verderben zu lassen. Kurz, sie ist fähig, Alles, was in der Natur oder in uns irgendwie sich sinnlich wahrnehmbar und Eindrücke macht, wieder auszudrücken und zwar besser, nämlich mit artikulirten Lauten. Die Natur wird also durch die Sprache gewissermaßen veredelt, vermenschlicht, befreit und erlöst und mit einem solchen Reichthume von Leltern und Lauten, wie sie uns in unserer deutschen Sprache zu Gebote stehen, sind wir im Stande, Ahnungen des Erhabensten auszudrücken und mit einem Schritte in die Lächerlichkeiten dieser Welt zu springen, um deren knurzige Knicker und Knauser in die Knöchel zu kneifen oder ihnen die schwachen Kniee zu knicken. Dieses kn ist ein besonders leicht faßliches und komisches Beispiel für die Kraft unserer Sprachmalerei, weil sie Alles, was sie klein, kleinlich, verächtlich oder lächerlich, niedrig findet, mit diesen beiden Anfangsbuchstaben ganz besonders leicht ohrenfällig brandmarkt. Sie ist freilich durch Zusammenschmelzung anderer Mitlauter nicht minder genial und treffend, um gewissermaßen den Vogel gleich durch die Federn zu kennzeichnen. Sie ist aber noch viel feiner und tiefer und offenbart schon durch einzelne Mit- und namentlich auch Selbstlauter die individuellsten Eigenthümlichkeiten der zum Wort gekommenen Dinge und Gedanken, und in der Erforschung dieser Feinheiten bis in die größten Tiefen und die leisesten Schattirungen haben wir wahrscheinlich das wesentliche Verdienst des amerikanischen Universologisten zu suchen.

Er selbst sagt: „Ich habe gefunden und werde fortschreitend darthun, daß jeder alphabetische Laut der menschlichen Stimme von der Natur in sich selbst mit einer specifischen Bedeutung geladen ist, daß die Masse dieser Bedeutungen gleichzeitig die Masse der Grund-Daseinsformen und Prinzipien des Universums von Materie und Geist enthält und deshalb eine Sprache, richtig von den Combinationen dieser Laute aufgebaut, das ganze Universum von Geist und Materie, von den größten Allgemeinheiten an bis in die kleinsten Einzelnheiten wiedertönen und darstellen muß, da sie in paralleler Entwickelung von den Echos der entsprechenden Daseinsformen oder Prinzipien aufgebaut sein wird. Aus dieser Entdeckung folgt deshalb logisch und gleichsam unvermeidlich eine neue Universalsprache, die wundervollste und vollständigste in ihrer Structur und Kraft, welche dann als die eigentliche Muttersprache der vereinigten Menschheit oder der großen planetarischen Nation der Zukunft dienen wird. Dieser neuen Sprache muß die Philosophie und Sprachwissenschaft zu Grunde liegen, in ihr entwickelt sein. Dies giebt die „Scientologie der Universologie". Die Reaction der Philosophie dieser neuen Wissenschaftssprache, auf das Verständniß vorhandener Sprachen oder auf die bisherige Sprachwissenschaft wird die „Universologie sprachlicher Naturologie" bilden und eine ähnliche Reaction der universologischen Scientologie auf die jetzigen Wissenschaften dadurch, daß sie dieselben, ihrem eigenen Charakter gemäß, umgestaltet, die „universologische Naturologie" überhaupt. Endlich wird die Untermischung und die gegenseitige Modification und Modulation des alten und neuen Materials der Sprachwissenschaft und der vorhandenen Sprachen die „Artologie der Rede" bilden.

Hier werden die Meisten lieber lachen, statt bemüht zu sein, diese sonderbaren neuen Kunstausdrücke zu verstehen; aber ich habe hier den Muth, mich der Minderheit anzuschließen und einen tiefen Sinn in diesem kindischen Sinn zu vermuthen. Unser Universologist ist sich recht wohl des Unverstandes, des Mißverständnisses und Hohnes seiner Leser bewußt; aber er weiß auch, wie Alle, welche die Erfinder, schöpferischen Forscher und Entdecker und ihre Schicksale durch die ganze Weltgeschichte hindurch kennen, daß dies das mindeste Unglück sei. Früher machte man aus ihnen Märtyrer, verbrannte, kreuzigte, marterte sie auf die verschiedenste Weise und verhalf gerade dadurch ihren Schöpfungen zum Siege. Auch in unserer humanen Zeit wird Faust Recht behalten: „Es lieben die Menschen zu verhöhnen, was sie nicht verstehen," darüber zu murren und zu knurren wie der Mephistopheles Pudel. Ueber unseren Universologisten wollen wir wenigstens unser Urtheil zurück- oder in der Schwebe erhalten, bis wir sein eigentliches Hauptwerk: „The Basic Outline of Universology", zu welchem das vorliegende nur eine Art von Vorschmack bildet, ordentlich kennen gelernt haben werden.

So nehme man auch folgende Proben seiner Buchstabencharakteristik nur eben als Vorkost und erwarte nicht gleich Schmackhaftigkeit und Verdaulichkeit derselben. Was die Consonanten-Verbindungen für malerische Kraft haben, davon haben wir einige bekannte Beispiele gegeben; aber Andrews kennt diese Kraft auch in einzelnen Buchstaben. Wir fangen mit dem A an.

A: Dickniß; Auf- und Abniß, Anhäufung, Substanz, Fülle namentlich des Guten strotzender Ueberfluß; Materie oder die erste grobe, greifbare Form derselben; Alles unbestimmt und nebelhaft empfunden und ausgerufen. Allgemeinster Sinn des A: Solidität.

Ai, Feminismus, passive Hingestrecktheit, wie die der Muttererde, befruchtet vom Sonnenlicht; Feuchtigkeiten und Magnetismen vom geistigen oder physischen Himmel; Grund, Ebene, Fußbank, ebenfalls ganz unbestimmt empfunden und verlautbar. Allgemeinster Sinn: Fruchtbarkeit.

B. Kopf und Rumpf ganzer Körper, todtähnliche oder unorganische Organismen; Handlung oder Schlag mit Einschluß ursprünglicher Kraft, besonders Widerstandskraft. Die unorganische Welt im Gegensatze zu der organischen oder lebendigen; die Unorganismen oder die mineralische Welt, Erde und Himmel (gaub — von g zu b).

N: Kleinheit, Nichtvielheit, minus Negation im Gegensatz zu dem affirmativen M.

Doch ich höre schon allgemeines Hohngelächter, namentlich aller Schulmänner und Philologen. Wir haben nichts dagegen und lachen selber ein Bischen mit. Nur will ich zuletzt noch gestehen, daß ich mit der Positivität des M und dem negativ verkleinernden N im Deutschen einen kleinen Versuch gemacht

und folgende Wörter einander gegenübergestellt habe: „Mein und Nein, Macht und Nacht, Magen und Nagen, Miethe und Niete, Muth und Noth, Maid und Neid, Mai und November (wer lacht da?) Mutter und Nichte oder Neffe (weil mit letzteren die Negation des mütterlichen Familienkreises beginnt), oder das nebensächlich Kleine der Familie. In Verbindungen, wie in „schn" ist das „n" entschieden und „kn" negativ, verkleinernd, spottend.

Fahren wir freilich weiter fort, so kommen wir bald in die Brüche, welche wir nicht aufzulösen vermögen. Im Uebrigen wasche ich meine Hände in Unschuld und will auf weiter kein Verdienst Anspruch machen, als gesagt zu haben, daß in Amerika ein Sprachgelehrter Jahre lang daran gearbeitet hat, wieder einmal eine Universalsprache zu begründen. Ob er ein Narr oder ein sprachliches Genie ist, wird sich erst entscheiden, wenn sein „basischer Umriß" erschienen und ordentlich durchstudirt worden sein wird. H. Beta.

Kleine literarische Revue.

— **Das deutsche Volkslied der Freiheitskriege.** Wie unsere große nationale Erhebung des Jahres 1870 eine ganze Literatur poetischer Ergüsse eines heiligen Zornes, einer hohen Begeisterung, eines kühnen Heldenmuthes und eines dankerfüllten Siegesjubels hervorrief, so waren auch die Zeiten der Freiheitskriege für das nationale Lied im höchsten Grade fruchtbar. Diejenigen unter uns, deren Erinnerungen, wenn auch nicht zu jener Periode zurückzureichen, aber doch daran anzuknüpfen vermögen, werden sich noch manches Liedes erinnern, das damals im Volksmunde lebte, jetzt aber verschollen ist; sie werden Anklänge daran in manchem Gesange, der im jüngsten Kriege auftauchte, ohne daß man wußte von wannen er gekommen, wiedergefunden haben und mit Freude alle halb vergessene Bekannte begrüßen in einer Sammlung historischer Volkslieder der Freiheitskriege*) welche dieselbe Verlagshandlung, der wir die Lieder „zum Schutz und Trutz" und viele andere werthvolle Publikationen dieser Gattung verdanken, jetzt veröffentlicht hat. Die Lieder umfassen die Zeit von Napoleons Rückzug aus Rußland, 1812, bis zu seiner Verbannung nach St. Helena 1815, und sind aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde gesammelt. Ein genaues Verzeichniß der Quelle jedes einzelnen Liedes verleiht der Sammlung in historischer Beziehung noch einen besonderen Werth, und läuft, was die Lieder selbst anbetrifft, auch manches Barocke und Unbedeutende mit unter, so sind wieder andere von hohem poetischen Schwung; die Gesammtheit aber ist ein Denkmal, das wir uns im Andenken an die Thaten unserer Väter und im frohen Bewußtsein, ihrer würdig gewesen zu sein und vollbracht zu haben, was sie begonnen, hoch und heilig halten müssen.

— **Eine neue poetische Gabe von Alfred Meißner.****) Wie berührt es doch in unserer Zeit des Realismus und Materialismus so unsäglich wohlthuend, einmal wieder einen vollen Zug schlürfen zu dürfen aus der reinen Silberquelle wahrer Poesie, und wie doppelt wohlthuend berührt es, sich nicht flüchten zu müssen zu den Werken vergangener Tage, sondern eine solche Blüthe frisch gebrochen zu empfangen aus der Hand eines Dichters, der mit seinem Leben und Schaffen mitten in unserer Zeit steht und ihr, wie er durch mehrere seiner Arbeiten bewiesen, ihrem ganzen Umfange nach und mit voller Schärfe Rechnung zu tragen weiß.

Werinherus, ein Gedicht von zwölf Gesängen, versetzt uns in jene wunderbare Zeit des Mittelalters, wo an den Höfen der Hohenstaufen die Dichtkunst gepflegt ward, wo sie noch eine Stätte fand in den Klöstern und aus der stillen Zelle des Mönches Lieder in die Welt gingen, die uns in ihrer ergreifenden Einfachheit und Innigkeit noch heute entzücken. Der Mönch Werinher ist ein solcher begeisterter Sänger; er hat sich berauscht an den Gebilden, die Hellas in Steinen und Gesängen der Nachwelt hinterlassen und kann auch der irdischen Liebe nicht wehren, als sie hold und schmeichelnd an seine Brust klopft. Er verfällt der Schuld, Maria, die Geliebte, die Verlobte des Himmels, mit auf die dunkle Bahn reißend, die sie zum Tode, ihn zu einem langen Leben stiller Trauer und Buße führt.

Dies der kurze Inhalt des Gedichtes, das mit vollendetem Wohllaut der Sprache, in der schönsten, farbenreichsten Malerei, ein Bild der Zeit vor uns aufrollt, die zartesten Regungen des Herzens mit Meisterschaft zu behandeln, jede Person, und wäre sie auch nur mit wenigen Strichen gezeichnet, plastisch zu gestalten weiß. Sehr werthvoll sind auch die beigegebenen Anmerkungen, obgleich es für den Duft und Schmelz des Gedichtes wenig darauf ankäme, ob dasselbe einen historischen Hintergrund hat oder frei erfunden wäre; sein Bürgerrecht hat es, „wo die reinen Geister wohnen." J. H.

Literarischer Sprechsaal.

Dem Jahre 1872 konnte keine schönere Morgengabe gereicht werden, als die edle, männliche und deutsche Rede, mit welcher Prof. Dr. Döllinger in München das neue Rectoratsjahr der Universität eröffnet hat. Es ist ein gutes Omen für die in diesem Jahre zu begründende neue süddeutsche Hochschule, daß ihr und allen ihren älteren Schwestern von der berühmten alma mater des katholischen Süddeutschland ein solches schwerwiegendes Wort der Ermahnung und der Ermannung, der Glorificirung deutschen Geistes und Nationallebens zugerufen wird. „An demselben Tage" sagt Döllinger, „an welchem von dem Riesenbaue der französischen Selbstvergötterung die Kriegserklärung als reife Frucht Deutschland in den Schooß fiel, an demselben Tage ward eine Kriegserklärung aus der anderen Metropole des Romanenthums erlassen; während jene dem deutschen Boden galt, galt diese dem deutschen Geiste." Und nachdem der gelehrte katholische Theolog die Studirenden auf die Bedeutung hingewiesen, welche das Studium der Geschichte und der Philosophie für unsere Zeit und besonders für das wiedergeborene Deutschland hat, fügt er hinzu:

„Im feindlichen Gegensatze der Confessionen hat jeder Deutsche das größte Hinderniß einer Einigung erblickt. Von Außen gesehen, steht das Haus des Deutschen Reiches fertig da; noch fehlt jedoch der innere Ausbau. Da stoßen wir bei jedem Schritt auf Schwierigkeiten, die zumeist in den confes-

*) Gesammelt und herausgegeben von Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth. Berlin, Franz Lipperheide.

**) Werinherus. Gedicht in zwölf Gesängen von Alfred Meißner. Leipzig. Wilhelm Grunow. 1872.

sionellen Gegensätzen ihren Grund haben. In ganz Europa ist die Sehnsucht nach Vereinigung erwacht. Die weit vorgeschrittene gesellschaftliche Mischung der Katholiken und Protestanten ist dem Unternehmen einer Versöhnung günstig. Vor Allem hat Deutschland, von welchem die Trennung ausgegangen und großgezogen wurde, den Beruf, die Wege zu einer Wiedervereinigung zu suchen und anzubahnen. Die Theologie wird statt bisher überwiegend polemisch gewesen zu sein, künftig mehr irenisch werden müssen.

„Das Wort „noblesse oblige“ gilt auch von Nationen. In der staatlichen Bedeutung des Vaterlandes erweitert sich auch die staatliche und kosmopolitische Verpflichtung seiner Bürger. Seit dem vorigen Jahre ist Jeder von uns in eigener und gemeinsamer Selbstschätzung gestiegen. Das Bewußtsein, einer Weltmacht anzugehören und für das große Ganze seine Kraft einzusetzen, fördert und hebt den Einzelnen. Was unsere Väter aber vergeblich ersehnten, das haben wir sich erfüllen gesehen. Die europäische Kultur ist im Begriff, den Ring um den Erdkreis zu schließen. Deutsche Gelehrte sind als Pioniere der Civilisation in die Ferne gezogen. Allen diesen wird von nun an der Schutz, das Ansehen des deutschen Reiches zu Gute kommen. Im kleinsten Dorfe wie in der größten Stadt können und sollen sie mitarbeiten an der gemeinsamen Aufgabe der Kräftigung und Hebung unseres Volkes, der Entfernung gemeinschädlichen Wahnes und Irrthums.

„Die ernste Lage stellt gebietrische Forderungen an Sie, junge Freunde! Das öffentliche Leben gleicht einem mächtigen Strome, dessen Wogen kein Anhalten gestatten. Wehe dem, der in dem Wahne auf die Hochschule kommt, er dürfe ein Jahr nur verträumen; das wäre selbstmörderische Verblendung. Ein verlorenes Jahr wird nie mehr eingeholt, die entnervende Wirkung nie mehr ausgetilgt. Bedenken Sie wohl, im Deutschen Reiche gilt künftig gleiches Maaß und Gewicht. Das bezieht sich aber nicht allein auf die Handelswelt, sondern auch auf das Reich der Geister. Jeder wird in ganz Deutschland mit gleichem Gewichte gewogen werden. Wer zu leicht befunden, wird rasch überholt und bei Seite gestoßen. Der leichtlebige Süden wird sich an die straffe Disciplin und an die beharrliche Arbeitskraft des Nordens mehr und mehr gewöhnen müssen. Im neuen Reich ist jeder Lebenspfad geöffnet; keine Schranke wird die Entfaltung Ihrer Kräfte hemmen. Mit weiser Zeitersparniß, mit der Energie wahrhaft sittlicher Selbstverläugnung wird jeder Einzelne von Ihnen sicher zum erwünschten Ziele gelangen! — Wahrhaft frei ist nur der, welcher sich selber sittlich gebunden hat.“

Die Zeitungen haben uns bereits erzählt, welches Erstaunen der geachtetere Theil der englischen Presse darüber zu erkennen giebt, daß das französische Publikum mit solchem Zetergeschrei die ihm von deutscher Seite gewordene ernste Ermahnung aufgenommen, fortan die französischen Meuchelmörder deutscher Soldaten nicht mehr gerichtlich freizusprechen. Auch das politisch wiedergeborene Italien, das mit jedem neuen Tage seiner neuen Aera von der moralischen Solidarität mit seinen romanischen Nachbarn jenseits des Mont Cenis sich lossagt, denkt gleich uns über diese internationale cause célèbre. Eines der freisinnigsten und unabhängigsten, gegenwärtig in Rom erscheinenden, italiänischen Blätter, „Il Diritto“ (Das Recht), theilt in seiner Nummer vom 26.—27. Dezember, zur Charakterisirung des französischen Lärms, den Wortlaut der Bismarck'schen Note an den Grafen v. Arnim mit und fügt hinzu: „Tale è il linguaggio, che la Germania tiene alla Francia... V'è nella lettera del principe Bismarck una parola profondamente vera: „„Il sentimento del vero è completamente estinto in Francia““. — Così è, e lo demostra l'accordo dei partiti sulla questione romana. Nello spirito francese non è potuto ancora entrare il concetto elementare del diritto che ha ciascun popolo di essere padrone di casa sua. Povera Francia! che non possa e non sappia imparare mai nulla, nulla dimenticare.“ *)

Schließlich sagt das italiänische Blatt: „Die Zukunft Frankreichs erscheint dunkler, als jemals; aber es hat nicht den Muth, dieser Zukunft in's Auge zu schauen, oder den Leiden vorzubeugen, die ihm, wie es scheint, noch bevorstehen, und die zu vermeiden, nichts weiter, als etwas mehr Patriotismus und — sagen wir es rund heraus — etwas mehr Nationalwürde erforderlich ist.“

L'Espérance ist der Titel einer neuen Zeitschrift, deren Probenummer uns soeben zugegangen ist. Dieselbe soll an Stelle des während des deutsch-französischen Krieges eingegangenen Blattes „Le droit des femmes“ das Organ der Association des Femmes sein und wird von dem Centralcomité dieser Association, das seinen Sitz in Genf hat, in der genannten Stadt herausgegeben. Das in französischer Sprache erscheinende Blatt trägt an seiner Spitze das Motto: Unir par le travail. — Moraliser par l'exemple. — Persuader par la raison; ein Wahlspruch, der jeden aufrichtigen Freund der Frauen-Bewegung mit Freude erfüllen wird, jedem Gegner Achtung abnöthigen muß. Wir wünschen nur lebhaft, daß dieser Wahlspruch auch zur That werde, daß die Vernunft immer Herrscherin, das Beispiel stets ein nachahmenswerthes sei. Die erste Nummer ist in einem durchaus gemäßigten, verständigen und klaren Sinne geschrieben, so daß sie zu den besten Hoffnungen berechtigt.

Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß der Bericht über den archäologischen Congreß in Bologna, dessen wir in Nr. 51 des „Magazin“ als von einem Herrn J. Mestorf erstattet erwähnten, in Wahrheit von einer Frau herrührt. Nicht Herr, sondern Fräulein J. Mestorf war als Delegirte der freien Stadt Hamburg in Bologna beim Congresse anwesend und hat in dieser Eigenschaft über die dortigen Verhandlungen den von uns anerkennend hervorgehobenen Bericht erstattet.

---

*) „Dies ist die Sprache Deutschlands Frankreich gegenüber... In dem Schreiben des Fürsten Bismarck befindet sich ein überaus wahres Wort: „„Der Sinn für Wahrheit ist in Frankreich vollständig abhanden gekommen““. So ist es, und dies beweist auch die Uebereinstimmung der Parteien in Bezug auf die römische Frage. In den Köpfen der Franzosen hat der Elementarbegriff von dem Rechte, das jedes Volk hat, Herr im eigenen Hause zu sein, noch keinen Platz gefunden. Armes Frankreich, das weder etwas zu lernen, noch etwas zu vergessen vermag oder den Willen hat!“

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 13. Januar 1872. [No. 2.

Inhalt.

Dieser Nummer liegt bei: Titel und Inhalt zum achtzigsten Bande dieser Zeitschrift.

Deutschland und das Ausland.

Goethe nach den Friedensschlüssen mit Frankreich.

Von Heinrich Düntzer.

II.

Das Fest der Rückkehr der Großfürstin nach Weimar (1807).

Der endlich im Juli 1807 zwischen Frankreich und Preußen geschlossene Friede wurde, wie traurig er auch immer schien, mit allgemeiner Befriedigung aufgenommen, da er wenigstens vorläufig Ruhe in Aussicht stellte. Für Weimar hatte sich der Kaiser von Rußland verwandt. Der Herzog kam auf Napoleons Wunsch aus Karlsbad nach Dresden, und er begleitete den Kaiser bis Eisenach. Weimar ward diesmal von Napoleon nicht berührt, weshalb er sich bei der Herzogin entschuldigen ließ. Als der Vertreter der Stadt gegen ihn die Hoffnung aussprach, dieselbe werde sich bei anhaltendem Frieden wieder heben, erwiderte Napoleon: „So lange die Engländer noch Geld haben, die Welt zu bestechen, giebt es keinen dauernden Frieden. Ich werde den Krieg nicht suchen, aber ihn ebensowenig schenen." Jetzt sollte auch die Erbprinzessin, die russische Großfürstin, die beim Vorrücken der Franzosen, noch vor dem Unglückstage bei Jena, Weimar verlassen und sich in Schleswig mit andern geflohenen Fürstlichkeiten aufgehalten hatte, in Begleitung des Erbprinzen, der sich schon im Februar zu ihr begeben hatte, nach Weimar zurückkehren, gleichsam zum Pfande, daß man auf dauernden Frieden, wenigstens in Weimar, rechnen dürfe. Die Herzogin reiste selbst am 8. August mit der Prinzessin Caroline nach Schleswig; bei ihrer Rückkehr am 7. September brachte sie die Versicherung der Wiederkehr des erbprinzlichen Paares und gab dem Geheimrath von Voigt den Auftrag, Alles zum frohen und herzlichen Empfange der Großfürstin vorzubereiten, welchem Auftrage dieser mit gewohnter Gewandtheit sich unterzog.

Am 12. Sept. traf die Großfürstin mit ihrem Gemahl und, als sie eben am Schlosse angekommen, auch der Herzog ein, der sich zur Nachkur nach Teplitz begeben hatte. So war die herzogliche Familie, mit Ausnahme des Prinzen Bernhard, der sich als Hauptmann in Dresden befand, nach langer Zeit wieder in Weimar vollständig zusammen. „Die Großfürstin war sehr gerührt über die Liebe des Volkes", berichtet Voigt. „Die Stadt war sehr geschmackvoll und zierlich dekorirt. Es gehörten 150 Wagen mit Büschen dazu und alle Blumen von Erfurt bis Jena. Der goldenen Inschriften war eine Menge. Bei dem Eintritt in die Gränzen des Landes stand ein grüner Ehrenbogen; Gruß und Treue war die Inschrift. Alles ritt vor, was beritten war. 120 Mädchen beglückwünschten am Thor und zogen voran. Alles paukte, trompetete, jubelte."

Das Theater in Weimar feierte die Rückkehr der Großfürstin erst eine Woche später, am Tage seiner Wiedereröffnung. Wahrscheinlich bedurfte Goethe hierzu keiner besonderen Aufforderung der Herzogin; konnte er ja die Rückkehr der geliebten Fürstin, die Schiller, als sie vor fast vier Jahren in Weimar eingetroffen war, mit der Huldigung der Künste begrüßt hatte, nicht ungefeiert vorüber gehen lassen. Das Stück ward nach Goethe's eigenem Bericht „in acht Tagen von Grund aus erfunden und verfertigt". Auf das Vorspiel folgten zwei beliebte Kleinigkeiten, Ernst und Scherz von Schall und die Beichte von Kotzebue. Das Stück brachte, wie Goethe sagt, einen durchaus guten Eindruck hervor; am 30. ward es wiederholt, wobei die herzogliche Familie aber wegen der darin enthaltenen Huldigungen nicht erschien. Bei Uebersendung des Vorspiels an Knebel bemerkt Goethe: „Leider erhältst Du nur einen Theil, der in Worten verfaßt ist und auf das Papier gebracht werden kann; alles, was auf sinnlichen Effekt berechnet war, geht ab, und so bleibt es nur Stückwerk. Die theatralischen Kontraste, die hier aufgestellt wurden, lassen sich durch die Einbildungskraft nicht nachbringen. Der furchtbare, bis zum Gräßlichen gesteigerte erste Theil schloß sich, indem eine heitere Sternerscheinung jeden freundlich erinnerte, was man unserer vortrefflichen Fürstin vorm Jahre schuldig geworden, an die zweite glänzende und prächtige Hälfte durch einen sanften Uebergang gefällig an, und die hülfereiche, ordnende „Erscheinung der Majestät" war nicht ganz unerwartet. Der bekränzte Friede stellte sich dem gekrönten Ernst anmuthig entgegen, und dadurch, daß die vier Personen durch zwei Schauspielerinnen (Frau Wolff und Fräulein Silie) vorgestellt wurden, welche nur die Kleidung und den Ausdruck ihres Vortrages geändert hatten, erhielt das Ganze für den äußern und innern Sinn eine erquickliche Einheit; wie denn auch das Andenken an die Herzogin Mutter am Schlusse die treuen, ihr ergebenen Herzen mit sanfter Rührung entließ." Gegen den Grafen Reinhard äußerte er, seit einiger Zeit habe er wieder guten Muth; die menschliche Natur scheine eine völlige Resignation nicht allzu lange ertragen zu können; die Hoffnung müsse wieder eintreten, und dann komme auch die Thätigkeit wieder, durch welche jene in jedem Augenblicke realisirt werde. In diesem Sinne habe er ein Vorspiel zur Wiedereröffnung des Theaters geschrieben, wo er Gewalt und Vertilgung, Flucht und Verzweiflung, Macht und Schutz, Friede und wiederherstellende Freude lakonisch vorgeführt habe.

Es galt dem Dichter hier zunächst, die Rückkunft der Großfürstin nach so langer Trennung bei endlich glücklich wieder hergestelltem Frieden in einem allegorischen Festspiel darzustellen. Man erwartete einen „Prolog an die Großfürstin", wie Knebel schreibt, aber Goethe hatte ihn zu einem Festspiel ausgedehnt, das auch durch die äußere Darstellung auf die Sinne wirken sollte. Ihre Rückkehr mußte als Pfand des Friedens erscheinen, wie ihre Entfernung, als Zeichen des drohenden Sturmes, das Land in Angst und Schmerz versenkt hatte. Rußland war jetzt mit Frankreich verbunden; Alexander, der Bruder der Großfürstin, stand mit Napoleon auf freundlichem Fuße, er hatte sich für Preußen verwandt und auch Weimar empfohlen. Freilich waren die Angelegenheiten des Rheinbundes noch keineswegs geordnet; erst in Paris sollte darüber entschieden werden, und im Weimarischen war man so wenig beruhigt, daß Manche bei der Nachricht, Davoust sei zum Herzog von Jena ernannt, ernstlich fürchteten, Jena sei diesem als Herzogthum zugefallen. Knebel wollte um so eher daran glauben, als verschiedene vorhergegangene Umstände darauf zu deuten schienen, und er die Reise der Herzogin nach Schleswig damit in Verbindung brachte. Selbst seiner am Hofe lebenden Schwester schien die Lage Weimars noch immer ungewiß. Aber von dieser thatsächlich unbegründeten Furcht mußte Goethe ganz absehen; er durfte sie nicht einmal zu beschwichtigen suchen, da er dadurch an sie erinnert hätte. Als Grundmotiv ergab sich ihm der Gegensatz der schrecklichen Verwüstung des Landes vor einem Jahre, kurz nach der durch das Vorrücken der Franzosen veranlaßten Abreise der Großfürstin, und der durch die Rückkehr verbreiteten Festfreude. Wenn die traurige Verwüstung nur durch eine Flüchtende sinnbildlich dargestellt werden konnte, so mußte dagegen der jubelnde Empfang der Großfürstin ausführlich beschrieben und zugleich der jetzt hergestellte Friede hervorgehoben werden. Trat als Veranlassung zur Verwüstung die Kriegsgöttin persönlich auf, so mußte als Begründerin des Friedens die mächtig gebietende, mit Weisheit waltende Herrschaft, die Majestät erscheinen, die den nothwendigen Grund staatlicher Ordnung bildet. Nichts mußte dem Dichter ferner liegen, als gegen Napoleon aufzuregen, von dem der Bestand Weimars abhing, das nur durch Jahre der Ruhe hergestellt werden konnte, und so durfte er auch seine Kriegsgöttin nicht mit solchen Zügen ausstatten, welche nothwendig auf diesen hindeuteten, sondern nur im Allgemeinen die zerstörende Gewalt der Kriegsfurie schildern, die am wenigsten an die griechische Pallas erinnerte.

Noch weniger, als eine solche Verletzung Napoleons, durfte er das deutsche Gemüth durch die entfernteste Anspielung aufregen, daß Napoleon der Beschützer des Rheinbundes und somit auch der oberste Gebieter Weimars, daß in demselben Manne, der den Eroberungskrieg in Deutschland entflammt hatte, jetzt die Macht, Weisheit und Gerechtigkeit des deutschen Herzogthums zu verehren sei. Und doch wäre dieses der Fall, wenn Goethe die Majestät wirklich sprechen ließe:

Fromm erflehet Segen euch von oben;
Aber Hülfe schafft euch thätig wirkend
Selber, wund vertilget alle Spuren
Meines Fußes, der gewaltig auftrat.
Und der Weise, der Verständ'ge nehme
Theil an meiner Macht und meinem Glück hin!

Die Worte „und vertilget — auftrat" können einen nothdürftigen Sinn nur dann gewinnen, wenn man mit Hrn. v. Löper annimmt, daß die Kriegsgöttin und die Majestät als verschiedene Seiten derselben Macht sich darstellen, beide auf Napoleon, als Kriegshelden und als weise und gerecht waltenden Kaiser und Beschützer des Rheinbundes, hindeuten. Aber nicht allein hätte eine solche auch noch so feine Hindeutung — und die nach diesen Worten sich herausstellende wäre so scharf und bestimmt, daß sie nicht verkannt werden konnte — den Hof und alle Weimaraner schmerzlich treffen müssen, sondern Goethe empfand auch wirklich, durch die Abhängigkeit von Napoleon habe Norddeutschland die Freiheit verloren, nach welcher Jeder sich so weit als möglich ausbilden könne und Jeder nach seiner Art beliebig das Rechte thue, wie er an Zelter schreibt. Auch scheint uns diese Deutung mit der klaren plastischen Anschaulichkeit der Allegorie in Widerspruch zu stehen, ja diese völlig zu zerstören. Höchstens hätten die Kriegsgöttin und die Majestät als Schwestern erscheinen können, während Goethe die Majestät und den Frieden als solche darstellt. Ja, hätte Goethe wirklich die Kriegsgewalt und die Herrschergewalt als Ausflüsse derselben Gewalt sich gedacht, so würde er dies entschiedener betont haben, als in einer solchen an ihrer Stelle überraschenden, weil durch nichts entfernt vorbereiteten Aeußerung.

Wir glauben, den Dichter von allen diesen Wunderlichkeiten durch eine leichte Textverbesserung befreien zu können, indem wir jenes statt meines schreiben; „jener Fuß, der gewaltig auftrat", ist eben der Fuß der Kriegsgöttin. Die Verwechslung von jenes mit meines durch den Abschreiber oder den Setzer, wenn es nicht gar eine Schlimmbesserung des Correctors des ersten Druckes (im October 1807 im Morgenblatt) sein sollte, ward durch das folgende „meiner Macht und meinem Glück" veranlaßt, oder es war ein Hörfehler, da Goethe das Vorspiel wohl dictirte. Eine Bestätigung des unglücklichen meines darf man nicht etwa darin suchen, daß die Kriegsgöttin und die Majestät von derselben Schauspielerin dargestellt wurden; Goethe wollte eben zu diesem Vorspiel so wenig Schauspielerinnen als möglich verwenden, um sich einer Darstellung in einem Geiste zu versichern, und so wurden auch die Flüchtende und der Friede durch dieselbe Schauspielerin gegeben, die man doch nicht, wie es bei der Kriegsgöttin und der Majestät allenfalls möglich wäre, unter einem weiteren Begriffe vereinigen wollen wird.

Goethe hatte sich persönlich nach den Unglückstagen Weimars bald wieder gefaßt; die gerade gleich darauf erfolgende kirchliche Verbindung mit Christiane Vulpius hatte ihm ein behaglicheres Leben gegeben, und hielt er sich zunächst auch in engerm Kreise, besonders in dem gastfreien Hause der edlen, bildungsreichen Johanna Schopenhauer, so trat er im nächsten Frühjahr doch mit dem Hofe und den durch Bildung und Geist hervorragenden, ihm seit lange befreundeten Damen wieder in nähere Verbindung. Zwar litt er körperlich, aber sein Geist war so frisch geweckt, daß er mit großem Glücke mehrere Erzählungen der Wanderjahre ausführen konnte. Dieselbe frische Schaffenskraft des in Karlsbad auch körperlich wiederhergestellten Dichters bekundet auch unser Vorspiel, das Herr v. Löper mit Recht nach Form und Gehalt den bedeutsamsten Erzeugnissen unserer Literatur zuzählt, „in welchen die deutsche Sprache einen Triumph feiere, da sie markig und edel gebildet, und doch leicht verständlich und natürlich in antiken Trimetern einhergehe, ohne zu antikisiren und je zu undeutschen, gekünstelten und ungelenken Wendungen zu greifen". Man fühlt, wie der Dichter die Sprache als gewaltiger Meister beherrscht, und aus voller lebendiger Anschauung und frischer, warmer Ueberzeugung schöpft, wenn er sich auch der allegorischen Darstellung bedient, die so leicht in kühle und kahle Nüchternheit verfällt.

Am Anfange erscheint die Kriegsgöttin, keine Pallas, sondern eine Kriegsfurie in dem ihrem grausen Wirken entsprechenden Gewitterdunkel an einem auf das folgende Erscheinen der Flüch-

tenden berechneten Platze; denn die Scene ist eine waldige Gegend, in welcher sich auf den Seiten hohe waldbedeckte Felsen erheben, zwischen denen sich im Hintergrund der Meeresstrand zeigt. Der ferne Donner deutet auf den in der Ferne wüthenden Krieg. Die Göttin stürmt mit ihrem gezogenen Schwert heran, dem kein Sterblicher widerstehen kann, ähnlich wie die Schiller'sche Jungfrau; wo sie erscheint, herrscht, wie sie selbst sagt, sofort Nebelnacht, nur der weithin den Himmel durchzuckende Blitz, ihre Fackel, leuchtet zur Flucht. Als darauf Blitz und Donner näher kommen, rühmt sie sich, daß Schaaren Gefallener von ihrem Schwerte schon hingemäht seien, sie aber schreite immer weiter vor, auf ihr Glück vertrauend, das sie bisher stets begleitet hat. Ein treffender Zug ist es, daß die Kriegsgöttin das blinde Vertrauen auf das Glück hat, welches alle großen Eroberer beherrscht, wobei eine besondere Beziehung auf Napoleon und den ihm zur Seite stehenden „Gott der Schlachten" fern liegt. Sie beschwört jetzt den immer näher kommenden Blitz und Donner, die sie längst hier von ferne verkündet haben, ihr Werk zu treiben, endlich auch das Hagelwetter, das alles wegschwemmen soll.

Die Noth der allgemeinen Kriegsverwüstung kann der Dichter nur persönlich schildern; er wählt dazu eine Flüchtende, welche das fürchterliche Unheil mit tragischer Gewalt ausspricht. Sie ist mit Vielen dem schrecklichen Mord und der Verwüstung entflohen, aber die Angst hat sie blind fortgetrieben, ohne der Andern und des Weges zu achten, und so ist sie in diese Felsenschlucht gerathen, in welcher die hohen waldbewachsenen Felsen und hinten das Meer ihre Flucht hemmen. Ja, die durch den Sturm wild aufgeregte Flut scheint sie wegzustoßen und zu den Ihrigen zurückzutreiben, die sie im schrecklichen Untergange nicht habe verlassen dürfen; aber leider ist es unmöglich, jetzt zu diesen zurückzukehren, da das blutgetränkte Schlachtfeld sie von ihnen trennt. Da es unterdessen ruhiger geworden, der Blitz allmählich sich ganz entfernt hat, der Donner nur noch aus weiter Ferne vernommen wird, ergreift sie mit sehnsüchtiger Wehmuth der Gedanke an das hingeschwundene stille, doch so reiche, früher nie nach Gebühr gewürdigte Familienglück. Ach, da sieht sie in der Ferne den Segen der Aernte hoch in die Lüfte lodern, und lebhaft denkt sie sich, wie die reich gefüllten Scheuern und die Speicher, vom Brande verzehrt, in Schutt und Asche sinken. Der Ausdruck ist hier ganz eigenthümlich bezeichnend und malt mit der lebhaft Alles gegenwärtig vor sich schauenden, und es in Worten scharf ausprägenden Leidenschaft des Schmerzes. Der Donner kommt wieder etwas näher. Da stellt sich ihre Angst als jetzt in ihrem Dorfe eingetreten dasjenige vor, was sie einmal erzählen gehört, wie das gewaltig alles erschütternde Toben der Elemente selbst den stillen Ruheplatz der geliebten Todten aufwühlt und die theuren Leichen wegschwemmt, so daß sie gleich denen, die durch die Flucht dem Tod entflohen, von ihrem gewohnten Aufenthalt in die Irre getrieben werden. Der Donner rückt nun immer näher und das fürchterliche Wetter wüthet in der Nähe fürchterlicher als je; Land und Meer bewegen sich vom wilden Sturme. Daß der Boden erbebt, kann eigentlich vom Sturme nicht gesagt werden, wenn derselbe auch gewaltig darüber hinfährt; es scheint dabei die Erschütterung von den Kanonenschüssen vorzuschweben. In der leidenschaftlich ängstlichen Aufregung fühlt sie sich selbst auf dem zitternden Erdbeden schwanken, aber auch in der äußersten Bedrängniß fällt sie nicht bewußtlos hin, sondern sie hat Kraft genug, ihr Herz in brünstigem Gebete zum Himmel zu erheben, ob dieser sich ihres unermeßlichen Unglücks erbarmen wolle. Sie erinnert sich, mit welchem Vertrauen, mit welcher Freude sie als Kind und Jungfrau zu Gott gefleht und in Jubelliedern ihren Dank ergossen habe; jetzt scheint sein Vaterauge sich abgewandt, sein Antlitz mit dem Lichtglanz seiner Sterne in dunklen Wolken wie hinter verhüllenden Teppichen sich ihr entzogen zu haben: ja, sie beginnt an Gottes Allmacht zu verzweifeln, fürchtet, die wilden Naturkräfte wütheten gegen seinen Willen, um die Erde zu zerstören und alle ihre Bewohner zu vernichten, wovon das starke, von Raubthieren hergenommene „zerknirschen" steht. Da der Donner jetzt nahe gekommen ist und der Sturm immer zunimmt, so bricht sie in den Weheruf des Entsetzens und der Verzweiflung an aller göttlichen Hülfe aus. Immer toller rasen die Elemente. Das Meer erhebt sich so hoch, daß es auf den am Fuße der Felsen sich hinziehenden Wald sich ergießt und fast flammenartig sprüht, während die Blitze die Gipfel der höchsten Wälder durchzucken und sie hinzuschmelzen scheinen, endlich aber wie ein Strom (Wasser und Blitz scheinen eines die Natur des andern angenommen zu haben) auf die Erde sich ergießen, die nur Verzweifelnde trägt. Der Dichter hat in dieser Jammerklage eine Gewalt der Sprache entfaltet, welcher selbst bei ihm wenig Aehnliches an die Seite zu stellen ist. Beim Einschlagen des Blitzes fällt die Flüchtende betäubt nieder, was freilich durch eine scenarische Bemerkung angedeutet sein sollte, während am Himmel in einem Sternbilde der Namenszug der Herzogin „als ein Wunder- und Trostzeichen" erscheint.

War es ja die Herzogin, die Großmutter unserer Kaiserin Augusta, die in der höchsten Noth durch ihr muthiges, echt fürstliches und wirklich hehres Auftreten Napoleons aufblitzenden Zorn entwaffnete und Weimars Untergang verhütete, die, da sie den Glauben in der tiefsten Brust nährte, wie es in des *Epimenides Erwachen* heißt, „unter Glut und Mord und Rauben das Verderben abwehrte." Der durch das Sternbild angedeutete im allgemeinen Verderben sich bewährende rettende Muth der Fürstin bildet den geraden Gegensatz zu der an Gott und Welt verzweifelnden, zuletzt zusammenbrechenden Flüchtenden, und zugleich den Uebergang zu dem zweiten heitern Theile, dem eigentlichen Gegenstande des Festspiels.

Bildet im ersten Theile das Unglück der Verwüstung den Hauptpunkt, so hier das Glück des hergestellten Friedens, als dessen Gleichniß die so lang ersehnte, endlich an der Hand ihres Gatten heimkehrende Großfürstin dargestellt wird, wie der mit allgemeiner Theilnahme aus vollem Herzen ihr bereitete Empfang als Vorbild jenes unabläßig regen Strebens und Wirkens Aller erscheint, welches den neu zu begründenden Wohlstand und wahres Bürgerglück schafft. Wie in der ersten Scene die Kriegsgöttin die Verwüstung und die verzweifelnde Noth bereitet, so ist es hier die Alles mit Weisheit und Gerechtigkeit zum Besten lenkende Herrschermacht, welche als nothwendige Bedingung des sichern Friedens und der Wiederherstellung des zerrütteten Landes erscheint. Sie tritt an der ihm gebührenden Stelle im Thronsaale, wie es hier heißt im „königlichen Saale", in der ihr eigenen Tracht, dem Krönungsornat, mit Scepter, Krone und Königsmantel, auf. Bewegt die erste Scene sich im tragischen Trimeter, den der Dichter schon in dem Anfange seiner *Helena* und in den beiden frühern Vorspielen angewandt hatte, so spricht die Majestät ihre Antrittsrede in fünffüßigen Trochäen, einem ruhigen, ernst würdigen Maaße, dessen er sich hier zuerst bedient, das aber Herder schon in ein paar *Legenden* und in einigen Romanzen des *Cid* angewandt hatte. Goethe hatte bereits in *Paläophron und Neoterpe* vierfüßige Trochäen geschickt neben den jambischen Trimetern verwandt; in ihnen läßt er hier den Frieden seine anmuthige Schilderung des festlichen Empfanges sich ergießen, wogegen er zu den Reden der Majestät

den um einen Trochäus längern, daher feierlichern Vers wählte, nur im Gespräche zum Trimeter zurückkehrte. Die Majestät giebt sich gleich als die mit Weisheit ausgestattete Macht zu erkennen, welche überall, wo sie auftritt, sich Vertrauen erwirbt, wie dagegen vor der rohen Gewalt alle flüchten. Hiermit spricht sie entschieden den Gegensatz zur vorigen Scene aus, ja die Aufeinanderfolge ist bestimmt ausgedrückt. Wir glauben, daß in den Worten:

Und wie vor Gewalt sich Furcht geflüchtet,
So entgegnet nun der Macht Vertrauen,

nichts weniger angedeutet ist, als daß die zerstörende Kriegsgewalt ebenso der Ausfluß der höchsten Souveränetät sei wie deren ordnende und schützende Macht. Gewalt und Macht sind dem Dichter gerade Gegensätze; die eine bewältigt und zerstört, die andere gebietet und leitet. Nachdem die Majestät sich als weise Herrschaft bezeichnet, und die Verehrung ausgesprochen hat, welche die Menge aus der tief in der Menschenbrust liegenden Neigung zur Ehrfurcht, welche Goethe später einmal als Erbtugend des Menschen bezeichnet, ihr entgegenbringt, geht sie darauf über, daß nicht allein der König, sondern auch jeder Bürger an seiner Stelle förderlich wirken könne. Zunächst schildert sie die Macht des Künstlers über die Natur, wobei sie das Beispiel vom Baumeister hernimmt, der so mächtige Werke aufzuführen verstehe, daß man ihn mit dem Schöpfer der Welt zu vergleichen wage. So kann jeder an seiner Stelle wirken; nur auf das Wollen und Können kommt es an, das sich freilich nicht immer verbindet; oft fehlt das eine oder das andere, das Können aber vermag ein Jeder sich zu verschaffen, der sich in dem seinen Anlagen gemäßen Kreise redlich bemüht. Als Beispiel, wie Jeder auch im Kleinsten zu wirken vermöge, dient der Weber, dessen Kunst so wenig verächtlich ist, daß die Gottheit selbst in ihm ein Gleichniß ihres eigenen Schaffens erkennt (man vergleiche die Aeußerung des Erdgeistes im Faust vom Webstuhl der Zeit), und die nach außen so nützlich und erfreulich wirkt. Eine und dieselbe Thätigkeit ist es, die überall in der Natur und der Menschheit wirkt, und es ist diese ein Abglanz der Gottheit selbst, wobei man sich der im Faust vorschwebenden Lehre vom Makrokosmus erinnere. Mit einem raschen Uebergange fordert nun die Majestät die Zuschauer auf, jeder von ihnen möge jetzt freudig die zu frischem Wirken und zur Herstellung des Zerrütteten Rückkehrenden empfangen, wobei die zum Bestehen des Staates nöthige Unterordnung hervorgehoben wird, der seine höchste Spitze in dem Fürsten habe, wie die Stadt in ihrem gewählten Aeltesten, die Familie im Hausvater. Zieme es sich auch, auf Gottes Segen zu hoffen, so müsse doch Jeder an seiner Stelle redlich arbeiten, das Zerstörte wieder herzustellen, den Wohlstand neu zu gründen, und durch weises, verständiges Wirken sich an dem durch die Majestät ermöglichten Bürgerglücke zu betheiligen.

Aber die Herrschaft bedarf zu ihrer gesegneten Wirksamkeit der äußern Ruhe. So tritt denn jetzt der endlich wiedergekehrte Friede zu der Majestät, welche diese — die sich als ihre Dienerin bekennt, insofern Alles sich jener unterordnen muß — als ihre gleichberechtigte Mitherrscherin, als ihre Schwester anerkennt. In ihrer Umarmung ist das Glück des Landes nun wieder fest begründet. Die Majestät hat in Weimar nie gefehlt, da sie, auch während der Abwesenheit des Herzogs, in dessen Gattin so würdig vertreten war, aber den äußern Frieden sammt dem Wohlstand hatte der Krieg schrecklich zerstört; dieser mußte zurückkehren, was gerade durch den Einfluß der Majestät geschah, wie das Sternbild am Ende der ersten Scene andeutete. Der Friede berichtet nun mit heiterer Lust den jubelnden Empfang bei der Rückkehr der allgeliebten Großfürstin, an welchen der neuliche, von verehrender Liebe und frohem Stolze gefeierte Einzug ihrer Tochter, der Kaiserin Augusta, in ihre Geburtsstadt Weimar wieder erinnerte. Dieser Bericht wird aber auf echt dramatische Weise belebt, so daß wir erst allmählich, wobei die Fragen der Majestät geschickt den Uebergang bilden, Veranlassung und Zweck des Jubels erfahren. Sehr glücklich beginnt sie mit der freudig bewegten Schilderung, wie alle Bürger dieser Stadt, welche ihre Künste immer liebevoll gepflegt habe, heute in vereinter Thätigkeit mit vollem Herzen wetteifern. Die Majestät, die hier von dem, was eben sich begeben hat, nichts weiß, rühmt eine solche Thätigkeit als den Grundstein jedes staatlichen Wohlseins; sie müsse eben aus eigener Seele fließen, da der Staat sie durch Belohnungen nicht überall zu wecken vermöge, deren sie auch nicht bedürfe, da sie ihren Lohn in sich trage. Nur ein solcher thatkräftiger Sinn befähige auch zu gedeihlichem öffentlichen Wirken, mache den wahren Patrioten, der seiner Gemeinde vorzustehen und so das Wohl der Gesammtheit zu gründen vermöge. Hier tritt Goethe's Ueberzeugung von der wahren politischen Wirksamkeit in reiner Klarheit hervor. Der echte Patriotismus schien ihm darin zu beruhen, daß jeder in seinem Kreise tüchtig wirke, wodurch er erst die Fähigkeit erhalte, das Gemeinwohl zu fördern; denn wer in seinem eigenen Hause kein gutes Regiment führe, wer in seinem beschränkten Kreise nicht wirke, könne noch weniger der Gemeinde vorstehen, wie er denn auch noch später, als Weimars Großherzog aus freier Bewegung eine Verfassung dem Lande gegeben hatte, nur den „guten Wirth“ zur Vertretung beim Landtage für tauglich erklärte. Den alten Spruch Luther's, wenn jeder seine Lection lerne, so werde es gut stehen, erweiterte Goethe zu der Ansicht, daß nur aus tüchtigem, allseitigem Wirken eine würdige Gemeinde-Verwaltung hervorgehe, daß ein auf redlicher Thätigkeit beruhendes Familienleben die nothwendige Voraussetzung jedes geordneten Gemeindelebens sei, das wieder die Grundlage des Staates bilden müsse. Und dieser Grundsatz bleibt ein unerschütterlicher Fels, auf dem auch unser neues Deutsches Reich für und für ruhen möge, das seine volle Kraft im geordneten Familien-, Gemeinde- und Staatenleben finden muß.

Treffend hat Löper hierbei auf ein vor zehn Jahren an Goethe's Geburtstag gesprochenes Wort Palmerston's erinnert: „Unser Patriotismus muß, wie unsere Mildthätigkeit, zu Hause beginnen. Ein Mann muß vorher sein Heimatshaus und seine Familie lieben, dann seine Stadt und seinen Bezirk, und wenn er dann seine Grafschaft liebt, so liebt er sein Vaterland.“ Goethe war weit entfernt, von Haß und Widerstreben gegen Napoleon's damals unangreifbare Macht Heil und Glück zu erwarten, abgesehen davon, daß seiner Natur jeder gewaltsame Umsturz des Bestehenden und jedes aussichtslose Bekämpfen der gegründeten Macht zuwider war; er glaubte mit seinem Herzoge und dem Geheimen-Rath von Voigt, der mit ihm sich eingehend berieth, es gelte zunächst die Wiederherstellung des Landes. „Ueber die höhere Politik habe ich mich zufrieden gegeben, und mich getröstet, daß nichts verabsäumt ist von der staatsdienenden Klasse,“ schrieb Voigt gleich nach den Unglückstagen Weimars. Der Herzog wünschte nur noch ein Dutzend Jahre mit diesem vortrefflichen Staatsmanne zusammen zu leben, um die Wunden vielleicht leidlich heilen zu können, die dem Lande geschlagen worden, und so unternahm er schon im Juli 1808 eine Umgestaltung der Landesverfassung, welche „das alte Gute mit dem neuen Zustande der Dinge und den Lehren des Zeitlaufs vereinbaren, nach so mancher Weltzerrüttung auch im Innern eines jeden speziellen Vaterlandes ein

Ganzes zusammenhalten" sollte. So war also Goethe in dem politischen Ziele mit dem Herzog und dessen leitenden, ihm befreundeten Staatsmanne vollständig einverstanden, auf das er auch in unserm Vorspiele hinzudeuten nicht unterlassen konnte. Demnach stellt er hier das begeisterte Zusammenwirken beim Empfange der Großfürstin als Sinnbild jenes Bürgerlebens auf, das allein den Staat wiederherstellen könne. Der Friede erkennt die Wahrheit des von der Majestät ausgesprochenen Grundsatzes an, und bezeichnet ein solches Wirken, diesen echten Bürgersinn als Grundstein des Staates, geht aber sodann zu einer anmuthig belebten Schilderung des heutigen Festjubels über. Dadurch, daß die Majestät meint, es handle sich um ein Friedensfest, bei welchem sie auch einen leidenschaftlichen Erguß der Freude nicht tadeln mag, gewinnt der Dichter den Uebergang zur Großfürstin, welcher der Empfang gegolten habe. Der Friede bezeichnet diese, welche heute mit ihrem gleich jungen und hoffnungsvollen Gemahl wie eine Hoffnung spendende und segnende Gottheit zurückkehre, als sein ausdruckvollstes Abbild. So ist denn ihre Rückkehr als das edelste und glücklichste Friedensfest des Landes dargestellt.

Aber auch die Majestät muß noch ihren innigen Antheil an diesem Feste bekunden, und den übrigen fürstlichen Personen darf ihre Verehrung nicht entzogen werden. Zunächst bemerkt sie, daß je größer Schmerz und Trauer bei der Entfernung der Großfürstin gewesen, um so größer seien bei der Rückkehr die Freude und der Jubel, und sie fordert den Frieden auf, alle heute zurückkehrenden und sich in Weimar wieder zusammenfindenden Fürstlichkeiten mit ihrer Macht zu schützen, insofern der Friede nur eine Dienerin der Majestät ist. Eigentlich, waren an diesem Tage nur das erbprinzliche Paar und der Herzog zurückgekehrt, aber auch die Herzogin und die Prinzessin Caroline erst wenige Tage vorher angekommen. Das segensvolle Wirken der Herzogin war am Schlusse der ersten Scene gefeiert worden; ihr mußte am Ende des Ganzen eine ähnliche Erscheinung entsprechen. Die Majestät gedenkt zuletzt noch der vor wenigen Monaten hingeschiedenen Herzogin Mutter, wobei im Hintergrunde in einem Sternbild der Anfang ihres Namens sich zeigt, umgeben von den Anfangsbuchstaben der Namen der sämmtlichen Mitglieder der herzoglichen Familie. Ihre letzten Tage waren durch das Landesunglück und den Tod eines geliebten Bruders getrübt; aber jetzt steht ihr Andenken in reiner Glorie, ihr Name lebt in ewiger Erinnerung, hochverehrt von den Ihrigen und dem Lande. Und so möge ihr Andenken, wie sie selbst früher, wo sie stets den Ihrigen und dem Lande sich wahrhaft mütterlich erwies, immerfort wirken und lehren, wie sie, mit rein menschlichem Sinne zu genießen, aber auch, wie sie früh gelernt, zu entbehren, zu hoffen und zu leiden bis zum letzten Lebenshauche, vor allem auch männlich kräftig sich zu zeigen, was gerade die letzte Zeit als unumgänglich nöthig erwiesen. Der Anfang der Regierung der hingeschiedenen Herzogin war auch ein sehr schwerer gewesen, da das Land damals, wo sie als jugendliche, fast noch kindliche Wittwe ihm vorstand, vom siebenjährigen Kriege zu leiden hatte. So tritt also hier zum Schlusse die segensreiche Wirkung der Herzogin Mutter hervor, deren Geist auf ihre Nachkommen forterben möge. Das Vorspiel feiert demnach außer der Großfürstin, der künftigen Herzogin, ihre beiden Vorgängerinnen, die hingeschiedene und die regierende, welche das Land vor Kurzem gerettet, also gleichsam den Schutzgeist des Landes in seinen Fürstinnen, deren jüngste zu allgemeinem Jubel eben zurückgekehrt ist, fordert aber zugleich die Bürger zu eifrigem Bestreben auf, im Verein mit dem Fürstenhause durch rastloses Wirken den glücklich aus dem Krieg geretteten Staat wieder zu Wohlstand und Macht zu erheben. Hierdurch erhält die glücklich ausgeführte, gedankenvolle Dichtung ihre zusammenschließende Einheit.*)

Eine Vorläuferin der Rahel.

In seinem neuesten Romane „Fritz Ellrodt",**) eine der bedeutendsten Erscheinungen, welche uns die Novellen-Literatur in jüngster Zeit gebracht, liefert Karl Gutzkow die meisterhafte Schilderung eines Frauen-Charakters, durch welche der Dichter wieder eine neue glänzende Perle in seinen wohlverdienten Ruhmeskranz geflochten hat.

Lea Osmond, die hochgebildete verwaiste Tochter einer vermögenden jüdischen Familie, hat nach dem Tode ihrer Eltern Erlangen, ihren Geburtsort, verlassen und hält sich bald in Bayreuth, bald in Berlin, bald in Wien oder Frankfurt a. M. auf, überall gastlich von begüterten Verwandten aufgenommen, sich überall willig den diesen Leuten durch das Ceremonialgesetz der eigenen Religion, wie durch das Vorurtheil und den Haß ihrer christlichen Mitbürger aufgelegten Beschränkungen fügend, und dabei doch im vollsten Maaße die eigene bedeutende Persönlichkeit, die Höhe der Anschauungen, die Fülle der erworbenen Erkenntniß wahrend. Das selbst in schönster Jugendblüthe prangende, auch äußerlich mit hohen Reizen ausgestattete Mädchen, hatte sich die Erziehung eines viel jüngeren Bruders zur Lebensaufgabe gemacht, nachdem sie selbst eine ganz ungewöhnliche Bildung erhalten, namentlich durch einen Magister Meinhard, ebenfalls einen gebornen Bayreuther, den Gutzkow sehr treffend einen Vorläufer von Friedrich Schlegel nennt. Meinhard liebt Lea schwärmerisch, sie aber wird bei der höchsten Verehrung und Freundschaft, die sie für ihren früheren Lehrer hat, doch keine Vorläuferin von Dorothea Mendelssohn-Veit. Aber auch ihr Herz bleibt nicht unberührt von der Liebe. In Wien wird sie durch den jungen Reichsgrafen Friedrich Ellrodt, bayreuthischen Minister und Gesandten am Kaiserhofe, vor den Beleidigungen roher Offiziere geschützt, und es entspinnt sich aus diesem Vorfall ein im Hause der Verwandten der jungen Dame sich fortsetzender Verkehr, der später, während Leas Aufenthalt in Bayreuth, zu einem herrlichen Seelenbande wird.

Der junge Reichsgraf hätte, allen Vorurtheilen trotzend, dieses Seelenband gern zu einem offen ausgesprochenen, vor aller Welt erklärten Liebes- und Eheband gemacht, aber Lea's hoher Sinn bethätigt die höchste Liebe für den „Seelenfreund" in der Entsagung. Sie weiß, daß die sie trennende Kluft in den Anschauungen ihrer Zeitgenossen eine unausfüllbare ist (man schrieb das Jahr 1763 und 1764) und besitzt die Kraft, selbst dafür zu wirken, daß der junge Reichsgraf seine Hand einer ihm ebenbürtigen, ihn seit den Tagen der Kindheit liebenden Dame reicht. Lea selbst geht nach Berlin, wo sie in Moses Mendelssohn, den sie schon früher gekannt und geehrt, einen Freund und Berather findet, und sieht den Freund lebend nicht wieder. Zwei Jahre später steht sie in Bayreuth am Sarge des Einziggeliebten, den

*) Ein dritter und ein vierter Artikel dieses Cyklus: „Die Zeiten des Druckes und der Befreiung" und „Des Epimenides Erwachen" werden in einiger Zeit folgen. D. R.

**) Jena, Hermann Costenoble, 1872.

ein früher Tod hinweggerafft, und bleibt der Erinnerung an ihn durchs ganze Leben treu; sie ist unvermählt gestorben.

Dies die äußeren Umrisse eines Frauenlebens, das der Dichter in schönstem Sinne vertieft und durchgeistigt hat, eines Frauenlebens, in dem sich die ganze Innigkeit und Hingebung des Herzens, der scharfe Verstand und die geistige Regsamkeit der Jüdin mit dem Reichthume deutschen Wissens und deutscher Bildung verschmolzen hat. Lea Osmond ist eine jener Gestalten, wie sie jene Zeit hervorbrachte, wo hüben und drüben von einzelnen bevorzugten Geistern an den Thoren des Ghetto gerüttelt ward, wo Geist und Schönheit sich über die von Gesetz und Herkommen gezogenen Schranken emporgehoben fühlten, die Pietät aber doch auch in diesen Auserwählten noch viel zu groß war, um mit den Traditionen ihres Volkes brechen zu können. Lea's Geist schwang sich weit über Zeit und Raum; im Gespräch mit ihr ward sich Fritz Ellrodt klar über die wichtigsten Fragen des Seins, die höchsten Aufgaben der Menschheit; für sich selbst blieb sie aber doch die Tochter des Volkes, dem sie durch die Geburt angehörte; nicht wollte sie brechen mit dem Glauben der Väter, wenn sie auch seine Formen nicht mehr als die ihrigen erkennen mochte. Eine Vorläuferin der Rahel an Geist und Verstand, ging sie doch nicht bis zu den letzten Consequenzen.

Das schöne Bild erhält noch eine weitere kulturhistorische Bedeutung durch den Umstand, daß der Bruder, den Lea mit mütterlicher Sorgfalt erzog, als Mann jener hülfreiche, vielgenannte Freund Jean Pauls, Immanuel Osmund ward, ja daß die Fäden dieser reichbegabten in Erlangen und Bayreuth angesessenen, keineswegs bloß in der Dichtung lebenden Familie sich in anmuthigster Weise in das Kulturleben des heutigen Berlin verschlungen haben. Immanuel Osmunds Tochter war die vor Kurzem verstorbene Gattin des vor einigen Jahren von Bayreuth nach Berlin berufenen Rabbiners der hiesigen jüdischen Gemeinde, Dr. Aub, eine Frau, deren hervorragende Geistes- und Herzensbildung Zeugniß davon gab, daß sie eine von Jean Paul's liebstem und edelstem Freunde Immanuel erzogene Tochter war.

J. H.

Das Uebersetzer-Unwesen in Deutschland.

Die sehr rührige Verlagshandlung von A. Hartleben in Wien, Pest und Leipzig hat uns wieder eine ganze Reihe bei ihr erschienener Werke zugesandt; wir können indeß dem Wunsche, dieselben anzuzeigen nur theilweise, sie eingehender zu besprechen aber gar nicht nachkommen. Nicht der Anzeige würdig halten wir die uns zugegangenen Uebersetzungen Paul de Kock'scher Romane; man sollte in Deutschland doch endlich davon zurückkommen, dergleichen seichte, geistlose und frivole Erzeugnisse der französischen Literatur in der Ursprache zu lesen, geschweige denn gar zu übersetzen. Dagegen wollen wir die Uebersetzung von „Tressilian Court" oder der Verstoßene von Mrs. Harriet Lewis als eine empfehlenswerthe Blüthe der englischen Literatur gern anzeigen, und würden den in sechster Auflage vorliegenden Roman „der Karthäuser" von Joseph Freiherrn von Eötvös einer ausführlicheren Besprechung unterziehen, wenn die Fülle des in unserem Blatte zu bewältigenden Materials uns nicht gebieterisch die Nothwendigkeit der Beschränkung auferlegte, welche wir am besten dadurch walten zu lassen glauben, daß wir neue Auflagen älterer Werke, die durch den Umstand, daß sie mehrere Auflagen erleben, für sich selbst sprechen, nur einfach anzeigen.

Eine zweite Verlagshandlung, welche sehr viele Uebersetzungen in die Welt sendet, und zwar häufig von Werken, von denen bereits mehrfache und zum Theil viel bessere Uebersetzungen vorhanden sind — wie dies kürzlich mit Volney's „Ruinen" geschah, an die sich Herr Peters, ein in dieser Richtung besonders betriebsamer Uebersetzer, vergriffen hatte — ist Kühtmanns Buchhandlung in Bremen. Heute liegt uns aus diesem Verlage vor: „Träumereien eines Junggesellen" von Ik. Marvel, deutsch von Hermann Otto. Der Uebersetzer giebt in seiner Vorrede selbst zu, daß billige und korrekte Ausgaben bereits vorhanden sind und die vorliegende Ausgabe eigentlich überflüssig wäre. Der Verleger habe jedoch gemeint, das Büchlein verdiene, daß es auch äußerlich schmucker erscheine; so sei die Uebersetzung entstanden, die vielleicht nicht besser als die seines Vorgängers, aber hoffentlich auch nicht schlechter sei.

Ein seltsamer Grund! Um ein Buch „äußerlich schmucker" auszustatten, veranstaltet man wohl neue Ausgaben, aber neue Uebersetzungen brauchte man deshalb nicht in die Welt zu schicken, wenn es sich nicht eben darum gehandelt hätte, einen neuen Verlagsartikel für die Kühtmannsche Buchhandlung zu schaffen. Gäbe es für diesen Zweck keinen näherliegenderen ersprießlicheren Gegenstand? Eine Arbeit liefern, von der man die Aussicht hat, nur im besten Falle sie ebenso gut machen zu können, wie sein Vorgänger, erscheint uns ähnlich, wie das Schöpfen in's Faß der Danaiden. Die der Vorrede beigegebenen Notizen über den Verfasser des Buches sind, wie der Uebersetzer ehrlich eingesteht, mit Erlaubniß des Herrn Dürr, dessen Textausgabe zum größten Theil wörtlich entlehnt. Also auch hier die Frage: „Wozu?"

Wir haben uns bei dieser Uebersetzungs-Angelegenheit etwas ausführlicher aufgehalten, weil es uns auf dem Herzen lag, über den in dieser Beziehung in unserer deutschen Literatur herrschenden Unfug auszusprechen. Wir sind wahrlich keine Gegner der Uebersetzungen, halten es vielmehr für einen großen Vorzug unserer Literatur, daß sie durch Uebertragungen aus alten und neuen Sprachen eine so große Erweiterung erfahren hat, aber wir sollten doch endlich Selbstgefühl genug bekommen, nicht ohne Auswahl Alles zu übersetzen, und nur um zu übersetzen auch auf ältere, bereits in besseren Uebersetzungen vorhandene Werke zurückzugreifen. „Die Kerle machen jetzt gar Uebersetzungen von Uebersetzungen!" ruft Lessing einmal entrüstet aus; was würde er heute erst sagen, wenn er sähe, was und wie man im neuen deutschen Kaiserreiche übersetzt.

England.

Rud. Gneist: Selfgovernment, Communalverfassung und Verwaltungs-Gerichte.

II.

Praxis und Gegenwart.

Von dieser Blüthezeit der gesunden, parlamentarischen und staatlichen Entwickelung, als deren Gipfelpunkt die lange und glorreiche Regierung Elisabeths bezeichnet werden darf, sank das Volk herab während der schlimmen Zeit der Stuarts, und auch die Revolution, die Jacob II. vom Throne stieß, und Wilhelm III. an seine Stelle setzte, vermochte nicht, die innerlich krankenden Organe zu heilen und wagte nicht das gefährliche Mittel einer Radicalkur von Grund aus. So siechte denn die ungesund,

weil unwahr gewordene Verfassung das 18. Jahrhundert hindurch hin, bis die Heranbildung einer gänzlich neuen Gesellschaft, eine Verfassungs-Reform zu Anfang dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts unausbleiblich machte. Wir können uns hier auf die Zersetzung der alten, ständischen, englischen Gesellschaft, ihre Umwandlung in eine fast ausschließlich von wirthschaftlichen Interessen geleitete gentry, einen breiten, wohlhabenden Mittelstand und einen noch viel zahlreicheren, elenden, vierten oder Arbeiterstand nicht einlassen: genug, daß an Stelle des früheren Bewußtseins von der Solidarität der wahren Interessen des Einzelnen und des Staatsganzen mit dem Beginn dieses Jahrhunderts die einseitige Richtung der Erwerbsgesellschaft getreten ist, deren Einfluß auf Verwaltung im Allgemeinen und Selfgovernment insbesondere höchst bedeutend geworden ist. Den quarter sessions, der sonst in der Grafschaft völlig unabhängigen Friedensrichter, sind gewählte Kreisversammlungen, als Kontrollbehörden, an die Seite gestellt worden, wie an Stelle der Dorf- und anderer Behörden eine besoldete Gensdarmerie, besoldete Richter und andere Beamte getreten sind.

„Das 19. Jahrhundert," so schließt Gneist seinen historischen Ueberblick, „erscheint damit als Bildungsperiode der neu-ständischen Gesellschaft, mit einem Anspruch auf das für jeden Einzelnen gleiche Recht, seinen Mitbürgern Gesetze zu geben, ohne an der persönlichen Arbeit und den verantwortlichen Pflichten des Gemeinwesens Theil zu nehmen. Diese neu-ständische Bildung ist es, welche einen Zwiespalt auch in das System des Selfgovernment trägt und ansehnliche Theile desselben als unfertige, in Fluß befindliche Formationen erscheinen läßt".

Dies ist ungefähr die historische Entwickelung des englischen Selfgovernment bis zu seiner relativ höchsten Blüthe im Zeitalter Elisabeth's und seinem Verfall im 19. Jahrhundert. Fragen wir nun nach dem eigentlichen Wesen desselben, nach seinem Umfang und seinen Kompetenzen, so wird es von Gneist als eine zweiseitige Einrichtung definirt, die einerseits das Verwaltungs-System der englischen Commune darstelle, andererseits aber als solches die gesetzmäßige Kreis-, Orts- und Gemeinde-Verfassung Englands bilde: „Eine Kreis- und Gemeinde-Verwaltung durch Ehrenämter und Communalsteuern nach dem Gesetz des Landes."

Die tiefgehende Bedeutung derselben erkennt Verf. in der organischen Verbindung der Gesellschaft mit dem Staat, wodurch das Problem, die entgegengesetzten Interessen der Gesellschaft zum einheitlichen Staatswillen zusammenzufassen, gelöst und durch diese Selbstverwaltung, eben die Fähigkeit zur Gesetzgebung, der Rechtssinn, erzeugt und gekräftigt würde.

Wie dieses System durch die innere Umwandlung der Gesellschaft allmählich erschüttert, dann unmöglich gemacht, endlich zum guten Theil gestürzt wurde, wie an Stelle der eigenen Beaufsichtigung und Verwaltung auf den wichtigsten Gebieten des Selfgovernment der Polizeistaat angefangen habe, den Rechtsstaat immermehr zu verdrängen, und wie diese Entwickelung einen dereinstigen furchtbaren Zusammenbruch befürchten lasse, wenn nicht rechtzeitige Remedur eintrete, darauf haben wir schon im Vorhergehenden hinzuweisen Gelegenheit gefunden.

Ebenso präcis als erschöpfend ist darüber das resumirende Urtheil Gneist's, das er in folgende Worte zusammenfaßt: „Das sichtbare Resultat der Neubildung ist eine besondere constabulary, in zehnfach stärkerer Formation, als die preußische Gensdarmerie, ein Corps von mehr als 15,000 besoldeten kleinen Beamten der Armen-Verwaltung, eine analoge Formation der Gesundheits-Polizei und der ganzen, städtischen Verwaltung, eine immer weiter um sich greifende Centralisation mit ihrem einförmigen Geschäftsgange, eine immer weiter greifende Aufsichts-Instanz durch Regierungs-Commissarien und Ministerialrescripte — Alles das in immer fühlbarerer Disharmonie mit dem Grundsystem der parlamentarischen Regierung.

In seinem vierten Buche von den anwendbaren Grundsätzen des Selfgovernment auf die Gegenwart und die augenblicklichen Zustände, das wir, mit Uebergehung der eigentlichen Darstellung der Selbstverwaltung im 2. und 3. Buche, hiernach kurz berühren wollen, macht Gneist den Gegensatz zwischen Staatsorganismus und moderner Gesellschaft, einem Complex wirthschaftlich entgegenstehender und sich befehdender Individuen zum Ausgangs-, Mittel- und Endpunkt seiner Betrachtungen. Die Gesellschaft, stets nur auf Vortheil bedacht, fordert unaufhörlich neue Rechte, der Staat verlangt um seiner Selbsterhaltung willen, die Uebernahme von Pflichten, jede einzelne Gesellschafts-Gruppe stellt ihre Interessen als die Wesentlichsten in den Vordergrund, der Staat sucht die berechtigten Interessen aller Gesellschafts-Gruppen zu vereinen und zu fördern, den unberechtigten eine Schranke zu setzen; die Gesellschaft endlich betrachtet die Einrichtungen des Staats als nutzbare Pfründe, während der Staat in der persönlichen Leistung und Verantwortlichkeit der Gesellschafts-Individuen dies Grundmoment seines Bestehens erkennt.

„Bildet die Gesellschaft in dieser Richtung einen zusammenhängenden Organismus, so bedarf es eines staatlichen Gegenorganismus, welcher die gesellschaftlichen Interessen sich unterordnet, vereinigt und in stetiger Uebung den Menschen zur Erfüllung seiner staatlichen Pflichten zwingt und gewöhnt. Staat und Gesellschaft müssen erst von unten herauf in ihren einzelnen Gliedern zusammenhängend und dauernd (organisch) verbunden sein, um einem Volk die Fähigkeit der Selbstregierung, die „Freiheit in der Ordnung" zu geben." Eine Frage, die sich unmittelbar hieran schließt und die gerade augenblicklich für die Reconstruction der bedeutendsten Kulturstaaten Europas von fundamentalem Interesse, für die Zukunft aller Staaten entscheidend ist, ist die Frage über die Gränze von Centralisation und Decentralisation innerhalb eines Staatswesens. Denn dies allein ist die richtige Stellung der Frage für den, der die Untrennbarkeit und Nothwendigkeit dieser beiden Elemente für den modernen Staat erkannt hat, nicht aber die Fragestellung kurzsichtiger Theoretiker, ob Centralisation oder Decentralisation. Gneist weist, auf die praktische Erfahrung des englischen Selfgovernment gestützt, alle die Aemter und Pflichten, die durch Männer der Kreise und Gemeinden wahrgenommen, aus ihren Mitteln gedeckt werden können, diesen als das ihnen zum Heile des Staats zu belassende, Alles, was über diese Mittel und Fähigkeiten hinausgeht, was den ganzen Staatsorganismus als solchen betrifft, einer einigen Regierungsgewalt an der Spitze des Staats zu: „Daß man Polizei-, Chausseeverwaltung u. dgl. nicht centralisiren kann, soweit die Kosten aus den Staatsfinanzen aufgebracht werden, daß ein Kreis- oder Communalverband unmöglich Dinge verwalten kann, zu welchen die nöthigen Gelder in einer 100 Meilen weit entfernten Provinz aufgebracht werden, muß jederzeit als entscheidend anerkannt werden. — Die Gesammtbeziehungen des Staates nach Außen, das stehende Heer, die indirecten Steuern und Regalien, die sonstigen Theile der Gerichts- und innern Verwaltung entziehen sich deshalb einer Decentralisation und localen Selbstverwaltung ihrer Natur und Bestimmung nach." —

Wir haben und können hier nicht die Absicht haben, den

wesentlichen Inhalt dieses an werthvollen Erörterungen und Uebersichten überreichen Werkes erschöpfend zu reproduciren; wir sind zufrieden gestellt, wenn es uns gelungen sein sollte, Art und Inhalt desselben anzudeuten und zu seinem eingehenderen Studium angeregt zu haben, da die Klärung der Begriffe auf diesem Gebiet auch für die Entwicklung unsres eigenen Staatslebens von unberechenbarer Bedeutung ist. Isaacsohn.

Das System Adam Smith's veraltet.*)

Das Ansehen der Manchester-Schule und dessen, worauf sie beruht, ist in Deutschland, wie sich nicht leugnen läßt, im Niedergang begriffen. Der Gegner werden immer mehr. Ein Bekämpfer der tüchtigsten Art ist ihren Theorien in der Person des Prof. Dr. Rösler in Rostock erwachsen, dessen in der Anmerkung genanntes Buch vor Kurzem in der zweiten Auflage erschienen ist. Rösler legt jene Theorien eine nach der anderen auf den juristischen Secirtisch und zerlegt sie mit scharfem, schneidigem Messer so fein und beharrlich, daß von den großen, Respect fordernden Gestaltungen Nichts, wenigstens nichts Brauchbares, übrig bleibt. Adam Smith selbst und sein Werk „Wealth of Nations" verfallen natürlich zuerst diesem Vernichtungs-Acte. Freilich gesteht Rösler zu, dasselbe sei ein für immer denkwürdiges, meisterhaftes Werk, das in seiner Art unerreicht bis in die Gegenwart herein ragt; aber er spricht ihm wissenschaftliche Logik ab, er stellt es auf Eine Stufe mit dem „Contrat social", mit dem „Emile" Rousseau's und dem „Système de la nature" von Helvetius. Es ist das Erzeugniß einer Zeit, wo die Gesellschaft morsch, faul und innerlich zerrissen war und nichts mehr bot, was den Geist befriedigen konnte; darum wandte man sich der Ursprünglichkeit der Natur mit Sehnsucht zu und schmiedete wissenschaftliche Theorien, um dieser Sehnsucht Logik und System zu verleihen. Nur in der Natur, dachte man, herrscht Ordnung und Wahrheit, nur im Naturzustande ist der Mensch frei, folglich darf er auch nur dem Naturgesetz gehorchen; im menschlichen Gesetze ist nur Unvernunft und Unterdrückung.

Dies ist ein Ideengang, der eine gewisse historische Berechtigung hatte, sofern er geeignet war, die alten unerträglich gewordenen Fesseln zu sprengen und für eine neue Ordnung der Dinge Raum zu schaffen. Allein die Berechtigung ist nur eine negative; positive und dauernde Wahrheit ist nicht darin zu finden. Die Menschen sind eben andere Wesen, als sie in den Köpfen jener Philosophen sich darstellen. Nicht nach erfundenen Naturgesetzen richtet sich ihr Treiben, ihr Schaffen und Begehren, und ein starker Aberglaube ist die Meinung, daß die auf das Interesse des Capitals gegründete Wirthschafts-Ordnung von der Weisheit Gottes selbst ein für allemal den Menschen gegeben sei. Lediglich das Recht ist die geistige Regel der menschlichen Dinge, und die Quelle des Rechts ist das Leben des Volkes.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, ist die Volkswirthschaftslehre im Sinne der Manchester-Schule ein Unding. Indeß kann nicht die Rede davon sein, das Smithsche System durch ein anderes zu ersetzen; die Zeit der volkswirthschaftlichen Systeme ist überhaupt vorbei. Um den Zusammenhang der wirthschaftlichen Dinge zu erfassen, die Wirthschaft, den Erwerb als einen organischen Bestandtheil des Lebens zu begreifen, die sozialen Fragen zu ergründen, muß das Rechtssystem der ganzen Gesellschaft wissenschaftlich dargestellt werden. Es führt dies zur Wissenschaft des sozialen Verwaltungsrechtes, dessen Construirung Dr. Rösler sich zur Aufgabe gemacht hat, und als deren Vorarbeit die jetzige Schrift zu betrachten ist. Es stehen uns also weitere Arbeiten des Verf. in Aussicht, und man darf dieselben mit Spannung erwarten, wenn ihr gelehrter Autor im Aufbauen ebenso geschickt ist, wie im Niederreißen.

*) Ueber die Grundlehren der von Adam Smith begründeten Volkswirthschafts-Theorie, von Dr. Rösler, ord. Prof. der Staatswissenschaften an der Universität Rostock. Zweite neu bearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Erlangen, A. Deichert, 1871.

Rußland.

Russischer Nihilismus.

Wir haben es immer für eine interessante und nicht unverdienstliche Arbeit angesehen, wenn sich einmal Jemand entschloß, eine „Kritik der Kritik" oder was damit ziemlich gleichbedeutend ist, eine „Kritik der Kritiker" zu schreiben, wiewohl wir uns nicht verhehlten, daß ein solches Unternehmen seine recht bedenklichen und undankbaren Seiten habe. Eine Arbeit dieser Art liegt uns heute vor, die wiederum, wenn auch nicht im strengsten Sinne die Kritik, so doch immerhin einige kritische Bemerkungen herausfordert.

Unter dem Titel: „Aus der Literatur des Nihilismus"*) giebt uns Herr D. K. Schedo-Ferroti (ein bekanntes durchsichtiges Pseudonym) die kritische Beleuchtung des Romanes von Tschernyschefsky „Was thun?" und zugleich eine Skizze dieses Romanes, aus der hervorgeht, daß nicht leicht ein hirnverbrannter Kopf abgeschmackteres, unsinnigeres und sittenloseres Zeug zusammenschreiben kann, als dieser Roman enthält. Der Raum des „Magazin" ist uns zu kostbar, als daß wir ihn mit einer Wiederholung dieser Erbärmlichkeiten in Anspruch nehmen möchten; wohl aber drängten sich uns beim Lesen der kleinen Schrift zweierlei Bemerkungen auf, denen wir in kurzen Worten Ausdruck geben möchten.

Herr Schedo-Ferroti berichtet, daß der Tschernyschefsky'sche Roman in Rußland verboten und daß sein Verfasser nach Sibirien geschickt sei; er weiß aber nicht, ob die letztere Maßregel den Schriftsteller wegen dieses Buches oder wegen eines anderen politischen Vergehens getroffen, ist aber geneigt, das Letztere anzunehmen. Jedenfalls beklagt er, daß Tschernyschefsky zum Märtyrer gemacht sei und daß dadurch dem Buche eine größere Bedeutung beigelegt worden, als es verdient. In diesem Urtheile stimmen wir ihm vollkommen bei; wenn er aber auch das Verbot des Buches bedauert und es eine „nützliche Jugendschrift" nennt, so möchten wir ihm in dieser Beziehung doch entschieden widersprechen.

Herr Sch.-F. sagt: „Warum in aller Welt, wenn er nicht sonst ein schweres Verbrechen begangen, hat man den unschädlichen Autor dieser nützlichen Jugendschrift nach Sibirien verschickt? Doch wohl nicht gar um des vorliegenden Buches willen und wegen der gefährlichen Principien, die er durch noch gefährlichere Lockungen der Jugend genehm zu machen sucht? Das wäre wahrlich recht hart, denn was auch die Absichten des

*) Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn, 1871.

Herrn Tschernyschefsky gewesen sein mögen: sein Buch hätte doch wohl nicht anders, als nach dem Schaden, den es anrichten konnte, beurtheilt oder gar verurtheilt werden sollen; einen solchen Schaden aber, d. h. eine thatsächlich gegen die Jugend ausgeübte Verführung kann ich mir durchaus nicht vorstellen. Von irgend welchen Studenten gar nicht zu sprechen, würde wohl ein etwas nachdenkender Gymnasiast oder Kreisschüler nicht sofort das Sinnwidrige in der Beschreibung der Lebensweise der zukünftigen Menschen herausfinden? Gewiß, wenn man ihm Zeit läßt, das Buch ruhig zu lesen und sich die Sache zu überlegen. Vielleicht nicht, wenn er den Band heimlich, in größter Eile oder wohl gar stückweise verschlingt, und aus den hin und wieder aufgeschnappten Sätzen sich ein Ganzes zusammenstellt, das denn nachgerade nicht viel besser ist, als das Original, für das er aber im heiligen Eifer schwärmt, indem er sich rühmt, ein Jünger des „großen Exilirten" zu sein.

Wir kennen den Roman zwar auch nicht vollständig, sondern nur in dem Auszuge, den uns der Herr Verfasser der kritischen Beleuchtung giebt, müssen aber bekennen, daß, wenn je ein Censur-Verbot gerechtfertigt war, uns dies hier der Fall zu sein scheint und daß man das Verbot, wo es nicht existirt, eigens für dieses Buch einführen müßte. Herr Sch.-F. geht aber noch weiter, indem er nachweist, der Roman sei nicht allein nicht zu verbieten, sondern er verdiene eine geflissentliche Verbreitung; er fährt fort:

„Ich habe das Buch „eine nützliche Jugendschrift" genannt und halte dafür, daß diese Bezeichnung eine richtige ist. Um diese Behauptung zu rechtfertigen, will ich annehmen, daß von irgend einem literarischen Vereine ein Preis ausgesetzt worden für eine Schrift, die in der reiferen Jugend den Abscheu vor den sogenannten „plaisirs faciles" erwecken soll, indem sie den Gegenstand in recht greller, abschreckender Weise schildert. Ob Herr Tschernyschefsky sich mit Vorbedacht als Concurrent gemeldet hätte, will ich dahingestellt sein lassen; ich bin aber überzeugt, er hätte den Preis davongetragen durch seine „verführerisch sein sollende" Beschreibung der allabendlichen Tanzvereine seiner Zukunftsmenschen."

„Und das soll ein gefährliches Buch sein", heißt es nach einer eingehenderen Beschreibung dieser Tanzvereine weiter. „Ein nützliches, ein hocherwünschtes, ein preiszukrönendes Buch ist es, das auf unsere (die russische) zu politisch-philosophischen Schwärmereien hinneigende Jugend die Wirkung eines Sturzbades machen muß, und das man deshalb nicht genug empfehlen kann. Wie man auch über den moralischen Werth unserer „Zukunfts-Literatur" denken möge, Herr Tschernyschefsky nimmt in ihr einen hervorragenden Platz ein. In jeder Zeile seines Buches sieht man, daß er nicht nach Effekt hascht durch Aufstellung frappanter Paradoxen. Es ist ihm Ernst mit seiner Lehre, und deshalb fühlt man sich bewogen, n seinem Buche mit Ernst und Nachdenken weiter zu lesen, so seltsam und schnurrig auch Manches darin klingt. Was er über die Mängel der bestehenden gesellschaftlichen Zustände sagt, ist Alles schon lange vor ihm gesagt worden und hat — schon lange vor ihm — auf viele Leser einen um so tieferen Eindruck gemacht, als man ihnen immer nur demonstrirte, was abgeschafft werden müßte, dabei aber sorgfältig vermied, ihnen zu erklären, was an die Stelle des Abgeschafften treten könnte. Hier ist Herr Tschernyschefsky seinen Collegen wahrhaft überlegen. Er ist nicht auf halbem Wege stehen geblieben; er hat den von ihm aufgefaßten Gedanken der gesellschaftlichen Wiedergeburt vollkommen und bona fide durchgedacht und ist zu dem bemerkenswerthen Resultate gekommen, selbstüberzeugt und selbstüberzeugend sagen zu können: Wenn die und die Principien allgemein angenommen wären, so würden die kommenden Geschlechter in solch und solcher Weise prosperiren.

„Die streng mathematische Form dieser Beweisführung hat etwas Imponirendes. Der Geometer verfährt oft ebenso; er nimmt einen zweifelhaften Vordersatz als gegeben an, führt ihn in einer Reihe logischer Folgerungen bis zu seiner letzten Consequenz durch und schließt aus der Unzulässigkeit dieser letzteren Consequenz, daß der Vordersatz ein falscher war. Man nennt das eine demonstratio ad absurdum, und eine solche hat Herr Tschernyschefsky gegen seinen eigenen Vordersatz: die Lehre von der Abschaffung der Gesetze und den freien Liebeswahlen, geliefert. Seine letzte Consequenz: das lammfromme Zusammenleben der Menschen im Schlaraffenlande, ist handgreiflich absurd, und wirft den Vordersatz mit unwiderlegbarer Klarheit um, wodurch sein Buch zur treffendsten Widerlegung seiner und seiner Anhänger Grundideen wird."

Wäre der Anfänger in der Geometrie wohl im Stande, eine demonstratio ad absurdum zu machen? Würde Derjenige, welcher von Geometrie gar nichts oder nur sehr wenig verstünde, sich nicht leicht durch eine an einen zweifelhaften Vordersatz geknüpfte Reihe logischer Folgerungen irre führen lassen und die letzte Consequenz als wahr annehmen? Ganz ebenso verhält es sich nach unserer Ansicht mit dem Tschernyschefsky'schen Roman. Dem gereiften, durchbildeten, logisch denkenden und richtig urtheilenden Menschen wird er freilich nichts schaden, demselben vielmehr ganz in dem Lichte erscheinen, in welchem der Verfasser der „kritischen Beleuchtung" ihn sieht. Anders ist es aber mit Studenten, Gymnasiasten und Kreisschülern, es sei denn, die russische Jugend sei der deutschen an Verstandes- und Geistesreife weit überlegen; anders ist es mit den soeben erst in's Leben getretenen jungen Mädchen; anders mit der großen Masse der Halbgebildeten beiderlei Geschlechtes, jedes Alters und Standes, aus denen sich bekanntlich ein großer Theil des Romane lesenden Publikums zusammensetzt. Von allen diesen Lesern werden nur wenige den Roman mit den Augen des Herrn Schedo-Ferroti anzusehen vermögen; für sie ist er ein entschieden gefährliches Buch, und es ist Pflicht einer Regierung, seiner Verbreitung zu wehren.

Ob freilich mit dem Verbot dem Uebel gesteuert werden kann? ist eine andere Frage, mit welcher wir bei der im Eingange erwähnten zweiten Bemerkung stehen, die wir zu der vorliegenden Schrift zu machen haben. Der Tschernyschefsky'sche Roman erscheint uns wie das Symptom einer Krankheit. Ein Dichter vermag nur das zu dichten, was in seinem Volke, seinem Lande, seiner Zeit vorhanden ist. Tschernyschefsky hat nur die letzten Consequenzen des Nihilismus gezogen, der in Rußland bei Mann und Weib bereits bedenkliche Dimensionen angenommen hat. Wo es aber in einem Volke schon so weit gekommen, da läßt sich durch äußere Maßregeln nicht viel mehr ausrichten und in diesem Lichte betrachtet, dürfte das Verbot allerdings seine Wirkung verfehlen. Man hält Rußland oft für das Land der Zukunft, ausgehend von der Ansicht, das jedes Volk einmal berufen sei, zur höchsten, alle anderen Völker überstrahlenden Kulturblüthe zu gelangen. In dem russischen Nihilismus liegt aber ein Symptom der Greisenhaftigkeit, die befürchten läßt, daß eher ein Zersetzungs-Prozeß als eine höchste Blüthe eintrete.

J. H.

Orient.

Die Völker des östlichen Asien.

Dr. Ad. Bastian's Werk: „Die Völker des östlichen Asien; Studien und Reisen"*) ist bis zum sechsten Bande gediehen. Derselbe enthält die Excursionen in China, von Peking zur mongolischen Gränze und die Rückkehr nach Europa. Der Verf., welcher vor Kurzem wegen seiner ausgezeichneten Verdienste um die Wissenschaft zum Professor an der Berliner Universität ernannt worden, enthüllt auch in diesem Theile seines großen Werkes ein erstaunlich reiches Wissen und eine Combinationsgabe, die ihn vor vielen Anderen zu einer universellen Behandlung der Wissenschaften befähigt.

Bekanntlich läßt Bastian sein Reisewerk als Grundlage und erste Sammlung von Materialien zu einer Ethnologie dienen, mit deren Hülfe, wie er hofft, eine Verbindung zwischen der Physiologie und der Psychologie hergestellt werden kann. In diesem Sinne gedachte er in dem sechsten Bande des Werkes den Buddhismus zu behandeln; indeß hat ihn die Anhäufung des angesammelten Materials gezwungen, die Ausführung der Absicht noch zurückzustellen.

Inzwischen läßt das Vorwort erkennen, in welches Verhältniß er den Buddhismus, das mit diesem vergleichbare Christenthum und die Religion überhaupt zu seiner Wissenschaft stellen wird. Indem er den Glauben an Götter und Gott aus den einfachsten Vorstellungen des Menschen im Naturzustande entwickelt, reiht er denselben in das System von Denkprozessen ein, auf dessen hoher Leiter nach ihm die Ethnologie hinabsteigen soll bis zu den Uranfängen des Denkens und der Vorstellungen, um eben die Quelle zu ergründen, aus welcher Psyche schöpft. Nur Bausteine zur Ethnologie in Form von Volksgedanken sind ihm die Religionen, und als solche will er sie naturwissenschaftlich behandelt wissen. Die naturwissenschaftliche Behandlung alles Geisteslebens, d. h. die Anwendung der inductiven Forschungs-Methode ist überhaupt das, worauf er im Interesse seiner Ethnologie den höchsten Werth legt.

Dies bedingt eine Kritik aller sonstigen Versuche, hinter die Geheimnisse des psychischen Daseins zu kommen, und Bastian übt dieselbe in rückhaltsloser Weise. Leibniz kommt dabei, als Anstifter mancher Verwirrung im wissenschaftlichen Leben, schlecht genug weg. Kant gewährt manche Stütze. Bei Darwin wird wenigstens die naturwissenschaftliche Methode anerkannt, wogegen Büchner mit seiner Untersuchung der Frage: „Wie entstand das Leben", als ein Träumer zu betrachten ist. Die rationelle Psychologie, als Theil der Philosophie, ist eine Frucht, von welcher, wenn man sie mit dem Messer scharfen Denkens zerschneidet, nichts übrig bleibt. Der anthropologische Weg allein führt zu dem Ziele, das die Wissenschaft seit Tausenden von Jahren zu erreichen sucht.

In der Ausführung dieses Hauptgedankens giebt Bastian auf 114 Seiten seines Vorworts dem, der es nicht scheut, ihm auf seinen vielfach verschlungenen Umwegen zu folgen, mehr Anregung zum Forschen, als einige Dutzend populärwissenschaftliche Werke es vermögen.

*) Reisen in China, von Peking zur mongolischen Gränze und Rückkehr nach Europa. Die Völker des östlichen Asien. Studien und Reisen von Dr. Adolf Bastian. Sechster Band. Jena, Hermann Costenoble, 1871.

Sagen aus Indien und Iran.*)

Es ist eine charakteristische Eigenschaft der letzten klassischen Periode unserer Literatur (wir folgen hier der Eintheilung des Literarhistorikers A. F. C. Vilmar, der dieselbe mit dem 2. März 1832 schließen läßt), daß sie sich, sowohl was die Stoffe, als was die Formen betrifft, der Poesie aller Zeiten und Völker bemächtigt hat, welche ihr zugleich durch die unserm Jahrhundert angehörige neue Aera der Sprachwissenschaft zugänglich wurde. Es erschloß sich uns nun im fernen Osten, in den morgendlichen Ursitzen aller Kultur, eine vorher ungeahnte Fülle geistiger Schätze, und im Sichten, Sondern, Darstellen derselben hat sich seitdem eine Generation von Gelehrten und Dichtern bethätigt. Unmöglich scheint es uns, dieser Forschungen und Arbeiten, dieser Befruchtung durch den Orient und der Reproduction seiner Poesie in der deutschen Dichtung zu gedenken, ohne unserem Rückert im Vorbeigehen gewissermaßen den Ehrengruß zu zollen. Möge er immerhin — wir erinnern an „Rostem und Suhrab" und „Nal und Damajanti" — bei der Wiedergabe der indisch-persischen Stoffe und Formen mit aller dichterischen Freiheit verfahren — seine in fabelhafter Wort- und Klangfülle dahinsprudelnden Nachbildungen führen, wir möchten es behaupten, weit wirksamer in den Charakter der Originale ein, als es die treueste Uebersetzung vermöchte, welche dann in unserer Sprache doch nicht ist, was jene in der ihren sind.

Durch die Beschäftigung mit Friedrich Rückert, über dessen Leben und Dichten wir ihm verschiedene Werke verdanken, ist wohl Dr. C. Beyer, der Zusammensteller der „Arja", zur Bearbeitung der indischen und iranischen Sagen geführt worden. Er hat bei derselben, wie er in der Vorrede bemerkt, besonders das Volk und die heranreifende Jugend im Auge gehabt, für deren Lectüre das schön ausgestattete Buch auch durchaus empfohlen werden kann. Ob der pädagogische Eifer des Verfassers immer mit der seinen Stoffen gebührenden Achtung vereinbar geblieben ist, das wollen wir dahingestellt sein lassen; er selber sagt:

„Was bei der wörtlichen Uebersetzung dieser Stoffe für den deutschen Geschmack und für die Anschauungsweise abendländischer Bildung zu fern lag, suchte ich in der Erzählung umzugestalten; fremdländisches Wesen und fremdländische Anschauungen vermied ich, sittlich Anstößiges umging ich, für besondere Zustände und Gebräuche gab ich erläuternde oder erklärende Umschreibungen."

Und ferner:

„Wir gestatteten uns ganz die für unseren Zweck nöthige Freiheit, machten Zusätze oder ließen Störendes weg, oder änderten den Stoff, wo er uns für unsere Absicht, auch für deutsche Jünglinge und Jungfrauen nichts Störendes zu geben, nicht zusagte."

Immerhin aber ist die Absicht des Bearbeiters, auch unsere junge Generation mit der lieblichen Sakontala, dem göttergleichen Nal und der in ihrer Gattentreue fast christlich-heiligen Damajanti, mit dem löwenhaften Rostem, der an die griechisch-trojanischen Helden erinnert, und mit dem in jugendlicher Schöne und der Glorie des frühen, tieftragischen Sterbens prangenden Suhrab bekannt zu machen, eine solche, wie sie allen Dank von uns verdient.

*) Arja. Die schönsten Sagen aus Indien und Iran, von Dr. C. Beyer. Leipzig, Amelung, 1872.

Kleine literarische Revue.

— **Berichte der österreichischen Expedition nach Siam, China und Japan.***) In unserer Zeit unternimmt kaum ein Reisender mehr bloß um der Abenteuer und Erlebnisse willen einen Ausflug in ferne Weltgegenden; ganz bestimmte Ziele und Zwecke sind es vielmehr, welche ihn hinausführen, sei es geographische oder naturgeschichtliche Forschung, sei es das Vergnügen der Jagd oder eine industrielle Absicht. Nicht der einzelne Reisende allein geht aber heutzutage mit solchen Aufgaben in die Ferne hinaus, sondern ganze Gesellschaften organisiren sich für diese Zwecke, theils privatim, theils von Staaten ausgerüstet. Selbstverständlich erscheint es nun aber, daß solche Expeditionen in ihrem systematischen und sicheren Vorgehen ungleich anderer Erfolge sich erfreuen können, als der einzelne Reisende, oder die, wie früher, nur aufs Gerathewohl ausgezogene, bunt zusammengewürfelte, zufällige Reisegesellschaft. In dem genannten Werke liegt uns das Ergebniß einer Expedition vor, welche, in großartigster Weise ausgerüstet, nur für merkantile und industrielle Zwecke ausgesendet, eine solche Fülle des wichtigsten Materials gesammelt hat, daß dasselbe nicht allein für alle diejenigen Kaufleute, Industrielle u. A., deren Thätigkeit mit Handel und Wandel in Beziehung steht, einen unermeßlichen Schatz des Wissens und eine reiche Hülfsquelle bietet, sondern auch für jeden Gebildeten um so größeres Interesse haben muß, da die „asiatische Wunderwelt“ uns ja in hunderttausend Gaben und Befriedigungen unentbehrlich gewordener Bedürfnisse so nahe steht, daß wir allenthalben und täglich Belehrungen über die eine oder andere derselben wünschen. K. R.

— **Die „Kleine Berlinische Reim-Chronik“****) als fünftes Heft der Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin herausgegeben, wird allen Denjenigen willkommen sein, welche spielend ihr Interesse an der Vorgeschichte Berlins und der Nachbarstadt Kölln zu befriedigen wünschen. Die Gedichte, in denen einige der wichtigsten Vorgänge in dem communalen Leben beider Städte behandelt werden, bekunden das Talent des Verfassers, den Gegenstand kurz und bündig, in chronikenartig trockenen Versen, aber mit prächtig auseinander klingenden Reimen volksthümlich darzustellen. Wo nöthig, wird das Verständniß durch historische Anmerkungen gefördert. Die Reim-Chronik beginnt mit der Gründung beider Städte und endet mit den Folgen des Aufstandes von 1447, bei welcher Gelegenheit Kurfürst Friedrich II. energisch seine längst gefaßte Absicht ausführte, die Freiheit der Städte unter seinen Machtgedanken zu beugen. „Der alten Freiheit Ende“ ist der richtige Zeitpunkt für einen Abschnitt der Chronik; wir wollen indeß hoffen, daß der Verf. damit nicht auch schon mit seiner Arbeit zu Ende sein wird.

— **Riga'scher Almanach für 1872.*****) Der uns vorliegende fünfzehnte Jahrgang dieses deutschen Volkskalenders der baltischen Herzogthümer schließt sich seinen Vorgängern, sowohl was die innere, als was die äußere Ausstattung betrifft, würdig an. „Das Rigaer Musikleben sonst und jetzt“ (von Fr. Pilzer) ist eine Skizze, die uns den Beweis liefert, daß die Musikwelt in der livländischen Hauptstadt ganz ebenso gestaltet ist, ganz dieselben Geschmacksrichtungen, Neigungen und Launen hat, wie das sogenannte musikalische Publikum in den großen Städten Deutschlands. „Die Zwillingsbrüder“ behandeln eine Sage aus der Zeit des deutschen Schwertritter-Ordens, wonach zwei zum Verwechseln ähnliche Brüder, welche um dieselbe Jungfrau gefreit, abwechselnd Einer für den Andern gehalten wurden, was der Bösartigere von Beiden zwar zum Schaden und Unglück des Besseren ausbeutet, aber ihn (den Bösen) selbst in's Verderben führt. An die gewohnte Gabe von poetischen Räthseln und Charaden schließt sich ein reicher provinziell-statistischer Anhang. Geschmückt ist das Jahrbuch mit dem Bildnisse des Dr. A. Christiani, Generalsuperintendenten von Livland, und mit zwei schönen Stahlstichen von Riga, dem neuen „Thronfolger-Boulevard“ und der St. Petri-Kirche.

— **Pädagogische Studien in der Schweiz und in Bayern.***) Der Verfasser legt in diesem durch seine eingehenden statistischen Nachrichten ziemlich umfangreich gewordenen Werke dem ungarischen Unterrichtsministerium die Ergebnisse einer im Auftrage desselben in die Schweiz und nach Bayern gemachten Reise vor. Dieselben müssen für Jeden, den Beruf oder Neigung dem Gebiete des Volksschulwesens, oder sagen wir lieber der Volkserziehung, nahe bringen, vom größten Interesse sein. Die kleine Schweiz trägt auf diesem Felde unbestritten die Palme davon; ein Besuch ihrer Lehr- und Erziehungsstätten ist deshalb immer ebenso unterrichtend, wie ermunternd und erfreuend. Was die Arbeit selbst anbetrifft, so empfiehlt sie sich durch übersichtliche Anordnung des Materials, geschickte Verwendung der Details und gründliche Vertrautheit des Verfassers mit seinem Gegenstande.

— **Bürgerstand und Bürgerschule.****) Die uns vorliegende kleine Schrift bietet, trotz ihres anspruchslosen Umfanges, weit mehr als der Titel in Aussicht stellt, nämlich eine Geschichte des geistigen Lebens im deutschen Bürgerstande, von seinen Anfängen an bis auf heute. Man fühlt beim Lesen der Arbeit, daß der Verfasser seine Data nicht mühsam zu einem besonderen Zwecke — vielleicht gar einem Parteizwecke — zusammengesucht, sondern erkennt, daß er offenbar ein weit größeres Feld, als hier in Betracht kommt, beherrscht, nämlich die ganze geschichtliche Entwickelung seines Volkes; daher vermag er klar und doch kurz zu sein und den Gegenstand in wirksamster Weise zu beleuchten. Die auf gediegener Grundlage erbauten Ansichten und Vorschläge des Verfassers in Betreff der deutschen Bürgerschule, der Schule, die auch wirklich dem von ihm im Auge behaltenen Stande zu Gute kommen soll, verdienen die höchste Beachtung. Viel zu denken hat uns z. B. der Satz gegeben: „Die Realschulen erster Ordnung, wie deren nach dem 59ger Regulative fast jede Stadt eine haben wollte, greifen über das Bedürfniß, welchem sie dienen sollen, hinaus; sie sind in so großer Zahl nicht nothwendig und sollten Provinzialschulen, nicht Stadtschulen sein.“

*) Stuttgart, Julius Maier.

**) Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin. Heft V. Kleine Berliner Reim-Chronik. Gedichte mit historischen Bemerkungen von A. Höpfner, Lehrer in Perleberg. Berlin, Verlag der Königl. Geh. Oberhofbuchdruckerei (R. v. Decker) 1871.

***) Riga, F. W. Häcker.

*) Im Auftrage des königl. ungarischen Unterrichtsministeriums mitgetheilt von Aladár Molnár, Sectionschef im Ministerium für Kultus und Unterricht. Pest, Ludwig Aigner.

**) Der deutsche Bürgerstand und die deutsche Bürgerschule. Eine kulturhistorische Erörterung von Dr. Friedrich Otto. Leipzig, Karl Merseburger.

Literarischer Sprechsaal.

Die Ereignisse der Jahre 1870 und 1871 haben nicht nur im deutschen Vaterlande, sondern überall, wo Deutsche leben, in den Herzen derselben Begeisterung für die Thaten ihrer Volksgenossen und deren Fürsten und Führer geweckt und zur innigen Theilnahme angeregt. Solchen Empfindungen und Stimmungen unserer im Auslande lebenden Landsleute ist von Seiten derselben während des Krieges und nach demselben wiederholt praktischer Ausdruck durch Wort und That gegeben worden. Die in China und Japan ansässigen Deutschen haben sich solchen Kundgebungen auch ihrerseits angeschlossen. Die Form, in welcher sie zur Unterstützung der verwundeten deutschen Krieger beizutragen sich beeifert haben, ist eine originelle. Sie erwarben und sammelten systematisch aus dem weiten Gebiet der nationalen Kunst und Kunstindustrie China's und Japan's eine Menge von charakteristischen Produkten beider, und sendeten dieses große ostasiatische Kunst- und ethnographische Kabinet nach Berlin, um dasselbe hier, wo sie ein lebhaftes Interesse für diese Erzeugnisse voraussehen konnten, zum Besten der Kaiser-Wilhelms-Stiftung verwerthen zu lassen. Diese Sammlung, in Kisten wohl verpackt, ist seit wenigen Wochen in Berlin angelangt und zur Verfügung Sr. Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen gestellt worden. Auf Anordnung desselben ist der große Saal im Hotel des Ministeriums des Innern (Unter den Linden 73) zur Auf- und Ausstellung dieser Sendung eingeräumt worden. Am Montag, den 8. Januar, wurde dieselbe für das Publikum eröffnet. Das Arrangement der mehr als 3000 Gegenstände dankt man den Herren General-Consul von Brandt, Consul Gärtner und R. Gärtner, welche sich der schwierigen Aufgabe mit eben soviel Liebe als Verständniß unterzogen haben.

„Les pendules de M. Thiers"*) ist der Titel eines aus der Times vom 15. November 1871 besonders abgedruckten, spaßhaften Potpourri eines französischen gastronomischen Künstlers, des Herrn Eug. Derome, Koches des belgischen Gesandten van de Weyer in London. Herr Derome hatte im September 1871 seine Verwandten in Paris besucht, und als er nach England zurückgekehrt war, zeigte man ihm in Newhaven an, daß die französische Polizei in Dieppe von seinem Reisegepäck einen Mantelsack zurückbehalten habe, weil sich darin einige Stutzuhren (pendules) befinden sollten, die von den Camin-Simsen des Herrn Thiers in Paris, bei dem Sturme seines Hauses, durch die Heroen der Commune gestohlen sein sollten. Da es zu dieser Zeit nicht möglich war, die gestohlenen Gegenstände, wie es die französischen Prestidigitatoren mit so vielen anderen gestohlenen Pendulen gethan, aus den eigenen Gauner-Taschen in die Tornister deutscher Soldaten hinein zu lügen, so denuncirte man englische Reisende, daß sie die Pendulen des Herrn Thiers zu Diebeshehler-Preisen angekauft hätten und jede Reisegelegenheit benutzten, um sie nach England hinüber zu schaffen. Als ein solcher Vermittler wurde nun auch der ehrenwerthe Koch des Herrn van de Weyer angesehen, und darum hielt man seinen Mantelsack in Dieppe zurück. Herr Derome protestirte natürlich gegen die schändliche Verdächtigung, aber erst nachdem auch ein englischer Advocat sich der Sache angenommen, wurde das confiscirte Stück mit der Bezeichnung: „Nicht abgeholtes Reisegepäck" herausgegeben, und was hatte die französische Polizei darin gefunden? Nichts, als feine Leckerbissen, „conserves de Paris", die der ehrliche Koch für seinen Prinzipal eingekauft hatte.

Der in seinem Standes- und Ehrgefühl tief verletzte gastronomische Künstler sagt am Schlusse seines an die Times gerichteten Sendschreibens, es wäre wohl besser, wenn jetzt, an der Stelle der akademischen Theoretiker, practische Männer, die dem Volke gesunde Kost vorzusetzen verständen, den kranken französischen Staat regierten und, fügt er hinzu: „il faut que le grand Art Culinaire soit représenté dans le gouvernement du pays; que ses principaux Chefs, formés commme je l'ai été moi-même par l'étude de la physique, de la chimie et de l'hygiène, préparent à la nation un régime emollient, propre à calmer ses passions, à tempérer ses ardeurs, à rafraichir son sang toujours prêt à s'enflammer, et que ses Chefs exercent ainsi la plus salutaire influence morale et politique."

*) Les pendules de M. Thiers et le cuisinier de M. Van de Weyer (Londres. Trübner, 20 p.)

Der Verfasser des in Nr. 47 des „Magazin" vom 25. November 1871 abgedruckten „Danklied eenes Vlamings aan de Duitsche Broeders," Herr Emanuel Hiel in Brüssel, hat sehr viele Angriffe erfahren wegen dieser Dichtung, in welcher er seinen belgischen Landsleuten zuruft: Unser Dankgefühl dafür, daß die Pläne Frankreichs, uns zu verschlingen, durch die Tapferkeit der Deutschen für immer vernichtet worden sind, wollen wir an den Tag legen, indem wir

> Aan onze kindern leeren, hoe Duitschlands eerlikheid,
> Getrouwheid, waarheidsliefde het volk ten goede leidt,
> Hoe kennis, wetenschappen verdubblen de kracht,
> Hoe moed en zelfvertrouwen steeds zijn de sterkste wacht.

„La Gazette" warf Herrn Hiel Mangel an Patriotismus und an Pflichtgefühl als belgischer Beamter vor (Herr H. ist nämlich Professor am Conservatorium und Bibliothekar), und behauptete, daß er im Auslande gegen die Wallonen schreibe, aus deren Taschen er doch zum Theil besoldet werde. Hierauf hat nun in demselben Blatte ein anderer hochgeachteter belgischer Beamter, Herr Buls, Generalsecretair der Ligue de l'enseignement, geantwortet, indem er jenen Kritiker frägt, ob etwa sein Patriotismus darin bestehe, die Zeit der Abhängigkeit Belgiens vom bon plaisir Frankreichs zurückzuwünschen? Das würde doch mindestens eine sehr seltsame Art von Vaterlandsliebe sein! Was übrigens die Beamten-Pflicht betrifft, sagt Herr Buls, „so ist Herr Hiel ein Bürger Belgiens, der, gleich uns Allen, das Recht hat, seine Sympathieen und seine Denkweise mit offenem Visier zu erkennen zu geben, ganz so, wie es in diesem Augenblicke der Schreiber dieser Zeilen thut." — Diese patriotische Zurechtweisung hat die Folge gehabt, daß der Ungenannte, der Herrn Hiel angegriffen, in einer späteren Nummer der „Gazette" alle seine Verdächtigungen desselben zurückgenommen und versichert hat, daß er vollkommen zufriedengestellt sein würde, wenn das vlamische Gedicht im „Magazin für die Literatur des Auslandes" nicht bloß die Vlamingen allein, sondern sämmtliche Belgier als den Deutschen dankbar erklärt hätte für ihre Siege über die Franzosen und für die dadurch bewirkte Befreiung Belgiens von der Besorgniß französischer Annexion.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 1[illegible].

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. [illegible].
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] — Berlin, den 20. Januar 1872. — [Nº 3.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Zum 24. Januar.

Mit einem ganz besondern Gefühle begrüßen wir gerade in diesem Jahre den vierundzwanzigsten Januar, den Geburtstag des großen Königs Friedrich II. „Wenn heut sein Geist herniederstiege“, dann würde er stolz seinen Nachfolger segnen, der das Brandenburg des großen Kurfürsten, der Friedrich's, von ihm zum deutschen Großstaat umgeschaffenes Preußen, mit dem ganzen Deutschland verschmolzen und dieses zum ersten Kulturstaat Europas empor gehoben hat. Und dieses Jahr, das dem Reich im Westen deutsche Söhne wieder zugeführt, die ihm seit Jahrhunderten verloren gegangen waren, es schließt auch das Jahrhundert ab, das, unter Friedrich's Scepter, im Osten die Marken des Reiches erweiterte und dessen dort vor Jahrhunderten verlorene Söhne wieder zu Deutschen machte. Ist dieses Jahr doch das hundertjährige Jubiläum der Wiedererwerbung des im Jahre 1466 verlorenen Westpreußens, einer Provinz, die das örtlich von der Monarchie losgelöste Ostpreußen erst wieder ganz zu unsrem Eigen machte, die Sicherung des Landes gegen die östlichen Nachbarn überhaupt ermöglichte und ein altes, deutsches Kulturland der natürlichen Stellung zurückgab, die es im Verein mit seiner Osthälfte, der Provinz Ostpreußen, als deutsche Ostmark des Nordens jahrhundertelang ruhmreich behauptet hatte. Allerorten auf deutschem Gebiet, vorzüglich in der Provinz Preußen selbst, regen sich fleißige Hände, den Tag der Rückkehr auch auf geistigem Gebiete durch Fest- und Gedenkschriften feierlich zu begehen, und wie recht man daran thut, beweisen am Besten die Anstrengungen der gegnerischen polnischen Seite, die rechtliche und nationale Zugehörigkeit Westpreußens zum alten, großpolnischen Reiche zu erweisen.

Einen werthvollen Beitrag zur Geschichte und Vergangenheit eines Theils dieser Provinz hat vor Kurzem der posensche Ober-Regierungsrath R. Wegner geliefert, der unter dem Titel: „Ein pommersches Herzogthum und eine deutsche Ordenskomthurei, Kulturgeschichte des Schwetzer Kreises nach archivalischen und anderen Quellen bearbeitet“*), die Anfänge einer höchst fleißigen Monographie, die Frucht zehnjährigen Fleißes des Verf. und seiner Freunde, geliefert hat. Der erste uns vorliegende Band umfaßt zwei Theile, deren erster die Urzeit bis zum Jahre 1307, der Besitzergreifung von Schwetz durch den deutschen Orden, der zweite das Ordensregiment selbst in den Jahren 1307—1466, d. h. bis zur Ueberlassung Westpreußens an das Königreich Polen schildert. Die Arbeit, die auf Wunsch und im Auftrage der Schwetzer Kreisstände verfaßt und diesen gewidmet ist — ein Vorgehen, das von Seiten der preußischen Kreise Nachachtung verdient — giebt, stets auf Urkunden gestützt, nicht nur ein Bild der geschichtlichen, sondern auch der Boden-Entwicklung und des Kulturzustandes der Einwohner, das besonders den hohen Aufschwung zur Zeit der Ordensherrschaft klar erkennen läßt. Wir wünschen dem Werke, das auf eine Geschichte des Kreises bis auf die neueste Zeit angelegt ist, die Förderung, die es verdient.

Erwähnt sei hier noch beiläufig eine andere Monographie von national-polnischer Seite, die einen unserer großen Geisteshelden, Nicolaus Copernicus, dessen 400jähriges Geburtsfest wir im nächsten Jahre feiern, nach Abstammung, Geburtsort und Anschauungen für die polnische Nationalität zu vindiciren sucht. Die anonym erschienene Schrift richtet sich hauptsächlich gegen die Forschungen des Dr. Prowe zu Thorn, doch glauben wir ihr nicht Unrecht zu thun, wenn wir behaupten, daß auch sie zu einem noch keineswegs verbürgten Abschluß gekommen ist.

Ein Wort der Versöhnung auf geistig-sittlichem Gebiete.

Daß unserer Zeit in mehrfacher Beziehung Versöhnung Noth thut, wird bei allen ruhig Denkenden kaum auf Widerspruch stoßen. In den Mitteln zum Zweck allgemeiner durchgreifender Versöhnung platzen dagegen sicherlich die Geister vielfach auf einander. Der folgende Vorschlag ist hierauf und hiermit auf mancherlei Widerspruch gefaßt. Demungeachtet will sein Verfasser, zwei frühere Artikel ähnlichen Inhalts, in diesen Blättern, hiermit abschließend, nicht unterlassen, die Versöhnungs-Hand zu weiterer Erwägung in folgenden Mitteln zum Zweck zu bieten:

Der Hauptkampf der Gegenwart ist bekanntlich auf politischem, sozialem und kirchlichem Gebiet um das vollste Maaß der Freiheit für jeden Einzelnen entbrannt. Mehr oder weniger nimmt Jeder fast unbedingte Freiheit für sich in Anspruch, ohne gleich bereitwillig der Pflichten zu gedenken, welche die beanspruchte Freiheit ihm auferlegt, welche sie bedingt. Als Richter über diesen allgemeinen Freiheitskampf ist das Staatsgesetz berufen. Erkennt dasselbe nicht minder weise als gerecht seine Aufgabe, so wird es im vollsten Maaße auf allen Gebieten die mit Recht geforderten Freiheiten nach allen Seiten zugestehen, sich jedoch als conditio sine qua non vorbehalten, daß Niemand seine und seiner Gleichgesinnten Freiheit auf unmittelbarer oder mittelbarer Gewalt aufbaue und

---

*) Posen 1872. L. Türk.

gleich wenig sie zur Unterdrückung der Freiheit Anderer mißbrauche. — Je heimlicher und verdeckter der eine oder andere dieser Freiheits-Mißbräuche geschieht, um so gefährlicher, daher um so strafbarer vor dem Gesetz ist er; weshalb mit Recht in unseren Tagen ein gewisser Orden, als mit weiser Entwickelung der Freiheit Aller nicht länger verträglich, angeklagt wird. Je mehr dagegen die Bestrebungen Anderer nach unbedingter Freiheit mittelst roher Gewalt gegen die Freiheit ihrer vermeintlichen Unterdrücker von Leuten ausgehen, welche, wie die gegenwärtigen Communisten und Sozialdemokraten, meist aus mangelhafter Bildung und geistiger Unklarheit auf Abwege gerathen oder nur Verführte Anderer sind, um so ernster ist es des Gesetzes Pflicht, mehr vorbeugend als strafend einzuschreiten. Wird in einem wie im anderen Fall das Bestehen oder Bestreben solcher unberechtigter, weil auf Unterdrückung Anderer berechneter Freiheiten mit durchgreifendem Ernst beseitigt, so wird ein Hauptquell von Lieblosigkeit und Haß verstopft, und Versöhnung Vieler nach und nach ermöglicht werden.

Die Geschichte lehrt uns, daß auf christlichem Gebiet nach den ersten Jahrhunderten der Ausbreitung des Christenthums mehr oder weniger wesentlich die Kirche es gewesen ist, welche an den weltlichen Händeln und Kämpfen Theil genommen, vielfach sie hervorgerufen hat. Es ist dies um so bedauerlicher, als der erhabene Begründer des Christenthums an der Spitze seines Erlösungswerkes die entscheidungsvolle Versicherung gab, sein Reich sei nicht von dieser Welt, so daß sein weiterer Ausspruch „ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert", ebenfalls nur auf sein geistiges, nicht auf das Reich dieser Welt, von dem er sich ausdrücklich lossagte, bezogen werden kann. — Nicht minder bezeichnete Christus mit jenem ersten Ausspruch keineswegs, daß sein Reich im Himmel sei, sondern nur, daß seine Herrschaft keine weltliche sei, noch sein wolle, denn er erklärte ferner, das von ihm zu begründende Gottes-Reich sei bereits angebrochen und Eigenthum eines Jeden, welcher den Willen seines Vaters im Himmel thue. Dieses Gottes-Reich auf Erden anzubauen, forderte er seine Jünger und Nachfolger auf, und empfahl ihnen durch Lehre und Beispiel, es ihm gleich zu thun.

Zum Ausbau dieses Gottes-Reiches auf Erden sind somit vorzugsweise alle Diejenigen berufen, welche als Nachfolger Christi und seiner Apostel diesen Ausbau sich zur Berufs-Aufgabe machen, also die Kirche und ihre Priester. Indem ihnen Christus das Reich dieser Welt grundsätzlich verschließt, haben sie nur das von ihm begründete Reich Gottes anzubauen und zu verherrlichen. Leider ist dies in Vergessenheit gerathen, dagegen ihre Herrschaft über das Gottes-Reich zur Herrschaft über das Reich dieser Welt so entartet, daß gerade in unseren Tagen die Kirche entschiedener als jemals danach strebt, letztere Herrschaft sich zur Hauptaufgabe zu machen, wenn immerhin auch behauptend, es geschehe dies nur als ein unvermeidliches Mittel zum Zweck ihrer Gottesreich-Förderung.

Wie wenig die Kirche, welche naivster Weise über Mangel an staatlicher Freiheit klagt, während sie diese zur Seelen-Fesselung Aller verwenden will, hiermit im Recht ist, zeigen die Folgen ihrer Handlungsweise. Diese haben sie dahin geführt, das Christenthum, welches die Menschheit zu einem priesterlichen Volk kindlicher Glaubenfreiheit erhöhen will, zu einem Volk religiöser Leibeigenschaft zu erniedrigen, die Religion der Liebe, deren Stifter noch am Kreuz für seine Feinde betete, zu einem Quell des planmäßigen Hasses und Verdammens zu verunstalten. Könnten Glaubens-Fanatiker klaren Blickes Erkenntniß haben, wie bekanntlich es ihnen nicht möglich ist, sie würden über solche Folgen ihrer geradezu widerchristlichen Seelen-Verirrung erschrecken und umkehren. Ihre Unfähigkeit hierzu verpflichtet jede weise Staatsregierung, wozu sehr erfreulich in neuester Zeit endlich ein Anfang gemacht worden, den Uebergriffen der Kirche in das weltliche Regiment zu wehren, und deren Freiheit auf das religiöse Gebiet zu beschränken, erforderlichen Falles ihr sogar jede Theilnahme am politischen Leben zu entziehen. Selbstverstanden ist hiermit ihr Einfluß auf politische Parteien zur Bewahrung des Friedens und der Liebe keineswegs ausgeschlossen, vielmehr erst recht Weihe und Erfolg ihm gesichert, wogegen freilich jedes Unfehlbarkeits-Dogma sich mindestens vom politischen Gebiet fern zu halten hat. Gewinnt hiermit die Kirche ihre wahre Würde wieder, so wird ihre Versöhnung mit den Gegnern sich von selbst ergeben, und mit ihr ein, höchst Noth thuendes Beispiel anderen haßentbrannten Parteien gegeben sein, auch ihrerseits Versöhnung mit ihren Mitmenschen zu suchen und zu finden.

Man glaube nicht, die Ordnung oder die Autorität der Kirche werde leiden, wenn sie sich auf ihr, von Christus mit so bestimmten Worten vorgeschriebenes und durch sein Beispiel als höchst segensvoll dargethanes nicht weltliches Gebiet beschränkt, auf diesem Gebiet aber die kirchlichen Gemeinden, um ihnen die vom Erlöser gebotene Glaubensfreiheit möglich zu machen, zu selbständiger Mitbestimmung heranzieht. Hat denn die Autorität und Ordnung des Staates gelitten, nachdem seine Regierung das communale Regiment den Orts-Gemeinden überlassen, das staatliche Regiment mit den Abgeordneten des Staates getheilt hat? — Die fortschreitende Bildung der Gegenwart macht solche Nothwendigkeiten ganz unvermeidlich. Die Kirche kann bei gebildeten Völkern diese Anforderungen ebenso wenig abwenden, als der Staat es vermocht hat. Jene füge sich daher ins Unvermeidliche, gleichwie dieser es gethan, so schwere saure Kämpfe es ihm mitunter auch gekostet. Verlören hierbei, wie es nicht zu fürchten, wirklich die weltlichen und kirchlichen Machthaber an Ansehen, an segensreichem Einfluß gewinnen sie ein Bedeutendes. wenn sie, eingedenk, daß sie des Staates und der Kirche wegen, nicht diese ihretwegen da sind, Hand in Hand mit deren Mitgliedern das allgemeine Wohl anzubauen bestrebt sind.

Was aber auch — selbstverstanden mit Ausnahme der staatlichen und communalen Pflichten — zum Wohl der Gesammtheit auf geistig-sittlichem Gebiet erstrebt wird, geschehe nicht auf dem Wege der Einschüchterung oder der Gewalt. Was durch Vermittelung freier friedlicher Vereinigung auf diesem edlen Gebiet nicht sofort erreicht werden kann, bleibe für günstigere Zeiten und Verhältnisse aufgeschoben.

Das allgemeine Heil, gleichwie Frieden und Versöhnung für Alle zu erreichen, hierfür giebt es für jeden klarsehenden, gründlichen Kenner der Weltlage und der Lehre Jesu kein besseres und sichereres Mittel, als das Christenthum, diese Fortsetzung, Vollendung und Verklärung des alten Testaments durch das neue, diese Erfüllung des göttlichen Gesetzes. Kindlich frei, wie es der Heiland gelehrt, werde es geübt im Glauben, positiv wie er es vorgelebt, werde es gethan in der Liebe zu allen Menschen, vorzugsweise zu allen Irrenden und Gefallenen. Noch über Tod und Grab hinaus bot der edelste und weiseste aller Menschenfreunde, die je die Erde betreten, Kraft mit Sanftmuth paarend, versöhnende Liebe. Nicht mit den Strafen der Hölle bedrohte er die Kinder dieser Welt, welche nicht hoffen dürfen, Jenseits im Reiche Gottes fortzuleben, weil sie im Diesseits darin zu leben unterlassen. Wehmüthig nur klagte er: „sie haben

ihren Theil dahin". Selbst die Hoffnung auf Unsterblichkeit wollte der Erhabene nicht auf dem Wege der Drohung oder Furcht, nur auf dem Wege warnender Liebe erreicht wissen.

Sener.

Deutsche Männer des heutigen Elsaß.

Julius Rathgeber.

Im Sommer 1871 wurde von uns in diesen Blättern ein Werk im voraus angekündigt, welches die erste deutsch geartete Geistesfrucht der wieder deutsch gewordenen Entwickelung der Dinge im Elsaß darstellt. Es war dies ein Werk des evangelischen Pfarrers Julius Rathgeber (zu Sulzern im Münsterthal des Oberelsasses) über die Reformationsgeschichte von Straßburg, das bei Ausbruch des Franzosenkrieges in französischer Sprache bereits vollendet war, aber auf Veranlassung des Schreibers dieser Zeilen in's Deutsche übertragen und von dem Verfasser in ein deutsch-evangelisches Volksbuch umgewandelt ward. Die Widmung des uns nunmehr vorliegenden Werkes*), welche für die Sachlage bedeutungsvoll ist, lautet:

„Den ehemaligen deutschen Reichsstädten, die einst mit Straßburg für die Reformation gestritten und gelitten und den evangelischen deutschen Schweizerstädten, die ehedem mit ihr das christliche Burgrecht geschlossen, gewidmet von einem Sohne der altehrwürdigen, nunmehr wieder deutschen Reichsstadt."

Herr Professor Karl Rudolf Hagenbach, der berühmte Kirchenhistoriker der Hochschule zu Basel, hat ein empfehlendes Vorwort dem Buche vorgesetzt und ihm damit den besten Geleitsbrief gegeben, wenn es überhaupt eines solchen bedarf. Vor Allem redet aus Herrn Julius Rathgeber der deutsch gesinnte, der vaterländisch fühlende Elsässer und so ist denn auch der Geist seiner Schrift schon klar und bündig durch das Motto auf dem Titelblatt angedeutet:

Gott wöll die Stadt Straßburg erhalten,
Die verlängst war geehrt von Alten,
Und die die jung' Welt nun auch ehret,
Daß ihr Ehr' und Lob ewig währet!

Johann Fischart: „Das glückhafte Schiff von Zürich."

Wenn ein Straßburger Stadtkind die Reformations-Geschichte seiner Vaterstadt schreibt, kann ein warmer örtlicher Farbenton nicht ausbleiben; es weht überall der frische Hauch der Heimatluft des Verfassers und etwas von dem Wald-Arom des Wasgau, an dessen Fuße, in einem engen Hochthal, der wackere Mann seinen Wohnsitz hat. Und nicht minder ist der altdeutsche Fleiß auf Schritt und Tritt sichtbar. Der überreiche Quellenstoff, der die Zwecke rein volksthümlicher Bearbeitung weit hinter sich läßt, ward von Herrn Rathgeber in dem Jahr vor dem Kriege auf den abgebrannten Bibliotheken Straßburgs, zumal auf der Stadtbibliothek und der des protestantischen Seminars, gesammelt. Die unschätzbaren, leider für immer verloren gegangenen Materialien der Collectio Wenckeriana, d. h. der Wencker'schen Flugschriften-Sammlung, welche in 1500 Quartanten das Zeitalter der Reformation und der Religionskriege umfaßte und deren Einzel-Inhalt nie katalogisirt war, nebst einer Masse werthvoller Handschriften gleichen Alters haben auf diesen anspruchslosen Blättern Verwendung und Verwerthung gefunden, ja die Spur von vielen derselben ist lediglich durch Rathgebers „Straßburg im sechzehnten Jahrhundert" der Nachwelt erhalten. Deshalb verdient sein Werk, dem selbst Kenner alsatischer Landes- und Kirchengeschichte mannigfache Belehrung verdanken dürften, die Aufmerksamkeit und die rege Theilnahme aller derer, denen das Wohl des Elsaß am Herzen liegt. Möchte doch, wir wiederholen diese Bitte, der Autor den genauen Nachweis seines Materials, den er für die ursprüngliche Darstellung in Aussicht genommen hatte, ebenfalls bald der Oeffentlichkeit übergeben! Was er uns jetzt schon mittheilt, genügt, um die Gründlichkeit seiner Forschung zu erhärten, aber die Mitarbeiter an den Aufgaben elsässischer Geschichte und Heimatkunde werden mit Recht diese Krönung des Werkes wünschen und vielleicht sogar fordern.

Der Schreiber einer Reformations-Geschichte steht, wenn er nicht durch die Gunst besonderer Umstände den spitzigsten Streitpunkten fern gerückt ist, immer auf dem Boden der einen oder der anderen Glaubenspartei. Herr Rathgeber, ein gemäßigter, dem innigen Einverständnisse mit den Reformirten zugeneigter Lutheraner, läßt es keinen Augenblick in Zweifel, daß er mit Leib und Seele dem Protestantismus angehört und den Kanon der Kirche Roms als „Irrlehre" verwirft. So kämpft er, indem er die Grundgedanken der Reformation verficht, gleichsam für seine eigenste Sache, pro aris et focis, für Heerd und Altar. Er ist mit Butzer und Capito, mit Zirn, Fagius und Hedio, mit Matthäus Zell und Pollio durch das Band desselben Glaubens verbunden und dieser Glaube ist ihm im höchsten Sinne sein Evangelium.

Der geistigen Bewegung, die 1517 losbrach, aber schon seit anderthalb Jahrhunderten vorbereitet war, huldigt Rathgeber unbedingt, aus vollster Ueberzeugung, in feurigster Andacht; die Auswüchse ihrer zeitlichen Erscheinungsform sind ihm blos nebensächlicher Natur und berühren Kern und Wesen der Sache nicht. Deshalb stellt er die Humanisten des 15. Jahrhunderts einfach als Vorläufer der Reformation hin, dagegen die des 16. Jahrhunderts, welche mit sehr wenigen Ausnahmen von der kirchlichen Neuerung sich abwandten, machen ihm den Eindruck des Wankelmuths und der Abtrünnigkeit. In dieser Beziehung hat die Philosophie eine andere Ansicht als ihre gottesgelahrte Schwester. Die überwiegende Allgemeinheit dieses sonderbaren Abfalls der gebildetsten Männer und der freidenkendsten Geister ihrer Zeit wird der unbefangene Betrachter, mag er das Recht der Reformation noch so hoch anschlagen, nicht auf die bloße Charakterschwäche Einzelner zurückführen mögen.

Jakob Wimpheling, der große Humanist von Schlettstadt, war einer der deutschesten wie freisinnigsten Männer seines Jahrhunderts; er war ein schlichter, bescheidener Gelehrter, doch an moralischem Muth gegen Papst, Frankenkönig und Mönchsthum hat es ihm zu keiner Stunde gefehlt; er hat im Dienste der Ausbreitung der Wissenschaften unermüdlich gewirkt und ist dennoch katholisch geblieben, nicht als Lutheraner gestorben! Hieronymus Gebweiler, der berühmte Verfasser der Panegyris Carolina, um das Schulwesen im Elsaß unendlich verdient, vor Allem um das von Hagenau, hat nicht nur von 1517 ab seinen reformatorischen Eifer plötzlich erkalten lassen, sondern sich sogar mit äußerster Entschiedenheit und mit Gefahr seines Lebens auf die Seite der Gegner des Reformwerkes gestellt, und als er von Straßburg weichen mußte, die Stadt Hagenau dem Katholicismus erhalten. Desgleichen ist es eine auffallende Erscheinung, daß

*) Straßburg im sechzehnten Jahrhundert, 1500—1598. Reformationsgeschichte der Stadt Straßburg, dem evangelischen Volke erzählt von Julius Rathgeber, Pfarrer in den Vogesen. Bevorwortet von Karl Rudolf Hagenbach. Stuttgart 1871, J. F. Steinkopf. (VIII. und 409 S. gr. 8.)

gerade in Schlettstadt, wo die Humanisten-Schule ein Jahrhundert lang der Lichtherd des provinziellen Geisteslebens gewesen war und alle Blüthen klassischer Bildung der lernbegierigen Bürgerschaft gespendet hatte, die Reformation durchaus keine Wurzel fassen konnte, sondern, wie Rathgeber ganz richtig angiebt, nur durch die Schrecknisse des Bauernkrieges eine Weile emporgehalten ward. Nach der fürchterlichen Metzelei, welcher die Bauern am 20. Mai 1525 bei Scheerweiler (gegen Herzog Anton den Guten von Lothringen) erlagen, war es mit der Reformation in Schlettstadt vorbei.

Nein, der Abfall der Humanisten von der Sache der Kirchenverbesserung hat wesentlich innere Gründe gehabt. Der Nerv ihrer Strebungen hatte keineswegs eine formale Umwälzung der Kirche bezweckt, höchstens eine Aufbesserung der Kirchenzucht; das Dogma war ihrem philosophischen Gesichtskreis viel zu unerheblich, um sie zum Austritt aus der alten Kirche zu bewegen; sie waren zu duldsam, um Glaubensstreiter zu sein oder sie sahen von der Höhe ihres objectiven Standpunktes herab in dem Gebahren der bilderstürmenden Eiferer nur strafbaren Fanatismus. Das nationale Element dieser Metamorphose des Christenthums entging ihrem großentheils an kosmopolitische Maßstabe gewöhnten Scharfblick. So wurden sie durch die Gewalt des deutschen Kirchenliedes nicht überzeugt, sie wußten, wie viel der deutsche Kirchengesang aus dem lateinischen Liederschatze der Väter geschöpft. Als wenn die deutsch-nationale Form der Erhebung zu Gott nicht tiefe praktische Wirkungen gehabt, unberechenbare Anregungen geboten hätte!

Rathgeber seinerseits ist kein Anhänger der starren Dogmatik des „reinen Lutherthums". Er begleitet die Schicksale der Straßburger Reformation da besonders mit seiner lebhaftesten Theilnahme, wo die Bewegung in frischem, freudigem Strom sich ergoß, wo Seelengröße und Glaubensmuth sich verschlangen. Martin Butzer's ordnende, mäßigende Thätigkeit, seine kraftvoll besonnene Ueberleitung aus der alten in die neue Glaubensform; der in gleicher Richtung erfolgreiche Einfluß des Stättmeisters Jakob Sturm von Sturmeck, der seinen Namensvetter, den Rheinländer Johann Sturm aus Schleiden zum Rector der neu gestifteten Hochschule berief; die vermittelnde Stellung, die Straßburg zwischen der deutschen und der schweizerischen Reformation einnahm und, trotz der Heftigkeit Luther's, festzuhalten suchte; der Muth und die treue Standhaftigkeit des Pfarrers Matthäus Zell (aus Kaisersberg im Oberelsaß), der in Straßburg das Signal zum Anfang der reformatorischen Bewegung gab — dies sind die Hauptmomente in Rathgeber's Schilderung, durch welche die Eigenthümlichkeit der elsässischen Reformation, ihre seelische Innerlichkeit, die Tiefe der Ueberzeugungstreue ihrer Bekenner sich wie ein rother Faden zieht.

Die Straßburger Kirche hat einen schweren Kampf ausfechten müssen. Schon im zweiten Jahrzehend der Reformation waren Spaltungen bei den Protestanten hervorgetreten, deren Ausgangspunkt die Abendmahlslehre war. Hier machte die Nähe der Schweiz sich geltend; es neigten die Straßburger Prediger zur Zwinglianischen Auffassung hin, sie waren für die geistige Gegenwart und Vereinigung Christi mit den Gläubigen im Abendmahl, aber eine leibliche Anwesenheit des Herrn schien ihnen unbiblisch und logisch verwerflich. Der Streit zwischen Luther und Andreas Karlstadt wurde solchergestalt auf den Boden des Elsaß verpflanzt, und das hatte die weitgreifendsten Folgen, auch nachdem Karlstadt längst vom Schauplatze verschwunden. Die sächsischen Reformatoren verziehen es den Straßburgern schlechterdings nie, daß sie den Schweizern sich angenähert, und auf ihren Betrieb schloß auf dem berühmten Reichstage zu Augsburg, auf welchem die nach dieser Stadt benannte Confession übergeben wurde, der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen Straßburg von der Unterschrift dieses Bekenntnisses aus, so daß, trotz der versöhnlichsten Haltung, der Metropole des Elsaß nichts übrig blieb, als ein eigenes Bekenntniß dem Kaiser überreichen zu lassen. Martin Butzer und Wolfgang Capito hatten es in möglichster Eile entworfen, die Städte Constanz, Memmingen und Lindau am Bodensee es mitunterschrieben, weshalb es die Confessio Tetrapolitana genannt worden ist. Dieselbe hat bis 1548 in Straßburg Gesetzeskraft gehabt, wurde dann durch das der Reformation so nachtheilige „Interim" Carl's V. verdrängt und ist nach der Abschaffung des letzteren nicht wieder eingeführt worden. Doch das ganze Jahrhundert fort gewahrt man bei den älteren Führern der kirchlichen Bewegung eine entschiedene Vorliebe für die halb Zwinglianische Abendmahlslehre der Tetrapolitana.

Was der Straßburger Reformation am Schluß des sechzehnten Jahrhunderts ihre Frische und Freudigkeit nahm, war gerade der absolute Sieg, den das „reine Lutherthum" davontrug. Mit wahrer Wehmuth schildert Rathgeber diesen engherzigkleinlichen Ausgang des großartig angelegten Dramas. Was der übermüthige Doctor Marbach eingeleitet hatte, wurde von dem starrsinnigen Pappus vollendet. Die Reaction hatte kein Halten mehr. Wenn die Wogen des Parteihasses hoch emporschlagen, vergreifen sich kleine Geister an den überlebenden Größen einer ruhmreichen Vergangenheit. So fiel Johannes Sturm, der Rector der „hohen Schule", die 1566 von Kaiser Maximilian II. zum Range einer Akademie erhoben war, dem streng lutherischen Sektirer-Haß zum Opfer. Gegen Ende des Jahres 1581 wurde der treue Anhänger der Tetrapolitana seiner Stelle als Rector entsetzt und durch Zwang der ihm feindlichen Rathsglieder Melchior Junius an die Spitze der Hochschule berufen. In stiller Zurückgezogenheit, auf seinem Landgut und fast in Dürftigkeit, starb der Begründer des Straßburgischen Erziehungswesens am 3. März 1589; neun Jahre später wurde von seinem Todfeind Pappus die rein lutherische Kirchenordnung in Straßburg zur Herrschaft gebracht: das hatte die Verfolgung der angeblichen „Kryptocalvinisten" bezweckt! Die Reformirten wurden aus allen Aemtern vertrieben, ihr Gottesdienst in der Stadt untersagt, bis zur französischen Revolution mußten sie im nahen hanauischen Dorfe Wolfisheim ihre Versammlungen halten; selbst ein Lavater hat seiner Zeit nicht in Straßburg predigen dürfen.

Von dem Tage, an welchem die neue Kirchenordnung kund gegeben ward, vom 24. März 1598, datirt die Stockung des kirchlichen Lebens in Straßburg und dem größeren Theile des protestantischen Elsaß. Sie hat über fünf Menschenalter gedauert und die Stadt Straßburg hat, was Rathgeber mit Nachdruck hervorhebt, dieser Lähmung des evangelischen Geistes die Einbuße der hohen Bedeutung verdankt, welche sie einst, im Zeitalter der Reformation, für den gesammten Protestantismus gehabt. Hoffen wir, daß die Freiheit der deutschen Wissenschaft sie in alle Zukunft vor solchem Uebel bewahren wird!

Trauttwein von Belle.

Böhmen.

Der Unterricht in Böhmen.

Wer alltäglich in der offiziellen Prager Zeitung die massenhaften Ausschreibungen von Lehrerstellen liest, der muß, falls er mit unsern eigenthümlichen Verhältnissen nicht näher bekannt ist, zuletzt auf den Gedanken kommen, daß in Böhmen eine spezielle Schulmeister-Epidemie grassire, oder daß die Lehrer schaarenweise ausgewandert seien. An manchem Tage kündigt das Regierungsblatt über ein Viertelhundert zum Theil gar nicht einmal so schlecht dotirter Lehrerposten als erledigt an, und das geht nun schon seit Monaten so fort. Wir sehen hier eine Erscheinung, wie sie kein anderes Land auch nur annähernd bietet, und deshalb verlohnt es sich wohl der Mühe, sie etwas näher ins Auge zu fassen.

Anderswo werden die Lehrer schlecht bezahlt. Bei uns geht man noch einen Schritt weiter und bezahlt sie gar nicht. Regierung und autonomes Kronland machen es wie Heine's „edle Polen". Es bezahlt nämlich „keiner von den Beiden" die Schulmeister, aber nicht etwa „weil keiner wollte leiden, daß der andre für ihn zahle," sondern weil keiner von ihnen zahlen will. Während der tschechisch-feudale Landesausschuß und der k. k. Landesschulrath mit einander hadern, nagen die unglückseligen Jugendbildner am Hungertuche oder lassen ihr Amt im Stiche. Unterdessen creirt die Regierung neue Lehrerstellen oder schreibt die erledigten zur Neubesetzung aus. Aber Niemand findet sich, der Lust hätte zu den Herrlichkeiten, die da geboten werden, und die Offizielle, muß fort und fort ihre Einladungen deutsch und tschechisch ergehen lassen. Endlich hat die Regierung, d. h. der energische Unterrichtsminister Hr. v. Stremayr, Ernst gemacht. Sie geht dem renitenten Landesausschuß mit Zwangsmaßregeln zu Leibe, und es ist zu hoffen, daß die armen Schulmeister wieder ihren sauer verdienten Bissen Brod erhalten.

Diese wahrhaft pyramidalen Zustände sind auch eine Frucht des böhmischen Staatsrechts-Schwindels, der vor wenigen Monaten Oesterreich an den Rand des Abgrunds geführt hat. Die fanatische Nationalpartei perhorrescirt bekanntlich die liberalen Schulgesetze des früheren Bürgerministeriums; die fanatisirten autonomen Gemeinden folgen getreulich den ihnen von Prag gegebenen Weisungen und haben den Schulmeistern die ihnen nach den neuen Gesetzen zukommenden Bezüge gesperrt. Die Regierung versuchte umsonst ihre Autorität zur Geltung zu bringen. Inzwischen kam das Ministerium Hohenwart; die Sache blieb in der Schwebe, denn man hatte Wichtigeres zu thun, als sich um die hungernden Schulmeister zu kümmern. Mochten diese den Schmachtriemen derweilen noch enger zusammenziehen als bisher! Wär' nur erst die „böhmische Krone" in alle ihre souveränen Rechte wieder eingesetzt und der Gesammtstaat glücklich atomisirt, dann wär' Alles gut. Auf einige hundert verhungerte Schulmeister mehr oder weniger kam es dabei nicht an.

Man sieht, zu welchen Extravaganzen das gloriose Nationalitätsprinzip zu führen im Stande ist! Aber wir haben hier nur eine, wenn auch recht grelle Erscheinung, die der nun bereits so viele Jahre andauernde Nationalitäten-Hader zu Tage gefördert hat. Andre Erscheinungen sind vielleicht weniger grell, aber darum nicht minder beklagenswerth. Der Volksunterricht in Böhmen war seiner Zeit der relativ beste in Oesterreich. Jetzt ist er in fast unglaublicher Weise verwahrlost, und dasselbe gilt mehr oder minder auch von dem höheren Unterricht, der ja im Großen und Ganzen selbstverständlich auf dem Volksunterrichte fußt. Die nationalen Wortführer hatten, gleich ihren Wahlverwandten, den Ultramontanen, sehr bald begriffen, wie wichtig die Schule für die Propaganda ihrer Ideen sein mußte. Daher die mit wahnsinnigem Zelotismus betriebene Tschechisirung der Schule, wo dies nur immer möglich war. Die Folgen davon machten sich bald fühlbar. Zunächst gab bei der Besetzung der Lehrerstellen, und zwar von der Volksschule bis hinauf zur Hochschule, nicht die wissenschaftliche Befähigung, sondern die korrekte nationale Gesinnung den Ausschlag. Es läßt sich denken, welche Kirchenlichter auf diese Weise ins Lehramt kamen! Dazu kommt nun noch, daß in Böhmen der Clerus, vorab der niedere, tschechisch und dabei ultramontan gesinnt ist. Lehrer und Geistliche wirkten also zusammen. Das Resultat war ein herrliches! Während früher die des Deutschen gänzlich Unkundigen in Böhmen, die allerniederste Klasse abgerechnet, zu den Seltenheiten gehörten, werden jetzt den höheren Lehranstalten junge Leute in Massen zugeführt, die theils gar nicht, theils nur sehr unvollkommen Deutsch verstehen. Wollen diese unschuldigen Opfer des nationalen Fanatismus sich die für's Leben unumgänglich nothwendigen Kenntnisse erwerben, so müssen sie nun anfangen, Deutsch zu lernen, wie man eine fremde Sprache erlernt, denn daß die Kenntniß der ersten unter den heutigen Kultursprachen in einem Ländchen Lebensbedürfniß ist, das, eine halb slavische Insel, rings umspült wird von dem deutschen Weltmeere, sieht am Ende auch der verbissendste Tscheche ein. Aber auch das Tschechische haben diese jungen Leute nicht einmal ordentlich gelernt, denn nur die allerwenigsten unter den nationalen Lehrern sind, ganz abgesehen von der pädagogischen Befähigung, selbst ganz im Besitze ihrer schweren Muttersprache. Es begreift sich, welch ein Babel hier künstlich herausgebildet worden ist. Systematisch im Abscheu deutschen Wesens erzogen, überträgt der junge Tscheche diese Abneigung auch auf die deutsche Wissenschaft. Da es nun aber bis jetzt noch keine tschechische Wissenschaft giebt, so bleibt der Nachwuchs im innersten Wesen ungebildet. Höchstens eignet er sich eine Art von wissenschaftlicher Dressur an, die grade hinreicht für das sogenannte Brodstudium, und Alles, was darüber hinausgeht, bleibt für ihn terra incognita.

Aber auch auf die deutsche Schule wirken diese trostlosen Verhältnisse äußerst nachtheilig zurück. Durch die Tschechisirung so vieler Schulen stellte sich eine unglaubliche Ueberfüllung der deutsch gebliebenen Schulen heraus; denn nicht nur die Deutschen, sondern auch viele vernünftige Tschechen wollten ihre Kinder deutsch unterrichten lassen. An den Prager deutschen Volksschulen und Mittelschulen (Gymnasien und Realschulen) sind Klassen von hundert und mehr Schülern etwas ganz Gewöhnliches. Was unter solchen Umständen gelernt werden kann, liegt auf der Hand. Es bemächtigte sich also die pädagogische Privatspekulation der Sache, und eine Menge von Privat-Instituten, vorab für Mädchen, wurden in's Leben gerufen. Diese Institute sind, mit ganz wenigen Ausnahmen, spottschlecht. Man stellt die Namen einiger renommirten Lehrer als Lockvögel an die Spitze des Programms; die Hauptarbeit aber besorgen Leute von sehr zweifelhafter Befähigung, halbverkommene Privatlehrer, die nie ein Examen machen konnten, arme Studenten, die auf's Examen losarbeiten u. dgl. Es läßt sich denken, was dabei herauskommt! Um der heillosen Wirthschaft ein Ende zu machen, beabsichtigt man jetzt in Prag mit Privatmitteln eine „deutsche Töchterschule" in's Leben zu rufen. Einer der jüngeren Universitätslehrer, Prof. C. Richter, steht an der Spitze des Comités. Die von ihm geleitete Schule des „Frauen-Erwerbvereins", eine halb

kaufmännische Fachschule für Mädchen, hat gute Erfolge aufzuweisen, und so läßt sich auch für das neue Unternehmen Gutes hoffen. Im Vergleiche zu dem Bedürfnisse ist das Alles jedoch nur ein paar Tropfen auf eine heiße Platte.

Die Staats-Gymnasien und die vom Staate erhaltenen Realschulen, leiden, wie ich bereits erwähnt, an Ueberfüllung. Beim Beginn des Schuljahrs, zu Anfang Oktober, müssen alljährlich eine Menge neuer Schüler abgewiesen werden, weil es an Raum, sie aufzunehmen, mangelt. An der Spitze dieser Anstalten, von denen jetzt nur noch eine, das Piaristen-Gymnasium, sich in geistlichen Händen befindet, stehen wohl tüchtige Schulmänner, aber ihre Lehrkräfte reichen nur zum Theil über das Mittelgut hinaus, weil die besseren Lehrer in der Residenz leicht einen angenehmeren und lohnenderen Wirkungskreis finden. Aber bei den überfüllten Klassen ist das Wirken auch des vorzüglichsten Lehrers natürlich nur ein sehr beschränktes. Ganz dasselbe gilt von der Handels-Akademie, der ältesten kaufmännischen Fachschule in Oesterreich, deren Professoren, noch schlechter besoldet als die Lehrer an den Staatsanstalten, den Nebenerwerb mit Privatstunden rc. sehr schwunghaft betreiben. Die polytechnische Schule, eine Landesanstalt, ist seit einigen Jahren in eine deutsche und eine tschechische Anstalt geschieden. Durch diese Theilung ist zwar dem nationalen Hader innerhalb des Lehrkörpers und der Studentenschaft ein Ziel gesetzt; da jedoch die Anstalt von Haus aus nicht allzuglänzend dotirt war und der tschechische Landesausschuß die deutsche Anstalt grundsätzlich als Stiefkind behandelt, ohne damit freilich die tschechische Abtheilung zur Blüthe bringen zu können, so sind auch hier die Zustände eher alles andere, als befriedigend.

Von der altehrwürdigen Universität ist das drohende Schicksal des Tschechisirtwerdens durch den letzten politischen Umschwung glücklich abgewendet worden. Die Hochschule zählt neben Capacitäten wie v. Schulte, Höfler, Ambros (jetzt nach Wien berufen), Kelle, und den strebsamen jüngeren Gelehrten, wie Linker, Richter, Merkel, Brunner, welch' letzterer eben an die neuzubegründende Straßburger Universität berufen ward, sehr viele Mittelmäßigkeiten, die nur selten einmal ein wissenschaftliches Lebenszeichen von sich geben. Nationale Häkeleien im Schooße des Collegiums, die Besorgniß, durch irgend eine Aeußerung anzustoßen, mit den Studenten Krakehl zu bekommen, und dann von den tschechischen Journalen in den Koth gezerrt zu werden, lähmen alles frische, wissenschaftliche Leben. Farblos und mittelmäßig ist die Devise dieser Herren. Dazu eine in ihrer Mehrheit des wissenschaftlichen Geistes baare Studenterschaft, die sich gerade nur das vorgeschriebene Maaß des Wissens anzueignen sucht: wie soll da eine universitas literarum möglich sein? Das bloße Faktum, daß der nun auch nach Wien abgegangene geistvolle Literarhistoriker und Aesthetiker Jos. Bayer seine Vorträge über deutsche Literatur vor einem Collegium von drei, sage drei Studenten, abhalten mußte, charakterisirt schlagend den bei unseren Studirenden herrschenden Geist.

Man sieht aus dem Allen, daß es mit den öffentlichen und selbstverständlich mehr noch mit dem Privatunterricht in Böhmen herzlich schlecht bestellt ist. Das Ministerium Stremayr hat eine Riesenaufgabe zu bewältigen, wenn es auf diesem Gebiete, auf dem seit zwanzig Jahren nur in Verkehrtheiten etwas geleistet wurde, Ordnung schaffen und bessere Zustände herbeiführen will. Hierzu bedarf es großer und nachhaltiger Energie. Möge sie dem neuen Unterrichts-Minister nicht fehlen. —ae—

Italien.

General Ulloa über den deutsch-französischen Krieg.

Von dem bekannten italiänischen (früher neapolitanischen) General Ulloa ist mit Bezug auf den deutsch-französischen Krieg ein Buch erschienen unter dem Titel: „Vom Kriegsberufe der Franzosen und von den Ursachen ihrer letzten Unfälle".*)

Der General ist von jeher ein großer Bewunderer französischer Ideen gewesen, und von diesen und der daraus entspringenden Einseitigkeit giebt auch sein neuestes Werk Zeugniß, wiewohl ihm ebenso, wie dem in denselben Geleisen sich bewegenden, schweizerischen Colonel Rüstow, eine gewisse militairische Routine nicht abzusprechen ist.

Die erste Abtheilung des Buches giebt einen Ueberblick der Geschichte der französischen Kriegsthaten von der Zeit der ersten Könige bis zur Gegenwart, wobei der Verfasser allerdings über die weniger glänzenden Momente dieser Geschichte mit einer gewissen Galanterie hinweggeht, damit der Nachweis, daß Frankreichs Heer bis zu dem letzten Kriege stets den Sieg an seine Fahnen zu fesseln gewußt, keinen Eintrag erleide. In der zweiten Abtheilung behandelt General Ulloa die militairischen Gränzen Frankreichs Deutschland gegenüber, wobei er, ohne Rücksicht darauf, daß Letzteres doch ebensogut wie Ersteres die Pflicht und das Recht habe, seinen Boden, seine Nationalität gegen militairische Angriffe des Nachbars zu schützen, dem verbündeten Europa den Vorwurf macht, daß es bei den Friedensschlüssen von 1814 und 1815 Frankreich die nöthige strategische Vormauer, zuletzt namentlich durch die Trennung von Landau und Saarlouis und durch die Schleifung von Hüningen, genommen habe. Es giebt ihm dies Anlaß, eine Kritik der Offensiv- wie der Defensiv-Kriegspläne beider Länder zu liefern, und dabei sowohl dem großen deutschen Strategen, General v. Moltke, als dem heruntergekommenen großen Generalstabe Frankreichs, allerlei gute Lehren zu ertheilen. — Der dritte Theil des Buches endlich spricht sich über die Ursachen aus, welche, nach Ansicht des Verfassers, die Unfälle der Franzosen im letzten Kriege herbeigeführt haben. Es sind dies 1) die mangelhafte Zahl von Truppen, die den französischen Befehlshabern zu Gebot gestanden; 2) der Umstand, daß den Generalen vom Kaiser Napoleon III. die Hände gebunden waren, welcher Letztere thörichterweise den Oberbefehl übernommen, während zugleich von der Pariser Regierung den kommandirenden Generalen Anweisungen zugingen über das, was sie zu thun hätten; 3) die heillose Confusion, die von Anfang an im Heerlager der Franzosen geherrscht, so daß Ordre und Contreordre stets auf einander folgten und die Generale sich genöthigt sahen, mitten unter dem Donner der Kanonen neue Kriegspläne zu improvisiren.

Das liberale, römische Journal „il Diritto" vom 3. Januar, welches eine Anzeige der vorgedachten Schrift enthält, meint, daß General Ulloa, dessen militairische Kenntnisse die Redaction um so mehr zu würdigen wisse, als er ein alter Freund und Mitarbeiter ihres Blattes sei, doch im gegenwärtigen Falle kein völlig zutreffendes Urtheil ausgesprochen habe. „Wir müssen, sagt das römische „Recht", bei der Untersuchung der Ursachen, die den Sturz der französischen Macht herbeigeführt, auch die folgenden politisch-sozialen Momente in Rechnung ziehen: den Mangel an

*) Dell' indole bellicosa dei francesi e delle cause dei loro ultimi disastri. Per il generale Girolamo Ulloa. Napoli, 1871.

gründlichen Kenntnissen bei der Generalität des französischen Heeres, die ungenügende Befähigung der Offiziere im Allgemeinen, den Leichtsinn und die bis zum Verbrechen sich steigernde Frechheit der Mannschaften. Aber die vornehmlichsten Gründe, und die Hauptursachen von Frankreichs jetzigem unglücklichem Zustande sind die heftigen inneren Zwiste, welche fortdauernd im Lande herrschen, und der Mangel an Glauben an die großen sittlichen, sozialen, politischen und volkswirthschaftlichen Prinzipien der Menschheit. So lange es sich in dieser moralischen und geistigen Unterordnung befindet, wird Frankreich stets auch schwach und zerrüttet bleiben."

Frankreich.

Zur französischen Geschichte, von Sugenheim.*)

Diese Aufsätze des Historikers S. Sugenheim bilden eine Fortsetzung seines Werkes „Frankreichs Einfluß auf und Beziehungen zu Deutschland von 1517—1789." Es sind recht interessante Bilder mit vielem Detail, geschrieben auf Grund umfassender Monographieen vielmehr, als größerer Geschichtswerke, so weit eben für die neueste Zeit bis jetzt eine umfassende Benutzung von Quellenschriften möglich ist. Denn nicht mit Unrecht klagt der Verfasser, daß die deutsche Geschichtsforschung sich viel zu einseitig und zugleich für unser jetziges politisches Leben zu unpraktisch dem früheren Mittelalter zugewendet habe, für dessen Studium jährlich große Summen vergeudet würden, um unsern ohnehin schon so großen „Reichthum an historischem Makulatur über das Mittelalter noch zu vermehren"; eine Richtung, welche nach dem Verf. ihren Grund „in Allerhöchster Munificenz" und „dem florirenden Cliquenwesen" hat; daß dagegen für die so nöthige authentische Aufklärung und Belehrung über die neueste Zeit nichts oder nicht genug geschehe wegen der mangelnden Mittel.

Der erste Aufsatz bezieht sich auf den „Widerruf" (doch wohl „Widerrufung") des Edikts von Nantes und seine Folgen für Frankreich und Deutschland; wir können ihn nur Allen zur Lektüre empfehlen, welche über jenes folgenschwere Ereigniß eine klare Darstellung suchen, die zugleich auf Benutzung zahlreichen zerstreuten Materials beruht. Er stellt die allmähliche Entstehung, die Gründe, die zu jener Maßregel geführt haben, sodann die verderblichen Folgen für Frankreich und die mannigfachen Vortheile, welche für Deutschland, besonders Preußen, daraus erwuchsen, in sehr interessanter Weise dar.

Der zweite Aufsatz schildert ein viel angewendetes und sehr erfolgreiches Mittel Ludwigs XIV., nämlich den politischen Einfluß, den er an vielen Höfen Europas durch Französinnen, entweder an die Fürsten verheiratete oder sonst irgendwie placirte, zur Erreichung seiner Pläne, insbesondere seiner auf Gebiets-Erweiterung zielenden Politik, auszuüben verstand; was in der damaligen Zeit, wo die Politik wesentlich eine der Kabinette und persönlichen Intriguen war, von der größten Bedeutung gewesen ist. Mazarin's Ausspruch: „Wer das Herz hat, hat Alles", hat sich nie so wahr erwiesen, wie damals. Es werden uns der Reihe nach vorgeführt: Louise Renata von Penancoët-Keroualle, Herzogin von Portsmouth, Geliebte und Beherrscherin Karl's II. von England; Maria Franziska Isabella von Nemours-Aumale, Gemahlin von Alfons VI. von Portugal, dann seines Bruders Peter II., der jenen verdrängte; Maria Casimira de la Grange, Marquise d'Arquier, Gemahlin von Johann Sobieski, diese allerdings wegen Kränkung persönlichen Ehrgeizes Gegnerin Ludwigs XIV.; Henriette Adelheid, Gemahlin des Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern; Isabella Angelika von Montmorency-Bouteville, vermählt mit Herzog Christian Louis von Mecklenburg-Schwerin, der ihrethalben und um seine erste evangelische Frau los zu werden, katholisch wurde; Benedikte Henriette Philippine, Gemahlin Herzog Joh. Friedrichs von Hannover; Eleonore d'Olbreuse, vermählt mit Herzog Georg Wilhelm von Celle, dem Bruder des vorigen, die schönste Erscheinung in dieser, äußerlich freilich durchweg anziehenden Frauenwelt, die einzige, die sich von Politik ganz fern hielt, beiläufig auch die Stammmutter der Königshäuser von Preußen und Großbritannien; ferner die Cousine Ludwigs, Margarethe Luise, Frau des Großherzogs Cosmus III. von Toscana: eine Ehe, die wegen des Zwiespalts zwischen beiden ebenso interessant ist, wie die vorige wegen des ungetrübten Glückes; endlich Maria Johanna Baptista von Nemours-Aumale, Gemahlin Karls Emanuel II. von Savoyen.

*) Aufsätze und biographische Skizzen zur französischen Geschichte, von S. Sugenheim. Berlin, R. Oppenheim. (338 S.)

Ein dritter Artikel handelt vom Auftreten der Franzosen am Mittel- und Niederrhein im letzten Decennium des 18. Jahrhunderts, welcher einerseits die furchtbaren an Ludwigs XIV. Kriege erinnernden Bedrückungen von Seiten der damaligen revolutionären Heere Frankreichs schildert, sodann aber auch die Mithülfe deutscher Anhänger der französischen Republik, in erster Linie Georg Forsters und anderer „Freunde der Freiheit und Gleichheit" in dem terrorisirten Mainz.

Ueber die Weise, wie Napoleon sich beständig in die Angelegenheiten der von ihm gebildeten Königreiche Italien und Westfalen einmischt, in denen er doch nur Satrapieen erblickte, die ihm zu seinen weiteren Kriegen die Mittel liefern mußten, handeln der vierte und fünfte Aufsatz: „Eugen Beauharnais, Vicekönig von Italien, Herzog von Leuchtenberg" und „Hieronymus Bonaparte und sein sechsjähriges Königthum Westfalen." Ersterer erscheint hier in einem vorzüglichen Lichte, der Letztere in einem bei weitem besseren als ihn die gewöhnliche Ansicht über ihn bei uns erblickt.

Der letzte Aufsatz endlich stellt die französischen Generale zusammen, welche Frankreich und Napoleon den Provinzen Elsaß und Lothringen verdankt haben. Es sind kurz behandelt die beiden Kellermann, Lefebvre, Rapp, Coehorn, Berckheim, Ney, Oudinot, Molitor, Lasalle, Eblé, Grenier, Exelmans.

Näher auf diese interessanten Aufsätze einzugehen, müssen wir uns hier versagen, erwähnen nur noch beiläufig, daß auch auf manche deutsche sogenannte Patrioten ein helles Licht geworfen wird, wie auf Johannes von Müller, über dessen Charakter man danach füglich nicht mehr in Zweifel sein kann. P. F.

Französische Etymologie deutsch-lothringischer Ortsnamen.

Von Herrn Auguste Terquem, welcher einen ganz brauchbaren Führer von Metz geschrieben, und eine in der dortigen französischen Bevölkerung angesehene Persönlichkeit sein muß, da er unternehmen konnte, die zweite Auflage seiner vor acht Jahren erschienenen Schrift über die Ortsnamen der dortigen

Akademie der Wissenschaften zu widmen, liegt uns diese „Etymologie der Moselianischen Ortsnamen" vor, welche einen so wahnsinnigen Gallimathias der unwissenschaftlichsten Art enthält, daß wir Einiges davon zur Belustigung mittheilen, andererseits aber auch den Zweck verfolgen, hierdurch zu einer richtigen Würdigung dessen zu kommen, was aus der deutschen Sprache in französischen Händen werden kann.

Als Präliminarien seiner Schrift giebt Herr Terquem an, daß die Ortsnamen theils aus dem Lateinischen abgeleitet sein können, dann habe man sich mit den Consonanten zu beschäftigen und könne die Vocale vernachlässigen, — oder aus dem Deutschen, dann müsse man sich vorzugsweise mit den Vocalen beschäftigen. Wenn ein deutsches Wort französirt sei, so müsse man häufig den entgegengesetzten (?) Vocal suchen, um die Etymologie zu finden. In einem Glossaire beginnt der Verfasser gleich damit, daß er die Endung „ange" als das deutsche „ingen" und dieses als „Ingebäude", also als Bauwerk erklärt. Ing könne aber auch gebautes Land bedeuten und sei dann aus dem Altsächsischen und Celtischen und Gälischen abzuleiten! Von „ham" und „heim" und ihren „Compositis" sagt der Verfasser folgendes: „Diese Endigungen sind in Deutschland und Elsaß so allgemein, wie ham und hout in England und hem und hen in den Niederlanden. Nach dieser Einleitung versichert Terquem, daß ham, haff, haven, hayn, hein, hem, hen, hausen, house, hus, husen, hum, hout und ferner hut, hoffen, hoven und holm alles dasselbe sei, d. h. „des hameaux ou des villages" und wirft so in der That Heimat und Hafen und Haus und Hof durcheinander. Als wunderliche Beispiele führt er u. A. hierfür an: Durham, Burischaf, Strahlhaven, Inegenhayn, Drontheim, Arnhem, Zutphen, Guebenhausen, Schafhouse, Ward'hous, Wollhusen, Bochum, Campenhout, Waldshut, Stollhoffen, Diessenhowen und Stockholm!!! Während der Verfasser „ing" wie „ange" erklärt, wird „ling" mit „à gauche" übersetzt und „ming" mit „mansus", dem lateinischen Ausdruck für une ferme, „ring" dagegen oder ringen bedeutet einen Ring, d. h. einen rund herum befestigten Platz, ähnlich dem Worte Burg, welches mit der Befestigungs-Methode der Burgunder zusammenhänge und für welches die Anwendung der Silbe „Berg" eine Corruption sei. Die Schlußsilbe „dorf" von den Franzosen meist trof und, wenn sie ein s davor hatte, „strof" ausgesprochen (z. B. Albestrof für Albesdorf) leitet Herr Terquem von „Stroffamt", d. i. Strafamt! Es deutet, nach Herrn Terquem's Ansicht, diese Schlußsilbe an, daß an einem solchen Ort die Herrschaft die peinliche Gerichtsbarkeit gehabt habe. Y kann aber bei Herrn Terquem bedeuten 1) Wohnung, aus dem celtischen Worte id, es kann aber auch eine „müßige" (oiseuse) Endigung sein (?) und endlich das Zeichen des Bundes, und dann ist es von nichts Anderem hergeleitet als von dem deutschen Diphthong „ei oder y" und dies heißt entweder „Eifer" oder „Eidgenoß".

So schwer es war, diese Tollheiten bis hierhin ernst zu wiederholen, bei denen man sich an den Kopf faßt, und den Abbé Domenech für einen gründlichen Gelehrten halten möchte, um so viel leichter und erbaulicher wird es nun sein, den aus solchen Elementen gethürmten Aufbau mit einigen Beispielen zu illustriren. Wir begnügen uns mit sechs Stück aus vielen Hunderten:

1. Aix (deutsch: Aische).

A = (latin): abalienare,

Is = isonomia,

Che = charta,

Titre, qui accorde à chaque habitant un droit égal.

2. Altrippe (deutsch: ebenso).

Alt = vieux,

Rippe = tronqué de ruppig, pauvre,

Le vieux village pauvre.

3. Avril (deutsch: April).

Av = celtisch = eau, Wasser,

ri = ripa, Ufer,

l = lacus, Behältniß; also:

ein Ort, wo man Wasser in einer Cisterne bewahrte.

In einem Appendix ändert Herr Terquem diese Erklärung wie folgt:

av = eau,

ri von rivales, weil sich Mehrere um die Benutzung des Baches stritten, l = lacus, d. h. also ein Dorf, welches das Recht hatte, sein Wasser aus einem benachbarten Bache zu nehmen, um sein Behältniß zu füllen.

4. Kontz haute und Kontz basse (deutsch: Ober- und Nieder-Kontz).

„Kontz kommt von dem deutschen Wort Kunstanlage"; trotzdem aber bedeutet dem Herrn Terquem kontz haute: „Promenade"; kontz basse aber Kanzelei.

5. kunzig bedeutet: „Kühnheit".

6. Léovillé. Dies ist wohl das Tollste, was Herr Terquem erklärt hat.

L: von legere,

é: von efferre,

o: von obarator,

villé: Diminutiv von villers oder Weiler; das ist also der Ort, welcher „ringsherum sowohl Aussaat als Aerndte selbst hervorbringt".

Darüber hinaus hat sich Herr Terquem nicht verstiegen, und die Geduld des Lesers wird längst zu Ende sein, wenn er überhaupt vor Lachen noch lesen konnte. — Daß aber die Akademie die Widmung der zweiten Auflage entgegennahm, und daß die Metzer Buchhändler sich eifrigst beflissen haben, „dies gelehrte Werk, diese Fundgrube", der deutschen Präfektur und der Ober-Post-Direction zu empfehlen, und daß dabei nicht die leiseste Tücke, sondern Bewunderung vor dem gelehrten Landsmann waltete, verbürgt der Schreiber dieser Zeilen mit dem Bemerken: daß das 215 Seiten lange Buch in Metz bei Lorette und der weiteren Verbreitung halber bei L. Richard, 11 rue Mazarin in Paris, im Jahre 1864 erschienen ist. Als Schlußwort bemerkt der Verfasser, daß einige Personen daran Anstoß nehmen könnten, daß zuweilen ein einzelner Buchstab eine concrete Erklärung bekommen habe, indessen datire die Stenographie aus der Urzeit und jeder der 22 hebräischen Buchstaben deute eine Eigenschaft Gottes; Griechen und Römer hätten schon abgekürzt und Letztere sich in der Kunst der Stelegraphie nach der Tironischen Methode hervorgethan; die römischen Katholiken hätten die beiden Buchstaben J· C· adoptirt; Wissenschaft, Rechtspflege und Handel, Alles hätte seine Abkürzungen; warum sollte man sie bei der Bildung der Ortsnamen leugnen wollen? L. L.

Nord-Amerika.

Ein Frauentracht-Verein.

Amerikanische Blätter berichten, in Berlin sei vor einiger Zeit ein Verein für die Reform der weiblichen Kleider-

tracht gegründet worden. Derselbe stehe unter der Protection der Kaiserin von Deutschland selbst, die dem Vereine ein Geschenk von tausend Thalern gemacht habe. Der Verein bezwecke, eine bescheidene und gleichmäßige Tracht für das weibliche Geschlecht einzuführen, man könne ihn daher auch einen Anti-Mode-Verein nennen, denn seine Tendenz sei wesentlich gegen die Herrschaft der Mode gerichtet.

Das Blatt, dem wir diese Mittheilung entnehmen (der New-Yorker deutsche „Demokrat", ein sehr geachtetes, nichts weniger als sozial-demokratisches Blatt) knüpft daran folgende Bemerkung:

„Wir glauben nicht, daß das, was man mit dem conventionellen Namen der Mode bezeichnet hat, jemals wieder ganz abgeschafft werden kann, und zwar aus dem Grunde, weil es in innerem Zusammenhange mit dem individuellen Freiheitsdrange der neueren Zeit steht. Allein nicht zu bezweifeln ist, daß ein Verein, der sich nur das Ziel setzt, allen Extravaganzen der Mode sowohl in der Richtung des Schönen, wie des Sittlichen entgegen zu arbeiten, und für die Erhaltung gewisser Grundregeln der Kleidertracht zu sorgen, sehr erfolg- und segensreich wirken kann, vorausgesetzt, daß er tonangebende Autoritäten oben und die gehörige Ausbreitung nach unten gewinnt.

„Warum sollte, als eine Folge der großen politischen Ereignisse, nicht auch das Centrum der Mode von der Hauptstadt Frankreichs nach der Deutschlands verlegt werden und warum sollte nicht eine deutsche Frau, an einen gleichen Platz gestellt, einen gleichen Einfluß, nur in entgegengesetzter Richtung, auf das veränderliche Reich der Mode ausüben können, wie es früher die weibliche Spitze des unsittlichen zweiten Kaiserreichs gethan? Zur Ausübung einer Souveränetät oder Dictatur in der Mode gehört nichts als Autorität, und diese kann, wenn sie von der rechten Stelle kommt, ebenso in der Richtung des Schönen und Sittlichen, wie in der entgegengesetzten, sich geltend machen. Das Geheimniß der Allgewalt der Mode liegt in dem Nachahmungstriebe der Menschen, und wenn in Bezug auf diesen auch vorzugsweise der Spruch gilt: „Ein Narr macht zehn Narren," so ist doch ebenso wenig zu bezweifeln, daß auch das Gute und Bessere eine ansteckende Kraft ausübt.

„Die Gründung von Vereinen — zunächst unter den Frauen — zur Verbesserung der Kleidertracht und zur Beeinflussung und womöglichen Beherrschung der Mode nach den Gesetzen der Aesthetik, Gesundheit und Sittlichkeit ist daher als ein Zeichen der Zeit durchaus nicht zu unterschätzen, sondern steht mit dem erwachten allgemeinen Reformdrange in genauem Zusammenhange. Wir haben auch hier schon von ähnlichen Bestrebungen unter den Frauen gelesen und sie mögen wohl auch nicht ganz ohne Frucht geblieben sein; allein von einer amerikanischen Anti-Mode-Frauenliga ist für den noch wenig zu spüren, der dem Ueberwiegen der abschreckenden Beispiele des Gegentheils, die sich auf den Straßen und an den Versammlungsorten unserer Capitale drängen, Beachtung schenkt.

„Man kann deshalb für unser Go-ahead-Land nur wünschen, daß die weibliche Kleiderreform-Bewegung in Deutschland sich möglichst befestige und ausbreite, und vor Allem von den höchsten tonangebenden Kreisen aus Unterstützung fände, denn dies wird auch auf die Frauenwelt unserer Republik, die bisher in diesem Punkte nichts weniger als republikanische Unabhängigkeit bewährt hat, am kräftigsten einwirken. Freilich sollte Amerika auch hierbei an der Spitze der Bewegung stehen, aber wir wollen uns damit zufrieden gestellt erklären, wenn die Schwäche in der Nachahmung europäischer Sitte sich auch einmal in der Richtung des Besseren treu bliebe."

Wir fürchten, Amerika wird, wenn es den Anstoß zu einer Reformbewegung nach dieser Richtung von Deutschland erhofft, noch sehr lange auf eine Umgestaltung und Vereinfachung der weiblichen Kleidertracht zu warten haben. Je mehr wir mit allen an das angebliche Bestehen eines Anti-Mode-Vereins in Berlin geknüpften Folgerungen einverstanden sind, um so mehr müssen wir beklagen, daß diese Folgerungen auf falschen Voraussetzungen beruhen. Unseres Wissens existirt ein solcher Verein in Berlin nicht; was aber noch viel trauriger ist, es läßt sich auch aus keinem einzigen Anzeichen wahrnehmen, daß es den Frauen einzeln wie in der Gesammtheit darum zu thun wäre, sich von der Herrschaft der französischen Mode zu befreien. Der auf New-York bezügliche Satz: „Von einer allgemeinen Wirkung einer amerikanischen Anti-Mode-Frauenliga ist für den noch wenig zu spüren, der dem Ueberwiegen der abschreckenden Beispiele des Gegentheils, die sich auf den Straßen und an den Versammlungsorten unserer Capitale drängen, Beachtung schenkt," ließe sich mit Umwandlung des Wortes „amerikanisch" in „deutsch" ganz genau auf Berlin und jede andere größere Stadt Deutschlands anwenden.

Während und sogleich nach dem Kriege erhoben sich wohl in der Presse Stimmen, die eine Befreiung der Frauen von der Herrschaft der französischen Mode verlangten; sie sind verhallt, und wir glauben auch nicht, daß durch Vereine in dieser Beziehung erfolgreich gewirkt werden könne. Das einzige durchgreifende Mittel auch gegen dieses Uebel heißt — Erziehung, Ausbildung des Geschmackes, des Schönheitssinnes bei unseren Frauen, Kräftigung und Erhebung ihres Nationalgefühles.

Wie uns übrigens von gut unterrichteter Seite versichert ist, beginnt jetzt in England eine sehr ernste Bewegung gegen die Ausschreitung der Kleidermode. Wir möchten gern mit dem Wunsche schließen, daß England uns mit gutem Beispiele voranginge, wenn es nicht gar zu komisch klänge, daß Amerika von uns und wir wieder von England das Heil erwarten; schließlich kämen wir vielleicht am besten zum Ziele, wenn in Paris die Mode „unmodern" würde. J. H.

England.

„Verein für die Beförderung einfacher Frauenkleidung" in England.

Unsere englischen Nachbarn, auf welche wir seit dem letzten Kriege mit einem ziemlich geringen Grad von Wohlwollen und von Achtung sogar hinzublicken geneigt sind, werden uns, aller Wahrscheinlichkeit nach, in praktischer Lebensführung und in einer gewissen rationellen Behandlung wichtiger Zeitfragen doch noch lange vorausbleiben. Es ist schon vielmals das Verdienst dieser Nation gewesen, an die verjährten Systeme, welche die Menschheit tyrannisirten, sei es in der Wissenschaft oder in der Praxis, mit hellem Blick, mit muthiger Logik und mit zäher Thatkraft heranzutreten, und der gesunden Vernunft auf's Nachdrücklichste zu ihrem Rechte zu verhelfen. Das thaten schon im Jahre 1215 die Barone auf dem Wiesenplane zu Runnymede, als sie dem stolzen Plantagenet, welcher sie regierte, die Magna Charta, die Grundlagen aller bürgerlichen Freiheit, abrangen, und haben Baco von Verulam, Berkeley, Locke und Hume weniger geleistet?

Die vorstehenden Betrachtungen ergaben sich für uns aus

der Lectüre eines Artikels im Spectator, der sich mit der oben erwähnten Erscheinung, der Bildung einer Guild of Plain dresses, in einer Weise beschäftigt, bei welcher jene guten Eigenschaften der englischen geistigen Eigenthümlichkeit, der derbe Verstand und die furchtlose Logik, recht zu Tage treten. Die Bedeutung des Aufsatzes liegt für uns — über den unmittelbaren, vielleicht geringfügig scheinenden Anlaß desselben hinaus — in der Energie, mit welchem darin, fast im Stile Stuart Mill's, der Tyrannei der öffentlichen Meinung entgegengetreten wird.

Es handelt sich also um die „Beförderung einer einfachen bescheidenen, d. h. züchtigen, und möglichst wenig kostspieligen Tracht für Frauen", welche ein zu diesem Zweck gebildeter Verein sich zur Aufgabe stellt. Der „Spectator" unterwirft diese Tendenz einer Analyse, die man ebenso gut einen scharfen und erfolgreichen Angriff nennen könnte. Was zuerst die „Extravaganz" der heutigen Damen-Toiletten betrifft, so zeigt er, wie der Begriff extravagant ein so durchaus relativer sei, der im Falle eines jeden Individuums nach besondern Daten bestimmt werden müsse, daß man einen allgemein giltigen Maßstab dafür schlechterdings nicht feststellen könne. Auch habe sich ja die Gesellschaft in keiner Weise, auch nicht mittelst ihres beliebten Executiv-Organs, der öffentlichen Meinung, in die Privatangelegenheiten ihrer Glieder zu mischen; sie habe ebenso wenig ein Recht, Smith oder Brown zu hindern, seine Gattin mit einem Pelzüberwurf für fünfzig Guineen zu beschenken, als sie es ihm wehren könne, ihr ein Portrait von Millais im Preise von 800 Pf. St. zu überreichen: das eine dieser Präsente sei vielleicht thörichter, als das andere, aber zu den unbestreitbaren Menschenrechten gehöre die Freiheit, aus Zärtlichkeit thöricht zu handeln.

Was nun die strenge „Einfachheit" des Kostüms anbelange, so sei gerade diese vielleicht die kostspieligste aller Toiletten-Tugenden. Gegen diejenigen, welche ihm bemerklich machen, auch abgesehen vom Kostenpunkte sei ja die Einfachheit der Kleidung so wünschenswerth, so wohlanständig, so christlich, zieht unser Correspondent mit einem solchen Eifer zu Felde, daß man sich versucht fühlen könnte, ihn für eine Dame zu halten, während sonst alle Anzeichen auf einen männlichen Schreiber des Artikels schließen lassen. Wünschenswerth, recht, christlich! ruft er aus: „in der That! und weshalb? Es ist thöricht, die Summen, welche man für höher stehende Verpflichtungen nöthig hat, auf die Garderobe zu verwenden; es ist unrecht, sich in einer Weise zu kleiden, die den Anstand verletzt, und es ist unvortheilhaft, sich auffallend anzuziehen: in diesen drei Axiomen ist aber auch Alles, was die Moral mit der Kleiderfrage zu thun hat, enthalten. Der bunte, heitere Anzug einer Dame ist so wenig unmoralisch, wie das bunte, heitere Gewand, das Gott den Blumen verliehen hat; die Sorgfalt, welche ein unverdorbenes Weib auf Toiletten-Effecte verwendet, ist so wenig eine Sünde, wie die des Redners, wenn er Haltung, Stil, überhaupt den oratorischen Apparat, studirt. Grau und braun sind an sich nicht heiliger, als Scharlach, und die matten halben Farben für die Jugend ebenso wenig unerläßlich, wie sie der künstlerischen Wirkung günstig sind. Die Natur haßt solche Farben, und die landläufige Meinung, welche sie für vorzugsweise wohlanständig erklärt, ist ein lächerliches Resultat des englischen (nur des englischen?) schlechten Geschmacks. Phryne, die Hetäre, kleidete sich in fleckenloses Weiß, und unter den thatsächlich lasterhaften Menschenraffen, den Polygamisten des Orients z. B., hat die weibliche Tracht weder Farbenpracht noch Grazie aufzuweisen. Es giebt durchaus keinen Grund, warum man sich einfach kleiden sollte, als den der Sparsamkeit, und kein Verein ist im Stande, festzustellen, wie weit bei dem Einzelnen die Sparsamkeit in Bezug auf Kleidung zu gehen hat.

„In Einer Hinsicht hat allerdings Uebertreibung bei uns um sich gegriffen; es ist dies in Bezug auf die Geschwindigkeit, mit welcher eine wirklich hübsche Mode bei Seite geworfen wird, damit sie einer andern Platz mache. Dieser Uebelstand aber hängt mit dem Laster der vulgairen Prunksucht zusammen, welches sich der besitzenden Klassen bemächtigt hat, und das keineswegs nur bei der Toilette der Frauen zu Tage tritt."

Unser Gewährsmann wagt ferner die Ansicht auszusprechen daß, trotz aller gegentheiligen Behauptungen, die weibliche Kleidung selten so züchtig gewesen sei, wie eben jetzt; er specificirt die Sache, und wir können im Hinblick auf die Portraits unserer Großmütter und Urgroßmütter, mögen dieselben mit der steifen und doch so indiscreten Taille der Puderzeit oder in dem bedenklich unzulänglichen präcisirenden Costüm der Freiheitskriege perpetuirt sein, ihm unsere Zustimmung nicht versagen. „Die Sozial-Satiriker, heißt es weiter, vergessen die Vergangenheit, so gut wie sie es vergessen, den Satz zu begründen, daß Reinheit des Lebenswandels mit der Art und Weise sich zu kleiden, überhaupt im Verhältniß stehe. Eine grande dame unserer modernen Gesellschaft würde bis unter die Locken erröthen, wenn sie das Hauskleid der edeln Cornelia anlegen sollte, während ihr das Costüm einer Grisette in Sevilla als der Inbegriff des Anständigen und Feinen erscheinen muß.

„Daß eine Frau sich übertrieben oder in unbescheidener Weise putzen könne, so gut wie ein Mann, soll keinen Augenblick geleugnet werden; ganz entschieden aber bestreiten wir die Existenz eines bestimmten Codex auf diesem Gebiete, nach welchem eine beliebige Gesellschaft ihre Glieder richten darf, und das Recht eines Jeden, die Farbe, den Stoff, den Schnitt seines Anzuges nach eignem Ermessen zu wählen und ohne dabei beständig den moralischen Puls zu consultiren, wollen wir in seinem ganzen Umfang gewahrt wissen. Wenn eine Frau die Perlen liebt wenn Perlen sie gut kleiden, wenn sie die Mittel hat, sich Perlen anzuschaffen ohne andere, höhere Ansprüche auf ihre Börse hinten an setzen zu müssen, so hat sie ein volles Recht, Perlen zu tragen und es existirt kein weiterer Maßstab, nach welchem etwa die Perlen „sich nicht für sie schicken", so wenig wie der Umstand sie zu beunruhigen braucht, daß es Menschen giebt, die sich keine Perlen, wie ja auch solche, die sich keine Schuhe kaufen können."

Wir können nicht umhin, dem Princip, welches diese Verwahrungen der geachteten englischen Zeitschrift dictirt hat, von Herzen beizustimmen, daß nämlich der freie Wille des Einzelnen, dem in allen anderen Kulturländern — in England vielleicht mehr als anderswo — von dem Despotismus der öffentlichen Meinung, der Furcht vor dem „was die Leute dazu sagen", eine wesentliche Gefahr droht, auch gegen gutgemeinte Einschränkungen und arbitraire Besserungsmittel von Seiten der Gesellschaft energisch in Schutz genommen werden müsse. S. Z . . . . s.

Westindien.

Alte Sklaverei in neuer Form.

Die Engländer sind dasjenige Volk, aus dessen Mitte zuerst laut und energisch sich Stimmen gegen die Ungeheuerlichkeit des Handels mit Negersklaven erhoben, von dem zuerst in nachdrück-

licher Weise gegen diese Schmach eingeschritten ward. Um so mehr ist es zu verwundern, um so betrübender erscheint es, daß jetzt, wo die Sklaverei in den Vereinigten Staaten gesetzlich abgeschafft ist, wo sie auch in den anderen Staaten Amerikas zu schwinden beginnt, gerade englische Kolonien es sind, in denen eine neue Form der Sklaverei, nämlich der Kuli-Handel, in empörendster, unmenschlichster Weise zu Tage tritt. Wenn man freilich bedenkt, in welcher Weise während des amerikanischen Bürgerkrieges den sklavenhaltenden Südstaaten von den Engländern Vorschub geleistet ward, so mäßigt dies allerdings die Verwunderung, wenn auch nicht das Bedauern über ein solches Verfahren. Die Ereignisse runden sich zu einem Ganzen, aus welchem hervorgeht, daß das materielle und handelspolitische Interesse in Großbritanien und seinen Colonien ein verhängnißvolles Uebergewicht erlangt hat, obgleich damit keineswegs gesagt sein soll, daß diese Interessen im Stande gewesen sind, in der ganzen Nation das Gefühl für Humanität zu ersticken. Nein, dieses Gefühl ist Gott sei Dank noch ein sehr lebhaftes im englischen Volke und es sind Menschenfreunde aufgetreten, welche gegen die Unmenschlichkeit des Kuli-Handels protestirt haben und scharf ins Gericht gegangen sind mit dem englischen Colonial-Amt, unter dessen Oberleitung die Crown Colonies British Guyana und Mauritius, die Hauptkerker für Kulis, stehen. In Folge der erhobenen Klagen sah sich die Regierung denn auch genöthigt, eine Untersuchungs-Commission abzuordnen, die, obgleich sie sehr vorsichtig zu Werke ging, doch den Thatsachen gerecht werden mußte und dem Parlamente einen Bericht erstattete, der alle in Schrift und Wort erhobenen Anklagen offiziell bestätigte.

Diese Anklagen finden wir des Weiteren ausgeführt in zwei uns durch den in dieser philanthropischen Angelegenheit unermüdlichen Herrn J. J. Sturz zugegangenen Schriften, denen wir das Material zu den folgenden Mittheilungen entnehmen:

Der Anti-Slavery Reporter vom 2. Oktober enthält eine Besprechung des Buches „The Coolie: his Rights and Wrongs" und spricht sich dabei, theils das Buch citirend, theils referirend, folgendermaßen aus:

„Das Kuli-System ist trotz seiner gegenwärtigen Unzuträglichkeiten und großen Uebel durch und durch hoffnungsreich für die Zukunft und kann mit Sorgfalt, Geschicklichkeit und redlichen Willen nicht nur eine der erfolgreichsten Arbeits-Organisationen werden, welche man bisjetzt versucht hat, sondern auch zu colossalem Nutzen führen.

„Die Colonial-Gesetzgebung hat aber bis jetzt den Pflanzern unbegränzte Befugnisse eingeräumt, wogegen die der Kulis auf Null reduzirt war."

Es folgt nun eine Beschreibung der sozialen und politischen Verhältnisse der in die britischen Colonien Eingewanderten:

„In politischer Hinsicht ist der Kuli Null: Er hat nicht den Schatten eines Stimmrechtes in den britischen Colonien. Sozial ist er nicht allein ein Arbeiter, sondern er ist ein Höriger; er besitzt nicht die Freiheit, zu kommen und zu gehen, zu arbeiten und zu ruhen, wie es ihm gefällt.

„Im Jahre 1851 gewährte das britische Parlament den Westindischen Interessen eine „rechtzeitige und gerechte Hülfe." Von den Summen, welche durch Parlamentsbeschluß unter Garantie aufgenommen wurden, fiel ein Antheil von 250,000 Pfund auf British Guyana, wovon 200,000 für die Wiederbelebung der ostindischen Emigration verausgabt wurden. 1861 kostete die Colonie der britischen Regierung 40,000 Pfd. St., welche Summen als vortheilhafte Anlagen bezeichnet werden.

„Im Jahre 1864 wurde die Einführung von Kulis durch ein Gesetz geregelt, das allerdings sehr complizirt und unpraktisch war, aber durch seine Auslegung und Anwendung ein ganz anderes und geradezu verderblich ward. So ist der Chef des Auswanderungs-Departements nicht Mitglied des Polizeigerichtes, wo die Pflanzer dominiren.

„Der Auswanderungs-Agent in Indien erhält ein Salair von jährlich 1000 Pfd. St. und außerdem 3 Schilling für den Kopf derjenigen von ihm nach der Colonie gesandten Auswanderer, welche daselbst wirklich ankommen. Die letztere Einrichtung ward getroffen, um ihn durch seinen eigenen Vortheil zu veranlassen, die geeigneten Leute auszuwählen, denn die von diesem Herrn bis 1862 eingeschifften unglücklichen Geschöpfe erwiesen sich nur dazu tauglich, ihm jährlich 1000 Pfd. St. einzubringen. Sie starben wie die Fliegen und verfielen jämmerlichem Siechthum.

„Am 5. Jan. vorigen Jahres langte ein Emigranten-Schiff in Guyana an. Dasselbe hatte Calcutta mit 45- Personen, Männern, Frauen und Kindern, verlassen und auf der 120 Tage währenden Ueberfahrt 97 verloren; Einer starb noch während der Fahrt auf dem Demarara-Fluß und die Uebrigen befanden sich in einem so elenden Zustande, daß 50 nach dem Colonial-Hospital geschickt werden mußten. Es ergab sich, daß beinahe sämmtliche auf dem Schiffe befindlichen Vorräthe verdorben waren.

„Die Personen, denen die Rekrutirung der Kulis in Indien obliegt, sind fast durch die Bank bestochen, damit sie es mit ihrer Aufgabe nicht allzugenau nehmen und bei der Untersuchung nur oberflächlich zu Werke gehen."

In den Jahren von 1845 bis 1851 starben in den Colonien über ein Drittel mehr als geboren wurden; der Bericht der Commission über diese Angelegenheit wird in der uns vorliegenden Schrift folgendermaßen wiedergegeben:

„Die Einwanderer sind sämmtlich Ausländer. Ist ihnen das Klima zuträglich oder müssen sie sich erst langsam daran gewöhnen? Vertheilt sich die Sterblichkeit gleichmäßig auf alle Einwanderer oder stellen die neu Ankommenden ein größeres Contingent dazu? Die Zahlen, welche darüber Auskunft zu geben vermögen, lassen sich mit Sicherheit nur bis zum Jahre 1863 verfolgen; aus diesen ergiebt sich aber, daß die Zahl derer, welche innerhalb des ersten Jahres ihres Aufenthaltes in der Colonie starben 45—56 pro Cent der Ziffer der gesammten Todesfälle unter den Einwanderern betrug. Dieses Verhältniß ist in manchem Jahre etwas geringer, in manchem noch bedeutender geworden, jedenfalls läßt eine wesentliche Besserung sich nicht nachweisen."

Der Aufsatz wendet sich nun zu den Verträgen, welche mit den Kulis abgeschlossen werden und sagt:

„Die Emigration der Kulis hat nach unserer Ansicht gegen ihre erste und wichtigste Aufgabe verstoßen, wenn dieselben, nachdem sie acclimatisirt sind, nachdem sie die ihnen obliegende Arbeit erlernt und die Kosten ihrer Ueberfahrt bezahlt haben, wieder und immer wieder Verträge eingehen müssen und in keiner Weise ermuthigt werden, sich zu freien Arbeitern des Landes zu machen. Es ist eine schwerwiegende Thatsache, daß von 40,220 Personen, welche laut eines Vertrages nach der Colonie gekommen waren, zwischen 17,000 und 18,000 neue Verträge abschlossen und daß von diesen Viele sich nunmehr in der vierten, fünften, sechsten Vertragszeit — also in einer dreißigjährigen Leibeigenschaft befinden."

Die Commissionaire der Regierung empfehlen, sehr im Wider-

spruche mit der Ansicht der Pflanzer, alle in Zukunft abzuschließenden Verträge auf die Dauer eines Jahres zu beschränken; dabei geben sie aber der gegenwärtigen Lage der Kulis vielleicht gegen ihren Willen eine sehr grelle Beleuchtung, denn sie sagen:

„Der einen neuen Vertrag eingehende Kuli hat während des Zeitraums von zehn Jahren nur Einmal Gelegenheit, als freier Mann zu handeln.“ Das heißt mit anderen Worten: das Kuli-System ist Sklaverei.

Ein weiterer großer Uebelstand bei den Kulis in British Guyana ist das numerische Mißverhältniß der Geschlechter. Es kommen im Ganzen etwa 10000 Frauen auf 29000 Männer und die Vertheilung ist dabei eine so ungleichmäßige, daß sich z. B. auf der Pflanzung Ehoon Ords zwei chinesische Frauen und 14 Männer befinden. Die aus einem derartigen Verhältnisse erwachsenden Unzuträglichkeiten liegen auf der Hand. Es kommen entsetzliche Dinge vor. So erzählte ein Kuli-Missionair, daß in einer Colonie während einer Woche sieben Männer wegen an Frauen verübtem Mord gehenkt worden sind.

Der Kuli hat die Verpflichtung, wöchentlich Arbeit im Werthe von 5 Shilling zu leisten. Die Frage, was man unter Arbeit für 5 Sh. versteht, ist jedoch eine offene und führt in ihrer Auslegung zu unzähligen Streitigkeiten und Bedrückungen. Häufig riefen in solchen streitigen Fällen die Agenten oder Beamten benachbarte Pflanzer als Schiedsrichter herbei, und es sind im Ganzen nur zwei Fälle vorgekommen, daß die Immigration-Office zu Gunsten der Kulis intervenirte. Die Unparteilichkeit des Richters wird allgemein stark angezweifelt.

Läßt ein Kuli, selbst wenn er sein Wochen-Pensum abgearbeitet hat, sich außerhalb des Umkreises der Pflanzung, zu der er gehört, betreffen, so wird er verhaftet, sofern er nicht einen Paß seines Arbeitgebers vorzeigen kann; nichtsdestoweniger liegt die Ausstellung eines solchen Passes gänzlich im Belieben des Arbeitgebers und kann nicht gesetzlich von ihm verlangt werden.

Aber selbst der Kuli, der die Bedingungen seines Vertrages erfüllt hat und nach Ablauf desselben gesetzlich frei ist, ist thatsächlich noch weit entfernt von dieser Freiheit. Er muß ein Certifikat über geleistete Dienste, das von dem General-Agenten unterzeichnet ist, bei sich führen und kann in Ermangelung desselben verhaftet und so lange im Gefängniß behalten werden, bis er identifizirt ist. Verliert er das kostbare Dokument seiner Freiheit, so kann er ein Duplikat nur gegen Erlegung von 5 Dollars erhalten.

In welcher Weise sind nun aber die Kulis geschützt, daß die Herren nicht ihrerseits den mit ihnen eingegangenen Vertrag brechen? Es verlautet darüber sehr wenig, und die Bestimmung, daß ein Pflanzer, der überführt wird, irgend einen Einwanderer wissentlich getäuscht zu haben, mit Geldstrafe nicht über 48 Dollars und mit Gefängnißstrafe bis höchstens zwei Monate belegt werden kann, ist auch nur ein todter Buchstab geblieben. In Wahrheit entbehrt der unglückliche Einwanderer jeder Möglichkeit, seine Rechte zu erlangen oder zu vertheidigen; er ist stets in den Händen eines Systems, das ihn preßt und aussaugt und ihn, nach welcher Seite er sich auch wendet, einer Unmöglichkeit gegenüberstellt.

Es würde zu weit führen, wollten wir uns hier auf Mittheilungen einzelner Beispiele der den Kulis zugefügten Ungerechtigkeiten und Willkürlichkeiten einlassen; genug daß dieselben in jeder Weise geübt werden, daß sie im schreiendsten Widerspruche mit den den Unglücklichen gemachten Verheißungen, die sie aus ihrem Vaterlande lockten, stehen, und daß die Demoralisation der Beamten die der Pflanzer noch übertrifft.

Alle diese Schilderungen werden bestätigt und weiter ausgeführt durch ein Buch*), dessen Verfasser längere Zeit Oberrichter in Britisch-Guyana war, aber natürlich mit seinen Enthüllungen erst, nachdem er diese Stellung verlassen hat, hervorgetreten ist. Bei dem in den Colonien herrschenden System wären derartige Anklagen, wie ein anderer Gewährsmann, Mr. De Voeux, der ebenfalls fünf Jahre in Guyana richterlicher Beamter war, und auf den sich beide Schriften vielfach berufen, in einer an Lord Granville gerichteten Vorstellung ausdrücklich sagt, „von Leuten, welche in Guyana Aemter bekleiden, nicht bloß nutzlos, sondern auch Don Quijotisch und selbstmörderisch gewesen.“

Es ist sehr zu wünschen, daß die englische Regierung endlich Schritte thue, welche nicht nur von der Humanität und dem in England doch stets so sehr stark betonten „Christenthum“ geboten sind, sondern auch ein Akt staatsmännischer Klugheit sein würde. Stimmen doch alle Berichte darin überein, daß das Kuli-System, das nur auf Ausnutzung der Einwanderer abzweckt, keine Dauer haben kann. Die Chinesen werden keine Kulis mehr senden und auch die indische Regierung wird nicht umhin können, nach den öffentlich und im Parlamente gemachten Enthüllungen die Ausfuhr der hindostanischen Kulis nach Guyana zu inhibiren. Von der anderen Seite wird aber hervorgehoben von wie großer Wichtigkeit die Einführung asiatischer Arbeiter nach den amerikanischen Colonien sei, wie sehr es also im Interesse der Regierung liege, endlich an Stelle dieses aller Menschlichkeit hohnsprechenden Sklavenhandels das System der freien Einwanderung, geschützt durch Gesetz und Recht, treten zu lassen.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Aus dem Leben der deutschen Juden im Mittelalter.**)

Herr Dr. A. Berliner führt uns in dieser, an Umfang kleinen, aber an Inhalt reichen Schrift einige Kapitel aus der Kulturgeschichte der deutschen Judenheit vor. Das Werkchen bietet sich in der anspruchlosesten Form dar, obwohl es viele Lücken in der Geschichte der deutschen Juden ergänzt. Es bringt uns vieles bisher Unbenutzte und unbemerkt Gebliebene aus vielfach ausgebeuteten und eine Menge werthvollen Materials aus bisher ganz unbenutzten handschriftlichen Quellen. Wir gewinnen einen genaueren Einblick in das Schul- und Unterrichtswesen der Juden im Mittelalter; wir sehen sie in ihren Spielen und Unterhaltungen, wir lernen die Stellung der Rabbinen diesen, vom Studium abziehenden Zerstreuungen gegenüber kennen. Wir sehen die Mädchen und Frauen des deutschen Israels in der Studirstube, am Toilettentisch und im Tanz-Zimmer.

Die werthvollsten Theile der Schrift sind die die Unterrichts-Verhältnisse besprechenden, dann die über die Kleidung, den Verkehr u. dgl. Wenn der Verfasser S. 13 von den sortes sanctorum sagt, daß man diese bereits im achten Jahrhundert

*) The New Slavery. By Joseph Beaumont. London, W. Ridgway, 1871.

**) Aus dem inneren Leben der deutschen Juden im Mittelalt Zugleich ein Beitrag für deutsche Kulturgeschichte, von Dr. A. Berliner. Berlin, J. Benzian. (VIII und 61 S.)

bei den Christen findet, so glaube ich dies dahin ergänzen zu müssen, daß zwar dieser Terminus nicht, wohl aber die Sitte, die Bibel als Schicksalsbuch durch zufälliges Aufschlagen einer Stelle zu befragen, schon bei Augustin vorkömmt (Controv. VIII im letzten Kapitel). Bei den Muhamedanern findet sich derselbe Gebrauch unter dem allgemeineren Namen istichâra und ist darüber nachzulesen Lane: Manners and Customs of Modern Egyptians. Die Bewohner der auch für die jüdische Literatur denkwürdigen Stadt Tahart waren durch ihre Dummheit sprichwörtlich geworden. Einst wurde ein Missethäter bei dem Kâdi verklagt. Dieser fand in den Gesetzen keinen Anhaltspunkt für ein Urtheil. Er versammelte die Aeltesten und Rechtsgelehrten zur Berathung; diese konnten aber zu keiner endgiltigen Entscheidung kommen. Der Richter beantragt, den Koran aufs Gerathewohl zu öffnen und sich nach der ersten besten Stelle zu richten, die aufgeschlagen wird. Nachdem der Rath der Alten zu diesem Experiment seine Zustimmung giebt, geht man erwartungsvoll an dasselbe. Und siehe da: es wird Sure 68, V. 13 aufgeschlagen und zum Schrecken des Delinquenten ist mit großen Lettern zu lesen: „Wir machen ihm ein Brandmal auf die Nase", und die Nase des Unglücklichen verfällt dem Henker erbarmungslos (erzählt von Kazwinili, 113). Malcolm, Geschichte von Persien (deutsche Uebers. I, 313) erzählt den Denkwürdigkeiten Timurs nach, daß dieser große Beherrscher in Folge einer solchen Schicksalsbefragung aus dem Koran den Entschluß faßte, in Indien einzudringen. In Persien wird heutzutage der Divan des Hafis zu solchen Experimenten zu allermeist benützt, worüber Vambéry's persische Reise (Pest 1867) S. 287 nachzulesen.

Um zu unserem Verfasser zurückzukehren, wollen wir auch auf die treffliche Schilderung der jüdischen Häuslichkeit hinweisen. Mancher, dem die Apperception „jüdischen Schmutzes" als Vorurtheil anhaftet, wird in dieser quellenmäßigen Studie einen trefflichen Text zu Meister Oppenheim's Gemälden finden. Bemerkenswerth ist die Notiz (S. 20), daß die Synagoge zu Köln mit Löwen- und Schlangen-Gemälden und anderen Glasmalereien geziert war; es war also in derselben die puristische Verbannung der darstellenden Kunst noch nicht angewendet. — Wir könnten, nach Ibn Chaldun's Bericht, auch auf ein Wandgemälde in einem jüdischen Tempel in Arabien hinweisen, dargestellt war ein Verräther der Gemeinde, der sich in effigie die Zeichen der Verachtung mußte gefallen lassen.

Auch die Brautführungs- und Vermählungs-Ceremonien (S. 28 ff.) bieten des Ueberraschenden und Merkwürdigen sehr viel; für das kurze Intermezzo dieser Darstellung, welches die Juden als Musiker zum Gegenstande hat, wird dem Verfasser Jeder dankbar sein. Ueber die Gesänge der Juden spricht der Verfasser S. 31 ff. in erschöpfender Weise; wir hören bei dieser Gelegenheit wieder Etwas über die jüdischen Meistersinger und Liederbücher.

Die Fortsetzungen des Buches werden die Themata: Deutsche Sprache unter den Juden, Gemeinde- und statistische Verhältnisse, Aberglauben rc. behandeln. Sie erscheinen hiernach vollkommen geeignet, das Interesse eines größeren Leserkreises zu erregen, doch möchten wir dem Verf. empfehlen, bei seinen folgenden Darstellungen die übergroße Anhäufung von Citaten und von Noten zum Text zu vermeiden.

Kleine literarische Revue.

— **Darwin im englischen Weihnachts-Bücherkatalog.** Der illustrirte Weihnachts-Katalog der englischen Buchhändler*) ist diesmal wieder sehr reich ausgestattet, welcher als der vorjährige, da der deutsch-französische Krieg immerhin einen, wiewohl verhältnißmäßig nicht bedeutenden, störenden Einfluß auch auf die Production der illustrirten Literatur der Engländer übte. Der Weihnachts-Katalog bringt stets Bilder-Proben aus allen im Laufe des Jahres erschienenen, hauptsächlich für die Jugend, aber auch für alle anderen Arten von Lesern bestimmten illustrirten Werken. Jeder Verleger bestrebt sich, das Beste, was er darzubieten hat, in diesem, Reclame machenden Buche zu veröffentlichen, und so gehört dasselbe denn auch zu den anziehenderen, literarischen Erscheinungen. Diesmal befindet sich unter Anderem darin eine Probe aus dem, Darwin gewidmeten Werke „The Origin of Species", von dem Illustrations-Zeichner des Punch, Herrn C. H. Bennett. Wir erblicken auf dem Bilde einen großen Ringeltanz, dessen Reihenfolge von einer ringförmigen Molluske eröffnet wird, die sich demnächst zu einem Magensacke, dann zu einem Herzen und endlich zu einem zweibeinigen Thiere erweitert, dem dann zwei kleine Flügel anwachsen, welche sich zu Vorderbeinen oder Händen ausbilden, woraus weiterhin ein Frosch entsteht, der sich allmählich zum Affen und — last but not least — zu einer Mustergestalt John Bull's emporschwingt.

— **Charakterbilder klassischer Frauengestalten****) nennt sich ein Buch, das unter den vielen Blättern, Blüthen und — dürren Halmen, welche auch der diesjährige Weihnachtskatalog wieder verzeichnete, einer besonderen Würdigung verdient. Es wendet sich an die reifere Jugend, und wenn dieser Ausspruch etwas unbestimmt ist, so wollen wir ihn dahin feststellen, daß es auch für unsere jungen Mädchen, welche bereits Schiller, Goethe und Shakespeare lesen, noch eine ganz werthvolle Gabe sein und ihnen manche schätzbare Aufklärung über daselbst geschilderte Frauen-Charaktere geben wird, daß es sie aufmerksam machen auf und einführen könnte in die Erhabenheit der griechischen Poesie und unserer eigenen nicht hoch genug zu schätzenden deutschen Sage. Fünf Frauengestalten aus der klassischen Literatur sind es, auf welche der Verfasser die Blicke der Leserinnen lenkt: Nausikaa des Homer, Imogen des Shakespeare, Antigone des Sophokles, Iphigenia des Schiller und Goethe und Gudrun des deutschen Epos. Auswahl wie Behandlung des Stoffes machen das Buch zu einem recht empfehlenswerthen.

— **Berliner Hofschauspieler.** Silhouetten von O. F. Gensichen.***) Der Kranz dieser Silhouetten wurde zuerst in der Berliner Spener'schen Zeitung veröffentlicht und gewann sich durch die darin entfalteten gesunden Urtheile in dem das Theater besuchenden denkenden Publikum manche Freunde. Es sind nicht die kunstgelehrten Urtheile eines Rötscher, sondern die kunstverständigen des Parterre (im früheren Sinne), die der Verf. hier über die Leistungen der Koryphäen unsrer Hofbühne zu einem Gesammtbilde der Leistenden mit „Ernst und Liebe" vereinigt hat; es ist das durch Literatur, Neigung und Erfahrung zur

*) The Christmas Bookseller, 1871. (240 p. gr. 8 Pr. 1 sh.)

**) Von Hermann Hoffmeister. Berlin, Verlag von F. Henschel.

***) Berlin, Eugen Grosser. 1872.

Höhe kritischer Bildung sich aufschwingende und deshalb zum Urtheil berechtigte Publikum, in dessen Namen der Verf. spricht. Mit desto größerer Genugthuung dürfen Ludwig Dessoir, Luise Erhartt, Gustav Berndal, Johanna Jachmann-Wagner, Theod. Liedtcke, Johanna Buska, Th. Döring und Minona Frieb-Blumauer ihre Silhouetten acceptiren. Der Umstand, daß der Verf. nur die hier genannten Lieblinge des Publikums silhouettirt, manchen anderen auf der Höhe der Kunst stehenden, dem Publikum aber nicht gerade sympathischen Mimen der Hofbühne dagegen unberücksichtigt gelassen hat, ist bezeichnend für des Verfassers Standpunkt, wie wir ihn hier aufgefaßt haben. Der Verf. wird uns indeß sicher beistimmen, wenn wir behaupten, daß sich die Kritik nicht von Sympathien und Antipathien, sondern nur von der Gerechtigkeit leiten lassen soll, und wir dürfen von ihm erwarten, daß er bei Gelegenheit nicht zögern wird, Versäumtes nachzuholen.

— **Asmodi.***) Ueber Mangel an Gestalten kann man bei diesem kleinen Epos keine Klage führen. Auf kleinem Raum sehen wir mannigfache Scenen spanischen Lebens, Kampf, Leidenschaft, Eifersucht, an uns vorüberziehen. Mit Hülfe der von Le Sage geschaffenen Figur des Asmodi, der aber hier durchaus nicht als Teufel auftritt, sondern vielmehr als ein Geist von achtungswerthen Gesinnungen, läßt der Verf. seinen Helden aus den tollsten Fährlichkeiten glücklich entkommen, um schließlich einzusehen, daß nicht Genuß allein, sondern Arbeit es ist, die das Leben lebenswerth macht. Die Verse — ottave-rime — sind recht fließend behandelt, und so liest sich das kleine Epos ganz angenehm; besonders dürfte es sich zum Vorlesen in gemischten Kreisen eignen.

*) Ein Gedicht in 6 Gesängen von Detmold Loewenheim. Berlin, O. Loewenstein, 1871.

Literarischer Sprechsaal.

Bei dem Herannahen des achtzehnten Januar, des Krönungstages der preußischen Monarchie und des Jahrestages der deutschen Kaiser-Huldigung in Versailles, bemerkt die Berliner „Provinzial-Correspondenz", deren Aeußerungen in gouvernementaler Richtung stets als maaßgebend betrachtet werden, es sei dieser Tag fortan eine historische Erinnerung an den tiefen Zusammenhang der Geschichte Preußens unter dem Hause Hohenzollern mit der Geschichte des gesammten Deutschlands, sowie an die großen Ereignisse und die gemeinsamen Thaten, welche die Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserthums in unmittelbarer Folge herbeigeführt. Diesem innern Zusammenhange entspricht es denn auch, daß Preußen die wesentlichsten Grundlagen seiner in Jahrhunderten entwickelten Macht auch in das neue Reich mit hinübertrage. Die „Correspondenz" zählt als solche auf: Vor Allem ein Kaiserthum voll innerer Kraft und wahren Ansehens. Wie es Preußen gegeben war, ein starkes Königthum zugleich mit einer stetigen Entwickelung freiheitlicher Einrichtungen zu vereinigen, so ist in dem Deutschen Reiche bereits der feste Grund gelegt, um die noch schwierigere Aufgabe zu lösen: die Vereinigung eines wirklichen kräftigen Kaiserthums mit einer innerlich freien und selbständigen Bewegung der Einzelstaaten und zugleich mit einer wahrhaft mächtigen Gesammtvertretung des deutschen Volkes. Nur auf Grund einer Entwickelung, wie sie zuerst in Preußen, in treuem Zusammenwirken zwischen Fürst und Volk, dann seit 1866 in glücklichster Weise im Norddeutschen Bunde vorbereitend stattgefunden hatte, konnten die Einrichtungen im neuen Reiche sofort nach allen Seiten hin auf so befriedigende und hoffnungsvolle Weite getroffen werden. „Mit unserem Königthum hat das Deutsche Reich zugleich unser Heer, die alte volksthümlichste Schöpfung Preußens, als eine der vornehmlichsten Einrichtungen des Reichs in sich aufgenommen. Es gehörte der wunderbare Gang der jüngsten Geschichte dazu, um die früher so vielfach verkannten Heereseinrichtungen nicht blos in ihrer Wichtigkeit für die Macht des Vaterlandes, sondern auch nach ihrer großen sittlichen und geistigen Bedeutung in ganz Deutschland zu freudiger Anerkennung und Geltung zu bringen."

Je höher aber nun Preußen in und mit dem Deutschen Reiche gestellt ist, desto mehr wird das preußische Volk es als eine Ehrenpflicht erkennen, in der bisherigen Arbeit rüstig und erfolgreich vorzuschreiten und auf dem alten festen Grunde immer vollkommenere Einrichtungen für die Pflege allseitiger Wohlfahrt und wahrer Volksfreiheit aufzurichten, deren Segen dann naturgemäß auch den übrigen Gliedern des Reiches mit zu Theil werden wird. Als Aufgaben, welche dieser Arbeit in gegenwärtiger Zeit vorzugsweise gestellt sind, hebt die „Correspondenz" die Schwierigkeiten und Gefahren auf dem Gebiete der religiös-kirchlichen Fragen hervor, und schließt dann mit dem nachdrücklichst betonten Satze: „Die preußische Regierung darf sich in der einen wie in der andern dieser Fragen auf ihr gutes Gewissen und auf den ernsten, besonnenen Geist unseres Volkes stützen. In der Treue gegen die preußischen Ueberlieferungen, in strenger Gerechtigkeit gegenüber allen Confessionen und in möglichster Schonung der Gewissen bei ernster Aufrechthaltung der unveräußerlichen Rechte des Staats, — in gewissenhafter und gerechter Fürsorge für die Wohlfahrt der Gesammtheit und damit zugleich der einzelnen Klassen des Volkes wird es hoffentlich gelingen, die so glücklich angebahnte staatliche Entwickelung Preußens vor allen tieferen Erschütterungen zu bewahren."

Welche Gegensätze zu dem wackern Julius Rathgeber, dessen Werk über das alte Straßburg wir an einer andern Stelle dieses Blattes analysiren, die verfranschten Söhne des heutigen Elsaß bilden, können wir an dem in das Lager der Clericalen übergelaufenen, früheren Mitredacteur des Journal des Débats und des Temps, Herrn J. J. Weiß, wahrnehmen, der im „Paris Journal" (einem Bonapartistischen Jesuiten-Organ unter Leitung des Herrn H. de Pène) vom 10. Januar gegen das Prinzip des obligatorischen Volksunterrichts schreibt. Dieser deutsch-französische Mulatte hat in seinem Herzen das Blut seiner Väter so vollständig gerinnen lassen, daß er die Quelle seiner eigenen geistigen Bildung, das Deutschthum, mit dem Schmutze französischer Cloaken verunreinigt und die allgemeine Volksbildung in Deutschland, diese edelste Tochter der Reformation des 16. Jahrhunderts, als ein machiavellistisches Werkzeug der deutschen Fürsten-Willkür bezeichnet. Durch den obligatorischen Unterricht, meint Herr Weiß, hätten diese Fürsten ihrem Grundsatze Cujus dominium ejus religio Geltung verschafft; durch den obligatorischen Unterricht habe Preußen, nachdem es in den Besitz von Schwedisch-Pommern gekommen, in dieser Provinz das Schwedische*) ausgerottet, habe es Ost- und Westpreußen, Culm und

*) Das, wie doch jeder deutsche Schuljunge weiß, dort niemals vom Volke verstanden worden. D. Red.

Marienburg, Danzig und Posen germanisirt, und mittelst des obligatorischen Unterrichts wolle nun auch Fürst Bismarck der Jugend von Elsaß-Lothringen die deutsche Sprache aufzwingen, ganz wie es seine preußischen Vorgänger gemacht, welche die rheinischen Städte Mainz, Köln und Trier, die von Frankreich und seiner Revolution, gleich Straßburg, Hagenau und Colmar, bereits zu den allerfranzösischsten Städten erhoben worden waren, durch den obligatorischen Unterricht sprachlich wieder convertirt hätten. Dem deutsch-französischen Mulatten Weiß, der eigentlich Schwarz heißen sollte, ist es also unbekannt, daß das neue Unterrichtsgesetz in Elsaß-Lothringen das Deutsche nur da, wo das Volk Deutsch spricht und versteht, zur Unterrichtssprache macht, daß dagegen da, wo, wie in Metz, das Volk nur Französisch versteht und spricht, das Französische die Unterrichtssprache bleibt, während es auch in Straßburg, wie in den anderen Städten des Elsaß und des eigentlichen Deutschlothringen, neben dem Deutschen nicht bloß fernerhin gelehrt, sondern (wie dies ja auch in vielen Schulen des alten Deutschland der Fall ist) geradezu begünstigt werden soll. Herr Weiß glaubt augenscheinlich, die deutsche Regierung mache es in den Provinzen Posen, Westpreußen rc. ebenso, wie es die französische in Elsaß und Deutschlothringen gemacht: sie unterdrücke und mißachte die Volkssprache in jenen Provinzen, wie es die Pariser Regierung in Elsaß und Deutschlothringen gethan, wo, wie noch im Jahre 1869, aus der Mitte des Volkes und sogar auch der katholischen Geistlichkeit Proteste gegen die gouvernementale Unterdrückung und Mißachtung der Muttersprache des Volkes erlassen wurden.*) Aus den neuesten Berichten über die Provinz Posen**) ist vielmehr zu constatiren, daß dort, unter dem Einflusse der deutschen Verwaltung, die nationale Kultur des polnischen Theiles der Bevölkerung sich mehr und mehr hebe, indem allein im Regierungsbezirk Posen 76 polnische Parochial-Bibliotheken existiren, die sich zum Theil aus den freiwilligen Beiträgen der sie benutzenden polnischen Bauern erhalten, und in der Stadt Posen ein nationalpolnischer Gesellen-Verein besteht, der in den von ihm veranstalteten öffentlichen Konzerten von seinen Mitgliedern klassische Orchesterstücke aufführen läßt.

Aus St. Petersburg wird geschrieben: Die Redaction des Journals „Die russische Welt" hat kürzlich die in unserem Preßgesetze nach französischem Muster sanctionirte „erste Verwarnung" erhalten, weil sie über unsere militairischen Zustände einige Artikel gebracht, worin, nach Angaben, die ursprünglich vom Kriegsministerium ausgegangen waren, nachgewiesen wurde, daß in unserem Heere alle Verbrechen und Vergehen, welche auf einem Mangel an Disciplin basiren, um das Vier- und Fünffache, in manchen Kategorien sogar um das Achtfache zugenommen haben, sowie daß, nach dem vom Kaiser befohlenen Normalstatus der Armee im Jahre 1871, in der Wirklichkeit nicht weniger als 2600 Offiziere an der Zahl gefehlt, die auf dem Papiere und auf dem Ausgabe-Budget stand. Daß diese Angaben falsch seien, ist nirgends von offizieller Seite behauptet worden. — Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Rußland soll zwar am 1. Januar 1873 stattfinden, doch fürchtet man, daß die im Gesetz-Entwurf enthaltene Bestimmung, die Länge der Dienstzeit der eintretenden Rekruten nach ihrem Bildungsgrade zu bestimmen, nach russischer Gewohnheit zu einem förmlichen Handel mit Schul- und Universitäts-Zeugnissen führen werde, während den Militär-Aerzten goldene Tage bevorstehen und die sogenannten „Freiwilligen" hauptsächlich dazu dienen dürften, das Heer mit der Nichtsnutzigkeit ihres hohlen Nihilismus zu vergiften.

*) Vgl. Nr. 26 des „Magazin" von 1871.

**) Beiblatt zur „Nationalzeitung" Nr. 7 vom 5. Januar 1872.

Am 24. Dezember fand in Cairo auf der daselbst im Jahre 1869 erbauten großen Opernbühne die erste Aufführung der, auf den Wunsch des Khedive, von Verdi componirten Oper „Aida" statt, deren Libretto, nach den Angaben des Herrn Mariette, welcher auch die Zeichnungen der prächtigen Decorationen, sowie der glänzenden Kostüme, besorgt hatte, einen Stoff der altägyptischen Geschichte behandelt und von dem Italiäner Ghislanzoni gedichtet war. Aida ist die Tochter des Königs Amon-assar von Aethiopien und war in einem Kriege, den ihr Vater mit den Aegyptern um den Besitz der oberen Nilländer geführt, zur Gefangenen gemacht und nach Memphis gebracht worden, wo sie in der Burg der ägyptischen Königstochter Amneris wohnt. Zwischen diesen beiden Prinzessinen nun entspinnt sich ein Wettstreit der Nationalitäten und der Liebe zu dem ägyptischen Feldherrn Rhadames, welcher Letztere sich von der Aethiopierin verleiten läßt, ihr die Wege zu verrathen, die das ägyptische Heer soeben gegen ihr Vaterland eingeschlagen, was zu allerlei tragischen Conflikten führt, durch welche Gelegenheit gegeben ist, den altägyptischen Tempel- und Priester-Dienst mit seinen Mysterien auf die Bühne zu bringen. Der italiänische Libretto-Dichter soll zwar seiner Aufgabe sehr schlecht nachgekommen sein, doch die Musik von Verdi, die meistens einen erhabenen religiösen Charakter hat, wird dafür um so mehr gerühmt, wenn auch der Componist, nach seiner Gewohnheit, auch in diesem Werke hier und da sich gehen läßt und die beliebte italiänische Volksleier anstimmt. Der Khedive wohnte der ersten Vorstellung der Oper von Anfang bis zu Ende bei und begleitete dieselbe an vielen Stellen mit seinem eigenhändigen Beifall. Die Ausstattung der Oper hat ihm 200,000 Thaler gekostet.

Die „Grenzboten" vom 22. Dezember berichten über den bekannten schweizerischen Colonel Rüstow, früheren preußischen Offizier und jetzigen Rathgeber der Franzosen bei der Organisation ihres künftigen „Corps der Rache" gegen die Deutschen:

„Die Vermuthung, daß Herr Rüstow von Herrn Thiers in den Gerichtshof über die ehrenwortbrüchigen französischen Offiziere als Sachverständiger berufen werden wird, vermögen wir nicht zu bestätigen. Dagegen ist sicher, daß sein Buch „Der Krieg um die Rheingränze" in's Französische, Holländische, Englische, Italiänische übersetzt ist; nur in's Deutsche ist es unübersetzbar."

Die in No. 52 des „Magazin" vom J. 1871 mitgetheilte „Ehstnische Legende" ist bereits im Jahrgang 1844 derselben Zeitschrift No. 43 enthalten, nur etwas vollständiger und dem Sinne nach belehrender. Eine nah verwandte Sage, unmittelbar aus dem ehstnischen Texte übersetzt, findet man in Schott's akademischer Abhandlung „Die Ehstnischen Sagen von Kalewi-Poeg" (Berlin, Dümmler) S. 452—453 des 1863 erschienenen Bandes akademischer Abhandlungen vom J. 1862. An beiden Orten kann der Leser sich auch überzeugen, daß Aemmariks Geliebter, die Morgenröthe, nicht Kall (!), welches Wort überhaupt in Ehstland unbekannt ist, sondern Koit heißt. Sch.

In der **Schweighauser**'schen Verlagsbuchhandlung (B. Schwabe) in **Basel** erscheinen und sind in allen Buchhandlungen zu haben: (1)

Oeffentliche Vorträge

gehalten in der Schweiz

und

herausgegeben unter gefälliger Mitwirkung der Herren Professoren

E. Desor, L. Hirzel, G. Kinkel, Albr. Müller.

Je 12 Vorträge oder Hefte bilden eine Sammlung. Subscriptionspreis für die Sammlung 2 Thlr. 5 Sgr.

Alle Vorträge werden auch einzeln zu erhöhten Preisen abgegeben.

Erschienen sind:

Heft I. Prof. Dr. E. Desor: **Die Sahara.** (Einzelpreis 10 Sgr.)
Heft II. Prof. Dr. G. Kinkel: **Die Malerei der Gegenwart.** (Einzelpreis 8 Sgr.)
Heft III. Prof. Dr. A. Müller: **Die ältesten Spuren des Menschen in Europa.** (Einzelpreis 8 Sgr.)
Heft IV. Prof. Dr. L. Hirzel: **Goethe's italienische Reise.** (Einzelpreis 8 Sgr.)
Heft V. Prof. Dr. H. Dor: **Das Stereoscop und das stereoscopische Sehen.** (Einzelpreis 6 Sgr.)
Heft VI. Prof. Dr. H. Behn-Eschenburg: **Charles Dickens.** (Einzelpreis 8 Sgr.)

Im Drucke sind:

Heft VII. Alb. Heim: **Aus der Geschichte der Schöpfung.**
Heft VIII. Prof. Dr. W. Wackernagel: **Ueber den Ursprung und die Entwicklung der Sprache.**

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** (Constantin Sander) in Leipzig erschien soeben:

Bunte Blätter.

Skizzen und Studien für Freunde der Musik und der bildenden Kunst

von

A. W. Ambros.

Mit dem Portrait des Verfassers gestochen von Adolf Neumann.

22 Bogen 8. Elegant geheftet 1⅓ Thlr., eleg. gebunden 2 Thlr.

Inhalt: Der Originalstoff zu Weber's „Freischütz". — Musikalisches aus Italien. — Deutsche Musik und deutsche Musiker in Italien. — Abbé Liszt in Rom. — Carneval und Tanz in alter Zeit. — Die „Messe solennelle" von Rossini. — Hector Berlioz. — Sigismund Thalberg. — Schwind's und Mendelssohn's „Melusine". — Zur Erinnerung an Friedrich Overbeck. — Fétis. — Wagneriana. — Tage in Assisi. — Im Campo Santo zu Pisa. — Florenz und Fiesole. — Lose Studienblätter aus Florenz und dessen Nachbarschaft (Giotto. — Die Geschichte des Antichrist.) — Von der Holbein-Ausstellung in Dresden. — Alessandro Stradella. — Robert Franz. — Musik-Beilagen. (2)

Früher erschien:

A. W. Ambros, Geschichte der Musik. **Mit zahlreichen Notenbeispielen.** Erster Band. 3 Thlr. Zweiter Band. 4 Thlr. Dritter Band. 4 Thlr.

Bestellungen auf die bei **Georg Reimer** in **Berlin** erscheinenden

Preußischen Jahrbücher,

Zeitschrift für

Politik, Kunst und Wissenschaft

in Monatsheften

herausgegeben von

Heinrich von Treitschke

und

W. Wehrenpfennig

werden in allen Buchhandlungen und Postexpeditionen angenommen. **Preis: 3 Thlr. per Band = 6 Hefte.** (3)

In unserm Verlage ist Ende v. J. erschienen:

Abriss der Sprachwissenschaft

von

Prof. Dr. **H. Steinthal.**

Erster Theil:

Die Sprache im Allgemeinen.

Auch unter dem Titel:

Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft.

gr. 8. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Das Werk ist bestimmt, die früheren Arbeiten des Verfassers: „Ueber den Ursprung der Sprache" und „Grammatik, Logik und Psychologie" sowie das von ihm aus Heyse's Nachlass herausgegebene System der Sprachwissenschaft, die sämmtlich seit Jahren vergriffen sind, zu ersetzen und zugleich auf den dort gegebenen Grundlagen weiter zu bauen. (4)

Verlag von M. Bischkopff in Wiesbaden, zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Hartwich, Dr. G., Das Leben des Luftmeeres. Populäre Streifzüge in das atmosphärische Reich.

Erste Lieferung. Preis 10 Sgr.

Vollständig in 6—7 Lieferungen à 10 Sgr. mit 8 Illustrationen in Tondruck sowie Holzschnitten im Text. (6)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

William Shakespeare's Dramatische Werke.

Uebersetzt von

Friedrich Bodenstedt, Nicolaus Delius, Otto Gildemeister, Georg Herwegh, Paul Heyse, Herm. Kurz, Adolf Wilbrandt.

Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von **Nicolaus Delius.**

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von

Friedrich Bodenstedt.

Ausgabe in 9 Bänden.
Geheftet 6 Thlr. 10 Ngr. Eleg. geb. 9 Thlr.
Ausgabe in 38 Bändchen.
Jedes Bändchen geb. 5 Ngr., cart. 7½ Ngr.
Einbanddecken (zu 9 Bänden) mit Bandtiteln ꝛc. 1 Thlr. 21 Ngr.

Die von Friedrich Bodenstedt herausgegebene neue Shakespeare-Uebersetzung, mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen zu jedem Stück und einer Biographie Shakespeare's vom Herausgeber, liegt jetzt vollendet vor und ist in 9 Bänden, geheftet und gebunden, oder in 38 einzelnen Bändchen, geheftet und cartonnirt, nebst einem Prospect durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (7)

Im Verlage von **Georg Stilke** in **Berlin** erscheint

Die Gegenwart.

Eine Wochenschrift
für Literatur, Kunst u. öffentliches Leben.

Redigirt von

Paul Lindau.

Freimüthige Besprechung aller wichtigen Erscheinungen auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens und geistigen Schaffens in der Gegenwart.

Die erste Nummer erscheint am 20. Januar.

Vom Februar an wird wöchentlich an jedem Sonnabend eine Nummer von zwei Bogen groß Quart in eleganter Ausstattung ausgegeben.

Abonnementspreis bis Ende dieses Quartals 1 Thlr. Für die späteren vollen Quartale 1 Thlr. 15 Sgr.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an. (8)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

4. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Quartal 2½ Thlr.

Die von Rudolf Gottschall herausgegebenen „Blätter für literarische Unterhaltung" — das einzige Organ, welches die neuen Erscheinungen der gesammten nicht streng fachwissenschaftlichen deutschen Literatur mit möglichster Vollständigkeit und ebenso anregend als maßvoll bespricht — gewinnen von Jahr zu Jahr größere Verbreitung. Ihre Lektüre ist in allen Kreisen, die den Fortschritten der Literatur im Zusammenhange zu folgen wünschen, zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden, sodaß diese Zeitschrift namentlich in keinem Journalcirkel und keinem Leselocal fehlen sollte.

Die erste Nummer des Jahrgangs 1872 ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben. (5)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 6, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 27. Januar 1872. [No. 4.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Der Geist Friedrichs des Großen aus seinen Schriften.

Nie sollten diese Januar-Tage vorübergehen, ohne daß die späten Nachkommen Dessen gedächten, den ein gütiges Geschick vor 160 Jahren in diesen Tagen seinem Staate, dem deutschen Vaterlande, schenkte. Und nie kann die Erinnerung an ihn, seine Bestrebungen und seine Thaten lebhafter sein, als in der gegenwärtigen Zeitepoche, die die Bestrebungen des großen Königs verwirklicht, seine Thaten zu einem glorreichen Ziele geführt, glorreicher als er selbst es jemals wohl geahnt hat. Wie würde der König staunen, erstünde er heute aus seinem Grabe, um die Entwicklung seines Staates und des deutschen Gemeinwesens zu betrachten! Wie würde er der Vorsehung danken, die, den Menschen unergründlich, ihm als Leitstern während der ganzen Dauer seiner langen und weisen Regierung gedient hat! Doch wenn die Schranke menschlicher Bedürftigkeit eine wörtliche Erfüllung unseres Wunsches auch zur Unmöglichkeit macht, so ist es uns gleichwohl gegeben, den König noch einmal unter uns erstehen zu lassen in seinen edelsten Gedanken und Bestrebungen, in den Produkten seiner literarischen Muse. Wie sich der Gedanke als das Ewige, Unsterbliche über die dem Wechsel der Zeit unterworfene That erhebt, so zeigt sich auch der Geist des Großen Friedrich in seinen Schriften heute noch allein in seiner ganzen Vollendung, in seinem idealsten Schwunge, während die praktische Verkörperung dieses Geistes in der von ihm durchgeführten, staatlichen Organisation unter den seitdem stattgehabten Reorganisationen kaum mehr kenntlich ist.

Nur einem verhältnißmäßig sehr kleinen Bruchtheil der Deutschen sind freilich die geistigen Produkte Friedrichs, seine Schriften, bekannt, während es wünschenswerth und segensreich wäre, wenn sie von jedem gebildeten Deutschen gelesen und wieder gelesen würden, wenn die Geistesrichtung, die sich in ihnen dokumentirt, von Neuem alle Schichten der Bevölkerung durchdränge und zur Richtschnur für ihre praktische Thätigkeit, für ihre politische Denkweise würde.

Den Grund der geringen Verbreitung dieser zum größten Theil höchst werthvollen und interessanten Schriften finden wir zunächst in der Vernachlässigung, die dieselben nach dem Tode des Königs zu erleiden hatten. — Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, eine möglichst vollständige Sammlung der hinterlassenen Schriften zu veranstalten, die indeß auch ihrerseits an dem Mangel leidet, die literarische Seite bei weitem mehr hervorzukehren, als die doch mindestens ebenso wichtige politische. — Ein zweiter Grund ist, unserer Ansicht nach, die Sprache in der diese Werke verfaßt sind, die französische nämlich. Mit Fug und Recht setzen wir bei der überwiegenden Mehrzahl unserer gebildeten Klassen soviel Kenntniß der französischen Sprache voraus, wie zum Verständniß eines leicht und angenehm geschriebenen, französischen Buches gehört. Nichtsdestoweniger sind wir überzeugt, daß, wenn das deutsche Publikum die Wahl hat zwischen einem solchen Buch und einer ihm ebenbürtigen deutschen Uebersetzung, es der großen Mehrzahl nach zur Uebersetzung greifen und das Original im Winkel liegen lassen wird. Wunderbar daher, daß sich bisher kein gründlicher Kenner der französischen Sprache und zugleich patriotisch gesinnter Deutscher gefunden hat, der es unternommen hätte, diesen Schatz für die Gesammtheit des deutschen Volkes zu heben, mögen die Gelehrten zu ihren Arbeiten dieser Uebersetzung auch nicht bedürfen. Daß bei einem derartigen Unternehmen größte Vollständigkeit nicht nothwendig, daß Auslassung des Persönlichen und für unsere Zeit Unwichtigen oder Unverständlichen sogar wünschenswerth und nothwendig wäre, versteht sich von selbst.

Mittelbar sind wir zu den eben von uns geäußerten Gedanken angeregt worden durch eine vor Kurzem in Bayern erschienene Schrift von Heinr. Merkens: „Gedanken Friedrichs des Großen vorzüglich in ihrer Beziehung auf die Gegenwart, aus seinen Schriften gesammelt."*) Ueber die Tendenz des Werkchens äußert sich der Verf. am Schluß des Vorworts folgendermaßen: „Es bringt eine „Blumenlese", eine systematische Zusammenstellung von Aussprüchen Friedrichs, wie sie sich zerstreut in seinen zahlreichen Schriften vorfindet. Was es bezweckt? — Es will das Verständniß der politischen und sittlichen Erscheinung des „alten Fritz", des unsterblichen, großen Königs vermitteln, und so zur Verbreitung der ewigen Resultate seines Lebens und Wirkens im Bewußtsein des deutschen Volkes beitragen." —

Der Verf. behandelt seinen Gegenstand in 5 Kapiteln: Der Staat; Religion und sittliche Welt; Kunst und Wissenschaft; über Erziehung; Friedrich der Große und die Franzosen. Ueber manches könnte man wohl mit dem Verf. rechten, wie über die allgemeine Eintheilung, so über die manchmal unvermittelten Uebergänge innerhalb der einzelnen Kapitel und über fehlende Quellenangaben; dennoch aber empfehlen wir das Werkchen der Aufmerksamkeit des deutschen Publikums als ersten Schritt zur Ausfüllung der von uns angedeuteten Lücke, um so mehr als sein Ertrag einem wohlthätigen Zwecke, der deutschen Invaliden-Stiftung, bestimmt ist.

J.

*) Würzburg, Stuber, 1871.

Straßburg als Deutsche Reichsuniversität.*)

In diesem Augenblicke, in welchem wir durch zahlreiche Berufungen deutscher Professoren an die neue Universität Straßburg erfreut werden und in welchem sich gleichzeitig eine Reform des ganzen juristischen Wesens in Deutschland vollzieht, kommt der vorerwähnten Schrift mit vollem Recht die halbe Stunde zu, welche ihre Lectüre in Anspruch nimmt. Mit der Reichsuniversität Straßburg haben wir in einer Branche, die eigentlich uns ganz besonders eigen ist und mit Waffen, in deren Führung wir an Alter überlegen sind, einen neuen Sieg zu erkämpfen; und um sicher zu siegen, bedürfen wir hier mehr als sonstwo der Moltke'schen Eigenschaften. Lange und ruhig erwägen, dann aber wagen! Eine Universität neu zu gründen, ist nicht leicht, zumal an einem Orte, an dem es an lokalen Eigenthümlichkeiten gebricht, die von vorn herein Richtung geben können. Weder die alte Tradition für ein bestimmtes Fach ist vorhanden, wie in Halle für die starrsinnige oder in Tübingen für die fortschreitende Theologie, wie in Heidelberg für das gemeine Recht, in Würzburg für die moderne Medicin, noch besondere lokale Bedingungen. Verbrannt ist die Bibliothek, welche das ältere Literaturfach hätte neu beleben können, halbverklungen die deutsche Lyrik im Elsaß.

Wollte man für ein bestimmtes Fach vorzügliche Einrichtungen treffen, so wäre schon leichteres Spiel, allein das hieße gegen die anderen Fächer ungerecht sein; und so auf reinem Tisch zu beginnen, verlangt eine gerechte Abwägung dessen, was man geben will. Verstehen wir das Roggenbach'sche Programm aus einzelnen in den Zeitungen genannten Namen richtig, so hat er wohl die glückliche Absicht, Männer zu berufen, die sich dem Fehler unserer Tage, der Einseitigkeit, glücklich fern gehalten haben. Diejenigen Professoren werden die besten sein, welche einen freien Blick auf die Gesammtheit der Wissenschaften über ihr enges und getheiltes Fachgebiet hinaus erworben und bewahrt haben, und diejenigen Schüler werden am fruchtbarsten studiren, welche nicht auf ein begränztes Brotämtchen hin, sondern auf eine Gesammtkenntniß des Wissenswerthen, verbunden mit tüchtigen Fachkenntnissen, hinauswollen.

Die juristische Wissenschaft, die das Leben von der Geburt bis zum Tode begleitet, hat dem Verfasser Anlaß gegeben, für dieses sein Fach die Anforderungen zu gruppiren, welche eine Reform dieses Studiums erheischen, und vor allen Dingen hat Herr Diezel darauf Werth gelegt, daß die Volkswirthschaft weit mehr als bisher in das Studium der Rechte hineingezogen werde. Legt Herr Diezel besonderen Werth auf eine Umgestaltung der Thätigkeit der studirenden Jugend, so stellt fast gleichzeitig ein anderer Rechtslehrer, Professor Goeppert in Breslau, die nämliche Anforderung an die Professoren. In einem Aufsatz im sechsten und siebenten Heft der Behrend'schen Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtspflege**) verlangt er, daß die üble, durch immer engere Schranken immer mehr vollzogene Trennung zwischen Richter und Rechtslehrer aufhöre. Er vindicirt den Fakultäten ihr altes Recht, als Spruchcollegien zu wirken und wünscht die Professoren zeitweise dem Richterberufe zugezogen und in praktischer Thätigkeit. Für jetzt ist die Forderung eine beinahe unmögliche, da der Richter mit unjuristischem Beiwerk dermaßen überhäuft ist, daß er seinen Beruf nicht neben einem zweiten ausüben kann. Haben die Reform-Bestrebungen des Justizministers Leonhard Glück und ist erst der ganze jämmerliche Decretirkram über den Haufen geworfen, die Mündlichkeit des Verfahrens eine Wahrheit geworden, und der Richter seinem eigentlichen Berufe zurückgegeben, so werden die Goeppert'schen Bestrebungen an der Zeit sein und die Rechtslehrer mit Erfolg an dem praktischen Finden des Rechtes theilnehmen.

*) Straßburg als Deutsche Reichsuniversität und die Neugestaltung des juristischen und staatswissenschaftlichen Studiums. Von Dr. Carl Diezel. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1871.

**) Berlin, 1871, Guttentag (D. Collin).

Paul Konewka's Falstaff.*)

Der erste deutsche Verlagsartikel aus dem neuen Reichslande.

Wenn sonst uns eine neue Erscheinung auf artistischem oder literarischem Gebiete entgegentritt, so beschäftigt uns zunächst das, was sie uns bietet und wir fragen erst in zweiter Linie nach ihrem Urheber, nur beiläufig nach der Art ihrer Entstehung. Anders ist es mit dem uns heute vorliegenden Werke, das, ganz abgesehen von seinem Inhalte, schon durch die Art und Weise seines Entstehens von einem poetischen Hauche umgeben ist, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft so verbindet, daß ein sinniges Gemüth auch in diesen kleinen Vorgängen des Menschenlebens das Schreiten des Weltgeistes spüren kann.

Entstanden in einer Zeit, wo der Krieg mit Frankreich wohl als schwarzer Punkt am Horizonte stand, wo aber noch Niemand den Ausbruch des Wetters, das einen Kaiserthron zu Boden schmetterte, einen andern unter dem Regenbogen des wieder heranziehenden Friedens emporheben sollte, für so unmittelbar bevorstehend hielt, erscheinen diese Blätter, nachdem lange schon das Wogen des Kampfes schweigt, aber der geniale Künstler, der sie schuf, weilt nicht mehr unter den Lebendigen. Am 10. Mai 1871 ist Paul Konewka, erst einunddreißig Jahre alt, in Berlin gestorben. Die kleine, blitzende Scheere, mit der er seine anmuthigen, geistreichen, liebenswürdigen Bildchen schuf, ist der rastlos schaffenden Hand entsunken. Seine letzte Arbeit war für das „Daheim" das Bild des sterbenden Reiters zu dem Liede: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!"

Und in Straßburg, der wunderschönen, der vielbesungenen, vielbeklagten Münsterstadt, die den Franzosen durch manches braven Reiters und manches tapfern Fußsoldaten Blut abgerungen werden mußte, in Straßburg, der endlich wieder deutschen Stadt, erscheint als erster Verlagsartikel, welcher die Zusammengehörigkeit des zurückgekehrten Elsaß mit der Mutter Germania andeutet, das letzte Werk eines ihrer echten Söhne, der, ob auch sein Name auf slavischen Ursprung deutet, sich in seinem Fühlen und Denken, in der ganzen Art seines Schaffens als Deutscher bewies, ganz und voll in unserer nationalen Bewegung stand.

Die wiedergewonnene Stadt reicht dem deutschen Buchhandel und durch ihn dem deutschen Publikum als erstes Angebinde, als erstes Pfand der nun wieder angeknüpften sprachlichen und literarischen Verbindung das letzte Werk eines Frühverlornen; sie legt die schönste Immortelle auf sein Grab. Sinnreich und bedeutsam, wie dieser Vorgang in seiner Einfachheit ist, vertieft er sich noch durch den in dem Werke behandelten Stoff: Falstaff und seine Gesellen, die Gestalten, welche Shakespeare mit so großer Vorliebe in seinem Heinrich IV. zeichnete und die er, nachdem

*) Falstaff und seine Gesellen, von Paul Konewka, Text von Hermann Kurz. Straßburg, Druck und Verlag von Moritz Schauenburg, 1871.

sie gestorben, in dem Lustspiele „die lustigen Weiber von Windsor“ wieder aufleben ließ, sind uns in einer Reihe von Bildern vorgeführt. Der große Brite, der in Deutschland seine zweite Heimat, ja ein größeres Verständniß, eine leidenschaftlichere Verehrung gefunden, als in seinem eigenen Vaterlande, der ein unzerreißbares Band gewoben zwischen deutscher und englischer Literatur, an dem sich die enge Zusammengehörigkeit der beiden stammverwandten Völker in wohlthuendster, überzeugendster Weise darthut, er, oder vielmehr ein deutsches Werk, das ihn erläutert und verherrlicht, ist das erste, das in Straßburg erscheint, wo so lange nur französischer Geist geflissentlich genährt, und französischer Literatur Vorschub und Ermunterung zu Theil ward. Ein Werk über Shakespeare in deutscher Sprache ist eine bedeutungsreiche, verheißungsvolle Gabe, mit welcher der Buchhandel des Elsaß sich dem Deutschlands angeschlossen hat.

Deutschland aber hat zwei würdige Vertreter gesandt, die sich wiederum zwei andere Namen von gutem Klange gewissermaßen als Taufpathen für ihr Erscheinen in der Hauptstadt des Elsaß gewählt haben. Paul Konewka hat seine Bilder seinem Freunde und Lehrer, dem Maler Adolph Menzel, gewidmet; Hermann Kurz, der mit längst bewährter Tüchtigkeit den Text dazu schrieb, eignete diesen dem Dichter Paul Heyse zu. Möge dieses vierblättrige Dichter- und Künstlerblatt dem neuen Reichslande Glück bringen.

Paul Konewka's letzte größere Arbeit reiht sich in ebenbürtiger Weise seinen mit so großem Beifall aufgenommenen Werken, namentlich den Blättern zu Goethe's Faust und den gefeierten Bildern zum Sommernachtstraum an. Es ist als habe in ihm selbst ein Stück des Shakespeare'schen Geistes gelebt, als habe er im geheimen Rapport mit dem unsterblichen Dichter gestanden, als hätten dem, der diese Gestalten einst schuf, sie nur so und nicht anders vorschweben können, wie sie Konewka dreihundert Jahre später wiedergegeben hat. In diesem Sinne hat der Künstler vollkommen Recht, wenn er, wie Hermann Kurz mittheilt, in einem Briefe an diesen schrieb: „Ich mag wohl ohne Ueberhebung sagen, daß meine Shakespeare-Gestalten noch nach vielen Jahren lebensfähige, maßgebende und feststehende Typen sein werden.“ Es war dies eine durchaus berechtigte Selbstkritik; er that diesen Ausspruch, wie sein Biograph hinzufügt, jedoch nicht im Sinne des Ausruhens auf den errungenen Lorbeern, ihn beseelte vielmahr das stete Plus ultra alles echten Schaffens und in einem späteren Briefe rief er aus: „Ich möchte doch noch viel mehr und Besseres leisten als bisher!“ — Eine höhere Macht hat ihm das Bis hierher und nicht weiter! zugerufen.

Würde man die Bilder des edlen Ritter Falstaff und seines Gesellen, des Prinzen Heinz, die Frau Fluth und Frau Page, kurz aller uns aus den Dramen Heinrich IV. und der Komödie „die lustigen Weiber von Windsor“ bekannten Personen auch ohne Commentar, ja selbst ohne Unterschrift sofort erkennen, so ist der von Hermann Kurz geschriebene Text doch nicht bloß eine erfreuliche Zugabe, sondern an und für sich betrachtet, eine anerkennenswerthe Arbeit, eine gründliche, mit Sachkenntniß geschriebene Shakespeare-Studie, welche belehrend und anregend wirkt und gleichzeitig den Ton des Humors anschlägt, welcher im vollsten Einklange mit der Auffassung des von ihm besprochenen Autors, wie mit der Ausführung des diesem nachschaffenden Künstlers, steht. J. H.

England.

Ein englischer Unterstaats-Secretair über die deutschen Siege.

Zu den bemerkenswerthesten Anzeichen, daß die Stellung und Politik der deutschen Regierung in England immer mehr gewürdigt wird, gehört eine Rede, welche Mr. Baxter, Unterstaats-Secretair der Admiralität und Parlaments-Mitglied für Montrose, kürzlich in Arbroath vor seinen Wählern gehalten hat. Einige Auszüge daraus dürften allgemeines Interesse beanspruchen:

„Seit ich zuletzt zu Ihnen gesprochen, hat ein schrecklicher Krieg eines der schönsten Länder Europas verheert. Es ist ein trauriges Schauspiel, eine große Nation gedemüthigt zu sehen — um so trauriger, wenn man sich sagen muß, daß Prahlerei, Sittenverderbniß und die Mißachtung der Wahrheit, die immer zum Falle führt, die Katastrophe zum guten Theil verschuldet haben. Indessen will ich Ihnen nicht verhehlen, daß meine Sympathieen von Anfang an für Deutschland gewesen sind, und daß ich den Erfolg der deutschen Heere auch keinen Augenblick bezweifelt habe. Ich bin immer der Ansicht gewesen, daß ein großes und starkes Deutschland ein Segen für Europa sein würde. Schon 1867, als ich eben von meiner letzten Reise in Deutschland zurückgekehrt war, sagte ich in Montrose: „„Der Streit, welcher über die politische Zukunft Deutschlands entscheiden sollte, ist nun zum Austrag gelangt. Oesterreich mit seinem alten Prestige und seiner weniger reifen Weisheit stand einer jugendlichen, in neuen Ideen lebenden und an ihre Mission glaubenden Nation gegenüber. Oesterreich, aus vielerlei Völkern zusammengesetzt und uneinig in seinem Inneren, kämpfte mit einem einigen, starken Volk. Auf der einen Seite focht das 16. Jahrhundert, auf der anderen die Neuzeit — auf der einen Seite Unwissenheit, Priesterherrschaft und mechanische Routine, auf der anderen Kultur, Wissenschaft und der freie religiöse Gedanke. Es wäre schwer, die Bedeutung eines solchen Kampfes zu überschätzen, und doch, doch, wie oft haben wir von britischem Munde damals den Wunsch äußern hören, daß Oesterreich siegen möchte! Die Wahrheit ist, die gebildete Gesellschaft in unserem Lande wünschte es nicht allein, sondern glaubte daran; und als der schmetternde Schlag von Königgrätz Oesterreich zu Boden legte, blieb unseren Herren und Damen eben nichts übrig, als zu verstummen — gerade so, wie sie verstummten, als Grant in Richmond einzog, und der amerikanischen Conföderation ein Ende machte. Aber Preußens Sieg ist das größte Glück, das dem Welttheil begegnen konnte. Ich will nicht auf Details eingehen. Seien Sie gewiß, daß der Tag bald kommen wird, an dem Bayern, Württemberg und Baden in den Norddeutschen Bund treten, und Preußen, unter dem Jubel eines mannhaften Volkes, im deutschen Reiche aufgeht.““ Ich habe die deutschen Einheits-Bestrebungen immer für die edle und ernste Regung einer ganzen Nation gehalten, die Zeit kommen sehen, in welcher sich die Träume der germanischen Philosophen und Poeten als eine sehr substantielle Realität ausweisen würden.

„Was Frankreich betrifft, so haben seine Ruhelosigkeit und sein kriegerischer Ehrgeiz Europa lange genug bedroht. Einmal nach dem anderen hat es seine Heere über den Rhein geschickt, um die Heimstätten eines fleißigen und friedsamen Volkes zu verwüsten. Aber derartige Gewaltstreiche dürfen nicht oft verübt werden, und wir dürfen uns wahrlich nicht wundern, daß den Deutschen — zahlreich, unterrichtet, kühn und klug, wie sie sind —

endlich die Geduld ausgegangen ist. Wissen wir doch, daß sogar die Oesterreicher bei Magenta und Solferino gesiegt haben würden, wären sie nur ein wenig besser geführt gewesen, und daß dieses dieselben Oesterreicher sind, die in der böhmischen Campagne von 1866 sich den geistig und körperlich ausgebildeten Soldaten Deutschlands gegenüber absolut unfähig zeigten, das Feld zu halten. Während die französischen Generale mit Geldmachen beschäftigt waren, hat Preußen seine Offiziere daheim und in Amerika, im Frieden wie im Kriege, die Kunst der Heerführung studiren lassen. Während die Pariser Blätter sich in eitlem Prahlen in Bezug auf die Rheingränze überboten, haben sich die deutschen Führer mit der Karte Frankreichs bekannt gemacht. Wie konnte der, der diese Dinge beobachtete, an dem Siege Deutschlands zweifeln? Wie konnte Moltke anders als lächeln, als ihm von der Möglichkeit einer ernstlichen Schlappe gesprochen wurde? Ich weiß es aus sehr guter Quelle, daß schon im Jahre 1868, nachdem Bismarck vor den Absichten Frankreichs gewarnt worden, der ganze Feldzugsplan festgestellt war.

„Werden wir uns nach allem dem immer noch im eigenen Lande von der Chimäre einer französischen Invasion beunruhigen lassen? Werden wir nicht endlich einsehen, daß diese Besorgnisse von gewissen Leuten künstlich genährt werden, denen es bloß darum zu thun war, Armee, Flotte und Steuern zu vergrößern? Ich glaube, Ihnen voraussagen zu können, daß diese Leute nächstens auch von der Möglichkeit einer deutschen Invasion zu declamiren anfangen werden, obschon die Deutschen in Wahrheit das friedliebendste Volk der Welt sind."

Die Prophezeiung des letzten Satzes ist besonders interessant. Sollte sie sich erfüllen, so wissen wir also, wie viel von der künstlich erregten Besorgniß wir dem Parteigeist zuzuschreiben haben, der der Regierung etwas am Zeuge flicken will, und den großen egoistischen Interessen, die mit der Verstärkung von Heer und Flotte verknüpft sind. In einem Lande, wo Niemand zum Dienen gezwungen werden kann, aber Alle, welche dienen, sowie Alle, die für ihre Equipirung thätig sind, beträchtliche pecuniäre Vortheile zu erwarten haben, — in einem solchen Lande werden Alarmrufe mitunter von sehr friedliebenden Personen aufgebracht.

Mittheilungen aus dem Hauptlager der Internationale.

I.

Materialisten und Republikaner.

Vor einigen Monaten ging die geheimnißvolle Sage von einem heiligen Bunde zwischen der englischen Hocharistokratie und den republikanisch-international oder wenigstens arbeitseinstellerisch verbundenen Arbeitern durch die Zeitungen. Unmittelbar darauf erklärten zwar mehrere Lords, Herzöge und Sirs, daß sie durchaus nicht dabei betheiligt seien und die ganze Sache jedenfalls ein falsches Gerücht sei; aber etwas blieb doch haften. Jetzt haben wir nun endlich Stoff, dieses Wunder, des Glaubens liebstes Kind, auf einige nüchterne Thatsachen zurückzuführen. Sir John Pakington eröffnete vor kurzem den volkswirthschaftlichen Congreß zu Leeds mit einer Rede, worin er auf eine neue sociale Bewegung hinwies. Er ließ die staunenden Zuhörer über diese Neuigkeit unter der Sonne leider im Dunkeln. Hinterher kamen nun andere Leute, welche sagten, was er eigentlich gesagt haben wollte. Pakington hatte Versorgung des Volks mit guter Nahrung unter die Pflichten der Regierung aufgenommen und dabei auch angedeutet, daß die arbeitenden Klassen besser wohnen müßten. Darin steckt es also. Noch mehr: Disraeli, der eigentliche parlamentarische Chef der Aristokratie und Verfasser mehrerer socialistisch beglückender Jugend-Romane, steckte dahinter. Da kam es heraus, daß Mitglieder des Ober- und Unterhauses mit Bevollmächtigten von Arbeiter-Verbindungen ohne Nennung von Namen miteinander über die Lösung der socialen Frage correspondiren und sich einigen sollten. Unter socialer Frage verstehen die Eingeweihten bekanntlich immer besonders künstliche Beglückung der Arbeiter und unter Arbeitern nur solche, die mit Händen, Handwerkszeugen und körperlichen Kräften für Tage- oder Wochenlohn arbeiten. Die oft viel strengeren geistigen Arbeiter, welche fest angestellt für festen Gehalt arbeiten, oder in ihrem Erwerb von der Beliebtheit und dem Absatze ihrer wissenschaftlichen, künstlerischen oder literarischen Arbeiten abhängen, gehören nicht dazu und sollen also auch nicht mit social erlöst werden. Wir wissen nun, wie diese beschränkte sociale Arbeiter-Erlösung im Verein mit der Aristokratie bewerkstelligt werden sollte. Zunächst eignes, freistehendes, Gartenumgebenes Haus mit gesunder Luft und Sonnenschein für jeden Arbeiter in diesem engeren Sinne.

Aber die Arbeiter im weiteren Sinne? Wozu brauchen diese Garten, Haus, Luft und Sonnenschein? Ebensowenig wie die Müßiggänger in den Palästen. Friede den Hütten, Krieg den Palästen! rief der fürchterliche Sachse Bebel im deutschen Reichsparlament nach einer mordbrandrothen Lobrede auf die Pariser Commune. Also nieder mit den Palästen und allen den Häusern, worin keine Hand- und Fabrikarbeiter wohnen, damit für jeden der arbeitseinstellerischen Herren ein Haus mit Garten, Luft und Sonnenschein gebaut werde. London, worin jetzt auf 120 englischen Quadratmeilen über drei Millionen Menschen wohnen, muß deshalb zunächst, um seine Arbeiter dieser Resolution gemäß zu behausen, allein fünfzehn bis zwanzigmal größer werden. Es würde dann gerade auf der breitesten Seite des englischen Bodens schon von Meer zu Meer reichen. Wo die auf eigenem Grunde, im eigenen Garten, in gesunder Luft und Sonnenschein zu erbauenden Häuser für die Arbeiter in den Provinzen stehen sollen, darüber spricht sich die Resolution nicht aus; dafür muß der international-republikanische Arbeiterstaat sorgen. Die Arbeiter selbst haben weiter keine Pflicht, als bloß zu verlangen, Beschlüsse zu fassen und auf Grund davon das Recht, die Ausführung zu fordern. Was daran hinderlich ist, wird verbrannt oder sonst wie beseitigt. Daß es auf große durchgreifende Gewaltthätigkeiten zur Beschaffung dieser Häuser hinausläuft, geht schon daraus hervor, daß in England seit mehr als einem Vierteljahrhundert Tausende von Baugesellschaften solche Häuser allen denen bauen, welche sparsam und vernüftig genug sind, wöchentlich eine bestimmte Summe darauf einzuzahlen. Durch eine solche zehn bis fünfzehn Jahre lang fortgesetzte Sparsamkeit erwirbt sich Jeder, ob er geistig oder körperlich arbeite, ein eigenes, schuldenfreies Haus; aber mit solcher Erwerbung durch Arbeit und Sparsamkeit darf man den republikanischen oder internationalen Söldlingen von Karl Marx oder des Schusters Odger, oder auch den anständigeren Garden des Sir Charles Dilke nicht kommen. Sie verlangen es ohne ihr Zuthun, bloß weil sie Arbeiter sind, mit der gesundesten Luft und vielleicht sogar unter englischem Himmel mit immerwährendem Sonnenschein.

Die zweite Resolution giebt uns über die Art dieser socialistischen Arbeiterhäuser nähere Auskunft. Es sollen nämlich

selbständige Ortsregierungen geschaffen und organisirt werden, welche von der Macht über Grund und Boden ihres Distrikts zu verfügen, den gründlichsten Gebrauch für die Arbeiter machen sollen. Jeder Fuß breit Landes hat nun aber seinen besonderen Eigenthümer; wie werden sie diesen los? Das ist noch die Frage, denn der heilige Aristokraten- und Arbeiterbund hat sich noch nicht darüber ausgesprochen, ob diese Herren gewaltsam expropriirt, excommunicirt, exmittirt oder verbrannt, todtgeschlagen oder gehenkt werden sollen. Zu den idealen, vollkommenen Arbeiterhäusern sollen auch auf öffentliche Kosten große Gebäude für Erholung, Bildung und Verfeinerung gebaut werden. Post, Eisenbahnen, Fabriken, Handelshäuser, Alles soll auf öffentliche Kosten, gewissermaßen vom Staate selbst, für das allgemeine Wohl der Arbeiter betrieben werden. Hier steckt wahrscheinlich Louis Blanc von 1848 dahinter. Alles klingt hier wie nationale Arbeiter-Werkstätten, wie Pariser Commune.

Und zur Ausführung solcher Resolutionen sollten die arbeitseinstellerischen, republikanischen, internationalen Arbeiter Englands mit der Hocharistokratie, großen fürstlichen Grundbesitzern, Oberhäuslern, Disraeliten, den höchsten unter den obersten Zehntausenden, einen Bund geschlossen haben? Mindestens ein halb Dutzend in dieser Richtung verdächtigte Aristokraten leugneten öffentlich jede Spur von Unsinn dieser Art; aber Sir John Pakington, einer der angesehensten unter ihnen, gab doch feierlich, als Präsident des Social-Congresses, zu verstehen, daß etwas der Art geschehen und im Werke sei. Mr. Stuart Mill, allerdings kein Aristokrat, aber eine parlamentarische Größe und sogar ein Philosoph, wie die Engländer und namentlich die rothnäsigen, mittelalterlichen Damen, welchen er das Stimmrecht versprochen hat, glauben, schlug ja einmal öffentlich vor dem Parlamente eine Art von allgemeiner erzwungener Expropriation und Neuvertheilung alles Grundes und Bodens vor. Warum sollten den immer stürmischer und unverschämter werdenden Forderungen der Arbeiter gegenüber nicht auch Aristokraten zu diesem Glauben bekehrt worden sein? Die Aristokraten Frankreichs opferten am 4. August der großen Revolution ihre Privilegien zu spät. Vielleicht sind die Engländer klüger. Sehr wahrscheinlich. Auch deutsche Aristokraten machten einmal geheime Bündnisse gerade mit brennend rothen Republikanern, aber natürlich nur für Förderung sogenannter reactionärer Zwecke. Etwas Aehnliches beabsichtigen mit ihrem Bunde auch englische Tories. Sie wollen einen Theil der Arbeiter von den republikanischen und internationalen Zwecken ablenken und so die ganze Gefahr, die von unten droht, zertheilen, die unglücklichen Opfer internationaler und republikanischer Häuptlinge am Ende wohl gar gegeneinanderhetzen. Theile und herrsche! — der alte, schon von römischen Imperatoren durch alle Tyrannen-Politik hindurch angewandte Grundsatz. Auch ist ja schon enthüllt worden, daß Arbeiter auf dem Lande, Handlanger, Eisenbahn- und überhaupt tageweise bezahlte Arbeiter nicht in den Häusern mit Garten, frischer Luft und ewigem Sonnenschein wohnen sollen, sondern nur eine Art von aristokratischen, durch Strike u. s. w. verbundenen Arbeitern, namentlich Maurer und Zimmerleute. Friede den Hütten, Krieg den Palästen! rief der international belobte Bebel. Wir wollen sehen erstens, wie sie diese friedlichen Hütten fertig kriegen und zweitens, wie sie den Frieden hineinbekommen. Ich möchte lieber in einem international und à la Paris communistisch zum Verbrennen bestimmten Palaste, als in einer solchen friedlichen Hütte der Zukunft wohnen.

Sehen wir uns die Sache einmal ordentlich deutsch und etwas gründlich an.

Es ist demüthigend für uns Deutsche, das Volk des Gemüths und des Gedankens, der Philosophie und des Idealismus daß überall der Mammon und der Materialismus in der Welt herrschen; selbst in unserem engeren Vaterlande, selbst in uns selbst. Letzteres Geständniß wird Vielen schwer werden, aber nur immer heraus damit! Was noch schwärmt, von Gefühlen und Idealen beherrscht wird, ist meist jung und unreif und wird mit jedem Tage älter und bewundert immer ausschließlicher die Bäume und Sträucher des Lebens, die voll goldener Früchte hängen und von welchen man sich Goldstücke und Kassenanweisungen herunterschütteln kann. Die Männer der Wissenschaft, des Gedankens, der Literatur und Poesie handeln mit ihrer Waare und verkaufen sie dem Meistbietenden. Sie selber beurtheilen sich auch gegenseitig gern nur noch nach dem Honorar, nach den Kunden, so daß Holloway mit seinen Pillen in England, Hoff mit seinem Faulbaumrinden-Biere und Jacobi mit seinem Königstranke (einer Art von Pflaumensauce in Wasser und Apfelwein) eigentlich doch noch immer höher stehen, als Auerbach und Spielhagen, welche Letztere jetzt die gelesensten und honorirtesten Schöngeister Deutschlands geworden sein sollen. Hoff und Jacobi verkaufen aber doch viel tausend mehr Flaschen, als die Verleger der Ersteren Bände, Ersterer noch dazu an die höchsten Herrschaften Europas, welche sich den neuesten Roman von unseren schöngeistigen Fürsten gar nicht ansehen oder im besten Falle aus der Leihbibliothek holen lassen.

Ja die Menge muß es bringen, wie einmal auf den Packeten des wohlfeilsten Tabaks gedruckt zu lesen war. Die Menge und der materielle Erfolg. Kritik und Achtung nach dem inneren Werthe, nach dem Geiste, der Idee — überwundener Standpunkt. Man behandelt selbst die Politik, die Parlamente, die Minister nach diesem Grundsatze. Wer die Majorität nicht hat, muß constitutioneller Weise schweigen, abtreten, abdanken oder sich auf gewaltsamen Schub vorbereiten und deshalb seine Pretiosen und Ersparnisse der Vorsicht wegen in die feuer-, diebs- und wasserfesten Keller der englischen Bank schicken. Sie glauben nicht, welche Millionen diese Bank aus aller Herren Ländern, von allen möglichen Exkönigen, Exkaisern, Expräsidenten und sonstigen ausgerissenen Geld- und Staatsgrößen schon in Verwahrung nehmen mußte und noch immer erhält. Die davongejagten Herren hatten eben die Majorität, die materielle Macht nicht mehr. Das Gladstone-Ministerium fürchtet auch schon, es werde im nächsten Parlamente die Mehrheit nicht mehr haben und müsse also wieder abdanken. Nun streiten sich die Disraeliten und Republikaner um die Mehrheit.

„Was ist Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,
Verstand ist stets bei Wenigen gewesen. —
Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen."

So unser großer Dichter in einer Zeit, als der Constitutionalismus bei uns noch ganz unbekannt war. Jeder vernünftige Mensch begreift sofort, wie Recht er hat, und daß ein einziger Sachverständiger mit edlem Geist und klarem Kopfe mit seiner Stimme mehr wiegen muß, als fünf-, sechshundert materialistische, interessirte Dummköpfe in einer bestimmten Frage. Und dabei doch diese unüberwindlich herrschende Mehrheits-Tyrannei! Wer die Weltgeschichte nicht bloß als eine Menge von Fürsten- und Schlachten-Namen kennt, wird wissen, daß alle großartigen Fortschritte und Segnungen der Menschheit meist immer zunächst aus einem einzigen genialen Kopfe oder edlem Herzen hervorgingen, daß er ziemlich allein einer ganzen Welt feindlich gegenüberstand und er doch die Majorität, die Macht, den Sieg und den Segen für die Menschheit in sich barg und endlich geltend machte.

Doch das führt mich in eine andere Richtung. Ich wollte ja bloß von der Macht des Materialismus sprechen und zwar bloß noch enger in Bezug auf den Streit zwischen den Republikanern und den andern Parteien in England.

Ist es nicht schon merkwürdig, daß in dem ältesten naturwüchsig parlamentarischen Lande doch nun endlich wirklich Republikaner wachsen? Ja und sogar massenweise! Wer die Früchtchen nicht genau untersucht, hält sie wohl auch für echt und fürchtet sich vor ihnen, oder wird, aus Furcht, früher oder später von ihnen aufgefressen zu werden, lieber gleich selbst Mitglied dieser Menschenfresser. Republikaner! Welch' schwärmerische, hohe Ideen verbanden wir einst in unserer Jugend mit diesem Worte! Und jetzt! Jeder, der auf einen König oder sonstigen Fürsten schimpfen kann, ist sofort einer. Hat er es nun gar so weit gebracht, die Pariser Commune zu loben oder nur deren Lob zu beklatschen, so dankt er Gott, daß er nicht ist wie andere gemeine Königsverächter und Tyrannentödter, sondern mindestens der einzig würdige Candidat für eine fette Ministerstelle des nächsten Präsidenten. Daß er als Republikaner sich selbst regieren und sonstige republikanische Tugenden haben müsse, daran denkt Niemand. Der englische Republikanismus (vielleicht auch noch anderer) geht, so weit ich ihn bisher gelesen und gehört habe, aus dem grimmigen Verlangen hervor, daß wohlfeiler regiert werden müsse, daß man wenig oder gar keine Steuern zu bezahlen brauche. Außerdem viel weniger Arbeit und viel mehr Lohn und besonders Abschaffung und Unterdrückung aller Menschen und Maschinen, die besser und billiger arbeiten, aller Waaren, die besser und billiger sind, als die eigenen, die man macht und verkauft. Kurz mehr Rechte und weniger Pflichten! Brandroth und echt radikal: „gar keine Pflichten und bloß Rechte!" Also lauter Materialismus und zwar bis zur unmenschlichsten Freß- und Saufgier herunter; nirgend ein idealer Zug, weder unter diesen englischen Republikanern, noch weniger unter den französischen. Nur in Amerika kultivirt man einen republikanischen Idealismus, der wenigstens einige unerläßliche Tugenden der Bildung, Sittlichkeit und Schönheit fordert, namentlich geschmackvolle Einfachheit für die Kleidung des weiblichen Geschlechts und möglichste Verbannung der Biervertilgerei, des nicotingiftigen Zulpes, des qualmenden Schornsteins im Munde, des Saugers an „eklen Stinkwürsten", oder was sonst Karl Heinzen für starken Tabak von Zornes-Ausdrücken braucht. Unsere Republikaner in England sind dagegen entschieden für starken Tabak, starke Getränke, sehr wenig Arbeit, sehr viel Lohn und Bestrafung, womöglich Vertilgung besonders geschickter und fleißiger Arbeiter. Anderswo soll es auch so sein. Gott sei Dank, sind es die Arbeiter nicht Alle, und dabei sehr verschieden, ja gegnerisch in verschiedenen Parteien. In England giebt es zwei Parteien: eine ist so gnädig, das Königthum noch ein Weilchen bestehen zu lassen und es dann gelegentlich parlamentarisch und friedlich durch Steuerverweigerung, sowie Verweigerung einer Erneuerung der Meuterei-Akte, abzuthun. Sie meinen eine Majorität des Parlaments für Einstellung aller Geldbewilligung für Thron, Altar und Regierung und für vollständige Freigebung und Straflosigkeit aller Emeuten sei hinreichend, die Republik fest zu begründen. Die radikalere Partei, mit dem Schuster Odger an der Spitze, will mit Hülfe der Ahle seiner Collegen und der Scheeren und Bügeleisen der Schneider kürzeren Proceß machen und höchstens bis zum Tode der Königin warten. Der Prinz von Wales sei durch seine Vergangenheit jedenfalls, als junger König, der beste Bahnbrecher für die Republik. Eigentlich ist der republikanische Wanderapostel Sir Charles Dilke mit seinen Anhängern noch eine dritte Partei. Er scheint sich durch seine in verschiedenen Städten immer wiederholten Reden, wobei immer ein Bischen Meuterei vorkommt, die Majorität für die Präsidentschaft über eine blaue Republik erwerben zu wollen.

Eine blaue? Woher dieser Name? Nun es soll kein rothes Blut der Gegner fließen, sondern sie sollen mit einem blauen Auge, blau und auch etwas braun geschlagen, davon kommen. Manchmal wird es auch wechseln, wie erst neulich in Bolton. Hier wurde Dilke mit seinen andächtigen Zuhörern von Knüppeln und Steinen der Conservativen förmlich bombardirt. Sie machten aber einen heroischen Ausfall und sollen die Gegner blauer geschlagen haben, als sie selbst blau anliefen. D. wird wahrscheinlich noch ein Weilchen fortfahren und endlich das Schicksal des orangistischen Reisepredigers Murphy haben. Murphy war einmal einige Zeit der wahre Riese der Oeffentlichkeit. Jetzt spricht Niemand mehr von ihm. Wenn sie Alle ihren Willen durchsetzen, muß England in drei Republiken getheilt werden. Wo bleibt aber dann die Internationale mit ihrem fetten Dictator in London? Karl Marx will nicht nur ganz England, sondern auch die ganze civilisirte Erde, vielleicht auch die uncivilisirte, haben.

Frankreich.

Pariser Literatur-Briefe.

Das neue Jahr und die Jugend-Literatur. — Duruy, der alte und der neue Cäsar. — Familienleben in Frankreich.

Paris, Mitte Januar.

Beim Jahreswechsel werden Sie es wohl natürlich finden, wenn ich Sie diesmal hauptsächlich von der Literatur unterhalte, welche das Fest in das Leben ruft. Diese Literatur bildet eine Art Vegetation sui generis, die nirgends üppiger als in Frankreich ist, und die sich in diesem Jahre wenigstens ebenso reich als in früheren Zeiten entfaltete. Denn, was auch die Pariser in dieser Beziehung behaupten mögen — der Aufenthalt der National-Versammlung in Versailles übt durchaus keinen Einfluß auf die Verminderung der Luxus-Ausgaben in Paris, und trotz aller Steuern, trotz allem verschwundenen Gelde, befindet sich doch immer noch in Paris ein wirklich kolossaler Reichthum. Nächst den Confiseur-Geschäften sind es die eleganten Buchhandlungen, welche augenblicklich die meisten Käufer zählen; und da es die literarischen Erscheinungen dieser Jahreszeit vornehmlich mit Kindern zu thun haben, so ist es die Jugend-Literatur, bei der ich heute zu verweilen gedenke.

Zuerst nun eine allgemeine Bemerkung! Es ist ein in Deutschland zu sehr verbreiteter Irrthum, daß Frankreich weder eine volksthümliche Literatur — im wahren Sinne des Wortes — noch eine Jugend-Literatur besitzt. Ein anderes Mal werde ich vielleicht Gelegenheit finden, zu beweisen, daß es hier nicht an Seitenstücken fehlt zu den Werken eines Hebel, eines Fritz Reuter u. s. w.; heute beschränke ich mich auf die Schöpfungen, die für die Kinderwelt bestimmt sind, und deren Auswahl eben so reichhaltig wie verschiedenartig ist. Es giebt für diese jungen Leser eine vollständige Bibliothek, welche, wie alle guten Bücher-Sammlungen, aus zwei Theilen besteht, einem ernsten und einem heiteren, und die das utile dulci des Horaz gewissenhaft erfüllt. Dem

ernsten jener Theile gehört ein Bändchen an, welches ein wahres Meisterwerk ist, es ist die Geschichte eines Brod-Bissens von J. Macé. Es giebt kein zehnjähriges Kind, so schwerfällig oder leichtsinnig es auch sein mag, welches sich nicht für diesen Roman, für die Erlebnisse jenes eigenthümlichen und prosaischen Helden passionirt, für die Wechselfälle, die der Bissen durchmacht, von der Mühle bis zum Tische, vom Tische bis zum Loos, das ihm im menschlichen Magen zu Theil wird. Jener wirklich unwiderstehliche Reiz, welcher die jungen Gäste des Tuilerien-Gartens antreibt, dieses Buch zu verschlingen, erwächst aus einer klaren, leichten Darlegung, welcher keine Spur des Pedantismus anklebt. Der Verfasser weiß, wie jeder Franzose, lebhaft zu schwatzen; er plaudert in seinem Werke wie ein Familienvater, nicht im Geringsten wie ein Lehrer. Das ist ein sehr seltenes Verdienst, welches wir vielleicht nicht genug in tausend übrigens vortrefflichen, aber etwas zu sehr pädagogischen Schriften finden, von denen es in Deutschland wimmelt. Sie werden fragen, wie es kommt, daß mit solchen Erziehungsmitteln, über die ich so sehr entzückt bin, die französischen Kinder so oft zu oberflächlichen, ja leichtfertigen Männern heranwachsen? Das hat seinen Grund darin, daß der öffentliche Unterricht jenem Privatunterricht leider gar wenig entspricht, daß man zehn Jahre lang auf den Bänken der Gymnasien den Schülern einen wahren Cultus für das Aeußere, für die Form, ausschließlich einprägt; das hat seinen Grund darin, daß jener Name der „Rhetorik", welcher in Frankreich der Prima beigelegt wird, nur zu wahr ist, und leider in seiner schlimmsten Bedeutung verstanden werden muß.

Neben den sozusagen kindlichen Büchern, muß man einen Ehrenplatz, und zwar einen recht breiten, den illustrirten Zeitschriften einräumen. Bei diesem Worte denkt man sofort in Deutschland an gewisse französische Witzblätter, in denen Bilder und Text in Unmoralität wetteifern. Gerade so, wie Alexander Dumas behauptete, daß alle Frauen in Deutschland röthliche Haare haben, und daß man eine Axt dazu braucht, um das deutsche Brod zu schneiden, weil ihm der Zufall zuerst eine fuchsige Blondine entgegenführte und ihm zunächst ein westfälisches Kommiß-Brod vorgesetzt wurde, ebenso neigt man in Deutschland dazu, zu behaupten, daß Frankreichs illustrirte Presse etwas röthlich, ich meine sehr mittelmäßig, ist. Wieder ein ungerechtes Vorurtheil! Ich für meinen Theil kenne kein derartiges Monatsheft, welches sich an sittlichem Gehalt mit dem Magazin Pittoresque vergleichen ließe. Es enthält nämlich eine für alle Leser passende geistige Nahrung; jedes Alter, jede Klasse der Gesellschaft findet Etwas darin: Arbeiter und Lebemänner, Kinder und Gebildete werden Alle zu diesem literarischen Gastmahl geladen, und sind entzückt davon. Es liegt in jenem Geheimnisse, Alle zu fesseln, den Reichen wie den Armen zugleich zu bezaubern, ein tief demokratischer Zug, im höheren Sinne des Worts, und was noch demokratischer ist — verzeihen Sie mir diese prosaische Bemerkung, denn sie hat ihre Wichtigkeit, wo es sich um Volks-Literatur handelt — das ist der fabelhaft wohlfeile Preis jener bewunderns-würdigen Sammlung. Dasselbe gilt von einer anderen Erscheinung, die zwar in Deutschland viel bekannter ist und die, unter dem versprechungsvollen und doch bescheidenen Titel Tour du Monde, dem Leser die verschiedenartigsten Reisebeschreibungen in wissenschaftlicher und zugleich volksthümlicher Weise bietet.

Eine der neuesten Reisen dieser Art, welche da erschienen ist, ist die des Herrn F. Wey in Rom; sie verdient die Ehre eines separaten Abdruckes, die ihr eben zu Theil ward. Dank den prächtigen Zeichnungen, mit denen sich Wey's „Rom" in dieser Umwandlung geschmückt hat, kann es darauf Anspruch machen, den Bänden, welche Gustave Doré so schwungvoll illustrirt, als Seitenstück zu dienen. Aber die Freude, die es dem Geiste bereitet, weicht dem Vergnügen nicht, welches die Augen genießen; denn Wey ist nicht der Erste Beste, es ist kein gewöhnlicher Reisebeschreiber; ernste philologische Studien hatten ihn befähigt, die ewige Stadt in jeder Hinsicht zu untersuchen; er gehört der einzigen Schule Frankreichs an, wo die Methode der Archäologie von einem Geschlechte dem andern wissenschaftlich überliefert wird, ich meine die „Ecole des Chartes"

Da ich von Rom gesprochen, so würde ich einen Fehler begehen, wollte ich es vergessen, Ihnen den dritten Band anzukündigen, welchen Herr Duruy, der frühere Minister, seiner Geschichte der Römer hinzugefügt hat. Die Geschichte dieses Bandes bietet vielleicht mehr Interesse als der Band selbst, und Sie müssen mir erlauben, bei dieser Gelegenheit um einige Jahre zurückzugehen. Die Legende erzählt, daß zur Zeit, wo der kaiserliche Biograph Julius Cäsars an seinem Werke arbeitete, er einst Duruy zu sich kommen ließ, der damals ein bescheidener Professor war, und ihn um ein Privatissimum, um einen freien, ungezwungenen Vortrag über Cäsar und Augustus bat. Duruy war bis dahin ein eifriger Republikaner gewesen; die Geschichte behauptet sogar, er wäre in der ersten Zeit des Kaiserthums etwas beunruhigt worden, wegen seiner freisinnigen Ansichten. Er hielt dem Kaiser einen republikanischen Vortrag, und da Napoleon III. zufällig in liberaler Laune war, so gefiel ihm die stoische Freiheit seines Gastes. Daher kam die schnelle Carrière des früheren Professors und sein langes Ministerium. Aber zur Macht gelangt, verstand es der vorher so offenherzige Historiker nicht, den Verführungen des Glückes zu widerstehen; derselbe Gelehrte, welcher den Meuchelmörder der römischen Republik so streng beurtheilt hatte, lobte bei jeder Gelegenheit den Mann, der in einer Winter-Nacht eine andere freilich noch baufälligere Republik gestürzt hatte; und unter allen seinen Schmeicheleien war es vielleicht die bedeutendste, daß er jene ernste Geschichte des römischen Kaiserthums, jenes unbarmherzige Bild nicht veröffentlichte, in welchem sich César le petit (wie Victor Hugo sagen würde) hätte erkennen müssen. Duruy zog es vor, die Stunde abzuwarten, wo er seine Freiheit als Historiker wieder genießen würde, statt den Gegenstand zu entstellen, wie es doch um ihn herum Mode war. Sein Schweigen war freilich ein Schmeicheln, aber gleichwohl würdiger, als jene damals so sehr beliebten Paradoxen, als jene dem Tiberius und Claudius zu Ehren gesungenen Dithyramben. Wohlthäter der Provinzen, Liberal-Demokraten, Humanitäts-Fürsten — so wurden sie von den Literaten des kaiserlichen Senats, und in erster Linie von Amedée Thierry genannt, dem Bruder — aber wie viel weniger aufrichtig und ehrlich! — des berühmten Augustin Thierry. Der neue Band Duruy's ist ein ehrliches Werk; darin besteht aber auch seine größte Tugend. Beulé's Arbeiten über den Gegenstand, obgleich etwas künstlich in mancher Hinsicht, und durch eine übertriebene Sucht nach politischen Anspielungen und Vergleichungen gekennzeichnet, sind doch dem besprochenen Buche durch archäologische Gelehrsamkeit, durch die heutzutage unentbehrliche Kenntniß der Epigraphie sehr überlegen. Duruy's Wissenschaft ist nur eine entlehnte; in den letzten Jahren hatten ihn andere Fragen — modernere, brennendere — beschäftigt, z. B. der obligatorische Unterricht, dessen eifriger, unermüdlicher Vertheidiger er war. Aber ich wiederhole es, sein Buch ist wahr und ehrlich; es ist eine geschickte Benutzung des Tacitus, Duruy's Lieblings Schriftstellers, dem er, bei seinem Eintritt in die Carrière, eine achtungswerthe Doctor-Dissertation gewidmet hatte.

Aber ich vergesse mein Vorhaben, den Vorsatz, den ich gefaßt hatte, die ernsten Dinge bis zum nächsten Briefe zu verschieben. Hier liegt mir ein Roman vor, vom Drucke noch ganz feucht, und der den Augenblick richtig gewählt hat, um in die Welt zu treten, denn er eignet sich vollständig dazu, als Geschenk gegeben, in den ersten Tagen des Jahres gelesen zu werden; besonders, wenn es wahr ist, daß von den Eindrücken der ersten Wochen, die der folgenden abhängen. Es ist eine Schöpfung von Sandeau, einem der reinsten Schriftsteller — in jeder Hinsicht — des jetzigen Frankreichs. Seitdem Mérimée nicht mehr lebt, ist es ohne Zweifel George Sand, der der erste Platz gebührt für ihre stylistische Meisterschaft, für die Kunst, die Sprache mit Kühnheit und Correctheit zugleich zu behandeln. Unter Sand würde ich — läge nicht in den Vergleichen eine pedantische Kleinlichkeit — Renan setzen; aber gleich nach ihnen käme der frühere Freund der Verfasserin des „Mauprat", derjenige, von welchem sie ihren Künstlernamen entliehen hat, der Akademiker Sandeau. Er ist ein sanftes Talent, und eben so weiblich, als das der Sand manchmal männlich ist. Das Alter, welches fast alle französischen Schriftsteller dieses Jahrhunderts erbittert hat, scheint ihn mit noch mehr Milde, einem noch feineren Gefühle beschenkt zu haben. La Roche aux Nouettes, so heißt jener Neujahrs-Roman, eine Idylle, worein — um deren intimen Frieden und tiefe Heiterkeit hervortreten zu lassen — einige dramatische Züge verflochten sind: ein nöthiger Schatten zum Bilde, eine melancholische Wolke in einer Ruhe athmenden Landschaft. Jenes etwas unruhige Glück zweier Eheleute, welche, nachdem sie ihren Sohn für ertrunken, für verloren hielten, ihn wieder finden, um es zu erleben, daß er wieder zur See geht, als Seemann diesmal; jene stille Zärtlichkeit des Familienlebens habe ich niemals glücklicher schildern sehen, als es Sandeau in diesem häuslichen Romane gethan.

Die Gelegenheit kommt mir wie erwünscht, um ein anderes Vorurtheil zu bekämpfen, welches auch gegen Frankreich in ganz Europa herrscht. Dieses Land hat Untugenden genug; es hat in der letzten Zeit genug Fehler begangen, so daß man ihm nicht auch noch unverdiente Vorwürfe machen sollte. Das Vorurtheil besteht darin, anzunehmen, daß es in Frankreich kein Familienleben giebt, wie man es in Deutschland versteht; daß das eheliche Band ein sehr lockeres, daß das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern nicht so intim ist, wie in Deutschland. Das war vielleicht im vorigen Jahrhundert richtig, und ich denke mir, das Vorurtheil stammt von da her; aber die Revolution hat nicht allein die verschiedenen Klassen näher zu einander geführt; dadurch, daß sie Etiquette und Steifheit aufgehoben, hat sie zugleich die Elemente, aus welchen die Familie besteht, mit einander ausgesöhnt; sie hat in den häuslichen Kreis eine reine Luft hineingebracht, so daß ich heute behaupten möchte, das „Home" sei vielleicht nirgends entwickelter als in Frankreich, wenn auch das Wort hier nicht einmal existirt. Aber — höre ich sagen — nirgends ist die conventionelle Ehe blühender, als in Frankreich! Ich gebe es zu, aber nirgends auch bildet diese Ehe, wie künstlich sie auch anfangs ist — ein ruhigeres Bündniß, und im Ganzen sind die glücklichen Ehen sehr häufig hier, häufiger vielleicht als anderswo. Wie kommt es dann — fragen Sie mich weiter — daß die Frau in Frankreich so selten ihre Säuglinge selbst nährt? Ja, das ist freilich ein sehr ungünstiges Zeichen; aber wenn das Kind von der Amme kommt, wird es durch Pflege und Zärtlichkeit entschädigt; es ist, als ob die Mutter ihr Unrecht durch übertriebene Fürsorge wieder gut machen möchte. Endlich — und das ist eine Einrichtung, welche gegen den häuslichen Sinn der Franzosen am lautesten spricht — warum jenes ganz äußerliche Leben, wozu jene unzähligen Kaffeehäuser, wozu jene so verschiedenen Zerstreuungen, welche den Mann dazu ermuntern, sein Haus gern zu verlassen? Dieser Beweis überzeugt mich aber auch nicht. Zunächst sind die Kaffeehäuser für Junggesellen berechnet, und sind sie überfüllt, so rührt es daher, weil man in Frankreich sehr spät heiratet. Und dann ist der Franzose von der Natur so angelegt, daß er das Gleichgewicht — ich spreche nur von seinem Leben! — zu beobachten weiß; stiehlt er den Seinigen eine Stunde, um sie im Kaffeehause zu verbringen, so kehrt er zurück, um so besser aufgelegt, die Freuden des Hauses zu genießen.

Da bin ich nun sehr weit von der Literatur! Ich muß leider schließen, wie ich angefangen habe, mit Entschuldigungen. Aber, nicht wahr, Sitten und Roman sind nicht so sehr von einander entfernt, und dann in dieser Neujahrszeit kann man in Frankreich nicht umhin, das Familienleben in seinem nationalen Charakter zu beobachten.

Italien.

Das Trientiner und das Vaticanische Concil im Spiegel ihrer Geschäftsordnungen.

Eins der hauptsächlichen Mittel, für das Dogma von der Unfehlbarkeit und der unbeschränkten Machtfülle des Papstes die Zustimmung des ökumenischen Concils zu erzwingen, erkannten Pius IX. und sein jesuitischer Beirath in einer dem Concile aufzulegenden angemessenen Geschäftsordnung. Es ist bekannt, welche Rolle diese Geschäftsordnung in der Zubereitung der Decrete vom 18. Juli 1870 spielte, wie sie die Opposition der freisinnigeren Bischöfe hervorrief, und wie, in Folge einer Vorstellung dieser Bischöfe, aber gerade den Anträgen derselben entgegen, eine noch schärfere und strengere revidirte Geschäftsordnung an ihre Stelle gesetzt wurde. Es war natürlich, daß die bischöfliche Minderheit bei einer solchen Behandlungsweise ihre Blicke auf die ökumenischen Concile früherer Zeit, und insbesondere auf das Tridentinum richteten. Namentlich lag diesen Bischöfen daran, die damals innegehaltene Geschäftsordnung zu erlangen. Es war nicht möglich; sie war für sie in Rom nicht zu erreichen.

Die Wichtigkeit einer Vergleichung beider Geschäftsordnungen erkennend, hat auch Prof. Dr. F. Friedrich in München nach derjenigen des Tridentinums geforscht, und in seinem Buche „Documenta ad illustrandum Concilium Vaticanum anni 1870." (Nördlingen 1871) sind aus dem lateinischen Codex 813 der Hofbibliothek in München Auszüge aus dem „Ordo et modus in celebratione Concilii Tridentini observatus" veröffentlicht. Allein es sind eben nur Auszüge, deren Text nicht selten von dem Texte der im Vatican sich befindenden Handschrift abweicht.

Diese Handschrift, enthaltend die Geschäftsordnung des Concils von Trient, hat, trotz der Heimlichkeit, mit welcher sie in Rom jedem bedenklich erscheinenden Auge vorenthalten wird, abschriftlich den Weg nach Wien gefunden, wo sie in einer kürzlich erschienenen Broschüre*), mit einem erläuternden Vorwort versehen, vollständig abgedruckt und dem Urtheil der Welt übergeben worden ist.

*) Die Geschäfts-Ordnung des Concils von Trient. Wien, Carl Gerold's Sohn, 1871.

Der Herausgeber der Broschüre nennt sich nicht. Vielleicht hat er guten Grund, hinter der Schanze verborgen zu bleiben. Wir vertrauen jedoch der bewährten Verlagshandlung, daß sie jeder Gefahr vorgebeugt hat, selbst mystificirt zu werden, und daß sie nicht minder für die Treue der Uebersetzung garantirt. In diesem Vertrauen gehen wir an die lohnende Aufgabe, die Geschäftsordnung des Tridentinums mit derjenigen des Vaticanum zu vergleichen. Sie stehen sich gegenüber wie der Nord- und der Südpol, und sie beweisen, daß in Trient der Geist der kirchlichen Freiheit, im Vatican der weltliche Geist des päpstlichen Despotismus waltete.

1. Die Geschäftsordnung von Trient war keine gemachte, vom Papste oder dem Concils-Präsidenten vorgeschriebene, sondern sie machte sich selbst; sie wurde, wie die Geschäftsordnungen der modernen parlamentarischen Versammlungen, durch das Concil selbst festgesetzt, nicht schriftlich, sondern mündlich, und deshalb ist die von dem Concils-Sekretair Massarelli herrührende Handschrift kein dekret- oder vertragartiges Document, sondern ein Bericht darüber, in welcher Weise der Geschäftsgang beobachtet worden ist. Dagegen wurde dem Vaticanischen Concil seine Geschäftsordnung ohne Beirath und Zustimmung der Bischöfe vorgeschrieben und octroyirt.

2. Auf dem Trientiner Concil ging die Bestimmung der Berathungs-Gegenstände aus dem Schoße der Versammlung selbst hervor. Bei dem Vaticanischen Concil hatte sich der Papst das Recht vindicirt, allein die Gegenstände zu bestimmen, über welche verhandelt werden sollte, und es war bloßer Schein, wenn die Bischöfe aufgefordert wurden, auch ihrerseits Gegenstände der Berathung vorzuschlagen, indem sich der Papst vorbehalten hatte, über die Zulassung ihrer Vorlage zu entscheiden.

3. Auf dem Trientiner Concil gestalteten sich die Verhandlungen so, daß zuerst diejenigen Theologen, welche von dem Papste, dem Kaiser, von anderen Fürsten und den Universitäten deputirt und ferner von den Cardinälen, Kurfürsten, Prälaten und Ordensgeneralen mitgebracht worden waren, sich in aller Freiheit und Breite über die ihnen vorgelegten Gegenstände mündlich und schriftlich aussprachen. Diese Vota wurden einer Congregation, welche aus den durch theologische Wissenschaft hervorragenden Mitgliedern des Concils zusammengesetzt war, zur Prüfung vorgelegt, und das Gutachten dieser Congregation ward sodann in der vollen Versammlung aller Stimmberechtigten der Discussion unterzogen. — Dem Vaticanischen Concil gingen die Schemata, die von lediglich päpstlicherseits berufenen, also im päpstlichen Fahrwasser schwimmenden Theologen zuvor gehörig zurechtgestutzt worden waren, zur Berathung unmittelbar in der General-Congregation zu.

4. Im Tridentinum hieß es: „Die hochheilige . . . Tridentinische, im h. Geiste rechtmäßig versammelte Synode . . . beschließt ꝛc." Im Vaticanum hieß es: „Pius, Bischof . . . mit Zustimmung des h. Concils, zum ewigen Gedächtniß", wobei sich der Papst vom Concile unterscheidet und trennt, unter dem Concile also nur die versammelten Bischöfe versteht, welche allein kein Concil bilden.

5. Das Concil von Trient machte es sich zur Bedingung, die zwischen den Katholiken und ihren Gegnern streitigen Artikel aus den Schriften der Letzteren zusammenstellen zu lassen und der Discussion zu unterziehen. — Vom Vaticanischen Concil weiß man, wie denjenigen das Wort entzogen wurde, welche in den Protestanten auch nur guten Glauben voraussetzten.

6. Bei den Trientiner Besprechungen der controversen Glaubensfragen durften sich alle Theologen betheiligen, die sich über den erlangten Doktor- oder Magistergrad auswiesen; dem Vaticanischen Concil wohnten nur Bischöfe bei, und man hatte sich wohl gehütet, die bekannten gelehrten katholischen Theologen Deutschlands heranzuziehen, geschweige denn, daß man die Protestanten zur Beschickung des Concils zu anderem Zwecke, als um die Erklärung ihrer Unterwerfung entgegenzunehmen, eingeladen hätte.

7. Die Debatte in Trient wurde mündlich und öffentlich geführt, und der freiesten Erörterung war keine Schranke des Zeitmaaßes gesetzt. Das Vaticanum zeichnete sich dagegen dadurch aus, daß den Bischöfen das Gelöbniß strengsten Stillschweigens abgenommen wurde, und daß es in dem Belieben von zehn Mitgliedern stand, den Schluß der Debatte herbeizuführen.

8. In Trient war die Redefreiheit auch im sachlichen Sinne garantirt, und sie wurde vom Präsidenten unverbrüchlich gewahrt; in Rom kannte man die Gefahr der Redefreiheit zu gut, als daß man der Majorität nicht die Mittel hätte in die Hand geben sollen, jeden mißliebigen Mund zu knebeln. Wie Papst Pius IX. selbst über diesen Gegenstand denkt, hat er sehr deutlich ausgesprochen; nachdem Cardinal Guidi, aus dem Dominicaner-Orden, sich gegen die Fassung des Schemas von der päpstlichen Unfehlbarkeit erklärt hatte, rühmte sich der Papst vor mehreren Cardinälen: er habe ihrem pflichtvergessenen Collegen seine Häresie und Undankbarkeit energisch vorgeworfen und gedroht, er werde ihn noch einmal sein Glaubensbekenntniß ablegen lassen.

9. In Trient war man mit peinlicher Sorge erfüllt, die Vorlagen so gründlich als möglich zu berathen, und es waren zu diesem Zwecke die besten Vorkehrungen in Arbeitstheilung ꝛc. getroffen. Man ward nicht müde, einen Gegenstand, über welchen sich die Einigung nicht leicht herbeiführen ließ, immer von neuem von Stadium zu Stadium zu berathen. So kam es denn z. B., daß das Dekret von der Rechtfertigung erst im zehnten Monate bei täglich zweimaligen Generalversammlungen seine Erledigung fand. Im Vaticanum sollte Alles nur recht schnell abgemacht werden, und zu dem Behufe war in der Geschäftsordnung einer Handvoll Vätern die Befugniß beigelegt, jede Versammlung nach ihrem Belieben zu jähem Ende zu bringen.

10. In Trient war man aufrichtig bemüht, Einstimmigkeit in die Beschlüsse zu legen, und kein Dekret wurde als angenommen betrachtet, wenn sich nicht wenigstens nahezu alle Stimmen dafür erklärt hatten. Nach Art. 13. der römischen revidirten Geschäftsordnung war dagegen schon das zum Beschluß erhoben, was der größeren Zahl der Väter beliebte — eine Anordnung, welche ganz dazu angethan ist, den ökumenischen Charakter des Vaticanum in Zweifel zu ziehen.

Kurz: aus der Geschäftsordnung des Concils von Trient spricht ein christlicher Geist, welcher an die Behandlung des Heiligen auch mit heiligem Ernste geht, ein Geist, dem die Wissenschaft noch als Leuchte in dunklen und schwierigen Fragen gilt. Aus der Geschäftsordnung des Vaticanums aber spricht ein Geist, der nur die Herrschaft, die unbedingte Herrschaft nicht nur sucht, sondern sie schon zu haben glaubt und nur noch einen Mantel für sie braucht. Im Tridentinum ist noch Inhalt; das Vaticanum ist, Dank jener Geschäftsordnung, eine bloße Form, in deren Hohlheit die Finsterniß wohnt. Das Tridentinum ging nach dem Satze: heiliger Zweck, heilige Mittel. Im Vaticanum tanzte die fanatische Mehrheit nach der Pfeife der Anhänger des Spruches: „Der Zweck heiligt die Mittel."

Holland.

Holländische Mißverständnisse deutscher Gedanken.

Der in Nr. 51 des „Magazin" vom 23. Dec. 1871 befindliche Artikel: „Niederländische Geschichte und Literatur" (unterzeichnet H. H.) hat in Nordniederland zu Mißverständnissen Anlaß gegeben, die um so mehr zu bedauern sind, als derselbe Artikel in Südniederland lebhaften Anklang gefunden und deshalb in dem Blatte der niederländisch-belgischen Patrioten, in der „Zweep" vom 7. und 14. Januar 1872, vollständig übersetzt und abgedruckt worden ist. Dieser Zwiespalt der niederländischen Auffassungsweise scheint räthselhaft, und wir können nur in dem noch fortdauernd zu politischem Mißtrauen gegen Deutschland geneigten Naturell der Holländer eine Erklärung dafür finden.

Die Amsterdamer Zeitschrift „Onze Eeuw" (Unser Jahrhundert) enthält in ihrem neuesten Hefte einen Artikel mit der Ueberschrift: „Gevaarlijke verschijnselen (Erscheinungen) in Duitschland", worin sie Herrn H. H., den Verfasser jener Betrachtungen über Niederlands Geschichte und Literatur, argliftiger Hintergedanken beschuldigt, indem sie behauptet, er halte „die Annectirung Niederlands an Deutschland, in ferner Perspective (in het verschiet), als nützlich, nöthig und unvermeidlich". Wir haben den Artikel unseres Mitarbeiters jetzt wieder durchgelesen und darin nur das gerade Gegentheil von dem finden können, was sein holländischer Kritiker behauptet. Es heißt nämlich darin wörtlich:

„Gewiß sind wir überzeugt, daß die Zukunft das fast
„ganz zerrissene Band zwischen den germanischen Nieder-
„ländern — seien es Vlamingen oder Holländer —
„wiederherstellen und fester und fester verknüpfen wird, aber
„Deutschland wird ihre Selbständigkeit, ihre große Ver-
„gangenheit achten und ehren, denn Deutschland ist nicht
„Frankreich."

Ferner heißt es in jenem Artikel unseres „Magazin": „Nie wird Deutschland (gleich dem ersten Napoleon) etwaige Rechte (auf Holland) reklamiren". Aber gerade diese Worte dienen dem holländischen Kritiker als Beweisstück für seine Behauptung. Er übersetzt nämlich die Worte „etwaige Rechte" durch „mooglijk bestaande (möglicherweise bestehende) rechten" und erkennt darin den hinterhaltigen Gedanken, daß die Deutschen allerdings auf Niederland Rechte zu haben meinten, die sie nur vorläufig nicht geltend machen wollten. Das ist geradezu rabulistisch! Viel besser, als ihr nordniederländischer Kollege, übersetzt die südniederländische „Zweep" die Worte „etwaige Rechte" durch „vervlogene rechten"; noch zutreffender wäre vielleicht der Gedanke durch „hoedanige" (welche Art von Rechten es auch sei) wiederzugeben; in jedem Fall aber hat „Onze Eeuw" unsern Mitarbeiter völlig mißverstanden.

Ein anderes Mißverständniß haben in dem Artikel über Niederlands Geschichte und Literatur die Worte hervorgerufen: „Als Deutschland den dreißigjährigen Krieg überwunden und „seine Glieder wieder bewegen kann, als Preußen erstanden, ist „der Ruhm der Niederlande dahin". Hier wirft das holländische Journal unserem Mitarbeiter Mangel an Geschichtskenntniß vor, unter dem Vorgeben, daß er Hollands Niedergang vom Jahr 1648 datire! Als ob mit dem Westfälischen Friedensschlusse der dreißigjährige Krieg in Deutschland überwunden gewesen wäre! Zu dieser Ueberwindung hat das arme Deutschland wohl ein Jahrhundert gebraucht. Nicht das Jahr 1648 sondern das achtzehnte Jahrhundert, die Zeit Friedrichs des Großen, hat unser Mitarbeiter augenscheinlich gemeint.

Möge sich unser nordniederländischer Kollege mit diesen Nachweisen einiger seiner Irrthümer und mit der Versicherung begnügen lassen, daß, wenn auch hier und da einmal ein Publicist in Deutschland die holländische Sprache einen „deutschen Dialekt" nennt, dies eben nur eine persönliche Ansicht ist, welcher bei uns die vielgetheilte Ueberzeugung gegenübersteht, daß Niederlands Sprache, wie Niederlands Staat, seit vielen Jahrhunderten einen eigenartigen, selbständigen Charakter habe und daß die Niederländer, wie in der Kunst, so auch in der Wissenschaft und Literatur, zu allen Zeiten einen ehrenvollen Platz in der Kulturgeschichte Europa's einnehmen werden.

Kleine literarische Revue.

— **Schillers religiöse Entwicklung.** Ein Vortrag, den der Docent der Theologie an der hiesigen Universität, Hr. Dr. P. W. Schmidt, am Tage der Enthüllung unseres herrlichen Schillerdenkmals im Berliner Unionsverein, gehalten, liegt, zu einem anmuthigen kleinen Buch erweitert*), vor uns. Die unbefangene, von jeder Voreingenommenheit des Parteistandpunkts freie Betrachtung kennzeichnet in bündigster, mitunter nur zu knapper Form die Phasen, die Deutschlands nationalster Dichter in seinem Verhältniß zur Religion zu durchmessen hatte. Wird es manchen Leser überraschen, zu erfahren, daß dieses Verhältniß zwar dem stürmischen Ringen dieses männlichen Geistes entsprechend ein wechselndes, aber ein dauerndes und tiefes gewesen ist? Noch immer verquält sich die Blödsichtigkeit „Solcher, welchen die Religion statt zu beseligendem Frieden, zu unaufhörlichem Hader und Haß gereicht," das Maaß ihrer engen Rechtgläubigkeit an die Gestalten unserer großen Dichter zu legen. Für Solche ist das Wort des milden und frommen Mannes, dessen „Rede auf Schiller"**) soeben von uns citirt wurde, jenes schöne Wort Jacob Grimm's umsonst: „Aus Männern deren Herz voll Liebe schlug, in denen jede Faser zart und innig empfand, wie könnte gekommen sein, das gottlos wäre?" — Solche werden auch an den Aufschlüssen, welche die kleine Schrift von P. W. Schmidt aus des Dichters religiöser Gedankenwelt mittheilt, blinden Auges vorübergehen. Aber auch Vielen, denen die Religion ein überwundener Wahn dünkt, wird der Nachweis ungelegen kommen, daß Schiller, im Gegensatz zu einer nicht geringen Anzahl seiner gebildeten Zeitgenossen, von den flammensprühenden Tagen seiner Jugendzeit her, durch die Zeiten der ernstesten Lebenskrisen hindurch allezeit ernst und nachhaltig sich mit den wichtigsten religiösen Fragen beschäftigt hat. Seine Schriften, die prosaischen ebenso sehr wie die Gedichte, lassen keinen Zweifel darüber, daß ihm der Glaube an Gott, in wechselnden Formen reifender Erkenntniß stets doch unerschütterlich zu eigen geblieben ist. Diesem Wechsel der Formen, der zugleich ein Vorschreiten und tieferes Eindringen darstellt, entspringen die anscheinenden Widersprüche, die zwischen den Aeußerungen seiner verschiedenen Entwicklungs-Perioden über religiöse Dinge zu Tage treten. Manches

*) Friedrich Schiller. Aus eines Dichters religiöser Gedankenwelt. Berlin, 1872, F. Henschel. (83 S.)

**) Neue Auflage. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlag, 1871.

Mißverständniß der Schillerschen Werke wird durch die Klarlegung des religiösen Standpunkts, den der Dichter zur Zeit ihrer Entstehung einnahm, auf die einfachste und befriedigendste Weise beseitigt. Von welcher Bedeutung dieses psychologische Moment gerade für das Verständniß Schillers ist, dafür braucht nur an die unzähligen Mißdeutungen erinnert zu werden, denen z. B. „die Götter Griechenlands" von ihrer ersten Veröffentlichung an bis auf den heutigen Tag unterliegen. In diesem Sinne glauben wir nicht zu irren, wenn wir aufmerksamen Lesern der gedankenreichen Schrift von Dr. P. W. Schmidt, die uns Schiller als religiösen Denker über Gott und Welt, über Menschenbildung und Menschen-Zukunft kennen lehrt, eine wirkliche Bereicherung versprechen.

— **Die Universität Kiel.** Seit der Vereinigung der Elbherzogthümer mit Preußen hat die alte Landes-Hochschule zu Kiel, in Folge der Aufhebung des bisher bestandenen theilweisen Studienzwangs für die Landeskinder, einen erheblichen Rückgang in der Zahl ihrer Studenten erfahren, der trotz der Berufung von zum Theil hervorragenden jüngeren Lehrkräften schon seit einigen Jahren anhält und die Frequenz der Universität im letzten Jahre auf ein ungewöhnlich geringes Maaß (101 Studenten auf etwa 50 Docenten!) zurückgeführt hat. Dieser Uebelstand hatte mehrfach Erörterungen in der Presse hervorgerufen, bei denen auch wiederholt der Vorschlag einer Verlegung der Universität, etwa nach Hamburg oder Altona, zur Sprache gekommen war. Dem gegenüber macht eine, aus Professoren-Kreisen in Kiel herstammende kleine Schrift*) die allerdings nicht geringen Vortheile geltend, welche sich aus der Lage Kiels und aus dem Charakter des politischen, socialen und geselligen Lebens der rasch aufblühenden Hafenstadt an und für sich zu Gunsten der Universität ergeben, und welche geeignet sind, Kiel zum Heidelberg Norddeutschlands zu machen. Der mit den Verhältnissen der Kieler Hochschule vertraute Verfasser sieht die Ursache der ungenügenden Frequenz vorzugsweise in den Nachwirkungen der Vernachlässigung, welche die Universität während der dänischen Zeit lange Jahre hindurch von der ihr wenig geneigten Kopenhagener Regierung zu ertragen hatte. Darunter habe insbesondere das Studium der Naturwissenschaften zu leiden gehabt. Von der bereits in Angriff genommenen Vermehrung der Lehrmittel und Institute, sowie von ausreichender Besetzung der naturwissenschaftlichen Professuren glaubt der Verfasser sich eine ähnliche Verjüngung der Christiana-Albertina, wie sie in den letzten Decennien z. B. Greifswald in so erfreulicher Weise erlebt hat, versprechen zu können. Die kleine Schrift verdient bei den Erörterungen, die während der gegenwärtigen Landtags-Session über die Verhältnisse der preußischen Universitäten bereits mehrfach angeregt worden sind, eingehender beachtet zu werden.

— **Eine neue Rettung Maria Stuart's.** Die schönste und sittenloseste Königin des Alterthums, Kleopatra, fand Jahrhunderte nachdem Englands größter Dichter sie mit dem Zauber unvergänglicher Poesie umkleidet, in einem deutschen Gelehrten einen Vertheidiger und Retter ihrer Ehre; ganz ähnlich ergeht es jetzt der schönsten und verbrecherischesten Königin der neueren Geschichte. Maria Stuart ward von einem unserer Dichterfürsten, Schiller, mit dem Glorienschein des Unglückes und der Ergebung verklärt und zu einer der schönsten Gestalten, die sein Genius schuf, erhoben. Gegenwärtig ist ein französischer Gelehrter beschäftigt, die letzte Hand an einer Geschichte Maria Stuarts, Königin von Schottland, zu legen, welche sie von allen gegen sie erhobenen Anklagen glänzend reinigen soll. Professor Petit in Beauvais hat dem Werke zehn Jahre seines Lebens gewidmet und weder Arbeit noch Kosten gescheut, um ein Material zu sammeln, wie es in solchem Reichthum und solcher Vollständigkeit noch keinem Historiographen der unglücklichen Königin zu Gebote gestanden.

— **Die Augen des Valois.***) In ihrer einfachen, sinnigen und dabei so tief poetischen Weise erzählt Claire von Glümer in der vorliegenden Novelle die Geschichte eines Frauenherzens, mit dem von einem königlichen Wüstling ein kurzes Spiel getrieben wird und das dann an der empfangenen Herzenswunde still verblutet wie das Reh im Waldesdickicht, das die Kugel des Jägers erreicht. Wie es von einer so feinen, gründlichen Kennerin französischer Literatur und Geschichte nicht anders zu erwarten steht, ist Ton und Farbe des Zeitalters Franz des Ersten, denn Er ist der Valois, durch dessen Augen sich der Spruch, daß sie den Fontenoys Unglück bringen, an einem schönen, unschuldigen Kinde dieses Hauses so furchtbar bewährt, vortrefflich geschildert. Die Erzählung ist somit nicht nur eine sehr interessante Herzensgeschichte, sondern, was mehr ist, ein schätzenswerthes Zeit- und Kulturbild. Nicht uninteressant dürfte auch ein Vergleich sein zwischen der darin geschilderten Gefangenschaft des französischen Königs in Spanien mit jener, die wir den Franzosen-Kaiser im verflossenen Jahre auf Wilhelmshöhe erdulden sahen.

Literarischer Sprechsaal.

Ihre Majestät die Kaiserin und Königin haben an den Herausgeber dieser Blätter in Folge der Uebersendung der beiden ersten diesjährigen Nummern des „Magazin für die Literatur des Auslandes" nachstehendes gnädiges Handschreiben gerichtet:

„Empfangen Sie Meinen aufrichtigen Dank für die Sendung von zwei Heften Ihrer Zeitschrift, welche wegen ihres Inhalts Meine ganze Theilnahme in Anspruch nehmen, und seien Sie versichert, daß Ich die Bestrebungen des Magazins für die Literatur des Auslandes, welches sich bereits eines vierzigjährigen Bestandes rühmen darf, fortgesetzt mit Interesse und Anerkennung verfolge.

Berlin, den 20. Januar 1872.

Augusta."

An den Redacteur Joseph Lehmann
hier.

Die „Illustrirte Zeitung" vom 20. Januar (Nr. 1490) bringt die Abbildung einer klassisch schönen Marmorbüste der verewigten Kaiserin Alexandra Feodorowna von Rußland, geborenen Prinzessin Charlotte von Preußen — eines Kunstwerkes, das

---

*) Kiel E. Homann, 1871. (19 S.)

*) Von Claire von Glümer. Berlin, R. Lesser.

einen um so höheren Werth besitzt, als es von der Hand der Deutschen Kronprinzessin Victoria, Princess Royal von Großbritannien, gearbeitet ist. Dieses edle Werk würde jedem Meister der Bildhauerkunst zum Ruhme gereichen, so erhaben ist der Eindruck, den es macht, so imponirend der Geist, der aus den schönen majestätischen Zügen des Antlitzes spricht. Die Marmorbüste wurde vom Kaiser Wilhelm dem in Berlin lebenden russischen Staatsrath A. Th. von Grimm, Verfasser einer bereits in zweiter Auflage erschienenen Biographie der Kaiserin Alexandra*), zum Geschenk gemacht, und zwar von folgendem, eigenhändigen Schreiben Sr. Majestät begleitet: „Nehmen Sie dieses Zeichen unserer Anerkennung, so wie es aus den Händen meiner Schwiegertochter hervorging, freundlich auf. Obgleich es nur aus der lebhaften Erinnerung geschaffen wurde, ist es doch das gelungendste Abbild, das von der Kaiserin existirt."

In Weißenfels ist ein Comité zusammengetreten, um das auf dem dortigen Nicolai-Friedhofe befindliche, noch völlig schmucklose Grab Friedrich's von Hardenberg (Novalis) an seinem hundertsten Geburtstage, am 2. Mai d. J., mit einem einfachen, aber künstlerisch ausgeführten Denkmal zu schmücken. Das Comité wendet sich mit einem Aufrufe an die zahlreichen Freunde der Novalis'schen Muse, besonders aber auch an alle diejenigen Orte und Landschaften, welche zu dem Leben des edeln thüringischen Sängers in Beziehung gestanden, mit der dringenden Bitte, Beiträge zur Errichtung eines Novalis-Denkmals auf dem Grabe des Dichters sowohl selbst beizusteuern, als auch in ihren Kreisen zu sammeln und sodann an den Stadtältesten Immisch daselbst einzusenden. Gewiß wird diese Bitte vielfachen Anklang im deutschen Lande finden. Ist es ja Jedem durch die schöne Einrichtung der „Postanweisungen" so leicht gemacht, sein Scherflein nach Weißenfels zu senden.

In Belgien besteht der Gebrauch, daß die General-Prokuratoren, wenn die Gerichte nach den Ferien wieder zusammentreten, bei Gelegenheit der ersten Sitzung über einen den Zeitverhältnissen naheliegenden Gegenstand einen längeren Vortrag halten, der nicht selten auf Beschluß des Gerichtes gedruckt wird. In Lüttich hielt kürzlich bei solcher Veranlassung der General-Prokurator Beltjens eine Rede über die Neutralität, welche jetzt als Broschüre herausgegeben worden ist.**) Der Redner hat darin nicht sonderlich viel Neues mitgetheilt; aber die Arbeit empfiehlt sich dadurch, daß sie das Material mit besonderem Rückblick auf den letzten Krieg übersichtlich und parteilos zusammengestellt. Mit Vorliebe hat der Redner aus deutschen Quellen geschöpft, und Bluntschli's codificirtes internationales Recht, sowie Heffters Werk über den gleichen Gegenstand sind von ihm am häufigsten zu Rathe gezogen worden. Von französischen Rechtslehrern sind benutzt: Bravard-Veyrières, Des prises maritimes (Paris 1861) und Leveillé, De l'inviolabilité de la propriété des belligérants sur mer (Paris, 1863). Beltjens preist Belgien glücklich, daß es in seiner Neutralität die Pflichten der Humanität durch Spendung von Liebesgaben gegenüber den Verwundeten und Kranken beider kriegführenden Theile habe erfüllen können, und führt aus, daß die belgische Regierung die Gesetze der Neutralität durchaus tadellos beobachtet habe, was auch wir, in Deutschland, mit Vergnügen anerkennen.

*) 2 Bde. Leipzig, J. J. Weber.

**) De la Neutralité. Discours prononcé par M. Beltjens, Procureur-Général, á l'audience de rentrée de la Cour d'appel de Liége, le 16. Octobre 1871, et dont la Cour a ordonné l'impression. Liége Léon de Thier, 1871.

„Eine Neujahrsgabe für Oesterreichs politische Kinder" ist der zweite Titel einer kleinen Schrift, deren Haupttitel „Graf Beust im Lichte der Wahrheit" ist.*) Unmittelbar nach der Entlassung des österreichischen Reichskanzlers hatte man diesen, der soeben eine hervorragende Rolle bei der Durchkreuzung der tschechischen Herrschafts-Pläne gespielt, als einen Märtyrer seiner „deutschen" Gesinnung, seiner angeblich staatsmännischen Politik dargestellt. Von diesem Irrthum ist man in Deutschland allerdings bereits zurückgekommen, als man vernahm, Graf Beust habe seine Reise nach London, wo er jetzt den Posten eines österreichischen Botschafters bekleidet, über Paris und Versailles unternommen, um dort vertrauliche Mittheilungen über die Politik des von ihm vertretenen Staates zu machen. Aber die vorliegende Enthüllungsschrift geht noch weiter, indem sie nicht bloß vom Gesichte des sächsischen Höflings die patriotische, deutsch-österreichische Maske abreißt und ihn als einen politischen „Abenteurer" im vollsten Sinne des Wortes nachweist, sondern auch den eigentlichen Grund seiner Entlassung als Reichskanzler aufdeckt. Dies ist kein anderer, als der der thätigen Theilnahme des Grafen an dem bekannten Wiener Börsen- und Gründer-Schwindel und des dabei vorgekommenen Mißbrauches der Amtsgewalt und der Verletzung des Amts-Geheimnisses von Seiten des Leiters der österreichisch-ungarischen Politik. Der Graf hat nicht bloß, wie bei vielen anderen ähnlichen Geldinstituten, bei der Gründung der „Wiener Bank", deren mißglückte Finanzspeculationen das bekannte tragische Ende des Grafen Wratislav herbeiführten, eine verhängnißvolle Rolle gespielt, sondern er war auch mit dem Chef eines der hervorragendsten Wiener Bankhäuser, mit dem Träger einer europäischen Firma, in die engste Verbindung getreten, indem er diesem stets über die Wandlungen und die jeweilige Lage der politischen Situation Oesterreichs in dessen Beziehungen zu den anderen Großmächten die genauesten Nachrichten zukommen ließ, in Folge deren das gedachte Haus an der Wiener und an auswärtigen Börsen mit solchem Erfolge speculiren konnte, daß ihm und seinem stillen diplomatischen Associé dadurch die größten Summen als Gewinn erwuchsen. Die sogenannte Hofcamarilla in Wien, dem Reichskanzler längst abhold, hatte es sich angelegen sein lassen, sich über diesen Punkt die unzweifelhaftesten Zeugnisse zu verschaffen und diese dann dem Kaiser vorzulegen, was die Folge hatte, daß dem Grafen Beust die Alternative gestellt wurde, entweder seine Entlassung zu fordern, oder die compromittirendsten Enthüllungen über sein Treiben in die Oeffentlichkeit gebracht zu sehen.

*) Leipzig, Luckhardt'sche Verlagsbuchhandlung, 1872. (43 S.)

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 3. Februar 1872. [Nº 5.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Christoph Scheurl von Nürnberg.

Neue Beiträge zur Geschichte des Reformations-Zeitalters.

I.

„Briefe sind Archive; verwahre meine Briefe!" schrieb Chamisso einmal an seinen Freund de la Foye. Derselbe Gedanke war es vermuthlich, welcher den Sohn des reichen Handelsherrn Scheurl, den Rechtsconsulenten der freien Reichsstadt Nürnberg, Christoph Scheurl II., seiner Zeit bestimmte, seine Briefe nach gut kaufmännischer Sitte, theils selbst zu copiren, theils von einem Schreiber copiren und auf diese Weise wohlgeordnet in einem Folianten, der sich gegenwärtig im Germanischen Museum zu Nürnberg befindet, aufbewahren zu lassen.

Es war ein verdienstliches Unternehmen des im Jahre 1869 verstorbenen Freiherrn Franz von Soden, welcher durch seine Verheiratung mit Fräulein Caroline von Scheurl selbst in die Scheurl'sche Familie eingetreten war, diese Briefe der Oeffentlichkeit zu übergeben. Unter dem Titel: Christoph Scheurl's Briefbuch, ein Beitrag zur Geschichte der Reformation und ihrer Zeit, war der erste, von Herrn von Soden gemeinschaftlich mit J. K. F. Knaake, Lehrer und Prediger am Cadettenhause in Potsdam, herausgegebene Band dieses Briefwechsels im Jahre 1867 erschienen, welcher die Briefe Scheurl's bis zum Jahre 1517 enthielt. Gegenwärtig, nach dem Tode des Freiherrn von Soden, hat Herr Knaake auch den zweiten Band der Sammlung, welcher die Briefe Scheurl's vom Jahre 1517 bis zu seinem im Jahre 1542 erfolgten Tode bringt, nachfolgen lassen.*)

Competente Stimmen der Kritik hatten schon den ersten Theil des Werkes als einen höchst schätzenswerthen Beitrag zur Geschichte der großen Zeit, in welcher der Schreiber der Briefe lebte, begrüßt, und auch das „Magazin" hat sich seiner Zeit in diesem Sinne über das Buch ausgesprochen. Der gegenwärtig veröffentlichte zweite Band ist geeignet, dieses Urtheil in jeder Weise zu bestätigen. Briefe aus einem vergangenen Zeitalter selbst wenn sie bei weitem geringfügigeren Inhalts und von untergeordneteren Persönlichkeiten verfaßt sind, haben an sich schon ihr großes Interesse, weil nichts geeigneter ist, uns das Bild einer vergangenen Zeit in so scharfen Zügen wieder herzustellen als dergleichen, zunächst gar nicht auf die Veröffentlichung berechnete und daher unbefangen in das ganze Detail des Lebens eingehende, schriftliche Ergüsse. Planmäßige historische Darstellungen einer vergangenen Zeit können diesen eigentlichen Reiz und Vorzug solcher autographischen Denkmäler niemals ersetzen. Um wie viel höher muß das Interesse an solchen Zeugnissen der Vergangenheit aber steigen, wenn sie, wie in dem vorliegenden Falle, einer von den höchsten geistigen Interessen lebhaft bewegten Zeit entsprungen, und von einer immerhin bedeutenden Persönlichkeit, wie Christoph Scheurl war, ausgegangen sind. Scheurl, in hochangesehener Stellung in seiner damals im Zenith des Reichthums und der Kultur stehenden Vaterstadt Nürnberg lebend, konnte die Strömungen der Zeit wie von einer hohen Warte aus beobachten, stand mit den hervorragendsten Männern dieser Zeit, einem Staupitz, Luther, Melanchthon, Eck, Herzog Georg von Sachsen, Erzbischof Albrecht von Mainz u. A., also Männer der entgegengesetztesten Richtung, im Verkehr, war daher im vorzüglichsten Grade geeignet, jene Zeit in seinen Briefen abzuspiegeln.

Von der hohen Bedeutung, dem materiellen und geistigen Reichthum jenes Zeitalters, welches im Wechsel äußerer Ereignisse dem unsrigen nicht nachstand, durch die Fülle seines geistigen Gehalts dasselbe aber übertraf, giebt die vorliegende Briefsammlung einen Beleg, welcher die höchste Vorstellung, die wir von jener Zeit hegen können, nur bestätigen und erweitern muß. Vermittelst der unlängst erfundenen Buchdruckerkunst wurden damals die geistigen Schätze der Vergangenheit, wie der Gegenwart, mit einer Rührigkeit und Schnelligkeit in Umlauf gesetzt, welche von dem noch heutzutage beliebten Verkehr „durch Buchhändler-Gelegenheit" an Raschheit nicht übertroffen wird. Und dieser Circulation der Bücher entspricht ein Verkehr der Menschen innerhalb der Centralpunkte der Wissenschaft, der Kunst und des Handels, welcher uns selbst heutzutage, im Zeitalter der Eisenbahnen, noch mit Erstaunen erfüllt. Der Verfasser der vorliegenden Briefe wird von seinen Aeltern schon in seinem fünfzehnten Jahre, zugleich mit seinem jüngeren Bruder Albrecht, von Nürnberg aus auf das Gymnasium zu Heidelberg geschickt, geht dann schon, 1498, zwei Jahre später, also eben erst siebzehn Jahr alt, auf die Universität Bologna, dem damaligen hervorragendsten Sitz der Wissenschaften, wo er sich des Unterrichts der vorzüglichsten Männer der Zeit erfreut, durchreist von dort aus wiederholt ganz Italien, und kehrt erst nach neunjährigem Aufenthalte daselbst, nachdem er sich mit Sprache, Sitten und Gebräuchen des Landes auf das Genaueste bekannt gemacht und in den damals in Italien im größten Flore stehenden Wissenschaften sich die höchsten Ehren erworben hat, in seine Heimat

*) Potsdam, Gropius'sche Buchhandlung (A. Krausnick), 1872.

Nürnberg zurück. In der That ein Bildungs-Cursus, den die Nürnberger Patricier-Familie ihren Sprößling durchmachen ließ, wie er heutzutage kaum den Söhnen der vornehmsten und reichsten Familien zu Theil wird!*)

Zu dieser geistigen Regsamkeit bildet der Reichthum und Wohlstand der Lebensweise eine gediegene, entsprechende Grundlage; die Häuser der Bürger in der Stadt bieten Wohnungsstätten, um die sie, wie es in einem damatigen Werke über Nürnberg heißt, ein König von Schottland beneiden könnte! Fürsten und Herren kehren wiederholt in diesen Bürgerhäusern ein und nehmen dort auf längere Zeit Quartier, wie denn das Scheurl'sche, vom Vater Christoph erworbene und noch jetzt im Besitze der Scheurl'schen Nachkommen befindliche Familienhaus, Nr. 606 in der gegenwärtigen Burgstraße, wiederhott Fürsten und Könige als Gäste in seinen Mauern sah. Künstler, wie Albrecht Dürer, im Scheurl'schen Briefbuche wiederhott als Apelles Germaniae genannt, und Peter Vischer, zieren dieses Leben und diese bürgerlich reichen Wohnstätten mit den Erzeugnissen ihrer Kunst, und ein Hans Sachs durchflicht es mit seinen heitern Reimen. Denkt man dazu den Hintergrund der großen reformatorischen Bewegung, wie sie aus der Universität Wittenberg, dem deutschen Centralpunkte der Wissenschaft, der Scheurl selbst, unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Italien ats Lehrer und Lector angehörte, wie aus einem frischen Borne in immer erhöhter, nie versagender Stärke entströmte, denkt man sich dazu den Hintergrund der großen politischen Ereignisse, welche sich um die Person des von Scheurl hochverehrten und persönlich gekannten Kaisers Karl V. gruppirten, so ergiebt sich daraus das Bild einer Zeit, welches in der oberflächlichsten Darstellung anziehend wirken muß, und welches in einer so in's Detail eingehenden und mit so frischen Farben aufgetragenen Copie, wie sie die vorliegende Briefsammlung bietet, uns auf's Angenehmste fesseln und nachhaltig auf uns einwirken muß.

Dazu besaß der Verfasser der Briefe, unser Christoph Scheurl, Eigenschaften, welche ihn zwar keineswegs zu einem großen Manne stempelten, ja, wie wir gleich sehen werden, sogar einen in mancher Hinsicht schwächtichen Charakter bildeten, die aber in vorzüglichem Grade dazu geeignet sind, seinen Briefwechsel reichhaltig und mannigfach zu machen. Wie manche Menschen die Neigung haben, Kunstschätze, Bücher u. dgl. zu sammeln, so war ein hervorstechender Charakterzug Scheurl's, um nicht zu sagen, sein hervorstechendster, das Verlangen, ja die Sucht, mit den angesehensten Männern seiner Zeit in schriftlichen Verkehr zu treten und sie sich wo möglich zu Freunden zu machen. Zahlreiche Stellen der Briefe in dem vorliegenden Bande verrathen, daß Scheurl in die Erwerbung solcher Freundschaften, und in die Vermittlung der Bekanntschaft der von ihm schon erworbenen Correspondenzen mit anderen ausgezeichneten Männern geradezu eine Ehre, ja seinen Ruhm und Triumph setzte. Der Brief Scheurl's an Luther vom 2. Januar 1517, mit welchem der vorliegende Band beginnt, fängt gleich mit den Worten an: „Durch dein Augustinisches Bekenntniß, deine weitbekannte Tüchtigkeit und deinen gefeierten Namen fühle ich mich dir so im Besondern verbunden, verehrungswürdiger Vater, daß ich herzlich wünsche, dein Freund zu werden und in das Verzeichniß deiner Bekannten eingetragen zu werden." Dieser Satz bildet gewissermaßen den Refrain aller Scheurl'schen Briefe. Mutatis mutandis kehrt diese Wendung in den meisten derselben wieder. „Durch Gottes Güte", schreibt er an Luther's erbitterten Gegner, Eck, am 14. Mai 1518, „erfreue ich mich der Bekanntschaft vieler und darunter der ausgezeichnetsten Männer, und habe niemals Jemandes Meinung von mir getäuscht. Unter den Besten derselben nimmt Eck's weitbekannte Tüchtigkeit den ersten Rang ein u. s. w." Aus dieser Sucht Scheurl's, mit den gefeiertsten Männern seiner Zeit in Verbindung zu treten, ist es noch mehr zu erklären, daß er mit den hervorragenden Größen der reformatorischen Bewegung, einem Luther, Melanchthon, Spalatin, Amsdorff, Carlstadt und Anderen im Briefwechsel stand, als aus einer größeren inneren Uebereinstimmung seiner Natur mit den reformatorischen Bestrebungen. Allerdings war er auch durch seine Lehrthätigkeit in Wittenberg, wohin er vom Kurfürsten Friedrich dem Weisen unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Bologna, im Jahre 1507, als Lehrer des Rechts berufen worden war, und wo er selbst ein halbes Jahr lang, vom 1. Mai 1507 an, die Stelle eines Rectors der Universität bekleidet hatte, in Verbindungen mit den späterhin in der reformatorischen Bewegung hervortretenden Männern gerathen. Im Uebrigen war er aber eine mehr höfische, an den alten Gebräuchen hängende Natur, und es ist nur sehr bedingt richtig, wenn Jöcher in seinem Gelehrten-Lexikon von ihm berichtet, daß er die Reformation mit großem Nachdruck befördert habe, eine Behauptung, die spätere Literarhistoriker dem Jöcher ohne Beweis so oft nachgeschrieben.

Wenn Scheurl später, am 23. December 1536 an seinen Freund Otto Beckmann schreibt: „Ich werde durch Gottes Güte bis zu meinem letzten Athemzuge in der Einheit des katholischen Glaubens verharren und befinde mich in der Verfassung, daß ich aller Lutheraner Gunst und Haß für nichts achte", oder wenn er in demselben Briefe bemerkt: „In meinem ganzen Leben hat mich der Umgang mit Fürsten und ausgezeichneten Männern erfreut", und ebenda: „Ich bin von ganzem Herzen kaisertich, ich kämpfe ohne Unterlaß im Lager des Kaisers, indem ich mich der Feder als Lanze bediene und Alles was zum Lobe des Kaisers dient, verbreite;" wenn er später, in dem Briefe an Eck vom 13. Februar 1540, in welchem er diesem Freunde den Einzug und Aufenthalt König Ferdinand's in Nürnberg schildert, berichtet: „König Ferdinand habe beim Anblick des festlichen Gepränges, durch welches die Nürnberger seinen Einzug feierten, ausgerufen: „Ja, die Nürnberger haben mich immer geliebt und, ich sie!" und begeistert hinzufügt: „O ein königlicher Wahrspruch, o ein Ausruf, welcher des großen Königs würdig ist! Auch hat sich der König nicht getäuscht. Ich will darauf sterben, so wahr Gott mich lieb hat, wenn man die Herzen der Besten aus Volk und Bürgerschaft zerschneidet, so wird man nur die römischen Adler, nur den dreigetheilten rothen und weißen Wappenschild darin erblicken!" wenn er ebenda voll Entzücken berichtet, wie König Ferdinand, am Morgen seines Wegganges, ihm, der dem Zuge aus dem Fenster zugeschauet, noch einmal gnädig zugenickt habe: so sind diese Aeußerungen viel charakteristischer für Scheurl und verrathen den innersten Zug seines Herzens viel mehr, als die Aeußerungen der Sympathie mit der Sache der Reformation, wie sie sich in seinen früheren Briefen vorfinden. Der Glanzpunkt in seinem Leben bleibt für ihn immerdar die Gesandtschaftsreise zum neuerwählten Kaiser Karl V. nach Barcelona, welche er, im Auftrage des Rathes von Nürnberg, am 13. September 1519, unmittelbar nach seiner Verhei-

*) Vergleiche darüber die beiden Schriften von von Soden: Christoph Scheurl II. und sein Wohnhaus in Nürnberg (Nürnberg 1837), und Beiträge zur Geschichte der Reformation und der Sitten jener Zeit mit besonderem Hinblick auf Christoph Scheurl II. (Nürnberg 1855), Beides eigentlich nur Biographieen von Scheurl, die letztere eine Ergänzung und Vervollständigung der ersteren.

ratung, unternehmen mußte. Die huldvolle Aufnahme, welche er dort bei dem jungen Monarchen fand, die gewinnende Persönlichkeit des jugendlichen Fürsten selbst, hatten es ihm für immer angethan. Seit der Zeit war er und blieb er, wie er in jenem späteren Briefe an Otto Beckmann schrieb, totus Caesareus.

Die Vertretung der deutschen Sprache und Literatur auf der neuen Hochschule zu Straßburg.

Ein vaterländischer Wunsch.

Die glücklich begonnene Gründung einer deutschen Hochschule in Straßburg erregt den lebhaftesten Wunsch, daß vor Allem die deutsche Sprache und Literatur auf ihr eine würdige, ja glänzende Vertretung finde; gilt es ja hier durch die That zu zeigen, welchen hohen Werth wir auf unsere Muttersprache und die geistigen Errungenschaften unserer Dichter und Weisen legen, gilt es ja, bei der Jugend des wiedergewonnenen Bruderlandes, mit der die Söhne aller deutschen Gauen sich bald in edlem Wetteifer verbinden werden, das Beste, was wir besitzen, zu voller Anerkennung und eindringlichem Verständniß zu bringen. Leider ist auf unsern deutschen Hochschulen die neuere deutsche Sprache und Literatur (für die ältere wird in letzterer Zeit ausreichend gesorgt) ein trauriges Anhängsel an andern Professuren, und wird nur mit den schmalsten Bissen bedacht, da höchstens ein paar Lieblings-Vorlesungen gehalten werden, und meist von solchen, die nichts weniger als aus der reichen Fülle umfangreicher, allseitiger Kenntniß schöpfen. Vor Allem sollte sich die neue elsässische Hochschule nicht die Ehre entgehen lassen, im Deutschen Reiche den ersten Lehrstuhl für Goethe zu gründen, den das deutsche Volk mit demselben Rechte verlangen darf, mit welchem Italien längst seinem Dante diese Ehre hat angedeihen lassen. Welchen massenhaften Stoff Derjenige bewältigen und sich aneignen muß, der sich auf Goethe gründlich einlassen will, weiß Jeder, dem nur eine Ahnung von dem Reichthum unserer täglich neuen belangreichen Mittheilungen bringenden Goethe-Literatur aufgegangen ist, so daß eine nebensächliche Beschäftigung mit Goethe zu einer der Wissenschaft würdigen Vertretung unseres, eine Welt umfassenden Dichterfürsten mit nichten hinreicht. Und wer sich eindringlich mit Goethe beschäftigt, kann ein gleich genaues Eingehen auf seinen großen Freund Schiller nicht umgehen, ja er muß auch Herder, Lessing, Wieland und der ganzen zeitgenössischen deutschen Literatur eine mehr als oberflächliche Betrachtung zuwenden, so daß der Kreis seiner Studien schon so ein höchst umfangreicher wäre, käme nicht hinzu, daß er dem Dichter nach allen den oft entlegenen Quellen folgen muß, aus denen er sich gebildet hat. Neben einer solchen, in's Einzelnste dringenden Kenntniß, verlangen wir aber für einen Vertreter Goethe's auf unseren Hochschulen zugleich echt deutschen Sinn und feines Gefühl für sittliche und dichterische Größe. Wenn überhaupt nur warme Begeisterung wahrhaft förderlich auf die aufstrebende Jugend wirken kann, so gilt dies besonders bei Goethe, an dem böser Wille, Unkenntniß und Beschränktheit so viel gemäkelt hat, da Wenigen nur die Einsicht gekommen ist, welch' eines tiefen Blickes es bedarf, um Goethe's menschliche und dichterische Größe auch nur annähernd richtig zu würdigen. Möge man es sich gesagt sein lassen, daß hierfür nur das Beste gut genug ist. Wir denken uns, daß ein Vertreter Goethe's auf einer deutschen Hochschule nicht nur über des Dichters Leben und Wirken, bald im Ganzen, bald nach einzelnen Seiten eingehende Vorträge halte, sondern auch besondere Dramen, andere Gedichte und sonstige Werke genau zergliedere und im Einzelnen erkläre, ja auch die Studirenden, welche berufen sind, einst auf unsern gelehrten Schulen den deutschen Unterricht zu übernehmen, anleite, wie sie bei der Erklärung für Schüler sich zu verhalten haben. Letzteres sollte nicht bloß für Goethe, sondern auch für Schiller und andere deutsche Dichter und Schriftsteller in einem wohleingerichteten deutschen Seminar geschehen. Wir haben auf unsern Hochschulen philologische, historische, naturwissenschaftliche u. a. Seminare, aber für die neueren Sprachen und insbesondere für unsere Muttersprache geschieht hierin meist gar nichts oder in höchst unzureichender Weise. Daß auch die altdeutsche Sprache und Literatur in einem solchen Seminar vertreten werde, versteht sich von selbst, aber auch Anleitung zu schriftlichen Ausarbeitungen müßte hier gegeben, rhetorische und stilistische Uebungen angestellt werden, deren gänzlicher Mangel an unsern Hochschulen höchst bedauerlich wirkt. Nur auf diese Weise wird es erzielt werden können, daß die jungen Lehrer nicht mehr, wie bisher, ganz roh und ungebildet an unsern gelehrten Schulen den deutschen Unterricht übernehmen, und so den schwierigsten, aber auch unendlich förderlichen Zweig des gelehrten Unterrichts, statt ihn zu einem bedeutsamen Bildungsmittel zu erheben, zu einem für sie und den Schüler langweiligen, geisttödtenden Frohndienst erniedrigen. Hier liegt der schlimmste Schaden unserer höhern Schulen; denn die ehrenhaften Ausnahmen kommen nicht in Betracht und entschuldigen nicht die sorglose Vernachlässigung von der betreffenden Seite. Möge die neue Hochschule auch für würdig ausgestattete Seminare der deutschen und der übrigen neuern Bildungssprachen gewissenhaft Sorge treffen, und durch eine Anzahl wissenschaftlich tüchtiger, von regem Eifer erfüllter Männer eine Musteranstalt schaffen zum reichsten Segen für nähere und fernere Kreise. In dieser Beziehung könnte die neue Hochschule eine bedeutende Anziehungskraft üben, wenn auch wohl ihr Beispiel, wie zu hoffen steht, in nicht zu langer Zeit andere Hochschulen zu ähnlicher Förderung der wissenschaftlichen Pflege der neuern Sprachen antreiben würde. Einen solchen Anstoß gegeben zu haben, würde ein lohnendes Bewußtsein gewähren, neben dem reichen Gewinne, der ihr selbst daraus zufließen wird. Möge unser Straßburg, wo der geistsprühende Dichterjüngling seine ersten freien Flügelschläge that und zum Dichter der „Herzensirrung" und „Weltverwirrung" geweiht wurde, die erste würdige Vertretung Goethe's und der gesammten neuern deutschen Dichtung und Sprache an einer deutschen Hochschule bieten! Der Dank der Besten des Vaterlandes, die mit inniger Theilnahme der Gründung seiner neuen Hochschule zugewandt sind, würde ihm in Gegenwart und Zukunft nicht entgehen!

—r.

Sociales und Politisches aus Oesterreich.

Je mehr bei uns in Deutschland nicht bloß das Naturgemäße, sondern auch die hohe Wichtigkeit eines freundlichen Verhältnisses zwischen Deutschland und Oesterreich, eines innigen Zusammenhaltens beider Staaten für das Wohl beider, wie für den Frieden Europas erkannt wird, um so lebhafter richten sich unsere Blicke nach dem Nachbarstaate, um so größer ist das Interesse, näher und eingehender über seine Lage unterrichtet zu werden, womit jedoch keineswegs ausgedrückt werden soll, als wären uns die Zustände in Oesterreich früher gleichgiltig gewesen. Wir

können im Gegentheil behaupten, daß man in Deutschland auch nach 1866 den sich dort entwickelnden verschiedenen Phasen des politischen Lebens mit Aufmerksamkeit und Theilnahme gefolgt ist, unbeirrt von dem Hasse, welcher sich nach den Niederlagen von Sadowa dort gegen das „Preußenthum" kundgab. Wir wußten die Empfindungen, denen dieser Haß entsprang, zu verstehen und zu entschuldigen, wir vergalten ihn nicht; unsere Presse antwortete nicht in dem Ton, der von der Donau her schallte; wir glaubten auch nicht an eine Verwirklichung der Rachepläne, mit denen man uns drohte und hielten unbeirrt an der Hoffnung fest, daß sich früher oder später ein gutes, naturgemäßes Verhältniß zwischen Deutschland und Oesterreich ergeben müsse, ein Verhältniß, besser, klarer und ersprießlicher, als stattgehabt, seit Brandenburg unter dem großen Kurfürsten zu einer erhöhten Machtstellung gelangte und unter seinem Sohne sich in ein Königreich Preußen umwandelte.

Unsere Hoffnungen haben uns nicht betrogen; die Stimmung in Oesterreich und Ungarn ist seit dem französischen Kriege und seitdem man sich überzeugt, daß das Deutsche Reich die gewonnene Machtstellung keineswegs im Interesse einer Eroberungs- und Angriffs-Politik ausbeuten will, eine durchaus friedliche und freundliche gegen uns geworden. Die Furcht, Europa werde mit dem Fall Frankreichs und der Erhebung Deutschlands nur den Heerd der Unruhe verlegt sehen, der Anspruch auf Suprematie und Einmischung werde statt in Paris nun in Berlin erhoben werden, ist zerstreut; das Deutsche Reich findet von Tag zu Tag mehr Vertrauen auf seine Friedfertigkeit. Von der andern Seite können wir auch nicht umhin, einzugestehen, daß die Aeußerungen des Hasses, die Drohungen der Rache, welche wir einst aus Oesterreich vernommen, uns in einem wesentlich anderen Lichte erscheinen, seitdem wir kennen gelernt, was man in dieser Beziehung in Frankreich zu leisten vermag. Man hat in Oesterreich weidlich geschimpft und gedroht, aber man hat weder unseren Offizieren und unseren Soldaten, noch unseren Gelehrten die Ehre abgeschnitten. Man hat nicht wehrlose, friedliche Leute aus Oesterreich ausgetrieben; man hat den Preußen resp. Norddeutschen nicht für vogelfrei erklärt; man hat ihn nicht, weil er ein solcher war, gemordet und noch viel weniger derartige Mordthaten vor Gericht freigesprochen und für patriotische Handlungen erklärt. Man hat die Wunde, welche der Krieg geschlagen, nicht vergiftet, hat nicht durch wahnwitziges Gebahren die ganz natürliche augenblickliche Verbitterung zu einem jeder Heilung spottenden Uebel gemacht, zu einem Abgrunde erweitert, dessen Ueberbrückung unmöglich wird. Mit Beendigung des Kampfes gegen Oesterreich, des tiefbeklagten und doch nothwendigen Kampfes, gab es bei uns keine Erbitterung mehr, ja sie hatte eigentlich selbst während des Krieges nicht bestanden; die Kundgebungen aus Oesterreich waren nicht geeignet, daran etwas zu ändern, und so stand einer Versöhnung nichts im Wege, sobald man sich in Oesterreich nur dazu entschloß. Dagegen hat es den Anschein, als werde der Haß zwischen Franzosen und Deutschen mindestens für ein Jahrhundert zu einem Dogma gemacht werden.

Wir haben an einem freundschaftlichen, friedlichen Zusammengehen mit Oesterreich, wir haben an dessen innerem und äußerem Erstarken das lebhafteste Interesse und können daher nur mit aufrichtiger Betrübniß, mit dem herzlichen Wunsche, daß der Verfasser zu schwarz gemalt, daß er übertrieben habe, Schilderungen lesen, wie eine solche uns in einer Broschüre „Skizzen aus dem socialen Leben Oesterreichs"*) vorliegt.

*) Leipzig, Luckhardt'sche Verlagsbuchhandlung. 1871.

Der Verfasser, welcher sich nicht genannt hat, sondern sich nur als Verfasser der Schrift: Volkswirthschaftliche Zustände in Oesterreich, auf die er sich auch öfter bezieht, bezeichnet, will einen Beitrag zur Charakteristik der österreichischen Verhältnisse geben. Zum großen Theil beschränkt sich diese Schilderung aber doch auf Wien, und wir möchten uns die Frage und auch den Zweifel erlauben, ob denn Wien in der That der alleinige Maaßstab für österreichische sociale Zustände sei? Wir glauben, die Großstädte London und Paris, Wien und Berlin haben unter einander eine viel größere Familien-Aehnlichkeit, als jede dieser Metropolen die Physiognomie des Landes, dem sie angehört, repräsentirt.

Die Wohnungsnoth, welche der Verfasser als ein chronisches Uebel in Wien schildert und besonders den sogenannten „Vermittlern" zur Last legt, welche sich jeder freiwerdenden Wohnung zu bemächtigen wissen, und sie den Miethern nur gegen einen Aufschlag von fünfundzwanzig Procent überlassen, ist auch in Berlin zu einer Calamität geworden und dürfte durch Neubauten so wenig beseitigt werden wie in Wien. Denn was dort der „Wohnungsvermittler", das ist hier der „Häuserspeculant", beide die Blutsauger, welche sich vom Marke der mittleren und armen Bevölkerung nähren. In der Broschüre wird dieser künstlich erzeugten Wohnungsnoth die Schuld an der fortschreitenden Verarmung Wiens beigemessen; in Berlin erzeugt sie zunächst ein anderes Uebel, sie verringert den guten, intelligenten Mittelstand, indem sie Künstler, Gelehrte, Schriftsteller u. s. w., mit Einem Worte Leute, die nicht durch ihren Beruf gezwungen sind, in Berlin zu leben, zum Verlassen einer Stadt zwingt, in der man mit mäßigen Mitteln nicht mehr menschenwürdig leben kann. Dagegen wächst theils durch Zuzug, theils durch den Börsenschwindel die Zahl der Reichen, die sich nichts zu versagen brauchen und durch ihren Luxus den Mittelstand in die ärmere Klasse hinabdrücken, während für diese schließlich die Asyle der Obdachlosen über die ganze Stadt verbreitet werden könnten. Wahrlich die Schilderung des Wiener Börsen- und Gründungsschwindels aus den Jahren 1868 und 1869, den uns die Broschüre giebt, könnte ganz in derselben Weise aus den Jahren 1871 und 1872 von Berlin erzählt werden.

Ein dunkles Blatt der Broschüre ist die Geschichte der Prostitution in Wien, am dunkelsten und traurigsten deshalb, weil sie bereits tief in die Familien eingedrungen sei, die Heiligkeit der Ehe zerstört, sich durch alle Gesellschaftsklassen verbreitet habe und mit einer staunenswerthen Ungenirtheit und Offenheit betrieben werden soll. Was unser Familienleben anbetrifft, so ist es Gott sei Dank noch nicht dahin gekommen; auch wagt sich das Laster in Berlin noch nicht so ganz unverschämt und offenkundig an das Licht; wir haben aber wahrlich keine Ursache, das Haupt hochzutragen, wenn wir das sociale Deficit Berlins in seinem Hauptbestandtheil (der Prostitution) überblicken, wie Dr. Huppe es im statistischen Jahrbuche von 1871 gezeichnet hat, wenn wir des Unfugs gedenken, den schamlose Dirnen und deren Helfershelfer allnächtlich in den Straßen der deutschen Reichshauptstadt treiben, der Unsicherheit, über welche unsere Presse und unsere Einwohnerschaft energisch und wiederholt Klage erhebt. Auch das gewerbsmäßige Hazardspiel, die Bauernfängerei und alle damit verwandten edlen Industriezweige stehen in Berlin in ebenso üppiger Blüthe wie in Wien, werden hier wie dort, je nach den Lokalitäten, in denen sie getrieben, nach den Vögeln, die gerupft werden, von vornehmeren oder geringeren Gaunern ausgeübt; auch in dieser Beziehung kann es, nur mit dem Unterschiede, daß man auch hierin in Wien etwas ungenirter

und offener zu Werke zu gehen scheint, heißen: Tout comme chez nous.

Anders stellt sich das Verhältniß den Schilderungen gegenüber, welche die Broschüre von der unter dem österreichischen Adel herrschenden Verderbniß macht; es ergiebt sich hierbei sogleich die Wahrnehmung, daß die speciell von Wien erzählten Verhältnisse auch für Berlin zutreffend sind, während die sich auf österreichische Zustände beziehenden Schilderungen sich nicht so unbedingt auf Deutschland, resp. Preußen anwenden lassen. Wir wollen durchaus nicht behaupten, daß unser Adel in allen seinen Gliedern sich als die Blüthe der Nation repräsentirt und immerdar des Wahlspruches eingedenk ist: „Noblesse oblige." Grafen und Herzöge haben auch bei uns ihre Namen geliehen, um schwindlerischen Operationen ein Relief zu verleihen und nebenher ihre Taschen zu füllen; zweifelhafte Existenzen mit hochklingenden Namen giebt es auch bei uns, Verbrechen gegen Sitte und Eigenthum werden auch von Adligen verübt, aber ein so ungeheures, den Stand discreditirendes Contingent zur Verbrecher- und Schwindler-Statistik, wie die Broschüre dem österreichischen Adel nachweist, stellt der preußische nicht dazu. Freilich ist es auch in Preußen nicht so leicht, den Adel zu erlangen. Er ist nicht käuflich, wie dies von Oesterreich erzählt wird, wobei zugleich eine Käuflichkeit in der Beamtenwelt bis hinauf in die höchsten Kreise aufgedeckt wird, die, wenn sie nicht übertrieben ist, furchtbare Streiflichter auf österreichische Zustände wirft. Von dieser Fäulniß der Käuflichkeit und Bestechlichkeit sind aber, nach der Ansicht des Verfassers der uns vorliegenden Schrift, alle Schichten der österreichischen Gesellschaft angefressen. Er erzählt Beispiele davon aus der Armee, aus dem Steuer- und Justizfache, wie aus der hohen Diplomatie und nennt Vertreter der Presse, wie hervorragende Abgeordnete, welche ihre Stellung in eigennützigster Weise für ihre Taschen auszubeuten wissen. Was aber das Schlimmste dabei ist: die öffentliche Meinung nimmt, wie der Verfasser behauptet, an diesen Dingen keinen Anstoß, findet sie vielmehr ganz in der Ordnung.

Am stärksten erscheint uns aber das Bild, das von den in Galizien und Lodomerien organisirten Gesellschaften zum Zwecke der Bestechung bei der Rekruten-Aushebung entworfen wird. Daß sich unter den auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe stehenden polnischen Juden, die von Vaterlandsgefühl wenig wissen mögen und denen jedes Geschäft, bei dem sie etwas verdienen können, recht ist, dergleichen Gesellschaften bilden können, ist das am wenigsten Verwunderliche bei der Sache. Befremdender erscheint es schon, daß bei der Aushebung thätige Beamte, daß Aerzte und Offiziere sich der Bestechung dergestalt zugänglich erwiesen, daß die Befreiung vom Militärdienste zu einem ganz selbständigen Geschäftsbetriebe ausgebildet werden konnte; geradezu fabelhaft erscheint es aber, daß auf eine Denunciation hin der Präses der Aushebungs-Commission — der Verfasser der Broschüre nennt seinen Namen — beauftragt ward, sich als bestechlich zu stellen, während dem Denuncianten die Aufgabe zufiel, die militärscheuen Juden dem Major zuzuführen, die Bestechungsgelder anzunehmen und dann die Bestechenden zur Kenntniß der Behörden zu bringen. Dieses Verfahren wurde in einer so provokatorischen Weise in Scene gesetzt, daß man wohl fragen darf, ob der verübte Mißbrauch der Amtsgewalt nicht ein ebenso großes Verbrechen sei, wie die von den Juden verübte Bestechung? So viel steht fest: im deutschen Heere würde kein Offizier von seinen Kameraden geduldet werden, der sich zu solchen Handlungen hergegeben hätte, wie der Major.

Wir hoffen und glauben, daß die uns vorliegenden Mittheilungen stark gefärbt und übertrieben sein mögen und sprechen dies um so unbedenklicher aus, als der Verfasser der Broschüre sich in den Schleier der Anonymität hüllt, wir also keine greifbare Persönlichkeit mit unsern Zweifeln verletzen. Immerhin ist es aber zu bemerken, daß die Thatsache keineswegs anonym erzählt, sondern zu jeder Begebenheit die betreffenden Personen genannt sind. Mit Unwahrheiten haben wir es also nicht zu thun, höchstens mit Uebertreibungen, und es geht daraus hervor, daß im Staate Oesterreich doch in der That Vieles „faul" ist. Möchte es dem jetzt an's Ruder gekommenen verfassungstreuen Ministerium gelingen, wie nach so vielen Seiten, so auch in allen diesen socialen Verhältnissen heilsame Veränderungen zu schaffen. Allerdings hat sich in Bezug auf Verbesserungen in der inneren Politik Oesterreichs durch die oft über Nacht gekommenen totalen Umschläge im In- und Auslande eine so pessimistische Anschauung verbreitet, daß selbst das Ministerium Auersperg einer längeren Amtsdauer und der „Thaten" bedarf, um sich Glauben zu verschaffen.

Ein Bild von der durch das Völker-Conglomerat der österreichisch-ungarischen Monarchie und durch die von diesen einzelnen Völkern mit mehr oder weniger Unrecht erhobenen Ansprüche hervorgerufenen Zerfahrenheit giebt uns eine zweite Schrift oder vielmehr ein in einem größeren Sammelwerke*) enthaltener Aufsatz: „Skizzen aus Oesterreich", in welchem der Verfasser, Herr Friedrich Giehne, in humoristischer Weise die sich kreuzenden Ansprüche der verschiedenen Stammesgruppen, die wahrhaft babylonische Verwirrung in den Anschauungen, Wünschen und Bestrebungen der sich zur Mitleitung des Staatswesens berufen glaubenden Faktoren schildert. Ein zweiter Aufsatz behandelt „Oesterreich und den Katholicismus"; es ist eine Umarbeitung des bereits im Neujahrshefte der „Deutschen Vierteljahrsschrift" von 1870 vom Verfasser veröffentlichten Artikels „Staat und Kirche in Oesterreich".

Endlich möchten wir noch einige Worte über einen dritten in dem genannten Buche enthaltenen Aufsatz „Aus der Kriegszeit" hinzufügen und dem Verfasser gern unsere Anerkennung wegen seines gut deutschen Standpunktes ausdrücken, wenn wir uns auch mit seinen Ansichten nicht durchweg einverstanden erklären können. Das aber ist ja gerade eine der stärksten Seiten unseres Deutschthums, daß wir im Einzelnen von einander abweichen und doch, wo es das Ganze gilt, fest, geeint und dadurch unüberwindlich zusammenzustehen wissen.

Deutsche Tondichter von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart.**)

Der unsern Lesern wohlbekannte Verfasser hat seine im Victoria-Lyceum gehaltenen Vorträge über die Geschichte der Musik in Biographien in ihrer ursprünglichen populären Form abdrucken lassen und damit unsere Literatur angenehm bereichert. Von der als Thema der Rede behandelten Devise Beethovens: „Ein Musiker ist auch ein Dichter" ist das ganze Buch durchklungen. Es sind dieselben Namen, die schon Riehl als Modelle zu seinen Charakterköpfen gesessen haben, und welche La Mara zu den Studienköpfen begeisterten: Bach, Händel, Gluck und Haydn aus der alten Zeit, Mozart, Beethoven, Schubert und Weber aus

*) Skizzen und Studien von Friedrich Giehne. Würzburg, A. Stuber's Buchhandlung.

**) Vorträge von Dr. E. Naumann. Berlin, 1871, R. Oppenheim.

der Zeit der höchsten Kunstblüthe, Mendelssohn, Schumann, Meyerbeer und Wagner aus unseren Tagen; das Schlußcapitel ist der Gegenwart gewidmet.

Den Vorzug vor den genannten älteren Werken bildet der Umstand, daß die Literatur über die einzelnen Namen eine immer reichere geworden ist. In erster Linie sind hier zu nennen Otto Jahns „Mozart" und die Biographien von Gluck und Beethoven von Marx. Bach und Händel harren, ohne daß wir die Verdienste Bitters und Chrysanders verkennen, noch eines ausführlicheren Biographen, und Haydn hat überhaupt noch keinen Beschreiber gefunden; es scheint, als wirkte die unvergleichliche Bescheidenheit des Mannes ein Jahrhundert nach. Carl Maria von Weber hat seinem Sohne und dem Musik-Historiker Jähns Stoff zu zwei vortrefflichen Darstellungen geliefert, und statt einer Biographie Mendelssohns haben wir wenigstens seine reiche Briefsammlung. Ueber Schubert hat sich neuerdings einer seiner Wiener Landsleute und über Schumann Herr von Wasiliewsky ausgebreitet. Ueber Meyerbeer, Wagner und die Gegenwart darf der Verfasser selbst als Quelle angesehen werden. Je näher Naumann von der großen Vergangenheit zu unseren Tagen kommt, in eine desto kühlere Objectivität hüllt er sich ein. Mag hier die Neigung des Künstlers oder seine Besonnenheit mehr Schuld tragen, jedenfalls würde ein wärmeres Urtheil, ein gewagteres Hervortreten, oft einen besseren Eindruck machen. Wie weit eindringlicher spricht hier Robert Schumann selbst zum Herzen des Lesers, wenn er seine ganze künstlerische Persönlichkeit voll hineinträgt in die Stürme der Gegenwart. Das „Paradies und die Peri" dürfte z. B. zu viel unbedingterer Anerkennung hinreißen, „Robert der Teufel" zu viel präciserer Verurtheilung Anlaß geben, wenn der Verfasser denjenigen Impulsen offener gefolgt wäre, die wir aus seinen bisherigen Schriften zu erkennen vermeinten. Warum diese Weltklugheit, wo doch das Herz so warm schlägt? Und daß es dem Verfasser nicht an Wärme gebricht, dafür zeugt all das Schöne, was er über Gluck sagt, all seine Liebe zu Haydn und vor Allem der Schluß der Betrachtung über Weber. — Beherzigenswerth ist ferner das Essay über das Lied in der achten, Schubert betreffenden Vorlesung und auch was er gelegentlich der Beethoven'schen Symphonien über die Programmmusik sagt. Aber auch hier fordert Naumann den Widerspruch heraus, da alle die Herren, welche behaupten, daß man mit Fixirung des Programmes Beethoven seiner eigentlichen Größe berauben würde, die historisch unleugbare Thatsache vergessen, daß Beethoven selbst in Sonaten und Quartetten, in Ouverturen und Symphonien programmatische Ueberschriften über zahlreiche Sätze geschrieben hat.

Es hieße, Eulen nach Athen tragen, wollten wir wiederholen, daß Naumann vor allen zeitgenössischen Schriftstellern, die über Musik schreiben, den Vorzug des hochgebildeten Mannes hat. Reiche Kenntnisse, correcte Darstellung, guter deutscher Stil und insbesondere ein Reichthum an ästhetischer Analogie aus andern Kunstgebieten zeichnen auch dieses populär geschriebene Buch aus.

L. L.

Griechisches und römisches Alterthum.

Zur Alterthumsforschung.

Es liegen uns zwei von jüngeren Frankfurter Gelehrten verfaßte Schriften vor, die, obwohl zunächst dem Kreise der gelehrten Alterthumsforschung angehörig, doch weit darüber hinaus ein allgemeineres Interesse verdienen. In der Schrift „Forschungen zur spartanischen Verfassungsgeschichte"*) unterwirft Herr Dr. Trieber die wichtigsten Fragen der spartanischen Verfassung einer ebenso gründlichen wie scharfsinnigen Untersuchung, indem er die Grundsätze der neueren historischen Kritik zuerst auf dieses Gebiet mit Consequenz anwendet. Das Resultat ist der gewöhnlichen Tradition gegenüber ein vernichtendes, „es bleibt nichts Anderes übrig, als das Geständniß, daß wir über die ältere Zeit Sparta's nicht mehr wissen, als Tyrtäus in den erhaltenen Fragmenten zufälliger Weise berührt hat." Als Urheber der auch schon im Alterthum herrschenden Tradition wird vom Verfasser mit treffenden Gründen Ephorus nachgewiesen. Den Zusammenhang Sparta's mit Kreta sucht Dr. Trieber, im Gegensatz zur gewöhnlichen Anschauung, so zu erklären, daß spartanische Sitten und Gesetze durch Colonieen in Kreta eingebürgert seien; überhaupt aber sucht er nachzuweisen, daß die Spartaner nicht eigentlich etwa specifisch Dorisches ausgebildet, sondern vielmehr nur Elemente des altgriechischen Lebens festgehalten und politisch verwandt hätten, wozu ferner im Cult auch ein nicht unbedeutender phönicischer Einfluß gekommen sei. Wenn vielleicht auch einzelne Punkte der vorliegenden Schrift Widerspruch finden mögen, so sind wir doch davon überzeugt, daß das Gesammt-Resultat allseitige Zustimmung und Anerkennung gewinnen wird, und so können wir nur den Wunsch aussprechen, daß der Herr Verfasser Muße finden möge, die gesammte ältere griechische Geschichte einer ähnlichen kritischen Behandlung zu unterziehen.

Die Schrift des Herrn Dr. Brentano: „Untersuchungen über das griechische Drama. (Erster Theil"**), nimmt unser Interesse nach einer andern Richtung hin in Anspruch. Aus einem eingehenden Studium des Aristophanes hat der Verfasser zunächst die Ueberzeugung gewonnen, daß der hier gegenwärtig vorliegende, unzweifelhaft verderbte Zustand des Textes sich nicht, wie es gewöhnlich geschieht, allein durch Annahme von Interpolationen oder Ueberarbeitungen von der Hand des Schriftstellers selbst genügend erklären lasse, sondern, daß eine „bewußte, ja handwerksmäßige tiefeingreifende Umarbeitung dieser Dichtungen durch einen unbekannten Redactor späterer Zeit" anzunehmen sei. Auf Grundlage der Ergebnisse der Text-Kritik bei den verschiedensten alten Autoren erweitert der Verfasser dann seine Hypothese dahin, daß der gesammte uns überlieferte alte Literaturschatz in der ältesten byzantinischen Zeit von gelehrter Hand eine radikale Umgestaltung erlitten hätte, so daß die uns vorliegenden Werke — wenn auch dem wesentlichen Inhalte nach — so doch nicht in der ursprünglichen Form auf uns gekommen seien; der eigentliche Beweis dieser Hypothese soll im zweiten, allgemeineren Theil geliefert werden, dem wir mit Spannung entgegensehen. Die kühne, in ihren Consequenzen sehr weit reichende Annahme des Verfassers wird sich auf manche Angriffe gefaßt machen müssen, und es wird Sache der Fachgelehrten sein, über ihren Werth endgültig zu entscheiden; die hier aufgeworfenen Fragen sind aber von so allgemeiner Bedeutung und außerdem in der vorliegenden Schrift in einer so geistvollen Darstellung und frischen Weise behandelt, daß wir uns überall lebhaft angeregt fühlten.

E.

*) Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.
**) Frankfurt a. M., Herder u. Zimmer.

England.

Otto Ludwig: Shakespeare-Studien.*)

Nachdem Otto Ludwig mit seinen beiden Dramen „Der Erbförster" und „Die Makkabäer", unvergänglichen Perlen unserer Literatur und an Genialität alle Tragödien der neuesten Zeit übertreffend, den Beifall der edleren Geister unserer Nation gefunden hatte (die Schillerstiftung setzte ihm einen Jahrgehalt von 500 Thlr. aus; unsere dramaturgische Prüfungskommission übermittelte ihm den nicht zur Vertheilung gekommenen Wilhelmspreis von 1000 Thlr.; König Max von Bayern gab ihm eine Pension u. s. w.) glaubte er selbst, daß er, um Vollendetes zu schaffen, noch tiefer eindringen müsse in die Geheimnisse der Kunst. Er analysirte also die Werke Shakespeares und verglich damit die Hauptwerke der deutschen Literatur, darunter seine eigenen Dramen. Nach diesem Vorbereitungsstadium, so hoffte er im Stillen, werde er im Stande sein, aufzutreten als der neue deutsche Shakespeare, der dramatische Messias, den Alle erwarteten. Aber — von 1854, wo die Makkabäer erschienen bis zu seinem Tode, 1865, hat er keine Tragödie mehr vollendet. Aus dieser ganzen Zeit liegt uns nichts vor als sein Nachlaß, dieser Band Shakespeare-Studien und eine Fülle von dramatischen Entwürfen, die er unzählige Mal umarbeitete, aber immer noch nicht seinem Ideal entsprechend fand. Wohl hinderte ihn seine beklagenswerthe chronische Krankheit vielfach, aber der Hauptgrund des Schweigens seiner Muse war, wie sein Freund Heydrich, der Herausgeber seines Nachlasses, in einer vortrefflich geschriebenen Einleitung zu den „Shakespeare-Studien" überzeugend versichert, die Strenge seiner Selbstkritik. Er ist an Shakespeare zu Grunde gegangen, an der Großartigkeit seines eigenen Strebens. Er steht da, als ein Hamlet unter den Dramatikern, ausgestattet mit genialer Kraft, aber diese Kraft vernichtend durch unablässige allzustrenge Selbstkritik.

Unter dem Titel „Shakespeare-Studien" wird uns die Summe der ästhetischen Studien Otto Ludwigs in aphoristischer Gestalt dargeboten. Er huldigt dem „poetischen Realismus." Dem subjectiven Idealismus und der Sentimentalität Schillers gegenüber preist er die Objectivität und Naivetät Shakespeares, aber — und hier liegt der Fehler — er beachtet nicht genug, daß auch Shakespeare, wie erstaunlich immer, ein Mensch und kein absolutes Ideal ist. Wenn die Charakterzeichnung als vollkommen gelten kann — alle bisherige Erfahrung hat gelehrt, daß, wo wir hierin Fehler zu entdecken glaubten, es nur an der Unklarheit unseres Blickes lag — so ist doch augenscheinlich der Bühnenwerth seiner Stücke ein sehr ungleicher, und kein Dramatiker wird in der Kunstform ungestraft diejenigen Dramen, in welchen nicht ein Hauptheld das Interesse auf sich concentrirt, zum Muster nehmen dürfen. Mit dieser Beschränkung können wir wohl einstimmen in die schöne Hoffnung des Herausgebers: „Nach dem Jahre 1870 wird sich ein deutsches Volksdrama entfalten, das Deutsch und doch Shakespearisch ist. Unsere klassische Kunstperiode war ein großartiger, nur zu früh aufgegebener Anfang dazu, der nun weiter geführt werden muß. Ein weissagender Genius steht Otto Ludwig an der Pforte einer neuen, großen, guten Zeit Deutschlands." J. M.

*) Aus dem Nachlasse des Dichters. Herausgegeben von Moritz Heydrich. Leipzig, Carl Cnobloch, 1872.

Mittheilungen aus dem Hauptlager der Internationale.

II.

Der Generalrath.

Zu Ende des November hielt der Generalrath dieser internationalen Arbeiter-Association in London eine Sitzung, worin drei ehemalige Mitglieder der Pariser Commune unter allgemeinen Ehrenbezeugungen zu Mitgliedern dieses Generalraths ernannt wurden. Darauf kamen Briefe und sonstige Beweise von ungeheurer Zunahme und Verbreitung unter allen Längen- und Breitengraden zur Verlesung. Für den deutschen Häuptling Bebel, der im deutschen Reichsrathe die Ehre der Pariser Commune rettete und die lachende Aussicht eröffnete, daß sie es in Berlin, überhaupt in Deutschland viel gründlicher machen, schlechterdings alle Paläste zerstören und nur die Hütten stehen lassen würden, wurde eine Dankadresse zurecht gemacht. Zugleich erhielt er Auftrag, die Principien der Association im Reichsparlamente nicht wieder zu loben, da daselbst doch keine rechten Ohren dafür vorhanden sein möchten. Und dabei hört und sieht man nichts von dem wahren Jakob: Karl Marx. Er verfolgt die alte Politik der Jesuiten-Generale und der Mikados von Japan. Er muß durch seine persönliche Abwesenheit glänzen. Erst dieses geheimnißvolle Dunkel giebt eine schauerliche Vorstellung von unbegränzter Macht. Der Mann kam einmal nach London wegen der von ihm redigirten und endlich verbotenen „Rheinischen Zeitung", deren letzte Nummer, um einen recht rothen Eindruck zurückzulassen, durch und durch roth gedruckt erschien. Mit dieser faden Renomisterei verduftete er aus Deutschland, hat nun beinahe während eines Vierteljahrhunderts nichts Bemerkenswerthes gearbeitet und verdient und lebt doch herrlich und in Freuden. Nun das Haupt einer so weltverbreiteten Verbindung muß jedenfalls gut honorirt werden. Jemehr dumme Menschen man beherrschen, jemehr man dumm machen und mit Idealen von allgemeiner Glückseligkeit und Herrschaft über Könige, Banquiers, Millionäre und Rentiers locken, fesseln, ziehen und ausziehen kann, desto weniger braucht man selbst zu arbeiten.

Aber zu einer solchen Herrschaft und Macht gehört doch auch Talent, Geist, Genie. Wohl möglich; aber Holloway und seine Pillen, Hoff mit seinem Faulbaum-Bier, Jakobi mit seiner Königstrank-Pflaumensauce herrschen auch weit und breit in der Welt umher und sind zum Theil schon Millionäre geworden. Die Speculation auf die Faulheit der Arbeiter, auf den Haß der Nichtbesitzenden gegen Rang, Reichthum und Bildung aller Art findet unter allen Völkern reichliche Anhänger. Karl Marx ist sicherlich ein großer Mann, weil er es verstanden hat, die Arbeiter aller Völker in seinem Interesse auszubeuten und selbst den Regierungen Angst einzuflößen. Was Letztere während der Metternich'schen Zeit zu viel thaten, um staatsgefährliche Unternehmungen, ja bloße Gesinnungen zu unterdrücken und in Gefängnisse zu stecken, daß thun sie jetzt zu wenig. Sie sind gewissermaaßen Opfer, ja stellenweise Sklaven des durch fixe Ideen selbst unfrei gewordenen Freiheits-Princips.

Ist es nicht ein Hohn gegen alle Freiheit, ein Staatsverbrechen, ein Verbrechen gegen alle geistigen Arbeiter, welche Schöpfer und Träger aller Kultur und Bildung sind, — die Arbeiter mit Händen und Werkzeugen mit dem Wahne einer besonderen bevorzugten Kaste zu vergiften und sie mit List und Lüge, ja mit Gewalt, mit Drohung, Prügel und sonstiger Mißhandlung zu zwingen, nur gegen eine vorgeschriebene Menge von Lohn und nur so und so lange und namentlich nie besser zu arbeiten, wie die Mehrzahl

der ungeschickten und faulen Genossen, und diese so zusammengetriebenen, durch falsche Vorspiegelungen oder Gewalt zusammengehaltenen Hand- und Handwerksarbeiter aller Nationen zu einem Kriegslager gegen freie, geschickte Arbeit, gegen Kapital und Capacität, gegen die Paläste der Großindustrie, des Reichthums und der Bildung, gegen die höchste und productivste geistige Arbeit der Kunst und Wissenschaft, der Großindustrie und des Welthandels zu machen? Sie führen bereits thatsächlich immer Krieg, bis jetzt allerdings bloß in der abgedroschenen, auch den siegenden Arbeitern immer schädlichen Form von Strikes, aber jetzt doch so massenhaft und zusammenhängend, wie kaum jemals früher Pest, Cholera und Pocken wütheten. Fragt man die einzelnen zum Strike gezwungenen Arbeiter, „so sind sie leidlich klug und vernünftig, doch in corpore gleich, wird auch ein Dummkopf daraus," und noch was Schlimmeres, eine von dem internationalen Jesuiten-General kommandirte, eingeschüchterte Sklavenmasse. Sie dürfen nicht arbeiten, kriegen eine Zeit lang 3 bis 5 Sgr. täglich, müssen ihre Kassirer und Büreaubeamten bezahlen, müssen hungern, versetzen und borgen und sobald sie ihre Arbeit wieder angefangen haben, von ihrem sauren Schweiße wöchentlich wieder etwas abgeben, um andere international kommandirte Müßiggänger zu unterstützen. So geht das fort aus einem Gewerk und einem Lande in das andere. Ja die Frechheit geht noch weiter. Beispielsweise ist die englische Töpferei mit ihrem Hauptsitze in Staffordshire längst eine berühmte keramische Kunst, mit einer Blüthen-Sammlung im Monbijou-Schlosse zu Berlin, so daß die Töpfer zum Theil längst nicht mehr zu rohen, mechanischen Arbeitern, sondern zu den Künstlern mit Formen- und Schönheitssinn gehören. Man bearbeitete sie deshalb lange vergebens, sich der internationalen Verschwörung anzuschließen. Nun schickte man ihnen revolutionäre Phrasenmacher auf den Hals, welche durch Redensarten-Fusel und durch Drohungen den internationalen Zweck bei ihnen zu erreichen suchten. Die Folge war, daß diese Thonkünstler nun gar nichts von dem Marx-, Odger-, Dilke'schen Fusel hören wollten. Sollte es ihnen gelingen, ihren Plan, sich mit den deutschen Töpfern für gegenseitige genossenschaftliche, gewerkliche und künstlerische Förderung zu verbinden, würden sie wenigstens ein gutes Beispiel geben.

Freilich müßten Polizei und Regierung auch Stärke genug beweisen, sie gegen Mißhandlungen der internationalen vergifteten Banden zu schützen. In Glasgow haben gegenwärtig die Kupferschmiede ihren Strike organisirt. Der internationale Generalrath wurde von ihnen schon vorher aufgefordert, in ganz Europa dafür zu sorgen, daß nicht ein einziger Kesselflicker eingeschmuggelt werde, um etwa statt ihrer wohl gar besser und viel billiger zu arbeiten. In den Londoner Docks, wohin die rohesten Arbeitskräfte und die Ruine aller Gewerke und Stände zusammenströmen, kam es neulich auch wieder zu bedrohlichen Arbeitseinstellungen und zu einem Siege der Gewalt über Recht und Freiheit. Doch Einzelnheiten würden mich auf einer fast endlosen Bahn vorwärts treiben. Ich erwähne nur noch, daß Dilke neulich ein Belobigungs- und Aufmunterungs-Schreiben für seine Skandalmacherei und eingerührten Prügelsuppen aus dem Kabinet des Herrn Karl Marx erhielt. „Liebbebelknechte", wie Kladderadatsch die deutschen Satrapen desselben nennt, haben ähnliche Auszeichnungen aufzuweisen, ebenso angeblich Mazzini in Italien. Der Generalrath durch drei Mitglieder der Pariser Commune und wahrscheinlich durch den freigesprochenen Mörder eines deutschen Soldaten verstärkt, wird nun mit erhöhter Kraft sein Werk fortsetzen und erweitern. An Petroleusen fehlt es ihnen wohl auch nicht, und wenn dieses Erdöl einmal beträchtlich im Preise steigen sollte, mag man sich nur auf allgemeine internationale Erleuchtung der „friedlichen Hütten" durch brennende Paläste gefaßt machen, wenn die Regierungen sich nicht zusammenraffen, die Freiheit vor Mord und Brand zu schützen. Ist es auch nicht gerade Mord und Brand mit tödtlichen Waffen und helllodernden Flammen, so wirkt doch das über ganz Europa verbreitete hitzige Fieber nicht minder verderblich, ja wegen der chronischen Langsamkeit und schleichenden Blutvergiftung nur um so zerstörender.

Ein Trost würde in dem Goethe'schen Spruche liegen: „Jeder dieser Lumpenhunde wird vom andern abgethan", wenn der Nachsatz: „Sei nur brav zu jeder Stunde, Niemand hat dir etwas an", unter den Kapitalisten und Arbeitgebern durchweg wahr wäre. Wollen die politisch, im Handel und Wandel verbundenen Staaten und Völker die socialistischen, kommunistischen und internationalen Typhusgifte gründlich los werden, so darf die sogenannte Bourgeoisie (zum Theil in Verbindung mit geldbedürftiger oder reichthumsgieriger Aristokratie) nicht in der bisherigen gründungsfiebrigen Aktionärität fortfahren, redlich verdiente kleine Ersparnisse sogenannter kleinen Leute an sich zu locken und sich dann nebst ihren Banquiers mit fünfzig bis hunderttausend Thalern pro Mann zurückziehen. Außerdem sollten die Arbeitgeber bedenken, daß Lohnerhöhungen in vielen Fabrikationszweigen unerläßlich geworden sind und braven, willigen Arbeitern freiwillig geboten werden müssen. Warten sie bis in die Strikes hinein, so nehmen sie immer Schaden an ihrem Kapital und an ihrer Seele.

Mit Einem Worte, jemehr der Theil der Völker, gegen welche die Arbeiter-Verschwörungen gerichtet sind, unerbittlich gewordene Pflichten anerkennen und erfüllen lernen, desto weniger Grund und Verführungskraft behalten die socialistischen Arbeiter-Heilande.

Bei der Allgemeinheit, Erbitterung und Unerbittlichkeit des Uebels wird freilich dieses Entgegenkommen nicht mehr allein helfen. Staats- und Kapitalsgewalten werden sich vereinigen müssen, gewaltsame Ausbrüche und auch schon Verführungen zu Gewaltthätigkeiten zu unterdrücken, zu bestrafen.

Die intrigante Verbindung eines Theiles der englischen Aristokratie mit einem Theile der republikanischen und internationalen Arbeiterverbindungen ist, nachdem sie zur Oeffentlichkeit gekommen, als vollständig gescheitert zu betrachten, wie überhaupt Vermittelungen in diesem Bereiche immer unmöglicher werden.

In so getrennte Lager die Feinde des Bestehenden und des Kapitals auch zerfallen, so sind sie doch darüber einig, daß mehr oder weniger Grundbedingungen staatlichen, sittlichen und persönlichen Gedeihens gewaltsam zerstört werden müssen. Die Nihilisten in Rußland, unter welche neuerdings der strafende Arm der Gerechtigkeit gefahren ist, sind die gründlichsten. Sie haben weiter kein Ideal als Zerstörung, Vernichtung, bloß weil es da ist. Es sind die wahren Executoren des Teufels: „Alles, was entsteht, ist werth, daß es zu Grunde geht," oder wie die Berliner Rothen 1848 sagten: „es muß Alles verrungenirt werden." Die Selbstverstümmler nehmen es noch gründlicher und schneiden sich selbst die Möglichkeit der Fortpflanzung ab, weil die ganze Menschheit aussterben soll. In diesem Wahnsinn liegt Methode, etwas Erhabenes des Entsetzens. Die Verstümmler des westlichen Europa in internationalen republikanischen, socialistischen, strikenden, agrarischen Grund und Boden confiscirenden, staatliche und politische Gränzen aufhebenden Bestrebungen sind dagegen ganz egoistisch und materialistisch. Ihr Hauptgrundsatz ist: Aufhebung des Eigenthums und des Erbrechts. Die sogenannte Land and

Labour League, die sich der Gunst Stuart Mill's erfreut, will die großen Grundbesitzer weder wegjagen noch hängen, sondern den Grund und Boden nur eben neu und besser vertheilen. Darin liegt vielleicht etwas Vernünftiges, besonders wenn sie sich mit den bisherigen fürstlichen Besitzern über ein Expropriations-Verfahren einigen. Die eigentlichen Internationalen wollen freilich nichts davon wissen, sondern die besitzenden Klassen nur eben ruiniren, für welchen Zweck sie seit einiger Zeit in ganz Europa die Arbeitseinstellungen benutzen. Damit sind freilich die Radikalen unter ihnen, welche der Pariser Commune Beifall klatschten, nicht zufrieden: sie warten offenbar bloß auf's Morden und Brennen. Einstweilen leugnen sie das Recht auf irgend einen über das Nöthige hinausgehenden Besitz. So bewies neulich ein ruinirter Mann der Commune aus Paris, warum der Vermiether durchaus keine Miethe verlangen dürfe. Er vermiethet einen Theil seines Hauses, sagte er, folglich braucht er ihn nicht. Warum also mit diesem unberechtigten Besitz den Miether ausplündern? Letzterer soll und darf keine Miethe zahlen! — „A bas la bourgeoisie!"

Die europäischen Friedensmänner, zuletzt in Lausanne versammelt, nahmen es zum Theil noch gründlicher und suchten einander wegen des Besitzes von mehr oder weniger Zerstörungssinn, wenn nicht zu vernichten, so doch mit allen möglichen uncavaliermäßigen Waffen todtzukitzeln.

Selbst in England, wo man wegen des althistorisch festgewachsenen Eigenthumssinnes nicht gern so radikal fordert und blind dreinschlagen will, wurde der Schuster Odger wegen seiner Mäßigkeit von dem Präsidentenstuhle der internationalen Association vertrieben, so daß die radikaleren Mitglieder jetzt lauter und unverschämter fordern. So erklären sich die verschiedenen Fractionen unter den revolutionären Arbeitermassen und die verhältnißmäßig ruhigen Abweisungen der Regierung gegen Ansprüche polizeilichen und richterlichen Einschreitens. Die eine Partei wird von der andern abgethan, denken sie. Dies wäre auch für Deutschland ein hinreichender Trost, wenn das hauptsächlich von London aus in immer neuen Gaben eingeführte Gift zunächst nicht wenigstens immer wieder in Form von Strikes zerstörend auf Arbeitgeber und Arbeiter wirkte. Daher sind doppelte Maßregeln unerläßlich geworden: mit den einen muß man redlichen Arbeitern in Form von Lohn und durch Institute zur materiellen und sittlichen Selbsthülfe entgegenkommen, mit den andern die Vergifter und Verbreiter des Giftstoffes mit der ganzen Unbarmherzigkeit des Rechts und Gesetzes unschädlich machen. Die höhere, wahre, gründliche Heilkraft liegt freilich nur im Idealismus, der echt deutschen Quelle aller Kultur, alles materiellen und geistigen Wohlstandes. Verbreitet sich der hauptsächlich aus der Naturwissenschaft in alle Gebiete des Lebens gedrungene Materialismus noch weiter, so werden uns auch beide Arten von Maßregeln nicht retten.

Belgien.

Der Kampf der vlamischen mit der französischen Nationalität.

Das trefflich redigirte belgische Wochenblatt „La Discussion", dessen wir bereits mehrfach Gelegenheit hatten, rühmlich zu gedenken, weil es, obwohl in französischer Sprache geschrieben, die Sache der germanischen Vlamingen mit Geist und Gerechtigkeit verficht und zugleich für die volle Gleichberechtigung der beiden, in Belgien neben einander wohnenden Nationalitäten eintritt bringt in seinen letzten Nummern eine Reihe von Betrachtungen über die vlamische Frage. Wir ersehen daraus mit Freuden, daß in Belgien mehr und mehr Sympathie für die so lange in ihren heiligsten Rechten gekränkte Muttersprache der Mehrheit des Volkes erwacht ist und daß eine wachsende Reaction sich bemerklich macht gegen die französischen Einflüsse, die leider dieses ursprünglich niederländische, eigenartige Land jetzt ausschließlich beherrschen. Allerdings werden diese Einflüsse nicht leicht zu paralysiren, oder gar durch andere zu verdrängen sein; gleichwohl ist seit dem Jahre 1871, seit dem vollständigen Siege Deutschlands über Frankreich, vielfach die Hoffnung erwacht, daß auch in Belgien die Erlösung des germanischen Volksgeistes nahe sei.

Freilich, meint die Discussion, komme man mit Ideen dieser Art nicht bei solchen Leuten an, die mit ihrer vernachlässigten und verstoßenen Muttersprache auch alle Erinnerung an die feste Treue und an die Biederkeit ihrer Väter verloren, die nur bestrebt seien, Kopf und Herz nach dem Zuschnitt einer fremden Civilisation zu formen, einer Civilisation, von welcher Herr Jules Simon, der gegenwärtige französische Minister des öffentlichen Unterrichts sagte, sie habe den Ruhm vertauscht gegen das Geld, die Arbeit gegen die Agiotage, die Treue und die Ehre gegen den Skepticismus, die Kämpfe der Wissenschaft gegen den Kampf um materielle Interessen; sie spotte der Sittlichkeit und leugne sie; sie glaube nur noch an den Erfolg, liebe nichts Anderes, als das Vergnügen und bete diejenigen an, die im Besitze der Macht sind; sie habe die Arbeit und die gründlichen Studien durch die Fruchtbarkeit an Fehlgeburten ersetzt, die ernsten, mühsamen Werke des Geistes durch die leichten Schriften der Frivolität.

Denjenigen (fährt die Discussion fort), die uns der Uebertreibung zeihen möchten, erwidern wir ganz einfach: „Vergleichet doch nur einmal die Bücher, die jetzt von Franzosen und von Vlamingen geschrieben werden und saget uns dann, auf welcher Seite, abgesehen von einzelnen abweichenden Ansichten, Achtung des Publikums und ein lebhaftes, tiefes Gefühl für Recht und Pflicht sich befinden? Auf der einen Seite findet Ihr eine lärmende, paradoxe, stets nergelnde und überall extreme Literatur, die sich oft in Träumereien und Declamationen verirrt, den Inhalt um der Form willen opfert und beständig auf Sensation, Ueberraschendes und Unerwartetes, als Elemente, die für den Erfolg ihr unentbehrlich scheinen, ausgeht; auf der andern Seite Erzeugnisse des Gefühls und des praktischen Sinnes, die einerseits aus dem Herzen und andererseits aus der Vernunft geschöpft sind; Schriften, die, dem Familienleben, der Jugend und dem Gemüthe gewidmet, mit ihrer beredsamen Bonhommie Euch hinreißen, Euch überzeugen und Euch zu einer höheren Sphäre des Gedankens und der Gesittung emportragen. Hier der Kultus der Familien, das stete Bestreben, diese zu veredeln und sie zu ehren, gleich der Schule, wo man der Lehrling alles Guten und Schönen sein soll; dort vollständige Unkenntniß der erhabenen und tiefen Idee jener Institution, Verwilderung der Häuslichkeit, genährt durch Romane und Theaterstücke. Man lese Conscience, Hiel und so viele andere vlamische Dichter, die sich nicht abschrecken lassen, durch die momentan ungünstige Lage des Kampfes, welchen sie wider die literarische Gleichgiltigkeit des Landes und dessen Vorurtheile gegen nationale Publikationen unternommen haben; man vergleiche ihre Werke mit gewissen ausländischen Schriften, und man wird wahrnehmen, daß jene das Volk unterrichten, sittigen und erheben, während diese ein grausames, gefährliches Spiel treiben, indem sie die schlechtesten Leidenschaften wach rufen und sich der schamlosesten Störungen des friedlichen Lebens rühmen."

Niederlande.

Niederländische Journalistik.

„Onze Tolk" und „De Toekomst".

Seit dem Jahre 1869 erschien in Deventer und später in Amsterdam, in Format und Ausstattung dieses „Magazin" „Onze Tolk" (Unser Dolmetscher), ein Journal, welches in kleinerem Maaßstabe für Holland das sein sollte, was das „Literarische Centralblatt" für Deutschland und das „Athenaeum" für England ist. Seit October v. J. ist diese Zeitschrift an einen anderen Verleger übergegangen, der den Dr. Dozy in Deventer als Redacteur für sein Unternehmen gewann, welcher durch eine Anzahl bedeutender Schriftsteller als Mitarbeiter unterstützt wird.*) Es ist nicht zu leugnen, daß das Journal unter der neuen Redaction an Tüchtigkeit und Werth gewonnen hat.

Die Zusammenstellung und Eintheilung der Zeitschrift sind ziemlich dieselben geblieben. In der „Leestafel", womit jede Nummer beginnt, werden die Tagesliteratur und kleinere Bücher kurz besprochen, während Recensionen von wissenschaftlichen oder bedeutenderen Werken unter die „Boekbeschouwing" zusammengestellt werden. Unter „Buitenlandsche Letterkunde" finden Besprechungen von ausländischen Werken eine Stelle, meistens vom Bibliothekar Muller Bosgoed, während das Blatt für deutsche Literatur einen eigenen Berichterstatter besitzt. Außer einer Abtheilung „Varia" für Mittheilungen von literarischem oder bibliographischem Interesse, enthält jede Nummer ein Inhaltsverzeichniß der Zeitschriften, der Hauptartikel, der größeren Zeitungen und eine Bibliographie der erschienenen Neuigkeiten, nach den Wissenschaften geordnet.

„Onze Tolk" wendet sich nicht an die Autoren, sondern an das lesende Publikum, sagte der neue Redacteur in seinem Programm; damit ist seine Richtung genau angegeben. Lassen Sie mich hinzufügen, daß er ein angenehmer, sicherer Führer ist, der Lob und Tadel scharf ausspricht. Denjenigen, welche auf der Höhe der niederländischen Literatur bleiben wollen, ist das Blatt sehr zu empfehlen.

Wir knüpfen daran die Anzeige eines südniederländischen Literaturblattes, der von Frans de Cort und J. A. Torfs herausgegebenen „Toekomst" (Zukunft), die seit dem 1. Januar d. J. ihre bisherige, ausschließlich pädagogische Tendenz zu einer allgemeinen literarischen erweitert hat und fortan alle zehn Tage, statt bisher allmonatlich, erscheint.**) Wie alle Preß-Organe des jugendlichen vlamischen Volksstammes, ist auch diese „Zukunft" voll Frische und voll Vertrauen zum germanischen Geiste, dem leider in Nordniederland noch so vielfach mit ungerechtem Mißtrauen begegnet wird. Das anziehende Essay über „die reisenden Thiere", das sich bereits i den ersten Heften der neuen „Toekomst", aus der Feder von Dr. Carl Ledeganck befindet, verdiente auch in das Hochdeutsche übersetzt zu werden.

*) Onze Tolk. Letterkundig nieuwsblad onder hoofdredactie van Dr. G. J. Dozy. Nymegen, H. C. A. Thieme. (Monatlich zweimal in 1 bis 1½ Bogen.)

**) Leuven (Löwen), J. A. Torfs. Leipzig, H. Merzbach (C. Muquardt). Preis des Jahrgangs 2 Thaler.

Prof. Opzoomer über den deutsch-französischen Krieg.

Obgleich es etwas spät ist, noch einmal auf die Beurtheilung des großen, glücklich beendeten Völkerkampfes in der ausländischen Presse und Publicistik die Aufmerksamkeit unserer Leser zu lenken, so können wir es uns doch nicht versagen, einige Worte über eine soeben in deutscher Uebersetzung erschienene Broschüre des Professors der Rechte an der Utrechter Universität, Dr. C. W. Opzoomer: „Das Unrecht Frankreichs im Kriege von 1870; die Bonapartes und das Recht Deutschlands auch nach Sedan*)", zu sagen. Und zwar fühlen wir uns umsomehr dazu gedrungen, als wir in mehreren Nummern des vorjährigen „Magazin" die Broschüre eines anderen Utrechter Rechtslehrers, des Professors Vreede, der vom entgegengesetzten Standpunkt bei Beurtheilung des Krieges ausging, einer eingehenden Kritik und Widerlegung gewürdigt haben, in der festen Ueberzeugung, wie wir schon damals hinzufügten, daß die in der Vreede'schen Broschüre ausgesprochenen Ansichten nur die Gesinnung eines Bruchtheils der Niederländer wiedergaben und wir uns versichert hielten, daß Treu und Glauben, eine billige und gerechte Beurtheilung Deutschlands in der niederländischen Publicistik noch nicht ganz ausgestorben seien.

Sahen wir in Vreede einen Gallomanen à tout prix, so haben wir in Prof. Opzoomer einen ausgesprochenen Deutschenfreund vor uns, der indeß sich die vollste Objectivität des Urtheils gewahrt hat und dessen Aussprüchen wir daher mit um so größerer Befriedigung nachfolgen dürfen. Wie aus dem Titel der Schrift hervorgeht, besteht sie aus zwei Abhandlungen, deren erste am 8. September niedergeschrieben, die zweite am 7. October 1870 in Form einer Rede vorgetragen und am 25. April 1871 publicirt worden ist. Wir können uns über die Abhandlungen ganz kurz dahin fassen — und glauben, daß der Herr Verf. mit unserm Urtheil sich gern zufrieden geben wird — wenn wir sagen, daß der gesunde Menschenverstand selbst aus ihnen redet und daß andererseits genau alle die Argumente, die von unseren besten Publicisten vorgebracht worden sind, sich auch in den diesen Publicationen gleichzeitigen Abhandlungen des Utrechter Professors wiederfinden, eine gewiß seltene Erscheinung in der Publicistik des Auslandes. Wir würden daher der Broschüre eine weite Verbreitung noch rückhaltloser wünschen, wenn nur die oft recht sorglose, durch zahlreiche Druckfehler entstellte Uebersetzung (vergl. S. 32, 34, 56) dem Inhalte an Güte gleichkäme. J.

Baltische Herzogthümer.

Deutsche Seufzer aus Liv-, Ehst- und Kurland.

Wiewohl hier Alles, mit Ausnahme der wenigen Russen, welche bei ihren „Samovars" den Aerger über Sedan und Metz austoben ließen, den großen Kampf Germaniens gegen Frankreich mitfeierte und mitfühlte, so unterblieb hier doch jedwede Kundgebung der Siegesfreude aus Furcht vor den 10,000 „Plotnicks", welche angehetzt wurden, jede solche Kundgebung mit Knüppeln niederzuschlagen. In Indien, in Australien, in Amerika konnten Sedan und Metz gefeiert werden, hier aber waren die Agenten Katkov's thätig, und um jeden Zusammen-

*) Puttkammer und Mühlbrecht. Berlin, 1871.

stoß und jedes Aergerniß zu vermeiden, fügte man sich schon der brutalen Gewalt. Aber der Dank dafür sollte nicht ausbleiben. Die Herren Moskowiten entblödeten sich nicht, auf das Gemeinste unsere Loyalität zum russischen Kaiserhause zu verdächtigen und denunzirten ungestraft die „Zeitung für Stadt und Land" als ein bestochenes „Preußenblatt".

Doch trotz aller Schurkereien und Hetzereien der Panslavisten gelang es diesen nicht, die Livländer und Kuren von ihren Sympathien zu Deutschland im vergangenen Kriege abzuziehen. Ueberall konnte und kann man noch ihre unverhohlene Bewunderung und Freude über die glänzenden Erfolge wahrnehmen, und ich komme nur der Wahrheit nach, wenn ich, nach Allem, was ich gehört und vernommen, behaupte, daß Napoleon III. im Jahre 1870 in Liv-, Ehst- und Kurland mehr gehaßt, als Napoleon I. im Jahre 1812 dort gefürchtet wurde.

Um aber solche Keime nicht groß wachsen zu lassen, sind von unseren moskowitischen Verwaltungs-Herren mehrere Ordres ertheilt worden, welche den Zweck haben, die Russifizirung auf das Energischste einzuleiten und zu betreiben. Schon sind mehrere Befehle erlassen worden, deren Bestimmung ist, unsere allgemein gesprochene deutsche Muttersprache zu unterdrücken. So müssen Geldbriefe russische Adressen haben; deutsche geschichtliche Vorträge sind verboten und früher in deutscher Sprache erlassene Bekanntmachungen werden jetzt durch russische ersetzt. Auf den Schaden, der dadurch entsteht, daß die deutschen Kaufleute nichts von den Handels-Bekanntmachungen und Ausgeboten u. s. w. erfahren, hat die „Riga'sche Zeitung" zweimal, wiewohl fruchtlos, aufmerksam gemacht. In Gymnasien muß der slavische Patriotismus durch Sammlungen für Puschkin's Denkmal dokumentirt werden, und selbst Demonstrationen russischer Soldaten gegen deutsche Schauspieler bleiben ungeahndet.

Sind das wohl angenehme Zustände? Trotz dem St. Georgs-Feste, trotz allen Ordens- und Titel-Verleihungen, trotz der Einführung der deutschen Sprache in den Petersburger Gymnasien, trotz allem diesem Schein bleibt der moskowitische Regierungs-Grundsatz derselbe, Alles in den Ostsee-Provinzen zu russifiziren.

Doch so viel Einsicht besitzt die Regierung eines Miljutin und seiner Gönner, um zu begreifen, daß vor allen Dingen die lokale deutsche Presse zu Tode maltraitirt werden muß, und daß dann erst eine totale Umwälzung herbeizuführen sei. Die erstere Operation ist schon, mit guter Wirkung, seit Jahren in vollem Gange und noch in diesem Herbste wurde durch die Schließung der Brutzer'schen Buchhandlung ganz Riga in Allarm versetzt.

Die lächerliche Angst vor unparteiischer Kritik erstreckt sich auch auf die ausländischen Blätter, und bald werden wir die Rubrik „Rußland" überall nur geschwärzt erhalten. Selbst die Autochthonen der Ostsee-Provinzen, die Ehsten, die Letten und Kuren sollen nichts mit den Deutschen gemein haben und keinen Theil an deutscher Bildung bekommen. Dies könnte ja der infamen Proselytenmacherei der Herren „Popen" ein Hinderniß werden.

Die oben erwähnte Schließung der angesehenen Brutzer'schen Buchhandlung rührte nur daher, daß eine kleine lettische, über die lutherische Kirche handelnde, aus dem Deutschen übersetzte Schrift mit großem Eclat konfiszirt worden war. Ob der Erzbischof auch in der Laune war, den Verfasser in der „Moskau'schen Zeitung" zu verfluchen und als „Preuße" zu denunciren, ist mir leider unbekannt.

Damit nur ja die deutsche Bildung nicht überhand nehme, wird russischerseits jede Unterstützung des Gymnasiums zu Goldingen verweigert, und wenn nicht einige angesehene Privatpersonen sich durch freigebige Unterstützung dieses Institutes ausgezeichnet hätten, so wäre wohl diese deutsche Schulstätte eingegangen.

Um Ihnen noch zuletzt ein gouvernementales Stücklein zu erzählen, so will ich Ihnen das Faktum mittheilen, daß die „kurländische Gouvernements-Zeitung", welche früher politische Nachrichten in deutscher Sprache brachte, seit einem Jahre ihre Berichte eingestellt hat, weil die Regierung keine Neuigkeiten in deutscher Sprache bringen will. Dies zeichnet so recht die Gesinnung der Petersburger maaßgebenden Autoritäten, welche dem Moskauischen Rochefort freies Spiel lassen, während sie die deutsche Presse knebeln.

Doch genug; dies genügt, Ihnen und Ihren Lesern zu zeigen, in welcher Lage wir uns befinden, über die ich Ihnen übrigens bald wieder zu berichten denke.

Kleine literarische Revue.

— **Neue Berichte über die Polar-Regionen.** Die neuesten Hefte (1872, I und II) von Petermann's „Geographischen Mittheilungen" bringen die Fortsetzungen Nr. 54, 55, 56 und 57 der Berichte über die „Geographie und Erforschung der Polar-Regionen". Aus dem Londoner Athenaeum vom 23. December 1871 ersahen wir, daß man in England diese Berichte Petermann's mit dem größten Interesse liest und daß die arctischen Erfolge der deutschen und der schwedisch-norwegischen Expeditionen neuester Zeit dort bereits Veranlassung gegeben, die englische Regierung aufzufordern, doch nicht ferner passiv hinter den Bestrebungen von Deutschen und Skandinaviern zurückzubleiben. Von den oben erwähnten neuen Berichten Petermann's bespricht Nr. 54 die amerikanische Expedition (Juni—August 1871) nach dem Nordpol unter dem Commando von Cap. C. F. Hall, und zwar nach einem Schreiben von Dr. Emil Bessels, dem wissenschaftlichen Chef der Expedition. Nr. 55 und 57 umfassen die Berichte v. Heuglin's und Ed. Stille's, über die von ihnen mit Herrn A. Rosenthal, der aus eigenen Mitteln die Kosten (circa 11,000 Thaler) hergegeben, im September 1871, am Bord des Dampfers „Germania" unternommene Expedition nach der Doppel-Insel Nowaja-Semlja. Diese Berichte werden durch vier von Petermann gezeichnete Kärtchen erläutert, auf denen derselbe wiederum die Namen vieler deutschen Freunde der Erdkunde eingetragen hat. Endlich bringt Nr. 56 den sehr interessanten Bericht des Schiffs-Lieutenant Weyprecht an die kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien über seine und Payer's Expedition im Nowaja-Semlja-Meere (Juni—September 1871). Dieser Bericht, der mit einem Blick auf die Wasserströmungen, als den eigentlichen „Regulatoren der Eis-Verhältnisse in den verschiedenen Theilen der Polar-Gebiete", beginnt, sagt darüber:

„Diese Strömungen sind zur Aufrechthaltung der Temperatur-Verhältnisse unseres Erdballs absolut nothwendig. Innerhalb des Polarkreises wird überall, wo die mittlere Jahres-Temperatur unterhalb des Gefrierpunktes liegt, im Winter mehr Eis geschaffen, als durch den Sommer geschmolzen werden kann. Würde nun dem Polargebiete nicht entweder durch warme Strömungen (Golfstrom) Wärme zugeführt, oder durch kalte

Strömungen der Ueberschuß an Eis in die Gegenden abgeführt, wo sich Wärme-Ueberschuß befindet, so sähen wir einer von den beiden Polen langsam vorschreitenden Vereisung entgegen. Würde im Winter jedes Jahr nur ein einziges Eisfeld mehr producirt, als im Sommer fortgeschafft wird, so müßte unser Klima noch in historischer Zeit merkbare Veränderungen erlitten haben. Dies ist aber durchaus nicht der Fall; viele Gründe sprechen eher für ein Zurückweichen, als für ein Fortschreiten des Eises. Es folgt hieraus, daß in den Polar-Meeren nur gewisse Quantitäten Eis geschaffen werden können, die in einem bestimmten Verhältnisse zur Abfuhr desselben stehen müssen."

— **Die Völker Südarabiens.** Das uns kürzlich zugegangene Heft V des sechsten Bandes der von Prof. Dr. Koner herausgegebenen „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin"*) bringt, aus der Feder des Freiherrn H. v. Maltzan, ein Essay über die Völker Südarabiens und die Bewohner von Aden, welches die Mittheilungen, die der genannte, hochgeschätzte Wanderer durch Asien und Afrika früher in unseren Blättern über Südarabien und Aden gemacht, wesentlich ergänzt. Besonders interessant ist das, was der Verfasser über die große Verschiedenheit des Rassen-Typus in Nord- und in Süd-Yemen, sowie in Central-Arabien, sagt, welche drei Rassen er als Kahtaniden, Sabäer und Himyariten im uneigentlichen Sinne bezeichnet. Doch auch in Südarabien allein bieten die, den gemeinsamen Namen „Araber" tragenden drei Klassen der Städter, der Beduinen und der pariagleichen Landbewohner die größten Verschiedenheiten in Hautfarbe, Haar, Gliederbau und in der ganzen Körper-Entwickelung. Der Verfasser ist geneigt, die Städter in Aden, Sana u. s. w. einem israelitischen Ursprunge zu vindiciren.

— **Fürst Hohenstiel-Schwangau, der Retter der Gesellschaft.** „Prince Hohenstiel-Schwangau, the Saviour of Society"**), so heißt ein neues Poem von Robert Browning, dem Verfasser vieler ähnlicher, zum Theil bereits vergessener, zum Theil aber in England noch gern gelesener, philosophischer Dichtungen. Dem Titel und der Inhalts-Angabe nach, sollte man dieses neue Poem für eine Satire auf irgend einen deutschen, depossedirten Fürsten halten. In der That paßt auch Vieles darin auf den König Georg von Hannover; aber noch weit mehr paßt das Ganze auf Napoleon III, auf den eigentlichen „Retter der Gesellschaft." Inzwischen kommt in dieser versificirten Beichte auch wiederum Manches vor, was weder auf den Exkaiser, noch auf den Exkönig paßt, und was eben nur eine neue poetische Variation des von Herrn Browning bereits so oft behandelten Themas „vanitas vanitatum! Alles ist eitel!" zu sein scheint. Fürst Hohenstiel-Schwangau hält diese Beichte seiner Sünden, einem schönen Kinde gegenübersitzend, bei einer dampfenden Cigarre, die er, am Fenster in einem Hause von Leicester-Square in London raucht. Er wirft einen Rückblick auf die letzten zwanzig Jahre seines Lebens und sagt stolz:

> . . . What I found, I leave, —
> What tottered, I kept stable; if it stand
> One month without sustainment, still thank me
> The twenty years sustainer!

Die politische Philosophie des Depossedirten ist gerade nicht großartig und neu; er sagt z. B., daß Verfassungen nicht auf einen Bogen Postpapier (Bath-paper) niederzuschreiben seien, sondern organisch entstehen und wachsen müßten; daß die Freiheit nicht dadurch um so kräftiger werde, wenn wir die Freiheits-Trompete mit leerem Magen blasen; daß sie einen festen Grund als Unterlage brauche — einen Grund, der in Abstractionen und Doctrinen nicht zu finden sei; eben so wenig sei aber auch einer bereits bestehenden, alten, organischen Verfassung mit bloß negativen Reformen gedient. Das Letztere gilt augenscheinlich England, welchem Lande der Depossedirte überhaupt mehr gute Lehren giebt, als demjenigen, welches er verlassen hat. Einen eigentlichen Schluß hat das Ganze nicht: das Poem endigt wie ein Traum, aus dem der Schläfer mit allerlei konfusen Ideen erwacht. Nachdem Fürst Hohenstiel-Schwangau so eben noch von Thiers und Victor Hugo gesprochen, ist es ihm plötzlich, als befände er sich wieder in seiner deutschen Hauptstadt, „in the Residenz." Aus dem Ganzen mag klug werden, wer die poetischen Phantastereien des Herrn Robert Browning überhaupt zu würdigen versteht.

— **Adelpha.** *) Ueber die Dichtungsweise dieser beiden begabten Brüder haben wir uns bei Gelegenheit des ersten Bändchens ihrer Gedichte ausgesprochen. Wir freuen uns, das günstige Urtheil von damals auch über den reichen Inhalt des zweiten Bandes fällen zu können. Natürlich hat der Sturm der großen Zeit, die wir durchleben, auch die Saiten in der beiden Brüder Leyer berührt, und mit kräftigem Klange hallt in ihnen die begeisterte Vaterlandsliebe wieder. Es ist ganz dankenswerth, jetzt, wo alle Welt die Erfüllung der Kyffhäusersage besingt, in Liedern auf den Anfang des gewaltigen Ringens um die deutsche Einheit zurückzuweisen: die Kämpfe in Schleswig-Holstein, sie verdienen die poetischen Blätter, welche Christian K. als ahnender Zuschauer, Theodor als Mitkämpfer ihnen geweiht hat. Mit diesen Poesieen bilden die aus der Fülle des Herzens gedrungenen Verse aus den Jahren 1870/71 einen prächtigen Kranz von Zeitgedichten. Zum Theil haben sie in San Francisco das Licht der Welt erblickt, wo Theodor dem Enthusiasmus der Deutsch-Amerikaner über Deutschlands Erhebung zündende Worte verlieh. — Wenn sodann Theodor in seinen Gedichten „Bilder aus beiden Hemisphären" getreu dem Motto „Kreuz und quer — Ueber Land und Meer" Amerika und Europa al fresco malt, so kann er doch in Amerika den Europäer und dann in Europa den Amerikaner nicht verleugnen. Wir gestehen, seine glänzenden, farbenreichen Bilder aus Amerika bei weitem vorzuziehen; sein Pinsel ist da von kräftiger, oft ergreifender Wirkung. Aber wir warnen ihn freundschaftlichst, den Heine'schen Ton anzuschlagen; den originellen Inhalt mag auch die originale Form umschließen! G. H.

Literarischer Sprechsaal.

Die Akademie der Wissenschaften von Berlin feierte den Geburtstag Friedrich's des Großen durch einen

*) Berlin, Dietrich Reimer. Mit einer Originalkarte des Thales von Samarkanda, von W. Radloff.

**) London, Smith, Elder & Co.

*) Gedichte von Christian und Theodor Kirchhoff. Zweiter Band. Eider und Rhein. Bilder aus beiden Hemisphären. Altona, Oskar Sorge, 1871.

öffentlichen Akt, zu welchem sich eine zahlreiche Zuhörerschaft eingefunden hatte. Die Gedächtnißrede auf Friedrich hielt Herr Professor Haupt. Wir fühlen uns heute, so begann der Redner, in Wahrheit als die Abkömmlinge, die Nachfolger des großen Königs. Mögen herrschsüchtige Priester die Verdummung unterstützen und Intoleranz predigen, König Friedrich hat uns in Preußen das Prinzip der Glaubensfreiheit und der Duldung als das oberste hingestellt; wir können mit Genugthuung auf die stetige Fortentwickelung dieses großen, wahrhaft königlichen Gedankens zurückschauen und erkennen jetzt in dem Helden des siebenjährigen Krieges, dem Philosophen von Sanssouci, den Vorbereiter alles Großen, das unsere heutige Zeit erfüllt. Daß König Friedrich sich in innigem, geistigen Einklange mit seinem Lande befunden hat und jetzt noch mehr als je befindet, das lebt heute im Bewußtsein seines Volkes fort. Als die Siegesnachrichten aus dem deutsch-französischen Kriege in Berlin eintrafen, drängte sich das Volk in erster halb unbewußter und doch richtiger Bewegung herbei, um das Standbild Friedrichs zu bekränzen; es galt, dem die Ehre zu geben, der den Grundstein zu der politischen und geistigen Größe Preußens und Deutschlands gelegt hatte. Selbstlose Pflichterfüllung, strenge unermüdliche gewissenhafte Arbeit und werkthätige Vaterlandsliebe im Gegensatz zum gedankenlosen Vaterlandsgefühl, das waren die Forderungen, die Friedrich II. an sein Volk, zuerst und im weitesten Sinne an sich selbst stellte, und die auch jetzt noch, jetzt sogar mehr als je, die Ziele sind, die wir zu verfolgen haben.

Der Vortrag ging sodann auf ein specielles Thema ein, auf eine Analyse der von Friedrich dem Großen im Jahre 1779 herausgegebenen Lettres sur l'amour de la patrie, die gleichzeitig auch in deutscher Uebersetzung erschienen. Die Schrift enthält keine neuen Gedanken, ist aber von hohen, königlichen Empfindungen beseelt und flicht den schönsten Kranz um die Stirn ihres hochgestellten, die kühnsten Ideen seiner Zeit umfassenden Autors. Der Grundgedanke der Briefe ist, daß der Mensch als Einzelner nicht bestehen kann, daß er nur als ein Glied eines großen Staatsganzen sich fühlt und als solches zu wirken vermag.

Am 24. Januar wurde in Wien die irdische Hülle Franz Grillparzer's zur Erde bestattet. Die große Theilnahme, die tiefe Bewegung, die bei dieser Gelegenheit von allen Seiten, vom Kaiserhause und von den Ministern, von der Universität und der Stadtverwaltung, von den Celebritäten der Literatur und Kunst, wie vom Volke in seinen naivsten Schichten, zu erkennen gegeben wurde, lieferte den Beweis, daß Wien noch die alte, urgemüthliche, urdeutsche Stadt sei. Aus der am Grabe des Dichters von Dingelstedt gehaltenen Rede heben wir folgende Stelle hervor: „Wenn solche Feste, wie wir im vorigen Jahre eines gefeiert (des von Grillparzer's 81stem Geburtstag) und noch vor wenigen Tagen der Zwillingsmuse seines Dichtergenossen Bauernfeld widmeten, wenn solche Feste in ihrem Wiederhall hinausklingen über Oesterreichs Gränzen, oder wenn Trauerkunden von unseren Heimgegangenen, wie des Helden von Lissa (Admiral v. Tegethoff), unseres großen Meisters Schwind, unseres weitberühmten Oppolzer, wie des Dir so nahe verwandten Friedrich Halm, den wir im ersten Frühlingswehen auf dem weichen Pfühle seines Hütteldorfer Landhauses gebettet, nach Deutschland klingen: dann haben wir auch in der Trauer ein Recht, das gebeugte Haupt zu heben und zu sagen: hier auch sterben deutsche Männer, denen deutsche Kunst, deutscher Geist und deutsche Wissenschaft hoch über Alles gehen. Und wir die Ueberlebenden, erneuern an solchen Stätten das heilige Gelübde, im Geiste der Vorangegangenen rastlos schaffen und wirken zu wollen, so lange es Tag und so viel an uns ist."

Am 8. December 1871 feierte die „Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur" in Breslau den Tag, an welchem vor fünfundzwanzig Jahren ihr gegenwärtiger Präses, Professor Göppert, ihre Leitung übernommen und seitdem ununterbrochen fortgeführt hat. Der geschätzte Naturforscher, Professor Ferd. Cohn, hielt bei dieser Gelegenheit die Festrede über „die Entwickelung der Naturwissenschaft in den letzten fünfundzwanzig Jahren"*) — ein würdiges Thema zur Feier des Mannes, der selbst so viel zu dieser Entwickelung beigetragen und der durch sein umfassendes Wissen, wie durch seine anregende Persönlichkeit, dahin wirkte, daß sich auch in dem kleinen Rahmen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur „stets die großen Strömungen abspiegelten, welche die Welt der Wissenschaft in Bewegung setzten". Mit patriotischem Stolze wies der Redner darauf hin, daß der Aufschwung der Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert nicht zum kleinsten Theil ein Triumph deutscher Gedanken-Arbeit war. Nicht daß nicht auch im Auslande die Wissenschaft mit Erfolg gepflegt und gefördert würde; die Franzosen, die Engländer, die Italiäner haben an dieser Pflege und Förderung einen reichen Antheil. „Aber gleichwie die Siege von Sedan, Metz und Paris nicht allein durch das Genie der Heerführer, sondern auch durch die Intelligenz und Pflichttreue gewonnen wurden, die das ganze deutsche Heer bis zum letzten Mann erfüllten, so ist auch die Hegemonie der deutschen Wissenschaft nicht bloß durch einzelne hervorragende Geister, die Moltke und Bismarck der Wissenschaft, sondern vor Allem durch eine unabsehbare Reihe bescheidener Forscher erkämpft worden, die mit aufopfernder Hingebung, ohne Hinblick auf äußere Anerkennung und materiellen Vortheil, im Dienste der Wahrheit arbeiten. Weder mit der Zahl, noch mit der Bedeutung der wissenschaftlichen Arbeiten, welche Deutschland jahraus jahrein hervorgebracht, kann ein anderes Volk sich messen."

.... „Wenn seit der französischen Revolution bis über das letzte Drittel unseres Jahrhunderts hinaus Frankreich sich nicht mit Unrecht als die erste Nation der Welt betrachten durfte, so konnte sie sich nicht bloß auf ihre, wenn auch glänzenden, so doch vorübergehenden Waffen-Erfolge berufen, sondern vor Allem auch darauf, daß fast in allen geistigen Bestrebungen und ganz besonders auch in den exakten Wissenschaften Frankreich die Initiative hatte; ja, man kann ganze, erst in der Neuzeit zur Blüthe gelangte Forschungsgebiete, die wichtigsten Kapitel der modernen Chemie, der mathematischen Physik, der wissenschaftlichen Anatomie, Chirurgie und Medizin, der Geologie und Paläontologie, der systematischen und physiologischen Botanik geradezu als Schöpfungen des französischen Genius betrachten. Aber gleich jenen Riesenbäumen im Hochwald, hatten auch die großen Forscher der französischen Revolutions-Periode keinen Nachwuchs, und als dieselben allmählich ausstarben, fand sich kein würdiger Ersatz. Schon seit Jahren ist es kein Geheimniß mehr, daß die weltberühmten Institute von Paris, die Akademie, der Jardin des plantes, die Hospitäler und Laboratorien längst überflügelt sind und nur vom alten Ruhme zehren; daß ganze wichtige Gebiete der modernen Wissenschaft in Frankreich o

*) Breslau, J. U. Kern's Verlag, 1872. (36 S.)

gut wie gar nicht vertreten sind, während die geistige Fortentwickelung täglich mehr und mehr in Deutschland ihren Mittelpunkt findet."

Julius Rodenberg's historischer Roman „Von Gottes Gnaden", der die Geschichte Karl's I. und Oliver Cromwell's zum Gegenstand hat, wobei der Verfasser mit geschickter Hand — was der historische Novellist immer thun sollte — nach den auf uns gekommenen Memoiren und Korrespondenzen Material in Bezug auf einzelne Incidenzpunkte und Persönlichkeiten benutzte, das, obwohl es von der ernsten Geschichtsschreibung übergangen wurde, doch von höchstem romantischem Interesse ist, hat die Auszeichnung erfahren, daß er vollständig ins Englische übersetzt worden ist.*) Der bekannte, englische Buchhändler Richard Bentley hatte sich noch kurz vor seinem Ableben selbst dafür lebhaft interessirt, daß dieser so mannigfaltig in die Geschichte des öffentlichen und häuslichen Lebens der alten Geschlechter Englands eingreifende Roman übersetzt werde und in seinem Verlage erscheine. Noch mehr: das britische Publikum hat gerade zur Zeit, als der hundertjährige Geburtstag Walter Scott's gefeiert wurde, dem deutschen Dichter Rodenberg zugestimmt, als er (in der Vorrede seines Romans) den Lesern sagte: „Unsere vermehrten Quellen historischer Forschung und der philosophische Geist, von welchem jede Wissenschaft jetzt durchdrungen ist, geben dem historischen Roman unserer Tage einen andern Charakter, als dem der Zeit Walter Scott's." Wir möchten die Auszeichnung, die hierdurch unserem poetischen Mitbürger zu Theil geworden, derjenigen gleichstellen, welche das deutsche Publikum dem englischen Schriftsteller G. H. Lewes erwies, als es dessen in's Deutsche übersetzte Lebensbeschreibung Goethe's mit Anerkennung aufnahm.

Kurz nach dem Schlusse unserer vorigen Nummer ist uns das vom 19. Januar datirte erste Blatt der neuen Berliner „Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben", „Die Gegenwart",**) herausgegeben von Paul Lindau, dem durch seine scharfe und picante (er selbst nennt sie eine „literarisch rücksichtslose") Feder bekannten, „deutschen Kleinstädter" in Rodenberg's „Salon" und früheren Redacteur des „Neuen Blatt", zugegangen. Es erscheint ganz zeitgemäß, daß in der neuen deutschen Reichshauptstadt sich mehr und mehr Stimmen der Presse auf literarischem, wie auf politischem Gebiete gruppiren und einander gegenüber stellen. Jemehr hier „die Geister aufeinander platzen", um so leichter wird die Wahrheit, die in Deutschland Gottlob! das Licht nicht zu scheuen braucht, zur Erscheinung kommen. Auch die „literarische Rücksichtslosigkeit" hat ihre Berechtigung; sie stellt der Vor- und Nachsicht, wie den leidigen Rücksichten gegenüber, „die — wie Hamlet sagt — das Elend zu hohen Jahren kommen lassen", das kritische Gleichgewicht her und nützt darum, selbst durch ihre Uebertreibungen. Schon in ihrer ersten Nummer feuert die „Gegenwart" einige dieser rücksichtslosen Probeschüsse gegen zwei der berühmtesten deutschen Novellisten ab, die durch solche Uebertreibungen, wenn sie auch das große Publikum unterhalten, doch keinen Schaden an ihrem Ruhm erleiden werden. H. B. Goldschmidt, Albert Lindner und A. H. Ehrlich haben zu dieser ersten Nummer interessante Beiträge geliefert, denen sich, in der Weise der „Grenzboten" und des Journals „Im neuen Reich", literarisch-politische Correspondenzen aus München, Wien, Paris, London und Petersburg anschließen. Wir wünschen Herrn Paul Lindau, dessen Name auch unseren Lesern speciell durch seine Beiträge über Molière und Victor Hugo, über „die deutsche Colonie in Paris" ꝛc., in früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift, rühmlich bekannt ist, viel Glück für sein neues Unternehmen in Zukunft, wie in Gegenwart.

*) King „by the Grace of God". An Historical Romance by Julius Rodenberg. 3 vols. London, Richard Bentley and Son. 1871.

**) Berlin, Georg Stilke.

Gleichzeitig sind uns von einer anderen neuen, in Berlin erscheinenden literarischen Wochenschrift: „Auf der Höhe", herausgegeben von Jeanne Marie von Gayette Georgens und Dr. J. D. Georgens die ersten Nummern zugegangen. Dieses Blatt, das sich zugleich als Organ der von Frau Georgens gestifteten artistisch-literarischen Gesellschaft bezeichnet, in welcher allwöchentlich, meistens vor gebildeten Frauen, wissenschaftliche und künstlerische Vorträge gehalten werden, sucht das Schöne mit dem Nützlichen zu vereinigen, indem die beiden ersten Nummern Artikel einerseits über die „Toilette der Frau", über die „Ausstattung unserer Wohnräume", über „weibliche Gesangsvorträge" und andererseits über Arthur Schopenhauer und seine Mutter (von Gust. Kühne), über Heinrich von Kleist (von K. Biltz), und über „das Theater der alten Griechen, verglichen mit dem unsrigen" (von Prof. Körber) bringen. Auch dieses Blatt kündigt allem Schwächlichen in Literatur und Kunst einen Vernichtungskrieg an. Frau v. Gayette Georgens hat sich bereits durch tüchtige, künstlerische und literarische Leistungen um die Förderung weiblicher Bildung verdient gemacht und wird hoffentlich auch in diesem journalistischen Unternehmen von den zahlreichen ihr befreundeten, gesellschaftlichen Kreisen nach Kräften unterstützt werden.

In einigen Blättern tauchen Besorgnisse auf, daß der Besuch der Weltausstellung 1873 in Wien den Fremden durch Wohnungsmangel erschwert, ja theilweise sogar unmöglich gemacht werden dürfte. Diese Befürchtungen erscheinen jedoch, wie aus Wien geschrieben wird, unbegründet. Eine der dringensten Aufgaben, welche sich die Weltausstellungs-Commission des Wiener Gemeinderaths gestellt, besteht neben der Vermehrung der Communikationsmittel in Bestrebungen, dem riesig anwachsenden Wohnungs-Bedürfnisse zu genügen. Der Speculationsgeist von Privaten und von Gesellschaften wendet der Lösung dieser Frage alle Energie zu. Kömmt ferner in Betracht, daß viele Bauten der Vollendung nahe, viele in Angriff genommen sind, daß manche Hausbesitzer in der Hoffnung, aus dem Vermiethen an Fremde ein höheres Hauserträgniß zu erzielen, sich ihren derzeitigen Miethern gegenüber für das Jahr 1873 die Freiheit des Handelns vorbehalten haben, endlich viele Miether aus Speculations-Motiven ihre Wohnungen freiwillig an Fremde überlassen werden, so erscheint die oben aufgestellte Behauptung der Grundlosigkeit von Befürchtungen, wenigstens für Fremde, völlig gerechtfertigt. Die einheimische Bevölkerung der Hauptstadt wird sich auf Entfernungen von mehreren Meilen zurückziehen. Die vielen in Wien einmündenden Bahnen ermöglichen es; die herrlichen Umgebungen laden hierzu ein. Mit Recht dürfte anzunehmen sein, daß, von den durch die Donau-Regulirung ermöglichten Neubauten abgesehen, in Folge der bestehenden Bauprojekte, sich nach der Ausstellung das Verhältniß zwischen Angebot und Begehr von Wohnungen erheblich günstiger gestalten wird, als es leider derzeit der Fall ist.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Fouqué's Undine.

Illustrirte Ausgabe.
1870.
Mit 60 Holzschnitten. In elegantem Reliefband mit Goldschnitt: 1 Thlr. 10 Sgr.

Miniatur-Ausgabe.
1871.
Mit Titelkupfer gez. von Ludwig Richter. In Reliefband mit Goldschnitt: 20 Sgr.

Stereotyp-Ausgabe. Mit Titelbild in Holzschnitt kart. 5 Sgr.

Diese liebliche Erzählung, „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie“, schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat sich namentlich die Gunst der Frauen in hohem Grade erworben (10)

Schulprämien.

Folgende Artikel unseres Verlages empfehlen sich durch inneren Gehalt und ansprechende Ausstattung zur besonderen Berücksichtigung als Schulprämien:

Grimm (Jacob), Auswahl aus den Kleineren Schriften. Velinpapier. 24 Bogen 8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

„In den hier zusammengestellten Arbeiten, durch welche Jacob Grimm auch über den Kreis der Fachgenossen hinaus bekannt geworden ist, zeigt sich am Deutlichsten seine Sprachgewalt in eigenartigem aber glänzendem Stil, der oft von hinreißender Schönheit, Jacob Grimm zu einem unserer ersten Prosaisten macht.“ Zeitschr. f. deutsche Philologie.

Munk (Prof. Dr. **Eduard**), **Geschichte der griechischen Literatur.** Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten. Zweite, **umgearbeitete Ausgabe.** Zwei Theile. 8. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil ward, war für den Verfasser ein Antrieb, dasselbe noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden.

Munk (Prof. Dr. **Eduard**), **Geschichte der römischen Literatur.** Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten. Drei Theile. 8. geh. 3 Thlr. In drei eleganten Halbleinwandbänden 3 Thlr. 10 Sgr.

Durch Mittheilung zahlreicher Proben in Text und Uebersetzung eignet sich das Werk besonders zum Privatstudium der Schüler höherer Gymnasialklassen.

Richter (Dr. **Heinrich**), **Das weströmische Reich,** besonders unter den Kaisern Gratian, Valentinian II. und Maximus (375—388). gr. 8. geh. 3 Thlr. 20 Sgr.

Das Werk schildert in anziehender Darstellung den mächtigen Einfluß des Christenthums und der Germanen auf die Auflösung des römischen Reiches.

Steinthal (Prof. Dr. H.), **Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues.** Zweite Bearbeitung seiner Classification der Sprachen. 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Dieses Werk ist die einzige Darstellung der wichtigeren Sprachstämme der Erde, die durch zahlreiche Proben in Umschrift und Uebersetzung erläutert werden.

Steinthal (Prof. Dr. H), **Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern** mit besonderer Rücksicht auf die Logik. 1863. gr. 8. geh. 3 Thlr. 25 Sgr.

Ein umfassendes und grundlegendes Werk, das den Zusammenhang der Grammatik der Alten mit der Philosophie gründlich und eingehend nachweist und von hier aus nach vielen Seiten neues Licht wirft.

Voigt (Professor F.), **Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates.** Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. 1867. 8. geh. 2 Thlr.

In dieser neuen Auflage ist das Werk bis auf die neueste Zeit fortgeführt. Die objektive Darstellung, die gründliche Behandlung des Stoffes, die besondere Berücksichtigung, die der Culturgeschichte gewidmet wird, sind anerkannte Vorzüge dieses Werkes. (11)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Seit Januar vorigen Jahres erscheint in dem unterzeichneten Verlage: (12)

Deutsches Handelsblatt.

Wochenblatt für Handelspolitik und Volkswirthschaft.

Zugleich Organ für die amtlichen Mittheilungen des deutschen Handelstages.

Herausgegeben von **Dr. Alexander Meyer.**

Vierteljährlich 13 Nummern von 1 bis 2 Bogen. Preis 1⅓ Thlr.

Alle wichtigen volkswirthschaftlichen Fragen, die künftig den Bundesrath und den deutschen Reichstag beschäftigen, werden eingehend und sachgemäß erörtert. In einer ständigen Rubrik werden handelsrechtliche Entscheidungen behandelt.

Eine Probenummer ist durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Soeben erschien:

FAUST.

A TRAGEDY
BY
JOHANN WOLFGANG VON GOETHE.
THE FIRST PART.
TRANSLATED, IN THE ORIGINAL METRES, BY
BAYARD TAYLOR.
AUTORIZED EDITION.

8. Geheftet 1 Thlr. Gebd 1 Thlr. 10 Ngr.

Der amerikanische Schriftsteller Bayard Taylor, auch in Deutschland durch seinen öftern Aufenthalt daselbst wie durch seine Schriften vortheilhaft bekannt, bietet hier eine Uebertragung, die sich streng an die Versmasse des Originals anschliesst, sodass sie mit den Gedanken auch die Form der Goethe'schen Dichtung getreu wiedergiebt. Sie ist bereits von competenten Beurtheilern als die gelungenste englische Uebersetzung des „Faust“ bezeichnet worden.

Vorliegende Ausgabe wurde von Taylor selbst veranlasst und hat einen bedeutend billigern Preis als die gleichzeitig in Amerika und England erschienenen Ausgaben des Werks. (13)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Sakuntala.

Indisches Schauspiel von Kalidasa.
Deutsch metrisch bearbeitet
von
Edmund Lobedanz.

Vierte Auflage.

Miniaturausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Diese deutsche Bearbeitung des indischen Schauspiels „Sakuntala“, das sich den größten Dichtungen aller Zeiten anreiht, hat wegen ihrer poetischen Wiedergabe allgemeine Beliebtheit erlangt, sodaß sie jetzt bereits in vierter Auflage vorliegt.

In Bearbeitung von Edmund Lobedanz erschien ferner:

Urvasi. Indisches Schauspiel von Kalidasa. Miniaturausgabe. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

König Nal und sein Weib. Indische Sage. Miniaturausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr. (14)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin sind erschienen:

Abel (Dr. C.), Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise. 8. geh. 5 Sgr.

Buff (H. L.), Ueber das Studium der Chemie. 8. geh. 5 Sgr.

Grimm (Jacob), Rede auf Schiller. Vierter Abdruck. Velinpapier. 8. geh. 6 Sgr.

Jähns (Max, Hauptmann), Volksthum und Heerwesen. gr. 8. geh. $7^1/_2$ Sgr.

Lazarus (Prof **M.**), Ueber den Ursprung der Sitten. Zweiter Abdruck. 8. geh. 8 Sgr.

Michelhaus (H.), Ueber die Lebensbedingungen der Pflanze. 8. geh. 5 Sgr. (15)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 10. Februar 1872. [No. 6.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Ein Jubiläum des „Magazin".

Sie werden Sich, geehrter Herr Redacteur, erinnern, daß eine heitere Fest-Versammlung Sie am 31. Januar, auf Professor v. Holtzendorff's Vorschlag, für eine Nummer absetzte, weil Ihre Bescheidenheit sonst nicht die Darstellung des „Lehmannsfestes" erlauben würde. Wenn wir Festtheilnehmer auch nachmals die Undurchführbarkeit dieses Antrages einsahen, weil man kaum verlangen kann, daß Sie im einundvierzigsten Jahre thun, was Sie vierzig Jahre lang nicht gethan, nämlich eine Nummer aus Händen geben, so muß doch aber andererseits wenigstens für einen Artikel von dem H.'schen Antrage Gebrauch gemacht werden; denn die Leser bilden eine Art großer Familie und haben allerhand gemeinsame Interessen mit dem Redacteur, die auch neben dem rein Stofflichen der Zeitschrift liegen, und es würde heißen, Etwas, das Herz und Geist der Lesergemeinde zu erfreuen geeignet ist, diesen nehmen, wollten Sie meinem Bericht Ihre Aufnahme versagen. — Und nun, ehe ich mit dem Leser selbst spreche — denn daß ich es überhaupt darf, nehme ich jetzt an — noch eine Bitte ohne viel Motive und Erläuterungen; es ist die Bitte: Streichen Sie nicht allzuviel aus dem schon so eng gefaßten Bericht.

Der Januar-Mond war es gewesen, in welchem vor vierzig Jahren das „Magazin" zuerst erschien, und zwar speciell der Geburtstag Friedrichs des Großen. Es ist aber eine an nationalen Gedenktagen so reiche Zeit, die wir Ende Januar begehen, da auch Preußen und der Vorkämpfer der Geistesfreiheit, Gotthold Ephraim Lessing, und endlich das jüngste, aber nicht das letzte: das neue Deutsche Reich in diesen Wochen ihr Geburtsfest haben, daß wir zusammenfassend das Jubelfest des „Magazin" auf den letzten Januartag legen zu sollen gedachten. Wie sich das in der weiteren Welt verbreitet, ist eins jener unerklärlichen Geheimnisse. Es erinnert an die Wunder des Gerüchts, die wir Alle im letzten Kriege erlebt und beobachtet haben. Kurzum, an dem zur Festfeier bestimmten Tage trafen auswärtige Freunde, darunter der liebenswürdige Vertreter der Breslauer Presse, Herr Dr. Max Kurnick, ein, und am gleichen Tage stellten sich, außer einem Schreiben glückwünschenden Inhalts vom Curatorium des Deutschen Reichs-Anzeigers, auch Bilder der vorerwähnten Heroen, zugleich Penaten des Redactionszimmers, rechtzeitig ein. Herr Sussmann-Hellborn übersendete seine Statuette Friedrichs des Großen; die nächsten Freunde des Redacteurs hatten Lessing's Porträt überreicht, von Herrn Ernst Hildebrandt's kunstfertiger Hand gemalt, im Allgemeinen nach den Traditionen eines Bildes aus Gleims „Freundschafts-Tempel" in Halberstadt, das uns den schönen Oberkörper in der Zeit elastischer Vollkraft darstellt, noch bevor jener Ansatz zur Beleibtheit eintrat, welche das der Lachmann'schen Ausgabe beigegebene Abbild enthält. Unter den künstlerischen Gaben ist endlich eine vortreffliche Zeichnung, Lehmann's von Herrn Prof. B. Plockhorst zu erwähnen. — Am Abend vereinigten sich gegen zweihundert Freunde des Blattes um dessen Redacteur. Die Anordnung des Festes, die gehaltvolle Festrede Holtzendorff's sind von den Tagesblättern mitgetheilt worden. Eine halb poetische, halb humoristische Festnummer des „Magazin" wurde vertheilt. Wir können uns nicht versagen, darauf hinzuweisen, daß, wenn sich auch die Verfasser Discretion ausbedungen haben, einige Beiträge (wir glauben nicht mit Unrecht Fr. Spielhagen's und Berthold Auerbach's Feder zu erkennen) fast zu Schade sind, um geheim gehalten zu werden, daß der rührende Freundschafts-Artikel von F. v. H., welche sich mit Recht die älteste Mitarbeiterin des Blattes nennt, Zeugniß giebt, daß auch Druck und Papier wahre Freundschaften gründen können, und daß endlich die Poesien von Dr. S. Meyer in Breslau und einem geheimnißvollen Δ, welches des Volkes Stimme mit „Dohm" erläuterte, an Form und Inhalt gleich ansprechend waren. In dem Josephsliede des Letzteren heißt es u. A.

Wie einst Joseph, in die Ferne
Hat er früh den Schritt gelenkt,
Mit des Auslands Schätzen gerne
Seine Brüder reich beschenkt.
Goldner Aerndten Fülle lagern
Ließ er, legt' im Magazin
In den fetten für die magern
Jahre reichen Vorrath hin.

Ja, ein Joseph, der die Brüder
In der Fremde heimisch macht,
Hat, ein Moses, stets er wieder
Zu sich selbst sein Volk gebracht;
Führt' es durch des Auslands Wüste
Vierzig Jahr mit sichrer Hand,
Bis er jubelnd endlich grüßte
Sein gelobtes Vaterland.

Die Erwiderung Lehmann's drückte sich in einem schwungvollen Hoch auf Deutschland aus. Ein aus künstlerischen Freunden des Redners zusammengesetztes Quartett erfreute die Tafel mit Gesängen. Zu dem alten Geibel'schen „Deutschland", dem Liede der Erwartung, war dieses Mal die Strophe der Erfüllung hinzugekommen, der die Frage, wann roth der Tag erscheine und der Kaiser die Braut heimführe, beantwortete:

Der Tag brach an, der Tag erschien,
Im Feld die Fahnen flattern.
Von Flammen roth die Dörfer glüh'n,
Die Feuerrohre knattern.

Nach langem Ringen dröhnt das Land
Vom Wasgau bis zum Kyffhäuser
Die deutsche Kron' in des Feldherrn Hand,
Ein Volk, ein Reich, ein Kaiser!

Unter den Tischreden verdient zunächst die des Wirklichen Legationsraths, Herrn Aegidi, besondere Beachtung, weil sie nicht allein einen Gruß des Reichskanzlers, Fürsten Bismarck, enthielt, sondern auch der Redner in trefflichen geistvollen Worten eine Parallele zwischen dem „Magazin" und dem auswärtigen Amt zog, und Ersteres als das literarische auswärtige Amt des Reiches bezeichnete.

Auerbach gedachte der verstorbenen Freunde des „Magazin", insbesondere seiner Verleger und Mitarbeiter Veit und Lehfeldt. Auch des verewigten Freundes Lette erwähnte er, und diese Erinnerungen gaben ihm Stoff und Anregung zu einer vortrefflichen Rede über die Freundschaft. Er führte die Hörer in jene Zeiten zurück, da der deutsche Gedanke noch voller Gefahren für Diejenigen war, die für ihn kämpften, Vorposten, die sich in banger Nacht zuriefen: Kamerad, bist du da? Treue Kameradschaft hat aus den Vorposten nach und nach ein Heer, ein siegendes, gewaffnetes Volk gemacht. Diesen Gedanken gab L. Lehfeldt in einer Erwiderung Raum, in der er den kosmopolitischen Gedanken Goethe's, den einer Weltliteratur, dem nationalen gegenüberstellte, welcher in unsern Tagen zur Erscheinung getreten ist. Von den beiden heimgegangenen Freunden habe Jos. Lehfeldt mehr den ersten, Moritz Veit den zweiten Gedanken vertreten, und ihm einst in poetischen Worten an den Redacteur des „Magazin" Ausdruck gegeben.

Der Geh. Postrath P. D. Fischer brachte sein Hoch der Gewalt der Presse, und verwob in seinen Trinkspruch ein Schreiben des General-Postdirectors Stephan, welches in launiger Form Post und Presse Schwestern nennt. „Ich hoffe jedoch, heißt es in diesem Briefe, daß das schwesterliche Verhältniß der beiden, in einer großen Geburtsstunde der Geschichte entstandenen Zwillinge: Presse und Post darunter nicht leiden, daß beide ihre Functionen im staatlichen und gesellschaftlichen Körper, jene als Mund, diese als Beine zum Gedeihen des Ganzen in Einträchtigkeit fortsetzen, und nie auf einen heiligen Berg ziehen werden."

In überaus anmuthigen Versen feierte Jul. Rodenberg die Frauen und Friedrich Spielhagen ließ in schwungvoller Rede die Gattin des Redacteurs leben. „Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat, deß lebt er noch eins so lange." Eine ganze Anzahl von Briefen, Trinksprüchen und Gedichten war aus Lehmann's engerm Vaterlande, aus Schlesien, eingegangen. Hat doch auch dieser literarisch so fruchtbare Boden dem „Magazin" so viele und tüchtige Mitarbeiter gezeugt, wie die leider nun schon gestorbenen Mich. Sachs, Ed. Munk, J. Zedner u. A. — Der greise Präsident, Graf Rittberg, die Doctoren Klein und Meyer, der Aegyptologe Prof. Dümichen, der Dichter-Senior Carl von Holtei, sämmtlich Schlesier, ehrten den Jubilar durch Zuschriften, sowie durch poetische Gaben. Johannes Dümichen sagt:

„Und Schlesier, die ha'n vo Alters har,
Au uf em Geistesacker,
Sich jederzeit hervorgethan
Als ganz verflixte Racker."

Und Carl von Holtei schließt seine Verse:

„Vierzig Jahre, lieber Alter,
Warst Du Magazin-Verwalter,
Treu verbleibt Dir, bis zur Bahre,
Der da schrieb die: „Vierzig Jahre."

In einem Hoch auf Letzteren faßte denn auch Lehmann seinen Dank für die Schlesier zusammen.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß auch dem Dichter J. S. Lehmann ein Hoch gebracht wurde. Freilich ist es lange her, daß er unter dem Anagramm H. Anselmi für Gubitz „Gesellschafter" gedichtet, aber Dr. Max von Heine, des Dichters Heinrich Heine Bruder, trat mit gefülltem Glase als Zeuge jener Zeiten auf. Hierauf bezogen sich auch H. Beta's heitere Worte, welche diesen Bericht beschließen mögen:

An H. Anselmi send' ich Dich.

Kann nicht mit essen, nicht mit trinken,
Kann nicht mehr geh'n, nicht mal mehr hinken;
Doch werd' ich, gefesselt, trotzdem so frei sein
Und im Geiste ganz substantiell dabei sein.
Von den gefeierten vierzig hielt ich mich zwanzig
Frisch und salzig und ward nicht ranzig.
Von 50 bis 60 stand ich oft ganz voran
Und war ein gern gelesener Mann.
Ach, theurer Lehmann-H. Anselmi,
Du warest nicht allein ein Schelm nie,
Sondern vor allen Blätter-Fürsten,
Wie echter Sammt neben kratz'gen Bürsten.
. . . .
Von der Kaiserin oben, durch alle Welt,
Ruft's tausendstimmig: Alter Held!
Heil Dir! Liebe, Dank und Ehre,
Für vierzigjähr'gen Kampf im Heere,
Dir Feldherrn licht in Ruhmesstrahlen
Der wahren „Internationalen"! H. Beta.

Ein Festgenosse.

Goethe nach den Friedensschlüssen mit Frankreich.

Von Heinrich Düntzer.*)

III.

Die Zeiten des Druckes und der Befreiung.

Gar traurige Zeiten waren es, welche die Rheinbund-Staaten unter Napoleon's Oberherrschaft verlebten, der, nachdem er Deutschland zersprengt hatte, nur darauf sann, sie allmählich sich ganz einzuverleiben, wozu jede Auflehnung ihm ein willkommenes Mittel bot, während sie, so lange sie den aufgezwungenen Gehorsam leisteten, zur Bekämpfung Preußens und Oesterreichs, deren endlicher Untergang oder völlige Unterwerfung ihm nur eine Frage der Zeit schien, erwünschte Bundesgenossen waren. Das Streben jedes wohldenkenden Staatsmannes mußte bei dieser bedauerlichen Lage der Sache, besonders da man nicht ermessen konnte, wie weit Napoleon's Ehrsucht sich vermessen würde, zunächst darauf gerichtet sein, die unter den gegebenen Verhältnissen mögliche Entwicklung des bürgerlichen und staatlichen Lebens zu fördern, ohne, wie sehr das Herz auch nach deutscher Unabhängigkeit und würdiger Machtstellung des gesammten deutschen Volkes verlangen mochte, auf Pläne zur Abschüttelung des fremden Joches sich einzulassen, welche vorab ohne alle Aussicht schienen. Preußen und Oesterreich waren niedergeworfen, und mochte auch eine Erhebung beider in sicherer Aussicht stehen, ein gemeinsames Handeln schien bei der herrschenden Zwietracht kaum zu erwarten, Krieg des einen oder des anderen

*) Vgl. Nr. 1 und 2 des „Magazin" von 1872.

ohne Aussicht und dazu verderblich für die Rheinbund-Staaten, die sich am Kampfe betheiligen und, besonders die Preußen und Oesterreich nahe liegenden, unter ihnen vor allem Weimar, durch die Kriegszüge leiden mußten. Rußland stand mit dem französischen Eroberer im besten Vernehmen, so daß von ihm keine Hülfe erwartet werden konnte. So schien jeder Auflehnungs-Versuch in den Rheinbundstaaten nur zu völliger Zertrümmerung und Unterwerfung zu führen.

Im Herzogthum Weimar stimmte Herzog Karl August darin mit Goethe und Voigt überein, daß es zunächst gelte, die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen, die Entwicklung und Belebung des Wohlstandes zu fördern. Karl August beeilte sich, die drei Landschaften Weimar, Jena und Eisenach zu vereinigen, die Rechte der Stände förderlich zu erweitern, durch neue Städte-Ordnungen die Bildung eines selbständigen Bürgerthums zu beleben und das Land durch Verbesserungen in jeder Art der Verwaltung zu erleichtern. Der Entwurf zu einer neuen Verfassung wurde schon am 9. Januar 1809 den jetzt zum erstenmal vereinigten Ständen der drei Landschaften vorgelegt. Während Karl August so zunächst das Wohl seines Landes im Auge hielt, konnte sein für das große deutsche Vaterland rastlos thätiger Geist nicht unterlassen, im Geheimen deutsche Gesinnung, Haß gegen den auf Deutschlands Zertrümmerung sinnenden Tyrannen und Hoffnung auf endliche Befreiung zu nähren. Zu diesem Zwecke nahm er v. Müffling, der 1806 mit ihm den Rückzug gemacht hatte, in seine Dienste. Er stellte ihn als Vicepräsidenten des neuen Landschafts-Collegiums an; seine geheime vaterländische Thätigkeit blieb selbst Goethe und Voigt unbekannt, da der Herzog wußte, wie wenig Beide der von Weimar aus insgeheim in ganz Deutschland betriebenen Aufregung der Geister geneigt waren, die, wenn sie irgend verrathen wurde, die fürchterlichste Rache Napoleon's gegen den Herzog und sein Land entflammt haben würde. Goethe widmete sich mit vollem Eifer der Oberaufsicht der ihm untergebenen Anstalten für Wissenschaft und Kunst, und er förderte die Früchte seines nie ruhenden Geistes, die dem Vaterland zur Hebung und zum Ruhme gereichen sollten. Auch ein deutsches lyrisches und geschichtliches Volksbuch schwebte ihm einige Zeit vor.

Der im März 1809 erfolgende Aufruf des Kaisers von Oesterreich an sein Volk und ganz Deutschland erfüllte den Dichter mit schweren Sorgen, da er davon die traurigsten Folgen voraussah, an eine allgemeine Erhebung nicht zu denken war. Die Weimarischen Jäger mußten nach Tirol ziehen. In Jena, wo Goethe sich an die Geschichte der Farbenlehre hielt, empfing er die Nachricht von der Einnahme Wiens, und während der Krieg seine blutige Aernte im Kaiserstaate hielt, begann er die Ausarbeitung der tragischen Geschichte der „Wahlverwandtschaften“. Der unglückliche Zug des Königs von Westfalen brachte Weimar in solche Gefahr, daß Goethe voll Sorge von Jena dorthin zurückeilte. Kurz nach der Beendigung seiner „Wahlverwandtschaften“ sah sich Oesterreich zum Frieden gezwungen, welcher ihm schwere Verluste auflegte und das treue Tirol aufgab, das durch deutsche Truppen niedergeworfen wurde. Hofer starb den Heldentod deutscher Treue. Entsetzt wandte sich Goethe von den traurigen politischen Zuständen ab, deren Besserung in naher Zeit nicht zu erwarten stand. Auch von einer Erhebung Preußens hoffte er keinen Erfolg, wie er denn gegen Preußen sehr verstimmt war, dem er das Unglück Weimars zuschrieb und das, wie er meinte, bloß seine eigenen Pläne verfolge, ohne des Wohles der kleinen Staaten zu achten, die nur im Anschlusse an dieses ihre Kraft fänden, während er meinte, „ganz anders würde es stehen, hätte man in Deutschland immer redlich für sich und die Seinigen und dann für die Nächsten und immer wieder Nächsten redlich gesorgt“. Seine vollste Anhänglichkeit galt seinem Fürstenhause, für welches die im Januar 1810 sich entscheidende Verlobung der Prinzessin Caroline mit dem Erbgroßherzoge von Mecklenburg-Schwerin ein erfreuliches Ereigniß war. Dies suchte er durch die Dichtung zweier Maskenzüge zu den Geburtstagen der Herzogin und der Großfürstin würdig zu feiern, wobei er gerade das, was Weimars Fürstenhaus von jeher für die Pflege der Dichtkunst gethan hatte, hervorhob, mit einer Hindeutung, daß auch der jetzige Hof dem Beispiele der Vorfahren würdig gefolgt sei. Auch diesmal galt das entschieden ausgesprochene Lob allein den Fürstinnen, die Goethe mit herzlicher Innigkeit verehrte.

Statt der von den begeisterten Vaterlandsfreunden ersehnten Vereinigung Preußens und Oesterreichs gegen Frankreich sollten sich Beide mit diesem gegen Rußland verbinden, da es in Folge der Einverleibung Oldenburgs, der Rheinbundstaaten bis zur Mündung der Elbe und Hollands zwischen dem West- und dem Ostkaiser zum Bruche gekommen war. Als die ungeheuren nach Rußland ziehenden Schaaren Weimar überschwemmten, scheint Goethe die erste Ahnung einer Wendung von Napoleon's Schicksal aufgegangen zu sein; denn auf die Aeußerung der Furcht über die Verheerung, welche diese Heere bei ihrem Rückmarsche anrichten würden, erwiederte er: „Wartet erst ab, wie viele davon wiederkommen werden“. Um nicht Zeuge der unaufhörlichen, das Land schrecklich drückenden Durchzüge zu sein, eilte er früher als gewöhnlich nach Karlsbad. Dieses genoß damals das Glück, neben der Kaiserin auch zum erstenmal den Kaiser von Oesterreich und Beider Tochter, die vor zwei Jahren als angetraute Braut Napoleon's nach Frankreich gezogen war, bei sich zu begrüßen. Goethe konnte nicht umhin, wie er vor zwei Jahren die Anwesenheit der Kaiserin im Namen der Bürgerschaft gefeiert hatte, so auch jetzt die Zusammenkunft von Frankreichs Kaiserin, die Napoleons Throne einen Erben geschenkt hatte, und ihrer kaiserlichen Eltern durch seine Muse zu begrüßen. Dabei mußte er ihres Gatten, des jetzt mit Oesterreich gegen Rußland verbündeten Weltherrschers, in Ehren gedenken. Aber wie hoch er ihn auch als Hersteller Frankreichs, als genialen Weltherrscher, als Helden und Günstling des Schicksals feiert, was er von ihm vor Allem erwartet, ist die Herstellung des Weltfriedens, wie wenig er auch an die Erfüllung dieses Wunsches schon damals denken mochte. Durfte er auch nicht im Geringsten hoffen, daß sein Wunsch von Einfluß sein, ja diesem nur bekannt werde, so wollte er doch nicht die Gelegenheit vorbeigehen lassen, sein sehnlichstes Verlangen auszusprechen, als dessen Pfand er die Geburt des Sohnes begrüßte, durch die „das Reich gesichert wie gerundet“ stehe, Napoleon selbst „froh im Sohne sich gegründet fühle“.

Sie, die zum Vorzug einst als Braut gelanget,
Vermittlerin nach Götterart zu sein,
Als Mutter, die, den Sohn im Arme, pranget,
Befördre neuen, dauernden Verein;
Sie kläre, wenn die Welt im Düstern banget,
Den Himmel auf zu ew'gem Sonnenschein!
Uns sei durch sie dies letzte Glück beschieden:
Der Alles wollen kann, will auch den Frieden.

Aus Moskaus Asche stieg zwei Monate später der Rache-Engel auf, welcher den Unterdrücker der Völker, der Europa an seinen Triumphwagen zu fesseln sich vermessen hatte, auf schauerlicher Flucht nach Frankreich zurücktrieb. Aber welche Drangsale hatte Deutschland zu bestehen, ehe der Sturz des Gewaltigen

ihm gelingen konnte! Goethe, das Kind des Friedens, litt unendlich unter den Wirren und Leiden des näheren und ferneren Vaterlandes, besonders da er nicht die Hoffnung hegen konnte, Oesterreich werde seine Eifersucht überwinden und zu dem begeistert erhobenen Preußen als treuer Bundesgenosse stehen. Auch war er gegen Preußen und das, was er für preußische Anmaßung hielt, nach dem bisherigen Verlaufe der Dinge nicht wenig verstimmt, und in Folge der Aufregung körperlich leidend. Doch glaubte er sich in dieser bedenklichen Zeit dem Hofe nicht entziehen zu dürfen. Schon am 12. März 1813 kamen die ersten Kosaken in Weimar an, später ein kleines preußisches Corps. Von des Dichters arger Verstimmung gegen die Preußen zeugt noch die auf der Erinnerung beruhende spätere Aeußerung in den „Annalen": „Ein geringes Corps Preußen besetzt Weimar, und will uns glauben machen, wir seien unter seinem Schutze sicher. Die Freiwilligen betragen sich unartig, und nehmen nicht für sich ein." Der Dichter war damals durch die kriegerischen Unruhen so aufgeregt, daß die Seinigen seine Abreise nach Teplitz möglichst beschleunigten. Kaum gelang es ihm, mit einem preußischen Passe durchgelassen zu werden. Am folgenden Tage warfen die Franzosen die wenigen Preußen aus Weimar. In Meißen wurde er, obgleich er in einen russischen Generalsmantel sich versteckt und die Militärmütze tief in's Gesicht gedrückt hatte, von dem Dichter Fouqué, der bei einer Compagnie Freiwilliger war, erkannt, und er mußte auf dessen Wunsch seinen Waffensegen auf einen ihm dargereichten Hirschfänger sprechen, was er mit den Worten that: „Zieht mit Gott und alles Gute sei Eurem guten deutschen Muthe gegönnt!" Zu Teplitz, wo er mit seiner hochverehrten Großfürstin zusammentraf, erhielt er die ersten Andeutungen einer allgemeinen Verbindung gegen Napoleon, die ihn aber nicht zu beruhigen vermochten, da er nur unendliche Verwirrung in nächster Aussicht und keine Bürgschaft für unzweifelhaften Erfolg sah. „Der Himmel gebe Friede um tausend und abertausend Ursachen willen", schreibt er an Zelter, „und dann auch damit wir Leser finden!" Er hatte diese Jahre über sich in seine eigene Vergangenheit und die Zeiten seiner Jugend geflüchtet, und war eben mit dem dritten Bande von „Dichtung und Wahrheit" beschäftigt. Die Welt schien ihm so zerrissen, daß man nicht wisse, wem man angehöre. Auch nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes „verscheuchte ihm die Verdüsterung des politischen und militärischen Himmels und die Nähe so vieler unaussprechlich Unglücklichen jedes Behagen". Als er auf der Rückreise in Dresden, wohin ihn der Herzog berufen hatte, mit Stein und Arndt zusammentraf, rief deren begeisterte Zuversicht auf Napoleon's nahen Sturz seinen heftigen Widerspruch hervor. „Schüttelt nur an Euren Ketten!" rief er aus. „Der Mann ist Euch zu groß; Ihr werdet sie nicht zerbrechen." Mit dem Regierungsrath Peucer wettete er hier um einen Ducaten, daß es nicht zum Kriege kommen, sondern bald Friede sein werde. Als er in Weimar die endlich zu Teplitz abgeschlossene Verbindung gegen Napoleon erfuhr, gerieth er in die bänglichste Spannung, da selbst bei dem günstigsten Erfolge Weimar schwere Leiden durch den Rückzug der besiegten französischen Armee drohten. An den Tagen der Leipziger Schlacht dichtete er den Epilog zu „Essex", worin die Worte:

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag,

ihm später prophetisch schienen, obgleich er selbst damals noch an Napoleon's Glück glaubte. Der Herzog trat jetzt zu den Verbündeten. Als die Kosaken nach Weimar kamen, schrieb Goethe an ihren Führer, den Oberstlieutenant von Bock, er habe freilich nichts weniger als Kosaken in Weimar zu sehen gewünscht:

Doch als die heilig große Fluth
Den Damm zerriß, der uns verengte
Und Well' auf Welle mich bedrängte,
War Dein Kosak mir lieb und gut.

Wie wenig aber auch jetzt Napoleon's Sturz Goethe sicher schien, zeigt sein merkwürdiges Gespräch mit Luden im November, aus welchem letzterer, der dadurch so ergriffen wurde, daß seine Augen sich mit Thränen füllten, die innigste Ueberzeugung schöpfte, daß diejenigen im ärgsten Irrthum sich befänden, welche den Dichter beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück, daß sein Schweigen bei den großen Ereignissen lediglich eine schmerzliche Resignation gewesen, zu welcher er in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntniß von den Menschen und Dingen sich habe entschließen müssen. Entschieden sprach Goethe gegen ihn den Glauben an die große Bestimmung aus, welche das deutsche Volk noch habe; nur meinte er, kein menschliches Auge könne die Zeit, wann diese sich erfüllen werde, voraussehen, keine menschliche Kraft sie beschleunigen. Was ihn besonders bei allem Glücke der Befreiung nicht zu wahrer begeisterter Freude gelangen ließ, war seine Trauer, daß Deutschland sich nicht allein zu befreien vermocht hatte, daß es freudig die fremden Völker, von denen vielleicht ihm später selbst Gefahr drohe, als seine Retter begrüßte, daß das eigentliche Freiheitsgefühl noch nicht im ganzen Volke erwacht sei, das sich nur freue, sich von diesem Joche befreit zu sehen. Wie schön und groß lautet des edlen deutschen Dichters Wort: „Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über die ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinweg zu heben vermag; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost, und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft."

Wie würde sich Goethe's Herz freuen, sähe er, wie unser Volk, seiner vollwürdig, jetzt endlich durch eigene vereinte Kraft sich von französischer Anmaßung befreit, und seine gebietende Stellung unter den großen Mächten der Welt sich gesichert hat, und das so lange von ihm mit Verstimmung angesehene Preußen Deutschlands Einheit gerettet und Weimars Fürstentochter, die Enkelin seines Karl August, zur Seite des heldenhaften Siegers den deutschen, auf Recht, Wahrheit und Mannhaftigkeit gegründeten Kaiserthron schmückt! Damals schien ihm die Besiegung Napoleon's freilich wahrscheinlich, aber immer noch nicht sicher; die Gefahren bei einem doch möglichen Siege Napoleon's und die Drangsale des Krieges auch beim günstigsten Erfolge schwebten ihm lebhaft vor, und ein wirklich freies Bewußtsein, das alle Schichten des Volkes durchdringe, vermißte er noch immer — und leider hatte er damals entschieden recht, ja man muß sogar jetzt noch daran zweifeln, sieht man, welche Mächte selbst heute in Deutschland herumschleichen, um das echte deutsche Volksthum zu untergraben und an ein wälsches „geistliches Regiment" zu verrathen.

Der edle Herzog von Weimar, der einen so hervorragenden Einfluß auf die Erweckung und Wachhaltung des deutschen Sinnes, des Hasses gegen den Tyrannen und der Liebe zur unterdrückten Freiheit geübt, zog am 7. Jan. 1814 als sächsischer

Generalissimus nach den Niederlanden, nachdem Goethe noch an der Hoftafel von ihm Abschied genommen hatte. In Weimar drängten sich jetzt Jünglinge und Männer dazu, als Freiwillige den heiligen Kampf für das Vaterland mitzukämpfen. Mit ihnen trat Schiller's ältester Sohn ein. Goethe war zu sehr angegriffen, als daß es ihm möglich gewesen wäre, die Sorge um seinen einzigen Sohn zu allem, was ihn drückte und beängstigte, zu tragen, und so hielt er ihn zurück. Wer weiß, wie seine ganze Hoffnung auf diesem Sohne ruhte, von dem sich zu trennen schon bei dessen Abgange nach Heidelberg ihm so äußerst schmerzlich geworden, wird in einer solchen Zurückhaltung keinen Mangel an Vaterlandsliebe finden wollen. Wie schonend und tieffühlend urtheilte darüber Schiller's Gattin, die Goethe's damalige Reizbarkeit kannte. Am 11. Januar, dem Vorabend des Abganges der Freiwilligen, wurde auf einer Privatbühne die Vorstellung von „Wallenstein's Lager" mit einer neugedichteten Scene von Goethe geschlossen, in welcher den Scheidenden der alte Dichter ein heiteres Wort mit dem herzlichen Wunsche weihte, daß sie, nachdem sie „das große Werk vollbracht", in alter Liebe und Treue zu den Ihrigen zurückkehren möchten.

Mit gespanntestem Antheile folgte Goethe den Erfolgen der Verbündeten, die am Neujahrstage den Rhein überschritten hatten. Am 16. Februar schickte er Peucer den Ducaten, den er bei der in Dresden vor einem halben Jahre geschlossenen Wette verloren, mit heiteren Versen, worin er gestand, eine „frechere Wette" könne man nicht verlieren; er hatte zur Zahlung einen rheinischen Ducaten gewählt, da man jetzt über dem Rheine fechte. Als die Verbündeten auf kurze Zeit zurückweichen mußten, sprach er den ernstlichen Wunsch aus, dieser ihr erster Rückschritt möge auch ihr letzter sein. Er fühlte sich in dieser Zeit bangen Harrens so gespannt, daß er an Schiller's Gattin schrieb, äußere und innere Leiden vermischten sich so, daß man kaum wisse, wie man daran sei. Den 9. April traf die Nachricht von der Einnahme von Paris, am 15. die von Napoleon's Entsagung in Weimar ein. Weimar schwamm damals in Freude. Goethe konnte bei seinem körperlichen Unwohlsein nichts zu einer Feier des Sieges auf dem Theater liefern, doch ward bei der Vorstellung der „Zauberflöte" von Papageno ein Lied gesungen, das Tags vorher auf dem Balle der Ressource allgemeinen Beifall gefunden hatte, wozu alle Zuschauer den Chor sangen. Goethe hatte die Freude, in dieser Zeit den befreundeten Professor der Geschichte, Sartorius aus Göttingen, in seinem Hause zu bewirthen, der ihn über die Kräfte und Verhältnisse der Staaten zu einander einsichtig unterrichten und seine Hoffnungen für die Zukunft Deutschlands, ja Europas und der Welt, durch seine weite und genaue Kenntniß belehren konnte. War ja der Druck, der so lange auf ihm gelastet hatte, endlich gelöst und die Erwartung auf eine freie, durch den Eingriff anmaßender Fremdherrschaft und die Drangsale des Krieges nicht mehr gestörte Entwickelung fest gegründet. Ein neues Leben mit seinem befreiten Volke lag ahnungsvoll wie ein heiterer Sommertag vor ihm.

Christoph Scheurl von Nürnberg.

Neue Beiträge zur Geschichte des Reformations-Zeitalters.

II.

Der eigentliche Wendepunkt in Scheurl's Leben, von welchem ab die Stelle des bis dahin gepflogenen Umganges mit den Männern der Reformation und des mit ihnen unterhaltenen Briefwechsels eine wachsende Abneigung, zuletzt eine schroffe Feindschaft gegen sie trat, ist das Jahr 1528. Eine besondere Veranlassung brachte es damals zur offenbaren Erscheinung, daß bei Scheurl die höfische Natur alle äußerlichen Sympathien mit der demokratischen Sache der Reformation überwog. In diesem Jahre hatten die katholischen Fürsten bekanntlich ein Bündniß gegen die Protestanten geschlossen, welches der herzoglich sächsische Rath Otto von Pack am 18. Februar 1528 dem Landgrafen von Hessen verrathen hatte. Luther schrieb am Sonntag nach Barnabä, 14. Juni 1528, an Wenceslaus Link, Prediger an der Spitalkirche zu Nürnberg, er hege Verdacht das Pack'sche Bündniß sei keine bloße Chimäre, sondern es bestehe wirklich und bediente sich dabei, nach seiner Gewohnheit, der beleidigendsten Ausdrücke gegen den Herzog Georg. Link hatte diesen Brief unbedachtsamer Weise von der Kanzel vorgelesen, wodurch er in die Oeffentlichkeit gelangte und Anlaß zu Recriminationen seitens des Herzogs Georg bei dem Nürnberger Rathe ward. Herzog Georg sandte zu dem Zwecke seinen Secretair Thomas von der Haiden nach Nürnberg. Diesem kam es vor allen Dingen darauf an, die Echtheit jener Lutherschen Aeußerungen zu constatiren, und er fand hierbei ein williges Werkzeug an unserem Christoph Scheurl, welcher schon früher in Briefwechsel mit Herzog Georg gestanden hatte, und der vermuthlich glaubte, besondere Rücksicht auf den Herzog nehmen zu müssen, weil sein Bruder Albrecht als Münzwardein bei der Münze in Annaberg in herzoglichen Diensten stand. Scheurl wußte daher den ihm befreundeten Prediger Link zu veranlassen, daß er ihm den Lutherschen Brief übersandte, worauf Ersterer ihn sofort dem herzoglichen Secretair von der Haiden zur Collationirung überließ, ein Freundschaftsstückchen, welches ihm zunächst sehr verdrießliche Händel bei dem Nürnberger Rathe selbst zuzog, wodurch er es sodann aber natürlicher Weise auch bei der ganzen Partei der Reformatoren, zunächst bei Luther selbst, auf immer verdarb.

Die Briefe Scheurls im vorliegenden zweiten Bande der Sammlung lassen sich daher auch am Füglichsten in die Briefe vor der Katastrophe von 1528 und in die Briefe nach derselben eintheilen. Auch äußerlich unterscheiden sich die Briefe der beiden Perioden dadurch, daß die ersteren fast ausschließlich in lateinischer Sprache, die späteren vorwiegend deutsch geschrieben sind. Das höchste Interesse unter den Briefen der ersten Periode erregen begreiflicher Weise die an den großen Reformator selbst gerichteten. Einige derselben sind allerdings schon in dem von Dr. Burkhardt 1866 herausgegebenen Briefwechsel Luthers abgedruckt, mehrere erscheinen aber hier zum ersten Male in der Oeffentlichkeit, darunter der bedeutsame Brief vom 20. December 1518, worin Scheurl Luthern die Ankunft Karl's von Miltitz in Nürnberg meldet und seine Unterredungen mit demselben über Luthers Sache mittheilt. Es ergiebt sich daraus, wie der päpstliche Hof schon damals die von Luther ausgegangene Bewegung in der That sehr ernst nahm und Luthern gern ein Episcopat und jede andere Kirchenwürde verliehen, wenn derselbe sich nur zum Widerrufe verstanden hätte. Scheurls behutsame, zum Vermitteln geneigte Natur verleugnet sich bei dieser Gelegenheit nicht. Er räth Luthern zu möglichster Vorsicht und Nachgiebigkeit bei der bevorstehenden Unterredung mit dem päpstlichen Abgesandten und giebt ihm zu bedenken, daß er schwerlich auf den dauernden Schutz der weltlichen Fürsten würde rechnen können, wenn er es zum völligen Bruche mit Rom kommen lasse. „Bedenke deine Sache sorgsam, trefflicher Mann", schreibt er ihm. „Sieh' die Zukunft gleichsam wie in einem Spiegel voraus, thue nichts unbesonnen und unklug; berathe dich, gieb' dich zur Ruhe, verachte, verwirf nicht die

friedliche Vermittelung, welche man dir ins Haus bringt. Denke, wohin du gehen sollst, wenn dich dein Fürst im Stich läßt: viele trauen den Franzosen nicht sehr. Karl (von Miltiz) hält es für gewiß, daß dir König Franz gegen den Willen des Papstes nicht drei Tage beistehen werde." Und später heißt es: „Dein Gewissen treibt dich, der Schrift mehr zu gehorchen, als dem Papste. Indessen Viele meinen, daß es dem Papste verliehen sei, die Schrift zu erklären. Man muß Alles mit Vorsicht und Klugheit thun, auf den Orden Rücksicht nehmen u. s. w." Wenn gegenüber diesen Scheurl'schen Bedenklichkeiten die Glaubens- und Siegeszuversicht Luthers wie ein Stern in um so hellerem Glanze hervortritt, so ist doch andererseits die damalige warme Antheilnahme Scheurl's an dem Ergehen des Reformators nicht zu verkennen. Diese Antheilnahme hatte er schon ein Vierteljahr vorher bewiesen, als der Cardinal Cajetan Luthern zur Vernehmung nach Augsburg beschieden hatte. Freilich hatte er dabei auch seine gewöhnliche Vorsicht nicht verleugnet und es unterlassen, Luthern nach Augsburg zu begleiten, was man ihm, wie aus den betreffenden Briefen hervorgeht, von Seiten der Wittenberger Freunde übel genommen zu haben scheint. Scheurl entschuldigte sich indessen mit Geschäften, welche er gehabt habe, auch habe man ihm von Wittenberg aus ja vorher nichts darüber geschrieben. Auch die Freundschaft mit Eck, der so bald als erbitterter Feind Luthers auftrat, nimmt man Scheurl'n in Wittenberg offenbar übel. Indessen ist er sicher in seinem Rechte, wenn er wiederholt darauf hinweist, daß sich seine Freundschaft mit dem Ingolstädter Prokanzler schon von länger her datire, und daß er, in der verschiedenen Ansicht Ecks von dem reformatorischen Vorgehen Luthers, bei den sonst schätzenswerthen Eigenschaften des Mannes, keinen Grund sehe, die Freundschaft mit ihm abzubrechen. Von Luthers Geist und Gelehrsamkeit spricht er stets, auch schon ehe ihn die Veröffentlichung der Thesen gegen Tetzel der Welt bekannt gemacht hatte, mit dem größten Respecte. Er schildert wiederholt die große Verehrung, die Luthers Person und Schriften in Nürnberg genössen und gewissermaßen prophetisch schreibt er dem Reformator schon in dem Briefe vom 3. November 1517, also noch ehe ihm die Thesen gegen Tetzel bekannt waren, als den zum Anfange seiner Briefe gewöhnlichen Freundesgruß und Wunsch die bedeutsamen Worte: Christi theologiam restaurare et in illius lege ambulare!

Ueberhaupt muß man die große Vorliebe, welche Scheurl in dieser Periode für die Universität Wittenberg und ihre Lehrer zu erkennen giebt, den Eifer und die Regsamkeit, mit welcher er ihre Schriften manchmal in von ihm selbst erst verfaßten Verdeutschungen verbreitet, rühmlich anerkennen. „Was ich immer bin," schreibt er an Melanchton am 23. October 1517, „bin ich bei den Wittenbergern geworden. Ihnen habe ich Alles zu verdanken. Keine Art von Freundschaftsdienst haben sie gegen mich unterlassen. Wittenberg verdanke ich soviel wie meiner Vaterstadt, die Wittenberger liebe ich wie meine Blutsverwandten. Ich bin immer des Glaubens gewesen, daß Gott sich, seiner Mutter und allen Heiligen und Musen Wittenberg von Ewigkeit her zum besonderen Sitze auserkoren habe." Eine besondere Freundschaft verbindet ihn mit dem gleichfalls an der Universität Wittenberg lehrenden Otto Beckmann. An diesen sind die zahlreichsten und vertrautesten Briefe Scheurl's gerichtet, und die Freundschaft mit ihm überdauerte auch den im Jahre 1528 eingetretenen, schon erwähnten Bruch mit den übrigen Wittenberger Freunden.

Der Raum verbietet mir, hier weiter auf den anziehenden und interessanten Inhalt der Briefe aus jener Periode einzugehen. Nur des, ebenfalls an Otto Beckmann gerichteten Briefes vom 27. März 1520 muß ich noch Erwähnung thun, in welcher Scheurl dem Freunde einen ausführlicheren, in jeder historischer, geographischer und kulturhistorischer Hinsicht bemerkenswerthen Bericht über seine schon erwähnte Gesandtschaft zum Kaiser Karl V. nach Barcellona erstattet. Die Gesandtschaft kam unsern Scheurl eigentlich anfangs sehr in die Quere. Denn just am Tage nach seiner Verheiratung mit einer liebenswürdigen Nürnberger Patricier-Tochter, am 30. August 1519, wurde ihm vom Rathe der Auftrag dazu ertheilt, und schon vierzehn Tage später mußte er die Reise, mit Unterbrechung der Flitterwochen, antreten. Nichts desto weniger ward diese Reise so interessant und ehrenvoll für ihn, die Huld, mit welcher Kaiser Karl die Ansprache des Nürnberger Gesandten aufnahm, die Liebenswürdigkeit, welche der junge Monarch damals in den Honigmonaten seiner kaiserlichen Würde entfaltete, und mit der er beispielsweise vor den Augen des Volkes, nachdem er den Rock abgeworfen, mit gleichaltrigen Edelleuten Ball spielte, bezauberten das Herz unseres Christoph Scheurl so sehr, daß diese Reise epochemachend für ihn blieb. Sein Bekannten-Kreis faßte sie auch in diesem Sinne auf und der Professor der Poesie, Eoban Hesse in Erfurt, feierte sie in einem längeren lateinischen Carmen.

Einen wesentlich verschiedenen und sehr ungünstig abstechenden Charakter tragen die Briefe Scheurls in der zweiten Periode, nach dem 1528 erfolgten Bruche mit der Reformationspartei an sich. Man merkt es diesen Briefen an, daß ihr Verfasser aus dem frischen, fröhlichen Strome der Zeit, welcher ihn bis dahin getragen, herausgekommen war. Die meisten derselben, namentlich alle deutsch geschriebenen, sind weiter nichts als Zusammenstellungen von Zeitungsnachrichten, wie sie Scheurl in Nürnberg, einem damaligen Knotenpunkte des Verkehrs zwischen Deutschland und dem Süden, empfangen hatte, und seinen Gönnern dem Herzog Georg von Sachsen, dem Kurfürsten Albrecht von Mainz und anderen fürstlichen Persönlichkeiten, aus erster Hand mittheilte. Jene Herren benutzten diese Briefe ihres Nürnberger Rechtsconsulenten an Stelle der heutigen Zeitungen, und als solche mögen sie durch diese und jene specielle Nachricht, welche sie über damalige Zeitverhältnisse gaben, auch einigen historischen Werth haben. Aber es fehlt ihnen ganz der frische Reiz der Persönlichkeit, welche ihr Verfasser bei seinen früheren brieflichen Ergüssen mit einsetzte; es sind im Gegentheil nur ziemlich trockene, objectiv gehaltene Aneinanderreihungen von politischen Nachrichten.

Nur wenige Briefe der späteren Periode gewinnen uns ein persönliches Interesse ab, darunter der schon erwähnte Brief an Eck vom 13. Februar 1540, welcher den Besuch König Ferdinands in Nürnberg schildert, und der Brief, welchen Scheurl am 23. December 1536, nach langer Unterbrechung seiner Correspondenz an seinen alten Freund Otto Beckmann sandte, und worin er demselben unter Anderem interessante Nachrichten von seinem Familienleben giebt. Wir erfahren daraus, daß Scheurl's Gemahlin ihm bald nach seiner Rückkehr von der spanischen Gesandtschaft drei Mädchen und darauf noch drei Knaben (liberos melioris sexus, wie sich der ungalante Vater ausdrückt) geboren hatte. Es waren indessen alles Frühgeburten gewesen und die Kindlein waren Alle nach empfangener Taufe, zum Himmel zurückgekehrt, abhorrentes, wie Scheurl in seinem damaligen Style hinzusetzt, calamitatem temporum et Lutheranam furiam. Im Jahre 1532 hatte ihm seine Gemahlin wieder ein Söhnchen geboren, welches der gerade bei Scheurl zum Besuch befindliche Kanzler des Herzogs Georg, Simon Pistor, in Vertretung seines Herrn, aus der Taufe hob und welches daher auch den Namen Georg erhielt. Ein im fol

genden Jahre geborenes Söhnchen starb wieder schon vier Tage nach der Geburt. Allein im Jahre 1535 bekam der schon alternde Vater noch ein Söhnchen, Christoph, welches am Leben blieb. Sein Georg und Christoph, beide, wie er mit freudigem Selbstbewußtsein hervorhebt, die Ebenbilder ihres Vaters, machten die Freude seines Alters aus, und man liest nicht ohne Rührung, mit welchem Entzücken er, von einer Reise nach Breslau und Wittenberg zurückgekehrt, seinen kleinen Georg, ablactatum jam et gradientem, in Amberg wiedersieht. Dorthin hatte er sich nämlich, wegen der in Nürnberg herrschenden Pest, damals mit seiner Familie geflüchtet. Bemerkenswerth und charakteristisch für den vorsichtigen Scheurl ist es, daß derselbe sich schon gleich bei seiner Anstellung in Nürnberg, im Jahre 1512, beim Rathe hatte ausmachen wollen, „in Zeiten des Sterbens von hinnen fliehen zu dürfen", eine Klausel, welche damals der Rath allerdings abgelehnt hatte.

Einen wehmüthigen Eindruck macht der in dem Briefe erwähnte Abstecher nach Wittenberg, welchen sich Scheurl, trotz seiner Feindschaft mit der dort herrschenden Partei, in Erinnerung alter Zeiten, nicht hatte versagen wollen. Luther besuchte er nicht, semper alienus a simulatione, wie er hinzufügt. Von Melanchton hörte er eine Vorlesung über die Rede pro Milona. Von den Studenten ward er indessen, wie er erzählt, durch eine Ansprache begrüßt, ein Anzeichen, daß seine Wirksamkeit als Lehrer und Rector in Wittenberg in den Jahren 1507—1512 doch noch in gutem Angedenken gewesen sein muß.

So viel über das interessante Buch! Hoffentlich trägt das Gesagte dazu bei, dasselbe auch in den weiteren Kreisen zu empfehlen. Eine ganz leichte Lectüre ist es allerdings nicht, schon der Sprache wegen, und zwar ist das Deutsch der Scheurl'schen Briefe fast unverständlicher, als sein Latein. Wer sich aber in das Buch einliest, wird reichen Lohn für seine Mühe finden. Zur Erleichterung derselben hätte ich gewünscht, daß der Herr Herausgeber den Briefen öfter einen ausführlicheren Commentar hinzugefügt und sich nicht bloß mit den kurzen, hier und da eingefügten biographischen Notizen über die Adressaten der Scheurl'schen Briefe begnügt hätte. Schon in einer Recension des ersten Bandes war von anderer Seite der Wunsch ausgesprochen worden, daß den einzelnen Briefen zur Erleichterung der Benutzung eine Inhaltsangabe möchte hinzugefügt worden sein. Der Herr Herausgeber entschuldigt in der Vorrede zu dem vorliegenden Bande die Nichterfüllung dieses Wunsches mit der Schwierigkeit der Sache, da gerade bei Scheurl's brieflichem Nachlasse das gewisse Eingehen in seine vielfachen Beziehungen dazu gehöre, um nichts Falsches hinzustellen. Wenn irgend Jemand, so dürfte aber doch der Herr Herausgeber einer solchen Aufgabe gewachsen sein.

Karl Biltz.

Böhmen.

Die „Slavische Welt" in Prag.

Das „Magazin" hat gar viel auf dem Gewissen. In der letzten Nummer des vorigen Jahrgangs brachte ich die Mittheilung, daß hier ein panslavistisches Journal in russischer Sprache, mit gleichzeitiger Parallelausgabe in deutscher und tschechischer Uebersetzung erscheinen werde. Dabei machte ich die Bemerkung, daß die deutsche Sprache herhalten müsse, um einig und ehrenhaft der slavischen Consolidirung zu dienen; daß die deutsche Sprache herhalten müsse, um der ganzen slavischen Lesewelt das sich auf dem sichern Boden einer einheitlichen Kultur entfaltende Material zu bieten; daß die deutsche Sprache herhalten müsse, um gegenseitige Sympathien, und dadurch die große Idee slavischer Zusammengehörigkeit zu wecken, welche letztere bis jetzt als eine hohltönende leere Phrase betrachtet wurde. Meine Bemerkung erschien dem Herausgeber jenes projectirten Journals etwas zu sehr herausfordernd und hatte den Erfolg, daß vor der Hand die deutsche Parallelausgabe jenes russischen Journals, welches den Namen „Die slavische Welt" führen soll, aufgegeben wurde. An die Sistirung der deutschen Ausgabe dieses Journals reihte sich noch eine andere Sistirung, und zwar die Ausgabe des — russischen Originals. Am 15. Januar sollte die erste Nummer dieser russischen Halbmonatsschrift erscheinen, und als der 15. d. M. gekommen war, wurde man für den 18. Januar vertröstet, und als dieser Tag gekommen, hieß es, daß Hindernisse eingetreten, welche die Herausgabe des russischen Originaltextes unmöglich machten; bald sagte man, es fehle an russischen Typen, bald hieß es wieder, es fehle in Prag an Schriftsetzern, welche der russischen Sprache kundig wären, bald erfuhr man wieder, daß jenseits der russischen Gränze überhaupt und an der Newa insbesondere ein anderer Geist wehe, welcher vor der Hand die russische Propaganda in Tschechien entbehren könne. Um aber die Tschechen nicht ganz vor den Kopf zu stoßen, und um ein gegebenes Wort wenigstens halbwegs einzulösen, besorgte man eine Herausgabe des tschechischen Textes jener Nummer, welche am 18. d. M. auch in russischer Sprache erscheinen sollte. Diese Nummer, welche ein Wort an die Leser, einen Artikel über den Ausgleich der Kroaten, einen andern über die Gründung einer slavischen Universität in Oesterreich, eine Belgrader Correspondenz über Rußland und Serbien und noch mehrere größere und kleinere Aufsätze enthält — diese Nummer gelangte aber auch nicht in die Hände des lesenden Publicums, weil es die Staatsanwaltschaft für angezeigt gehalten, die ganze Auflage zu confisciren.*)

Aus den wenigen Exemplaren, welche gleichwohl in die Hände einzelner Personen gelangt sein dürften, konnte man entnehmen, daß schon das „Wort an die Leser" dazu angethan war, die ganze Auflage dieses gegen die bestehende, verfassungsmäßige Regierung aufreizenden Artikels mit Beschlag zu belegen; aber auch der Aufsatz über den Ausgleich mit den Kroaten konnte mit seinem die Nationalitäten gegen einander hetzenden Inhalt zu einem solchen amtlichen Einschreiten Veranlassung geben. Zum Ueberfluß ertheilte die Aufforderung zur Gründung einer slavischen Universität in Oesterreich mehrere Faustschläge, die den Deutschen in der rohesten Weise versetzt wurden, und wenn ich noch hinzufüge, daß eine kleine Notiz in dieser Nummer eine Majestäts-Beleidigung enthalten soll, so wird wohl der unbefangene Beurtheiler das amtliche Einschreiten gegen ein solches Blatt gerechtfertigt finden. Unter solchen Umständen dürfte wohl einige Zeit verstreichen, bevor „Die Slavische Welt" sowohl in russischer als in tschechischer Sprache wieder vor das Licht der Welt treten wird.

Prag, am 24. Januar 1872. —r.

*) Wie man uns nachträglich berichtet, hat die Statthalterei den Detailverkauf der tschechischen Ausgabe der „Slavischen Welt", als „staatsgefährlich", inhibirt.

Belgien.

Der belgische Liberalismus und die Juden.

In der Revue de Belgique veröffentlichte vor Kurzem Herr Charles Rahlenbeck eine Abhandlung über „die Juden in Antwerpen", aus welcher überall eine wohlwollende, jede Verfolgung, jedes Unrecht, jedes Vorurtheil gegen sie von sich weisende Gesinnung hervorblickt, die aber nichtsdestoweniger eine Anklage enthält, welche zu vielfachen Diskussionen Anlaß gegeben hat.

In seiner Einleitung sagt nämlich Herr Rahlenbeck: „Volks-Vorurtheile haben ein langes Leben, besonders wenn gewisse Leute ein Interesse haben, sie zu nähren, und wenn es denjenigen, welche ihre Opfer sind, an Energie in ihren Protestationen, an Vertrauen auf ihre gute Sache fehlt." Diese Unterlassungssünde wirft Herr Rahlenbeck den Juden vor, indem er ihnen die Protestanten der Niederlande entgegenhält, welche trotz der Uebermacht der Spanier muthig den Kampf aufnahmen und den Sieg davontrugen.

„Wenn diese dagegen", fährt er fort, „anstatt Himmel und Erde über ein ungerechtes Urtheil anzurufen, anstatt selbst zu handeln, das Joch geduldig angenommen und getragen hätten, so hätte man sich von ihnen abgewandt und Alles wäre vorbei gewesen. So war es überall und immer. Wenn ein einziger Mann von Herz sich erhebt, ein einziger Macabäus sich zeigt, dann wird der Tempel von Jerusalem aus seinen Trümmern größer und schöner als je emporsteigen. Nur muß man, um zu diesem Ziele zu gelangen, den Herd der Besserung, den Cultus erhabener Gesinnungen in sich erhalten; man muß selbst im Exil und unter dem rauhen Winde der Verfolgung tapfer gegen die vielfachen Einflüsse von anderer Seite sich wehren, unter allen Verhältnissen seine Würde bewahren. Aber das haben die Israeliten, die von Asien nach Europa geschleudert wurden, nicht verstanden. Der niedrige, habgierige, keineswegs heroische Geist der Saducäer kam bei ihnen zur Uebermacht und drückte nach und nach der ganzen Rasse den gleichförmigen Charakter eines unabänderlichen, nicht wieder gut zu machenden Verfalles auf. Der Wucherer verschlang den Menschen und zersetzte ihn. Ja, dies ging noch weiter; er hielt sich abgesondert, für sich allein, verzichtete auf jeden Einfluß, gefiel sich nur darin, sein Gold zu zählen, dachte nur daran, die bösen Leidenschaften einer Welt auszubeuten, der er Haß um Haß, Verachtung um Verachtung vergalt."

In diesem Ausspruche sind zwei Vorwürfe enthalten. Gegen den ersten, die Juden wären, weil sie sich dem Wucher ergeben, einem unabänderlichen, nicht wieder gut zu machenden Verfall (décadence irrémissible) anheim gegeben, erhebt sich der Oberrabbiner von Brüssel, Herr A. Astruc, in einem ebenfalls in der Revue de Belgique abgedruckten Schreiben, welches in gründlichster Weise den Nachweis führt, in welcher Art die Juden während des Mittelalters geistig thätig waren und außer in der Theologie, namentlich in der Medicin, Philosophie und Naturwissenschaften sich große Verdienste erworben haben.

Der zweite Vorwurf, daß die Juden sich ihre Rechte nicht mit den Waffen erkämpft und sich gegen ihre Verfolger nicht erhoben hätten, darf, wenn es sonst nichts für sich hat, jedenfalls auf Originalität Anspruch machen. Er wird bekämpft durch einen Aufsatz in der Philippson'schen „Zeitung des Judenthums", dessen Verfasser zunächst seine Verwunderung darüber ausspricht, daß Herr Astruc in seinem trefflichen Sendschreiben Spinoza ganz unerwähnt läßt, dann aber, auf den zweiten Theil der Anklage eingehend, sich etwa folgendermaßen äußert:

... „Hätten sich die Juden ohne Kampf den Römern unterworfen, nicht den blutigsten Todeskampf mit unbegränzter Tapferkeit geführt, so könnte die Behauptung des Verfassers etwas für sich haben. Seit dem vierten Jahrhundert waren sie nun aber „von Asien nach Europa geschleudert", von jedem Kriegsdienste ausgeschlossen, in alle Länder zersplittert, in kleinen Gruppen zu 10, 20, 30 Familien an einzelnen Orten wohnhaft — wie war es da möglich, sich mit den Waffen in der Hand den Hunderttausenden ihrer erbitterten Feinde entgegenzustellen? — Jede Widersetzlichkeit ist sofortiger Untergang. Es gehört ein völliges Mißverständniß dazu, den Kampf der reformirten Niederlande gegen das große spanische Reich hiermit vergleichen zu wollen. — So aufopferungsvoll der Kampf der Niederländer geführt wurde, war er doch von vornherein möglich, konnte begonnen und fortgeführt werden. Wo läge hier der Vergleichungspunkt mit den winzigen, aller Orten verstreuten Gemeinden der Juden?"

In seiner Replik an Herrn Astruc sagt darauf Herr Rahlenbeck: ... „Will man in den Massen das heilige Feuer jener alten Universalreligion wieder beleben, die allein den Menschen dem Menschen wahrhaft achtungswerth machen und ihn mit sich selbst versöhnen kann, dann halte ich es für unerläßlich, daß der jüdische Liberalismus sich mit dem christlichen vereinige und verschmelze. Schon seit lange rechne ich auf diese Verbindung; ich erhoffe sie mehr als jemals, seitdem ich ringsum die Orthodoxen den Kampf fliehen oder die Waffen niederlegen sehe(?). Sie wissen jetzt, Herr Oberrabbiner, zu welchem Lager ich gehöre, und werden begreifen, wie ich den Verfall des jüdischen Volkes einen unabänderlichen, nicht wieder gut zu machenden (irrémissible) nennen konnte, ohne ihn für unheilbar (irrémédiable) zu erklären."

Nach unserem Dafürhalten ist die liberale Partei unter gewissen Voraussetzungen mit einer solchen Forderung in ihrem vollen Rechte. Wenn die jüdischen Bewohner des deutschen Reiches z. B. noch eine andere Nationalität als die deutsche betonen, oder gar mit Nachdruck oder Leidenschaftlichkeit in Anspruch nehmen, so sind sie noch nicht so in das Staatswesen aufgegangen, wie sie doch von der anderen Seite beanspruchen, nach den Opfern an Gut und Blut, die sie gebracht haben, nach der Summe der Intelligenz, die sie in allen Zweigen des Wissens und Könnens repräsentiren, zu beanspruchen ein gutes Recht haben. Die Vermischung des jüdischen mit dem germanischen Wesen erscheint uns von der ersprießlichsten Wirkung für unser Staats- und Kulturleben gewesen zu sein. Je mehr aber diese Verschmelzung sich vollzieht, um so mehr wird das Festhalten an dem jüdischen Nationalbewußtsein sich verlieren; mit jeder Schranke, die im bürgerlichen und Staatsleben zwischen den Bekennern des Judenthums und Christenthums fällt, reißt auch ein die ersteren an ihre specifische Nationalität fesselndes Band; sie klammern sich daran, so lange man sie noch nicht als ganz und voll berechtigte Bürger des Staates, dem sie durch Geburt und Erziehung angehören, gelten lassen will. Sobald den Juden eine solche Stellung eingeräumt ist, darf man von den liberalen und aufgeklärten ein solches Aufgehen verlangen, wohlverstanden aber nur von diesen; die Ultramontanen aller Parteien sind nicht, wie Herr Rahlenbeck sagt, gegenwärtig auf der Flucht, sondern rücken auf der ganzen Schlachtlinie vor. So wenig die Orthodoxie des Katholicismus Rom, so wenig wird die Orthodoxie des Judenthums Jerusalem aufgeben, beide kennen kein anderes Vaterland; da aber die Juden in Jerusalem kein „unfehlbares" Oberhaupt haben, um das sie sich schaaren, so sind sie weit unschädlicher als Jene, und der gegen

sie sich richtende Haß des Liberalismus ist im Grunde gegenstandslos. Ist der Zelotismus im Katholicismus und Protestantismus einmal überwunden, so fällt der des Judenthums ganz von selbst. Wann aber wird das geschehen? Wir glauben kaum, daß es schon den Kindern des neunzehnten Jahrhunderts vergönnt sein wird, die nur in diesem Sinne mögliche Verwirklichung der Prophezeiung: „Ein Hirt und Eine Herde" zu sehen. 15.

Spanien.

Spanien nach der Revolution.

Schon fast seit einem Menschenalter ist Spanien durch Annahme der Constitution als vollberechtigtes Mitglied in die europäische Staaten-Familie eingetreten; dennoch sind seine inneren Zustände uns im Wesentlichen so fremd, daß das alte Wort: Afrika reiche bis zu den Pyrenäen, in gewissem Sinne immer noch seine Geltung hat.

Es kann wohl zur Orientirung über die Zustände Spaniens dienen, wenn wir das Urtheil eines gebildeten Spaniers über die neuesten Vorgänge in seinem Vaterlande vernehmen. Wir theilen daher, nach einem Aufsatze der Rivista Europea, in Folgendem einige Ansichten mit, die Herr Tubino in seinem kulturhistorischen Essay: „La Spagna dopo la Rivoluzione" ausspricht:

„Eine lange Reihe von politischen Wechselfällen, hatte in Spanien den geordneten Gang der Kultur über Gebühr aufgehalten. Während bei den anderen Völkern des alten Europa die freie Forschung, eine Frucht der protestantischen Reformation, sich auf alle Gebiete erstreckte, bemühte sich mein Vaterland, jede Neuerung zu unterdrücken, sobald sie direct oder indirect den Zielen der engherzigsten ultramontanen Traditionen zu widerstreben schien. Oesterreich und die Bourbonen wollten, daß Spanien nach der Renaissance ein Repräsentant des Mittelalters werde und sie zogen so eine Krisis in die Länge, die bei Villalar begann und erst in der Schlacht von Alcolea (28. Septbr. 1868) ihr Ende fand, da in dieser erst die Bourbonische Dynastie eine wirkliche Niederlage erlitt. Beim Ausbruche der Revolution von 1793 befand sich Spanien im Zustande eines halbtodten Kranken, an dem die Carl und die Philipp ihre Experimente machten, während das Volk, allen öffentlichen Interessen gewaltsam entfremdet, von Casuistik und Theologie in möglichst enge Fesseln gezwängt wurde. Ohne irgend ein Bewußtsein von seinen Rechten, ohne Kraft, sein drückendes Joch abzuschütteln, ohne Bewußtsein von dem, was ihm wahrhaft nützen könne, war Spanien wenig mehr als eine immense Wüste, aus der nur das Kloster und das Sant' Ufficio hervorragten. Die französische Revolution und die Encyclopädisten erschütterten etwas die spanische Lethargie, aber es genügte noch nicht, uns ganz zu erwecken. Erst der Unabhängigkeitskrieg war es, der alle Fibern des nationalen Körpers in Thätigkeit setzte und die politische Bewegung von 1812 machte Spanien mit den Grundsätzen der Freiheit vertraut, die schließlich das Glaubensbekenntniß aller Völker bilden werden. In Cadix empfing das spanische Volk die Taufe der Revolution und jene tapfern Patrioten, welche die parlamentarische Rednerbühne verließen, um auf die Wälle zu eilen und ihre Leiber den feindlichen Kugeln entgegenzuwerfen, waren die Erzeuger einer Schaar von Helden, die auf spanischem Boden nie wieder aussterben werden."

In wenigen Worten skizzirt der Verfasser die Geschichte der letzten 30 Jahre: „Jahre der Enttäuschungen, der Niederlagen, der Kämpfe, der Deportationen, Räubereien und Ermordungen im Namen des Gesetzes". Sie genügten, die Revolution von 1868 nicht nur erklärlich, sondern nothwendig zu machen. Den Grund zu dieser Fülle von Schmach sucht der Verfasser aber nicht allein in der politischen Form und im Mißbrauch der autokratischen Gewalt, sondern hauptsächlich in dem Uebergewicht, das die Theokratie in Spanien gewonnen, in der gefährlichen und verhängnißvollen Verbindung zwischen Religion und Politik, die in Spanien in's Unglaubliche getrieben ist.

Aus dieser Quelle leitet der Verfasser den wissenschaftlichen Verfall, den Mangel an wirklichen und aufrichtigen Reformen her, sowie die außerordentliche Leichtigkeit, mit der auf die zu häufigen Pronunciamientos zu häufige Reactionen erfolgten. Ja, selbst die Herabwürdigung des Charakters in den Individuen, die Verwüstung der fruchtbarsten Landstriche, kurz alle Uebel, unter denen das heutige Spanien seufzt, scheinen dem Verfasser aus dieser Quelle zu fließen.

„Noch in unsern Tagen", sagt er, „gab es keine Garantieen für die Freiheit des Gedankens, das Gewissen war nicht unverletzlich, wer sich von der officiellen Religion lossagte, wurde gefangen gesetzt, die Bücher, die von der kirchlichen Censur verdammt waren, wurden öffentlich verbrannt". „Kein Wunder denn, wenn der Zwiespalt zwischen der öffentlichen Meinung und einer Regierung, die solchen Tendenzen huldigte, täglich schneidender wurde. Und je mehr das alte System sein Ende herrannahen fühlte, mit desto größerer Widerstandskraft suchte es sich dem Wehen der neuen Zeit entgegenzustellen. Was die Herrschaft der Kirche betrifft, so kann man sagen, daß Spanien in der That zum Mittelalter zurückgekehrt sei; die Regierung schien weiter nichts als der weltliche Arm des Mönchswesens zu sein und da die wahre Religiösität fehlte, — und das, was einst aus Fanatismus geschah, jetzt rein Sache der Berechnung geworden war, so darf man wohl behaupten, daß unter dem Deckmantel der Frömmigkeit der krudeste Indifferentismus herrschte."

„So fiel zuletzt das von Oesterreichern und Bourbonen errichtete Gebäude in sich selber zusammen, fast ohne äußere Schlacht, indifferent. So fiel Isabella, ein Opfer nicht sowohl ihrer eigenen Irrthümer, als der ihrer unvergeßlichen Vorgänger. Der Schlag von Alcolea traf nicht sowohl die Königin, die in fremdem Lande Schutz suchte, als vielmehr die Institution der Monarchie in Verbindung mit der theokratischen Gewalt, eine Institution, die uns von allen freien Völkern geschieden hatte .... Die Revolution von 1868 hatte nur den Zweck, uns von einer verhaßten Dynastie zu befreien; zu gleicher Zeit aber stürzte sie das ganze System. In eilf Artikeln der Giunta rivoluzionaria wurden in Sevilla die Grundsätze wahrer Demokratie verkündigt. Das allgemeine Stimmrecht, die unbeschränkte Preßfreiheit, Freiheit des Unterrichts, des Cultus, des Handels, der Industrie, die Abschaffung der Todesstrafe, die Unverletzlichkeit des Hauses wie der Correspondenz u. s. w. Die militairische Partei suchte sich zu widersetzen und den Gang der Revolution einzuschränken, während sie nur ein Pronunciamiento herbeizuführen versucht. Der Uebergewalt der Revolution gegenüber sieht diese Partei sich genöthigt, zu unterhandeln, aber der Dualismus bleibt bestehen, und dieser Dualismus ist die Grundursache aller der Ereignisse, die in Spanien vom 29. September 1868 bis zur Ermordung des Ministerpräsidenten (Prim) im December 1870 stattfanden. Unsere Constitutionellen wollten nicht, daß die Grundlagen der politischen Ordnung bedeutend abgeändert wurden, die Revo-

lutionäre hingegen glaubten endlich den Tag gekommen, der Spanien in die Reihe der wahrhaft freien und civilisirten Völker einfügen sollte. . . . . Aber der Druck der verrotteten Staatseinrichtungen hatte zu lange und zu schwer auf Spanien gelastet. Noch kann sich das Volk nicht der Gewohnheit entschlagen, immer wieder an die Autorität des Staates zu appelliren. Die unter der Tyrannei erzogenen Völker sind große Kinder, die nicht in einem Augenblick den Gebrauch ihrer Gliedmaßen erlernen können. Wenn Jahrhunderte lang die Hand des Absolutismus und der Theokratie auf ihnen lag, so ist es natürlich, daß die Bewegung des politischen Organismus jetzt erst eine langsame, schwerfällige, vielfach behinderte ist. Seine Lungen müssen sich erst an die neue Luft der Freiheit gewöhnen. Die Revolution von 1820 öffnete der Aristokratie des Militairs, der Finanzen und eben so der des Geistes die Bahn; nach 1834 theilten sich Aristokratie, Bürgerthum, Clerus und Militair die Leitung der öffentlichen Interessen, indem jede seinen eigenen Vortheil möglichst auszubeuten suchte. Das Volk seufzte, zahlte und schickte seine Söhne in's Heer. Am 19. September 1869 trat mit der Erklärung im Municipium von Sevilla das Proletariat in alle politischen Rechte ein. Dies muß die Ordnung der Dinge ändern und noch ist die Gestalt nicht abzusehen, die die spanische Gesellschaft annehmen wird."

Aegypten.

Ueber das System der ägyptischen Hieroglyphen.*)

Herr Professor Ebers, unter den Fachgenossen rühmlichst bekannt wegen seiner Studien über Aegypten und die Bücher Moses, welche neue Quellen zur Erklärung der biblischen Bücher eröffnet haben, will mit seinem Vortrag über das hieroglyphische Schriftsystem auch die Laien in die Mysterien der ägyptischen Priester einweihen, ihnen wenigstens einen flüchtigen Einblick in die Geheimnisse der heiligen Sprache Aegyptens verschaffen. Wir ersehen aus diesem Vortrage, daß wir eigentlich gar kein Recht mehr haben, Dinge, die in dunkler, uns unklarer Form entgegentreten, hieroglyphisch zu nennen, da die ägyptische Bilderschrift jetzt ebenso gut wie jede andere studirt werden kann.

Die Hieroglyphen-Schrift ist mehr als vierthalb Jahrtausende am Nil geschrieben worden; durch sie wurden die Wissensschätze der gelehrten Priester-Collegien zu Theben, Memphis und Heliopolis, deren Ruhm einige der tiefsten griechischen Denker nach Aegypten gelockt hatte, der Nachwelt vermittelt; man schrieb viel und fleißig, und der Verfasser leitet dies aus dem in allen Manifestationen des ägyptischen Volksgeistes sich bekundenden Bestreben her, das individuelle Leben, so weit es geht, über den Tod hinaus zu erhalten. Wie sie Bauten errichteten, von denen die spätern Geschlechter meinten, sie seien das Werk von Riesen, die mit Zauberstäben Felsenmassen bewegen konnten; wie sie die Gräber schmückten mit Allem, was dem Verstorbenen besonders lieb gewesen ist, um an der Stätte des Todten an sein Wirken im Leben zu erinnern, so wollten sie auch durch die Schrift dem flüchtigen Worte Leben verleihen. Jede Tempelwand ist mit Inschriften besäet; passend nennt Hr. Prof. Ebers die Tempel steinerne Folianten, und jeder Stoff, durch den Schriftzeichen sich eingraben ließen, wurde benutzt. Für den gewöhnlichen Gebrauch wurde das Papyros angewendet. Das Hieroglyphen-System ist bei weitem nicht so schwer zu erlernen, wie die durch die vielen ungeschickten und fruchtlosen Entzifferungsversuche gebildete Volksmeinung es annimmt. Zwar sagt ein ägyptischer Schreibschulmeister: „Die Ohren des Schülers sind auf seinem Rücken, er hört uns, wenn er fühlt". Aber das lag nicht an den Schwierigkeiten der Sache, noch an der Störrigkeit der Schulbuben, sondern an den unnützen Ziereien, welche die Schreibkünstler anbrachten und mit denen sie die Jugend plagten. Man braucht nicht bis nach Aegypten zu gehen, um dergleichen Untugenden von Schreiblehrern zu begegnen; man findet hier zu Lande auch solch eitle Kalligraphen, aber in Aegypten war eben auch dies, wie Alles Andere, kolossal. „Die Hieroglyphen sind ein Lautsystem wie unsere Buchstabenschrift. Diese Entdeckung machte der Franzose Champollion, und er hat so viel für das Verständniß der ägyptischen Alterthümer geleistet, daß Chateaubriand von ihm, dem Frühverstorbenen, sagen konnte: Seine bewundernswerthen Arbeiten werden die Dauer der Denkmäler haben, die er uns hat kennen lernen." Nach ihm haben besonders deutsche Gelehrte dieses Gebiet der Wissenschaft angebaut.

Den höchst interessanten Proceß, wie Champollion zu seiner Entdeckung kam, sowie das System selbst, und ebenso die drolligen Irrthümer, zu welchen schlechte Entzifferungs-Versuche geführt haben — dies Alles können wir hier nicht besprechen; indem wir uns also auf diese Andeutungen beschränken, empfehlen wir diesen ebenso gelehrten und geistvollen, als klaren und spannenden Vortrag unsern Lesern.

*) Ueber das hieroglyphische Schriftsystem, von Prof. Dr. Ebers. Mit Holzschnitten. (36 S.) Virchow-Holtzendorff'sche Sammlung. Berlin, Lüderitz.

Kleine literarische Revue.

— **Aus den Tagen der Occupation.** Eine Osterreise durch Nord-Frankreich und Elsaß-Lothringen, 1871. Von Th. Fontane.*) Dieses Buch des als Wiederentdecker der Mark hochgeachteten Schriftstellers hat die verdienstvolle Eigenschaft, daß es desto mehr anmuthet und fesselt, je länger und je öfter man es zur Hand nimmt. Herr Fontane gerieth bekanntlich, indem er auf dem Kriegsschauplatze als Berichterstatter seiner Pflicht nachging, in Gefangenschaft von Franctireurs und machte in Folge dessen eine sehr unfreiwillige und unfreie Reise durch das mittlere Frankreich. Das war hart. Der Geschichtsmaterialien-Sammler in ihm war auf Monate zur Disposition gestellt. Da galt es, später das Versäumte mit Eile wieder einzuholen. Im Frühling 1871 besuchte Herr Fontane die meisten der Schlachtfelder, auf welchen der deutsche Adler mit dem gallischen Hahn sich gemessen und seine Ueberlegenheit bewiesen hatte; er machte dort Studien zu einem Geschichtswerke über den ganzen Krieg, das sich den früheren Werken über die Kriege von 1864 und 1866 anschließen soll. Den Lesern der „Vossischen Zeitung" sind die vorläufigen Ergebnisse der Osterreise bereits bekannt. Wir haben indessen jedesmal bedauert, sehen zu müssen, wie diese unmöglich für die flüchtige Lectüre eines Tageblattes berechneten Artikel in irgend

*) Zwei Bände. Berlin, Verlag der Königl. Geheimen Ober-Hof Buchdruckerei (R. v. Decker) 1871.



einer Beilage jener dickleibigen Zeitung ein wenig beachtetes Dasein führen; hier jedoch, wo wir sie in splendider typographischer Ausstattung und in reellem Zusammenhange vor uns haben, bieten sie uns den Genuß eines in jeder Zeile mit feinem Gefühle geschriebenen Buches. Wenn zuweilen, wie wir dies von so vielen Reisebildern her gewöhnt sind, das Subjective prävalirt, so tritt es doch jedesmal in originellem und charakteristischem Gewande vor uns. Die meisten der objectiven Beobachtungen werden einen bleibenden Werth beanspruchen dürfen, schon insofern, als es von Wichtigkeit ist, daß von dem für uns klassisch werdenden Boden der großen Ereignisse von 1870—71 getreue Bilder aufgenommen worden sind, noch bevor die Zeit die Spuren der Schritte eines über Frankreich dahin gegangenen gewaltigen Schicksals verwischt. Im Uebrigen rechnen wir es dem Buche als einen großen Vorzug an, daß sein Verfasser nicht in dem jetzt hochgeschwollenen Strom nationaler Vorurtheile geschwommen ist, sondern das Seinige gethan hat, um diesen Strom möglichst zurückzudämmen. Das Buch verdient auch aus diesem Grunde die weiteste Verbreitung.

— **Hermann Wagner's malerische Botanik***) ist soeben in zweiter Auflage erschienen. Das Buch gehört zu jenen con amore geschriebenen Werken, welche eine anziehende Wissenschaft — und die Botanik heißt ja vorzugsweise scientia amabilis — unwiderstehlich machen. Die Vorträge sind so angeordnet, daß sie die Pflanzenwelt zunächst in ihrem Verhältniß zum Kinde und zur Kindheit der Völker schildern, und dann nach einem Abriß der Geschichte ihrer wissenschaftlichen Erkenntniß, die Pflanze in ihrem Wachsthum und mikroskopischen, wie morphologischen Aufbau verfolgen. Es wird mit der Wurzel begonnen, dann zum Stengel oder Stamm, zu den Blättern, Blüthen, Frucht und Samen vorgeschritten, wobei fortwährend den in diese Abschnitte gehörigen Nahrungs- und Arznei-Mitteln, sowie anderen Nutzstoffen besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird. So bei den Wurzeln den unter der Erde gereiften Nahrungsstoffen, beim Stengel den Fasern, die zu Bekleidungsstoffen, Papier 2c. verarbeitet werden, beim Baumstamme den Nutzhölzern, bei den Blättern den Farben-Pflanzen, bei den Blumen, dem daraus gezogenen Zucker, Wachs, ätherischen Oelen 2c. Der Vortrag ist stets in der anziehendsten Weise angeordnet, und bei aller Leichtverständlichkeit doch bis zu den tiefsten Mysterien des Pflanzenlebens vordringend, und überall den jüngsten Forschungs-Resultaten Rechnung tragend. Das Buch ist vorzugsweise der reiferen Jugend bestimmt, die sich dem veredelnden Einflusse gerade dieses Studiums schwerlich entziehen dürfte. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Erwachsene nicht mit gleicher Lust aus demselben lernen könnte. Rücksichtlich des leicht mißzuverstehenden Titels ist zu bemerken, daß sich die Bezeichnung „malerische“ Botanik vorzugsweise auf den bildlichen Schmuck bezieht, der in acht Tonbildern und nahezu 600 vortrefflich ausgeführten Holzschnitten besteht. Aus Büchern, wie das vorliegende, zu lernen, ist nicht Arbeit, sondern Vergnügen, und sie zu empfehlen ist eine angenehme Pflicht. E. Kr.

*) Populäre Vorträge über physiologische und angewandte Pflanzenkunde. Leipzig, 1872, Otto Spamer.

Literarischer Sprechsaal.

Als guter Schlesier kann ich nicht unterlassen, dem Herrn Grafen v. Renard, im Namen Unzähliger, die seinen edlen deutschen Worten zustimmen, aufrichtigen Dank für die Rede zu sagen, die er in der Sitzung des preußischen Abgeordneten-Hauses vom 1. Februar in Sachen des Unterrichts eines Theiles der Jugend der Provinz Schlesien gehalten. Im Regierungsbezirk Oppeln, in Oberschlesien, wohnt über eine halbe Million Menschen von slavischer Rasse, aber seit mehreren Menschenaltern dem preußischen Vaterlande und ihren deutschen Brüdern treu anhängend. Sie werden, weil sie hauptsächlich um den Oderstrom seßhaft, „Wasserpolaken“ genannt; ihre Sprache ist aber, obwohl mit der polnischen nahe verwandt, keineswegs identisch mit dieser, so daß unsere slavischen Oberschlesier die Polen, die in ihrer Sprache mit ihnen reden, nicht verstehen, und auch — wo sie nicht künstlich hervorgerufen sind — keinerlei Sympathien mit diesen haben. Leider aber entbehrt das „Wasserpolakische“, so reich auch der Schatz von Volksliedern unter den slavischen Oberschlesiern ist, jeder literarischen Kultur, ja, man möchte sagen, einer Schriftsprache überhaupt, und so kömmt es denn, daß es nur wenige unterrichtete Lehrer unter ihnen giebt, und daß die Pflege ihres Geistes, wie die ihres Seelenheils, auf dem Lande, wie in den Städten, wo nicht die Deutschen ein numerisches oder moralisches Uebergewicht besitzen, ausschließlich ihren Priestern anvertraut ist. Man hat, bei Gelegenheit des großen Strike der Bergleute in Königshütte, sowie bei einigen Abgeordneten-Wahlen in Oberschlesien, erfahren, welchen unheilvollen Einfluß jene Priester nicht bloß auf den Frieden der verschiedenen Glaubensbekenntnisse und Nationalitäten, sondern auch auf die socialen Ideen der armen slavischen Arbeiter üben.

In Folge dessen ist es auch gekommen, daß, wie Graf Renard bemerkte, heutzutage die älteren Generationen der slavischen Oberschlesier zwar noch Deutsch verstehen und sprechen, den jüngeren dagegen das Verständniß für deutsche Sprache und Sitte mehr und mehr abhanden komme. Die Bevölkerung hat sich dieser Verkümmerung und Vernachlässigung ihrer theuersten Interessen gegenüber keineswegs indifferent verhalten. Wiederholt ist Graf Renard angegangen worden mit der Frage, wie es komme, daß die Kinder nach absolvirter Volksschule, wegen mangelnder Kenntniß der deutschen Sprache, von allen höheren Lehranstalten zurückgewiesen würden, obgleich die Eltern dasselbe Schulgeld bezahlten, wie die Deutschen? Die Frage war nicht mit dem Hinweis auf die höhere Weisheit des Regierungspräsidenten oder des Schulraths, oder gar auf den „beschränkten Unterthanenverstand“, abzuweisen, sondern die Frage war als Sache der Landesvertretung zu bezeichnen. Die Leute haben sich an diese wiederholt, aber vergeblich, gewandt. Für den Rückgang der deutschen Sprache und der Volksbildung in Oberschlesien die Schulbehörde verantwortlich zu machen, wäre nur zum Theil richtig.

„Die Sache allgemeiner gefaßt, fügte der Redner hinzu, tragen alle Diejenigen die Schuld, die ein großes Interesse haben, möglichst unbeschränkt weiter zu regieren, möglichst großen Einfluß zu behalten und deswegen die Bevölkerung möglichst von außen abzuschließen. Ist es nicht Pflicht der Regierung und des Hauses, endlich einmal nach so langen Jahren Remedur eintreten zu lassen? Ist es nicht eine unerhörte Schmach, daß mitten in Europa eine der industriellsten Provinzen Preußens systematisch an die Unbildung und Unwissenheit gekettet bleibt,

und können wir noch länger ansehen, daß diese vis inertiae auch ferner wie ein Alp auf dieser Bevölkerung lastet? Wir rühmen uns, das gebildetste Volk Europas zu sein, lassen uns von den Gelehrten, Staatsmännern und der Presse aller Länder rühmen und preisen; lieblich kräuselt der Weihrauch zu uns empor, in der Beräucherung aber trübt sich der Spiegel der Erkenntniß, der uns zeigen würde, wie blöde unser Auge und wie stumpf unser Wille in dieser Beziehung noch ist. Findet man in dem verrufenen Frankreich auch nur ein einziges Dorf, wo die Kinder wie Wilde aufwachsen? Und wir sehen vornehm herab auf die verkommene französische Nation! ..... Ueber alle Gebiete des geistigen und wirthschaftlichen Lebens der deutschen Nation geht ein frischer, erweckender Hauch: möge das Haus ihn auch befruchtend dahinströmen lassen über die oberschlesische Volksschule, damit sie sich würdig anreihe der großen Genossenschaft! Hoffentlich werden diesmal Regierung und Landesvertretung einmüthig zusammenstehen; die eine, indem sie die Mittel beantragt; die andere, indem sie sie bewilligt, die unerläßlich sind, um im Regierungsbezirk Oppeln endlich einmal den Lehrern das Lehren und den Lernenden das Lernen möglich zu machen."

Dem preußischen Schulmeister wird bei den jüngsten großen kriegerischen Thaten und Erfolgen unserer Nation bekanntlich eine so bedeutende Rolle zugeschrieben, daß man billigerweise, wenn jenes Lob nicht bloß Redensart sein soll, auch seinen Werken neuerdings eine erhöhtere Aufmerksamkeit schenken müßte. In diesem Sinne wollen wir unseren Lesern auch ein kürzlich im Verlage von H. R. Sauerländer in Aarau in sechs Heften erschienenes pädagogisches Werk: „Erziehung und Unterricht" von Heinrich Reiser bestens empfohlen haben. Es werden darin in einer Reihe von Abhandlungen die wichtigsten Fragen aus dem Gebiete der Pädagogik, Methodik, Didaktik, ferner namentlich aus dem Musikunterricht und dem Berufsleben des Lehrers überhaupt in schlichter, aber verständiger und eingehender Weise erörtert. Dem Verfasser, der, aus Gammertingen, einem Städtchen im vormaligen Fürstenthum Hohenzollern-Sigmaringen gebürtig, anfangs in Salmendingen, einem Dorfe an der nördlichsten Gränze des Fürstenthums, dann in seiner Geburtsstadt Gammertingen sechsundvierzig Jahre als Lehrer thätig war, steht eine reiche Erfahrung auf pädagogischem Gebiete zur Seite, und er weiß dieselbe mit klarer Einsicht zu verwerthen, so daß nicht nur Schulmänner selbst, sondern auch Aeltern und jeder für das pädagogische Gebiet sich Interessirende überhaupt sein Buch mit Nutzen lesen werden. Wenn wir uns mit dem darüber Gesagten begnügen, so fürchten wir, wird uns der Herr Verf. freilich jenen Recensenten zugesellen, über die er sich auf Seite 4 beklagt, welche nämlich „in sechs bis acht Zeilen eine ganze rüstige Arbeit abfertigen". Allein er möge bedenken, daß man einem fachwissenschaftlichen Buche in einer nicht bloß fachwissenschaftlichen Zeitschrift beim besten Willen oft keinen größeren Raum gewähren kann.

Ueber die Localität des Ophir der Bibel, wo König Salomo vor beinahe 3000 Jahren ungeheure Massen von Gold, Elfenbein, Edelsteinen u. s. w. auf phönicischen Schiffen holen ließ, um seine staunenswerthen Prachtbauten in Jerusalem auszuführen, haben bekanntlich die ausgezeichnetsten Forscher viele Jahrhunderte lang ihren Scharfsinn aufgeboten, ohne bis jetzt zu einem befriedigenden oder übereinstimmenden Resultate gelangt zu sein. Die Einen suchten Ophir in Ostafrika oder Süd-Arabien, die Anderen in Indien oder Sumatra, noch Andere sogar in Westindien und Peru; nur soviel blieb einstweilen sicher, daß es sehr reiche Minen waren, aus denen das Gold herrührte. Auf den fernsten vorgeschobenen Posten europäischer Ansiedlungen im Caplande und der Transvaal-Republik hatte man seit einer Reihe von Jahren vielfache Gerüchte erhalten von ausgedehnten Ruinen mit Tempeln, Obelisken, Pyramiden u. s. w. im fernen Innern Südafrika's. Ganz besonders haben die Missionäre der Berliner Missionsgesellschaft es sich seit langer Zeit angelegen sein lassen, diese dunkle Mähr aufzuklären und die Ruinenfelder womöglich selbst zu besuchen. Ohne daß ihnen dies nun bisher möglich geworden wäre, haben sie trotzdem nicht unwesentlich dazu beigetragen, daß der durch seine bisherigen Forschungen und Arbeiten höchst verdienstvolle deutsche Reisende Carl Mauch im vergangenen Herbst sein längst beschlossenes Vorhaben auszuführen und eine Reise bis zu diesen uralten Bauten unternehmen konnte. Briefe und Karten von diesem unermüdlichen und ausgezeichneten Forscher aus Zimbabye vom 13. September 1871, die durch Vermittelung der Herren Missionäre Grützner und Merensky in die Hände des Herrn Dr. A. Petermann in Gotha gelangt sind, bestätigen, daß Mauch ausgedehnte Bauten und Ruinen von sehr hohem Alterthum wirklich aufgefunden hat. In der Nähe von Zimbabye fand Mauch auch Alluvialgold, welches er selbst zu waschen und zu sammeln hofft. Die Ruinen bestehen aus Trümmern, Mauern &c. bis 30 Fuß hoch, 15 F. dick und 450 F. im Durchmesser, einem Thurm &c. — Daß sie alle ohne Ausnahme aus behauenem Granit ohne Mörtel aufgeführt sind, deutet allein schon auf ein hohes Alterthum; die von Mauch eingeschickten Zeichnungen von Verzierungen an den Ruinen lassen aber kaum noch einen Zweifel darüber aufkommen, daß sie weder von Portugiesen noch von Arabern, sondern von Phöniziern, von den Leuten der Salomonischen Ophirfahrer, herrühren können. Jedenfalls haben diese Verzierungen nichts Portugiesisches oder Arabisches an sich, sondern deuten auf viel frühere Zeiten. Mauch hatte nur erst eine der Ruinenstätten besuchen und untersuchen können, und zwar nur erst ganz flüchtig; 3 Tagereisen nordwestlich von Zimbabye liegen noch andere Ruinen, unter denen sich nach der Beschreibung der Eingeborenen u. A. ein Obelisk befinden soll. Mauch hoffte, die ganze Gegend auf's Genaueste durchforschen zu können; dieselbe ist sehr schön, hat über 4000 Fuß Meereshöhe, ist wohl bewässert, fruchtbar und dicht bevölkert von einem fleißigen und friedlich gesinnten Stamme der Makalaka, die Ackerbau und Viehzucht treiben, Reis- und Kornfelder, Rinder-, Schaf- und Ziegenheerden haben.

Berichtigung. In der vorigen Nummer des „Magazin" ist in der Anzeige des neuen Journals: „Die Gegenwart" durch einen Schreibfehler der Name H. B. Goldschmidt statt H. B. Oppenheim genannt worden.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 17. Februar 1872. [Nº 7.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Das Lied vom neuen Deutschen Reich.

Ein prophetisches Dichterwort aus dem Jahr 1850.

Zu unserer nicht geringen Ueberraschung fanden wir kürzlich unter alten Papieren eine Nummer des „Reichsanzeigers der Deutschen" vom 25. März 1850 (Gotha, Becker) und darin ein Gedicht von dem verewigten Moritz Veit, unserem ersten treuen Mitarbeiter am „Magazin für die Literatur des Auslandes", ein Gedicht, worin der wackere Kämpfer des Deutschen Parlaments in Frankfurt den zum Reichstag in Erfurt versammelten Freunden, trotz aller dunkeln Wolken, die bereits wieder am Himmel Deutschlands standen, sein zuversichtliches Vertrauen auf die unter der Leitung Preußens zu bewirkende Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches ausdrückte. Das wahrhaft prophetische Dichterwort lautet folgendermaßen:

An die Freunde in Erfurt.

Das alte Lied, das alte Lied,
Das durch die deutschen Gauen zieht,
Das Lied von Deutschlands alter Pracht,
Das Lied von Deutschlands junger Macht,
Ihr lieben Freunde, Mann für Mann,
Wir fangen es wieder von vornen an
Und bringen es zu Ende.

Der alte Erbfeind war nicht faul,
Er säte Unkraut in Sanct Paul,
Wie er's im Deutschen Reich zuvor
Mit arger List herauf beschwor.
Und als es in vollen Halmen stand,
Da drückten wir uns stumm die Hand,
Vereint in Lust und Leide.

Verleidet haben sie uns den Text,
Die Weise klang uns wie verhext,
Weil durch der Buben freche Art
Das alte Lied verunzirrt ward.
Wir aber stimmten, Mann für Mann,
Das alte Lied von vornen an
Und bringen es zu Ende.

Im grauen Augustiner-Dom,
Da rauscht es noch wie Orgelstrom,
Der Bruder Martin tritt herein
Und segnet die Versammlung ein:
„Ich wollte Deutschland groß und frei,
Und riß es mitten durch entzwei,
Ihr sollt den Riß nun heilen."

Zum Heilungswerk herein, herein!
Ihr Brüder von dem Rhein und Main,
Vom Weser- und vom Nordseestrand,
Vom Süder- und vom Norderland!
Und du, im stolzen Siegeslauf,
Mein Preußen, wandle du voran,
Du brauchst es nur zu wollen!

Und wer nicht mit uns singen will,
Sitz' auf dem Maul und schweige still!
Stimm', Preußen, nur das Liedlein an,
Brauch' deinen Zauber, Zaubersmann,
Schau nicht zurück, sie folgen all'
Dem alten, lieben, süßen Schall,
Die Großen und die Kleinen.

Und wär's auch diesmal Lug und Trug,
Noch nicht gesühnt der herbe Fluch:
Das alte Lied, das alte Lied,
Das durch die deutschen Gauen zieht,
Ihr lieben Freunde, Mann für Mann,
Wir fangen es wieder von vornen an
Und bringen's doch zu Ende.

Moritz Veit.

Goethe nach den Friedensschlüssen mit Frankreich.

Von Heinrich Düntzer.

IV.

Des Epimenides Erwachen.

1. Das ursprüngliche Programm.

Um die Mitte Mai 1814 begab sich Goethe, da er sich nicht weit von Weimar entfernen mochte, zu dem vor Kurzem neugegründeten nahen Schwefelbade Berka, wo er ein Vorspiel zur Eröffnung des Theaters zu Halle (denn dort sollten die Schauspieler den Sommer über spielen) zu dichten begann, das auch als Todtenfeier des im vorigen November in Folge seiner opferwilligen ärztlichen Thätigkeit am Hospitaltyphus gestorbenen wackern Reil dienen sollte, dem Halle vor allem sein Soolbad und sein Theater verdankte. Eifrig damit beschäftigt, empfing er hier am 17. Mai einen durch den mit der Theaterintendanz besonders betrauten Hofrath Kirms vermittelten Antrag Ifflands, ein Vorspiel für das Berliner Theater zur Feier der Rückkehr des Königs zu dichten, der etwa in vier Wochen, vielleicht auch früher oder später, in Begleitung des Kaisers Alexander in Berlin eintreffen werde. „Die Gegenwart des Kaisers und die Feier dieser seltenen Freundschaft", bemerkte Iffland, „würde allerdings die Ausführung sehr erleichtern. Da es jedoch nicht positiv gewiß

anzunehmen ist, ob der Kaiser mitkommt, und da der Kaiser Franz in dieser Sache so großen Ausschlag gegeben hat, ist es allerdings nothwendig, seiner auf deutsche Weise zu gedenken und des Kronprinzen von Schweden zu erwähnen." Die Länge des Stückes hänge ganz vom Dichter ab; eine Dauer von zwanzig Minuten werde für ihren Zweck genügen. Da der König nicht gern sich angeredet sehe, so dürfte dies höchstens am Schlusse geschehen. Goethe fand die dazu bestimmte Zeit von vier Wochen zu kurz, da er von dem Berliner Theater und den dortigen Verhältnissen keine persönliche Anschauung habe. „Die Aufgabe für Berlin ist groß", hieß es in seinem Briefe an Kirms vom 18., „und ich erkenne in ihrem ganzen Werth die Ehre, die man mir erzeigt, zu glauben, daß ich sie zu lösen im Stande sei. Ich habe den großen Umfang, der gefordert werden kann, schnell durchdacht; aber ich darf keine Erfindung wagen ohne genugsame Zeit und hinreichende Kenntniß. Damit aber dieses nicht eine bloße Ausflucht scheine, so erbiete ich mich, eine ähnliche Arbeit durchzudenken, die bei einem bevorstehenden Friedensfeste auf einem so würdigen Schauplatz, wenn sie glückt, mit Ehren erscheinen dürfte." Aber schon bis zum folgenden Tage ging ihm ein Gedanke bei, der ihm der Ausführung nicht unwerth schien, und er versprach in einigen Tagen sein Programm an Iffland abgehen zu lassen. „Das Vergangene und Gegenwärtige durchzudenken", schreibt er am 22. an Voigt, „werde ich auf die sonderbarste Weise veranlaßt; der Generaldirektor Iffland verlangt von mir ein Vorspiel zur Feier der königlichen Wiederkunft. Es will sich nicht recht ziemen, es abzuschlagen, und doch ist es eine bedenkliche Aufgabe." Schon am 24. sandte r sein Programm, über welches er sich Ifflands einsichtigen Rath erbat, der darnach, wenn es seinen Beifall finde, Decorationen, Kleider und Instrumentalmusik besorgen lassen könne. Zunächst wolle er dann die Chöre senden, und er legte den aus seiner „Pandora" genommenen Kriegerchor zu vorläufiger Ueberlegung sogleich bei.

Sehen wir diesen ersten Entwurf von „Epimenides' Erwachen", wie ihn Hr. v. Löper vollständig mitgetheilt hat, genauer an, so schläft Epimenides vor dem weltzerstörenden Kriege nach dem Willen der Götter ein. Nachdem die vollständige Zerstörung und Unterdrückung erfolgt ist und sich Glaube, Liebe und Hoffnung dagegen zu gemeinsamer Thätigkeit verbunden haben, sehen wir Epimenides in völligem Dunkel erwachen, und, von den beiden Genien zu den Stätten der Zerstörung geleitet, das unübersehliche Unglück, welches er schaut, bejammern. Aber die Wiederherstellung erfolgt bald darauf. Epimenides fällt, als er diese bemerkt, auf die Kniee und scheint im Gebet sich zu sammeln; dann tritt er hervor und dankt den Göttern, endlich feiert er das Wirken der beiden Kaiser, des Königs von Preußen und des Kronprinzen von Schweden. Epimenides erscheint hier nur als „ein weiser, von den Göttern begünstigter Mann", der den gewaltsamen Umsturz nicht erlebt, nur einen Augenblick die eingetretene Zerstörung schaut, worauf sofort die völligste Herstellung folgt, welche er mit priesterlicher Feierlichkeit in Anerkennung der hohen Mächte, denen sie zu verdanken ist, segnend weiht. Den eigentlichen Inhalt des Festspiels, die Befreiung von Zerstörung und Unterjochung, berührt der Rahmen des Einschlafens und Erwachens des Epimenides scheinbar gar nicht, so daß man sich erstaunt fragt, wozu der Dichter diese Verwendung der Epimenides-Sage gegeben.

Gehen wir auf den eigentlichen Inhalt näher ein, so hat Goethe hier allgemein gehaltene allegorische, aber dichterisch belebte Darstellungen mit Hindeutungen auf neuere Personen und Begebenheiten verbunden. Zunächst läßt er den Dämon des Krieges und der Zerstörung mit dem der List und Zwietracht sich verbinden. Dem erstern giebt er eine an die Tracht des römischen Imperators erinnernde Kleidung, da er ihn als Welteroberer schildern will, ohne auf Napoleons Person hinzudeuten; sein Heer besteht aus den dem alten römischen Reiche dienstbaren Völkern, deren er sich zur Unterwerfung der übrigen Welt bedient, wobei die Tracht der einzelnen Völker nicht genau der Ueberlieferung gemäß, sondern nur ähnlich gehalten sein soll, da eben nicht das altrömische Imperatorenthum selbst zur Darstellung kommen, sondern nur allegorisch verwandt werden sollte. Der Dämon der List soll durch Kleidung und Betragen an einen Staats- und Hofmann des sechszehnten Jahrhunderts erinnern, also die Diplomatie darstellen; in seinem Gefolge finden sich Doctoren, natürlich der Rechtsgelehrsamkeit, Geistliche und schöne Frauen im Kostüm derselben Zeit. Hierbei hatte der Dichter den Hauptpersonen ein ähnliches allegorisches Gefolge gegeben, wie in „Paläophron und Neoterpe", was Schiller als eine sinnreiche Erfindung gelobt hatte. Daß die Diplomatie noch mehr als der Krieg zerstöre, wird allegorisch glücklich veranschaulicht. Die Folge beider ist die Sklaverei, die Unterdrückung, die wieder durch einen eigenen Dämon dargestellt werden soll, der durch seine Tracht an die asiatische Despotie erinnere. Auch die beiden Dämonen der List und der Sklaverei vertragen sich nicht wohl. Der erstere behandelt den andern verächtlich und entfernt sich, der andere schwört jenem Verderben und „befestigt sich in selbst". Hier war offenbar die Allegorie noch nicht recht klar; es galt den Dämon der List zu entfernen, da der andere allein auf der Bühne bleiben mußte, um sein Werk zu treiben, ein Reich der Despotie mit aller Ueppigkeit und sittlichen Versunkenheit zu gründen. Hier ist der erste Theil, die vollendete Unterdrückung der Welt, zu Ende. Freilich hatte der Dichter Recht, wenn er später sagte, diese drei ersten Scenen ständen fast wie Monodramen neben einander, aber die Verbindung war ihm nachher doch in gewisser Weise gelungen, wodurch die Ausführung sich vortheilhaft vom Entwurfe unterscheidet. Der zweite Theil des Festspiels sollte mit näherer Beziehung auf die Erhebung Deutschlands ausgeführt werden. Hier erkennt der Dichter die Wirkung der sittlichen Mächte an, deren Einfluß er während der traurigen Zeit von Deutschlands Schmach verkannt hatte, und so ist diese Darstellung gleichsam eine Palinodie seines eigenen Unglaubens an eine glückliche Wendung der Dinge, die durch den besonders in Preußen, unter lebhafter Betheiligung von Karl August, wach gehaltenen Glauben an die Macht deutscher Vaterlandsliebe und deutschen Freiheitstriebes und den Haß des frevelmüthigen Unterdrückers bewirkt wurde. Liebe und Glaube werden vom Dämon der Unterdrückung in Schrecken und Angst gesetzt, aber die älteste der drei sittlichen Tugenden, die Hoffnung, ermuntert sie zu gemeinsamer Thätigkeit.

Sehr schön sollte die Hoffnung an Gestalt und Betragen der verewigten Königin Luise ähnlich sein, die den Glauben an die Wiedererhebung Preußens immer mächtig festgehalten und den begeisterten Vaterlandsfreunden und Dichtern der Zeit, Zacharias Werner und den Stolbergen nicht weniger, als Körner, Arnim und Stägemann, wie schon Herr v. Löper hervorgehoben hat, als Schutzgeist der deutschen Sache, als himmlische Fürsprecherin für unser arg geknechtetes Volk gegolten hatte. Auch sollte diese an Minerva erinnern, ihres heldenhaften Geistes wegen. Goethe hätte ihr gern einen blauen, wohl himmelblauen, Schild und in einem Sternenrande die durch Sterne bezeichnete Chiffre der Königin gegeben. Die durch die vereinte Thätigkeit der sittlichen Tugenden bewirkte Befreiung des geknechteten Vaterlandes wird durch eine kriegerische Musik eingeleitet, zu welcher der Dichter eine Melodie, die schon zu Berlin den Enthusiasmus der Masse

erregt habe, als Thema gewählt wünschte. Die Hoffnung ist es, welche das Heer über die vom Dämon der Unterdrückung mit Epheu, Sträuchen, Bäumen, Moos und Gras bedeckten Ruinen führt. In diesem Heere sollten die zum letzten Krieg verbündeten Völker angedeutet sein; die Preußen würden in der Ordenskleidung der Johanniter mit dem weißen Sternenkreuze auftreten. Vielleicht könne man auch den Polen die Ehre erzeigen, einige in ihrer alten Tracht erscheinen zu lassen. Jetzt aber zeigen sich auf der Höhe Glaube und Liebe, von hülfreichen Frauen gefolgt, welche die Sieger mit Trinkgefäßen, Blumen und Kränzen jubelnd empfangen. Den Erfolg des Sieges deutet die plötzliche Wiederherstellung des vom Dämon der List in Trümmer gestürzten tempelartigen Gebäudes des Epimenides an, in dessen Giebel in transparentem Felde das schwarze eiserne Kreuz mit der hellen Einfassung, auf der Giebelspitze der Triumphwagen auf dem Brandenburger Thore, auf den beiden Zinnen des Giebels die beiden Knaben erscheinen sollten, die dem Epimenides bis dahin gedient hatten. So sollte also Preußen als die Macht gefeiert werden, von welcher die Befreiung Deutschlands ausgegangen war. Aber auch die andern Mächte, welche wesentlich zur Befreiung beigetragen hatten, mußten ihren Antheil des Dankes erhalten, und so ergab sich die Anrede der drei sittlichen Tugenden an die Kaiser von Rußland und Oesterreich und zuletzt an den König von Preußen. Das Ganze sollte mit einem Chore schließen, welcher in einzelnen Couplets den Freiwilligen, den Frauenvereinen, ausgezeichneten Patrioten und Kriegern und vielleicht noch manchen Andern, denen man es in Berlin schuldig zu sein glaubte, seine Anerkennung ausspreche. Auch der Engländer müsse gedacht werden. So sollten also im zweiten Theil die besondern Beziehungen auf die neuesten Zeitbegebenheiten reichlich hervortreten, während der erste, der den Sturz darstellte, allgemein gehalten wäre.

Iffland sprach in seiner Erwiderung vom 2. Juni seine große Freude über Goethe's Programm aus. Das Ganze sei aus einer reichen, blühenden Phantasie geschöpft, mit der tiefsten Menschenkunde ausgestattet und müsse von unendlicher Wirkung sein, wenn es auch nur halb so gegeben werde, als es gedacht sei. Die Herstellung sei allerdings großen Schwierigkeiten unterworfen. Bedenklich war ihm nur, daß man am Anfange leicht darauf kommen könne, wie es ihm selbst ergangen sei, in der Person des Epimenides eine Anspielung auf den König zu sehen, was doch ein höchst schädlicher Mißverstand wäre, weshalb es gerathen sein möchte, durch ein paar bestimmte Pinselstriche vor einem solchen Abwege zu sichern. Eine „zu nahe Hinführung vor das Bild" der verklärten Königin, würde besonders bei dem Könige eine unbesiegbare Wehmuth erregen. Auch gegen die Tracht der preußischen Ordensritter mußte er sich erklären, weil diese, da man sie in Berlin nicht kenne, von unbedeutender Wirkung sein, ja der weiße Mantel mit dem Kreuze die Gedanken auf Abwege führen müßte. Der neueste Kavallerie-Anzug mit dem schönen echt antiken Helme, der langen blauen Kutka bis über das halbe Bein, würde dem Ganzen ein freies, erhebendes Ansehen geben. Der Erwähnung der Engländer könne man sich freilich nicht entziehen, die Polen dagegen ohne Anstand weglassen. Auch der Schweden würde man vielleicht „nicht eben allzu weitläufig gedenken" können, „obschon es wahrscheinlich unrecht sei". Am 4. mahnte Iffland, es sei keine Stunde zu verlieren, da die Aufführung zwischen dem 20. und 24. Juli erfolgen müsse.

Mit großem Eifer hielt sich Goethe an die Ausführung der Dichtung, in welcher er, wie er an Iffland schrieb, eine so würdige Gelegenheit erhalten habe, „der Nation auszudrücken, wie er Leid und Freude mit ihr empfunden habe und empfinde", indem er das Vorspiel für Halle durch Riemer ausarbeiten ließ. Zuerst scheint er den letzten Theil, der ihm besonders am Herzen lag, ausgeführt zu haben; denn schon am 9. konnte er diesen, der nun ganz zusammenhänge, zur Durchsicht und Beifügung der Interpunktion an Riemer senden. Das Stück sei so gut wie fertig, äußert er dabei, aber freilich die letzte Hand anzulegen wage er kaum allein, da er noch zu nahe daran stehe. Deshalb möge Riemer am nächsten Sonntag, den 12., nach Berka kommen, wo dann auch der Anfang fertig sein werde, so daß er das Ganze mit in die Stadt nehmen könne, um eine Abschrift dort anfertigen zu lassen, die er durch Estafette Iffland schicken könne. Dies geschah denn am 15. Goethe fügte einen Brief an Iffland und einige ausführliche Bemerkungen hinzu. In den letztern ging er zunächst auf die mögliche falsche Beziehung des Epimenides ein. Diese zu verhüten solle Epimenides gleich am Anfang erst allein, sodann mit den Genien, sich, sein Schicksal und seine Persönlichkeit exponiren. Vielleicht möchte es auch zweckmäßig sein, da der Titel des Festspiels kein Geheimniß bleiben könne, in einem öffentlichen Blatte kurz der Sage von Epimenides, seinem vierzigjährigen Schlafe, seiner Berufung nach Athen zur Sühnung und Reinigung der Stadt von der Pest zu gedenken, und die Bemerkung hinzuzufügen: „In der neuen Dichtung nimmt man an, daß die Götter den weisen und hülfreichen Mann zum zweiten Male einschlafen lassen, damit er eine große Unglücksperiode nicht mit erlebe, zugleich aber auch die Gabe zu weissagen, die ihm bisher noch versagt gewesen, erlangen möge." So sollte er also am Schlusse wohl die Herrlichkeit des neuerstandenen Deutschland vorhersagen, was in dem ausgeführten Stücke freilich nicht in entsprechender Weise geschieht. Die Diplomaten im Gefolge des Dämons der List sollten bloß einen Sing- und Figuranten-Chor desselben bilden. Die Damen, welche an Adelheid von Walldorf (im „Götz"), die Gräfin Terzky (im „Wallenstein") u. A. erinnern würden, sollten durch Ballettänzerinnen dargestellt werden. „Die Männer mittlern Alters erinnerten an Weißlingen (im „Götz"), die ältern an Questenberg (im „Wallenstein"). Zu den Doktoren würden englische Porträts vortreffliche Kleidung liefern. Die Geistlichen müßten an Richelieu und Mazarin erinnern, wenn man nicht gerade die Kühnheit hätte, sie als Kardinäle und Bischöfe darzustellen. Die Pagen wünschte ich besonders klein und niedlich." Den Kavallerie-Anzug der Preußen, statt der alten Johanniter, ließ er sich gefallen. Für den Komponisten fügte er einige Bemerkungen hinzu. Auch Zeichnungen der Dämonen und Genien von H. Meyer legte er bei. So hatte Goethe in einer besonders für sein hohes Alter höchst kurzen Zeit eine so bedeutende Dichtung vollendet; nur ein paar kleine Lücken waren geblieben, die aber den Komponisten nicht aufhalten konnten. Dieser, leider kein bedeutenderer, als der Kapellmeister Bernhard Anselm Weber, kam am 24. zur weitern Besprechung nach Berka. Diese Besprechung hatte, wie Weber berichtet, im musikalischen Theile beinahe einen ganzen Umsturz zur Folge. Das Ganze wurde dann noch einmal durchgesehen, und so nahm denn Weber am 30. Juni das nun ganz abgeschlossene Stück von Berka mit, das dem Dichter gerade zuletzt die meiste Qual gemacht hatte, da er sich den Forderungen eines gerade nicht genialen Komponisten fügen mußte.

Den Hauptanstoß, den das Festspiel macht und der seiner Wirkung den meisten Eintrag that, liegt in der Einführung des Epimenides, dessen Bedeutung und Beziehung zum Ganzen am wenigsten hervortritt. Wie kam der Dichter dazu, sein Festspiel gerade an das Erwachen des kretischen Weisen und halbgöttlichen Helfers und Sühners anzulehnen, welches bereits im

Jahre 1790 in einem allegorischen Drama Le reveil d'Epiménide, als Anspielung auf die neue Zeit der Freiheit, verwandt worden war? Die neue große Zeit sollte am Schlusse segnend geweiht und ihre Dauer weissagend verkündet werden. Dazu schien dem Dichter die Person des alten Epimenides besonders geeignet, aber er durfte an der großen Erhebung des deutschen Volkes nicht betheiligt sein; dieses mußte durch eigene Kraft sich erhoben haben. Da schien ihm denn die Erdichtung eines zweiten Schlafes während der Zeit der Zerstörung und Unterdrückung sich fast als nothwendig zu ergeben: aber dazu war es nöthig, daß wir auch Zeugen der Einschläferung des Epimenides seien, dessen Schlaf nicht erst bei seinem Erwachen erwähnt werden konnte, sollte das Ganze sich zu einer Einheit zusammenschließen, und so mußte mit dieser das Stück beginnen. Freilich ergab sich die weite Ausführung seiner Person am Anfange nicht aus dem Stücke selbst, in welchem nach dem ursprünglichen Plane Epimenides bei seinem Auftreten nur „seine Freude über einen reichen und vollkommen gesicherten Wohlstand" aussprechen sollte; bloß der Wunsch, eine von Iffland hervorgehobene Mißdeutung zu verhüten, veranlaßte den Dichter, den Epimenides seine Schicksale und seinen Zustand ausführen zu lassen. Aber es ist kaum glaublich, daß das Erwachen des Epimenides gar keine Beziehung auf den Dichter selbst habe. Sollte ja Goethe auf dem Theater der Hauptstadt des Reiches, welches den ersten Anstoß zur Befreiung Deutschlands gegeben hatte, die großen Siege feiern, gleichsam ihre dichterische Weihe und Segnung vollziehen, wie es Epimenides thut. Und doch hatte er sich von der eigentlichen thätlichen Durchführung derselben so weit zurückgezogen, da er jeden Kampf mit dem Welteroberer für vergeblich hielt, daß ihn die wirkliche Erhebung Preußens mit Sorgen und Widerwillen erfüllte, daß er an die Macht der von Preußen und seinem eigenen Herzog genährten vaterländischen Ideen nicht glauben wollte, daß ihm das Wirken des Tugendbundes eine gefährliche Spielerei schien, daß er mit Voigt meinte, man müsse nur den gegebenen Verhältnissen sich fügen und die mögliche Entwicklung zu fördern suchen, statt durch vorzeitige Befreiungsversuche das Land in's äußerste Verderben zu stürzen. Sollte der Dichter nun nicht seine eigene frühere Abwendung von dem vaterländischen Werk der Befreiung als einen Schlaf, in welchen ihn die ihn schonenden Götter versenkt, allegorisch dargestellt haben? Diese seine Abwendung war keine Folge kalter Gefühllosigkeit, sondern seiner weichern Natur, die sich durch jede Gewaltsamkeit abgestoßen fühlte, die besonders bei seiner damaligen Reizbarkeit ihn ganz unglücklich machte. Freilich darin hat Löper entschieden Recht, Goethe hat die Unglückszeit nicht verschlafen, wie Epimenides; er hat leidenschaftlichen Antheil an ihr genommen, sie hat sein Herz tief verwundet und zerrissen: aber er hat sich doch möglichst von ihr abgewandt, hat sich in Wissenschaft und Kunst vor ihr geflüchtet, ist ihr, wo er konnte, aus dem Wege gegangen, und er hat gar keinen thätigen Antheil an der Bekämpfung des Gewaltigen genommen. Das konnte der Dichter sehr wohl durch den von der Sage ihm gebotenen Schlaf des Epimenides bezeichnen. Wenn sein Epimenides sagt, er schäme sich seiner Ruhestunden, daß er nicht mit den Siegern gelitten, die für den Schmerz, den sie empfunden, größer seien als er, so spricht auch hieraus Goethe's eigenes Gefühl, das verehrungsvoll sich vor der Heldenkraft beugte, welche den großen Sieg errungen hatte, während seine auf ruhige Entwicklung und Beschaulichkeit gestellte Natur vor verwirrender Unruhe, besonders in seinen damaligen körperlichen Zuständen, sich schen auf sich zurückzog. Er mußte sich sagen, daß er ungläubig sich jedes thätigen Wirkens für die Befreiung Deutschlands entzogen, die er jetzt zu feiern hatte und deren unendliches Glück er jubelnd begrüßte. Und hätte dieser Gedanke ihn nicht zu der Darstellung seiner eigenen frühern Abwendung vom Befreiungskriege im Schlafe des Epimenides bestimmen können? Wir glauben, nur auf diese Weise wird es erklärlich, daß Goethe die Darstellung der Unterjochung und Befreiung der Welt in den Rahmen der Epimenides-Sage spannte. Daß die List gerade das tempelartige Gebäude des Epimenides zusammenstürzen läßt, der Dämon der Unterdrückung die Ruinen mit Gras, Sträuchen und Bäumen überwachsen läßt, die Befreiung es wiederherstellt, hat eben keine tiefere Beziehung auf die Bedeutung des Epimenides, dessen Gebäude sich eben nur passend darbot, um daran, als ein Sinnbild festgegründeten Wohlstandes, Zerstörung und Wiederaufbau anzuknüpfen.

Frankreich.

Pariser Literatur-Briefe.

Literatur, Politik, Akademie und Unterricht.

Paris, Anfang Februar.

Literatur-Brief! Gar sonderbar klingt mir heute das gewohnte Wort, und ich kann nicht umhin eine gewisse Ironie in der friedlichen Ueberschrift zu finden, so tief ist der Gegensatz zwischen Literatur und den ökonomischen Gewittern, welche den vorigen Monat erfüllt haben. Der Krieg hat eine gewisse Poesie; selbst in der rasenden Wuth der Commune lag eine Originalität des Wahnsinns und Verbrechens, eine Größe der Leidenschaft, kurz ein ergreifender Zug, vor welchem Verstand und Phantasie schaudernd zurückschrecken. Der jetzigen Periode aber haftet eine erbärmliche Kleinlichkeit an, wie gewaltig auch die Folgen der parlamentarischen Tragicomödie sein mögen, welche kürzlich im Versailler Theater — ich meine die frühere Hofbühne, wo die Versammlung jetzt ihre Sitzungen hält — aufgeführt worden. Derartige Vorfälle üben natürlicherweise auf die ganze Volksstimmung einen erschlaffenden Einfluß; denn sie lassen deutlich fühlen, wie unsicher und schwankend der Boden ist, auf welchem man hier nach unbekannter, räthselhafter Zukunft umhertappt, und entmuthigen dadurch die hartnäckigsten Optimisten. Jeder denkt oder richtiger grübelt über die wahrscheinlichen Consequenzen nach, welche ein neues Mißverständniß zwischen Thiers und der Kammer mit sich bringen würde, und wer sich nicht mit solcher Wahrscheinlichkeits-Rechnung abgiebt, der beschäftigt sich gewiß mit einer andern Rechnung, die nicht erquickender ist — der hat sich das unerfreuliche Problem gestellt, 250 Millionen herbeizuschaffen, ohne das Einkommen zu besteuern, noch die Rohstoffe mit Abgaben zu belasten. Deswegen erregte vorhin das unschuldige, heitere Wörtchen „Literatur", das mir wohl aus Gewohnheit in die Feder lief, ein unbarmherziges Lächeln! Literatur giebt's eigentlich hier seit einigen Wochen gar nicht; die Politik hat sie verscheucht und vertrieben.

Daß die Politik in die Akademie hineingedrungen, ist am Ende kein Wunder: denn da pflegt sie ja ganz zuhause zu sein. Bekanntlich sind von jeher die akademischen Wahlen politische Aeußerungen gewesen. Während des zweiten Kaiserreichs waren die verschiedenen Parteien fast gleichmäßig vertreten unter den Vierzigen, so daß man übereinkam, die neuen Mitglieder

einem regelmäßigen, festgesetzten Kreise nach aufzunehmen. War bei der letzten Wahl ein nichtssagender Bonapartist, wie Camille Doucet, aus politischer Rücksicht in die Gesellschaft aufgenommen worden, so war es selbstverständlich, daß der nächste Akademiker nicht derselben Nuance angehören durfte, wie talentvoll er auch sein möchte; es wurde nach einem ausgesprochenen Orleanisten gesucht, und so kam es, daß Paradol, obgleich noch sehr jung, obgleich nur ein einfacher Journalist, seiner Tendenz eher als seinem Verdienste die hohe Ehre verdankte. Nun war die Reihe an einem Republikaner; und da es in dem Lager wenige Schriftsteller giebt, die der Auszeichnung würdig wären, so gelang es einem Redner, den ich wohl nicht anders zu bezeichnen brauche, so berühmt ist er seitdem in Deutschland geworden, auf diese Weise „unsterblich" zu werden, ehe er sich auf andere Art verewigte. Hierin ist nun die sogenannte Republik der Ueberlieferung des Kaiserthums treu geblieben; am selben Tage hat die Akademie den Herzog von Aumale und dem positivsten Denker, dem eifrigen Demokraten Littré, einen Sitz eingeräumt, als wollte sie dadurch zu verstehen geben, daß sich die Parteien in der Kammer versöhnen sollten, wie sie sich im Palaste des Instituts (Sapientum templa serena) gegenseitig ertragen. Nun sollte es sich aber herausstellen, daß die Toleranz kaum mehr bei den akademischen Weisen herrscht, als sie in der Kammer-Atmosphäre blüht; die Herren Literaten hatten ohne ihren Collegen Dupanloup gerechnet, der doch zugleich Abgeordneter ist, und der von Versailles herüber seine Leidenschaften mitgebracht hatte. Der Akademiker Dupanloup war es dem Bischof Dupanloup und dem Deputirten Dupanloup schuldig, seinen Priesterrock durch die Berührung mit einem Positivisten nicht zu beflecken; er dankte ab. Aber diese Nachahmung der Thiers'schen Methode scheint ihm nicht gerade geschadet zu haben: er wurde nämlich zwei Tage darauf von der Majorität zum Berichterstatter ihres Widerwillens ernannt gegen den Gesetzentwurf über obligatorischen Unterricht, welcher vom Ministerium kurzlich vorgelegt worden war, und so wird er auf eine gar heilvolle Weise die Muße benutzen, welche ihm aus seiner Abdankung erwachsen ist.

Es ist das erste Mal, daß ein derartiger Rücktritt vorkömmt! Seit zweihundertsechsunddreißig Jahren ist noch Niemand freiwillig aus der stolzen Körperschaft getreten; und da der Fall unerhört, da er, als unwahrscheinlich, von den Statuten nicht berücksichtigt worden, so muß der eifrige Prälat, dem Prometheus an seinem Felsen ähnlich, oder besser, dem Molière'schen Arzte gleich die drollige Figur abgeben eines Akademikers malgré lui. Unfreiwillig hat dagegen schon mancher seinen Sessel in der Akademie verloren, unter Anderen Furetière, im letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts. Dem muthwilligen, für die Zeit sehr selbständigen Schriftsteller war es nämlich eingefallen, der gelehrten Gesellschaft eine nicht gefahrlose Concurrenz zu machen indem er zugleich mit ihr an einem französischen Wörterbuche arbeitete. Die damalige Akademie bildete sich nun einmal ein, der Sprachschatz wäre, so zu sagen, ihr Eigenthum; es war das goldene Zeitalter des Monopols, und, wie wunderbar es auch klingen mag, Boileau's Collegen hielten es für eine Art Sacrilegium, oder mindestens für einen Diebstahl, daß sich Jemand das Recht herausnahm, auf ihren Gütern zu jagen. Dem impertinenten Jäger wurden die Thore der Akademie eifersüchtig geschlossen. Ich hätte mich bei der Anekdote nicht so lange aufgehalten, wenn nicht Littré's Ernennung zu der Geschichte als eigenthümliches Pendant diente. Während Furetière seines Wörterbuches wegen vertrieben worden, wurde im Gegentheil Littré, trotz aller seiner Verdienste, hauptsächlich Dank seinem Wörterbuche als Akademiker gewählt. Mit seiner Hülfe wird wohl das Dictionnaire historique, dessen erster Stein oder erste Sylbe vor Jahren gelegt worden ist, etwas rascher voranschreiten. Der Bearbeitung des Werts „Approche" hat der Kaiser von Brasilien, in der letzten Donnerstags-Sitzung, beigewohnt; wäre Littré schon ein altes Mitglied der Akademie, so wäre zweifellos das Werk nicht mehr bei dem ersten Buchstaben des Alphabets, und sicherlich wird durch seine Anwesenheit dem Gedeihen des Unternehmens ein tüchtiger Dienst geleistet.

Von der Akademie zur Unterrichts-Frage ist der Uebergang ein leichter. Sie hat seit einigen Wochen eine ganze Literatur hervorgerufen, eine Literatur der Polemik, oder, um auf meinen Ausgangspunkt zurückzukommen, die Politik. Da durch die Lösung jenes Problems entweder der Grund zu einer männlicheren Zukunft, oder der Keim eines unheilbaren Verfalles dem Volke eingeimpft wird, so kann eben, unter den obwaltenden Umständen, in den Tractaten, welche diese Lebensfrage behandeln, die Leidenschaft nicht vermieden werden; das sine ira et studio findet hier leider keine Anwendung. In erster Linie muß E. Robert's Monographie erwähnt werden, früher Secretär des Kaisers im italiänischen Feldzuge, dann zum Staatsrath und General-Secretär beim Unterrichts-Ministerium ernannt, ist der Verfasser Jahre lang Duruy's Mitarbeiter gewesen. Ein Elsässer von Geburt, ist er dem deutschen Wesen, der Geschichte des deutschen Unterrichts nicht fremd. Mit einer wahren Begeisterung übersetzt er als Vorwort, als die treffendste Einleitung zu seinem Werke Fichte's patriotische Reden: Fichte's Preußen dient ihm als Muster; gegen dieselben Uebel, ja noch größer, will er dieselbe gewaltige Cur gebrauchen, und aus politischen Gründen, aber nicht ohne Würde und Beredsamkeit, empfiehlt er als das einzige Heilmittel den obligatorischen Unterricht.

Den vollständigsten Gegensatz zu dem sympathischen Büchlein bildet eine wahrhaft monströse Flug- oder Fluchschrift gegen den Volks-Unterricht, womit ein Abbé die Land-Bevölkerung ermuntert, die Schulen so wenig als möglich zu besuchen. Ein gewöhnlicher Ultramontaner hätte sich damit begnügt, von der frommen Bauernschaar zu verlangen, sie sollte ihre Kinder keinem anderen, als dem Lehrer im schwarzen Rocke anvertrauen; der Abbé Courtate geht in seinem heiligen Eifer viel weiter, als es die von Rom gekommene, vom Akademiker Dupanloup so willig befolgte Parole erheischt: er schleudert gegen die Schule überhaupt den schrecklichsten Bannstrahl! Er bedauert herzlich, daß das Verhältniß der Lesenden in Frankreich noch so bedeutend sei. „Ein Mann, der nicht lesen kann, fühlt sich gedrungen, wenn es sich z. B. um politische Wahlen handelt, sich mit ehrlichen, wohldenkenden Leuten zu unterhalten, und sie um Rath zu bitten; versteht er zu lesen, so läuft er Gefahr, sich von der demagogischen Epidemie verderblich anstecken zu lassen!" Guter Herr Abbé! Es wäre wirklich jammerschade, wenn die Kunst zu lesen nicht so verbreitet wäre, denn Sie haben durch Ihren Muth, Ansichten zu vertheidigen, welche im Jahre 1000 n. Chr. schon etwas veraltet waren, den Einen ein frommes Vergnügen, den Anderen — und ich muß offen gestehen, daß ich zu den Letzteren gehöre — eine heitere Zerstreuung verschafft.

Mit einem Theile des Unterrichts scheint es doch etwas besser zu stehen, als es vor dem Kriege stand: ich meine die Geographie. Auf den Hochschulen ist zwar noch immer keine Rede davon, die nun so nothwendige Wissenschaft zu lehren, aber auf dem Gebiete der Bücherwelt und der Karten sind anerkennenswerthe Fortschritte gemacht; und man darf sich nun der

Hoffnung hingeben, daß die künftigen Redacteurs des „Gaulois“ die jetzt auf der Schulbank sitzen, weniger phantastische Begriffe über Deutschlands Geographie hegen werden, als ihre Vorgänger. Druckte doch vor einigen Wochen das unverbesserliche Blatt, Kaiser Wilhelm hätte vom Badischen aus — bei seiner letzten Rückkehr — die Flammen eines Brandes sehen können, welcher bei Berlin entstanden war! Die Sauce, welche dazu angefertigt worden, können Sie sich leicht vorstellen; sie war doch bei Weitem den Braten selbst nicht werth.

Wenn es überhaupt in Frankreich mit den Reformen noch nicht besser beschaffen ist, so liegt der Grund nicht darin, daß sich die Mehrzahl über sich selbst, über die wahre Lage der Dinge täuscht. Ueber die begangenen Fehler, über die nöthigen Reformen giebt man sich, in den gebildeten Kreisen, deutlich Rechenschaft. Lesen Sie die wirklich erhabenen Worte, mit welchen der jetzige Vorsteher der Pariser Advocaten seine jungen, in die Körperschaft eintretenden Collegen, vor Kurzem feierlich anredete. „Wenn man von solchen Uebeln betroffen ist, wie wir, ist es kindisch, das Schicksal anzuklagen, oder einen einzigen Menschen dafür verantwortlich zu machen. Diejenigen Völker allein, welche auf immer unterjocht sind, haben das Recht, die Schuld auf einen Herrscher zu schieben, und ein Volk, welches durch den Wahnsinn eines Einzigen fallen würde, verdiente nie wieder emporzublühen. Unsere Fehler sind die unsrigen; haben wir den Stolz, es zu gestehen. Alle zusammen haben wir an unserem Verfalle mitgearbeitet, und die Unvernunft der Mehrzahl hat das ermöglicht, was die Thorheit eines Mannes bereitet hatte.“ Die Ansicht, wie wahr und edel sie auch ist, ist keine vereinzelte: nicht in der Blindheit der Geister, sondern in der Wuth der Parteien ist die Ursache des immer fortdauernden Uebels zu suchen. Traurige Ahnungen erfüllen die Herzen, denn man fühlt, daß es bald zu einer Explication kommen muß, zu einem gegenseitigen Aussprechen; daß die Parteien, welche Thiers von einander hielt durch eine magnetische Kraft, die sich ihm nicht absprechen läßt, bei irgend einer nahen Gelegenheit auf ihren Bändiger und aufeinander losstürzen werden. Ueberall ist Zwiespalt und Widerspruch, und nichts characterisirt besser den allgemeinen Mißklang, als das erquickende Schauspiel, daß die Kammer-Sitzungen jeden Tag, zur selben Minute, mitten in einer Rede aufgehoben werden, damit die Herren Deputirten, welche so eifrig gegen Paris protestiren, den Schnellzug nach Paris nicht versäumen und um ihnen zu ermöglichen, in dem verabscheuten Paris behaglich diniren zu können.

England.

Erbauliche Blicke von London auf Berlin.

Localverkehr, Wohnungsnoth und Baugesellschaften.

London ist durch die Kriegsereignisse und die eigenthümliche englische Neutralitäts-Politik etwas in den Schatten gedrängt worden und wird außerdem noch vielfach über die Achsel angesehen. Mit Unrecht. London, die Stadt, das großartigste und in vielfacher Hinsicht vollkommenste Einheits- und Freiheitswesen der Welt, bekümmert sich in seiner architektonischen und gesellschaftlichen Entwickelung nicht um Krieg und Frieden, nicht um Haß und Liebe anderer Leute und Völker, sondern wächst und gestaltet sich, wie von uralten Zeiten her, aus innerer Nothwendigkeit, aus den Gesetzen der Gesellschaft und des Verkehrs. Es hat deshalb etwas Naturwüchsiges; in sofern ist es eine sehr gute Schule für die fast noch überall fehlende Weisheit, wie man sich in den fabelhaft schnell wachsenden Großstädten des übrigen Europa gegen die überall immer schreiender werdenden Uebel der Wohnungsnoth, der Holz- und Kohlentheuerung, des Wagen- und Menschenverkehrs verhalten und schützen müsse. In London giebt es in unserem deutschen Sinne keine Wohnungs- und Heizungsnoth. Allerdings massenhafte Obdachlosigkeit und Mangel an Heizung von innen und außen, aber keine deutsche, keine französische, keine russische. Letztere drei Arten unterscheiden sich von der englischen ganz wesentlich. Nehmen wir als Muster der continentalen Wohnungsnoth Berlin, so finden wir, daß Hunderte und aber Hunderte von zahlungsfähigen, ordentlichen, arbeitsamen Familien für höchstes Geld und beste Worte kein erträgliches Obdach und dazu vielleicht sogar als Arbeitgeber für Geld und gute Worte keine Hände finden. Daran ist in London nicht zu denken. Wer Geld hat, kann sich auf hundert und dreißig englischen Geviertmeilen voller Häuser und Wohnungen fast überall nach Mitteln und Geschmack aussuchen. Und wenn er Arbeit zu vergeben hat oder selbst verlangt, so hat er auch hier eine reiche Auswahl. Also zunächst keine Wohnungsnoth unter mehr als drei Millionen, in eine Stadt zusammengedrängter Menschen. Und in Berlin, und selbst in kleineren Provinzialstädten eine wahre Hetzjagd nach erträglichen Wohnungen für unverschämt verlangte und verzweiflungsvoll bewilligte Miethen! Dabei sind die Häuser dicht beisammen und die Wohnungen vier-, fünf-, sechsfach übereinander. Sie können es nicht dicht genug, nicht hoch genug bekommen und müssen sich doch über die weiten Wege beklagen. Die drei Millionen Menschen Londons wohnen bis tief herunter, so weit Anstand, Bildung und Wirthschaftlichkeit mit einer mäßigen, sicheren Einnahme reichen, fast alle bequem und luftig, durch Vor- und Hintergärten getrennt, selbständig neben- und nur selten zu gegenseitigem Aerger übereinander. In Berlin haben nur ein paar Dutzend Doppelmillionäre ihr Haus für sich. Alles Andere, Generale, Geheimräthe, höchste Standespersonen aller Art, hocken hoch übereinander, in zwar oft glänzenden, aber gesellschaftlich schauderhaften Casernen, wo der gemeinschaftliche Ein- und Ausgang, der gemeinschaftliche Hof, der gemeinschaftliche, nur durch Bretterlatten abgefächerte Keller und der nun vollends maßlos gemeinschaftliche Trockenboden, die feinsten Damenexcellenzen mit den gröbsten Waschweibern, Actienbudikerinnen und Kafferolburschen, ja oft mit noch abscheulicherem Auswurf der Hofkeller und Schlafburschen-Wirthinnen unter dem Dach so in Widerstreit bringt, daß Anstand und Bildung immer unterliegen müssen. Selbst die Polizei mag oft nicht helfen, weil sich in diesem Falle der Pöbel gern zusammenrottet und als Freischaar gegen Recht, Billigkeit und Bildung den Sieg davonträgt. Das kommt von dem Zusammenpferchen und Uebereinanderthürmen aller Bildungs- und Rohheitsgrade in ein und demselben Miethssteigerungs-Palaste. London ist nicht nur die größte, sondern auch zugleich individualisirteste Stadt der Welt. Geschäfte und Arbeitstheile, Gesellschaftsklassen und Bildungsgrade vertheilen sich nach einem inneren, unsichtbaren Gesetz fast so genau nach Stadttheilen und Straßen, daß ein gut geübtes Auge nicht selten schon der äußeren Physiognomie der letzteren ansieht, zu welcher Vermögens-, Bildungs- und Berufsklasse die Bewohner gehören. Mehrere Straßen und Seitenstraßen zusammengenommen bilden dabei doch immer so ziemlich eine ganze Stadt für sich, insofern die

Bedürfnisse und Luxusgegenstände, die zum Leben gehören, meist innerhalb derselben, in besonderen Verkehrs- und Geschäftsstraßen dieser Einzelstadt gemacht oder wenigstens feilgeboten werden. Dazu kommen alle Tage aus den Mittelpunkten der Großmärkte, z. B. des Fleisches, der Fische, der Blumen und Gemüse, Küchengeschirre u. s. w. mit ziemlicher Regelmäßigkeit Eselwagen oder breite Handkarren, welche mit unermüdlicher Lungenkraft ihre frischen Vorräthe ausschreien. Das geht so über alle die Hundert und dreißig Geviertmeilen hinweg. Und da wächst es immer noch fortwährend nach allen Seiten weiter und zwar meist mit solcher Rücksichtslosigkeit auf Baustellen, als stände London in Sibirien. Weit über die letzten Häuser hinaus wächst plötzlich ein neuer Stadttheil, eine ganze Stadt empor. Dazwischen wachsen Gras und Unkraut, weiden Esel und Pferde, klopft man Decken aus, ladet man Schutt ab, als hätte der Boden nicht den geringsten Werth.

Wie fangen es aber die Bewohner einer solchen Neustadt an, um die Vortheile Londons mit dem Orte ihrer Verbannung zu verbinden? Nun Bäcker, Fleischer und sonstige Bedürfniß-Lieferanten stellen sich gleich im Anfange mit ein, und nach und von dem Mittelpunkte fährt man früh und Abends in der alle fünf bis zehn Minuten dampfenden Eisenbahn, dem Dampfschiffe, dem Omnibus und wohnt, ißt und trinkt, schläft und freut sich seines stillen Familienlebens jeden Tag von etwa sechs Uhr Abends bis zum andern Morgen um acht, neun Uhr. Die Verkehrsadern mit dem Mittelpunkte pulsiren Tag und Nacht auf, unter und über der Erde und zu Wasser auf der Themse. London hat allein beinahe hundert und fünfzig Eisenbahnstationen, wo man fast immerwährend alle fünf, höchstens alle zehn Minuten aus- und einsteigt. Die Züge halten kaum, sie kommen mit fast vollem Dampfe angeschossen und während sich die Locomotive verpustet, ist Alles heraus und wieder hinein. Der Zug giebt sich plötzlich wieder einen Stoß, schießt sofort nach der nächsten Station und hüpft so ohne merkliche langsame An- und Absätze bald hoch oben, bald tief unten durch den hügeligen Boden voller Straßenlabyrinthe und giebt mit seinen unzähligen Collegen Jedem zu jeder Zeit, in jeder Stadt- und Himmelsgegend die wohlfeilste, schnellste Fahrgelegenheit, in jede andere Gegend der Stadt zu kommen. Straßen, Berge und Thäler, Themse, nichts hindert: es geht immer ziemlich geradlinig, bald oben drüber, bald unten weg. Dazu die Tausende von eilenden Omnibus, die wie Schwalben auf der Themse hin- und herschießenden Dampfer, die zweiräderigen Flugmaschinen, genannt Safety-Cabs, Sicherheitsdroschken, mit dem Kutscher hinten oben, wie auf einem Suppenteller sitzend. Warum hat noch Niemand in Berlin oder St. Petersburg daran gedacht, solche zweiräderige Einspänner, die sich wie Aale durch den dichtesten Verkehr hindurchschlängeln, einzuführen? In St. Petersburg weiß man zwar auch schnell und sicher zu fahren; aber nichts geht über eine solche zweiräderige, zweisitzige und einspännige Flugmaschine.

Von dem lokalen Dampfverkehr kann sich Niemand so leicht eine Vorstellung machen, nicht sowohl, weil er sich so vielfach unter die Erde und die Themse verliert, als weil man nur hier und da einige Hauptschwingungsknoten auf einmal übersehen kann. Aber eine Stelle will ich Jedem, der nach London kommt, dringend empfehlen. Das ist die Victoria-Station im Westen des Parlamentsgebäudes, wo sich die Verbindungen nicht nur der Londoner lokalen, sondern auch die großen Landesbahnen auf mehr als zweihundert Schienen begegnen, austauschen oder wenigstens kreuzen. Es giebt Stunden, wo mehr als vierzig Züge über dieses Labyrinth von Schienen hin und herirren und doch immer richtig gehen. Das ist ein Weltwunder, allein größer als die sieben historischen zusammengenommen. Auf den kahlen, eisernen Zickzacks der Station erheben sich hier und da kleine Kartenhäuschen, in welchen die electrischen Nadeln von den verschiedensten Seiten her, immer vor Angst zuckend und zitternd, warnen und wie verzweiflungsvoll an schrillen Glocken zerren. In ihrer Mitte sitzt ein einziger, unscheinbarer Mann, der gar nicht wieder dazukommen kann, in das halbverzehrte Butterbrod zu beißen und seine Lippen mit dem kaum angetrunkenen Glase Porter zu benetzen. Die electrischen Nadeln und Klingeln ziehen gleichsam unaufhörlich an seinen Händen und Füßen. Er muß augenblicklich eine halbschwarze, halbweiße Scheibe draußen mit einem Fußstoße drehen, heben oder stürzen, mit der rechten Hand einen warnenden Arm über sich bewegen, mit der linken ein anscheinend sonderbares Marterinstrument von Rädern, Hebeln und Schrauben weit hin wirken lassen; dabei drei, vier electrische Zeichensprachen augenblicklich lesen, verstehen und deren Befehle ausführen. Ein einziges Mißverständniß dieses einzigen Mannes und zwei Züge stoßen zusammen oder einer entgleist oder kommt auf ein ganz entgegengesetztes Schienenpaar, und so und so viel Menschenleben, so und so viel Köpfe, Arme und Beine sind zerschmettert. Dem Laien wird angst und bange beim Anblick dieser Scheiben, mechanischen Arme und einzelnen Windmühlenflügel, deren Leben und Tod bedeutende Zeichen alle von diesem einzigen Manne abhängen. Wenn er nun in diesem furchtbaren Wirrwarr einmal die Besinnung verlöre, vielleicht gar verrückt würde? Alles ist hier Weltwunder, vielleicht das größte, daß hier immer ein einzelner Mann acht Stunden hintereinander allein das Schicksal von vielleicht zweihundert Personenzügen und so und so viel tausend Menschen in der Hand hat und doch nun schon seit Jahren nie ein besonders auffallendes Unglück vorkam.

Nun ich wollte hiermit nur diesen Lokalverkehr andeuten, um begreiflich zu machen, wie man in London, vielleicht nächstens auf etwa zweihundert Geviertmeilen, überall irgendwo weit draußen ländlich ruhig und zugleich städtisch bequem, billig, im eigenen Häuschen, mit Garten hinten und vorn, sich seines Lebens freuen und doch alle Tage auf der einzigen Quadratmeile der City binnen sechs, sieben Stunden größere und lohnendere Geschäfte machen kann, als der in eine Kaserne gepackte, immerwährend gesteigerte Miether in Berlin binnen vierundzwanzig Stunden.

Die Engländer essen ihre Hauptmahlzeit erst nach Vollendung ihrer Geschäfte, von 6 Uhr Abends an. Vor dem Ausfluge aus dem Hause nehmen sie ein tüchtiges Frühstück von Fleisch, Eiern, gebratenem Speck und etwas geröstetem Weißbrod nebst Thee oder Kaffee zu sich. Dann geht die Maschinerie sehr gut bis 12—1 Uhr, dem zweiten Frühstück (lunch), das oft stehend an Eß- und Trinkbarren eingenommen wird und aus Weißbrod und Käse oder belegtem Butterbrode mit einem Glase Ale oder Porter besteht. Dies ist nur eine leichte Erfrischung und Stärkung, die dann bis zum Schlusse des Geschäfts gut aushält. So arbeitet man von etwa 9 bis 5 Uhr ohne Unterbrechung rüstig fort und ißt für den Rest des Tages, der Nacht und des Morgens sein eigener Herr. In Deutschland und anderen Ländern wird der Tag gerade während der lichtesten Höhe in zwei Hälften zerschnitten und etwa zwei Stunden gehen mit Mittagbrod, Kaffee und Cigarre ganz und die nächsten Stunden in Unbehaglichkeit, Verdauungsbeschwerde und Bummelei halb und halb verloren. Dies ist sowohl wirthschaftlich als gesundheitlich eine Barbarei, eine Verwüstung von Zeit und Geld. Die besseren An-

fänge zu einer englischen Zeit- und Arbeits-Eintheilung in einigen Handels- und Großgeschäftsstädten werden zu allgemeiner Praxis in allen, auch staatlichen Geschäftslokalen fortgesetzt und durchgeführt werden müssen, wenn wir nach der Arbeit besser, billiger, gesunder und sittlicher wohnen lernen wollen, wenn das immer schreiender werdende Uebel der Wohnungsnoth sich nach außen verlieren soll. Hier ist jedenfalls England Muster. Man baut dort um London und andere Großstädte herum immer ungehindert weiter und verschlingt ganze Dörfer und Kleinstädte, um sie mit Urbanität zu erfüllen, Land in Stadt und Stadt in Land zu verwandeln. Nicht selten legt man plötzlich neben einem Schienenwege eine ganze neue Stadt an und vollendet sie binnen Jahr und Tag. Die Familien wohnen billig und gesund, und der Ernährer und Vater findet jeden Abend ein wohl mundendes Diner in der freudigen Mitte der Seinigen, hernach gesunden, ungestörten Schlaf. Er bezahlt eine erträgliche Miethe und damit den Preis seines Hauses ab, so daß er oder seine Erben nach zehn bis fünfzehn Jahren schuldenfreie Eigenthümer sind. Das Haus ist ihm also thatsächlich geschenkt worden, denn ohne Berechnung der Miethe für die Abzahlung des Hauswerthes würde er eben weiter nichts gezahlt haben, als nur diese Miethe. Wie wird es aber angefangen, daß man mit der Miethe zugleich das Haus bezahlt?

Dies ist der Segen der Baugenossenschaften, die in England nach Tausenden zählen. In ihnen liegt zugleich das Geheimniß des Ausdehnungstriebes in's Weite und Breite statt in's Drei- bis Sechstreppenhohe, und diese erstickende Zusammenpferchung, an welcher unsere Großstädte materiell und moralisch verkommen, wenn sie es nicht lernen, baugenossenschaftlich nach außen vorzudringen und die Blüthentrauben von Vorstädten durch reichliche, raschpulsirende Verkehrsadern mit den Mittelpunkten zu verbinden.

In Berlin hat man zwar vielseitig angefangen, Villa-Vorstädte auszuposaunen und auch baugenossenschaftliche Vortheile zu bieten; aber die Sache kommt schon viel zu spät und wird außerdem noch viel zu kümmerlich, sogar verkehrt betrieben. Man legt es eben auf mehr oder weniger elegante Villa-Vorstädte an, in deren Häusern allenfalls wohlhabende und reiche Leute mit Equipagen sich häuslich niederlassen können, nicht aber Arbeiter-Familien, überhaupt keine Leute, die sich von ihrer Hände Arbeit nähren müssen. Diese werden also auch ferner in Keller- oder Bodenräume zusammengedrängt oder obdachlos die Wohnungsnoth und deren moralisches und materielles Unheil nur noch vermehren, wenn man nicht lernt, nach englischen Mustern sich baugenossenschaftlich auszudehnen. Die einzig richtige und wirthschaftlich gesund angelegte und auch bereits mit bedeutenden Kräften arbeitende Baugenossenschaft in Berlin ist der von Dr. E. Wiß und H. Quistorp begründete „Deutsche Central-Bauverein". Ersterer machte seine Schule dafür in Amerika, Letzterer in England durch. Deutsche aus bloß deutscher Schule heraus haben dafür, wie es scheint, noch kein Verständniß, keinen Sinn und Geschmack.

Ja trotz aller Gründlichkeit und umfassender Bildung, können und müssen wir Vieles, namentlich praktische und wirthschaftliche Fortschritte von den Engländern und Amerikanern lernen. Im Baugenossenschaftswesen und in den Verkehrsmitteln sind sie uns so weit voraus, daß wir nichts Besseres thun können, als so zahlreich und fleißig wie möglich ihre Schüler werden.

Allerdings hat man fast die ganze Umgegend Berlins weit ringsum baulich, bauvereinlich und villenartig in Angriff genommen; aber, so viel ich bis jetzt weiß, noch nirgends wahrhaft erbaulich oder baugenossenschaftlich für ärmere Familien. Alles soll „Villa" für reichere Leute werden. Die Bauvereine sehen alle so „actionär" aus, die in Aussicht gestellte Gürtelbahn und die Pferdebahnen (nach der Charlottenburger zu schließen) so theuer, monopolisch und ungenügend; die Villa-Vorstädte nur wie künftige Asyle auserwählter Geld- und Couponschneider. Wie arm und unbeholfen sieht selbst diese deutsche Kaiserstadt gegen London aus. London, das riesigste und natürlichste Kulturgewächs der sich selbst regierenden Volkskraft, des materiellen und ideellen Welthandels, ist nicht nur die größte, sondern auch die individualisirteste, organisch gegliedertste Stadt der Welt, die vollkommenste Aussöhnung der Gegensätze zwischen Stadt und Land, welche in der Architectur anderer moderner Weltstädte, wie z. B. New-York's und der großen amerikanischen Städte, am Tollsten aber wohl in Berlin, immer unversöhnlicher werden. London braucht, um sich in seiner Größe und Herrlichkeit zu zeigen, keine Könige und Fürsten, keine Soldaten und Paraden, nicht einmal das Parlament und die obersten Zehntausende.

Wenn im August und September alle Größen des Staates und des Reichthums geflohen sind, und, wie es sprichwörtlich heißt, Niemand in London ist, merkt man in dem öffentlichen Leben, auf den Verkehrsstraßen, in den Eisenbahnen unter und über der Erde, auf der Themse, in der City nicht die geringste Ebbe. Dieses London ist unvergleichlich groß und herrlich in seiner eigenen Volks- und Verkehrskraft, welche alles Lebensblut der ganzen Erdoberfläche bis in die tiefsten Tiefen der Minen und Bergwerke und die höchsten Höhen der Gebirge über alle Länder und Oceane hinweg, mit vollstem Herzschlage, ununterbrochen durch sich selbst hindurchführt, stets neue Kräfte daraus zieht und zugleich neu gekräftigt, immer wieder in alle Welt treibt. Diese unermüdliche, belebende Thätigkeit des Weltherzens an Ort und Stelle zu beobachten und sich selbst als unscheinbares Blutkügelchen mit hindurchtreiben zu lassen, ist ein Fest, ein Genuß und eine Herrlichkeit für den gebildeten, sich des modernen Weltlebens bewußten Menschen. Und ist es unseren schwachen Beinen möglich, auf den „Top" eines Londoner Omnibus zu klettern und uns von da aus die verschiedenen individuellen Vorstädte mit lachenden Vor- und Hintergärten, in weite, grüne, lachende, sonnige Parks und unzählige Squares, oder auch in ganze Straßen dicht aneinander gebackener Arbeiter-Häuschen mit Vor- und Hintergärtchen mitten in der Stadt herabzublicken, so wird man Genüsse trinken, nach denen man im jetzigen und selbst zukünftigen Berlin vergebens suchen wird. Diese Herrlichkeiten nämlich sind alltägliche, aus der Natur und Kultur des Volks fest hervorgewachsene, bleibende „sweet and happy homes" unabhängiger, gebildeter Menschen und Familien. Kein König und Gewalthaber hat hier befohlen oder angeordnet; es sind keine Staats- und Stadtkassen geplündert worden, um diese Herrlichkeiten in's Leben zu rufen. Es sind keine trügerischen Theater-Decorationen, die um einer Galavorstellung willen, für eine Nacht und nur für künstliche Beleuchtung bestechend und trügerisch zusammengeschwindelt wurden. Nein, es ist Alles festes, solides, blühendes Alltagsleben freier, kultivirter Menschen und Familien. Etwas Aehnliches vermag keine Stadt der Welt aufzuweisen.

Noch stolzer kann London vielleicht auf seine Eisenbahnen sein, auf denen hoch über den Häusern und über der Themse hin, über lachende Thäler und durch grimmige Tunnels das massivste, massenhafteste Leben im dichtesten Gedränge mit der Leichtigkeit

des Schwalbenfluges, sicher und mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks hin- und hereilt. Selbst die Dampfschwalben auf der Themse unten, die als Omnibus immerwährend hin- und herschaufeln und die mehr als 60 Meilen lange Themse bis zum Meere, alle die mächtigen Docks und die Uferstädte ober- und unterhalb in immerwährender flüssiger Verbindung erhalten, sind an und für sich selbst eine Erscheinung, der wir in der ganzen Welt nichts Aehnliches an die Seite stellen können. Und nun erst der unterstraßliche Dampfverkehr! Was wird „Flora" sein gegen den Crystall-Palast? Giebts irgendwo etwas Aehnliches, wie die stets fluthende und ebbende und lustig und leicht Millionen von Tonnen der Waaren und Werthe der Menschheit meer- und landwärts tragende Themse? Selbst in umgekehrter Richtung oberhalb Londons, wo sie bald für Dampfer unzugänglich wird, windet sie sich meilenweit durch malerische Landschaftlichkeit. Den Hügeln des Crystall-Palastes im Süden entsprechen im Norden die in ihrer Halbwildheit und grünen Sonnigkeit wahrhaft bezaubernden Hampstead-Höhen, von denen man an einem sonnigen Abende auf dieses London herabblicken muß, um eine Vorstellung von dessen dämonischer Größe und malerischer Erhabenheit zu gewinnen. Die Thürme und Häuser glitzern im Abendsonnenschein aus einem nur halbdurchsichtigen Nebel, dem ewig lebendigen und sichtbaren Lebensathem dieses Ungeheuers, von allen Seiten bis in's Unendliche verschwimmend zu unseren lichten, grünen Höhen herauf, und die reinen, fetten, frommen Kühe um uns her lassen sich eine nach der andern bei Namen rufen und geduldig im Freien melken. Und wenn es unten dunkelt, leuchtet allmählich die ganze unabsehbare Unendlichkeit dieser Dreimillionen-Stadt aus Millionen Flammen zu einem stillen himmelwärts und nach allen Seiten verschwimmenden Lichtschein empor, der von fernen Gegenden und Meeren her deutlich zu erkennen ist. Die friedliche Stille in unserer unmittelbaren Nähe wird von allen Seiten durch ein dumpfes, unheimliches Donnern, Zittern und Brausen unterbrochen, welches die Phantasie mit einer unbeschreiblichen Ahnung von der dämonischen Gewalt der ewig pulsirenden Nähe dieses Weltherzens erfüllt. Unmittelbar unter uns ladet uns eine versteckte, vielfach tunnelirte Eisenbahn ein, uns auch wieder in die Mitte dieses während der Nacht nie dunkelnden und schlafenden Lebens zurückzubegeben und theils über, theils unter den Häusern und Straßen seinen alltäglichen und allnächtlichen Glanz zu bewundern. Gerade diese Alltäglich- und Allnächtlichkeit seines großartigen Lebens ist unvergleichlich und sichert London einen Vorzug vor allen Städten der Welt. Für unsere Bauten, Verkehrs- und Geschäfts-Einrichtungen, Zeiteintheilung u. s. w. könnte und sollte es uns vielfach Muster sein.

Hier will ich einmal wieder angeregt, aufmerksam gemacht haben. Ich that es schon seit zwanzig Jahren und es hat wenigstens insofern geholfen, als man nun Anstalt macht, anzufangen. Manches ist schwächlich oder verkehrt; hier wird man wenigstens Fingerzeige für die rechten Mittel und Wege erkennen. Ein eben mir zugekommenes Werk: „Model Houses for the Industrial Classes." By B. Fletcher (London: Longmans) verspricht reichen Stoff für bestimmtere Volkswohlthaten, die wir nächstens genauer anzusehen und mitzutheilen hoffen. H. B.

Italien.

Die Piccolomini. *)

Die früher in dieser Zeitschrift besprochenen Broschüren des Freiherrn von Weyhe-Eimke über den sogenannten Max Piccolomini und seinen Oheim Ottavio haben einem jungen, auch den deutschen Gelehrten durch seine strengen wissenschaftlichen Studien lieb gewordenen italiänischen Philologen, E. Piccolomini, Veranlassung zur Herausgabe einer interessanten Abhandlung gegeben, in welcher er nach Familien-Urkunden in Siena und Florenz die genealogischen Irrthümer des Herrn von Weyhe berichtigt hat. Er weist nach, daß Weyhe den ältesten Brudersohn Ottavio's, den Silvio Piccolomini, welcher 1607 geboren, in der Schlacht bei Nördlingen 1634 fiel und in Florenz begraben liegt, mit dem Giuseppe Piccolomini di Valle, der nicht, wie Ottavio, von Pius' Schwester Catarina, sondern von dessen anderen Schwester Laudomia abstammte und der Linie der Todeschini angehörte, zusammengeworfen hat. Dieser, geb. 1623, fiel, wie auch Chemnitz ausführlich berichtet, 1645 bei Jankau und liegt in Nachod begraben. Außerdem weist der Verfasser noch zwei Brüder des Silvio, Francesco und Evandro, nach, der 1638 bei St. Omer fiel und einen Sohn der Schwester Ottavio's und des Grafen Caprara, Namens Silvio, welcher 1641 bei Leipzig tödtlich verwundet ward. Auch die den ersten Silvio betreffenden Urkunden, besonders ein Brief desselben über die Schlacht bei Lützen und der Hinweis auf dessen wahrscheinliche Theilnahme an den Maßnahmen seines Oheims gegen Wallenstein sind beachtenswerth.

Weiter hätte der Verfasser nicht gehen sollen. Er hätte sich die Mühe sparen können, den auch ihm schwer begreiflichen Namen „Max" des Weyhe'schen Piccolomini erklären zu wollen. Erst muß ein Sachverständiger die Urkunden prüfen, welche Weyhe anführt. E. Piccolomini zeigt sich hier von einem Respect für die Weyhe'schen Mittheilungen befangen, welcher dem Nachoder Forscher nicht gebührt. Ebenso braucht man nicht zu fragen, welchen Piccolomini Schiller vor Augen gehabt habe, da dieser, jedenfalls nur angeregt von der irgendwo gelesenen Notiz über den Heldentod eines der jüngeren Piccolomini, seine Figur ganz aus der Phantasie gestaltet und ihn ebenso willkürlich Max, wie Wallensteins Tochter, welche Marie Elisabeth hieß, Thecla genannt hat. Sehr passend macht übrigens der Verfasser darauf aufmerksam, daß Weyhe seltsamer Weise von dem echt „deutschen" Heldentypus des historischen und poetischen Max spreche, da die Piccolomini sich ganz als Italiäner gefühlt hätten und auch von Schiller als solche (als Wälsche) aufgefaßt wurden. Dr. K. G. Helbig.

Baltische Herzogthümer.

Ein Ungar über Ehst- und Livland. **)

1. Von Reval nach Dorpat.

Allein sitzend in bequemer Kutsche, an welche zwei starke Pferde gespannt sind, die der ehstnische Kutscher pfeifend an-

*) E. Piccolomini: Sopra le ricerche e i giudici del Barone Arnoldo di Weyhe-Eimke intorno alla personalità storica del Max Piccolomini nel Wallenstein di Schiller. Firenze, 1871.

**) Von Herrn Paul Hunfalvy, in dessen überaus umfassender und an treffenden Bemerkungen sehr reicher „Reise in den Ostsee-Gegenden" (magyarisch: Utazás a Balt-tenger vidékein), Pest, 1871.

treibt — was mir bis dahin nicht vorgekommen — beschaute ich bald die Landschaft, bald schloß ich aus dem Aeußeren der mir begegnenden Menschen und Pferde auf den Zustand des Landes. Die heurige Aerndte (1869) verhieß, im Gegensatz zu dem Hungerjahre 1868, ungemein ergiebig zu werden.

Mein Kutscher fuhr so rasch wie der magyarische Bauer zu fahren pflegt, ehe seine Pferde ganz müde sind; aber der Fuß des ehstnischen Pferdes scheint eisern zu sein; es gleitet und strauchelt nie und rennt aufwärts wie abwärts mit gleicher Schnelligkeit. Der Pfiff des Kutschers scheint es gleich wieder anzufeuern, wenn es ein wenig ermatten sollte. Am Meisten zeugt von der Stärke dieser Pferde, daß durchaus kein Schweiß an ihnen zu bemerken ist. Der Kutscher jagt vorwärts, als ob kein Mensch hinter ihm säße und blickt niemals zurück; bei meiner schwachen Kenntniß der Sprache, störe ich ihn selten; höchstens frage ich nach den Namen gewisser Gegenstände und er antwortet dreist, schaut aber auch dann nicht hinter sich und läßt seine Thiere keinen Augenblick ruhen. Die Straße ist gut angelegt und unterhalten; Dörfer sehe ich nicht, nur einzelne Häuser von dürftigem Aeußeren. Desto häufiger erscheinen große Felsen, die einzeln dastehen, als hätten Riesenfäuste sie auf die Erde geschleudert. An sogenannte „verirrte Blöcke" muß hier auch Derjenige denken, der sich nicht mit Geologie beschäftigt hat, aber Leuten meines Gleichen bietet sich die Gegend so, als wäre sie erst im Fertigwerden begriffen, da Gebirg und Ebene noch nicht säuberlich geschieden sind. Mitten aus einem lieblichen Kornfeld erhebt sich ein Stück Berg oder Fels, das der Eigenthümer des Bodens nicht zertrümmern oder wegschaffen kann, also an seinem Platze stehen lassen muß und mit dem Pfluge umgeht.

Die Kutsche treibt jetzt einem Garten zu; ich sehe, daß wir einen Herrenhof vor uns haben, denn im Garten erscheint ein herrschaftliches Haus (der Familie von Pahlen gehörig). Dabei ist eine Poststation. Die Kutsche hält an; der deutsch redende Beamte fragt nach meinem Namen; in wenig Augenblicken sind die Pferde gewechselt und es geht weiter. . . . . .

Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit bemerkt man hier zu Lande in Allem. Die Postbeamten sind höfliche und gebildete Leute. Auf einer Station rechnete man mir einige Kopeken mehr an als nöthig war, obwohl nicht mehr als meine geschriebene Liste zeigte. Als ich nun auf der Rückreise nach Reval bei derselben Station wieder anlangte, gab der Beamte mir zurück, was ich zu viel bezahlt hatte, weil mein Weg, da ich nicht in's Dorf eingefahren, um eine Werst kürzer war.

Von Reval bis Wait sind 21¼, von Wait bis Kissa 26¼ Werst. Zwischen den beiden letzteren Orten und weiter bis Mustlanöm (14¼ W.) wird die Gegend einigermaßen waldiger. Die Bäume sind Birken und Nadelholz. Dörfer gewahre ich auch auf dieser Strecke nicht, nur zerstreute Meierhöfe. Kleine Fuhrwagen mit einem Pferde davor begegnen uns sehr häufig; das Pferd ist in der Regel stark, wohlgepflegt, das Geschirr gut, der Treiber nicht zerlumpt. Alle grüßen höflich; mein Kutscher aber sieht kaum nach ihnen hin; er pfeift unaufhörlich, damit seine Pferde munter bleiben.

Jetzt genoß ich ohne Störung der Sommernacht, welche kaum zu bemerken war. Die langgedehnten Schatten der untergehenden Sonne sind gleichsam festgebannt, so lange bleiben sie unverändert; da zugleich der Mond scheint, so ist die Nacht vollkommen hell; selbst mit meinen schwachen Augen konnte ich beständig lesen. Um die elfte Stunde wurde es dämmeriger, um Mitternacht heller, in der ersten Morgenstunde wieder mehr dämmerig; aber gegen zwei Uhr bricht schon deutlich der neue Tag an. Ich überzeugte mich jetzt selbst, daß in diesen Breiten Morgen- und Abendroth sich die Hand bieten und gedachte der lieblichen ehstnischen Mythe von Koit und Aemmarik, wie sie in des Finnen Ahlqwist Abhandlung über Wiro's (Ehstlands) neuere Literatur ehstnischem Munde nacherzählt ist.

Die Station Mustlanöm befindet sich auf der Gränze der Distrikte Harria und Järwi; die folgenden beiden Fahrten bis Weißenstein (30¼ W.) und Marien-Magdalenen (32 W.) gehen durch den Distrikt Järwi. Inmitten des Letzteren fällt mir ein großartiges Herrengut (der Familie v. Toll) in's Auge: mein Weg führt zuerst zwischen Reihen prächtiger Birkenbäume, dann bei einem geräumigen Garten und anmuthigen Wirthschafts- und Wohngebäuden vorüber, dann wieder zwischen Birkenreihen. Die Birke ist hier und besonders in Finnland nicht so zwerghaft, wie man sie bei uns (in Ungarn) zu sehen gewohnt ist, sondern ein schöner, hoher Baum, eher der Pappel gleichend.

Das Posthaus von Wägewa (19 W. weiter) liegt am südwestlichen Ende des Distrikts Wiro und dicht an der Gränze, welche das Herzogthum Ehstland von Livland scheidet. So kamen wir bald in das Gebiet von Dorpat. Als wir in Kuurist (19 W.) frühstückten, sagte uns der Posthalter unter Anderem, daß der Roggen hier gestern zu blühen angefangen; da das Wetter günstig war, so stand er schon in voller Blüthe. Auf meine Frage, ob das Korn hier an einem Tage aufblühe, sagte er, bei günstigem Wetter sei dies allerdings der Fall, auch halte man dies rasche Aufblühen für das beste. Diese Metamorphose erfolgte 1869 am 28. Juni neueren Stils.

Der Distrikt Dorpat erstreckt sich zwischen den größten Seen Livlands, dem Pejpus und dem Wirts. Der Letztere entsendet den für Dampfer schiffbaren Ema-jögi (Mutterfluß), auch Embach und Embeck genannt, zum Pejpus. Das Uferland dieses Sees ist von der Nordgränze bis Pleskau noch in neuester Zeit die ergiebigste Heimat ehstnischer Sagen. Auch haben die Eingebornen hier, gedeckt von der Festung am Embach, der Unterjochung durch deutsche Ritter am längsten widerstanden.

Von Kuurist sind 23¼ W. bis Moisamaa, der letzten Station, und von da 27 W. bis Dorpat, wo wir Nachmittags 2 Uhr anlangten.

. . . .

Das heutige Aeußere des sehr alten Tarto (Dorpats ehstnischer Name) verkündet schon eine neue Stadt, und in dieser Beziehung gleicht es weder Riga noch Reval. In den Vorstädten sind die hölzernen Häuser meist Erdgeschosse und in schönen Gärten versteckt; die innere Stadt hat steinerne Häuser, von denen viele ebenfalls nur aus dem Erdgeschosse bestehen. Mitten in der Stadt befindet sich eine Promenade, geziert mit der Statue Barclay de Tolly's, der im Befreiungskriege wider Frankreich Oberbefehlshaber des russischen Heeres gewesen.

Der neuesten Zählung zufolge, beträgt die Seelenzahl der Stadt 21,035, nach ihrer Nationalität 9800 Ehsten, 9000 Deutsche, 1800 Russen, 160 Letten und 348, die andere Sprachen reden. Die Ehsten machen also jetzt die Mehrheit aus. Darum hört der Fremde in den Straßen fast nur ehstnisch sprechen, denn auch die dortigen Deutschen verstehen alle diese Sprache.

Kleine literarische Revue.

— **Prof. M. Lazarus: Ein psychologischer Blick in unsere Zeit.***) Seit langer Zeit hat kein anderer Vortrag im „wissenschaftlichen Verein" der Singakademie dem Publicum so viel zu denken gegeben, als der, den Herr Prof. Lazarus am 20. Januar d. J. gehalten und der nun gedruckt vor uns liegt. „Ein psychologischer Blick in unsere Zeit" — so heißt das interessante Thema — ein Blick in unsere materialistische Zeit? Nein; materialistisch erscheint sie Euch allerdings, wenn Ihr bloß den Markt des Lebens, die Vanity Fair, zu besuchen liebt, doch seht, ein einziges Stündchen, das Ihr diesem Eitelkeits-Markt zu entziehen und einem Meister der psychologischen Beobachtung in der Welt der Realität und der Idealität zu widmen Euch entschließt, belehrt Euch eines Bessern, belehrt Euch, daß es unter uns an Männern nicht fehlt, die in sich die vollkommenste Sammlung des ganzen Menschenthums zu vollziehen trachten, an Männern, die nicht an dem Einzelnen haften bleiben, sondern den Herzschlag der Geschichte der Menschheit fühlen und daran erkennen, daß sie vorwärts schreite, trotz so vieler materialistischen oder geisttödtenden Bestrebungen. Wer mag dem geistvollen Redner widersprechen, wenn er sagt, daß unsere Zeit in Deutschland, im Gegensatze zu Frankreich, vornehmlich durch zwei Gedanken sich charakterisirt habe: durch den der mit Sicherheit und Festigkeit durchgeführten Heeres-Organisation und Vaterlands-Vertheidigung und durch den in immer größeren Kreisen zur Anerkennung kommenden Grundgedanken der Kant'schen Philosophie und ihres sittlichen Prinzips, das sich, gleichmäßig durchgreifend und befruchtend, über das gesammte Volksgemüth geltend mache. „Wie oft und vielfach, sagt Herr L., ist im Laufe des letzten Jahres so Manchem fast unwillkürlich das Wort auf die Zunge gelegt worden: es sei der Geist des kategorischen Imperativs, der sich siegreich erwiesen. In der That, es ist der Geist jener Auffassung des sittlichen Lebens, wie er vorzugsweise in der Kant'schen Philosophie hervorgetreten war, wonach nicht die Frage: welche Befriedigung wird irgend eine Handlung dir oder Anderen gewähren, welch einen Zweck wirst du für dich oder Andere durch dein Handeln erzielen? sondern: die Pflicht steht dir gegenüber, die Pflicht fordert und du hast sie zu erfüllen!"

„Leicht, fügte der Redner hinzu, ließe sich zeigen, wie der ganze Gegensatz Kant'scher und der französischen Philosophie des vorigen Jahrhunderts nicht ein Spiegelbild bloß, sondern ein wahrhaft quellenmäßiges Gegenbild dessen gewesen, was beide Völker, dem unseren zum Heil, in den letzten Jahren erlebt haben. Vielleicht erscheint es Manchem wunderbar, daß so der Gedanke eines einzelnen nachdenkenden Menschen Ausgangspunkt und Kraftquelle sein sollte für die Leistungsfähigkeit eines ganzen Volkes. Es wäre wunderbar — wenn nicht in der That die Sache sich anders verhielte. Der Philosoph, selbst in seinem einsamen Sinnen und Denken, denkt nichts Anderes, als was die Substanz des Volksgeistes ist, nur klarer, schärfer, bestimmter zum System ausgebaut. Nur was der unterste Mann in seinem Gemüthe, so er wirklich geeignet ist, ein Repräsentant dieser Volksseele zu heißen — nur was der unterste Mann denkt und empfindet und auf seinem Posten, in seinem Handeln verwirklicht, nur das kann auch der Philosoph auf der Höhe seines Gedanken-Thrones denken, in geordnete, erleuchtete Begriffe fassen."

*) Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann). 29 S. gr. 8.

— **Ein Vortrag v. Holtzendorff's über die Constituirung der Religionsparteien.***) Ultramontane, Altkatholiken, Neu-Evangelische, Protestanten-Verein und Neu-Lutherthum werden in diesem geistvollen Vortrage, der auf geringem Raume (47 S.) eine Welt von sittlichen Ideen umfaßt, charakterisirt und in ihren resp. deutschen oder undeutschen Stellungen zur Gegenwart nachgewiesen. Wir können nur in das Urtheil der „Protestantischen Kirchenzeitung" einstimmen, die über diesen Vortrag sagt: „Der Verfasser versteht es wie Wenige, die bunte Fülle der Erscheinungen, auch der kirchlichen, aus ihrer Zersplitterung auf die sie beherrschenden Grundgedanken zurückzuführen und von da aus Gericht über sie zu halten. Ein neuer schöner Beweis dafür ist der oben genannte Vortrag, ein Muster von logischer Durchdringung sehr disparater Stoffe und von deren praktischer Anwendung in prägnantem, ebenso oft satyrisch zersetzendem, als poetisch erbaulichem Stil."

Literarischer Sprechsaal.

„Ein Stück aus der Hinterlassenschaft des Herrn v. Mühler", heißt eine vor wenigen Tagen ausgegebene Broschüre**), welche, „zur Erwägung für die Folgezeit", eine Reihe von Thatsachen aus der Geschichte der preußischen, theologischen Facultäten unter dem Mühler'schen Ministerium, zusammenstellt. Der Schaden, den die zehnjährige Verwaltung Mühler's auf dem Gebiete dieser Facultäten gestiftet, deren Frequenz und Bedeutung fortdauernd abnahm, während die Zahl der Theologie-Studirenden, auf den nichtpreußischen deutschen Universitäten zugenommen, wird hier in religiösem Sinne statistisch nachgewiesen, und an seinen Resultaten wird die Verkehrtheit des Mühler'schen Systems aufgezeigt. Allerdings habe sich Letzteres dagegen in diesen Facultäten die brauchbarsten Organe für seine Zwecke geschaffen. Am Schlusse der Schrift heißt es: „Ziehen wir aus vorstehenden Daten die Summe, so wird sich die Thatsache nicht anfechten lassen, daß der bisherige Cultusminister die Bestrebungen von Eichhorn und Raumer, die theologische Wissenschaft zur „Umkehr" zu bringen, consequent und erfolgreich fortgesetzt hat. Mit eiserner Hand hat er in die Entwickelung der Wissenschaft eingegriffen und die freiere Richtung an den preußischen Hochschulen systematisch proscribirt. Es ist wahr, dieselben zählen noch heute unter ihren Theologen einige Namen von gutem Klang; aber die wissenschaftliche Leistungskraft ist an den preußischen Facultäten in erschreckend raschem Sinken begriffen. So wenig auch die freiere Richtung die ausschließliche Herrschaft in der Theologie beanspruchen will, so verhängnißvolle Folgen muß ihre systematische Verdrängung von den akademischen Lehrstühlen für Kirche und Wissenschaft nach sich ziehen. Die Wissenschaft kann nur in der Luft der freien Forschung gedeihen: sie kirchlichen Parteizwecken dienstbar machen, heißt sie ertödten. Die der theologischen Forschung angethane Gewalt hat aber bereits die bittersten Früchte gezeitigt. Sie hat jenen orthodoxen Fanatismus großgezogen, der nicht blos jede gesunde kirchliche Entwickelung und

*) Das Deutsche Reich und die Constituirung der christlichen Religions-Parteien auf den Herbstversammlungen im J. 1871. Ein Vortrag von Franz v. Holtzendorff. Berlin, Rob. Oppenheim. 1872.

**) Berlin, Robert Oppenheim. (59 S.)

damit zugleich unsere ganze moderne Kultur bedroht, sondern bereits zu einer ernsten Gefahr für unser deutsches Staatsleben herangewachsen ist."

In der vorletzten Sitzung (6. Januar) der Berliner „Geographischen Gesellschaft" sprach der Director der K. Sternwarte, Herr Professor Förster, über einige neuere Forschungen auf dem Gebiete der physikalischen Geographie. Durch die sorgfältigen Messungen des Dr. Vogel, Astronomen der Privat-Sternwarte des Herrn v. Bülow zu Bothkamp bei Kiel, ist die Zusammensetzung des Lichtes der Nordlicht-Strahlen jetzt vollständiger ergründet worden, als bisher. Es hat sich hierbei ergeben, daß die im Nordlicht vorhandenen Lichttöne keine erheblichen Schwierigkeiten mehr bieten gegen die Deutung der Erscheinung durch elektrisches Glühen der Bestandtheile der atmosphärischen Luft. Mehrere Lichttöne nämlich, welche bei elektrischem Glühen des Sauerstoffs und Stickstoffs und ihres die atmosphärische Luft bildenden Gemenges unter der Wirkung schwacher Ströme hervortreten, finden sich in der Gruppirung der Lichttöne des Nordlichts wieder, wenngleich eine volle Aehnlichkeit der Spektral-Erscheinungen glühender Luft und der des Nordlichtes nicht stattfindet. Bemerkenswerth ist ferner die durch Herrn Vogel bestätigte Thatsache, daß den sämmtlichen Lichttönen des Nordlichtes gewisse im Spektrum glühender Eisentheilchen erscheinende entsprechen. Diese Analogie gewinnt eine gewisse Bedeutung gegenüber der in einem früheren Vortrage hervorgehobenen Thatsache, daß in Folge des beständigen Eindringens zahlreicher kosmischer Körperchen, welche in den höchsten Schichten der Atmosphäre in Folge der Geschwindigkeit ihrer Bewegung in kleinste Theile aufgelöst werden, Eisentheilchen in diesen Schichten beständig enthalten sein müssen. Vielleicht werden sich die Schwierigkeiten, welche das Nordlicht-Spektrum noch insofern darbietet, als die Helligkeits-Verhältnisse der einzelnen Lichttöne mit denen der Lichttöne in den Spektren der atmosphärischen Luft und des Eisens nicht übereinstimmen, dadurch lösen, daß die gesammte Lichterscheinung aus dem Zusammenwirken der Glüherscheinungen der Luft und eindringender kosmischer Stoffe hervorgeht. Der Vortragende erörterte ferner die bisher gefundenen Beziehungen zwischen den Erscheinungen auf der Sonnen-Oberfläche und den magnetischen und Nordlicht-Erscheinungen auf der Erd-Oberfläche. Das Jahr 1871 hat zur bisherigen Kenntniß einer übereinstimmenden, etwa elfjährigen Periode der Sonnenflecken-Erscheinungen und der magnetischen und Glühlicht-Erscheinungen die von Prof. Hornstein in Prag gemachte Entdeckung hinzugebracht, daß auch die etwa 24½ Tage dauernde Rotation des Sonnenkörpers ein Abbild in den magnetischen Zuständen des Erdkörpers findet. Schließlich wurde in höchst interessanter Weise darauf hingewiesen, daß schon vor etwa 20 Jahren eigenthümliche, bisher räthselhafte Beziehungen zwischen plötzlichen Licht-Erscheinungen in den Flecken der Sonne und plötzlichen Störungen der magnetischen Zustände des Erdkörpers beobachtet worden sind.

Herr Prof. Koch hielt darauf einen Vortrag über die „babylonische Trauerweide." Der so bezeichnete Baum wächst gar nicht in Babylonien und verdankt seinen Namen nur der Lutherschen Uebersetzung einer Stelle des berühmten 137. Psalms („An den Wassern Babels"), wo, nach dem Urtext, vielmehr eine am Euphrat vorkommende Pappel-Art zu verstehen ist. Unsere „babylonische Weide" ward zuerst bei Tournefort erwähnt, in Paris angepflanzt, kam dann nach England und von hier nach Deutschland, hat aber ziemlich überall einer durch v. Siebold mitgebrachten japanischen Art Platz gemacht. Die sogenannte Babylonierin ist von den Reisenden in Vorderasien nirgends wild angetroffen worden, so daß ihre Heimat offenbar anderswo zu suchen ist.

In der letzten Sitzung (3. Februar) der geographischen Gesellschaft sprach Herr Dr. Stamm über: „das sich in der Geschichte documentirende Gesetz der Sprachen-Verminderung." Mit der fortschreitenden geschichtlichen Entwickelung der Menschheit gehe die Verminderung der Sprachen und Dialecte Hand in Hand. Herr Stamm verglich in dieser Beziehung die Zahl der Sprachen Kleinasiens zur Zeit des Mithridates mit der der jetzigen Sprachen Italiens, Galliens und Spaniens vor, zu und nach der Römerzeit, Englands, Schottlands, Irlands, Deutschlands und Oesterreichs. Unter den modernen Kultursprachen Europas wird das Englische auf der Erde von circa 90 Millionen Menschen gesprochen, das Deutsche von mehr als 70 Millionen, das Spanische von 55 Millionen, das Französische von nur 45 Millionen. Es sind dies jetzt die bedeutendsten unter den Kultursprachen, die er wegen der Gedrängtheit der Zeit allein besprach. Von diesen habe das Englische bezüglich seiner immer weiteren Verbreitung die größte Zukunft, das Französische die geringste, weil stationär und für die fremden Welttheile, als gesprochene Sprache, fast ganz bedeutungslos. Das Deutsche und Spanische kommen wahrscheinlich schon im nächsten Jahrhundert betreffs ihrer Verbreitung in Wettstreit. Das Hochdeutsche habe zum Glück der früheren Wenden, Kassuben u. s. w. eine Menge nicht lebensfähiger Sprachen verschlungen. Die bedeutendste und rascheste Scala der Sprachverminderung zeige Amerika; unter unseren Augen noch verschwinden Indianer-Sprachen und Dialecte. Das Gesetz der Sprachenverminderung trage schließlich mächtig zur Menschenversöhnung bei und rücke uns, wenn auch sehr langsam, der Menschheits-Einigung näher.

Herr Professor Kiepert macht in der National-Zeitung (Nr. 46, vom 8. Febr.) darauf aufmerksam, daß die in unserer vorigen Nummer erwähnten, von Carl Mauch in Südafrika entdeckten Ruinen unmöglich die des biblischen Ophir sein können, indem der letztgedachte Name längst von Lassen als die indische Benennung des unteren Indus-Landes „Abhira" nachgewiesen worden und die im Alten Testamente angeführten Namen aller heimgebrachten Producte Ophirs (Elfenbein, Pfauen, Affen, Spezereien) kaum veränderte Sanscrit-Wörter seien. Der gelehrte Aegyptologe Johannes Dümichen weist allerdings in seinem großen Werke über die altägyptische Flotte und Schifffahrtskunde nach, daß die Namen der von König Salomo's Expedition heimgebrachten Producte Ophir's auch auf hieroglyphischen Denkmälern vorkommen, was ebenso gut auf phönicischen, als auf indischen Ursprung zurückgeführt werden könnte; aber wir müssen Herrn Kiepert beistimmen, wenn er bemerkt, es sei nicht wahrscheinlich, daß die Phönicier im südafrikanischen Binnenlande Städte und Tempel erbauten; auch habe das, was von den alten Kunstbauten der Phönicier bekannt sei, keinen solchen Character — es sei meistens Holzbau mit Metallbekleidung — daß erwartet werden könne, es hätten sich Ruinen von phönicischen Bauwerken bis auf den heutigen Tag noch erhalten.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 24. Februar 1872. [Nº 8.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Der Ultramontanismus und die deutschen Staaten.

Der seit der Entstehung des modernen Staates vorhandene Zwiespalt zwischen dem Grundprinzipe dieses Staates und dem der römischen Kirche ist durch die Unfehlbarkeits-Erklärung in ein Stadium getreten, das eine baldige Katastrophe unvermeidlich macht. Die alten Gegensätze, die sich früher in den Worten: Herrschaft des Papstthums oder des Kaiserthums zuspitzten, haben sich heute zu der concreteren Fassung entwickelt: Ueberordnung der Kirche über alles Irdische oder Unterordnung der Kirche unter den bestehenden Staat mit vollster Wahrung der Gewissensfreiheit. Ein großes Glück für das Deutsche Reich ist es, daß dieses gerade in dem Augenblick, wo das Dogma der Unfehlbarkeit im Vatican proclamirt wurde, seine innere Reorganisation zu einem ersten Abschluß brachte, die allein ihm mit der sicheren Aussicht auf Sieg den Kampf aufzunehmen gestattet, den die römische Kirche, oder vielmehr ihr spiritus rector, der Jesuitenorden, in Folge des neuen Dogmas unmittelbar zu beginnen beschlossen hatte.

Der Kampf hat demgemäß begonnen, und der Staat hat dem aggressiven Vorgehen des Ultramontanismus gegenüber seine Vertheidigung mit der Vorsicht geführt, die die Macht und die Verschlagenheit des Gegners erheischen. Der allbekannte Beschluß des Deutschen Reichstages, betr. des Kanzel-Mißbrauchs der Geistlichen, die Erklärungen und Erlasse des baierischen Cultusministers, und die andauernde Unterstützung der dort sich bildenden altkatholischen Gemeinden seitens der bairischen Regierung; endlich die neuesten deutschen, echt staatsmännischen Erklärungen des Fürsten Bismarck bei den Verhandlungen über das Schulaufsichts-Gesetz im preußischen Abgeordnetenhause sind als die ersten Erfolge in diesem Feldzuge zu bezeichnen, dessen entscheidende Schlachten in den nächsten Sessionen der Reichs- und Landtage einer- und von den mit den Ultramontanen verbündeten, reactionären, protestantischen Gegnern des geeinigten Deutschlands andererseits, erwartet werden dürfen.

Wie natürlich hat sich zugleich mit dem Eintritt dieser verhängnißvollen Wendung die deutsche Wissenschaft, die theoretische Erörterung der einschlägigen Fragen gemacht. Wie es auf dem Concil vornehmlich deutsche Bischöfe waren, die mit Wort und Schrift dem neuen Dogma prinzipielle Opposition machten, so legten nicht nur durch schriftliche Erklärungen und Elaborate, sondern mehr noch durch die mannhafte That die hervorragendsten, deutschen Kanonisten, deren Namen in Aller Munde, Zeugniß ab von ihrem Bekenntniß, ihrem Glauben. Uns geht hier die neue Religionsgesellschaft, die der That dieser Männer ihr Dasein verdankt, die der sogenannten Altkatholiken, nur indirect an; direct dagegen interessiren uns die literarischen Erzeugnisse, die diese Frage im speciellen, oder den principiellen Gegensatz im Größern erörtern. Bekanntlich hat der wissenschaftliche Vorkämpfer des Altkatholicismus, der Prager Professor des Kirchenrechts, von Schulte, in einer eingehenden und scharfsinnigen Schrift über „die Stellung der Concilien, Päpste und Bischöfe vom historischen und kanonistischen Standpunkte und die päpstliche Konstitution vom 18. Juli 1870" das Gebahren der ultramontanen Partei und ihre Berechtigung zur Aufstellung des neuen Dogmas einer Kritik unterzogen, aus der für ihn und seine Gesinnungsgenossen die Nichtberechtigung dieses Dogmas und die Ungesetzlichkeit des Schrittes, der es sanctioniren sollte, unbestreitbar hervorging. Zugleich hat er in dieser seiner Schrift, auf die Consequenzen dieses ungeheuerlichen Dogmas den Blick der deutschen Regierungen lenkend, dieselben aufgefordert, die sich überhebende Hierarchie in ihre Schranken zurückzuweisen und seine, die wahrhaft katholische Partei, in die Rechte, die die katholische Kirche als solche besessen, fortan einzusetzen.

Dem katholischen Kanonisten hat vor wenigen Tagen der protestantische Professor Hinschius in Kiel geantwortet*), eine Antwort, die uns in Preußen um so mehr interessiren muß, als sie die Stellung unseres Staatswesens diesen Fragen gegenüber speciell in's Auge faßt, und andererseits, weil sie die Meinung eines der dogmatischen Frage als solcher objectiv und kühl gegenüberstehenden Gelehrten wiedergiebt. Hinschius, der sich bekanntlich durch sein „Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten in Deutschland" schon frühzeitig einen Namen in der Wissenschaft erworben und gerade für diese Fragen ein kompetenter Beurtheiler ist, behandelt ungefähr die nämlichen Fragen wie Schulte: die Berechtigung des neuen Dogmas, die Folgen desselben für den modernen Staat, die Stellung der Alt- und Neukatholiken, doch kommt er theilweis zu anderen Resultaten darüber als sein Vorgänger. — Was die erste Frage, die der Berechtigung des Unfehlbarkeits-Dogmas betrifft, so gesteht er der Curie, und wir glauben, mit vollem Recht, die Rechtmäßigkeit desselben vom kanonischen Standpunkt aus zu, wenn er auch die offenbar dabei vorgekommenen Unregelmäßigkeiten mißbilligt. Er hebt hierbei ganz richtig den Gesichtspunkt hervor, daß dies Dogma

*) Die Stellung der deutschen Staatsregierungen gegenüber den Beschlüssen des vaticanischen Concils. Berlin, 1871, J. Guttentag.

nichts weiter, als der naturgemäße Abschluß der Bewegung sei, die die katholische Kirche seit Leo I. und Nicolaus, seit Gregor VII. und Innozenz III. vorwärts getrieben, als die Sanctionirung dessen, was bisher in praxi und implicite gegolten habe.

Auch was die zweite Frage, die Stellung des Staates der katholischen Kirche gegenüber betrifft, stimmt Hinschius in vielen Punkten mit Schulte überein. — Auch er erkennt den Kampf als einen Entscheidungskampf um's Dasein an; auch er räth dem Staat die Präventiv-Offensive an, gegenüber den drohenden Wühlereien der Clericalen, doch erhebt er sich bei seiner Betrachtung der Frage im Großen zu einem allgemeineren Standpunkt als Schulte, indem er als das einzig mögliche Prinzip die sogenannte Trennung der Kirche vom Staat aufstellt. Er ist ob dieses Ausdruckes erst neulich von einem hervorragenden, politischen Blatte getadelt worden; derselbe sei unklar und unbestimmt, weil phrasenhaft; ein solider Gelehrter wie H. sollte sich derartiger Ausdrücke, die schon so viel Verwirrung in den Köpfen angerichtet, überhaupt enthalten u. s. w. Uns war der Grund der Polemik gegen diesen ziemlich unschuldigen Ausdruck unerfindlich; denn nicht nur mildert H. selbst seinen Ausdruck durch die Vorsetzung des Wörtchens sogenannt, sondern er erläutert denselben auch ganz verständlich als Unterordnung der Kirche in ihrer Stellung als Verwaltungs-Organismus unter den Staat mit vollster Berücksichtigung der Gewissens- und Glaubensfreiheit. Jeder irgendwie nachdenkende und halbwegs politisch-geschulte Deutsche wird ziemlich dieselben Ideen mit diesem Ausdruck verbinden; die Gefahr der Verwirrung ist daher in Wirklichkeit wohl nicht so groß, und wir können den Ausdruck schon dulden, so lange kein besserer und ebenso bündiger dafür existirt.

Nach einer eingehenden Schilderung der Folgen einer solchen Trennung der Kirche vom Staat, und nachdem er selbst eine Art von Programm zur Ausführung derselben und zur Abwehr etwaiger Angriffe der Ultramontanen vorgeschlagen, auf das wir uns hier nicht näher einlassen können, dessen meiste Punkte uns aber ausführbar und nothwendig erschienen sind, wie auch einer derselben, die Bestrafung des Kanzel-Mißbrauchs, fast gleichzeitig mit der Veröffentlichung seiner Schrift im Deutschen Reichstage beantragt und zum Gesetz erhoben ist, geht H. schließlich zur dritten Frage, der Stellung des Staates den Alt- und Neukatholiken gegenüber, ein. Seine Ansicht ist, daß nach Durchführung des Prinzips der Trennung von Kirche und Staat, d. h. nachdem der Staat sich über eine jede Religionspartei erhoben, sie alle als ihm untergeordnet, als gleichberechtigt unter sich hingestellt, er eben Alt- und Neukatholiken auch nur als zwei verschiedene Secten der ihnen gemeinsamen katholischen Kirche betrachten, und demgemäß behandeln könne; nur mit dem Unterschied, daß er gegen die Ausschreitungen der sogenannten Neukatholiken ein sehr wachsames Auge stets haben, während er die Constitutrung der Altkatholiken, selbst durch zeitweise Unterstützung mit Geldmitteln, möglichst fördern würde. Auch hierin stimmen wir persönlich mit ihm überein; ob sich indeß in der Praxis die Frage so leicht lösen lassen wird, als in seiner Theorie, das wird erst die Zukunft lehren. Jedenfalls kann auch den Regierungen nur damit gedient sein, wenn unsere hervorragenden Fachgelehrten theoretisch zur Klärung der Frage nach Kräften beizutragen suchen.

J.

Goethe nach den Friedensschlüssen mit Frankreich.

Von Heinrich Düntzer.

IV.

Des Epimenides Erwachen.

2. Die Aufführung nach Napoleon's Rückkehr von Elba.

Bei der Ausführung des Programms hat der Dichter manches höchst glücklich erweitert und neu erfunden, was sich im ersten Entwurfe nicht fand. So sind, um nur Einiges anzuführen, ganz neu die Gestalten der Beharrlichkeit oder der Beständigkeit (denn beide Bezeichnungen derselben Person finden sich durch offenbares Versehen) und der Einigkeit, die von Epimenides hervorgeführt und entschleiert wird, wodurch man an Herder's „Prometheus" erinnert wird, in welchem Pallas die Agathia, die reine Menschlichkeit, heranführt und entschleiert. Die Beharrlichkeit hätte man leicht entbehrt, wie denn auch Goethe sie später für die Aufführung in Weimar wegließ, wogegen die Einführung der Einigkeit von großer Bedeutung ist, wenn man sie auch weniger zufällig eingefügt wünschte. Ursprünglich hatte der Dichter bezweckt, im Schlußgesange vom Chore immer die Einigkeit der Monarchen preisen zu lassen. Auch der Jugendfürst, mit dem die Hoffnung erscheint, ist eine glückliche neue Erfindung; bei ihm schwebt wohl kaum der Marschall Vorwärts selbst vor, sondern er ist ein Sinnbild der rastlos vordringenden Jugendkraft, welche die großen Schlachten geschlagen. In dem Schlußgesange tritt das Gefühl der Befreiung Deutschlands, in welchem Alle, Volk und Fürst, jetzt neugeboren seien, lebhaft hervor. Die Schlußstrophe wendet sich aber an den König von Preußen allein, da der Rückkehr desselben eigentlich das ganze Festspiel galt:

Nun töne laut: „Der Herr ist da!"
Von Sternen glänzt die Nacht;
Er hat, damit uns Heil geschah,
Gestritten und gewacht.
Für Alle, die ihm angestammt,
Für uns, war es gethan,
Und wie's von Berg zu Bergen flammt,
Entzücken flamm' hinan!

Herr v. Löper, dem das Verständniß unseres Festspiels so viel verdankt, möchte die Strophe auf Gott beziehen, und „Der Herr ist da!" als eine Art des Gesanges Te Deum laudamus fassen. Aber abgesehen davon, daß uns auch im Schlußgesange eine Beziehung auf die Rückkehr des Landesherrn nicht fehlen zu dürfen scheint, möchten dieser Deutung der fünfte und sechste Vers widersprechen; denn unmöglich konnte Goethe die Preußen oder auch die Deutschen im Gegensatze zu andern Völkern als Gott „angestammt" bezeichnen, da ja „angestammt" nur „durch Erbschaft oder Nachfolge erlangt" bezeichnet. Der zweite, jedenfalls bildlich zu nehmende Vers soll nur die durch die Rückkehr des Königs verbreitete Freude bezeichnen.

Wir können hier auf das Einzelne des Festspiels nicht weiter eingehen, das auch in seiner Ausführung höchst bedeutend ist, wenn auch im Einzelnen sich hie und da nicht allein die Flüchtigkeit der Arbeit im Drange des Augenblicks, sondern auch eine gewisse, von der gewaltigen Aufregung zurückgebliebene Schwäche verrathen möchte. Nicht allein an schönen und herrlichen Stellen ist das Stück reich, sondern manche Theile sind wahrhaft großartig, mit frischem Dichterschwunge ausgeführt, und die Composition des Ganzen zeigt sich, einige Mängel abgerechnet, des Meisters würdig. Uns konnte es hier nur darum zu thun sein, die Bedeutung des „Epimenides" als politisches Festspiel dar-

zulegen, daß der Dichter hier die unüberwindliche Macht der sittlichen Ideen, welche den Tyrannen gestürzt, und die hohe Bedeutung Preußens anerkennt, da er bis dahin an dem Erfolge beider mißmuthig gezweifelt hatte, gegen die Wirkung beider ungläubig verstimmt gewesen war. Hier giebt er Preußen, das sich schon 1805 am Sarge Friedrich's des Großen mit Rußland verbunden hatte, freilich um zuerst von ihm verlassen zu werden, und den Freiheits-Ideen den verdienten Ehrenkranz, und zeigt dem deutschen Volke, wie hoch er das Errungene schätzt, wie er mit ganzer treuer Seele zu dem befreiten Vaterlande steht.

Die Aufführung des durch äußern Glanz der Darstellung, reiche Beziehungen auf vaterländische Erinnerungen und eine märchenhafte Einkleidung auf das Volk berechneten Festspiels verzögerte sich durch die Schuld des Komponisten, so daß beim Einzuge des Königs am 7. August die Vorstellung nicht stattfinden konnte. Auch zur Aufführung am Jahrestage der Leipziger Schlacht war Weber noch zu weit mit der Arbeit zurück, und nun starb gar Iffland am 22. September.

In Weimar erwartete man im Juli, dann im August die Rückkehr des Herzogs, zu welcher Goethe eine Sammlung von Begrüßungsgedichten unter dem Titel „Willkommen" besorgte, wozu er selbst kein Gedicht beisteuerte; doch er bemühte sich emsig um die Ausschmückung der Stadt. Aber Karl August kam nicht, und die Kränze verwelkten; er selbst aber eilte zum Rhein und Main, jetzt ganz neugeboren. Ueber die Verspätung der Aufführung des Epimenides klagt der Dichter im October in dem von Bitterkeit nicht freien Epigramm:

Was haben wir nicht für Kränze gewunden!
Die Fürsten, sie sind nicht gekommen;
Die glücklichen Tage, die himmlischen Stunden
Wir haben voraus sie genommen.
So geht es wahrscheinlich mit meinem Bemüh'n,
Den lyrischen Siebensachen;
Epimenides, denk' ich, wird in Berlin
Zu spät, zu früh erwachen.
Ich war von reinem Gefühl durchdrungen,
Bald schein' ich ein schmeichelnder Lober;
Ich habe den deutschen Juni gesungen,
Der hält nicht bis in October.

Man war in Deutschland bereits ungeduldig, daß die Entscheidung so lange dauerte, und die erste Begeisterung verrauscht. Während Goethe's Anwesenheit am Rhein war der Herzog am 1. September nach Weimar zurückgekehrt, wo das Theater seine Rückkunft durch einen Prolog von Riemer feierte.

Dem Nachfolger Ifflands, dem Goethe befreundeten Grafen Brühl, gelang es endlich, die Aufführung des Festspiels auf den ersten Jahrestag der Einnahme von Paris, den 30. März 1815, zu bewirken, wozu Goethe zwei Einschiebungen gemacht hatte, die bereits in der Anzeige des Stückes im „Morgenblatt" an demselben 30. März erschienen, aber bei der Aufführung nicht benutzt worden zu sein scheinen, bei welcher Graf Brühl sich die Einlegung dreier dem Epimenides in den Mund gelegten Verse der Zeitumstände wegen erlauben zu dürfen glaubte, was Goethe doch sehr verletzen mußte, da man nicht einmal seine Erlaubniß nachgesucht hatte. Er selbst hatte im Schlußgesang eine Strophe in Bezug auf die gerade vor einem Jahre erfolgte Einnahme von Paris und unmittelbar vor diesem Schlußgesange eine Rede des Epimenides und die zwei Priester eingeschoben, welchen er zwei Verse zutheilte. Beide deuten auf das Vorschauen in die Zukunft, das Epimenides nach dem ursprünglichen Plane in erhebender Weise hätte thun sollen; aber der Dichter hatte, sonderbar genug gerade dieses der drängenden Eile wegen unausgeführt gelassen, obgleich Epimenides die Gabe der Weissagung durch den zweiten Schlaf erhalten haben sollte, und eine solche ausgeführte Verkündigung von Deutschlands neuer Herrlichkei von großer Wirkung gewesen sein würde.

Aber es war, als ob eine höhere Hand ihn von jener Weissagung einer glänzenden, großen Zukunft Deutschlands abgehalten hätte, wenigstens hätte er sie bei der Ausführung sehr verändern müssen; denn — sonderbare Fügung des Schicksals! — ehe das Stück im Berliner Opernhause zur Aufführung kam, war der Tyrann, den das Festspiel als eine Ausgeburt der Hölle, des „Abgrunds", die wieder dahin zurück müsse, behandelt hatte, von Elba zurückgekehrt und bereits am 20. März in das von den feigen Bourbonen verlassene Paris eingezogen. Von Goethe's Mißstimmung über dieses unvorhergesehene Ereigniß und das Treiben des Congresses zeugt seine Aeußerung an Voigt vom 22.: „Und das Neueste? Was soll man sagen? Ein paar diplomatischer Phrasen thun es freilich nicht ab. Ein unübersehbares Unglück scheint sich wieder zu entfalten, und von allen Seiten höre ich Chorus: Plectuntur Achivi."

Unter allgemeinster Besorgniß und dem Unwillen über die Sorglosigkeit der Cabinette und den Hader der Fürsten, deren Eifersucht besonders gegen Preußen gerichtet war, kam das Festspiel, welches die Besiegung des Tyrannen und die Eintracht der Fürsten, die nie schwinden möge, feierte, in Berlin zur Aufführung. Wie war da irgend eine tiefere Wirkung möglich? Erschien ja das Ganze fast wie eine Parodie! Man hätte besser gethan, den „Epimenides", den man wirklich jetzt „zu spät, zu früh" erwachen ließ, diesmal ruhen zu lassen. Der Unglückliche! Iffland, der eine völlig entsprechende Vorstellung allein möglich gemacht hätte, war darüber gestorben, der Tyrann war wieder erstanden, und die schönen Erwartungen des opferwilligen Volkes, der nach fester Machtstellung, starker und zugleich freier Einigung sich sehnenden Deutschen, waren grausam getäuscht.

Freilich an Erfolg fehlte es trotzdem nicht. Graf Brühl konnte melden, daß er noch nie eine solche Aufführung in Berlin erlebt habe, bei welcher auch nicht der geringste Fehler vorgekommen sei, Alles in schönster Harmonie gestanden habe, bei der alle Schauspieler sich ohne Ausnahme, wenn auch nur als Statisten, betheiligt hätten, Alle der Güte des großen Meisters, der sie mit dem herrlichen Meisterwerke beschenkt habe, sich würdig gezeigt, daß Webers Musik, wenn auch nicht in allen Stellen neu, doch wirkend, überdacht und kraftvoll sich erwiesen, daß das Publikum das Ganze mit Theilnahme, Wärme und Liebe aufgenommen habe, wie auch die anwesenden königlichen Herrschaften, ja der Kronprinz wahrhaft entzückt darüber gewesen, und sich noch immer so äußere, daß er nur durch das Erscheinen eines modernen Kriegsheeres zwischen den antiken Formen (die Preußen in ihrem neuesten Kavallerie-Anzuge hatte Goethe nicht zu verantworten) gestört worden sei, aber sich durch seine Bemerkung beruhigt habe, daß bei allegorischen Darstellungen dieser Art die Verschiedenheit der Kostüme den Reiz des Ganzen vermehre und das Bild viel farbiger und unterhaltender mache. Ein durchschlagender Erfolg war durch die Zeitereignisse unmöglich geworden, da die Dichtung statt begeisterter, hoffnungsvoller ernüchterte, ja ängstlich besorgte Zuschauer traf, denen die Nothwendigkeit eines neuen, mit weniger Begeisterung als Unmuth zu führenden Kampfes das Herz drückte. Das Festspiel, auf welches das militairische Ballet „Die glückliche Rückkehr", von Telle, folgte, wurde am 31. März wiederholt, dann am 1. Juni zur Feier der Rückkehr des Königs. Auf Zelter's ersten Bericht über die Auf-

führung (seine Berichte waren das Beste, was Goethe „Epimenides" einbrachte) erwiderte dieser: vergegenwärtige man sich, aus wie vielen und welchen Elementen eine solche Vorstellung zusammengesetzt sei, so werde man an einer glücklichen Ausführung beinahe verzweifeln. Das aus so vielen Ständen und Kulturen zusammengesetzte Publikum komme nur kalt und unvorbereitet hinzu, und man könne ihm im gegenwärtigen Falle Unglauben und die schlechteste Stimmung von der Welt nicht verargen. Aus Zelter's Bericht vom Juni schien ihm hervorzugehen, daß es im Ganzen an Einbildungskraft und Gefühl fehle, wo dann bald Uebertreibung, bald Ermangelung eintrete, was sich bei öfterer Wiederholung gebe; gelegentlich bringe man das Stück doch wieder und vielleicht lasse sich ihm später eine selbständige Form geben. Freilich war die nächste Zeit wenig geeignet, ihn an eine neue Ausführung des Stückes denken zu lassen, in welcher er weder dem aufsprudelnden Deutschthum, noch dem tödtlichen Hasse gegen Frankreich, noch den mit dem Volke gespannten Fürsten genügen konnte.

Unterdessen hatte er auf die Heimkehr seines als Großherzog zurückkehrenden Fürsten ein Finale zu Boieldieu's „Johann von Paris" geschrieben, das am 13. Juni zur Aufführung kam, in welchem mit glücklichster Benutzung der Personen dieser Oper und des Wahlspruches Johann's „Alles für Gott, Schönheit und Ruhm (im Kampfe für den König)" als Streiter für Gott, „für der Seele höchstes Heil", der „Herr", der Fürst gefeiert wird, der jetzt „herrlich angeschritten komme"; aber auch des Volkes, der „Schaar der Millionen", wird gedacht, die alle zu dem Streit gestürzt und nicht allein für den König, sondern auch für sich gestritten. Das Ganze schloß mit dem Preise Gottes, der sie erhört, dem Glückwunsche an den Fürsten, der sich und sie erhöht habe, und der freudigen Versicherung, daß „Freiheit auf ewig erstanden" sei — und das Letztere war wenigstens Karl August's innigster Wunsch und sein echt fürstliches Bestreben.

Zu Berlin ward „Epimenides" zur Feier der Leipziger Schlacht am 19. October und dann nochmal am 5. April wiederholt; beidemal folgte darauf Fr. Kind's Heergesang mit Chören und Tanz „Die deutschen Frauen". Auch zu Weimar sollte zum nächsten Geburtstage der Großherzogin das Stück zur Aufführung kommen, wobei Kapellmeister Weber selbst die Leitung der Musik übernommen hatte; aber die Vorstellung mußte auf den 7. Februar verschoben werden. Eine Wiederholung fand am 10. statt. Die auf die beiden Kaiser und den König bezüglichen Anreden waren hier mit Beziehung auf die Großherzogin und den Großherzog verändert.

Schiller's edle Gattin, die schon beim Lesen des Stückes eine wahre Freude über die „wunderschönen, wundergroßen Gedanken" und die so schöne Fassung des „innern heiligen Gefühls" gehabt hatte, schrieb nach der Aufführung: „In dem Darstellen empfindet man erst recht die Größe und den Reichthum der Ideen. Die Sprache ist wunderschön und Anklänge einer glücklichen Vergangenheit, der besten Zeiten, wo Goethe noch aller Wirksamkeit seines Geistes vertraute. Als Plan eines dramatischen Werkes ist Manches, meinem Gefühl nach, nicht klar genug für die Darstellung, aber als ein Gedicht, mit Handlung begleitet und mit allen Bedingungen der Außenwelt einverstanden, wozu die Dekorationen und Verwandlungen gehören, die sehr gut ausgefallen, ist es eine interessante Erscheinung, und wer nicht befriedigt ist, zeigt sich selbst am meisten, daß er weder gerecht noch kunstliebend ist. Bei Gemüthern, die sich die Poesie erklären wollen, statt sie zu fühlen, ist ohnehin alles verloren, was ein reines, erhebendes Gefühl voraussetzt. Auch fühlt man bei solchen Gelegenheiten immer, daß wir keine Nation, daß wir kein großes Volk sind."

Heute, wo wir zu einem mächtigen, einigen Volk und Vaterland uns vereinigt fühlen, wo wir, was Goethe so sehr ersehnt hatte, für uns allein in starkem Zusammenhalten den wälschen Uebermuth gebändigt haben, sollten wir auch gegen die politische Stellung unseres großen, weltumfassenden, aber dabei echt deutsch gemüthlichen, das Bild seines Volkes tief im Herzen tragenden Dichters gerechter sein, und seine politischen Gedichte tiefer, freier und sinniger auffassen. Auch sein „Epimenides" ist seiner nicht unwürdig, und die Deutschen würden sich selbst ehren, wenn sie versuchten, auch ihn in entsprechender, kunstgemäßer, glänzender Darstellung auf die Bühne zu bringen, für die er gedacht ist, auf der allein seine volle, und, wir sind überzeugt, nicht allein für ästhetisch gebildete, sondern für alle rein empfängliche Gemüther, eine erhebende Wirkung üben würde. Sollte sich für ihn kein ebenbürtiger Komponist und keine Bühne finden, die es als eine Ehrenschuld fühlte, ihn dem Volke, seiner und der neuerstandenen deutschen Herrlichkeit ganz würdig, vorzuführen?

Erinnerungen an Ludwig Tieck.*)

Es gab eine Zeit, in welcher Ludwig Tieck allgemein als Goethe's Nachfolger galt; ja selbst, als dieser noch am Leben war, wurde ihm von den Freunden Jenes, so sehr sie auch mit seiner Dichtergröße Abgötterei trieben, häufig nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß er an Tieck einen ebenbürtigen Nebenbuhler besitze. Als dann das junge Deutschland sich der Herrschaft bemächtigte, als jener vielleicht damals sehr zeitgemäße, vom literarischen Standpunkte aus aber oft sehr ungerechte Krieg gegen Alles, was Romantik hieß, eröffnet wurde, war auch Tieck bald abgethan, und höchstens noch von Heine mit jenem bekannten Fußtritte im „Tannhäuser" bedacht. Vereinsamt lebte der Dichter des „Kaisers Octavianus" in seiner Vaterstadt dahin, ein gestorbener Lebendiger.

Es giebt augenblicklich der Romantik gegenüber zwei Betrachtungsweisen. Die Eine wird von Jenen geübt, die noch ihre Blüthejahre miterlebt haben; es ist die elegische, wehmüthige, die Klage über die Undankbarkeit der Nation, über das materielle Geschlecht, daß die Vertreter der Mystik und des Idealismus nicht mehr vertragen könne. Von diesen Einer ist auch Herr von Friesen, der ein persönlicher Freund Ludwig Tieck's während der Dresdner Periode gewesen ist. Er giebt seine „Erinnerungen" heraus, um die neue Zeit an die alte zu erinnern, in der er jung war. Das hat etwas Rührendes, und so mag ich es ihm nicht weiter verargen und übelnehmen, daß in seinem Buche von wirklichen Erinnerungen nur sehr wenig zu finden ist. Er erzählt uns, wie er mit Tieck bekannt geworden, berichtet uns von dessen berühmten Leseabenden — das ist aber auch Alles; was weiter den ersten Band ausmacht, verdiente besser den Titel: „Aus dem Tagebuche eines alten Theaterbesuchers." Denn er bringt uns eine skizzenhafte Geschichte des Dresdner Theaters während der Tieck'schen Periode, Charakteristiken einzelner Schauspieler, vortreffliche Bemerkungen über die von Jenem befolgten Principien, über Kostüm, Coulissen ꝛc. Wenn man Alles abzieht, was Pietät

*) Ludwig Tieck. Erinnerungen eines alten Freundes aus den Jahren 1825—1842, von Hermann Freiherrn von Friesen. Zwei Bände. Wien, W. Braumüller, 1871.

und Romantik der Jugenderinnerung den Verfasser sagen heißt, so läßt sich doch leicht erkennen, daß er im Grunde die theatralischen Anschauungen seines „verewigten Freundes" nicht theilt. Er unterscheidet die Schröder'sche, Iffland'sche und Weimar'sche Schule und nimmt für die Erstere offen Partei. Tieck bekannte sich nun allerdings, was das eigentlich Schauspielerische anbetangt, ebenfalls zu Schröder, hat er doch über Iffland und seinen Interpreten Böttiger genug gute und schlechte Witze gemacht. Wie aber die Romantik in ihren Ursprüngen mit dem Weimaraner Klassicismus eins war und seinen Idealismus nur womöglich noch überbieten, formuliren und systematisiren wollte, so wußte ihr bedeutendster Vertreter mit der wahren Lebensfrage alles Theaters, dem Repertoire, auch nichts anderes anzufangen, als die Tyrannen des Parterres von Ilm-Athen. Wie wenig er wußte, was die moderne Bühne sei, beweisen genugsam seine eigenen dramatischen Versuche, in denen sich unter der Maske der literarischen Noblesse die theatralische Unfähigkeit verbirgt. Ein kühner Geist wird dem Theater viel zumuthen, er wird aber nicht die dramatische Form in einer solchen Weise mißhandeln. Abgesehen hiervon aber zeigt es sich auch in Tieck's Verhalten Shakespeare gegenüber, den er am Liebsten mit dem Pünktchen überm I auf die Bretter gebracht hätte. Was endlich von seinem scenischen Geschick zu halten, wird wohl Jedem klar werden, der einmal die fürchterliche Einrichtung des „Sommernachtstraumes" genossen, an welcher z. B. die Berliner Bühne laborirt.

Tieck war ein herrlicher Vorleser, aber kein Theatermeister. Wer ein ganzes Personal in der Kehle stecken hat, dem kann darum doch noch jener Lebensathem abgehen, den das poetische Werk auf einmal in voller Realität dahintreten läßt und Jedem der mitwirkenden „Künstler" zu dem Künstlerthume verhilft, ohne welches eine angemessene Darstellung nicht möglich ist, die sich eben nicht so massenweise unter den Menschen vertheilt findet, daß sie der Held und der Bediente, das Kammermädchen und die tragische Liebhaberin, Alle nach Bedarf, besäßen. Eine dramatische Aufführung soll ganz sein, wie die eines Orchesters; nur daß der Dirigent sein Scepter eingepackt hat und seinem Werke von der Loge aus zuschaut.

Als Leiter des Dresdner Theaters hat Tieck keinen Anspruch auf besonderen Ruhm; nur auf dem Boden der Literatur kann er gewürdigt werden. Dies hat Herr von Friesen in seinem zweiten Bande versucht, und zwar in der oben von mir geschilderten Manier. Ich glaube kaum — so sehr ich sie, wie schon gesagt, achte — daß dadurch die Romantiker wieder zu Ehren kommen werden. Und doch verdienen sie dies in hohem Maaße. Ich will mich gar nicht einmal auf historischen oder künstlerischen Standpunkt stellen. Aber man nehme z. B. die theils grausen-, theils ekelhafte Fluth von Uebersetzungen — da wäre es besser, unsere lieben Landsleute stöberten ein wenig in den einheimischen Schätzen herum. Arnim's und Tieck's Novellen sind denn doch noch etwas Anderes, als die Mehrzahl der Import-Waare. Aber freilich, über die dumme Romantik ist die kluge „Jetztzeit" hinaus! Indessen wird jeder billige Urtheiler zugestehen, daß die grillenhaftesten Einfälle der Romantik gegenüber den aberwitzigen Sensations-Monstren der Engländer und den sittenlosen Verstandes-Excercitien der Franzosen von einer förmlich classischen Schönheit sind. Auch ist die bodenloseste Phantastik noch lange nicht so demoralisirend, als das rohe Raffinement, das Wohlgefallen an der Schwärmerei nicht so gefährlich, als der schaurige Sinnenkitzel beim Anblick tiefster menschlicher Niedertracht, in welcher sowohl Franzosen wie Engländer excelliren.

Die Romantik, zuerst eine durchaus literarische Schule, war zuletzt der Ausdruck einer politischen Ueberzeugung geworden. Die Gefährlichkeit ihrer Doctrinen auf diesem Gebiete ist durchaus verschwunden, und schon bricht sich eine objective Anschauung ihrer historischen Stellung, ihrer künstlerischen Tendenzen und ihres Werthes für die Zukunft Bahn, worauf seiner Zeit bei Besprechung des Haym'schen Buches in diesen Blättern zur Genüge hingewiesen worden ist. H. Herrig.

Das Kunstwerk der Sprache.*)

Fast gleichzeitig mit der Naturwissenschaft ist auch die Philologie zu einem nie geahnten Aufschwunge gediehen. Die frühere Philologie war eigentlich nichts weiter als Textkritik; sie hatte die Werke der Alten und einige wenige Orientalia vor sich und schöpfte aus diesen ihre ganze Weisheit. Die neue, vergleichende Philologie ist, so zu sagen, eine Naturwissenschaft des menschlichen Geistes, denn der eigentliche Leib desselben, das Organ, durch welches er sich äußert, ist die Sprache. Wie Alles, was zur Natur gehört, entwickelt sich auch die Sprache unbewußt; mit einem Male ist sie da, vorher war sie Dialect, Sprachfehler womöglich, oder, wenn wir zu den Anfängen des Menschengeschlechts zurückgehen, Onomatopöie und Interjection. Wie alles Organische ist die Sprache durchaus der Zweckidee unterwürfig, und da die Kunst vielfach als vollendete Zweckmäßigkeit definirt wird, so kann man auch in ihr gewissermaßen ein Kunstwerk sehen, eben mit dem Rechte, wie man von der Malerei der Natur spricht, die die Landschaften allerdings besser zu coloriren versteht, als manche unserer renommirten Künstler, und ihren Geschöpfen geschmackvollere Kleider anmißt, als sie z. B. die Pariser Schneider zu erfinden pflegen. Eine eigentliche „Kunst der Sprache" in dem Sinne des Herrn Gerber können wir nicht anerkennen. Er stellt nämlich den drei Künsten des Auges — Architectur, Plastik, Malerei — die drei des Gehörs — Musik, Sprechkunst, Poesie — entgegen, und beruft sich mit vielem Recht darauf, daß nur so Ordnung und Harmonie in das System der Künste komme, deren Fünfzahl, wie wir gern zugeben, ebenso willkürlich und abnorm als die fünf Acte des Dramas.

Indessen das wäre im Grunde nur ein Wortstreit. Denn wenn die Sprache ein Organismus ist, so ist es ebenso verdienstvoll, wenn die Zweckmäßigkeit und Schönheit desselben aufgewiesen wird, ob nun diese Schönheit und Zweckmäßigkeit als die der Natur oder der Kunst gilt. Wir glauben aber, daß es bis jetzt kaum möglich sein möchte, dies Thema wirklich erschöpfend zu behandeln, und daß es anginge, eine einzelne Sprache einer derartigen Untersuchung zu unterwerfen, allenfalls auch eine der durchforschteren Sprachfamilien, wie die arische oder semitische. Wir bezweifeln, daß es einen Kopf von solch immenser Abstractionskraft giebt, der mit dieser die rein concrete Gelehrsamkeit und das unendlich trockene Wissen vereinigte, welches gegenwärtig noch erforderlich wäre, um einen Ueberblick über die Sprache als solche zu gewinnen. Denn daß der Verfasser die Sprache als solche, d. h. die der ganzen Menschheit meint, giebt sein Titel zu erkennen. Diese Aufgabe aber hat er nicht gelöst, wie ein Blick in sein Buch beweist, dem alle genetische Entwicklung fehlt. Er rührt die Sprachen alle in Einen Brei, das ist aber eine falsche und schlechte Abstraction. Man kann von der

*) Die Sprache als Kunst, von Gustav Gerber. Bromberg, Mittler'sche Buchhandlung, 1871.

Sprache als Kunst nicht so im Allgemeinen sprechen. Die Einwohner von Cap York in Australien, die nur bis Zwei zählen können (bis Fünf können es bekanntlich viele Wilde nicht), und die für drei bereits sagen Eins und zwei, kann man nicht mit den Griechen in Einen Topf werfen, die an ihrem Verbum die feinsten Nüancirungen der Zeit ausdrückten. Die amerikanischen Sprachen, die so wenig in der Abstraction fortgeschritten sind, daß sie sich ein Verbum nicht ohne Object denken können und ihnen ganze Sätze zu einem Worte werden, darf man nicht mit den durchsichtigen Dialecten des modernen Europas vergleichen. Es ist derselbe Trieb, der sämmtliche Sprachen schafft, aber nicht nach denselben Regeln, wenigstens nicht nach derselben künstlerischen Idee. Kann man doch nicht einmal die Kunst des Alterthums und des Christenthums vergleichen, da beide verschieden sind, wie irgend wei Species. Die Sprache dient überall denselben Zwecken; aber der Mensch greift mit seiner wunderbaren Hand, der Elephant mit seinem häßlichen Rüssel, der Polyp mit seinem widerwärtigen Arm; die Hand des Menschen meißelt eine Venus und malt eine Madonna, der Elephant erlernt allerhand Geschicklichkeit mit seinem Rüssel, der Polyp endlich ergreift sich nur, was er fressen will. Wir können die Sprachen nicht einer allgemeinen Betrachtung unterwerfen; die einen haben nicht einmal ein Wort für „lieben", in den andern wird ein Johannis-Evangelinm geschrieben — es gilt, ihre Entwicklung darzustellen. H. H.

Belgien.

Das blutige Jahr 1870—1871.*)

Dichtung eines Belgiers.

Unter dem Namen Paul Jane hat der bereits durch mehrere poetische Werke in französischer Sprache rühmlichst bekannte, junge belgische Dichter Ad. van Soust de Borckenfeldt einen Cyclus von Dichtungen erscheinen lassen, welche den Krieg von 1870—1871 zum Gegenstand haben und die wir als die edelste poetische Huldigung betrachten dürfen, welche das Ausland bisher der deutschen Vaterlandsliebe, der Tapferkeit des deutschen Heeres und der Opferwilligkeit des deutschen Volkes in dem abgelaufenen „blutigen Jahre" dargebracht hat. Läge aus Belgien auch nur dieses einzige Zeichen internationalen Gesinnungsadels vor, — und wir besitzen deren noch manche andere, namentlich in vlamischer Sprache — so müßte Alles, was früher aus diesem Lande über die unziemliche Parteinahme Einzelner für die französischen Raufbolde und Rheinlands-Gelüste berichtet wurde, in den Schatten zurücktreten und der Vergessenheit anheimfallen. Das Land, in welchem eine solche Stimme in poetischer Weise sich vernehmen läßt, kann in seinen edleren Schichten unmöglich für das heutige Frankreich gegen das heutige Deutschland sein.

„Wir haben vor Allem", sagt der Dichter in seinem Vorworte, „den Ruhm des deutschen Volkes singen wollen, den Ruhm dieses namenlosen Helden, dessen Blut auf den Schlachtfeldern in Strömen geflossen für die Vertheidigung und die Größe des Vaterlandes. Der Ruhm der Fürsten, der Staatsmänner, der Generale, deren Namen unzertrennlich von der Geschichte der letzten Kriegsbegebenheiten sind, bleibt darum nicht minder glänzend, wenn er auch einen Augenblick, ohne Ansehen der Person, mit dem Ruhme der Nation verschmolzen wird, welche den Mitlebenden eine neue große geschichtliche Phase eröffnet. Miltiades und Themistokles sind in den Augen der Nachwelt nicht zurückgesetzt, weil in jenen großen Tagen Griechenlands die Demokratie keinen andern, als einen Gesammtruhm gelten ließ und weil die Dichter, die Redner, die Geschichtschreiber sagten: Das Volk von Athen hat zu Marathon gesiegt, das Volk von Athen hat den Sieg bei Salamis davongetragen."

In dreizehn Gesängen, deren jeder einen andern lyrischen Charakter, ein anderes Versmaaß hat, feiert der Dichter die großen Begebenheiten des Jahres 1870—1871. Er beginnt mit einer Ode auf die Segnungen des Friedens im schönen Lenz des Jahres, das einen so blutigen Sommer, Herbst und Winter sehen sollte.

Aux deux hémisphères du monde
La paix sous son aîle féconde
Abritait les peuples heureux,
Quand plus sinistre qu'un tonnere,
L'horreur d'un vaste cri de guerre
Frappa l'univers anxieux.

Debout! debout! gens d'Allemagne,
Prenez vos faucilles d'airain!
L'orage éclate au ciel serein!
Après avoir courbé la France
César vent laver cette offense
Dans les libres ondes du Rhin!
Absolvant César de son crime
La France conspire avec lui:
Hier elle était sa victime,
Elle est sa complice aujourd'hui.

Il va rouvrir à la lumière
Ses yeux clos depuis huit centans,
L'empereur qui dort sous la pierre
Où l'attendent les Allemands.
Chassés par l'aigle d'Allemagne,
Les corbeaux fuiront la montagne,
Et ce sera le grand reveil!
Le reveil de la Germanie,
En armes, invincible, unie,
Reprenant sa place au soleil!

Der Sänger versetzt uns darauf nach dem thörigten, berauschten Paris, an das Grabmal Napoleon's im Invaliden-Dom, zu den Schreiern „A Berlin!"

C'est l'ésprit des tyrans opposant la conquête
A l'oeuvre de la liberté!

Aber das Unglück schreitet schnell! Federleicht werden sie weggeblasen, jene Schreier, von den für Vaterland und Freiheit kämpfenden Helden von Wörth, Weißenburg und an der Mosel:

Woertht ou sous les obus lancés de ce plateau
La Fortune decide un autre Waterloo!

Malerisch beschreibt der Dichter das Vordringen der siegreichen Deutschen über die Vogesen und durch den Argonner Wald. „Les Uhlans! les Uhlans!" ist der Schreckensruf, der durch das ganze Land ertönt, das vor wenigen Reitern in preußischer Uniform erzittert. „César, voici la fin du rève!" ruft er dem „Sieger von Saarbrücken", dem „Marodeur von St. Privat", zu.

*) 1870—1871, l'année sanglante, par Paul Jane. Bruxelles, Gand et Leipzig, C. Muquard. London, Trübner & Co., 1872.

L'épopée est fini et son couronnement
C'est la France écrasée en cet écroulement!

Wir können unseren wackern Kriegern, von denen ja so Viele in Frankreich auch die Sprache der Franzosen erlernten, keine schönere Lectüre, als diese Hymnen auf ihre Siege bei Sedan und Metz, auf ihre glorreichen Kämpfe vor Paris, an der Loire und in der Normandie empfehlen. Hier ist wahrhaft poetischer Sinn, gepaart mit religiöser Ehrfurcht vor dem das Weltall beherrschenden, göttlichen Geist:

A sa majesté sainte
L'Allemagne sans crainte
Se confia;
Humble dans la victoire
Elle lui rend sa gloire:
Alléluia!

Les races perverties,
Grand Dieu! que tu châties
De leurs forfaits,
Par d'effrayants vestiges
Témoignent des prodiges
De tes arrêts.

De Balbek, de Palmyre
Et de ce vaste empire
Du Tibre au Nil,
Et du Gange à l'Euphrate
Allant chez le Sarmate
Que reste-t-il —?

Ce qu' après son naufrage
Il reste sur la plage
D'un frêle esquif,
Qui dans la nuit obscure
Voguait à l'aventure
Contre un récif!

O patrie allemande!
Libre et fière, une et grande!
Dieu te marqua
Dans ce jour de victoire
Du signe de sa gloire:
Alléluia!

Wir möchten nicht aufhören, Auszüge aus diesen wahrhaft deutschen, wiewohl französisch geschriebenen Gesängen zu liefern, aber wir sind in Verlegenheit wegen des Reichthums an schönen Stellen, die sich auf jeder Seite darbieten. Wir müssen uns daher für jetzt — mit der Hoffnung, auf das schöne Ganze einmal zurückkommen zu können — auf Einzelnes beschränken. Zunächst im Anschlusse an die vorstehende, religiöse Hymne folgender Weckeruf Deutschlands an Kaiser Friedrich Barbarossa:

Sire, debout! debout! c'est l'heure du reveil!

La Germanie entière est ici qui t'appelle;
Son peuple s'est refait dans sa vaste unité!
Regarde: il a vidé sa dernière querelle,
Et sa cause triomphe avec l'humanité!

Le droit des nations à vivre de leur vie,
Dans cet immense lutte au fond servait d'enjeu;
La bataille est gagnée! à nous cette partie
Où les hommes un jour verront le doigt de Dieu!

Den französischen Maulhelden, den Gambetta und Genossen, ruft der Dichter zu:

Assez! L'histoire est là portant sur ses tablettes
Le mot dont ton coeur était plein!
France! toi qui maudis la guerre en tes defaites,
Qu'allais-tu donc faire à Berlin?

Und im Schlußgesange heißt es:

Un empire s'écroule, un empire s'élève,
Un grand peuple apparaît avec le sceptre en main;
Un grand destin commence, un grand destin s'achève,
L'humanité toujours se retrouve en chemin!

Frankreich.

Das Rachegeschrei Frankreichs und die Verdächtigungen gegen Preußen.

Als Preußen und Deutschland nach den Unglückstagen von Jena und Auerstädt, von Eylau und Friedland zerschmettert am Boden lagen, als mit der Sonne, die über dem blutigen Schlachtfelde von Wagram niederging, der letzte Hoffnungsstrahl auf eine Wendung des furchtbaren Geschickes, auf Befreiung von der schmählichen Fremdherrschaft erloschen schien, da wandte man sich mit aller Energie der inneren Reorganisation zu, da wurde die Pflege des Unterrichtes ein Hauptaugenmerk der Regierungen, und man hatte damit den einzigen Weg zur Erhebung, zur neuen Macht- und Kraftentfaltung eingeschlagen. Allgemein heißt es ja, der damals von Wilhelm v. Humboldt und später von Altenstein herangebildete, preußische resp. der deutsche Schulmeister habe die Schlachten von Sadowa, Wörth, Gravelotte und Sedan gewonnen. Ist dieser Satz mehr als eine Phrase, so hat Deutschland das französische Rachegeschrei, so bedrohlich es auch von jenseits der Vogesen herüberschallt, so wahnwitzige Ausgaben für die Militair-Reorganisation gemacht werden, um vom Geschrei recht bald zur That übergehen zu können, doch nicht ernstlich zu fürchten, denn abgesehen davon, daß sich die hinsichtlich des Volksunterrichtes begangenen Unterlassungssünden nicht in ein paar Jahren gutmachen lassen, daß man die allgemeine Intelligenz nicht gleich den Kanonen und Hinterladern von den hülfsbereiten Engländern und Amerikanern kaufen kann, hat es auch gar nicht den Anschein, als ob man eine Reform des Unterrichtes von langer Hand vorbereiten wolle. Nach den Vorgängen in der Unterrichts-Commission, ist fast mit Sicherheit anzunehmen, daß Jules Simon's Unterrichtsgesetz in der Nationalversammlung kläglich zu Falle kommen und es mit dem französischen Volksunterricht, wie mit der Organisation der höheren Lehranstalten, so ziemlich beim Alten bleiben werde.

Wenn wir sagten, Deutschland habe das französische Rachegeschrei aus den eben angeführten Gründen nicht zu fürchten, so möchten wir nicht dahin mißverstanden werden, als ob wir mit Triumph und Schadenfreude den Vorgängen bei unseren feindlichen Nachbarn zusehen. Ganz im Gegentheil, wir beklagen sie aufrichtig, und zwar nicht nur vom Standpunkte der Humanität, welche kosmopolitisch ist, sondern auch im echt deutschen Interesse. Uns liegt nicht das Geringste daran, uns noch einmal mit den Franzosen zu messen; wir möchten ihretwegen keinen Tropfen Blutes mehr vergießen; und wenn wir überzeugt sind, daß sie uns ohne Volksbildung nichts anhaben können, so sind wir ebenso fest überzeugt, daß mit Volksbildung sie uns nichts anhaben wollen. Vor der wachsenden Intelligenz, dem allgemeiner werdenden Wissen, würde das Rachegeschrei verstummen; ein gebildetes, unterrichtetes, aufgeklärtes Volk ließe sich weder von den Schlagworten des Clerus, noch von den

Phrasen einer, bestimmten Partei-Zwecken dienenden Presse mehr gängeln und in Extase versetzen.

Doch, wie gesagt, eine solche Regeneration ist sobald nicht in Frankreich zu erwarten. Noch giebt sich in der französischen Presse, wie auf den französischen Lehrstühlen nicht das leiseste Bestreben kund, Frieden und Versöhnung zu fördern; überall vielmehr tönt uns noch das Rachegeschrei entgegen, das seit dem Falle von Sedan, Straßburg und Metz in Frankreich zur Parole geworden. Selbst wissenschaftliche Männer von europäischem Ruf, wie E. Renan, scheuen sich nicht, die unwürdige Coalition der Liberalen mit dem Ultramontanismus zu empfehlen, während Andere, wie der Akademiker Charles Giraud, ihre ganze Gelehrsamkeit und Geschichtskenntniß aufbieten, um dem gesammten außerdeutschen Europa zu beweisen, welche Gefahren dasselbe von dem neuen Deutschen Reiche und besonders von dem unersättlichen Preußen bedrohen.

Eine in der Revue d. d. Mondes vom 1. und 15. Januar d. J. enthaltene Abhandlung Giraud's: „Les Hohenzollern et le nouvel empire d'Allemagne" ist besonders in ihrem zweiten Theile eine an die gesammten Gränznachbaren Deutschlands, an die Schweiz, Belgien, die Niederlande, Dänemark, Rußland und Oesterreich adressirte Verdächtigung Preußens und des Deutschen Reiches, welche alle fremde Gebiete, deren Bewohner noch eine Spur germanischen Blutes in ihren Adern haben, durch Hinterlist oder mit Gewalt annectiren wollen. Dabei giebt es für Herrn Giraud auch heutzutage noch zweierlei Deutschland: ein preußisches und ein eigentliches, welche in allen anderen Dingen, außer den Plänen zur Unterwerfung der Nachbarstaaten, zweierlei ganz verschiedene Tendenzen und Interessen hätten. Das eigentliche Deutschland sei jetzt zwar vom preußischen in's Schlepptau genommen, aber Ersteres wisse recht gut, was es vom Letzteren zu halten habe.

Die Geschichtskenntniß, die der französische Akademiker bei dieser Gelegenheit entwickelt, ist freilich nicht weit her. „Wer hätte wohl", sagt er unter Anderem, „im 13. Jahrhundert geahnt, daß diese Preußen, Slaven von Abstammung und damals noch Götzendiener, welche Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, ein Ahnherr des sächsischen Herrscherhauses, im Namen und Auftrag des heiligen Römischen Reiches mit Krieg überzog, einige Jahrhunderte darauf zur Herrschaft über Deutschland gelangen würden, und daß ihr Souverain, gestützt auf ihre Vermessenheit und Arglist, sich die Kaiserkrone auf das Haupt setzen werde?"

Die Deutschen, fügt Herr Giraud hinzu, befänden sich in einem beständigen, historischen Delirium, und wie sie im J. 1813 dem russischen General, Grafen von Wittgenstein, geglaubt hätten, welcher ihnen gesagt, daß es der sächsische König Witikind gewesen, der den „ehrgeizigen Kaiser der Franzosen, Karl den Großen", besiegt habe, so ließen sie sich auch seit dem Jahr 1870 von den preußischen Maulhelden täuschen, was um so unverantwortlicher, weil die Sache, um die es sich jetzt handle, weit weniger gut sei, als diejenige des Jahres 1813.

Der Verfasser verweist ferner auf die Weisheit der europäischen Verträge von Münster und Osnabrück, des Utrechter und des ersten Pariser Friedens, sowie des Wiener Congresses im J. 1815, welche sämmtlich darauf bedacht gewesen seien, das Gleichgewicht Europas zu erhalten und alle Staaten des Welttheils gegen die Uebergriffe und Eroberungsgelüste eines einzelnen zu wahren. Die Deutsche Bundesacte von 1815 war, wie der gelehrte Akademiker bemerkt, die weise Fortsetzung der Bestimmungen des Westfälischen Friedens, und beide bildeten „das monumentale Gesetz der europäischen Sicherheit,"*) dessen Beseitigung ohne ein Aequivalent der Garantie für alle Staaten Europas nur die Unwissenheit und der Leichtsinn ruhig zugeben könnten.

Nach dem Vorangegangenen werden es unsere Leser gewiß für überflüssig halten, daß wir dem Herrn Giraud durch den ganzen Irrgarten seiner Deductionen der Gefahren folgen, welche die jetzige Deutsche Reichsverfassung nicht bloß für die kleineren deutschen Staaten, sondern auch und vornehmlich für die mit Bewohnern von germanischer Abstammung ausgestatteten Nachbarstaaten Deutschlands hat. Semper aliquid haeret! scheint der Gedanke zu sein, der den Verfasser beim Niederschreiben seiner frechen, lügnerischen Behauptungen leitete.

Und was, ruft er den Engländern zu, wird die Folge der neuen Machtstellung Preußens und Deutschlands sein, wenn wieder, wie im Jahre 1854, wegen der orientalischen Frage ein Conflict mit Rußland ausbricht? „Glaubt man, daß sie dann noch, wie vor achtzehn Jahren, neutral bleiben werden? Nein, gewiß nicht! Die preußische Militairpartei, welche 1854 so lebhaft mit Rußland sympathisirte, wird dann, wie die deutsche Aristokratie, ihren politischen Neigungen vollständig folgen." Und den Russen sagt er dann wieder: „Das Haus Hohenzollern ist, gleich Napoleon I., zu ewiger Kriegführung verdammt, weil es seine maaßlosen Eroberungsgelüste nicht einzuschränken verstand, und der Krieg, dessen es sich als ein Ableitungsmittel gegen den revolutionären deutschen Geist bediente, ist ihm zur Nothwendigkeit geworden, um sich das Werkzeug zu erhalten, dessen es nicht mehr entbehren kann: ein stets schlagbereites, drohendes Heer."

Gut gebrüllt, Löwe!

Die französische Familie Heine.

Seit längerer Zeit schon tauchten in Hamburg Gerüchte auf, daß Madame Cécilie Heine, die Schwiegertochter des durch seine Wohlthaten und seinen Bürgersinn in Hamburg unvergeßlichen Salomon Heine, die Gattin des so früh verstorbenen Carl Heine, ihr Landhaus in Ottensen an der Elbe bei Altona (Herzogthum Holstein) unbewohnt lassen werde. Sie selbst eine geborene Französin und von jeher eine Feindin der Deutschen, kam schon bei Lebzeiten ihres Mannes sehr selten nach Hamburg; sie blieb beständig in Paris, wohin sie, als Universalerbin ihres Gatten, alles bewegliche Eigenthum sowohl aus ihrem Hamburger Stadthause, als aus dem vorerwähnten holsteinischen Landhause, nach Paris schaffen ließ. Jetzt bestätigt ein Correspondenz-Artikel in der „Nationalzeitung" die längst circulirenden Gerüchte mit dem fast unglaublichen Zusatze, daß Madame Cécilie Heine sämmtliche ihr gehörende Baulichkeiten in Ottensen, sowie die herrlichen Orangerien daselbst, völlig vernichten lassen will, um so das ganze Besitzthum (das sie testamentarisch nicht verkaufen darf), zu einer abgeschlossenen für Deutsche nicht mehr genießbaren Einöde verwildern zu lassen. Frau Cécilie Heine ist die Tochter des französisch-spanisch-jüdischen Banquiers Furtado in Paris,

*) Vide die Reunionskammern Ludwig's XVI., die Ueberrumpelung Straßburgs im J. 1681, die Eroberungskriege Napoleon's I., die Rheingelüste von 1840—1870 und die Kriegserklärung der Chauvinisten Napoleon's III., welche sämmtlich Momente jenes „denkwürdigen Gesetzes der europäischen Sicherheit" waren. D. R.

dessen Gattin eine Schwester des Staatsministers Achilles Fould war. Alle sind streng bonapartistisch gesinnt, wozu noch kömmt, daß Carl Heine's einzige Adoptivtochter (seine Ehe mit Cécilie blieb kinderlos) an den Fürsten von der Moskwa, Ney, verheiratet wurde, welcher, als Ordonnanz-Offizier Napoleons III., dessen Gefangenschaft auf Wilhelmshöhe theilte. Es würde uns gar nicht wundern, wenn jetzt Madame Heine ihren französischen Patriotismus auch dadurch noch bekräftigte, daß sie, trotz ihrer großen Unliebenswürdigkeit und Reizlosigkeit, eine neue Ehe mit einem Franzosen eingeht, um ihren Familien-Namen ebenfalls mit einem französischen zu vertauschen, — ja, welcher Franzose heutigen Tages würde einige Millionen ausschlagen? Die Deutschen sagen: „in der Noth frißt der Teufel Fliegen!"

Wenn nun nicht geleugnet werden kann, daß Madame Cécilie Heine vollständig französischer Abstammung ist, so muß andererseits zugegeben werden, daß die in der „Nationalzeitung" ferner erwähnten Herrn Armand und Michel Heine, Chefs des Banquiershauses Oppenheim u. Fould, Kinder eines Deutschen, nämlich des ältesten Bruders von Sigismund, Salomon und Henry Heine sind, welcher als junger Mann in Bordeaux sich niederließ und daselbst mit einer Französin sich verheiratete. Diese Herren Armand und Michel Heine scheinen, freiwillig oder unfreiwillig, auch in französischem Liberalismus zu machen, da sie nicht blos alle deutschen Commis aus ihrem Geschäfte entfernt haben, sondern auch jetzt noch keine Deutschen in ihrem Geschäfte anstellen wollen. Diese Herren Heine sind gleichfalls mit Französinnen verheiratet, und es ist sehr erklärlich, warum für alle diese in die Heine'sche Familie hineingeheirateten Frauen sammt ihren Verwandten, die Alle einen Widerwillen gegen Deutschland hegen, die echt deutsche Heine'sche Linie, mit dem Dichter Heinrich Heine an der Spitze, keine besondere Sympathie fühlen konnte. Der böse Einfluß dieser leidenschaftlichen Französinnen kann uns nicht in Erstaunen setzen, wenn selbst französische Gelehrten-Akademien (z. B. in Caën) alle deutschen gelehrten Mitglieder aus ihrer Gesellschaft cum infamia auszustoßen geruhen, weil — hört es, Ihr Völker im Innern Afrika's! — Deutschland nicht mehr zu den civilisirten Staaten, und ganz besonders die Preußen zu den rohesten Völkern gerechnet werden müssen. Dahin könnte es allerdings kommen, wenn alle Frauen à la Cécilie Heine ihre reizenden Landsitze in Deutschland zu Wüsteneien umwandelten. O Simplicitas!*)

Spanien.

H. Baumgarten: Spaniens neuere Geschichte.**)

Der dritte Band der Geschichte Spaniens von H. Baumgarten verdient nicht minder Anerkennung, als die zwei ersten.

*) Wir glauben, daß die preußische Regierung und die Behörde von Altona und Ottensen hierbei noch ein Wörtchen mitzusprechen haben. Unsern von dem Grabe Klopstock's einen solchen Akt des französischen Vandalismus zu dulden, scheint unmöglich. Man kann freilich Frau Cécilie Heine nicht zwingen, für die Erhaltung ihrer deutschen Besitzungen etwas zu thun, aber sie geradezu zu zerstören, dürfte ihr doch wohl gewehrt werden können. D. Red.

**) Staatengeschichte der neuesten Zeit; Band XVII. Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage, von Hermann Baumgarten. III. Theil. Leipzig, Hirzel, 1871. 640 Seiten.

Die Darstellung gründet sich durchweg auf gründliches Studium der spanischen, englischen, französischen und deutschen Quellen; unter letzteren sind von besonderer Bedeutung, außer den Gesandtschafts-Berichten, die Erinnerungen von Lichnowsky und die des jungen Göben, des jetzt so gefeierten Generals, der damals die Karlisten-Kriege mitmachte und die ganze Misère und innere Verdorbenheit der karlistischen Partei bis zum Ende beobachten konnte, um von wahrer Soldaten-Treue unter den Fremden Zeugniß abzulegen. Die Darstellung zeichnet sich durch Klarheit und guten Stil aus. Das alte Spanien, das katholisch-absolutistische, geht völlig unter durch Ferdinand's VII. Despotie und die mit ihr verbündete Hierarchie, ohne daß die unter einander uneinigen liberalen Parteien dem Lande Ordnung und wirkliche Reformen geben konnten — ein trauriges Bild tiefsten Verfalls und furchtbarer, durch den grellsten Gegensatz der Parteien verursachter Anarchie. Während die Karlisten mehr und mehr mächtig und gefährlich werden, intrigirt man in Madrid gegeneinander, meist aus rein persönlichen Motiven; es ist keine Geschichte wirklicher Parteien, sondern gewissenloser und ehrgeiziger Coterieen, die abwechselnd an's Ruder kommen, ohne den Factionen, der drückenden Finanznoth und dem unklaren Schwanken zwischen den alten Zuständen und den Reformen, die seit 1812 eingeführt waren, ein Ende machen zu können. Ueberall Leidenschaftlichkeit, Intoleranz, Habsucht und Ehrgeiz, Leichtsinn und Phrase!

Mit Vorliebe sind besonders dargestellt Zumalacárregui und Larra; „sie allein besitzen die schöpferische Energie, der Eine auf dem Gebiete des Handelns, der Andere im Reiche des Gedankens, von denen eine Rettung aus dem wüsten Chaos des politischen und geistigen Lebens gehofft werden konnte." Aber Beide gehen unter. „Der Eine stellt sein seltenes militärisches Talent auf die zum Untergang bestimmte Seite und wirkt so nur dahin, die Katastrophe, in der das alte Spanien versinken sollte, zu verlängern und zu verwildern; der Andere erliegt in frühreifer Jugend der allgemeinen moralischen Zerrüttung und dem tiefsinnigen Blick in die Trostlosigkeit seiner heimischen Zustände," und er endigt mit dem Selbstmord, der genialste Schriftsteller Spaniens in jener Zeit; ein Typus für das ganze, von französischem Nihilismus durchdrungene Jungspanien, dem damals ein gränzenloser Idealismus allein aufhelfen konnte, verbunden mit der größten Besonnenheit und enthaltsamer Mäßigung. Auch der geniale Espronceda wird uns vorgeführt, im Uebrigen eine Menge Charaktere ohne Größe und Adel der Seele.

Die letzte Zeit, von dem Ende des Bürgerkriegs und Espartero's Sturz an, wird kurz im Ueberblick behandelt; „denn, sagt B., ich würde schwerlich einen Leser finden, welcher die Geduld besäße, sich mit mir durch dieses dicht verwachsene Gestrüpp von Intriguen und Ränken zu schlagen, denen kaum je ein sachliches Interesse zu Grunde liegt, die in ihrer Gesammtwirkung kaum je einen Fortschritt erkennen lassen." Er stellt nur noch die spärlichen Elemente einer geistigen und wirthschaftlichen Vorwärtsbewegung zusammen, welche die Nation trotz allem egoistischen Parteigewirre in den letzten Decennien gewonnen hat. Mit besonderer Anerkennung wird da des Narvaez und O'Donnell gedacht, die den richtigen Mittelweg zwischen den Extremen eingeschlagen und zwar nicht nach großen Gesichtspunkten, mit schöpferischer Thätigkeit, aber doch mit einer gewissen wirksamen Dauer und relativer Verständigkeit das öffentliche Wohl gefördert haben. „So bemerken wir zu Anfang der sechziger Jahre auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen und Privat-

lebens einen sehr erfreulichen Fortschritt, bis 1863, nach O'Donnell's Rücktritt, das alte Chaos von Cabinetswechseln und Cortes-Auflösungen, von gewaltthätigen Repressionen und Pronunciamientos (welche in Spanien die Bedeutung eines regelmäßigen constitutionellen Factors erlangt haben), in verschlimmerter Gestalt wiederkehrte und in kurzen fünf Jahren das Land zum Sturze der Dynastie reif machte, zu einer Auflösung aller mühsam gewonnenen Ordnungen, welche die Zukunft abermals auf das Bedenklichste in Frage stellte."

In Spanien fehlten nach B. vor Allem die für das constitutionelle System unentbehrlichen Bedingungen, Einsicht und Tugend der Bürger und Fürsten; dagegen stellte man an den Staat die übertriebensten Ansprüche; er sollte allein Allen Reichthum und Ehre bringen; die Politik wurde wie eine Entreprise getrieben, und die Zahl der Regierungs-Entrepreneurs wuchs jeden Tag. Von der katholischen Kirche ist das Volk gründlich losgelöst; augenblicklich herrscht daher auf politischem, wie geistigem und moralischen Gebiete tiefe Verwirrung. Dennoch hoffen wir mit B., daß aus derselben das begabte und edle Volk sich herausarbeiten werde, wie es ja auch den Anschein hat.

P. F.

Böhmen.

Der Volksunterricht in Böhmen.

Herr Joseph Heinrich, Schulvorsteher in Prag, hat uns eine Berichtigung des in Nr. 3 des „Magazin" enthaltenen Artikels über den „Schulunterricht in Böhmen" eingesandt, die wir, wegen ihrer heftigen verletzenden Aeußerungen gegen den Verfasser dieses Artikels, der, wenn auch kein Schulmann, doch als völlig kompetent für die Beurtheilung des Gegenstandes uns seit Jahren bekannt ist, nicht vollständig aufnehmen können. Wir müssen uns daher mit folgendem Auszuge begnügen:

„Als ein Vertreter der Volksschule und als Mann, dessen Denken und Fühlen durch tausend Fäden mit den Interessen des heimischen Volksunterrichtes verknüpft ist, lege ich im Namen der deutschen Volksschullehrer Böhmens Protest ein gegen die Behauptung, daß der Volksunterricht in Böhmen gegenwärtig „in fast unglaublicher Weise „„verwahrlost"" sei." — Der Volksunterricht war in Böhmen zu keiner Zeit auf dem Punkte, auf dem er sich gegenwärtig befindet; zu keiner Zeit hat sich unter der Lehrerschaft ein so ideales Streben für das Bessere gezeigt, wie gerade in unseren Tagen. Das gilt von der deutschen und tschechischen Lehrerschaft in ganz gleichem Maaße. Daß unsere Volksschule noch nicht auf jener Höhe steht, wie sie von der Regierung und der Lehrerschaft erstrebt wird, wissen wir Alle recht gut; ebenso sind uns die Ursachen genau bekannt, die auf einen raschen Aufschwung lähmend einwirken. Allein wir wissen auch sehr gut, daß die Volksschul-Verhältnisse in mancher Provinz Preußens und in manchem anderen kleinen deutschen Staate viel, sehr viel zu wünschen übrig lassen.

„Nicht minder falsch ist die Behauptung, seit 20 Jahren sei in Böhmen auf dem Gebiete des Unterrichtes nur in Verkehrtheiten etwas geleistet worden. Gerade in den letzten 20 Jahren hat das Volksschulwesen in Böhmen einen gewaltigen Vorstoß gemacht, trotz des klerikalen Geistes, mit dem man die Schule zu durchsäuern suchte und, auch durchsäuert hat. Die Richtung des preußischen Schulrathes Kellner war während dieser Periode in den böhmischen Schulen incarnirt; im Stillen aber wucherte der Diesterwegianismus weiter, der seit drei bis vier Jahren zum vollen Durchbruch gekommen ist. Wohl kann man der Kellner'schen Richtung den Ultramontanismus, nicht aber irgend eine methodische Verkehrtheit zum Vorwurf machen. Die Grundsätze des damaligen Volksschul-Inspectors P. Maresch sind nicht die meinen; gleichwohl muß ihm jeder Unbefangene das Verdienst lassen, daß er energisch dahin gewirkt hat, das deutsch-böhmische Volksschulwesen namentlich in didaktischer Hinsicht zu heben. Bessere Lehrbücher wurden eingeführt, bewährte Methoden in Anwendung gebracht; desgleichen wurde die Zahl der Schulen vermehrt, und die bestehenden erweitert; kurz, vielseitig rang man vorwärts, freilich immer „zur größeren Ehre Gottes." — Von dem letzteren Kapitel will ich nicht weiter reden; mir handelte es sich einfach darum, zu constatiren, daß das böhmische Volksschulwesen wieder einmal mit Unrecht herabgesetzt wurde.

„Für die Aufdeckung wirklicher Uebelstände wollen wir Lehrer jederzeit dankbar sein, übrigens treffen wir das selber am allerbesten; jedoch werden wir nicht dulden, daß unser ehrliches Ringen in ungerechter Weise angegriffen werde."

Baltische Herzogthümer.

Ein Ungar über Ehst- und Livland.

2. Das Emancipationsfest in Dorpat.

Schon bei unserer Ankunft hatte die Stadt ein festliches Ansehen. Von sehr vielen Häusern wehten Fahnen, und das Volk bewegte sich in größeren Haufen durch die Straßen, denn morgen sollte die Feier ihren Anfang nehmen.

Nachdem der dortige Gesangverein, welcher sich nach Wanemuine, dem alten Nationalgotte des Gesanges, nennt, die Erlaubniß der Regierung zu Veranstaltung des Festes erhalten, war es seine Aufgabe, den Wünschen zu entsprechen, welche die nahende 50jährige Wiederkehr des Gedächtnißtages der Aufhebung der Leibeigenschaft allerseits weckte. Würdig sollte das Volk diesen Tag begehen, aber in welcher Weise? Eine gewissermaßen officielle allgemeine Landesfeier in Dorpat, als der geistigen Metropole und Bildnerin Ehstlands, verdiente den Vorzug vor zerstückelter Begehung in den verschiedenen Kirchspielen des Landes.

Nachdem man hierüber sich geeinigt hatte, vertheilte und versandte Herr Jannsen, Ehstlands bedeutendster Publicist und Volksschriftsteller, die am Feste abzusingenden Lieder. Obgleich nun die obrigkeitliche Bewilligung kaum sechs Wochen vorher angelangt und es dann erst möglich geworden war, die Singstücke nebst Notenbegleitung gedruckt zu vertheilen, so meldeten doch 44 ehstnische und ein deutscher Verein alsbald, daß sie bereit seien. Weder die fast allgemeine Noth, noch die weiten Räume zwischen den verschiedenen Orten verleideten den Sängern die nothwendige Vorbereitung, und heute (am 29. Juni n. St. 1869) rückten sämmtliche Vereine mit ihren verschiedenen Fahnen in Dorpat ein. Eben jetzt kamen sie aus der Marienkirche, wo 800 Sänger die festlichen Lieder zum ersten Male gemeinschaftlich gesungen hatten. . . . . .

Am 30., um 8 Uhr Morgens, verkündeten die Glocken der Marien- und Johanniskirche das Fest. Nach dem Läuten wurde

von jedem Thurme ein Choral geblasen. Darauf eilte Alles nach dem Hause des Wanemuine-Vereins, von wo aus der Zug aufbrechen sollte. Die Sänger, Musiker und Ordner erhielten schöne Abzeichen, und fast jeder Verein hatte seine eigene Fahne. Um 9 Uhr begann das Läuten wieder und der Zug setzte sich in folgender Ordnung in Bewegung: Zwei Marschälle und die Geistlichkeit in ihren Festgewändern; zwei Marschälle und die Fahnen Rußlands, Livlands, Ehstlands und der Stadt Dorpat; zwei Marschälle und der Festausschuß; zwei Marschälle, der Magistrat der Stadt und die anwesenden Fremden (Nicht-Ehsten?); endlich noch einmal zwei Marschälle, alle Sängerchöre mit ihren Fahnen und drei Musikvereinen. Auf den Fahnen las man die Namen der Kirchspiele und Ortschaften: die von Torma prangte mit dem Bilde Kalew's, des Helden der Sage, und die von Raugo hatte folgende Inschrift: Kes kibedat kannatab, se magusat maitseb, d. h.: Wer Bitteres erträgt, der wird Süßes kosten.

Vor der Marienkirche hielt der Zug, sang, begleitet von Blase-Instrumenten, „Danket dem Herren", und bewegte sich dann dem Orte der Festlichkeit entgegen. Eine schönere und passendere Oertlichkeit zum Gottesdienst unter freiem Himmel wäre kaum denkbar. Auf dem sog. Domberge thronen in hehrer Majestät die Ruinen des ehemaligen Domes; unten erstreckt sich ein mit Bäumen bekränztes Thal. An der Südseite des Letzteren, im Schatten rother Tannen, waren die Plätze für Gäste, nahe dabei standen Kanzel und Altar. An der Vorderseite des Thalkessels ordneten sich die den geistlichen Gesang leitenden Sänger und Musiker; in einem Halbkreise waren die Singvereine mit gesenkten Fahnen aufgestellt, und die geräumigen Seiten des Thals wurden bis ganz oben von der Menge, die auch auf den ehrwürdigen Ruinen sich niederließ, in Beschlag genommen. Der Gottesdienst begann mit dem Liede: Sind, wägew Jumal, kiidame (Dich Gott, Allmächt'ger, preisen wir). Einen noch ergreifenderen Gesang habe ich nie und nirgends gehört; mit diesem verglichen ist mir eine großartige ernste Oper nur eine Komödie. . . . . . .

Von den Festreden der geistlichen Herren war mir, der ich zum erstenmale ehstnisch predigen hörte, sehr wenig verständlich; nur den Liedern konnte ich, die Texte in Händen haltend, mit Theilnahme folgen. Ich überließ mich daher dem überwältigenden Eindruck der Scenerie. Nach einer Dienstbarkeit von sechs und ein halb Jahrhunderten feierte der Ehste heute zum erstenmal ein nationales Fest. Jene großartigen Trümmer aus den Zeiten der Unterjochung verkünden die einstige harte Dienstbarkeit der Unterjochten und daneben zeugen sie von der Grausamkeit ihrer Zwingherren, die das Christenthum mit Hülfe des Schwertes ausbreiteten. Und unter denselben Trümmern und um sie herum sangen und erbauten sich jetzt die späten Enkel der schmählich Mißhandelten, nicht nach Rache lechzend, sondern das Gegenwärtige freudevoll genießend und auf die Zukunft herzlich vertrauende Jünglinge. Männer und Greise in langen Kaputröcken, meist blond und blauäugig; in lebhafte Farben gekleidete ehstnische Weiber und Mädchen von hübschem Aeußern und strahlender Gesundheit — Alle freuten sich und dankten Gott. Ich hörte manche liebliche Singstimme und möchte behaupten, daß die Stimmen dieses Volkes zum Gesang geschaffen sind, wie auch ihre Sprache besser dazu sich eignet, als Finnisch und Magyarisch, da die vielen langen Wörter dieser beiden Sprachen wesentliche Hindernisse bieten. Der Gottesdienst dauerte fünf volle Stunden, den Zug mit eingerechnet, und doch konnte ich in der großen Versammlung nicht das geringste Nachlassen der Aufmerksamkeit wahrnehmen. Deutlich sichtbar war das immer wieder auflebende Verlangen, die einander ablösenden Redner zu hören, als ob die Ehsten an Reden in ihrer Muttersprache sich nicht satt hören könnten.

Nach dem Gottesdienst begab sich der Zug wieder in's Wanemuine-Haus und von dort bald darauf in den sogenannten Ressource-Garten, wo ein geistliches Concert abgehalten ward. . . . Am Vormittag des nächsten Tages gab man in demselben Garten ein Concert weltlicher Lieder, von Vorträgen weltlicher Redner begleitet. Dann zog man in das Haus des Handwerkervereins, und von da in den Wanemuine-Garten, wo dem schlechten Wetter zum Trotze unter Bäumen und Regenschirmen ein heiteres, von Trinksprüchen unterbrochenes Festmahl eingenommen wurde. Am Vormittage des dritten Tages veranstaltete man im Ressource-Garten und am Nachmittag im Wanemuine-Garten ein Wettsingen, von Musikstücken unterbrochen. Den ersten Preis gewann die ehstnische Liedertafel von Reval, den dritten der St. Maria-Verein von Dorpat.

Wo es irgend anging, mischte ich mich unter das Volk, dessen Betragen und Manieren beobachtend. Die meisten Männer waren über Mittelgröße, sogar sehr hochstämmige Bursche sah ich unter ihnen. Ihre Kleidung hat eher deutschen als russischen Zuschnitt; auch erinnerte ihre Gesichtsbildung mehr an deutsches Landvolk, zumal Gebirgsbewohner. Sie sind ernsthafter Natur, doch leicht zum Lachen zu bringen. Das schnelle Sprechen steht zu ihrem Ernst in einem gewissen Gegensatze; übrigens pflegen die Gebildeten und Gelehrten, selbst in feierlicher Rede, noch schneller zu sprechen, als der gemeine Mann.

Während des Sängerkriegs im mehrerwähnten Garten schlenderte ich eine Zeit lang für mich allein herum und erfreute mich der Vegetation in dieser geräumigen Anlage. Die Ahorn-, Pappel- und wilden Kastanienbäume wuchsen ebenso hoch wie verschiedene Tannenarten. Aepfel-, Birnen- und Pflaumenbäume sah ich in bedeutender Zahl; auch diese waren groß und sehr hoch, die Früchte aber unansehnlich. Wie Letztere sich im Zustande der Reife ausnehmen, weiß ich nicht, jedenfalls sind die Bäume sehr schön, wenngleich das Obst wenig taugen mag. Die Gebüsche waren zumeist Stachel- und Johannisbeersträucher; sie trugen große und schöne Beeren in Fülle. Wenn die nordischen Länder an guten Aepfeln, Birnen und Pflaumen Mangel leiden, so bringen sie desto mehr und besseres Obst in Beerenform.

Unterdeß versammelten sich Sänger und Zuhörer, und die bunte Menge wogte unter den Bäumen und auf den Spazierwegen hin und her. Zufällig traf ich hier Herrn Fromm, den ich in Riga nicht sehen konnte und der ebenfalls zum Feste gekommen war. Derselbe sagte mir unter Anderem: „In der Erwägung, daß diese Leute kaum über fünf Wochen zur Vorbereitung hatten, daß viele Sänger mehr denn zehn Werst von einander entfernt wohnen, also keineswegs häufig und nur unter großen Beschwerden und Entbehrungen zum gemeinschaftlichen Gesange zusammen kommen konnten, mußte ich Thränen vergießen, als ich der Probe beiwohnte; ich hatte keine Vorstellung davon gehabt, was unsere Ehsten leisten können. Mit sehr begreiflicher Freude erzählte er mir, wie gern die ehstnischen Bauernkinder auch unter schwierigen Umständen lernen. In vielen Gegenden unterrichten die Aeltern allein, besonders die Mütter, ihre Kinder, während der ab und zu wandernde Lehrer, wenn er die an seinem Wege Wohnenden um die Reihe besucht, darauf achtet, daß der Unterricht gut vor sich gehe. Dann besucht das Kind höchstens zwei Jahre lang die Schule, um schreiben und noch Anderes zu lernen. Zuweilen nimmt es in seinem Tornister Lebensmittel für eine ganze Woche mit sich. In den vergangenen knappen Jahren, wo mancher Bauer kaum selbst einen Bissen

zu essen hatte, schickten viele Gutsherren Vorräthe für die Tornister der Schuljugend; denn in neuerer Zeit ist das Bestreben, den Bauernstand zu heben und zu belehren, ein ziemlich allgemeines geworden. . . . . . .

Der Deutsche in den Ostsee-Provinzen nennt den Ehsten starrköpfig, muß aber dabei zugeben, daß er treu und zuverlässig ist, weshalb man ehstnische Dienstboten vorzugsweise gern annimmt. Die alte Kluft zwischen beiden Nationalitäten ist übrigens, den Fortschritten unserer Zeit zum Trotze, noch immer nicht ganz ausgefüllt, denn Vorurtheile sind nicht so bald ausgerottet, als neue Gesetze gegeben. Da die ehstnischen Landleute bei Gelegenheit des großen Nationalfestes Dorpat zum erstenmale in so großer Anzahl heimsuchten, so entschloß die ehrsame Bürgerschaft sich nur widerstrebend, sie als Gäste aufzunehmen und aus mancher Brust wand sich wohl die seufzende Frage: „Wie wird der Kuulo sich aufführen?!"*) Gleichwohl war die Führung des als Kuule verhöhnten Bauern während der ganzen Dauer des Festes so untadelig, daß selbst tiefgewurzeltes Vorurtheil der Beschämung weichen mußte. Wegen ungebührlichen Betragens entfernte die Polizei eine hofräthliche Person von der Promenade, aber kein ehstnischer Besucher gab zu solcher Maßregel Anlaß.

Gleichwohl hat man bis in unser Jahrhundert hinein dieses Volk kaum für Menschen erklärt. Briefe mit ehstnischer Adresse wiesen die Postämter zurück. Der ehstnische Bauer hatte außer seinem Taufnamen keinen anderen; als die Behörden bei der letzten Volkszählung verlangten, daß man jede Familie mit ihrem Zu- oder Geschlechtsnamen in die Liste eintrage, entstand große Verlegenheit; die armen Leute wußten nicht, woher sie Zunamen holen sollten, und gewissenlose Spaßmacher empfahlen ihnen mitunter — wie ich aus glaubwürdiger Quelle weiß — deutsche Ekelnamen, mit welchen sie dann in den Listen figurirten.

Kleine literarische Revue.

— **Die Belagerung von Paris.** In Paris erscheint jetzt ein Wiederabdruck des Moniteur, der, während das Hauptquartier des Königs von Preußen in Versailles sich befand, dort unter der Redaction des Consuls Dr. Bamberg und des Dr. Arthur Levysohn fünf Monate lang in französischer Sprache publicirt wurde.**)

Zwei andere Publicationen:

Les Prussiens à Paris et le 18. Mars, par Charles Yriarte (Plon) und

Paris et les Allemands, par A. Du Mesnil (Garnier) sind zu den vielen bereits vorhandenen Beschreibungen der Belagerung, des kurzen Verweilens der deutschen Armee in Paris und des daran sich knüpfenden Aufstandes der Commune neu hinzugekommen.

*) Kuule ist Imperativ und bedeutet höre! Die Deutschen in den Ostsee-Provinzen haben dieses Wort, das ihnen aus dem Munde einander zurufender Ehsten oft zu Ohren kommt, zum Spottnamen derselben gestempelt, als wollte man „der Écoutez" sagen statt „der Franzose".

**) Le Moniteur Prussien de Versailles, publié par George d'Heyll. Premier vol., in-8. Paris, Beauvais, 1872.

— **Deutsch-amerikanische Bibliothek.** Der Buchhändler Steiger in Newyork hat die von ihm angeregte Idee, literarische Arbeiten von Deutsch-Amerikanern in wöchentlichen Heften herauszugeben und auf diese Weise zu einer „deutsch-amerikanischen Bibliothek" zu sammeln, der Verwirklichung nahe gebracht. Von Januar 1872 ab erscheint in seinem Verlage diese Bibliothek in wöchentlichen Heften zu 15 Cts. Die ersten Hefte der deutsch-amerikanischen Bibliothek enthalten: „Anton in Amerika", von Reinhold Solger. — Für die nächstfolgenden Bände sind in Aussicht genommen: des Senators Carl Schurz Reisebriefe aus Californien ꝛc.; Friedrich Hecker's Reden und Vorträge; Rudolph Lexow's „Die Verfolgten", u. s. w. — In einem Circular, welches den Prospect der deutsch-amerikanischen Bibliothek begleitet, ersucht Herr Steiger alle Landsleute in Amerika, seinem Vorgehen Beachtung zu schenken und ihn nach Kräften — in der einen oder andern Weise — zu unterstützen, namentlich durch Einsendung von Beiträgen, welche sich zur Veröffentlichung in der Sammlung eignen; durch Hinweis auf literarische Musterstücke von Deutsch-Amerikanern in Zeitungen Zeitschriften, Büchern u. s. w., in Amerika oder in Deutschland erschienen; durch Hinweis auf solche literarische Kräfte unter den Deutschen in Amerika, welche, zu bescheiden, sich selbst zu melden, auf eine directe Aufforderung warten, ehe sie ihre Arbeiten einsenden.

— **Woltmann's Holbein im englischen Gewande.** Das Athenaeum kündigt eine kürzlich bei Bentley in London erschienene englische Uebersetzung des auch in Deutschland mit Anerkennung begrüßten Werkes von Alfred Woltmann: „Holbein und seine Zeit" an und sagt darüber etwa Folgendes: „Miß Bunnett (die Uebersetzerin) that einen sehr glücklichen Griff, als sie Dr. Woltmann's „Holbein und seine Zeit" sich zur Uebersetzung erwählte. Dr. Woltmann, der so viel für Holbein's Ruhm gethan, hat, wie wir hören, auch die englische Ausgabe des Buches überwacht. Wir finden dasselbe seines Inhaltes würdig, und damit ist wohl Alles gesagt, was darüber gesagt werden kann".

— **Dichtungen von Karl v. Fircks.***) „Unsere Zeit vermag nicht mehr zu dichten", mit diesen Worten glaubt eine große Anzahl von Menschen ein- für allemal jede an sie herantretende oder „herantreten könnende" Anforderung, irgend ein Erzeugniß der neueren Lyrik zu lesen, abfertigen zu können, und damit noch etwas außerordentlich Durchdachtes, Gescheidtes, Zeitgemäßes ausgesprochen zu haben. Wir geben zu, unsere Zeit des Dampfes, der Elektricität und der Telegraphen mit ihrem streng realistischen Gepräge ist nicht mehr angethan, so viele Dichter oder sagen wir hier im engeren Sinne „Lyriker", denn so ist es eigentlich gemeint, zu zeitigen, aber ausgestorben sind sie deshalb noch nicht, wohl aber ist vielen, vielen Menschen jeder Sinn für Lyrik, sagen wir es nur gerade heraus, für das Ideal überhaupt abhanden gekommen. Das ist traurig für sie, aber kein Vorwurf für die Zeit, die wohl noch Dichter hervorzubringen vermag; das bewies der Sängerkrieg, der dem Schwerterkriege unseres großen Jahres voranwogte, ihn begleitete, ihn feierte; noch heute gilt das Wort von Anastasius Grün: „Es zieht mit dem letzten Dichter der letzte Mensch hinaus."

Auch die uns vorliegende Gedichtsammlung, der poetische Nachlaß eines Jüngstverstorbenen, giebt wieder Zeugniß davon

*) Poetischer Nachlaß von Freiherrn Karl von Fircks. Leipzig Franz Wagner, 1871.

daß die echte Lyrik noch keineswegs zu Grabe gegangen ist. Sie singt und klingt in den Märchenliedern des Verfassers, erhält in seinen vermischten Gedichten den mannigfachsten Ausdruck und steigert sich in den Sonetten, namentlich in denen aus dem Jahre 1870, zu hoher Kraft und Schönheit. Nicht alle Gedichte sind von gleichem Werthe, bei manchen möchte Form, Ausdrucksweise und Versmaaß nicht unbeanstandet bleiben können; alle sind aber tief und wahr empfunden, und viele nach jeder Seite von einer Schönheit und Vollendung, welche sie den besten Blüthen unseres Dichtergartens würdig anreiht. J. H.

— **„Das Lustspiel", ein Lustspiel.** Der Dichter der in fröhlichen Kreisen mit Jubel aufgenommenen und viel gesungenen „Weinlieder", Herr Leopold Jacoby, hat auch in einer dramatischen Arbeit mit Glück sich versucht, indem er die Entstehung eines Lustspiels zum Gegenstand einer heiteren dramatischen Dichtung gemacht hat.*) Es zeichnet sich diese Arbeit ebenso durch echten Humor, wie durch sittlichen Ernst aus. Sie unterscheidet sich also wesentlich von den nur an unsauberen Anspielungen und Couplets reichen Possen, mit denen viele unserer Vorstadt-Theater ihr Publikum zu regaliren pflegen. Wir würden denjenigen unter diesen Bühnen Berlins, die in der Aufführung edlerer, dramatischer Kompositionen sich einen neuen, sittlichen Boden zu gewinnen suchen, das vorliegende Lustspiel zur Darstellung dringend empfehlen.

— **Der Kindergarten.****) Daß in drei Jahren die erste starke Auflage dieses umfangreichen Werkes vergriffen worden, legt wohl den deutlichsten Beweis ab von der Trefflichkeit nicht nur, sondern auch von der praktischen Brauchbarkeit dieses Compendiums. Auch im Auslande hat die fleißige Arbeit die gebührende Würdigung gefunden, wie denn überhaupt die Idee, die der Fröbel'schen Erziehungsweise zu Grunde liegen, sich langsam, aber sicher immer weitere Gebiete erobern. Möchten sich nur auch recht viele Kräfte finden, befähigt, diese Ideen würdig in die Erscheinung treten zu lassen. Fröbel stellt an die Erziehenden so hohe Anforderungen, verlangt einen so seltenen Grad der Selbstverleugnung und der allgemeinen Menschenliebe, mit Einem Wort so ideale Naturen, daß wir fast fürchten, Angebot und Nachfrage werden sich auf diesem Felde nicht decken, besonders da der äußere Lohn, den die Kindergärtnerin erhält, so äußerst karg bemessen ist. Das ist das einzige Bedenken, daß wir gegen die Sache zu erheben wüßten. Hoffen wir aber, daß der deutsche Lehrerstand auch ferner wie bisher solche hervorbringen wird, denen es ein Trost ist, das Gute um des Guten willen gethan zu haben, und die es verstehen, bei scheinbar unbedeutendem kleinen Thun ideale Gesichtspunkte als Leitsterne im Auge zu behalten: das sind die rechten Jünger Fröbel's!

— **Was eine deutsche Mutter ihren Kindern erzählt.** Der deutsche Idealismus, dem wir gewiß nicht abhold sind, verlangt zwar, vor Allem im Kinde zuerst den Menschen zu entwickeln, und will um deswillen für das früheste Alter kaum eine positive Belehrung, und am Allerwenigsten eine spielende gelten lassen. Dennoch wird jetzt so viel wirkliches Wissen gefordert, daß die Zeit, die man in der Schule darauf verwenden kann, meistens nicht ausreicht, alles Nothwendige recht fest einzuprägen, weswegen eine gelegentliche Nachhülfe zuhause gewiß nicht für überflüssig zu crachten ist. „Der beste Freund" oder „Was eine deutsche Mutter ihren Kindern erzählt", verfaßt von der auch sonst schon auf schriftstellerischem Gebiete vortheilhaft bekannten Frau J. Engell-Günther*) führt in diesem Sinne die trockenen Anfangsgründe des Rechnens, der Zeit-Eintheilung und überhaupt die Grundlage aller unentbehrlichsten Begriffe, namentlich auch die wichtigsten geographischen Angaben, den Kindern in ansprechenden gereimten Darstellungen vor. Wie wir hören, ist eine Fortsetzung des Werkchens (welches recht geschmackvoll mit Bildern und Karten illustrirt ist), in Arbeit, und machen wir, besonders wegen der darin herrschenden, deutschen, patriotischen Gesinnung, Alle darauf aufmerksam, denen die Pflege derselben am Herzen liegt.

*) Das Lustspiel, ein deutsches Lustspiel mit Prolog, in drei Aufzügen. Berlin, H. F. Oliven.

**) Handbuch der Fröbel'schen Erziehungsmethode, Spielgaben und Beschäftigungen. Nach Fröbel's Schriften und den Schriften der Frau B. v. Marenholz-Bülow, bearbeitet von H. Goldammer. Zweite Auflage. Berlin, 1872, Lüderitz.

*) Gera, Issleib, 1871.

Literarischer Sprechsaal.

Die Revue d. d. Mondes vom 1. Februar bringt aus der Feder von Victor Cherbuliez eine Kritik der Werke von David Friedrich Strauß. Gleich seinem kurz vor Ausbruch des Krieges von 1870 erschienenen Buche über Preußen und Deutschland, liefert der gelehrte Genfer auch in dieser Kritik den Beweis, daß er nicht zu dem gewöhnlichen Schlage der heutigen französischen Publicisten zu zählen ist, welche von den Dingen, über die sie schreiben, wenig oder gar nichts verstehen. Aber diese Kritik ist auch mit dem Fehler jenes Buches behaftet: mit dem der Einseitigkeit, vermöge deren sie, einen Theil des Objektes für das Ganze ausgebend und die übrigen Theile desselben dem Auge verhüllend, bis zur Unwahrheit sich steigert. Wie Herr Cherbuliez in seinem Buche die sogenannten Conservativen und die Kreuzzeitungs-Männer in Preußen mit der Regierung dieses Landes und seinem Herrscher identificirte, und daraus Schlüsse zog, die mit der Wirklichkeit geradezu in Widerspruch waren, so giebt er das strenge Urtheil, welches Strauß in seinen beiden offenen Briefen an Renan über den Charakter der heutigen Franzosen fällt, als Beweis dafür aus, wie feindlich gesinnt gegen Frankreich und wie eroberungssüchtig von jeher die Deutschen, und zwar selbst ihre liberalsten Philosophen, gewesen seien. Gervinus allein, der seit dem Jahre 1866 an der Zukunft Deutschlands und seiner moralischen Größe verzweifelte, ist Herrn Cherbuliez der wahrhaft staatsmännische Philosoph dieses Landes, während er in Strauß den Anbeter des Erfolges, den Verräther Deutschlands an Preußen erblickt. Auch Schiller, meint Herr Cherbuliez, dessen Denkmal in Berlin am 10. November enthüllt worden, würde, wenn er auferstände, von den heutigen Zuständen Deutschlands unwillig sich abwenden. Habe man doch bei der Enthüllung seines Denkmales, als Sinnsprüche für die Banner, die auf dem Platze des Monuments weheten, nur solche Verse Schillers gewählt, die der Volksverdummung und der Volks-Unterdrückung das Wort redeten! Nicht Posa oder Wilhelm Tell, sondern Fridolin, der „fromme Knecht", sei jetzt der Held des Tages in Berlin, und dabei übersetzt Herr Cherbuliez die angeblich auch als Sinnspruch Schillers bei der Enthüllung seines Denkmals gewählten, vier ersten Zeilen des „Ganges nach dem Eisenhammer" folgendermaßen:

„Fridolin fut un serviteur
Pieux, qui craignait le Seigneur:
Il adorait sa souveraine
Benissant humblement sa chaine."

Zwei fromme Männer, die Herren Philipp von Nathusius in Neuhaldensleben und Jacobi, Professor der Theologie in Königsberg, haben Jeder eine Broschüre über die Frauenfrage herausgegeben, und darauf ist jetzt eine Frauen-Antwort erschienen.*) „Was die Frauen von den Pastoren denken," scheint freilich kein richtig gewählter Titel dieser Antwort; denn erstlich sind, soviel uns bekannt, die beiden Herren keine Pastoren, und zweitens kennen wir viele Pastoren, die nicht so wie diese Herren, sondern ganz anders von den Frauen denken. Allerdings sind es die orthodoxen Prediger, welche viele Gebildete unserer Zeit den Kirchen entfremdet haben, und dem allein ist es wohl zuzuschreiben, daß so geistvolle und kenntnißreiche Schriftstellerinnen, wie Frau Hedwig Dohm, auch die nicht-orthodoxen, das deutsche Geistesleben würdig in der Kirche vertretenden Pastoren nicht kennen. Abgesehen aber vom Titel, ist das Buch voll treffender Gedanken, voll schlagender Widerlegungen und voll prägnanter Ideen, wie wir sie in dieser Weise noch nicht ausgedrückt fanden, soviel auch bereits von weiblichen wie von männlichen Federn über die Frauenfrage geschrieben ist. Mit unbarmherziger, kunstgerechter Logik weist die Verfasserin das Unlogische in der Auffassung, das Widersprechende in der Darstellung der beiden frommen Herren nach. Wenn z. B. Herr Jacobi sagt: „Es scheint mir bewiesen, daß es kein Gebiet menschlicher Thätigkeit und menschlicher Erkenntniß giebt, das an sich dem weiblichen Geschlecht verschlossen wäre," so bemerkt Frau Dohm: „Woraus schließt das Herr Jacobi? Wahrscheinlich aus dem Umstande, daß eine so große Zahl von Frauen im Staatsdienst oder in der Stadtverwaltung eine auskömmliche Existenz gefunden haben!" Auf das große Wort: „Auch die schwierigsten Untersuchungen der Wissenschaft sind dem weiblichen Geschlecht keineswegs unzugänglich," erwidert Frau Dohm: „Damit kann der Herr Professor nur das Eine meinen, nämlich daß die Männer ihre Bücherschränke nicht verschließen. Und in der That geschieht das auch nur ausnahmsweise. Mit einigem Aufwande von Energie können Damen selbst öffentliche Bibliotheken benutzen; sämmtliche Kunstsammlungen sind ihnen zugänglich u. s. w. Ach, Herr Professor, das Alles nützt den Frauen ganz und gar nichts. Sie würden vor diesen Schätzen stehen, wie ein Dieb vor einem Arnheim'schen Geldschrank: den Schlüssel hat er in der Hand, — das Geheimniß des Schlosses enträthselt er nimmer: nur dem Besitzer ist es bekannt." — Allerdings haben es beide Männer, gegen welche Frau Dohm in die Schranken getreten, ihr oft sehr leicht gemacht. Es ist gar nicht zu glauben, mit welchen Plattheiten namentlich der Herausgeber des „Wochenblattes für Stadt und Land" die von ihm aufgestellte absurde Theorie vertheidigt: „Den Frauen gelehrte Bildung zu geben, ist eine Erniedrigung der Frauen aus einer viel edleren Sphäre heraus, und neben der Verschraubung der Frauen zugleich eine Beraubung der Männer, die in ihrer eigenen Wissens-Plackerei darauf angewiesen sind, eine Erquickung an der ungelehrten und deshalb sehr oft klügeren oder weiseren Frau zu haben!"

Wir empfehlen die Schrift der Frau Dohm als einen sehr anziehenden Beitrag zur Aufdeckung der würdelosen, socialen Anschauungen jener kleinen, Gottlob! nicht mehr allmächtigen Partei, welche Preußen und Deutschland Jahrzehnde lang in ihrer geistigen Entwickelung zurückgehalten und die jetzt auch wieder im Bunde mit den ultramontanen Dunkelmännern Alles aufbietet, um Preußen und Deutschland auf den Standpunkt des Jahres 1851 zurückzubringen.

*) Was die Pastoren von den Frauen denken. Von Hedwig Dohm. Berlin, Reinhold Schlingmann, 1872. (66 S.)

Ein vlamisches Blatt (De Kerels) macht darauf aufmerksam, daß, während dem großen französischen Theater in Brüssel für das Jahr 1872 von Seiten des Gemeinderathes dieser Hauptstadt eine erhöhte Subvention von 100,000 Fr. bewilligt worden sei und der König der Belgier aus seiner Civilliste nicht weniger als 104,000 Fr. für dasselbe Theater jährlich auszahlen läßt, dem Theater der Mehrheit der Nation, der Vlamingen, die gerade jetzt sehr fruchtbar an guten dramatischen Productionen seien, nicht Ein Cent aus jenen beiden Quellen zufließe. Ein anderes vlamisches Blatt (De Zweep) weist mit entschiedener Mißbilligung darauf hin, daß die Franzosen, die an der Spitze der Verwaltung des Théâtre de la monnaie, des Park-Theaters und des „Alcazar" in Brüssel stehen, dramatische und musikalische Aufführungen zum Besten der in Frankreich stattfindenden Sammlung zur Abtragung der Kriegscontribution an Deutschland und zur Befreiung Frankreichs von den deutschen Truppen veranstalten. Die Zweep fragt mit Recht, ob das Deutsche Reich nicht in solchen Demonstrationen einen Bruch der belgischen Neutralität erblicken könne und selbst mehrere französisch geschriebene Journale Brüssels stimmen dem vlamischen Blatte hierin bei.

Wir entnehmen dem Trübner'schen Reporter interessante Notizen über eine Vervielfältigung des arabischen Koran, welche, allen muhamedanischen Schwierigkeiten zum Trotz, kürzlich in Konstantinopel und England bewirkt worden ist. Gedruckte Ausgaben dieses bisher nur in Handschriften, die von frommen Imams angefertigt waren, unter den Gläubigen circulirenden Buches erlaubt das Gesetz des Islams nicht; kein Giaur, kein Ungläubiger darf durch Berührung seiner Hand dieses, oder überhaupt ein religiöses Werk der Muhammedaner beflecken. Ein unternehmender Mann, Kemal Bey, dem jedoch eine ganze Partei muhammedanischer Fortschritts-Männer zur Seite steht, hat nun jenes lästige Monopol der rechtgläubigen Buchhändler Stambuls auf geschickte Weise zu umgehen und allen ihren Reclamationen die Spitze abzubrechen gewußt: er hat ein berühmtes Exemplar des Koran, eine vor 200 Jahren durch Hafiz Osman angefertigte Abschrift des Manuscriptes des gelehrten Al Kari, nicht durch Druck, sondern durch Photographie vervielfältigt. Auf die Sonne, die Hauptarbeiterin in dem Proceß, konnte nun doch das Verbot „ungläubiger" Arbeitskräfte bei der Herstellung des heiligen Buches nicht angewendet werden. Das Copiren der Platten wurde dann freilich doch, da in Stambul die Gelegenheit dazu fehlte, von englischen Giaurs in England ausgeführt; Kemal Bey hat alle Hindernisse bewältigt; er hat sich die Atteste von zehn Mollahs und einen Firman ausgewirkt, der die Importirung der Bücher gestattet, und ferner einen Buchhändler zum Verkauf derselben engagirt. Vom Sultan und von vielen vornehmen türkischen Herren sind Bestellungen eingelaufen, und Kemal Bey ist mit dem Erfolge seines Unternehmens so zufrieden, daß er den englischen Chemiker Mr. Fenworth aufgefordert hat, die Leitung einer Factorei zu übernehmen, in welcher Werke für Erziehung und Volksbildung nach dem oben erwähnten System hergestellt werden sollen.

Just published

GEORGE ELIOT'S NEW NOVEL

MIDDLEMARCH

BOOK 1 — MISS BROOKE

20 Sgr.

forming Vol. 1 of

ASHER'S COLLECTION OF ENGLISH AUTHORS.

COMPYRIGHT EDITION

[BOOK 2 — OLD AND YOUNG, TO BE PUBLISHED SHORTLY]

A. ASHER & Co., UNTER DEN LINDEN, BERLIN

and all Booksellers. (36)

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Einfluß der Wohnung auf die Sittlichkeit.

Eine moralstatistische Studie über die arbeitenden Klassen der Stadt Paris

von

Dr. **Etienne Laspeyres**, ordentl. Professor der Statistik an der Universität Dorpat.

Mit 42 Tabellen. gr. 8. geh. 2 Thlr. (37)

Für die Untersuchung einer der wichtigsten sozialen Fragen ist dieses Werk epochemachend.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist jetzt vollständig vollständig zu erhalten: (38)

Des Generals Carl von Clausewitz

Hinterlassene Werke über Krieg und Kriegführung.

Neue Auflage. Zehn Bände. Mit Karten und Plänen. Preis: 12 Thlr.

In 5 Halbfranzbände gebundene Exemplare (Preis 14 Thlr.) sind vorräthig.

Ueber den Inhalt und die Bedeutung dieses Meisterwerkes der militärischen Literatur sowie über die Ausstattung desselben und den Preis der einzelnen Bände giebt ein Prospekt Auskunft, der von jeder Buchhandlung zu erhalten ist. Auf direkte Anforderung sendet die Verlagsbuchhandlung denselben bereitwilligst an die aufgegebene Adresse.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) **in Berlin.**

Festgeschenk für Damen.

Luise, Königin von Preußen.

Vierte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Mit dem photogr. Bildniß der Königin.

Miniatur-Ausgabe. in Reliefband mit Goldschnitt 2 Thlr.

Mit dem Portrait-Medaillon unter Glas eleg. gebd. 2 Thlr. 15 Sgr.

Das in Photographie wiedergegebene Brustbild der Königin nach einer Büste von Gottfried Schadow übertrifft an Lieblichkeit und Anmuth alle sonstigen Bilder. (39)

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.) (40)

Archiv für Anthropologie.

Zeitschrift für Naturgeschichte und Urgeschichte des Menschen.

Organ

der

deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Herausgegeben von Baer, Desor, Hellwald, His, Lucae, Rütimeyer, Schaaffhausen, Semper, Virchow, C. Vogt und Welcker.

Redaction: **A. Ecker, L. Lindenschmit**

und der Generalsecretair der deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Fünfter Band, erstes Vierteljahrsheft. 4. geh. Preis 3 Thlr. 10 Sgr.

Als Festgeschenk für Gebildete empfohlen.

Auswahl

aus den (41)

Kleineren Schriften von Jacob Grimm.

1871. Velinpapier. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr., in Leinwand gebd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Eine höchst dankenswerthe Gabe sind die kleineren Schriften von Jacob Grimm, hauptsächlich dankenswerth, weil sie neben ihrem wissenschaftlichem Gehalte auch für das Gemüth so wohlthuend sind. Wir legen absichtlich besonders darauf Gewicht, indem wir das Buch nicht bloß von Gelehrten gelesen wünschen. Illustrirte Zeitung.

Grimm's eigener Stil fesselt uns unwiderstehlich durch seine frische Naturwüchsigkeit; die Lektüre seiner Schriften muthet uns an wie eine Fußwanderung durch Wald und Feld. Z. f. Gymnasialwesen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Grammaire syntaxique de langue française

à l'usage

des écoles supérieures de l'Allemagne.

Par **Charles Noël.**

8. Geh. 24 Ngr.

In einem verhältnissmässig engen Rahmen bietet der Verfasser, Professor der französischen Sprache und Literatur an der Polytechnischen Schule zu Wien, eine vollständige französische Grammatik und Satzlehre für den höhern Unterricht.

Ein besonderes Heft bringt die Uebersetzung der in der Grammatik vorkommenden Uebungsaufgaben, unter dem Titel: (42)

Clé des thèmes, ou Partie du maitre.

8. Geh. 10 Ngr.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin sind erschienen:

Abel (Dr. C.), Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise. 8. geh. 5 Sgr.

Brugsch (Dr. H.), Wanderung nach den Natronklöstern in Aegypten. 16. geh. 6 Sgr.

Buff (H. L.), Ueber das Studium der Chemie. 8. geh. 5 Sgr.

Förster (Dr. W.), Johann Keppler und die Harmonie der Sphären. 8. geh. 8 Sgr.

Grimm (Jacob), Rede auf Schiller. Vierter Abdruck. Velinpapier. 8. geh. 6 Sgr.

Jähns (Max, Hauptmann), Volksthum und Heerwesen. gr. 8. geh. 7½ Sgr.

Lazarus (Prof. M.), Ueber den Ursprung der Sitten. Zweiter Abdruck. 8. geh. 8 Sgr.

Michelhaus (H.), Ueber die Lebensbedingungen der Pflanze. 8. geh. 5 Sgr. (43)

Seit Anfang d. J. ab erscheint im unterzeichneten Verlage und ist durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten zu beziehen: (44)

Die gefiederte Welt.

Zeitschrift

für

Vogelliebhaber, -Züchter und -Händler.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Ruß.

Alle 14 Tage eine Nummer in 4o.

Preis vierteljährlich 15 Sgr.

Probenummern und Prospecte durch alle Buchhandlungen.

Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.

Berlin, 86. Wilhelmsstraße.



Soeben erschien die erste Nummer des 21. Bandes. Probenummern sind in jeder Buchhandlung vorräthig. Abonnements werden durch jede Buchhandlung vermittelt. Preis pr. Bd. von 24 Nummern 3 Thlr. (45)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] ——— Berlin, den 2. März 1872. ——— [Nᵒ· 9.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Zur Geschichte des Berliner Zeitungswesens.*)

I.

Die ältere periodische Presse Deutschlands.

Das Zeitungswesen der Gegenwart hat seine Ausgangspunkte bis in die letzten Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts zurückzuleiten, und Deutschland, in so vielen Zweigen geistiger Entwickelung der Vorläufer aller übrigen Länder Europas, ist es, dem das Verdienst gebührt, auch hier allen anderen Nationen vorangeeilt zu sein. Bereits im Jahre 1493 wurde in Leipzig ein Flugblatt gedruckt, welches eine ausführliche Beschreibung der Bestattungs-Feierlichkeiten des in diesem Jahre mit Tode abgegangenen Kaisers Friedrich III. enthält. Die Krönungs-Feierlichkeiten des Kaisers Karl V., seine Kriege mit Franz I. von Frankreich, die Schlacht von Pavia u. s. w. riefen dann eine Menge von Flugblättern hervor. Mit der Zeit begnügte man sich nicht, ein einzelnes Ereigniß zum Gegenstand eines Blattes zu machen; man gab Zusammenstellungen interessanter Ereignisse; ein solches Blatt findet sich bereits im Jahre 1527.

Alle diese Blätter entbehrten indessen der Hauptmerkmale einer Zeitung im heutigen Sinne des Wortes, einer geregelten periodischen Aufeinanderfolge von einzelnen Nummern und des einheitlichen inneren Zusammenhanges der letzteren. Es waren Flugblätter, die, unabhängig eines von dem andern, je nach Stoff und Bedürfniß, jedes Einzelne ein Ganzes für sich bildend, in einem oder mehreren Quart-Blättern, meist ohne Nennung des Verfassers, erschienen. Ein besonders hervortretendes politisches Ereigniß, Kriege, Schlachten, Belagerungen, fürstliche Feierlichkeiten, wichtige Länder-Entdeckungen, daneben aber auch außergewöhnliche Natur-Erscheinungen, Kometen, Meteore, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Mißwachs, absonderliche Unglücksfälle boten im einzelnen Falle den Anlaß, ein Flugblatt in die Welt hinauszusenden. Von einer zusammenhängenden, fortlaufenden Darstellung der Tagesbegebenheiten auf eine längere Zeitperiode hin, war nicht die Rede. Man hatte für diese Blätter eine Menge der verschiedenartigsten Bezeichnungen; im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts kamen deren bereits folgende vor: Anzeig, Avis, Aviso, Bericht, Beschreibung, Brief, Felleisen, Kurier, Mär, Nachricht, Newes, Post, Postillon, Postreuter, Relation. Das Wort „Zeitung" gehört einer verhältnißmäßig sehr frühen Periode an; es kommt bereits in den ersten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts vor, hatte damals aber entschieden auch noch eine andere, allgemeinere Bedeutung.

Die Unzulänglichkeit dieser Form, Kenntniß von den Begebenheiten des Tages zu geben, trat auf die Dauer immer fühlbarer hervor. Wer durch Stellung oder Verhältnisse in die Nothwendigkeit versetzt war, den öffentlichen Angelegenheiten ein dauerndes Interesse zu widmen, dem konnten jene zusammenhanglosen, unbestimmt erscheinenden, noch dazu oft parteiisch einseitig gefärbten Flugblätter in ihrer Lückenhaftigkeit und Unzuverlässigkeit kein ausreichendes Mittel der Instruirung bieten. In diesen Kreisen kam man daher, um sich genauere und sicherere Kunde von den Ereignissen des Tages zu verschaffen, auf den Ausweg, an Orten, welche für die Beobachtung des Verlaufes der Tagesbegebenheiten besonders günstig gelegen waren, Agenten anzunehmen, denen die Verpflichtung oblag, über das, was sich in der Politik Wichtiges ereignete, an ihre Auftraggeber Bericht zu erstatten. Diese Agenten, deren Thätigkeit im Wesentlichen dem Wirkungskreise der heutigen Zeitungs-Correspondenten entsprach, mußten aber nicht nur für ihre Mühe honorirt, sondern auch für die im Interesse ihres Geschäftes gehabten Auslagen entschädigt werden, und dies verursachte einen so erheblichen Aufwand, daß dieser Weg, sich im Laufenden der Tagesereignisse zu halten, keineswegs von allen beschritten werden konnte. Gleichwohl bilden diese Berichte der von den Höfen angestellten Agenten, im Verein mit den seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in Brauch gekommenen Flugblättern, den Ausgangspunkt des deutschen Zeitungswesens.

Während auf der einen Seite die steigende Theilnahme des Publicums an den Dingen, die „draußen" vorgehen, das Bedürfniß regelmäßiger und zusammenhängender Mittheilungen über die Tagesbegebenheiten immer dringender fühlbar machte, wurde auf der anderen Seite der Wunsch rege, die großentheils sorgfältig gearbeiteten und objectiv gehaltenen Berichte der Agenten einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen und auf diesem Wege die öffentliche Meinung über die Irrthümer aufzuklären und zu berichtigen, welche die in der großen Mehrzahl den Charakter von Parteischriften tragenden politischen Flugblätter hervorriefen. Namentlich mußte die Zeit des dreißigjährigen Krieges mit ihrer Fülle außerordentlicher, wechselvoller und spannender Begebenheiten, deren tief eingreifender Einfluß bis in die untersten Schichten des Volkes empfunden wurde, das Bedürfniß, einen fortlaufenden Einblick in den Gang der Tagesereignisse zu erhalten, in vollster Klarheit hervortreten lassen.

*) Das hundertundfünfzigjährige Jubiläum der Vossischen Zeitung, des ältesten unter den periodischen Blättern Berlins, liefert uns den willkommenen Anlaß zur Mittheilung dieser Skizze, die zu dem lichtvollen, politischen Rückblik auf ihre Geschichte, aus der Feder ihres Hauptredacteurs, Dr. Hermann Kletke, (Beilage zur Vossischen Zeitung vom 23. Februar) vielleicht noch einige historische Ergänzungen darbietet. D. Red.

Jedoch entstand schon vor dem wirklichen Ausbruche des dreißigjährigen Krieges, wenngleich allerdings in der Zeit einer überall in Deutschland bemerkbaren Bewegung und Erregtheit, eine deutsche Zeitung in dem heutigen Sinne des Wortes. Es war dies das noch bestehende „Frankfurter Journal", das durch den Buchhändler Egmolph Emmel zu Frankfurt a. M. schon im Jahre 1615 begründet wurde und wöchentlich ein Mal erschien. Es ist dies nicht bloß die erste regelmäßige deutsche Zeitung, sondern die erste Zeitung der Welt überhaupt. Ihr folgte bereits 1616 eine zweite, in nummerirten Blättern periodisch erscheinende Zeitung, die von dem Frankfurter Reichspostverwalter van der Birghden herausgegebenen „Postavisen", die spätere „Frankfurter Ober-Postamtszeitung", welche erst im Jahre 1866 mit dem alten deutschen Bunde schlafen ging. Diese beiden Unternehmungen fanden zwar in den nächstfolgenden Jahren mehrere Nachahmungen, — so 1618 in dem „Fuldaischen Postreuter"; 1619, oder vielleicht schon früher, in den zu Nürnberg und Hildesheim erscheinenden Zeitungen — der dann einbrechende Krieg bereitete jedoch den im Entstehen begriffenen Unternehmungen einen raschen Untergang, so daß nach Schluß des Krieges, mit Ausnahme der Frankfurter Blätter, keine eigentliche Zeitung in Deutschland erschien. Die erste Zeitung, die nach Herstellung des Friedens in Deutschland begründet wurde, war die Leipziger Zeitung (1660). Leipzig folgten sodann mit eigenen Zeitungen Breslau (1676), Hanau (1678), Lübeck (1692) und andere Städte. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erhielten dann fast alle größeren Städte in Deutschland eigene Zeitungen. Unter diesen verschiedenen Zeitungen waren die von Köln, Augsburg, Regensburg und Hamburg die verbreitetsten und gleichsam die Ströme, aus denen die kleinen Lokalblätter ihre Behälter speisten. In Regensburg gedieh die „Regensburger Postzeitung" besonders deßhalb, weil in jener Stadt zur damaligen Zeit der deutsche Reichstag residirte. Noch größere Verbreitung fand der seit 1716 in Hamburg erscheinende „Hamburger Correspondent", der zu Anfang des laufenden Jahrhunderts das verbreitetste Blatt Deutschlands, ja der Welt war; es war fast die einzige Zeitung, welche ihre Nachrichten aus fremden Ländern durch eigene Correspondenten bezog, und sie diente hinsichtlich des Auslandes den übrigen deutschen Zeitungen als Quelle.

Die erste Zeitung innerhalb der damaligen kurbrandenburgischen Lände erschien in Berlin, und zwar schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.*) Sie führte den Namen „Avisen" und wurde von dem „Botenmeister" ausgegeben, d. i. von demjenigen, der die Aufsicht über die Boten hatte, die zu jener Zeit die Posten ersetzten, und bei dem sie auch sämmtlich ihre Packete abliefern mußten. Von der Ankunft dieser Boten war auch die Ausgabe der Zeitung abhängig, die aus ihren Berichten und Briefen zusammengestellt wurde. Da nun aber diese Ankunft nicht immer mit gleicher Regelmäßigkeit erfolgen konnte, so konnten auch die ältesten Zeitungen selbst nicht regelmäßig erscheinen. Obwohl diese Berliner Avisen nur Auszüge aus anderen Zeitungen enthielten, erregten sie — wie Graf Schwarzenberg unter dem 5. November 1626 aus Wien berichtete — am kaiserlichen Hofe in Wien „ein ziemliches Mißfallen." „Es sei kein Ort im ganzen Reiche, — hieß es — da man so frei und schlimm schreibe gegen den Kaiser oder gegen Dero Armee, als in Berlin; allemal attribuire man der kaiserlichen Macht Verluste und dem Feinde Victoria." In Folge dieser Klage des Wiener Hofes rieth nun das Geh. Raths-Collegium dem Botenmeister, das Zeitungsdrucken auf eine Zeitlang ganz einzustellen, oder doch des Kaisers gar nicht zu gedenken. Kurfürst Georg Wilhelm aber rescribirte: es sei ihm lieber, daß man dasjenige ungedruckt lasse, was vermuthlich Offensive erregen möchte; doch könnte man denen, welchen die Avisen zugeschickt würden, das Ausgelassene beischreiben. Ob der Botenmeister diesen Rath des Kurfürsten befolgt, oder ob er seine Zeitung aufgegeben habe, ist unbekannt.

Am 23. Januar 1632 erhielt der Botenmeister (Postmeister) Veit Frischmann in Berlin von Neuem die Erlaubniß zum Druck und Verlag einer Staats-Zeitung, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung: „das nichts von Pasquillen, sie seien auch wider wen sie wollten, oder sonst etwas, so einen oder den andern, zumal Standespersonen anzüglich, darinnen sein soll." Diese Uebertretungsacte begründet zugleich die Befugniß der Postbeamten zum Debit der Zeitungen. Die Postämter mußten auch damals noch Zeitungsberichte machen, woraus die „Staats-Zeitung" vielfach ihre Nachrichten schöpfte. Diese Einrichtung (der Zeitungsberichte) hat über 200 Jahr bestanden und wurde erst 1848 abgeschafft. Die Berichte waren zuletzt ganz handwerksmäßig abgefaßt und ließen in ihrer Mehrheit an Dürre nichts zu wünschen übrig.

Eine regelmäßige Zeitung erhielt Berlin erst im Jahre 1655. Sie wurde von dem Buchhändler Christoph Runge herausgegeben und erschien ein Mal wöchentlich und zwar gleichfalls unter dem Titel „Avisen". Es wurde ihr seitens der Regierung ein kurfürstliches Druck-Privilegium ertheilt und außerdem ein eigener Censor (zuerst der kurfürstliche Cabinets-Secretair Fischer, 1659 der Geh. Rath Graf Dohna) bestellt. Doch trotz des Privilegiums und der landesherrlichen Censur wurden diese „Avisen" nach 17jähriger Dauer, im Jahre 1672, „aus politischen Ursachen" wieder unterdrückt. Erst 1690 gelang es dem Kurfürsten Friedrich III., dem späteren Könige Friedrich I., von Kaiser und Reich die Erlaubniß zur Erneuerung des Blattes zu erhalten. Während des Nichterscheinens der Avisen hatten einige andere Blätter sich in's Leben gewagt, so die seit 1655 wöchentlich vier Mal erscheinende „Berlinische einkommende Ordinari-Postzeitungen", seit 1677 der „Postillon" und die „Zeitungsfama". Alle enthielten die neuesten Tagesereignisse. — Die im J. 1690 erneuten Avisen wurden im J. 1706 wieder verboten; doch erhielt jetzt ein gewisser Lorenz vom König Friedrich I. die Concession zur Herausgabe einer Zeitung; aber auch diese wurde von König Friedrich Wilhelm I. in den beiden ersten Jahren seiner Regierung (1713 und 1714) unterdrückt und erst im J. 1715 ihr Erscheinen von Neuem erlaubt, wahrscheinlich weil der König wünschte, daß von den Thaten seines Heeres im Feldzuge gegen Karl XII. etwas bekannt werden möchte. Sie enthielt denn überhaupt nur Auszüge aus andern Zeitungen und unter dem Artikel Berlin alltägliche Begebenheiten und Executions-Anzeigen. Lorenz blieb im Besitze seines Privilegiums bis zum 8. Januar 1721, wo ihm der Druck seiner Zeitung plötzlich, bei einer fiscalischen Strafe von 300 Thalern, untersagt wurde.

*) Neben Berlin erhielten auch die meisten größeren Städte schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eigene Zeitungen; am frühsten Halle, Magdeburg, Stettin, Königsberg i. Pr., Potsdam (Potsdamscher Mercurius 1737—1739), Erfurt (1725), Wittenberg (1768). Zu Anfange dieses Jahrhunderts bestanden im preußischen Staate (in seinem damaligen Umfange) 23 politische Zeitungen und eine Handels-Zeitung.

Ein Naturkundiger über die Philosophie des Unbewußten.

Wenn der äußere Erfolg überall ein Kriterium des innern Werthes wäre, so würde man glauben können, daß Ed. v. Hartmann mit seiner „Philosophie des Unbewußten"*) endlich den Mittelpunkt der Welt getroffen hätte, während die früheren Schützen nach der Reihe ins Blaue geschossen haben. Denn er hat in kurzer Zeit eine große Anhängerschaft gefunden, wofür die drei Auflagen seines Buches in ebenso vielen Jahren einen ausreichenden Beweis geben. Sieht man sich aber sein Publikum genauer an, so findet man es aus jenen neutralen Regionen stammend, die sich namentlich durch die Versicherung locken ließen, daß ihrer hier eine Vereinigung von Philosophie und Naturwissenschaft warte, und die den Ausgleich und die Beruhigung bei demselben vor Allem schätzen. Die beiden Parteien dagegen, zwischen denen Hartmann vermitteln wollte, nämlich die Philosophen einerseits und die Naturforscher auf der andern, d. h. diejenigen, welche in der Sache doch vor Allem ein Urtheil haben müssen, haben ihn gleichmäßig desavouirt. Jene werfen ihm mit Recht vor, daß er die Prärogativen der Philosophie leichtsinnig aufgäbe, während den Naturforschern sein Buch nur ein mitleidiges Lächeln zu entlocken vermochte.

Es ist fast zu viel Ehre für dasselbe, daß Fr. C. Stiebeling in einer kleinen Schrift**) unternommen hat, die angeblich naturwissenschaftlichen Begründungen seines Systems Satz für Satz zu widerlegen. Zu viel Ehre, sagen wir, denn selbst einem Laien in der Naturwissenschaft mußte es klar werden, daß dieses Gemisch von Mißverständniß, Glauben und Aberglauben, welches Herr Hartmann für Wissenschaft ausgiebt, eben nichts vorstellt, als die Einkleidung eines Principes, welches wie diejenigen aller ähnlichen philosophischen Systeme, deducirt ist, und nicht inducirt, wie er glauben machen möchte. Gleich von vornherein debütirt Hartmann mit einem so groben philosophischen Fehltritt, daß uns ein Grausen ankömmt, über die Inconsequenzen, welche ein richtig speculativer Geist zu verwinden vermag. Er giebt nämlich zu, daß jenes dunkle Grundprincip seiner Philosophie, welches er in der Einleitung selbst nicht einmal im Stande ist, zu definiren, in der unorganischen Welt nicht gelte, sondern nur in der organisirten Natur. Das heißt denn doch mit klaren Worten: in demjenigen Theile der Natur, welchen man genau durchforscht hat, hat sich mein Princip gar nicht bewährt; desto sicherer behaupte ich seine Herrschaft auf dem Gebiete, welches noch nicht so vollständig durchsucht werden konnte, daß man es dort ebenso sicher auszuweisen vermocht hätte, wie aus jenem.

Hartmann's „Unbewußtes" hält sich vor Allem gern in jenen Tiefen, Schlupfwinkeln und finstern Räumen des menschlichen Seelenlebens auf, wo die Leuchte der Wissenschaft das verdächtige Gesindel der Ahnungen und Gespenster, des Od's und des Mesmerismus noch nicht vertrieben hat, also an denselben Punkten, die schon früher zu oft wiederholten Malen zur Brücke zwischen Glauben und Wissen haben dienen sollen. Es ist also nur eine neue Einkleidung alter glücklich überwundener Versuche, und das Unangenehmste bei der Sache bleibt, daß man beim Lesen des Hartmann'schen Buches meistens von dem Eindrucke einer sophistischen Methode verfolgt wird, so daß man herauszufühlen meint, es sei gegen besseres Wissen und zum Selbstbetruge verfaßt. Anders sind einige höchst kunstvolle Begriffsverdrehungen kaum zu erklären.

Näher auf die Stiebeling'sche Schrift einzugehen, die Kritik einer Kritik zu schreiben, haben wir keine Veranlassung. Es genüge zu sagen, daß der Verfasser den Standpunkt der heutigen Wissenschaft würdig vertritt, und daß die Widerlegungen der Hartmann'schen Schlüsse durchweg klappen. Es ist zu erwähnen, daß bei Gelegenheit der Instinct-Frage, die in Hartmann's Philosophie eine große Rolle spielt, Stiebeling sich auch über die Darwin'sche Auffassung derselben verbreitet, und die Erblichkeit gewisser geistiger Errungenschaften, wie uns scheint, aus unzureichenden Gründen leugnet. Doch dies nur nebenbei. Auf eine ausführliche Kritik der Philosophie des Unbewußten hat sich der Verfasser gar nicht eingelassen, sondern ihr nur die Fundamente weggezogen, so daß sie nun so gut wie die Systeme Fichte's, Schelling's und Hegel's in den speculativen Höhen schwebt, wo sie hingehört. Natürlich hat sie nun vor jenen den Nachtheil eines Mangels an soliden Anknüpfungspunkten; im Uebrigen erkennt man dadurch um so leichter, daß das Unbewußte gar nichts Anderes ist, als das Längstbewußte, Alles schon Dagewesene.

Die Moral aber von der Geschichte heißt, man versuche nicht zwei Gebiete zu vereinigen, die einander negiren. Wozu forschen, wenn wir Alles aus uns wissen können; wozu philosophiren, wenn wir damit dem Kerne der Sache doch nicht näher kommen? Dieses zweien Herren Dienen, wegen dessen Hartmann sich förmlich bei den Dialectikern entschuldigen zu müssen glaubt, da er sich in Unterhandlungen mit jenen ungeschulten Denkern einlasse, oder ihnen vielmehr zeigen wolle, wie das Ding anzugreifen sei, konnte keinen anderen Erfolg, als die von beiden Seiten eingetretene Desavouirung haben.

Wir können jedem Anhänger der Hartmann'schen Lehre, sowie auch ihrem Urheber selbst, nur empfehlen, das kleine Schriftchen durchzulesen, und bedauern aufrichtig, daß es nicht das Format des Hartmann'schen Buches besitzt, da man es sonst als „Nothwendige Erläuterung zum ersten Abschnitt, nebst Verzeichniß der Errata" hinten anbinden lassen könnte.

Ernst Krause.

*) Dritte, beträchtlich vermehrte Auflage. Berlin, Carl Duncker (C. Heymons), 1871. (824 S. gr. 8.)

**) Naturwissenschaft gegen Philosophie. Eine Widerlegung der Hartmann'schen Lehre vom Unbewußten in der Leiblichkeit. Von Fr. C. Stiebeling. New-York, L. W. Schmidt. 1871. 12. 154 S.

Arbeiten elsässischer Gelehrten.

Edda-Forschungen von Bergmann.*)

Der gelehrte elsässische Sprachforscher und Literarhistoriker Friedrich Wilhelm Bergmann, bisher Dekan der literarischen Fakultät an der früheren Straßburger Akademie, ist einer der umfassendsten Gelehrten, welche das moderne Elsaß hervorgebracht hat, denn er ist ein ebenso bedeutender und gründlicher Kenner des Dante, als der nordischen, d. h. der skandinavischen und altgermanischen, wie der englischen Literatur, zumal Shakespeare's. Eine Hauptfundgrube seines gewaltigen Schatzes an Wissen hat er in einem Werke niedergelegt, das einen Theil der jüngeren (prosaischen) Edda des isländischen Geschichtschreibers Snorri Sturluson, nämlich die Gylfa Ginning, d. h. die Bezauberung Gylfi's, eines mythischen Finnen-Königs, behandelt.

*) La fascination de Gulfi (Gylfa Ginning), traité de mythologie scandinave composé par Snorri fils de Sturla, traduit du texte norrain et expliqué par Frédéric-Guillaume Bergmann. 2e. édition. Strasbourg, Paris et Genève, 1871. XII et 371 pag. gr. in-8.

Dieses Stück der Edda enthält eine vollständige Entwickelung der skandinavischen Mythologie, indem Snorri seinen Helden Gylfi zu Odensee auf Fünen, dem Sitze Odin's, dem Letzteren, wie zwei anderen „Asen", alle Geheimnisse des nordischen Götterkultus abfragen läßt. Bergmann's Werk, das nun schon in zweiter, mit einem Repertorium bereicherter Auflage vorliegt, besteht aus einer kulturhistorischen Einleitung, einer wörtlichen französischen Uebersetzung des Textes von Snorri und einem fortlaufenden kritischen Commentar, dem noch eine Reihe von Zusatz-Noten angehängt ist.

Da das Buch 1861 zuerst erschien und die zweite Auflage im Spätsommer 1870 vollendet ward, darf Niemand über die französische Form der Darstellung sich wundern, zumal der Verfasser, gerade, weil er an der Spitze der literarischen Fakultät stand, den herrschenden Einflüssen gegenüber sich nicht wohl eines anderen Ausdrucks bedienen konnte. Er hat den ganzen Erlös seiner Arbeit der neuen Straßburger Bibliothek und das Werk selbst dem Andenken einer Reihe von Gelehrten gewidmet, unter denen wir auch Dahlmann und Otfried Müller begegnen.

Neben der eingehenden Schilderung der nordischen Sagenwelt verdient nicht minder der etymologische Theil wegen der Menge oft überraschender Gesichtspunkte, die er eröffnet, sorgfältige Beachtung. Es wird hier unseren Germanisten nicht an Stoff zu mannigfachen Erörterungen fehlen, deren Mittelpunkt Bergmann's Hypothese vom Ursprung der germanischen Völker bilden wird. Denn die Annahme, die Geten (nicht zu verwechseln mit den Gothen) hätten dereinst die Abkunft der Germanen und Slaven mit den Scythen vermittelt, ist der Hintergrund aller kulturhistorisch-etymologischen Beweisführungen des Autors. Diesen wichtigen Punkt näher zu erörtern, verbieten uns Raum und Ort. Wir möchten aber den Wunsch hinzufügen, daß der gelehrte Erklärer der Gylfa Ginning in einer eigenen deutschen Bearbeitung seines Werks den Kampf um seine Hypothesen noch einmal durchfechten möge! Die deutsche Sprache schmiegt sich enger an dergleichen Stoffe an und begünstigt nordisch-germanistische Untersuchungen schon durch die Wahlverwandtschaft des lebendigen Wortes. T. v. B.

Frankreich.

Zur päpstlichen Unfehlbarkeit.

Abbé Michaud und die katholische Revolution.*)

Das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit ist, wie es scheint, siegreich in den Massen, und die schon bei dem vorhandenen Glaubens-Inventar ziemlich hohe Scheidewand, welche diese Massen von den Freunden der religiösen Aufklärung trennt, ist leider an Höhe und Festigkeit noch gewachsen. Immer schroffer spitzen sich die Gegensätze zu: Hier ein Glaube, der die Wissenschaft verschlingt, der den Geist knechtet, indem er ihm Unglaubliches zumuthet, dort eine Wissenschaft, welche jeder Religiosität spottet und die wahre Religion von ihrem Zerrbild nicht zu unterscheiden weiß oder gewillt ist. Und doch hatte es anfangs den Anschein, als sollte gerade aus dieser maaßlosen Ausschreitung der Jesuiten, welche das letzte Concil sanctionirt hat, die freie nationale Kirche, besonders in Deutschland, sich herausbilden.

Die katholische Wissenschaft war es endlich müde geworden, das Joch der römischen Hierarchie zu tragen, immer auf's Neue die Resultate der Wissenschaft dem Hochmuth der Curie zu opfern; allzulang hatte sie sich gebeugt, allzuweit den kirchlichen Gehorsam getrieben: die Schule von Hermes hatte sich von ihrem Meister losgesagt, weil die in Rom kaum verstandenen Bücher dieses Denkers auf den Index waren gesetzt worden; Günther, der, damit die Kirche nicht in dumpfer Gläubigkeit erstické, durch eine schmale Spalte den Lufthauch der Philosophie in dieselbe leiten wollte, mußte diese enge Spalte schließen, weil die italiänischen Priester, selbst in dieser matten Philosophie, zwar keine Gefahr für ihre Kirche, aber für ihre Pläne witterten. Ja, die katholischen Gelehrten gingen noch weiter. Um die Jesuiten zu entwaffnen, um dem Papst sein Mißtrauen gegen die Deutschen zu benehmen, und ihn von den Ultramontanen weg zu sich hinüberzuziehen, erklärten sie im Jahre 1863, Döllinger an ihrer Spitze, die völlige Unterwerfung unter Rom, und der heilige Vater sandte den gehorsamen Söhnen seinen Segen.

Aber der Schlag, den sie damit abwenden wollten, er fiel dennoch, diese Demuth hatte nur den Muth der Curie erhöht; das Dogma der Infallibilität wurde dennoch verkündet von einer Majorität ungebildeter Prälaten gegenüber der Einsprache und den inständigen Bitten der Bischöfe, welche das civilisirte Europa vertraten. Dieser letzte Schlag electrisirte die gelehrte Welt des katholischen Deutschland; es war der Schmerzensschrei einer bis auf's Blut gemarterten Wissenschaft, von der man jetzt, nachdem sie so Vieles um des Friedens willen geopfert hatte, geradezu verlangte, sie solle sich selbst entleiben. Denn wozu ist noch die Forschung auf dem Gebiete der Religion nütz, wenn es, wie Veuillot sich ausdrückt, zu Rom einen Menschen giebt, der den Gedanken Gottes trägt? Diese Bewegung fand natürlich überall die lebhaftesten Sympathieen; vergessen war, daß gerade die Führer der Bewegung so oft das Recht des Geistes preisgegeben und verleugnet hatten; und was besonders Theilnahme weckte, das war die frohe Hoffnung, es werde sich eine nationale katholische Kirche herausbilden, die nicht mehr das Auge über die Berge schweifen läßt, sondern in der Heimat den Mittelpunkt ihrer Kraft findet. Manchem Patrioten schwebte wohl auch als sonniger Zukunftstraum der Gedanke vor, es werden die Geistesströme, welche jetzt sowohl im Protestantismus wie im Katholicismus wieder in frischeren Fluß gerathen, sich begegnen und zu einer allgemeinen Nationalkirche vereinigen. Der Gedanke einer Wiedervereinigung der christlichen Sekten, den jetzt Döllinger in einer Reihe von Vorträgen mit so viel Gelehrsamkeit abhandelt sollte, so hofften Viele, wenigstens für Deutschland, in einer dem modernen Bewußtsein entsprechenden Form verwirklicht werden. Denn es ist wohl unzweifelhaft, das wesentlichste Moment der Trennung, welches gerade wegen der Minderheit der Katholiken im deutschen Reich durch keine noch so strenge Parität beseitigt werden kann, wäre damit geschwunden, und das schwierigste Problem, welches der jetzige Zustand der deutschen Staatskunst aufgiebt, aus der Welt geschafft.

Diese Hoffnungen haben sich nicht erfüllt; wohl haben die gelehrten Herren eine gewaltige Regsamkeit entwickelt, und da ihnen fast die ganze deutsche Presse zu Dienste stand, in den gebildeten Kreisen Verständniß und Interesse für die einschlagenden

*) Guignol et la révolution dans l'église romaine. J. Veuillot et son parti condamnés par les archevêques et les évêques de Paris, Tours, Orléans etc., par M. l'abbé M. Michaud. Paris, 1872.

dogmatischen Fragen erzeugt; aber einen tieferen, Sekten bildenden Einfluß auf das Volk haben diese Herren nicht ausgeübt; die Oberfläche wurde leicht gekräuselt von den Steinen, die die Agitatoren in die große Fluth warfen; aber einen Sturm, daß die Volkskraft in ihren Tiefen aufgebraust wäre wider Roms Vergewaltigung, vermochten sie nicht hervorzurufen; das läßt sich schon heute übersehen, und es war gewiß nicht zufällig, daß der Deutsche Reichskanzler in seinen großen Reden wider die Ultramontanen die Infallibilität jetzt officiell gelten ließ, während früher die Haltung der preußischen Regierung diesem Dogma gegenüber eine ungünstige war und hin und wieder die Staatsgefährlichkeit derselben betont wurde. Der Kanzler hatte aber die Erfahrung gemacht, daß die Altkatholiken nur ein winziges Häuflein im Lande bilden; die Infallibilität, die noch vor einem Jahre als ein Partei-Dogma gelten konnte, war, weil nur schwacher Widerspruch aus den Reihen des deutschen katholischen Volkes sich dagegen erhob, ein Dogma der katholischen Kirche geworden.

Woher kommt es nun, daß eine so berechtigte und von so besonnenen Männern geleitete Bewegung, die noch obendrein von den staatlichen Gewalten begünstigt wurde, fast erfolglos im Sande verlaufen ist? Das Buch des Herrn Michaud giebt darauf eine völlig ausreichende Antwort. Der französische Priester beschäftigt sich allerdings nur mit den Zuständen seines Landes; aber was in Frankreich geschah, der Abfall der Bischöfe von ihren vor und auf dem Concil vertretenen Ueberzeugungen, die völlige Unterwerfung unter die Befehle einer Partei, für die sie früher nur Hohn, Spott und Verachtung gehabt hatten — der Abfall war auch in Deutschland eingetreten, und der Bewegung fehlte sonach der einzige auf's Volk wirksame Factor.

Dieser Abfall ist in der französischen Kirche noch merkwürdiger, als in der deutschen; denn während die deutschen Prälaten bei der religiösen Zerrissenheit unseres Landes sich gern an Rom lehnten und die Curie als Schutzwehr gegen etwaige Ansprüche des Staates betrachten, war die gallikanische Kirche stets stolz auf ihre Geschlossenheit, eifersüchtig auf ihre Privilegien gewesen. Wie in Politik und Literatur, so hatten auch in der Kirche die Franzosen eine bevorzugte Stellung. Bossuet's großer Name, der den Ultramontanen, trotzdem er später sein Werk, die gallikanische Declaration, nicht in vollem Umfang aufrecht erhielt und dem Drängen mehr seines bigotten Königs Ludwig XIV. als des Papstes nachgab, so verhaßt ist, weil er bei alledem sich und dem französischen Episcopat einen großen Spielraum, eine vom päpstlichen Stuhl unabhängigere Wirksamkeit eroberte, hatte immer in der französischen Geistlichkeit einen trefflichen Klang. Allerdings hatte sich auch dort aus den gelehrigen Schülern der Jesuiten eine Partei herausgebildet, die in Rom ihr erstes Vaterland sah, in Frankreich erst ihr zweites; in der Presse ist diese Partei schon seit langer Zeit hauptsächlich durch den Univers vertreten, dessen Redacteur, Louis Veuillot, offenbar einer der geistreichsten Publicisten des jetzigen Frankreichs ist. Gegen ihn richten sich eine ganze Reihe von officiellen Aktenstücken, die Herr Michaud zur Kennzeichnung des französischen Clerus gesammelt und auf's Neue edirt hat. In den schärfsten Ausdrücken verdammen die hochwürdigen Herren, in vorderster Reihe die Bischöfe von Paris und von Orleans, die Richtung, die Taktik, die Haltung, den Stil Veuillots. Msgr. Guibert, zur Zeit Erzbischof von Paris, vergleicht ihn — kann es im Munde eines katholischen Prälaten ein schlimmeres Schimpfwort geben? — mit Luther, welcher Vergleich allerdings so ganz zutreffend wohl nicht sein möchte; ein anderes Mal wird er als ein Charlatan, als maßlos, überspannt und unwissend bezeichnet. Nur selten fließt eine schwache, lobende Erwähnung seines Eifers und seines Talentes in die Fluth von Schimpfworten, die über ihn ausgegossen wird.

Die Hauptvorwürfe, die gegen ihn erhoben werden, möchten allerdings auf nicht kirchliche Gemüther wenig Eindruck machen, und beweisen nur, daß Veuillot die Taktik vortrefflich verstand. Veuillot, der es wußte, daß der niedere Clerus die Oberherrschaft der Bischöfe zuweilen bitter empfand, versuchte diesen dadurch zu gewinnen, daß er die Würde des Episcopats herabdrückte, dagegen den obersten Bischof zu Rom über die Maßen erhob; dadurch gewann er die Sympathien dieser Klasse, die wohl würdigte, daß ein so fern wohnender Herr nicht gefährlich war. „Der Zar ist weit", das beruhigt ja auch in Rußland so manchen, der kein reines Gewissen hat. Aber gerade diese Seite der Agitation Veuillot's war in hohem Grade berechtigt; und wenn ferner gerügt wurde, daß Veuillot als Laie in kirchliche Dinge dreinspreche, so wird diese Rüge innerhalb der Hierarchie mehr Anklang finden als außerhalb derselben. Nicht, daß Veuillot das Gewicht des Laien-Elementes und der niederen Geistlichkeit stärker hervorhob, sondern daß die größere Bedeutung, welche er diesem vindicirte, im Grunde nur ein Strategem war, um den Clerus zu spalten und Rom das Spiel, die völlige Unterwerfung der Katholiken zu erleichtern, stempelt seine Thätigkeit zu einem Attentat wider die geistige Freiheit. In dem Processe des Episcopats gegen Veuillot, so weit hier die Akten vorliegen, würden die Bischöfe auch vor dem Tribunal der gesunden Vernunft den Kurzeren ziehen; non iis qui zelum et ingenium habent jus Ecclesiam regendi competere, sed illis tantummodo quibus a Christo data est potestas, diese Worte, welche unzählige Mal in den bischöflichen Schriftstücken variirt werden, machen klar, daß der Kampf zwischen Ultramontanen und Anhängern des Gallikanismus ein Streit um die Herrschaft, nicht ein Streit um die Freiheit war.

Aber nicht nur vor dem Tribunal der gesunden Vernunft, auf dessen Urtheil so hochgestellte Prälaten vielleicht wenig Gewicht legen, auch vor dem der Geschichte haben die Bischöfe den Proceß gegen Veuillot verloren. Und das macht ihnen Michaud zum schweren Vorwurf. Wenn Michaud Herrn Veuillot als die Seele des Concils bezeichnet, so wird er hierin von den im Tagebuch des Prof. Friedrich niedergelegten Beobachtungen unterstützt. Es lag Wahrheit darin, wenn Veuillot in Rom sagte: ich gehe nicht fort von hier ohne mein Dogma in der Tasche zu haben. Die Minderheit der Bischöfe, welche wohl hundert Millionen civilisirte Katholiken repräsentirte, war ungebührlich schwach gegen die Prätenstonen der Curie; als eine Geschäftsordnung eingeführt wurde, welche die Minderheit terrorisirte, seufzte Darboy, der Erzbischof von Paris, daß die französische Regierung mitleidlos die Unterdrückung des Episcopats zuließ, während sie doch die geringste Unbill, welche einfachen französischen Bürgern in Rom widerführe, auf's strengste ahnden würde; aber hatten sie denn nicht die Bischöfe selbst an der Hand, sich Recht zu verschaffen? konnten sie, die die Hälfte und die civilisirte Hälfte der katholischen Christenheit vertraten, nicht ihre Veto einlegen gegen die Vergewaltigung durch eine Majorität, welche vom Papste abhing, die eigentlich eine Lüge war, da sie zum größten Theil von Bischöfen in partibus, von Generälen ohne Armeen gebildet war.

Das war die Klippe, an welcher die sog. altkatholische Partei scheiterte; die Schwäche der Gegner bildete die Stärke der Ultramontanen. Die Bischöfe scheuten den Eclat, fürchteten für die Einheit der Kirche und unterwarfen sich. Frohschammer

sagt mit Recht, daß die Schulte, Michelis, Reinkens ohne Grund den öcumenischen Character des Concils bestreiten, da die Unanimität durch die nachträgliche Zustimmung des deutschen und französischen Clerus hergestellt sei; daß selbst die Klagen über die Geschäftsordnung, welche vor Kurzem auch in diesen Blättern besprochen worden sind, keinen Sinn haben, da die Minorität sich ohne entschiedenen Protest ihr gefügt hat. Aber Herr Michaud fragt eben die früher dissentirenden Bischöfe, wie sie denn über Nacht zu der neuen Einsicht gekommen? Erzbischof Darboy sagte, wie Michaud aus einer Privatunterhaltung citirt: „Als Soldat in der Armee müsse der einzelne Geistliche sich fügen, obgleich das Dogma albern sei; aber der Gehorsam, der in einer rein geistigen Körperschaft, wie die Kirche sie repräsentirt, verlangt wird, könnte eben kein blinder, erzwungener, der eigenen Ueberzeugung widersprechender, sondern muß ein freier sein." Das deutsche und französische Episcopat ist durch eigene Schwäche in eine entsetzliche Nothlage gebracht. Hier die Rücksicht auf die Einheit der Kirche, dort die Rücksicht auf die eigene Meinung, die man doch nicht ablegen kann wie ein Kleid. Welche Verwirrung der Gewissen, wenn die Bischöfe heut lehren, was sie gestern verwarfen; welche Verwirrung in der Kirche, wenn ihre Oberhirten mit dem obersten Oberhirten in Conflict geriethen; aber gerade dieser Conflict hätte eine Erscheinung gezeitigt, welche in unseren Tagen, wo Alles vom Pulsschlag des nationalen Lebens bewegt wird, für das religiöse Leben von erhöhter Wichtigkeit ist; es wären katholische Nationalkirchen entstanden, in denen die religiöse Gesinnung des Volkes ihre eigenthümliche Ausprägung gefunden hätte. War es die Furcht, daß der etwa ausbrechende Sturm nicht nur den Glanz der päpstlichen Curie vermindern, sondern auch die Mitren der Bischöfe von den Häuptern ihrer Träger schleudern könnte, die den Willen der Prälaten fesselte und ihnen einen würdelosen Frieden mit Rom dictirte?

Wir glauben bei den Meisten nicht an solche egoistische Motive; uns scheint es, als hätten die Prälaten mit der Unterwerfung ein Opfer gebracht, das auch ihnen das schwerere war; denn ist es ein Kleines, wenn Männer, die durch ihre Stellung vor Vielen hervorragen, Meinungen ächten und verfolgen, die sie im innersten Herzen theilen? Aber dieses Opfer, das kein edles, das kein ehrliches war, wem bringt es Gewinn, wenn nicht Jenen, die Jahrelang vom Clerus als dessen Gegner sind bekämpft worden? Der Erzbischof von Paris z. B. muß den Kanonikus Michaud seines Amtes entsetzen, weil er gegen die Ultramontanen Front macht und muß dieses Amt einem Andern geben, der wahrscheinlich die innersten Gesinnungen seines Oberhirten bekämpft. Heißt das nicht, sich zum Henker seiner eigenen Ueberzeugungen hergeben?

Zumal bei uns in Deutschland, wo das nationale Leben zu neuer herrlicher Kraft erwacht ist, welcher reiche Segen wäre erblüht, wenn ein deutscher Bischof, von denselben nationalen Impulsen, wie Döllinger, beseelt, sich an die Spitze der Bewegung gestellt hätte! Das katholische Volk, seit Jahrhunderten gewöhnt, seinem Oberhirten zu folgen, was wußte es von dem großen Münchener Gelehrten! Nur dem Bischof hätte es Heeresfolge geleistet. Wenn nun schon in Deutschland keine Hoffnung vorhanden ist, daß aus der Agitation eine dauernde und größere Kreise einschließende Gestaltung des kirchlichen Lebens hervorgehen werde, um wie viel weniger in Frankreich, wo die Opposition nur vereinzelt auftritt. Trotz der Leidenschaftlichkeit, mit welcher Herr Michaud sich Geltung zu verschaffen versucht, ist die Aussicht, daß er eine größere Schaar von Gläubigen um sich vereinen werde, sehr unbedeutend. Sein Brief an Mgr. Guibert, den Pariser Bischof, hat schon wegen der Kühnheit, mit der er das ganze Concil einem Possenspiel verglich, für einen Tag Sensation erregt, und sein Buch ist wegen der Documente, die es enthält, eine lehrreiche Lectüre. Es ist ein Abgrund, in den wir blicken; dieser leidenschaftliche Haß des Clerikers gegen seine Vorgesetzten, diese extravagante Verunglimpfung der einem Katholiken heiligsten Instanz, des Concils, wie sie wohl kein liberales Blatt gewagt; zu alledem eine Reihe von Versündigungen seitens des Episcopats, welche dieses Gebahren ihres Untergebenen nur allzuleicht erklären.

England.

Middlemarch, von George Eliot.*)

Ein neues Werk von George Eliot wird in England jetzt mit derselben Spannung erwartet, wie vor noch nicht langer Zeit ein neues Buch von Dickens. Und doch wie anders ist der Kreis der Empfindungen, in den George Eliot uns einführt! Einem neuen Roman von Dickens sah man mit so erheitertem Gesichte entgegen, wie dem Besuch eines herzlich geliebten, stets gern gesehenen Freundes, der neben dem Vergnügen, der Anregung, das seine Gegenwart uns bereitet, in uns das Gefühl zurückläßt, als habe er uns gebessert und belehrt, ohne daß er doch den leisesten Versuch gemacht hätte, uns anzupredigen. George Eliot muthet uns strengere geistige Arbeit zu; zwar werden auch die bloß Zerstreuung Suchenden sich ergötzen an ihren feinen Charakterschilderungen, den amüsanten Situationen, an den Zügen echten Humors, davon ihre Werke eine solche Fülle haben; dennoch fühlt man bald heraus, daß diese Dinge ihr nicht Zweck, sondern Mittel sind, und daß tiefere Probleme und Conflicte sie beschäftigen, und gewissermaßen zum Schreiben zwingen. Viele von den Gestalten, die Dickens uns vorführt, schienen nur um ihrer selbst willen da zu sein, hingestellt wie der Maler die seinen hinstellt, aus reinem Vergnügen an der Erscheinung; G. Eliot's Figuren aber haben nebenbei immer noch eine Aufgabe zu lösen, ihr erscheint das Leben als eine gewaltige Arbeit, an der jeder Einzelne seinen kleinen Antheil hat. So populär wie Dickens wird sie nie werden.

Trotz der eben erwähnten Eigenthümlichkeit, sind G. Eliot's Bücher durchaus keine Tendenz-Romane; ihre Menschen sind wirkliche, dem Leben nachgeschilderte Personen, keine Träger von Ideen oder bloße Typen, ihre Aufgaben: die urewigen alten und doch ewig neuen Conflicte zu schildern, die durch die Eigenthümlichkeiten, Leidenschaften, Wünsche und Schwächen der Menschennatur selbst bedingt werden. Auch Goethe erklärte ja, er könne keinen Roman mit einer Tendenz schreiben, er erzähle nur, wie es den und jenen Personen ergangen sei und lasse sie sich aussprechen, wenn daraus eine „Tendenz" sich ergebe, so geschehe es ohne sein Zuthun.

„Middlemarch, eine Studie des Provinziallebens", ist der Titel ihres neusten Buches, das auf acht Bände berechnet ist,

*) Middlemarch, a Study of Provincial Life. By George Eliot. Book I, Miss Brooke. (Berlin, Asher's Collection of English Authors. British and American Copyright-Edition, 1872.) Edinburgh, Blackwood. (Die billige deutsche Ausgabe ist sehr schön.)

von denen jedoch nur der erste uns vorliegt. Ein endgiltiges Urtheil also kann noch nicht abgegeben werden, doch macht das, was dieser erste Band bietet, jedenfalls auf die folgenden begierig. In der Vorrede deutet G. Eliot an, daß ihre Heldin eine jener Naturen sei, die der heiligen Therese gleichen, eine „leidenschaftlich ideale“ Seele, die „nach einem epischen Leben verlangt“. In unserer Zeit können solche Seelen nicht, wie jene spanische Frau es vor drei Jahrhunderten that, der in ihnen brennenden Flamme dadurch Ausweg verschaffen, daß sie Gründerinnen oder Reformatorinnen eines heiligen Ordens werden; nur zu oft zersplittert sich ihr äußeres Leben, da sie ihm hülflos und weltfremd gegenüberstehen, und Viele fallen jenem Loose anheim, das schon so manche große Seele betroffen hat, dem, der profanen Welt lächerlich zu erscheinen. Und die Welt hat auf ihre Art Recht. Sie sieht nur den Contrast, in dem die Absichten dieser Feuerseelen zu ihren Leistungen stehen, und was wirkt lächerlicher, als solch' ein Contrast zwischen Wollen und Können oder vielmehr Nichtkönnen? Ein Kind zu beobachten, das sich einen langen Säbel anschnallen möchte — wen zwänge das nicht zum Lachen? Auch Jean Paul schildert uns solche lächerlich ideale Figuren, aber wir fühlen bei ihm wie bei Eliot und bei jedem echten Humoristen heraus, daß hinter dem Lachen sich die gerührte Zuneigung verbirgt, mit der er an diesen Gestalten hängt.

Dieser erste Band von Middlemarch, „Miß Brooke“, enthält gewissermaßen nur die Exposition. Wir sehen Dorothea, ein schönes, reiches, junges Mädchen, erfüllt von heißem Durst nach erweiterter Erkenntniß und heiligem Drange, diese Erkenntniß zum Besten ihrer leidenden Mitmenschen verwerthen zu können. „Sie sehnte sich nach Etwas, das ihr Leben mit einem vernünftigen und zugleich heiligen (ardent) Thun erfüllen könne, und da die Zeit der leitenden Visionen und der Beichtväter vorüber war, da das Gebet nur ihr Sehnen erhöhte, ihr aber keine Belehrung gab, zu welcher andern Leuchte konnte sie sich wenden, als der der Wissenschaft?“

Sie wird von ihrer Umgebung nicht verstanden und versteht sich selber nicht; so kommt es, daß sie ihre Hand einem höchst gelehrten — Pedanten reicht, einem Prediger, der ein großes Werk über den gemeinsamen Ursprung aller Mythologieen zu schreiben denkt, dessen Vorarbeiten sein halbes Leben erfüllt haben. Der Gedanke, an diesem Werke, das unermeßliche Schätze des Wissens aufschließen muß, mithelfen zu können, wenn auch nur in der Weise eines Handlangers, erfüllt Dorothea's Gemüth mit seligen Entzückensschauern; dies hält sie für Regungen der Liebe und heiratet in vollster Illusion den steifleinenen Mr. Casaubon. Dieser ältliche Pedant ist ganz vortrefflich geschildert, ohne jede Carricatur und doch so ergötzlich. Folgendermaßen macht er seine Liebeserklärung.

„An dem Morgen ehe er abreiste, machte er mit Miß Brooke einen angenehmen Spaziergang, die kiesbestreute Terrasse entlang; dabei erwähnte er nun, daß er die Uebel der Einsamkeit sehr empfände und daß er jene heitere Gesellschaft vermisse, mit der die Gegenwart der Jugend im Stande ist, die ernsten und schweren Arbeiten eines reiferen Alters zu erheitern; und er entledigte sich dieser Angaben mit so sorgfältiger Genauigkeit, als ob er ein diplomatischer Gesandter sei, dessen Worte Folgen nach sich ziehen müßten. In der That, Hr. Casaubon erwartete nie, Mittheilungen praktischer oder persönlicher Natur je wiederholen zu müssen. Am 2. October hatte er sich aus freiem Antriebe über seine Neigungen ausgesprochen, später glaubte er mit Erwähnung des Datums sich darauf zurückbeziehen zu dürfen, denn er setzte bei Andern ein ebenso treffliches Gedächtniß voraus, als das seine war, welches einem Buche glich, bei dem das „Siehe oben“ die Stelle der Wiederholung vertrat.“

Ebenso witzig sind die Nebenfiguren gezeichnet; besonders der schwankende Onkel Dorothea's, Mr. Brooke, der eigentlich alle Meinungen gelten läßt, aber „immer nur bis zu einem gewissen Punkt“, der sich „zu einer Zeit“ mit allen Wissenschaften und Künsten etwas abgegeben hat, und wirklich von Allem Etwas, aber auch nur Etwas versteht. Er hat sogar Philosophie „und dergleichen“ getrieben. Ueber seine Reisen in jungen Jahren hat er ausführliche Tagebücher geführt, und liest daraus, hier und da blätternd vor, wie folgt: „Sehen Sie hier — all' dies über Griechenland, Rhamnus, die Ruinen von Rhamnus. Ich weiß nicht, ob Sie sich je mit Topographie beschäftigt haben, ich habe unendlich viel Zeit damit verbracht, das Ding herauszubringen; Helikon, hier! Hören Sie mal: Wir brachen den andern Morgen zum Parnaß auf, dem doppelgipfligen Parnaß. Nun, dieser ganze Band hier ist über Griechenland, wissen Sie — so endete er, indem er seinen Daumen, aufblätternd, über den Schnitt des Heftes gleiten ließ.“ — Sieht man den Mann nicht vor sich?

Von dem neuen Landarzt wird gesagt: „Er besaß die beneidenswerthe ärztliche Fähigkeit, vollkommen ernsthaft auszusehen, was man auch immer für Unsinn vorbringen mochte.“

Solcher treffenden kleinen Züge ließen sich noch gar manche anführen, wenn der Raum es erlaubte, besonders aus den beißenden Reden der scharfzüngigen Rectorsfrau, aber noch reicher ist das Buch an Bemerkungen und Gedanken allgemeinen Inhalts, die mit verschwenderischer Hand wie leuchtende Zierrathen dem Ganzen eingestreut sind.

Sehr wohl begreifen wir daher das Unternehmen eines Mr. Alex. Main, der ein eigenes Werkchen ankündigt, das Aussprüche G. Eliot's enthalten soll, Wise, Witty and Tender Sayings in Verse and in Prose Selected from the Works of George Eliot.

Geheime Geschichte der „Internationalen Arbeiter-Association“.*)

Die ansteckenden Krankheiten, welche wieder und immer wieder als Würgengel durch Länder und Völker fliegen, an Hunderttausende von Thüren klopfen, durch die Luft, durch Schlüssellöcher, dicke Wände und selbst aus dem Erdboden eindringen, um sich ihre Opfer zu holen, sind anerkanntermaßen Geschöpfe von Faulheit und Unreinlichkeit aller Art, die als Gifte in Form von Luftarten oder unendlich kleinen, lebendigen Wesen, der sogenannten Vibrionen, den ganzen Dunstkreis der Erde bevölkern, in alle Lungen und Blutgefäße dringen, von da aus Krankheit und Tod erzeugen und sich in jedem Krankenzimmer, von jeder Leiche, von jedem weiteren Orte der Fäulniß und des Schmutzes in unendlicher Fruchtbarkeit weiter verbreiten. Die Wissenschaft weiß es, aber die großen Menschenmassen und viele hohen Behörden, selbst mit ihren „Spitzen“, leben nicht nur in Schmutz und Fäulniß weiter, sondern helfen auch diese Haufen der Krankheit und des Todes meist noch tüchtig vermehren und schützen. Noch schlechtere Wirthschaft herrscht im

*) „Geheime Geschichte der Internationalen Arbeiter-Association,“ von Onslow Yorke. Aus dem Englischen autorisirte Uebersetzung. Berlin, Verlag von Franz Duncker, 1872.

geistigen Leben, wo Unsittlichkeit, falsche und faule Theorieen, stagnirende Partei-Standpunkte, Cliquen- und Clubsklaven, Geld- und Erfolg-Anbeterei der ehrlichen Erforschung, der partellosen Erkenntniß und der unverhüllten Wahrheit Thür und Thor verschlossen halten, um sie durch die Politik des Todtschweigens unsichtbar zu machen. Man vermeidet sogar gern den Angriff, Widerlegungsversuche, selbst Witz, Spott und Hohn, weil man in Furcht und Feigheit fühlt, daß die bloße Nennung eines mit Wahrheit bewaffneten Gegners zu dessen Vortheil oder Siege beitragen und den Partei-, den Cliquen-Standpunkt beeinträchtigen könne. Daher in unserer Oeffentlichkeit nur selten gründliche Luftreinigung, nur selten ein abgeleiteter, direct einschlagender Blitz der Wahrheit, oder ein treffender Pfeil des Böses abwendenden, bewaffnete Lebensluft oder Ozon erzeugenden Lichtgottes Apollon. Daher auch ungestörtes, treffliches Gedeihen der Organe und Tempel der Unsittlichkeit und Unwahrheit. Daher die ungestört wuchernden Epidemieen im politischen, sittlichen, socialen, publicistischen, wissenschaftlichen und ästhetischen Leben. Man läßt sie wuchern und würgen, weil die Erkenntniß derselben, der Kampf gegen sie und deren Beseitigung die geldeinbringenden Geschäfte der einzelnen Interessenten stören könnte. Selbst der Staat und die Gesellschaft im Ganzen und Großen kommen vor oberflächlicher Tagessorge und Furcht vor der Wahrheit nicht zu gründlicher Arbeit gegen diese ihre eigenen grimmigsten Feinde und bedenken nicht, daß sie damit Verbrechen gegen sich selbst begehen. „Der Verbrecher ist des Staates eigenstes Verbrechen", rief einst Bettina in ihrem Königsbuche. Des Staates, das muß jetzt heißen: der ganzen Gesellschaft, der Presse, der einzelnen Behörden, der Vereine, der Magistrate und Stadtverordneten, der Gemeinderäthe und wie sonst die einzelnen Mittelpunkte der Gesellschaft heißen mögen. Wo findet man nur ehrliche, ernste Bemühungen, Gegengifte wider unsere bedrohlichsten und grassirendsten socialen Krankheiten zu bereiten und zu vertheilen? Man liest, daß hier und da immer wieder ein Strike ausbreche, andere da und dort so und so beigelegt seien, daß Socialisten, Communisten, Mutualisten, Collectivisten und wie sonst die neuen socialen Vergiftungsformen heißen, sich da und dort geprügelt, dies und das beschlossen oder wohl gar angerichtet haben, aber damit ist es meist vorbei, bis einmal wieder eine pikante Thatsache aus diesen epidemischen Wirkungskreisen zwischen den täglich frischen Makulaturhaufen von Tagesneuigkeiten Platz findet. Auf die Sache selbst hat Niemand Zeit und Lust, einzugehen. Für gründliche Untersuchungen fehlt es entweder an gründlichen Leuten oder an Platz in den Organen der Oeffentlichkeit. So bleiben uns mitten in den fieber- und massenhaftesten Veröffentlichungen gerade die wichtigsten Tages- und Zeitfragen, die grassirendsten socialen Krankheiten Geheimnisse.

Seit sieben Jahren klappern Notizen und pikante Schlägereien aus den Lagern der Communisten, Socialisten, Socialdemokraten und Internationalen durch die Zeitungen, aber wir lesen jetzt zuerst mit Erstaunen die ersten wirklichen Enthüllungen aus der geheimen Geschichte der internationalen Arbeiter-Association, und nicht einmal als deutsche Arbeit, sondern als Uebersetzung aus dem Englischen. Und wir wären nicht einmal im Besitze dieser Weisheit aus England, wenn nicht die Regierung dort ihren Gesandtschafts-Secretairen Auftrag gegeben hätte, Nachforschungen über die Stärke und die Pläne dieser Internationalen anzustellen. Da wird mit der Zeit ein Blaubuch herauskommen, welches vielleicht zwanzig Personen lesen.

Um etwas Kürzeres schneller zu geben, entschloß sich der Verfasser, die jetzt vorliegende Broschüre von 150 weitgedruckten Octavseiten zu schreiben. Die deutsche Uebersetzung in geheimnißvoll blutrothem Umschlage mit der Blutfahne und der Jakobinermütze erscheint sehr gelungen, da sie sich durchweg wie gutes Deutsch liest.

Welch' ein Abgrund, voll der giftigsten Dünste und bis zum Tobwahnsinn vergifteter Menschen thut sich hier vor uns auf! Und doch waren es zwei ehrliche, redliche Menschen mit den gesundesten Bestrebungen für das Heil der Arbeiter, welche den ersten Grund zu diesen internationalen Tollhäuslereien legten, der Bronce-Ciseleur Henry Tollain und der Decorations-Graveur Eugen Fribourg aus Paris. Sie reisten 1862 als Vertreter eines Arbeitervereins zur großen Ausstellung in London, studirten hier ehrlich die Arbeiten und Arbeiter Englands, berichteten darüber und knüpften daran gesunde Ideen für eine nationale Genossenschaft von industriellen Producenten, damit sie sich gegenseitig für ihre Lage, ihre Verdienste, den Werth, die Zweckmäßigkeit und Schönheit ihrer Arbeiten förderten. Frieden, Bildung, Organisation, Association waren ihre Stichwörter. Alles gesund, das Meiste practisch, wenn auch Einiges idealistisch und schwärmerisch. Aber die gesunde Idee wurde immer kränker, giftiger, und verbreitete sich je toller, desto weiter und wüthender. Der Giftstoff wurde allerdings von giftigen Persönlichkeiten geliefert, aber diese sogen ihn doch aus unseren Staats-, Gesellschafts-, sittlichen, Industrie- und Handelsverhältnissen, so daß die gegenwärtige Menschheit, im Ganzen und Großen, Mitschuldige ist. Der erste vergiftete Giftmischer war Karl Marx, in dem damals französischen Trier geboren. Sein Vater war ein bemittelter und gebildeter Jude, der seinen Sohn hernach deutsch erziehen ließ. Erinnerungen an seine Bildung liefert noch die „Neue Rheinische Zeitung" von 1848, welche zuletzt roth gedruckt erschien. Sein Wesen war und ist Haß gegen die Könige und Wuth gegen die Capitalisten. „Ein kalter, nie lächelnder Mensch, würde er lieber einen Crösus seiner Casse, als einen Kaiser seiner Krone beraubt haben. Er war wie Alexander Herzen und Michael Bakunin Communist, aber nicht so tatarisch und moskowitisch wie diese, sondern gründlicher, giftiger, heimtückischer; hielt sich deshalb immer gern zurück, wurde eine Art Mikado oder Jesuiten-General der communistischen Revolution und schob andere Leute vor, wo es gefährlich erschien: Karl Blind, Freiligrath, Bebel, Liebknecht, verschiedene Engländer und Franzosen und, als letzten Hauptwütherich, den riesigen Nihilisten Michael Bakunin aus Rußland. Von der ursprünglichen ersten gesunden Idee Tollain's und Fribourg's ließ Marx keinen Fetzen übrig; aber in seinem Grundvertrage befanden sich doch noch einige praktische, volkswirthschaftliche Aufgaben. Diese wurden nun aber auch in immer zunehmendem Vergiftungs-Processe durch neue Spaltungen und Parteiungen, Congresse zu Genf, Lausanne, Basel und Brüssel unter verschiedenen Prügeleien nieder- oder ausgehauen." „Nieder mit ihm, werft ihn in den See! Haut ihm! Musike!" Diese Feldgeschreie waren durchweg die Schlußlieder der einzelnen Congresse bald für diese, bald für jene Partei innerhalb des internationalen Rahmens, wobei auch die Verschiedenheit der Nationen, besonders der Engländer und Franzosen, eine große Rolle spielte. Der Schwerpunkt schwankte oft zwischen Paris und London; die Commune und das zerstörte Paris war eine Versuchsleistung. Bebel sagte bekanntlich im Reichstage, daß diesem schwachen Versuche stärkere, würdigere Leistungen folgen würden. Es war auch ganz gegen das Programm von Karl Marx, welcher dictirt hatte, daß die Revolution in England zuerst ausbrechen, und da die Engländer

selbst dazu unfähig seien, von Ausländern mit Hülfe der irischen Fenier besorgt werden müßte. Andererseits hatte die Abtheilung für Frankreich schon lange vor Beginn des Krieges beschlossen, daß Paris an einem bestimmten Tage entweder in ihren Händen sein oder der Erde gleichgemacht werden müsse. Paris bestände denn auch wahrscheinlich aus lauter wohlfeilen Baustellen, wenn die Commune in ihrer Gleichmacherei nicht zu früh gestört worden wäre. Ein Führer der Commune machte sich auch lange vorher als glücklicher Erfinder eines „humanen" Kunststücks im Interesse der Commune-Revolution bemerklich. Es war Raoul Rigault, der Weichherzige, der kein Blut sehen konnte.

Das Kunststück hatte zwei Theile. Sobald die Stunde zur Erhebung schlage, sagte er, würde eine Schaar robuster, junger Kerle nach den Häusern solcher Personen, die sofort getödtet werden sollten, abgesandt werden, um sie auf der Stelle, möglichst ohne Blutvergießen, entweder zu erschlagen oder zu erschießen. Ein Verzeichniß der Namen und Wohnungen sei zu dem Zweck entworfen. Jeder Jüngling würde seine Waffe und Liste bekommen, damit alle darauf Verzeichneten in einer einzigen Nacht umgebracht werden könnten.

Nun der zweite Theil. Man werde gleichzeitig alle Minister und Beamten des Kaiserreiches, sowie alle die heuchlerischen Kammerschwätzer von der Linken und alle die Stutzer und Gecken der höheren Stände in ihren Betten verhaften, sie in einem Kasernen-Hofe in einem Haufen zusammenpressen und dann die Schläge und Blitze aus einer electrischen Batterie von ungeheurer Kraft auf sie spielen lassen. „Ist eine Batterie nicht eine wackere Maschine?" rief Rigault lachend, „es wird dabei kein Tropfen Blut fließen."

Der eigentliche böse Geist der französischen Internationalen wurde Capitän oder General Cluseret, Bürger der Ver. Staaten. Er war früher französischer Capitän in Algier und gegen Rußland gewesen, auch Kassirer mit falscher Kasse. Mit dem Abschied ging er nach Sicilien und Neapel unter Garibaldi, später zu Fremont in Amerika. Als ein Zeichen seiner aufrichtigen Hochachtung vor sich selber, verlieh er sich den Titel General, als welcher er im Auftrage der Fenier in Amerika englische und irische Wehrkräfte studirte, um zu sehen, wie namentlich London eingenommen und in Brand gesteckt werden könne. Er wartete nur auf eine allgemeine Revolution, aber vergebens; dann ging er nach Frankreich, um sich dem Herzog von Aumale für eine Revolution anzubieten. Der finstere Mensch bekümmerte sich weder um Kaiserreich, noch um Republik; es kam ihm nur darauf an, irgendwie zu herrschen. Seine spätere Geschichte gehört in die der Commune.

Auch Armand Levi spielte eine bedeutende internationale und communistische Rolle, worüber in der Broschüre selbst nachgelesen werden kann. Aus dem Congreß in Brüssel nur Eine Thatsache, nämlich, daß dort London durch drei Engländer, zwei deutsche Schneider, einen schweizerischen Uhrmacher, einen französischen Handarbeiter und einen jüdischen Tabakspinner, also sehr international, vertreten wurde. Die ersten ehrlichen französischen Gründer wurden ganz überstimmt, so daß mit ungeheurer Mehrheit Aufhebung alles Privateigenthums beschlossen ward. Hier nun trat der vaterlandslose, obwohl in Baiern geborene Philipp Becker in seiner ganzen communistischen Herrlichkeit hervor. In Baiern geboren, in der Schweiz lebend, von ganzer Seele ein Franzose, aus Liebe Störenfried, aus Noth Soldat, war er bald Offizier, bald Schriftsteller, bald Gefängnißvogel gewesen. Mit Michael Bakunin schrieb und schrie er um die Wette „gegen Religion, das Pestlazareth der Kirche und den eingefleischten Betrug der Priester." Der Buchdrucker Albert Richard aus Lyon suchte es ihm noch zuvor zu thun; aber Michael Bakunin überschrie Alle. Mit der Natur eines Riesen stand der russische Wilde da und forderte mit donnernder Stimme rasche Antwort auf eine Gewissensfrage: „Wollt ihr eben so wie ich volle Gleichheit der Geschlechter und Stände? Ohne solchen Beschluß giebt es keine Gerechtigkeit, keinen Frieden. Nieder mit dieser Civilisation, die sich auf Sklaverei gründet! Ich bin kein Communist!" schloß er mit brüllender Stimme, „sondern ein Collectivist; ich fordere die Abschaffung des Erbrechts.

„Das Heilmittel," schrie Richard, ihn noch überschreiend, „liegt in dem gemeinsamen Besitz des Grundes und Bodens.

Jaclard vertheidigte sich gegen den Vorwurf, daß er ein Mutualist sei. „Nein ich bin auch Collectivist und ich bin auch Atheist, und außerhalb des Atheismus giebt es für die Menschheit keine Hoffnung. Religiös sein, heißt lächerlich sein. Wenn Ihr nicht Atheisten seid, so seid Ihr das Eigenthum von Despoten, Sklaven!"

Vergebens suchten vernünftige Leute etwas dagegen zu sagen; doch wurde Bakunin's Antrag geschlagen. Deshalb verließ er mit seinen Anhängern seine Gegner und gründete mit Becker in dessen Wohnsitze Genf „die internationale Allianz der socialistischen Demokratie." In ihrem Programme heißt es: „Die Allianz erklärt sich für atheistisch. Sie will die Abschaffung aller Religionen, sie will Gleichheit der Stände und Geschlechter. Sie erklärt, daß alles Eigenthum gemeinschaftlich besessen werden und alle Kinder eine und dieselbe Nahrung, dieselbe Kleidung und denselben Unterricht haben müssen. Sie unterstützt die Sache der Arbeit gegen das Kapital. Sie verwirft alle Ideen des Patriotismus und der Nationalität zu Gunsten der Universal-Demokratie."

Die Artikel dieser heiligen Allianz sind zuerst von Philipp Becker, zweitens von Bakunin, dann dreiundachtzig männlichen und sechs weiblichen Anhängern unterschrieben. Die Karl Marx'schen Internationalen erklärten diese Allianz für einen Zweig ihres Vereins.

Auf dem Congresse zu Basel drangen nun Becker und Bakunin mit ihren Beschlüssen so durch, daß daraus eine besondere internationale Association ward. Bakunin forderte folgende Beschlüsse:

„Das Erbwesen ist abgeschafft.
Der Grundzins ist abgeschafft.
Der Grund und Boden gehört dem Staate.
Die bürgerliche Gesellschaft muß abschließen."

Selbst die an starken Tabak gewöhnten Mitglieder fuhren jetzt vor diesem riesigen russischen Ungeheuer entsetzt zusammen. Zunächst flüsterte man: „Abschließen? Was soll das heißen?"

„Ich verstehe darunter", brüllte er, „Zurücknahme alles vorhandenen Eigenthums durch Abschaffung des politischen und Rechtssystems. Ich verstehe darunter die thatsächliche Zurücknahme von Allem und Jedem, dessen sich Jemand bemächtigen kann und zwar sobald er es kann, sobald die Ereignisse den Weg dazu frei machen. Kein Erbe! Kein persönliches Eigenthum! Kein Individualismus!" — Noch brüllender setzte er hinzu: „Ich bin ein entschlossener Feind des Staates. Ich fordere die Zerstörung aller Gesellschaften, sowohl der nationalen als territorialen. Ich fordere, daß wir auf den Trümmern dieser Staaten den Grund zu einer neuen Gesellschaft arbeitender Menschen legen." — Rasender Beifall natürlich.

Ein deutsches Schneiderlein aus London wollte ihm etwas abhandeln, aber da kam er schön an.

Bakunin schaffte zuletzt noch jeden Vorsitz, jeden Präsidenten ab, weil darin schon ein monarchisches Prinzip liege. Deßhalb fiel auch der eigentliche bisherige internationale Präsident, der Schuster Odger in London. Die Atheisten und Communisten unter Becker und Bakunin bezogen nun ihren Tempel in Genf, das schöne, altgriechische Bauwerk, das bisher Loge gewesen war.

Die vorbereitete Revolution für England von Irland aus, wurde durch Paris vereitelt. Von Marx in London aus und durch einen französischen Ladendiener und einen Buchbinder aufgestachelt, durch Cluseret bewaffnet, durch die Kriegserklärung gegen Preußen beschleunigt, kam der Beschluß: „Wir oder nichts! Paris wird unser sein oder Paris wird aufgehört haben zu sein!" in der bekannten, unvollkommenen Weise zur Ausführung. Von da an verläuft sich die Geschichte der Internationalen in die der Commune und taucht mit neuen Plänen wieder auf, die unsere Zukunft bedrohen.

Philologische Phantasterei.*)

Wenn der Autor des vorliegenden Werkes ein Deutscher wäre, würden wir uns hüten, ihn gebührend zu qualificiren, da er aber ein Engländer, noch dazu mit einem irischen Namen, wird er uns nicht übel nehmen, wenn wir offen bekennen, daß er nach unserer Ansicht an der britischen Nationalkrankheit, dem Spleen, leidet. Zu diesem gesellt sich noch ein übermäßig entwickeltes Selbstgefühl. Unser Philologe ist nämlich steif und fest davon überzeugt, daß er den philologischen Stein der Weisen, den Ursprung der Sprache, näher das erste Wort entdeckt hat und das Geheimniß besitzt, eines jeden Wortes Abstammung etymologisch erklären zu können. Verächtlich sieht er auf Max Müller, Relgnier, Littré und ihre schwächlichen Versuche herab: ihr Ruhm dünkt ihm erschlichen und ein Raub an dem seinen zu sein; in einer Vision, die er auf beinahe 100 Seiten zum Besten giebt, hört er, wie jene drei Männer sich gegenseitig eingestehen, daß es mit ihrer Weisheit nichts ist und nur Ein Mensch auf Erden etwas von Philologie versteht, Kavanagh.

Was nun die Entdeckung des Herrn Kavanagh anbelangt, so ist sie diese: Die Menschen verständigten sich in ihrem anfänglichen wilden Zustande durch die Gebärdensprache. Der erste Laut wird also der gewesen sein, welcher sich von selber mit einer Gebärde einfindet. Dies ist aber der Vocal o, der gehört wird, wenn man einen runden Mund und zugleich einen andern auf diese Procedur aufmerksam machen will. Auf diese Weise aber versinnbildlichten unsere Vorväter aber die runde Sonne: O ist demnach das erste Wort und bedeutet Sonne.

Es würde uninteressant sein, sämmtliche etymologischen Regeln aufzuführen, die sich ihm aus dieser Annahme ergeben. Was von diesen selbst zu halten ist, braucht wohl kaum weiter besprochen zu werden. Was nun die Etymologieen selber betrifft, so ist man versucht, in ihnen eine Sammlung von „Irish Bull's" zu sehen. Wir können uns nicht enthalten, wenigstens ein Beispiel zu geben. „Wenn Lateinisten sagen addo bedeute zu-geben, so darf der Leser dies nicht glauben. Die Wurzel von addo oder addere ist add, indem das o hier für io, eine ältere Form von ego steht, so daß addere nicht bedeutet „to give to, but I add". Da nun add so viel, wie odd, odd aber, wie gezeigt, Eins bedeutet, Eins eine Einheit (unit) ist und die Verbalform hiervon vereinigen (to unite) ist, sehen wir, daß addere nicht zu-geben, sondern vereinigen heißt." H. H.

*) Origin of Language and Mythe, by Morgan Kavanagh. London, Sampson Low, Son and Marston.

Kleine literarische Revue.

— **Ein Tagebuch vom römischen Concil.*)** Das Tagebuch, welches Professor Friedrich dem deutschen Publikum übergeben hat, ist ein Buch der Geschichte, und wäre seine Bedeutung sonst durch nichts erwiesen, so würde sie aus der Zahl der Angriffe hervorgehen, die dagegen erhoben sind. Es wird zwar in Deutschland wenige gebildete Leser geben, die den heutigen Zustand der römischen Curie als einen sehr glücklichen betrachten, und denen nicht über die Ungehörigkeiten des Concils schon lange die Augen geöffnet sind; aber die Gränze, bis zu welcher der Romanismus die Dinge zu treiben wagte, das Detail, das sich auf diesem Schlamme breit macht, das vermochte nur der zu erkennen, der zum kummervollen Zeugen jenes Treibens ward. Die Curie straft das geflügelte Wort Lügen: ihr Ruf ist immer noch besser als sie selbst. — Das Grundübel, an dem die Versammlung des Concils krankte, lag, nach Friedrich's Darstellung, einfach zu Tage — man achtete keine persönliche Ueberzeugung mehr, und damit schwand auch die Achtung vor den Personen selbst. Wie der Papst die Bischöfe in der übelsten Weise geringschätzte, so verfuhren die Bischöfe mit dem niederen Clerus; diesem mochte es dann überlassen bleiben, mit seinen Gläubigen in gleicher Weise umzuspringen — und sie haben sich wahrlich das Beispiel zu nutze gemacht. Das ist der Geist, der heutzutage unsere Hierarchie beherrscht; ein Ringen nach Macht ist ihre Religion.

— **Die Albanesen in Rumänien.**)** Unter diesem Titel hat die unter dem Namen Dora d'Istria als Schriftstellerin gefeierte Frau von Kolzoff-Massalsky, geb. Prinzessin Ghika, eine Geschichte dreier, im 17., 18. und 19. Jahrhundert von der Pforte als Hospodare über die Moldau und Walachei bestellten Fürsten Ghika herausgegeben. Die Verfasserin weist bei dieser Gelegenheit auch nach, daß die Kolzoff-Massalsky, frühere Fürsten von Massalsk, den älteren Zweig der Nachkommen Rurik's, des Gründers des russischen Reiches im neunten Jahrhundert, bilden, während die Trubetzkoi von Olgerd, Großfürsten von Litthauen und Vater des berühmten Jagello, abstammen.

— **„Treu bis zum Tod,"** vaterländische Dichtungen von Hugo Freiherrn v. Blomberg.***) Unter der unabsehlichen Fülle lyrischer Erzeugnisse, die unter dem Einflusse des großen Krieges von 1870 und 1871 allerorten emporgesprossen sind, verdient die kleine Sammlung, welche aus dem Nachlasse des kürzlich zu Weimar verstorbenen Malers und Dichters H. v. Blomberg so

*) Tagebuch, während des Vaticanischen Concils geführt von Dr. J. Friedrich, Prof. der Theologie und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München. Nördlingen, C. H. Beck, 1871.

**) Les Albanais en Roumanie. Histoire des princes Ghika. P Madame Dora d'Istria.

***) Berlin, Rud. Hoffmann. (112 S. in 12.)

eben veröffentlicht worden, besonders empfohlen zu werden. Der Ausdruck eines für Deutschlands und Preußens Ehre treu schlagenden Herzens, in diesen vaterländischen Dichtungen, deren Entstehung zum Theil in frühere Jahre fällt, wird dazu beitragen, das Andenken an einen begabten Künstler lebendig zu erhalten, dessen Bestrebungen als Maler und als Dichter sich stets durch eifriges Ringen und edelste Reinheit auszeichneten.

— **Neuwied.** Diese anmuthige, durch die Gastlichkeit ihrer Bewohner, wie durch den wissenschaftlichen, toleranten Sinn der Fürsten von Wied, deren Residenz sie ist, bekannte Rheinstadt hat einen eben so gründlichen, als populären Darsteller in Herrn Dr. Wirtzen gefunden.*) Nachdem vor längerer Zeit bereits der Pfarrer J. S. Reck eine Geschichte der gräflichen und fürstlichen Häuser Isenburg, Runkel und Wied geschrieben, die reich an specialgeschichtlichem Material ist, wird in dem neuen Werke vorzugsweise eine naturwissenschaftliche Beschreibung Neuwieds und des gesammten Wied'schen Beckens mit seinen mineralischen Schätzen geliefert, auf welche, sowie auf den im Laacher See befindlichen Krater eines ausgebrannten Vulkans, bereits Alex. v. Humboldt, Leop. v. Buch und Berghauptmann v. Dechen hingewiesen haben. Die Thier- und Pflanzenwelt dieser Gegend bietet ebenfalls ein so reichhaltiges Material, wie es nur wenige Theile Deutschlands auf so kleinem Gebiete aufzuweisen vermögen.

Literarischer Sprechsaal.

Der Kampf über das Schulaufsichts-Gesetz, der sich zu einer Machtfrage zwischen Kirche und Staat gestaltet, offenbart auf's Unzweideutigste den scharfen Gegensatz, in welchem sich die Anhänger der ausschließlich confessionellen Richtungen zu den einfachsten und unerläßlichsten Voraussetzungen des modernen Staatslebens befinden. Mit Staunen sieht unser Volk eine Partei, die sich als eigentliche und alleinige Inhaberin der altpreußischen Loyalität zu geberden pflegt, in Reih und Glied mit Polen und Welfen gegen den Staatsmann zu Felde ziehen, welcher für Preußens Ruhm und Größe mehr gethan hat, als irgend einer seiner Vorgänger. Der Staat, dem in der Schulfrage die Liga der Klerikalen und Altconservativen als eine geschlossene Macht gegenübertritt, ärndtet jetzt die Früchte der einseitigen Bevorzugung, welche seit fast einem Menschenalter gerade in Preußen den strengkirchlich Gesinnten zu Theil geworden ist. In welchem Maaße die Verwaltung des Kultus-Ministeriums unter Männern wie Eichhorn, Raumer und Mühler dahin geführt hat, die Geistlichkeit der katholischen und der evangelischen Kirche mit einem rücksichtslos confessionalistischen Geiste zu erfüllen, das ist bei der jüngsten Debatte im Abgeordneten-Hause von den competentesten Beurtheilern als ein schwerer Uebelstand beklagt worden. Ohne Zweifel werden die weiteren Schritte der Staatsregierung auf dem Gebiete der Schulgesetzgebung noch zahlreiche Kundgebungen dieses unduldsamen Geistes hervorrufen. Um so nothwendiger ist es, die Ursachen dieses Uebels, so weit es in der Macht der Regierung liegt, mit allem Nachdrucke zu beseitigen. Die in diesem Sinne im Verlage von R. Oppenheim in Berlin erschienene (leider anonyme) Broschüre, welche die Einflüsse des Mühler'schen Regiments auf die evangelisch-theologischen Fakultäten der preußischen Hochschulen in ihrem vollen Umfange nachweist, haben wir bereits besprochen. Diese durchaus objectiv gehaltene Schrift legt mit vollständiger Sachkenntniß dar, mit welcher Consequenz der bisherige Kultusminister während seiner zehnjährigen Amtsführung bei der Besetzung der theologischen Professuren die Vertreter der freien Forschung ausgeschlossen hat. Nicht wissenschaftliche Leistungen, sondern Garantien der kirchlichen Strenggläubigkeit waren es, die den Zutritt zu den Lehrstühlen der protestantischen Theologie eröffneten. Diese systematische Verbannung der freieren Richtung von den preußischen Universitäten ist es vorzugsweise, die für die einseitige Ausbildung unserer Geistlichkeit verantwortlich zu machen ist. Sie hat jenen orthodoxeren Fanatismus großgezogen, der nicht bloß jede gesunde kirchliche Entwickelung und damit zugleich unsere ganze moderne Kultur bedroht, sondern bereits zu einer ernsten Gefahr für unser Staatsleben herangewachsen ist. Möge die Unterstützung aller Edeln und Wohlmeinenden dazu beitragen, daß dem neuen Leiter des preußischen Kultusministeriums die Heilung der tiefen Schäden, welche die „Umkehr der Wissenschaft" dem preußischen Unterrichtswesen zugefügt hat, durch die Rückkehr zur Wissenschaft gelinge!

Am 23. Februar wurde im Saale der „Gesellschaft der Freunde" der Cyklus von sechs Vorlesungen der „Gesellschaft für Verbreitung der Volksbildung" durch einen Vortrag des Dr. Brehm über die Nützlichkeit und die Bedeutung der Vögel, namentlich für die Landwirthschaft, eröffnet. Der Redner brachte dabei in sehr anziehender Weise zur Sprache, daß viele Arten von Vögeln besser seien, als ihr Ruf, z. B. die Raben, die Eulen, die Bussaare rc., daß andere dagegen, wie z. B. die Taube, einen ganz unverdienten guten Ruf genießen. Die Landwirthschaft, die jetzt so viele Ursache hat, Klagen über den unberechenbar großen Schaden zu führen, den die Mäuse ihren Feldern, die Raupen ihren Forsten zufügen, können von Herrn Dr. Brehm leicht erfahren, auf welche Weise sie sich durch die Pflege gewisser Vögel vor diesen Schäden leicht zu bewahren vermögen. — Dem Vortrage des Herrn Brehm ging eine Ansprache des Herrn Schulze-Delitzsch voraus, der als den gefährlichsten und mächtigsten Verbündeten der Feinde der deutschen Einigkeit, Freiheit und Gesittung die noch in so manchen Kreisen des Volkes herrschende Unwissenheit bezeichnete, welcher ein Ende zu machen die Aufgabe eines Jeden sein sollte, der es mit der Zukunft Deutschlands gut meine.

Den nächsten Vortrag in diesem Cyklus wird Herr Friedrich Kapp am 26. Februar über Georg Washington halten. Demnächst ist angekündigt: am 4. März, Dr. Max Hirsch: Ein vernachlässigter Zweig des Genossenschafts-Wesens; am 11. März, Professor v. Holtzendorff: Ueber die Merkmale der politischen Volksbildung; am 18. März, Herr Schulze-Delitzsch: Die internationale Arbeiter-Partei und die Aufgaben der Gegenwart; endlich am 25. März: Herr Prof. Gneist: Die Kirche und der Schulzwang. — Der Preis einer Eintrittskarte für den ganzen Cyklus ist ein Thaler, für eine einzelne Vorlesung 7½ Sgr.

*) Neuwied und seine Umgebung, von Dr. Ph. Wirtzen. Neuwied und Leipzig, J. H. Heuser'sche Verlagsbuchhandlung.

Es giebt doch nichts Unverschämteres, als einen unwissenden Franzosen, der sich für einen Gelehrten hält. Ein gewisser Emmanuel Liais, der ein Himmelskundiger sein und es einmal bis zum Director der kaiserlichen Sternwarte in Rio de Janeiro gebracht haben soll, weiß von dem, was unten auf der Erde vorgeht, so wenig, daß er in einem kürzlich zu Paris erschienenen Buche: „La suprématie intellectuelle de la France", als einen Beweis für die geistige Ueberlegenheit Frankreichs den Umstand anführt, daß die Deutschen viele Monate lang vergebens Paris belagert und es zuletzt nur durch den Hunger zur Uebergabe hätten zwingen können, während die Franzosen, viel geringer an Zahl, in sehr kurzer Zeit das von den Communisten tapfer vertheidigte Paris erobert hätten. „Man wird hiernach wohl zugeben müssen," fügt der französische Himmelskundige hinzu, „daß die Belagerung von Paris eine Schmach für die Preußen sei und daß diese Belagerung den Mangel an Capazität ihrer Oberbefehlshaber auf unwiderlegliche Weise darthue." — Auch ihren Mangel an Kenntnissen auf ethnographischem Gebiete will Herr Liais den Deutschen dadurch nachweisen, daß er sagt: sie hielten die Skandinavier für eine germanische Race, während doch feststände, daß dieselben von alten Kolonieen der Meder („d'anciennes colonies des Mèdes") abstammten; nur durch Vermittelung der asiatischen Sprachen sei eine Verwandtschaft der skandinavischen mit der deutschen Sprache nachzuweisen. Zu diesen profunden Worten macht der gelehrte Franzose folgende noch weisere Bemerkung:

„Die Theorie des Pangermanismus, nach welcher man die Skandinavier und die Holländer als Germanen ansehen will, eine Theorie, die heutzutage in Deutschland allgemein verbreitet ist, kann demnach als ein mächtiges Argument dafür gelten, wie es in dem eben genannten Lande an aller ernsten, historischen Kritik fehlt; sie ist zugleich ein Beweis, mit welcher Leichtigkeit dieser Mangel an Kritik die Verbreitung der gröbsten Irrthümer begünstigt."

„Briefe von Hermann und Dorothea", heißt eine Novelle, die im neuesten Hefte der Revue d. d. Mondes vom 15. Februar abgedruckt ist. Hermann ist ein preußischer Soldat des Belagerungs-Heeres vor Paris, der an Dorothea, seine Braut in Deutschland, ganz im Stile französischer Journalisten schreibt, und seine Liebste antwortet in demselben Stil, d. h. Beide stellen in ihren Personen den deutschen Charakter möglichst eigennützig, heuchlerisch und widerwärtig dar. Während Hermann seiner Dorothea die sentimentalsten liebevollsten Versicherungen ertheilt, macht er einer Französin, einer hinreißenden Communistin, eifrig den Hof und spottet er über die sogenannte deutsche Treue. Sie sieht inzwischen mit Sehnsucht der schönen Beute an Roben, Shawls und Pendulen entgegen, die er in Frankreich gemacht. Dorothea schreibt ihrem Hermann: „Die Tochter des Professor Schrimm hat von ihrem Bräutigam aus Frankreich ein vollständiges Trousseau und Roben erhalten, die einer Prinzessin würdig wären; nur schade, daß diese etwas zu schmal für ihre breite Taille sind. Auch jedes andere Mitglied dieser glücklichen Familie ist bereits im Besitz seines herrlichen Antheils an der Beute: eines Piano für den Professor, prachtvoller Bettwäsche für die Mama, eines Brillanten-Schmuckes für die jüngste Tochter" — und Alles war mit der „Feldpost" gekommen!

Aufruf.

Bismarck-Stipendium für Straßburg.

Gestiftet von Studirenden deutscher Hochschulen.

Commilitonen von jetzt und ehemals! Eine deutsche Universität ersteht in den wiedergewonnenen Marken unseres Reiches, in der altehrwürdigen Stadt Straßburg. Sie ist bestimmt, das Werk der deutschen Waffen geistig zu vollenden und die Ueberlegenheit deutscher Wissenschaft über die früher von Frankreich begründeten Bildungs-Institute des Elsasses zu erweisen. Die Jünger der deutschen Hochschulen sind berufen, mitzubauen an dieser Festung deutschen Geistes, theilzunehmen an dem Werke der Wiedergewinnung derer, welche fremdländische Bildung uns zu entziehen begann.

Stiften wir, die Straßburger Hochschule begrüßend, unter dem Namen des Mannes, der den Friedensschluß mit Frankreich verhandelte und gegenwärtig an der Spitze des elsässischen Bildungswesens steht, ein Bismarck-Stipendium für Studirende der Straßburger Universität. Wir wenden uns an Euch, Commilitonen der deutschen Hauptstadt und erbitten Euere Beisteuer; an Euch, die Ihr an anderen Universitäten des Deutschen Reichs unsere Gesinnungen theilt, in der Hoffnung, daß Ihr in selbständiger Weise die Förderung unseres Vorhabens unternehmt! Wir wenden uns an Euch, die Ihr aus der akademischen Freiheit bereits hinübergetreten in Amt und Würde, in die Pflichtübung für Staat, Schule und Kirche! Wir wenden uns an Alle, welche den Beruf der deutschen Universitäten, für Deutschlands Geistesmacht zu wirken, erkennen und verstehen.

Se. Durchlaucht der Reichskanzler hat genehmigt, daß das zu stiftende Stipendium mit seinem Namen geschmückt werde; Ihm bleibt auch die Genehmigung der die Vertheilung regelnden Statuten vorbehalten, für deren Entwerfung wir uns des Beiraths des zeitigen Rectors und Prorectors unserer Hochschule, der Herren Geheimrath Professor Dr. Dove, Professor Dr. Bruns, und des Herrn Professor Dr. v. Holtzendorff versichert haben. Wir hoffen aus dem Bismarck-Stipendium Studirenden aller Facultäten nach dem Maaße ihrer Bedürftigkeit und Würdigkeit jährlich eine ausreichende Unterstützung gewährleistet zu sehen.

Die vorläufige Verwaltung der bei den Sammelstellen eingegangenen Gelder hat als Schatzmeister der Herr Geh. Commercienrath F. W. Krause übernommen. Wir selbst werden uns nach dem Abschlusse unserer Thätigkeit der öffentlichen Rechnungslegung unterziehen.

Berlin, im Februar 1872.

Das Berliner Comité für das Bismarck-Stipendium. E. Magnus, Stud. jur., Vorsitzender, Bellevuestr. 8. E. v. Hartmann, Stud. jur., stellvertretender Vorsitzender, In den Zelten 9. R. Kublo, Stud. phil., Schriftführer, Schiffbauerdamm 35. A. Redtel, Stud. med., Schriftführer, Köthenerstr. 26. H. Gilow, Stud. phil., Friedrichsstr. 213. G. Hoppe, Stud. theol., Bartelstr. 8. L. Sauvage, Stud. theol., Mittelstr. 39. F. Semon, Stud. med., Victoriastr. 4.

Sammelstellen:

1. Beim Schatzmeister, Herrn Geh. Commercienrath F. W. Krause, Leipzigerstr. 45.
2. Im Universitäts-Gebäude bei Herrn Kanzlei-Rath Schleusener (10—1 Uhr).
3. Bei Jedem der Unterzeichneten.
4. Bei den Buchhandlungen: B. Behr (E. Bock), Unter den Linden 27, Mittler, Schloßfreiheit 7, Puttkammer und Mühlbrecht, Unter d. Linden 64, Trautwein, Leipzigerstr. 107, W. Weber, Markgrafenstr. 46.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 9. März 1872. [Nº. 10.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Novalis.

„Der Mensch lebt nur fort in der Idee, in der Erinnerung an sein Dasein. Vor der Hand giebt's kein anderes Mittel der Geisterwirkungen auf dieser Welt. Daher ist es Pflicht an die Verstorbenen zu denken. Es ist der einzige Weg, in Gemeinschaft mit ihnen zu bleiben. Gott selbst ist auf keine andere Weise in uns wirksam als durch den Glauben."

Mit diesen seinen eigenen Worten rechtfertigen wir die Erinnerung an den Dichter, über dessen schmucklosem Hügel am zweiten Mal, hundert Jahre nach seiner Geburt, ein Merkzeichen seines kurzen, hehren Erdenwallens errichtet werden soll. Möchte dieser lautgewordene gute Wille seiner Mitbürger von Weißenfels Anklang und Unterstützung finden!

Novalis steht im deutschen Dichterwalde eigenartig als ein Einzelwesen; einer Palme gleich und doch durch und durch eine germanische ja eine nordische Natur. Nach außen in begränztem Gnügen, drang sein seherischer Blick in jedes Weltgebiet, sein Sehnen und Ahnen aber weit über irdische Zonen aus. Eine Jugendliebe, welche der Tod verklärte, ließ die Gränzscheid zwischen Diesseit und Jenseit vor seiner Seele schwinden; er wurde zum Dichter der Unsterblichkeit. „Jede Hineinsteigung", sagt er, „der Blick in's Innere ist zugleich Himmelfahrt, ein Blick nach dem wahrhaft Aeußeren."

Darum strömt auch, ungeschieden wie bei keinem Anderen, Dichten und Sein aus dem nämlichen Quell. Nur wenige seiner poetischen Entwürfe sind reif geworden; wer sie aber kennt, kennt den Menschen und kann Schritt für Schritt dem tiefbewegten Leben folgen, das zwischen einförmigen Geländen dahinfließend, Kultur- und Seelenleben in eigenartiger Bläue spiegelte, um sich nach kurzem Lauf dem ewigen Meere wieder zu vereinen.

Auf der anderen Seite ist unter den Gebilden seiner Phantasie so manches, das uns erst im Zusammenhange mit seiner menschlichen Entwickelung vertrauensvoll erklärlich wird. „Alles Auserwählte ist Mysticismus. Ganz begreifen können wir uns nie; aber wir können uns mehr als begreifen."

Ein seltener Verein scheinbar widersprechender Gaben fügte sich bei Novalis zu einer heiteren Harmonie: Tiefsinn und Scharfblick, ein kindliches Gemüth und starker Manneswille, Forschertrieb und gläubige Religiosität, praktische Tüchtigkeit und Mährchengeist, geselliger Anschluß und Insichversenken, Sinnenfreude und makellose Sittenreine. Als Dichter und Denker noch im Werden, sehen wir ihn als Menschen ursprünglich vollendet. Alle, denen er, Kategorien halber, zugesellt worden ist, repräsentiren nur eine Seite seines Wesens. Von den Einen unterscheidet ihn die frei umfassende Bildung, von den Anderen die gestaltende Imagination; just das ihnen Fehlende macht Novalis zu dem was er ist. Er ist durchaus original, hat von Keinem empfangen und formbildend, wie Wenige, im Grunde nur Goethe, auf sich wirken lassen.

Zwar versenkte er in seinen letzten Jahren sich gern in Jakob Böhme's Schriften, und in dem herzinnigen Gedichte: „Ein Kind der Wehmuth und der Treue" bekennt er sich als „den Erben der Habe" des schlichten, verkannten, alten Sehers von Görlitz. Ja, wer etwa heute noch sich in Träumereien der Metempsychose gefiele, der möchte immerhin in dem überschwenglichen Sänger der Nacht den gewandten Herold Auroras erspüren, dem sich bei'm Wege das aus langem Schlummer erwachte Dornröschen deutscher Poesie in Liebe zugesellte. Aber der Sänger der Nacht ist nicht der ganze Dichter Novalis; er ist vor Allem nicht der ganze Mensch Friedrich von Hardenberg, wie er Kopfeshoch über den Mystiker ragt hinein in die sich verjüngende Welt. Sein Gemüth nennt er „dem Alten zugewandt"; der speculative Geist machte ihn zu einem Adepten der neuen Zeit. Sucht denn nicht jeder Forscher das sich Gestaltende und umfängt nicht jeder Dichter was sich gestaltet hat?

Tieck hat es ausgesprochen und wohl mancher andere Freund hat es ihm vor- und nachempfunden, daß in Novalis Genius die Elemente eines Dante geborgen lagen. Nur die Zeit, die Zeit in jedem Sinne, fehlte ihm, um den beginnenden Ringkampf der Epoche zu einem weltgeschichtlichen Gedichte, zu einer neuen Göttlichen Comödie, auszugestalten. Aber Novalis starb im ersten Frühling dieses Jahrhunderts und zählte noch nicht neunundzwanzig Jahr. Nur in der Geschichte seines Herzens ist er der Verwandte des großen Florentiners geworden; er hat dessen Poem nicht einmal gekannt.

Er kannte von Grund aus überhaupt nur wenige Dichter. Auf die Dauer beschäftigend, immer von Neuem fesselnd, wirkte nur Goethe auf ihn, und von diesem, Novalis Hang zum Roman entsprechend, vorzugsweise Wilhelm Meister. Zwar war der Geist dieser Dichtung, wohl auch des Dichters, seinem Idealismus nicht völlig adäquat, und er nennt den Geist: „die sanctionirende, aussprechende, rechtskräftig machende Macht." Aber Novalis war Künstler genug, um an einem Kunstwerk am höchsten die Form zu schätzen. „Die Behandlung ist es", sagt er, „die Melodie des Stils, welche uns zur Lectüre hinzieht. Wilhelm Meister ist ein mächtiger Beweis dieser Magie des Vortrages, dieser eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannigfaltigen Sprache."

Seine eigene Sprache, obgleich sie ihm längst noch nicht genügte, ist von solch klarem, einfachem Adel. Auch er würde ein

Meister in der Kunst des Vortrages geworden sein. Doch legte er nur geringen Werth auf sich selbst als Autor, sah in schriftstellerischer Arbeit, subjectiv und objectiv, nur ein Bildungsmittel zum vollendeten Menschenthume. Die Zeit dünkte ihm die goldene, in welcher nur noch Meisterwerke genossen werden würden. „Der wahre Leser solle der erweiterte Autor sein, die höhere Instanz, welche die Sache von der niederen vorgearbeitet erhält."

Freiumfassende Bildung war ein Cardinalpunkt seiner Forderung an die Menschen überhaupt und die Schriftsteller in's Besondere. In diesem Sinne klagt er: „Die Schriftsteller sind so einseitig wie alle Künstler einer Art, nur noch hartnäckiger. Es giebt unter den Schriftstellern von Profession wenig liberale Menschen, zumal wenn sie keine andere Subsistenz als ihre Schriftstellerei haben." Dachte er bei dieser Klage an seine Freunde, die Romantiker? Oder wäre sie heute antiquirt?

Um so besser, wenn dem so ist. Doch enthalten Novalis ästhetische Fragmente noch so manche goldene Regel, die auch heute noch, ja heute besonders, ein Jeder, der giebt und ein Jeder, der empfängt, wohl zu Herzen nehmen dürfte, auch aus Gebieten, die seiner Neigung fern, oder noch fern lagen. Es war ihm eben natürlich, jede Erscheinung, an die er streifte, poetisch zu durchdringen; „vivificiren, dephlegmatisiren" nannte er es.

In einer so eminent politischen Zeit, wie die unsere, ist es wohl angemessen, daran zu erinnern, wie ein als Romantiker berufener junger Dichter Ende des vorigen Jahrhunderts über das Verhältniß zum Staat sich geäußert hat. Wir führen daher, lange nicht erschöpfend, einige seiner politischen Aphorismen an:

„Der Staat wird bei uns zu wenig verkündigt. Es sollte Prediger des Patriotismus geben. Wir haben den Staat zu einem Polster der Trägheit gemacht; er soll das Gegentheil sein, eine Armatur gespanntester Thätigkeit. Der Staat überhebt den Menschen keiner Mühe; er vermehrt die Mühseligkeit in's Unendliche; freilich nicht ohne auch die Kraft in's Unendliche zu vermehren. Der Weg zur Ruhe geht durch Thätigkeit."

Welch aprioristischer Ehrenzoll für unsere geplagten Volksvertreter! „Der vollkommene Bürger lebt ganz im Staat, er hat kein Eigenthum außer dem Staat."

Das geht noch weit über Goethe hinaus, der dem Staate doch nur einen Antheil am Eigenthum jedes Bürgers zuspricht, und dürfte von unseren Herren Communisten gar nicht übel vermerkt werden. Nun für die Volkswirthschaftler:

„Die Bevölkerung ist nie zu groß. Die zweckmäßige Beschäftigung der Massen ist das Hauptproblem des Politikers. Jemehr Abgaben, jemehr Volksbedürfnisse, desto vollkommener der Staat. Keine Abgabe, die nicht ein Gewinn für den Einzelnen ist." Und wie gefällt es den Staatsidealisten, wenn er sagt:

„Es wird eine Zeit kommen, und das bald, wo man allgemein überzeugt sein wird, daß kein König ohne Republik, keine Republik ohne König bestehen könne; daß beide so untrennbar sind wie Seele und Leib. Der echte König wird Republik, die echte Republik König; Republik und Monarchie werden durch eine Unionsakte vereinigt sein."

„Das Volk ist eine Idee. Wir sollen ein Volk werden. Ein vollkommener Mensch ist ein kleines Volk; echte Popularität das höchste Ziel des Menschen."

Vom Staate zur Kirche ist allezeit nur ein Schritt gewesen, und zur Beurtheilung eines vorwiegend religiösen Dichters wird die erste Frage sein, wie er zur Kirche gestanden habe? Für Novalis lautet die Antwort: zu einer bestehenden Kirche in keinem. Das Universum war sein Gottesleib, von der Essenz ursprünglichen Christenthums durchtränkt. Er hatte den christlichen Offenbarungsglauben gleichsam mit der Muttermilch eingesogen; Fleisch und Blut aber wurde er erst in ihm auf dem Umwege des Gedankens und nach einer erschütternden Lebenserfahrung.

Seine ersten und liebsten akademischen Studien waren philosophische. Ohne ihnen untreu zu werden, widmete er sich später, aus Rücksicht für den väterlichen Wunsch, der Jurisprudenz, und wieder später, aus Neigung, den physikalischen Zweigen, welche das Bergwesen heischt. Die geniale Vertiefung in mathematische Abstractionen ist auch eine von den wunderbaren Befähigungen dieser seltenen Organisation. Die Lehre Kant's ließ ihn kalt; innig befreundete er dahingegen sich, auch persönlich, mit Fichte; den mächtigsten und dauerndsten Einfluß aber übte auf ihn Spinoza, den er „einen gotttrunkenen Menschen" nannte.

Einige Aphorismen, wie: „Zweifeln heißt suchen". „Philosophie ist Heimweh, der Trieb zu Hause zu sein". „Wir suchen das Unbedingte und finden überall nur Dinge", erinnern an diese Lehrjahre der Speculation.

Seine frommen Eltern gehörten der Brüdergemeinde an; da ihrem Sohne aber, schon als Knaben, deren beschränkende Satzungen widerstrebten, gönnten sie ihm freies Gewähren. In reiferen Jahren hat er sich viel mit Zinzendorf's Schriften beschäftigt, doch kommt er auch jetzt zu einem unbefriedigenden Resultat. Er sagt:

„Die Herrnhuter annihiliren ihre Vernunft, die empfindsamen ihren Verstand, die Leute von Verstand ihr Herz. Kein Akt ist gewöhnlicher als dieser Annihilisations-Akt. Ebenso gewöhnlich freilich der Positions-Akt aus instinctivem Eigensinn, der in der Trägheit seinen Grund hat. Es ist ein bequemes Verfahren, sich aller Mühe des Denkens zu überheben."

In solcher auf das Göttliche vorbereitenden Stimmung hatte er kaum im praktischen Leben Fuß gefaßt, als Schmerz und Sehnsucht einer durch den Tod verklärten Liebe ihn zu gleicher Zeit zum Dichter und in vollem Sinne zum Christen machten. Alles, was er vor dieser Erfahrung von frühster Jugend an Poetisches niedergeschrieben hat, ist von ihm und Anderen nicht der Erhaltung werth befunden worden. Nur das köstliche Frühlingslied: „Es färbte sich die Wiese grün", erinnert an das Idyll von Grüningen, das eine Spanne reinsten Erdenglücks umfaßt. Nun aber stieg aus dem Grabe des bräutlichen Kindes, seiner „ewigen Sophie", die Muse empor, geleitet von des Welterlösers Hand. Anbeten und Dichten verschwammen in Eins; die Hymnen an die Nacht strömten alle Schauer überirdischen Verlangens aus.

Dieser Grundton ursprünglichen Christenthums blieb ihm ungetrübt, auch als der Reichthum des Diesseits sich von Neuem an den so mächtig für sein Erfassen Organisirten herandrängte, mannigfaltige Lebensgebiete sich dem Poeten und Menschen erschlossen. Er wurde, wir sagen nicht: der religiöseste unserer Dichter, aber der dichterischste unserer Religiösen. Er las die Welt wie ein Gottesgedicht.

Mehrere seiner Geschwister sind nach seinem Tode zum Katholicismus übergetreten, und auch Novalis ist häufig als Katholik betrachtet worden; wohl nur aus dem Grunde, weil seinem phantasievollen Christianismus die Mutter des Heilands, als ein göttliches Urbild weiblicher Schöne, gleichsam die Kette der Erscheinungen schloß. Wenn daher einige seiner in kindlicher Innigkeit unvergleichbaren geistlichen Lieder nur in einem katholischen Gesangbuche einen Platz finden dürften — ihr Dichter ist

darum so wenig Katholik, als er ein Sektirer war, ja im eigentlichen Sinne auch nicht Protestant gewesen ist. Ihm genügte keine zur Zeit bestehende christliche Formation. Alles hierarchische Streben widerstand ihm in seiner Einseitigkeit, dem allumfassenden Sinn; er hielt das Papstthum für eine überwundene Erscheinung, den Protestantismus für eine unvollendete. Er sagt darüber zusammengedrängt:

„Der alte katholische Glaube war angewandtes, lebendig gewordenes Christenthum. Seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mittheilsamkeit, seine Freude an Armuth, Gehorsam und Treue machen ihn als echte Religion unverkennbar und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung. Er ist gereinigt durch den Strom der Zeiten und seine zufällige Form so gut wie vernichtet. Das alte Papstthum liegt im Grabe und Rom ist zum zweitenmale eine Ruine geworden. Soll der Protestantismus nicht auch einer neuen dauerhafteren Kirche Platz machen?"

Schließen wir ab mit diesem Citat, das Manchem vielleicht veraltet empfunden und verfrüht geschlossen erscheinen, manchem Anderen aber auch wie eine Prophezeiung klingen mag. Novalis war ein Dichter, ein Mensch, der unvergängliches Leben in sich trug und unvergänglich in unserer Erinnerung leben soll.

L. v. François.

Zur Geschichte des Berliner Zeitungswesens.

II.

Die Vossische und die Spener'sche Zeitung.

Im Jahre 1720 hatte Joh. Andreas Rüdiger, Buchhändler in Berlin, bei König Friedrich Wilhelm I. um die Erlaubniß nachgesucht, ein öffentliches Zeitblatt zu drucken und auszugeben, welches Anzeigen vermischten Inhalts und zugleich politische Nachrichten des In- und Auslandes enthielte, und solche am 18. Februar 1721 erhalten. Sowohl um den Erfolg des Unternehmens zu sichern, als um seinen Plan erweitern zu können, kam Rüdiger zu Anfang des J. 1722 auf's Neue bei dem Könige mit dem Ansuchen um eine förmliche bestimmte, ausschließliche Erlaubniß zur Herausgabe einer Zeitung ein. Auf dieses Gesuch befahl der König am 8. Februar 1722, das betreffende vollständige Privilegium für Rüdiger und seine Erben auszufertigen, und worin unter dem 11. Febr. 1722 ein von L. v. Printz und J. F. Katsch unterzeichnetes „Privilegium vor Joh. Andreas Rüdigern, die Berlinische wöchentliche Zeitungen privative zu drucken und zu verkaufen." Kraft dieses Briefes gestattete der König, „daß Joh. Andreas Rüdiger von nun an einzig und allein und nach ihm seine Erben die Berlinischen Zeitungen und was dazu gehörig, auch dessen allen, was bei Feldschlachten, Krieges- und Friedens-Läuften vorgehen und passiren möchte, auch was sonst denen Zeitungen anhängig, wenn es zuvor gehörigen Ortes revidiret und censuriret sei, wöchentlich drei Mal mit guten zierlichen Lettern drucken und verkaufen möge", und verbot zugleich allen anderen und sonderlich denen hiesigen (Berliner) Buchdruckern, dergleichen Zeitungen und Schriften in Berlin zu drucken und Rüdigern hierin Eintrag zu thun, bei Vermeidung von 300 Thlr. Strafe, halb dem Fiscus und die andere Hälfte der Berliner Armencasse sofort zu erlegen." Für dieses ausschließliche Zeitungs-Privilegium sollte Rüdiger „schuldig und gehalten sein, nicht nur einen Canon von 200 Thlr. jährlich zu Ostern an die Recruten-Casse richtig abzugeben, sondern auch die obbewährten ordinairen und extraordinairen Zeitungen allezeit fleißig zu corrigiren und um einen billigen Preis zu verkaufen, auch von jedem Druck derselben, nichts davon ausgeschlossen, 12 Exemplaria, ehe sie ausgegeben würden, sowohl in die Königl. Geheime Kammer-Kanzlei, als Lehnsarchiv, auf seine Kosten bei Verlust des Privilegii einzuschicken."

Diese von Friedrich Wilhelm I. in solcher Weise concessionirte und privilegirte Rüdiger'sche Zeitung ist die noch jetzt unter dem Namen „Königl. Privilegirte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen" bestehende Vossische Zeitung. Rüdiger verstand nicht allein, seine Zeitung glücklich durch alle Stürme hindurch zu laviren, sondern auch, vermöge seiner Bekanntschaft mit dem Könige, alle Gesuche um weitere neue Privilegien, wie sie besonders von dem Buchhändler Ambrosius Haude wiederholt vorgebracht wurden, zu hintertreiben und solchergestalt seiner Zeitung ein einträgliches Monopol zu sichern. Nur den Potsdam'schen „Mercurius", der sich einige Jahre (1737—1739) erhielt, und das Berliner „Intelligenzblatt für die Kur- und Neumark" mußte Rüdiger neben sich dulden.

Nach dem Tode von Joh. Andreas Rüdiger (1750) ging sein Zeitungs-Privilegium, in Folge einer Königl. Confirmation vom 5. März 1751, auf dessen Schwiegersohn Christian Friedr. Voß sen., ebenfalls Buchhändler in Berlin, über und wurde (1791) von diesem auf seinen Sohn Christian Friedr. Voß jun. vererbt. Nach des Letzteren Ableben (im J. 1795) erfolgte eine Auseinandersetzung der Vossischen Erben. Durch einen vom Königl. Stadtgericht zu Berlin ausgefertigten Adjudications-Bescheid vom 18. December 1801 wurde der Ehefrau des Münz-Directors Lessing in Breslau, geb. Marie Friederike Voß, das Zeitungs-Privilegium zugeschlagen. Eine Königl. Cabinetsordre vom 28. August 1802 bestätigte den Adjudications-Bescheid und das auf sie übergegangene Privilegium, „jedoch mit Ausnahme des bereits im J. 1740 erloschenen alleinigen Rechts auf den Druck und Debit solcher Zeitung".

Was das Format dieser neuen Rüdiger'schen, später Vossischen Zeitung anlangt, so war dasselbe anfänglich ein klein Octav, und eine einzige Nummer der Voss. Zeitung mit ihren Beilagen von heute würde bequem den Inhalt eines ganzen Vierteljahres von damals in sich aufnehmen. Sie erschien auch nicht täglich, sondern anfangs zwei- und dann dreimal wöchentlich. Der siebenjährige Krieg, die Regierung des Königs Friedrich II., die Freiheitskriege übten auf den Umfang der Jahresbände der Voss. Zeitung ihren Einfluß, bis diese nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. und nach den Ereignissen von 1848 in einen noch weiteren Horizont eintrat, der neuerdings seit dem Kriege mit Oesterreich und ganz besonders seit dem deutsch-französischen Kriege in stetem Wachsthum begriffen ist. Die „Vossische Zeitung" hat demnach auch seit Anfang October 1871 statt des bisherigen Quartformats, das im J. 1749 an die Stelle des ursprünglichen Octavs getreten, ein Folioformat angenommen.

Die innere, d. h. die geistige Geschichte der Vossischen Zeitung ist stets ein Spiegelbild der geistigen und der Kulturgeschichte Preußens und Berlins gewesen. Diese Zeitung hatte das Glück, zur Zeit des Aufschwunges der jungen literarischen Generation Deutschlands, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, den Freund ihres damaligen Redacteurs Dr. Mylius, Gotthold Ephraim Lessing, als Mitarbeiter zu gewinnen, und dieser junge Aar, der unter den Fittigen von Friedrich's Adler kühn zur Sonne der Aufklärung der Deutschen und ihrer Erwärmung

für alles Erhabene und Schöne strebte, prägte ihr, wie den gebildeten Kreisen Berlins überhaupt, die Spuren seines edeln, humanistischen Geistes ein. Jeder spätere Redacteur mußte sich dieses großen Namens bewußt bleiben, der auch jetzt noch unter den Eigenthümern der Zeitung durch einen Großneffen Lessing's vertreten ist. Die älteren Leser der Vossischen Zeitung wissen sich gewiß auch noch der Männer zu erinnern, die in würdiger Weise die Nachfolger Lessings an der Vossischen Zeitung waren. Wir nennen nur die Namen S. H. Catel, Ludwig Rellstab, F. W. Gubitz, W. Häring (Wilibald Alexis) und Otto Lindner, denen sich in neuerer Zeit ihr jetziger, allgemein geschätzter Hauptredacteur, Herr Dr. Hermann Kletke, angeschlossen hat.

Uebrigens behielt die Rüdiger-Vossische Zeitung ihr ausschließliches Privilegium, wie oben bemerkt, nur bis zum Jahre 1740. Es wurde nämlich in diesem Jahre neben der Vossischen Zeitung die Herausgabe noch einer zweiten Zeitung in Berlin seitens des Königs Friedrich II. gestattet. König Friedrich nahm sich bei seinem Regierungsantritt des Zeitungswesens mit großem Eifer an. Schon am zweiten Tage nach seiner Thronbesteigung schickte er seinen Freund Jourdan zum Prediger Formey, mit dem Wunsche, daß dieser eine literarisch-politische Zeitschrift in französischer Sprache herausgebe, welcher der König selbst Beiträge liefern wolle; und schon am 9. Juli erschien das „Journal de Berlin, ou Nouvelles politiques et littéraires“ bei Haude zu Berlin; doch ging das Blatt, nach kaum dreivierteljähriger Dauer, schon Anfang April 1741 wieder ein. Dem königlichen Protector hatte der erste Schlesische Krieg keine Zeit gelassen, seinen französischen Schützling durch persönliche Beiträge zu unterstützen.

Glücklicher war ein anderes Unternehmen, dessen Ursprung ebenfalls in die ersten Monate der neuen Regierung fällt: die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“, oder, wie sie gewöhnlich genannt wird, die „Haude- und Spener'sche Zeitung“. Diese Zeitung wurde vom Buchhändler Ambrosius Haude zu Berlin und dessen Handlungs-Gesellschafter Joh. Karl Spener herausgegeben und erschien zum ersten Mal am 30. Juni 1740. Nach 132 Jahren ihres Bestehens geht diese Zeitung jetzt einer durchgreifenden Veränderung ihrer bisherigen Publicationsweise entgegen. Sie erschien anfänglich in Quart und trug als Vignette den gekrönten preußischen Adler mit einem Palmenzweig in der Klaue, über der Erdkugel schwebend, auf welche er, vornehmlich auf das besonders bezeichnete Berlin, offene Bücher herabstreut; darunter stand der Wahlspruch: „Wahrheit und Freiheit“.

Auch diese Zeitung wurde von König Friedrich II., wenn auch nicht, wie Viele meinen, direct veranlaßt, so doch jedenfalls auf's Lebhafteste begünstigt und unterstützt. Ein Gedicht, in welchem sie sich auf den Schutz des Königs ausdrücklich bezog, eröffnete das Blatt (am 30. Juni 1740). Darauf folgte eine Vorerinnerung, in welcher u. A. Folgendes gesagt ist:

„Nachdem Se. Königl. Maj... sich aus eigener höchster Bewegung entschlossen haben, den bekannten Potsdam'schen „Mercurium“... unter dem veränderten Titel „Berlinische Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen“ wieder fortführen zu lassen, als wird nöthig sein, von der Einrichtung dieser Blätter kurzen, doch hinlänglichen Begriff zu geben.... Wofern an dem hiesigen Königl. Hofe oder in den Residenzstädten und sämmtlichen Provinzen Neuigkeiten vorgehen, ... so sollen selbige ebenfalls, und zwar gleich im ersten Articul, ihren gebührenden Platz finden. Da wir uns nun mit der unterzeichneten Hoffnung schmeicheln, daß die weise Regierung unsers allertheuersten Friedrich... die Stadt Berlin zu einem Sammelplatze der Wissenschaften machen werde, so können unsere Leser künftig in diesen Blättern eine umständliche Erzählung von den Anstalten, welche Se. Kgl. Maj. zur Aufnahme und Beförderung der Gelehrsamkeit und Künste in Dero Landen etwa zu verordnen geruhen möchten, ganz gewiß erwarten.“ Die Spener'sche Zeitung stellte sich also in ihrem ersten Anfang, wenn auch nicht mit unmittelbaren Worten, als eine Art von Hofzeitung dar, wobei, dem Charakter gemäß, den man der neuen Regierung zum Voraus beilegte, das gelehrte Element vorzüglich vorwalten sollte. Damit ist denn vor Allem der Brief des Cabinetsministers Grafen Podewil's zu vergleichen. Derselbe schreibt unter dem 5. Juni 1740: „Se. Kgl. Maj. haben mir nach aufgehobener Tafel ... anbefohlen, ... daß dem hiesigen Berlinischen Zeitungsschreiber eine unbeschränkte Freiheit gelassen werden soll, in dem Artikel von Berlin von demjenigen, was anitzo hieselbst (in Berlin) vorgeht, zu schreiben, was er will, ohne daß solches censirt werden soll, wie Höchstderselben Worte waren, weil Solches Dieselben divertire, dagegen aber auch sodann fremde Ministri sich nicht würden beschweren können, wenn in den hiesigen Zeitungen hin und wieder Passagen anzutreffen, so ihnen mißfallen könnten. Ich nahm mir zwar die Freiheit, darauf zu regeriren, daß der *** Hof über dieses Sujet sehr pointilleux wäre, Se. Maj. erwiederten aber, „daß Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht genirt werden müßten“. Der endliche Schluß war: „Wegen des Artikels von Berlin ist dieses indistincte zu observiren, wegen auswärtiger Puissancen aber cum grano salis und mit guter Behutsamkeit.“ Uebrigens dauerte diese Censurfreiheit, die der König anfänglich der Zeitung eingeräumt hatte, kaum ein halbes Jahr; denn bereits im December 1740 wurde ihr dieselbe „wegen Mißbrauchs“ wiederum entzogen; auch hörte der bisherige Wahlspruch der Spener'schen Zeitung: „Wahrheit und Freiheit“ mit dem letzten Stücke des J. 1742 auf, und das erste Stück des J. 1743 führte einen preußischen Adler mit der Beischrift: „Mit Königlicher Freiheit“.

König Friedrich II. erließ an das auswärtige Departement den Befehl, daß aus den Depeschen diejenigen Nachrichten, welche man nicht geheim halten müßte, für die Zeitungen mitgetheilt werden sollten. Das geschah auch anfänglich; aber es wurde bald theils zu beschwerlich, theils zu bedenklich gefunden; denn Niemand aus dem Departement wollte die Verantwortlichkeit der Auswahl dessen übernehmen, was bekannt gemacht werden könnte oder nicht. Daher unterblieb später die Mittheilung. Außerdem benutzte anfänglich der König die „Berlinischen Nachrichten“, um über kleine Begebenheiten, welche die Aufmerksamkeit der Hauptstadt erregten, eine Art von Rechenschaft zu geben und in politischen und militärischen Angelegenheiten sich gegen die Angriffe und Entstellungen anderer Blätter vertreten zu lassen. Aber sein Interesse für die Zeitung ließ schon wenige Jahre nach seiner Thronbesteigung nach; bald tritt sogar eine gewisse Absicht hervor, die Zeitungen und ihre Glaubwürdigkeit bei dem Publikum in Mißcredit zu bringen.

Was übrigens die Spener'sche Zeitung insbesondere anlangt, so bekam nach Haude's Ableben im J. 1748, da er keine directen Erben hinterlassen, der oben genannte Spener, als Bruder der Wittwe, ausschließlich das Eigenthum der Zeitung, und seitdem blieb es in der Spener'schen Familie. Am 19. August 1748 heiratete nämlich die Wittwe Sophie Helene Haude den Hofrath Spener aus Dresden, dessen Söhne, Johann Karl und Christian Siegmund, zu Anfang dieses Jahrhunderts die Eigenthümer der Zeitung waren.

Karl Spener wird noch vielen älteren Zeitgenossen als ein ebenso charaktervoller, wie wissenschaftlich gebildeter Mann in guter Erinnerung sein. Während der Befreiungskriege von 1813—1815 hat er durch seine Feder nicht wenig zur Hebung des preußischen Volksgeistes beigetragen. Er hat viele tüchtige Gelehrte als Mitarbeiter für seine Zeitung gewonnen, namentlich den Hellenisten Buttman, den Hebraisten Zunz und den durch seine gründlichen Kenntnisse der englischen Literatur bekannten k. Bibliothekar Dr. Spiker, welchem Letzteren er kurz vor seinem Ableben das Zeitungs-Institut unter sehr billigen Bedingungen überließ, während die Haude- und Spenersche Buchhandlung in andere Hände überging. Nach dem Ableben Spiker's kam die Zeitung in den Besitz seines Schwiegersohns, des jetzigen Majors v. Schmeling, während das Blatt selbst von einem testamentarisch ernannten Curatorium, an dessen Spitze der Redacteur der Zeitung, der ebenso kenntnißreiche als humane Dr. Alexis Schmidt, stand, verwaltet wurde. Als vieljährige tüchtige Mitarbeiter an der Redaction sind die DD. Gumbinner und Kaßler rühmlichst bekannt. Gegenwärtig ist das Institut in die Hände eines Consortiums übergegangen, an dessen Spitze der Buchhändler Julius Goßmann steht, das, dem Vernehmen nach, dem Blatte eine Umgestaltung nach Art der großen Wiener Zeitungen („Presse" und „N. Freie Presse") zu geben denkt.

So hatte denn Berlin seit der Mitte des Jahres 1740 zwei regelmäßige Zeitungen: die „Vossische" und die „Spener'sche". Beide Zeitungen kamen noch im ersten Viertel dieses Jahrhunderts wöchentlich in drei Nummern, mit Beilagen, in Quart heraus. Voran stand immer der inländische Abschnitt, welcher sämmtliche, königliche Beförderungen im Civil- und Militärstande bis auf die untersten Stufen enthielt, von verstorbenen Staatsbeamten Nekrologe mittheilte und alle merkwürdigen, nicht-politischen Ereignisse der Monarchie umständlich aufnahm. Außerdem lieferte der Abschnitt von dem Inlande wenig oder gar nichts Politisches. Die auswärtigen Nachrichten waren ebenfalls selten aus Handschriften und eigenthümlichen Correspondenzen, vielmehr gewöhnlich aus den Hamburger, Frankfurter und St. Petersburger Blättern und zwar im verkürzten Maßstabe entlehnt. Außerdem hatten diese Zeitungen eine stehende literarische Rubrik und eine Fülle gerichtlicher und mannigfaltiger Nachrichten aus dem bürgerlichen Leben, deren Interesse sich über die ganze Monarchie erstreckte.

Einigungsämter und Arbeitsämter.

Es nimmt immer mehr den Anschein, als sollte auch auf dem Gebiete der Lösung der sozialen Fragen — denn ein Singular ist diese Fragenreihe längst nicht mehr — das französische Uebergewicht von deutscher Seite her unwirksam gemacht werden. Während das Reichskanzler-Amt sich mit der Schaffung von Einigungsämtern als Gegengewicht gegen die Uebergriffe der Coalitions-Freiheit ernstlich beschäftigt, hat Herr Schönberg, Prof. der Staatswissenschaften in Freiburg im Breisgau eine akademische Rede publicirt*), welche den Titel „Arbeitsämter" führt und einen Theil dazu beitragen soll, Deutschland dem Fichte'schen Ideal, Gründung eines Kulturstaates, näher zu führen. Der Leser, der am neuen Kulturstaat mitarbeiten will, lese das Schönberg'sche Project selbst. Damit er aber nicht blind in den Buchladen geht, folge hier nur die Versicherung, daß der Verf. die sozialen Gebrechen nicht durch eine Wunderkur über Nacht heilen will, sondern der Arbeit der Jahrhunderte anvertraut, die Schuld der Jahrhunderte auszugleichen. Schönberg ficht gegen die Utopien der Sozialisten, aber er weist nach, daß auch die Manchester-Männer ihre Mission erfüllt haben.

Er verlangt Beobachtungs-Stationen für Deutschland, die aber außer den Wetternotizen des Arbeitsmarktes ausgleichende Thätigkeiten üben sollen, zu denen auch die Einigungsämter und die gewerblichen Schiedsgerichte, die Publicationen von Angebot und Nachfrage, die Ueberwachung der Gewerbe-Gesetzgebung und die Anregung und Aufsicht der Selbsthülfe resp. des Genossenschaftswesens gehören würde.

Ohne die Consequenz der Schrift zu bestreiten, möchten wir doch unser Hauptbedenken gegen die Potenz der Arbeitsämter andeuten, aber eben nur andeuten, da eine Ausführung desselben wiederum eine stattliche Broschüre bilden würde.

Die Voraussetzung der Schönberg'schen Theorieen liegt zum Theil in dem Gedanken, daß der Arbeiter von der gesetzlichen Freizügigkeit Gebrauch machen, daß aber auch der Seßhafte von den Vorzügen der Nachbarn profitiren kann. Wäre Deutschland so groß, als Bayern, und rings vom Meere umspült, so sollte man lieber heut als morgen alles in der Rede des Verfassers Vorgetragene zur Ausführung bringen. Allein hier ist der Arbeiter an Wein, dort an Bier und dort wieder an Schnaps gewöhnt; hier kennt er seit zwanzig Jahren die Segnungen der Eisenbahn, wohnt billig und fährt zur Arbeit, dort wieder bringt er dem Brodherrn Opfer, um nahe der Fabrik zu wohnen und freies Brennmaterial zu haben. Hier steht Haus an Haus und Weinberg bei Weinberg; dort trennen meilenlange Wälder die Gehöfte der Leute. Hier ist das Moorland von Canälen durchzogen, dort führt der Träger das Glas, das Produkt der Berge in schweren Lasten auf dem eigenen Rücken in die Ebene; hier liegt er seit Jahrhunderten zwischen Federbetten, dort genügt ihm eine wollene Decke oder ein Strohsack und ein Mantel.

Diese besonderen Eigenthümlichkeiten werden den Herren Amtleuten das Amt nicht erleichtern, und mit Elementen, die den Naturkräften ähnlich sind an Verschiedenheit und Unberechenbarkeit, ist hier zu hantieren. Schon die Wetterpropheten sind selten, noch viel seltener aber die Wettermacher! Aber es hieße das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man darum die Wetterstationen eingehen lassen, und der Versuch mit den Arbeitsämtern mag gewagt werden. Eine eigenthümliche Erfahrung ist es um die Neu-Schöpfung von Rechts-Instituten. Eine ganz kleine preußische Erfahrung mag hier am Platze sein: Die Gewerberäthe sind längst eingeschlummert und die Schiedsmänner haben es nicht weit über das Vorstadium des Injurien-Processes gebracht, während andererseits die Gewerbe-Gerichte der Magistrate floriren. Es ist, wie schon Gamaliel sagte, mit neuen Vorschlägen so, daß sie untergehen, wenn sie menschliches Machwerk sind. Ist's aber aus Gott, so könnt Ihr's nicht dämpfen.

*) Berlin, 1871, J. Guttentag (D. Collin).

Das Wasserpolakische in Oberschlesien.

In Nr. 6 des „Magazin" findet sich eine ethnographische und zugleich sprachliche Unrichtigkeit, die mir, als studirtem Philologen, und zugleich in meiner heutigen Eigenschaft als Offizier in einem polnisch-schlesischen Regiment, hier zu berichtigen verstattet sein möge.

Die oberschlesischen „Wasserpolaken“ (heißt es dort) sollen wohl Slaven, aber keine echten Polen sein, mit denen sie sich sprachlich nicht einmal verständigen könnten.

Geschichtlich steht fest, daß Schlesien einen Theil des piastischen Polens bildete, sich jedoch, als die Polen den Herzog Jagello von Litthauen zum Throne beriefen, absonderte, und so desto leichter ein Besitz der Deutschen wurde. In dem bis heute slavisch gebliebenen Oberschlesien sind staatliche Sympathien für Polen ebenso wenig vorhanden, als sich bis jetzt solche etwa in der Schweiz oder in den Niederlanden für das Deutsche Reich gezeigt haben. In beiden Fällen war die Trennung eine zu lange.

Was aber am Oberschlesier slavisch ist, das ist einzig und allein polnisch. Keine Spur des Tschechischen oder einer anderen slavischen Sprache findet sich in der oberschlesischen Mundart, die sogar recht alterthümlich ist, und manche echt polnische Eigenthümlichkeit besser denn die Mundarten an der Weichsel bewahrt hat.

Nur ein ganz oberflächliches Urtheil in sprachlichen Dingen kann sich dadurch beirren lassen, daß der oberschlesische Bauer nicht die polnische Schriftsprache, sondern eben seine Mundart redet, daß er für gewisse technische Dinge, die ihm der Deutsche zubringt, niemals das polnische Wort erfährt, sondern ein deutsches Fremdwort gebraucht. Genau ebenso flüchtig und tendenziös unwahr urtheilt der Franzose, wenn er dem Elsässer sein Deutschthum abspricht, weil dieser nur seine allemannische Mundart kennt.

Auch das ist richtig: viele gebildete Oberschlesier lernen niemals gut schriftpolnisch, sondern schreiten von ihrer Mundart gleich zur hochdeutschen Schriftsprache fort.

Aber jedes slavische Buch in Händen des Oberschlesiers ist polnisch: Bibel, Gesangbuch, Gebete. Jede amtliche Verordnung, die zweisprachig erlassen wird, jede Anzeige, jedes Schild eines Geschäftes ist schriftpolnisch. So ist die Sprache der Kanzel und Schule. Der ausgehobenen Mannschaft werden dieselben polnischen Kriegsartikel wie den Leuten aus dem Großherzogthum Posen vorgelesen. Schriftpolnisch spricht der vereidigte Dolmetscher vor Gericht, u. s. w.

Als im jüngsten Feldzuge 22er Landwehr (aus Oberschlesien) und 19er Linie (aus Posen) zu Amiens zusammen standen, war der Verkehr ein von beiden Theilen gesuchter, die Unterhaltung eine fließende. Das „dobry polski brače“ ging unaufhörlich herüber und hinüber. Strenges Schriftpolnisch sprachen auch die 19er nicht, sondern ihre kujawische Mundart.

Eine ungründlichere Behauptung denn die, daß der slavische Oberschlesier kein Polnisch spreche, läßt sich von deutscher Wissenschaftlichkeit nicht erwarten. Bei Weitem nicht so groß, als etwa zwischen der Mundart eines Schwarzwälders und unserer Büchersprache — vom Plattdeutschen ganz zu geschweigen — ist der Unterschied zwischen oberschlesischer Mundart und schriftpolnisch. Ueberhaupt bringt es die geringere Individualität der Slaven mit sich, daß ihre Mundarten nicht in dem Maße auseinander fallen als die deutschen, wie denn auch in den weiten slavischen Länderstrecken sich nicht so viel Landschafts-Namen finden, als bei uns. Man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, daß selbst der Unterschied zwischen Russisch und Polnisch kein so tief einschneidender, wie der zwischen Nordfriesisch und Altbaierisch ist.

Ich nehme an, daß der Einsender jenes Aufsatzes schlechterdings nicht polnisch kann, auch nie an einem Chausseehause in Oberschlesien einen doch für den gemeinen Mann bestimmten polnischen Tarif gelesen hat.

Sonst hat er leider in Vielem Recht. Unser Ersatz kömmt von Jahr zu Jahr mit geringeren Vorkenntnissen der deutschen Sprache in Dienst. Und was der Truppentheil auch zu leisten vermag — wir germanisiren eben nur das Individuum, nicht aber die Familie; daher dann der Landwehrmann schon wieder einen Theil des bei der Fahne Erlernten vergessen hat. Die weibliche Bevölkerung ist fast durchweg nur des Polnischen mächtig.

Rastadt. H. Pfister, Hauptmann u. Compagnie-Chef im ersten Oberschl. Infant.-Regiment Nr. 22.

Böhmen.

Böhmischer Schulstreit.

Der in Nr. 8 dieses Blattes abgedruckte Aufsatz „Der Unterricht in Böhmen“ hat eine Entgegnung des Instituts-Vorstehers Herrn Heinrich in Prag hervorgerufen, worin meine Angaben zwar in Abrede gestellt, aber durchaus nicht widerlegt werden. Letzteres wäre auch nicht wohl möglich, denn die von mir nur ganz objectiv dargelegten Uebelstände sind offenkundig und lassen sich auch mit den sonorsten Phrasen nicht bemänteln. Herr Heinrich hätte wohl etwas Besseres thun können, als sich zum Champion solcher Dinge aufzuwerfen. Sollte es ihm z. B. unbekannt geblieben sein, daß voriges Jahr die Behörden einem mit dem „Rechte der Oeffentlichkeit“ ausgestatteten Institute die Concession kurzweg entziehen mußte, um Ungehörigkeiten grellster Art ein Ende zu machen? Sollte er ferner nicht wissen, daß vor einigen Jahren eine Persönlichkeit, die noch heute ein hervorragendes tschechisches Schulamt bekleidet, die Literatur seines Landes mit einem neuen tschechisch-französischen Wörterbuche schmückte, in dem die simpelsten Bedeutungen oft auf die possirlichste Weise verwechselt sind, weil der Verfasser ganz einfach ein deutsch-französisches Wörterbuch in's Tschechische übertrug, ohne in seiner Unschuld eine Ahnung davon zu haben, daß z. B. das deutsche Wort „Abgang“ sowohl départ als manque bedeuten kann. Das sind nur ein paar Proben, aber ich denke, wo solche Geschichten vorkommen können, ist doch gewiß gar Manches „faul im Staate Dänemark!“ Obwohl pädagogischen Kreisen fern stehend, habe ich im Laufe der Jahre in diesem Fache so manche Beobachtung gemacht, die, an die Oeffentlichkeit gebracht, noch ganz anders wirken würde, als mein von allem Persönlichen grundsätzlich abstrahirender Aufsatz.

Um „Belehrungen“, wie sie Herr Heinrich wünscht, ist es bei uns zu Lande eine etwas eigene Sache. Man versteht es hier in Prag ganz meisterhaft, mißliebige Persönlichkeiten zu verfolgen, und wer ungeschminkte Wahrheit zu Markte bringt, ist eben der Mißliebigste aller Mißliebigen. Herr Heinrich wird sich also schon dabei beruhigen müssen, wenn ich es vorziehe, auf Uebelstände einfach aufmerksam zu machen, anstatt mich auf „Belehrungen“ einzulassen, für welche das „Magazin“ wohl kaum der geeignete Ort wäre.

Von dem, was ich gesagt, wird auch kein Jota zurückgenommen. Die Schimpfereien der Prager „Politik“, jenes deutsch geschriebenen Tschechenblattes, das vom Skandale lebt und den Diebstahl von amtlichen Aktenstücken zu den erlaubten politischen Hülfsmitteln rechnet, nehme ich keine Notiz, und wenn Herr Prof. Richter, um die ihm von diesem Blatte fälschlich imputirte Autorschaft

meines Artikels von sich abzuweisen, zugleich auch die seinem gemeinnützigen Wirken von mir ausgesprochene Anerkennung zurückweist, so hat er sich von dem Eifer, seine Unschuld darzuthun, ein Wenig zu weit fortreißen lassen.

Soviel zur Richtigstellung des fraglichen Gegenstandes. Auf weitere Controversen lasse ich mich nicht ein. Auch würde das „Magazin" wohl kaum seine Spalten gegenstandslosen Schulstreitigkeiten zur Verfügung stellen wollen. —se—.

Frankreich.

Pariser Literatur-Briefe.

Der Carneval todt und begraben. — Sardou's neueste Machwerke. — „Romania." — Neue Studien des Herzogs von Broglie. Bourloton über Deutschland.

Paris, Ende Februar.

Einen Dienst haben wenigstens die Erfahrungen der letzten Zeit den Parisern geleistet: der Carneval, der sich schon seit einigen Jahren kümmerlich umherschleppte, und dessen pöbelhafter Lärm eher einem Todes-Röcheln, als dem Ausbruche der Lebensfreude glich, ist anno 1871 still und ruhig eingeschlafen; der abgelebte Greis, der es alljährlich vergebens versuchte, sich einen jugendlichen Anstrich zu geben, und schwerfällig scherzend auf den Boulevards herumtanzte, ist damals, während des Waffenstillstandes, als die deutsche Armee noch um Paris lag, friedlich in die Geschichte der Vergangenheit geschieden; nicht aus patriotischem Kummer, wie Manche behaupten — so empfindlich war der alte Gamin nicht mehr — sondern einfach und ganz prosaisch — ich bitte seine Manen um Verzeihung — aus Altersschwäche. Vielleicht wäre er wieder auferstanden, um sein trauriges Dasein noch durch einige Winter hinzuziehen; die Commune hat aber auf ewig sein Grab zugesiegelt, und man kann ohne Unbescheidenheit prophezeien, daß er nicht wieder auferstehen wird. Was sollte er auch an Phantasie, an Lärm, an bunten Verkleidungen, ja an Illuminationen und Gastmählern mit jenem fürchterlichen Carneval wetteifern, und was ließe sich noch erfinden, das von den Erfindungen jener modernen Bacchanalien nicht bei Weitem übertroffen wäre? Wie erbärmlich nimmt sich der doch so unerträgliche Ton der Fastnachts-Hörner aus, der das frühere Paris in dieser Jahreszeit erfüllte, gegen das colossale Concert von Tambouren und Trompeten, von Generalmärschen und zwar brüderlichen, doch wenig harmonischen Signalen, welches Wochenlang die von der ersten Belagerung kaum zur Ruhe gelangten Straßen erschütterte, ohne andere Lärm-Instrumente hinzuzurechnen, die ich natürlich in diesen Vergleich nicht hineinziehen möchte. Was die Verkleidungen und Parodieen betrifft, so sind sie freilich unter der Commune etwas monoton ausgefallen, da der einzige Unterschied der Costüme in der Zahl der Treffen und Borten lag, welche die Verkleideten an der Mütze und den Aermeln trugen; und doch weiß ich nicht ob der Aufzug irgend eines durch des Volkes Gnade improvisirten Generals, der aus dem Hôtel de Ville mit seinem Stabe feierlich hinaus ritt, nicht einen drolligeren Eindruck machte, als die dreitägige Spazierfahrt des Boeuf-gras mit seiner dreitägigen Cavalcade der in mittelalterliche Ritter verwandelten Schlächtergesellen. Viel zutreffender ließe sich die Zusammenstellung ausführen: daß die alte so beliebte Fastnachts-Mode, nach welcher die Frauen der Faubourgs Herren-Kleider anzogen, auch hier beibehalten wurde; ja daß manches Mitglied der revolutionären Regierung, um der Strafe zu entgehen, sich feig in Frauen-Kleider warf; doch hier hört das Lächerliche auf, und das Wenige mag genügen, zu erklären, warum und wie der Carneval ausgelebt hat.

Damit ist aber durchaus nicht gemeint, daß man in Paris nicht mehr lacht und scherzt. Scheint es mir doch im Gegentheil, als wollte sich die gedemüthigte Stadt dafür trösten, daß der Palast des Corps Législatif verwaist und öde dasteht, und ihren Trost darin suchen, daß sie das Leben so lustig, wo nicht lustiger, als früher auffaßt. Sie erlaubt wenigstens den Schriftstellern, von welchen sie selbst unter dem Kaiserreich einen gewissen Ernst verlangte, einen leichtfertigen Ton, einen heiteren oberflächlichen Humor; sie schenkt z. B. solchen leeren aber gut gelaunten Erscheinungen, wie der Roi Carotte ist, den vollständigsten Beifall. Sonderbar genug ist es, daß es Sardou gelang, trotz den ungünstigen Einflüssen, die dazumal herrschten, ein wirklich pathetisches, von genialem Schwunge getragenes, von edler Begeisterung durchdrungenes Werk zu dichten, in welchem man hier und da sogar einen Wiederschein des Schiller'schen Enthusiasmus zu entdecken glaubte — das Drama, dem er den symbolischen Namen „Patrie" gab —, so tief menschlich, so allgemein wahr, so lebendig war der Charakter, den er seiner Schöpfung verliehen hatte! und daß derselbe Dramaturg — denn heute bestätigt es sich, daß er im Grunde weiter nichts ist — in der jetzigen Stunde, die von den Künstlern Alles, was sie nur an Würde und Kraft besitzen, beansprucht, ein Offenbach'sches Libretto componirt, ja daß er sich mit einer anderen, gefährlicheren Beschäftigung abgiebt. Der Roi Carotte ist am Ende ein sehr unschuldiges Stück, das keinem Anderen, als seinem Verfasser zum Schaden gereicht, und für welches er vor der Kritik allein Rechenschaft abzulegen hat. Anders steht es aber mit der Aristophanischen Satire, die den modernen Demos auf die Bühne bringt: anstatt sein Talent der Wiederherstellung des sozialen Friedens zu widmen, hat es Sardou vorgezogen, dem Publikum ein dramatisches Pamphlet aufzutischen, welches Oel in das Feuer gießt. „Ragabas" — so heißt jenes Schmähstück, das vom griechischen Dichter zwar die politische Frechheit, nichts aber von dessen Schwung und Grazie entliehen hat — ist gegen den Liebling der Republikaner, den Exdictator, den Mann, an welchen ganz Frankreich, Monate lang so glänzende Hoffnungen geknüpft hatte, Gambetta selbst, mit derber Bitterkeit gerichtet. Und für wen, in welchem Dienste, unter welcher Fahne kämpft Sardou mit solcher Wuth? Für denjenigen natürlich, der ihm die Salons von Compiègne und Fontainebleau so wohlwollend öffnete, und dessen Abwesenheit er herzlich bedauert. Vor die Polizei, nicht vor die Kritik gehört die egoistische Manifestation; aber der Polizei wird wohl die Mühe erspart bleiben, sich eifrig um die Sache zu kümmern; denn auf einer Pariser Bühne ist diese Vorstellung, wie besucht sie auch von den Neugierigen sein mag, eine Predigt in der Wüste.

Ueberhaupt fängt die Pariser Polizei an, bessere Tage zu genießen: sie tritt in ein ruhigeres Stadium; zwar nicht, weil es der „Internationalen" wie dem Carneval ergangen ist. Nein, diese lebt noch, scheint aber eben eine Reise nach dem Süden zu machen, dessen Klima ihr wohl besser zusagt. Indessen athmet man in Paris auf, denn sobald sich die Gefahr um einige Meilen entfernt, will Niemand mehr daran glauben, und in dieser Hinsicht kann man den Franzosen wahrlich nicht vorwerfen, sie seien ein bejahrtes, abgelebtes Volk; jugendlich ist ihre Un-

erfahrenheit, ihr Alles überlebender Frohsinn, jugendlich sind die Täuschungen, denen sie sich hingeben. Beklagen wir uns aber nicht darüber: denn Dank dieser jugendlichen Eigenschaft, wagen es jetzt Schriften zu erscheinen, welche beim Leser eine vollkommene Sorglosigkeit, die Muße des freien, ungestörten Geistes voraussetzen. Wie könnte ich Ihnen sonst die erste Nummer einer wissenschaftlichen Zeitschrift anmelden, die von den Gelehrten der ganzen Welt mit Freuden begrüßt werden muß, der „Romania". Sie soll, in dem Gedanken, in der Hoffnung ihrer Mitarbeiter, für Frankreich und die lateinischen Völker überhaupt das sein, was die Pertz'sche „Germania" für Deutschland gewesen; sie soll eine Sammlung und Erläuterung nationaler Denkmäler sein; sie soll den französischen Geist auf seine Quellen zurückführen, und will es versuchen, ihn dadurch wieder zu kräftigen und zu stählen. In dem Titel selbst, in der Grund-Idee des ersten Heftes, liegt freilich ein etwas aggressiver Zug, der dem Werke den Stempel der Zeit aufdrückt; auf manchen Seiten wird die Wissenschaft zu einer Waffe zugespitzt und vergißt die Forschung ihre objective heitere Pflicht; das ist aber ein vorübergehender Fehler: dafür bürgen uns der innere Werth, der ernste Halt, die strenge Tendenz des neuen Blattes.

Als ein anderes Zeichen der zunehmenden Beruhigung dürfen die neuen „Studien über Moral und Literatur" betrachtet werden, welche der Herzog von Broglie in zweiter Auflage herausgiebt. Das Buch rechnet, wie Alles, was aus der Feder dieser akademischen Dynastie von jeher geflossen ist, auf einen durch keine Leidenschaft bewegten Kreis; es gehört der Schule an, von welcher Tocqueville vielleicht der vollkommenste, ausgesprochenste Vertreter war; es zeichnet sich durch eine erhabene Unparteilichkeit der Beobachtung und durch jene kernige und doch anmuthige Sprache aus, deren Geheimniß die Doctrinären von 1830 leider in das Grab mitnehmen. Alle Wünsche des Verfassers trachten nach einer engeren Vereinigung — oder, um mich richtiger auszudrücken — nach einer aufrichtigen Versöhnung der beiden Factoren, welche sich in Frankreich seit einem Jahrhundert schroff gegenüber stehen, und nach deren harmonischem Einklange sich das Land so innig sehnt. Die Ueberlieferung und den Fortschritt, den alten Glauben und die modernen Sitten, die Ehrfurcht und die Selbständigkeit möchte der edle Denker im französischen Volksgeiste verewigt sehen; von diesem Einklange verspricht er sich das Erwachen des Vaterlandes. Trotz den neuen Ereignissen, welche die Lösung jenes moralischen Problems noch schwieriger gemacht haben, will er nicht daran verzweifeln, daß es die Zukunft lösen wird; und als einziges Mittel, um das Ziel zu erreichen, empfiehlt er zuversichtsvoll die politische Freiheit; von keinem Retter will er wissen, vom Volke allein, nachdem ihm die nöthige Bildung ertheilt worden, erwartet er die Gründung der unentbehrlichen Eintracht zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen der Revolution und dem Ancien Régime, um den Titel des bekannten Werkes von Tocqueville zu gebrauchen. Ob nun die tiefste Eintracht zwischen dem Schriftsteller Broglie und dem Deputirten Broglie herrscht; ob der französische Gesandte in London nicht etwas zu oft von England nach Versailles herüber eilt, um mit einer Partei zu stimmen, die der politischen Freiheit nicht besonders zugethan ist, mag dahingestellt bleiben; an und für sich betrachtet, verdient sein Werk das höchste Lob, denn es darf sich eines unvergleichlichen Verdienstes rühmen: es ist zugleich anregend und beruhigend.

Selbst die Schriften über Deutschland, welche in den letzten Wochen veröffentlicht wurden, athmen einen verhältnißmäßig gerechteren, friedlicheren Geist. L'Allemagne contemporaine von E. Bourloton enthält vielleicht die ersten wirklich gerechten Urtheile über Deutschland, welche seit dem Kriege in Frankreich gefällt worden. Man war bekanntlich in dieser Hinsicht zwei Jahrhunderte zurückgegangen, bis zur Zeit des Paters Bouhours, der sich in allem Ernste die Frage stellte: ob ein Deutscher geistreich sein kann, und sie selbstverständlich mit einem energischen Nein beantwortete. So dachte vor einigen Monaten, in ihrer Aufregung, die Mehrzahl der gebildetsten Pariser, ja so denken sie noch; aber mit Freuden benutze ich die Gelegenheit, zu bemerken, daß die Ausnahme, welche das besprochene Buch bildet, nicht ganz vereinzelt dasteht. Um so höher ist dem jungen, in die Laufbahn eintretenden Schriftsteller seine Kaltblütigkeit anzurechnen, da er leider mit dem Pater Bouhours andere Gesinnungen zu theilen scheint, die ihn leicht irre leiten konnten; da er, ohne Zweifel, denjenigen angehört, die den Rücktritt des früheren preußischen Unterrichts-Ministers als ein für Deutschland verhängnißvolles Ereigniß ansehen.

England.

Algernon Charles Swinburne.

Unter den englischen Dichtern der Gegenwart sind es neben Alfred Tennyson, dem ja auch in Deutschland bekannten und geschätzten poeta laureatus, besonders zwei, welchen eine hervorragende Bedeutung zusteht: Robert Browning und Algernon Charles Swinburne. Daß die Werke dieser beiden Letztern in der deutschen literarischen Welt, die sich doch nicht leicht eine geniale Erscheinung auch anderer Nationalitäten entgehen läßt, bis jetzt fast gar keine Beachtung gefunden haben, ist schwer zu erklären; theilweise mag die Thatsache in der idiomatischen Eigenartigkeit und daher rührenden Schwerverständlichkeit und Unübersetzbarkeit der Productionen Browning's sowohl wie Swinburne's begründet sein. Beide, besonders aber dieser Letztere, verdienen es, daß man auf sie mit all dem Nachdruck hinweise, welcher dem unverkennbaren Genie gegenüber geboten ist, und so sei denn hier eine, wenn auch ganz allgemeine, Besprechung des Dichters Swinburne versucht.

Von den äußern Verhältnissen desselben, den Bedingungen also, unter welchen er schafft, und deren Würdigung heutzutage die gewissenhafte Kritik nicht gern enträth, haben wir folgendes in Erfahrung gebracht: Swinburne steht noch in jugendlichem Alter, er ist reich und unabhängig, hat in Cambridge studirt und dann seine Muße zu längern Aufenthalten in Deutschland und Frankreich benutzt. — Im Jahre 1865 trat er zuerst in die Oeffentlichkeit, und zwar mit einem dramatischen Gedichte „Atalanta in Calydon", welchem in kurzen Zwischenräumen das Drama „Chastelard" und dann die Gedichtsammlung „Poems und Ballads" folgte.

Gleich diese ersten Schöpfungen, welche übrigens mit keinem Zuge den Anfänger verriethen, brachten in England gewaltige Sensation hervor. Von ihrer Wirkung auf das Publikum mag der Umstand zeugen, daß von jedem der Werke alsbald neue und wieder neue Auflagen nöthig wurden: die Kritik schenkte ihnen die eingehendste, ja förmlich leidenschaftliche Aufmerksamkeit. Ihre bedeutendsten Organe, Athenaeum, Saturday Review, London Review, Times, Spectator, Reader, Morning Herald u. s. f.

waren einstimmig in dem Ausspruch, daß man es hier mit einem wahren, echten Poeten, „einem der wenigen großen Dichter aller Zeiten“ zu thun habe, eine Ansicht, der wir uns mit der nöthigen Bescheidenheit, aber zugleich der allerfestesten Ueberzeugung, anschließen.

Algernon Swinburne besitzt ein reiches Maaß von all den Eigenschaften, welche den Dichter machen. Zuvörderst jene wunderbare, den Leser mit Staunen, ja fast mit Grausen erfüllende Divinationsgabe, welche blitzschnell die geheimsten Motive menschlicher Handlungen, die verborgensten Uebergänge menschlicher Gedanken erhellt, vor welchen das Herz offen daliegt, wie der Glaube lehrt, daß es vor Gott daliege — jene Gabe, welcher der Dichter bei den Alten den Namen vates — Seher — verdankte; dazu eine gewaltige, hinreißende Leidenschaftlichkeit, die nur übertroffen wird von der Gestaltungskraft, mit welcher er sie zu bändigen, in ihren Höhen und Tiefen zu beherrschen und in eine tadellose Form zu zwingen vermag. So eng schließt sich diese Form nicht dem Gedanken nur, auch dem leidenschaftlichen Gefühle an, daß es oft in wilder Schönheit, scheinbar entfesselt, dahin tobt, während die zügelnde Meisterhand es sicher in die von ihr gewollten Bahnen lenkt.

Es ist hiermit schon ausgesprochen, daß auch die letzte, abschließende Bedingung zur poetischen Production, die absolute Herrschaft über die Form, unserm Dichter durchaus zu Gebote steht. Seine Landsleute haben es bereitwillig anerkannt, wie er auf diesem Gebiete von den englischen Kunstgenossen kaum erreicht, in keinem Falle übertroffen, dastehe.

Swinburne behandelt seine Sprache mit unerhörter Kühnheit; wie keiner vor ihm hat er bewiesen, welcher Biegsamkeit sie fähig sei, da er sie in den strengen Maaßen der griechischen Tragödie sowohl, wie in den Weisen des römischen Odendichters und des provençalischen Troubadours, ertönen läßt. Seine Naturschilderungen athmen die köstlichste Wahrheit und Unmittelbarkeit neben einer wunderbaren sinnlichen Kraft des Ausdrucks, seine Gemälde menschlicher Leidenschaft gehören, unserer Ansicht nach, zum Ergreifendsten, was die Dichtung überhaupt aufzuweisen hat.

Trotz unserm Wunsche, so kurz wie möglich zu sein, dürfen wir, der Billigkeit halber, das Eine nicht unerwähnt lassen, was unserm Dichter neben dem rasch erblühten Ruhm auch ein nicht unbedeutendes Maaß von Verketzerung zugezogen hat. Durch eine Anzahl seiner Dichtungen geht — das läßt sich nicht leugnen — ein wahrer Gluthstrom übermächtiger Sinnlichkeit, die er mit antiker Rücksichtslosigkeit zu verbergen verschmäht. Immer aber bleibt er im Ausdruck vom höchsten Adel und — sei es uns vergönnt, hier zu einem etwas kühnen Bilde zu greifen — seine Darstellungsweise der grande passion, obwohl sehr fern von platonischer Auffassung, unterscheidet sich von der stark mit dem Parfum der Demimonde versetzten mancher neuern Poeten — eines Alfred de Musset zum Beispiel — wie sich die Venus-Statuen eines altgriechischen Meisters von dem photographischen Portrait einer Pariser Cocotte unterscheiden. Man lese, um diesen Ausspruch gerecht zu finden, in den Poems and Ballads die beiden Gedichte „Faustine“ und „Dolores“, das letztere eine mystisch gehaltene Incantation der Venus, die er unter dem Namen „our Lady of Pain“, „unsere liebe Frau der Schmerzen“, anruft. Eine der schönsten und bezeichnendsten Strophen dieses Gedichtes möge zum Schlusse hier Platz finden:

Who has known all the evils before us,
Or the tyrannous secrets of time?
Though we match not the dead men, that bore us,
At a song, at a kiss, at a crime —
Though the heathen outface and outlive us,
And our lives and our longings are twain —
Ah, forgive us our virtues, forgive us,
Our Lady of Pain.

Die Engländer haben durch die Art, wie sie diesen ihren jüngsten Poeten aufgenommen, einmal wieder bewiesen — und es thut ihnen zuweilen noth, es zu beweisen — daß sie ihres Shakespeare und Byron nicht unwürdig sind. In den Dichtungen Swinburne's haben sie den Athem des Genius herausgefühlt, dessen Hervorbringungen immer einer Nothwendigkeit gehorchen und vermöge der ihnen inne wohnenden Kraft der Wahrheit auch sittlich reinigend wirken.

Wir aber sind überzeugt, daß jene freudige, vom innigsten Verständniß bedingte Würdigung, welche die uns so sympathische englische Dichtung stets in Deutschland gefunden hat, auch der eigenartigen Muse Algernon Swinburne's wartet, daß sich der Deutsche, dem ein fremdes Idiom nie als Schranke des geistigen Besitzes gegolten hat, auch hier ein Feld dichterischen Genusses erobern wird. S. J—s.

Nord-Amerika.

Deutsche Literatur und Philosophie in Amerika.

Sehr erfreulich ist es für einen guten Deutschen, zu sehen, welche Fortschritte die Anerkennung der Größe deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft in Amerika macht, und zwar nicht nur durch die Bemühungen deutscher Eingewanderter, sondern auch Eingeborner. In dieser Beziehung ist vor Allem das Journal of Speculative Philosophy, das in St. Louis seit 1867 in vier Heften jährlich von dem Superintendenten der öffentlichen Schulen, Dr. F. Harris, herausgegeben wird, hervorzuheben. Danach scheint es fast, als sollten die Philosophen und Philosophen-Schulen, die in Deutschland großentheils abgeblüht haben, dort im fremden Lande eine neue Blüthe erleben.

Das Journal wird in 1500 Exemplaren gedruckt und findet auch in England erfreulichen Absatz. Den größten Theil des Inhalts bilden Uebersetzungen aus Hegel, von dem Herausgeber, aus Leibniz, Kant und Fichte, von A. E. Kroeger, aus Schopenhauer, von Ch. Joséfé, aus Rosenkranz's literarhistorischen und ästhetischen Schriften, z. B. über Goethe, von Miß Brackelt und D. J. Snider, sowie selbständige Arbeiten über die Genannten von dem Herausgeber, von A. E. Kroeger, von J. Edmunds u. A. Besonders zu rühmen sind die Bemühungen von A. E. Kroeger. Dieser, gebürtig aus dem südwestlichen Schleswig, von wo er in den vierziger Jahren mit seinem Vater, der dort längere Zeit als Prediger wirkte, auswanderte, ist ein begeisterter und ganz exclusiver Anhänger J. G. Fichte's (eine seltene Erscheinung, der man in Deutschland nicht so leicht noch begegnen möchte), und hat als solcher in Philadelphia, resp. St. Louis, Uebersetzungen der beiden Bearbeitungen der Fichte'schen Wissenschaftslehre von 1794 und 1801 herausgegeben, von denen er die eine mit einer geistvollen Abhandlung über „Kant's System des Transcendentalismus“ begleitete. Ebenso sehr aber sind diejenigen seiner Arbeiten zu schätzen, in denen er mit wirklicher Virtuosität die ältere deutsche Poesie durch Uebersetzungen und historisch-kritische Einleitungen dem englisch-amerikanischen Publikum bekannt zu machen sucht. So Ulrich von Lichtenstein's Minnelieder und die

Sprüche des cherubinischen Wandersmann in The Southern Magazine, Jahrgang 1871 (Baltimore); Gottfried's von Straßburg Hymne auf die Jungfrau in „The Catholic World" 1871 (New-York). Das Letztere in seinem ganzen Umfang, wird, von ihm übersetzt, nächstens in London erscheinen, sowie auch in Boston das Erscheinen seiner Uebersetzungen, von „Tristan und Isolde", vom „Armen Heinrich" u. A. in Aussicht stehen. H. D.

Italien.

Die neuere italiänische Wissenschaft vom Staat.

Mit der Reconstruction eines einheitlichen, italiänischen Nationalstaats hat auch die theoretische Wissenschaft vom Staat in Italien einen erneuten Aufschwung genommen. Freilich sind es nicht mehr Italiäner, die, wie im Anfange des 16. Jahrhunderts, tonangebend auf diesem Gebiet für die Nationen Europas sind, dennoch aber zeigt sich auf diesem Gebiet eine Rührigkeit, die alle Anerkennung verdient. Wenn wir heute auf eine der neuesten Productionen in dieser Materie, auf das Werk von Carlo Angias: Del potere civile e de' suoi limiti.*) (Von der bürgerlichen Gewalt und ihren Gränzen) aufmerksam machen, so geschieht es nicht nur der eigenen Ideen des Autors wegen, sondern weil wir hier die Ergebnisse der gesammten, neuesten Literatur auf diesem Felde mit verwerthet sehen. Herr Angias documentirt sich als einen vielbelesenen Mann, einen philosophischen Kopf, der vor Allem die Systeme unserer deutschen Philosophen Kant's, Fichte's, Hegel's studirt und selbständig reproducirt hat.

Durch die Versuche und Bestrebungen bei der Reorganisation seines Staates angespornt, hat Verf. sich an die Begründung einer selbständigen staatlichen Theorie gemacht, die die auseinandergehenden Interessen von Staat und Gesellschaft, der Stände, Classen und kleineren, staatlichen Verbände zu versöhnen und auf ihrer gemeinsamen Grundlage den idealen Rechtsstaat zu erbauen bestimmt ist. Nachdem er in einzelnen Abschnitten Rechte und Pflichten des Individuums, der Gesellschaft die Bedingungen jedes Staatswesens dargelegt, kommt er zu dem Ergebniß, daß der bestregierte Staat die constitutionelle Monarchie mit entschiedenem Vorwalten einer wahrhaft aristokratischen Verwaltung sei. Auf die mannigfachen, interessanten Details dieses von seinem Verfasser bescheidenerweise „Versuche" genannten Werks können wir uns hier leider nicht einlassen; nur wollen wir unserem Gefühle der Anerkennung Ausdruck geben, daß Verf. nicht nach der Schablone älterer Staatstheoretiker gearbeitet, sondern etwas Selbständiges, Neues zu produciren bemüht war. Dagegen wiegen einzelne Bedenken, wie zu geringe Präcisirung des Unterschieds von Staat und Gesellschaft, des aristokratischen Regiments u. s. w., die wir zu machen hätten, nicht schwer. J.

*) Ancona, 1871, Tipografia del Commercio.

Kleine literarische Revue.

— **Vier Monate vor Paris, 1870—71.** Belagerungs-Tagebuch eines Campagne-Freiwilligen im K. Pr. Garde-Füsilier-Regiment.*) Als in einer allen Zeitgenossen unvergeßlichen Periode des letzten Krieges der Telegraph von Versailles jeden Morgen mit erstaunlicher Ruhe sein „Vor Paris nichts Neues" nach Deutschland meldete, wollten wir in der Heimat über den scheinbaren Stillstand der kriegerischen Operationen schier vergehen. In vorliegendem Tagebuche kann man sich darüber unterrichten, wie unsern Landsleuten in Waffen zu Muthe war, welche vier Monate hindurch das Herz des feindlichen Landes greifbar vor sich hatten und die Erfüllung des Einzugs-Traumes mehr als 120 Tage lang von heute zu morgen verschoben sahen. Man muß sich diesen Einblick in die dortigen realen Verhältnisse verschaffen, um sich der damaligen eigenen Begierde nach aufregenden Neuigkeiten — zu schämen! Der Verf. ist einer derjenigen Wackeren, die „beim Ausbruche des großen Nationalkampfes, hingerissen von dem Riesenstrom des entrüsteten Patriotismus und des empörten Rechtsgefühls, ohne gesetzliche Nöthigung die Feder mit der Kugelbüchse vertauschten." Die unfreiwillige Muße — wie er das Wort Langeweile umschreibt — vor Paris vertrieb er sich durch tägliche Aufzeichnungen des Erlebten und Beobachteten. Dieselben gewähren nach zwei sehr verschiedenen Richtungen ein lebhaftes Interesse. Einerseits giebt der Verf. sehr hübsche Bilder des kriegerischen Kleinlebens. Andererseits erhebt er sich, und dies ist das Charakteristischste, zu sehr bemerkenswerthen philosophischen Betrachtungen über den Krieg an sich, über den eben durchgekämpften Krieg, über einzelne Situationen, über die Zukunft der Völker rc. Ganz im Gegensatz zu jenem Referendar, der aus gleichem Antriebe freiwillig „mitgegangen" war, dessen Enthusiasmus aber vor Paris völlig auf die Neige ging, als er eines Tages — zum Düngerfahren kommandirt wurde, nimmt unser Verf. gerade aus solchen, ihm ein hohes Princip in der preußischen Heeresverfassung dokumentirenden Vorgängen Anlaß, das Lob des preußischen Spartaner-Geistes zu singen und die Beherrschung der Welt durch das Borusso-Germanenthum zu prophezeien. Damit hängt es zusammen, wenn er in der Sylvesternacht von 1870/71, während die Geschütze der Pariser Forts einen Höllenlärm verursachen, von der Beendigung dieses Krieges den Anbruch einer Epoche des Friedens und der Humanität datiren will. Dieser Optimismus unter den Waffen ist wohlthuend und erhebend; er macht das Buch zu einem Unicum in der Kriegsliteratur. Der Verf. scheint Werth darauf zu legen, anonym bleiben zu dürfen. Darin hat er Unrecht. Wir wollen indeß seine Bescheidenheit nicht anfechten. Nur so viel zu sagen sei uns gestattet, daß dieser Garde-Füsilier schon längst seinen Platz auf den Kathedern der Universität Tübingen wieder eingenommen hat. G. H.

*) Stuttgart, Gustav Weise, 1871.

— **„Die Luxemburger Mundart."** Herr Dr. Gredt, Prorector des „Athenäum" der Stadt Luxemburg, hat kürzlich unter diesem Titel eine Studie über die Mundart des deutschen Großherzogthums, sowie über die Bedeutung und den Einfluß derselben auf den Charakter und die Erziehung des Volkes dieses Ländchens, herausgegeben, die auch im Deutschen Reiche gelesen zu werden verdient. Herr Gredt ist augenscheinlich ein Mann von wissenschaftlicher, deutscher Bildung, der keinerlei Sympathieen mit dem rohen Gebahren seiner deutsch sprechenden und gleichwohl deutschfeindlichen Landsleute hat. Er weist in seiner Schrift zunächst nach, daß die Mundarten der eigentliche Springquell der Sprache seien, aus welchem diese stets neues Leben zu schöpfen vermag. Die Kultur der besondern Mundart eines Volkes habe

eine große Wichtigkeit für die Entwickelung desselben, und von ihr müsse daher bei dem Elementarunterricht ausgegangen werden. Durch ihre Vermittelung vermöge der Lehrer seine Schüler am leichtesten zur Kenntniß und Kultur der gebildeten Schriftsprache zu führen. Welche traurigen Folgen die Nichtbeachtung dieser ersten Erziehungs-Regel für das Volk von Luxemburg habe, könne man hier überall wahrnehmen. „Ich kenne," sagt Herr Gredt, „Leute, die kein Sterbenswörtchen Französisch verstehen und gleichwohl im Stande sind, alle Regeln und Definitionen der französischen Grammatik in einem Athem auswendig herzusagen". Was kann bei solcher Papagaien-Angelerntheit wohl herauskommen?! Nichts als pfäffische Verdummung und Barbarei, wie wir ihr überall im luxemburgischen Volke begegnen. Wie lange noch kann innerhalb der Gränzen unseres nationalen und Zollvereins-Lebens ein solcher Zustand der Zwitterhaftigkeit und der Verkümmerung fortdauern?

— **Moritz von Sachsen.***) Bereits im Jahre 1866 erschien die vorliegende Tragödie, welche, wie der Verfasser in einer der gegenwärtigen Ausgabe beigegebenen Notiz über die Quellen des Stoffes sagt, damals ihre Entstehung zum Theil dem in den Vierziger Jahren über die Bühnen gehenden gleichnamigen Drama von Robert Prutz verdankt. „Dieses jambische idealistische Drama", sagt Herr Giesecke, „gab mir die Anregung, in einer politisch fortgeschrittenen Zeit denselben Stoff nochmals, und zwar realistisch in Prosa zu gestalten." — Wiederum ist die Zeit nicht nur politisch fortgeschritten, sondern hat einen totalen Umschwung genommen, und dieser veränderten Weltlage Rechnung tragend, bietet uns der Herr Verfasser eine neue Bearbeitung seines aus den besten Quellen geschöpften Stoffes, die denselben in vielfache gerechtfertigte Beziehungen zu der Gegenwart bringt und der werthvollen Arbeit noch ein erhöhteres Interesse verleiht.

— „**Meister Dürer's Erdenwallen.** Ein Geburtstag aus seinem Leben."**) Wir haben es hier, wie wir annehmen dürfen, mit einem Gelegenheitsgedichte zu thun, das die Jubelfeier zu Ehren des unsterblichen Meisters hat verherrlichen helfen. Bei Gedichten dieser Art nimmt die Kritik die Brille ab. Grosse's gefällig geschriebenem dramatischen Gedicht liegt der Gedanke an das häusliche Mißgeschick zu Grunde, das dem gefeierten Künstler so viele bittere Stunden brachte und sein künstlerisches Wirken nicht wenig beeinträchtigt haben mag, während er bei Gründung der Häuslichkeit jedenfalls eine Förderung seines hochgehenden Strebens erhofft hatte. Seine Ehefrau, von der Mutter Natur mit einer Fülle äußerer Schönheit begabt — ältere Bilder Dürer's verleugnen diesen Ruf — hatte für ihn, gelinde gesagt, nicht die verständnißvolle Liebenswürdigkeit, auf deren Ermunterung der Künstler gern rechnet. Grosse stellt sie drastisch als eine echte böse Sieben, als einen Hausdrachen par excellence dar, ja, er giebt zu ahnen, daß die Elen-Geweihe, die Dürer's Arbeitszimmer schmücken, unter Umständen sich zu einem viel verfänglicheren Schmucke verwandeln könnten. Der Geburtstag läßt sich unter sehr bedenklichen häuslichen Scenen an, aber er endet, Dank dem Edel- und Biedermuthe des feinsinnigen Meisters, mit einer alle Wolken und Schatten verjagenden Versöhnung, an deren Feier die bekannten Gönner, Freunde und Kunstgenossen, ja selbst der kunstliebende Kaiser Maximilian, mit gerechter Freude Theil nehmen.

*) Geschichtliche Tragödie, von Robert Giesecke. Zweite Auflage, neue Bearbeitung. Breslau, Eduard Trewendt, 1872.

**) Dramatisches Charakterbild in einem Aufzuge, von Julius Grosse. Berlin, Franz Lipperheide, 1871. Zum Besten der Erhaltung des Dürerhauses in Nürnberg.

— **Alb. Möser's „Nacht und Sterne"***), eine uns zugegangene Sammlung neuer Gedichte Albert Möser's, ein Name, der als Lyriker bereits einen guten Klang hat, giebt uns den erfreulichen Beweis, daß trotz „Internationale" und Gründungs-Schwindel, trotz Ultramontanismus, Rationalismus und Realismus, die Poeten des Singens noch nicht müde sind, und daß sie, was noch besser ist, den rechten Ton, der vom Herzen kommt und zum Herzen dringt, nicht verlernt haben. Im „Dichterwalde" des deutschen Reiches singt und klingt es glücklicherweise noch von Zweig zu Zweig, uns blüht noch die blaue Blume der Romantik; der Ruhm und die Macht haben uns nicht berauscht. Wie unsere Krieger das Schwert mit der Pflugschar, dem Webschiff, dem Hammer und Meißel, dem Stift und der Feder zu vertauschen verstanden, so wissen auch unsere Sänger die Leier, die eben noch in Kampfesliedern erscholl, zu Gesängen des Friedens zu stimmen, und Albert Möser hat durch seine neuen Gedichte einen schönen, vollen Accord dazu geliefert. J. H.

— **Henschel's Anglicismen und Germanismen.****) Diese nach deutschen Stammwörtern alphabetisch geordnete Sammlung ist, als ein sehr nützliches und lehrreiches Handbuch, Allen zu empfehlen, die sich mit der Conversationssprache der englischen, resp. der deutschen Zunge vertraut machen wollen. Mancher weiß recht gut aus einer Sprache in die andere wörtlich zu übersetzen, aber gerade mit seiner wörtlichen Uebersetzung macht er sich lächerlich, wenn er die feinen Nüancen nicht kennt, die nicht bloß den Ausdruck in der einen Sprache von seiner wörtlichen Uebertragung in die andere abweichend machen, sondern ihm manchmal sogar eine entgegengesetzte Bedeutung geben. Diese und ähnliche Klippen zu vermeiden, wird die vorliegende kleine Sammlung (244 S. 8.) ganz geeignet sein.

Literarischer Sprechsaal.

In der Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft vom 3. Februar sprach Herr Dr. Neumayer, der geschätzte deutsche Gelehrte, welcher im Auftrage der englischen Regierung längere Zeit in Melbourne (Australien) die astronomischen und magnetischen Beobachtungen des dortigen Observatoriums geleitet,***) über den Compaß und den Magnetismus auf eisernen Schiffen. Der Compaß ist durch die vorherrschende Anwendung des Eisens beim Schiffbau nur dann zu gebrauchen, wenn er vorher in seinem Verhalten gründlich geprüft, wenn die Deviation der Magnetnadel an Bord genau bestimmt wurde. Die Abweichungen, welche durch Eisenmassen am Bord von Schiffen im Compasse bewirkt werden, theilt man in eine constante, eine halbkreisartige und eine viertelkreisartige Deviation. Die bei-

*) Halle, Verlag von Emil Barthol, 1872.

**) A Collection of Anglicisms, Germanisms and Phrases of the English and German Languages. Berlin, F. Henschel, 1871.

***) In einem, im „wissenschaftlichen Verein", am 24. Februar gehaltenen Vortrage hat Herr Dr. Neumayer „Australien und seine Zukunft" zum Gegenstande seiner Betrachtungen gemacht. D. R.

den letzten sind für die verschiedenen Course verschieden und die halbkreisförmige ändert sich auch mit der magnetischen Breite, da ein Theil derselben von dem in verticalem Eisen inducirten Magnetismus herrührt; — der andere Theil kommt vom „Bau-Magnetismus", und es ist daher diese Abweichung am geringsten, wenn das Schiff auf dem beim Bau innegehabten Strich segelt. Allein diese Abweichungen sind wieder ganz verschieden, sobald das Schiff nicht auf geradem Kiele liegt, sondern nach einer oder der anderen Seite hin geneigt ist. Dieselben können so beträchtlich werden, daß der Compaß um 20 Grad verschieden zeigt, wenn das Schiff um 10 Grad sich überneigt. Daraus ersieht man, wie wichtig die genaue Ermittelung aller auf die Deviation einen Einfluß äußernden Umstände für die Sicherheit des Schiffes ist. Allein trotz der großartigen Untersuchungen, welche in England über diesen Gegenstand angestellt wurden, bleibt doch Vieles dunkel, und bis dieses Alles aufgeklärt sein wird, ist von einer vollkommenen Sicherheit keine Rede. — Der Vortragende führte darauf an, daß die Geographen ein ganz besonderes Interesse hätten, diesen Gegenstand beobachtet zu sehen, denn wenn sie auch die Sicherheit und Schnelligkeit der Reisen auf eisernen Schiffen, als nicht ihrer unmittelbaren Pflege anvertraut, vernachlässigen wollten, so habe doch der Umstand, daß alle Beobachtungen über Winde und Ströme, an Bord von Schiffen mit ungenau bestimmter Deviation angestellt, nahezu werthlos, ja schlimmer als werthlos werden, für sie eine große Bedeutung. Das Einführen einer Reihe irriger Daten müßte die nothwendige Folge sein. Nur durch eine gründliche Behandlung der Forschung in dieser Richtung würde man zu der Wissenschaft würdigen Resultaten gelangen, allein davon sei man bei uns in Deutschland wenigstens noch sehr weit entfernt. Denn die einzige Thatsache, daß man in den deutschen Küstenländern nicht Eine Station habe, die eine genaue Bestimmung der magnetischen Elemente zulasse, welche ja für derartige Arbeiten stets die Basis bilden müssen, beweist zur Genüge, wie weit wir in dieser Richtung zurück sind. Man begnügt sich mit den oberflächlichsten, lange nicht für alle Eventualitäten genügenden Bestimmungen, und überläßt das Uebrige, was immer man auch sagen mag, dem Zufalle.

Ueber das jetzige Verhältniß Italien's zu Deutschland und Frankreich sagt der Florentinische Correspondent der Pall Mall Gazette: „Frankreich hat es verstanden, selbst die italiänischen Liberalen, welche seit dreizehn Jahren am Staatsruder sind, den Deutschen in die Arme zu treiben, obschon die Vertreter dieser Partei, Männer zwischen 40—60 Jahren, unter dem Einflusse französischer Ideen in fanatischem Hasse des deutschen Namens aus einer Zeit hervorgegangen sind, in welcher Todeschi und Austriachi gleichbedeutend waren. Ihnen ist deutsche Sprache, deutsche Art, deutsche Geschichte und deutsche Denkweise nicht sympathisch; allein es wächst eine neue Generation heran, die, glücklicherweise für Italien, sich wenig mit Politik beschäftigt, eine Generation von jungen Leuten, die zwischen 1840 und 1850 das Licht der Welt erblickt haben, von der verhaßten Herrschaft der Tedeschi, d. h. Austriachi, nicht viel gesehen haben und deshalb gegen Deutschland auch keinen Groll hegen. Sie haben einen Blick in die deutsche Welt hineingeworfen und beginnen für dieselbe Interesse zu fühlen. Sie begreifen, daß auf die französische Civilisation der Vergangenheit eine andere, die deutsche Civilisation gefolgt ist, deren Grundsteine von Herder und Kant gelegt wurden, die nach und nach sich aller Zweige des menschlichen Wissens bemächtigt und schließlich auch äußern Glanz und Macht erlangt hat. Die Männer dieser jungen Generation sind mit den Ideen der neuen deutschen Civilisation genährt. Sie studiren deutsche Philosophie, Philologie, deutsche Rechtskunde und deutsche Musik. Manche gehen nach Deutschland, sehr viele lernen die deutsche Sprache und lesen und sprechen sie geläufig. Es ist das Alles vorderhand nur der Anfang der neuen Zeit, allein es bildet sich eine Grundlage zu einer politischen Partei, welche in 10—15 Jahren die französisch gebildeten Führer der Gegenwart verdrängt haben wird."

Die Berichte aus den Vereinigten Staaten über die dort in der Staatsverwaltung, wie in der Verwaltung der städtischen Communen, mehr und mehr entdeckten Betrügereien sind sehr betrübend, besonders für diejenigen, die bisher an das sittliche Grundprincip freier, republikanischer Institutionen glaubten. Der Newyorker deutsche „Demokrat" vom 10. Februar sagt in dieser Hinsicht: „Wenn man die Summen, um welche das amerikanische Volk nur in den letzten zehn Jahren durch ungetreue Verwalter, Vertreter, Zwischenhändler und Agenten geprellt worden ist, zur Ziffer bringen könnte, so würde sich ohne Zweifel eine Gesammtsumme ergeben, für welche ein mäßiges europäisches Königreich gekauft werden könnte. Es ist ein wenig erfreulicher Gedanke, wenn man erwägt, welche Resultate für das wahre Wohl des Volkes — Bildung, Aufklärung, Beförderung idealer oder auch nur wohlthätiger Zwecke — mit den Summen hätten erzielt werden können, welche fortwährend in die Taschen von Spitzbuben geflossen sind — und noch fließen — und nur zur Befriedigung der Selbstsucht, zur Steigerung des Luxus und damit zur allgemeinen Entsittlichung beigetragen haben. Wohin man seine Augen wendet, kommen immer neue Beweise für diese niederschlagende Thatsache an den Tag. Wo nur der Schleier von der Verwaltung der Angelegenheiten des amerikanischen Volks gelüftet wird, da kommt der Krebsschaden der Ausbeutung durch den schamlosesten Betrug zu Tage."

Das neueste Heft von Petermann's „Geographischen Mittheilungen" (1872, III) bringt Nr. 58 und 59 der Beiträge zur Geographie und Erforschung der Polarregionen. Die erste Nummer umfaßt zwei im vorigen Sommer (19. Juni — 27. Sept.) unternommene Nordfahrten der Norweger Ulve und Torkildsen, von denen der Erstere in seinem Schiffs-Tagebuche festgestellt hat, daß die von Weyprecht und Payer bis 78½° N. Br. ermittelte Schiffbarkeit des Meeres noch zwei bis drei Grad weiter nördlich reicht. Ulve, dessen Expedition unter dem Schutz und Beistand des Engländers Leigh Smyth unternommen wurde, hat die Geographie des Nordmeeres außerordentlich bereichert, indem sich aus den Beobachtungen und Messungen seiner Expedition ergiebt, daß das Nordost-Land Spitzbergen's eine Breite von 10½ Längegraden umfaßt, während diese Breite auf den besten Karten, die bis jetzt existiren, nur auf 7½ Grad angenommen ist. — Durch Nr. 59 der Polarforschungen wird constatirt, daß „Gillis-Land" kein bloß in der Phantasie existirendes Fabelland, jedoch auch nicht identisch mit dem „König-Karl-Land" sei, welches Herr v. Henglin und Graf Zeil im J. 1870 zwischen dem 78. und 79° N. Br. gesehen haben.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin. Französischestraße Nr. 51

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 16. März 1872. [No. 11.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Encyklopädische Werke der Rechts- und Staats-Wissenschaft.

Während das überhäufte Gründen von Actien-Gesellschaften unsere Volkswirthe mit Sorgen erfüllt, weil man eine allzu starke Anhäufung des Kapitals und ein nicht minder großes Fortschreiten des Materialismus fürchtet, ist eine Analogie auf geistigem Gebiete, ein Zusammentreten von großen Capacitäten, die ihr Kapital gemeinschaftlich zu großen Unternehmungen anlegen, nur erwünscht.

Was schon vor Jahren Heeren und Ukert auf historischem Gebiet, Haupt und Sauppe auf philologischem unternommen hatten, waren dankenswerthe Arbeiten, da die Kunst unendlich, das Leben des Einzelnen aber kurz ist. In umfassender Weise hat Professor v. Holtzendorff jetzt auf juristischem Gebiete begonnen, größere Gesellschaften namhafter Gelehrten um sich zu versammeln und mit ihnen die wichtigsten Werke für den Gebrauch der Juristen herauszugeben. Auf diese Weise ist die Encyklopädie und das Rechtslexikon entstanden*), bei welcher Männer wie Bruns, Endemann, Glaser, Gneist, John, Rivier u. A. mitwirkten, ferner das „Jahrbuch der Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege"**), mit Beiträgen von Bamberger, Thudichum, Bluntschli, Dr. Fischer, Goldschmidt u. A., und es haben diese Publicationen den Vorzug, daß sie auch eine internationale und vergleichende Behandlung der Wissenschaft in's Auge fassen und die Leistungen des Auslandes auf den behandelten Gebieten in ihr Bereich ziehen können. Die beiden Serien von Vorträgen, die derselbe Gelehrte herausgiebt, haben bei uns wiederholt Anlaß zu Besprechungen gegeben.

Heut liegt uns ein neues Werk dieser Art vor, der zweite Band des Strafrechts, enthaltend die allgemeinen Lehren.***) In einigen kurzen Aufsätzen behandeln Heinze und Schwarze die Fragen der Zuständigkeit der Strafgesetze, Ersterer die Reichs- und Landes-Competenz, Letzterer den Wirkungskreis hinsichtlich der Zeit, des Raumes und der Personen; auch die Lehren der analogen Anwendung vom Versuch, der Theilnahme; die Strafmittel, ihre Anwendung und der Strafwegfall sind von den vorgenannten und den Herren Merkel, Wahlberg und Geyer behandelt.

Der Schwerpunkt des Bandes liegt aber in den beiden Aufsätzen über die Kriminal-Psychologie, die Zurechnung von Schaper und die Geisteskrankheiten von Skrzeczka. Wissenschaft und Praxis haben zwischen zwei weit auseinander gehenden Theorien lange geschwankt. Während man früher geneigt war, in krankhaften Stimmungen oder Wahnvorstellungen keinerlei Grund zur Strafmilderung zu finden, brach sich am Schluß des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts eine andere Richtung Bahn; in derselben Zeit, in welcher erst der Pietismus, dann die Revolutionen, dann aber die sociale Emancipations-Bewegung für die größtmögliche Freiheit des Individuums kämpften, begann man auch den verbrecherischen Willen mehr und mehr als einen krankhaft gestörten anzusehen. Brandstifter wurden mit Pyromanie, Diebe mit Kleptomanie entschuldigt, Königsmörder fast ohne Ausnahme in die Irrenhäuser gesteckt, und fast jede psychologisch interessante Erscheinung auf das Gebiet der Hirn- und Nervenstimmungen zurückgeführt. Am letzten Ende schrieb gar Einer eine Schrift „de morbo democratico, nova insaniae forma" und wollte die Freiheitsbewegung von 48 auf eine epidemische Gehirnkrankheit zurückführen. Gegen diese Richtung hat sich eine anfangs schroffe, später gesund realistische Gegenwirkung ausgebildet, welche nicht inhuman gegen Menschen mit gestörten Geistes-Functionen ist, aber doch mit einer strengen Sicherheit bis zu einem gewissen Grade auch gegen krankhafte Geister den Staatszwang ausüben und die Gesellschaft vor ihnen schützen will. Auch inmitten der Krankheit bleibt eine gewisse Freiheit der Handlung, ja sogar Ueberlegung, und das Wort „Geisteskrankheit" ist ein sehr allgemeiner, eine ganze Reihe von Erscheinungen umfassender Begriff. Professor Skrzeczka geht mit dem Leser alle einzelnen Formen von Depressionen, Exaltationen, Paralysen Gelüsten und Affecten durch, bespricht in interessanter Art die Verstellung und unterscheidet alle Zustände, welche die freie Willensbestimmung ausschließen können, während der Schaper'sche Aufsatz den verbrecherischen Willen und die wirkliche That, Vorsatz und Fahrlässigkeit in faßlicher Weise und guter Darstellung bespricht.

Psychologen und Juristen werden das Werk mit Interesse studiren. L. L.

*) Leipzig, Duncker u. Humblot, 1870. 1871.

**) Leipzig, Duncker und Humblot, 1871.

***) Berlin, Lüderitz'sche Verlagshandlung (Carl Habel), 1871.

Zur Geschichte des Berliner Zeitungswesens.

III.

Die Preußische Staatszeitung.

Lange Zeit blieben die Vossische und die Spenersche Zeitung ohne alle Concurrenz in Berlin. Obwohl bereits im J. 1740 erklärt worden war, daß die ihnen ertheilten Privilegien nur Schutzbriefe für ihre Unternehmungen, aber keine Monopole

zur Benachtheiligung des öffentlichen Interesses seien, glaubten die Inhaber dieser Privilegien doch jedesmal Einspruch thun zu dürfen, so oft es sich um die Genehmigung eines Antrages zur Begründung einer dritten Berliner Zeitung handelte. Und die Regierung, obwohl sie diesen Einspruch stets als unberechtigt zurückwies, glaubte doch andererseits auch keinen Anlaß zu haben, der periodischen Presse in Berlin eine größere Ausdehnung und Macht zu verleihen. Das damalige politische Lesebedürfniß des Publikums der preußischen Hauptstadt war allerdings nicht groß und wurde durch jene beiden Blätter vollkommen befriedigt, während in der vortrefflichen, von Friedrich Nicolai, unter Mitwirkung von Lessing und Mendelssohn, redigirten „Bibliothek der schönen Wissenschaften", in den „Briefen, die neueste Literatur betreffend" (24 Bde.) denen sich nachmals die „Berlinische Monatsschrift" anschloß, für das Lesebedürfniß des wissenschaftlichen und gebildeteren Publikums hinlänglich gesorgt war. Neben jenen Nicolai-Biester'schen Zeitschriften (die zum Theil, der Censur-Beschränkungen wegen, in Leipzig gedruckt wurden) entstand unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. eine „Berlinische Damen-Zeitung für Teutschland", die natürlich nichts weniger, als politischen Inhalts war. Ein zur Zeit des Höhepunktes der französischen Revolution im J. 1794 gemachter Versuch, in Berlin eine Zeitung in französischer Sprache zu begründen (sie führte den Titel: „Gazette Française de Berlin; avec approbation et privilège du Roi") hatte ebenso wenig nachhaltigen Erfolg, als der im J. 1740 gemachte erste Versuch dieser Art. Noch vor dem Ende des Jahrhunderts, am Schlusse des J. 1798, war die Gazette Française de Berlin wieder eingegangen.

Der Königlichen Realschule in Berlin wurde nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. die Erlaubniß ertheilt, zum Besten ihres Schulfonds eine „Gelehrte und politische Zeitung" herauszugeben, doch auch dieses Unternehmen war nur von kurzer Dauer. Mehr Absatz, als diese neue Zeitung, fanden dagegen zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts die sogenannten „Blättchen", oder „Geschriebene Zeitungen", welche angeblich viele Enthüllungen geheimnißvoller Zustände in Deutschland und im Ausland enthalten sollten, aber da sich sehr bald herausstellte, daß das Wahre darin nicht neu und das Neue nicht wahr sei, so ist auch diese Speculation von nicht langer Lebensdauer gewesen.

Ein interessanteres Meteor am politischen Horizonte Berlins waren die im Jahre 1802 von Heinrich v. Kleist gegründeten und herausgegebenen „Berliner Abendblätter". Der Dichter des „Prinzen von Homburg" und des „Käthchen von Heilbronn", der damals Secretair des preußischen Ministers v. Struensee war, machte darin den Versuch, in ästhetischer Form politische Fragen zu besprechen und namentlich seinen und der Regierung widerwilligen Gefühlen gegen das immer bedrohlicher werdende Frankreich Ausdruck zu geben. Leider hatte der unruhige, jugendliche Kleist nicht Ausdauer genug, sein Unternehmen durchzuführen. Er ging bald nach Paris, um das französische Treiben mehr in der Nähe zu beobachten und überließ unpatriotischeren und ungeschickteren, wenn auch witzigeren Köpfen, wie August v. Kotzebue und Garlieb Merkel, die Beide zu diesem Behufe aus Rußland nach Berlin gekommen waren, in ihrem „Freimüthigen" die publicistische Aufgabe, die er sich gestellt hatte, zu lösen.

Zur Zeit der französischen Unterdrückung, in den Jahren 1809 und 1810, ist in Berlin bei Dieterici ein von Prof. Theodor Heinsius redigirtes, zweimal wöchentlich im damaligen Formate der Vossischen und der Spenerschen Zeitung ausgegebenes Blatt unter dem Titel: „Berlin oder der Preußische Hausfreund" erschienen, das, obwohl durchaus voll patriotischer Gesinnung und namentlich bei dem Ableben der Königin Louise von innigem Schmerz und von Trauer erfüllt, doch keinen politischen Charakter hatte.

Auch der Befreiungskampf gegen Frankreich in den Jahren 1813—15 und seine großen nationalen Erfolge hatten in Berlin noch nicht die Wirkung gehabt, eine neue, politische Zeitung hervorzurufen. Erst die unglückseligen Conflicte, die in den Jahren nach Abschluß der Wiener Bundesakte in Deutschland entstanden waren, gaben der preußischen Regierung den Anlaß, der Vossischen und der Spenerschen Zeitung gegenüber ein eigenes, großes politisches Organ in der Hauptstadt zu begründen. Am 2. Januar 1819 erschien zu Berlin im Verlage der Maurerschen Buchhandlung die erste Nummer der „Allgemeinen Preuß. Staatszeitung", eines Blattes, das erst nach einem Jahrzehend, als es von Männern geleitet ward, die das volle Bewußtsein ihrer großen Aufgabe hatten, und als es zugleich das amtliche Organ des Zollvereins und der preußischen Verwaltungs-Statistik geworden war, von außerordentlichem Einfluß auf das politische Leben der Deutschen werden sollte.

Das „Vorwort", mit welchem die „Preußische Staatszeitung" im Jahre 1819 eröffnet worden war, hatte in Preußen, wie im übrigen Deutschland, keinen günstigen Eindruck gemacht. Dieses Vorwort lautete folgendermaßen:

„Der großen Zahl politischer Zeitungen in Teutschland noch eine hinzuzufügen, dürfte vielleicht um so überflüssiger erscheinen, da manche von ihnen, durch die Censur-Freiheit oder die Nachsicht der Censur-Behörden begünstigt, sich zur Genüge mit Allem versehen können, was den Vorwitz und die Neugier der Leser befriedigt. Wir glauben daher zur Rechtfertigung unseres Unternehmens einiger Worte zu bedürfen, die zugleich die Zwecke und den Charakter, den diese Zeitung in ihrem nicht-officiellen Theile zu behaupten sich bemühen wird, näher anzudeuten bestimmt sind.

„1) Wir werden die Begebenheiten des Tages in Benutzung aller uns zu Gebot stehenden Mittel treu erzählen, und aller politischen Visionen uns enthaltend nur dann Betrachtungen anknüpfen, wenn wir für das Interesse unserer Leser des Inlandes eine belehrende Erörterung nöthig glauben.

„2) Fremde, vielleicht auch einheimische Zeitungen, Flugschriften, Journale, werden uns, nach den Erfahrungen der letzten Jahre, zuweilen in die Nothwendigkeit setzen, Erzählungen und Urtheile aus und über Preußen berichtigen zu müssen. Wir werden uns hierin auf die Berichtigung der erzählten Thatsache, auf die Entkleidung von den Zierrathen einer frivolen Erdichtung, auf die nackte Darstellung der Wahrheit beschränken, schon im Voraus überzeugt, daß wir in der Regel damit ausreichen werden, um die eilfertigen Urtheile der Geschwindschreiber des Tages zu entkräften. Gegen bloße Schmähungen mit denselben unrühmlichen Waffen in die Schranken zu treten, wird uns nicht zugemuthet, und nicht von uns erwartet werden.

„Es sei fern von uns, der ehrwürdigen Freistätte des Rechts und der Wahrheit, der Oeffentlichkeit zu nahe treten, und den Beruf ihrer unerschrockenen Sachwalter, ausgezeichnet wie durch Klarheit des Geistes, so durch Tiefe der Gesinnung, verkennen zu wollen. Wo kann auch die Publicität wahrhafter geehrt und edelmüthiger beschützt werden, als da, woselbst, wie bei uns, keinem Buche und keiner Zeitung der Eingang versagt wird? Daß die Regierung unseres Staats die Schranken der Censur inländischer Schriften und Zeitungen niederzureißen bis jetzt noch Bedenken trägt, geschieht nicht, um der Publicität Eintrag zu thun,

welches ja ein fruchtloses Unternehmen sein würde, auch nicht aus Besorgniß, daß ihre Fackel in ungeschickten oder frevelhaften Händen die Welt anzünden werde, wohl aber in ernsthafter Erwägung der bestehenden Verhältnisse, über welche die Weisheit der Staatsverwaltung nur sich selbst Rechenschaft geben darf, und in gewissenhafter Ueberzeugung, daß durch den Verzug ihrer langsam vorbereiteten Maaßregeln weder der wahren und gründlichen Wissenschaft noch der Wohlfahrt des Landes der geringste Abbruch geschehe. Den großen Geistern jeder Zeit, Galiläi Kant, den Heroen dieses Geschlechts, wird unsere Censur kein Haar krümmen. Daß aber die alltäglichen Hände, die Schriftsteller ohne Beruf, des Talents, der Gelehrsamkeit, der Lebenserfahrung, der Geschäftskenntniß, für das Heil der gesammten Welt und für das Wohlbefinden der Einzelnen sich bemühen, ist allerdings sehr überflüssig.

„3) Die Zeitung wird benutzt werden, den Einwohnern des preußischen Staates allgemein interessante Nachrichten aus dem Innern mitzutheilen, damit jede Provinz erfahre, was in der andern sich Denkwürdiges begeben, wie die Kultur im Physischen und Sittlichen, der vaterländische Kunstfleiß im Technischen, Aesthetischen vorschreite, was sie hemme, was die Regierung und die Gemeine geleistet, um den Hindernissen zu begegnen, und, was vorgeschritten, weiter zu fördern.

„4) Wir werden die Maaßregeln der Regierung in der organischen und administrativen Gesetzgebung ununterbrochen begleiten, indem wir uns bemühen werden, die nothwendige Verbindung der erscheinenden Gesetze mit dem System der Regierung und dem Zustande des Staats, durch welchen dieses System bedingt wird, zu erläutern, und an der Darstellung der rechtfertigenden Gründe die Kritik der allen Institutionen, der verlassenen Bahnen, anzuknüpfen, um den Einwohnern des Staats anschaulich zu machen, worauf es ankomme, und was sie durch das Neue gewinnen, wobei wir jedoch im Voraus bemerken müssen, daß uns nur die höheren Ansichten des Staatslebens, nicht die gemeinhin nur kümmerliche Rücksicht auf den Zustand der sogenannten Staatsfonds leiten werden. Gegenbemerkungen wahrheit- und vaterlandsliebender Korrespondenten werden uns willkommen sein, da durch eine gründliche mit Waffen der Erfahrung und des Urtheils geführte Opposition für das Rechte, nach welchem wir trachten, nur mehr Land gewonnen wird.

„5) Unsere wissenschaftlichen und Kunstnachrichten werden in der Regel nur die wichtigeren Erzeugnisse im Gebiet der Wissenschaft und der Kunst zum Gegenstande haben, nichts aber unberührt lassen, was die Geschichte, die Erdbeschreibung, die Statistik des preußischen Staats im Allgemeinen oder in Bezug auf die einzelnen Provinzen betrifft. Was uns auch hiezu an Beiträgen geliefert wird, werden wir dankbar erkennen.

„Die ersten Schritte jeder Unternehmung sind von Schwierigkeiten begleitet, über welche oft auch der beste Wille nicht Herr ist. Unablässig bemüht, die anfangs schwachen Versuche vollkommener auszubilden, mehr und mehr Interesse zu erwecken, zu versöhnen, nicht zu verletzen, Irrthümern entgegenzutreten, nicht Begriffe zu verwirren, wird uns das Bewußtsein der redlichsten Bestrebungen für das Vaterland, für unsern König und unsere Mitbürger begleiten, so weit wir auch hinter Wunsch und Ziel zurückbleiben möchten."

* * *

Der im Jahre 1820 zum erstenmal auf dem Blatte genannte Hauptredacteur desselben war ebenfalls nicht geeignet, große Hoffnungen auf eine umsichtige Leitung desselben zu erwecken. Der Geheime Hofrath Carl Heun, als Verfasser der „Mimili" und vieler anderen Vergißmeinnicht-Novellen, unter dem Schriftsteller-Namen H. Clauren bekannt, war, vermuthlich weil man in ihm einen guten Stilisten und einen gewandten Logiker zu finden vermeinte, für dieses schwierige Amt ausersehen worden. Aber Clauren, der nicht einmal seinem Doppelgänger, dem Verfasser des Romans „Der Mann im Monde", Wilhelm Hauff, an Gewandtheit der Polemik gewachsen war, vermochte noch viel weniger „die eilfertigen Urtheile der Geschwindschreiber des Tages zu entkräften."

Erst als im J. 1828, nach neunjährigem unfruchtbaren Vegetiren der „Staatszeitung", deren Absatz nur noch 800 Exemplare betrug, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten dessen Chef damals der ältere Graf v. Bernstorff war, in die Sache einschritt, als das Blatt der bisherigen schläfrigen Redaction und dem unthätigen Privatverlag entzogen und zum ersten Curator desselben der Geh. Legationsrath Karl Philipsborn bestellt wurde, trat ein vollständiger Umschwung in dem Leben und der Wirksamkeit der Zeitung ein. Ein Mann von umfassender Bildung, ein preußischer Staatsbeamter aus der Stein-Hardenberg'schen Schule, widmete Philipsborn nicht allein dem administrativen, sondern auch dem geistigen Theile seiner Functionen als Curator eine so eingreifende, nach allen Seiten hin maaßgebende Sorgfalt, daß die Zeitung bald zu den bestredigirten in Deutschland gezählt wurde und bereits im folgenden Jahre ihrer Regeneration, Ende 1829, mehr als 12000 Abonnenten aufzuweisen hatte.

Allerdings war dem regenerirten Blatte der damals gerade ausgebrochene russisch-türkische Krieg, von welchem es direkte Nachrichten erhielt, sehr zu Statten gekommen. Die bereits am Vorabend ihres Datums ausgegebene Zeitung — bis dahin hatte man in Berlin Abendblätter noch nicht gekannt — verbreitete in ganz Deutschland die ersten Berichte über den Balkan-Krieg; ihre Schluß-Rubrik „Neueste Nachrichten", die noch Abends während des Druckes der Zeitung redigirt wurde, hatte für das Publikum einen ähnlichen Reiz, wie heutzutage die telegraphischen Depeschen; ja die Staatszeitung kam selbst der bis dahin für sehr bevorzugt geltenden Augsburger „Allgemeinen Zeitung" in der Veröffentlichung der politischen Neuigkeiten aus dem Nord- und Südosten Europa's bedeutend zuvor. Hätte jedoch das officiöse Blatt von 1829 auf die Beziehungen zu den befreundeten, auswärtigen Mächten — namentlich Rußland und Oesterreich — so viele zarte Rücksicht nehmen müssen, als ihm nachmals, namentlich vom J. 1838 ab, zur Pflicht gemacht wurde, dann hätte es sich freilich nicht in dem Maaße, wie es geschah, frei bewegen können und würde es unmöglich auch die weite europäische Verbreitung gefunden haben, die es mit jedem Jahre mehr und besonders nach der Juli-Revolution von 1830 fand.

Es gingen der Redaction damals von ihren Correspondenten im Auslande, sowie nicht minder von den dazu höheren Orts ermächtigten preußischen Gesandtschaften und Consulaten, sehr viele interessante, neu erschienene Bücher und Journale zu, deren Besprechung in den von den politischen Welt-Ereignissen und den parlamentarischen Verhandlungen Englands und Frankreichs vollständig in Anspruch genommenen Spalten der Zeitung nicht immer möglich war. Dies gab zu der, zuerst durch Alex. v. Humboldt bei dem Curatorium angeregten Idee Anlaß, für die Verarbeitung dieses reichen Materials ein besonderes literarisches Beiblatt zu begründen. Der Mitredacteur der Staatszeitung, Joseph Lehmann, der für die letztgedachte Zeitung bereits viele literarische Anzeigen ausländischer Werke geliefert hatte, erhielt den Auftrag, den Plan zu einem solchen Beiblatt zu entwerfen, und

dieser Plan wurde, nachdem er von dem ersten Curator des Institutes, Herrn Philipsborn, geprüft und in würdigstem Sinne motivirt worden war, höheren Ortes genehmigt. Am 24. Januar 1832 erschien die erste Nummer des „Magazin für die Literatur des Auslandes", das bis zum Ende des J. 1842 ein mit besonderem Abonnement verbundenes, dreimal wöchentlich ausgegebenes Beiblatt der „Preußischen Staatszeitung" verblieben und darauf dem Redacteur Lehmann als freies Eigenthum überlassen worden ist.

Einer der Hauptmitarbeiter der „Staatszeitung" war damals der Staatsrath und Professor an der Universität, J. G. Hoffmann, der Begründer des „Statistischen Bureau" in Berlin, dessen Artikel nicht wenig dazu beigetragen, in Preußen und Deutschland die gesunden, volkswirthschaftlichen Ideen zu verbreiten, welche die Begründung und Ausbreitung des deutschen Zollvereins zur Folge hatten. Ein entschiedener Bekämpfer des Prohibitivsystems und der Schutzzölle, konnte er, der aus der Schule der Kant, der Krause und der Schön in Königsberg hervorgegangen war, zugleich als ein Vertreter des Stein-Hardenberg'schen Systems der Befreiung des Landmannes, der städtischen Selbstverwaltung und des allgemeinen Volksunterrichts gelten. Ueber allen seinen statistischen Zahlen-Columnen schwebte der preußische Geist von 1808—1815, der das Vaterland aus seiner Erniedrigung emporgehoben und es wieder groß und mächtig gemacht hatte. Auch Hegel, Ranke, Friedrich v. Raumer, Rühle v. Lilienstern, v. Willisen und viele andere Männer von Ruf gehörten zu den Freunden und außerordentlichen Mitarbeitern des Staatszeitungs-Instituts.

Nachdem im J. 1838 der Geh. Legationsrath Karl Philipsborn aus dem Curatorium der „Staatszeitung" geschieden war, ging das Blatt zu Ende des J. 1842 aus dem Ressort des auswärtigen Amtes in das des Ministeriums des Innern über, und zwar unter der Redaction des Professors Dr. Zinkeisen aus Altenburg, der eine Geschichte des türkischen Reiches geschrieben hatte, aber mit der preußischen Geschichte sehr wenig vertraut und noch weniger dafür erwärmt war. Das Blatt nahm mit dem J. 1843 den modificirten Titel „Allgemeine Preußische Zeitung" an, ohne darum seinen bisherigen officiellen Charakter aufzugeben, wenn es auch durch wiederholte Erklärungen diesen Charakter in Abrede zu stellen suchte. Als Curator des Instituts fungirte in den Jahren 1844—46 der gelehrte Oberst Schulz, früherer Herausgeber des von Jarcke gegründeten „Berliner politischen Wochenblattes."

Die Ereignisse des Jahres 1848 machten der Altenburgischen Signatur der „Allgemeinen Preußischen Zeitung" ein Ende, und diese erschien vom 1. Mai des gedachten Jahres ab unter dem Titel „Preußischer Staatsanzeiger", einen großen Theil seines Raumes den Verhandlungen der einberufenen preußischen Nationalversammlung widmend. Herr Regierungsrath v. Meusebach und demnächst Herr Graf v. Eulenburg hatten das Curatorium übernommen und leiteten es bis zum J. 1851. Ihre Nachfolger von da ab bis gegen das Jahr 1865 wurden die Herren Dr. Quehl und Geh. Oberregierungsrath Hegel. In dieser Zeit erlitt das Blatt eine sehr erhebliche, äußere und innere Veränderung: es erschien vom 15. Juni 1851 ab nicht mehr im alten Großfolio-Format, sondern in Hochquart und beschränkte sich auf die allerdürftigsten Berichte über das Inland sowohl, als über das Ausland. Eine Verbesserung trat erst wieder 1860 ein, als im October d. J. die reichhaltige „Zeitschrift des K. Preuß. Statistischen Bureau", herausgegeben vom Geh. Regierungsrath Dr. Engel, dem „Staats-Anzeiger" allmonatlich beigelegt wurde, was mehrere Jahre lang zur Genugthuung der wissenschaftlichen Leser fortgesetzt ward.

Die politische Regeneration Preußens, die Stellung, die es unter Bismarck's energischer Leitung dem Bundestage gegenüber nahm und der deutsch-dänische Krieg machten inzwischen bald die Wiedererweiterung des Horizontes der officiellen Zeitung des preußischen Staates nothwendig. Besonders seit dem J. 1865, seitdem Herr Geheime Regierungsrath Zitelmann die Leitung des Curatoriums übernommen hat, giebt sich in allen Richtungen des Blattes die nicht gerade eben den besonderen Bedingungen der (uns allerdings immer noch viel zu ängstlich erscheinenden) Rücksicht unterliegen, welche ein officielles Blatt der Regierung bedauerlicherweise zu nehmen hat, eine außerordentliche Regsamkeit und das Bestreben kund, den Staat, dessen Organ das Blatt ist, durch wissenschaftliche, besonders historische, geographische und administrativ-statistische Forschungen würdig zu vertreten. Die Zeitung bringt, neben den in ihrem amtlichen Theile publicirten Gesetzen, Verordnungen und officiellen Bekanntmachungen, in ihrem nichtamtlichen Theile diejenigen politischen Nachrichten, die auf Thatsachen beruhen, was freilich den größten Theil der Zeitungsleser nicht zu befriedigen pflegt, aber sie verwendet eine außerordentliche Sorgfalt auf die Artikel über Kunst und Wissenschaft, über Handel und Gewerbe, über Eisenbahnen und Verwaltungs-Statistik — Artikel, die größtentheils von competenten Federn herrühren. Seit dem J. 1866 ist eine „besondere Beilage" des Staats-Anzeigers der Aufnahme von größeren Artikeln dieser Art gewidmet, die dann auch in Vierteljahresheften gesammelt und unter besonderem Titel ausgegeben werden.*)

In Folge des deutsch-französischen Krieges und der Gründung des neuen Deutschen Reiches ist für das amtliche Organ eine neue Epoche seiner Geschichte eingetreten, indem es seit dem 6. October 1871 den Titel „Deutscher Reichs-Anzeiger und K. Preußischer Staats-Anzeiger" angenommen und demgemäß in seinem amtlichen Theile die Gesetze, Verordnungen und allgemeinen Bekanntmachungen des Deutschen Reiches und demnächst die des preußischen Staates publicirt. In seinem nichtamtlichen Theile bringt das Blatt, wie oben bemerkt, eine Zusammenstellung der thatsächlichen Begebenheiten der Tagespolitik, Referate über die Verhandlungen des Deutschen Reichstages und des preußischen Landtages, wobei die Reden der Minister und Regierungs-Commissarien in der Regel vollständig mitgetheilt werden, ferner kunst- und wissenschaftliche, gewerbliche, statistische und Handels-Nachrichten, mit welchen Letzteren auch die Publication der vollständigen (nicht bloß amtlichen) Tages-Courszettel verbunden ist. Die „besonderen (wissenschaftlichen) Beilagen" werden wöchentlich am Sonnabend ausgegeben, enthalten eine fortlaufende „Chronik des deutschen Reiches" und besprechen die mannigfaltigsten historisch-politischen Gegenstände, wie z. B. in Nr. 10 (vom 9. März 1872): „Der Name der Deutschen"; „Gedächtnißtage des Hauses Hohenzollern" (mit zwei Abbildungen alter Denkmünzen), „Der Produktenhandel Berlins im Jahre 1871"; „Die Halle im deutschen Mittelalter", und „Urkunden des Fürstenthums Münster".

*) Vor uns liegt der vierte Jahrgang (Heft I—IV) der „Vierteljahrs-Hefte des Deutschen Reichs-Anzeigers und K. Preuß. Staats-Anzeigers", mit einem gruppenweise und alphabetisch geordneten Inhalts-Verzeichnisse der fast alle wissenschaftliche Fächer umfassenden Artikel (Berlin, Druck und Verlag der K. Geh. Oberhofbuchdruckerei, R. v. Decker, 1871.

Wir schließen hiermit unsere Beiträge zur Geschichte des Berliner Zeitungswesens. Die seit einem Vierteljahrhundert in Berlin entstandenen großen und kleineren Zeitungen, an deren Spitze sich die über ganz Deutschland und auch im Auslande vielverbreitete „Nationalzeitung" und die ultraconservative „Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung" befinden, haben zum Theil gewiß eine sehr bedeutende Zukunft, aber eine eigentliche Geschichte besitzen sie noch nicht, und wir müssen daher die Darstellung der letzteren einer kundigen Feder der Zukunft überlassen.

Scherr's Literatur-Geschichte.*)

Diese „Allgemeine Geschichte der Literatur" erscheint jetzt in vierter Auflage. Das Buch hat eine zweiundzwanzigjährige Geschichte hinter sich, denn es erschien in erster Auflage bereits im Jahre 1850, und ein Decennium später war eine neue Ausgabe nöthig geworden; ja, die dritte Auflage, welche 1869 ausgegeben wurde, hat bereits nach zwei Jahren die vierte nothwendig erscheinen lassen. Es ist interessant, den Gründen nachzuforschen, welche diese Behandlung der Literatur-Geschichte beim Publikum so beliebt gemacht haben. Der Verf. faßt diese Gründe in dem Vorwort, welches er der dritten Auflage vorausschickte, zusammen, indem er erklärt, er wollte „nicht ein staubtrockenes, die Geistesöde hinter den Mantelfalten hochgelehrt thuenden Grandezza versteckendes Compendium für Fachleute mühselig zusammenstoppeln, sondern vielmehr ein Buch schreiben, ein lesbares Buch, welches allen wirklich und wahrhaft Gebildeten oder nach wirklicher und wahrhafter Bildung Strebenden, die Universalgeschichte der Literatur nahezubringen und vertraut zu machen vermöchte".

Diese Absicht ist in dem Buche wirklich erreicht, und den Beweis dafür liefert eben seine große Verbreitung. Ein Hauptverdienst Scherr's ist es, daß er nicht ein dürres, „staubtrockenes" Compendium, sondern eine von lebenswarmer, frischer Diction und lebhafter, geistvoll durchdringender Behandlung beseeltes Buch geschrieben hat; das zweite Verdienst ist die einfache, übersichtliche Eintheilung des Stoffes, und diese Uebersichtlichkeit des Stoffes ist vornehmlich dadurch erreicht, daß die Geschichte der Entwickelung der Literatur in jedem Bande in ihrem Zusammenhange abgehandelt wird. Bekanntlich herrschen sonst bei der Behandlung des Gegenstandes andere Gesichtspunkte vor, theils indem man die Literatur nach der Weltgeschichte in eine der alten, der mittleren und der neuen Zeit eintheilt und so die literarischen Erzeugnisse bei den einzelnen Völkern nach diesen drei Hauptepochen neben einander abhandelt, oder indem man jene nach den Dichtungsarten oder nach anderen sachlichen Distinctionen sondert; jedenfalls wird auf eine oder die andere Art der Stoff mannigfach aus seinem naturgemäßen Zusammenhange gerissen und die Uebersicht erschwert. Hier haben wir das Zusammengehörige beisammen, und dabei ist doch auch der geschichtlichen Aufeinanderfolge im Allgemeinen ihr Recht gewahrt; die einzelnen Völker und ihre Literatur sind früher oder später behandelt, je nach ihrem früheren oder späteren Eintreten in die Geschichte.

An den Orient, welcher wie in der Weltgeschichte, so auch hier den Reigen eröffnet, schließt sich die classische Literatur des alten Griechenlands und Roms an. Es folgt dann die christliche Zeit, und zwar beginnend mit den romanischen Ländern, mit Frankreich, Italien, Spanien und Portugal, an welche sich in einem Anhange die moldo-walachische Sprache und Literatur anschließt.

Im zweiten Bande folgen dann die germanischen Länder: England und Nordamerika, Deutschland, die Niederlande, Skandinavien und den Schluß bilden die slavischen Länder, Ungarn und Neugriechenland, als welche auch in der That am Spätesten in die Kulturbewegung und in die Geschichte eingetreten sind.

Der Verf. hat der orientalischen und der antiken Literatur eine möglichst knappe, dagegen namentlich der deutschen, der französischen und der englischen eine möglichst einläßliche Behandlung zu Theil werden lassen, und wir möchten auch dies zu den Vorzügen des Buches rechnen. Manchem wird dies nicht so erscheinen, da ihm eine pragmatische, abgekürzte Behandlung, namentlich der griechischen und auch der römischen Literatur, als unangemessen ihrem Werthe gelten wird. Dabei wird aber vergessen, daß das vorliegende Buch nicht allein für klassisch, sondern für Gebildete überhaupt geschrieben ist, daher empfahl sich eine knappe Bearbeitung der antiken Literatur, die dem mit jener Welt bekannten überhaupt besser aus ihren literarischen Werken, als aus einem Compendium nahe gerückt wird, wem aber jene Welt fremd geblieben ist, der wird auch den innersten Geist ihrer Dichtungen und Schriften nicht aus einem Handbuche der Literatur schöpfen können. Ungleich leichter zugänglich ist dagegen jedem Gebildeten überhaupt die moderne, namentlich die romanische und die germanische Welt und Literatur, und deshalb erscheint es vollständig gerechtfertigt, daß der Verf. in der Behandlung dieser Völker und ihrer Literatur ausführlicher als bei der der klassischen Welt zu Werke gegangen ist.

Schließlich muß noch daran erinnert werden, daß die Literatur eines Volkes ein Stück seiner Geschichte, die Geschichte seiner geistigen Entwickelung, ist; sie ist demnach von der äußeren, der allgemeinen oder der staatlichen Geschichte eines Volkes nicht loszulösen, steht vielmehr mit dieser im engsten Zusammenhange. Wie die Geschichte eines Volkes und eines Zeitabschnittes, so ist auch seine Literatur; darum ist eine Trennung beider, weil ungerecht, so auch unmöglich, und wir rechnen es dem vorliegenden Werke als ein besonderes Verdienst an, daß wir uns dieses Zusammenhanges zwischen der Geschichte und der Literatur bei der Lectüre desselben stets bewußt bleiben; wir empfinden es, daß „die Literatur kein von den übrigen Daseinsbedingungen und Lebensmächten losgelöstes Abstractum sei".

Nach dem Allen glauben auch wir mit dem Verf., daß sein Buch auch in der neuen Auflage den Kreis seiner Freunde noch bedeutend erweitern wird. —p.

*) Allgemeine Geschichte der Literatur. Ein Handbuch in zwei Bänden. Von Johannes Scherr. Vierte, durchgesehene und ergänzte Auflage. Stuttgart, Verlag von Carl Conradi, 1871—1872 (12 Lieferungen à 8 Sgr.).

Die Sprache als Kunst.

Antikritik.

Nr. 8 des „Magazin" bringt eine Anzeige meines Buches: „Die Sprache als Kunst". Der Herr Anzeiger, nach Stil und Inhalt seiner Rede ein junger Mann, hat durch die Ueberschrift schon, welche er seiner Auslassung giebt: „Das Kunstwerk der Sprache" eine schiefe Vorstellung von dem Werke gegeben, bei dem er sogar übersehen hat, daß ihm nur der erste Theil vorlag. Was er sonst sagt, bespreche ich nicht, da es weder richtig, noch

selbst unrichtig ist; in Bezug auf mein Buch aber heißt es bei ihm, „er bezweifele, daß es einen Kopf von solch immenser Abstractionskraft giebt, der mit dieser die rein concrete Gelehrsamkeit und das unendlich trockene Wissen vereinigte, welches gegenwärtig noch erforderlich wäre, um einen Ueberblick über die Sprache als solche zu gewinnen. Denn daß der Verfasser die Sprache als solche, d. h. die der ganzen Menschheit, meint, giebt sein Titel zu erkennen. Diese Aufgabe hat er nicht gelöst, wie ein Blick in sein Buch beweist, dem alle genetische Entwickelung fehlt. Er rührt die Sprachen alle in Einen Brei, das ist aber eine falsche und schlechte Abstraction". Er schließt dann: „es gilt die Entwickelung (der Sprachen) darzustellen".

Der Anzeigende hat sich eben mit der „Erkenntniß des Titels" und „einem Blick in das Buch" begnügt, sonst würde er etwa den an die Spitze der Untersuchung gestellten Satz (p. 125): „In der That giebt es wissenschaftlich keine Schöpfung, wir wissen nur von einer Entwickelung" entdeckt und nachher vielleicht auch die Entwickelung selbst gefunden haben. — Sicherlich wären ihm dann auch folgende zwei Stellen nicht entgangen, welche ich statt aller anderen hierher setze (p. 324): „Bedienen wir uns nun, wie bisher, der Bezeichnung „Sprache" bei unseren Untersuchungen über die Sprachkunst, obwohl wir diese nur in Bezug auf die Kunsttechnik eines einzigen Sprachstamms, des indogermanischen, anstellen und selbst innerhalb dieses Einen Stammes nur einige seiner bedeutendsten Zweige näher zu beachten im Stande sind, so verhalten wir uns ähnlich, wie wenn im wissenschaftlichen Sinne vom „Menschen" gesprochen wird, obwohl die unendlichen Verschiedenheiten der Stämme und Individuen dies zu verbieten scheinen; fit enim denominatio a parte potiore, und auch unter den Sprachen sind die Formsprachen, und unter diesen die durch eigentliche Suffixe abwandelnden sanskritischen Sprachen als die vollkommensten zu bezeichnen. Wir haben aber außerdem anzunehmen, daß ein Analoges, eine ähnliche Kunsttechnik sich bei allen Sprachstämmen entwickelt hat — cet. p. 397 heißt es: „Die Kunst bringt hervor eigenartige, in sich selbst abgerundete, nur aus sich selbst zu rechtfertigende Gebilde, und man versteht und genießt diese nur dann vollkommen, wenn man sie in ihrer Individualität sich zu eigen macht. So erscheint es uns denn nicht nur als ausreichend, sondern als richtig, wenn, wie etwa bei den bildenden Künsten, von einer Kunst der Aegypter, Assyrer, Hellenen die Rede ist, auch die verschiedenen Formen, in denen die Sprachkunst auftritt, nach den Völkern gesondert werden, welche sie schaffen. — Leicht finden sich dann die einzelnen Sprachen zu genealogischen Gruppirungen zusammen, welche bei der Gleichheit ihres Sprachstoffs eine Vergleichung auch der technischen Durchbildung möglich und ersprießlich machen, ohne das Gesammtbild zu verwischen."

G. Gerber.

Böhmen.

Die theologische Facultät der Prager Universität.

In den Spalten dieses Blattes wurden vor einiger Zeit die Schul- und Lehrverhältnisse in Böhmen besprochen. Der betreffende Artikel brachte mehr ein allgemeines, flüchtiges Bild von den höheren und niederen Lehranstalten in Böhmen. Ob und inwiefern die geschilderte Misère auf alle Lehranstalten des Landes anwendbar ist, darüber mich auszusprechen, kommt mir nicht zu und liegt mir zudem zu fern, um ein auf Erfahrung gegründetes Urtheil abgeben zu können. Im Allgemeinen mag und wird der Verfasser des erwähnten Artikels nicht so Unrecht haben, denn es bedarf gewiß auch geraume Zeit, ehe die vom guten fortschrittlichen Geist der Zeit eingegebenen Grundsätze und Principien in Bezug auf das höhere und niedere Schulwesen ganz in Fleisch und Blut übergegangen sein werden. Doch das Bessere ist auf dem Wege, kommt es auch spät, so kommt es dennoch! Und dieses Prognostikon tröstet!

Ein solches Prognostikon kann sich aber die Prager theologische Facultät noch unabsehbar lange Zeit nicht stellen; es müßten denn energische Maßregeln seitens der Regierung getroffen werden! So lange aber von dieser Seite nichts geschieht, geht der gewohnte und fortgeerbte Schlendrian fort, der seine vollkommenste, theologisch-wissenschaftliche Befriedigung in einigen trockenen, schalen und marklosen Schablonen findet. Und was noch schlimmer ist: es greift immer mehr eine Methode an dieser Anstalt um sich, die keineswegs harmloser Natur ist — und wenn unlängst der Abgeordnete Dr. Menger sich im Reichsrathe über die theologischen Facultäten und die Seminare im Kaiserstaate in richtiger und zutreffender, aber in höchst ungünstiger Weise äußern mußte, so scheint mir, das Gesagte finde seine eminenteste Geltung in Bezug auf die Prager theologische Anstalt. Es ist diese in der That keine Universitäts-Facultät, sondern bloß eine Abrichtungs-Anstalt! Aus manchen Einzelnheiten könnte erhärtet werden, daß diese Anstalt wirklich ein dem Staatszwecke geradezu widersprechendes Institut geworden, daß in ihm Priester auf Staatskosten herangebildet werden, die — aus der Anstalt entlassen — es als ihren ersten Zweck ansehen, den Staat zu befehden und die Staatszwecke zu hindern. Oder könnte es anders sein, wenn die Professoren selbst solche Ideen mit aller Macht den jungen Gemüthern einimpfen, wenn Professoren es als ihr Amt ansehen, von ihren Lehrkanzeln herab, statt Theologie zu dociren, lieber zu politisiren und zwar in einer Weise, die dem höchsten tschechischen Fanatismus Ausdruck giebt und in der That die Staatszwecke befehdet!

Es giebt hier einen Doctor der Theologie und Professor, der noch weiland Jireczek seine complet gewordene Professoren-Würde verdankt, welcher neben Kirchenvätern und theologischen Schriftstellern sehr gern die Namen Bismarck, Beust, Andrassy &c. citirt, allerlei Commentare und Interpretationen an diese Namen knüpft und zur Erbauung und Unterhaltung seiner Hörer (freilich größtentheils Tschechen) die verwegensten Witze dazu macht. Er ist von einem solchen heiligen Hasse gegen alles Deutsche erfüllt, daß er freudigst jede Gelegenheit ergreift, um diesen vor seinen Hörern zu offenbaren und nach und nach diesen auch seine Anschauungsweise geläufig zu machen. So legte er ihnen unlängst erst an's Herz, wenn sie dereinst als Seelsorger in solche Gegenden kommen sollten, wo die Bevölkerung theilweise tschechisch, theilweise deutsch sei, sie nur dahin mit allem Nachdrucke wirken müssen, das deutsche Idiom ganz zu verdrängen und die Gegend zu tschechisiren. (Der Herr Professor findet gewiß an Luftschlössern seine Freude!) Er soll seiner Zeit auch gegen einen deutschen Candidaten für die Kirchengeschichte agitirt haben, indem er betonte: ein Deutscher sei für den hiesigen Lehrstuhl der Kirchengeschichte schon deswegen untauglich, da er die Quellen, wegen Unkenntniß der tschechischen Sprache, nicht benützen könne, wobei er gänzlich vergaß, daß in früheren Jahren die Deutschen Royko und Pfrogner als Professoren der Kirchengeschichte der hiesigen Facultät nur zum Ruhme gereichten.

Bei solchen Professoren, denen auch die Vorstände des

Seminars ähneln, ist es freilich nicht zu verwundern, wenn Ausschreitungen und Mißbräuche vorkommen, wie es die Theologen z. B. mit den kaiserlichen Rescripten — aus Groll über den gescheiterten Ausgleich — thaten: Sie kauften schockweise gedruckte Rescripte mit dem Namen Sr. Majestät — und gebrauchten sie unverhohlen zu Zwecken, die anzudeuten, höchst indiscret wäre!

Abgesehen von diesen Vorfällen, leistet aber auch die Facultät nicht das Geringste in der Wissenschaft. Der Pedantismus, der Buchstabe, mit Einem Worte, die crasseste Ungelehrsamkeit macht sich auf den Lehrkanzeln breit. Die Professoren dieser Anstalt haben noch nicht das geringste wissenschaftliche Lebenszeichen gegeben. Wohlweislich! Die Kritik — und selbst die sanfteste — bekäme Arbeit! Vor einem Jahre waren im „Literarischen Handweiser" von Hülskamp und Rump die Professoren aller katholischen Facultäten in Deutschland mit ihren Werken genannt, und da fand man keine Facultät, die nicht von mehreren ihrer Professoren wissenschaftliche Arbeiten anzuführen hatte; — nur die hiesige mit ihren sieben Professoren und zwei Adjuncten bot ein sehr mageres Bild — es waren bloß Namen! Und konnte es auch anders sein? Sind nicht bei uns die Verhältnisse derart, daß eine wissenschaftliche Publication seitens eines unserer Professoren hier das größte Staunen erregen würde? Diese Behauptung wird zwar ihrerseits wieder Staunen bei allen Jenen verursachen, die mit unseren Verhältnissen nicht genau bekannt sind, denn es klingt obiger Satz ja völlig wie ein Paradoxon. Aber leider ist dieser paradoxe Satz die lauterste Wahrheit! Bei Besetzung der Lehrkanzeln geht man hier nicht wie anderwärts vor. Man bestimmt abgehende Theologen, die sich auf irgend eine Weise bei den Vorständen während ihres Alumnates beliebt gemacht haben, zu Adjuncten, um bald die Lehrkanzeln einnehmen zu können, ohne Rücksicht ihrer Befähigung, ja meistens abgesehen von dieser. Und so gelangen Leute zum Docententhum und zu Professuren, die oft jünger sind als ihre Hörer, sowohl an physischem Alter als intellectueller Erfahrung. Da wäre es allerdings ein Wunder, wenn einmal der äußere Schein und der Zufall bei der Wahl solcher Talente der hiesigen Facultät ein Schnippchen schlüge, und ein wirkliches Talent auf den Lehrstuhl käme, und, was schon lange unerhört, als Autor irgend einer Schrift sich entpuppte. Vielleicht fühlte man sich von gewissen Seiten dann in einem solchen getäuscht und er würde bald als „anrüchig" gelten.

Unter solchen Umständen ist das Ende unserer Nothlage noch lange nicht abzusehen und die gewohnte Stagnation der theologischen Facultät der Prager Hochschule wird noch lange ein gesundes, frisches Leben der Wissenschaft unmöglich machen, wenn nicht recht bald von anderer Seite streng, aber gewiß wohlthätig eingegriffen wird. Möge dies kein pium desiderium bleiben!

R. U.

Frankreich.

Die arme Frau des neunzehnten Jahrhunderts.*)

Unter diesem Titel ist bereits in zweiter Auflage ein Buch in Frankreich erschienen, das für die Behandlung und Beantwortung unserer Frauenfrage von großem Interesse ist. Die Gründlichkeit, Gelehrsamkeit und Folgerichtigkeit dieses zweibändigen Werkes können zur Genüge beweisen, daß der weibliche Geist dem männlichen ebenbürtig ist, denn J. V. Daubié ist eine Frau, aber sie schreibt wie ein Mann. Nur die leidenschaftliche Parteinahme für ihre Geschlechts-Genossinnen verräth zuweilen die Weiblichkeit ihrer Feder und wird ihr die Erfüllung ihrer Wünsche jedenfalls sehr erschweren. Sie verlangt nicht nur Unmögliches und Unnatürliches, um die arme Frau des neunzehnten Jahrhunderts zu unterstützen, sondern streift geradezu an das Lächerliche mit ihren Forderungen. So widmet sie leider ganze Kapitel den Klagen, daß die Frauen kein Wahlrecht haben, daß sie weder Volksredner, noch Advokaten, noch Aerzte oder Professoren werden und überhaupt kein öffentliches Amt bekleiden können. Ja, es wird sogar als eine schreiende Ungerechtigkeit hingestellt, daß sie nicht Mannsschneider sind und nicht die Reithosen und Uniformstücke der französischen Armee machen durften. Die Verfasserin vergißt gar zu oft, daß zur Gleichberechtigung nicht gleiche Beschäftigung gehört und daß gerade die Theilung der Arbeit nothwendig ist, um Vollkommenes zu leisten. So lange es noch an Schneiderinnen mangelt, lasse man doch getrost die Schneider bei der Nadel, und auch die Köche brauchen den Köchinnen nicht zu weichen, wenn sie bessere Speisen liefern als diese. Eigentlich kann der weibliche Hochmuth, der sich bei den jetzt oft so hitzigen Kämpfen um Gleichstellung mit den Männern in schlimmer Ausartung zeigt, nicht besser ad absurdum geführt werden, als durch das unleugbare Factum, daß Männer, wenn sie weibliche Arbeit übernehmen, immer Vollkommneres darin leisten als Frauen, wie Schneider und Köche beweisen, während sich umgekehrt keine Beispiele des Bessermachens aufstellen lassen, wenigstens nicht im Allgemeinen; im besondern Falle wird es freilich oft genug vorkommen, daß eine Frau klüger und geschickter ist als ein Mann.

Es soll ja nicht geleugnet werden, daß der Sieg über die Vorurtheile gegen Frauenarbeit, der aus dem jetzigen Streit hervorgegangen ist, als ein Glück und Fortschritt zu betrachten ist, aber es wird auch bald Zeit, daß nicht mehr so viel Worte darüber gemacht werden. Man arbeite weiter auf dem eroberten Felde, ohne durch maaßlose Reden Zeit und Ziel zu verlieren. Fortbildungsschulen entstehen bereits in allen größern Städten, nenne man sie Akademien oder Universitäten für das weibliche Geschlecht, wenn es den Stolz der Frauenwelt befriedigt, das ist immer noch besser als das Bestreben, sich mit jungen wilden Studenten auf Eine Bank zu setzen. Medizin zu studiren ist dem Frauenberuf durchaus nicht entgegen, und es würde sogar sehr nützlich sein, wenn jede Familienmutter so viel Kenntniß der Heilwissenschaft erwerben könnte, um bei plötzlichen Krankheitsfällen den Ihrigen beizustehen oder auf dem Lande den Arzt zu ersetzen. Kein Fachstudium ist den Frauen absolut verschlossen und war es eigentlich nie, wie durch Beispiele aus der weiblichen Gelehrtenwelt hinreichend dargethan ist. Neuerdings haben sich weibliche Aerzte und Zahnärzte überall angekündigt; es gelingt ihnen leicht, das Vertrauen des Publikums zu erlangen, namentlich Frauen und Kinder müssen naturgemäß sich ihnen zuwenden. Professoren anderer Fakultäten zu werden, ist allerdings den Frauen noch nicht so leicht gemacht, aber wozu wollen sie danach so eifrig streben? Es kann doch nur eine Befriedigung ihres Hochmuths sein, wenn sie wirklich dahin gelangen sollten, Männern Vorlesungen zu halten oder Unterricht zu geben. Ist das ein würdiger Zweck und ist er werth die ganze Eigenthümlichkeit des Weibes dafür zu opfern? Wie viel müheloser und doch belohnender ist es dagegen, wenn der weibliche Gesichtskreis nicht

*) La femme pauvre au dix-neuvième Siècle, par J. V. Daubié. Paris, Ernest Thorin, éditeur, 1871.

verlassen wird, wenn das Lehrfach zum Besten des eigenen Geschlechts erfüllt wird. Es sind noch immer genug Stellen für Lehrerinnen und Erzieherinnen offen, weshalb trachten die Damen denn danach, Postsecretaire und Telegraphistin zu werden? Ueberhaupt sind die Klagen der meisten Streiterinnen für die Gleichberechtigung der Geschlechter insofern unbegründet, als es bisher noch durchaus nicht an lohnender Beschäftigung für weibliche Thätigkeit gefehlt hat. Der Mittelstand ist fast überall in neuerer Zeit wohlhabend zu nennen, seine Töchter heiraten reiche Handwerker und Kaufleute, ohne an eigenen Erwerb denken zu müssen. Als Wittwen setzen sie das einträgliche Geschäft des Mannes fort und können ihren Kindern dann fast immer ein sorgenfreies Leben bereiten. Den Töchtern der gebildeten erwerblosen Welt, wie sie sich aus Staatsdienern, militärischen und bürgerlichen, Lehrern und Gelehrten, Künstlern und Dichtern zusammensetzt, fällt dagegen allerdings das Loos zu, für sich selbst sorgen zu müssen. Es fehlt ihnen aber nicht an Gelegenheiten aller Art, sich für diesen Zweck auszubilden; sie haben durchaus nicht nöthig, sich in einen Wettkampf einzulassen, um die Posten der Männer zu erstreiten. Viel nothwendiger wäre es, daß sie danach strebten, Versorgungsanstalten für die Zeit zu gründen, wo Alter und Krankheit sie arbeitsunfähig machen können. Den Töchtern der niedern Stände müßte es möglich werden, sich ebenfalls an den Vorzügen solcher Anstalten zu betheiligen. Ueber diese Seite der Frauenfrage ließe sich noch sehr viel reden! Was soll aus den Dienstmädchen werden, wenn sie alt und krank sind? unter ihnen ist die „arme Frau des neunzehnten Jahrhunderts" häufiger zu finden als sonst irgendwo.

Diese ernste Seite der Frauenfrage ist übrigens von der Verfasserin des vorliegenden Buches auch in's Auge gefaßt worden; der hülflose Zustand der weiblichen Dienstboten scheint in Frankreich nach ihren Darlegungen noch schlimmer zu sein als in Deutschland, schon weil die Sittenlosigkeit noch größere Dimensionen angenommen hat. Namentlich scheint dieselbe in den Fabrikstädten in wahrhaft erschreckender Weise aufzutreten. Die französische Gesetzgebung ist bekanntlich sehr grausam gegen die Frauen, indem die Untreue der Ehemänner nur in einem einzigen Falle als strafwürdig anerkannt wird und die Verführer junger Mädchen niemals zur Verantwortung gezogen werden können. In dieser Beziehung ist das Schicksal der untern weiblichen Klassen in der That beklagenswerth in Frankreich. Der Anlaß zum Versinken in Elend und Sünde ist viel häufiger als in jedem andern Lande, wo das Gesetz vorschreibt, daß der Verführten und ihrem Kinde Unterstützung oder eine eheliche Verbindung gewährt werden muß. Nach statistischen Berichten ist demzufolge auch festgestellt, daß die Zahl der Kindsmörderinnen nirgends so groß ist als in Frankreich; die Sterblichkeit der Kinder ist auch außerdem in den untern Klassen wahrhaft ungeheuer. Man hat berechnet, daß in den höhern Ständen fünf unter hundert Kindern jährlich sterben, während von hundert nur fünf leben bleiben in den niedern Volksklassen! Diese enorme Ziffer ist übrigens erst in den Jahren entstanden, als die Findelhäuser theils aufgehoben, theils überwacht wurden. So lange es möglich war, daß eine Mutter heimlich ihr Kind denselben übergeben konnte, schonte sie wenigstens sein Leben, welches sie jetzt, um der Schande zu entgehen, frevelhaft opfert. Trotz dieses traurigen Factums kann man doch nicht die Errichtung von Findelhäusern im Princip vertheidigen, sie bleiben stets ebenso unmoralisch wie Spielbanken u. s. w. Die Verurtheilungen der Kindsmörderinnen wurden von Jahr zu Jahr weniger strenge, sehr selten erfolgte ein Erkenntniß auf Todesstrafe, natürlicherweise stieg die Zahl der Verbrechen und die Rohheit, womit sie begangen wurden, läßt sich kaum beschreiben. Einmal kochte die Mutter auf Anleitung der Großmutter das Kind, und als es „gar" war, fütterten sie die Schweine damit! Beide Mörderinnen wurden nur zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurtheilt! Und das geschah 1866 auf dem Lande im Departement der Loire inférieure bei Rouen. Die zahlreichen haarsträubenden Beispiele aus der Verbrecherwelt, welche umständlich mitgetheilt werden, beweisen hinlänglich, wie gründlich die Verfasserin die gerichtlichen Verhandlungen studirt hat, um das Elend der Sittenlosigkeit zu beweisen. Doch ist es ein Trugschluß, wenn sie die Armuth der Frauen als Hauptursache derselben angiebt. In Paris ist der Reichthum der gefährlichste Helfershelfer der Verbrechen gegen die Sittlichkeit, und in London sind erst kürzlich Kriminalfälle zur öffentlichen Verhandlung gekommen, die tiefe schauervolle Blicke in die sittliche Erniedrigung der reichen Leute gewähren.

Nicht die Armuth, sondern die Arbeitsscheu ist es, welche die Frau des neunzehnten Jahrhunderts zum Verderben führt; Erziehung zum Fleiß, Unterricht und Anleitung zur einträglichen Verwerthung der Arbeit, vor allen Dingen aber Ueberwachung, Schutz und Trost bei Unglücksfällen, das thut Noth, um die Armuth unschädlich zu machen, da man sie hienieden nun einmal nicht in Reichthum verwandeln kann und derselbe auch kein Mittel gegen das Verderben des Frauencharakters gewährt.

Einige der Anstellungen, welche J. V. Daubié als ausschließliches Eigenthum der Frauen angesehen wissen will, sind allerdings ihrer Natur nach für sie prädestinirt, und es muß als ein arger Mißbrauch bezeichnet werden, daß man Männer dazu verwendet hat. Es sind dies Stellen in Hospitälern, Irrenanstalten und Waisenhäusern; in Frankreich wird dem männlichen Gehülfen stets der Vorzug und ein viel höheres Salair als den weiblichen gegeben. Ebenso müssen wir der Verfasserin beistimmen, wenn sie es tadelt, daß in den öffentlich autorisirten Leihanstalten nur Männer angestellt werden. Die Festigkeit gegen Rührungen, welche freilich oft sehr nothwendig ist bei diesem Geschäftszweig, braucht nicht zur Hartherzigkeit zu werden, und eine weibliche Hand ist jedenfalls geeigneter, um Wunden zu berühren oder von Irrwegen abzulenken. Es gehört längst zu den frommen Wünschen vieler wohlthätiger Berliner Damen, daß sich unter ihrem Schutze eine Leihanstalt, verbunden mit einer Sparkasse für das weibliche Geschlecht aufthun ließe und eine ebenbürtige Genossin der segensreichen Volksküchen würde.

F. v. Hohenhausen.

England.

Rudolf Genée: Shakespeare's Leben und Werke.*)

Der berühmte Shakespeare-Vorleser Rudolf Genée hat seinem Werke „Shakespeare in Deutschland" ein neues Buch: „Shakespeare; sein Leben und seine Werke," folgen lassen, welches sich ebenso wie das erste durch glänzenden Stil, Klarheit und ungemeine Brauchbarkeit für das große Publikum auszeichnet. Mit sicherem Takt ist hier aus der Fülle des Wissenswerthen das Interessanteste und Wichtigste ausgewählt. Holzschnitte und chronologische Tabellen für die Historien befördern die richtige Auffassung von Sh.'s Zeit und seinen Quellen,

*) Hildburghausen, Bibliographisches Institut, 1872.

welche Genée mit Recht betont, um dem Aesthetisiren in's Blaue hinein entgegenzutreten.

Was die Quellen betrifft, so werden weniger die Punkte hervorgehoben, in welchen Sh. denselben folgte, als worin er abwich, und das Letztere ist in der That interessanter und wichtiger für das Verständniß der besonderen Intentionen des Dichters. Außerdem finden wir jedes einzelne Stück seiner Entstehungszeit nach besprochen und die Hauptcharaktere ganz kurz entwickelt, in derselben klaren und unbefangenen Weise, welche ja schon Vielen aus Genée's Vorlesungen bekannt sein wird. Diesen Vorzügen gegenüber sind kleine Incorrectheiten nicht erwähnenswerth. Nur einen Fehler müssen wir besprechen, der dieser Schrift, ebenso wie schon der älteren, die Sympathieen mancher Männer von Bedeutung rauben wird. Wir meinen Genée's Art und Weise seine Quellen zu behandeln. Es ist ja selbstverständlich, daß dergleichen populäre Schriften auf dem Fundament einer Menge ganz- und halb-wissenschaftlicher Vorarbeiten Anderer ruhen und nicht zu verlangen, daß die Namen Aller, die mitgebaut oder auch verbaut haben, erwähnt werden aber man darf doch diejenigen, denen man selbst am meisten verdankt, wenn man einmal ihre Namen erwähnt, nicht bloß mit einer tadelnden Nebenbemerkung abfertigen, wie es hier Delius, Herzberg, Ulrici, besonders auffällig auch in „Shakespeare in Deutschland" Albert Cohn und Anderen ergangen ist. Von der Gesammtheit der deutschen Shakespeare-Literatur spricht Genée mit Geringschätzung gegenüber der englischen und doch ist er nachweislich in erster Linie durchaus den Arbeiten der Deutschen verpflichtet. Bald spöttelt er über die mühsamen Untersuchungen eines Philologen, bald bezeichnet er die ästhetischen und Charakter-Erklärungen als überflüssig und ist doch selbst ein Erklärer und ein vorzüglicher, der aber gerade darum das Gute in den Leistungen seiner Vorgänger und Mitarbeiter freudiger anerkennen sollte.

Ist indeß die ganze Shakespeare-Literatur nicht wirklich überflüssig? Wir können dieselbe in drei Arbeitsgebiete zerlegen. Erstens: das rein wissenschaftliche. Es bildet die Grundlage für die beiden Anderen, oder sollte sie wenigstens bilden. Zweitens: das ästhetische. Diese Arbeiten sind so wenig überflüssig, wie die Schönheitslehre überhaupt. Soll der Schönheitssinn unseres Volkes nicht verloren gehen, so muß er fortwährend an den besten Mustern gebildet werden. Sh.'s Werke aber sind die höchsten Muster für die dramatische, das heißt, für die höchste menschliche Kunst. Drittens: Die Erklärung der Charaktere, und dieses Feld halten wir für das Wichtigste. Sh.'s Werke bieten — wir wiederholen hier, was wir schon anderweitig mehrfach hervorhoben — gleich den Naturwissenschaften eine positive Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises. Während wir dort lernen durch Erkennung der in der äußeren Natur waltenden Kräfte sie uns dienstbar zu machen, finden wir hier die innere Natur des Menschen aufgedeckt und werden durch Erkenntniß der inneren geistigen Kräfte befähigter, uns selbst und die Geschicke Anderer zu beherrschen. Solchen Gewinn aber kann man nicht aus der ein- oder zweimaligen Lectüre eines Sh.'schen Stückes, man müßte denn selbst ein Genie sein, ziehen; die Anforderungen des praktischen Lebens andererseits gestatten den wenigsten Menschen, mehr Zeit darauf zu verwenden. Hauptaufgabe der Sh.-Literatur ist es daher, die Charaktere in ihren psychologischen Feinheiten für einen größeren Kreis von Gebildeten faßlich zu machen.

Auf dem letztgenannten Arbeitsgebiete ist nun insonderheit R. Genée thätig. Er predigt in seinen Vorlesungen aus Sh. heraus Menschenkenntniß, praktische Lebensweisheit. Das Publikum kommt zu ihm zunächst, um sich auf edle Weise zu amüsiren, aber es geht nicht fort, ohne werthvolle Anregungen und Erkenntnisse für das Leben mitzunehmen. — Auch dem vorliegenden Buche wünschen wir die wohlverdiente Popularität, welche sicher, zumal bei so billigem Preise und bei Genée's propagandistischer Thätigkeit — zur Zeit bereist er als Shakespeare-Apostel den Osten, Danzig, Königsberg, Riga — nicht ausbleiben wird.

Johannes Meißner.

Neue Erscheinungen der Tauchnitz-Collection.

Von der reichen Sammlung schöner und wohlfeiler, mit Verlagsrecht außerhalb Englands ausgestatteter Tauchnitz'-Ausgaben britischer Autoren — die Zahl ihrer Bände ist jetzt bereits bis auf 1204 gestiegen — sind soeben folgende drei neue Werke poetischen, novellistischen und biographischen Inhalts erschienen:

1) The Poetical Works of Robert Browning. 2 vols. With the Portrait of the Author.

Vol. I. A Soul's Tragedy. — Luria. — Christmas-eve and Easter-day. — Men and Women.

Vol. II. In a Balcony. — Dramatis Personae. — Dramatic Romances.

Wir haben in diesen Blättern in letzter Zeit mehrfach Gelegenheit gehabt, auf diesen in Deutschland noch wenig bekannten, durchaus eigenthümlichen, neueren englischen Dichter hinzuweisen.

2) Poor Miss Finch. A Novel. By Wilkie Collins (Author of „The Woman in White.") 2 vols.

Es ist dies die Geschichte eines blinden Mädchens, von dem Verf. der „Dame in Weiß", und zwar, was die Hauptperson betrifft, mit ergreifender psychologischer Wahrheit und hinsichtlich der Nebenpersonen mit echtem Humor und mit künstlerischer Charakteristik erzählt.

3) The Life of Charles Dickens. By John Forster. Vol. I and II.

Die beiden ersten Bände dieser Lebensbeschreibung von Charles Dickens, aus der Feder seines ältesten Freundes John Forster, reichen bis zu des weltberühmten Novellisten und Humoristen ersten Aufenthalt in Nordamerika, im J. 1842. Es dürften also wohl noch zwei Bände des Werkes zu erwarten sein, das allgemein in England als eine pietätvolle, dem Leben des Dichters von Jahr zu Jahr, ja man möchte sagen: von Tag zu Tag folgende, die Entstehungs-Geschichte seiner Schriften, sowie seine Kämpfe und Triumphe trefflich schildernde Arbeit angesehen wird. Die Ausstattung dieser Tauchnitz-Ausgabe ist vortrefflich. Sie bringt im ersten Bande eine Skizze des großen Bildes von Dickens, gemalt von Maclise, ein Facsimile seiner Namensunterschrift und eines Briefes von ihm aus der Schulzeit; der zweite Band bringt unter Anderem allerlei facsimilirte Erinnerungen an den Aufenthalt des Dichters in Nordamerika.

Italien.

La Rivista Europea.

Si pubblica in Roma e Firenze il primo d'ogni mese dal Professore Angelo de Gubernatis.

Sommario delle materie contenute nel fascicolo dal 1. Marzo 1872:

Studio storico sull'arte Cristiana (L. Cecchi).

Di alcuni usi popolari Bolognesi (Carolina Coronedi-Berti).

Il desiderio (Giulio Tipaldo).
Il vecchio cocchiere di Pietro III. (L. Mariani trad.)
Lettere sulle donne. Lettera tredicesima (Fanny Lewald).*)
Antichi e moderni (Domenico Ghetti).
Scienza nuova (Jacopo Facen).
Gli Albanesi in Rumenia (Dora d'Istria).
Sulla dissertazione *„Der Inquisitionsprocess des Galileo Galilei"* del dott. Emilio Wohlwill (Dal prof. Silvestro Gherardi).
Italiani all' estero.
Varietà letterarie, artistiche e scientifiche. — Notizie d'Italia — Una nuova Canzone del Leopardi — Daniele Manin e Niccolò Tommaseo — Nostra corrispondenza romana — Notizie teatrali — L'inaugurazione degli scavi ad Ercolano — Porcellane di Vinovo — Notizie d'Inghilterra — Dion Boucicault — Notizie di Francia — Cronaca letteraria di Francia (A. Roux) — Notizie di Grecia, Spagna, Russia, Belgio, Germania, America e India.
Riccardo Wagner e il suo teatro a Bayreuth (Edouard Schuré). — Diario storico-Politico — Tavole Necrologiche.

Monatlich erscheint ein Heft in gr. 8. von 200 Seiten. Abonnements-Preis für Deutschland (Berlin, A. Asher u. Co., Leipzig, F. A. Brockhaus) 30 Lire (8 Thaler) jährlich.

Rumänien.

Rumänische Studien.**)

Die uns vorliegenden Studien über rumänische, bulgarische und ungarische Geschichte stellen vieles bisher Zweifelhafte und noch nicht Untersuchte in ein helleres Licht, sofern dies bei der großen Lückenhaftigkeit der Nachrichten über die ältere Periode der rumänischen Geschichte möglich ist. Gegenüber der gänzlichen Kritiklosigkeit und der Prätensionen der rumänischen Historiker, welche, vor vorgefaßten der Nationaleitelkeit schmeichelnden Meinungen ausgehend, eine allen wirklichen historischen Notizen über die Wohnsitze und die Geschichte der Walachen bis zum 13. Jahrhundert hin widersprechende Geschichte Rumäniens construirt haben, unternimmt es Herr Rösler, zum Theil ganz auf eignen, sehr fleißigen Forschungen fußend und die spärlichen Quellen scharfsinnig combinirend, die Anfänge der Rumänen, den Wechsel ihrer Wohnsitze, die ersten staatlichen Gründungen derselben nördlich von der Donau Schritt für Schritt zu verfolgen; die Geschichtsforschung hat sicherlich mit diesem Werke für die Geschichte des unteren Donautieflandes und der angränzenden Gebiete einen großen, epochemachenden Gewinn gemacht. Die Form des Buches ist gewandt und klar; als Hauptresultate stellen sich folgende heraus.

Nach einer Zusammenstellung der Nachrichten über die ursprünglichen Bewohner des Donautieflandes, die Geten, folgt die Darstellung der Geschichte der Dacier, ihrer Kriege mit den Römern, ihres Unterganges durch den Verzweiflungskampf mit Trajan. Die von diesen angelegte Provinz Dacia wird um 270 von Aurelianus wieder aufgegeben, gegenüber dem unaufhaltbaren Andrängen der Gothen, Vandalen und anderer germanischen Stämme. Die Provinzbewohner des bisherigen Daciens erhalten das östliche Gebiet des oberen Mösiens auf dem rechten Donauufer und Dardanien zu Wohnsitzen; dasselbe erhält damit zugleich den Namen Dacia nova oder ripensis oder schlechthin Dacia. Aus der Verwechslung des früheren und dieses neuen aurelianischen Daciens sind unendlich viele Irrthümer geflossen. Die Reste der Bevölkerung im alten trajanischen Dacien gehen spurlos in den Gothen unter. Damit fällt also die ganze Annahme, als wären die heutigen Rumänen directe Nachkommen der römischen Provinzialen Daciens, aus Siebenbürgen und Ungarn gewaltmäßig verdrängt und auf die heutige Walachei beschränkt. Im Gegentheil haben sie ganz allmählich sich auf dem linken Donau-Ufer von dem rechten her angesiedelt und so ihre jetzige Heimat gewonnen. Dies wird mit Evidenz bewiesen durch Combination aller Stellen, welche bei griechischen und anderen Schriftstellern sich auf die Walachen und die anderen Völkerschaften im unteren Donaugebiete beziehen, und durch das vollständige Stillschweigen über im alten trajanischen Dacien ansässige Rumänen.

Heute wohnen noch durch die ganze vielsprachige Hämus-Halbinsel hin die Walachen, am stärksten vertreten unter den Namen Zinzaren oder Kutzowalachen oder Macedowalachen oder Armani, in Pindos, in Macedonien und Thessalien; dieselben waren früher viel weiter verbreitet; jetzt sind sie nur noch die Reste einer im allmählichen Aufsaugungs-Proceß begriffenen rumänischen Bevölkerung von einst nicht geringer Zahl welche über das ganze Innere der Halbinsel verbreitet war. Nach der Zerstörung des gefährlichen Bulgaren-Reiches in Mösien, im Jahre 1019, durch den griechischen Kaiser Basilios II. tritt gegen 1100 die walachische Nationalität auf den Schauplatz; sie begründet einen neuen vereinigten Walachen- und Bulgarenstaat; „diese mösischen Walachen sind die Reste der einstigen römischen Bevölkerung in den Donaustädten Mösiens, in Vereinigung mit denjenigen römischen Colonisten, welche aus Dacien ausgewandert vom dritten Jahrhundert an im Süden der Donau gewohnt haben;" Grundstock der Bevölkerung sind Slaven. Dieser neue Staat erringt seine Unabhängigkeit vom byzantinischen Kaiserthum in langen und harten Kämpfen (—1190); niemals gelang es diesem dann wieder, seine Gränzen über den Hämus vorzuschieben.

Zwei Jahrhunderte später (1388) erlag der letzte König des walachischen Bulgariens dem Sultan Murad und der überlegenen militärischen Organisation der Osmanen. Die nun folgende Periode führt die mösischen Walachen in eine neue Heimat, die Macedowalachen in Thracien, Macedonien, Thessalien werden allmählich denationalisirt. Still und unmerklich, wie alle solche geschichtliche Ereignisse, ist die Invasion und Besitznahme der Walachei vor sich gegangen; das dünnbevölkerte Land mußte die Walachen aus der südlichen immer bedrohten Heimat anlocken; auch manche bulgarische Familie wanderte mit ein. Um 1360 wird von der Marmaros aus die Besiedelung der Moldau unternommen. „Aus dem langen Aufenthalt in Bulgarien erklärt sich auch die ausschließliche Herrschaft der bulgarischen Sprache in Kirche und Amt der Rumänen bis in's 17. Jahrhundert;" „alle Kultur, welche die Rumänen im 13. und 14. Jahrhundert besitzen, ist eine bulgarisch-griechische." Vom Hirtenleben aber, das die Ueberbleibsel der mösischen Walachei geführt hatten, gingen sie in dem neugewonnenen Lande wieder zum ackerbauenden über; sie breiten sich dort aus und sind noch in dieser Ausbreitung begriffen; Siebenbürgen ist von ihnen das ganze Mittelalter hindurch frei geblieben und von Ungarn und Deutschen (dem deutschen Orden u. a.) colonisirt worden. Die kleine Walachei wurde ein unga-

*) Die Rivista Europea wird in ihrem nächsten Hefte den 14. und letzten der „Osterbriefe" Fanny Lewald's, übersetzt von Maddalena Gonzenbach, mittheilen. Diese Briefe sind in Italien mit außerordentlichem Interesse gelesen worden. D. Red.

**) Rumänische Studien. Untersuchungen zur älteren Geschichte Rumäniens, von Robert Rösler. Leipzig, Duncker und Humblot, 1871. (363 Seiten.)

risches Banat, regiert von einem Beamten (Markgraf, Herzog) des Königs, zeitweilig herrschte der Wojwode von Transalpinien, d. i. der großen Walachei, auch in diesem sogenannten Zevriner Banat. Bis zum Ende des ungarischen Reiches (1526) dauerte diese enge Verbindung mit Ungarn.

„Die große oder eigentliche Walachei dagegen fällt nach dem Ende der Herrschaft der Rumänen an Ungarn. Aber zugleich mit dem Anfang der ungarischen Oberherrschaft tritt daselbst ein Wojwode hervor, dessen Macht, von der Lage des Landes ungemein begünstigt, rasch anwächst, so daß sich sein Zusammenhang mit dem ungarischen Reiche endlich auf die Tributpflichtigkeit beschränkte.“ In dieses freiere Verhältniß kommt die Walachei nach dem Tode Ludwigs von Ungarn unter Sigismund, dem späteren deutschen Könige, doch nur um bald die Beute der Türken zu werden.

So stellt sich jetzt Rumäniens Geschichte nach Röslers gründlichen Untersuchungen dar; mag diese nun den Rumänen passen oder nicht, sie werden sich einmal entschließen müssen, über ihre bisherigen Träume einer bald zweitausendjährigen Ansiedelung in Dacien diese kritische die wirkliche Geschichte darstellende Forschung zu setzen. Freilich, wie früher derjenige, welcher den Ungarn von ihrer Abstammung aus dem ungarisch-finnischen Stamm redete, als ein Hochverräther galt, so werden vielleicht auch jetzt die Rumänen, deren „an das Dunkel nationaler Vorurtheile gewöhnte Augen den mattesten Lichtstrahl, der von außen auf sie fällt, wirklich grell finden“, „Fanatiker, welche durch Zahl ersetzen, was ihnen an Geist und Kenntnissen abgeht“, als „Sprecher der beleidigten Nation ihre Gefühle in heftiger Weise zum Ausdruck bringen.“

Außerdem giebt uns Rösler noch eine kritische und zugleich interessante Geschichte der Magyaren (d. i. Leute des Landes) bis zum Ende ihrer, die Kultur des Abendlandes gefährdenden Raubzüge, gegründet auf die Gesammtheit aller gleichzeitigen Chronisten der Rumänen (Griechen) und Franken, zum Theil auch Italiäner und Araber. Dem gegenüber steht die Schrift des anonymen Notars des Königs Bela, die ein völlig verschiedenes Bild entwirft, viel schmeichelhafter für die Ungarn und ihnen daher völlig glaubwürdig. Wer gegen ihn ist, ist ihnen ein „arroganter“ Schriftsteller, ein „Schwätzer.“ Nun stellt sich aber heraus, „daß diese Geschichte des anonymen Notars unvereinbar mit den Nachrichten gleichzeitiger Schriftsteller ist und nichts bietet, was uns für den ungeschichtlichen Charakter seines Werkes zu entschädigen vermöchte. Nur eigene Erfindung konnte die magyarische Urzeit in jene Beleuchtung rücken, die seinem Wunsche gemäß darauf fallen sollte.“

Wir empfehlen das Werk Allen, welche sich für rumänische und ungarische Geschichtsforschung interessiren, angelegentlichst.

P. F.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Das hohe Lied Salomonis.*)

Für viele Theile des alten Testaments fehlt uns noch der Schlüssel, welcher uns den Vollgenuß ihrer hohen poetischen Schönheiten eröffnet, und es ist weit mehr ein unbestimmtes Ahnen, ein ungeklärtes Fühlen, welches uns zur Bewunderung dieser Poesieen stimmt, als eine klare Einsicht in den Plan des Ganzen und in das Detail, wie sie uns bei den Griechen durch die vielen philologischen Hülfsmittel ermöglicht ist; nur bei einzelnen Oden des Pindar geht es uns ähnlich, daß trotz der mangelhaften Kenntniß des Einzelnen unwillkürlich die Großheit des Ganzen sich aufdrängt. Die Räthsel, welche die alttestamentliche Exegese stellt, üben deshalb eine lebhafte Anziehung auf die Forscher; wir wollen Klarheit über den innern Zusammenhang von so viel Schönheit und erhabener Geistesfülle; wir wollen die Nebel scheuchen, welche sich zwischen uns und die alten Autoren stellen. Unleugbar ist durch die gemeinsamen Bemühungen so vieler hervorragenden Gelehrten schon Bedeutendes erreicht worden. Die fehlende philologische Tradition macht es indeß schwer, sowohl bei der Eruirung des richtigen Textes, wie bei der Feststellung der Urheber, der Ursachen und der Abfassungszeit der einzelnen Werke etwas absolut Gewisses und Unumstößliches zu leisten; es ist nicht die schmale Straße des unbedingt Wahren, sondern die zu deren Seiten sich ausdehnenden weiten Gränzgebiete des Wahrscheinlichen, auf denen die Forscher sich bewegen; der Hypothese ist ein weiterer Spielraum gegeben, da uns ein philologischer Apparat von Handschriften, von literarischen Notizen fast vollständig fehlt, und wir würden ganz im Dunkeln tappen, wenn nicht hier und da noch die alten Versionen uns ein wenn auch mattes Licht aufsteckten. Die Hypothese auf diesem Gebiete ausschließen, hieße der Bibelkritik ihren Lebensnerv unterbinden; ohne die Mithülfe origineller, kühner und geistreicher Combinationen kämen wir nicht gar zu weit in dem Verständniß der Bibel. Wie hoch sich der Bau der Hypothesen thürmen dürfe, ohne in Gefahr zu gerathen, daß er in sich zusammenbreche, das ist hauptsächlich eine Sache gesunden, wissenschaftlichen Taktes. Ewald geht schon bei der Feststellung nebensächlicher Daten oft weiter, als im Gebiet des Wahrscheinlichen einem Führerlosen erlaubt ist; und Hitzig vollends, Ewald's allzugelehriger Schüler, vernichtet viele seiner so außerordentlich geistvollen Vermuthungen, indem er sie in's Kleinliche ausmalt. Ihm genügt es nicht, die Abfassungszeit eines Psalms auf ein Jahrhundert oder ein Jahrzehend festzusetzen, sondern er weiß, wo möglich, Tag und Stunde zu bestimmen; und woher? aus einigen, einem unbefangenen Blick oft ganz harmlosen Worten.

Herr Prof. Grätz nun weist in seinen exegetischen Forschungen die Hypothese nicht zurück; sowohl für Text- als höhere Kritik nimmt er sie willig in Anspruch; sein scharfer erfindungsreicher Geist läßt ihn bei den schwierigsten Problemen nicht im Stich; wo einem Andern disparate zusammenhanglose Stücke zu sein scheinen, da weiß er die Fäden aufzufinden, welche sie verknüpfen; mag die Kluft noch so groß sein, seine Hypothese baut die Brücke, welche hinüberführt. Wer freilich allzu solide ist und gar nichts aufs Spiel setzen will, der darf sich auf eine solche Brücke nicht wagen; aber dann mag er nur getrost darauf verzichten, jemals über diese Kluft zu kommen. Wie Vieles wird auch in diesem neuesten Grätz'schen Buch über das Salomonische Lied den Aengstlichen zu kühn, zu unmotivirt, den Gläubigen zu frei, den Freisinnigen zu gläubig erscheinen. Aber auch hier gilt's, wer nicht wagt, der hat nichts. Was ist das hohe Lied, wenn wir es, so wie es uns vorliegt, betrachten? Im besten Falle ein zerschlagener Diamantschmuck, aus dem uns wohl der einzelne Stein entgegenleuchtet, aber das herrliche Geschmeide, zu dem der Künstler die Steine gereiht hat, erkennen wir nicht. Um ein Beispiel aus der modernen Literatur herauszugreifen, jede einzelne Stelle aus der „Braut

*) Das Salomonische Hohelied übersetzt und kritisch erläutert von Dr. H. Grätz, Prof. an der Universität zu Breslau. Wien, Wilhelm Braumüller. (219 S.)

von Messina" zeugt von dem großen Dichter, der sie geschrieben hat; aber um wie viel schöner ist das Ganze, als die brillanten Stellen, einzeln betrachtet; und wir haben hierbei absichtlich zum Beispiel ein Poem gewählt, in welchem, bei vielen Schwächen der Composition, gerade um das Einzelne ein so eigenthümlicher Reiz sich webt. Herr Prof. Grätz stellt uns aus den disjecta membra des hohen Liedes ein Kunstwerk her; Tendenz, Zeit der Abfassung, das Zeitalter, für welches es geschrieben ist, in seinen Sitten und Unsitten, Alles tritt uns lichtvoll entgegen; in dem neuen Lichte scheint uns Alles voll Zweck und Zusammenhang. Es ist in der Griechenzeit entstanden, hellenischer Brauch hatte angefangen sich nach Judäa zu schleichen, Juden, die als Steuerpächter der Könige von Aegypten große Summen erworben, hatten Geld in's Land gebracht, und mit dem Gelde die Schwelgerei, die Zuchtlosigkeit des alexandrinischen Hofes; die Tänzerinnen, die Hetären verdrängten die sittsame schlichte Gattin aus der Gunst der Männer; da erhebt sich der Dichter und schildert die keusche, reine ideale Liebe, die Alles opfert und hingiebt, die aber nur zwischen einem Paare stattfinden kann. Es ist nicht erotische Poesie, wie die Theokrit's; für diesen rohen Sinnenreiz hatte Juda's heilige Sprache keinen Ausdruck, hatten seine Dichter, die nicht wie die Hellenen nur nach schöner Form, sondern nach idealem Gehalt strebten, keine Begeisterung; die Juden sind das Volk der Religion; was sie bilden, was sie dichten, ist im letzten Grunde religiös. So auch das hohe Lied; denn es gießt seinen Spott über die Verweichlichung, das Schwelgen des alexandrinischen Hofes und aller derer, die in dieser übertünchten Rohheit den Hochgeschmack des Lebens fanden. Salomo der Weibische, der Weiber ohne Zahl aber keine Liebe findet, ist das Urbild derer, die, obgleich sie stets dem Genusse fröhnen, doch den reinsten Genuß, wie seiner sich Hirt und Hirtin in einer Liebe erfreuen, welche jede Gefahr überwindet, entbehren müssen. So zeigt uns der Autor ein glänzendes Gemälde; jeden Zug weiß er sinnvoll zu deuten und der Grundidee einzuordnen, und was Schopenhauer von den Philosophen sagt, daß sie mehr den Künstlern als den Gelehrten gleichen, daß ihr Weltbild wie ein Kunstwerk uns auch dann erfreut, wenn wir ein ganz anderes im Kopfe tragen, das gilt im gewissen Sinne auch von einem so geistvollen Interpreten. Giebt die Grätz'sche Deutung die ursprünglichen Intentionen des Dichters wieder? Wir wissen, hervorragende Orientalisten haben dem Verf., der das Hebräische wohl besser versteht, als alle seine Fachgenossen, ihre lebhafte Zustimmung geäußert; aber auch Männer, die ihm nicht beistimmen, werden gern seinem hohen Geistesfluge nachschauen und sich wenigstens zu dem Geständniß herbeilassen: Se non è vero è ben trovato.

Kleine literarische Revue.

— **Die Zeitschrift des deutschen Alpen-Vereins.** Die Erforschung der Hochalpen, als theilweis unbekannter Gebiete inmitten unserer sonst bis auf den letzten Winkel durchforschten alten Welt, ist in neuerer Zeit zu einer Art Sport geworden, der sich oft nur in die Maske reinwissenschaftlicher Bestrebungen hüllt. Die Redaction einer Alpen-Zeitschrift wird dadurch sehr erschwert, denn jeder vornehme Herr, der seinen kleinen Spaziergang auf die Berge gemacht hat, möchte darüber einen ausführlichen Bericht in das Journal geben, ob dieser Spaziergang nun neue Ergebnisse geliefert, oder durch die Darstellung mittheilenswürdig geworden ist, oder nicht. Es scheint uns, als sei es der „Zeitschrift für den deutschen Alpen-Verein"*), redigirt von Dr. v. Mojsisovics, deren 2. und 3. Heft des zweiten Bandes vor Kurzem ausgegeben worden sind, völlig gelungen, derartige Mitarbeiter-Elemente fernzuhalten. Den anmuthendsten und weitaus größten Theil dieser beiden Hefte, bilden die „Wanderungen in der Glockner-Gruppe" von Carl Hoffmann und J. Städl, eine Reihe von 26 Aufsätzen, die ein werthvolles Material in liebenswürdigster Darstellung bringen. Leider bemächtigt sich des Lesers dieser Wanderungen ein wehmüthiges Gefühl bei dem Gedanken, daß der eine Verfasser derselben, der bereits um die Alpenkunde hoch verdiente, und noch viel mehr versprechende Carl Hoffmann, bei Sedan den Heldentod für's Vaterland gefunden, nachdem er schon bei Wörth durch eine glänzende Waffenthat sich ausgezeichnet hatte. Der Kriegs-Berichterstatter Hermann Vogel, sagte von diesem glühenden Verehrer der Alpenwelt, an dessen Sterbelager er in Bazeilles gestanden: „Kein Linien-Offizier that es ihm, dem Landwehr-Lieutenant, dem 23jährigen Rechtspracticanten, an Kühnheit zuvor. Carl Hoffmann, mit Stolz dürfen wir Deutsche es sagen, war ein Typus der gebildeten deutschen Jugend, die unseren Heeren die gewaltige moralische Kraft geliehen, jene Kraft, der wahrlich ein großer Antheil an unseren Siegen gebührt;" und Professor Nußbaum aus München, der so viele Tapfere sterben sah, sagte von Hoffmann, welcher bereits am 2. September seiner Brustwunde erlag: „das sei der schönste Heldentod gewesen, den er je gesehen". E. Kr.

— **Musikalisches Conversations-Lexikon.** Das im Verlage von L. Heimann begonnene, dann in den Verlag von Robert Oppenheim in Berlin übergegangene und von diesem rüstig geförderte „Musikalische Conversations-Lexikon"**) liegen jetzt die beiden ersten Bände vor. Der Herausgeber, Herr Hermann Mendel, bekannt als Biograph von Meyerbeer und Otto Nicolai, hat sich mit den ersten und bedeutendsten Kräften auf dem Gebiete tonkünstlerischer Wissenschaft und wissenschaftlicher Tonkunst verbunden und ein Werk geliefert, von dem man, so weit wir es bis jetzt zu beurtheilen vermögen, wohl sagen kann, „es lobt die Meister"; daß aber die zu erwartenden Theile dem Anfange nicht nachstehen werden, dafür bieten eben die Namen der Mitarbeiter die sicherste Bürgschaft. — Ausstattung und Druck des einem recht fühlbaren Bedürfnisse abhelfenden Werkes ist eine sehr schöne; zahlreiche Noten-Beispiele erläutern den Text, ebenso sind an geeigneten Stellen Illustrationen beigegeben. Wir wünschen dem Unternehmen den besten Erfolg und werden wohl noch Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen.

— **Schuld und Sühne.** Ein russischer Sitten-Roman von Karl Detlef.***) In unserer Zeit, wo der französische Roman, insofern er Sittengemälde jener gerichteten Nation liefert, wenig Reiz mehr für uns hat, und der englische, dessen große Meister dahingegangen sind, nur noch ein mittelmäßiges Interesse beansprucht,

*) München, J. Lindauer.

**) Eine Encyklopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften für Gebildete aller Stände, unter Mitwirkung des Berliner Tonkünstler-Vereins 2c. 2c. bearbeitet und herausgegeben von H. Mendel.

***) 2 Bde. Stuttgart, Hallberger, 1872.

ist es kaum zu verwundern, wenn Leser und Schriftsteller, Consument und Producent, sich einer Richtung zuwenden, in der in riesigen Dimensionen ein neues Kulturleben sich zu entwickeln scheint. Aber auch nur scheint: russische Geschichten sind jetzt Mode, d. h. es ist Mode sie zu lesen und sie zu schreiben; sobald sich nun der Charakter jenes seltsamen Landes und Volkes treu in ihnen abspiegelt, können wir es uns kaum verhehlen, daß ein widerlicher Hauch der Krankheit uns daraus entgegen weht. Fäulniß vor der Reife scheint das Charakteristicum eines Volkscharakters zu sein, in dem das höchste Raffinement der äußern Lebensführung mit tief innerlicher Rohheit sich eng durchdringt. — Der Verfasser des oben genannten sehr interessanten Romans (wenn nicht unter dem Pseudonym ein neues Frauentalent sich verbirgt) hat das Verdienst, jene russische Eigenthümlichkeit durch seine, glücklich schattirte Ausführung seiner Hauptcharaktere lebendig zur Anschauung gebracht zu haben. Er handhabt sein russisches Material mit wohlthuender Sicherheit; seine Schule jedoch ist ganz deutsch. Schuld und Sühne erschien zuerst in einer unserer größten Zeitschriften: vielleicht irren wir, wenn wir jener stückweisen Veröffentlichung, welche ein nothwendiges Uebel dieser sonst so günstigen Verbreitungsart belletristischer Erzeugnisse ist, einen ungünstigen Einfluß auf die „Mache" des Romans zuschreiben, dessen Katastrophen sich derartig auf die ganze Länge desselben vertheilen, daß der Leser nicht recht zur Ruhe kommt.

S. J.....s.

— **Aus dem alten Hause am Johannisplatze**, so betitelt sich eine uns vorliegende novellistische Arbeit, welche der Verfasser wunderlicher Weise „ein Seitenstück zu E. Marlitt's Geheimniß der alten Mamsell" nennt. Wir sind keine Marlitt-Enthusiasten, haben in diesen Blättern schon wiederholt auf das Bedenkliche dieser Richtung hingewiesen und bedauert, daß ein so schönes Talent offenbar auf eine abschüssige Bahn gerathen ist; dagegen möchten wir E. Marlitt aber doch in Schutz nehmen, daß dieses Buch ein Seitenstück ihres „Geheimnisses der alten Mamsell" sein soll. Die einzige Aehnlichkeit zwischen den beiden Arbeiten besteht darin, daß in beiden von einem Geheimniß die Rede ist, während es aber in dem Marlittschen Roman wirklich von entscheidendem Einfluß auf den Gang der Handlung ist, hat es hier gar nichts zu bedeuten, ist im Grunde gar kein Geheimniß, so daß der die Aufklärung enthaltende Brief verbrannt werden kann, ohne daß dies nur die entfernteste Einwirkung auf das Schicksal der damit verknüpften Personen übte. Ein Roman oder eine Novelle könnte aber ohne ein Seitenstück des Marlittschen Romans zu sein, sich doch sehr gut als eine tüchtige, hervorragende belletristische Arbeit erweisen; wir können dem „alten Hause am Johannisplatze" diese Stelle weder nach Inhalt, noch nach Darstellung anweisen; wohl aber können wir ihm das Zeugniß ausstellen, daß es sich über die Mittelmäßigkeit erhebt und nicht dem Schlage des ganz gewöhnlichen Leihbibliothek-Futters zuzuzählen ist.

J. H.

— **„Der Dorfengel"**,**) ist der Titel einer eben in Prag erschienenen „Preisnovelle", die eine zeitgemäße Idee, einen der Bearbeitung völlig würdigen Grundgedanken lebhaft und eingehend zur Darstellung bringt. In schöner, fließender, wohl aber oft etwas zu phrasenreicher Sprache, die schließlich manierirt erscheint, wickelt sich die Erzählung ab und bringt eine gewisse sociale Seite, die schon so mannigfache Bearbeitung und Darstellung gefunden, recht treffend zur Anschauung, nämlich die Unterdrückung der Fabrik-Arbeiter durch herzlose und geldgierige Fabrikanten. Wenn auch die Exposition des Ganzen nicht in allen Theilen der schaffenden Kunst gerecht wird und namentlich die verschiedenen, zur Durchführung des Grundgedankens nothwendigen Verhältnisse theilweise etwas erzwungen sind, so ist doch in recht plastischen Zügen die physische und geistige Noth der armen Fabrik-Arbeiter geschildert. Gleichwohl möchten wir dem wohlmeinenden Verf. rathen, sich künftig von allen romantischen Uebertreibungen fern zu halten und auch die Kehrseite der Medaille nicht außer Acht zu lassen.

— **„Von Oben"**, ist der Titel einer kleinen Dichtung von Hermann Heine, der darin einige sociale Gedanken niedergelegt, deren wiederkehrender Grundgedanke Schiller's Wort: „Und der Segen kömmt von oben" ist.*) Neue Gedanken sind es allerdings nicht, die wir hier finden; es sind die alten Gedanken der Religion der Liebe, denen man nur von Herzen wünschen kann, daß sie mehr und mehr Gemeingut werden. Der Verfasser schließt seine poetischen Ermahnungen mit folgenden Worten:

Ist denn das große Räthsel unsrer Tage
So schwierig für den menschlichen Verstand,
Daß er für unsrer Zeiten größte Frage
Noch nicht die Antwort, nicht die Lösung fand?!
Die Liebe muß die Herzen ganz durchdringen,
Die jetzt der Eigennutz und Hochmuth nährt;
Der Liebe kann das Werk allein gelingen, —
Der Liebe, die den Haß in Liebe kehrt!
Von Oben muß zuerst die Liebe kommen,
Die wie ein Feuer durch die Herzen brennt;
Dann ist der schwere Bann hinweggenommen,
Der jetzt die Herzen von den Herzen trennt!
Versuch' es nur, den Nächsten so zu lieben,
Wie Du Dich selber liebst, — versuch' es nur,
'S ist Deine Pflicht, — ist sie auch schwer zu üben,
Folgt doch der reichste Segen ihrer Spur!
Je mehr Du liebst, je höher stehst Du oben,
Je reicher ist der Segen, den Du giebst;
Kein größrer Segen ist Dir aufgehoben,
Als der, den Du erfähest, je mehr Du liebst!
Das ist die Lösung für die Lebensfrage,
Die in dem Drang der Zeiten sich gezeigt; —
Nach Lösung ringt die Weisheit unsrer Tage, —
Sie ist so schwer, — und doch ist sie so leicht!

Literarischer Sprechsaal.

In Kopenhagen ist kürzlich ein Briefwechsel aus der Zeit des siebenjährigen Krieges zwischen einem berühmten dänischen Minister, dem Grafen Bernstorff, und dem französischen Minister, Herzog v. Choiseul, dem bekannten Schützling der

*) Von H. Krenner. Leipzig, Pardubitz, 1871.

**) Von L. A. Ohorn. Prag, Hunger, 1872.

*) Von Oben. Soziale Gedanken von Hermann Heine. Dessau, Ed. Heine. (12 S. in 12. Pr. 2½ Sgr. 24 Kr. 1¼ Thlr.)

Pompadour und dem vornehmsten Acteur in dem Pariser Intriguenspiel Maria Theresia's gegen Friedrich II. von Preußen, publizirt worden.*) Es scheint, daß der Briefwechsel, anfangend mit dem Jahre 1758, also ein Jahr nach Beginn des französisch-deutschen Feldzuges, der in der Schlacht von Roßbach seinen Höhepunkt erreichte, zunächst den Zweck hatte, Bernstorffs und Dänemarks thätige Mithülfe für Oesterreich und Frankreich zu erlangen, aber der in Hannover geborene dänische Minister hatte durchaus keine Lust, sich gegen den König von England, um dessen deutsches Land Hannover eben Krieg geführt wurde, irgendwie zu engagiren. „Sie kennen seit langer Zeit meine Grundsätze", schreibt Bernstorff an Choiseul, „und wiewohl ich zugeben will, daß es Fälle geben kann, in welchen ein Fürst, auch wenn er nicht bedroht und angegriffen, oder durch früher eingegangene Engagements verpflichtet ist, aus Zweckmäßigkeits- und aus politischen Gründen sich bewogen sehen muß, Krieg zu führen, so bin ich doch nichtsdestoweniger der Ansicht, daß, je seltener solche Fälle eintreten, ein um so größeres Glück es für den Fürsten ist." — Choiseul erwiedert darauf: „Der König (Ludwig XV.) ist entschlossen, gegen England Krieg zu führen, so lange er noch einen Kronenthaler und einen Soldaten besitzt, aber wir sind im Begriffe, unsere Art der Kriegführung zu ändern. Während wir in Deutschland 100,000 Mann wohl ausgestattete Hülfstruppen halten, welche, mit Weisheit geführt, die Besitzungen des Kurfürsten von Hannover und seiner Verbündeten in Deutschland ganz unvermeidlich auf Jahrhunderte hinaus und für die kommenden Menschenalter gänzlich ruiniren werden**), kann die übrige Streitmacht des Königs unmittelbar gegen England verwendet werden, und wenn bei der ersten Expedition auch 50,000 Mann untergehen, so schadet das nichts, denn der König ist fest entschlossen, andere 50,000 Mann und mehr an deren Stelle zu senden und damit nicht aufzuhören, so lange noch Ein Mann in Frankreich existirt." — Diese französische Prahlerei hat, wie die Geschichte lehrt, ihre wohlverdiente Züchtigung gefunden. Der französische Witz selbst dichtete damals folgendes Chanson:

Le coq français est le coq de la gloire,
Par des revers il n'est point abattu,
Il chante fort quand il gagne la victoire,
Plus fort encore quand il est bien battu.
Chanter toujours est sa grande vertu!

Von der Nordgränze Galiziens, vom Saume der Karpathen an der deutschen und an der österreichisch-schlesischen Gränzwacht, ist uns ein Schmerzensschrei der dort zahlreich wohnenden gewerbfleißigen deutschen Bürger, namentlich der von dem ansehnlichen österreichisch-schlesischen Bielitz nur durch ein Flüßchen getrennten Stadt Biala und der angränzenden deutschen Dorfgemeinde zugegangen. Ein Ausgleich, den die gegenwärtige österreichische Regierung mit den Polen Galiziens abzuschließen im Begriffe ist, würde alle Kultur- und gewerblichen Interessen jener deutschen Bevölkerung unbarmherzig den panslavistischen Despoten von Krakau und Lemberg ausliefern, wenn die Regierung dem Andrängen der Polen und der Resolution, die in dieser Beziehung auf dem galizischen Landtage gefaßt wurde, nachgäbe. Eine Petition des Gewerbe-Vereins von Bielitz-Biala an den österreichischen Reichstag stellt daher das dringende, ja flehentliche Gesuch, es möge vor Abschluß jenes Ausgleiches die gedachte deutsche Landschaft von Galizien getrennt und mit Oesterreichisch-Schlesien, dem es geographisch angehört, auch politisch und national vereinigt werden. Natürlich würde die kaiserlich österreichische Regierung nur gerecht sein und zwar ebensowohl gegen sich selbst, indem sie doch keine treueren Freunde, als die Deutschen, unter den verschiedenen Nationalitäten ihres Landes hat, wie gegen die in ihren edelsten Rechten bedrohten Landschaften an der schlesisch-galizischen Gränze, wenn sie die gedachte Petition an den Reichstag in jeder Weise förderte; statt dessen hat jedoch der Bezirkshauptmann von Biala in seinem büreaukratischen Eifer sich für verpflichtet gehalten, gegen diese Petition in seinem Bezirk einzuschreiten und die wackeren Deutschen dort mit schweren Strafen zu bedrohen, falls sie den Wunsch, österreichisch-deutsch zu verbleiben, fernerhin in ähnlicher Weise zu erkennen geben sollten.

Im amerikanischen Buchhandel wird fortdauernd mit großem Eifer über die Zweckmäßigkeit von internationalen Verträgen über das Verlags- und das geistige Eigenthumsrecht diskutirt. Die Buchhändler von Newyork hielten in der zweiten Woche des Februar eine vielbesuchte Versammlung, in welcher über einen vom Buchhändler Appleton verfaßten Gesetzentwurf verhandelt wurde, der dem Congreß der Vereinigten Staaten in dieser Beziehung vorgelegt werden soll. Die Meinungen gingen noch sehr auseinander, indem mehrere Buchhändler an der Ueberzeugung festhielten, der Preis der Bücher würde durch internationale Verträge nur vertheuert werden, während Andere die Ansicht aussprachen, man möge den Nachdruck völlig freigeben, aber den Nachdruckern die Verpflichtung auferlegen, den betreffenden Autoren einen gewissen Procentsatz des Preises als Honorar zu zahlen. Das amerikanische Buchhändler-Wochenblatt (The Weekly Trade Circular) vom 15. Februar, welches diese Verhandlungen bespricht und zugleich die Urtheile der amerikanischen Presse darüber mittheilt, fügt diesem Artikel auch eine Uebersetzung des von dem Deutschen Börsenverein auf Grund des preußisch-französischen Vertrages von 1862 entworfenen neuen internationalen Vertrages über das geistige Urheber- und das Verlagsrecht bei.

„Altkatholisch" nennt sich ein soeben in Wien und Pest bei Hartleben erschienener Roman in drei Bänden von Adolph Schirmer. Im katholischen Süddeutschland befindet sich die Scene des Romans, und zwar spielt er unmittelbar nach den letzten Ereignissen des deutsch-französischen Krieges, als die Gemüther eben durch das Auftreten Döllingers gegen das römische Concil und sein Unfehlbarkeits-Dogma in die höchste Aufregung versetzt waren und die Gesellschaft, besonders auch in den Kreisen der Aristokratie, in entgegengesetzte religiöse Parteien sich spaltete. Der in Oesterreich erschienene Roman nimmt entschieden gegen die Römlinge Partei und ist allerdings geeignet, in populärer Weise bei dem romanlesenden Publikum Propaganda für den Altkatholicismus zu machen.

---

*) Correspondance entre le comte Johan Hartvig Ernst Bernstorff et le duc de Choiseul. 1758–1763. Copenhagen, Gyldendal.

**) Hier ist von einem berühmten französischen Diplomaten die Taktik, welche Frankreich zu allen Zeiten gegen Deutschland befolgte, klar und offen dargelegt. D. Red.

Allen Gebildeten empfohlen.

Auswahl
aus den (56)
Kleineren Schriften von Jacob Grimm.

1871. Velinpapier. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr., in Leinwand gebd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Eine höchst dankenswerthe Gabe sind die kleineren Schriften von Jacob Grimm, hauptsächlich dankenswerth, weil sie neben ihrem wissenschaftlichem Gehalte auch für das Gemüth so wohlthuend sind. Wir legen absichtlich besonders darauf Gewicht, indem wir das Buch nicht bloß von Gelehrten gelesen wünschen. Illustrirte Zeitung.

Grimm's eigener Stil fesselt uns unwiderstehlich durch seine frische Naturwüchsigkeit; die Lektüre seiner Schriften muthet uns an wie eine Fußwanderung durch Wald und Feld. Z. f. Gymnasialwesen.

Soeben ist in dem unterzeichneten Verlage erschienen: (57)
Ein psychologischer Blick in unsere Zeit.
Vortrag im wissenschaftlichen Verein in der Singakademie am 20. Januar 1872
gehalten von
Professor Dr. **M. Lazarus.**
Velinpapier. gr. 8. 7½ Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in **Berlin.**

In unserm Verlage sind erschienen:
Unser wiedergewonnenes Land.
Beiträge
zur Kenntniß des deutschen Gebietes im Elsaß und in Lothringen.
8. geh. 10 Sgr.

Der Ertrag dieser Schrift ist für die deutsche Invalidenstiftung bestimmt.

Deutsche Stimmen aus dem Elsaß.
16. eleg. geh. 10 Sgr. (58)

Diese kleine Sammlung auf elsässischem Boden entsprungener Gedichte aus alter und neuer Zeit, eingeleitet durch einen Aufsatz über die elsässische Dichterschule, will darthun, daß Liebe zur deutschen Sprache und Sitte, das Gefühl des Zusammenhanges mit dem deutschen Vaterlande im Elsaß stets lebendig geblieben

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

So eben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (59)
Soll und Haben.
Roman in sechs Büchern
von
Gustav Freytag.
Siebzehnte Auflage in 2 Bänden. Taschenformat. 60 Bogen.
Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Im Verlage von **A. Kröner in Stuttgart** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (60)
Deutsche Sage im Elsaß
von
Wilhelm Hertz,
Professor am kgl. Polytechnikum in München.
Motto: Dieß ist unser! so laßt uns sagen und so es behaupten!
Ein Band (20 Bogen) 8°. Elegant geheftet.
Preis: 1 Thlr. 10 Sgr. = 2 fl. 20 kr. rheln.

Ende v. J. in unserm Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:
Herman Grimm: Zehn Ausgewählte Essays
zur Einführung in das Studium der Modernen Kunst.
Velinpapier. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 20 Sgr. — In Leinwand gebunden 2 Thlr.

Inhalt: Die Venus von Milo. — Raphael und Michelangelo. — Carlo Saraceni — Albrecht Dürer. — Göthe's Verhältniß zur bildenden Kunst. — Jacob Asmus Carstens. — Berlin und Peter von Cornelius. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Schinkel. — Curtius über Kunstmuseen. (61)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Just published
GEORGE ELIOT'S NEW NOVEL
MIDDLEMARCH
BOOK 1 — MISS BROOKE
20 Sgr.
forming Vol. 1 of
ASHER'S COLLECTION OF ENGLISH AUTHORS.
COPYRIGHT EDITION
[BOOK 2 — OLD AND YOUNG, TO BE PUBLISHED SHORTLY]
A. ASHER & Co., UNTER DEN LINDEN, BERLIN
and all Booksellers. (62)

Tauchnitz Edition.
Each volume half a Thaler (15 Groschen).

Just published:

Poor Miss Finch by Wilkie Collins, 2 vols.
The Poetical Works of Robert Browning, 2 vols.
Nobody's Fortune by Edmund Yates, 2 vols.
The Sylvestres by Betham Edwards, 1 vol.
Folle-Farine by Ouida, 2 vols.
Cecil's Tryst by the Author of "Found Dead", 1 vol.

In the press:

The Life of Charles Dickens by John Forster.
Lord Kilgobbin by Charles Lever.
The Golden Lion of Grandpere by Anthony Trollope.
The Divine Tragedy by H. W. Longfellow
The Pillar of the House by the Author of "the Heir of Redclyffe".
The Irish Sketchbook by William Makepeace Thackeray
A Terrible Temptation by Charles Reade.
Fair France by the Author of "John Halifax."
The Cottage by the Cathedral by the Author of "the Schönberg-Cotta Family".
Castaway by Edmund Yates.
Ginx's Baby, Lord Bantam by the Author of "Ginx's Baby".
Ought We to Visit her? by Mrs. Edwardes.
Boscobel by W. H. Ainsworth.
Selections from the Poetry of Elizabeth Barret Browning — Portrait. —
Patty by K. Macquoid.
Dorothy Fox by Mrs. Parr.
Diary of an Idle Woman in Italy by F. Elliot.
Misunderstood by J. Montgomery.
Friends in Council — the Classical Essays by Arthur Helps.
The Experience of Life or Aunt Sarah by the Author of "Amy Herbert".
Morals and Mysteries by Hamilton Aidé, Author of "Rita".
Bessie by Julia Kavanagh.
A Woman in Spite of Herself by J. C. Jeaffreson.
The Rose Garden by the Author of "Unawares".
Westward by Rail by W. F. Rae, thoroughly revised — Map. —
In Silk Attire by William Black, Author of "A Daughter of Heth".
Hero Trevelyan by Miss Georgiana Craik.
Peg Woffington by Charles Reade.
Shelley, A Selection of his Poems with a Memoir by M. Blind.
The Prey of Gods by Fl. Marryat.
Cecil Castlemaine's Gage by Ouida.
Emma by Miss Austen.
Echoes of a Famous Year by Holme Lee.
&c. &c. &c.

For a complete list of the **Tauchnitz Edition,** comprising more than twelve hundred volumes, apply to any bookseller on the Continent of Europe. (63)

Each volume half a Thaler (15 Groschen).

Leipzig, March 4, 1872.

In dem von **L. Stargardt in Berlin,** Jägerstraße 53, ausgegebenen Verzeichnisse von ca 2500 meist werthvollen und seltenen Werken befindet sich auch ein Theil der vom **Hofschauspieler Hendrichs** hinterl. Kupferwerke. Die Auction beginnt am 8. April. (64)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 23. März 1872. [Nº. 12.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Franz Hoffmann: Kirche und Staat.*)

Wie viele Beschwerden man auch mit Recht gegen unser Zeitalter zu führen hat, gegen die Extreme, die Leidenschaft und Wuth der Parteien, gegen die Stumpfheit der charakterlosen Mitte, gegen die ewigen Wühlereien der Gewissenlosen, gegen die verbrecherischen Unternehmungen der Fanatiker, es ist dennoch gewiß: die Gegenwart versetzt uns in die höchste Spannung, und hat nicht ihres Gleichen. Jeder Tag ist verhängnißvoll, jede Stunde ist unberechenbar, jede kann im Kirchlichen, Politischen, in der Wissenschaft, Kunst, Literatur das Unerhörteste bringen. Seit dem Jahre 1866 ist solcher Verlauf und Umschwung in die Wirklichkeit getreten. Wer hätte das ökumenische Concil, mit seinen die Kirche im tiefsten Grunde erschütternden Folgen, wer den deutsch-französischen Krieg mit seinen gloriosen Siegen herausahnen können, und wäre nicht ein schwärmender Thor genannt werden? Hätte ein Solcher gar vorausgesagt eine neue Reformation werde aus der römisch-katholischen Kirche, im Angesichte des Papstes, sich erheben, wieder würden es die Deutschen sein, welche sie wach riefen, mitten aus der Asche eines prahlerischen Nachbarvolkes würde der junge Phönix eines einigen Deutschlands hervorfliegen, der Sturz eines gallischen Kaisers würde den längst ersehnten deutschen Kaiser in aller Herrlichkeit heraufbeschwören — jener jubelnde Prophet wäre verhöhnt und ausgelacht worden von den superklugen Philistern. Man sieht, wie kurzsichtig der bloße Menschenverstand ist.

Um nun aber den reinen Bildungsgewinn aus den Vorgängen einer so interessanten Zeit zu ziehen, darf man sich nicht damit begnügen, täglich bloß Zeitungen zu lesen, auch wohl dann und wann einen flüchtigen Einblick in ein Journal, in eine Wochen- oder Monatsschrift zu nehmen, höchstens zur Durchsicht einer oder der andern Broschüre sich zu entschließen, von der es noch sehr fraglich ist, welchen Werth sie hat, sondern man muß gründlichere Studien machen, um einer so außerordentlichen Zeit gewachsen zu sein, und nicht weit hinter ihr zurückzubleiben. Wie Wenige jedoch haben auch nur Muße dazu! Es hat sich seit einigen Jahren eine ganze Bibliothek angehäuft, welche man kennen müßte, um für die nächste Zukunft das rechte Verständniß zu erhalten. Und wenn Jemand auch nur das Bedeutendste lesen wollte von dem, was über Kirche und Staat in ihrer neuern Vorwärtsbewegung erschienen ist, wer gäbe ihm dieses Bedeutendste an? Und wenn es ihm von einem Kundigen genannt würde, und er selbst an die Lectüre ginge, er würde schon wieder vom Allerneuesten überholt.

Es konnte uns daher nichts Willkommneres unter den literarischen Novitäten begegnen, als obiges Buch. Der in den Ereignissen auf dem Gebiete der Kirche und des Staates, in ihrer beiderseitigen Literatur, bis auf den jetzigen Augenblick, gründlich bewanderte Verfasser desselben verdient den Dank aller Gebildeten, daß er ihnen mit seiner reich ausgestatteten Gabe entgegenkommt, ihnen damit viel Zeit und Mühe erspart, und die Ungewißheit noch dazu, ob ihnen auch nichts Wichtiges entgangen sei. Wer vorliegendes Buch mit Bedacht gelesen hat, kann sagen, ich bin auf der Höhe der Gegenwart angelangt, und was sich auch ferner im Kirchlichen und Politischen begiebt, ich bin orientirt und werde für das Weitere den richtigen Gesichtspunkt fassen.

Man sollte gar nicht glauben, wie confuse, öde, äußerliche Vorstellungen so viele Moderne vom Wesen der Kirche und des Staates in sich tragen, und sich gleichwohl mit ihrer Aufklärerei ohne Licht großthun. Die Kirche ist ihnen ein mittelalterlicher Aberglaube. Sie halten dieselbe nicht bloß für unnütz, sie halten sie sogar für schädlich, seitdem sie das Christenthum für eine Mythe erklärt haben. Oder sie ist wieder Anderen die unumschränkte Herrschergewalt, die höheren Ursprungs ist, als sogar Religion und Christenthum. Die Kirche ist ihnen die allein berechtigte Macht im Himmel wie auf Erden. Der Papst ist ihnen das être suprême vom Datum des letzten Concils und, als unfehlbar in eigener Person, nicht bloß an die Stelle Gottes getreten, sondern eine höhere Autorität, als Gott. Der Staat ist ihnen eine bloße Sicherheitsanstalt, bereits aber auch sehr lästig geworden; es sei denn, daß er nur noch in der Form bloßer Volksherrschaft existire, die sich heute diesen, morgen wieder einen andern Präsidenten wählt. Ja, noch Andern in dieser Schicht ist auch das noch zu viel. Sie verbitten sich jeden Organismus, sie verbitten sich Glieder und Haupt in deren steter Gegenseitigkeit und Lebensgemeinschaft; sie halten es mit dem bloßen Rumpf, sie proklamiren gleichen, d. h. keinen Besitz, sie verpflichten sich heute zur Arbeit, die sie morgen schon wieder kündigen, sie fordern gleichen Genuß, gleiche Verpflegung und Anerkennung, unter allen Umständen. Wer so verwahrloste Ansichten, Ansprüche kund giebt, mit dem läßt sich freilich nicht mehr unterhandeln.

Ein Buch über Kirche und Staat, wie das hier in Rede

*) Kirche und Staat. Eine Sammlung zerstreuter Aufsätze, Recensionen und Anzeigen. Von Dr. Franz Hoffmann, Prof. der Philosophie in Würzburg. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1872. (221 S.)

stehende, ist in seiner Erscheinung um so wichtiger, als sich heute selbst unter tief und gründlich Gebildeten, selbst unter hervorragenden Geistern die stärksten Differenzen offenbaren, Irrthümer, welche die Verwirrung im Kirchlichen und Politischen leicht noch weiter schüren könnten, allerdings ganz gegen die Absicht jener Irrenden selbst. Wenn z. B. ein so ausgezeichneter Theolog, ein so wahrhaft spekulativer Denker wie der leider so früh uns durch den Tod entrissene, treffliche Rothe sich dahin erklärte, daß die Kirche in der Bewegung begriffen sei, aufzuhören, in den Staat aufzugehen, so ist das beinah ein ebenso bedenkliches Gegenstück, wie wenn die Ultramontanen, in erster Reihe die Jesuiten, die Kirche als allein berechtigt proklamiren, als alleinige Autorität nicht bloß über Priester und Laien, sondern auch über Fürsten und Staatsbürger, als unfehlbare Richterin über Diesseits und Jenseits. Das heißt aber aller Vernunft den Garaus, die geordnete Welt zu einem Chaos machen, Kirche und Staat desorganisiren, sich selbst wie Alles für Wahnsinn erklären. Geht die Kirche in den Staat auf, so droht die Gefahr einer weltlich politischen Despotie, aus welcher dann gar das vielköpfige Ungeheuer der wildesten Volks- und Pöbelherrschaft hervorschießt. Geht der Staat in die Kirche auf, so droht die Gefahr einer willkürlich pfäffischen Hierarchie, aus welcher dann gar das Ungethüm eines Blitze ewiger Verdammniß schleudernden, sündhaften Einzelmenschen hervorschießt. Ist schon die rothe Republik politischer Atheismus, ein Rumpf ohne Haupt, so ist die schwarze Republik erst recht kirchlicher Atheismus, ein Rumpf, dem man einen Kopf nach falscher Tradition erst aufgesetzt hat, der gar nicht zu ihm gehört. Kirche und Staat sollen ihrer Idee nach nie gegen einander operiren, freilich auch nicht gleichgiltig neben einander bestehen, sondern sie haben für einander zu arbeiten, denn sie sollen beide das Reich Gottes auf Erden vertreten, jedoch auch verwalten, wie mehren. Es ist eine Anmaßung nicht weniger Geistlichen, welche von Schwäche des Denkens zeugt, das Heilige allein der Kirche zuzuschreiben. Der Staat ist ebenso heilig. Denn beide, Kirche und Staat, haben es mit dem Gewissen zu thun, beide weisen auf das hin, was höher ist als alle menschliche Vernunft. Aber um so mehr auch haben beide in all' ihren Institutionen die Unwandelbarkeit menschlicher Vernunft zu offenbaren, aber zugleich aus einem Höheren, als menschliche Vernunft abzuleiten, denn alles Menschliche wurzelt und gipfelt in dem, was Gottes und Gott ist. Dies die unendliche Bedeutung des Christenthums als der alleinigen und wahrhaften Weltreligion, dies die ewige Bedeutung aller Kultur für Kirche und Staat, für Religion, Kunst und Wissenschaft. Nur die Halbbildung, nur der seichte Dilettantismus können sich gegen solche Wahrheiten sträuben.

In diesen Weltangeln des alleinigen Gottesreiches, ob Kirche, ob Staat, jedem der beiden ihr alt angestammtes Recht mit aller Strenge und Entschiedenheit zuweisend, bewegt sich auch das obige Buch. Die erste Abtheilung „Kirche" stellt sich näher und bestimmter heraus in der Ueberschrift: „Die Revolution von Oben in der römisch-katholischen Kirche." Diese Worte spannen im höchsten Grade, aber sie halten auch, was sie versprechen. Die darauf folgende Ausführung jenes Themas legt mit vollständiger Beweiskraft dar, daß die neuern und neuesten Unternehmungen in Rom das gerade Gegentheil von dem herbeiführen, was sie bezwecken, daß die römische Curie, welche sich wieder einmal zur Weltherrschaft aufwirft, stärker als je, Gefahr drohender als je, die Kirche in sich zerreißt, die Kirche nicht reformirt, sondern schismatisirt, tyrannisirt, sogar revolutionirt, und das Papstthum — mindestens das jetzige — und seine Wuth schnaubenden Prätorianer, seine Hülfsarmee, in denselben Abgrund begräbt, welchen sie selbst aufzuwühlen für gut fand, so daß hier recht das Sprüchwort wieder in Erfüllung geht: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein." So könnte es sich aber auch leicht begeben, daß unsere Gegenwart, die so Vieles umkehrt, auch das sprichwörtlich gewordene: „So klug wie ein Jesuit" vor unsern staunenden Augen in sein unerhörtes Gegentheil umschlagen ließe; denn jede Klugheit, welche an der ewigen Moral und Sittlichkeit sophistisch herumkünstelt, sie casuistisch verdreht, zerschneidet, trotz der Behauptung lösen und binden zu können, das Band, welches Erde und Himmel verknüpft, verdreht den alleinigen Schlüssel zum Himmelreich, und verdreht sich sogar den eigenen Kopf noch als Zugabe.

Die zweite Abtheilung unseres Buches zieht den Staat in Betracht. Unter der bescheidenen Ueberschrift: „Beiträge zur Politik und Staatsphilosophie" fällt der Autor über einzelne, auf jenem Gebiete erschienenen Schriften so gewichtvolle Urtheile, daß man in diesen sogleich den umsichtigen scharfen Denker erkennt, der mit der Theorie des Staates sich gründlich beschäftigt, aber auch die dahin einschlagende Literatur nach den verschiedensten Seiten hin sich angeeignet hat, so daß in Folge dessen die politische Praxis ihm nicht minder bekannt ist, und er über dasjenige, was sich für ein gesundes, fortschreitendes Staatsleben bewährt, aber auch über das, was sich nimmer bewähren kann, mit Entschiedenheit seine Stimme abgiebt.

Man entnimmt es schon der Einleitung in die erste der beiden Abtheilungen, daß der Beobachter auf einer so günstig gelegenen hohen Zinne steht, einen so weiten Horizont beherrscht, um sich auch nicht die kleinste Schrift entgehen zu lassen, die seit dem letzten Concil, bis auf die Gegenwart, entweder Vielen die Augen geöffnet, oder gar bereits die mannhafteste Opposition hervorgerufen hat. Bisweilen greift er äußerst taktvoll auf frühere Phänomene zurück, ja er malt und meißelt dann mit der Hand eines einst so gewaltigen, keine Menschenfurcht kennenden Görres. Dann wieder blickt er voraus, und läßt uns eine Zukunft kirchlicher Zustände zur Läuterung, zum Heile aller Confessionen, wie der wahren Kirche, freudig, und zum tapfersten Kampfe unwiderstehlich aufrufend, erblicken. Er übt, obwohl selbst Katholik, die gleiche Gerechtigkeit aus gegen das apostolische Zeitalter, gegen die älteste, noch unverdorbene Kirche; doch auch gegen ihre spätern, geistlichen Gewalt- und Zwingherrn, gegen die Vorläufer Luther's, dessen noch unausgemessene Größe er neidlos anzuerkennen selbst vom Katholiken fordert, gegen alle christlichen Confessionen, nur daß er eine freie, wahrhaft gegliederte Gemeinde und Klerus mit einander aussöhnende Verfassung als Bedingung sine qua non stellt, wenn endlich, endlich eine christliche Union, eine christliche Kirche sich wieder erheben soll.

Wir wollen hier eine Probe citiren von einer so prächtigen Fuge seiner Diction, in einem wahrhaft erhabenen Stil. „Der Kirchhofsfriede ist leicht zu haben", sagt unser Autor, „die Lebenserstarrung ist leicht, mit wenig Geistesaufwand zu erzielen. Erkläret nur das Maaß der Weisheit, das ihr etwa errungen habt, euere Concilbeschlüsse, den Buchstaben der h. Schrift oder deren Auslegung, wie ihr sie einmal gemacht habt, für unübertrefflich, unveränderlich, unfehlbar, bestellt euch vollends einen obersten unfehlbaren Meister der Kirche, fesselt durch feierliche Eide Hirten und Schafe an euer System des blinden Glaubens an ewige Verdammniß für alle nicht unbedingt sich unterwerfenden, und wenn eine höhere Hand eure Ketten nicht sprengt, werdet ihr möglicherweise Jahrtausende lang Erstarrung der geistigen Kräfte bewirken, wie dort in den Felsenmassen chemische Kräfte Jahr-

tausende lang in den einmal in der Vorzeit eingegangenen Verbindungen gebunden liegen, bis der Erdgeist, über die todtähnliche Fesselung und Erstarrung seiner Kinder erzürnt, in wilden Wassern und Stürmen, Hebungen und Senkungen, Ueberfluthungen und Feuerausbrüchen sie zertrümmert, die freigewordenen Kräfte zu neuen Vereinigungen und Gestaltungen führt voll Wunder der Schönheit, bis hinauf zur umbildenden, veredelnden Aufnahme in Pflanzen-, Thier- und Menschenleiber."

Wie treffend ist dieses Urtheil, und wird sich für alle Zukunft bestätigen! Es giebt auch eine christliche Nemesis, denn die der Alten ist nur das richtige Ahnen der ewigen Gerechtigkeit Gottes. In der That, es läßt sich nicht berechnen, welche Milliarden von Sternweiten die Menschheit schon zurückgelegt haben könnte in den Fortschritten der wahren Kultur, wenn die römische Curie, im Einverständniß mit den Jesuiten und allen Finsterlingen auch anderer Confessionen, ihr nicht Hemmschuhe angelegt hätte; denn einzelne Nationen in der Bewegung lähmen, heißt auch die Menschheit aufhalten.

Derselbe Verfasser, von dessen Begeisterung und Feuer für das, was noth thut, wir oben einen glänzenden Beleg gegeben haben, schreitet da, wo es in seinem Buche auf die vollständige, klare Darlegung ankommt, so allmählich, in so objectiv-historischer Haltung vor, daß von dem geringsten Zweifel, er könnte sich täuschen, es könnte den Römlingen auch nur das geringste Unrecht geschehen, gar keine Rede mehr sein kann. Er beginnt im ersten Abschnitte mit „Zwölf Briefen über Kirchen- und Religionsfragen". Er lenkt dann, bereits gegen das Ende derselben, in die eigentliche Kritik besonders wichtiger literarischer Erscheinungen ein, nachdem er uns schon in der inhaltreichen Einleitung näher bekannt gemacht hat mit Helden im vor sich gehenden Kampfe, wie Döllinger, Janus, Schulte, Langen, Reinkens, Karl Waagen, Zirngiebl, Menzel, Michelis, Otto Mejer, Overbeck, Huber, Theiner, Gast, von Wessenberg, Oischinger, Thomassen u. s. w. — Wir erleben die wachsende Opposition, wie vor den Assisen. Der Verfasser bringt immer neue Anklagen, Dokumente, Akten, Schriftstücke von prägnantestem Gehalt, Petitionen vor die Richter. Die Angeklagten entfärben sich, sinnen auf Rache, wagen Verfälschung auf Verfälschung. Der Verfasser weist nach, wie man mit Vernunft, heiliger Schrift, Tradition himmelschreiend umgegangen ist, wie man ihnen Gewalt angethan hat, immer kecker anthut, um neue Dogmen, um sogar die Unverschämtheit der Infallibilität eines einzelnen Menschen durchzusetzen, und wie solch' Getreibe schon Jahrhunderte hindurch andauert, eine Theologie, eine Philosophie ohne Wissenschaft, eine Kirche ohne Haupt, ein Christenthum ohne Christus, eine Seelsorge ohne Gewissen, eine Pfaffen- und Papstherrschaft ohne Schranken, ein Feldzug ärgster Fanatiker gegen alle Civilisation, gegen alle Intelligenz, eine principielle Untergrabung aller Staaten, eine Aufwiegelung aller Unterthanen gegen ihre rechtmäßigen Herrscher, eine offene, permanente Revolution gegen alles Bestehende, was sich nicht unter das Joch des päpstlichen Sklavenherrn und seiner jesuitischen Verwalter beugt, und in blindem Glauben an sie geißeln läßt.

Der Verfasser ist auch in seiner Kritik der herangezogenen Schriften durchaus ebenso unparteiisch wie selbständig. Er referirt gründlich und überschaulich, mit steter Unterscheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen. Dabei vernachlässigt er nie das Charakteristische, verschweigt nie seine Differenzen mit dem Autor, und weiß mit geschickter Feder alles wieder auf das eigentliche Thema, auf die Probleme der heutigen kirchlichen Reibungen hinzulenken, so daß wir auch hier in den Proceß, der obschwebt, eingeführt werden, und auch den Progreß, der daraus resultiren wird, schon so gut wie über dem Horizont sehen. — Dasselbe gilt von der Kritik, die der Verfasser in der zweiten Abtheilung, in seinen „Beiträgen zur Politik" ausübt. Er deutet da äußerst fruchtbare, neue Momente an, welche die Autoren außer dem Felde ihrer Gesichtspunkte hatten liegen lassen. Mit Recht weist er wieder und wieder auf einen so scharfen, durch und durch christlichen Denker wie Franz v. Baader hin. Am Ende des Buches ist es uns völlig klar geworden, welchen Schaden jenes römische Unwesen angerichtet hat. Die Liebe zum Vaterlande, die Liebe, welche Fürsten und Volk heilig bindet, hat die römische Kirche sich zueignen wollen, und selbst die Liebe zu Gott über alles hat sie eigensüchtig geschwächt, indem sie das theilte, was nie zu theilen ist, und einen Theil der Kirche, einen andern dem Papste, einen dritten den Heiligen zuwandte. Der Verfasser hätte nicht nöthig gehabt, die Büchertitel anzuführen; er ist ein so gewandter, klar gestaltender Denker, daß er rein phänomenologisch hätte verfahren können, und wir hätten unter seiner feintreffenden Feder jede Gestalt dennoch deutlich erkannt. Wir freuen uns, daß demnächst ein dritter Band seiner gesammelten philosophischen Schriften erscheint, welcher weithin die Geister erregen, reiche Saaten streuen, die reifsten Früchte uns bringen wird, wie schon die beiden ersten es gethan haben. Und noch dies: Hat Franz Hoffmann mit dem Blitzstrahl Baader's, in einer besondern Schrift, ein Feuer gezündet, welches bereits wegbrennt alles Verkommene, so hat er im gegenwärtigen Buche uns die ganze Sündfluth der römischen Curie und des Ultramontanismus vor Augen gebracht, aber auch lebendig hingewiesen, nach welcher Richtung die Arche der Verfolgten, mit dem Fluche Beladenen zu steuern hat, um da zu landen, wo Kirche und Staat friedlich neben und für einander leben, um das Reich Gottes auch schon auf Erden auszuwirken.

Alexander Jung.

Deutsche, protestantische Vorträge.

Die Vorträge des Berliner Unionsvereins, seit mehr als zwanzig Jahren ein regelmäßiger Bestandtheil des an Reichthum und Mannigfaltigkeit immer stärker anwachsenden Repertoirs der Berliner Winter-Vorträge, haben durch ihren diesjährigen Cyklus in den weitesten Kreisen Aufmerksamkeit erregt. Der glückliche Gedanke, diesen Vorträgen diesmal eine gemeinsame Aufgabe zu stellen, in ihnen eine zusammenhängende Beleuchtung wesentlicher Glaubenssätze des evangelischen Christenthums zu unternehmen, entsprach im höchsten Maaße dem gesteigerten Bedürfnisse nach einer freimüthigen und gehaltvollen Belehrung über die religiösen Fragen der Gegenwart. Vor einer allen, vorzugsweise indessen den gebildetsten Klassen unserer Bevölkerung angehörigen Zuhörerschaft, welche bereits vor dem Beginne der Vorlesungen den geräumigen Bürgersaal unseres Rathhauses bis auf den letzten Platz, ja bis auf die Treppen zu füllen pflegte, sind von den angesehensten Geistlichen der freieren Richtung in der evangelischen Kirche, darunter die Prediger Dr. Sydow, Dr. Lisco, Dr. Thomas, Abgeordn. Müller, Abgeordn. Richter u. A., neun Vorträge gehalten worden, deren Endziel, bei vollkommener Wahrung des persönlichen Standpunktes der einzelnen Vortragenden, darin übereinstimmte, die Bedeutung der dogmatischen Hauptlehren des Christenthums für das religiöse Bedürfniß unserer Zeit nachzuweisen und den Kern der christlichen Lehre ebenso sehr gegen die Verunstaltungen des Buchstabenglaubens als gegen

die Verunglimpfungen des Unglaubens zu vertheidigen. Wenn diese Vorträge trotz ihres vorwiegend apologetischen Charakters leidenschaftliche Angriffe von prononcirt gläubiger Seite erfahren haben, wenn gegen die Vortragenden von einem Theile der orthodoxen Geistlichkeit in öffentlichen Blättern mit Verdächtigungen und Verurtheilungen zu Felde gezogen wird, so erblicken wir in diesen Kundgebungen der Unduldsamkeit nur ein weiteres Symptom des schweren Schadens, den die einseitige Begünstigung der streng confessionellen Richtung unseren kirchlichen Zuständen zugefügt hat, und einen handgreiflichen Beweis des kurzsichtigen Hasses, mit dem diese Richtung jedem Versuche, das Christenthum mit der modernen Weltanschauung und damit mit dem persönlichen Gewissen vieler Tausende zu versöhnen, entgegenzutreten pflegt.

Befremdlicher ist es, daß die Kirchenbehörde selbst es für geeignet gehalten hat, aus einigen der gedachten Vorträge Anlaß zu amtlichen Schritten gegen ihre Urheber zu entnehmen. Die Vernehmungen hochgeachteter Geistlichen, welche auf Anordnung des Consistoriums der Provinz Brandenburg stattgefunden haben, und die Zurechtweisung, welche gegen einen dieser Geistlichen durch einen Consistorial-Erlaß, der inzwischen durch die Kreuzzeitung in die Oeffentlichkeit gelangte, verhängt worden ist, bilden in weiten Kreisen den Gegenstand eines wachsenden Erstaunens. Männer, die in langjähriger Amtsführung sich als Vertreter einer in unserer Kirche seit hundert Jahren existirenden Richtung stets mit rückhaltlosem Freimuth bekannt und bewährt haben, werden plötzlich wegen eben dieser Richtung von der Kirchenbehörde zur Verantwortung gezogen und mit herbem Tadel angelassen, als wenn diese Richtung eine schlechterdings unberechtigte Neuerung wäre. Und das in einem Augenblick, wo die leitenden Staatsmänner Preußens den Entschluß kund thun, hierarchischen Uebergriffen mit voller Entschiedenheit zu begegnen, wo das Kultusministerium aus der Hand eines Vertreters des strengen Confessionalismus in diejenige eines Mannes übergeht, von welchem das Land Abhülfe der durch das Vorwiegen orthodoxer Einflüsse entstandenen Uebelstände erwartet. Dem Vernehmen nach, sind auf das Vorgehen des Consistoriums gemeinsame Schritte der kirchlich Freisinnigen bereits eingeleitet. Wir hoffen, daß es den Anhängern dieser Richtung an Entschlossenheit bei Wahrung ihrer Rechte nicht fehlen wird. Mit welcher Mäßigung und in wie würdiger Weise die angefochtenen Geistlichen ihr Thema behandelt haben, davon legen die im Drucke erschienenen Vorträge, von Dr. Lisco über das apostolische Glaubensbekenntniß, von Dr. Sydow über die wunderbare Geburt Jesu, und vom Prediger und Abgeordneten Wilh. Müller über das Wunder, das unzweideutigste Zeugniß ab. Diese Vorträge bilden je ein Heft der bei F. Henschel in Berlin erscheinenden Sammlung der „Protestantischen Vorträge", von welcher nunmehr bereits der dritte Jahrgang abgeschlossen vorliegt. Außer den genannten enthält dieser Jahrgang aus dem Berliner Unions-Verein noch Vorträge über die Entwickelung Jesu, vom Prediger Späth aus Oldenburg, und über Jesus als Erlöser von der Sünde, vom Prediger Remy.

Grillparzer. *)

„Die Weisen, die uns vorangingen, sind Reisende, welche uns die Hand reichen, damit wir nicht irren, und uns zu sich einladen, wenn Alles uns verläßt." Diese wahren Worte eines geistreichen Schriftstellers finden vielleicht auf den jüngst uns entzogenen Dichter und Weisen, auf Grillparzer, ihre schönste und treffendste Anwendung. Er hat uns in der That Wahrheit, Weisheit, Schönes und Hohes geboten in seinen meisterhaften Werken, — Producte eines schaffenden Geistes, die fürwahr, wie alle Schöpfungen unserer großen Dichter, ihre rechte Anerkennung, ihre volle Würdigung erst in der Zukunft finden werden. Und wenn nun hier und da in manchen Blättern und Flugschriften geklagt wird, daß der österreichische Dichter nicht verstanden, nicht erkannt worden, so giebt es dafür „einen stolzen Trost", wie G. Freytag in Beziehung auf Grillparzer und seine dichterische Thätigkeit sagt, indem er eben auf die Zukunft weist. Wer so hehr und ideal, mit solcher warmen Begeisterung seine Aufgabe als Dichter aufgefaßt, wie Grillparzer, dessen Wirken und Streben wird niemals ohne Früchte, ohne Einfluß und am Allerwenigsten ohne Verständniß für die Welt — wenn nicht im vollen Grade für die Mit-, so doch für die Nachwelt — bleiben! Uebrigens ist jene Klage nicht berechtigt, scheint wenigstens zu affectirt. Grillparzer wurde doch verstanden, schon jetzt verstanden; — er blieb den Deutschen nicht fremd! Er selbst wurde davon noch im Leben überzeugt! Es ist nicht nöthig, hinsichtlich dessen auf die zwei von K. Gödeke in der Augsb. „Allg. Ztg." veröffentlichten Briefe und die von diesem daran geknüpften Erklärungen hinzuweisen, die sich noch auf eine frühere Periode beziehen, nicht nöthig, die jüngst erst in der „Gartenlaube" von Gottschall erschienene Skizze zu citiren; Grillparzer hatte ja noch die freudige Gelegenheit, dies bei der Feier seines 80. Geburtstages zu erkennen.

„Durft' Er, den sie zu Grabe tragen,
Von Dank und Ruhm gekrönt,
Mit Kränzen voll belaubt,
Sein hohes Dichterhaupt
Nicht wie ein Sieger stolz erheben?
Was konnt' er Größ'res noch erleben
Nach dem Triumph, den jüngst ihm bot
Sein deutsches Volk?"

fragt Holtei bei der Nachricht seines Ablebens.

Nun darüber sei nicht weiter gerechtet; es ist dies ja schon im Uebermaaße aller Orten und auf verschiedene Weise gethan worden.

Alle Verehrer Grillparzer's und überhaupt alle Literaturfreunde werden es dem Herausgeber der „Unterredungen" mit Grillparzer Dank wissen, die in vielfacher Beziehung so treffenden und wahren Ansichten über Literatur, Bühne und Leben so gewissenhaft gesammelt zu haben. Namentlich beziehen sich diese Aphorismen (gesammelt von 1839 bis zum Tode des Dichters) auf die Bühne und dramatische Poesie und in zweiter Linie auf die Literatur im Allgemeinen. Oft in wenigen Worten, aber vielsagend, kernig und sogar umfassend, hat Grillparzer sein Urtheil über deutsche, englische und französische Dichter und literarische Werke abgegeben; vor Allem sprach er mit Vorliebe über das Drama der genannten drei Nationen, und was er z. B. über das Verhältniß der dramatischen Poesie zur Geschichte und geschichtlichen Wahrheit sagt, indem er auf Shakespeare, Schiller und Goethe hinweist, könnte nicht treffender, wahrer und bei aller Kürze eingehender gesagt werden.

Etwas zu bunt unter einander gemengt finden wir seine Ansichten über die literaturgeschichtliche Bedeutung von: Grabbe, Iffland, Gutzkow, Laube, Victor Hugo, Lope de Vega, Calderon, Goethe, Halm, Herder, Metastasio, Hebbel, Körner, Lenau u. s. w. Ueber sich selbst hat er nur wenig zu seinem langjährigen, jüngeren

*) „Grillparzer's Ansichten über Literatur, Bühne und Leben" aus Unterredungen mit Adolf Foglar. Wien, Hügel, 1872.

Freunde gesprochen. Und dies Wenige bezieht sich nur auf seine literarische Entwickelung und die Entstehung seiner Dramen.

Das Buch ist somit eine recht artige, interessante und — nützliche Blumenlese. Nur schade, daß der Herausgeber so manche Lücke in den „Unterredungen“ lassen mußte, die er zu „günstigerer“ Zeit auszufüllen gedenkt. Jetzt fühlt er sich aus Discretion gegen manche, jüngstverstorbene oder noch lebende Personen und wegen des auf Vieles bezüglichen Beisatzes Grillparzer's: „Das sag' ich nur Ihnen“ noch verhindert, Alles mitzutheilen.

Persönliche Bekanntschaft mit Pianoforte-Virtuosen.*)

Herr W. v. Lenz, der Verfasser der Kunststudie „Beethoven“, hielt es für an der Zeit, seine persönlichen Bekanntschaften mit großen Klavierspielern während eines Menschenalters zu Papier zu bringen. An und für sich gilt das Wort Schillers, daß ihnen die Nachwelt keine Kränze flicht, noch mehr für Klavier-Virtuosen als für Schauspieler; das Hören ist das einzige Interessante, und selbst die Mitwelt hat für Virtuosen, wenn sie sie nicht hört, auch nicht das leiseste Interesse. Deshalb bieten denn auch die Versuche über Tausig und Henselt weder für den Musiker, noch für den Laien das geringste Interesse, so liebenswürdig auch Tausig war und ein so wunderlicher Kauz auch Henselt ist. Ein besonderes psychologisches Moment am allgemein menschlichen Charakter hat Herr v. Lenz nicht herausgefunden; in der Beschreibung gewisser technischer Dinge geht er auch nicht annähernd so in die Tiefe, wie etwa Richard Wagner in seinem unvergleichlichen Aufsatz über das Dirigiren, und endlich ist es um eine musikalische Liebhaberei bedenklich, die, wenn man ganz aufrichtig sein will, nicht über den Höhepunkt der Weber'schen „Aufforderung zum Tanz“ hinausgeht.

Dazu kommt, daß Herr v. Lenz des Deutschen nicht ganz vollkommen mächtig ist und sein Stil, trotz glänzender Aperçus, theils fremd, theils nicht immer correct ist. Wir müssen dem Schriftsteller gut sein, weil er, der in Paris Verzogene, in Rußland Hochangesehene, mit richtigem Tact alle guten Seiten des germanischen Wesens herausfindet, und sein Streben lauter und redlich ist. Anders, als die übrigen Erinnerungen müssen die Aufsätze über Liszt und Chopin beurtheilt werden, weil Ersterer eine so eigenartige, groß veranlagte Persönlichkeit ist, daß jeder Beitrag willkommen erscheint, Letzterer aber als Componist eine Zeit lang eine außerordentliche Gewalt über das Publikum ausgeübt hat und zum Theil noch ausübt, auch der Schwerpunkt seines Charakters mehr im Schaffen als im Reproduciren liegt.

Wäre nur die Zuverlässigkeit des Verfassers über allem Zweifel erhaben! Wir sind in Petersburg und im alten Paris nicht so zuhaus, wie in Berlin, dürfen aber einige gerechte Zweifel nicht unterdrücken, wenn wir die Wahrheit der Nachrichten prüfen, die in der „Vernunftburg Europa's“, so nennt Herr v. Lenz Berlin, spielen sollen. Nennt er doch die musikalisch hochbegabte Gemahlin des Hausministers v. Schleinitz consequent „Schweinitz“ und ihren Gatten „Hofminister“, läßt ihn auch in der „Commandantur“ wohnen, obwohl der friedliche Mann bekanntlich sein Palais in der Wilhelmsstraße hat. Ebenso bedenklich sind die „Kaulbach'schen Cartons im Dom“, mit denen Beethoven's Claviermusik verglichen wird, und der Vergleich ist so hypergeistreich, daß wir nicht wissen, ob er die Kaulbach's im Museum meint, oder nicht gar diesen Meister mit Cornelius verwechselt, von dem allerdings im Dom leider noch nichts zu sehen ist, während die für das Camposanto entworfenen Cartons bald in der modernen Ruine neben dem Dome, bald im Akademiegebäude, bald in den Kellern am Königsplatz ein unerquickliches, kaum vor Ratten und Mäusen geschütztes Dasein fristen. — Ehrlich gestanden erscheint uns auch das Bild von der im „Pompejanischen Farbenschmelz“ recitirten Sonate bedenklich. Ist doch gerade den Pompejanischen Farben die schmelzlose Milde eigen; und wenn gar ein Musikstück „colossisch“ genannt wird, so versteht der Deutsche darunter nicht „colossal“, was doch wohl Herr v. Lenz meint, sondern er denkt an jene alte Christengemeinde der Colosser, an welche St. Paulus einen Brief gerichtet hat. Die classischen Erinnerungen würde Herr v. Lenz überhaupt besser unterlassen, denn, wenn er Seite 77 folgende Worte sagt: „Etwas großes ist es um ein Orchester, das ist der Dämos, von dem geht alles aus, zu dem kommt alles zurück“, so setzt er uns in eine neue Verlegenheit, da wir uns mit einem aus dem demos und dem daimon zusammengesetzten Neu-Darwinischen Mischlingsbegriff nicht recht befreunden können, er auch wohl selbst nicht ganz genau weiß, ob er in dem Orchester eine democratische oder daimonische Erscheinung loben wollte. Aber auch Dr. Darwin muß ihm etwas anderes sein, als den übrigen Physiologen, oder wir kommen auch mit der Stelle in die Brüche, welche sich auf die beiden Grafen Wielhorski bezieht. „Um sie schaarte man sich organisch nach Zuchtwahl.“ (!!) — Auch den Schweden Ole-Bull kennt der Verfasser schlecht, sonst würde er ihn nicht falsch schreiben, und daß er Hiller gar nicht kennt, beweist einerseits das wunderliche Wort von dem „Clavierspieler“ Hiller, andererseits das Erstaunen, daß die „Tagespresse“, daß die musikalischen Referate Hiller's in der Kölnischen Zeitung besser geschrieben sind, als Herr v. Lenz selbst schreibt. Dazu gehört aber nicht viel bei dem Erfinder des „Reizes der reizendsten Behandlung“.

Um auf die beiden vorerwähnten Männer, Liszt und Chopin, zurückzukommen, so ist das kurze Resumé vieler umständlicher Aufzeichnungen das, daß Ersterer eine wundervoll angelegte Natur ist, voller Fleiß, universellen Verstand, ein Mann, dem trotz allen Ueberreizes der Empfindung und Erlebnisse die naiv künstlerische Einfalt nie abhanden gekommen ist, und der das that und noch thut, was das besondere Vorrecht der Genies ist, bei jedem Schlag den Nagel auf den Kopf zu treffen. Wo so viel Licht ist, da können auch die Schatten, manche bizarre Narrheit und Mönchs-Maskerade mit in den Kauf genommen werden. Von Chopin sagt Lenz, daß er ein unausstehlicher pretiöser Mensch war oder wenigstens geworden. Mag ihm die Schwindsucht schon lange in den Gliedern gelegen haben, oder mag der allzu vertraute Umgang mit George Sand ihm die gute Natur zerstört haben, wir können uns für einen Mann nicht begeistern, für den Beethoven nichts war, der voller Eifersucht auf Liszt jedes Wort nach seinem Verhältniß zu diesem abwog, und der zum vollständigen Sclaven eines ruhmredigen Frauenzimmers herabgesunken war. Mit vollem Recht hatte der gesündere Liszt dafür nur ein Achselzucken und die mitleidigen Worte: „Armer Junge“! Es ist nicht das kleinste Verdienst des interessanten Theils der Lenz'schen Aufzeichnungen, daß er dieser Madame Dudevant, die unter allen Weibern zuletzt die Berechtigung hätte, sich mit einem Mannsnamen zu schmücken, daß er George Sand erbarmungslos die Larve von den häßlichen Zügen reißt. Es bleibt eine eitle, der geistigen, musikalischen Kunst fernstehende, ruhm-

*) Pianoforte-Virtuosen unserer Zeit, von W. v. Lenz. Berlin, B. Behr, 1872.

redige Dame übrig, welcher der illustre Chopin gerade gut genug war, um ihr Papier-Cigarren zu drehen und Fidibusse zu reichen. Der Verfasser des unlängst in diesen Blättern abgedruckten französischen Briefes an Madame Sand, dem wir im Geiste dafür die Hand drücken, hat diese Dame richtig erkannt und wird vielleicht nicht ohne Behagen das Urtheil des Herrn v. Lenz lesen, wenn ihm diese Zeilen vor Augen kommen sollten. Es gehört die ganze internationale Geduld des Deutschen dazu, um sich so lange von der alten Pariserin berücken zu lassen, wie es unser Publikum gethan hat.

Das amüsanteste Capitel des Buches ist das Zusammentreffen des Verfassers mit J. B. Cramer, dem Etudemann. Mit herzlichem Lachen liest man von der Ehrfurcht des einstigen Schülers und seiner Enttäuschung, da sich der Meister als ein langweiliger Grammatikus entpuppt, an dem das Beste ist, daß er in England zu einem rechten Fresser geworden war. Der Aermste starb nachher im Elend. Wer heißt aber auch den deutschen Gelehrten nach Paris gehen? Es ist unserm Beethoven und Schiller in der dürftigen Heimat immer noch besser geworden, als den Heine und Börne in Paris. Und der Musiker hatte nicht einmal die Entschuldigung, daß man ihn in der Heimat verfolgte. Alle dauernd in die Fremde Gezogenen sind doch mehr oder weniger verkümmert, oder sie haben die festen Wurzeln ihrer Kraft ausgerissen und dem Teufel das Beste ihrer Seele, das Deutschthum, verschrieben, wie Offenbach. Selbst Meyerbeer hat das Band mit der Heimat niemals gänzlich durchschnitten, und so viel er auch französisch gesündigt hat, so ist doch nicht eins seiner größeren Werke, in welchem nicht das, was ihn rettet, gerade seine deutschen Eigenschaften wären. Und Richard Wagner, der an Sünden und Irrthümern so Reiche, auch er hat nach seiner dürrsten Zeit seine Seele wiedergefunden, da er sich mit Thränen im Auge gelobte, nur Deutschland gehören zu wollen, als er vor nun fast dreißig Jahren Paris den Rücken kehrte. Es möge uns, anknüpfend hieran, vergönnt sein, unsere Leser auf die dieser Tage wieder abgedruckten Jugenderinnerungen dieses Meisters hinzuweisen, in denen er einfach, fast rührend, jenen Theil seines an falschem, aber auch an hohem Streben reichen Jugendlebens beschreibt. L. L.

Holland.

Das Jubeljahr von Niederlands Freiheit.

Das Jahr 1872 ist für Niederland ein Jubeljahr. Am 1. April 1572 ward durch die Eroberung des Briel von den tapferen „Water-Geuzen" der Grundstein gelegt zu dem stolzen Bau der politischen Freiheit und Unabhängigkeit Niederlands, dieses Vorbildes aller neueren, dem Feudalismus des Mittelalters die Waage haltenden und ein Ende machenden, constitutionellen Institutionen. Ueberall in den Niederlanden, bis zu den kleinsten Gemeinden hinab, sind Anstalten getroffen worden und haben sich Festcomités gebildet zu einer würdigen Feier dieses dreihundertjährigen Jubiläums. Auch aus Belgien, dessen vlamische Bevölkerung damals noch mit der nordniederländischen brüderlich und national verbunden war und einen nicht unerheblichen Zuzug zu den „Wasser-Geusen" in ihrem Heldenkampfe gegen Herzog Alba und dessen spanische Soldatesca lieferte, werden viele Deputationen an der Festfeier in Seeland theilnehmen. Die von Frans de Cort und J. A. Torfs in Löwen herausgegebene „Toekomst" vom 11. März sagt: „Ein Volk, das in dieser Weise seine Vergangenheit zu ehren weiß, braucht für seine Zukunft nicht besorgt zu sein."

Natürlich fehlt es auch nicht an zahlreichen Festschriften, Gedichten, historischen Erzählungen und Abbildungen, die bei dieser Gelegenheit publicirt werden. „Den Briel", so heißt der Mittelpunkt aller dieser Erscheinungen, doch gehen einzelne derselben noch weiter. In Leiden bei Sijthoff ist unter Anderem ein facsimilirter Abdruck des vor dreihundert Jahren in altniederländischen Versen gedichteten und in Fracturschrift gedruckten Siegesberichtes über den Krieg der Geusen in Seeland und über die Einnahme von Middelborg, mit einem Vorworte von Dr. Schotel, erschienen — eine Schrift, die auch für deutsche Bibliotheken von Interesse sein dürfte.*)

Wir citiren ferner folgende Sammlungen von Festgesängen und Liedern für die Jugend:

E. Laurillard: De Watergeuzen. Tien liedjes. (Amsterdam. Uitgave à 1 Cent het lie je.)

W. de Vries: 1572, 1672, 1772, 1872. Vier gezangen voor de scholen, op bekende wijzen. (Interessant ist hierbei, daß das vierte dieser Lieder nach der Weise der „Wacht am Rhein" zu singen ist.) Alkmaar, Kluitman.

J. van der Veen: 1572, 1672. Feestliedjes voor 1872. Assen, van der Scheer.

G. Burgersdijk: 1572, 1672, 1872. Feestgezangen ter gedachtens van Neerlands Verlossing. Leeuwarden, Jongbloed.

W. Schaaf: April-Liedjes voor de schooljeugd in 1872. Heerenveen, F. Hessel.

Es wird namentlich den zehn Liedern Laurillard's nachgerühmt, daß sie ganz im Geiste J. P. Heije's gedichtet sind, dieses musikalischen Wiedererweckers des niederländischen Liedes, der seit einem Jahrzehnd mit solchem glänzenden Erfolge den deutschen Liederreichthum in seinem Vaterlande eingebürgert und namentlich auch für die Geschichte der Musik in den Niederlanden sehr viel gethan hat.

England.

Theodor Goldstücker.

Am 6. März starb in London, 50 Jahr alt, der deutsche Freund und der Nachfolger Horace Hayman Wilson's in der Beherrschung der Sanskrit-Wissenschaft, Dr. Theodor Goldstücker, dessen Ableben unter den Gelehrten (Pundits) Ostindiens ebenso große allgemeine Trauer erregen wird, wie unter seinen zahlreichen Verehrern in Europa. Gleich seinem Freunde Wilson, war Goldstücker ein europäischer Columbus für die uns neue Welt des indischen Geistes. Was Jener für die Poesie, hat dieser für die autochthone Wissenschaft der Inder gethan; was Jenem Kalidasa, der Dichter der „Sakuntala", das hat diesem Panini, der hinduische Archivar der Sanskrit-Literatur und Wissenschaft zu danken: ihre volle Würdigung und Anerkennung in der modernen Welt.

*) De Legende van den Geusen Troubele over Zeelant in den jaar 1572 ende 1573, door een Roomsch Catholijk Tijdgenoot. (Leiden, A. W. Sijthoff. (48 S. 8.)

In Königsberg geboren, ein Schüler von Rosenkranz und Bohlen, hat Goldstücker darauf zu den Füßen der bedeutendsten Lehrer des Sanskrit und der vergleichenden Sprachforschung in Bonn (Schlegel und Lassen), Berlin (Bopp und Grimm) und Paris (Burnouf) gesessen, und mit einer gründlichen philosophischen und philologischen Bildung ward ihm von seinen deutschen Lehrern ihre Liebe zur germanischen Mutter vererbt, welcher er auch, obwohl ihm, dem geborenen Juden, trotz der beredten und auch im „Kosmos" vielfach ausgesprochenen Protection Alex. v. Humboldt's, jede Anstellung an einer heimischen Universität versagt worden war, bis an sein Ende treu geblieben ist. Goldstücker war im J. 1866, ebenso wie 1870—71, einer der tapfersten Kämpfer für deutsches Recht gegen die Feinde Preußens und einer der begeistertsten Freunde des neuen Deutschen Reiches in England. Er war dorthin im Jahr 1850 gegangen, wo er von seinem Freunde Wilson sofort in das East-India House eingeführt wurde, dessen reiche und mächtige Directoren fortan die Mäcene seiner wissenschaftlichen Thätigkeit blieben. Er übernahm das von Wilson begonnene Riesenwerk eines Wörterbuches der Sanskrit-Sprache, das vorläufig, ungeachtet seines vieljährigen, angestrengten, durch keinerlei Vorarbeiten unterstützten Fleißes, und besonders da ihm der ältere Freund, diese mächtige wissenschaftliche Autorität, bald durch den Tod entrissen wurde, nur bis S. 480 und bis gegen den Schluß des Buchstabens A gedruckt vorliegt, während ein großer Theil dieser seiner Arbeit in der Handschrift noch unvollendet ist. Er wurde zum Professor der Sanskrit-Literatur an der Londoner Universität ernannt, an welcher, sowie in der „Philologischen Gesellschaft", deren Präsident er ward, er neben seinen Sanskrit-Vorlesungen Vorträge über vergleichende Sprachwissenschaft und Mythologie hielt, welche beiden Disciplinen er auch in „Chamber's Encyclopedy" in zahlreichen Artikeln behandelt hat.

Goldstücker galt zugleich als einer der größten Kenner des hinduischen Rechts, und sowohl die britisch-ostindische Regierung, als die gelehrten Eingeborenen Ostindiens selbst haben in allen wichtigen Fragen, bei denen es sich um die Entscheidung streitiger Rechtspunkte handelte, sein Gutachten erbeten. Seine letzte große Arbeit ist die Herausgabe eines photolithographirten Abdruckes der „Mahabhaschya", eines Commentars zu Panini's grammatischen Sutra's, welche umfassende und sehr kostspielige Publication von der ostindischen Regierung auf das Liberalste unterstützt worden ist.

Die Times sagt in einem Nachrufe, den sie unserem hingeschiedenen Landsmanne widmet: „Zwei charakteristische Züge waren es, welche Goldstücker zurückhielten, viel aus seiner Feder drucken zu lassen, nämlich seine große Bescheidenheit und seine Gewissenhaftigkeit. Er konnte es sich selbst nie recht machen. Je mehr Material er gesammelt hatte, desto größere Lücken entdeckte er, und in dem nämlichen Grade, wie sein Wissen wuchs, schien es ihm nur immer mehr die eigene Unkunde darzuthun. Zuletzt wurden Gewohnheit und Liebe zur Arbeit so stark bei ihm, daß er sich von seinem Webstuhl nicht mehr losreißen konnte. Einem zweiten Silas Marner gleich, wob er Tag und Nacht, copirte er Sanskrit-Texte, kollationirte er neue Manuscripte, machte er Auszüge, stellte er Register zusammen, ohne auf die goldenen Guineen des möglichen Honorars, oder auf irgend etwas Anderes zu sehen, sondern aus reiner Liebe für das Anhäufen jenes großen Wissenschatzes, dessen Geist jetzt geschieden ist, dessen gesammeltes Material jedoch in staunenerregendem Ueberfluß uns bleibt. Da er so streng gegen sich selbst gewesen, so ist auch nicht anzunehmen, daß er Andern gegenüber ein nachsichtiger Beurtheiler sein sollte. Er pflegte stets darüber zu klagen, daß Sanskrit-Werke geduldet, ja sogar rühmlich citirt würden, welche von griechisch-römischen Philologen und in allen größeren Zweigen der Wissenschaft, wo es eine Art öffentlicher Meinung giebt, sofort verworfen worden wären."

Baltische Herzogthümer.

Deutsche Seufzer aus Liv-, Ehst- und Kurland.

Wenn ich in meinem letzten Briefe konstatirte, daß in St. Petersburg die Moskowiten mit allen Mitteln darauf hinarbeiten, uns zu russifiziren, so will ich in meiner heutigen Korrespondenz darzulegen suchen, welche Mittel den deutschen Bewohnern der baltischen Herzogthümer zu Gebote stehen, um dem überwältigenden Angriffe einigermaßen Stand halten zu können.

Daß wir auf keine fremde Intervention zu rechnen haben, sieht bei uns jedes Kind ein, und nur der pure Wahnsinn kann an dem Mährchen einer preußischen Einmischung in die Angelegenheiten Rußlands Gefallen finden. Wir sind also auf uns selbst angewiesen und können uns nur auf die uns angeerbte deutsche Kraft, Festigkeit und Standhaftigkeit stützen. Mit diesen Waffen heißt es nun den Kampf führen gegen die nach Millionen zählende „jungrussische" Partei und ihre Bestrebungen; mit diesem Schutzmittel ausgerüstet werden wir durch das Schicksal und durch den empörenden Fanatismus unserer Gegner zum verzweifelten Widerstande gezwungen.

Jetzt handelt es sich nicht mehr um Privilegien, um den Eidschwur des Zaren Peter; nein, jetzt handelt es sich um den Untergang einer sechshundertjährigen mächtigen deutschen Ansiedelung und Civilisation, um die politische Vernichtung von dreimal hunderttausend Deutschen! Noch haben wir zwar deutsche Gymnasien, aber wie lange kann es nach allen den Anzeichen, nach allen den erfolgreichen Bemühungen der moskowitischen Nationalpartei dauern, und sie werden die Pflanzstätten mongolisch-slavischer Kultur werden. Schon jetzt versucht man, die russische Sprache zur dominirenden auf dem Katheder zu erheben; schon soll, statt eines deutschen Gebetes, bei der Klasseneröffnung eine russische Liturgie abgehalten werden, und wie erst später? Mit vertrauensseligen Hoffnungen darf man da sich nicht mehr einwiegen; nein, mit freier Stirne gebührt es uns, der harten Nothwendigkeit eines Kampfes für unsere Sprache, unsere Kultur und unsere Bildung entgegenzuschauen. Obgleich unser Völkchen in den baltischen Herzogthümern nicht gern an politischen Streitigkeiten sich betheiligt, obgleich die Landbevölkerung bisher in dem Ringen des Germanenthums gegen die slavischen Dunkelmänner neutral blieb, so wird es doch, mit Gottes Hülfe, wohl den Anstrengungen einiger wahren Patrioten gelingen, wenigstens noch auf ein paar Jahrzehnde hinaus das Deutschthum nicht ganz vernichten zu lassen. Doch auf welche Weise dieses nur geschehen kann, welche Mittel angewendet werden müssen, um dies Ziel zu erreichen, das will ich in den folgenden Zeilen anzudeuten versuchen.

Vor allen Dingen ist es die Schule, auf welche wir unser Hauptaugenmerk zu richten haben. Die Gelegenheit darf nicht unbenutzt gelassen werden, so lange unsere Schule noch deutsch ist, eine kräftige deutsche Generation zu erziehen. Den jungen Leuten muß es klar gemacht werden zu welcher wichtigen Arbeit

sie am baltischen Strande berufen sind, und welche Ehren-Wacht sie gegen St. Petersburg und Moskau zu vertheidigen haben. Dabei soll aber nicht gesagt sein, daß die Schule zu politischen Agitationen und zu politischen Intriguen mißbraucht werden soll. Nein! Sie soll nur als Anstalt dazu dienen, deutschen Charakter, deutschen Geist, deutschen Blick und deutschen Patriotismus zu nähren. Sie soll dazu dienen, die lutherische Confession in den jugendlichen Herzen felsenfest zu begründen und gegen alle Listen und Verführungen der Popen sicher zu stellen. Nicht soll, nicht darf der Sohn, dessen Eltern, dessen Vorfahren Deutsche waren, Pilgerfahrten nach Moskau richten, nicht soll der Nachkomme der deutschen Ritter und bremischen Kaufleute vor den Bedrückern sich beugen und in slavischer Weise demüthigen. Er muß im Gegentheil, gestützt auf Traditionen, gestützt auf die Geschichte, den halbbarbarischen Enkeln eines Iwan des Schrecklichen zeigen, daß das Blut der Sieger von Sedan, der Ueberwinder von Metz und Paris auch in seinen Adern rollt. Nicht nach der Wolga, nein, nach dem Rheine muß sein Trachten gerichtet sein, wenn die Stunde der Entscheidung schlägt, wenn es abhängt von seinem Entschlusse, Germane oder Slave zu sein.

Diesen Geist, diesen Charakter soll die deutsche Schule dem deutschen Knaben erziehen, diese Flamme in seiner Brust erwecken und anfachen. So lange Rußland auf seiner einmal beschrittenen Bahn bleibt, so lange wird dieser Geist fortleben in der Brust jedes Liv-, Ehst- und Kurländers; sobald es aber seine treuesten Kinder, seine loyalsten Diener aufhört zu tyrannisiren, werden unsere Provinzen die ersten sein, welche Gut und Blut, ja Alles für dieses Rußland hingeben.

Wenn nicht mehr ein Katkov und Krajewsky das große Wort führen werden, dann wird auch unsere Schule brave, russische Unterthanen erziehen; wenn aber eine Hofcamarilla panslavistische, moskowitische Dekrete auf uns zu schleudern fortfahren wird, dann können wohl frohlockende Kosaken-Horden unsere Städte und Güter verheeren — die deutschen Bewohner werden aber im gemeinsamen Vaterlande Ruhe und Schutz gefunden haben.

Ein zweites wichtiges Moment, um die Anschläge unserer Feinde wenigstens für einige Zeit zu vereiteln, muß in der aktiven Betheiligung des Landvolks am Kampfe gegen den gemeinsamen Feind bestehen. Dieses muß darüber aufgeklärt werden, daß die Partei, welche das Deutschthum ausrotten will, dieselbe ist, welche in den Jahren 1867, 68, 69 und 70 Tausende von irregeleiteten lettischen und ehstnischen Bauern in's Verderben stürzte, daß es dieselbe Partei ist, die durch betrügerische Vorspiegelung von Landvertheilung, Hunderte von Familien nach dem Innern Rußlands und in's Verderben lockte. Das Landvolk muß begreifen lernen, daß dieselbe Clique, welche den deutschen Gutsbesitzer, den deutschen Städter bedroht, ihm auch seine Religion, seinen lutherischen Glauben entreißen will, daß unter der Maske eines Befreiers der Pope lauert, um sein Opfer zur griechischen Kirche zu bekehren. Wenn nun der Bauer begreifen lernt, daß der Deutsche das früher an ihm begangene Unrecht gut machen will und mit vollem Ernste daran arbeitet, aus seinem früheren Sklaven einen auch geistig freien Mann heranzubilden, dann ist eine neue Waffe gegen den russischen Propagandismus gewonnen; dann ist unsere Kraft verdoppelt und verdreifacht worden. Dem Prediger, dem Volksschullehrer liegt die schwere Pflicht ob, den noch immer vorhandenen Groll zwischen deutschen und den die Landessprache redenden Bauern vollständig zu vernichten und die beiden Ueberreste einer vergangenen Zeit zu einer Macht von zwei Millionen Brüder zu vereinigen. Eine schwache Scheidewand trennt nur die dreimal hunderttausend Deutsche von der übrigen Bevölkerung. Mit jedem Jahre wächst die gemeinsame Gefahr; möge auch mit jedem Jahre die Ueberzeugung sich mehr Bahn brechen, daß Stadt und Land sich gegen die russischen Popen, gegen den russischen Volksbeglücker zu wehren haben!

Erlauben Sie jetzt, hochgeschätzter deutscher Freund, daß ich mich zu dem dritten Punkte meiner Besprechung wende. Kein Volk ist groß, wenn es nicht eine Literatur besitzt; keine Nation spielt eine Rolle, wenn sie nicht auf dem Gebiete des Geistes und der Wissenschaft produzirt und arbeitet; und wie sich dieses im Großen bewahrheitet hat, so kann man es auch auf den kleinsten, selbständigen Volksstamm anwenden. Bei uns liegt leider noch die geistige, selbständig schaffende Arbeit im Argen. Außer Schirren und Eckardt haben wir keinen Schriftsteller, der sich in neuester Zeit auf das politische Gebiet wagte. Kurland besitzt, erlauben Sie mir den Ausdruck, nur eine halbe Zeitung, nämlich die dreimal in der Woche erscheinende „Libau'sche Zeitung" (wenn man von der lettischen „Uwise" absieht). In den übrigen Gouvernements ist zwar das Verhältniß ein günstigeres, aber auch da zittert und bebt Jeder vor einer Veröffentlichung seiner Arbeiten. Möchten aber auch diese, im Vergleich zu den ausländischen, schwach ausfallen, mögen sie gar nicht die Konkurrenz mit den übrigen großen Geisteswerken der Gegenwart aushalten können, sie würden aber trotz alledem in dem Gebiete unserer Provinzen das deutsche Element stärken, zu besseren Arbeiten anspornen und die gähnende Lücke in unserer provinziellen Literatur ausfüllen. Die „Baltische Monatsschrift" beweist wahrlich, daß unsere Provinzen nicht aller geistreichen, talentvollen Männer entbehrt; warum lassen sie aber ihr Licht so selten leuchten, da sie doch durch Ausbeutung ihrer geistigen Vorzüge ihren Mitbürgern eine Stütze und ein Halt sein würden? Unsere Lauheit auf dem politischen und literarischen Gebiete muß weichen, die Fesseln der mittelalterlichen Vorurtheile müssen der Nothwendigkeit weichen, denn nur wenn wir geistig den Feind übertreffen, können wir wegen seiner physischen ungeheuren Uebermacht und wegen seiner Angriffe unbesorgt sein. Möchten sich daher viele Fick's, viele Schirren's finden, welche auf dem poetischen und dem politischen Gebiete unser deutsches Wesen stärken und hochhalten! Und es werden sich hoffentlich auch viele solche Männer finden; ja, es wird eine neue Sonne an dem literarischen Himmel unserer Provinzen aufgehen, denn bald hoffentlich sind die beengenden Bande gesprengt, bald ganz die rostigen Fesseln der provinziellen Furchtsamkeit abgestreift von dem modernen, frischen Geist, der das ganze Erdenrund durchweht.

Dies ist das dritte Moment, welches dazu dienen wird, unsere deutsche Kultur in den baltischen Herzogthümern nicht untergehen zu lassen und verbunden mit einer deutsch aufwachsenden Jugend, verbunden mit dem freien Landmann, wird unsere nur jetzt noch schlummernde Literatur im Kampfe gegen die moskowitische Partei als Hauptwaffe dienen.

Griechisches und römisches Alterthum.

Ludwig Friedländer: Rom zur Kaiserzeit.*)

Kunst, Religion und Philosophie.

Herr Professor Ludwig Friedländer in Königsberg hat gegenwärtig von seinen Darstellungen aus der Sitten-

*) Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms von August bis zum Ausgang der Antonine. Dritter Theil. Leipzig, S. Hirzel.

geschichte Roms den dritten Theil erscheinen lassen, womit das interessante Werk, welches in so glücklicher Weise Genauigkeit und Umfang der Forschung mit Lebhaftigkeit der Schilderung zu verbinden weiß, seinen Abschluß findet. Der vorliegende Theil schließt sich an seine beiden Vorgänger, welche sich des Beifalls des gelehrten ebenso wie des lernbegierigen Publikums in weiten Kreisen erfreut haben, in würdiger Weise an. Der Verfasser handelt darin in sechs größeren Abtheilungen vom Luxus in jener Zeit, von den Künsten, von der schönen Literatur, speciell der Poesie und Kunst, der Prosa, von den religiösen Zuständen, von der Philosophie als Erzieherin zur Sittlichkeit, endlich von dem Unsterblichkeitsglauben, wie er sich in der erwähnten Epoche gestaltet hat.

Hinsichtlich des vielberufenen Luxus in der ersten Epoche der Cäsaren gelangt der Verfasser in seiner Darstellung zu dem von der herrschenden Ansicht im Allgemeinen abweichenden Resultat, daß derselbe zwar ohne Zweifel, ebenso wie die ganze Kultur der früheren Kaiserzeit, seine großen Schattenseiten gehabt, aber weder so thöricht und unsittlich gewesen sei, wie ihn der einseitige Rigorismus damaliger Schriftsteller dargestellt habe, noch so fabelhaft und ungeheuerlich, wie er namentlich in der ungesichteten Compilation von Meursius erscheine. Es werden als Beleg dafür im Laufe der Abhandlung verschiedene pikante und belehrende Parallelen mit hervorragenden Beispielen des Luxus aus neuerer und neuester Zeit gezogen. Auch hinsichtlich des Luxus bemerkt Herr Friedländer, gelte das Wort Mommsen's, daß die römische Kaiserzeit mehr geschmäht als gekannt sei. Umgekehrt weist der Verfasser in dem Capitel über die Künste nach, daß, was die Schönheit und die Masse der Decorationen und Bildsäulen, namentlich der Portraitbilder, ferner was die Solidität und Großartigkeit der Bauten, beispielsweise der Wasserleitungen, endlich was die Allgemeinheit und Feinheit des künstlerischen Schmucks beim Hausgeräth betreffe, die damalige Zeit der modernen entschieden vorangestanden habe. Als Beweis für die damalige umfassende Anwendung der Sculptur, namentlich zu loyalen und patriotischen Zwecken, wird angeführt (S. 160), daß der Kaiser Augustus, wie er in der Denkschrift über seine Thaten selbst rühme, zu Rom etwa 80 silberne Statuen (theils auf dem Boden, theils auf Viergespannen stehend, theils Reiterstatuen) von Staaten und Einzelnen errichtet worden seien. Man kann hiernach nicht anders als glauben, bemerkt der Verfasser, daß seine broncenen und marmornen Standbilder in Rom bereits zu seinen Lebzeiten nach Hunderten, im ganzen Reich vielleicht nach Myriaden zählten, so fabelhaft solche Zahlen jetzt auch klingen mögen. Nach den statistischen Notizen am Schlusse einer Beschreibung Roms aus dem vierten Jahrhundert, befanden sich damals noch in Rom zwei Kolosse (darunter die des Nero von beinahe 100 Fuß Höhe) zweiundzwanzig kolossale Reiterstatuen, achtzig vergoldete und vierundsiebzig elfenbeinerne Götterbilder (nur außerhalb der Tempel aufgestellte sind dabei gezählt), einunddreißig Marmorbasen (?) und 3785 Broncestatuen „von Kaisern und andern Feldherrn". Dabei sind also die übrigen Portraitstatuen aus Bronce, die vermuthlich ebenso zahlreichen profanen Marmorstatuen, die marmornen und unvergoldeten broncenen Götterbilder, die natürlich um sehr vieles zahlreicher waren, als jene kostbaren, noch nicht gezählt. „Nach so vielen Zerstörungen", bemerkt der Verfasser mit Recht, „namentlich durch die so überaus häufigen, zum Theil ungeheuren Brände, besaß Rom also noch im vierten Jahrhundert wohl mehr als 10,000 öffentlich ausgestellte plastische Werke. Rechnet man dazu die in den Hunderten von Tempeln, den öffentlichen Gebäuden (Thermen, Portiken, Theatern u. s. w.) den Palästen und Privathäusern befindlichen, so begreift man, daß noch zwei Jahrhunderte später, nach gar manchen neuen Verwüstungen, Cassiodor sagen konnte: in Roms Mauern scheine noch ein zweites Volk von Statuen zu wohnen."

Unter diesen Umständen kann die Behauptung des Verfassers, daß, trotz aller alten und neuen Kunstpracht Roms und des römischen Reichs, die bildende Kunst einen Einfluß auf die römische Gesammtbildung niemals gewonnen habe, auffallend erscheinen und dürfte auch, wenigstens in dieser Allgemeinheit, trotz der vom Verfasser dafür aus der römischen Literatur beigebrachten Belege, nicht ganz stichhaltig sein.

Ebensoweit, wie jene Zeit die unsrige an Reichthum der Sculptur übertraf, stand sie der unserigen, wie im weiteren Verlaufe der Abhandlung nachgewiesen wird, an Reichthum ihrer musikalischen Mittel nach. Interessant ist dagegen, daß, was den Verfall der Musik betrifft, die damalige Zeit der unsrigen leider sehr ähnliche Erscheinungen aufzuweisen hat, wie S. 248 ausgeführt wird.

Der Abschnitt über die schöne Literatur der Kaiserzeit giebt dem Verf. Gelegenheit zur Aufstellung interessanter Gesichtspunkte über das damalige Verhältniß zwischen der Literatur und Schulbildung. Der gelesenste Schriftsteller in den römischen Schulen war Virgil, dessen Popularität und weitgreifende Einwirkung auf die Massen des Volkes der Verfasser treffend mit der Schiller's in der neueren Zeit vergleicht. Nächst ihm wurde Horaz am meisten in den Schulen gelesen; die Büsten Beider schmückten, wie es scheint, noch zu Anfang des zweiten Jahrhunderts gewöhnlich die Schulstuben. Auffallend konnte es scheinen, daß in den höheren Schulen, deren Unterrichtsstoff sich selbstverständlich auf die griechischen Dichter erstreckte, neben andern Schriftstellern auch Menander besonders fleißig gelesen wurde, wenn man sich erinnert, wie die Liebe ja den wesentlichen und fast ausschließlichen Stoff dieses Hauptvertreters der neueren Komödie bildet. Inzwischen bieten ja auch unsere modernen Schulpläne Belege genug, mit welcher Naivetät sich Lehrer und Lernende bei Schriftstellern, deren Stil und Sprache sie sonst als musterhaft empfehlen, über einen bedenklichen Stoff hinwegzusetzen pflegen. Ich erinnere beispielsweise an Sheridan's in unsern höheren Schulen so viel gelesene „Lästerschule", welche doch eigentlich lauter äußerst bedenkliche Verhältnisse zum Gegenstande hat.

Recht interessante Parallelen mit der neueren Zeit bieten sich dem Verfasser auch in der Abhandlung über die damaligen religiösen Zustände. „Wie die Fluth der antichristlichen Richtungen des vorigen Jahrhunderts", bemerkt er S. 430, „nachdem sie ihre größte Höhe erreicht hatte, schnell sank und dann eine mächtige Rückströmung eintrat, die auch einen großen Theil der gebildeten Kreise unwiderstehlich mit fortriß: ebenso sehen wir in der römisch-griechischen Welt, nach den in der Literatur des ersten Jahrhunderts vorwiegenden Richtungen, eine Tendenz zum positiven Glauben die Oberhand gewinnen, auch hier die gebildeten Kreise ergreifen und auch hier den Glauben vielfach zu krassem Aberglauben, Wundersucht, Frömmelei und Schwärmerei ausarten." Zweifelhaft scheint mir die S. 443 geäußerte Ansicht des Verfassers, daß die religiös feindlichen Stimmungen und Richtungen in der ersten Hälfte der römischen Kaiserzeit außerhalb der eng begränzten Kreise der Gebildeten keine Verbreitung gefunden hätten, ebenso wie die antichristliche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts auf den christlichen Glauben der europäischen Bevölkerungen im Großen und Ganzen wohl niemals

einen nachweisbaren Einfluß geübt habe. Wenn der Rationalismus auch damals, ebenso wie in neuerer Zeit, nicht seine Dogmen in die Massen des Volkes zu verbreiten vermocht hat, welche ja überhaupt dem gemeinen Verstande wo möglich noch unfaßbarer sind, als die der positiven Religionen, so hat er doch sicherlich, damals wie in neuerer Zeit, mächtig dazu gewirkt, das Bewußtsein von der Richtigkeit der priesterlichen Lehren bei den Massen des Volkes zu erschüttern und einen Indifferentismus bei ihnen hervorzurufen, den auch die spätere reactionäre Gegenströmung damals ebenso wenig wie jetzt wieder zu beseitigen vermocht hat.

Die beiden letzten Abhandlungen des Buches über die Philosophie als Erzieherin zur Sittlichkeit und über den Unsterblichkeits-Glauben in jener Zeit stehen den vorhergehenden an Reichhaltigkeit des Materials und Interesse der Behandlung nicht nach. In der ersteren wird zunächst die oft aufgestellte Behauptung, als habe der Anthropomorphismus der alten Religionen mit seinen unsittlichen Auswüchsen nachtheilig auf die Sittlichkeit des Volkes einwirken müssen, eingehend und zwar in verneinendem Sinne erörtert. Im weiteren Verlaufe werden interessante Details über die Stellung der Philosophie, über die gegen sie gerichteten Angriffe und über die Stellung der Philosophen, in vornehmen Häusern und am Hofe, welche wenig besser als die der ersten Hofbedienten war, beigebracht. Was die damaligen Sittenzustände betrifft, welche ja, wie auch unsere heutigen, oft der Gegenstand des Tadels und Verrufes gewesen sind, so schließt die Abhandlung mit dem tröstlichen Ausspruche Seneca's: „Darüber haben unsere Vorfahren geklagt, klagen wir und werden unsere Nachkommen klagen, daß die Sitten in Verfall seien, die Schlechtigkeit herrsche, die Menschen immer tiefer in Sündhaftigkeit versinken, die menschlichen Zustände sich verschlimmern. In Wirklichkeit aber bleiben sie unverrückt und werden es bleiben, nur mit geringen Verschiebungen nach der einen oder der andern Seite: gleich Wassern, welche die steigende Fluth weiter vorwärts trägt, die sinkende auf einem zurückliegenden Raum des Ufers festhielt."

In dem letzten Capitel wird zunächst nachgewiesen, daß zwar die Zahl der Zweifler an einem jenseitigen Leben auch in der damaligen Zeit groß gewesen sei, wie aus vielen, ganz materialistisch gehaltenen Grabschriften erhelle, daß die Anzahl dieser letztgenannten Inschriften indessen doch immer verschwindend klein sei gegenüber den Tausenden, die keinen Zweifel an der Fortdauer verrathen. Im Weiteren verbreitet sich die Abhandlung ausführlicher über die Stellung der verschiedenen philosophischen Systeme und ihrer hervorragendsten Vertreter zu der Unsterblichkeits-Lehre, über die Vorstellungen von der Gestaltung des künftigen Lebens, wie sie sich namentlich im Volksglauben finden, endlich über die Unterschiede in dem antiken und dem christlichen Unsterblichkeits-Glauben, welcher letztere im Allgemeinen viel unbedingter auftrat und das jenseitige Leben in einen schrofferen Gegensatz zu dem diesseitigen brachte, als es der antike gethan hatte. Karl Biltz.

Kleine literarische Revue.

— **Spruner's und Stieler's Hand-Atlanten.** Kürzlich sind uns die ersten Lieferungen neuer Ausgaben zweier berühmten Kartenwerke aus dem Verlage von Justus Perthes in Gotha zugegangen und zwar:

1) Dr. K. v. Spruner's Hand-Atlas für die Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit. Dritte Auflage. Neu bearbeitet von Dr. Theodor Menke. (90 kolorirte Karten in Kupferstich.)

Dieser von Dr. Th. Menke vollständig umgearbeitete Atlas erscheint in einer wesentlich ganz neuen Gestalt und bekundet in allen seinen Theilen eine größere Einheit und eine leichtere historische Uebersichtlichkeit. Um das Studium der orientalischen Frage zu erleichtern, ist auf die geschichtliche Entwickelung des oströmischen, serbisch-bulgarischen, sassanidischen und muhamedanischen Orients ein besonderer Fleiß und die eingehendste Forschung verwendet. Die neuesten Geschicke und Umgestaltungen Italiens und Frankreichs sind mit der Vorgeschichte dieser Länder in organische Verbindung gebracht, und auf die Entwickelung des preußischen Staates, die jetzt in der Wiedergeburt Deutschlands einen so großartigen Abschluß gefunden hat, ist die in der ursprünglichen Arbeit des Herrn v. Spruner vermißte, nöthige Rücksicht genommen. Die Zahl der Blätter ist gegen die der früheren Ausgaben um neun vermehrt (auf neunzig), während die der Nebenkärtchen, welche früher 119 betrug, auf 340 angewachsen ist. Für Archive, öffentliche und große Privatbibliotheken ist die Anschaffung dieses historischen Kartenwerkes etwas Unentbehrliches.

2) Adolf Stieler's Hand-Atlas über alle Theile der Erde und über das Weltgebäude. Neu bearbeitet von Dr. August Petermann, Dr. Hermann Berghaus und Carl Vogel. (90 kolorirte Karten in Kupferstich.)

Alle Blätter dieser neuen in 30 Lieferungen à 15 Sgr. erscheinenden Ausgabe des bereits früher von Petermann und Herm. Berghaus wesentlich verbesserten Hand-Atlas bringen die Resultate der neuesten Forschungen auf geographischem Gebiete und die Umgestaltungen, welche die politischen Gränzen der Staaten in jüngster Zeit erfahren haben. In ersterer Beziehung sind besonders die Weltkarten von Berghaus zur Uebersicht der Luftströmungen, der Seewege, der Isothermen, der Regenmenge auf der Erde 2c. interessant. In politischer Beziehung erfreuen uns die neuen General- und Specialkarten des Deutschen Reiches mit ihren Nebenkärtchen. Es erscheint, wenn man sich die westlich jetzt so abgerundete Karte des Reiches ansieht, als etwas Unmögliches, daß diese südwestlichen Glieder, dieses Elsaß und Deutschlothringen, jemals vom Gesammtkörper abgerissen gewesen seien. Höchstens ist man geneigt, das etwas excentrische pays de Messin als ein nicht ganz mit dem Uebrigen verwachsenes Glied anzusehen. Für alles Andere sprechen jedoch die natürlichen Beschaffenheiten des Bodens, der Gebirge und Ströme, sowie der Bewohner, so beredtsam, daß an ein festes Zusammenwachsen der eine Zeit lang von ihrem Körper getrennt gewesenen Glieder mit demselben nicht mehr gezweifelt werden kann.

Die Karten: Indien und Innerasien, Iran und Turan, Nord- und Mittelasien und Vereinigte Staaten von Nordamerika (10 Blätter von Dr. A. Petermann), Spanische Halbinsel, Frankreich (9 Blätter von C. Vogel) sind in Zeichnung und Stich vollständig neu.

— **Kalckstein's Leitfaden der Geographie.***) Dr. Moritz von Kalckstein, Hauptmann a. D. in Berlin, ein durch mehrere größere Arbeiten vortheilhaft bekannt gewordener Geograph, ist

*) Dr. Moritz von Kalckstein, Leitfaden für den Unterricht in der Geographie. I. Theil: Oro- und Hydrographie. Zweite verbesserte und erweiterte Auflage. Berlin, Julius Imme, 1871. (XX und 368 S.)



neuerdings mit einem „Leitfaden für den Unterricht in der Geographie“ und zwar dem ersten, die Orographie, Hydrographie und die gesammte politische Geographie enthaltenden Theile desselben, vor die Oeffentlichkeit getreten, weil die bis 1871 einschließlich erfolgten Territorial-Veränderungen zumal die Umarbeitung der politisch-geographischen Abschnitte zur dringenden Nothwendigkeit gemacht hatten. Ein Buch, welches vorzugsweise für Militär-Examinanden der deutschen Armee, wie für die höheren Classen von Realschulen bestimmt ist, bedarf von Zeit zu Zeit einer solchen Umarbeitung, und Herr v. Kalckstein hat sich dieser Aufgabe mit regem Eifer und warmem sachlichen Interesse unterzogen. Gleichzeitig aber sind auch die geographischen Ergebnisse der wissenschaftlichen Reisen nach dem neuesten Stande der Forschung an den betreffenden Stellen nachgetragen, so daß der wissenschaftliche Gehalt des Buches auch in dieser Beziehung nur gewonnen hat. Der Verfasser, der ein reiches statistisches Material zu verwerthen gewußt, hat überall den praktischen Zweck seiner Arbeit streng im Auge behalten; daraus ergab sich die Gruppirung des Stoffes und der Charakter seiner Darstellung, in welchen Punkten er den Anforderungen der Gegenwart mit Verständniß entgegengekommen ist. Hierhin rechnen wir auch die Verzeichnung der Hauptmomente der jüngsten Kriegsgeschichte. T. v. B.

— **La Roncière's Tagebuch der Belagerung von Paris.** Unter dem Titel „Die Marine während der Belagerung von Paris“*) hat der französische Viceadmiral, Baron La Roncière Le Noury, der die nach der Hauptstadt berufenen Artilleristen und andere Truppentheile der Marine befehligte, ein Tagebuch der Belagerung und einen Bericht über die Leistungen des Marine-Corps, verbunden mit zahlreichen, bisher noch nicht bekannten Actenstücken aus der Belagerungszeit, herausgegeben. Auch dieses Tagebuch liefert glänzende Beweise von der Maulhelden-Tapferkeit der Pariser Bevölkerung, besonders der Nationalgarden, die sich, während die karg besoldeten und schlecht bekleideten Marine-Truppen unter täglichen Todesgefahren alle Kriegsarbeit allein verrichten mußten, für ihr prahlerisches Nichtsthun, für ihr Herumlungern in Spielhäusern und bei Saufgelagen, aus dem Stadtsäckel mit drei Francs täglich bezahlen ließen. Das Buch des Herrn La Roncière ist mit vortrefflichen Karten ausgestattet, auf welchen die Befestigungs-Werke der Vertheidiger sowohl, als der Belagerer auf das Genaueste dargestellt sind.

*) La marine au siége de Paris. Paris, Plon.

Literarischer Sprechsaal.

Hin und wieder giebt sich doch auch schon ein gegen Deutschland versöhnlicherer Geist und eine verständigere Einsicht in die Lage des eigenen Landes unter den französischen Gelehrten kund. Der gelehrte Akademiker Littré sagt in einem Artikel der Revue de philosophie positive, in welchem er auf die Nothwendigkeit hinweist, daß Frankreich jetzt die höchste Achtsamkeit auf sich selbst habe, weil ihm fortan politische Unachtsamkeiten sehr theuer zu stehen kommen möchten: „Die künftige Politik Frankreichs ist an sich klar und ihm augenfällig vorgezeichnet. Vor Allem müssen wir unseren Verbindlichkeiten nachkommen und das Territorium ganz zu befreien suchen. Das Land muß die enorme Last, welche ihm von dieser Seite auferlegt ist, muthig tragen. Der Friede nach Außen, die Ruhe im Innern sind uns auf's Strengste geboten. Ordnung ist eine unerläßliche Bedingung der Arbeit, und Arbeit ist das einzige Mittel, um unsere Leiden wieder gut zu machen. Ertragen ist unser Loos — ein demüthiges und bescheidenes Loos allerdings, ich gebe das zu; aber für eine Nation, die eine große Geschichte hinter sich hat, wie für eine Familie, die hohen Ursprungs ist, liegt in der Demuth eine Kraft, die das Herz erhebt und den Entschluß kräftigt“. Und an einer anderen Stelle, nachdem der Verfasser dargethan, daß, nach seiner Meinung, Frankreich nicht mehr, wie in früheren Perioden hoffen dürfe, durch die bloße Art seines inneren Seins einen maaßgebenden Einfluß auf Europa auszuüben, sagt er: „Unsere Lage ist die der Besiegten. Würdig hingenommen, ist sie nicht ohne Größe. Ich weiß nicht, wie wir, als Sieger, unser Glück ertragen haben würden; aber ich fange an, zu hoffen, daß wir unser Unglück zu ertragen wissen werden. Unser Schicksal hängt von uns selbst ab; die Republik hat es in unsere Hand gelegt. In meiner Jugend war ich Zeuge der Siegesfeste und des Pompes militärischer Triumphe; jetzt, in meinem Alter, sehe ich das andere Extrem der menschlichen Dinge, die tiefe Niederlage und die herbsten Verluste. Wenn das Glück oft Neid erweckt, so erregt der Kampf gegen das Unglück keinerlei mißgünstiges Gefühl, und die öffentliche Meinung Europa's wird nicht ohne einigen Respect sehen, wie das alte Frankreich sich selbst treu bleibt, sein Schicksal erträgt, weder Niedrigkeit, noch Schwäche zeigt und von allen seinen Kindern Geduld, Klugheit und Festigkeit fordert.“

Nachdem ein in der Wissenschaft ziemlich unbekannter französischer Gelehrter, ein Botaniker, Herr Prilleux, der alten deutschen Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturwissenschaften das ihm von dieser vor mehreren Jahren in allerdings unverdienter Weise verliehene Ehrenmitglieds-Diplom kürzlich zurückgeschickt, weil, wie der wissenschaftlich Unbekannte schrieb, kein Franzose es mehr als eine Ehre betrachten könne, Mitglied einer deutschen gelehrten Gesellschaft zu sein, war aus Universitäts-Kreisen in Greifswald eine Aufforderung an die deutschen Männer der Wissenschaft ergangen, ihren Austritt aus allen gelehrten Gesellschaften Frankreichs, deren Ehrenmitglieder sie sind, zu erklären. Hiergegen haben sich jetzt aus wissenschaftlichen Kreisen Berlins einige maßgebende Stimmen erhoben, darunter auch die des Professors Rud. Virchow, der, obwohl er selbst in neuerer Zeit einige unanständige Affronts von französischen Akademikern erfahren, gleichwohl seine deutschen Collegen von einem Schritte jener Art entschieden abmahnt, da, wie er mit Recht bemerkt, durch gegenseitige Steigerung nationaler Antipathieen weder die Wissenschaft noch der Weltfriede gefördert werde und es vielmehr den deutschen Siegern eine heilige Pflicht sein sollte, nichts zu thun, was die Gefühle der Besiegten ohne Noth verletzen könne.

Das Brüsseler liberale Wochenblatt „La Discussion“ giebt den belgischen Clericalen den Rath, daß, wenn sie fortan beim heiligen Vater in Rom, welcher aufgehört habe, weltlicher Souverain zu sein, eine diplomatische Vertretung haben wollten, sie dies für eigene Rechnung in's Werk setzen, woran sie gewiß Niemand hindern werde, während dem Staate die Verfassung nicht mehr gestatte, dergleichen bedeutende Repräsentations-Ausgaben für nicht nationale Zwecke zu machen. „Dieser Verfassung gemäß,“ fügt das Blatt hinzu, „genießet Ihr Herren Clericalen

bei uns zu Lande einer beispiellosen Freiheit; Ihr könnet nach Gutdünken predigen, nach Gutdünken intriguiren, Klöster errichten, Schulen herstellen und leiten und das Volk verdummen — und dies Alles genügt Euch nicht? Nein, Ihr wollet Belgien ganz und gar unter das Joch Rom's beugen und in unserem freien Lande eine absolute Staatsreligion auf den Thron erheben! Und was soll inmitten aller dieser ultramontanen Intriguen und Anmaßungen aus der belgischen Verfassung werden? Bald wird sie nichts weiter, als ein Stück Papier sein, und dann werden wir auf unsere Kosten gelernt haben, daß gute Gesetze nichts sind ohne gute politische Sitten".

Die neueste Nummer der von uns in vor. Nr. besprochenen „Besonderen Beilage" des „Deutschen Reichsanzeigers" bietet folgende interessante Artikel dar: „Die ältesten Standbilder Friedrichs I. Kurfürsten von Brandenburg und seines Bruders, des Markgrafen Johann" (mit Abbildungen); „Deutsche Gewerbe-Statistik"; „Straßburger mittelalterliche Gassen- und Häuser-Namen"; „Handelsverkehr im Zollverein"; „Der Thiergarten bei Berlin"; „Bohrarbeiten in Preußen im J. 1870"; „Zur Geschichte der transatlantischen Post- und Dampfschifffahrt".

Für die deutsche Wacht in Südtirol bringt die Wiener „Presse" einen Aufruf, aus dem wir die Stellen, welche auch außerhalb Oesterreichs bemerkenswerth sind, ausheben:

„Vor wenigen Jahrhunderten noch gab es an der alten Straße der Römerzüge nur deutsche Gemeinden; insbesondere in den Gebirgen und Thälern des linken Etschufers war die deutsche Sprache bis in's Vicentinische hinein herrschend. Heute sind die Hauptthäler ganz und die Nebenthäler größtentheils dem wälschen Idiom überliefert. Die Gemeinden haben aber keineswegs deutsche mit italiänischer Kultur vertauscht. Sie sind nur der römischen Hierarchie leibeigen geworden. Das päpstliche Rom haßt das Deutschthum, und es weiß warum. Immer sieht es sich den Weg, zur absoluten Geistesherrschaft zu gelangen, durch die Deutschen verlegt. Es hat nie versäumt, wo es konnte, dafür Rache zu nehmen. Die Deutschen in den österreichischen Erblanden hatten darunter am meisten zu leiden, denn sie waren durch die spanische Hofpolitik der römischen Geistlichkeit schutzlos preisgegeben. In Südtirol konnte Rom seinem Hange folgen nach Gefallen; Niemand störte es darin. Da wurde denn verwälscht, was möglich war. Die deutschen Gemeinden jammerten zwar und baten: „Gebt uns Pfarrer, gebt uns Lehrer, die wir und unsere Kinder verstehen", aber das machte den Herren des Landes, den frommen Hirten, keine Sorge. Sie schickten ohne Unterlaß nur italiänisch redende Priester und Lehrer nach den deutschen Thälern und Gebirgen. Die Männer mieden zwar jetzt die Kirche, allein das that nichts. Die Frauen und Mädchen kamen doch und brachten auch die Kinder mit. Letztere lernten noch am raschesten so viel Wälsch, um den Katechismus zu verstehen. Das genügte vorläufig. Die Klagen währten zwar fort, aber sie wurden doch stiller und verstummten mit dem Tode des Opponenten nach und nach ganz.

„Schon im Jahre 1838 wurde durch den Sprachforscher J. Andreas Schneller auf den Nothstand und die Gefahr, in welcher die kärglichen Ueberreste deutscher Gemeinden in Südtirol schwebten, aufmerksam gemacht. Rath Bergmann in Wien, Pater Gotthard und J. G. Kohl in München, endlich der Tiroler Beda Weber folgten nicht minder eifrig dem gegebenen Beispiele. Am Entschiedensten aber trat im Jahre 1845 Dr. Ludwig Steub für das Deutschthum in Südtirol auf. All das traf aber überall nur taube Ohren. Wohl kam bald das Jahr 1848 und mit ihm die Jugendbegeisterung für ein einiges mächtiges Deutschland. Allein die politischen Kinder von damals verträumten die Zeit mit Idealen. Seit Abschluß des Concordats konnte der Bischof in Trient seine fromme Arbeit mit um so größerer Zuversicht wieder aufnehmen. Er überschätzte nicht seine Macht, wohl aber seine Executive. Einigen deutschen Gemeinden war nicht beizukommen: sie verweigerten hartnäckig die Aufnahme von italiänischen Geistlichen und Lehrern. Endlich wurden ihre, lange Zeit hindurch vergeblichen Schmerzens- und Hülferufe doch von der Innsbrucker Landesbehörde vernommen, welche auf Anregung des Schulrathes Stimpel und in Würdigung dessen, daß in deutschen Gemeinden die Kinder denn doch in ihrer Muttersprache unterrichtet werden sollen, alsbald zwei deutsche Schulen, in Luserna und Palu, gründete. Wenn wir nicht irren, hatte an diesem Acte, der nah und fern mit Freude aufgenommen wurde, der Referent bei der tiroler Statthalterei, v. Ehrhart, ein hervorragendes Verdienst. Zur Unterstützung dieser wichtigen Schulen bildete sich in Innsbruck ein Comité, dessen bisheriges Wirken ein erfolgreiches genannt werden darf. Sein im Jahre 1867 erlassener Aufruf wurde mit Beiträgen aus Nord- und Süddeutschland beantwortet, die freilich nicht reichlich genug waren, die armen Schulen mit mehr als dem Allernothwendigsten zu versehen. Man blieb bei den erstgenannten deutschen Schulen nicht stehen. Es wurden solche auch in Aichlet (Rovedo) und Gereut (Frassilongo) errichtet, und demnächst wird auch das Verlangen der Gemeinden Vignolo bei Pergine und Ruffre am Mendelpasse nach deutschen Schulen erfüllt werden können. In der Abendschule zu Gereut sitzen drei Generationen, Großvater, Vater und Enkel, auf der nämlichen Schulbank; mit solcher Begierde ergreifen die lange gemaßregelten armen Gemeinden im Süden die gebotene Gelegenheit, sich in ihrer lieben Muttersprache zu unterrichten. Verdienen solche Stammesbrüder in ihrem Bestreben, deutsch zu bleiben, nicht die ausgiebigste Unterstützung?"

In seinem neuesten Rechenschaftsberichte wendet sich das Innsbrucker Comité wieder an die Stammesgenossen, es in seinem edlen Wirken mit, wenn auch kleinen, Spenden kräftigst zu unterstützen. „Als der Kampf für deutsche Nationalität in Schleswig-Holstein gekämpft wurde," sagt der Bericht, „nahmen wir im Süden daran innigsten Antheil und gaben unserer Gesinnung wiederholt thatsächlichen Ausdruck. Möchte unser Kampf für die deutsche Sache im Süden gleiche Theilnahme und Unterstützung finden! Da aber nur durch Vereinigung der Kräfte dauernder und lohnender Erfolg zu erzielen ist, so richten wir an Jeden, dem seines Volkes nationale Ehre theuer ist, die Bitte, in seinen Kreisen für unsere gerechte und edle Sache zu wirken. Beiträge wolle man an die Wagner'sche Buchhandlung in Innsbruck adressiren." Daß diese Worte in Deutschland gehört, und daß sie nicht erfolglos verhallen werden, können wir überzeugt sein. Bei allen Freunden der Jugend wird unsere Bitte Gehör finden. Bei den warmen Anhängern der Nation nicht weniger, denen wir zurufen: „Gebt, was ihr könnt, für die deutschen Schulen in Südtirol!"

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 30. März 1872. [No. 13.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Arbeiten elsässischer Gelehrten.

Alfred Weber's Geschichte der europäischen Philosophie.*)

Die Philosophie, die freieste Entfaltung der Denkthätigkeit des Menschen, giebt den Blüthen-Extract dessen, was eine Periode der Menschheits-Geschichte an geistiger Arbeit geschaffen hat, sie zieht die Summe aus den Leistungen ihrer Zeit und der Jahrhunderte vorher, und schon deshalb eben hat die Geschichte der Philosophie, weil sie diesen Stufengang nach den Gruppen auf der Leiter der Erkenntnisse uns zur Anschauung bringt, einen so hohen kulturhistorischen, wie metaphysischen Werth. Das sehr junge und in seiner Art seltene Unternehmen einer Geschichte der Philosophie des Abendlandes, wie es in dem kürzlich erschienenen Werke des bei der neuen Deutschen Reichsuniversität als Professor angestellten Straßburger Gelehrten Alfred Weber uns vorliegt, steht auf dem Grundstein dieser Einsicht in die Würde der philosophischen Forschung, denn die Ganzheit der Betrachtung ist es, der Begriff der Philosophie als der allgemeinen Wissenschaft oder der „Wissenschaft der Wissenschaften", welcher dem modernen Denker seinen Ausgangspunkt darleiht und den protestantischen Denkern des Elsasses stets dargeliehen hat!

Herr Alfred Weber in Straßburg, Lehrer am protestantischen Seminar seiner Vaterstadt, ist unseren Lesern bereits durch seine früheren trefflichen Arbeiten über die Hegel'sche und Schelling'sche Religionsphilosophie bekannt geworden, er hat sein Werk lange vor dem Kriege von 1870 unter der Herrschaft des Franzosenthums im Elsaß begonnen und der Vollendung nahe geführt; er hat es aus diesem Grunde französisch verfaßt, ohne den weitgreifenden Einfluß der deutschen Wissenschaft auf seine Speculation irgendwie zu verleugnen. Durch den Umschwung der Verhältnisse seiner Heimat in ein neues Medium versetzt, ist er mit ehrenhafter Beharrlichkeit seiner Lebensaufgabe treu geblieben und hat, von dem Getümmel der Tageskämpfe und der Parteileidenschaft unbeirrt, die Bahn seiner Untersuchungen weiter verfolgt. Während wir bedauern, daß er nicht die Zeit gefunden hat, seine umfangreiche Arbeit in's Deutsche zu übertragen, freuen wir uns doch, feststellen zu können, daß der wesentliche Gedankengehalt des Buches, wie selbst die Form seiner Terminologie, der deutschen Wissenschaft angehört und die innige Vertrautheit des Verfassers mit der deutschen Geistesbildung überall kundgiebt.

Eine Geschichte der gesammten Weltweisheit Europa's im Raume eines einzigen, wenn auch starken Großoctavbandes muß den Stoff nothwendig eng zusammendrängen und mit einer prägnanten Charakteristik der einzelnen Systeme, wie mit der Aufzeigung ihres logischen Einheitsbandes sich begnügen. Das hat Prof. Weber denn auch klar und scharf durchgeführt, das Letztere ebenso genau, wie das Erstere, und es ist dabei keineswegs willkürlich, daß er diesen Grundlinien den Titel „Geschichte der europäischen Philosophie" vorgesetzt hat, weil gerade die unterscheidenden Merkmale der indogermanischen Speculation, die Eigenthümlichkeiten des Denkens der Aryer gegenüber der orientalischen Weltweisheit hier unverkennbar hervortreten. Ein gemeinsamer Zug nach pantheistischer Auffassung hin ist allen Systemen indogermanischer Philosophie mehr oder weniger angemerkt worden; am Meisten haben immer die griechische und die deutsche Philosophie unter dieser Anklage zu leiden gehabt, wenn schon im Einzelnen der Vorwurf oft ungerecht war. Doch, wenn wir von Anklagen gegen die Pantheisten reden, darf man nicht glauben, wir hätten einen unfehlbaren Kanon im Auge, von dem aus der eine oder der andere Standpunkt als „ketzerisch" verdammt werden müßte. Wer Gefühl für die Würde und die Freiheit der Wissenschaft besitzt, wird mit uns darüber Freude empfinden, daß unser Autor, ein protestantischer Theologe von Fach, jede aus rein wissenschaftlichen Antrieben hervorgegangene Ueberzeugung zu achten weiß und jeder ihre relative Berechtigung anerkennt. Was die Wissenschaft adelt, ist das Streben nach Wahrheit! Und diesem Streben wird oder soll wenigstens in der Philosophie am Entschiedensten gehuldigt werden. Lessing hat bekanntlich in einem berühmten Ausspruche der vollen Wahrheit das Streben nach der Wahrheit vorgezogen: diesen Ausspruch hätte Herr Alfred Weber als Motto gebrauchen dürfen, so sehr ist sein Werk der Spiegel der Gerechtigkeitsliebe eines unbefangenen und für jede ehrliche Richtung wohlmeinenden Forschers.

Das Motto, welches Hr. Weber selbst gewählt hat, rührt auch von ihm selber her; es ist in ein paar Worten die Quintessenz seines Standpunkts. Er sagt: „Die metaphysische Wahrheit findet sich weder im Materialismus noch im dualistischen Spiritualismus, sondern im concreten Spiritualismus, welcher die Kraft und die Intelligenz für verschiedene aber untrennbare Attribute des Geistes hält". Hr. Weber ist ein Feind der ab-

*) Histoire de la philosophie européenne par Alfred Weber, professeur de philosophie. Paris, Germer Baillère, 1872. (VI et 604 pag. gr. in-8.)

stracten Formel; mit Recht legt er auf die Frage nach der richtigen Methode den höchsten Werth, und nur diejenige stellt ihn zufrieden, welche der objectiven Welt der Erscheinungen bereitwillig Rechnung trägt. Die Erfolge, welche in unseren Tagen die Naturwissenschaft erkämpft hat, werden von Herrn Weber rückhaltlos anerkannt; ihm ist sogar die Philosophie eine Erfahrungswissenschaft, insofern er nämlich die Phänomene des Geistes und die der Geschichte des philosophischen Denkens für den wahren Stoff der metaphysischen Erkenntniß erklärt. Der Straßburger Philosoph ist der Ansicht, daß die Aera der System-Philosophie geschlossen sei. Dem Satze des großen britischen Empirikers Francis Bacon, es komme sehr wenig auf die abstracten Meinungen der Menschen an, sondern auf die eigenste Natur der Dinge, giebt er beredsamen Beifall; er glaubt, der Fortschritt der Metaphysik werde nicht sowohl in der Hervorbringung neuer Hypothesen bestehen, als in der erfahrungsmäßigen Aufzeigung der wahren Hypothesen aus der Erbschaft unserer Vergangenheit und in der ebenso erfahrungsmäßigen Widerlegung ihrer Irrthümer. Die Persönlichkeit der Philosophen muß von nun an zurücktreten gegen die zwingende Macht des Gegebenen, d. h. des durch die Erfahrung dargebotenen Stoffes; die Philosophie muß heutzutage exact werden, ebenso streng methodisch, wie Mathematik und Naturwissenschaften; sie muß auf alle genialen Sprünge verzichten, vielmehr ruhig und bedächtig zu Werke gehen, Schritt vor Schritt und dann wird sie die Aufgaben erfüllen, die ein Baco von Verulam, ein Descartes, ein Locke und ein Kant ihr vorgezeichnet!

Vor mehr denn zwölf Jahren hat der Schreiber dieser Zeilen den Autor des vorliegenden Buches auf die Thatsache aufmerksam gemacht, daß in Schellings Naturphilosophie die richtige Methode der Metaphysik angedeutet sei. Es ist der Weg von den Objecten zum denkenden Ich, der umgekehrte des reinen Idealismus. Ohne daß dies in Weber's Buch offen als die Methode der Zukunft kundgethan ist, hat der Verfasser immerhin bei der Darstellung der Schelling'schen Philosophie den Vermerk hinzugefügt, die zweite, die positive, d. h. die der transscendentalen entgegengegensetzte Seite der Anschauungsweise Schellings eröffne die Bahn zur modernen Erfahrungswissenschaft. Sicher ist Schelling der unserem Autor am mindesten sympathische Philosoph, aber mag auch die Philosophie dieses Meisters im Grunde lediglich dessen Lebensgeschichte, seine persönliche Entwickelungsgeschichte sein, so sind ihm doch die bedeutendsten Verdienste nicht abzusprechen, und ein großes war es im Sinne unserer Zeit jedenfalls, wenn er die Bahn vom Object zum Subject hinüber, von den Dingen zum Ich einzuschlagen versuchte.

Hr. Alfred Weber ist Eklektiker. Unter den Franzosen haben Victor Cousin und Auguste Comte auf ihn eingewirkt; unter den Engländern besonders George Berkeley, der anglo-irische Real-Idealist des 18. Jahrhunderts, dessen Bedeutung vielfach unterschätzt worden ist; unter den Deutschen endlich am Meisten Kant und Hegel, Ersterer mehr in inhaltlicher, Letzterer mehr in formaler Hinsicht. Vielleicht hat auch Ueberweg, den Weber nicht nennt und, man weiß nicht warum, bei Seite läßt, ihm manche Anregung und manchen Aufschluß geboten. Denn dafür spricht Weber's Hinneigung zur mathematischen Demonstration. Gewiß aber ist sein französischer Kritiker, das Instituts-Mitglied Nourrisson, nicht im Unrecht gewesen, als er Weber vorwarf, die Philosophie des 19. Jahrhunderts allzu summarisch abgefunden zu haben. In der That wäre, was diese betrifft, Einiges von Erheblichkeit nachzutragen. Die Reaction gegen das Hegel'sche System hat auf einer viel ausgedehnteren Linie sich entwickelt, als der Autor uns zu erkennen giebt; nicht bloß die Herbartianer einerseits und die Empiriker andererseits haben das Joch der Hegel'schen Dialektik von der Wissenschaft abgestreift, sondern auch eine große Menge unabhängiger Geister unter den redlichsten Pflegern der Philosophie, z. B. der von Kant ausgegangene, kürzlich verstorbene Eklektiker Trendelenburg, ein Denker, dem seine „Logischen Untersuchungen", wie sein „Naturrecht auf dem Grunde der Ethik" für lange einen Ehrenplatz sichern, und außerdem noch die zahlreiche, weit verzweigte Schule Franz v. Baader's, des genialen süddeutschen Meisters, den Alfred Weber gleichfalls vergessen hat. Der Antheil der Deutschen an der philosophischen Bewegung des 19. Jahrhunderts ist ein so gewaltiger, daß eine unbefangene Darstellung der speculativen Verdienste aller europäischen Völker die Deutschen jedenfalls in den Vordergrund stellen muß. Und deshalb eben würde auch Victor Cousin ein Capitel in Weber's Buche verdient haben, weil er den weitgreifenden Einfluß der deutschen Wissenschaft auf das moderne Franzosenthum zur Anschauung bringt.

Weber's Geschichte der europäischen Philosophie ist eine höchst achtbare Erscheinung in der philosophischen Literatur und ein Werk, dessen Autor bei der Vollendung seiner Arbeit mit den ungünstigsten Umständen, mit Krieg und Belagerung seiner Vaterstadt zu kämpfen hatte. So erklärt sich wohl der etwas rapide Abschluß des Werks. Desto lebhafter muß man anerkennen, mit welcher Sorgfalt der Autor dem Alterthum und dem Mittelalter gerecht geworden ist. Diesen beiden Zeitaltern gegenüber tritt die Thatsache in's hellste Licht, daß die Geschichte der Philosophie eines der wichtigsten Momente aller Kulturhistorik bildet. In den innersten Tiefen des Gegenstandes pulsirt der lebendige Strom des Kampfes, den die Helden des Gedankens in allen Zeiten um die Freiheit des Geistes führten. Das ist sittliche Freiheit, welcher der innern Nothwendigkeit der göttlichen Weltordnung dienstbar. Ihr will der Philosoph zur Anerkennung verhelfen. Jenes Reich des Friedens und der Versöhnung, das die wahre Wissenschaft uns aufthut, hat Hr. Weber zu fördern sich bestrebt, denn er hat die Einheit des philosophischen Bewußtseins bei den Anhängern der verschiedensten Meinungen aufgezeigt und der Philosophie selbst hat er als ein guter Schildknappe sich erprobt, weil er den bleibenden Werth dieses Studiums kräftig betont und festgestellt hat, nämlich: die Bildung des freien Selbsturtheils, die Krone allen positiven Wissens und aller lebendigen, charaktervollen Erkenntniß.

Trauttwein von Belle.

Das Evangelium der armen Seele.*)

Von Marie Strahl.**)

„Das Evangelium der armen Seele", nennt sich ein Werkchen, dessen Verfasser oder Verfasserin zwar anonym bleibt, das

*) Mit einem Vorwort von Herrmann Lotze. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1871.

**) Wir haben leider das Ableben dieser unserer, ebenso hochgebildeten, als liebenswerthen und bescheidenen Mitarbeiterin zu beklagen, deren Chiffre (M. St.) unseren Lesern stets eine Einladung war, ihre sinnigen Artikel nicht zu überschlagen. Sie ist in London, wohin sie gereist war, um sich von einem körperlichen Leiden heilen zu lassen, das sie seit Jahren mit wachsender Hingebung ertragen hatte, einer chirurgischen Operation am 15. März erlegen. Das Andenken dieser edeln, nur für das Wohl Anderer besorgten und wirkenden Dulderin wird uns stets unvergeßlich bleiben. Die Red.

aber durch zwei wohlbekannte Namen, den des Vorredners und den des Verlegers, unsere Aufmerksamkeit von vornherein auf sich zieht. Der eigenthümliche Titel trägt auf der zweiten Seite noch folgenden Zusatz: „in welcher dem Menschen sein wahrer Beruf auf Erden gewiesen, der ewige Grund der Religion gezeigt und aller Hader von Wissen und Glauben für immer gestillet wird."

Die Tragweite dieser Verheißung ist so groß, daß ihre Größe selbst uns stutzig macht, besonders wenn wir aus der Vorrede Lotze's erfahren, daß auch er es ablehnt, die Verantwortung dafür mit auf seine Schultern zu laden, und keineswegs an die alleinseligmachende Kraft der Resultate glaubt, die die arme Seele im leidenschaftlichen Ringen ihrer wahrheitsuchenden Kämpfe gefunden hat. Dennoch empfiehlt er die vorliegenden Bekenntnisse „denen, die ihm wohlwollen, zu freundlicher Aufnahme."

Sicher irrt er nicht in der Annahme, daß alle solche innere Erfahrungen, wo sie sich mit so viel Naivetät aussprechen wie hier, auch für Andere belehrend und anregend sein müssen; sie können in dieses dunkle räthselhafte Menschendasein kein plötzliches Licht bringen, aber ein, wenn auch gebrochener, Abglanz der ewigen Wahrheit leuchtet uns doch hier und da entgegen und scheint die gar zu dichten Schatten, die uns umgeben, zu durchbrechen.

Die „arme Seele", die der Welt hier ihre Gemüthskämpfe schildert und gewissermaßen Beichte ablegt, verräth uns absolut Nichts von ihren äußeren Erlebnissen, ihrem Bildungsgang, ja nicht einmal ihr Geschlecht; sie will eben nur ihre inneren Erfahrungen und Erlebnisse aussprechen, zu denen sie gelangt ist, ohne sich irgend eines der Wege, welche Religionen und Philosophien geebnet haben, zu bedienen. Soll man das Evangelium der armen Seele mit Einem Worte bezeichnen, so muß man es ein Evangelium der Liebe nennen. Wie der Apostel Johannes den Inbegriff aller Religion in die wenigen Worte zusammenfaßte: Kindlein, liebet euch unter einander! so ist auch der Kern des vorliegenden Werkes in die Sätze zusammenzufassen: Gott verlangt von den Menschen weiter nichts, als daß sie unter einander die höchste thätige Menschenliebe ausüben sollen; diese aber wird sie unfehlbar wieder zu Gott zurückführen. Gott aber ist nicht, als was er bisher verehrt worden, der Schöpfer und Erhalter der Welt, sondern eben nur der Gott der Liebe, der die Herzen befestigt und tröstet. „Auf die Natur wirket Gott gar nicht (S. 193); sie ist ohne sein Zuthun da, von Ewigkeit vorhanden, wie er selbst von Ewigkeit vorhanden ist. All sein Wirken auf die Natur geschieht durch den Menschen." Er kann nicht Schöpfer einer Welt sein, in der so wenig von den Gesetzen der Liebe zu spüren ist.

So sehr nun auch diese Anschauung von der Nothwendigkeit thätiger Menschenliebe mit dem Grundprinzip des Christenthums übereinzustimmen scheint, und so hohe Verehrung die arme Seele auch dem ethischen Kerne zollt, der im Christenthume lebt, so wenig kann man behaupten, daß ihre Lehre auf christlichem Grunde ruht. — Ausgehend von der bekannten Dreitheilung des Seelenvermögens in Fühlen, Denken und Willensthätigkeit, nimmt die arme Seele unter den Menschen drei Kategorien an: erstens solche, die ihre Lebensaufgabe in die Befriedigung sinnlicher Neigungen und Begierden setzen (Fühlen), zweitens solche, denen die Erkenntniß der Dinge als das höchste erstrebenswerthe Ziel erscheint (Denken), und solche endlich, deren Kraft ganz und gar auf Ausübung thätiger Menschenliebe gerichtet ist (Willen). Diese letzteren aber sind die Einzigen, welche die Wahrheit erkennen.

Jedenfalls gehört ein gewisser moralischer Muth dazu, ein solches Evangelium zu predigen in einer Zeit, wo das eiserne Scepter des Krieges — dieser handgreiflichsten Widerlegung jeder Menschenliebe — so unumschränkt regiert. Freilich hat auch gerade dieses Zeitalter von Blut und Eisen eine ungeahnte bis dahin gebundene Fülle von wahrer Humanität frei gemacht und zu Tage treten lassen; wir erinnern nur an die großartigen Leistungen auf dem Gebiete der freiwilligen Krankenpflege, die von Männern wie von Frauen ausgeübt wurden; allerdings wird man sagen, daß außerordentliche Anlässe erforderlich werden, um so außerordentliche Erscheinungen zu Tage zu fördern; genug, diese Seite der menschlichen Natur ist vorhanden, und mit der „armen Seele" preisen wir sie als gottähnlich und glauben, daß ihre Bethätigung uns innig befriedigt, ja glücklich machen kann — aber: sie als einziges Ziel aller Ausbildung hinzustellen, dagegen stemmt sich unser natürliches Gefühl sowohl, als die Forderung der Vernunft. Das natürliche Gefühl sagt: wenn doch jeder einzelne Mensch nur für das Wohl des andern sorgen soll, wäre es da nicht einfacher und zweckentsprechender, wenn eben jedes Individuum selbst für sich diese Sorge übernähme? Die Vernunft hingegen sagt, daß eine möglichst vielseitige und harmonische Ausbildung aller dem Menschen verliehenen Anlagen seine Aufgabe sein müsse, und dies wird durch die Erfahrung bestätigt; denn sie lehrt, daß auch für den Nutzen des Großen und Ganzen nichts Besseres geschehen könne, als wenn jedes Glied desselben sich frei und froh, kräftig und allseitig entwickelt. „Wenn nur die Rose selbst sich schmückt, so schmückt sie auch den Garten." Auf diesen Egoismus, einen gesunden und erlaubten, basirt, wird die menschliche Gesellschaft eine festere Grundlage haben, als wenn Alles nur vom Mitleiden gefordert und erwartet wird; durch außergewöhnliche Antriebe angefacht, kann die reine Menschenliebe zwar auch in gewöhnlichen Naturen aufflammen, doch nur in wenigen bevorzugten Gemüthern brennt sie immer mit so intensiver Flamme, daß sie die alleinige Seele alles Handelns wird. Die ganze menschliche Natur zu ändern aber, wird auch den wohlmeinendsten Lehrern schwerlich gelingen. Mag auch die „arme Seele" in ihren Unterhaltungen mit Gott erfahren und der Welt mittheilen, daß Befriedigung der sinnlichen Triebe „Nichts" sei, daß selbst die größtmögliche Erweiterung der Erkenntniß die Seele leer und unbefriedigt lasse, nach wie vor wird die Welt im Großen und Ganzen fortfahren, diesen Dingen doch nachzustreben — und sie thut recht daran!

Sind denn nicht, genau betrachtet, diese beiden Kategorien (wenn wir sie einmal als rein vorhanden annehmen wollen) ihren Mitmenschen mindestens eben so nützlich, wie jene, die ihr Leben ganz der thätigen Menschenliebe weiht? Wir wollen sehen! Daß ein Lessing, ein Kant, daß alle großen Geister, die die Wahrheit um ihrer selbst willen zu erforschen strebten, daß auch alle großen Naturforscher, seien sie nun Menschenfreunde gewesen oder nicht, den wahren Nutzen jedes Einzelnen wie der Gesammtheit mehr gefördert haben, als noch so wohlwollende Humanitäts-Apostel, deren Thätigkeit doch immer auf kleine Kreise beschränkt bleibt, wird wohl Niemand leugnen wollen. Gewiß wird auch der Verkündiger des neuen Evangeliums dies zugeben müssen. Aber selbst jene von ihm so verächtlich behandelte erste Kategorie, die nur nach Befriedigung irdischer Gelüste strebt, ist dem Allgemeinwohl nicht so hinderlich, als es im ersten Augenblicke erscheint. Wilhelm von Humboldt hat es einmal überzeugend klar und schön auseinandergesetzt, daß die Dinge dieser Welt gar nicht so schlecht geordnet sind: in der Gesellschaft braucht der Kampf um das Dasein, der in der Natur stattfindet, sich nicht zu wieder-

holen; der Vortheil des Einen wird, richtig aufgefaßt, zugleich der des Andern. Humboldt nimmt das Beispiel irgend eines beliebigen Handwerkers und weist daran nach, daß der ehrsame Schuhmacher z. B., der kein höheres Ziel kennt, als das durch Ausübung seines Berufes sein Brod zu verdienen, ein Haus, eine Familie zu gründen und zu erhalten, daß der gute Mann damit zugleich die Gemeinde mit Schuhwerk versieht, was sie sich sonst mit Aufwand von viel mehr Zeit und Kräften selber besorgen müßte, daß er also durch sein egoistisch beschränktes Streben dem Ganzen wahrhaft nützlich wird.

Aber man kann noch weiter gehen. Derselbe Schuhmacher, wenn er prosperirt, Meister wird, sein Hauswesen in Flor bringt, setzt dadurch allein schon eine ganze Menge anderer Handwerker, Kaufleute, Künstler, Lehrer ꝛc. in Nahrung, so daß er im strengsten Sinne des Wortes ein nützliches Mitglied der Gesellschaft wird.

Bewußte „thätige Menschenliebe" hat nur geringen Antheil daran — sie wird aber sicher sich einstellen als schöne Blüthe, wenn nur erst der Stamm sichere Wurzel in gutem Boden gefunden hat. Die Blüthe allein zu erzielen wird den begeistertsten Aposteln nur vorübergehend gelingen. Wenn wir also auch vom praktischen Standpunkt aus dem neuen Evangelium keinen großen Werth beimessen können, so bleibt es immerhin interessant als eine eigenthümliche und lebendige Aeußerung eines aufrichtig strebenden, tief bewegten Innenlebens.

Zur Frage der Selbstverwaltung in Preußen.

Wenn man die Schicksale betrachtet, die der vom Minister des Innern im Jahre 1869 dem preußischen Landtage vorgelegte Kreisordnungs-Entwurf bis zur gegenwärtigen Session des preußischen Landtages gehabt hat, so sollte man fast meinen, daß eine gütige Vorsehung der baldigen Durchführung des betreffenden Planes unerwartete Zögerungen bereitet hatte. Scheint es nicht, als ob das Werk der äußeren Befreiung Preußens und Deutschlands von dem unberechtigten Druck des Romanismus erst vollendet sein sollte, ehe man sich an eine durch die neuesten Ereignisse modificirte und das gesammte Deutschland mehr oder weniger beeinflussende Neugestaltung des inneren Verwaltungslebens machte? Wenigstens erschien im Jahre 1872 der vielfach angegriffene und amendirte ministerielle Entwurf in theilweis sehr veränderter Fassung, um noch einmal dem prüfenden Urtheil des Landtages und der Presse sich zu unterbreiten. — Und es durchzuckt uns fast die Ahnung, als ob der betreffende Entwurf auch hiermit noch nicht alle Stadien der Entwickelung durchlaufen habe. So groß das Bedürfniß der Reorganisation der Verwaltung sein mag, wir würden trotzdem eine Verzögerung der neuen Einrichtung um ein Jahr, wenn mit der Kreisordnung auch eine neue Gemeindeordnung verbunden wäre, nicht beklagen.

Unterdeß entwickelt die Publicistik auf diesem Gebiete ein reges Leben, was wir mit um so größerer Befriedigung begrüßen, als es meist Männer von Fach sind, die ihre Ansichten auf diesem Wege dem Publikum zur Kenntniß und zur Empfehlung bringen. Nach der eingehenden Arbeit Gneist's über die preußische Kreisordnung, sind es zwei Schriften des Kreishauptmannes Grafen Hue de Grais und des Professors der Nationalöconomie und Mitgliedes des Herrenhauses Tellkampf, die uns heute darüber vorliegen. Die erstere führt den Titel: „Reorganisation der inneren Verwaltung Preußens auf Grundlage der Selbstverwaltung vom Standpunkt des praktischen Lebens", während die zweite sich als „Selbstverwaltung und Reform der Gemeinde- und Kreis-Ordnungen in Preußen und Selfgovernment in England und Nordamerika"*) giebt. — Beide haben das gemeinsam, daß sie in der Durchführung der größtmöglichen Selbstverwaltung einen ebenso nothwendigen als heilsamen Fortschritt erkennen, doch gehen sie dem Inhalte nach weit auseinander, indem die Schrift des Grafen de Grais sich ihrem Titel gemäß an das rein Praktische hält und von den bestehenden Einrichtungen ausgehend, eine Fortbildung derselben unter Wahrung alles Lebensfähigen darin erstrebt, während es Tellkampf mehr um eine populär-vergleichende Darstellung und Erörterung von Wesen und Begriff der Selbstverwaltung überhaupt zu thun ist, bei deren Schilderung sich, unter Anknüpfung an die vorgelegten Kreis-Ordnungs-Entwürfe, Betrachtungen einzelner Elemente derselben und eigene Vorschläge untermischen. Während die erstere Schrift daher nach einer kurzen Darlegung des Wesens und der Grundlagen der Selbstverwaltung der Reihe nach die Verwaltungs-Organe von Gemeinde, Kreis und Provinz in ihrer jetzigen Beschaffenheit betrachtet und prüft, um darauf zur Schilderung dieser Organismen nach Einführung eines verbesserten Verwaltungs-Mechanismus überzugehen und sich so ganz innerhalb der Gränzen der vorliegenden Frage zu halten, giebt die Tellkampf'sche Schrift, ohne auf das Einzelne des Entwurfes genau einzugehen, zunächst eine mehr theoretische Darstellung der Selbstverwaltung im Allgemeinen und der deutschen Selbstverwaltung im Besonderen von sittlichen und staatswirthschaftlichen Gesichtspunkten aus und geht dann zu einer vergleichenden Darstellung des englischen und amerikanischen Selfgovernment über, das gleichsam als Vorbild für unsere eigene Neugestaltung hingestellt wird.

Beide Schriften streben so zum selben Ziele auf verschiedenen Wegen und haben, obgleich sie von verschiedenen Standpunkten ausgehen, doch manches Gemeinsame in Ansichten und Forderungen. So machen Beide Front gegen das Institut der Amtshauptleute, dessen Lebensfähigkeit und Nutzen neben und unter den Landräthen ihnen zweifelhaft erscheint, doch während Tellkampf sich als entschiedener Anhänger des Instituts der Sammtgemeinden zu erkennen giebt, erscheint dasselbe Hue de Grais als überflüssig und Verwirrung erzeugend und sieht Letzterer eine Abhülfe der aus der allzugroßen Ungleichmäßigkeit von Gemeinden und Kreisen entstehenden Uebel in einer gerechteren Zusammensetzung dieser bestehenden Organe allein, ohne Zwischenschiebung einer neuen Gattung von Gemeinde-Verbänden.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, den Inhalt beider Schriften eingehend zu analysiren und ihre Vorschläge kritisch zu beleuchten; nur soviel bemerken wir, daß besonders die erstere Schrift, die des Grafen Hue de Grais, einen einsichtsvollen und sachkundigen Mann verräth, dessen Vorschläge der Aufmerksamkeit aller derjenigen werth erscheinen, die sich für die Neugestaltung unserer inneren Verwaltung auf der Grundlage des Princips des Selfgovernment wahrhaft interessiren. J.

Das Partnership-System der Neuen Berliner Messingfabrik.

Am 17. März, gerade fünf Jahre nach der außerordentlichen Versammlung der „Juristischen Gesellschaft", in welcher Herr Geh. Regierungsrath Engel, in Anwesenheit unseres Kron-

*) Berlin, Jul. Springer.

prinzen und vieler angesehener Reichstags-Mitglieder, einen Vortrag über das Partnership-System in England und über die Möglichkeit, dieses System der Verschmelzung der Interessen der Arbeitgeber mit denen der Arbeitnehmer auch in Deutschland einzuführen, gehalten hatte, erfolgte in den Räumen des „Neuen Berliner Messingwerkes" von Wilh. Borchert jun. in Berlin (Kochstraße Nr. 30), wo neben den zahlreichen, durch ihre intelligente Haltung sich bemerklich machenden Arbeitern auch viele eingeladene Gäste versammelt waren, die vierte jährliche Vertheilung des „Bonus" und der Superdividende auf die von den Arbeitern ersparten und in das Fabrik-Geschäft eingelegten Capitalien. Herr Borchert hatte die Idee des Herrn Dr. Engel sofort in das Leben eingeführt, und bereits nach einem Jahre konnte die erste Vertheilung einer Partnership-Dividende an die Arbeiter seiner Fabrik stattfinden. Diese, aufgemuntert durch den edeln, aufopfernden Vorgang ihres Geschäfts-Principals, haben seitdem ihre Arbeitslust und ihren Eifer verdoppelt und verdreifacht, und so ist es denn gekommen, daß, wie Herr Dr. Engel in einem an den Jahresbericht des Herrn Borchert sich anschließenden Vortrag sagte, jetzt bereits aus einigen dieser Arbeiter kleine Capitalisten geworden sind, die mit ihrem Vermögen von circa 2000, 1000, 500 Thaler ꝛc. an der Superdividende des Jahres-Ertrages theilnehmen, während sie durch diese und durch den „Bonus" in den Stand gesetzt werden, ihre für die Zeit der Invalidität und des Alters in das Geschäft eingelegten Ersparnisse alljährlich zu vermehren. Unter den Anwesenden befand sich ein solcher Arbeiter-Invalide, der jetzt außer Stande ist, zu arbeiten, aber von den Zinsen seiner bisherigen Einlagen und Ersparnisse als kleiner Rentier zu leben vermag. Möchte doch in unserer, von den unseligen Conflicten zwischen Capital und Arbeit so beunruhigten Zeit das gemeinnützige edle Beispiel des Herrn Borchert noch recht viele Nachahmung finden!

Der Jahresbericht des Letzteren lautete ungemein erfreulich. Der im J. 1870 durch den Krieg gelähmte Handel und zurückgehaltene Consum hat im J. 1871 einen solchen Aufschwung genommen, daß die Production der Messing-Fabrik die Nachfrage nicht vollständig zu befriedigen vermochte. Herr Borchert hat sich demnach auch veranlaßt gesehen, ein zweites Messingwerk in der Alexandrinen-Straße anzulegen, das seit Neujahr d. J. in Betrieb ist und mit welchem eine Anzahl von billigen Arbeiter-Wohnungen verbunden werden soll.

Der für das Jahr 1871 an die Arbeiter ꝛc. zu vertheilende „Bonus" berechnet sich auf 4924 Thaler, bei einem im Laufe des Jahres ausgezahlten Betrag an Arbeitslöhnen und Gehalten von resp. 28,704 und 3000 Thaler, so daß sich der „Bonus" auf 23,7 % der Löhne beläuft, während er im Kriegsjahre 1871 nur 8,4 % betrug. Im ersten Jahre des neuen Systems hat er 14 % der Arbeitslöhne und Gehalte betragen. Vertheilt wurde der „Bonus" folgendermaßen:

300 Thaler für die Bildungszwecke des Gewerbe-Museums;
3433 " auf die Direction, die Unterbeamten und alle Lohn-Arbeiter, die das volle Jahr in der Fabrik beschäftigt waren; (27,8 % ihrer Jahreslöhnung.)
611 " auf die Lohn-Arbeiter, die kein volles Jahr in der Fabrik sind, oder in Folge eines besonderen Abkommens von ihren Werkmeistern Lohn nach höheren Sätzen empfangen (16 % ihrer Jahreslöhnung).
580 " auf alle Stückarbeiter (7,6 % ihrer Jahreslöhnung).

Auf die von den Angestellten und Arbeitern im Jahre 1871 eingelegt gewesenen Capitalien von 31,325 Thalern (6012 Thlr. mehr als im Vorjahre) betrug, außer dem Zins von 5 %, die Extradividende 11 %, so daß sich die Einlagen mit 16 % verzinsten. Während des Krieges, der sich noch bis in das Jahr 1871 hineinzog, sind 2 Unterbeamte und 19 Arbeiter der Fabrik, die mit in das Feld zogen, aus der Fabrikcasse mit Zuschüssen für sich und ihre Familien unterstützt worden.

Möge dem gemeinnützigen Unternehmen des Herrn Borchert ein stets wachsendes Gedeihen zu Theil werden!

Böhmen.

Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Das zehnte Jahr des Bestehens dieses Vereins, der den geistigen Centralpunkt aller Deutschen in Böhmen bildet, geht seinem Ende entgegen, und da das anfangs unscheinbare Zusammenfinden einiger tüchtiger, begeisterter deutscher Männer, die sich die Hand gaben, vereint einzustehen für die Rechte des Deutschthums in Böhmen, sich bald zu so reicher Blüthe entfaltete und in diesen zehn Jahren sich zu einem wahrhaft berechtigten und deutscherseits gern anerkannten, aber auch mächtig gewordenen Forum für die Geschichte des Deutschthums in diesem Lande und gleichberechtigter nationaler Existenz desselben herangebildet hat, so wird es nicht zu ungelegener Zeit kommen, einen Blick auf dieses wahrhaft lebensfähig und unschätzbar ersprießlich gewordene geistige Institut in den zehn Jahren seines Bestehens zu werfen. Ist ja dieser Verein ein starkes Band, mit dem sich die Deutschen in Böhmen freiwillig und so gern an das große deutsche Vaterland anschließen. Deutsche aus dem großen Deutschland waren es, die vor langen Zeiten an und über die Gränzen Böhmens vordrangen, hier Städte und Dörfer gründeten, das Land bebauten und christlich-deutsche Bildung und Kultur verbreiteten. Und von diesen stammen ja die Deutschen, die neben den Tschechen, obwohl in Minderzahl, Böhmen bewohnen.

Schon seit den Hussiten-Kriegen traten beide Nationen mehr oder weniger gegen einander in die Schranken; freilich harcelirten immer zuerst die Tschechen, während sich die Deutschen nur defensiv verhielten, und um ihr Recht zu wahren, defensiv verhalten mußten. Und wie es seitdem war, ist es noch bestellt; ja seit den Jahren 1848 und 1849 wurden die Differenzen immer greller.

Und da constituirte sich nun vor zehn Jahren der „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen", — nichts anderes, als eine nothwendig gewordene Defensivstellung der Deutschen gegenüber den Anmaßungen einer feindlichen Nationalität, um ihre Rechte, um ihre Befugniß einer Coexistenz zu wahren.

Wie nothwendig dies ist, nicht minder aber auch, wie sehr die Deutschen in Böhmen das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Vaterlande bewahrt haben, das sprach Dr. Pickert in seiner Rede auf der Wanderversammlung des Vereins im Vorjahre zu Teplitz ganz vortrefflich aus. Er sagte unter Anderem:

„Wenn nun in neuester Zeit die Deutschen in Böhmen zu bloß geduldeten Bürgern zweiter Classe erniedrigt werden sollen, mit der weiteren Aussicht, durch ein famoses Nationalitäten-Gesetz gar zu einer auf den Aussterbe-Etat gesetzten Nationalität herabgedrückt zu werden, so übersieht man wohl neben dem Um-

stande, daß wir durch Jahrhunderte lange Kulturarbeit im Lande zu Vollbürgern desselben geworden, auch noch manches Naheliegende, wie beispielsweise, daß auch wir theilnehmen an den Erfolgen Deutschlands im Jahre 1870, an jenen großartigen Erfolgen deutscher Kraft und deutschen Geistes, welche die Welt mit Bewunderung erfüllten, und die auch uns zu Gute kommen, wenn wir auch nicht unmittelbar mithelfen konnten an der Erringung derselben, — die uns aber zu Gute kommen, weil auch wir hier, im alten Markomannenlande, seit Jahrhunderten auf der deutschen Gränzwacht stehen, um abzuwehren alle Angriffe auf deutsches Recht, deutsche Kultur und Freiheit, mögen diese Angriffe ausgehen von den Enkeln Zizka's oder von feudalen Rittern und deren Schildknappen, oder von einem Bund aller dieser deutsch- und kulturfeindlichen Parteien zugleich. Daß die Bedeutung dieses Kampfes für Deutschthum und Kultur gegen alle Widersacher derselben in allen Theilen Deutschböhmens verstanden und im vollsten Umfange gewürdigt wird, davon giebt ein lautes Zeugniß der vielstimmige und doch harmonische Chorus, der eben in diesen Tagen aus allen Theilen des Landes mächtig ertönt für das Festhalten an Recht und Gesetz, — dieser Chorus der erwachten deutschen Einigkeit, die Bürgschaft unseres Sieges."

Ein geistiges Zusammenstehen, ein geistiger Sammelpunkt der Deutschen in Böhmen ist entschieden nothwendig; dies zeigten eclatant die Vorgänge der jüngsten Zeit, die Bestrebungen der hartnäckigen, tschechischen Nation, die den Deutschen den Boden unter den Füßen — nicht im figürlichen Sinne — wegziehen möchten, wenn sie es könnten.

Dieses Zusammenfinden ist nun in der That in unserem Vereine auf's Schönste verwirklicht, und dieser hat innerhalb zehn Jahren wahrhaft Bedeutendes geleistet, wofür ihm jeder Deutschgesinnte Dank wissen muß.

Der Verein ist sich's wohl bewußt, wie er auch in seinem neunten Jahresbericht hervorhebt, daß er hauptsächlich auf Grund bedeutender Sammlungen verschiedener Art seiner Aufgabe genügen kann; es sind diese ja „Funde, aus denen eine ganze Geschichte der tiefverschleierten Vergangenheit des Volkes sich bildet";— „denn aus diesen Trümmern und Gräbern", sagt ein geistvoller Historiker, „redet in unartikulirten Tönen eine unbekannte Vorwelt zu uns herab." So hat nach und nach der Verein ein Antiquarium erworben, das man immerhin beträchtlich nennen kann; es besteht aus einer reichen Münzsammlung, verschiedenen Gemälden, Originalradirungen deutschböhmischer Künstler, einer Porträtsammlung, Siegelsammlung, Wappensammlung u.s.f. Vor Allem aber läßt es sich der Vereins-Ausschuß angelegen sein, mittelst Dotationen die Orts- und Stadtarchive namentlich der deutschen Kreise (Eger, Leitmeritz, Budweis) durchforschen zu lassen. Und wie viele kleinere, aber unendlich interessante und wichtige Stadtarchive, die sich bis jetzt oft leider in einem sehr vernachlässigten Zustande befanden und noch befinden, werden vor gänzlicher Vernichtung gewahrt, werden geordnet und auf's Gedeihlichste ausgebeutet! Der Hauptzweck, den dabei der Verein im Auge hat, ist im letzten Jahresbericht deutlich ausgesprochen: „Der Endzweck aber, der das ganze Unternehmen durchgeistigt, ist der, unseren deutschen Stammesgenossen ein „Städtebuch" zu schaffen, mit dem in der Hand, auf Grund echter und rechter kaiserlicher und königlicher Gnadenbriefe jener anmaßende Vorwurf, die Deutschen seien rechtlose, aus der Fremde hergewanderte, vom Raub fett gewordene Eindringlinge, in seiner ganzen Nacktheit die gebührende Abfertigung findet." (Die Gesammtsumme der Archivalien beträgt über 3500 Urkunden und mehr als 460 Regesten; die Bibliothek umfaßt bereits gegen 13,000 Bände.)

Die wissenschaftliche Thätigkeit, die der Verein in den verschiedenen Sectionen durch Vorträge auf den verschiedensten Gebieten — immer in Bezug auf die Landesgeschichte — und durch reichhaltige, streng wissenschaftliche Publicationen in den „Mittheilungen" entfaltet, — Publicationen, deren Vorzüge, deren Gediegenheit gewiß von Niemandem, der Einsicht in diese Hefte genommen hat, angezweifelt werden kann — ist eine reiche und gehaltvolle. Außerdem macht sich der Verein überaus verdient durch die Herausgabe selbständiger, größerer Werke, deren jedes einzelne einen wahren Schatz für die Geschichte der Deutschen in Böhmen bildet. Es seien z. B. nur erwähnt: „Die Geschichte der königlichen Leibgedingstadt Trautenau" und das vortreffliche, umfangreiche Buch „Geschichte der Stadt Leitmeritz", beide von dem ausgezeichneten Kenner der Städtegeschichte, Jul. Lippert; ferner „Das Homiliar des Bischofs von Prag", von Dr. Ferd. Hecht; „Die Krönung K. Karl's IV. nach Johannes dictus Porta de Avoniaco", von dem bekannten Historiker K. A. C. Höfler; „Die Kaiserburg zu Eger &c.", von Bernh. Grueber; „Die Hauptperioden der mittelalterlichen Kunstentwicklung in Böhmen &c." von demselben Verfasser und endlich die unschätzbare „Geschichte Böhmens", von Dr. L. Schlesinger, ein Buch, das darum willkommen war und ist, weil bis jetzt noch keine Geschichte Böhmens so unparteiisch den reichen Stoff dieses Landes behandelte, wie eben dieses. Es ist das erste Werk dieser Art, das kühn und keck — aber darum auch einzig in Wahrheit — den Schleier von der Vergangenheit des Landes wegzog, das neben der politischen Geschichte auch nicht vergaß, der so unendlich wichtigen und leider bisher so stiefmütterlich behandelten Kulturgeschichte Böhmens Rechnung zu tragen und klar zu zeigen, wie allein das Deutschthum der Ursprung und Träger der Kultur daselbst sei.

Durch diese zehn Jahre hat der Verein in der That gezeigt, was er ist und was er will. Die Tschechen erkannten in ihm auch die Macht, die sich ihren unberechtigten Wünschen und ihrem feindseligen Gebahren entgegenstellt, und ihrem ungerechtfertigten Streben, im Lande dominiren zu wollen, kühn in den Weg tritt.

Und nun frisch, muthig weiter! Der Verein wird halten, was er selbst verspricht, und er unterschätzt wahrhaft nicht, worauf er sich stützt und hofft: — „es erfüllt uns mit frohem Muthe zu fortgesetzter Arbeit das erhebende Bewußtsein, daß die alte Nationaltugend des deutschen Volkes, die Beharrlichkeit, ebenso wie die Liebe unserer Stammesgenossen das nicht mehr zusammenbrechen läßt, was kaum und doch so schön erstanden ist, sondern treu uns hilft wirken und schaffen am Ehrentempel unseres Volksstammes, der in seiner glänzenden, geschichtlichen Vergangenheit die beste Bürgschaft und ausgiebigste Kraft für jede Gegenwart findet." J. Neubauer.

Frankreich.

Heinrich von Sybel: Geschichte der Revolutionszeit von 1795—1800. Bd. 1.*)

Mit Recht ist des Oefteren behauptet worden, daß mit dem Erscheinen des ersten Bandes von Sybels „Französischer Revolutionsgeschichte" vor nahezu 20 Jahren eine neue Epoche beginnt für die Auffassung der französischen Revolution überhaupt. Dem

*) Düsseldorf, J. Buddens. 1870—72.

deutschen Genius war es vorbehalten, mit der Schärfe der Kritik und in ruhigster Objectivität alle jene wuchernden Ranken wegzuschneiden, welche die Geschichte jener Zeit überwachsen und verdunkelt hatten, der sogenannten großen Nation die Maske prahlerischer Selbstvergötterung vom Gesicht zu reißen, zu der sie sich in Folge ihrer vermeintlichen Großthaten berechtigt glaubte.

Niemand hat es bisher schärfer als Sybel ausgesprochen und kritisch nachgewiesen, daß abgesehen von dem ersten gewaltsamen Massenausbruch gegen unerträglich gewordene Lebensbedingungen und der ersten Periode allgemeinster Begeisterung, alle nachfolgenden Zeiten nur das Bild revolutionärer Dictatur aufweisen, sei es, daß diese von einem Theile des Convents oder einigen wenigen Schreckensmännern, von dem Directorium oder dem ersten Consul und Imperator ausgeübt wurde. — Niemand vereinte aber auch die zu einer so großen Aufgabe nöthigen Vorbedingungen in so eminentem Maaße, als gerade der aus der Ranke'schen Schule hervorgegangene Sybel: Universalität der Auffassung und emsigste Detailforschung, klarste Objectivität und ein für die Sache warm empfindendes Herz, sie alle fanden sich in dem Geschichtschreiber der Revolutionszeit vereint und befähigten ihn, ein Werk zu schreiben, das sich im Laufe eines Jahrzehnds bei allen Kulturvölkern das Bürgerrecht erworben hat.

Und wie es so häufig bei derartigen Unternehmungen der Fall ist, so hat sich auch bei dieser dem Verfasser der Stoff unter den Händen erweitert. Während er sich zuerst auf eine Darstellung der Geschichte von 1789—95 beschränken zu können glaubte, hat er sich jetzt überzeugt, daß der Basler Friede zwar einen bedeutsamen Abschluß in dieser Zeit bildet, jedoch keineswegs als Schluß der Revolutionsepoche betrachtet werden kann, daß es daher aus innern Gründen nothwendig sei, seine Darstellung bis zur Alleinherrschaft des späteren Imperators, bis zum Jahre 1800 fortzuführen. Der erste Band liegt uns jetzt in zwei Abtheilungen vollständig vor und erfüllt in vollstem Maaße die Erwartungen, die wir an sein Erscheinen geknüpft hatten. Derselbe universale Blick, dieselbe auf die umfassendsten, archivalischen Forschungen gegründete Genauigkeit kommt hier für die Zeit von 1795—97 zu theilweis ebenso überraschend neuen Resultaten, wie in den früheren Theilen und zeigt in dem am Schlusse des Bandes dargestellten Frieden von Campo Formio ein vorläufiges Uebereinkommen, doch keinen wahren Abschluß.

In der diesem Bande vorangeschickten, vom 2. December 1871 datirten Vorrede theilt der Verf. uns mit, daß es ihm durch die persönliche Intervention des damaligen Kaisers Napoleon III. nach vielen vergeblichen Bemühungen endlich gelungen sei, in den Jahren 1866 u. 67 das bis dahin so streng gehütete Pariser Archiv des Auswärtigen für seine Zwecke zu benutzen, und da ein Gleiches mit dem ihm bis 1866 verschlossenen Wiener Archiv der Fall war, so läßt sich hieraus schon entnehmen, wie viel des völlig Neuen seine Darstellung uns bringt, und wie ohne die betreffenden archivalischen Vorarbeiten eine wahrhafte Darstellung der Jahre 1795—97, der französischen und österreichischen Politik und des zwischen beiden Ländern mit der höchsten Erbitterung und Kraftaufbietung geführten Krieges überhaupt unmöglich gewesen wäre. Andererseits müssen wir anerkennen, daß es nach Benutzung dieser beiden Archive dem Verf. in der That gelungen ist, eine so klare und vollständige Schilderung aller einschlägigen Verhältnisse zu entwerfen, daß uns bei der Lectüre dieses ganzen Theiles kaum ein oder der andere Punkt aufgestoßen ist, der nicht bis zur völligsten Aufklärung beleuchtet worden wäre, abgesehen natürlich von Dingen, bei denen die Beschaffenheit der Quellen eine derartige Aufklärung von vornherein unmöglich machte.

Noch auf ein zweites Moment, das uns in dieser Vorrede berührt hat, möchten wir hindeuten. Man merkt es ihr nämlich an, daß sie gegen den Schluß des vorjährigen, welterschütternden Krieges geschrieben ist, nach dem Zusammenbruch des zweiten empire und der Errichtung eines einigen, nationalen Deutschland. Nicht gerade darin, daß das Selbstbewußtsein des Verf. der französischen Nation gegenüber bedeutend gewachsen ist, wie sich dies bei jedem Deutschen von selbst versteht, sondern er, der Geschichtsforscher, der Darsteller der Revolutionszeit, sieht in dem nochmaligen Zusammenbruch des Cäsarismus, in der Wiederaufrichtung der Republik, in dem wilden Gewirr und Durcheinander der politischen Parteien, die alle nicht wissen, was sie wollen, ausgenommen den Ruin jeder andern, die Bekräftigung für die Richtigkeit seiner Darstellung der ersten Revolution, die in der unklaren Auffassung der ersten socialen und politischen Principien weit über ihr Ziel hinausgeschossen und so dem Untergang unrettbar zugeeilt sei. Indem er von diesem Gesichtspunkt aus die Forderungen und Thaten der beiden Nachbarnationen in dem letzten Jahre betrachtet, kommt er zu einem Resultat, das er in folgenden Worten ausspricht:

„Sicher ist es, daß gerade die kosmopolitischen Parteien zu jeder Zeit die höchste Meisterschaft in der Vernichtung der individuellen Freiheit bewiesen haben; kein anderes Herrschersystem hat die geistige Mündigkeit der Menschen gründlicher zu brechen gewußt, als das jesuitische, und bei der Erstrebung desselben Zweckes hat sich die Pariser Commune von 1871 ihren Mustern von 1793 vollkommen ebenbürtig gezeigt. Auch das Stück Weltgeschichte, welches der vorliegende Band behandelt, giebt dazu eindringliche Belege; in diesem Sinne habe ich geglaubt, auf die hier einschlagenden Erscheinungen, die Verschwörung Babeufs und den Zustand des Kirchenstaats in jener Zeit, etwas ausführlicher eingehen zu sollen, als es sonst durch die allgemeinen Verhältnisse der Darstellung vielleicht erforderlich gewesen wäre. Je vielfacher und klarer die freiheitmörderische Tendenz jener weltbürgerlichen Bestrebungen geschichtlich erhärtet wird, desto entschiedener können die nationalen Parteien, die auf völlig entgegengesetztem Boden stehen, des Vertrauens leben, daß sie des rechten Weges zur Erlangung geordneter Freiheit sicher sind.

„Oder wäre es nicht ein offener Widerspruch in sich selbst, wenn der nationale Gemeinsinn die höchsten Güter seiner Genossen schädigen sollte? und kann man sich eine gesunde Eintracht unter den Völkern denken, so lange nicht jedes derselben die seinem nationalen Wesen entsprechenden Einrichtungen gefunden hat? Das Deutsche Reich würde von dem tiefsten Princip seines Daseins abfallen, wenn sein Bestehen nicht dem Frieden und der Freiheit förderlich würde."

Der vorliegende Band selbst zerfällt in vier Bücher, deren erstes ausschließlich den innern Verhältnissen Frankreichs unter dem Directorium gewidmet ist, während das zweite die Eroberung Oberitaliens durch Napoleon Bonaparte, das dritte und vierte die Niederwerfung Oesterreichs und den Zusammenbruch der ersten Coalition bis zu dem Frieden von Campo Formio im J. 1797 schildern.

Was zunächst das erste Buch, die Darstellung der innern französischen Verhältnisse betrifft, so glauben wir nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß hiermit zum erstenmale der Zustand des damaligen französischen Staatshaushalts in seiner ganzen und nackten Wahrheit dargestellt worden ist. Der Verfasser weist mit unerbittlicher Logik, stets auf Zahlen und die Detailberichte der parlamentarischen Commissionen gestützt, nach, daß das Regiment, welches unter dem Namen des Directoriums

und als Repräsentant des zur kleinen, aber entschlossenen Convents-Minorität herabgesunkenen Jakobinerthums die Zügel des Staats im J. 1795 in die Hand nahm, unter der Proclamation der vollsten Gleichheit und Freiheit bestrebt war, das Land mit jener Freiheit zu beglücken, die es selbst für die richtige hielt, nämlich mit seiner eigenen Willkür und Schrankenlosigkeit. Daher die Umwälzung des bestehenden Privatrechts, um durch legalisirte Erpressungen die stets leeren Staatskassen und nebenbei die Taschen der Herren Directoren zu füllen, daher die zwangsweise Einführung der Vernunft-Religion durch Verfolgungs-Maßregeln aller Art gegen die katholischen Priester, deren Besoldungen dem Staat eine rechtmäßige Einnahme verringerten, und infolge dessen die Lockerung aller sittlichen Gebote, die höchst gesteigerte Erleichterung der Ehescheidung, die willkürlichsten Eingriffe in das Erbrecht. Und dennoch kein Ende der finanziellen Erschöpfung, nicht einmal eine Aussicht auf Besserung, weil man, statt das Uebel an der Wurzel anzugreifen und auf Beseitigung des Zwangscourses zu denken, einen Fehler mit dem andern zu vertreiben wähnte und an Stelle der völlig entwertheten Assignaten ein neues Erzeugniß der Notenpresse, die sogenannten Mandate in Umlauf setzte.

So konnte es denn nicht fehlen, daß bei der allgemeinen Mißstimmung mit der Herrschaft des Directoriums, ihm die Gefahr des Untergangs aus der Mitte seiner eigenen Partei drohte. Schon 1793 hatten die consequenten Jakobiner als das Endziel und die Verwirklichung aller Freiheit und Gleichheit, den Communismus mit allen seinen Annehmlichkeiten, dem Normal-Arbeitstage von zwei Stunden und seinem Complement, dem 22stündigen Nichtsthun, das Verschwinden von Neid und allen bösen Leidenschaften gepredigt, jetzt, bei der Erschöpfung des Staatsganzen und der Individuen, schien es endlich einigen jungen, unerfahrenen und heißblütigen Literaten, an deren Spitze Gracchus Babeuf stand, an der Zeit, jene Theorien in die Wirklichkeit überzuführen. Von Moment zu Moment folgt unser Verfasser dieser spannenden Entwickelung bis zu ihrer Katastrophe. Er deckt die völlige, an kindliche Naivetät gränzende Unbesonnenheit der drei jungen Zeitungsschreiber, die mit 200 Franken in der Tasche ganz Frankreich umstürzen und das Nationalvermögen gleichweise unter Alle vertheilen wollen, in ihrer vollen Nacktheit auf, und erfüllt uns nur mit Verwunderung, daß das Directorium nicht schon in ihrem ersten Beginn diese Conspiration mit einem Schlage zu Boden warf. Jedenfalls ist das Gebahren dieser jungen Brauseköpfe, die zu einer andern Zeit vielleicht die friedlichsten Staatsbürger geworden wären, charakteristisch für die Epoche, mit der wir es zu thun haben.

In dem zweiten Buche, das von der Unterwerfung Ober-Italiens durch Bonaparte im J. 1796 handelt, erhalten wir zunächst einen Einblick in das Getriebe der Politik der ersten Coalition, in der Einer dem Andern nicht recht traut, keiner den ersten Schlag führen, sich selbst mehr als die Verbündeten dem Verlust aussetzen will, um sodann die Bekanntschaft des Mannes zu machen, der fortan die erste Rolle in den folgenden Begebenheiten zu spielen berufen ist, Napoleon Bonaparte's. Als zehnjähriger Knabe aus seiner Heimatsinsel Korsika nach der Kriegsschule von Brienne gesandt, hatte sich schon der Knabe daran gewöhnen müssen, sich in dem fremden Lande, unter der ungewohnten, ihm nicht sympathischen Umgebung, sich ganz auf sich selbst zu stellen, seine Entwickelung von Innen heraus und in unabhängigster Weise zu gestalten. Hierin kam ihm nun die Natur zu Hülfe, die dem heranreifenden Jüngling einen schnellen und klaren Blick, einen scharfen Geist und einen entschlossenen Sinn auf den Weg des Lebens mitgegeben hatte. Bis zum J. 1789 hatte die Rolle, die ihm Herkunft und Geburt zu bescheiden schien, die eines obscuren Ingenieur-Offiziers, noch nicht den vom Dämon des Ehrgeizes durchwühlten Sinn verdüstert; mit dem ersten Schlachtruf der Revolution brach eine neue Epoche in seinem Leben an. Jetzt kam die Zeit, wo er Alles zu erreichen im Stande war, und er war gewillt, es zu erreichen. Denn über das Wesen, die Zukunft der Revolution und des revolutionären Regiments blieb dieser helle Kopf nicht lange im Unklaren, schon bei seinem ersten Aufenthalt in Paris, wohin er geeilt war, um eine Schwester aus der Pension nach Hause zu geleiten, im Sommer des J. 1792, schreibt er seinem Bruder Lucian von dort aus: „Die Völker sind der Mühe nicht werth, daß man sich mit so viel Eifer um ihre Gunst bewirbt. Du kennst die Geschichte von Ajaccio; die von Paris ist genau dieselbe; vielleicht sind hier die Menschen noch kleiner, noch boshafter, noch verleumderischer. Man muß die Dinge in der Nähe sehen, um zu fühlen, daß der Enthusiasmus eben nur Enthusiasmus ist, und daß die Franzosen ein alt gewordenes Volk voller Vorurtheile und ohne innere Verbindung sind. Jeder denkt nur an sich und sucht voran zu kommen, unter Schrecken und Verleumdung intrigirt man so niederträchtig wie jemals. Der wirkliche Ehrgeiz geht dabei zu Grunde; man beklagt die Unglücklichen, die eine Rolle zu spielen haben; mit 5000 Franken Rente ruhig seiner Familie leben, das ist die höchste Weisheit."

Es folgt nun die glänzende, Allen bekannte Siegeslaufbahn des jungen Generals, die Tage von Castiglione und Bassano, von Arcole und Lodi, der Rückzug der Oesterreicher, die gewaltsame Befreiung, das heißt Unterwerfung Italiens unter den Kriegsgewaltigen, der bald auch seinen Herren und Meistern über den Kopf wächst und sie dies nicht undeutlich fühlen läßt. Schon in diesem, seinem ersten Feldzuge, erkennt unser Verfasser Bonaparte ganz als den Mann, als der er sich später dokumentirte, den genialen General und Strategen, dem Alles, was er thut, spricht und denkt, nur Mittel zum Zweck ist, dessen Zweck aber die Befriedigung eines schrankenlosen Ehrgeizes ist, der ihn vor keiner Lüge, keiner Falschheit, keiner Treulosigkeit zurückschrecken läßt. Schon jetzt keimen in seinem Innern alle jene großen Plane, die späterhin sein Haupt mit Lorbeeren bedeckten, die Vernichtung Englands durch direkte Invasion und Unterwerfung des Orients, die Herrschaft der Welt im Bunde mit Rußland. Ob seine Pläne in diesem Augenblicke schon so hoch gingen, wir wollen es dahingestellt sein lassen; jedenfalls aber zeigte er, welcher Doppelzüngigkeit er fähig sei bei der Umgarnung und dem Verrath an Venedig und Genua, welcher kriegerischen Leistungen, bei dem Einbruch in Oesterreich, das sich nur durch den Waffenstillstand von Leoben zu schützen vermag, und daß seine gewaltigen Pläne damals den Orient schon mit in ihre Combinationen zogen, das geht unwiderleglich aus der Hast hervor, mit der er, laut den von Sybel beigebrachten Depeschen, auf einen endlichen Abschluß mit Oesterreich drängte und die, weit später, als er gehofft hatte, zu dem Schluß von Campo Formio führte. So war denn hier ein Abschluß erreicht; wie aber der damalige Leiter der österreichischen Politik, der von Sybel mit höchster Sorgfalt geschilderte Minister Thugut, darüber dachte, das geht aus seiner Correspondenz mit des Kaiser Franz' Vertrauten, dem Grafen Colloredo, hervor, dem er nachweist, wie er zu diesem Frieden durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, wie aber die Stunde der Abrechnung noch nicht gekommen sei.

„Im Augenblicke der Unterzeichnung eines nach sechsjährigem

Blutvergießen zu Stande gekommenen Friedens, schließt Sybel, welche Aussichten für Europa: das französische Hetzen gegen die Schweiz und Rom, das Drängen des Directoriums auf das linke Rheinufer, die glühenden Entwürfe Bonaparte's gegen den Orient und auf der andern Seite Thugut's Erquickung bei der Umstimmung Kaiser Paul's, und demnach der Entschluß, sobald wie möglich den neuen Waffengang zu versuchen. Am 17. October (1797) war die erste Coalition gegen Frankreich aufgelöst worden; eine Woche später war der Keim zur zweiten gelegt."

So ist denn mit diesem ersten Bande der Fortsetzung der Revolutionsgeschichte unsere Kenntniß für die Geschichte der Jahre 1795—97 nach jeder Richtung hin auf das Schätzbarste bereichert. Wir sind überzeugt, daß das hoffentlich nicht mehr ferne Erscheinen des zweiten Bandes ein ähnliches Resultat für die Ereignisse der Jahre 1798—1800, die ägyptische Expedition, den italiänisch-schweizerisch-deutschen Krieg, den Staatsstreich und das Consulat zur Folge haben wird. Isaacsohn.

Das Buch Gramont's über den Ausbruch des deutsch-französischen Krieges.*)

Dieser neue Versuch, dem leitenden preußischen und deutschen Staatsmanne die ganze Verantwortlichkeit des Kriegs-Ausbruches im J. 1870 auf die Schultern zu wälzen, ruht auf ebenso schwacher Grundlage, wie der vorjährige des Grafen Benedetti und wird wegen seiner offenkundigen, inneren Widersprüche an dem gesunden politischen Verstande des europäischen Publikums geradeso scheitern, wie jener. Der Verfasser thut in der Einleitung seines Buches zwar so, als wenn er ganz neue Enthüllungen zu machen hätte, aber davon ist in dem Buche selbst nichts zu finden; es müßte denn der angeblich vom Grafen Bismarck an Prim geschriebene, aber nirgends schwarz auf weiß vorhandene und auch vom Herzog von Gramont nicht selbst gelesene, sondern nur auf irgend welche, ihm als glaubhaft erscheinende Weise zu seiner Kenntniß gekommene Brief sein, worin Bismarck gesagt haben soll, daß die spanische Candidatur des Prinzen von Hohenzollern an sich allein schon eine herrliche Sache sei, die man nicht preisgeben, sondern im richtigen Augenblick benützen müsse. Angenommen, ein solcher Bismarck'scher Gedanke sei wirklich einmal ausgesprochen worden, wäre darin wohl etwas Anderes zu suchen, als das Bestreben des deutschen Staatsmannes, für den Fall, daß es Frankreich gelinge, seine, bei dem Luxemburger Handel noch glücklich zurückgedrängten Rheingelüste früher oder später doch in einem Kriege gegen Deutschland zum Durchbruch zu bringen, dann mindestens jenseits der Pyrenäen kein Herrscher regiere, auf den es unbedingt rechnen könne?

Bismarck's Unterstützung der Hohenzollern'schen Candidatur hatte jedenfalls nur einen negativen Zweck — eine wirkliche Allianz der ethnologisch, historisch und religiös einander antipathischen Völker Deutschlands und Spaniens herbeizuführen, fällt einem Staatsmanne wie Bismarck sicher nicht ein — während Frankreich in dem Aufgreifen des Gedankens, Prinz Leopold von Hohenzollern sei ein neuer Karl V., den positiven Zweck verfolgte, einen casus belli aus der Erde zu stampfen und diesen, auch nachdem Prinz Leopold seine Candidatur aufgegeben, gleichwohl vermittelst der frechen Zumuthung an den König von Preußen durchzusetzen, daß er Frankreich wegen jener Candidatur um Entschuldigung bitte und sich für den Fall, daß es den Spaniern künftig einmal wieder einfallen sollte, ihre Blicke auf einen Hohenzoller zu werfen, sich anheischig mache, daß seine Familienglieder auf eine solche Idee nicht eingehen. In seiner Naivetät verräth Herr v. Gramont, daß der Urheber dieser frechen Zumuthung Napoleon III. selbst gewesen, indem dieser nach der Verzichtleistung des Prinzen Leopold, wodurch jeder Kriegsconflict für den Augenblick beseitigt war, durch ein Schreiben vom 12. Juli an Gramont, das dieser in seinem Buche mittheilt, die bekannten Chauvinisten Duvernois und David veranlaßte, im Gesetzgebenden Körper den Antrag zu stellen, daß der König von Preußen zu einem solchen demüthigenden Versprechen diplomatisch aufgefordert werde!

Das ganze Buch des Herrn von Gramont macht den Eindruck einer Diatribe diplomatischer Empfindlichkeit darüber, daß der deutsche Staatsmann mehr Scharfblick hatte und die Eventualität politischer Schachzüge besser zu berechnen verstand, als die gesammte französische Nachfolgerschaft der Mazarin, der Richelieu und der Talleyrand. Ueberall unverhohlener Aerger darüber, daß sich die deutsche Diplomatie vor dem Kriege nicht ebenso hat düpiren lassen, wie die englische und die österreichische vor dem Krim-, vor dem italiänischen und vor dem mexikanischen Kriege. Dieser Bismarck hat sich unterstanden, nicht allein klüger zu sein, als die Gramont und die Metternich in Paris, die die Buol und die Beust in Wien, die Gladstone und die Granville in London, sondern auch allen Hintergedanken des schlauen korsischen Epigonen zuvorzukommen! Ein solches Verbrechen ist natürlich in den Augen eines gewiegten Diplomaten, wie Gramont, der so lange in Rom und Wien mit Erfolg im Dienste Napoleon's III. gearbeitet, unverzeihlich.

Aber, mein Herr v. Gramont! nicht darauf kömmt es an, nachzuweisen, wer seine Armeen am Frühesten zur Kriegführung vorbereitet und aufgestellt, nicht darauf, wer von beiden Gegnern einen besser berechneten Plan verfolgt hatte, bei einem ausbrechenden Kriege die anderen Mächte entweder als Verbündete zu gewinnen, oder doch zu neutralisiren, sondern einzig und allein darauf, auf welcher Seite befanden sich historisch und naturgemäß die Kriegs- und die Eroberungs-Gelüste, auf welcher dagegen ebenso historisch und naturgemäß der Wunsch, den Weltfrieden zu sichern und die Kultur der Menschheit zu fördern — darauf allein kommt es an, wenn wir in dieser streitigen Sache die Weltgeschichte als Weltgericht wollen entscheiden lassen.

*) La France et la Prusse avant la guerre. Par le duc de Gramont, ancien ministre des affaires étrangères. Paris, E. Dentu. (Berlin, B. Behr's Buchhandlung. 426 S. gr. 8.)

England.

Victor Scheffel's „Gaudeamus", von Charles G. Leland.*)

Der Philister schmaucht im Lehnstuhl am Ofen seine Pfeife und stöbert in staubigen Büchern, derweil seine „Alte" neben ihm Strümpfe stopft für die Kinder, die schon zu Bett gebracht wurden. Ihm fällt ein kleines Heft in die Hand und er liest und blättert und blättert und liest.

„Alte, heut wird ein Seidel getrunken!"

Und wieder liest er und summt vergnügt vor sich hin.

*) London, Trübner & Co., 1872.

„Alte, noch ein Seidel! Nein, gleich zwei, gleich ein halb Dutzend! Gaudeamus! Hol' der Kukuk das Philisterleben!"

„„Aber Mann, sei doch verständig!""

„Verständig soll ich sein? Im Gegentheil! Das ist's ja gerade: Los sein will ich den Verstand; toll sein will ich wieder wie in der Jugend! Ja, ich war ein flotter Bursch, lustig und frei bei Zechersang und Becherklang.

Raus da, Raus da aus dem Haus da!

Die alte Arche muß wieder flott werden und mag die ganze verständige Welt auf dem Kopf stehen!

Aber Bier her, Bier her! Mir ist zu Muth, wie dem melancholischen Urmenschen, der auf seinem Pfahlbau sitzt und seufzt, daß noch kein Bier in der Welt ist. Alte, hast du die assyrischen Inschriften im Museum gesehen? Ich will sie dir erklären:

Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon
Da kneipt ein Mann drei Tag,
Bis daß er steif wie ein Besenstiel
Am Marmortische lag. — — —

Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon
Da bringt der Kellner Schaar
In Keilschrift auf sechs Ziegelstein
Dem Gast die Rechnung dar.

„„Ach du lieber Gott"", sagt die „Alte" und denkt, ihr Gatte sei verrückt geworden.

Und ein wenig stimmt's auch, aber es ist nur ein Zug von dem „holden Wahnsinn" der Musensöhne, welcher dem Deutschen bisweilen noch im Alter, und sei er auch ein hochehrwürdiger Pfarrherr, oder ein hochweiser Richter, oder gar ein hochstandhafter Kultusminister geworden, zu Kopf steigt, wenn er die lieben lustigen, tollen Lieder der Jugend und insonderheit Victor Scheffel's Gaudeamus durchblättert.

Ob diese Lieder auf englische Musensöhne und dann auf englische Philister ähnlich zündend wirken werden, das wissen wir nicht, aber das wissen wir, daß uns selbst diese schönen deutschen Thorheiten im neuen Gewande der englischen Sprache einen unendlichen Spaß gemacht haben.

Man merkt dem Uebersetzer an, wie er sich mit Behagen dem holden Wahnsinn des deutsch-akademischen Kneiplebens hingegeben hat.

Es rauscht in den Schachtelhalmen,
Verdächtig leuchtet das Meer,
Da schwimmt mit Thränen im Auge
Ein Ichthyosaurus daher.

The rushes are strangely rustling,
The ocean uncannily gleams,
As with tears in his eyes down gushing,
An Ichthyosaurus swims.

He bewails the frightful corruption
Of his age, for an awful tone
Has lately been noticed by many
In the Lias formation shown u. s. w.

Oder das famose melancholisch-rheumatische Lied vom urgeschichtlichen Pfahlbauer, der bitter klagt, daß er zu früh auf die Welt kam, wo noch gar nichts drauf los ist und dann elendiglich untergeht.

„In stocks I would gladly grow wealthy,
But exchange is not yet understood:
A good glass of beer would be healthy,
But never a drop has been brewed. — — —

Nicht minder packend, auch in der Uebersetzung, sind die anderen prähistorischen und urgeschichtlichen Gesänge Scheffel's, welche den geologischen Vorträgen seines Freundes Pastor Schmezer in Heidelberg ihre Entstehung verdanken.

Wir erwähnen außer dem obengedachten Liede vom schwarzen Wallfisch in Ascalon, noch besonders das philosophisch beschauliche, weisheitduftende Guano-Lied.

Der Raum gestattet uns nicht, größere Proben zu geben, doch mag von den Rodenstein-Liedern wenigstens eines citirt werden.

Und wieder sprach der Rodenstein:
Halloh, mein wildes Heer!
In Aßmanshausen fall ich ein
Und trink den Pfarrer leer.
Raus da! raus aus dem Haus da!
Herr Pfarr', daß Gott Euch helf'.
Giebt's nirgends mehr ein' Tropfen Wein
Des Nachts um halber Zwölf?

Again outspoke the Rodenstein —
Hurrah! wild army: — fly!
In Assmanshausen there is wine;
Let's drink the parson dry!
Rouse there! rouse out o' th' house there!
Now, priest, God help your like,
If there be left one drop of wine
When you hear midnight strike.

Den Scheffel'schen Gedichten läßt der Uebersetzer noch einige in demselben übermüthigen Geiste gehaltene Studenten-Lieder anderer Autoren der „neuen Schule", wie er sagt, folgen.

Dem Ganzen vorangestellt finden wir eine hübsche Biographie Scheffel's, in welcher Leland, der Anglo-Amerikaner, unter Anderem den Ekkehard unseres Dichters den besten Novellen Walter Scott's an die Seite stellt.

Wer so recht den Geist der Scheffel'schen Poesie begreifen will, so schließt er, „der mag gehen nach der fröhlichen Pfalz und nach ihrer alten Hauptstadt Heidelberg." Da wird er die biederen, lustigen und humorvollen Charaktere der Gedichte Scheffel's finden und vorzüglich die Prototypen jener durstigen Seele, des Rodensteiners, der seine drei Dörfer bei der Kneiperei „zu Heidelberg im Hirschen" verpfändete und schließlich seinen Durst den Studenten vermachte. Und wer da hinunterschaut von den Ruinen des Schlosses über die schönen Thäler des Neckar und des Rhein, der wird vielleicht die Begeisterung verstehen, welche unser Dichter für diesen gesegneten Platz fühlt, da er singt:

„Und stechen mich die Dornen,
Und wird's mir draus zu kahl,
Geb' ich dem Pferd die Spornen,
Und reit' ins Neckarthal."

Das Buch ist bei Trübner in London, der sich durch Uebermittelung der Produkte deutschen Geistes an die Engländer schon so vielfaches Verdienst erwarb, erschienen, undzwar in einer Ausstattung, wie sie dem deutschen Original wohl noch lange nicht zu Theil werden wird. J. M.

Belgien.

Das Mäuselein.

Nach einem Liede von A. Antheunis in „De Zweep" Nr. 11, 1872, 17. März.*)

Still stand die Wiege, das Kind schlief fest,
Ein Mäuselein sich blicken läßt,

*) Es ist daselbst zugleich die eigene Composition des Dichters mitgetheilt.



Wippelndes, trippelndes Ding! :,:
Es dreht das Köpfchen hin und her,
Es hüpft und tänzelt kreuz und quer,
Hin und her, kreuz und quer.
Mach' kein Geräusch, o Mäuselein!
Sonst fängt mein Kind gleich an zu schrei'n.

Das Mäuselein nimmt sich wohl in Acht,
Es schleicht zur Wiege sacht, ganz sacht,
Wippelndes, trippelndes Ding! :,:
Es schaut und schnuppert ringsumher,
Wo wohl ein Krümchen Kuchen wär',
Kuchen wär', Kuchen wär'.
Mach' kein Geräusch, o Mäuselein!
Sonst fängt mein Kind gleich an zu schrei'n.

Und alle Krümchen, die da sind,
Die gönnt dir alle gern mein Kind,
Wippelndes, trippelndes Ding! :,:
Wie hat's geschmeckt dem Mäuslein doch!
's ist eins, zwei, drei in seinem Loch,
Seinem Loch, seinem Loch.
Mäuselein, hast es gut gemacht:
Mein Kindlein schläft, nun gute Nacht!

Schloß Corvey. Hoffmann von Fallersleben.

Kleine literarische Revue.

— **Eine polnische Lebens-Tragödie.** Es giebt unter den Völkern, wie unter den Individuen, solche, die zu tragischen Geschicken gleichsam prädestinirt erscheinen; ihre eigenthümliche Begabung muß sie mit den umgebenden Verhältnissen in verhängnißvolle Conflicte verwickeln, das sieht Jeder, der unbefangenen Blickes ihrer Entwicklung folgt. Eine solche Nation ist die polnische, und die große Tragödie, deren einzelne Acte die verschiedenen Erhebungen des unglücklichen Volkes sind, birgt unzählige einzelne Lebens-Tragödien in sich. In „Ladislas Bolski"*) hat Victor Cherbuliez, der wohlbekannte Genfer, ein tieferschütterndes Seelengemälde vor uns entrollt, dessen Hintergrund Polen und seine heroischen und doch so ohnmächtigen Bestrebungen bilden. Vielleicht kann nur ein freier Schweizer wie Cherbuliez den ganzen Schmerz des polnischen Volkes in seiner vollen Schärfe mitempfinden; dennoch ist er keineswegs blind gegen den Theil der Schuld, den die Polen selbst an diesem tragischen Conflicte tragen; läßt er doch seinen Helden selber es aussprechen: „Was uns vor Allem fehlt, ist die Disciplin des Willens", aber mit warmem Gefühl weiß der Verf. auch dem Heldenmüthigen, Entsagenden, das in der polnischen Natur liegt, gerecht zu werden. M. St.

— **Shakspeari Julius Caesar.****) Director Hilger's hat für seine lateinische Uebersetzung von Shakespeare's Julius Cäsar in Versen, nach langem Suchen (cf. Shakespeare-Jahrbuch 1871, p. 369), endlich einen Verleger gefunden. Nach dem Urtheil tüchtiger Lateiner, ist die schwierige Arbeit — u. A. sind die Volksscenen in Volkslatein übertragen — in vorzüglicher Weise gelungen. Wir wollen nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der Philologen auf dies für sie gewiß interessante Curiosum zu lenken.

*) Ladislas Bolski. Roman von Victor Cherbuliez. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1871. (Lieferung 1135—1140 des Neuen belletristischen Lesekabinets der besten und interessantesten Romane aller Nationen.) 2 Bde.

**) Dessau, Albert Reißner, 1872.

— **Der Heerwurm in der ehstnischen Sage.** Die Züge des Heerwurms oder der Processions-Raupe haben bekanntlich dem Aberglauben große Nahrung geliefert. Das aus unzähligen Räupchen zusammengeballte und sich schlangenartig fortwälzende Ungeheuer, welches unlängst der „Gartenlaube" Stoff zu einem recht anziehenden Artikel gab, ist dem Ehsten-Volke unter dem Namen Feindschafts-Strick (waenu köis) bekannt und spielt auch in den Sagen vom Kalewsohn eine Rolle. Auf seiner abenteuerlichen Fahrt zur Entdeckung des Endes der Welt an ein Ufer gelangend, wo ihm geschwänzte Menschen mit Hundeleibern die Landung wehren, besteigt der Kalewide ein tüchtiges Streitroß zu ihrer Bekämpfung (16. Gesang, V. 901 ff.):

Doch ein fremdes kleines Männlein
Festete den Strick der Feindschaft;
Kreuzweis vor des Rosses Füßen;
Bäumte da das gute Roß sich,
Schaudernd vor der Feindschaft Stricke,
Strauchelte ganz unversehens,
Stürzte auf die weite Fläche,
Fand den Tod im moos'gen Sumpfe.

Der Held verflucht den Verstricker (wõrgutaja) und entwurzelt in seiner Wuth eine Eiche, mit welcher er das ganze Land aufwühlt. Ihm selber thut der Heerwurm nichts an, und erfährt man auch nicht, was aus diesem und dem Männlein, das ihn geknüpft, geworden. Sch.

— **„Zur methodischen Uebung des Klavierspiels."** Die Musik hat unter den Bildungsfaktoren unseres modernen Lebens eine sehr entschiedene Stellung eingenommen und behauptet dieselbe so siegreich, daß es wohl an der Zeit erscheint, die bisherige Lehrmethode dieser allgemein verbreiteten Kunst ebenso einer genaueren Prüfung und Sichtung zu unterwerfen, wie es mit den Lehrmethoden fast aller anderen Disziplinen geschieht. Einen höchst schätzenswerthen Beitrag zur Lösung dieser Aufgabe liefert E. Breslaur in seinen „Musik-pädagogischen Flugblättern",*) die wir allen Lehrenden und Selbststudirenden dringlich empfehlen. Herr Breslaur ist Lehrer an der „Neuen Akademie der Tonkunst" zu Berlin und hat also reichlich Gelegenheit, seine Theorieen die Feuerprobe der Erfahrung bestehen zu lassen. Sie beruhen jedenfalls auf gesunder Grundlage und, was das Wichtigste ist, sie bezwecken das ästhetische Moment des Klavierspiels, das gerade beim ersten Unterricht so leicht vernachlässigt wird, weil man fälschlich glaubt, es immer noch nachholen zu können, mehr als bisher in's Auge zu fassen. Wir wünschen den verdienstlichen Blättern weiteste Verbreitung in den betreffenden Kreisen. M. St.

*) Berlin, Trautwein's Buch- u. Musikhandlung (M. Bahn), 1871.

— **Der Dorfnotär.** Von diesem ethnographisch-psychologischen Sitten-Romane des Freiherrn Joseph von Eötvös ist soeben die dritte Auflage in der deutschen Gesammtausgabe der Werke des berühmten ungarischen Dichters und Staatsmannes in A. Hartlebens Verlag zu Wien und Pest erschienen.

— **„Talisman gegen das Unglück,"** von Victor Welten.*) Ein Büchlein von 30 Seiten in 12., in welchem der Verfasser fremde und eigene Gedanken zur Tröstung in Schmerz und Leid zusammengestellt hat. Es findet sich mancher herrliche, tiefe Gedanke in dieser Sammlung, die jedoch auf den stolzen Titel, der ihr gegeben ist, keinerlei Berechtigung hat. Die eigenen Gedanken des Herausgebers sind die unbedeutenderen, und auch die fremden sind bereits in vielen anderen, ähnlichen Anthologieen treffender und fesselnder zusammengestellt.

*) Göttingen, Verlag von Hans Elliffen, 1872.

Literarischer Sprechsaal.

König Karl XV. von Schweden, dessen Poesieen die Ehre zu Theil geworden, in zwei verschiedenen Uebersetzungen dem deutschen Publikum dargeboten zu werden, welches jedoch keinen Geschmack daran gefunden, macht sich jetzt auch als prosaischer Autor bemerklich. Eine unter der Chiffre C. (welches, mit oder ohne Krone, die bekannte Signatur des königlichen Verfassers ist) erschienene Schrift über den Vorpostendienst im Felde, nach den bei den letzten schwedischen Feldmanövern gemachten Erfahrungen, welche Schrift der König selbst an seine Generale vertheilt hatte und die auch an die militärischen Freunde Carls XV. im Auslande gesandt worden war, hat sich besonders der Anerkennung der schweizerischen Militärzeitung und des bekannten Colonel Rüstow zu erfreuen, der das Glück und die Ehre hat, mit König Carl XV. in seinen Ansichten über Frankreich und Deutschland und in seinen Abneigungen gegen Preußen vollständig übereinzustimmen. Eine andere kriegswissenschaftliche politische Abhandlung, die vor einiger Zeit im Stockholmer Aftonblad, einem dem Hofe sehr nahestehenden Blatte, abgedruckt und ebenfalls mit der Signatur C. versehen war, ist, weil sie im Auslande, namentlich in der Londoner Times zu sehr anzüglichen Bemerkungen Anlaß gab, zwar, als nicht von Carl XV. herrührend, vom englischen Gesandten in London desavouirt worden, aber in Stockholm selbst hegt man keinen Zweifel über die königliche Autorschaft dieser Abhandlung, die dem vom Reichstage verworfenen, aber vom Könige sehr begünstigt gewesenen Gesetz-Entwurfe zur Reorganisation des schwedischen Heeres gewidmet ist. In dieser Abhandlung war entschieden Partei für Rußland im Gegensatze zu England genommen worden. „England", heißt es darin, „ärntet jetzt bereits in dem Mißtrauen und in der Geringschätzung der Völker die Früchte seiner heuchlerischen Freiheitsliebe, seiner berechnenden Freihandels-Politik und seiner nur zu lange mit Erfolg gekrönten Bestrebungen, die Wunden Polens aufzureißen und dadurch die Aufmerksamkeit Europa's von seiner herzlosen Gier nach Erwerb in Indien und von seiner Unterdrückung Irland's abzulenken." — Dies ist natürlich in England mit Erstaunen gelesen worden, und die darauf erfolgten Reclamationen haben die betreffende diplomatische Erklärung des schwedischen Gesandten in London veranlaßt. Weit mehr jedoch als gegen England ist der Gedankengang der Abhandlung gegen Deutschland und Preußen gerichtet. Der Verfasser findet, daß die Vereitelung des Planes zur Reorganisation der schwedischen Armee um so mehr Bedenken erregen müsse, als Preußen, im Besitze der fünf Milliarden, „die es sich für seine Bemühungen um die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts von Frankreich zahlen läßt, fortan rast- und rücksichtslos an seiner kriegerischen Größe arbeitend, bald genug in den Stand gesetzt sein werde, Hunderttausende von Kriegern mit viel größerer Leichtigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit nach unseren Küsten zu senden, als einst Schweden sein viel kleineres Heer in entgegengesetzter Richtung einschiffen und an's Land setzen konnte." — Man sieht, daß der Autor dieser Abhandlung als Politiker noch viel schwächer und unbedeutender ist, wie als Poet.

Während wir das neue Buch des Herzogs von Gramont lasen, fielen uns die folgenden Aussprüche großer Landsleute des Herrn Herzogs ein, welchen wir nichts Weiteres hinzuzufügen brauchen:

Olivier (d. h. der Aeltere, der berühmtere Kanzler von Frankreich, welcher 1560 starb) sagte: „Die Franzosen gleichen den Affen, welche an einem Baum hinanklettern, von Zweig zu Zweig springen und nicht eher ruhen, bis sie auf den Gipfel gekommen, von wo sie dann ihre Blöße in aller Herrlichkeit zeigen".

Ferner schreibt Montaigne, der große Lebenskünstler um 1580: „Schon in der ältesten Zeit hat man unserer Nation das Laster des Lügens vorgeworfen. Schon Salvianus Massiliensis, zur Zeit des Kaisers Valentinian, sagte: Unter den Franzosen sind Lügen und Meineid nicht Laster, sondern nur Redensarten". Montaigne fügt hinzu (im 18. Cap. des 2. Buchs der Essais): zu seiner Zeit werde gut lügen zu können sogar als eine Tugend betrachtet, und an anderer Stelle (III. 9): „Ich bemerke bei diesen Spaltungen Frankreichs, daß jeder Theil sich alle Mühe giebt, seine Sache zu vertheidigen, aber sogar die Besten mit Verstellung und Trug".

Wie öffentliche Blätter berichten, steht nächstens das Erscheinen einer authentischen Geschichte des Krieges von 1870—71 bevor. Dieselbe wird, unter specieller Leitung des Obersten v. Verdy, vom Großen Generalstabe, bearbeitet von diesem unter Hinzuziehung sächsischer, bayerischer und württembergischer Officiere, in 10—12 Heften erscheinen und unbedingt ein Nationalwerk und das zuverlässigste Geschichtsbuch über diesen Krieg werden. Subscription für das ganze Werk, dessen Preis später erhöht werden wird, nimmt schon jetzt die Mittler'sche Sortimentsbuchhandlung für Militair-Wissenschaften in Berlin an.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 6. April 1872. [Nº 14.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Saat für die Zukunft.*)

„In meiner 1870 erschienenen Preisschrift über den Religions-Unterricht in der Volksschule habe ich gesagt: „als nächste und wichtigste Preisaufgabe müßte an die denkenden Lehrer die Forderung gestellt werden, eine geeignete Sittenlehre für die Volksschule zu schreiben", und da ich von vielen Seiten wiederholt aufgefordert wurde, das gewünschte Werk selbst auszuführen, so unternahm ich es mit dem vollen Bewußtsein der Schwierigkeit des Stoffes und der Hoffnungslosigkeit baldigen Erfolges. Vorarbeiten waren bekanntlich nirgends vorhanden, und darum schon muß das Buch ein unvollkommenes sein, denn noch nie fand ein Einzelner das Ganze. Aber es steht — danach habe ich gestrebt — überall im Einklang mit der Natur der Welt und des Menschen, und wird genügen bis Besseres kommt. In dieser Hinsicht wage ich an alle Collegen die Bitte, mich mit Rath und That zu unterstützen. Durch Kritisiren wird kein gutes Buch geschaffen, wohl aber durch Verbessern. Jeden Vorschlag zur Abänderung des Mißlungenen, Ergänzung des Unvollständigen u. s. w. werde ich, als eine Gabe auf dem Altar der Menschheit, mit Dank entgegennehmen, und gern die Namen der edlen Geber neben dem meinigen nennen. Viele Werke über denselben Gegenstand schaden, denn sie zersplittern die Kraft und verwandeln die Sache in hundertköpfige Partei. Ich würde es als ein hohes Glück ansehen, wenn ich von dem Titelblatte der möglichen folgenden Ausgaben meinen Namen streichen, und dafür setzen könnte — „die Lehrer Deutschlands."

So spricht der Verfasser in der kurzen Vorrede eines Büchelchens von noch nicht hundert Seiten, die aber an gewichtigem Inhalt viel Tausend andere aufwiegen. Dieser „Sittenlehre für confessionslose Schulen" fehlt nichts, als daß sie sich noch nicht im Gebrauch der Schulen befindet. Sollte es überhaupt möglich sein, das Elend menschlicher Zustände nicht blos scheinbar und auf der Oberfläche, sondern in Wahrheit und gründlich zu bessern, so kann dies allein dadurch geschehen, daß man die Menschen urtheilsfähiger und besser macht. Nur wenige Zeloten dürften heut noch behaupten, der Glaube an gewisse unbegreifliche Dogmen leite zu diesem Ziel; aber obschon die unendliche Mehrzahl der Einsichtigen davon überzeugt ist, ein vernünftiger Jugendunterricht sei das zu versuchende Mittel, fehlen die Männer der That, welche diesen Unterricht einführen. Mit unverständlichem Wortkram füllt man die Köpfe der jedem Eindrucke offenstehenden Kinder, während Fricke's § 2, „Pflichten gegen Gott," also lautet:

a. Gott ist das höchste und vollkommenste geistige Wesen.

b. Seine Eigenschaften sind für Kinder noch nicht faßbar.

c. Rücksichtlich der Pflichten gegen Gott muß sich aber jedes Kind schon folgenden Satz einprägen: Erfülle alle Pflichten gegen Deine Mitmenschen, so hast Du damit auch die hauptsächlichsten Pflichten gegen Gott erfüllt. — Eine Anmerkung verweist dann wegen alles sonst hierher Gehörigen auf den Religions-Unterricht. Wie einfach und richtig ist das, aber wie lange wird es noch währen, bis es in der Volksschule gelehrt wird!

Dr. Fricke theilt die Sittenlehre in zwei Kurse, in die besondere und in die allgemeine, und bemerkt dazu in der Vorrede: „Daß ich die besondere Sittenlehre der allgemeinen vorausgeschickt habe, ist zwar unlogisch, aber gewiß pädagogisch. Das Allgemeine als das Abstracte mußte der Oberclasse, dem letzten Jahre des Schulunterrichts, vorbehalten bleiben. Auch die daraus nothwendig entspringenden Wiederholungen dürften nur wissenschaftlich, nicht didactisch tadelnswerth sein." Offenbar hat er Recht.

Ohne je eines Dogma's oder eines von außen kommenden Gebotes zu bedürfen, erbaut der Verfasser auf dem sicheren Boden des rein Menschlichen sein fest gefugtes System der Pflichten. Der gute und der böse Mensch gelangt im Verlauf des ersten Kursus zum anschaulichen Verständniß des Kindes; im zweiten wird der gereifteren Jugend das Wahre, Gute und Schöne, der freie Wille, das Gewissen, Ursprung und Wesen des Bösen und des Guten, die Tugend und das Laster, und was sonst dem sittlichen Gebiet angehört, in schlichter und völlig genügender Weise klar zum Bewußtsein gebracht. Beide Kurse enthalten für den Lehrer eine Fülle von Beispielen aus der Geschichte, und eine große Zahl passender Sprüche, die meistens unsern besten Schriftstellern entnommen sind, wird, wie auch Fricke meint, nach der Besprechung fast von selbst haften, ohne durch gedankenloses Auswendiglernen der Jugend ihre goldenen Minuten zu verkümmern. Die weiteste Verbreitung des vortrefflichen Buches bei Eltern und Lehrern ist dringend zu wünschen; es verdient sie im hohen Maß.

O. S. S.

*) Sittenlehre für confessionslose Schulen, von Dr. Wilhelm Fricke, Rector a. D. — Gera, Verlag von Paul Strebel, 1872.

Dan. Sanders: Deutsche Synonymen.*)

Die Franzosen haben in Littré einen Lexikographen und Sprachkenner, von dem man gesagt hat, daß er allein eine ganze

*) Wörterbuch deutscher Synonymen, von Daniel Sanders. 1. Lief. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1871.

Akademie aufwiege, den aber die „Unsterblichen" erst vor Kurzem in ihren Reihen aufgenommen haben; auch Deutschland kann ein Pendant zu dem gefeierten Franzosen aufweisen, einen Mann, dem die zünftige deutsche Sprachforschung durch allerhand kleine Künste die wohlverdiente Anerkennung eine Zeit lang entzogen oder geschmälert hat, der aber, ganz auf sich selbst gestützt, wissenschaftliche Erfolge ersten Ranges errungen hat, so daß heutzutage der Fluch der Lächerlichkeit, welcher bekanntlich der allerschlimmste ist, den träfe, der jetzt noch die früheren, durch hohe Autoritäten gedeckten Vorurtheile festhielte. Wir sprechen von Daniel Sanders, dem fleißigen, gelehrten, scharfsinnigen und allerdings auch — scharfen, deutschen Sprachforscher, dessen Wörterbuch auf der Höhe der Leistungen steht, welche nicht den Ruhm des Autors allein, sondern auch den nationalen Ruhm mehren, dessen Werk zuvörderst den bei Arbeiten dieser Art gar nicht zu unterschätzenden Vorzug hat, daß es fix und fertig ist und von Jedermann benutzt werden kann. Der Werth dieser Leistung ist jetzt, wenn auch unter schweren Kämpfen zu solcher Anerkennung durchgedrungen, daß selbst die ursprünglichen Gegner desselben jetzt einer neuen Arbeit Sanders auf lexikographischem Gebiete die ernste und sorgfältige Beachtung zuwenden, welche nur die Werke hervorragender Schriftsteller auf sich zu ziehen pflegen.

Auch das Wörterbuch deutscher Synonymen, dessen erste Lieferung uns vorliegt, trägt den Stempel einer gediegenen und tüchtigen Arbeit und ist nach seiner Anlage auch für den praktischen Gebrauch solcher, die, ohne ihren Kopf mit gelehrtem Ballast zu beladen, sich die feinen Begriffs-Unterschiede der oft eine große Gruppe bildenden Synonymen zum Bewußtsein bringen wollen, ganz vortrefflich geeignet. Sanders eröffnet in der Vorrede einen kurzen Feldzug gegen diejenigen, welche die Synonymik zumeist etymologisch behandeln. Hierbei ist unseres Erachtens ein Unterschied zwischen alten und neuen Sprachen zu statuiren. Handelt es sich um eine Sprache, die in lebendigem Gebrauch ist, so verdient allerdings die Etymologie nur eine nebensächliche Berücksichtigung für die Begriffs-Definition, obgleich sie nach einer anderen Seite unsere Aufmerksamkeit verdient. Denn es ist gewiß interessant, zu beobachten, auf welchem Wege der Sprachgebrauch zwei aus ganz verschiedenen Stämmen abgeleitete Wörter zu derselben Bedeutung hingeführt hat. Dieser Proceß hat indeß weit mehr ein volkspsychologisches und sprachgeschichtliches, als ein die Synonymik förderndes Interesse; es ist im Gegentheil wohl denkbar, daß die Synonymik darunter leidet, wenn die Etymologie in den Vordergrund gerückt wird. Denn der Sprachgebrauch ist tyrannisch und macht oft ein Wort einem Begriffe dienstbar, auch wenn der Name des Wortes diesem Begriffe nur entfernt verwandt ist; der Sprachgebrauch ist eben nicht so gelehrt als viele Philologen und nimmt, wie mancher große Staatsmann den Stoff, den er braucht, wo er ihn findet. Hier gilt es, mit feinem Ohr der Rede des Volkes zu lauschen, um die zarten Nüancen herauszuhören. Wir dürfen nicht fragen: woher kommt das Wort, sondern wie wendet das Volk in Schrift und Sprache dasselbe an, und die Aufgabe des gelehrten Sprachforschers ist es, descriptiv zu verfahren und die zarten Unterschiede, welche das Volk instinktiv festhält, die aber, weil man sie nicht mit vollem Bewußtsein anwendet, häufig vermischt werden, genau zu begränzen, klar und scharf bei jedem Worte aufzuzeichnen, wie weit sein Gebiet reicht. Es ist nicht leicht, hier die Gränzpfähle zu stecken, weil ja eben bei Synonymen die Gränzen nicht jedem sichtbar sind, weil es eines gutgeschulten, logischen Kopfes bedarf, um das Schiedsrichteramt korrekt und klar auszuüben.

Anders stellt sich das Verhältniß bei den alten Sprachen heraus: die Sprache ist todt; der Puls steht still, wir können nicht mehr die Nüancen aus dem täglichen lebendigen Gebrauch heraushören; das Lexikon überliefert uns oft ein halbes Schock Wörter, die alle zu einer Begriffsgruppe gehören; aber wie soll man das Gebiet, welches ihnen zugehört, zwischen dreißig Partnern theilen? Zuerst werden wir freilich die Schriftsteller fragen und vergleichen; indeß das wird kein sicherer Anhalt sein; es bleibt uns nichts anderes übrig, als die Etymologie zu Hilfe zu rufen; wir wissen, sie ist oft unzuverlässig und führt auf Irrwege; aber, sagen wir, der Sprachgebrauch wird doch nicht regelmäßig tyrannisch mit seinen Unterthanen umspringen; er wird doch etwas auf das Herkommen geben; und so bedienen wir uns in Ermangelung eines besseren Hülfsmittels der Etymologie zur Eruirung der Begriffs-Unterschiede. Bei der deutschen Sprache jedoch haben wir solche zweifelhafte Helfer ja nicht nöthig; unsere Sprache lebt Gott sei Dank wie unser Volk in voller Gesundheit. Der Sprachforscher braucht nur hinzuhören auf die Rede der Leute, da wird er, wenn er anders zu hören versteht, schon wahrnehmen, wie jedes der Worte, die zu einer Begriffs-Familie gehören, eigenthümlich gewendet wird. Es wird uns wohl hin und wieder interessant und zuweilen auch für synonymische Zwecke aufklärend sein, zu erfahren, wie denn dieses Wort in diese Familie hineingerathen ist; aber diese Entwickelung des Stammbaumes der Worte darf nie die genaue Angabe ihres augenblicklichen Herrschgebietes beeinträchtigen; das Prinzip der sprachlichen Legitimität, der Werthschätzung eines Wortes nach Ahnen und Alter des Geschlechts, und nicht nach der gegenwärtigen Bedeutung, ist für die Synonymik fast ebenso verderblich, als die allzu starke Hervorhebung der politischen Legitimität für die Staatskunst, in beiden hat nur die Gegenwart recht.

Der Gegenwart nun zu ihrem Rechte verholfen zu haben, ist das hervorragende Verdienst Sanders. Der deutsche Sprachschatz in seinem ganzen Umfange, nicht nur in einer engherzigen Einschränkung auf klassische Autoren, ist von ihm in's Auge gefaßt worden. Sogar die Zeitungen hat der Autor nicht verschmäht; wir begegnen sehr häufig der „Nationalzeitung" als Gewähr für einzelne Definitionen, und das mit Recht; denn wo der Sprachgebrauch unseres Volkes in Erwägung kommt, da darf ein Faktor von so gewaltigem Einfluß, wie die Zeitungs-Literatur, nicht bei Seite gesetzt werden. Dies neue Werk von Daniel Sanders, ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit, Scharfsinn und liberale Erfassung seiner Aufgabe, ist der angelegentlichsten Empfehlung werth.

Dreihundert Briefe, gesammelt von Holtei.*)

Schier siebzig Jahre bist Du alt, hast manchen Sturm erlebt und am Ende wohl auch nichts weiter daraus gerettet, „als die Ehr' und das alternde Haupt".

Ja und doch mehr, viel mehr, einen beneidenswerthen Ruhm ohne Neid und mit viel ehrlicher Liebe und Freundschaft guter, edler und großer Menschen und der Besten des Volks aus zwei Jahrhunderten. Was die Leute jetzt als Geld und Capital anbeten, scheint dabei nur sehr kärglich vertreten zu sein, denn Karl von Holtei war nie ein Geldmacher, nie ein prosaisch prak-

*) Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten. Herausgegeben von Karl v. Holtei. (Die Originale befinden sich in der gemeinschaftlichen Autographen-Sammlung des Herrn Robert Weigelt in Breslau und des Herausgebers). Zwei Bände. Hannover, Karl Rümpler, 1872.

tischer Sparer, sondern ließ seine materiellen wie poetischen Werthe immer freigebig und verschwenderisch aus Herzen und Händen fliegen; aber er ist doch einer der größten Capitalisten höherer unsterblicher Werthe. Sein Ehrenplatz ist ihm in der deutschen Literatur gesichert; einige seiner Lieder und Schauspiele leben in der ganzen Breite und Tiefe des Volks, und er selbst in seiner schlesisch gutmüthigen, heiter-sanguinischen Persönlichkeit erwarb sich die Achtung, Freundschaft und Liebe unzähliger Zeit- und Strebensgenossen, mit denen er im Laufe des Jahrhunderts und während seines eigenen unruhigen Laufes durch unzählige Gauen und Gegenden Deutschlands zusammentraf. Das sind Capitalien, die nie verrosten, nie veralten.

Professor Lazarus hob in seinem wissenschaftlichen, freien Vortrage mitten in dem mammonfiebrigen Berlin den Werth dieser höheren sittlichen Schätze aus der Tiefe des deutschen Lebens mit solcher Begeisterung hervor, daß die Zuhörer zu Andächtigen wurden; namentlich pries er die psychische und Gemüths-Productivität der Kinder und Greise, die der kalten Nationalökonomie nur als Zehrer gelten. Richtig, das Kind zehrt von der Mutter, aber es blickt lächelnd zu ihr hinauf und spendet der Mutter Freuden, die mit keinem Sacke voll Geld erkauft werden können. Und nun gar erst das Alter! Erstens erzeugt es nicht selten noch goldene auserlesene Früchte ohne Spreu; und dann macht seine bloße Existenz schon viel Geld, viel sittliches und Gemüthsgeld. Was die Jugend nur schwer erringt, bringt man dem Greisenalter frei und freudig entgegen: neidlose Hingebung, Pietät. Diese Schätze sind in ihrer Wirkung auf das Volksleben unendlich erhaben über sogenannte ökonomische Werthe. So ist der „alte Fritz“ als solcher größer geworden, als der Friedrich der Große des siebenjährigen Krieges. Der alte Goethe, der alte Humboldt, der alte Grimm, der alte Grillparzer und der alte Holtei und wie die vom ganzen Volke geliebten und geehrten Greise sonst noch heißen mögen, sind auf Geist, Gemüth und Herz über Ort und Zeit hinaus im ganzen Volke wirksame und Werthe erzeugende Capitalisten geworden. Sie arbeiteten in ihrer Jugend und Manneskraft für die Gesammtheit, für die ganze Menschheit. Solche Völker, die recht viele Männer mit solchem großen, reichspendenden Herzen bis in's hohe Greisenalter lieben und verehren können, leisten auch für die Menschheit das Meiste, werden dadurch vollkommener, überlegener, musterhafter und entwickeln Reichthümer, ohne welche die Milliarden des Kriegs- und Siegesruhmes nicht nur werthlos, sondern sogar schädlich werden würden.*) Der jetzige herz-, sitten- und pietätslose Mammonismus ist geradezu eine verderbliche Seuche, gegen welche man sich nur durch Aufnahme und Verwerthung dieser sittlichen und geistigen Capitalien schützen kann. Hier nun hat sich der alte Holtei gerade als eine Art Crösus geltend zu machen verstanden. Seine dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten citiren eine Menge der edelsten Geister herbei, gegen welche die tischklopfenden und sonst mit Möbel Unfug treibenden Gespenster geistesbankerotter Engländer und Amerikaner wie elende Schatten verschwinden. Es ist ein tragisch-rührender Genuß, alle diese Dahingeschiedenen, welche im Leben und in ihren Schriften groß und gut waren und für Ideale arbeiteten und litten, hier gleichsam wieder auferstanden und versammelt zu sehen. Wie die Schatten der Unterwelt, die sich um die Opfergrube des Odysseus drängten, um neues Lebensblut zu trinken, sprechen sie schattenhaft, aber doch in eigenster Persönlichkeit zu uns und bitten um neues Leben in unserem Herzen. Viele, ja die meisten sind in dem Chaos unserer Literatur und des Lebens verschollen, verdorben und gestorben, und selbst die einst Epoche machenden Geister werden nur noch beiläufig literarhistorisch genannt, während ihre Werke ungelesen bleiben. Jeder kennt Klopstock's Messiade, aber Niemand liest sie mehr. Was ist uns jetzt Thomas Abbt oder Alxinger? Selbst unsere Literaturgrößen kennen einen Heinrich Beck oder David Beil kaum dem Namen nach. Aber sie Alle und beinahe hundert Andere, deren Briefe uns Holtei zu lesen giebt, waren einst geachtete und verdienstvolle Männer der Wissenschaft, Literatur und Kunst und leben, wenn nicht im Namen oder in ihren Werken, so doch in den von ihnen bearbeiteten Ideen und Bestrebungen fort und haben Antheil an den Kulturschätzen, welche jetzt unseren Reichthum, unsere Größe, unser Vertrauen auf weitere, schönere, innere Entwickelung des deutschen Lebens ausmachen. Da sprechen zu uns Börne, Leopold v. Buch, Bürger, Matthias Claudius, Chamisso, Charles Dickens, Eichendorf, Fouqué neben Fichte, Gottsched und Gellert neben Gleim und Goethe, Kant neben einem Hölderlin, Hebbel und Heinze, Hölty und Humboldt, Kästner und Immerman, Klopstock und Klinger, Lessing und Lichtenberg, Maler Müller und Münch-Bellinghausen, Lenau und Grün, Platen und Ida Pellet, fromme Gottesmänner und kirchenscheuende Schauspieler und Schauspielerinnen alten und neuen Ruhmes, unerbittlich strenge Denker und lustige Herumtreiber in Poesie und Prosa — welch' eine bunte, gemischte Geistergesellschaft! Und doch wie einheitlich, wie friedlich und verträglich neben einander! Sie haben Alle, Jeder auf seinem bestimmten Gebiete in dem großen Weinberge geistigen Schaffens und der substantiellsten Capital-Anhäufung, für unsere gegenwärtige Arbeit tüchtig mitgegraben, gewinzert und gekeltert. Sie gehören noch uns, sie leben noch. Und die Besten unter uns, die wir noch leben und diese Briefe lesen, fühlen es in wehmüthiger Freude, daß sie noch uns gehören, für uns gearbeitet, geopfert und gelitten haben! Und wenn wir besser, sicherer, bequemer, reicher arbeiten und genießen, so verdanken wir es ihnen, den von ihnen hinterlassenen Erbgütern.

Ich habe vergessen, die Hauptnamen des zweiten Bandes anzuführen. Wir beschränken uns auf folgende: Pückler-Muskau, Jean Paul, Rosenkranz, Rückert, Leopold Schefer, Schelling, Schenkendorf, nicht weniger als fünfzehn Briefe von A. W. v. Schlegel, Schleiermacher, Sophie Schröder, Schubart, Seume, Stägemann, Heinrich Steffens, v. Thümmel, Ludwig Tieck, Uhland, Uz (der glücklich war, für eine auf ministeriellen Befehl zu höchster Vermählungsfeier gelieferte Cantate zehn Thaler erhalten zu haben), Varnhagen v. Ense, Julius v. Voß, Johann Heinrich und Heinrich Voß, Karl Maria v. Weber, Zacharias Werner, Wieland und Zschokke. Dies sind genug; wer kann die dreihundert brieflich von den Todten auferstandenen Geister alle nennen?

Die Briefe sind natürlich nur zum Theil an den Herausgeber selbst gerichtet gewesen; und er entschuldigt sich noch wegen Benutzung derselben. „Der Empfänger wollte sich damit schmücken, sagt er selbst. „Ist diese Eitelkeit einem sonst aufrichtig bescheidenen Menschen nicht verzeihlich? Ja ich will es nicht ableugnen, ein Bißchen Prahlerei steckte hinter der Auswahl. Dem hohen Alter ist es ja verstattet, sich mitunter kindisch zu zeigen. Habe ich doch mein dürftig Lichtstummelchen oft genug im Leben selbst ausgelöscht. Warum sollt' ich es vor Thoresschluß nicht noch einmal ein Bißchen leuchten lassen, wenn bessere Leute als ich so gütig gewesen sind, es anzuzünden?“

••

*) Wohl sind Greise lange Schatten und ihre Abendsonne liegt kalt auf der Erde, aber sie alle zeigen nach Morgen. (Jean Paul.)

Nun, wenn man mit solchen Flämmchen prahlt, da doch das eigene Lichtstummelchen, hin und wieder durch eigene Schuld verlöscht, immer noch so schön leuchtet, ist man selbst mit dieser Prahlerei noch bescheiden, so daß sich der alte Held darüber eben so gut trösten kann, wie wegen des möglichen Vorwurfs, unverschwiegen briefliche Geheimnisse berühmter Dahingeschiedenen veröffentlicht zu haben. Er wiederholt deshalb die Vorrede zu seinen „Briefen der Frau Johanna Schopenhauer", die 1870 erschienen. „Personen, meint er, welche bei Lebzeiten für die Oeffentlichkeit schrieben, werden durch Veröffentlichung ihrer hinterlassenen Briefe, insofern sie keine Familiengeheimnisse enthalten, nicht beeinträchtigt; sie müßten denn Heuchler gewesen sein. Edle, wahre Naturen haben sich ja ohnehin in ihren Schriften mit ihren besten Geistes- und Herzensgeheimnissen der Welt kundgegeben. Wenn wir sie daraus lieben und ehren gelernt haben, können ihre Briefe nur dazu beitragen, sie uns persönlich noch näher zu bringen. Nein, diese Geister zu citiren, damit sie noch einmal in irdischer Sprache zu Nachlebenden reden, ist ein literarisches Verdienst."

„Solche Geisterbeschwörung ist lehrreich, weil sie Bilder aus vergangenen Tagen und Zuständen erweckt und längst vergessene Gebräuche, Förmlichkeiten, Ansichten und Meinungen darlegt, wodurch Vergleiche mit der Gegenwart angeregt werden, die sodann wieder zur Erwägung für die Zukunft auffordern. Wer in geistigen Gebieten gewaltet hat und gegolten, dessen Briefe wurden, ihm selbst oft unbewußt, natürliche Schilderungen dessen, was ihn umgab. Sie sind mehr oder weniger ansprechende Beiträge zur Geschichte seiner Zeit, zuverlässigere wahrscheinlich als oft die sogenannten Memoiren, deren Verfasser ihr Buch gewöhnlich erst ausputzen und zurecht machen. Was der Freund dem Freunde geschrieben, das dürfen wir zwischen redlichen Leuten für redliche Wahrheit auf- und annehmen und darf darum auch, wie es ursprünglich Einem gewidmet war, späterhin Mehreren zu Gute kommen."

So weit Holtei. Es geht aber noch weiter. Wir dürfen den literar- und kulturhistorischen Werth vieler dieser Briefe nicht unterschätzen. Die Freude von Peter Uz über die zehn Thaler für seine Festcantate, die schriftlichen Bemühungen Alexander v. Humboldts, der Wittwe Seydelmann's, sage Seydelmann's, des größten Meisters auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, nur einhundert Thaler Pension zu verschaffen, die paar lumpigen Louisd'ors, die ein berühmter Schöngeist für ein bedeutendes Originalwerk in Anspruch nimmt und schon ahnt, daß es zu viel gefordert sei — diese und andere kleine Verlegenheiten mit Verlegern und sonstigen Geldmännern werfen überraschende Lichter auf die gewerbliche Seite ehemaliger Schriftstellerei.

Mit welcher Orthographie gab der Dichter der Messiade buchhändlerische Anordnungen über den Vertrieb seines Werkes! Sie erschien auf Subscription. Sein Plan war, den Verbreitern fünfzehn Procent von jedem Exemplare und bei funfzig siebzehn Procent zu bewilligen. Davon wird abgezogen, was für Briefporto, Einrückung in die Zeitung und für Zoll und Fracht verausgabt werden muß. Dann heißt es wörtlich:

„In Ansehung des letzten muß ich anmerken, daß, wär an Orten wont, wo keine Furleute durchkommen, nur bis zum nächsten Orte, wo welche durchkommen, zu rechnen habe. Denn är bezalt nur dise letzte Fracht. Bei wäm Furen durchgen, där rechnet fon Hamburg bis zu seinem Orte; doch nur für seine Exemplare. Denn di übrigen dorthin kommenden wärden nicht, wi sonst, durch in ferschikt. Si bezalen den Herausgäber spätestens in firzän Tagen nach dem zur Herausgabe des Buches angesetzten Termine. Die Exemplare wärden for der Bezalung nicht abgeschickt. Der Herausgäber trägt 1) die Kosten der Emballirung und Spedizion, 2) frankirt di Brife, so weit är kan. Aer erſezt di ferloren gegangenen Pakkete."

Der Brief schließt mit den Worten: „meine libwärten Quedlinburger scheint der Messias nicht fil anzugen."

Also galt der Prophet auch damals nichts in seiner engeren Vaterstadt, wo zwar Gerber, aber keine Dichter gedeihen.

Wir deuten nur noch an, daß auch Kant buchhändlerisch seine Sorgen hatte und zwar gerade mit der „Kritik der reinen Vernunft", deren Herrlichkeit und Beharrlichkeit er aber im deutschen Geistesleben schon richtig ahnte.

Sie Alle hatten ihre geistigen und materiellen Sorgen, so daß man von den dreihundert Briefen sagen könnte, was Faust von gebundener Literatur:

„Soll ich etwa in tausend Büchern lesen,
Daß überall die Menschen sich gequält,
Daß hier und da ein Glücklicher gewesen?"

Aber nein, wir lesen mehr: sie haben sich gequält für das Wohl der Mit- und Nachwelt, wie es alle ehrlichen Arbeiter des Geistes vorher gethan und immer wieder thun werden, damit wir in Geist und Herz nicht verarmen, während die tolle, drängende Menge sich abmüht, ihre Portemonnaies zu füllen und zu einer Million die andere zu erjagen.

Herzlichen Dank dem reichen, ideellen Kapitalisten, daß es ihm in seinen alten Tagen noch vergönnt war eine solche Schaar edler Geister in unsere Gegenwart heraufzubeschwören.

H. Beta.

Das Volkslied und die Volkspoesie.*)

Herr Kleinpaul, Verfasser einer im Jahre 1860 zu Barmen erschienenen „Poetik" hat in dem unten näher bezeichneten Buche, zugleich als Supplement zu dieser Poetik, eine Abhandlung über das Volkslied und über die Berechtigung zur Umdichtung von Volkspoesieen herausgegeben, derselben auch eine Anzahl von Umdichtungs-Versuchen beigefügt.

Alles, was der Verfasser im ersten Theile der Abhandlung über Begriff, Umfang, Eintheilung, Entstehung, Eigenthümlichkeit, Werth und Bedeutung der Volkspoesie sagt, bezeugt sein fleißiges Studium des Gegenstandes, seinen gesunden Sinn in der Beurtheilung des Werthes der Volkspoesie und sein Bestreben, derselben die richtige Stellung im Kulturleben des Volkes anzuweisen. Er hat ganz recht, gegen diejenigen Literarhistoriker zu Felde zu ziehen, welche sich in ihrer Vorliebe zur Volkspoesie zu den seltsamsten Uebertreibungen haben hinreißen lassen; so gegen Vilmar und dessen kühne Erklärung, er wolle sich anheischig machen, in jedem einzelnen Gedichte der Neuzeit das Haar nachzuweisen, welches den Appetit daran gänzlich verderbe, während sich ein solches Haar in den Volksliedern nicht finde.

Der zweite Theil der Abhandlung ist dem Versuche gewidmet, die Berechtigung der Umdichtung von Volksliedern nachzuweisen. Der Verf. hält die Umdichtung, wenn sie sich als solche giebt, nicht nur für erlaubt, sondern auch im Interesse des Volksliedes für dienlich. Er glaubt, daß es ersprießlich sei, die kunst-

*) Von der Volkspoesie. Nebst ausgewählten echten Volksliedern und Umdichtungen derselben. Zugleich ein Supplement zu „Kleinpauls Poetik". Vom Ausarbeiter der letzteren. Barmen, W. Langewiesche's Verlagshandlung, 1870.

losen Produkte der Volkspoesie zu Produkten der Kunstpoesie umzuwandeln, ihren naturwüchsigen Inhalt und ihre regellose Form mit den Gesetzen der Aesthetik zu versöhnen. Hierdurch will er einerseits zum Studium des Volksliedes im Kreise der Gebildeten von neuem aufmuntern und demjenigen Theile des Publikums, welchem die echte alte Form der Volkslieder von einem zu starken ländlichen Parfum umgeben erscheint, einen poetischen Genuß derselben ermöglichen, andererseits aber auch dem Volke selbst die halbvergessenen eigenen Schätze in verjüngter Gestalt wieder zuführen.

Wir gehören nicht zu denjenigen, welche die Zweckmäßigkeit eines solchen Verfahrens anerkennen. Unter den Gebildeten ist das Interesse für das Volkslied so groß, daß es einer Anregung durch Umdichtungen wahrlich nicht bedarf. Denjenigen, welche sich zu schwachnervig fühlen, um die derbe Kost des Volksliedes in seiner eigensten Gestalt ertragen zu können, ist leider nicht zu helfen; wer denkt denn daran, für diese Leute den Götz von Berlichingen, den Faust, die Räuber, umzudichten, Werke, welche stellenweise in Bezug auf Derbheit recht glücklich mit den derbsten Volksliedern wetteifern?! Was aber die Stellung des Volksliedes im Volke selbst anlangt, so hat es damit eine eigene Bewandtniß. Es ist ja ganz richtig, daß viele der alten Volkslieder vom Volke vergessen werden. Woher das kommt? Das Volk begräbt in Vergessenheit, was sich seinen Ideenkreisen entrückt. Lieder z. B., welche von Rittern oder Landsknechten handeln, müssen naturgemäß aus dem Volksmunde verschwinden, und auch die beste Umdichtung wird nicht im Stande sein, sie wieder dauernd in's Volk zurückzuführen. Desto empfänglicher ist das Volk für neue, seinem geistigen Horizonte entsprechende Ideen geworden. Poetische Produkte aus diesem Ideenkreise hegt und pflegt es; ja es bildet und dichtet sie um, wenn es ihm zeitgemäß und bequem erscheint; es läßt den Fortschritt der Sprache walten und stößt wieder von Neuem aus, was seinem Verständnisse fern bleibt. Das ist ein ewiger, naturgemäßer Prozeß, welcher sich durch kunstgerechte Umdichtungen volksthümlicher Stoffe nicht stören läßt. Das Volk ist immer selbst sein bester Dichter gewesen!

Es kann Niemand davon zurückgehalten werden, Volksdichtungen als Material für Kunstpoesie zu verwenden. Wenn dann das Kunsterzeugniß in einer von dem ursprünglichen Boden so losgelösten Gestalt auftritt, wie Bürger's „Lenore" oder Goethe's „Erlkönig", so heißen wir es als eine erwünschte Bereicherung unseres kunstpoetischen Schatzes bestens willkommen. Anders gestaltet sich die Sache, wenn uns das Kunsterzeugniß als ein „vervollkommnetes Stück der Volkspoesie" dargeboten wird. Dann sind wir berechtigt, seinen Werth gegen denjenigen des Originals zu halten und zu vergleichen. Von diesem Standpunkte aus können wir schon das Entzücken des Herrn Kleinpaul über die Goethe'sche Umdichtung von „Heidenröschen" nicht vollständig theilen, indem wir die schwache und matte Pointe des Goethe'schen Liedes: „Mußt' es eben leiden" keineswegs als einen Meisterzug betrachten. Prüfen wir aber Herrn Kleinpauls Umdichtungen im Vergleich zu den Originalen — und der Dichter fordert, indem er Original und Umdichtung immer nebeneinander stellt, selbst dazu heraus, — so gestehen wir, daß wir uns in dem, was Herr Kleinpaul Vervollkommnung nennt, mit ihm nicht im Einverständniß befinden. Betrachten wir das erste beste Lied seiner Sammlung: „Des Reiters Abschied".

Das Original lautet:	Herr Kleinpaul dichtet:
Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, Ade!	Es reitet ein Reiter zum Thore hinaus: „Ade!"
Feinsliebchen das schaute zum Fenster hinaus, Ade!	Sein Liebchen steht weinend im Vaterhaus: „Ade!"
Und wenn es soll geschieden sein,	Er reicht ihr noch einmal in Liebe die Hand:
So reich' mir dein goldenes Ringelein, Ade, ade, ade.	„Ich kehre ja bald aus dem fremden Land!" „Ade, ade, ade!
Ja Scheiden und Meiden thut weh.	Ach, Scheiden und Meiden thut weh!"

In ähnlicher Weise folgen die übrigen Strophen. Wir fragen: wo ist in der Umdichtung die prächtige scharfe Zeichnung der Situation geblieben, die sich im Originale so gewinnend hinstellt? Sollen wir uns diese Verwischung als Vervollkommnung rechnen? Und doch ist das noch eine der gelungensten Umdichtungen.

Nehmen wir die erste Strophe eines andern bekannten Liedes, „die Kindsmörderin."

Joseph, lieber Joseph, was hast du gemacht,	„Joseph, lieber Joseph, was hast du gemacht,
Dass du die schön Nannerl ins Unglück gebracht!	Deine arme Nannerl — wie herab gebracht!

Hier brauchen wir kein Wort zu verlieren. Die „Vervollkommnung" ist in gleicher Weise jeder Strophe aufgedrungen worden, Schade nur um die charakteristischen Wendungen, die dem Liede auf dem Wege vom Original zur Kunstpoesie verloren gingen!

In einem dritten Liede „O Tannebaum" werden z. B. die Verse:

„O Mägdelein, o Mägdelein, wie falsch ist dein Gemüthe!
Du schwurst mir Treu' in meinem Glück,
Nun arm ich bin, gehst du zurück."

vervollkommnet in:

O Mägdelein u. s. w.
Du schwurst in meinem Glück mir Treu;
Kaum bin ich arm, so wirst du scheu!

Auf solche Aenderungen, denen oft die trivialsten Ausdrücke dienen müssen, laufen die „Vervollkommnungen" fast bei jedem Stücke hinaus. Wir sind durchaus nicht Haar-Aufsucher wie Vilmar; aber wir finden auch keinen Beruf, die in den Umdichtungen gefundenen Haare schweigend hinzunehmen: im Interesse des Volksliedes, Herr Kleinpaul, lieber keine Vervollkommnungen mehr! G. H.

Nord-Amerika.

Einer Anglo-Amerikanerin Gruß an Deutschland.

Aus Philadelphia geht uns der folgende erfreuliche Gruß zu:

Ich sende Ihnen heute einige deutsche Gedichte einer jungen Anglo-Amerikanerin, die nur sechs Monate auf das Studium der deutschen Sprache verwandt hatte, aber deren Herz, Gefühl und Sinn für alles Edle und Schöne in Deutschland so durchdrungen ist, wie man es selten im Lande der Dollars und Cents findet. Es wird Sie besonders freuen, daraus zu ersehen, welchen Antheil die Amerikaner an Deutschlands Geschick während der letzten zwei Jahre nahmen; eine geborene Deutsche hätte nicht patriotischer denken und fühlen können, als diese Anglo-Amerikanerin, aber so dachten und fühlten noch viele Andere hier.

A. K.



Das Friedensfest.

Es strömt das Volk, es blüht der Mai,
Und Deutschlands Söhne ziehn vorbei,
Ein stolzer Zug, mit Jubelklang,
Mit deutscher Pracht und Festgesang.
Denn Dir allein, auf fernem Strand,
Gilt unser Fest, o Vaterland!

Wir hörten bang, als über's Meer
Klang Deines Kampfes Donner her,
Und riefen (einst vom Krieg gelehrt
Zu trauern um den eig'nen Heerd):
„Gott schütze Dich vor Raub und Brand
Und Feindestritt, o Vaterland!"

Wie schlugen uns're Herzen voll,
Als Deine Siegeskund' erscholl;
Sie zeigte uns von Schlacht zu Schlacht
Unwiderstehlich Deine Macht.
Welch' freud'gen Anklang immer fand
Dein Sieg, o deutsches Vaterland!

Und als vorbei der erste Streit,
Du noch in banger Winterzeit
Auf Feindesboden, Tag und Nacht,
Sahst Deiner Söhne treue Wacht,
Wie bang, von Angst und Furcht gespannt,
Ward unser Herz, o Vaterland!

Nun siegreich in die Scheide kehrt
Zurück Dein laubumkränztes Schwert,
Dem Lorbeerkranz von manchem Feld
Der schönste Lorbeer zugesellt,
Und Einheit knüpft zum Bruderband
Dein großes Reich, o Vaterland!

Weithin, auf Deiner Heimatflur,
Verheert von keiner Feindesspur,
Mit Fahnen, Heldenschwert und Schild
Schmückt man zum Fest Dein hehres Bild,
Und jauchzt, von deutschem Stolz ermannt,
„Heil Deinem Frieden, Vaterland!"

Ob hier kein Marmorbild sich hebt
Wo Dein Gesicht, Germania, lebt,
Weit größer, als von Stein und Erz,
Dein Riesenbild trägt unser Herz,
Bleibt Dir auf ewig zugewandt,
Dir, unsrer Seelen Vaterland!

Philadelphia, 15. Mai 1871. Emilie Tilghman.*)

England.

Aus dem deutsch-englischen Bienenstock.

Wie die Bienen aus allen Blumen Honig saugen und zugleich, indem sie von einer zur andern fliegen, von hüben nach drüben den Blüthenstaub mit sich tragend, die Blumen befruchten, so giebt es eine Classe von Literaten und Reisenden, welche von England nach Deutschland und von Deutschland nach England herüber- und hinüberschwirren zu den schönsten und süßesten Geistesblüthen beider Nationen, welche den Verkehr der Geister vermitteln und anregen zu neuen, unter dem Einfluß der andern Nation entstehenden Schöpfungen.

Eine solche Biene lernen wir in Henry Crabb Robinson kennen.*) Bei uns verkehrte er persönlich mit Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Schelling, Schlegel, Tieck, u. s. w.; drüben war er auf's Engste befreundet mit den Dichtern der sogenannten Seeschule, Wordsworth, Coleridge, Southey u. s. w., den glücklichen Nachahmern unserer Classiker. Obwohl selbst nicht schöpferisch, tritt er doch gelegentlich in englischen Journalen für unsere Literatur ein und bei uns in deutscher Sprache für seine Landsleute. Goethe nannte ihn einen Missionar für die englische Poesie in Deutschland, und in noch höherem Grade ist er Missionar für die unsrige in England. Ueberall wirkt er anregend und als Förderer der Literatur. So entdeckt er u. A. in dem blöde und scheu auftretenden W. Hazlitt den geistreichen Denker, den später H. Heine so sehr gepriesen hat, und vermittelt die Veröffentlichung seines ersten Werkes.

Karl Eitner giebt einen Auszug aus Crabb Robinson's Tagebuch, in welchem wir so manche neue und interessante Notizen über unsere heimischen Geistesheroen finden und führt uns außerdem in einer sehr tüchtigen Einleitung die englischen Dichterschulen der Zeit vor.

Ein anderes neues Uebersetzungswerk: „Blicke eines Engländers in die kirchlichen und socialen Zustände Deutschlands von Thomas Carlyle, übersetzt von B. v. Richthofen,"**) lenkt unsere Aufmerksamkeit auf einen zweiten Hauptförderer der deutschen Literatur bei unserer Schwester-Nation.

Carlyle stand mit Goethe in lebhaftem Briefwechsel über die gegenseitige Annäherung beider National-Literaturen; er übersetzte 1824 Wilhelm Meister, schrieb 1825 The Life of Schiller, welches später auch deutsch mit einer Einleitung von Goethe erschien, und gab 1827 vier Bände German Romances von Goethe, Tieck, Jean Paul, Fouqué, Musäus, Hoffmann heraus.

Aus Carlyle's vorliegendem Werk, dessen Original den Titel „The Moral Phenomena of Germany" trägt, mag als absonderlich interessant erwähnt werden, wie schon Carlyle das Preußen Friedrich Wilhelm's III. seinen Landsleuten als Musterbild politischer Loyalität vorhält. Hier, sagt er, erblicken wir Engländer „das Vorbild von dem, was wir selbst sein sollten".

Von den englischen Dichterkreisen war es nicht allein die Seeschule, welche in deutschen Bahnen wandelte, auch der Chef der „schottischen Schule", Walter Scott, begann seinen Lauf mit Nachbildung unserer Dichterwerke (Götz v. Berlichingen u. s. w.) und ebenso standen die Häupter der „satanischen Schule", Byron und Shelley, unter dem Einflusse der deutschen.

Byron, was Manchem neu und zur Zeit vorzüglich interessant sein wird, kannte und schätzte schon unsern Grillparzer. Dieser habe, sagt er, zwar einen verzwickten Namen, aber die Nachwelt werde ihn wohl aussprechen lernen müssen. Die Tragödie Sappho „is superb and sublime. There is no denying it. The man has done a great thing in writing that play. And who is he? I know him not, but ages will." Und wiederum Grillparzer sei „grand, antique, not so simple as the ancients, but very simple for a modern;

*) Wir werden nächstens ein zweites schönes Gedicht dieser hochsinnigen amerikanischen Freundin Deutschlands mittheilen. Es ist der Beethoven-Säcularfeier am 17. December 1870 gewidmet. D. Red.

*) Ein Engländer über deutsches Geistesleben im ersten Drittel dieses Jahrhunderts. Aufzeichnungen Henry Crabb Robinson's, nebst Biographie und Einleitung von Karl Eitner. Weimar, Herm. Böhlau, 1871.

**) Breslau, Joseph Max u. Co., 1870.

too „Madame de Staëlish" now and then, but altogether a great and goodly writer (siehe Athenaeum 1872 I, p. 105).

Dafür ist denn auch die in doppeltem Sinne beste Biographie Byron's wieder von einem Deutschen, K. Elze, geschrieben und ihrerseits, von einem Engländer übersetzt, erweitert und mit einem bisher nicht bekannten Portrait Byron's ausgestattet, so eben erschienen.*)

Byron hat neuerlich auch in einem Franzosen einen Verehrer gefunden, der ihn sogar über Goethe stellt. Herr Taine**) sagt in Bezug auf die Charaktere in Faust und Manfred (vol. II, p. 291 der englischen Uebersetzung): „Into what mediocrity and platitude sinks the Faust of Goethe compared to Manfred!"

Allein gerade für die Wahrheit der Charaktere hat Taine als echter Franzose — wie viel Schönes sein Buch sonst auch bieten mag — kein Verständniß. Goethe mag sich trösten mit Shakespeare, welchem Taine ebenfalls nicht recht Geschmack abgewinnen kann und den er ähnlich geistreich wie Voltaire und Rümelin kritisirt. Shakespeare's üppige Schilderung der Venus imponirt ihm am meisten, und des größten Dichters eigenen Charakter erkennt er in Falstaff (I, p. 323).

Taine faßt jede Nation auf als ein Individuum, welches sein ganzes Leben lang unter allen Wandlungen immer gewisse Grundeigenthümlichkeiten behält. Von den Grundeigenschaften der englischen — auch der deutschen — Nation giebt er nun wohl ein richtiges Bild; bei Beurtheilung der einzelnen Geistesrepräsentanten aber gilt ihm schließlich novellistisches Erfindungstalent und Eleganz des Ausdrucks als das Erste, während Wahrheit und Klarheit der Charakterzeichnung und der sprachlichen Bilder und das, was wir poetische Kraft des Ausdrucks nennen, weniger Eindruck auf ihn macht. Da nun die germanischen Nationen bei der Schätzung ihrer Dichter, wie wir meinen, umgekehrt verfahren, Taine aber ebenfalls von dieser hergebrachten Schätzung der Engländer beeinflußt wird, so erscheint sein Urtheil als unsicher und bisweilen ganz verschroben.

Ein komischer Anachronismus ist es, wenn wir nicht weit hinter der französischen, Paris, October 1871, datirten Vorrede des Autors in der Uebersetzung p. 16 den Grundcharakter der französischen Nation geschildert und daraus die „perfect military organisation" und „fine administrative hierarchy" Frankreichs abgeleitet finden. J. M.

Holland.

J. P. Heije's Festlieder für das niederländische Jubiläum.

Dem dreihundertjährigen Jubelfeste von Niederlands Freiheit, am 1. April, hat Dr. J. P. Heije in Amsterdam, der geschätzte Liederdichter, ein Festlied „Het Morgenrood der Vrijheid" gewidmet, das nach Schiller's „Festgesang an die Künstler" bearbeitet, für die Mendelssohn'sche Composition als Männerchor eingerichtet ist. Wir theilen nachstehend die erste Strophe und die Schlußverse des Gesanges mit:

Der Menschheid Toekomst was in uwe hand gegeven,
Mijn Nederland,
Toen Dwinglandei den scepter hield geheven
Van Oosterkust tot Westerstrand!
Uw moed vergruisde Europaa's keten
Gij streedt vor vrijheid van geweten
Met mannenhart en hand.

. . . .

Gij Morgenrood dier fiere dagen
Wij danken voor Uw gouden gloed,
En bitten — 't oog op U geslagen —
„O geef ons Vroomheid, Trouw en Moed!"

Dan reikt, waar Recht en Vrijheid wonen
Elk Volk aan ons de broederhand,
En juicht met Neerlands dankbre zonen:
„Gij bracht ze Europe, o Nederland!"

Mit diesem Festgesange verbunden sind zwei Volkslieder*): ein „Flaggenlied" und „Duc D'Alfs Bril" (Herzog Alba's Brille), mit welcher Letztern die Festung Briel (französisch: Brielle) in Seeland gemeint ist, welche die tapferen Watergeusen am 1. April 1572 einnahmen und womit sie den Spaniern den Archimedischen Stützpunkt abgewannen, von welchem aus sie die Welt Philipps II. aus den Angeln hoben. Der Witz, daß Herzog Alba am 1. April seine Brille von der Nase verloren, ist übrigens schon dreihundert Jahre alt. In den zu Amsterdam erschienenen „zwölff Geusenliedern mit den ursprünglichen Singweisen der Niederländer zur Zeit des Krieges gegen die Spanier"**) wiederholt sich dieser Witz vielfach; auch zeichnen sich dieselben ebenso durch die Naivetät ihrer Sprache, wie durch echte Volksmäßigkeit ihrer Melodieen aus.

Dänemark.

H. C. Andersen.

H. C. Andersen scheint literarische Inventur gehalten zu haben; er hat da in seinem Schreibtische eine Anzahl von Aufsätzen vorgefunden, welche ihm der Veröffentlichung werth erscheinen, und er giebt sie jetzt, zum Buche zusammengestellt, seinen Freunden, deren Zahl diesseits und jenseits der Königsau noch immer recht ansehnlich ist. Es sind „Reiseskizzen und Federzeichnungen; deutsch von A. W. Peters".***)

Auf das deutsche Publikum hat der berühmte dänische Dichter wenig Rücksicht genommen, da er die Uebersetzung einem Manne überlassen, welcher mit unserer Sprache auf recht gespanntem Fuße steht, Ausdrücke und Wortformen in Menge gebraucht, welche mehr dänischen, als deutschen Charakter tragen und sich sonst auf jeder Seite die gröbsten stilistischen Nachlässigkeiten zu Schulden kommen läßt. Die Unebenheiten des Ausdrucks erschweren ebensosehr das Verständniß, als sie den Genuß verringern.

*) Lord Byron. A Biography. With a Critical Essay on his Place in Literature. By Karl Elze. Translated with the Author's Sanction and edited with Notes. London Murray. Berlin, Asher, 1872.

**) History of English Literature. By H. A. Taine. Translated by H. van Laun; with a Preface by the Author. 2 vols. Edinburgh (Berlin, Asher, 1871).

*) 1572—1872. Twee volksliedjes van Dr. Heije en een feestlied voor Mannen-zangvereenigingen. Uitgegeven, ter eere der April-gedenkdagen, door de Vereeniging tot veredeling van 't volksvermaak te Amsterdam.

**) Twaalf Geuzeliedjes, met de oorspronkelike wijzen in den Spaanschen tijd, voor zang en klavier bewerkt door Dr. A. D. Loman. (Herausgegeben von dem „Verein für Niederländische Musik-Geschichte in Amsterdam.")

***) Bremen, Kühtmann, 1872.

Der Inhalt dieses Buches ist mannigfaltig; der Dichter führt uns von der äußersten Nordspitze seines Heimatlandes zu dem Passionsspiel von Oberammergau, in die Tamina-Schlucht bei Ragaz, zu dem Löwen von Luzern, nach Portugal und nach England, wo er die Gastfreundschaft von Charles Dickens genoß; er giebt Charakteristiken vom dänischen Dichter Ingeman und von seinem musikalischen Landsmann Johann Peter Emilius Hartmann, welcher in Dänemark als Opern-Componist berühmter, als in Deutschland bekannt zu sein scheint. Diese Aufsätze stammen aus verschiedenen Zeiten; doch ist nicht bei allen das Geburtsjahr angegeben. So erfahren wir nur zufällig, daß sein Besuch bei Charles Dickens in das Jahr fällt, in dem Weimar die Enthüllung des Goethe-Schiller-Standbildes feierte, und in eine noch fernere Vergangenheit mag die Schilderung von Ragaz zurückdatiren.

Andersen ist Romantiker; er fesselt mehr durch die Tiefe seines Gefühls, als durch die Schärfe seines Urtheils, und anstatt ein Bild in bestimmten, scharfen Linien zu zeichnen, läßt er den Gegenstand seiner Darstellung häufig nur in ungewissen, andeutenden Umrissen erscheinen. Seine „Federzeichnungen" sind Stimmungsbilder, welche bei weitem mehr die Stimmungen des Subjectes, als des Objectes wiedergeben. Am Wenigsten sind ihm die Charakter-Schilderungen gelungen; seine Freunde sind Lichtgestalten ohne Makel, und wo sein Herz mitspricht, da nehmen seine Urtheile gern eine panegyrische Form an. Das ist wohl liebenswürdig, aber nicht immer gerecht. Charles Dickens war ihm eine besonders congeniale Natur; die kurze Zeit, welche Andersen auf Gadshill, dem Landgute des großen englischen Humoristen, verlebt hat, hat ihm einen reichen Schatz seliger Erinnerungen hinterlassen, und was er uns mittheilt von dem Familienleben Dickens', von den Thaten seines guten Herzens, das gereicht ebenso dem zur Ehre, dem dies Lob gezollt wird, als dem, der es schreibt; aber gerade bei dieser Schilderung haben wir recht bedauert, daß Andersen nicht mehr in die Tiefe geht, daß er sich an Aeußerlichkeiten festhält und unnöthige Abschweifungen gerade an Stellen sich erlaubt, wo die Hauptperson unser ganzes Interesse erregt hat.

Die früheren Werke Andersen's haben ihre Bedeutung und ihren Reiz gerade darin, daß der Verfasser die Natur und das Volksleben seines Heimatlandes in unübertrefflich poetischer Weise zur Anschauung bringt. Obgleich der Dichter sich dem Einflusse des deutschen Geistes nie vollständig hat entziehen können, so ist sein Herz doch dänisch geblieben, so wurzeln doch seine Gedanken und Gefühle auch dann in heimischem Boden, wenn er uns führt in die Länder, welche von der Sonne des Südens beschienen werden. Es ist charakteristisch, daß ihm am Ufer des Tajo wehmüthige Erinnerungen an die Buchenwälder Seelands überkommen und daß er, der die einfachen Naturschönheiten der dänischen Inseln in den glühendsten Farben zu schildern weiß, kalt bleibt beim Anblick der Alpen. Auf ihn scheint das ewige Meer nur großartig zu wirken und auf dem Festlande nur die idyllische Naturbetrachtung zur Geltung zu kommen. Ein Meisterstück ist die Schilderung Skagens, „jener Sandwüste zwischen zwei brausenden Meeren, der Stadt ohne Straßen und Gassen". Dort oben, im äußersten Norden Dänemarks, wo eine schmale, sandige Landzunge sich zwischen die Ostsee und die Nordsee schiebt, hat der Dichter in den öden Sanddünen, den halbverschütteten Häusern und der rothen Haide eine Fülle malerischer Motive entdeckt, die einem anderen Auge vielleicht verborgen geblieben wären und an jener Stelle, wo die jütische Halbinsel dem benachbarten Norwegen die Hand entgegenzustrecken scheint, überkommt ihn der Traum von der skandinavischen Union. „Frederikshaven, sagt er, ist die Anlände für jene Dampfer, welche in einigen Stunden die Brücken schlagen zwischen Dänemark, Norwegen und Schweden; und der Tag wird kommen. Das Leuchtfeuer auf Skagen, welches derzeit im ersten Jahre seiner Thätigkeit steht, wird zur Vollkommenheit gedeihen, bevor es altert."

R. Z.

Italien.

Der Montcenis-Tunnel.

Prof. Julius Schanz aus Dresden, seit mehreren Jahren Lehrer am technischen Institut in Venedig, ein geschätzter deutscher Dichter und zugleich den Italianissimi, sowie französischen Hetzern gegenüber ein Vertreter und Vorkämpfer des Deutschthums in Italien, hat soeben ein mit zwei Karten und 25 Illustrationen ausgestattetes Buch (20 Bogen): „Der Montcenis-Tunnel, seine Erbauung und seine Umgebungen" herausgegeben, das nach den besten italiänischen Quellen bearbeitet ist.*) Das Buch enthält Alles, was sich in technischer, wissenschaftlicher, topographischer, handelspolitischer und volkswirthschaftlicher Hinsicht über dieses riesige Bauwerk sagen läßt, durch welches Italien neuerdings bewiesen, daß es seinen alten, von den Römern ererbten Beruf zu den höchsten Leistungen in der architektonischen Kunst sich zu bewahren gewußt hat.

Der große, friedliche Sieg, den die Waffen der Wissenschaft erkämpft, als der erste Zug den Tunnel des Montcenis durchbrauste, fiel in eine Zeit, da Europa noch vom Wiederhall der Schlachten erbebte, und so war der Eindruck, den er hervorgebracht, nicht so mächtig, als es sonst der Fall gewesen wäre. Die vorliegende Schrift ist daher eine willkommene Erscheinung, denn sie bringt nach Deutschland die ersten vollständigen Berichte über die Entstehung und die Herstellung des großen Bauwerkes, und indem sie einen kurzen Ueberblick der Geschichte der großartigen Unternehmung giebt, hilft sie auch den fast vergessenen Namen der allerersten Anreger dieser Idee wieder zu ihrem Rechte.

Der Erste war ein einfacher Savoyarde, Namens Giuseppe Médail aus Bardonecchia. Schon im J. 1832, nachdem er erkannt hatte, daß das Bett des Flusses Arc und das des Bergstromes Bardonecchia sich fast auf gleichem Niveau befänden, und daß der Montcenis (oder „Col Fréjus", wie er in Italien genannt wird), der zwischen beiden liegt, zugleich die schmalste Stelle der cottischen Alpen bildet, faßte er den Plan einer unterirdischen Verbindung und legte ihn dem Könige Karl Albert vor.

Wie es immer in solchen Fällen zu geschehen pflegt, wurde der Plan Médails anfangs nicht nach seinem wahren Werthe geschätzt, und der intelligente Bergbewohner starb, ohne die Genugthuung zu erleben, daß der Plan, dem er sein ganzes Leben geweiht, wenigstens im Prinzipe anerkannt worden wäre.

Im J. 1845 erkannte der Ritter Des Ambrois, Minister der öffentlichen Arbeiten, gedrängt von den politischen und militärischen Rücksichten, die damals die piemontesische Regierung bewegten, die Nothwendigkeit eines Alpen-Durchbruches; er nahm den Plan Médail's wieder auf und vertraute ihn dem Ingenieur Mautt, der aus Belgien behufs Legung der Eisenbahn zwischen Genua und Turin gekommen war; ferner dem Commissar Sis-

*) A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig, 1872.

monda, der Untersuchungen über die Natur der Felsen anstellen sollte, die nach dem Entwurfe Médails zu durchbohren seien.

Beide vereinigten sich darüber, den vorgelegten Plan anzunehmen, und Mautt machte sich an die Construction einer Maschine, die den Felsen durchbohren sollte, da die gewöhnlichen Mittel sich als zu langsam und zu kostspielig erwiesen; zum Betriebe dieser Maschine verwandte Mautt das Wasser der Gebirgsströme, die sich an den beiden Enden der zuerst entworfenen Gallerie befanden. Diese Maschine wurde in Valdocco bei Turin construirt und probirt, aber sie ließ unsicher, ob ihre Bewegungskraft sich auf eine Entfernung von über 6000 Meter erstrecken würde, auch hatte sie nicht für Ventilation gesorgt. Andere Pläne wurden zahlreich vorgelegt; einige schlugen vor, statt der Gallerie oder des langen Ganges nur einen Uebergang zu bewirken oder doch in Ansehung der sich entgegenstellenden mechanischen Schwierigkeiten, die Länge des Weges abzukürzen; aber diese Vorschläge, die im Vergleich zu dem ursprünglichen Plan, wie Nothbehelfe aussehen, fanden weder im Publikum, noch bei der Regierung Beifall. Menabrea selbst sagte darüber in der Session vom 25. Juni 1856: „Wissen Sie, was es heißt, sich über die Gebirge zu erheben? es heißt eine Kraft besiegen wollen, die man nicht leicht stören kann: die Schwere. Und wollen Sie wissen, was die Schwere vom Gesichtspunkt des Eisenbahnwesens aus für eine Bedeutung hat? Es bedeutet, daß um sich zu einer Höhe von fünf Metern zu erheben, man dieselbe Kraft anwenden muß, die zur horizontalen Durchmessung eines Kilometers genügen würde. Da sich nun der Paß des Montcenis 2000 Meter über dem Niveau des Meeres befindet, so wollen die, welche den Uebergang statt des Durchgangs vorschlagen, (da letzterer nur 1300 Meter über dem Meeresniveau sein würde) den Weg selbst um 140 Kilometer verlängern. Die Aufgabe ist ja aber gerade, die Distanzen zu vermindern, statt sie zu vermehren und deshalb müssen wir nicht über die Alpen hinweg, sondern durch sie hindurch zu kommen suchen."

Man kehrte also zu dem Projecte Médail's und zum Durchbruch zurück; es fehlte aber immer noch die Durchbohrungs-Maschine; der Ingenieur Piatti aus Mailand schlug einen durch comprimirte Luft getriebenen Durchstoßer vor, Bartlett eine durch Dampf getriebene Maschine und Professor Colladon eine mit comprimirter Luft getriebene Lokomobile. Allein alle diese Vorschläge entsprachen nicht ganz der Nothwendigkeit; endlich erfand der Ingenieur Sommeiller, den man das durchbohrende Genie der Alpen nennen könnte, eine Maschine, die zugleich einfach und im höchsten Grade sinnreich war, indem er Bartlett's Vorschlag erweiterte und bedeutend veränderte, sowie mit comprimirter Luft in Verbindung brachte. Am 17. Juni 1856 legte er den Entwurf zu dieser Maschine dem Parlamente vor und erschien selber als Deputirter. Der Plan wurde auch von Cavour lebhaft befürwortet und angenommen, und ein Jahr später legte Victor Emanuel mit eigner Hand Feuer an die erste Mine, durch welche die Arbeiten begonnen wurden.

So verflossen vierzehn Jahre unausgesetzter und unermüdlicher Arbeit, voller Selbstverleugnung und beispiellosesten Eifers, unter tausend Gerüchten, die von übelwollenden oder abergläubischen Leuten in Umlauf gesetzt wurden. „Arbeitet nur, sagten die Feinde italiänischen Ruhmes, wühlt Euch nur in die Eingeweide der Erde, wenn Ihr recht hineingedrungen seid, dann werden glühende Hitze und giftige Luft Euch ersticken, oder Wasserstürze oder große Steinmassen werden Euch und Eure Maschinen verschütten." Das hatte man den Muth zu sagen, zu schreiben, zu wiederholen, und nicht etwa bloß in der ungebildeten Menge, sondern auch in sogenannten wissenschaftlichen technischen Blättern.

O hätten all die, welche die drei kühnen Ingenieure verspotteten, mit jenem ersten Zuge durch den Tunnel fahren können, der bei Bardonnechia hineinfuhr und bei Modane herauskam, nachdem er in 19 Minuten die Länge von 12,233,55 Metern durchmessen hatte, ohne die kleinste Störung, ohne Rauch, ohne erstickende Luft, ohne Unbequemlichkeit für die Respiration. Es war Zeit, daß die Wissenschaft endlich alle Schreckgespenste zu Boden schlug! An jenem 20. September 1871 haben denn auch Abgesandte aus allen Gegenden Italiens vor der Mündung des neuen Tunnels fraternisirt, und alle Parteien vereinigten sich in der Freude über das große gelungene Werk, das für alle Nationen Europas von Wichtigkeit ist!

Herr Julius Schanz, der bei der vorliegenden, hauptsächlich für die Benutzung von Touristen berechneten Beschreibung des Montcenis-Tunnels den „Guida al traforo del Cenisio" von A. Covino in Turin zum Grunde gelegt, hat damit ein wahrhaft mustergiltiges Werk geliefert, welches die Verlagshandlung in würdigster Weise ausgestattet hat.

Böhmen.

Franz Palacky und die böhmische Geschichtsschreibung.

Die vielfachen Angriffe, welche Palacky's böhmische Geschichte gerade in den letzten Jahren von Seiten deutscher Gelehrten zu erfahren gehabt hat und der Entschluß, die Fortsetzung dieses großen Werkes in jüngere Hände zu legen, haben den Verfasser bewogen, seinem Vaterlande, seinen Verehrern und seinen Gegnern über seine Thätigkeit als königl. böhmischer Landes-Historiograph Rechenschaft abzulegen und den Versuch zu machen, die Vorwürfe gegen die Methode der Forschung und die Art und Tendenz der Darstellung zu entkräftigen. Seine neueste Schrift: „Zur böhmischen Geschichtsschreibung; actenmäßige Aufschlüsse und Worte der Abwehr"*) ist die Geschichte von Palacky's Geschichte Böhmens, und die bedeutsame Stellung, welche dieses Werk in der neueren Historiographie einnimmt, läßt das Referat über seine Entstehung und Entwicklung ebenso interessant als lehrreich erscheinen — lehrreich, weil mancher angehende Historiker in demselben beherzigenswerthe methodische Winke, die weiteren Kreise der Gebildeten aber die Gelegenheit finden werden, einen Blick in die Werkstatt eines Gelehrten zu werfen und zu erkennen, in welchem Mißverhältniß durchschnittlich die wissenschaftliche Arbeit zum Ertrage steht.

Ursprünglich von dem böhmischen Landesausschuß als Fortsetzer der chronologischen Geschichte Böhmens von Franz Pubitschka, welche die Erzählung der Begebenheiten bis zum Jahre 1618 in zehn Bänden fortführte und von 1770—1801 erschienen war, in Aussicht genommen, sah Palacky bald ein, daß eine Behandlung der neueren Geschichte unter der drückenden Aufsicht der Censurbehörden viel Aergerniß und Schwierigkeiten der verschiedensten Art mit sich bringen werde und daß eine nicht nur auf die schon veröffentlichten, sondern noch weit mehr auf die in Archiven und Bibliotheken verborgenen Urkunden und ander-

*) Prag, 1871, Verlag von Friedrich Tempsky.

weitigen Geschichtsquellen gestützte Neubearbeitung der böhmischen Geschichte der Fortsetzung des unwissenschaftlichen, wenn auch fleißigen Werkes Pubitschka's im Interesse des Landes und der Wissenschaft vorzuziehen sei. Die böhmischen Stände gingen auf seine darauf bezüglichen Vorschläge ein, bestimmten ein jährliches Gehalt von 1000 Gulden dem neuen „Landes-Historiographen" und wandten sich an den Kaiser mit dem Gesuch um Bestätigung ihrer Beschlüsse, welche jedoch von der Hofkanzlei verweigert wurde. Die Gründe hiervon blieben unklar; das Wahrscheinlichste ist, daß die Regierungspartei in Wien an der tschechischen Gesinnung Palacky's Anstoß nahm und fürchtete, daß die Darstellung der mittleren Geschichte Böhmens in nationalem Sinne die Erinnerung an die glänzenden Zeiten des „Königreichs" Böhmen in den weiteren Kreisen des Volkes erwecken und der ständischen Opposition gefährliche historische Waffen in die Hand legen könne. Diese Opposition fand nun gerade in der ablehnenden Haltung der österreichischen Regierung neue Nahrung. „Der oberste Kanzler" (damalige Minister), so sprach man laut, ist keine Instanz für den böhmischen Landtag; ihm steht die Entscheidung über dessen Beschlüsse mit nichten zu; verfassungsgemäß ist er als böhmischer Kanzler, als College der böhmischen obersten Landesbeamten, selbst ein Mitglied des Landtags, und seine Stimme wird in dessen Collectivbeschluß als mitenthalten vorausgesetzt; wie kann er mit sich selbst in Widerspruch treten? Er hat kein Recht, sich zwischen den Monarchen und die Stände zu stellen und ist kraft seines Amtes verpflichtet, die Wünsche Letzterer unmitttelbar vor den Thron zu bringen."

Die böhmischen Stände kommen endlich auf den Ausweg, die Anstellung eines ständischen Historiographen nicht mehr zu betonen und Palacky einfach mit der Abfassung eines neuen, auf 4—5 Bände berechneten Geschichtswerkes zu beauftragen. Gegen den Titel „designirter Historiograph der böhmischen Stände", welchen Palacky sich beilegte, wurde von Wien aus zwar noch später Protest eingelegt; Palacky aber ging rüstig an's Werk, durchforschte zunächst die Archive Böhmens und der angränzenden Länder, im Jahre 1837, auch nach Ueberwindung der erschwerendsten Bedenklichkeiten und Hemmungen, das Archiv und die Bibliothek des Vaticans, legte ausgedehnte Sammlungen von Abschriften und Regesten der aufgefundenen Urkunden an und erstattete über seine wissenschaftlichen Forschungen und selbständigen Arbeiten ausführliche Berichte dem böhmischen Landesausschuß. Nicht bloß körperliche Leiden, welche den Verfasser wiederholt nöthigten, die kältere Jahreszeit in Oberitalien zuzubringen, sondern noch mehr die Ausstellungen der Censurbehörde erschwerten und verzögerten die Veröffentlichung der einzelnen Bände. Bis zum Jahre 1848 mußte Palacky die druckfertigen Theile seines Manuscriptes zur Censur nach Wien senden, wo sie oft monatelang der Durchsicht warteten. Mit den Abschnitten über die ältere Geschichte verfuhren die Gelehrten der Hofkanzlei verhältnißmäßig glimpflich; die erste und zweite Abtheilung des dritten Bandes aber, welcher die Anfänge der hussitischen Bewegung behandelt, fanden so wenig den Beifall des Censors, Prof. der Theologie, Scheiner, daß dieser glaubte, auf gänzliche Unterdrückung des Werkes antragen zu müssen. Der Fürst Metternich, dem dieser Fall vorgetragen ward, zeigte sich aber einer so radicalen Maßregel abgeneigt und entschied, „man solle mißliebige Raisonnements streichen, wirkliche Facta jedoch zu berichten, dürfe dem Verfasser nicht verwehrt werden." Was nun die kaiserliche Censurbehörde unter „mißliebigen Raisonnements" verstanden hat, zeigt ihr officieller Bericht, welchen Palacky als interessanten Beitrag zur Geschichte dieses geistigen Obervormundschafts-Gerichtes zum Abdruck hat gelangen lassen. Darin wird Palacky folgende Rüge und Lehre ertheilt: Seite 62 kömmt vor: „daß der in diesen Scenen bewiesene Muth des Hus selbst seinen entschiedensten Gegnern laute Bewunderung abnöthigte." — Die katholische Kirche erkennt in allem diesen nicht sowohl unerschütterlichen Muth, sondern auf tiefe Verblendung gebauten Trotz und Starrsinn. — Seite 70 in der Mitte wird der Ausdruck: „alt hergebrachtes hierarchisches System" gebraucht, während die Sache selbst das wahre Princip der katholischen Kirche betrifft. — Von Seite 79 bis 85 folgt eine Charakteristik des Hieronymus von Prag. Dieselbe ist wörtlich genommen aus einem brieflichen Berichte, welchen von Constanz aus der damalige päpstliche Secretär Poggio Bracciolini abgefaßt haben soll. Dieser Bericht bezeichnet den Hieronymus, von welchem doch selbst im vorigen Hefte nicht das beste Zeugniß gegeben wurde, und welcher in der That nicht die besten Zeugnisse der Geschichte für sich hat, — als einen Mann der Bewunderung, als Philosophen, als ausgezeichneten Charakter u. s. w. Wohl wird auch dessen Heterodoxie erwähnt, allein das Ganze der Schilderung ist das Gemälde und die Apologie eines Mannes, dessen Verlust noch jetzt betrauert werden sollte. Diese Schilderung ist hier nicht am Platze, weil sie das Urtheil jener, die in der Geschichte minder bewandert sind, irreleitet." Doch genug von diesen Nergeleien, auf welche auch Palacky nicht die Antwort schuldig geblieben ist.

Die ersten Bände der Geschichte von Böhmen waren zuerst in deutscher, später in böhmischer Sprache erschienen; die nationalen Kämpfe des Jahres 1848 änderten jedoch den Plan des Ganzen insofern, als Palacky nun glaubte, daß „die Ansprüche des böhmisch lesenden Publikums, bei einem auf Landeskosten erscheinenden Werke gleiche Berücksichtigung zu finden, weder länger ignorirt, noch abgewiesen werden dürften" und beabsichtigte die Fortsetzung seines Werkes aus dem früher herauszugebenden tschechischen Original unter seiner Aufsicht in das Deutsche übersetzen zu lassen. Obgleich nun der Landesausschuß bei seinem ursprünglichen Beschlusse stehen blieb, daß die Geschichte Böhmens als Originalwerk, nicht als Uebersetzung in deutscher Sprache veröffentlicht werden solle, ließ doch der Verfasser gerade jene Theile, welche die für die politische Entwicklung der tschechischen Nation bedeutsamen Zeitabschnitte des Ausganges der hussitischen Bewegung und der Regierung Georg's von Podiebrad behandeln, zuerst in tschechischer Sprache erscheinen, und trotz der wiederholten officiellen Mahnung, nach den Bestimmungen des Vertrages bei der Veröffentlichung zu verfahren, auch die beiden Abtheilungen des 5. Bandes dem tschechischen Publikum eher als den deutschen Gelehrten bekannt werden. Die Fortsetzung des Werkes über das Jahr 1526 hinaus hat Palacky abgelehnt, bestimmt durch sein Alter, körperliche Leiden und den Wunsch, Zeit für die Umarbeitung der Geschichte des Hussitismus und seiner Folgen zu gewinnen. Als Nachfolger in seinen Pflichten als Landes-Historiograph hat er den Professor Anton Gindely vorgeschlagen.

Es kann nicht geleugnet werden, daß Palacky zuerst die Geschichte Böhmens in wissenschaftlicher Weise behandelt hat und unermüdlich thätig gewesen ist in Zusammentragung des urkundlichen Materials, in Sichtung der Quellenschriften und in Prüfung des vor ihm veröffentlichten Urkunden-Schatzes; daß er außerdem die außerordentliche Fülle des historischen Stoffes mit Klarheit zu disponiren und nicht ohne Eleganz zu verarbeiten verstanden hat. Und doch ist bei allen Vorzügen und dem unbe-

streitbaren Werthe dieses großen Werkes die Kenntniß der geschichtlichen Verhältnisse Böhmens durch Palacky nur nach Einer Seite hin gefördert worden. Als Tscheche hat der Verfasser die Geschichte Böhmens als eine Geschichte des tschechischen Volkes behandelt und an mehreren Stellen offen ausgesprochen, daß er selbst den Gegensatz seiner Darstellung zu einer deutschen Auffassung der böhmischen Geschichte sich bewußt sei, ja sogar der tschechischen Bearbeitung einen dem Inhalte mehr entsprechenden Titel vorangestellt: „Geschichte des tschechischen Volkes in Böhmen und Mähren." Die Tschechen wollen nun einmal nicht Böhmen als ein zweisprachiges Land, die Deutschen als einen gleichberechtigten Theil der böhmischen Bevölkerung ansehen; Palacky spricht von einer „böhmischen Sprache", wo er die „tschechische" Sprache im Sinne hat, und seine Partei liebt es, die politischen Forderungen ihrer Nationalität der Welt unter dem Namen des „böhmischen Staatsrechtes" vorzulegen. Diese nationale Einseitigkeit macht sich besonders in jenen Abschnitten von Palacky's Geschichte bemerklich, welche die Entwicklung des deutschen Bürgerthums, seinen Einfluß auf die Landeskultur und die Rechtsverhältnisse, die nationale Reaction der Tschechen im Hussitenkriege und die Stellung Böhmens zum deutschen Reiche behandeln. Die Dürftigkeit der Darstellung ist an sich schon eine Ungerechtigkeit, und diese Ungerechtigkeit wird um so größer, wenn der Verfasser sich darin gefällt, in breiter Ausführlichkeit nachzuweisen, wie mit den Deutschen Feudalismus und Leibeigenschaft in Böhmen eingezogen und die urslavische Freiheit in Knechtschaft umgewandelt worden sei, wenn jene Periode als der Höhepunkt der böhmischen Geschichte angesehen wird, in welcher der Versuch gemacht wurde, das Deutschthum zu vernichten und auf den Trümmern deutscher Kultur ein slavisches Staatswesen zu begründen — die Zeit der hussitischen Bewegung und das Königthum Georg's von Podiebrad. Welche traurige Folgen dieser Versuch dem Lande eingebracht hat, verkannte Palacky selbst nicht; er giebt im 5. Bande seiner Geschichte zu, daß das Königreich Böhmen in den ersten Jahrzehnden des 16. Jahrhunderts „seine Stellung unter den Mächten Europas verloren habe, und daß seine Stimme in dem Areopag der christlichen Fürsten verhallt sei, die Existenz der einst so glorreichen Krone Böhmens zweifelhaft zu werden beginne und selbst im Innern des eigenen Landes das Staatsleben nur ein Bild der Zerfahrenheit, der Anarchie und Ohnmacht sei"; — er will aber nicht zugestehen, daß diese trostlose Erscheinung das nothwendige Resultat der vorhergegangenen nationalen Kämpfe, des Sieges der tschechischen Aristokratie über das die nationalen Gegensätze vermittelnde und ausgleichende Königthum gewesen. Palacky betrachtet es als ein „Uebel, welches die ganze Zukunft Europas mit schweren Gefahren bedroht, daß in unseren Tagen das nationale Moment die Haupttriebfeder der Geschichte bildet;" wenn er aber den Deutschen vorwirft, daß sie in die Darstellung der böhmischen Geschichte dieses Uebel hineingetragen und den neutralen Boden der Wissenschaft zum Schauplatz erbitterter nationaler Kämpfe gemacht, so verwechselt er Abwehr mit Angriff, Folge mit Ursache.

Seit einem halben Jahrtausend haben vielmehr tschechische Geschichtsschreiber es sich angelegen sein lassen, den Haß gegen das Deutschthum zu schüren. Dalimil's Reimchronik, deren Entstehung in den Anfang des 14. Jahrhunderts fällt, erlangte wohl gerade dadurch ihre ungemeine, durch die außerordentliche Anzahl von Handschriften bezeugte Verbreitung, daß sie mit Lügen und Verdrehungen die Deutschen als die Verderber des Landes schilderte und den slavischen Adel zu energischen Maßregeln gegen die verhaßten Fremdlinge aufforderte. „Nie hat der böhmische Nationalhaß gegen die Deutschen, urtheilte der gelehrte Dobrowsky in seiner Geschichte der böhmischen Sprache, einen so hohen Grad erreicht, als ihn hier der Dichter schildert. Groß und tapfer sind seine Helden, die böhmischen Herren und Ritter, wenn sie die Deutschen aus ihrem Vaterlande hinausjagen, klein und ohnmächtig die Könige, wenn sie deutschen Räthen Gehör geben. Heftig und grob ist sein Schimpf auf Deutsche, die er für erklärte Feinde des böhmischen Ruhmes, der böhmischen Nation und Sprache ansieht und die er durchgängig für die Urheber alles Unglücks hält. Lüge und Erdichtung nahm er zu Hülfe, um sie allen Böhmen noch verhaßter zu machen, als sie es seit Ottokar's Niederlage schon waren." Als seine Sprache nicht mehr verstanden wurde, da griff das tschechische Volk, wenn es sich an den Großthaten seiner Vorfahren begeistern wollte, zu dem Geschichtswerk Wenzel Hajek's, das seinem Verfasser den Beinamen des „böhmischen Livius" eingebracht hat, weil es, dem Deutschthum nicht weniger ungünstig als Dalimil's Reimchronik, die alten Sagen und Lügen in neuer Form wieder auftischte. Und diese aus dem vierten Jahrzehnd des 16. Jahrhunderts stammende Schrift blieb so lange in ungeschwächtem Ansehen, daß noch Duchowsky ihren Verfasser im Jahre 1765 als „Dictator der Wahrheit" preisen konnte. Unmöglich wird es den Tschechen sein, einen diesem oder jenem Geschichtsschreiber gleichzeitigen deutschen Historiker namhaft zu machen, welcher, wie diese, durch Entstellung und Fälschung den nationalen Haß zu erregen getrachtet hat.

Die Tschechen waren es allein, welche auch in der Geschichtsschreibung die nationalen Gegensätze hervorhoben und verschärften. Palacky hat Unrecht, wenn er nur von „deutschen Fanatikern" spricht; er freilich, der Mann der Wissenschaft, ist andere Wege gegangen, als Dalimil und Hajek; sein Ziel war aber nicht weit von dem jener entfernt. Auch sein Werk hat eine nationale Tendenz, obgleich er leugnet, daß er gegen das Deutschthum geschrieben. Beauftragt von den ständischen Vertretern eines zweisprachigen Landes, auf Staatskosten, also auch auf Kosten des deutschen Theiles der Bevölkerung, eine Geschichte Böhmens zu verfassen, hat er nur eine „Geschichte des tschechischen Volkes in Böhmen und Mähren" geliefert; es konnte nicht verlangt werden, daß der Tscheche Palacky „die böhmische Geschichte nach herkömmlichen deutschen Ansichten darstellen sollte"; Gerechtigkeit und Billigkeit forderten aber, daß in objectiver Weise auch die Entwickelung des Deutschthums in Böhmen und der segensreiche Einfluß unserer Nation auf die tschechischen Verhältnisse nach Maßgabe der geschichtlichen Bedeutung und der Verbreitung der Deutschen dem böhmischen Volke zum Bewußtsein gebracht würde.

Die Reaction gegen die Palacky'sche Geschichtsauffassung konnte nicht ausbleiben, so schwer es auch war, mit Hülfe der von diesem selbst und seinen Vorgängern publizirten Quellenschriften den deutschen Standpunkt in wirksamer Weise zur Geltung zu bringen und neben die „Geschichte des tschechischen Volkes" eine Geschichte der Deutsch-Böhmen zu stellen. Palacky hatte, so sehr er sich auch gegen diesen Ausdruck sträubte, das Monopol der böhmischen Geschichtsschreibung in den Händen, und es war vor allen Dingen nothwendig, um ihm dieses zu entreißen, das urkundliche Material für die Geschichte des Deutschthums in Böhmen zu sammeln, also eine Arbeit zu unternehmen, welcher sich Palacky selbst mit Unterstützung des Staates zum Theil schon unterzogen hatte, und dann diese Quellenschriften zu veröffentlichen, was der tschechische Geschichtsforscher unterlassen hatte.

Der „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen" ging rüstig an diese Aufgabe und es erschienen nun sowohl von einzelnen Mitgliedern desselben, als von ihm nahestehenden deutschen Gelehrten werthvolle Untersuchungen besonders über die Geschichte des für das Deutschthum in Böhmen verhängnißvollen 15. Jahrhunderts. Der Prager Professor Constantin Höfler erwarb sich durch die Veröffentlichung der wichtigsten „Geschichtsschreiber der husitischen Bewegung" ein unleugbares Verdienst, wenn auch zugegeben werden muß, daß er bei der Publication dieser Quellen nicht mit jener Sorgfalt zu Werke gegangen ist, welche einem hervorragenden Gelehrten eigen sein sollte und seinem Gegner Palacky auch wirklich eigen ist. Der Charakter des großen tschechischen Reformators ward jetzt durch die Berichte seiner Zeitgenossen in ein neues, helles Licht gestellt, und der Nachweis konnte nun leicht geführt werden, daß jene große Revolution, welche Böhmen in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts erschütterte, weit mehr der Versuch einer sozialen und politischen Umwälzung, als einer kirchlichen Reformation gewesen ist, daß die Husitenkriege ihren religiösen Charakter sehr bald verloren und sich vorzüglich gegen die besitzenden Klassen und die Deutschen des Landes gewendet haben. — Johannes Hus, der tschechische National-Heilige, ward seines erborgten Flitterkrames entkleidet, der Widerstand, den seine kirchlichen Forderungen besonders bei den Deutschböhmen fanden, aus seiner feindseligen Stellung zum Deutschthum erklärt, und an den Folgen der husitischen Bewegung wurde den Deutschböhmen gezeigt, welche Stellung ihre Vorfahren in einem tschechischen Nationalstaat eingenommen, welche Leiden sie erduldet und welche Bedeutung sie doch wiederum durch unablässige Kulturarbeit sich im Laufe der Zeit errungen haben. — Die Tschechen fühlten sich durch die neue Darstellung der husitischen Periode in ihrer Nationalehre verletzt, und der Kampf entbrannte bald auf der ganzen Linie; in Büchern und Zeitungsartikeln, in Flugschriften und Volksversammlungen. Palacky verfuhr mit strategischem Geschick, indem er C. Höfler eine große Anzahl von Versehen in seinen Publicationen nachwies und hiermit das unwissenschaftliche Verfahren seiner deutschen Gegner zu dokumentiren versuchte.

Die Berechtigung der Vorwürfe, welche Palacky den von Höfler besorgten Quellen-Ausgaben gemacht hat, zugegeben, so erscheint doch der Ton, in welchem der tschechische Gelehrte von den deutschböhmischen Historikern spricht — auch seine neueste Schrift „Zur böhmischen Geschichtschreibung" giebt davon Proben in reicher Auswahl — auch dann als eines wissenschaftlich gebildeten Mannes unwürdig, wenn man verletztes Selbstgefühl und die bittere Stimmung eines seit Jahrzehnden als einzige Autorität in Sachen der böhmischen Geschichte gefeierten und nun von den verschiedensten Seiten befehdeten Gelehrten in Anrechnung bringen will. Daß die Gegner Ausdrücke wie „unüberwindlicher Ekel vor dieser ebenso niedrig begründeten als hochtrabenden historischen Salbaderei und Rabulisterei" gebührend zurückzuweisen für eine nationale Ehrensache hielten, darf auch Palacky nicht Wunder nehmen; vor allen Dingen aber kommt es diesem nicht zu, den Verletzten zu spielen und mit seinen deutschfreundlichen Gesinnungen zu prahlen.

Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen ist noch jung; in dem ersten Jahrzehnd seines Bestehens hat er jedoch nicht nur in der Wissenschaft Anerkennenswerthes geleistet, sondern auch das Nationalgefühl unserer Stammesgenossen in Böhmen zu einer Lebhaftigkeit gesteigert, welche nicht ohne Einfluß auf die politische Gestaltung des Landes geblieben ist. Die im Auftrage dieses Vereines von L. Schlesinger verfaßte „Geschichte Böhmens" ist ein echtes Volksbuch geworden, dessen Mängel durch die geringe Anzahl von Vorarbeiten über die Geschichte der Deutschböhmen entschuldigt werden, dessen Vorzüge aber darin bestehen, daß in diesem Werke zuerst in umfassender Weise der Versuch gemacht worden ist, die geschichtliche Entwickelung der deutschen Bevölkerung Böhmens bis auf die neueste Zeit zu schildern, und daß die Darstellung, sich fernhaltend von prunkender Gelehrsamkeit, in ihrer Einfachheit und Klarheit auch den deutschen Landleuten verständlich ist.

Eine dauernde Polemik schwächt endlich das Interesse an der Sache; über der Abwehr tschechischer Angriffe und dem Kampfe in den großen nationalen Fragen der Gegenwart möge der Verein nicht vergessen, daß eine seiner Hauptaufgaben die Sammlung und Veröffentlichung der auf die Geschichte des Deutschthums in Böhmen sich beziehenden Urkunden sein soll, nach Art der Werke von Stenzel für Schlesien und von Wuttke für Posen. R. Z.

Rußland.

Rußlands Bilanz am 1. Januar 1871.

Daß in Rußland seit Kaiser Alexander's Regierung ein frischeres Leben pulsirt, daß dieser Länderkoloß allgemach sich anschickt, Bewegung zu gewinnen, ist eine Erscheinung, welche den Optimisten zu Jubelgesängen hinreißen mag. Von dem Anfang solcher Bewegung aber bis zum Eintritt Rußlands in die Reihe der Kulturstaaten ist's wahrlich noch ein weiter Schritt. Es darf uns Deutschen, die wir in den letzten Jahren einen so mächtigen Schritt nach vorwärts gethan haben, noch nicht bange sein, von dem östlichen Nachbar überflügelt zu werden. Ein Beweis dafür liegt in den Ausführungen einer aus russischer Feder deutsch geflossenen, mit viel Einsicht und großer Objectivität geschriebenen und deshalb sehr instructiven Broschüre, welche vor Kurzem unter dem Titel „Rußland am 1. Januar 1871"*) veröffentlicht worden ist.

Als die weitaus wichtigsten Thatsachen auf dem Felde materieller Entwickelung nennt der Verfasser die Entdeckung zahlreicher Steinkohlenlager in fast allen Theilen des Reichs und die zum Erstaunen schnelle Verbreitung der Eisenbahnen.

Der Reichthum an Steinkohlen ist überraschend, und wenn es an Anzeichen für die Existenz derselben auch seither nicht gemangelt hat, so ist doch die Entdeckung eigentlich neuesten Datums. Die Aussicht auf die Hebung dieses Schatzes hat unter den Hellsehenden Rußlands ein wahres Goldfieber hervorgerufen, und auch der Verfasser discontirt schon im Voraus den Gewinn, welchen die Ausbeutung aller der unerschöpflichen Kohlenreviere am Don und Donetz, am Waldai-Gebirge rc. auf die Eisen-, Rübenzucker- und Eisenbahn-Industrie zu schaffen nicht verfehlen kann. Er geht noch weiter; er verspricht sich unter Umständen von der Kohlennutzung eine neue Aera des Landbaues in Rußland, zumal in den südlicheren Bezirken. Dort herrscht fast absoluter Mangel an Brennmaterial, und der Dünger, welcher dem Boden zu gute kommen sollte, bildet dessen Surrogat. Die Kraft des Bodens hatte man sich überschwenglich vorgestellt; man hat

*) Von einem Russen. Leipzig, Duncker und Humblot, 1871.

ihre Ersetzung durch Dung für überflüssig gehalten. Allgemach erkennt man das als Irrthum. Die Kohle wird den Dünger seiner eigentlichen Bestimmung zurückführen, und der Landbau wird bemerkbaren Nutzen davontragen.

Das Bauen von Eisenbahnen, wie es gegenwärtig in Rußland betrieben wird, berechtigt zu der Vorstellung, daß man dort zur Zeit eine andere Beschäftigung gar nicht kennt. Der große Gewinn, welchen einige Erbauer erzielt haben, hat die Unternehmungslust zu solcher Höhe gesteigert, daß im Laufe des Jahres 1869 an 160 verschiedene Personen die Erlaubniß zu Vorarbeiten ertheilt worden ist. Am Ende des Jahres 1870 waren 9600 Werst Eisenbahnen eröffnet, 3500 im Bau begriffen.

Die Bahnen sind so gelegt, daß sie sich meist in einer der beiden Hauptstädte concentriren und von diesen strahlenförmig auslaufen. Die Hauptstädte sind aber weit im Osten des Reichs gelegen, und deshalb sollen in nächster Zeit mehrere das Baltische und Schwarze Meer unmittelbar verbindende Linien gebaut werden. Außerdem stehen einige Bahnen in Aussicht, welche die asiatischen Provinzen mit dem Centrum in Verbindung setzen sollen. Die Regierung hat, wie man sagt, beschlossen, jährlich nicht mehr als 2000 Werst Eisenbahnen zu concessioniren; mit der Bedingung, daß ein Viertel davon zu rein strategischen Zwecken angelegt werden müsse, eine Bedingung, welche, in Rücksicht russischer Verhältnisse, mit gränzenloser Geldverschwendung gleichbedeutend ist.

Der Ertragsfähigkeit des russischen, so ungemein geförderten Eisenbahnnetzes stellt der Verfasser kein günstiges Prognostikon. Wenn auch einzelne Bahnen recht gute Geschäfte gemacht haben, so ist doch im Ganzen die Bevölkerung des Reiches zu dünn, als daß sie diese ungeheuren Linien von Bahnen rentabel machen könnte. Der bisherige Verkehr vermittelt sich fast ausschließlich zwischen den Endpunkten und den Centren der Bahnen; die Zwischenstationen bedeuten nichts. Der Verfasser sieht auch in der Zukunft den Personen-Verkehr nur in sehr geringen Verhältnissen steigen; für den Güterverkehr in Korn, Steinkohlen, Salz und Eisen wollen sich ihm die Umstände günstiger darstellen; aber auch hierin sind nach ihm ziemlich enge Gränzen gezogen. Wohl niemals, sagt er, wird der Verkehr auf den russischen Bahnen die Höhe des Verkehrs auf den europäischen Bahnen erreichen. Die Cöln-Mindener Bahn scheint ihm auf dem Höhepunkte zu stehen: auf dieser Bahn, sagt er, die 544 Werst lang ist, sind 1867 6,741,000 Passagiere und 124 Mill. Centner Waaren befördert worden, d. h. mehr als die Hälfte aller Waaren und Passagiere, die 1869 auf sämmtlichen 6849 Werst russischer Eisenbahnen den Verkehr ausmachten! Auch die Verwaltung, namentlich der Staatsbahnen, läßt viel zu wünschen übrig. Unregelmäßigkeiten und Unglücksfälle mehren sich in erschreckender Weise. „Das Publikum scheint es vorzuziehen, durch die Schuld russischer Maschinisten und Bahnwärter um's Leben zu kommen, statt sich von Ausländern regelmäßig und sicher befördern zu lassen."

Den verhältnißmäßig günstigen Aussichten, welche sich dem Reiche in den Eisenbahnen und Steinkohlen-Lagern darbieten, stehen indeß andererseits gar trübe Erscheinungen gegenüber. Die freie Entwickelung stößt auf diesem ungeheuren Gebiete, sobald sie Bewegung annehmen will, auf die härtesten Hindernisse; eine dreihundertjährige Unterdrückung des frischen lebendigen Wesens im Volke hat den Fluch im Gefolge, daß nun das Leben, das man dem Lande einblasen möchte, im Moder erstickt und es höchstens zu einem Zerrbilde bingt, das nimmer dem guten Willen seiner Schöpfer sich dankbar zu erweisen Miene macht.

Die Landwirthschaft ist großer Entwickelung fähig, zumal die Entdeckung zahlreicher Lager phosphorsauren Kalkes im Innern von Rußland alle Besorgnisse einer Boden-Erschöpfung verscheuchen kann; aber abgesehen von den zeitigen Schwierigkeiten, welche die Bauern-Emancipation geschaffen hat, ist dem Fortschritte der Hemmschuh der Unwirthschaftlichkeit angelegt, von welcher die Russen, wie die Slaven überhaupt, nicht zu befreien sind.

Handel und Industrie könnten raschen Aufschwung nehmen (in den letzten zehn Jahren hat sich die Ausfuhr um 68 Procent, dagegen aber auch die Einfuhr um 136 Procent vermehrt), aber das Schutzzoll-System hält ihn zurück, und die Regierung kann sich zum Freihandels-System nicht bekehren, weil die Industrie nach innen jener leidigen Unfreiheit der Bevölkerung in der Wahl des Wohnorts, dem Auslande aber mit einer maaßlosen Papiergeld-Circulation nebst einer kolossal gestiegenen auswärtigen Staatsschuldenlast gegenübersteht.

Die Bauern haben theoretisch durch die Emancipation Alles gewonnen, praktisch noch sehr wenig. Sie wissen mit der persönlichen Freiheit nichts anzufangen. Zäh an dem herkömmlichen Gemeinde-Besitze hängend, der eigenen Kraft mißtrauend, widersteht fast der gesammte Stand den Neuerungen der Emancipation. Dies ist insofern natürlich, als mit der Emancipation nicht zugleich Freizügigkeit eingeführt ist, der Bauer vielmehr sich nach wie vor an seine Scholle gefesselt sieht, und der Staat hinwiederum, was seinen Tribut betrifft, noch keine Individuen, sondern immer noch lediglich Gemeinden kennt, welche die Verpflichtungen ihm gegenüber garantiren, so in Bezug auf die Militär-, wie auf die Steuerpflicht. Beides, Freizügigkeit und Einführung individueller Staatspflichten, ist unbedingtes Erforderniß des Besseren. Beides aber wird noch lange auf sich warten lassen. Der Geldmarkt hat sich insofern nach europäischem Muster gebildet, als jetzt wohl in jeder nennenswerthen Stadt eine Bank besteht. Dennoch ist der Geldmangel groß; nur wenige Anleihen können im Reiche selbst effectuirt werden. Die Steuern sind ungemein drückend, der Staat heftet sich an die Fersen des gemeinen Mannes, der Bauer scheint nur für die Staatscasse zu arbeiten und zu leben. Die Verschwendung der Staatseinkünfte ist gleichwohl geradezu erstaunlich. Im Jahre 1869 hatte man z. B. an 141,345 Officiere und Beamte 96,358,439 Rubel Gehalt zu zahlen; im Jahre 1866 zählte man 100 Admirale, während der Seedienst deren nur 18 erforderte. Die Staatsschuld ist in zehn Jahren um 59 Procent gewachsen, eine Erscheinung ohne Beispiel im übrigen Europa.

Eine Steuerreform ist im Gange, man hat nur nicht den Muth, ein ganzes Princip durchzuführen. So ist's in der gesammten Verwaltung. Alles wird auf die Halbheit gestellt, und so wirkt jeder fortschrittliche Gedanke statt zum Heile, zum Unsegen. Der Mangel an Bildung im Volke (man behauptet, daß im Durchschnitt kaum 15 Procent aller Knaben und 6 Procent aller Mädchen Unterricht genießen) thut das Uebrige. Wie löblich auch der Aufschwung der periodischen Literatur ist, die sich nur vor Ueberhebung zu hüten hat, wie sehr auch der Besuch der höheren Unterrichtsanstalten steigt, wie große Beachtung auch die Einführung des Instituts der Geschworenen-Gerichte und einiger Provincial-Vertretungen verdient — so lange die Kirche in ihrem trostlosen Zustande des bildenden Einflusses ermangelt, so lange das Volk dem Trunke in dem bisherigen Maaße fröhnt, so lange auf den Bauern der Fluch des Gemeindebesitzes und der Familientheilungen haftet, so lange kann von einem Segen der fortschrittlichen Anregung keine Rede sein.

Jedenfalls, und dies ist der uns angenehmste Schluß, den

der Verf. am Ende zieht, ist Rußland, in der Gefahr, den in der Bewegung begriffenen inneren Zuständen eine finanzielle Krisis hinzutreten zu sehen, an die bisherige Friedens-Politik gebunden. Die Herausforderung eines Rassenkampfes zwischen Germanen und Slaven, wie man ihn jetzt in Rußland predigt, muß dem Slavenreiche unbedingt zum Verderben gereichen.

Kleine literarische Revue.

— **Oesterreichs parlamentarische Größen.** Unter diesem Titel ist eine politische Broschüre erschienen, die sich einen „Beitrag zur neuesten österreichischen Geschichte" nennt.*) Sie rührt augenscheinlich von dem Verfasser der in demselben Verlage vor nicht langer Zeit publicirten Schriften: „Volkswirthschaftliche Zustände in Oesterreich", „Politische Skizzen aus Oesterreich", „Graf Beust im Lichte der Wahrheit" ꝛc. her; sie ist in demselben radicalen Tone geschrieben, sagt, wie jene Schriften, den Oesterreichern manche derbe und bittere Wahrheit, läßt aber auch nicht Ein gutes Haar an der ganzen österreichisch-ungarischen Gesellschaft — es müßten denn die Arbeiter und die Socialdemokraten sein, denen, wie der Verfasser nachzuweisen sucht, besonders von den Centralisten und den Liberalen unausgesetzt seit dem Jahre 1849 das offenbarste Unrecht angethan worden ist. Die vorliegende Schrift hat es hauptsächlich mit dem liberalen Bürger-Ministerium des Jahres 1866, mit der deutschen Bourgeoisie, zu thun, die aus lauter Phrasenmachern und Börsenjobbern bestehen soll und die, weil einige ihrer Koryphäen das moralische Unglück gehabt haben, glückliche industrielle Speculationen zu leiten und an einigen Actien-Unternehmungen, die den Wohlstand des Landes gehoben, selbst einige Millionen zu gewinnen, als Volks- und Freiheits-Verräther dargestellt werden. Wenn man die Diatribe dieser neuen Schrift gegen Männer, wie Giskra, Herbst, Fürst Adolf Auersperg ꝛc. liest, so gelangt man dadurch leicht zu dem Schlusse, daß dasjenige, was derselbe Pamphletist gegen Beust geschrieben, ebenso aus radicaler Partei-Leidenschaft hervorgegangen war und daß man früher unrecht gethan, ihm in seinen Angaben zu trauen. Diese „Beiträge zur neuesten österreichischen Geschichte" sind nichts weiter, als indirecte Beiträge zu den Liebknecht-Bebel'schen Anklagen gegen das „Capital" und gegen alle diejenigen, die nicht zur radicalen Arbeiter-Partei, oder zur social-demokratischen Affiliation gehören. Die einzigen Zeugnisse, die der anonyme Verfasser für seine Anklagen gegen das liberale Bürger-Ministerium aufstellt, indem er, nach einer Darstellung des Spenglers Brüßhaver, den Inhalt einer langen Unterredung mittheilt, die dieser, an der Spitze einer Arbeiter-Deputation, mit dem Minister Dr. Giskra gehabt, sprechen geradezu für den, auf dem Boden einer durchgebildeten, freiheitlichen Anschauung stehenden Minister. Ebenso sind es wahrhaft goldene, freisinnige Worte, die Dr. Giskra auf dem deutschen Journalisten-Tage 1867 und bei einer Reichstagswahl im J. 1861 gesprochen, welche Worte aber der Pamphletist als heuchlerisch bezeichnet, weil — das Bürger-Ministerium durch die eigenartige Persönlichkeit des Kaisers Franz Joseph und durch die Wiener Hofcamarilla verhindert worden, jene freisinnigen Principien zur vollen Anwendung zu bringen.

*) Leipzig, Luckhardt'sche Verlagsbuchhandlung, 1872.

— **Ober-Italien, von Gsell-Fels.***) Im Anschlusse an das, im vorigen Jahre erschienene „Rom und Mittel-Italien", von Gsell-Fels, das mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden, wird uns hier ein Reisehandbuch Venedigs, der Lombardei, Piemonts, Genuas, der Emilia und Toscanas dargeboten, wie wir noch kein ähnliches besitzen, die englischen und die französischen Reise-Handbücher mit eingeschlossen. Es ist hier eine überraschende Fülle von geographischem, statistischem, historischem, artistischem und literarischem Material zusammengetragen und verarbeitet. Es ist ein Buch nicht bloß für Touristen, sondern auch für Jeden, der sich in den bezeichneten Richtungen über das einer neuen schönen Zukunft entgegengehende Italien unterrichten will. Dabei herrscht überall systematische und leicht übersichtliche Ordnung und Vollständigkeit, so daß auch der zu aufmerksamen Studien nicht immer geneigte und Muße habende Tourist ohne Anstrengung das, was er zu seinen Reisezwecken bedarf, aufzufinden vermag. Der artistische Theil der Darstellung der bedeutenderen Städte Oberitaliens ist der Feder eines bekannten, geachteten Kunst-Schriftstellers zu verdanken, der vor Kurzem eine Studien-Reise nach Italien unternahm, während die geschichtlichen Einleitungen, das Geographische und die Charakteristik der betreffenden Städte von Herrn Dr. Gsell-Fels in Zürich, nach eigenen Studien und eigener Anschauung in neuerer Zeit, herrühren. Die sehr zahlreichen Illustrationen in Kupferstich und Holzschnitt, sowie die beigegebenen Karten, Pläne und Grundrisse, lassen nichts zu wünschen übrig.

Literarischer Sprechsaal.

Das uns eben zugehende, neueste Blatt der Leipziger „Illustrirten Zeitung" ist ihre Nummer Fünfzehnhundert. Das mit Recht auf seine Leistungen und Erfolge stolze Blatt wirft einen Rückblick auf seine 29 Jahrgänge, die nicht bloß eines der anschaulichsten und volksverständlichsten, historischen Bilder des Zeitalters gewähren, sondern auch an sich ein redendes Zeugniß für die Vervollkommnung der typoxylographischen Kunst unserer Zeit bilden. Wie sticht in seiner naiven, unkünstlerischen Erscheinung der erste Jahrgang der Illustrirten Zeitung gegen das letzte Hundert des Cinquecento ab, in welchem das Werk der Einigung Deutschlands, die glorreiche Heerfahrt seiner Krieger bis tief in das Innere Frankreichs, der Sturz des französischen Kaiserthums, die Wiedergewinnung der alten, uns vor drei und zwei Jahrhunderten geraubten Reichslande und die glänzende Erneuerung von Kaiser und Reich, umgeben von voller Glaubens- und Denkfreiheit, dargestellt sind! In der eben gedachten Beziehung sagt die Illustrirte Zeitung: „Wir sehen schon die Erkenntniß tagen, deren Morgenroth die letzten mittelalterlichen Schatten aus den Geistern bannen soll; wir vernehmen den Schlag der Hämmer, die Arbeit der Werkzeuge, welche eine Fessel des Fortschrittes nach der andern brechen; wir lesen vorahnend in den Tafeln des neuen durchdachten und allen Deutschen gemeinsamen Gesetzes; wir erschauen das Aufblühen der Städte,

*) Meyer's Reisebücher, Ober-Italien. Mit 10 Karten, 31 Plänen und Grundrissen von L. Ravenstein, 20 Ansichten in Stahlstich, einem Panorama von Plato Ahrens und 69 Ansichten in Holzschnitt. Hildburghausen, Bibliographisches Institut, 1872.



die allerwärts sich vollziehende Schöpfung von Transportmitteln, die Verwandlung der Brüche und Moore, der Haide- und Sandstrecken in ertragfähigen Boden; wir verzeichnen bereits einen gewaltigen Aufschwung des Verkehrs und gewahren vor Allem mit Zuversicht, wie das Deutsche Reich sich ausbaut und erstarkt zu einem mächtigen Walle für seine Bürger, zu einer Schirmvogtei des europäischen Friedens, zu einem glänzenden, nach allen Seiten seine Strahlen aussendenden Centralkörper der Kultur."

In deutsch-elsässischen Blättern liest man: „Der bekannte deutsch-elsässische Dichter Adolf Stöber, Pfarrer und Konsistorial-Rath in Mühlhausen, ein Mann, dessen Gelehrsamkeit, Biedersinn und Vaterlandsliebe weit über die Gränzen des Elsasses hinaus bekannt ist, hatte den Muth, der berüchtigten „Elsässer (Franzosen-) Liga" den Fehdehandschuh hinzuwerfen. In den „Deutschen Stimmen aus dem Elsaß"*) veröffentlichte er ein Gedicht: „Elsaß ein Venetien?", das mit folgenden Worten schließt:

Nicht länger sollt ihr unser Volk verwälschen,
Wir sind der alten Mutter Söhn' auf's Neue,
Ihr schwören wir nicht Haß, nein — ew'ge Treue.

„Der Liga, die sich bisher nur damit befaßte, die Elsässer gegen Deutschland aufzustacheln, dieselben unter Inaussichtstellung baldiger Revanche zum Widerstand gegen dasselbe aufzumuntern und besonders der untern Volksklasse durch Flugschriften das Optiren für Frankreich mundgerecht zu machen, war eine solche Herausforderung zu stark; ein Krieg aber gegen Männer wie Stöber kam ihr ungelegen, weil es ihr am Rüstzeug zu einem geistigen Kampfe mangelt. Nur mit dem Gefühl des Erstaunens und der Entrüstung zog sie in's Feld, aber das Visir entfiel ihr wieder im Augenblick, als sie dem greisen Dichter zurief: „Stecke Dein Schwert ein, denn Du hast wie wir das Brod Frankreichs gegessen!" Daß Herr Adolf Stöber trotz der Abmahnung seiner Freunde das Gedicht dennoch veröffentlichte, gereicht ihm zur besondern Ehre: er hat dadurch bekundet, daß er in seinem hohen Alter noch den Muth hat, den Glauben zu bekennen, den er in seinem ganzen Leben bekannt. War doch die Eintracht zwischen dem Elsaß und dem deutschen Stammlande schon vor 30 Jahren das Ideal, das ihm in allen seinen Liedern vorschwebte und die er besonders in seinem Gedichte „Der Thalweg des Rheines" so schön besungen! Wenn Männer wie Stöber für die Pacification des Reichslandes ihre Stimmen erheben, so werden hier die Worte der Liga allmählich wie eine Stimme in der Wüste verhallen."

Der „Literarische Verein" in Stuttgart hat im Jahre 1871 den hundertsten Band der von ihm herausgegebenen und unter seine Mitglieder vertheilten Schriften publizirt. Der Verein zählt gegenwärtig über dreihundert Mitglieder, unter denen sich der Deutsche Kaiser, die Souveräne von Baiern, Württemberg, Sachsen, Baden und Hessen, der Kaiser von Rußland, die Königin von Großbritannien, der König von Portugal und andere regierende Fürsten befinden; ferner die öffentlichen und die Universitäts-Bibliotheken in Paris, London, Oxford, Stockholm, St. Petersburg, Riga, Dorpat, Mitau, Lüttich, Kopenhagen, Lund, Rotterdam und Lissabon. Die bisher ausgegebenen hundert Bände gehören folgenden Sprachen und Literaturen an: 12 der lateinischen, 7 der französischen, 3 der portugiesischen, 2 der spanischen, 1 je der italiänischen, der provenzalischen und der niederländischen, und 73 der deutschen Sprache und Literatur. Unter diesen hundert Bänden befinden sich 48 in metrischer und 52 in prosaischer Form.

*) Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Der zweite Band von George Eliot's „Middlemarch", dessen ersten Band wir in Nr. 9 des „Magazin" angezeigt, ist in Asher's „Collection of English Authors" ausgegeben worden. Dieser Theil der „Studien des britischen Provinziallebens" führt den besonderen Titel „Old and Young" und setzt die feinen Charakterschilderungen, die „Miss Brook" so anziehend begonnen, mit fesselndem Interesse fort. Die deutsche Ausgabe der Herren Asher u. Co. hat sich überall viele Freunde erworben; sie ist handlich und gleichwohl von etwas größerem Formate, als die Tauchnitz-Edition. Die beiden Unternehmungen können einander natürlich insofern keine Concurrenz machen, als jede einen anderen Kreis von englischen Autoren umfaßt, die ihnen ihr Verlagsrecht für den Kontinent übertragen haben. Unter den in der Asher'schen Collection zu erwartenden Werken befinden sich Satanella, by Whyte Melville; Good-bye, Sweetheart, by Rhoda Broughton; The Eustace Diamonds, by Antony Trollope; Robert Ainsley, by M. E. Braddon; Country Stories, by Holme Lee; Old Margareth, by Henry Kingsley; The Laird of Norlaw, by Mrs. Oliphant; Clara Vaughan, by R. D. Blackmore; Fair to See, by Laurence W. M. Lockhart; A Bridge of Glass, by F. W. Robinson.

Im neuesten Hefte (1872, IV.) der „Geographischen Mittheilungen", worin Herr Aug. Petermann nähere Berichte über Carl Mauch's interessante Entdeckung der Ruinen von Zimbabye und der Alluvial-Goldfelder in Südafrika liefert, sucht er gleichzeitig nachzuweisen, daß Prof. Kiepert's Behauptung, daß die Frage über das biblische Ophir, „namentlich durch Lassen's gründliche Untersuchung schon vor einem Vierteljahrhundert definitiv zu Gunsten Indiens entschieden sei", nicht begründet ist. „Abgesehen davon, sagt Petermann, daß Crawfurd, ein ebenso gelehrter Kenner Indiens als Lassen, die Beweiskraft der sprachlichen Gründe des Letztern sehr in Frage gestellt und angenommen hat, daß kein Schein einer Möglichkeit vorhanden sei, Ophir in irgend einen Theil Indiens zu verlegen, — können die Lassen'schen Gründe auch überhaupt nur dann von Gewicht sein, wenn man sich zu dem sehr eigenthümlichen Verfahren hinreißen läßt, den Bibeltext willkürlich zu ändern und Tarschisch mit Ophir zusammen zu werfen.... Auch unser großer Meister Carl Ritter suchte Ophir schon in Indien; seine Abhandlung über Ophir ist das Beste, was bisher über den Gegenstand geschrieben worden ist; natürlich kannte er auch schon Lassen's Untersuchung, aber Ritter war ehrlich genug, schließlich einzugestehen, daß alle unsere Kenntniß nicht genüge, um zu einem vollständig sicheren und befriedigenden Resultat zu führen, und daß man den Fehler nicht beim Chronisten der Bibel, sondern „„besser in unserer eigenen Unwissenheit suchen müsse."" — Jedenfalls sind die von Mauch entdeckten wirklichen Ruinen und das wirkliche Alluvialgold, ferner die wirklichen Edelsteine und das wirkliche Elfenbein jener Länder gewiß viel mehr der Beachtung werth, als irgendwelche sprachliche Verwandtschaftlichkeit indischer Namen für „Affen, Pfauen" und dergleichen."

In Kurzem erscheint in dem unterzeichneten Verlage: (65)

Das Leben Raphael's von Urbino

Italiänischer Text von **Vasari**, Uebersetzung und Commentar
von
Herman Grimm.

Erster Theil: Bis zur Vollendung der Camera della segnatura.
Mit zwei Tafeln. — Kupferdruckpapier. 8. geh.

Der erste Theil behandelt Raphael's Jugend, seine Thätigkeit in Perugia, in Florenz sowie die in Rom bis 1511. Die ersten Bogen geben eine Geschichte der Raphael betreffenden Geschichtsschreibung. Es folgt auf drei Bogen eine neue Recension des Textes der Biographie Raphael's von Vasari auf Grund der von späteren Editoren veränderten Ausgabe von 1568. Die folgenden Bogen enthalten eine Uebersetzung der einzelnen Abschnitte dieser Biographie mit eng sich anschliessendem kritischem und historischem Commentar, so dass eine Reihe in sich fest zusammenhängender Capitel entstehen.

Ferd. Dümmlers's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Dichtungen des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Herausgegeben von Karl Bartsch.

Erster Band. (66)

König Rother. Herausgegeben von Heinrich Rückert.
8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese neue Sammlung reiht sich den mit so grossem Beifall aufgenommenen, in demselben Verlage erschienenen „Deutschen Classikern des Mittelalters" unmittelbar als Fortsetzung an, indem sie die werthvollsten Dichtungen des 9.—12. und des 13.—15. Jahrhunderts ebenfalls in sorgfältig commentirten Ausgaben, in gleichem Format und zu gleichem Preise, der Gegenwart wieder nahe bringt.

Der erste Band ist nebst einem Prospect über die Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig

Festgeschenk für Damen.

Luise, Königin von Preußen.

Vierte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Mit dem photogr. Bildniß der Königin.
Miniatur-Ausgabe. in Reliefband mit Goldschnitt 2 Thlr.
Mit dem Portrait-Medaillon unter Glas eleg. gebd. 2 Thlr. 15 Sgr.

Das in Photographie wiedergegebene Brustbild der Königin nach einer Büste von Gottfried Schadow übertrifft an Lieblichkeit und Anmuth alle sonstigen Bilder. (67)

Soeben erschien in unterzeichnetem Verlage:

Collection
of (68)

British and American Standard Authors.

With Biographical Sketches, Introductions and Explanatory Notes.

For the Use of Schools and Private Tuiton edited by **F. H. Ahn**, Ph. Dr.
Vol. VI.: A Selection from the Works of Alfred Tennyson 16 Ngr.
Die früher erschienenen Bändchen enthalten:
Vol. I.: Scotts „Lady of the Lake" 13½ Ngr. vol. II.: Longfellow's „Evangeline" 7 Ngr.
Vol. III.: Shakspere's „King Richard II." 12 Ngr. vol. IV.: Sheridan's „The Rivals" 9½ Ngr.
Vol. V.: A Selection from the Poetical Works of Longfellow, Poe and Bryant 18 Ngr.

Leipzig, den 19. März 1872. **Ernst Fleischer.**

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ist Ende v. J. erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Auswahl
aus den (69)
Kleineren Schriften von Jacob Grimm.

Velinpapier. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.; in Leinwand gebd. 1 Thlr. 20 Sgr.

„Was Jacob Grimm schreibt," sagt die Wiener Presse, „ist kerndeutsch durch und durch, in kraftbewußter, selbstsicherer Eigenart strömt seine wundervolle Prosa dahin, voll schlichter, erhabener Weisheit, aus hingeworfenen Bemerkungen und Aphorismen athmet dieselbe hohe, allem Gemeinen völlig abgekehrte Gesinnung, die ihn, den stillen Forscher, aus seiner Göttinger Gelehrtenstube forttrieb, um vor dem ganzen deutschen Volke Klage zu erheben über den königlichen Wortbruch; wir können nur wünschen, daß tüchtige Pädagogen diese Aufsätze, ausgezeichnet durch den Adel und die Größe ihres Gedankengehaltes nicht weniger als durch die im steten Umgange mit deutschen Sprachdenkmalen aller Zeiten und Stämme errungene, herrlich ausgeprägte, classische Prosa, unsrer Jugend vermitteln; in der Bibliothek eines Jeden, der an deutscher Gedankenarbeit nur den geringsten Antheil nimmt, wird und soll das treffliche Büchlein nicht fehlen."

In zweiter Auflage erschienen: (70)
Literatur-Merkbüchlein. 10 Sgr.
Satz — Druck — Papier. 7½ Sgr.
Verlag v. H. Pfeil in Leipzig.

Schiller- und Göthe-Grammatik für das Ausland.

La plus facile des grammaires allemandes
fondée sur un choix de poésies
de *Göthe* et de *Schiller*,
par (71)
Bernhard Schmitz.
Gr. 8., geh. 12 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
Berlin. (Harrwitz u. Goßmann.)

Geschenk für Damen.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Fouqué's Undine.

Illustrirte Ausgabe. 17. Auflage. 1870.
Mit 60 Holzschnitten.
In elegantem Reliefband mit Goldschnitt.
Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Diese liebliche Erzählung, „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat sich namentlich die Gunst der Frauen in hohem Grade erworben. (72)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Seit Anfang d. J. erscheint im unterzeichneten Verlage und ist durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten zu beziehen:

Die gefiederte Welt.

Zeitschrift
für
Vogelliebhaber, -Züchter und -Händler.
Herausgegeben
von
Dr. Karl Ruß.
Alle 14 Tage eine Nummer in 4o.
Preis vierteljährlich 15 Sgr.
Probenummern und Prospecte durch alle Buchhandlungen.

Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.
Berlin, 86. Wilhelmsstraße. (73)

Historische Zeitschrift (74)
Herausgegeben von **Heinrich von Sybel.**
Vierzehnter Jahrgang. 1872. Zweites Heft.

Inhalt: VI. Johann von Nepomuk nach der Sage und nach der Geschichte. Von Eduard Reimann. — VII. Die österreichische Politik in den Jahren 1755 und 1756. Von Adolf Beer. — VIII. Das deutsche Staatsgebiet bis gegen Ende des 11. Jahrhunderts. Von Rudolf Usinger. — Literaturbericht.

Preis des Jahrganges von 4 Heften 7 Thlr.
Verlag von R. Oldenbourg in München.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 13. April 1872. [Nº 15.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Gelehrte und unterhaltende Musik-Studien.

Moritz Hauptmann. — A. W. Ambros. — W. Langhans. — La Mara.

Dem Freunde der musikalischen Literatur ist kaum seit langer Zeit so viel geboten worden als in den letzten Monaten. Eine Reihe von Werken, auf die wir hiermit aufmerksam machen, berührt sich gegenseitig so nahe, daß der Leser des einen Werkes mit Interesse an das andere gehen muß.

Die Briefe von Moritz Hauptmann an Franz Hauser*), eingeführt durch Prof. Schöne in Erlangen, füllen zwei starke Bände und geben ein fast vollständiges Bild aller musikalischen Tagesereignisse von 1825 bis 1868, ziehen außerdem viele ältere und beachtenswerthe musikalische oder auch allgemein ästhetische Gegenstände in ihren Bereich und enthalten außerdem eine Fülle von Weisheit und von Lehren der Geduld. Der liebenswürdige, durchaus wackere Verfasser ist ein Mann der alten Zeit von Charakter, fest und geschlossen in sich, voller Wärme und Innigkeit, allem menschlichen Wissen zugänglich, und wenn er selbst als Lehrer und Schriftsteller sich darüber beschwert, daß ihm eine gewisse Härte des Styls eigen sei, so blüht doch gerade mitten in diesen dornigen Worten eine frappante Ausdrucksweise und das Geschick, in höchst belehrender Form durch Analogien klar zu machen. — Der Lebensgang Hauptmann's ist außerordentlich einfach. Fast zwanzig Jahre war er Geiger im Orchester zu Cassel und machte sich in dieser Zeit von seinem Vorgesetzten Louis Spohr auch als Freund und Bewunderer ziemlich abhängig. Dann wirkte er ein Vierteljahrhundert bis in das höchste Greisenalter als Thomas-Cantor und Lehrer zu Leipzig und war hier, wie ziemlich alle seine Vorgänger seit dem großen Sebastian Bach, in Wahrheit eine tonangebende Persönlichkeit. Hauptmann steht, da wir ihn 1825 kennen lernen, bereits im reifen Mannesalter, und so dürfen wir nicht mit ihm rechten, wenn er sich gewissen modernen musikalischen Ereignissen gegenüber theils gleichgiltig, theils ablehnend verhält. Seit dem alten Nestor sind die laudatores temporis acti stets auch Tadler des Neuen gewesen, und für Hauptmann ist der spätere Beethoven nicht das, was er für uns Andere ist; Weber liebt er nicht, Wagner haßt er, gegen Liszt und das Clavier ist er ungerecht. Der jüngere Leser lasse sich davon nicht schrecken; was bleibt dem Manne Alles noch von Erschaffung der Welt bis auf Mozart!

Der Herausgeber hat dem Werke ein Schüler-Verzeichniß beigegeben und in einem Register die besprochenen Personen und Sachen ausführlich zusammengestellt.

Auf Seite 182 des zweiten Bandes ist eines Schriftchens von Dr. Ambros in Prag Erwähnung gethan, über das Quinten-Verbot, welches Hauptmann gewidmet ist und aus seinem Lehrbuch das Motto nimmt. Neben Ambros hat auch Moritz Carrière in München etwas Anerkennendes über Hauptmann geschrieben. Der gefeierte Undankbare sagt in einem allerdings vertraulichen Brief: „Das wäre nun gerade etwas gewesen, das Eine und das Andere zu sondern (nämlich die Quinten des dreizehnten Jahrhunderts in realen Stimmen und die modernen in durchgehenden Noten) und von jedem das Gehörige zu sagen; aber dazu verstehen solche Herren eben zu wenig Gründliches; sie können nur schreiben. Worte und Meinung, aber keine Kenntniß. Gut zu schreiben ist jetzt eine so allgemein gewordene Fertigkeit, daß es ein Jammer wird für den Ernst der Wissenschaft; sie wird zu viel bellettristisch abgemacht und gepfuscht."

Das sind nun sehr harte Worte, aber es ist selten, daß bei Hauptmann die Verdrossenheit des Alters so böse Formen annimmt. Da auch wir gerade über Ambros*) Einiges zu sagen haben, so wollen wir uns auf den Quinten-Streit nicht einlassen, sondern nur Act davon nehmen, daß er vortrefflich zu schreiben versteht. Indessen ist er selbst nicht ohne Befangenheit wegen der Schnellbuch-Fabrikation und des feuilletonistischen Schmelzes seiner Artikel. Er schreibt über Liszt und Wagner, Holbein und Schwind, Thalberg und Berlioz, Friedrich Overbeck und den Carneval, italiänische Landschaft, alte Kirchenmusik, und kann doch in der Vorrede als deutscher Professor nicht umhin, sich über Viel- und Halbwisser aufzuhalten, die über den dreißigjährigen Krieg, Berthold Auerbach und die nordamerikanischen Freistaaten mit selbstbewußter Sicherheit zu reden verständen. Das ist er dem deutschen Professor schuldig. Und wie schlecht ist das Beispiel gewählt, als ob nicht der dreißigjährige Krieg, die nordamerikanischen Freistaaten und Berthold Auerbach dieselbe Tendenz hätten! Sollte nicht der, welcher über diese drei Gegenstände vorträgt, selbst den Kampf um die Menschen-Gleichheit, religiöse und politische, mitkämpfen und ein viel einheitlicheres Programm haben als Herr Ambros? Denn so ein Stockgläubiger, wie er sich selbst vor Overbecks Werken bekennt, kann eigentlich eine consequente Freude an Moritz Schwind, ja selbst an Robert Franz nicht haben.

*) Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1871.

*) Bunte Blätter, Skizzen und Studien für Freunde der Musik und der bildenden Kunst von A. W. Ambros. Leipzig, Leuckart, 1872.

Wir haben alle diese Bedenken nicht; wir haben keine Sympathie für jenen esprit de corps des Fachprofessors, auch nur ein Fachstudium zuzulassen, im Grunde genommen eine andere Art von Offiziers-Ehre. Wir verkennen nicht, daß die Gefahr nahe liegt, daß Jemand, dessen Wissen all zu sehr in die Breite geht, an Tiefe verliert, aber wenn man diese Klippe vermeidet, so ist es keine Schande, viel zu wissen, und noch weniger Schande, über Vieles gut zu reden. Wo sind die Tage hin, wo Baco, Cartesius, ja auch Leibniz gleichzeitig in Jurisprudenz und Musik, Mathematik und Naturwissenschaften, Philosophie und Volkswirthschaft das Höchste leisteten? Immer mehr und mehr greifen die Fachmänner um sich, die sich scheu und ängstlich besinnen, über ihr engstes Gebiet hinaus zu greifen und zu empfinden, daß die Virtuosen-Klippe eine noch gefährlichere ist. Nimmt man es doch heute einem Criminalisten übel, wenn er über Verfassungsrecht oder Civilprozeß schreiben, einem Physiologen und Pathologen, wenn er sich auf Anthropologie legen will. Schon der Goethe'sche „Faust“ bereut es in seinen ersten Worten, daß er mehr als Ein Fach getrieben, und jetzt entschuldigt sich gar ein Professor der Musik, wenn er zwei offene Augen hat für die alten Dome, für deren Wölbungen man seit Jahrhunderten das Lob Gottes in Messen und Hymnen schrieb. Wir können uns nicht entschließen, gegen einen in allen Fächern wohl unterrichteten Mann Mißtrauen zu haben, und wir hoffen, daß die Rednerbühne des heutigen Verfassungsstaates Einseitigkeiten heilen wird, die Kanzel und Katheder, Zöpfe und Examinatoren seit einem Jahrhundert mehr und mehr ausgebildet haben.

Werden wir daher auch kaum mit Herrn Professor Ambros uns auf der Straße zeigen dürfen, wenn er vom Lehrstuhl in die Sitzung der Facultät geht, so drücken wir doch dem Freunde Ambros fröhlich die Hand, wenn er auf die Wanderschaft geht, wenn die weite, weite Welt sein Gegenstand ist und er uns mitnimmt als Genossen nach Rom, zum Abbé Liszt, der über der Tonsur noch immer ein kleines Schellenkäpplein trägt und unter allen zeitgenössischen Musikern der geistreichste, liebenswürdigste und bezauberndste ist, oder in die Theaterloge, wenn selbst Meyerbeers „Robert“ gegeben wird, oder des sauertöpfigen Wagners „Meistersinger“, von dem auch Ambros gleichwohl sagen muß und mit Recht offen sagt, daß wir durch ihn wieder gelernt haben, ein dramatisches Tonwerk als in sich geschlossenen Organismus, als ein Ganzes anzuerkennen. Am liebsten freilich und noch lieber als in den sanften Theilen von Assisi und der interessanten Bibliothek von Modena sind wir mit ihm im Giebichensteiner Thal an der Saale, wo der liebenswürdige Robert Franz den Liederduft der Nachtigallen einathmet, oder in Wien, wo der harmloseste Carneval sich über die Noth der Zeit und allen Ministerkrisen erhält. Und daß dieses Buch warm, witzig, lebensvoll, heiter und freudig, bestimmt und gemüthlich und recht deutsch gerade aus Prag und gerade jetzt aus Prag kommt, dafür wissen wir ihm doppelt Dank, da man schon versucht sein konnte, mißmuthig zu fragen, „was kann aus Nazareth Gutes kommen!“

Viel wissenschaftlicher, aber darum eben eintöniger, eine eigentliche Fachschrift, vom Alterthum auf die Neuzeit führend, voll Bildung und gründlicher Kenntniß, ist das dritte Werk, dessen wir Erwähnung thun wollen, der Versuch des Dr. W. Langhans über das „musikalische Urtheil und seine Ausbildung durch Erziehung.“*) Man wird uns nicht der Inconsequenz zeihen, wenn wir wünschten, daß Ambros die guten Lehren des Verfassers aus der Theorie in die feuilletonistische Praxis übersetze, auch auf die Gefahr hin, daß der alte Hauptmann als Geist umginge und den Kopf dazu schüttelte.

*) Berlin, Robert Oppenheim, 1872.

Zum Schluß ist zu erwähnen, daß die musikalischen Studienköpfe von La Mara eine Fortsetzung erhalten haben.*) Die Sahne hatte freilich der weibliche Verfasser im ersten Bande abgeschöpft, allein der Milchkübel hat noch auf lange hin Vorrath und wir wissen es der feinfühlenden Schreiberin Dank, daß sie diesmal in's Ausland gezogen ist und eine bunte Gesellschaft französischer und italiänischer Herren um sich versammelt hat: den bittern Cherubini, den unausstehlichen Spontini und den liebenswürdigen Rossini von den Italiänern. Freilich stehen diese drei uns Deutschen nahe, Cherubini, weil er seiner Richtung nach in die Mozart-Beethoven'sche Schule hineingehört, als Einziger unter den Wälschen, und seine Schätzung auch heut mehr in Deutschland als im Ausland hat, Spontini, weil er der Erbe des Deutschen Gluck war, und als er seine Erbschaft verausgabt hatte, seine Wirksamkeit in Berlin suchte, hier Alles schlecht behandelte, und am letzten Ende selbst übel behandelt von dannen zog, daher er gekommen war. Es war ein natürlicher Proceß: erst schädigte er alle gleichzeitigen und jüngeren Componisten, war voll aufgeblasener Verachtung gegen seine musikalischen Collegen und ihr Streben in der preußischen Hauptstadt; dann wurde er im buchstäblichen Sinne des Wortes von dem schwer gereizten und rachsüchtigen Publikum mit Koth beworfen — Vorgänge, die wir am liebsten mit Vergessenheit begraben wünschten, da sie nach beiden Seiten hin ein unerquickliches Andenken zurückgelassen haben.

Auf Rossini könnte man füglich die Worte König Philipps II. anwenden:

„Was ist das für ein Mensch, der das
Gethan, und unter Dreien, die ich frage,
Nicht einen einz'gen Neider hat? — Gewiß!
Der Mensch besitzt den ungewöhnlichsten
Charakter oder keinen.“

Nicht blos Hauptmann, Ambros und La Mara, nein Alle, die man fragt, haben diesen Meister geliebt und verehrt, der wahrlich nichts Internationales hatte, mitten in Wien und Paris ein voller Italiäner geblieben ist und doch in seinem langen Leben Niemand gekränkt, keinen Feind hinterlassen hat. Das ist das Vorrecht des Genies, und seine besondere Gabe, die des Witzes, hat dem niemals Eintrag gethan.

Von den Franzosen hat La Mara den harmlosen Boyeldieu und den mystischen Hector Berlioz in den Kreis der Studienköpfe aufgenommen. Sollte uns ein dritter Band erfreuen, so würden wir wünschen, unter den Aelteren vorzugsweise Joseph Haydn zu begegnen, über den noch wenig geschriftstellert ist; unter den Neueren Meyerbeer, der mit seiner Persönlichkeit wenig hervorgetreten, und dessen Erfolge sich doch nicht fortleugnen lassen, und Auber der unzweifelhaft mit einigen seiner Opern, namentlich der „Stummen von Portici“, Erfolge gehabt hat, die der ästhetischen Erklärung noch bedürfen. Wollte endlich La Mara auch in den hohen Norden steigen und einige ihrer feinsinnigen Urtheile über Brahms und Niels-Gade abgeben, so dürfte das Buch auf einen gespannten Leserkreis rechnen.

Dem Hauptmann'schen Buch ist eine Photographie Hauptmanns nach der wohlgelungenen Zeichnung seiner kunstbegabten Frau, dem Ambros'schen ein Portraitstich von Adolph Neumann beigegeben. L. L.

*) Musikalische Studienköpfe. Zweiter Band. Leipzig, Hermann Weißbach, 1872.

Altkatholisch und ultramontan. *)

Der erste Protest gegen die Uebergriffe Roms, der Deutschkatholizismus, hervorgerufen durch jene skandalöse Geschichte mit dem „heiligen Rock" zu Trier, ist trotz des gewaltigen Lärms, den die römische Clerisei damals schlug und trotz der allgemeinen Sympathien, womit das ganze liberale Deutschland jenes kirchliche Repeal begrüßte, nahezu spurlos im Sande verlaufen. Hie und da bekundet heute vielleicht noch eine sogenannte „Freireligiöse Gemeinde" die Spuren jener so hoffnungsvollen Bewegung. Im Großen und Ganzen aber blieb Rom Siegerin. Zugegeben, daß die Männer, welche damals an der Spitze der Bewegung standen, ihrer Aufgabe nur zum Theil gewachsen waren, so ist doch die eigentliche Ursache des Scheiterns der freireligiösen Bestrebungen wo ganz anders zu suchen. Sie liegt in dem Indifferentismus der heutigen gebildeten Gesellschaft religiösen Dingen gegenüber. Man hält es einfach nicht mehr der Mühe werth, sich für Glaubensmeinungen zu echauffiren. Wenn dieser Indifferentismus in der That das ganze Volk bis in seine untersten Schichten hinab durchdränge, dann hätte allerdings der Kampf zwischen dem jesuitischen Rom und den dissentirenden Theologen, welche sich heute bemüßigt sehen, den vom Vatikan der modernen Menschheit auf's Neue in's Gesicht geschleuderten Handschuh aufzuheben, kaum die Bedeutung eines scholastischen Gezänks, und man könnte ruhig darüber zur Tagesordnung gehen. Wer aber in vorwiegend katholischen Ländern lebt, der weiß, daß die Dinge ganz anders liegen. Das wissen auch die Jesuiten, und darum haben sie mit der Unfehlbarkeit ihren kühnsten und höchsten Trumpf ausgespielt.

Man würde sich garstig verrechnen, wollte man glauben, die schwarze Schaar habe es mit ihrem neuen Dogma überhaupt auf die sogenannte „gebildete Gesellschaft" abgesehen. Die Jesuiten wissen sehr wohl, daß an dieser ohnehin Hopfen und Malz verloren ist. Ebenso gut wissen sie aber auch, daß diese indifferente Gesellschaft, deren bessere Elemente sich das abhanden gekommene religiöse Bewußtsein durch selbständige philosophische Anschauungen zu ersetzen suchten, während bei dem Gros derselben der Börsenzettel die Stelle des Credo vertritt und Genuß die Parole des Daseins bildet, nur einen verhältnißmäßig sehr kleinen Bruchtheil des gesammten Volkes ausmacht. Man blicke doch nur ein Wenig um sich. Ueberall entstehen neue Klöster, sogar im Herzen urprotestantischer Länder, und trotz aller Aufklärung mangelt es ihnen durchaus nicht an Bewohnern. Zu keiner Zeit war die Zahl der Wallfahrer, die nach beliebten „Gnadenorten" wandern, so groß wie jetzt, Marienbilder thun Wunder, wie zu den schönsten Zeiten des Mittelalters und finden Zulauf. Die Mehrzahl der deutschen Kirchenfürsten hat in Rom gegen das Infallibilitäts-Dogma gestimmt und versetzt nun durch ihr laudabiliter se subjecit nicht nur ihrer Wissenschaft, sondern sogar ihrer Mannesehre selbst einen Faustschlag mitten in's Gesicht; an der Spitze der altkatholischen Bewegung dagegen stehen Männer von hoher wissenschaftlicher Bedeutung, von untadelhaftem Lebenswandel, Capacitäten, welche bisher den Stolz der Kirche ausmachten: und dennoch verhielt sich die Masse des katholischen Volkes gleichgiltig, wenn nicht feindlich gegen dieselben, und die gebildete Gesellschaft, anstatt wie Ein Mann für den Altkatholicismus einzutreten, ist ganz ebenso indifferent gegen den Protest, wie gegen das neugeschaffene Dogma.

*) „Altkatholisch", Roman von Adolph Schirmer. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben, 1872.

Zwei Jahre sind vergangen, seit Rom „gesprochen" hat, und noch immer zählen wir kaum ebenso viele altkatholische Gemeinden in Deutschland und Oesterreich, als die deutsche Bühne Offenbach'sche Operetten zählt! Wer wagt es unter solchen Umständen zu behaupten, daß die Macht Roms gebrochen sei? Die gebildete Welt macht es wie der Vogel Strauß. Weil sie die Gefahr nicht sieht oder vielmehr nicht sehen will, redet sie sich ein, sie sei gar nicht vorhanden. Leider ist sie aber nur allzusehr vorhanden, und man dürfte sich sehr täuschen, wenn man glaubt, Rom würde die Sache nöthigenfalls nicht zum Aeußersten treiben. Schon sehen wir den Ultramontanismus mit der sozialistischen Demokratie liebäugeln. Das giebt zu denken! Extreme berühren sich. Beide Richtungen haben das gemein, daß sie die ganze moderne Civilisation in Frage stellen. Sie können deshalb recht gut bis zu einem gewissen Grade Verbündete sein. Beide wenden sich an die Massen, an das geistige und an das volkswirthschaftliche Proletariat. Die moderne Naturwissenschaft im Bunde mit der modernen Philosophie hat bis jetzt nur eingerissen, aber noch nicht gebaut. Einig in der Negation, laufen die Anschauungen weit auseinander, sobald es sich um positives Schaffen handelt. Den Massen hat man noch keine große, ethische Idee geboten, welche geeignet wäre, an die Stelle veralteter Religions-Anschauungen zu treten. Ist es da zu verwundern, wenn die Einen unter der Führung lichtscheuer Elemente sich starr an das Alte anklammern, während die Anderen, eifrig mitarbeitend an dem gemeinsamen Werke des Göttersturzes, gar nicht begreifen können, weshalb ihre groben Fäuste vor dem letzten und höchsten Götzen unserer Zeit, dem goldenen Kalbe, ehrerbietig Halt machen sollen?

So stehen die Dinge, und wer sie anders auffaßt, täuscht sich selbst. Ueber die endgiltige Lösung des Wirrwars heute schon Vermuthungen auszusprechen, wäre höchst überflüssig. Wir haben Wichtigeres und Näherliegendes zu thun. Vor Allem gilt es Roms Bann zu brechen und eine deutsche katholische National kirche zu schaffen. Hierzu ist nun der Altkatholicismus in eminentem Grade geeignet. Die römische Hierarchie ist eine verrottete, verknöcherte Aristokratie. Um sie zu stürzen, muß man ihr die Basis nehmen, d. h. man muß dem unterdrückten demokratischen Elemente in ihr zum Durchbruche verhelfen. Dieses Element ist der niedere Clerus. Er rekrutirt sich vorwiegend aus den untersten Volksschichten und ist mit dem Volke selbst auf's Innigste verwachsen. Diese Männer, welche ihr hartes Amt zumeist unter Entbehrungen jeder Art ausüben müssen, sind vollkommen auf Gnade und Ungnade in die Hände ihrer Obern gegeben. Nur hierin liegt die Ursache, daß die große Mehrzahl derselben sich dem Altkatholicismus gegenüber nicht sowohl ablehnend als vielmehr zuwartend verhielten. Aus eigener Macht vermögen sie nicht zu handeln, denn ein jeder würde dabei seine Existenz auf's Spiel setzen, und zu solchen extremen Schritten haben bekanntlich nur wenige Menschen den Muth. Das Alles würde jedoch mit Einem Schlage anders werden, sobald die Staatsgewalt, die ja durch das Infallibilitäts-Dogma in erster Reihe bedroht ist, mit aller Macht für den Priester eintritt, der sich von dem infallibilistischen Rom lossagt. In Baiern hat man den Anfang gemacht, und auch anderwärts wird man dem Beispiele folgen müssen, denn daß Rom nicht einlenkt, steht heute wohl außer Frage. Der Ausweg, zu dem man sich neuestens in Oesterreich entschlossen hat, daß man nämlich von den altkatholischen Gemeinden und ihren Priestern verlangt, sie sollten sich als aus der katholischen Kirche ausscheidend betrachten, ist ungerecht und überdies unklug. Sobald man die Altkatholiken zu einer Sekte stempelt, stellt man sich auf den Standpunkt Roms und unterbindet

der Bewegung ihre Lebensadern. Sie kann nur dann heilsam wirken, wenn sie als auf dem Boden des Rechtes stehend betrachtet und in dieser Eigenschaft vom Staate geschützt wird. Und zu dieser Anschauung werden, wohl oder übel, zuletzt doch alle Regierungen katholischer Länder in Deutschland sich bequemen müssen, wenn sie sich nicht vor der Majestät Roms beugen wollen.

Noch ist die Frage nicht vollkommen spruchreif. Die Literatur ist also nicht nur berechtigt, sondern gewissermaßen sogar verpflichtet, die große Angelegenheit in den Kreis ihrer Behandlung zu ziehen. Adolph Schirmer, der bekannte österreichische Roman-Schriftsteller, thut dies in seinem kürzlich bei Hartleben in Wien und Pest erschienenen Romane „Altkatholisch", dessen wir in diesen Blättern bereits flüchtig erwähnt haben. Der Verfasser führt uns in seiner Erzählung an einen süddeutschen Hof. Hier spielen die Fäden ultramontaner, liberaler, partikularistischer und großdeutscher Interessen ziemlich bunt durcheinander. Eine von der ultramontanen Partei geschickt angelegte und geleitete Kabale ist nahe daran, den jungen hochsinnigen König zu umgarnen und dem aufkeimenden Altkatholicismus die ernstesten Schwierigkeiten zu bereiten, als der Plan im entscheidenden Momente durch einen geschickten Gegenzug zunichte gemacht wird. Das ultramontan-partikularistisch-reactionäre Ministerium fällt, und die Sache des Liberalismus und Altkatholicismus geht triumphirend aus dem Kampfe hervor.

Als Acteurs des Dramas treten eine Reihe lebendig gezeichneter Gestalten auf, von denen eine jede ihr individuelles Gepräge zeigt. Es ist dies ein besonders anzuerkennender Vorzug der Dichtung, zu welchem noch der weitere Vorzug tritt, daß auch von den unsympathischen Figuren des Romans, wie der Jesuit Felician, der Präsident, die alte Prinzessin, die Gräfin ꝛc. keine in allzugrellen Farben gehalten ist. Meisterhaft gezeichnet ist die Hauptgestalt, der altkatholische Pfarrer Schlicht, ein Priester im schönsten Sinne des Wortes, der einen vortrefflichen Gegensatz zu seinen ultramontanen Berufsgenossen, dem Erzbischofe, dem Bischofe und dem Pfarrer bildet. Hier ist kein Strich zu viel oder zu wenig, und namentlich hat es der Verfasser mit feinem Geschmacke vermieden, seinen Helden irgendwie zu idealisiren. Sehr anschaulich und warm gezeichnete Landschaftsbilder verleihen der Erzählung einen besonderen Reiz. Die Mängel des Buches sind zum Theil durch den behandelten Gegenstand selbst bedingt. Man sieht gleich von Anfang voraus, welche Partei die unterliegende sein wird, und das benimmt den Peripetien des Kampfes zum Theil ihren dramatischen Reiz. Auch daß die Katastrophe lebhaft an jene im „Glas Wasser" gemahnt und der Sieg der guten Sache einer Täuschung des Königs zu danken ist, muß als ein Fehler bezeichnet werden. Gegründete Einwendungen lassen sich vom künstlerischen Standpunkte aus dagegen erheben, daß das persönliche Element zu sehr in den Vordergrund tritt. Schon nach den ersten Seiten weiß der Leser ganz genau, welcher Hof und welcher König gemeint ist und betrachtet deshalb wohl auch die Liebesbeziehungen zwischen der Prinzessin Elisabeth und dem Adjutanten des Königs weniger als Dichtung denn als Wirklichkeit. Es ist das eine künstlerische Indiscretion, die freilich dem Buche bei dem großen Lesepublikum mit seinem scharf ausgebildeten Sinn für alles „Pikante" trefflich zu statten kommen und auf diese Weise indirekt der durch das Buch vertretenen Idee nützen dürfte. Bei Dichtungen von ausgesprochen polemischer Tendenz sind solche Dinge kaum zu vermeiden und die Kritik muß, um des Zweckes willen, schon ein Auge zudrücken. Jedenfalls ist Schirmer's Roman ein sehr interessantes Zeitbild. Es faßt die Frage energisch auf, behandelt sie gründlich und verständlich, und zeigt dem Leser im Spiegel der Dichtung, um welche schwerwiegenden Interessen es sich in dem Kampfe zwischen Altkatholicismus und Ultramontanismus handelt, und das ist dermalen die Hauptsache.

E. M. Sauer.

L. Uhlich.

Vor wenigen Wochen brachten die Zeitungen die Nachricht von dem Tode eines Mannes, dessen Name einst viel genannt, der von seinen Anhängern hoch erhoben, von seinen Gegnern tief geschmäht ward, dessen Thätigkeit noch immer fortwirkt, dessen Person aber namentlich in den letzten Jahren mehr in den Hintergrund getreten ist. Uhlich, der Stifter der freien Gemeinden, ist, ein Siebzigjähriger, in Magdeburg, dem Schauplatze seines Wirkens, gestorben. Uhlich gehörte auch zu Denjenigen, welche, erfüllt vom reinsten Wollen, vom idealsten Streben, einen Kampf mit herrschenden Gewalten beginnen und die durch den Widerstand der Gegner, wie durch den Uebereifer der Freunde weiter gedrängt werden, als sie ursprünglich zu gehen beabsichtigten. Aus einem geringfügigen Anlaß entwickelte sich die Gesellschaft der sogenannten „Lichtfreunde", aus denen erst, nachdem Uhlich, Mitte der vierziger Jahre, seines Predigtamtes an der Katharinen-Kirche in Magdeburg entsetzt worden war, die erste freie Gemeinde Deutschlands in jener Stadt entstand.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, eine Geschichte der freien Gemeinden, ihrer Verschmelzung mit den Deutschkatholiken, ihrer Theilnahme an der politischen Bewegung des Jahres 1848, ihrer Schließung und Wiederfreigebung zu schreiben; wir haben es nur mit der Person Uhlich's zu thun, und streng genommen mit Uhlich nicht als Religionslehrer, sondern als Dichter, denn fast gleichzeitig mit der Nachricht seines Todes ging uns ein Bändchen seiner Gedichte*) zu, welche zumeist in dem seit 1849 von ihm herausgegebenen „Sonntagsblatt" veröffentlicht wurden und die nun hier gesammelt vorliegen. Indeß ist der Dichter von dem Prediger der freien Gemeinde doch nicht zu trennen, denn es sind dieselben Anschauungen und Lehren, welche er seinen Zuhörern predigte, die hier im Gewande der Dichtung ausgedrückt sind; es sind Bilder der Stimmungen, Empfindungen und Gedanken, welche den Menschen bei den verschiedensten Anlässen bewegten, und der größte Theil dieser Lieder hat denn auch Aufnahme in das Gesangbuch der freien Gemeinde in Magdeburg gefunden. Mag man mit den darin ausgedrückten Ansichten auch nicht durchweg übereinstimmen, so wird man sich doch wohlthätig berührt fühlen von der Reinheit und Lauterkeit des Fühlens und Denkens, von der warmen Menschenliebe, die sie athmen, und nicht bloß den speciellen Anhängern und Freunden Uhlichs, sondern auch weiteren Kreisen darf das Büchlein als würdiges Andenken an den Heimgegangenen empfohlen werden. J. H.

Belgien.

Louise von Plönnies.

Belgische Journale gedenken in ehrenvoller Weise der deutschen Dichterin Frau Louise von Plönnies, die am 20. Ja-

*) Gera, Verlag von Paul Strebel, 1872.

nuar d. J. zu Darmstadt mit Tode abgegangen ist. Sie gehörte in Deutschland zu den Ersten, welche sich des verlassenen germanischen Bruderstammes in Südniederland annahmen und für die Rechte des vlamischen Volkes und der vlamischen Sprache eintraten. Ihre im J. 1845 bei Duncker und Humblot in Berlin erschienenen „Reise-Erinnerungen aus Belgien" sind in dieser Beziehung ein schönes, beredtes Zeugniß. Es wurde darin zum erstenmal in Deutschland auf die junge vlamische Dichterschule der Conscience, Dautzenberg, de Laet, van Duyse, Ledeganck &c. aufmerksam gemacht. Gemeinsam mit ihrem Schwiegersohn, dem früh verstorbenen J. W. Wolf, versuchte sie dann in dem von Letzterem in Brüssel und Antwerpen gegründeten Journal „De Broederhand" ein Bindeglied der deutschen und der niederländischen Literatur herzustellen. Leider jedoch haben diese und spätere ähnliche Versuche keinen Erfolg gehabt. Bis zum J. 1870 war das frivole und darum leichter dort Eingang findende französische Element zu vorherrschend in Belgien. Seitdem sind allerdings dem vlamischen Volks- und Sprachgeist der Muth und das Selbstvertrauen etwas gewachsen. Man blickt voll Hoffnung auf das große Deutsche Reich, auf dessen, Freiheit und Gesittung fördernde Wärmestrahlen, von denen auch das benachbarte, wenn auch politisch von ihm getrennt bleibende Belgien getroffen wird. Frau von Plönnies hat dies in einem schönen, dem vlamischen Dichter Frans de Cort übersandten Gedichte: „Die Magd von Flandern an den Deutschen Kaiser" ausgesprochen. „De Toekomst"*) vom 1. April 1872 theilt dieses Gedicht mit. Es heißt darin:

„.... Ich aber steh verlassen,
Verfolgt vom fränk'schen Hassen,
Auf meiner Heimat Grund;
Gar schwer hab ich gelitten,
Sie hätten gern geschnitten
Die Zung' mir aus dem Mund.

Gekränkt in meiner Ehre,
Bedränget in der Lehre,
Beraubt vor dem Gesetz,
Geächtet und geknechtet,
Gefälschet und verwälschet
Vom fränkischen Geschwätz.

Herr, glaub's nicht, wenn sie sagen:
Es leb' in unsern Tagen
Kein echter Vlaming mehr;
Lass' eine Zeugen-Wolke
Dir aufstehn aus dem Volke
Für Belgiens Sprach' und Ehr'!
. . . .
Herr, der Du lösest Ketten,
Gesandt bist, zu erretten,
Steh der Gefang'nen bei!
Den Leichen-Schleier hebe
Und hilf mir, daß ich lebe
Und rede stark und frei.

Nord-Amerika.

Einer Anglo-Amerikanerin Gruß an Deutschland.**)

Beethoven's Säcularfeier.***)

Die hehre Melodie war ausgeklungen;
Mit Chorgesängen und mit Harfenschlag,
In seinen Tönen wurde er besungen. —
„Du, die in Siegesruf und Todtenklag',
Germania, Deinen blut'gen Preis errungen,
Hast Du gefeiert diesen großen Tag?"
Da war's, als riefe in erhab'nem Grimme
Der mächt'gen Heldenmutter Donnerstimme:

„Ihr Völker, glaubt Ihr, daß im Vaterlande
Ohn' Fest und Sang schleicht dieser Tag vorbei?
Glaubt Ihr, es tönt vom deutschen Rheinesstrande
Nur Wiederhall vom fernen Kampfgeschrei?
Wohlan, zerrissen seien alte Bande,
Ein Volk erhebt sich, einig, stolz und frei,
Ein edles Volk, vereint in blut'gem Ringen,
Dem edlen Meister hohen Dank zu bringen!"

Im Frieden war sein Jubelfest ersonnen,
Vor uns'ren Augen künstlich dargestellt
Sein „Lebensbild"; als erst das Jahr begonnen,
Dort, seinen Tönen herrlich zugesellt,
Sah'n wir des Meisters hohe Künstlerwonnen,
Des Menschen Leiden in der fremden Welt:
In freud'gem Bunde tausend deutsche Hände
Bereiteten sein Fest für's Jahresende."

„Doch, wie er stieg mit Helden-Angesichte,
Begeistert von der Harfe Zauberklang,
Aus dumpfem Schmerz zum ew'gen Himmelslichte,
In Sorg' und Pein nach Kunst und Liebe rang,
So heut' mit ernstem Spiele und Gedichte,
Beseelet wie von seines Geistes Drang,
Ehrt ihn sein Volk mit Dank für Kunst und Leben,
In hohem Fest, trotz Gram und Streit gegeben."

„Ich habe manchen Musensohn gefeiert,
Doch keinen unter Siegesruf wie heut,
An Goethe's Festtag*) war die Erd verschleiert,
Die junge Freiheit frecher Hände Beut',
Europa sah manch' alten Druck erneuert,
Der Zukunft frische Hoffnung war zerstreut,
Und Stimmen, die vom Dichterfeste sangen,
Im Sturmesbraus der wilden Zeit verklangen."

„Entzweit war Deutschland, und die alte Wunde
Noch blutend, als sein Volk mit Jubelchor
Sang seines Schiller's Lob, in jener Stunde
Zum Fest vereint. Doch heut, wie nie zuvor,
Zu Kampf und Tod vereint im Bruderbunde,
Dein Lied, o Meister, tragen wir empor;
Und ferne Völker seh'n mit Freud' und Segen
Dem neuen Glanz des Vaterlands entgegen.

„Ja, wenn kein Klang erschölle von der Leier,
Wenn Deutschlands Söhne blieben stumm und kalt,
Ihm wäre doch gegeben eine Feier,
Ein Dankgesang voll tönender Gewalt;
Vom Sang des Vaterlands, wo edler, freier
Blüht jeden Tag der Zeiten Neugestalt —
Dem großen Meister wäre heut' beschieden
Ein würd'ges Fest, wie sonst im schönen Frieden."

Philadelphia, 17. Dec. 1870. Emilie Tilghman.

England.

Gewerbliche Schiedsgerichte.

Der kundige Verfasser der Schrift: „Die Gewerbegerichte und das gewerbliche Schiedsgerichtswesen", worin er eine historische Entwickelung dieses Gegenstandes gab, hat denselben in

*) Leuven (Löwen) J. A. Torfs. Leipzig, H. Merzbach & Co.

**) Vgl. Nr. 14 des „Magazin".

***) In Philadelphia hatte am 17. Dec. 1870 eine musikalische Feier stattgefunden.

*) 28. August 1849.

seiner unlängst erschienenen Denkschrift*) weiter und bis zu praktischeren Ergebnissen durchforscht. Dr. Eberty versteht die Sache nicht nur gründlich, sondern lebt und wirkt auch warm dafür. In der vorliegenden Broschüre beleuchtet er mit sehr gründlicher Beziehung zu englischen Einrichtungen das Wesen und Wirken der Schiedsgerichte auf die Arbeitseinstellungen, namentlich die literarischen und historischen Erfolge des mit Hülfe jener Einrichtungen gegen die Strikes unternommenen Kampfes. Darin liegt viel Belehrung und Warnung für deutsche Arbeiter und Arbeitgeber, die eben noch vernünftig genug sind, aus dem Schaden und der Schule Anderer und aus der Wissenschaft unparteiischer Sachverständigen Lehre anzunehmen.

Wir geben nur, um zum Studium der Broschüre selbst anzuregen, einige englische Lehren und Erfahrungen zum Besten. A. J. Mundella, Parlamentsmitglied für das verrufene Strike-Nest Sheffield, sagt unter Anderem in Bezug auf sein Vermittelungssystem als Schöpfer der englischen Schiedsgerichte: „Strikes lassen den Arbeiter verhungern und verringern den Werth des Capitals, durch welches neue Arbeit erzeugt wird. Andererseits müssen die Meister in ihrem eigenen Interesse verständig handeln und ihre Arbeiter ebenso als gleichberechtigt achten wie die, von denen sie ihre Baumwolle, ihre Kohlen und ihr Eisen beziehen. Schon dann würden viel weniger Strikes entstehen. So lange der Capitalist glaubt, Arbeit sei niedrigerer Natur und habe weniger Werth als das Geld, welches er dafür bezahlt, werden die Arbeiter immer wieder zu Strikes geneigt werden. Eine Hauptursache alles Uebels liegt darin, daß die Presse und Literatur, die Agitatoren der Arbeiter und selbst die Arbeitgeber nichts Ordentliches von Volkswirthschaft wissen oder wissen wollen. Es giebt unzählige Zeitungen und Zeitschriften, aber sie füllen fast ohne Ausnahme ihre Spalten lieber mit Tagesklatsch und aufgeputzten Kuriositäten als mit Gegenständen wirklich belehrenden, aufklärenden und volkswirthschaftlichen Inhalts." — Sodann setzt er auseinander, daß es kein anderes Mittel gegen die Kämpfe zwischen Capital und Arbeit gäbe, als richtigere Würdigung der wirthschaftlichen und persönlichen Zusammengehörigkeit Beider. Wer die Theorie predige, daß Eigenthum Diebstahl, Erbschaft Unrecht und Arbeit für Lohn eine Erniedrigung sei, der predige nicht nur das Verderben der Capitalisten, sondern noch mehr der Arbeiter. Vieles sei falsch und faul in unseren gesellschaftlichen Einrichtungen, und da könne und müsse man ausmerzen und bessern, aber die Grundlagen des Staates und der Gesellschaft, der Industrie, des Handels und Wandels seien ewig nothwendig und würden, durch Gewalt zerstört, sich immer bald wieder als unerläßlich geltend machen. Die Grundlage der socialen Verhältnisse könne durch keine Macht der Erde wirklich zerstört werden. Im Einzelnen muß man viel bessern. Das Meiste müssen die Arbeiter selbst thun, und sie vermögen mehr als irgend eine Regierung, Gesellschaft oder angeblich arbeitererlösende Despotie. Sie können dies dadurch, daß sie sich selbst erziehen, daß sie sich von der Sklaverei schlechter Gewohnheiten durch Mäßigkeit, Verstand und Fleiß befreien. Dies zwingt dann auch den hochnäsigen Capitalisten, seine Arbeiter zu achten, gut zu behandeln und zu bezahlen. Mehr Bildung, mehr Verstand, mehr Fleiß, mehr gegenseitige Achtung — darauf läuft, wenn alle sonstige Weisheit und aller Zerstörungs-Wahnsinn der verschiedenen Arbeiter-Heilande erschöpft sein wird, der einzige Weg für Lösung der socialen Fragen hinaus.

Ein anderer schiedsrichterlich versöhnender Arbeiter-Heiland ist Rupert Kettle, Richter in der Grafschaft Wolverhampton, der in seiner Schrift über Strikes und deren schiedsrichterliche Beilegung sehr praktische Erfahrungssätze und Rathschläge giebt. Hier nur einige allgemeine Wahrheiten daraus: „Zur Beilegung von Streitigkeiten zwischen Capital und Arbeit gehört vor Allem Einsicht in volkswirthschaftliche, unwiderlegliche und sich auch gegen alle Gewalt immer wieder geltend machende Grundsätze. Hierher gehört in erster Linie der Begriff des Preises. Preis nun ist der Fonds, woraus Gewinn und Lohn bezahlt wird und der zur Vertheilung in die Hände des Meisters kommt. Dieser will nun fast immer möglichst wenig an Lohn zahlen und möglichst viel Gewinn für sich behalten. Umgekehrt der Arbeiter. Und auf Grund dieser Bestrebungen wird am meisten geirrt, meistens durch die Arbeiter, welche vergessen, daß die Macht der Production, d. h. ihre eigene Arbeitsmacht, durch den Gebrauch des Capitals und der Arbeit zugleich fast niemals für das einzige Geschäft, welches die Arbeiter ernährt, gebildet wird. Darum muß man das Arbeiten in einer ganzen Reihe von Geschäften und während einer längeren Zeitdauer berechnen, ehe man sich ein richtiges Urtheil über den wirklichen Gewinn des Arbeitgebers bilden kann. Das Capital in einer Fabrik kann nicht willkürlich zurückgezogen werden. Es liegt zum Theil fest in Einrichtungskosten, Anlagecapital und Unkosten. Dabei laufen die Zinsen fort, ob Gewinn daraus entstehe oder nicht. Darum liegt der Hauptvortheil des Arbeitgebers darin, daß sein Capital in allen Formen möglichst ununterbrochen mit voller Kraft und regelmäßig arbeite. Nur Dummköpfe oder unsolide Schwindler können glauben, daß durch Herabdrückung des Lohnes und gelegentliche Uebervortheilung bessere Geschäfte gemacht werden können. Der ordentliche sachverständige Fabrikherr oder sonstige Arbeitgeber denkt nicht daran. Zwar ist es sein Ziel, so viel Gewinn wie möglich aus dem Preise zu ziehen, sowie das Interesse des Arbeiters, so viel wie möglich aus dem gemeinsamen Fonds an Lohn zu erhalten, aber in weiteren Schlüssen daraus irrt man gewöhnlich. Hier haben ja Beide gerade das höchste gemeinsame Interesse an dem regelmäßigen und vollen Betriebe der betreffenden Production. Und hier ist der Vortheil der Arbeiter unvergleichlich größer, weil bei ihnen das Schwanken des Geschäftes nicht nur Verlust an Geld bedeutet, sondern auch Störung in ihren häuslichen Einrichtungen, nachtheilige Veränderung in Kinder-Erziehung, Haushalt, Lebensweise, Nahrung u. s. w. bis zum Hunger, Schuldenmacherei und entsetzliche Verluste durch Leihämter und Wucherer. Deshalb hat gerade der Arbeiter an der ununterbrochenen Regelmäßigkeit der Hervorbringung bei seinem Arbeitgeber oder Meister ein viel höheres Interesse als letzterer, der fast immer viel eher Störungen durch Strikes u. s. w. ertragen und bezahlen kann, als der Arbeiter.

Der Meister hat allerdings die Bestimmungen über Preis und Lohn in den Händen; aber es ist ein Irrthum zu glauben, daß durch höheren Preis auch immer besserer Lohn gewonnen werden könne. Hier wird Kurzsichtigkeit und durch bösen Willen und Agitatoren künstlich erzeugte blinde Wuth immer leicht die Unheilsquelle von Strikes oder communistischer und internationaler Commune-Philosophie. Man weiß nicht, oder will nicht wissen, daß in Industrie, Handel und Wandel heutzutage die

*) Denkschrift über gewerbliche Schiedsgerichte als Mittel, den Arbeitseinstellungen zu begegnen. Verfaßt von Dr. Gustav Eberty, Stadtgerichtsrath, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. (Besonderer Abdruck aus der Zeitschrift: „Der Arbeiterfreund".) Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1872.

electrisch-telegraphisch aufeinander wirkenden Handlungen und Wandlungen der ganzen Erde, überhaupt die verwickeltsten Dinge schnell aufeinander wirken und Gewinne und Verluste oft schneller miteinander wechseln, als Sonnenschein und eisige Stürme in launigsten Apriltagen. Vor Allem kommt es dem Meister, d. h. dem Hervorbringer von verkäuflichen Vorräthen darauf an, sich gegen diese Stürme einen festen Halt zu verschaffen. Daher fürchtet er auch nichts mehr, als Stillstand seiner Hervorbringungs-Maschinerie. Er muß deshalb Mittel haben, auch bei gedrückten Preisen fortarbeiten zu lassen. Wenn Hervorbringung und Verbrauch sich ziemlich ruhig das Gleichgewicht halten, dann berührt es den Meister nicht, ob der Preis des Rohstoffs und der Arbeit etwas steige oder sinke, weil er sich durch den Preis entschädigen kann. Und gegen kurzsichtige Habgier lauert immer die Nemesis der Concurrenz. Das Capital ist nämlich cosmopolitisch und wunderbar frei von Vorurtheilen der Länder und Leute. Es läuft in jedem hervorbringenden Canal der ganzen Welt wie die leitbarste, leichtsinnigste Flüssigkeit. Danach richtet sich nun auch, von aller menschlichen Macht unabhängig, Angebot und Nachfrage und danach wieder der Preis, letzterer aber nur insofern, als Käufer und Verkäufer Angebot und Nachfrage in Bezug auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kennen und berechnen. Dies läßt sich aber nie genau in Zahlen feststellen, da politische, geschäftliche, Markt- und Natur-Ereignisse und Nachrichten darauf wirken. So kommt es vor, daß zuverlässige Kunde über Kauf und Verkauf nur Geheimniß Weniger ist. Die Arbeiter selbst erfahren davon entweder gar nichts oder ungenaue, entstellte Nachrichten. Darauf gründet sich Irrthum, Argwohn, Eigensinn, Strikelust, namentlich in Folge der Lehren und Aufhetzungen communistischer oder internationaler Arbeiter-Heilande. Die Arbeiter vergessen dann ganz, *daß die Arbeit einer der vergänglichsten Verkaufsartikel ist, der, wenn er heute und morgen und wohl gar wochenlang nicht verkauft wird, erst für sie selbst, dann für die ganze große Menschen-Gesellschaft unwiederbringlich verloren ist.* Daher sind die Strikes, auch die siegreichen, immer ein entschiedener Verlust erst für die Arbeiter, dann für das ganze Gemeinwohl. Natürlich verliert der Eigenthümer der Fabrik und des darin steckenden Capitals gleichfalls in jeder Stunde, in der das Feuer nicht brennt und die Räder nicht gehen, nur daß er es meist länger aushalten kann.

Alle diese unumstößlichen Wahrheiten und Erfahrungen dringen auf Verständigung zwischen den unbedingt zusammengehörigen Mächten der Arbeit und des Capitals durch Sühneämter und Schiedsgerichte, welche in England schon ziemlich praktisch und vielseitig organisirt sind und viel Segen gestiftet haben. Wir können daher aus Eberty's Broschüre ungemein viel lernen. Dies gilt auch besonders für die Arbeiter, welche sich durch Vereinigung, Association und Corporation selbst helfen wollen. Die von Schulze-Delitzsch für solche Arbeiter-Verbindungen und Erwerbs-Genossenschaften verlangten Corporationsrechte müssen also vor allen Dingen erworben werden. Dann wird der Verschmelzung von Vereinen mit Credit-Genossenschaften nichts mehr im Wege stehen, und so die erforderliche Grundlage zum Abschluß von Geschäften auf längere Dauer zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, das wirthschaftliche Hauptmittel gegen Strikes, gewonnen werden. Die so verbundenen Vereine der Gewerke erwachsen in Verbindung mit Credit-Genossenschaften dann leicht zu einer Macht, mit der Capitalisten sicher unterhandeln können, und im Zusammenwirken Beider — der Arbeiter und Arbeitgeber — wird sich der Friede unter den producirenden Classen wieder herstellen, der Gegensatz zwischen ihnen seine Schärfe verlieren, das Bürgerthum mit dem Arbeiterthum, mit dem es ja gemeinsame Interessen hegt, wieder zusammenwachsen und aus dem im Innern der Gesellschaft hergestellten Frieden ein Bollwerk gegen alle Eroberungspolitik entstehen und so der Weltfrieden dauernd gesichert werden. Hat sich das Schiedsgericht in diesen socialen Stürmen schon bewährt, so wird die Zeit nicht mehr fern sein, *in welcher ein Schiedsspruch auch die politischen Händel*, wie neuerdings in der Alabama-Frage, *schlichtet.* Diese vorbildliche Bedeutung kann das gewerbliche Schieds- und Sühneamt für sich in Anspruch nehmen. Arbeiter und Arbeitgeber sollten stolz darauf sein, daß sie durch verständige und gebildete Gemeinsamkeit den Mächtigen dieser Erde ein gutes Beispiel geben und mit Hinweisung auf ihre eigene vereinigte Kraft des Friedens von ihnen verlangen können, daß auch sie in Einsicht, Verstand und Bildung Frieden miteinander halten oder sich bei Streitigkeiten dem Spruche der Vernunft unterwerfen, statt sich gegenseitig mit „der letzten Vernunft der Könige", wie der alte Fritz die Kanonen nannte, ihre arbeitenden, steuerzahlenden Unterthanen niederschießen zu lassen.

Frankreich.

Das Nationalunglück Frankreichs.

Der Bericht, der in der Nationalversammlung von Versailles über die communistischen Excesse des Jahres 1871 abgestattet worden, giebt der neuesten „Chronik" der Revue d. d. Mondes (vom 15. März) zu dem Bekenntnisse Anlaß, daß keineswegs die deutsche Invasion das Nationalunglück Frankreichs verschuldet habe, sondern daß die erste und einzige Ursache desselben in der unsittlichen Napoleonischen Regierungs-Wirthschaft zu suchen sei. „Von diesem Punkte aus", sagt die Revue, „können wir die ganze schmerzliche und tragische Zeitgeschichte des unglücklichen Frankreich in allen ihren Phasen und Daten logisch verfolgen. Jene Untersuchung wirft ein ungemein instructives Licht auf den Gang der Ereignisse sowohl, als auf gewisse Männer, denen dadurch eine traurige Stellung in der Kulturgeschichte angewiesen wird. Das Ganze gewährt ein Bild der Anarchie, der Verwirrung und der Kopflosigkeit, wie es kaum ärger gedacht werden kann. Während der Belagerung von Paris durch die Deutschen gährten in dieser Stadt fünf Monate lang alle Leidenschaften des niederträchtigsten Verraths, welche zuletzt in dem communistischen Aufstande, angesichts des niedergeworfenen Vaterlandes und des rings um Paris lagernden Feindes, zum Ausbruch kamen. Und man denke nur ja nicht, daß die traurigen Helden dieser verhängnißvollen Episode unserer Geschichte sich dessen, was sie thaten und wohin dies führen müsse, nicht bewußt waren. Daß sie es wußten, geht unter Anderem aus jenen frühern Worten eines ihrer Führer hervor: „„Wenn wir besiegt werden, dann brennen wir Paris ab und machen aus Frankreich ein zweites Polen!""

„Welches nun war die Rolle der Internationale während aller dieser Ereignisse? Auch diese Frage wurde von der Untersuchungs-Kommission geprüft, und dies hat zu einem Gesetze geführt, das die genannte Association unterdrückt und ihre Mitglieder mit schweren Strafen bedroht. Man kann heutzutage allerdings zugeben, daß diese traurige, bösartige Gesellschaft ihre

Macht verloren habe, daß sie nicht mehr gefährlich sei und daß man ihr, wenn man sie durch ein Specialgesetz verfolge, ein gewisses Relief verleihe; aber dessenungeachtet sind wir der Ansicht, daß man eine Affiliation, deren Vorhandensein ein beständiges Attentat gegen die von ihr bedrohte französische Staatsgesellschaft in ihrer sittlichen Einheit ist, nicht länger bestehen lassen kann. Der Justizminister, Herr Dufaure, hat mit Recht bemerkt: „„Nicht das Gesetz ist es, welches der Internationalen mit ihren Brandstoffen auch die Lebensluft nimmt, sondern die Internationale selbst hat sich außerhalb des französischen Gesetzes gestellt."" In der That nur dieses Eine Moment ist bei Beurtheilung der Frage zu constatiren. Die einzige Frage außerdem ist: welches das beste Mittel sei, die französische Gesellschaft gegen neue Angriffe zu sichern und dem Arbeiter selbst einen genügenden Schutz gegen diejenigen zu verschaffen, die sein Elend auszubeuten suchen, oder die auf seine Leichtgläubigkeit spekuliren, um ihren krankhaften Ehrgeiz zu befriedigen, und wäre es auch auf den Trümmern der Städte und in Strömen von Blut.

„Ach, es ist das Unglück Frankreichs, daß es mit Einem Schlage nach allen Richtungen empfindlich getroffen war: in seiner militairischen Kraft, in seiner innern Sicherheit, in seinem Prestige und in seinem Einflusse als europäische Großmacht. Es hatte Alles gleichzeitig auf einmal wiederherzustellen: sein Heer, seine Regierung, seine Finanzen, seine Verwaltung und seine Diplomatie. Ist es zu verwundern, daß sich so große überwältigende Aufgaben nicht an Einem Tage erfüllen lassen, daß eine so heimgesuchte Nation, und wäre sie auch die französische, sich nicht sofort von ihrem Fall erhebt, daß sie in ihrem Thun und Lassen sich genirt und gefesselt fühlt? Nein, dies darf uns nicht überraschen; vielmehr ist es nur zu klar, daß ein schmerzlicher Widerspruch in der Erinnerung dessen, was wir sonst vermochten und in dem Gedanken an das, was wir jetzt vermögen, liegt. Es kömmt nun wesentlich darauf an, daß unsere Ideen sich klären und daß wir ein System uns bilden in Bezug auf unsere den jetzigen Umständen angemessene Handlungsweise, so daß unser Land nach und nach den Faden seiner großen Geschichte wieder aufzunehmen, daß es den Wohlstand wieder zu finden vermag, zu welchem es in sich alle Elemente besitzt, und daß es den Rang wieder einnehme, der ihm in Europa gebührt."

. . . Der folgende Artikel mag nun ein Pröbchen davon sein, auf welche Weise die französische Presse der Hauptstadt den „Faden der großen Geschichte Frankreichs" wieder aufzunehmen sucht.

Antideutscher Aberwitz der französischen Presse.

In einem Artikel der R. d. d. Mondes vom 15. März über Geibel, Redwitz und Emil Rittershaus weist Herr Victor Cherbuliez nach, daß diese deutschen Dichter schon im J. 1861, ja sogar bereits 1846, prophezeit haben, das Elsaß werde wieder deutsch werden und auf dem ehrwürdigen Münster des urdeutschen Straßburg werde bald wieder die Fahne des Deutschen Reiches wehen. Das scheint uns freilich kein Vorwurf zu sein; vielmehr müssen wir, wenn wir gerecht sein wollen, die Dichter bewundern, die sich in ihrer Begeisterung zu Propheten einer Zukunft aufgeschwungen, wie sie nach einem Vierteljahrhundert sich jetzt glorreich gestaltet hat. Aber Herr Cherbuliez ist nicht gewohnt, etwas zu schreiben, das wie Bewunderung des deutschen Geistes aussieht; er macht daher auch aus diesem Vaticinium unserer Dichter ein planmäßiges Komplott gegen Frankreich. „Dieselben Propheten," sagt er, „die seit fünfundzwanzig Jahren das Elsaß zurück verlangen, haben im J. 1870 Frankreich zugerufen: „„Warum grollet Ihr uns? Wir sind ja wohlwollende, gutmüthige Nachbarn, die weiter nichts verlangen, als ihren Acker in Frieden zu bauen, und niemals ist es uns in den Sinn gekommen, das Eigenthum unseres Nächsten zu begehren."" Wer löst diese seltsamen Widersprüche?" ruft der französische Kritiker. — Aber mein Herr Cherbuliez, sind das wirklich Widersprüche? Steht die schlichte prosaische Wahrheit, die vor dem Kriege von 1870 der friedliebende deutsche Bürger aussprach, mit dem prophetischen Dichterwort der Geibel und der Rittershaus in irgend einem logischen Zusammenhang? Es war allerdings Gefahr im Verzuge; es war die höchste Zeit, daß wir unsere seit zwei Jahrhunderten uns entfremdeten Brüder wieder in den Schooß der Mutter zurückführten; aber darum bleibt es doch wahr, daß weder Fürsten noch Völker in Deutschland vor dem Kriege von 1870 daran dachten, die Franzosen in ihrem, wenn auch geraubten Besitze zu stören und sich, bevor der neue freche Angriff gegen Deutschland erfolgt war, durch Verlegung der Wacht am Rhein nach dem urdeutschen Straßburg und nach den Vogesen, sowie durch Schwächung der Angriffs- und Hülfsmittel Frankreichs, gegen künftige Kriegs- und Rheingelüste der Franzosen sicherzustellen.

Ein anderer literarischer Voltigeur, der bekannte Verfasser der „Fanny" und ähnlicher Frivolitäten, Herr E. Feydeau, macht jetzt im Feuilleton des Constitutionnel allerlei Luftsprünge zum Ergötzen Deutschlands. Unter der Ueberschrift „L'Allemagne en 1871" theilt er seine Reise-Erlebnisse und Beobachtungen im Bade Homburg mit, wo im vorigen Herbst, wie in Baden-Baden, Wiesbaden ꝛc. die Pariser Demimonde nur sehr schwach vertreten war und wo daher unser Feydeau sich ungemein gelangweilt hat. Er hatte vollkommen Muße, das deutsche Leben dort zu beobachten. Das erste Ereigniß, das er beschreibt, ist der Einzug des in Homburg garnisonirenden Bataillons nach seiner Rückkehr aus Frankreich. Man kann sich denken, wie er die guerriers glorieux et victorieux darstellt; hinter den Soldaten kamen 4 schwer beladene, mit 4 Pferden bespannte Wagen. Der geistreiche Schriftsteller hat nicht Alles gesehen, was diese Wagen enthielten, aber genau kann er sich erinnern, Möbel, Vorhänge, Canapés, Fauteuils und Matratzen gesehen zu haben; außerdem befanden sich Koffer, Päcke u. dgl. jeder Größe und jeder Gestalt, Weinkörbe, Jagd- und Salonhunde darauf. Die Mütter, Gattinnen, Töchter, Schwestern und Geliebten eilten natürlich nach der Caserne, um die ihnen mitgebrachten Andenken in Empfang zu nehmen und im Triumph davon zu tragen; da bemerkte er denn auch einen zehnjährigen Knaben, der einen Gegenstand an seine Brust drückte, es ist — eine Pendule. Das zweite Ereigniß ist die vom Deutschen Kaiser in Homburg abgehaltene Revue. Feydeau gesteht, daß er vergeblich sich bemüht habe, auf dem Gesichte des Monarchen Zeichen der niedrigsten und grausamsten Leidenschaften zu entdecken. Das dritte Ereigniß ist der Jahrestag der Schlacht bei Sedan. Im Tannenwalde wird ein Banket für die Soldaten und Officiere gehalten; letztere trinken Champagner, dessen Ursprung und Erwerbsart natürlich nicht zweifelhaft ist; das Fest selbst aber läßt der Franzose am vierten September abhalten, als ob es eine Feier der Pariser Revolution wäre. Abends wird getanzt, und am andern Morgen werden die Köchinnen, selbst die des Hrn. Feydeau, in den Kornfeldern aufgefunden. Feydeau erkundigt sich nach der Stimmung der Deutschen, und erfährt, daß man mit dem Ergebniß des Krieges unzufrieden ist; man hätte gewünscht, daß vier Provinzen und

zehn Milliarden von Frankreich genommen worden wären, und freut sich auf den nächsten Krieg. Im Cursaal freilich, unter der guten Gesellschaft, werden nur Wünsche auf dauernden Frieden laut. Bald nach dieser Feier verschwindet das Hündchen der Gattin des Hrn. Feydeau; es ist ein kostbares Hündchen, mindestens 1000 Fr. werth, von seiner Herrin höher als alle Creaturen, also wohl den Gatten inbegriffen, geschätzt. Nach zwei Tagen wird der verschwundene „Darling" entdeckt, in der Caserne, ein Unterofficier hatte ihn geraubt. Aus diesen Ergebnissen wird der Schluß gezogen, daß man unmöglich auf der Erde einer brutaleren und plumperen Rasse begegnen könne, als der deutschen.

Italien.

Italien, Frankreich und Deutschland.

Die politische Verstimmung Italiens gegen das heutige Frankreich ist noch immer im Wachsen, so daß kürzlich im italiänischen Parlamente, bei einer Debatte über die Manöver und Kriegsgelüste der französischen Clericalen, ein Deputirter ausrief: „Ich sage mit Cromwell: „„Betet zu Gott und haltet euer Pulver trocken!""

Zwischen dem Journal des Débats und dem römisch-florentinischen Diritto, welche Blätter als Organe der maaßvolleren liberalen Partei ihrer Länder gelten können, findet seit einiger Zeit eine bezeichnende Controverse in Bezug auf die jetzigen Antipathieen Italiens gegen Frankreich statt. Das französische Journal behauptet, Italien lege zu viel Gewicht auf die Aeußerungen der ultramontanen Zeitungen Frankreichs, namentlich des Univers, der Union und des Monde, die Alles aufbieten, um einen Kreuzzug Europas zu Gunsten des Papstes herbeizuführen; das französische Volk denke nicht daran, das Königreich Italien in seinem gegenwärtigen Besitze stören zu wollen. Aber das Diritto weist auf die vielen in der Nationalversammlung von Versailles beifällig aufgenommenen clericalen Aeußerungen und Drohungen gegen Italien hin. „Wir wissen nur zu gut", fügt es hinzu, „wie leicht die Franzosen geneigt sind, sich irgendwo in ihrer Ehre und Würde verletzt zu glauben, und zwar selbst da, wo es sich lediglich um innere Angelegenheiten fremder Nationen handelt. Wir erinnern nur an den Ausbruch des Krieges von 1870. Könnte die damals Preußen gegenüber befolgte Politik, die ja das Journal des Débats selbst zu jener Zeit als eine räuberische qualificirte, gegenüber dem undankbaren, mit dem Freunde Frankreichs, dem Papste, so wenig sympathisirenden Italien sich nicht wiederholen?"

In Erwiederung auf die Warnungen der Débats vor einem engern Bündnisse Italiens mit Deutschland bemerkt dann das Diritto:

„Wer sieht andererseits nicht, daß zwischen dem neuen Deutschland und dem neuen Italien eine Identität der politischen, volkswirthschaftlichen und religiösen Interessen herrscht? Die historischen Erinnerungen, an welche die Débats mahnen, haben für die gegenwärtige Controverse keine Geltung. Das heilige Römische Reich ist für alle Zeiten mit dem Falle des despotischen Oesterreich untergegangen. Diejenigen Tedeschi, von welchen die Débats sprechen, waren gleichzeitig Italiens und Deutschlands größte Feinde. Nachdem aber dieser gemeinsame Gegner verschwunden, giebt es in Italien und Deutschland nur zwei befreundete Nationen, welche sich gegenseitig zu schätzen und zu achten wissen."

Arabien.

Die Philosophie der Araber im zehnten Jahrhundert.*)

Dieses Werk bildet eine Fortsetzung von den schon öfter in unserer Zeitschrift erwähnten Arbeiten des Herrn Dieterici. Die Philologie, als die Wiedererkennung des schon einmal Erkannten, muß es als ihre höchste Aufgabe betrachten, die Culturstufe, welche ein Culturvolk in einer bestimmten Zeit inne hatte, genauer zu kennzeichnen. Diese Aufgabe für die Araber welche unbestritten im zehnten Jahrhundert an der Spitze der Cultur standen, zu lösen, hat der gelehrte Arabist unternommen und dazu die Schriften einer philosophischen Gemeinschaft erwählt, welche in einer nach Stoffen geordneten Encyklopädie die Resultate der Wissenschaft in einundfünfzig Abhandlungen zusammenstellte. Der freisinnigen Richtung angehörend, suchten diese Gelehrten durch die Verbreitung der Wissenschaft in weiteren Kreisen eine Waffe gegen die alle sittliche und geistige Bildung untergrabende Orthodoxie zu gewinnen.

Diesem Zwecke dienten die früheren Werke des Verf.: a) Die Propaedeutik, d. i. die geometrischen Wissenschaften, b) die Logik und Psychologie, c) die Naturanschauung und Naturphilosophie, d) der Streit zwischen Mensch und Thier. Als letzte Stufe der bis zum Mittelpunkt der Welt bei dem Uranfang ausgeströmten und von dort zum Schöpfer wieder umkehrenden Kraft, welche zunächst den Stein, darauf die Pflanze, endlich das Thier erfaßt, ist in der Zoologie, der letzten Abhandlung der Naturwissenschaft, die Creatur behandelt worden. Jetzt tritt die weitere Durchführung dieses Systems in das Gebiet, welches den Uebergang von der sinnlichen zur geistigen Welt gewährt, in die Behandlung des Menschen, in die Anthropologie, ein.

Es ist ein Fortschritt in der neueren Philosophie, daß sie nicht mehr in abstracter Weise über die einzelnen Begriffe handelt, sondern den Menschen als eine Gemeinschaft von Geist und Leib betrachtend, die Anthropologie, die Lehre von dem Gesammtmenschen in den Vordergrund schiebt und so sich in eine engere Beziehung zu den Naturwissenschaften setzt. Dasselbe Streben herrschte auch bei den arabischen Philosophen des zehnten Jahrhunderts vor. Die Ausführung dieses Gedankens gewährt in der ersten Abhandlung eine kurze, populäre Darstellung der einzelnen Theile des menschlichen Körpers und führt die zweite Abhandlung, welche über die sinnliche Wahrnehmung handelt, uns so recht in die technische Werkstatt der geistigen Wahrnehmung. Der Strahl bringt mit sich die Farbe des erschauten Objects, das Auge wird durch denselben in seinem Wesen afficirt; so entsteht das Bewußtsein des Bildes, welches von dem Vorderhirn erkannt und vom Mittelhirn vollständig geklärt, als Gedächtnißschatz dem Hinterhirn anvertraut wird. Der Ton, ein Stoß in die Luft, bringt die Luft in's Gewoge und dieses Gewoge wird vom Ohr empfunden, vom Gehirn erkannt und

*) Die Anthropologie der Araber im X. Jahrhundert n. Chr., von Dr. Friedrich Dieterici, Professor an der Universität Berlin. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung.

der Eindruck aufbewahrt. So ist der Mensch als eine Gesammtheit des leiblichen und geistigen Lebens eine kleine Welt und ein Abbild der großen Allwelt

Von hier wendet sich die Untersuchung der Entstehung des Menschen zu, denn nur durch die Einwirkung und Mittheilung der Kräfte des Allhimmels kann der unansehnliche Anfang des Menschen zu solcher Vollkommenheit gelangen. Wir finden hier die Embryologie und Astrologie in eins verschmolzen, der uralte Wahn des Menschen von dem Einfluß der Gestirne ist hier systematisch wohlgeordnet und ein Zusammenwirken der oberen und der niederen Well in dem Embryo verfolgt.

Dem Eintritt in diese Welt steht richtig der Ausgang aus derselben, der Tod, gegenüber.

Der Körper ist nur der Mutterschooß für die Seele, welche wohlgeschult in dem Austritt aus demselben, im Tode, eine neue Geburt begeht. — Der Mensch ist ein Mittelwesen der höheren und niederen Schöpfung, deshalb ist auch sein Erkennen nur an das Mittlere gebunden, er kann weder das zu Kleine, noch das zu Große in Raum und Zeit erfassen.

Der Entstehung des Menschen steht sein Tod gegenüber. Leben ist gleich Verbindung der Seele mit dem Körper, Tod die Trennung desselben vom Körper, das Zusammenleben beider dient zur Entwickelung der Seele, die als geläuterte Theilseele zur Allseele zurückkehrt. — Wenn somit der Tod nichts als eine neue Entwickelungsstufe ist, so ist freilich der Grund des mit demselben meist verbundenen Schmerzes nicht recht zu ersehen. Doch die Erhaltung der Gattungen in der Kreatur verlangt, daß dieselbe den Tod scheut und deshalb ward der Schmerz dem Tod verbunden. Dies ist Anlaß über Tod und Leben, über Schmerz und Lust in diesen Tractaten zu philosophiren und die ganze Entwickelung des Menschen als ein harmonisches Ganze darzustellen.

Die letzte der anthropologischen Abhandlungen behandelt die Sprache, und das ist berechtigt, denn vermöge der Sprache ist eben der Mensch Mensch. Freilich wird hier weiter zurückgegriffen und eigentlich nur im Allgemeinen über den Ton gehandelt. Um gründlicher über die Entwickelung der Sprache zu forschen, dazu war weder das zehnte Jahrhundert, noch der Islam angethan, da dem Muslim die Sprache als eine Offenbarung Gottes an Adam feststeht. Diese Schranke abgerechnet, finden wir aber hier doch schon die Ansätze zu einer mehr philosophischen Betrachtung jener ersten geistigen Arbeit des Menschen, die in der Ausbildung der Sprache von den Uranfängen des geistigen Lebens niedergelegt ist. Der Sprachkreis, von welchem diese Philosophen des zehnten Jahrhunderts eine Kenntniß hatten, umfaßt Hebräisch, Syrisch, Arabisch, Griechisch, Römisch, Indisch und Altpersisch.

Die kurze Skizze von dem Inhalt dieses Buches mag genügen, auf die Wichtigkeit desselben aufmerksam zu machen. Wie der Verfasser angiebt, wird die Lehre von der Weltseele dieser arabischen Philosophen rasch nachfolgen, und würden dann die wissenschaftlichen Stoffe aus diesen Abhandlungen vollzählig vorliegen, um ein treues Gesammtbild von dem Kulturzustand der Araber im zehnten Jahrhundert zu entwerfen.

Zwischen der alten und neuen Kulturgeschichte, zwischen der im Byzantinischen untergehenden und der in der neuen italiänischen Schule wieder erblühenden neuen Wissenschaft liegt ein noch undurchdringliches Dunkel, ein noch wenig erhelltes Mittelglied in der Kette der Entwickelung des menschlichen Geistes. Hier tritt uns nun ein vollständig geordnetes System aller Wissenschaften entgegen, die von den Griechen ererbt, von den Arabern neu geordnet, nach Spanien, dem Griechenland des Mittelalters, übergehen, um von hier aus gen Westen wandernd, die Strahlen der Cultur, wie die Morgenröthe einer neuen Zeit, auf die geistig noch schlummernden Völker des Mittelalters zu werfen.

Kleine literarische Revue.

— **Für die Philosophie des Unbewußten.** Gegen das Buch des amerikanischen Dr. Stiebeling, in welchem derselbe Herrn von Hartmann als einen naturwissenschaftlichen Stümper darzustellen sucht, und welches neulich in diesen Blättern besprochen worden, ist jetzt eine Zurechtweisung*) erschienen, von der wir nur wünschen möchten daß auf ihrem Titelblatte der volle Name des Verfassers und nicht bloß die Anfangsbuchstaben stünden. Daß hier und da möglicherweise in den von Hartmann zusammengestellten Notizen ein Irrthum sich vorfinden mag, wollen wir zugeben; indessen sich an solche zu halten, ist ein Act kleiner Geister und classificirt unter jene Sorte von Kritikern, die heute noch ihre Späße über Hegel's irrthümliche Deduction der Planeten machen. Die Grundwahrheit der Hartmann'schen Lehre ist unanfechtbar, um so mehr, als sie im „Unbewußten" nicht einmal etwas durchaus Neues, Paradoxes bringt, sondern nur ein System, eine Abstraction. Es erscheint uns in Folge dessen eigentlich ziemlich überflüssig, dergleichen Angriffe noch groß zu widerlegen, zumal wenn sie von einem so glatten und seichten Materialisten ausgehen, wie der Herr Dr. Stiebeling zu sein scheint und den ad absurdum zu führen, Herrn A. T. nicht so sehr schwer geworden ist. Am Besten befindet sich natürlich der Philosoph des Unbewußten selbst bei derartigen Zweikämpfen, da dessen Ruhm durch die um seinen Namen geführten Turniere nur gewinnen kann.

H. H.

— **A. Payen's Handbuch der technischen Chemie,****) (deutsch bearbeitet von F. Stohmann und Carl Engler), auf dessen Werth wir bereits früher aufmerksam machten, ist vor Kurzem in fünfter Lieferung erschienen, so daß die Vollendung dieses für Fabrikanten höchst wichtigen Werkes baldigst zu erwarten steht. Der Vorzug des Payen'schen Buches vor ähnlichen besteht in seiner großen, bei einem französischen Autor vielleicht doppelt zu bewundernden Gründlichkeit und Zuverlässigkeit, sodann in einer durch Beschränkung auf die Hauptzweige der chemisch-technischen Industrie, ermöglichten Darstellung in ausführlichen Monographieen. Die vorliegende Lieferung bringt z. B. nur drei Artikel: Zucker, Bier und Wein, unter denen aber der Zuckerproduction allein gegen 200 Druckseiten gewidmet sind. Das Buch dürfte sich weniger für Lehrzwecke eignen, als um dem ausübenden Techniker als praktischer Führer zur Seite zu stehen, wie es denn völlig den Stempel eines aus der Praxis hervorgegangenen, nicht den eines compilirten Werkes trägt. Es versteht sich, daß durchweg, theoretisch wie praktisch, der neueste Standpunkt der Wissenschaft eingenommen ist, wofür übrigens schon die Namen der Herausgeber ausreichende Bürgschaft bieten. Wir empfehlen das Handbuch aus bester Ueberzeugung.

E. Kr.

*) Philosophie gegen naturwissenschaftliche Ueberhebung von A. T. Berlin, Karl Duncker's Verlag, 1872.

**) Stuttgart, Schweizerbarth.

— **Die Revue Universelle.** Seit mehreren Jahren bereits erscheint in Paris und Nantes eine Revue universelle, publication destinée aux pays hors d'Europe", von der uns jüngst ein Band zugegangen, und die wir erwähnen zu müssen glauben, da sie sich sowohl durch Reichthum des Inhaltes und der Ausstattung, als durch eine geschickte und tactvolle Redaction auszeichnet. Bei der heute leicht erklärlichen und, wo sie nicht zum Uebermaße wird, auch entschuldbaren Verbitterung der Franzosen gegen alles Deutsche und Deutschland selbst, ist es schon anzuerkennen, wenn man irgendwo auf eine gewisse Unparteilichkeit stößt, und diese ist im Ganzen von der „Revue politique" des Journals zu rühmen. Der überseeischen Bestimmung der Revue gemäß, folgt dann eine Zusammenstellung wichtiger Zeitungsartikel und Documente, welche für die Tagesgeschichte Interesse haben, so wie eine Chronik der dramatischen und schönen Literatur. Unter letzterer Rubrik findet sich ein längerer Aufsatz über den seiner Kunst leider zu früh entrissenen Henry Regnault, der bei einem Ausfall vor Paris geblieben ist. Auch Plaudereien über Wissenschaft und Kunst fehlen nicht; ebensowenig der unvermeidliche Roman. Autor des Letzteren ist der bekannte Roman-Fabrikant Emil Gaboriau; ob er aber schön ist, können wir nicht verrathen, da wir ihn, offen gesagt, nicht gelesen haben. Wenn endlich auch der Handel Berücksichtigung findet, ja selbst das schöne Geschlecht sich über die neuesten Moden unterrichten und dieselben an einem sauberen Kupfer studiren kann, so muß man gewiß zugeben, daß die „tables des matières" nichts zu wünschen übrig läßt.

— **C. Petzoldt's Handwörterbuch für Schullehrer.** Es ist eine tröstliche Erscheinung, daß, während die materiellen Lebensbedürfnisse leider von Jahr zu Jahr theurer werden, wenigstens die Preise der geistigen Lebensbedürfnisse, d. h. zunächst der literarischen Erzeugnisse sich mehr und mehr ermäßigen. Unsere Classiker sind, namentlich seit dem Aufhören des Cotta'schen Privilegs, gegenwärtig zu Preisen zu haben, die kaum noch den dritten oder vierten Theil der früheren betragen. Auch auf anderen Gebieten sorgen die täglich erscheinenden „Volksausgaben" dafür, dem größeren Publikum wenigstens seine geistige Nahrung billig zuzuführen. Für die deutschen Volksschullehrer, denen bekanntlich eine billige Beschaffung ihrer geistigen Lebensmittel vor Allem zu gönnen ist, versucht die Schulbuchhandlung in Dresden jetzt ein Handwörterbuch herzustellen, welches ihnen zu dem äußerst geringen Preise von 1 Thlr. 20 Sgr. alles Wissenswürdige auf dem Gebiete der Volksschule zuführen soll. Das uns vorliegende erste Heft des von Dr. Petzoldt, unter Mitwirkung namhafter Pädagogen, herausgegebenen Werkes scheint dafür zu sprechen, daß dasselbe mit dem Billigen auch das Gute vereinigen werde.

— **Ein englischer Frauen-Anwalt.** Seit Ende Januar erscheint in London eine von Amelia Lewis redigirte Wochenschrift unter dem Titel „**Woman**",*) die zu dem von Mrs. Emily Faithfull herausgegebenen Victoria Magazine eine wichtige und nothwendig gewordene Ergänzung bildet. Eine Frau will in dieser Zeitschrift zum allgemeinen Bewußtsein der Zeitgenossen bringen, daß das noch aus dem Mittelalter stammende, bei uns gemeingiltige, galante Princip: „Alles für die Frauen, aber Nichts durch die Frauen", ebenso veraltet und kurzsichtig nach jeder Richtung hin sei, wie das Princip: „Alles für das Volk, aber Nichts durch das Volk!" Die Herausgeberin sagt in ihrer ersten Ansprache an die Leser: „Die Frauenfrage hat, je nach den verschiedenen Ländern der Kulturwelt, verschiedene Färbungen angenommen. In England, dem meistentwickelten, politischen Lande Europas, hat sie einen politischen Charakter; die Engländerinnen sagen, wir können keine würdige sociale Stellung ohne vorherige Gewinnung politischer Rechte erlangen. In Deutschland, dem unterrichtetsten Lande Europas, ist es den Frauen hauptsächlich und vor Allem darum zu thun, daß ihnen durch erweiterten Unterricht der weiblichen Jugend die Mittel zum Broderwerb und zu einer würdigeren Thätigkeit verliehen werden. In Frankreich, dem Lande, das am meisten nach gesellschaftlicher Gleichheit gestrebt, wünschen die Frauen zunächst die Fesseln zu lösen, in welche sie das conventionelle Recht der Gesellschaft, bei aller chevaleresken Gesinnung, geschmiedet. Endlich in Nordamerika, der Heimat individueller Freiheit, sind die Frauen bestrebt, sich auch von der Unfreiheit zu befreien, welche das Vorurtheil der Männer in der Anerkennung ihrer vollen Menschenwürde ihnen anlegt."

Die Herausgeberin will nicht bloß der englischen, sondern auch der ausländischen Auffassung der Frauenfrage ihre aufmerksamste Beachtung widmen. Wie groß in England noch die Eifersucht der Männer auf jede nicht bisher schon gewohnheitsgemäße, concurrirende Thätigkeit der Frauen ist, geht allein schon aus dem Umstand hervor, daß die seit zwei Monaten bestehende Wochenschrift „Woman" bisher noch in keiner einzigen der, von Männern redigirten Londoner Zeitungen erwähnt worden ist. Man denkt, diesen britischen Frauen-Anwalt todtzuschweigen. Allerdings hat die auf ihre humanere Bildung stolze, deutsche Presse bisher auch noch sehr wenig für den von Fräulein Jenny Hirsch mit solcher Geschicklichkeit und Umsicht redigirten deutschen „Frauen-Anwalt", sowie für die von Frau Louise Otto herausgegebenen „Neuen Bahnen" gethan, aber das ist weniger die Schuld absichtlicher, als zufälliger Motive. Wir unsererseits denken nächstens wieder auf unsere wohlbefähigte, auch gegen unser Vaterland gerechte, englische Collegin zurückzukommen.

*) Woman, a Weekly Journal, embodying Female Interests from an Educational, Social and Domestic Point of View. London: British and Colonial Publishing Company (Bernard Colnaghi). Berlin: A. Asher & Co.

Literarischer Sprechsaal.

Die Augsburger Allgemeine Zeitung vom 2. d. M. eröffnet unter der Ueberschrift „Die Krisis der deutschen Volkswirthschafts-Lehre" eine Reihe von Artikeln, worin der Nachweis zu führen gesucht wird, daß es in der ökonomischen Welt mit der Herrschaft der zu ihrer Zeit vollkommen richtig, berechtigt und verdienstvoll gewesenen Lehre Adam Smith's vom laisser faire und laisser passer, sowie des darauf sich stützenden Systems des unbedingten Freihandels, zu Ende geht. Was vor einem Jahrhundert in England und noch später auf dem Continent, bei der Abschließung jedes Productionslandes gegen das andere, ja jeder Provinz und Stadt gegen die übrigen Provinzen und Städte desselben Landes, bei der Unterdrückung aller freien Thätigkeit und Concurrenz durch den Zunftzwang, bei der Un-



möglichkeit aller rationellen Theilung der Arbeit, eine wahre Wohlthat war, das wird jetzt zur Plage, wenn es nach Art unserer volkswirthschaftlichen Doctrinairs gehandhabt und consequent durchgeführt wird. Haben wir doch gesehen, daß diese Doctrinairs im deutschen Reichstag und im preußischen Abgeordnetenhause, in der Consequenz ihrer Freihandels-Theorie, sogar gegen das geistige Eigenthumsrecht der Schriftsteller und Künstler, wie gegen jedes Patentrecht von Entdeckern und Erfindern, auftraten. In der vollen Consequenz des laisser faire und laisser passer steht eigentlich den Freihandels-Theoretikern auch nicht die Berechtigung zu, den Socialisten und Communisten in ihren Forderungen der Eigenthums-Abschaffung und der Herrschaft der Masse und der größeren physischen Kraft entgegenzutreten. „Die Dissonanz", heißt es in der Einleitung jenes Artikels der Allg. Ztg., „zwischen den Wirthschafts-Gesetzen der Manchester-Schule und denen der Wirklichkeit, welche Roscher und Knies schon bloßgelegt hatten, trat nicht minder in den eminenten, mehr praktischen Arbeiten von Engel und Rodbertus hervor. Gegenwärtig aber hat sich eine ganze Anzahl von jüngeren Vertretern der Volkswirthschaft an den deutschen Hochschulen offen vom Manchesterthum losgesagt. Diese Erscheinung will um so mehr bedeuten, als einige derselben, wie z. B. Adolf Wagner, früher stramme Anhänger der verlassenen Lehre gewesen sind, andere, wie Rösler und Schmoller, wenigstens stark zu ihr hingeneigt haben, und nur eine dritte Gruppe, Schönberg, Held, Scheel, Cohn, Brentano, schon von Anfang an mit der bisherigen Richtung gebrochen hatten. Wie nahe diese Männer einerseits in ihren positiven Ansichten und Forderungen, andererseits in ihrer Beurtheilung sowohl des Socialismus, als des Manchesterthums, zusammentreffen, dies haben zwei ganz kürzlich und gleichzeitig erschienene Schriften bewiesen: wir meinen Adolf Wagner's Rede über die sociale Frage (Berlin 1872) und Gustav Schönberg's Schrift: „Arbeitsämter; eine Aufgabe des Deutschen Reichs" (Berlin 1871). Beide zusammen darf man wohl als ein Programm der neuen Richtung der socialen Frage betrachten."

Die berühmte märkische „Weissagung von Lehnin" wird jetzt auch von den Ultramontanen in England und in Frankreich zu ihren Zwecken gedeutet und mißbraucht. Besonders in Frankreich werden, wie sich leicht denken läßt, die absonderlichsten abergläubischen Schlußfolgerungen an dieses angeblich aus dem 13. Jahrhundert stammende Vaticinium des sogenannten Mönchs, Bruder Hermann von Lehnin, geknüpft. Das letzte November-Heft der British Review, einer englisch-ultramontanen Zeitschrift, war es, das aus der Publication der „mittelalterlichen Weissagung" (deren Entstehungsgeschichte im protestantischen Berlin, zur Zeit der Regierung Friedrich Wilhelm's I., nicht mehr anzuzweifeln ist) Capital zu schlagen suchte, welches dann in den Organen der ultramontanen Presse in Frankreich mit Wucher verwerthet wurde. Zwar hat das Vaticinium die Siege des ketzerischen Brandenburg und Preußens, ja sogar die des neuen Deutschen Kaiserthums, gewissermaßen verkündet und als Triumphe gefeiert, aber die Ultramontanen suchen und finden ihren letzten Trumpf und Triumph in der ebenfalls darin verkündeten endlichen Wiederherstellung der Klöster Chorin und Lehnin und in der Prophezeiung des Bruders Hermann, daß zuletzt wieder Ein geistlicher Hirt die ganze Heerde Deutschlands regieren werde.

Gleich dem „Deutschen Reichs- und Preußischen Staats-Anzeiger", der seit längerer Zeit seine wöchentlichen außerordentlichen Beilagen mit mannigfachen lesens- und wissenswerthen Aufsätzen füllt, brachte die offizielle „Wiener Zeitung" bereits in den Jahren 1862—1865 eine solche Beilage, die „Oesterreichische Wochenschrift", die bei allen ihren Lesern in gutem Rufe stand. Im Gewirr der Zeitereignisse und Verfassungs-Krisen ging sie indessen ein, ist aber seit Neujahr zu einem neuen Leben erwacht, welches, wenn sonst keine störenden Momente dazwischentreten, eine lange Dauer verspricht. Die „Wochenschrift" will natürlich in erster Linie den österreichischen Interessen dienen, allein als deutsches Blatt ist sie sich voll und klar des Zusammenhangs derselben mit Deutschland bewußt. So finden wir denn unter ihren Mitarbeitern nicht nur eine Reihe hervorragender österreichischer Gelehrten und Schriftsteller, sondern auch die besten Namen aus dem eigentlichen Deutschland. Als Redacteur der neuen Wochenschrift ist Herr Bruno Bucher genannt. Möchte denn auch dieses Unternehmen sein Theil dazu beitragen, allen Deutschen zum Bewußtsein zu bringen, daß auf idealem Gebiete Deutschland und Oesterreich nach wie vor zusammengehören und daß, wie der deutsche Gedanke das Band ist, welches sie aneinanderkettet, auch nur er die beiden großen Reiche mit und neben einander einer weltbeherrschenden Zukunft entgegenführen kann.

Ueber die gegenwärtige Stimmung in der Levante in Bezug auf das Deutsche Reich wird von einem Deutschen aus Konstantinopel geschrieben: „Mit Vergnügen und mit freudigem Selbstbewußtsein können wir die Wahrnehmung machen, daß das Deutsche Reich und der Deutsche Kaiser seit vorigem Jahre hier bedeutend an Sympathien gewonnen hat. Damals, vor einem Jahre, konnte man noch Tag für Tag in allen Blättern lesen und in allen Gesellschaften hören: daß die Deutschen von ihren Siegen berauscht seien, daß der Militarismus und Cäsarismus ganz Deutschland in wenigen Monaten erschöpfen, daß Kaiser Wilhelm die Ansprüche Napoleons auf die europäische Hegemonie in verdoppeltem Maß erheben werde, und daß also nichts weiter übrig bleibe als durch eine allgemeine europäische Coalition diesen neugebackenen Kaiserthron wieder zu zertrümmern, um Europa Ruhe zu verschaffen. Jetzt dagegen hat man sich überzeugt, daß die deutsche Nation, trotz ihres angeblichen Siegesrausches, ihre eigenen Angelegenheiten mit großer Nüchternheit besorgt, ohne sich in fremde Händel zu mischen, und daß es auch noch gar nicht danach aussieht, als ob der Cäsarismus und Militarismus das Lebensmark des Landes verzehre. Dadurch hat sich nun hier ein merkwürdiger Umschwung in den Ideen verwirklicht."

Im k. Schauspielhause in Berlin wurde am 6. April die hundertjährige Bühnen-Existenz von Lessing's „Emilia Galotti" gefeiert. Ein dramatisch-musikalischer „Ehrendank" ging der Festvorstellung voran, wobei in sinniger Weise Scenen aus „Nathan" und „Minna von Barnhelm" mit dem Bildnisse des gekrönten Dichters in allegorische Verbindung gebracht waren.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 20. April 1872. [Nº 16.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Zum Kepler-Jubiläum.*)

Kepler's Phantasie und dichterische Anlage.

Anläßlich der dreihundertjährigen Feier von Kepler's Geburtstage (27. December 1571) haben so viele Jubelschriften und Reden Kepler's Scharfsinn und seine Entdeckungen verkündet, daß es reizt, auch einmal die andere Seite seines Wesens, welche Dasjenige hervorbrachte, was gestrenge Aristarchen seine Verirrungen und Träumereien zu nennen belieben, für sich in's Auge zu fassen. Große Geister sind selbst in ihren Irrthümern, und wo diese zu Thaten werden, in ihren Sünden groß, und Kepler hat mehrere „sehr große Sünden" gegen den heiligen Geist der Wissenschaft auf seinem Gewissen. Wir folgen in dieser Darstellung zum Theil einer Jubelschrift von Prof. Reuschle, welche wir trotz ihrer Kürze für die beste, klarste und vorurtheilsfreieste halten, die seinem Andenken bisher gewidmet wurde. Denn sie erhebt den Mann nicht über das Menschliche, wie dies auf der andern Seite vielfach geschehen ist, nicht über alle seine Zeitgenossen in der Himmelskunde, sondern giebt dem Copernicus, dem Tycho, Galiläi, Kepler und Newton, Jedem, was sein ist. Wird eine solche besonnene Würdigung einem jeden Biographen schwer, so ist sie besonders anerkennenswerth, einem Manne gegenüber, von so hinreißenden Gaben des Geistes und Gemüthes, wie Kepler, und vor Allem bewundernswerth in einer Jubelschrift, die doch ex officio „feiern" soll. Bei wahrhaft großen Männern die Ueberflüssigkeit eines jeden Ausputzes einzusehen, ist der schönste Zoll, welchen man ihnen pietätvoll bringen darf, und in diesem Sinne wollen wir uns mit seinen „Verirrungen" einige Augenblicke beschäftigen.

*) Kepler und die Astronomie. Zum dreihundertjährigen Jubiläum von Kepler's Geburt. Von Prof. Dr. C. G. Reuschle. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer, 1871.

Gewiß, es ist ein Unglück, Phantasie zu haben, und eine gute Staatsverfassung müßte, wie schon Plato wollte, solchen Geistesluxus überhaupt verbieten, denn was ist Poesie anders, als eitel Lug und Trug, welche uns die Dinge in einem falschen Lichte zeigen, und uns dadurch von der wahren Erkenntniß derselben abhalten? Der arme Kepler litt sein Leben lang an jener krankhaften Entartung der Gehirnmasse, welche den poetischen Wahnsinn (furor poëticus) im Gefolge hat. Jeder seiner Entdeckungen gingen entsprechende Phantasie-Schöpfungen voraus, und man kann sich des Gefühles nicht erwehren, als sei diese dichterische Auffassung der Naturdinge, ähnlich wie bei Goethe, eben die Veranlassung des tiefern Eindringens gewesen, und gleichsam das erste Auftauchen einer Nebelgestalt, aus der sich bei immer genauerer Betrachtung, bei immer größerer Annäherung, endlich die schärferen Umrisse entwickeln. Wer weiß, ob Kepler der Astronomie gewonnen worden wäre, zu welcher er nach eigenem Geständniß ursprünglich wenig Hinneigung empfand, wenn er nicht, ein halber Student noch — nach damaligen Lebensverhältnissen — sich eine mathematische Phantasiewelt gedichtet hätte, in welcher die Macht und Vollkommenheit Gottes sichtbar ausgedrückt sein sollte. Die Worte der Bibel, daß das Weltall nach Zahl, Maaß und Gewicht geordnet sei, welche mehr als zweihundert Jahre später, den Chemiker der Berliner Porzellan-Fabrik, J. B. Richter, zur Entdeckung der chemischen Verwandtschaftszahlen geführt hat, leiteten ihn, den Bauplan des Weltalls zu suchen. Von seiner klassischen Bildung verführt, knüpft er dabei an die Speculationen der Pythagoräer an, welche die fünf regelmäßigen Krystallkörper, bald den fünf Welten, bald den fünf Sinnen des Menschen verglichen, und glaubt durch sie die fünf Zwischenräume der sechs Planetenbahnen ausgedrückt. Oktaëder, Ikosaëder, Dodekaëder, Tetraëder und Würfel, nach der Reihe in einander geschachtelt, daß der Mittelpunkt aller die Sonne sei, bestimmten ihm die Abstände der Planetenbahnen dahin, daß diese jedesmal einen größten Kreis der Kugelfläche bildeten, die man zwischen je zwei dieser Körper so beschreiben könnte, daß sie zugleich die Ecken des kleineren und die innern Flächen des folgenden größeren Körpers berührte. Das Maaß für die übrigen Bahnen gab ihm dabei diejenige der Erde, welche auf der Kugelfläche zwischen Ikosaëder und Dodekaëder lag. Wer sich diese Construction im Geiste versinnlicht, wird den Plan eines dichtenden Mathematikers nicht unwürdig finden, und da die damals nicht mit aller Genauigkeit bekannten Zahlen mit den hier durch Construction berechneten gut genug übereinstimmten, so glaubte er zuversichtlich, den kunstvollen Bauplan des ewigen Weltbaumeisters erkannt zu haben, und verkündete dieses Weltgeheimniß in seinem Erstlingswerke, dem Mysterium cosmographicum. Hohe Begeisterung für das vollkommene Schöpfungswerk war der Antrieb seiner Rechnungen und Grübeleien, und er beginnt das Werk mit den Worten: „Voll Geist, voll heiliger Freude, ruft David aus, die Welt selbst auffordernd: lobet ihr Himmel den Herrn, lobet ihn Sonne und Mond. Aber welche Stimme wäre dem Himmel, welche den Sternen verliehen, um Gott zu loben, gleich den Menschen? Weil sie Gründe zum Lobe Gottes dem Menschen darbieten, können wir sprechen, sie loben Gott selbst. Indem wir nun diese Stimme des Himmels

und der ganzen Natur vernehmlicher und klarer zu machen suchen: so sage Niemand, daß wir Eitles treiben oder vergeblich uns abmühen." Und nachdem er, so viel ihm möglich, der Interpret des Wunderbaues geworden, bricht seine Begeisterung noch einmal in einem schwungvollen Hymnus aus, von dem einige Verse hier folgen mögen:

„Großer Künstler des All's, bewundernd schau' ich die Werke
Deiner Hand, die sie nach kunstreichen Plänen gebau't,
In deren Mitte die Sonn', Ausspenderin Lichtes und Lebens,
Die nach heil'gem Gesetz zügelt die Erde und lenkt
In ihrem wechselnden Lauf. Ich sehe das Mühen des Mondes
Und dort Sterne zerstreut, auf unermessner Flur — —
Herrscher der Welt! du ewige Macht! durch alle die Welten
Schwingt sich auf Flügeln des Lichts dein unermessener Glanz."

Und siehe da, jenes Werk, welches heute in der That nur noch als Phantasie-Schöpfung und Dichtung Werth besitzt, bahnte seine Verbindung mit Tycho de Brahe an, welche Kepler in den Besitz eines Beobachtungs-Materials brachte, wie er es sich, wegen der Schwäche seiner Augen, niemals selber hätte erwerben können. Und auch jetzt noch wäre es um seine Mission geschehen gewesen, wenn ihn nun die Phantasie, die freieste Tochter des Geistes, im Stiche gelassen hätte, die ihn über die vorgefaßten, übrigens ehrwürdigen Meinungen seines Meisters erhob und ihn unaufhörlich in neue Combinationen und Vermuthungen trieb, so daß wir hier deutlich vor Augen sehen, daß nicht Beobachtungen und Rechnungen allein neue Entdeckungen und Anschauungen fördern, sondern daß die Wissenschaft stets am meisten durch folgerechte Bearbeitung von Hypothesen gewonnen hat. Keineswegs sind es Scharfsinn oder Fleiß, welche Kepler so hoch über Tycho erheben, sondern allein seine combinatorische Geistesanlage, die ihn trieb, allen den Schöpfungen seiner Phantasie durch Rechnung beizukommen. Nur in drei Fällen gelang ihm dies völlig, und sie genügen vollauf, seinen Namen unsterblich zu machen, aber noch Manches hat er geträumt, dem erst Newton, und zum Theil sogar erst Laplace beizukommen wußte, worüber weiter unten einige Bemerkungen.

Nachdem er in dem Flächengesetz eine neue Bestätigung des Zahlenbaues der Welt entdeckt, arbeitet er daran, den geheimnißvollen Grund zu erkunden, warum die Planeten, wie er gefunden, nicht auf der vollkommneren Kreisbahn, in gleichmäßiger Geschwindigkeit, sondern in Ellipsen-Bahnen mit wechselnder Schnelligkeit um die Sonne eilen. Wiederum ist es ein Traum der Alten, wodurch seine Dichterseele gefesselt wird, die Harmonie der Sphären, die nur in der Phantasie vernommene Musik des Weltalls. Denn er hofft damit jene scheinbaren Anomalien auf eine gegenseitige Ausgleichung, auf eine Harmonisirung der Planetenläufe zurückzuführen, so daß gleichsam jeder Mißton, den der einzelne, außer dem Zusammenhange des Systems betrachtete Planet geben könnte, durch solche Regelung aus dem Concert der Himmelsräume beseitigt wird. „Irrend in diesem Labyrinthe des Wahns", wie ein gestrenger Kritiker diese Ideen bezeichnen würde, fand er „endlich, endlich" das wahre Verhältniß zwischen den Umlaufzeiten und den Bahnweiten der Planeten, unter Umständen, welche an die Entdeckung der allgemeinen Schwere durch Newton erinnern; denn plötzlich siegte, wie er sich ausdrückt, die Erkenntniß der Wahrheit „über das Dunkel meines Geistes, unter solcher Uebereinstimmung mit meiner siebzehnjährigen Arbeit an den Tychonischen Beobachtungen, daß ich anfangs zu träumen und das Gesuchte als gegeben vorausgesetzt zu haben meinte." Und diese große Entdeckung brach mitten aus dem Traume von der Harmonie der Sphären hervor, welche er, froh der Uebereinstimmung seiner Ansichten mit den Meinungen des Ptolemäus darüber, mit poetischem Schwunge verkündet: „Nunmehr aber, nachdem mir seit anderthalb Jahren das erste Morgenroth, seit wenigen Monaten der volle Tag, seit wenigen Tagen endlich die reine Sonne der wundervollsten Betrachtung aufgegangen, hält mich nichts mehr zurück; ich will schwärmen in heiliger Wuth, ich will die Menschenkinder höhnen mit dem einfachen Geständniß, daß ich die goldenen Gefäße der Aegypter entwende, um meinem Gott ein Gezelt daraus zu erbauen, weit entfernt von Aegyptens Gränzen. Verzeiht ihr, so freut's mich, zürnt ihr, so trag' ich's; hier werfe ich die Würfel und schreibe ein Buch, zu lesen der Mitwelt, oder der Nachwelt, gleichviel; es wird seines Lesers Jahrtausende harren, wenn Gott selbst sechs Jahrtausende lang den erwartet hat, der sein Werk beschauete."

Nach dieser Vorrede entfaltet er in der Harmonia mundi, seinem Lieblingswerke, ein Weltgedicht, welches dem größten Dichter nicht zur Schande gereichen würde, freilich einen Astronomen aber, in den Augen gewisser Leute, nicht minder blamirt, als einen Fürsten Flöten- oder Komödie-Spiel. Wer den poetischen Gehalt von Kepler's Harmonia mundi leugnet, der bekennt damit nur, daß er alles Gefühls für dergleichen Schönheiten ermangelt. Einige Worte aus dem Epilog des Werkes mögen diese andeuten: „Von der Himmelsmusik zu ihrem Hörer", ruft er aus; „von den Musen zum Chorführer Apollo, von den sechs umwandelnden Planeten, welche die Harmonieen machen, zu der Sonne, die in ihrer Bahnen Mitte ohne Ortsveränderung nur um sich selber kreist!" Aus der vollkommenen Harmonie der kleinsten und größten Bewegungen, aus ihrer Zweckbeziehung auf den Mittelpunkt, hat Kepler die Ueberzeugung gewonnen, daß die Sonne nicht nur auf die Planeten wirke, sondern daß auch diese auf die Sonne zurückwirken müßten, was er mystisch als eine Betrachtung und Entgegennahme ihrer Huldigungen bezeichnet. „Freilich, welcher Art jenes Sehen oder jene Empfindung, kurz die Natur jener Seele in der Sonne sei, ist schwer zu vermuthen, wie es sich aber auch damit verhalten mag, so nöthigt mich schon die Anlage der sechs Hauptbahnen um die Sonne, welche dieser mit beständigen Umläufen huldigen, vollends aber das hierzu noch hinzukommende Harmoniewesen, die Spur der höchsten in dem Sonnensysteme waltenden Weisheit zu der Behauptung, daß nicht nur von der Sonne, als vom Heerd der Welt Licht, als vom Herzen Leben und Wärme, als vom Sitz der Kraft und Macht Bewegung in alle Theile der Welt ausgehe, sondern daß auch umgekehrt in der Sonne aus allen Provinzen der Welt diese Tribute der wonniglichsten Harmonie sich sammeln; kurz, daß in der Sonne Rath und Hof des gesammten Reiches der Natur sich befinde."

Dieses fortwährende Durchbrechen der Dichtersprache macht das Studium der Schriften Kepler's, die wir nun endlich in einer mustergiltigen Ausgabe erhalten haben, lebendig, und verleiht ihnen an vielen Stellen eine hinreißende Gewalt. Kein Klassiker, wahrlich, brauchte sich solcher Wendungen zu schämen, wie derjenigen, mit welcher er in der Vorrede zur neuen Astronomie dem Kaiser Rudolph Bericht erstattet über den Ausgang des unter seinen Auspicien begonnenen Kampfes mit dem heidnischen Kriegsgotte (dem Planeten Mars), in welchem sich der Feldherr Tycho den größten Ruhm erworben, da er in zwanzigjährigen Nachtwachen sämmtliche Gewohnheiten, Stellungen und Kriegslisten jenes Feindes ausgekundschaftet, so daß er (Kepler) nun diesen höchst noblen Herrn gefangen vor den Kaiser führen könne. In der Vorrede zu seiner Dioptrik redet er das neuerfundene, von ihm verbesserte Fernrohr mit den schönen Worten

an: „O vielkundiges Perspicill, kostbarer als jegliches Scepter, — oder steht nicht der, welcher dich in der Rechten hält, da, wie ein König, ein Herr der Werke Gottes?“ Zuweilen durchbricht eine poetische Anspielung selbst die trockensten mathematischen oder astronomischen Untersuchungen, wie z. B. wenn er in der Schilderung seiner Versuche und Irrwege auf dem Wege zur Wahrheit, indem gleichsam die Natur bald sich zurückzieht, bald zum Folgen einlädt, auf die Virgilischen Verse anspielt:

Aepfel wirft Galatea nach mir, das schelmische Mädchen,
Flieht zu den Weiden zurück, doch wünscht sie zuvor sich gesehen.

Ueberhaupt begegnet man der launigen, gemüthvollen Wendungen nicht wenigen in seinen Schriften*), die uns besonders angenehm berühren, wenn er dabei die Astrologie durchzieht, „die buhlerische Tochter“ der Astronomie, welcher er gleichwohl den Hof machen mußte, wollte er seine Stellung am Hofe erhalten und den Unterhalt verdienen. „Es ist wohl diese Astrologie“, schreibt er, „ein närrisch Töchterlein, aber, lieber Gott, wo wollte ihre Mutter, die hoch vernünftige Astronomie, bleiben, wenn sie diese ihre närrische Tochter nicht hätte; ist doch die Welt noch viel närrischer, und so närrisch, daß derselben zu ihrem eigenen Frommen diese alte verständige Mutter, durch der Tochter Narretheidung, weil sie zumal auch einen Spiegel hat, nur eingeschwatzt und eingelogen werden muß.“ Und obwohl er im Grunde mit seinen Prophezeiungen viel Glück hatte, entgleiten ihm doch einmal die charakteristischen Worte: „Wenn das Rathen so auf das Ja und Nein gerichtet ist, so trifft man allwegen ungefährlich den halben Theil und fehlet auf den halben Theil. Das Treffen behält man nach der Weiber Art, das Fehlen aber vergißt man, „weil es nichts Besunderes ist, und damit bleibt der Astrologus in Ehren.“

Sich in gebundener Rede auszusprechen, fand er nur einige Male Veranlassung, und hat dann recht hübsche lateinische Carmina gemacht, so daß er den von D. Strauß entdeckten „deutschen Klassikern, die lateinisch geschrieben haben“, beizuzählen wäre. Oefter drängte es ihn, astronomische Entdeckungen in Form populärer Erzählungen zu geben, wovon wir mehrere Beispiele unter seinen Werken finden, z. B. seine Erzählung über die Jupiters-Trabanten, und über den neu erschienenen Stern im Schwan. Das merkwürdigste dieser belletristischen Werke ist jedenfalls der erst nach seinem Tode von seinem Sohne herausgegebene „Traum vom Monde“, ursprünglich bestimmt, eine Satire auf die Verkehrtheiten der Menschen zu werden. Hier kommen Ideen vor, die ebenso dichterisch erhaben, als wissenschaftlich wahr sind, namentlich in Bezug auf die Gravitation, welche er dunkel ahnte. Der riesige Schattenkegel, welcher sich bei den Verfinsterungen der beiden großen Himmelskörper vom Monde bis zur Erde erstreckt, dient dabei den Dämonen, die sich nur im Dunklen bewegen dürfen, als eine über den ungeheuren Abgrund des Weltenraums, von einem Weltkörper zum andern gespannte Brücke, auf welcher sie sich indessen furchtbar eilen müssen, damit sie ankommen, ehe dieselbe abreißt. Auf dieser Reise durch den Weltraum werden nun sehr anschaulich die Kälte desselben, die bald eintretende Athemnoth beschrieben, und wie das Steigen nach zurückgelegtem halben Wege immer leichter wird, bis sie mit einer gewissen Heftigkeit dem überwiegenden Zuge des nahen Mondes folgen. Vergleicht man mit dieser Schilderung die Mondreisen anderer Dichter, wie z. B. des Ariost und Cyrano de Bergerac, so erkennt man erst, wieviel sinnreicher das Kepler'sche Märchen ist. Er hatte, wie man deutlich daraus erkennt, eine bestimmte Vorstellung von der allgemeinen Schwere, die er auch sonst deutlich genug ankündigt, wenn er z. B. sagt: daß wenn Erde und Mond nicht durch eine besondere Kraft in ihren Bahnen erhalten würden, so müßten sie sich an einer Stelle vereinigen, welche den 54sten Theil des gegenseitigen Abstandes, von der Erde entfernt läge. Er hielt die Kraft, durch welche die Sonne ihre Planeten beherrscht, für eine Art lebendiger oder animalischer Kraft, und wies darauf hin, daß die in derselben Richtung und Ebene stattfindende Bewegung aller Planeten auf einen Zusammenhang mit der in derselben Richtung stattfindenden Sonnen-Rotation hinweise, in welcher Vermuthung ohne Zweifel eine Vorahnung der Kant-Laplace'schen Weltbildungs-Hypothese gesucht werden kann. Wir dürfen indessen solche divinatorischen Geistesblicke nicht für mehr nehmen als sie sind, und es ist ungerecht, wenn Coleridge, wahrscheinlich gerade dadurch bestochen, ausruft: „Galiläi war ein großes Genie, Newton desgleichen, aber man würde zwei oder drei Galiläi's und Newton's nehmen müssen, um einen Kepler daraus zu machen.“ Das ist die Parteinahme eines Dichters für den Dichter, der in Kepler zweifellos steckte, aber doch nur Eine Seite, und sogar die Schattenseite seines universellen Genius ausmachte. Möglich, daß Kepler, wenn er etwas älter geworden wäre, auch noch die Entdeckung der Gravitation gemacht hätte, auf deren Fährten er ohne Zweifel war, und man hätte dann ebenso wenig Grund gehabt, mit Bertrand — im Uebrigen einem der Gerechtesten seiner französischen Kritiker — beim Aufblitzen des dritten Gesetzes in der Harmonia mundi auszurufen: „Woher plötzlich so viel Licht, nach so tiefer Dunkelheit?“ Denn derselben lebhaften Einbildungskraft, welche das Mysterium des Weltenbaues und seiner harmonischen Verhältnisse erdichtete, verdanken wir die Entdeckung dreier seiner Grundgesetze; seine weitangelegte Bildung befähigten ihn zu Beidem.

So oft ich es versuche, mir in der deutschen Geschichte einen Repräsentanten zu suchen, des dichterischen Idealbildes unseres deutschen Philosophenthums, welches irrend unbeirrt zur Auflösung des Welträthsels vorwärts strebt, zu unserem Faust, so komme ich immer wieder auf Kepler zurück, der, wie kein Anderer, den deutschen Genius verkörpert hat. Mit diesem sinnenden, milden deutschen Geiste stehen alle seine Handlungen im schönsten Einklang; er lehnt die Berufung nach Bologna ab, weil er ein Deutscher sei und der deutschen Freiheit in Rede und Handlung nicht entsagen möchte, und obwohl in Prag beständig wegen des vorenthaltenen Gehaltes in Bedrängniß, antwortet er der Einladung des Königs von England, daß er nur als ein Undankbarer Oesterreich, sein anderes Vaterland, würde verlassen können. Neidlos erkannte er fremdes Verdienst an, freuete sich über Galiläi's Entdeckungen, und bewunderte an Copernikus, noch mehr als sein Wissen, seinen „freien Geist.“ Möchten doch wiederum Alle, die über diesen Deutschen urtheilen, ihm gleiche Gerechtigkeit widerfahren lassen, müßten sie auch wie Galiläi sprechen: „Ich schätze Kepler wegen seines vorurtheilsfreien und feinen Geistes überaus hoch, aber seine Art zu philosophiren ist von der meinigen durchaus verschieden.“

Ernst Krause.

*) Ein bezeichnendes und zugleich weniger bekanntes Beispiel seiner schalkhaften Polemik haben wir bereits S. 257 Jahrgang 1870 dieses Magazins angeführt.

Der Spiritismus und die Wissenschaft.*)

Etwa zweiundzwanzig Jahre sind es jetzt her, daß André in einer von Hamburg datirten Correspondenz der Augsb. Allg. Zeitung auf ein merkwürdiges, von ihm in England und Amerika beobachtetes Phänomen, das sogenannte „Tischrücken", aufmerksam machte. Der Artikel wurde damals von sämmtlichen deutschen Zeitungen reproducirt. Es dauerte gar nicht lange, so grassirte die Epidemie des Tischrückens „soweit die deutsche Zunge klingt" und auch noch etwas weiter darüber hinaus. Ich erinnere mich, daß ich damals in Wien, gleich so vielen Anderen, auch einmal mit einem Dutzend Herren und Damen um einen soliden alten Eichentisch die „Kette schließen" half. Wer sich jedoch nicht im mindesten rührte, war unser würdiger Patriarch. Nachdem wir eine halbe Stunde lang dagesessen und dabei wahrscheinlich herzlich dumme Gesichter gemacht hatten, dachten wir uns endlich: der Gescheidtere giebt nach, lösten die erfolglose Kette und ließen den hartnäckigen Vierbein von da an in Ruhe.

Man mochte an anderen Orten wohl ähnliche Erfahrungen gemacht haben, denn die Tischrückerei ging wie sie gekommen war. Gelehrte von Weltruf, Alex. v. Humboldt in Berlin, J. v. Liebig in München, die man um Aufklärung interpellirte, wiesen den abgeschmackten Schwindel kurzweg zurück. Gewaltige politische Ereignisse unterbrachen dann die europäische Reactions-Periode; man hatte Wichtigeres zu thun, als Tische zu rücken, und so gerieth die ganze wunderliche Geschichte bei uns in Vergessenheit.

Anders in dem praktischen, nüchternen Amerika und in dem positiven England. Hier wurde nach wie vor „tischgerückt"; das sogenannte „Geisterklopfen" gesellte sich dazu; es erschienen Bücher und Zeitungen, welche sich ausschließlich mit der absonderlichen Erscheinung beschäftigten, sogenannte „Medien", wie Davenport und Hume oder Home tauchten auf, begannen förmliche Kunstreisen in der Sache zu machen und wurden sogar der Ehre theilhaftig, am Tuilerien-Hofe ihre Productionen vorführen zu dürfen. Späterhin erhielt das seltsame, mit der ganzen modernen Naturforschung im diametralsten Widerspruche stehende Treiben sogar einen wissenschaftlichen Namen, oder vielmehr es schuf sich denselben, indem es, mit allen Prätensionen einer neu entdeckten Wissenschaft auftretend, sich „Spiritismus" oder „Spiritualismus"**) nannte, und heute verfügt die neue „Weltreligion" über ein ganzes Arsenal von publicistischen Waffen in Gestalt von dicken Büchern, Zeitschriften und Broschüren, und zählt, falls man den Angaben der spiritistischen Apostel Glauben schenken darf, ihre Anhänger, namentlich in Amerika, in England und Frankreich, bereits nach Millionen, während sie sich in Deutschland bis jetzt nur sporadisch vorfinden. Es ist nicht ohne Interesse zu sehen, wie sich die periodischen Zeitschriften der neuen Lehre nach den einzelnen Ländern vertheilen. Deutschland ist vorläufig nur durch zwei spiritistische Zeitungen vertreten: das in Wien erscheinende „Licht des Jenseits" von C. Delhez und die „Spiritisch-rationalistische Zeitschrift" von Meurer und Mutze, in Leipzig, welche, soweit sich aus dem Programme derselben entnehmen läßt, vor allen Dingen dem modernen Materialismus mit wissenschaftlichen Waffen entgegentreten will, und sich dabei voll und ganz auf den Boden der heutigen Naturforschung und der realen Wissenschaft überhaupt zu stellen sucht, wobei sie zugleich in entschiedener Weise gegen das positive Kirchenthum Front macht. Frankreich, resp. die französische Presse, zählt gleichfalls zwei spiritistische Zeitschriften: die Revue spirite in Paris und den Phare von Lüttich. In englischer Sprache erscheinen: Human Nature als Monatschrift, The Spiritual Magazine und The Spiritualist, gleichfalls als Monatschriften, alle drei in London; desgleichen The Christian Spiritualist, dann The Medium and Day-Break als Londoner Wochenschrift, The Banner of Light in Boston, The Present Age in Michigan. Italien hat Gli Annali dello Spiritismo in Italia zu Turin und La Salute in Bologna. Spanien hat nicht weniger als vier spiritistische Zeitschriften: El criterio espiritisto in Madrid; El Espiritismo in Sevilla; die Revista espiritista in Barcelona und El Progreso espiritisto in Zaragoza; Polen hat den Swiatlo Zagobowe, zu deutsch: das verborgene Licht, in Lemberg, und Brasilien macht den Beschluß mit dem Echo d'alem tumulo, d. h. das Echo von Jenseit des Grabes.

Man sieht, es ist ein ganz respectabler publicistischer Apparat, über welchen die neue „Religion", — denn so muß man sie doch wohl nennen, verfügt. Die Sache ist bereits so weit gediehen, daß man, man mag wollen oder nicht, davon Notiz nehmen muß. Wir stehen hier offenbar vor einer beginnenden Zeitströmung, die, obwohl sie von der Presse bisher theils total ignorirt, theils mit Spott und Hohn überschüttet wurde, doch augenscheinlich an Umfang, vielleicht auch an Tiefe zunimmt. Machen wir uns mit der einschlägigen Literatur bekannt, — und ich habe sie, ehe ich meine „Spiritisten" schrieb, ziemlich gründlich studirt, — so überkommt uns unwillkürlich das Gefühl Faust's bei dem Hexen-Einmaleins. Man fragt sich jeden Augenblick, ob denn der Verfasser, oder ob man selbst auch wohl noch recht bei Troste sei. Namentlich gilt dies von der „positiven Pneumatologie" des Baron Güldenstubbe, die in dieser Beziehung geradezu das Unglaublichste leistet. Und dabei gehen die Leute mit einer, ich möchte fast sagen: juridischen Genauigkeit zu Werke. Sie belegen die Ergebnisse ihrer „Forschungen" mit Protokollen; sie führen ganze Reihen von zum Theil sehr distinguirten, sehr bekannten Persönlichkeiten als Zeugen auf, ohne daß diese Widerspruch dagegen erheben. Was soll man davon denken? Hat man es hier mit Narren oder Betrügern zu thun? Aber Narren schreiben keine dicken Bücher, Narren raisonniren nicht logisch richtig, und Betrüger verfolgen bestimmte Zwecke selbstsüchtiger Natur, von denen hier jedoch absolut nichts wahrzunehmen ist. Wer mit solchen Geschichten vor die Oeffentlichkeit tritt, muß im Voraus darauf gefaßt sein, allerlei gute und schlechte Witze über sich ergehen zu lassen. Wer in aller Welt möchte sich aber, nicht der Gefahr, sondern der Gewißheit aussetzen, als abergläubisches altes Weib verlacht zu werden, bloß um der höchst zweifelhaften Ehre willen, heutzutage als Nekromant zu erscheinen?

Diese Fragen habe ich mir bei den Vorstudien zu meinem Romane „Die Spiritisten" oftmals gestellt, und ich muß ge-

*) Der Spiritualismus (sic) und die Wissenschaft, experimentelle Untersuchungen über die psychische Kraft von William Crookes, Mitglied der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London, nebst bestätigenden Zeugnissen des Physikers C. F. Varley, des Mathematikers A. de Morgan, des Naturforschers A. R. Wallace, des Chemikers R. Horn und anderer Gelehrten, Prüfungssitzungen des Mr. D. D. Home mit den Gelehrten zu St. Petersburg und London. Mit 16 Abbildungen. Nach dem Russischen und Englischen in's Deutsche übersetzt von G. C. Willig, und herausgegeben von A. Aksákov, k. russ. Collegienrath, Herausgeber der amerikanisch-englischen Bibliothek des Spiritualismus (sic) für Deutschland. Leipzig, Franz Wagner, 1872.

**) Die zweite Bezeichnung dafür ist unstatthaft, weil sie in der Wissenschaft gegenüber dem „Materialismus" einen ganz andern Begriff repräsentirt. D. Red.

stehen, daß ich außer Stande war und es noch bin, sie mir genügend zu beantworten. Sämmtliche spiritistische Schriften, so weit sie mir bekannt sind, machen den Eindruck, als ob ihre Verfasser bei ihren wunderlichen und wunderbaren Mittheilungen, für ihre Person wenigstens, de bonne foi sprächen, und hierbei muß man es vorläufig wohl bewenden lassen, da man Leute, die mit ihrem vollen Namen für ihre Aussagen eintreten und die überdies zum Theil sehr geachtete Stellungen in der Gesellschaft einnehmen, doch nicht kurzweg als Narren oder Betrüger betrachten kann.

Zu den Schriften dieser Art gehört auch die Broschüre des kais. russischen Collegienrathes Herrn Aksákov in St. Petersburg. Sie giebt, außer einer ruhig gehaltenen Einleitung des Verfassers, in welcher zumeist über die auf „Unwissenheit" beruhende Parteilichkeit der Tagespresse in Rußland und Deutschland dem Spiritismus gegenüber Klage erhoben und eine wissenschaftliche Feststellung der Thatsachen der neuen Lehre gefordert wird, eine Reihe Documente, welche zur Rechtfertigung dieser Ansprüche und speciell zur Vertheidigung des amerikanischen „Mediums" Mr. Home gegen gewisse über diesen Herrn in russischen, englischen, französischen und deutschen Zeitungen erschienene „Schmähartikel" dienen sollen.*) Die Schrift enthält eine Reihe Briefe, resp. Zeugnisse hervorragender englischer und amerikanischer Gelehrten, wie des Chemikers R. Horn in Pensilvania, des Mathematikers de Morgan zu London, des Präsidenten der Londoner entomologischen Gesellschaft, Russel Wallace, des Vicepräsidenten der Londoner königl. Gesellschaft der Wissenschaften, Dr. Hüggins u. A., in denen die wahrgenommenen Phänomene theils vollinhaltlich bestätigt, theils als Erscheinungen, deren weitere Erforschung von Wichtigkeit sei, bezeichnet werden. Sechzehn Holzschnitte versinnlichen die bei verschiedenen Gelegenheiten vorgenommenen Experimente, deren Ergebniß, vorausgesetzt, daß sich Alles genau so verhält, wie es dort geschildert wird, in der That als höchst wunderbar und mit den bisher bekannten Naturgesetzen absolut nicht in Einklang zu bringen erscheinen müssen. Das merkwürdigste darunter ist ohne Zweifel die Vermehrung und Verminderung des Gewichtes lebloser Körper unter der Einwirkung einer „unbekannten Kraft", welche z. B. bei einem im Beisein des Herrn Butlerov, Professors der Chemie an der Petersburger Universität und Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften, vorgenommenen Experimente bei einem ursprünglichen Gewichte von 100 Pfund eine Variation von 150 Pfunden ergeben haben soll. In Details einzugehen, mangelt es uns an Raum. Wer sich für die Sache interessirt, möge die betreffenden Stellen in der Broschüre selbst lesen. Den Beschluß macht der „Bericht des Comité der dialektischen Gesellschaft" zu London über den Spiritismus, welcher bei Longmans in London als Octavband von 412 Seiten erschienen ist. „Das aus Richtern, Aerzten und Professoren zusammengesetzte Comité", sagt Herr Aksákov S. 104, „war im Anfange der Untersuchung gegen den Spiritismus stark eingenommen. Es forschte (seit dem 26. Januar 1869) zwei Jahre lang und stattete dann seinen Bericht stark zu Gunsten des Spiritismus ab. Ueber dieses unerwartete Resultat war die „dialectische Gesellschaft" entsetzt. Der Verwaltungsrath weigerte sich, den Bericht zu veröffentlichen und ließ sein Comité im Stiche." Das Comité beschloß hierauf einmüthig, den Bericht auf eigene Verantwortlichkeit hin zu veröffentlichen. In diesem Berichte werden nun steif und fest Dinge behauptet, bei denen einem der Verstand platterdings still steht und die den „Wundern" des Herrn Baron Güldenstubbe ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern. Das Comité hat z. B. „schwere Körper, — in einigen Fällen sogar Menschen — sich langsam in die Luft erheben und daselbst ohne irgend welche sichtbare oder fühlbare Unterstützung verweilen gesehen; es hat Töne von Möbeln, Fußböden und Zimmerwänden ausgehen hören; es hat Zeichnungen, sowohl in Bleistift als in Farben in so kurzer Zeit und unter solchen Umständen entstehen sehen, daß jede menschliche Einwirkung unmöglich war" und dergleichen Wunderdinge mehr. Wenn das nicht die abgeschmacktesten, lächerlichsten Lügen sind, so weiß man wahrhaftig nicht, was man dazu sagen soll.

Soviel von der Schrift des Herrn Collegienraths Aksákov.

Ich sagte oben, daß das spiritistische Treiben bereits solche Dimensionen angenommen habe, daß man die Geschichte füglich nicht länger ignoriren könne. Noch sind es nur vereinzelte Erscheinungen, welche in Deutschland hier und da an die Oeffentlichkeit treten. Daß aber im Geheimen und im Stillen auch bei uns viel spiritistisch experimentirt wird, weiß ich aus eigener Erfahrung. Seit mein Roman in den Händen des Lesepublikums ist, erhalte ich fort und fort Zuschriften, anonyme und nicht anonyme, aus allen Gegenden Deutschlands und Oesterreichs. In den ersteren werde ich als Verspotter einer „heiligen Sache" mit dem spiritistischen Anathema sit beehrt, in letzteren zugleich mit der Bitte um strengste Discretion, um allerlei Erläuterungen und Erklärungen angegangen, die ich leider nicht geben kann, da ich mich niemals mit derlei Experimenten befaßt habe und auch weder Zeit noch Lust habe, solches zu thun. Meiner Ansicht nach, ist der moderne Spiritismus, wenigstens in der schwindelhaften Art, in welcher er bis jetzt auftritt, nur die naturgemäße, wenn auch noch krankhafte Reaction gegen den platten Materialismus einerseits und gegen das verknöcherte Dogmenwesen andererseits, das in dem jüngsten frechen Attentate des Jesuitismus auf die Majestät der menschlichen Geistesfreiheit seinen Höhepunkt erreicht hat. Ob in den taschenspielerartigen spiritistischen Experimenten am Ende doch ein Körnchen Wahrheit steckt, vielleicht eine zur Zeit noch ungekannte Naturkraft, an deren Schwelle der heutige Spiritismus ebenso herumtappt, wie einst die Alchymie und Astrologie an der Schwelle der Chemie und Astronomie herumtappten — das wird die Zeit und die ernste Wissenschaft zu entscheiden haben.

Prag. E. M. Sauer.

*) Diese Documente sind neuerdings im Londoner Athenaeum (März 1872), wo Herr Home zugleich als Erbschleicher einer alten schwachsinnigen Dame denunzirt wird, als höchst problematisch in ihrer Evidenz bezeichnet worden. D. Red.

Belgien.

Die Vlamingen bei dem Jubelfest der Niederlande.

Wir Deutsche haben Alle — mit Ausnahme vielleicht der kleingeistigen und kleinen geistlichen Partei der Ketteler, der Hegel-Knaak und der Windthorst — an dem dreihundertjährigen Jubelfeste der niederländischen Freiheit mit vollem Herzen Theil genommen, wenn auch keine Deputation aus unserer Mitte in Briel erschienen war. Wie unsere großen Dichter, wie Goethe und Schiller, die Helden und Märtyrer des Freiheitskampfes der Niederländer verherrlichten, so ehren auch wir noch die Namen Oranien, Egmont und Hoorn, die Meer-Geusen, die Tromp und

de Ruyter, die Oldenbarnevelt und die de Witt. Aber unnatürliche und unbegreifliche Antipathieen halten seit Jahrhunderten die beiden stammverwandten Nationen auseinander — Antipathieen, welche hoffentlich dem Geiste der neuen Zeit germanischer Freiheit und germanischer Befestigung des Weltfriedens bald ganz und gar gewichen sein werden.

Bereits geben sich einzelne Symptome gegenseitiger Annäherung lange von einander getrennt gewesener, germanischer Verwandten kund. Noch mehr fast, als die Germanen Deutschlands, sind durch die verderbliche Beeinflussung gallischer Frivolität die Vlamingen Südniederlands den Nordniederländern entfremdet worden. Die unselige belgische Nachäffung der französischen Revolution von 1830 hat leider diese Kluft zwischen Nord- und Südniederland noch erweitert. Erst die Bestrebungen einiger Männer von Geist und Herz, die in der gemeinsamen Sprache und ihrer gemeinsamen Pflege und Veredelung ein magnetisches Anziehungsmittel gefunden hatten, haben in neuerer Zeit schwache Wiederannäherungen zur Folge gehabt, die seit dem großen Fiasco der Franzosen in der Welt des staatlichen und des Kultur-Lebens größere Dimensionen angenommen und dem germanischen Element in Südniederland die endliche Erlösung vom fremden Joch in Aussicht stellen.

Es ist nicht zu leugnen, daß auch die Nordniederländer selbst einen großen Theil der Schuld an dieser Entfremdung tragen. Mit einem an Hochmuth gränzenden Stolze haben sie sich lange Zeit von den wieder in religiöse und politische Unfreiheit zurück gefallenen Bewohnern von Brabant und Flandern abgewandt. Aber auch hier scheint die neue Zeit vermittelnd und begütigend einzutreten. Von Nordniederland aus waren Einladungen an die Vlamingen ergangen, bei dem Jubiläum der niederländischen Freiheit, an deren Erkämpfung ihre Vorfahren theilgenommen, sich ebenfalls zu betheiligen. Demgemäß waren auch zahlreiche Deputationen aus Brüssel, Gent, Antwerpen, Lier, St. Nicolas, und Löwen in Briel erschienen, wo sie von den Holländern mit dem größten Jubel aufgenommen wurden. Auch König Wilhelm sprach seine Freude darüber aus, daß die Nachkommen der tapferen vlamischen Kampfgenossen seines Ahnherrn, des schweigsamen Oraniers, so zahlreich bei dem Fest erschienen waren, wobei er zugleich jeden Gedanken einer Störung der gegenwärtigen Staatsverhältnisse Nord- und Südniederlands von sich wies.

Der Redacteur der Brüsseler Zweep, Herr van Thielt, der sich ebenfalls bei der Deputation befand, berichtet darüber folgendermaßen:

„König Wilhelm, als er den Toast auf das Wohl der Vlamingen ausbrachte, redete in der Sprache seines Volkes, in der Sprache des Gefühls und des Herzens, d. i. in unserer Sprache — während in unserem Belgien die Vlamingen in einer fremden Sprache angeredet werden. Die Worte des niederländischen Fürsten haben in allen unseren Herzen einen lauten Wiederhall gefunden, und manche Thräne glänzte in den Augen der Vlamingen, als der König, den Hut erhebend, voll Begeisterung und Vaterlandsliebe die Worte sprach:" „„Das Volk lebt nicht für die Könige, sondern der König lebt für das Volk. Es lebe das Volk der Niederlande! Gott schütze unser theures Vaterland!""

„Auch wir Vlamingen stimmten ein in den Ruf: „„Es lebe Niederland! Es lebe der Fürst, der die Sprache seines Volkes redet, der es achtet und liebt!"" Doch nach einigen Stunden, als unsere gehobene Stimmung entwichen war, da blutete uns Vlamingen das Herz, indem wir uns erinnerten, daß wir im eigenen Lande in einer fremden Sprache regiert und angeredet werden, während wir im Nachbarlande unsere Sprache in begeisternden Worten erklingen hören, die Sprache von drei Millionen Vlamingen, die Sprache unserer Väter, unserer nationalen Größe, unserer Selbständigkeit, unserer Kunst und Wissenschaft. O, sie klang so himmlisch, sie drang so tief in unser Herz, diese seelenvolle Sprache!

„Sagt, Vlamingen, werdet Ihr noch länger in Eurem eigenen Lande Euch verspotten und verachten lassen? O, dumme Kerle, die wir im Jahre 1830 waren!

„In unserem eigenen Vaterlande werden wir, die wir die Mehrheit seiner Bewohner bilden, durch fremde Gesittung und Sprache unterdrückt. In einem Nachbarlande müssen wir uns Trost suchen, in einer Provinz des sogenannten Auslandes unsern nationalen Schmerz lindern lassen. In Niederland achtet man unsere Sprache und unsere Sitte, in Belgien sind sie der Spott von Fremdlingen.

„Doch Geduld! die Zeit wird kommen, in welcher wir von unseren Staatslenkern Rechenschaft fordern werden für ihre unpatriotische Handlungsweise gegen den vlamischen Stamm. Geduld! Wenn unser armes Volk erst zum vollen Bewußtsein seiner Schmach gekommen sein wird, dann werden wir auch wieder als freie Männer unser Recht wahrnehmen."

Frankreich.

Zur Geschichte der französischen Nationalität.

Gerade in der jüngsten Zeit ist man bestrebt gewesen, den nationellen Gegensatz der Völker des westlichen Europa, vielleicht mehr als billig hervorzukehren. Man bemühte sich fast, den großen, eben muthwillig provozirten Krieg als einen Raffenkrieg, als einen Entscheidungskampf zwischen Romanismus und Germanismus hinzustellen; übereifrige Fanatiker auf beiden Seiten vindicirten ihrer Nationalität den entscheidenden Sieg, d. h. einen Sieg, der mit der gänzlichen, politischen Vernichtung des Gegners enden würde. Diese Erwartungen sind nicht in Erfüllung gegangen und brauchten glücklicherweise nicht in Erfüllung zu gehen zur Herstellung einer hoffentlich dauernden Ruhe Europas. Und hätten jene Uebereifrigen genauer zugesehen, hätten sie sich die Resultate der historischen Forschung der letzten fünfzig Jahre zu Nutze gemacht, sie würden erkannt haben, daß der vermeinte Gegensatz des Romanismus und Germanismus gar kein so prononcirter, so scharf abschneidender sei, als sie glaubten.

Man theilt bekanntlich im Großen und Ganzen die südwestlichen Völker Europas, — Italiäner, Spanier, Portugiesen, Franzosen — dem Romanismus, die Völker des mittleren und und nördlichen Europas — Deutsche, Dänen, Skandinaven, Engländer — dem Germanismus zu. Ist damit aber Alles gesagt? Sind nicht die kleineren Stämme, die die großen Nationen von einander trennen, Schweizer, Belgier, fast als Mischungen beider Elemente zu betrachten? Enthält nicht der Nordosten Frankreichs ein ganz beträchtliches germanisches und der Westen Deutschlands ein romanisches Element? Oder wenn wir noch etwas weiter zurückgehen, ist nicht das gegenwärtig als germanisch betrachtete England hervorgegangen aus einer Verschmelzung der Sachsen und der francisirten, normännischen Eroberer? Spielt nicht in der Entwickelungsgeschichte Frankreichs die germanische Invasion eine höchst bedeutsame Rolle und sind es nicht die fränkischen Heerkönige gewesen, die den ersten Grund

zu dem Staate Frankreich gelegt haben, wie auch aus ihren Schöpfungen sich mit mannigfachen Modificationen ein deutsches Reich entwickelt hat?

Wir sehen, die historische Entwickelung stellt uns keine Räthsel auf, durch das urplötzliche Auftreten hier des Romanismus, dort des Germanismus, sondern sie zeigt uns, wie auf Grund früherer Kultur-Elemente sich aus der Mischung der einander berührenden neue Gestaltungen entwickeln und wie auch diese neuen Gestaltungen sich noch fortgesetzt beeinflussen.

Die früheren Elemente, die nun grundlegend auf die Bildung der neuen Nationalitäten einwirkten, sind bekanntlich Römerthum und Christenthum. Kein Volk Europas hat sich in den ersten fünf Jahrhunderten unserer Zeitrechnung diesen beiden Factoren ganz entziehen können, nur mit dem Unterschiede, daß bei den germanischen Völkern der religiöse Factor weit bedeutender einwirkte, als der sociale der römischen Kultur-Entwickelung, während die westlichen Nationen, von beiden Momenten gleich stark ergriffen, mit Darangabe ihrer ursprünglichen Nationalität sich nach ihrer Unterwerfung unter die Römer, eben auf Grund der in die Länder eingedrungenen, römischen Elemente, als romanische neu begründeten. Wie auf der südwestlichen Halbinsel aus der Mischung von Celtiberern und Römern die spanische, auf der nordwestlichen aus Briten und Römern die britische, so bildete sich analog in dem heutigen Frankreich aus den eingesessenen Celten und den römischen Eroberern die römisch-gallische Nationalität.

Das nächste, bedeutende Moment, die sogenannte Völkerwanderung, die einer Reihe deutscher Stämme die Herrschaft über sämmtliche Weststaaten Europas verschaffte, brachte durch die Verquickung dieses germanischen Elements mit den Eingesessenen endlich die endgiltige Gestaltung der einzelnen Nationen zu Stande. Diese Entwickelung genetisch für Frankreich nachzuweisen, hat sich Dr. L. O. Broecker zur Aufgabe gemacht in seinem Werke: Frankreich in den Kämpfen der Romanen, der Germanen und des Christenthums.*) Das Werk, das von gründlichen Quellenstudien des Verfassers für die Geschichte dieser Zeit Zeugniß ablegt, befaßt sich vorzugsweise mit dem Zeitraum von der Taufe des ersten, fränkischen Heerkönigs, Chlodewech (496 n. Chr.) bis zum Tode des Wiedervereinigers der sämmtlichen, fränkischen Herrschaften, Clotachars (561 n. Chr.). Diese 70 Jahre erscheinen dem Verfasser mit Recht als die Periode, mit der die Entwickelung der französischen Nationalität im großen Ganzen abschließt, und nachdem er im ersten Theile einen kurzen Rückblick auf die frühere Entwickelung Frankreichs geworfen, giebt er im zweiten und Hauptheil eine eingehende Schilderung der politischen, socialen, religiösen und literarischen Entwickelung der Gallier während dieser Zeit. Wir haben eben schon darauf hingewiesen, daß der Verfasser bei der Behandlung seines Gegenstandes gründliche Kenntniß desselben und Specialstudien über ihn verräth; ja wir neigen sogar der Ansicht zu, daß die genaue Vertrautheit mit allen einschlägigen Fragen den Verfasser seine ursprüngliche Disposition hat vergessen lassen. Wir finden nämlich in seinem Werke Ausführungen, die wir in demselben in dieser Ausführlichkeit gar nicht erwarteten, so über römische und germanische Verfassung, so vor Allem die fast zwei Drittel des Ganzen füllende Schilderung der heidnisch-christlichen und gallisch-lateinischen Literatur, Ausführungen, die der Titel des Werks kaum vermuthen läßt. Dennoch soll demselben sein innerer Werth unbenommen bleiben. J.

*) Hamburg, H. Grüning, 1872.

Italien.

Kalidasa in italiänischer Uebersetzung.*)

Es ist interessant, die Art und Weise zu verfolgen, wie die alten, uns so fernliegenden Meisterwerke des großen indischen Dichters allmählich uns Europäern zugänglich gemacht worden. Die vielfachen Beziehungen Englands zu Indien mußten die Aufmerksamkeit auch endlich auf die Literatur-Denkmäler lenken, und ein Engländer war der Erste, welcher das Hauptwerk Kalidasa's übersetzte; 1789 erschien die Sakuntala in der englischen Uebersetzung von Sir W. Jones. — Ein Franzose, Chézy, war es, der mit kühnem Griff 1833 den Originaltext veröffentlichte. Aber dann sind es drei deutsche Gelehrte, welche mit dem Ernst tiefen, wissenschaftlichen Forschens alle ihnen zugänglichen Handschriften studirten, benutzten, und die Frucht ihrer Studien in gediegenen Werken niederlegten. Professor Boethlingk gab 1842 Text und Uebersetzung der Sakuntala nebst Anmerkungen heraus, Professor Bollensen vier Jahre später die Urwasi in gleicher Weise, und Prof. A. Weber 1856 die erste Uebersetzung der Malavika, von der bis dahin nur der 1840 von dem Schweden Tullberg herausgegebene Sanskrit-Text edirt worden. Doch allen diesen Herren kam es in erster Instanz darauf an, das Verständniß des Originaltextes durch die beigefügte Uebersetzung zu erleichtern; sie schrieben hauptsächlich für diejenigen, welche sich mit Sanskrit-Studien beschäftigten und strebten mehr danach dem Texte treu, möglichst wortgetreu, zu folgen, als den Anforderungen der Sprache gerecht zu werden, in die sie ihn übertrugen. Nur Bollensen spricht die Absicht aus „treu und lesbar" zugleich zu sein, und wir müssen gestehen, daß sich seine Version weit besser liest, als die der beiden anderen Gelehrten.

Der poetische Zauber der Sakuntala verlockte freilich auch zu Uebersetzungen, welche durch Liebe zu dem Gegenstand ohne wissenschaftliche Nebenansicht veranlaßt, den Versuch machten, uns diese fernen, fremden Stoffe durch Vollendung der Wiedergabe auch in der sprachlichen Form näher zu bringen, allein wir müssen gestehen, daß keine dieser poetischen Uebersetzungen — so sehr wir auch ihre Leistungen anerkennen — der des Herrn Marazzi gleichkommt. Herr Marazzi ist der erste Italiäner, welcher es unternimmt, mit Kenntniß des Sanskrit ausgerüstet und gestützt auf die Arbeiten der erwähnten drei deutschen Gelehrten, die Dramen des Kalidasa, die „der Beachtung der Gebildeten jeder Nation würdig sind", seinen Landsleuten durch eine Uebersetzung zugänglich zu machen. Mit wahrem Genuß haben wir uns an dem Wohlklang, dem wahrhaft musikalischen Zauber seiner Verse erfreut, denen er dennoch nichts Wesentliches des Inhalts opfert. Freilich hat Herr Marazzi auch einen großen Vortheil voraus vor den bisherigen Uebersetzern: das Material in dem er arbeitet; seine reiche, weiche, biegsame, musikalisch-poetische Muttersprache, die sich mit ihrer natürlichen Reimfülle, mit ihrem jedes Ohr bestrickenden Wohllaut weit besser zu metrischen Uebertragungen eignet, als die kurzathmige englische, die platt elegante, aber starre französische, und unser reiches, tiefsinniges, aber weit weniger wohllautendes Deutsch.

Ueber den Inhalt der allbekannten, allbewunderten Sakuntala hier etwas sagen wollen, hieße Eulen nach Athen tragen. Weniger bekannt dürfte wohl die Urwasi sein mit ihren tief-

*) Teatro di Calidasa, tradotto dal sanscrito in italiano da Antonio Marazzi. Milano. Tipografia gia Domenico Salvi e C. 1871.

poetischen Naturschilderungen und ihrem vorwiegend musikalischen, ja opernartigen Element. Besonders hervorheben möchten wir die große Wahnsinns-Scene des Königs, voll eines süß berauschenden, melancholischen Wald-Duftes. Das plötzliche Verschwinden der geliebten Apsarase hat ihn der Herrschaft über seinen Geist beraubt, er irrt im Walde umher; Alles ringsum, belebte und unbelebte Gegenstände, ist ihm erfüllt von ihrem Bilde; er redet die Thiere, ja selbst den Strom in rührender Klage an, ob keins ihm über die Geliebte Auskunft zu geben vermöge. Die wechselnde Stimmung vom wildesten Zorn bis zur weichsten Klage und endlich zur wonnigen Beglückung des Wiederfindens erhält den angemessensten, ergreifendsten Ausdruck. Diese Scene, welche größtentheils metrisch gehalten ist, bot dem Uebersetzer große Schwierigkeiten, liest sich aber so weich und musikalisch, als sei sie Original. Wie einschmeichelnd klingt nicht schon die Klage der Freundinnen in der Einleitungs-Scene:

„Di meste lagrime
L'occhio ripieno,
Del lago limpido
Nel chiaro seno,
Coppia di tortore
S'accora e lagna
Pel desiderio
Della compagna."

Die Malavika spielt ganz am Hofe und hat dadurch etwas mehr conventionelles, doch auch in ihr sind wahre, lieblich zarte Schilderungen der allbezwingenden Leidenschaft und duftig südliches Frühlingsleben. Einige kleine Auslassungen, wie z. B. S. 149, wo die Worte des Königs: „Dieser Knabe scheint mir ein Keim zu großer Kraft zu sein; er steht da wie Feuer im Zustande des Funkens, das nur auf Holz wartet."*) — oder S. 201 die Worte des Widuschaka: „Wohlan ich bin ganz Ohr"**) fehlen, sind wohl nur ein Versehen, welches eine hoffentlich recht bald nothwendige zweite Auflage verbessern wird.

Herr Marazzi begleitet seine Uebersetzung dieser drei Dramen mit Anmerkungen, die zur Erläuterung des Fremdartigen im Text nöthig sind, und mit einem kurzen Nachwort über den Dichter, das ein Verzeichniß seiner Werke beschließt, in dem er — auf Prof. A. Weber's Ansicht gestützt — ihm auch die Autorschaft der Malavika zuschreibt, ein Punkt, über den die Sanskritaner noch nicht einig geworden.

Jedenfalls dürfen wir den Italiänern Glück wünschen zu diesem Werke, das sie in anmuthiger Form mit den Erzeugnissen eines echten, großen Dichters bekannt macht, dessen Studium nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf eine in neuer, frischer Entwickelung begriffene Literatur bleiben wird. M. B.

*) Boethlingk. Sakuntala. S. 105. **) Bollensen. Urwasi. S. 19.

Il Giardino d'Italia.

Wer als Fremder nach Italien kommt, wird nicht selten durch die Wahrnehmung befremdet, daß die Einheimischen ihr schönes Land meist auffallend wenig kennen. Selbst unter den Gebildeteren trifft man häufig genug Personen, die nie über die unmittelbare Umgegend ihrer Vaterstadt hinaus gekommen sind; jener fröhliche Wandertrieb, der die germanischen Völkerschaften heut wie vor Alters über die Alpen und über die Meere führt, ist dem Italiäner nicht eigen, der in der Regel zum Reisen sich nur entschließt, wenn die Nothwendigkeit ihn dazu zwingt. Schon öfters haben einsichtsvolle Italiäner auf die Nachtheile hingewiesen, die aus dem Mangel an genügender Bekanntschaft zwischen den Bewohnern des langgestreckten Landes und selbst seiner insularen Provinzen entspringen, und seitdem die Hemmnisse verschwunden sind, welche die Regierungen der Kleinstaaten Italiens dem persönlichen und geistigen Austausch entgegensetzten, ist man bemüht, das Beispiel der großen Wanderversammlungen, die, oft genug bespöttelt und freilich auch manchmal übertrieben, doch unleugbar viel dazu beigetragen haben, das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit in Deutschland zu beleben und zu stärken, auch für Italien fruchtbar zu machen.

Wie es scheint, suchen patriotische Männer auch anderweit auf die Erweckung der Reiselust unter ihren Landsleuten hinzuwirken. Die Pädagogische Gesellschaft von Italien hat es, wenn wir nicht irren, unter den Kreis ihrer Aufgaben aufgenommen, das junge Italien gewissermaßen zum Reisen im eigenen Lande zu erziehen. Zwar liegt uns die Frage nicht im Wortlaut vor, die im vorigen Jahre den Gegenstand einer Preisausschreibung von seiten dieser Gesellschaft gebildet hat. Wir sehen indessen aus einem Buche, welches bei dieser Preisbewerbung mit einer ehrenvollen Erwähnung bedacht wurde, daß es sich um die Mittel zur Beförderung der Heimatskunde unter den Italiänern gehandelt haben muß. Dies Buch ist die unter dem Titel: „Il Giardino d'Italia" vor Kurzem erschienene Schrift*) des Professors B. E. Maineri aus Mailand.

Mit der Bezeichnung des Gartens von Italien wird seit alter Zeit vorzugsweise das reiche Gelände des vormaligen Großherzogthums Toscana geschmückt, das sich von dem schützenden Gebirgswall des Appennin in herrlichem Wechsel fruchtbarer Thäler und schönbewaldeter Höhen zum Meere abflacht. Eine Schilderung dieser reizenden Landschaft bietet, wie dies zum Beispiel das vortreffliche Werk unseres deutschen Landsmannes Speyer über Toscana bekundet, dem Darsteller eine Fülle der dankbarsten Aufgaben. Neben Florenz, der Metropole der italiänischen Kultur, sind hier in nicht geringer Zahl Städte voll großer historischer Erinnerungen und Denkmäler: Pisa, Siena, Pistoja glänzen hell in der politischen wie in der Literatur- und Kunstgeschichte Italiens; Cortona's uralte Grabmäler versetzen in die vorrömische Kulturperiode des räthselvollen Etruriens; die Zinnen und Thürme mancher wehrhaften Kleinstadt, wie S. Gemignano, veranschaulichen die unruhevollen Tage der mittelaltrigen Fehden, während das Leben der Gegenwart den Hafen von Livorno erfüllt. Nicht minder reich an Gegensätzen ist das Land, das neben der höchsten Blüthe des Acker- und des Rebenbaues in den sumpfigen Wildnissen der Maremma und wiederum in den abgeschiedenen Waldthälern des Gebirges weite Strecken äußerster Verlassenheit aufzuweisen hat.

Wer nun, durch den Titel verlockt, das Buch des Herrn Maineri mit der Erwartung in die Hand nimmt, von diesem Giardino d'Italia ein Gesammtbild zu erhalten, wird sich einigermaßen getäuscht fühlen, wenn er sofort beim Aufschlagen bemerken muß, daß der Verfasser sich durchaus auf die Schilderung von Städten beschränkt, von denen einige gar nicht zu Toscana gehören, und über welche sämmtlich es keineswegs an ausführlicheren Berichten fehlt. Lucca, Florenz, Siena, Pisa, Livorno und

*) Il Giardino d'Italia. Peregrinazioni di B. E. Maineri. Opera premiata dalla Società Pedagogica Italiana nell' anno 1870. Milano, 1871. 270 S. 8.

Ferrara bilden die Abschnitte der Schrift, die den Mangel an innerm Zusammenhang nur dürftig durch Anknüpfung einiger fingirter Reise-Erlebnisse zu verdecken sucht. Bei dem mäßigen Umfange des Buches fallen übrigens die einzelnen Kapitel ziemlich kurz aus; sie enthalten mehr eine Charakteristik, als eine irgendwie eingehende Beschreibung und sehen, Alles in Allem genommen, einer Reihe von Feuilletons nicht unähnlich, wie sie auch bei uns die selten mißrathende Frucht der Reisesaison zu bilden pflegen.

Man muß sich aber, um nicht ungerecht zu sein, vergegenwärtigen, daß Herr Maineri nicht für uns Deutsche schreibt, die wir, Dank unserer Reiselust und Reiseliteratur, in Italien ganz leidlich Bescheid wissen, sondern für seine Landsleute, und zwar für diejenigen Klassen, denen es an genügender Bekanntschaft mit ihrer Heimat gebricht. Zieht man diesen ausgesprochen volksthümlichen Zweck der Schrift in Betracht, so wird man anerkennen, daß der Verfasser es bei seinen Schilderungen nicht an anregenden Bemerkungen und an kräftigen Zügen fehlen läßt. Wie er selbst sich durchgehends als ein in der Literatur- und Kunstgeschichte seines Landes wohlbewanderter Mann erweist, so sucht er bei seinen Lesern vorzüglich das Interesse für die literarischen und kunsthistorischen Reminiscenzen, an denen es an keinem der von ihm erwählten Orte mangelt, zu erwecken. Daß es dabei nicht ohne eine Fülle von Citaten aus der Göttlichen Komödie, dem rasenden Roland u. s. w. abgeht, ist selbstverständlich; aber auch mit den Dichtungen ausländischer Poeten zeigt sich der Verfasser vertraut; Byron, Lamartine, Longfellow liefern ihm reichliche Beisteuern.

Als bezeichnend für die Stellung, welche die gebildeten Italiäner gegenüber der Hierarchie und der landesfeindlichen Haltung der römischen Curie einnehmen, verdient es Erwähnung, daß Professor Maineri überall mit besonderer Pietät die Erinnerungen an diejenigen Männer pflegt, die während des Zeitalters der Reformation das evangelische Princip der Glaubensfreiheit und der religiösen Selbstverantwortlichkeit auch in Italien zur Durchführung zu bringen suchten. Männer wie Franz Burlamacchi aus Lucca, Girolamo Savonarola, der begeisterte Prior von S. Marco in Florenz, Bernardino Ochino, und die Brüder Soccini aus Siena, welche im Kampfe mit dem Papstthum die Aufrichtigkeit ihrer religiösen Ueberzeugungen theils mit dem Leben, theils mit der Verbannung zu büßen hatten, werden von dem Verfasser als Vorkämpfer und Propheten einer Richtung gefeiert, in deren damaliger gewaltsamer Unterdrückung er einen Hauptgrund für die Jahrhunderte lange Erniedrigung seines Vaterlandes erblickt. Mit gleicher Sorgfalt erneuert sein Buch das Andenken der Patrioten, die zu derselben Zeit, als die päpstliche Gegenreformation jeden Keim der Glaubens-Erneuerung in Italien schonungslos austilgte, der hereindringenden politischen Knechtschaft einen heldenmüthigen Widerstand entgegensetzten. Ein frischer Lorbeerkranz windet sich um das Grab des letzten Feldherrn der freien Republik Florenz, jenes trefflichen Franz Ferruccio, dessen Heldentod bei Gavinana (1530) die Unterwerfung seiner Vaterstadt unter die Herrschaft der Mediceer und den Untergang der altflorentinischen Freiheit entschied.

Wesentlich auf den Bildungsstand und das Bedürfniß des italiänischen Volks berechnet, wird der „Giardino d'Italia" auf den deutschen Leser, der sich in seinen Sympathien für die in ihren Geschicken mit Deutschland so lange und so eng verflochtene Nation durch die Mißgriffe und die Kleinmüthigkeit der gegenwärtigen Staatskünstler Italiens nicht beirren läßt, durch wackere Gesinnung erfreuen. Besonders gern wird es derjenige in die Hand nehmen, den persönliche Erinnerungen mit dem Garten von Italien verknüpfen, und der hier eine Reihe von lieb gewordenen Gestalten wiederfindet. F.

England.

Der englische Shakespeare von Nicolaus Delius.*)

Die englische Shakespeare-Ausgabe mit deutschen Einleitungen und Noten von Nicolaus Delius ist jetzt in der dritten Auflage zum Abschluß gebracht.

Der ungewöhnliche Erfolg, welcher gestattet hat, den Preis von 22 Thlr. 4 Sgr. der ersten Auflage auf 5 Thlr. 10 Sgr. für sämmtliche vierzig Lieferungen zu ermäßigen, sowie die Anerkennung, welche Delius überall — auch schon im „Magazin" — fand, machen eine weitere Auseinandersetzung der Vorzüge seines Werkes überflüssig. Wir beschränken uns darum auf einige Bemerkungen über das vorliegende, „Cymbelin", „Pericles", Gedichte, Biographie und Index enthaltende Schlußheft.

Dasselbe trägt das Datum 1872, doch finden wir die Forschungen der letzten Jahre darin noch nicht berücksichtigt.

Die von Cunningham publicirten, schon 1868 als gefälscht erkannten Notizen, dienen noch zur Bestimmung der Abfassungszeit der betreffenden Stücke. Ebenso scheint uns das Vertrauen, welches einigen der Collier'schen „Entdeckungen" noch geschenkt wird, nicht gerechtfertigt.

Bei der Biographie wünschten wir besonders eine schärfere Betonung ihrer vielfach hypothetischen Natur. Alle wesentlichen Documente über Shakespeare's Leben sind von Delius in sehr übersichtlicher und dankenswerther Weise zusammengestellt, aber wir vermissen oft Angaben, wann, von wem und unter welchen Umständen sie aufgefunden oder uns erhalten sind. Die bisherigen Erfahrungen zwingen uns, alle neu auftauchenden Manuskript-Notizen über Shakespeare so lange unberücksichtigt zu lassen, bis es den Entdeckern derselben gelingt, ihre Echtheit wahrscheinlich zu machen. Außer den vielen nachgewiesenen Fälschungen und der wenigstens zweifelhaften Natur der meisten Shakespeare-Manuskripte giebt es zwei, bei Delius wie überhaupt bei den neueren Biographen nicht erwähnte Notizen, durch welche die Biographie noch hypothetischer wird, nämlich erstens das Vorhandensein eines zweiten John Shakespeare in Stratford, eines Schusters, neben dem Vater des Dichters, und dann neben der Frau des Dichters, einer zweiten Anne Hathaway, deren Hochzeit und zwar ebenfalls mit einem William, nämlich William Wilson, 1579 in den Stratforder Kirchenbüchern verzeichnet ist, während von Anne Hathaway's Hochzeit mit William Shakespeare 1582 nichts darin steht. Auf diese heillosen Doppelgänger machte, ob zuerst ist uns nicht erinnerlich, Hunter aufmerksam, dessen „Untersuchungen" Delius, wie es scheint, nicht berücksichtigt, da er manche von Hunter stammenden Bemerkungen dem späteren Halliwell zuschreibt.

Ein anderer Punkt, der uns unter allen Wahrscheinlichkeiten zu den bestbegründeten zu gehören scheint, die Annahme geringen Eheglücks beim Dichter, wird von Delius bestritten. Die frühe Geburt des ältesten Kindes soll, nach Knight und Halliwell, nichts

*) Shakespeare's Werke. Herausgegeben und erklärt von Nicolaus Delius. Dritte Auflage. Elberfeld, R. L. Friderichs, 1872.



ungewöhnliches sein, da schon die Verlobung und nicht erst die kirchliche Einsegnung für die wesentliche Begründung der Ehe galt. Zwei Citate ähnlicher Fälle aus dem Stratforder Kirchenregister dürften aber nur beweisen, daß es in Stratford noch mehr hitzige Leute gab; andererseits entnehmen wir aus der Ermahnung Prospero's an das verlobte Paar im Sturm, sie sollten keusch bleiben, bis alle heiligen Gebräuche erfüllt seien, sonst werde ihre Ehe eine unglückliche sein, daß die Aeußerungen von den unsrigen nicht sehr verschieden waren.

In der Sonetten-Frage sind die neueren von Massey (London 1866, deutsch von Gelbcke, in der Einleitung zur Hildburghausenschen Uebersetzung) ausgehenden Lösungsversuche noch nicht berücksichtigt. Delius' Meinung, daß die Sonette wahrscheinlich weder Beziehungen auf bestimmte Personen, noch Anspielungen auf wirkliche Erlebnisse des Dichters enthalten, sondern freie Erzeugnisse einer dichterischen Phantasie sind, welche die Verhältnisse erst fingirt, um sie dann in diesen Gedichten poetisch zu behandeln, wird durch jene Lösungs-Versuche nicht widerlegt. Auch Genée, der nach Vorgang von Gervinus aus dem Wesen des lyrischen Gedichtes herleiten will, daß wir es durchaus mit eigenen realen Herzens-Erlebnissen des Dichters zu thun haben, ist in seiner Polemik gegen Delius nicht glücklich — wenngleich sehr bitter. Am besten findet sich die ganze Frage nach Delius' Vorgang dargestellt in Otto Gildemeister's Einleitung zu seiner Uebersetzung der Sonette (Leipzig, 1871). Wenn wir auch die Möglichkeit zugeben, daß einige Strophen darunter sind, welche direct aus Shakespeare's eigener Stimmung entsprangen — also rein lyrische, während der Dichter bei andern — den dramatischen — sich in fremde Stimmungen und Situationen theils lebender, theils rein fingirter Personen hinein versetzen mochte, so sind Massey's Versuche, sie auf bestimmte historische Personen, welche sich gegenseitig mit diesen Gedichten durch Shakespeare's Mund angesungen haben sollen, zu deuten, bis jetzt durchaus resultatlos und es bleibt, in Anbetracht der erstaunlichen Objectivität, welche Shakespeare's Werke sonst überall zeigen, am wahrscheinlichsten, daß auch die Sonette „objective" Gedichte für wesentlich fingirte Situationen sind.

Im Ganzen erscheint die Shakespeare-Ausgabe von Delius, wenn man die Notizen über die neueste Shakespeare-Forschung nachträgt — u. A., um pro domo zu sprechen, beim Tempest — so tüchtig, daß für ein im Vorstande der deutschen Shakespeare-Gesellschaft geplantes Concurrenz-Unternehmen, also gewissermaßen Delius contra Delius, zur Zeit noch kein Bedürfniß vorliegen möchte. Unter allen Umständen verlangt die Natur eines solchen Werkes, daß nur wirkliche Kenner der Sprache, wie wir sie als Delius ebenbürtig in Elze, Herzberg, A. Schmidt besitzen, zu Mitarbeitern herangezogen werden.

Johannes Meißner.

Rußland.

Drei Novellen von Iwan Turgénjew.*)

„Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen," dieser Ausspruch und zwar in einem viel realistischeren Sinne, als sein Autor ihn verstanden wissen wollte, gebraucht, läßt sich auf keinen Schriftsteller mit mehr Recht anwenden, als auf Turgénjew. Vom Standpunkte der Aesthetik aus betrachtet, läßt sich gegen seine Arbeiten viel und Gewichtiges einwenden; sie erscheinen, nach deutschen Verhältnissen gemessen, unwahr, übertrieben und lassen gänzlich den wohlthuenden Eindruck vermissen, den wir als Nachklang eines harmonisch gerundeten Kunstwerkes empfinden, selbst wenn dasselbe einen tragischen Ausgang genommen hat. Aber Iwan Turgénjew ist der Dichter seines Volkes; er schildert den träumerischen, wilden, abergläubischen, phantastischen Russen, den die Kultur beleckt, aber keineswegs durchdrungen hat bei dem aus allen Zipfeln seines europäischen Anzuges der Asiat und Steppen-Bewohner hindurchblickt. Turgénjew malt nicht russische Personen und Verhältnisse, sondern er photographirt sie; er giebt keine Typen, sondern zeichnet ihm bekannte Personen nach der Natur, und wenn dies auf der einen Seite die Lebendigkeit seiner Darstellung erhöht, so thut doch die Wahrheit der Erzählung der Wahrscheinlichkeit häufig Abbruch, um so mehr, als ihr oft die psychologische Vertiefung mangelt. Hierzu tritt nun noch der Umstand, daß der Dichter, seit vielen Jahren aus seiner Heimat entfernt, Rußland und die Russen noch immer so sieht, wie er sie verlassen, während sich doch gerade in dieser Zeit ein gewaltiger Umschwung vollzogen hat, der dem Sittenmaler nicht entgehen dürfte.

Und trotzdem und bei alledem ist Turgénjew eine bedeutende Erscheinung, ein Talent ersten Ranges, von dem wir nur bedauern, daß es nicht unmittelbar zu uns sprechen kann, sondern uns seine Gaben immer erst durch Vermittlung von Dollmetschern, und leider nicht immer der besten, zukommen lassen muß. Anders und packender müssen diese Erzählungen wirken in der Sprache des Landes und Volkes, das sie schildern, als in dem fremden Gewande der deutschen und französischen Sprache, dem man anmerkt, daß es sich ihnen nur widerstrebend anfügt.

Je mehr Turgénjew seine Arbeiten ausspinnt und dabei Zeit und Muße gewinnt, die Charaktere sich vor den Augen des Lesers entwickeln zu lassen, die Verhältnisse zu ordnen und zu klären, eine desto größere Wirkung erzielt er, eine um so größere Vollkommenheit scheinen seine Arbeiten zu gewinnen. Deshalb tritt sein Talent bedeutender und erfreulicher im Roman, als in der Novelle hervor und richtet sich der Werth der letztern meist nach ihrem größeren oder geringeren Umfange.

Auch bei den uns heute vorliegenden drei Novellen hatten wir wieder Gelegenheit, dieses Urtheil bestätigt zu finden. Die dem Umfange nach größte Novelle „Der König Lear der Steppe„ ist die ungleich bedeutendste der Sammlung, ja wir möchten sie den gelungensten Arbeiten des Verfassers zuzählen und den darin enthaltenen Charakter- und Landschafts-Schilderungen unsere aufrichtige Bewunderung aussprechen. Weniger befriedigt uns die zweite Novelle „Der Fatalist", welche, wenn wir nicht irren, unter verschiedenen Titeln und wohl auch in verschiedener Uebersetzung vor Kurzem der Bazar und das in Berlin als Beiblatt der Volkszeitung erscheinende Sonntagsblatt bereits veröffentlichten. Wir haben hier ein Stück russischen Lebens, in das wir uns nur schwer hineindenken können und zu dessen Verständniß wir durchaus einer genaueren und tieferen Durchführung des gezeichneten Charakters bedürfen Am meisten skizzenhaft und deshalb am unerfreulichsten ist aber die dritte Erzählung „Der Oberst".

J. H.

---

*) Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

L. Brisker: Philosophische Betrachtungen über das Judenthum.*)

Bevor der Verfasser sich in seinen Betrachtungen über die Gottes-Idee ergeht, die von dem Gegenstande, welchen er behandelt, unzertrennlich ist, beantwortet er die Frage, wann der Laie auf dem Gebiete der Theologie ein Wort mitsprechen darf und soll, nicht ohne Anflug von Bitterkeit, welche sich auch aus der Aeußerung erklären läßt, daß er nicht zu jenen geistesstarken Naturen gehöre, deren religiöses Gefühl fremd geworden, und Religion überhaupt kein Bedürfniß mehr im Leben ist. Aus der innern Verwandtschaft der Religion und Philosophie, welche im Verlaufe der Zeit durch ihre Entwickelung und durch ihre Entartung so oft in einen schroffen Gegensatz zu einander getreten sind, deducirt der Verfasser die Gottes-Idee, für die wir nicht den Beweis von außen her zu holen haben, weil deren Erkenntniß in unserem Bewußtsein liegt, sondern für welche wir die Bestätigung in Allem was in die Sinne fällt, in Raum und Zeit zu suchen haben. Den Folgerungen, die der Verfasser daraus zieht, welche das Judenthum und den Kulturfortschritt dieses Jahrhunderts behandeln, wendet er Betrachtungen zu, die in 12 Capiteln niedergelegt sind.

In einzelnen Capiteln, wie z. B. im nennten „Der freie Wille des Menschen und die äußere Nothwendigkeit", geht der Verfasser an die Lösung wichtiger philosophischer Probleme, und es verdient die höchste Aufmerksamkeit, wie der Verfasser auseinandersetzt, „in welchem Verhältnisse wir uns die Weltleitung Gottes zu der Freiheit des Willens im Menschen zu denken haben". Höchst interessant behandelt er demnächst die Frage über den Fortschritt, der in Regelmäßigkeit nur für Kunst und Wissenschaft vorhanden, indeß die sittliche Veredlung sich eines direkt angestrebten und continuirlichen Fortschritts keinesfalls zu erfreuen hat. Der Verfasser erörtert dann in origineller Weise die Frage, wie ein Fortschreiten da von Stufe zu Stufe denkbar, und wie der gewonnene Fortschritt, wenn es einen giebt, zu sichern ist. Erhebend dürfte für manchen Leser dieser philosophischen Abhandlung die Durchführung dessen sein, wie die Gottes-Erkenntniß und mit ihr die Achtung vor dem Sittengesetze von Epoche zu Epoche in ihrer Verdeutlichung, d. i. in ihrer Annäherung zum reinen Theismus fortschreitet, und wie sich die moralische Natur des Menschen durch das Festhalten an den alten Religionsbekenntnissen gemeinschaftlichen Grundwahrheiten immer reiner herausbildet, wenn auch noch nicht an der im reinsten Theismus geläuterten Gottes-Idee, so doch an dem Vorhandensein einer weltleitenden Vorsehung und an der Anerkennung der höhern Menschenwürde.

Die Messias-Idee, wie sie der Verfasser bespricht, ist die Herrschaft der Vernunft in ihrer völligen Entwicklung durch die Vereinigung der höchsten Ideen unter sich und in der Gottes-Idee, das ist demnach die Herrschaft Gottes auf Erden, der wahre Theismus und die durchgreifendste Theokratie, „denen alle Völker der Erde zuströmen müssen". Dieser Herrschaft werden sich alle Völker freiwillig unterwerfen.

Herr Dr. Brisker schließt seine mit jeder Seite immer mehr anregende Schrift mit einer Betrachtung über die Sabbathfeier und ihre hohe Bedeutung, indem er den Sabbath nicht bloß als einen Ruhetag zur geistigen Erholung von der Arbeit und der weltlichen Beschäftigung der sechs Wochentage hinstellt, sondern ihn als eine viel höhere Mahnung an die einstmalige Vollendungszeit der moralischen Weltordnung bezeichnet. M. T.

*) Das Judenthum und der Kulturfortschritt unseres Jahrhunderts, von Dr. L. Brisker. Wien, Universitäts-Buchhandlung, 1871.

Finnland.

Zur neuesten Literatur Finnlands.

Der im Jahre 1870 erschienene vierte Band einer Auswahl von Werken G. H. Porthan's enthält nicht eigene Leistungen des berühmten Gelehrten, sondern Ausarbeitungen Anderer, die sie unter seinem Vorsitze (praeside P.) öffentlich vertheidigten. Eine der wichtigsten: de superstitione veterum Finnorum, von Lencquist, macht Epoche in der Kenntniß des finnischen Mythenkreises. In viel engerem Rahmen reiht sich derselben nicht unwürdig an: Rosenbom's Schrift de fama magiae Fennis attributae. Aus Lencquist hätte Jakob Grimm zum Frommen seiner akademischen Abhandlung: „Ueber Namen des Donners" (1855) erfahren können, daß der japanesische Glaube an segensreiche Einwirkung des herbstlichen Wetterleuchtens auf das reifende Getraide bei dem finnischen Volke sich wiederfindet, ja wohl selbst bei dem schwedischen, indem die Erscheinung sonst schwerlich auf schwedisch korn-blixt, d. i. Getraide-Blitzen hieße. Die Abhandlung Rosenbom's würde unserem großen deutschen Forscher zu der altgermanischen und dänischen Zauberformel wider Verrenkungen (mitgetheilt in seinem Artikel „über zwei Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums", Berlin 1844) noch eine sehr kahle schwedische und eine schmuckreiche finnische Gestaltung derselben geliefert haben, in welchen Beiden jedoch, wie in der dänischen, Christus die heidnischen Götternamen schon verdrängt hat.

Von dem „Historischen Archiv" (Historiallinen Arkisto) ist der dritte Band (1871) herausgekommen. Den Inhalt dieser nützlichen Jahresschrift bilden gesammelte wichtige Urkunden zur Geschichte der nordischen Reiche, und historische wie archäologische Untersuchungen verschiedenster Art. Saubere Karten und Pläne sind beigegeben. — Die für Erdkunde Finnlands, wie für dessen Geschichte und Statistik wichtigen Monographieen einzelner Bezirke werden ebenfalls fortgesetzt.

Der weitere Anbau ihrer schönen Muttersprache erzeugt unter den finnischen Gelehrten und Literaten rühmlichen Wetteifer; leider aber hat die Frage: was ist gutes, was schlechtes Finnisch (Suomi)? heftigen Streit angeregt, und wenigstens zwei Parteien stehen einander bereits gegenüber. Die von Herrn Ahlqvist neu gestiftete Zeitschrift Kieletär (etwa Sprach-Muse) enthält Forschungen, Kritiken und Vermischtes. Zwei erste Hefte liegen uns vor: in dem zweiten derselben ist Herrn Jahnsson's „Satzlehre des Finnischen" umständlich gewürdigt, und sind ihr bedeutende Vorzüge zuerkannt.

Für Sprach- und Völkerkunde wichtig ist Ahlqvist's Werk: „Die Kulturwörter der westfinnischen Sprachen, ein linguistischer Beitrag zur älteren Kulturgeschichte der Finnen (1871)."*)

Herr Calamnius, Mitredacteur der von uns öfter be-

*) Etwas Näheres über dasselbe erfährt man im kürzlich erschienenen fünften Hefte der „Altaischen Studien" von W. Schott. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

nutzten „Literarischen Monatschrift" (Kirjallinen Kuukauslehti), hat des Aristoteles Poetik in's Finnische übersetzt mit schätzbaren Anmerkungen. Sein College, Herr Karl Bergbom, als Novellist und ästhetischer Kritiker schon rühmend erwähnt, berichtet über „Margareta", das letzte Drama des begabten, aber von Seiten seiner Sprache keineswegs tadelfreien jungen Dichters Kiwi, den wir bei anderer Gelegenheit als Verfasser des dramatisirten „Kullerwo", der „Haideschuster", und der „Flüchtlinge" erwähnt haben, und welcher noch vor dem Eintritt seiner poetischen Reife in Geistesnacht versunken ist.

* * *

Von Kalewala, der Sammlung epischer Gesänge aus Finnlands Vorzeit, diesem Denkmale des dichtenden Volksgeistes, das selbst ein Jakob Grimm den bedeutendsten Epopöen aller Völker als ebenbürtig an die Seite gestellt, ist nun auch eine magyarische Uebersetzung im Versmaaße des Textes erschienen, und zwar auf Kosten der Akademie der Wissenschaften zu Pest.*) Noch vor einem Menschenalter wäre diese Thatsache in Ungarn ebenso schwer glaublich erschienen, wie etwa der Besuch europäischer, ja deutscher Hochschulen von Seiten japanesischer Jünglinge! So schwindet die engherzige Selbstgenügsamkeit der Nationen mehr und mehr, und die wahre „Internationale" reift ihrer Vollendung entgegen.

*) Der Verfasser, Herr F. Barna, ist Amanuensis am dortigen National-Museum.

China.

Das Tao-te-king, übersetzt von V. v. Strauß.**)

Der bis jetzt bekannte tiefste Denker des chinesischen Alterthums ist seit dem Erscheinen der streng wörtlichen französischen Uebersetzung des Herrn Julien (Paris, 1842) dreimalig, und zwar merkwürdigerweise fast gleichzeitig übertragen worden, ohne daß die Uebersetzer von einander oder von ihren Bestrebungen Kunde erhielten. Der Engländer Chalmers ließ seine englische Version im J. 1868 vom Stapel, und die deutschen Bearbeitungen Roon von Plänkner's und Victor's von Strauß traten Beide im J. 1870 an's Licht.

Da des französischen Gelehrten sehr gewissenhafte Arbeit eigentlich nur zeigt, wie verhältnißmäßig späte und dem Philosophen lange nicht ebenbürtige Ausleger ihn verstanden, so läßt sie das System desselben eher ahnen, als wahrhaft erkennen. Wir dürfen uns daher freuen, daß ein philosophischer Kopf, wie V. v. Strauß, den glücklichen Versuch gemacht hat, die Grundlehren des großen ostasiatischen Denkers aus dem Chaos, welches sein Werk dem gewöhnlichen Leser bietet, zu entwirren, ohne Fremdartiges hineinzutragen.

Zuerst erhalten wir eine sehr belehrende Einleitung. Die schon lange bekannten Schöpfer der politischen Moral Chinas können zwar in gewissem Sinne Philosophen heißen, ihr ganzes Streben nimmt aber eine praktische Richtung, und sie lassen τὰ μετὰ τὰ φύσικα so gut als unberührt. Von Lao-tse und seinen mehr oder minder selbständigen Nachtretern nimmt man in China geringe Kenntniß; sie werden dort mehr von Seiten des Stils, als der Gedanken geschätzt, und die christlichen Glaubensprediger wissen nur Kümmerliches oder Falsches von ihnen zu berichten. Der französische Gelehrte A. Remusat las das Tao-te-king mit wahrer Begeisterung, verstand es aber unvollkommen und nahm aus demselben zu unhaltbaren Hypothesen Anlaß.

**) Leipzig, Fleischer.

Lao-tse, oder wer irgend das Tao-te-king verfaßt hat, „gehört — wie Herr Str. richtig sagt — jenem Kreise von Denkern an, die man Theosophen oder Mystiker nennt, deren Denken vom tiefsten Urgrunde alles Seins beginnend, sich in denselben versenkt, um von dieser Central-Anschauung aus, ja in ihr, synthetisch fortschreitend, zur Erkenntniß alles in engeren oder weiteren Sphären Peripherischen zu gelangen. — „Ob ein Forscher Theosoph wird, das kann nur auf individueller Begabung beruhen. Auch diese muß aber auf den dürftigsten Anfängen zurückbleiben, wenn ihr nicht ein religiöser Gehalt überliefert wird, der dem innern Suchen und Drängen das an sich Gewisse zum Anhalt, Inhalt und Mittelpunkte giebt. Alle positive Aussage über Gott und göttliche Dinge muß auf eine höhere Empirie, auf eine ursprüngliche Wahrnehmung zurückgeführt werden, die ohne Offenbarung nicht denkbar ist, dann aber nicht Philosophie, sondern Religion erzeugt. Positive Gotteswahrheit entdeckt keine Philosophie, — auch keine theosophische —; sie bedarf ihrer, nimmt sie auf, läutert sie von fremder Beimischung, entfaltet sie; aber sie empfängt dieselbe aus der religiösen Ueberlieferung..... Da dies nicht Zufall ist, sondern als Nothwendigkeit in der Sache selbst liegt, so müssen wir ein Gleiches auch bei Lao-tse voraussetzen. Als rein religiöser Stoff möchte ihm indessen dies Positive kaum überliefert worden sein. Eigentliche Religionsschriften besitzen die Chinesen nicht und besaßen sie wohl auch nie. Niemals hören wir bei ihnen von jenen Zuständen heiliger Verzückung, aus denen eine Religion entspringt, durch die sie gepflegt oder verjüngt wird. Zustände solcher Art scheinen den Chinesen durchaus nicht natürlich zu sein.*) Sind sie gleichwohl schon in hohem Alterthum nicht ohne religiöse Ueberlieferung, wie dies das Schu-king und die ältesten Lieder des Schi-king bezeugen, so muß dieselbe aus unberechenbar früher Zeit stammen. Dann aber ist ganz natürlich, daß schon lange vor Lao-tse begabte Geister an dem überlieferten Stoffe sich versucht haben. Und so mögen wohl die Lieder und Hymnen entstanden sein, aus denen wir öfter Anführungen im Tao-te-king finden. Denn daß die eingeflochtenen gereimten Stellen Citate, nicht eigene poetische Ergüsse des Verfassers seien, ergiebt die Eigenthümlichkeit der Sprache, die Selbständigkeit der Fassung, das nicht selten unverkennbar Bruchstückartige, sowie ihre Anwendung und Behandlung in dem Buche, und wollte man einwenden, daß sie doch nicht als Citate eingeführt werden, so ist zu erwidern, daß Lao-tse eben darin sich unterscheidet, daß er überhaupt nie auf andere Schriften oder Personen namentlich Bezug nimmt."

. . . .

„Da abstrakte Begriffe und ihre gegenseitigen Beziehungen in der chinesischen Sprache nur sehr unzulänglichen Ausdruck finden, so hat die Logik des Denkers nicht in scharf bestimmten Wortformen sich ausprägen können. „Auch das Tao-te-king — sagt Herr v. Str. — zeigt nichts von der Kunst klarer dialektischer Entfaltung und systematischer Gliederung. Die Darstellung ist abgerissen, die Uebergänge sind unvermittelt, scheinbar Fremdartiges rückt dicht neben einander; es ist ein Stück Urwald, wie die ungeordnete Natur — aber der Natur auch darin ähnlich, daß hinter der anscheinenden Unordnung ein großartiger

*) Bei Chinesen buddhistischen Glaubens haben sie doch öfter sich natürlich erwiesen.

Organismus verborgen ist. Das Buch hat kein System, aber von Blatt zu Blatt zeigt es, daß seinem Verfasser ein tief durchdachtes System vorschwebte." . . . . . .

„Ist das Tao-te-king nun auch unsystematisch, so ist es doch keineswegs planlos. Sein Inhalt ist erstens Metaphysik und Theologie in jener Einheit, worin die theosophische Forschung sie erfaßt, zweitens Ethik, drittens Politik. Auf diese drei Stücke vertheilen sich, wie ankündigend, die drei ersten Capitel. Dann ist der Hauptinhalt von Cap. 4 bis 37 metaphysisch-theologisch, von Cap. 38 bis 52 ethisch, von Cap. 53 bis 80 politisch, worauf dann Cap. 81 einen allgemeinen Abschluß enthält."

„Mit Bedacht aber sprachen wir nur von dem Hauptinhalt. Eine so strenge Sonderung des Stoffes, wie wir sie gewohnt sind, findet sich nicht, und in jedem jener drei Theile kommen wiederholt Partieen vor, die wir nach unserer Weise, die Dinge zu ordnen, in die beiden anderen Theile verweisen würden. Doch auch das ist weder zufällig noch willkürlich. Gerade der innige organische Zusammenhang, wonach aus dem religiösen Bewußtsein das ethische Verhalten und aus beiden das politische hervorwächst, drängt Lao-tse, von dem jedesmaligen Hauptgegenstande immer wieder, auch im Fortschritt der Rede, auf die beiden anderen hinzuweisen. Und da er bei diesem Verfahren nur die Ergebnisse seiner Gedankenarbeit gedrängt, schlagend, oft in paradoxen Wendungen, ausspricht, so hat man sich zu dem Glauben verleiten lassen, er reihe nur locker verbundene einzelne Sprüche ohne Plan an einander. Allerdings erscheinen auf den ersten Blick seine Capitel und selbst Theile derselben oft wie unverbunden neben einander hervortretende Alpengipfel, die nur von oben her dasselbe himmlische Licht anglüht; wer aber in ihre Tiefen herabsteigt, der wird auch den gewaltigen, sie zu einer Einheit verbindenden Gebirgsstock erkennen."

Der Verfasser giebt nun eine richtige Erklärung des Wortes king; aber seine Vergleichung mit dem lateinischen textus (von texere) ist nicht zutreffend, da textus nur auf Verwebung, d. h. Verknüpfung der Worte oder Gedanken geht, keineswegs auf Classicität des Inhalts, während king niemals das Gewebe an sich, sondern den Aufzug des Gewebes, daher auch das Normale (standard work) bedeutet, und man, sofern Geisteswerke king genannt werden, nur die abgeleitete und von Verweben oder Verknüpfen ganz ablenkende Bedeutung im Auge hat.

Der Verfasser beurkundet als Uebersetzer und Ausleger überall seinen Beruf zur Sache; die Kritik im Einzelnen bleibe aber Fachmännern in streng linguistischen Zeitschriften anheimgestellt. Bei dem vierzehnten Capitel allein möchten wir etwas verweilen, weil der Verfasser die von Julien bekämpfte Annahme Abel Remusat's, daß hier der hebräische Gottesname יהוה in der Form Ji-hi-wi vorkomme, mit neuen Gründen in Schutz nimmt. Es bleiben nämlich immer noch Gründe gegen die Wahrscheinlichkeit der Unterstellung. Angenommen, es seien wirklich flüchtige oder wanderlustige Israeliten bereits in oder selbst vor Lao-tse's Zeitalter nach China gekommen (wovon Geschichte und Sage nichts wissen) und der Philosoph hätte durch dieselben unmittelbar oder mittelbar erfahren, ihr Nationalgott heiße יהוה; angenommen ferner, er hätte sich von ihnen oder von einem durch sie belehrten anderen Chinesen — weiß machen lassen, besagter Gottesname bestehe aus drei bedeutsamen Worten, die unsichtbar, unhörbar und unkörperlich bedeuten: was konnte ihn, den zwar relativ freisinnigen, aber gewiß nicht über allen Nationalstolz erhabenen Mann des „Mittelreichs" dazu bestimmen, sein höchstes Urwesen in dem Nationalgotte Israels, mit dem es nicht einmal viel gemein hat, wiederzuerkennen? Warum auch begnügte er sich dann mit ganz vereinzelter Anspielung auf den hebräischen Namen? Richtig bemerkt Hr. v. Str., daß die von Lao-tse gebrauchten chinesischen Worte ji, hi und wi Eindrücke auf Gesicht, Gehör oder Gefühl nicht bezeichnen, aber von den sehr verschiedenen Bedeutungen des Ersten ist die Eine weit abliegend, entfernt; das Andere bezeichnet auch Undichtes und Nichtnahes, das Dritte Verborgenes, Geheimnißvolles. Alle drei Worte sind offenbar nur gewählt, um das Unfaßbare, Unbegreifliche überhaupt auszudrücken, wozu die Begriffe des Weitabliegenden und Verborgenen ganz gut hinleiten. Was dann folgt, soll nicht etwa heißen: ji, hi, wi bilden zusammen einen Namen, sondern: die drei (negativen) Eigenschaften der Unsichtbarkeit u. s. w. vereinigen sich in einem und demselben Wesen, d. h. in dem Tao.

Kleine literarische Revue.

— **Das italiänische Wörterbuch der Crusca.** Der zweite Band des Wörterbuchs der toscanischen Sprach-Akademie ist vollendet.*) Er umfaßt die Buchstaben B—Chiu, so daß der Umfang des Werkes sich nun auf zwölf Bände berechnen läßt. Der Druck des dritten Bandes hat begonnen und schreitet rüstig vorwärts. Wer die italiänische Sprache kennen lernen will, wie die Autoren in Toscana nicht allein, sondern auch in den übrigen Theilen der Halbinsel vom 13. Jahrhundert bis auf die Neuzeit sie mit Meisterschaft und Präcision gehandhabt haben, wendet sich an das Vocabular der Crusca, und findet in demselben eine immense Vorrathskammer und zugleich einen sichern Wegweiser. Die Autorität der Crusca ist keine angemaßte: sie ist der Reflex derjenigen, welche die classischen Autoren erworben haben.

— **Dramatische Neuigkeiten des Auslands.** (Aus italiänischen und englischen Blättern.)

In Florenz ist eine Gesellschaft „Società per l'Incremento del Teatro Comico in Italia" gegründet. An der Spitze derselben stehen Fürst Carlo Poniatowski, Luigi Alberti, Prof. Aleardo Aleardi, Prof. Angelo de Gubernatis, Paulo Fambri, Prof. Pietro Fanfani u. Andere. Die Gesellschaft begann ihre Thätigkeit damit, daß sie die Aufführung einer neuen vieraktigen Komödie, „La Coppa d'Oro" von Valentino Carrera, auf dem Teatro Niccolini veranlaßte. Die italiänischen Preisstücke, die bei der Concurrenz von 1871 gesiegt haben, sind zwei Lustspiele: „Ursachen und Meinungen", von Ferrari, und „die Eifersüchtigen", von Giuseppe Costelli.

„Nerone", dramatisches Gedicht von Signor Pietro Cossa, ist in Mailand „mit einstimmigem Enthusiasmus" aufgenommen.

„John Garth", von J. Brougham, aufgeführt in Wallack's Theater in New-York, wird von der amerikanischen Presse das beste Stück genannt, das jemals für ihre Bühne geschrieben worden sei.

In Athen ist eine neugriechische Uebersetzung von Schiller's „Räubern" zur Darstellung gekommen.

In England starb der dramatische Dichter Robertson.

*) Vocabulario degli Accademici della Crusca. Quinta impressione. Vol. II. Firenze 1866—1871. (875 S. hoch 4. oder kl. Fol.)

Von seinen Stücken, meist aufgeführt am Prince of Wales-Theatre, waren am erfolgreichsten „Caste" 1867 und „School" 1869, letzteres 381 mal gegeben.

— **O. Testut's „Internationale."** Von der im vorigen Jahre in Paris erschienenen Geschichte der Internationale von O. Testut, welche wir in unserer Zeitschrift bei unseren früheren Mittheilungen über das Wesen und die Elemente dieser Gesellschaft vielfach benutzten, erscheint jetzt eine vom Verfasser autorisirte vollständige deutsche Uebersetzung.*) Das Ganze wird aus 8 bis 10 Heften (à 5 Gr.) bestehen, von denen die beiden ersten uns vorliegen. Die Uebersetzung ist gerade nicht musterhaft, aber auch nicht schlecht. Der französische Verfasser hat sich, bei Behandlung der Geschichte der Pariser Commune, zwar von den seinen Landsleuten nun einmal zur Gewohnheit gewordenen Phrasen gegen die siegreichen Deutschen nicht freihalten können, aber er ist im Vergleiche mit anderen sogenannten Geschichtsschreibern des Kriegsjahres noch einer der Nüchternsten.

— **Bilder und Klänge.** Unter diesem Titel hat Marie Calm, welche sich durch ihre Thätigkeit auf dem Gebiete der Literatur über die Erziehungs- und Frauenfrage bereits einen geachteten Namen erworben hat, ein Bändchen gesammelter Gedichte erscheinen lassen**), dessen Erlös zum Besten der Hinterbliebenen unserer gefallenen Krieger bestimmt ist. Wir können nicht verhehlen, daß wir an literarische Erscheinungen in gebundener und ungebundener Rede, die zum Besten irgend eines patriotischen oder wohlthätigen Zweckes herausgegeben werden, stets mit einem gewissen Mißtrauen herantreten, weil unter diesem Schilde recht viele Dinge gedruckt und auf den Büchermarkt gebracht werden, die dem schützenden Dunkel des Schreibtisches nicht hätten entzogen werden sollen und ihr Dasein am besten im Papierkorbe beschlossen hätten, und weil wir uns auch auf literarischem Felde nicht mit dem Grundsatze befreunden können: Der Zweck heiligt (hier besser entschuldigt) die Mittel. Es versteht sich dabei von selbst, daß unser Mißtrauen oft ein ungerechtfertigtes ist und ebenso selbstverständlich ist es, daß wir bei solchen Gelegenheiten dies gern und freudig anerkennen und dem Werke, das uns eine so angenehme Ueberraschung bereitet, schnell und willig Abbitte leisten. Zu einer solchen und damit zu einer recht warmen Anerkennung sehen wir uns durch den Inhalt der vorliegenden Sammlung veranlaßt. Marie Calm enthüllt sich darin als ein recht echtes Dichtergemüth, dem alle Vorkommnisse des Lebens, an denen andere weniger begnadete Menschenkinder stumm und gleichgiltig vorübergehen, zu Bildern werden, die sie mit höherer Hand, in schönen Farben ausführt, zu Klängen, welche einfach und rührend, wie sie dem Herzen entklungen, auch wieder zu den Herzen der Leser dringen. Form und Inhalt der Gedichte decken sich überall und bilden ein schönes Ganzes, eine Sammlung, welche mit zu den lieblichsten Blüthen gehört, die unsere Poesie in neuerer Zeit hervorgebracht hat.

— **Heitere Stunden.** Unter diesem Titel hat Herr Ludwig Kalisch zwei Bändchen Novellen und Erzählungen erscheinen lassen.*) Titel und Verleger erregten in uns die Täuschung, als begegneten wir hier dem geistreichen Mitarbeiter des „Kladderadatsch", dem beliebten Possendichter Kalisch, hier auch einmal auf dem Felde der Erzählung; ein Blick auf den Inhalt der Sammlung belehrte uns jedoch über unsern Irrthum. Der Verfasser der „Heiteren Stunden", der seit längerer Zeit in Paris lebt, ist ein Namensvetter unseres Kalisch und das, was er in den vorliegenden Erzählungen und Novellen bietet, ist so grundverschieden von dem, was wir von jenem zu erwarten berechtigt gewesen wären, daß es ungerecht sein würde, an die zufällige Gleichheit des Namens Vergleichungen knüpfen zu wollen. Die Erzählungen sind ungleich, sowohl was den Inhalt, wie was die Darstellung anbetrifft. Einige sind hübsch erfunden und gut erzählt, andere sind unbedeutend, unwahrscheinlich und leiden an einem forcirten Humor. Der Verfasser verwahrt sich auch in seinem Vorwort ausdrücklich dagegen, daß der Titel der Sammlung die Stimmung andeuten solle, in welcher diese „Hervorbringungen" entstanden, sondern die sie hervorbringen möchten; sie wollen dem Leser einige heitere Stunden bereiten. Wir wünschen, daß dieser Zweck erreicht werde, können aber wahrheitsgemäß nicht berichten, daß wir die gleiche Wirkung an uns selbst verspürt hätten.

*) Die Internationale. Ihr Wesen und ihre Bestrebungen. Von Oscar Testut. Lfg. I. und II. Leipzig, Paul Frohberg.

**) Cassel, Verlag von A. Freyschmidt.

*) Berlin, A. Hofmann u. Co.

Literarischer Sprechsaal.

Die neueste Nummer (15) der „Besondern (wissenschaftlichen) Beilage" des „Deutschen Reichs- und Preußischen Staatsanzeigers" erweist unserer Zeitschrift die Ehre, einen längern Artikel mit der Ueberschrift „Das Magazin für die Literatur des Auslandes" zu bringen, worin, nach den Akten der früheren „Allg. Preußischen Staatszeitung", eine Geschichte der Gründung und der Weiterführung unserer Zeitschrift geliefert wird, welche in den ersten eilf Jahren ihres nunmehr vierzigjährigen Bestehens ein besonderes Beiblatt der Preußischen Staatszeitung gewesen ist. Wir sind uns stets bewußt geblieben, welche Verpflichtungen wir den hochgebildeten humanen Männern haben, die in den Jahren 1828 bis 1838 an der Spitze des königlichen Auswärtigen Amtes und insbesondere des Curatoriums der „Preußischen Staatszeitung" standen. Wir haben auf den Geist dieser Männer, auch nachdem unsere Zeitschrift von der amtlichen Verwaltung der Zeitung im J. 1843 getrennt und in Privatverlag übergegangen war, als auf ein erhabenes Vorbild, stets geblickt, denn dieser Geist, es war der der großen Zeit Preußens und seiner Regeneration in der Stein-Hardenberg'schen Periode. Wir preisen uns glücklich, daß diese Zeit und ihr nationaler deutscher Geist wiedergekehrt sind und daß wir es noch erlebt haben, unsere schwachen Bestrebungen nach dieser Richtung aus amtlicher Feder anerkannt zu sehen.

Eine wahrhaft erfreuliche Erscheinung in der periodischen Presse Frankreichs bilden die in neuerer Zeit wieder erstandenen, von den Herren Eug. Yung und Em. Alglave herausgegebenen Wochenschriften: „Revue politique et littéraire" und „Revue scientifique de la France et de l'Étranger."**) Das reiche Inhalts-

**) Paris, Germer Ballière. Das Jahres-Abonnement beider Zeitschriften zusammen beträgt in Paris 36 Frcs., für eine derselben allein 20 Frcs.; der Zuschlag für das Ausland resp. 14 und 10 Frcs.)

Verzeichniß der uns vorliegenden ersten Hefte des neuen Quartales beider Zeitschriften bezeugt allein schon, daß wir es hier nicht mit einem der zahlreichen, national beschränkten, engherzigen, aber dafür um so schönrednerischeren Organe der französischen Presse zu thun haben. Namentlich die Revue scientifique ist reich an Berichten über die Thätigkeit des wissenschaftlichen Deutschland. Die vorliegenden Hefte enthalten längere Artikel über die Einrichtungen der preußischen Feldlazarethe, Militair-Hospitäler und Sanitäts-Detachements, von Prof. Leon Le Fort; über den letzten deutschen Congreß der Naturforscher und Aerzte in Rostock, wobei speciell, nachdem früher bereits der bekannte Vortrag des Prof. Virchow vollständig übersetzt worden, der des Professor Möbius in Kiel über die im Jahre 1871 vorgenommenen, wissenschaftlichen Forschungen an den Küsten der Ostsee mitgetheilt wird; ferner über die spektroskopischen Beobachtungen der Rotation der Sonne durch die Professoren Zöllner und Vogel in Leipzig, und endlich über das „Geologische Institut" in Wien. Die Artikel über wissenschaftliche Vorträge und Verhandlungen in Frankreich und England, obwohl ebenso interessant, sind doch nicht so zahlreich in diesen beiden Heften, als die über Deutschland.

Nicht minder reichhaltig sind die beiden Hefte der Revue politique et littéraire, die allerdings in größerem Maaße Frankreich, als dem Auslande gewidmet, jedoch gänzlich frei von jenem anti-deutschen Aberwitz sind, der einen großen Theil der heutigen französischen Presse so ungenießbar, ja so verächtlich in den Augen des gebildeten Auslands macht. Die Revue ertheilt in dieser Beziehung ihren landsmännischen Kollegen in der Presse, besonders den Journalen „nach dem Ebenbild des Figaro" eine ernste, warnende Lection, welcher zum Besten Frankreichs zu wünschen wäre, daß sie nicht eine in der Wüste verhallende Stimme sei.*)

Herr Prof. J. Frohschammer in München, der in einem Artikel der „Allg. Ztg." vom 8. April, einem Apostel der Darwin'schen Lehre gegenüber, die deutsche Philosophie gegen die Anschuldigung vertheidigt, daß sie die wichtigsten Thatsachen auf dem Gebiete der Paläontologie, der vergleichenden Anatomie, der Zoologie, Embryologie und ganz besonders der Zoo-Geographie nicht zu würdigen verstehe — wogegen allerdings sehr gewichtvolle Zeugnisse, wie die Arbeiten von Frohschammer selbst, von Bastian u. A. sich geltend machen lassen — sagt am Schlusse seiner Betrachtungen Folgendes über den gerade jetzt im Auslande — das Vaterland Darwin's nicht ausgenommen — allgemein anerkannten, hohen Werth der deutschen Philosophie:

„Es giebt unter den Gebildeten Deutschlands wohl nur wenige, die von der deutschen Philosophie nicht wenigstens dies bereits wüßten, daß sie schwer verständlich sei. Ein besonderes Bedürfniß, hierauf immer wieder zurückzukommen, besteht kaum. Nicht bloß Fichte's und Hegel's Werke sind dunkel und schwerverständlich, auch der gedankenscharfe Kant ist es durch ungelenke Sprache, und der sprachgewandte Schelling durch unklare Gedanken, um nur diese zu erwähnen. Sie fordern anstrengendes Studium und abstractes Denken — was beides nicht nach dem Geschmacke des illustrationgewöhnten, bilderschauenden Lesepublikums ist. Trotzdem hat die deutsche Philosophie sich bei allen Culturvölkern bereits Beachtung und Anerkennung errungen, und wirkt bildend und befreiend unter denselben. So hat in Belgien und in Spanien die Philosophie Krause's sich eingebürgert; in Italien, insbesondere in Neapel, widmet man der Hegel'schen Philosophie seit Jahren eifriges Studium; in Frankreich hat noch kurz vor dem Kriege die Akademie einen Preis ausgeschrieben für die beste Darstellung und Würdigung der Kant'schen Philosophie. In England werden Kant, Hegel und Schelling allenthalben bei philosophischen Untersuchungen berücksichtigt. Endlich selbst in Nordamerika findet diese dunkle deutsche Philosophie in neuester Zeit große Beachtung. Es ward eine Zeitschrift für speculative Philosophie gegründet (und zwar von Amerikanern, nicht von Deutschen), und wurden gerade die schwierigsten Werke, z. B. Fichte's Wissenschaftslehre, in das Englische übersetzt. Es scheint, daß in dieser so praktischen Nation das Bedürfniß entstanden ist, dem realistischen Treiben ein ideales Gegengewicht zu geben, und daß gerade Fichte's kühne Abstractionen, und sein titanisches Streben, Alles unter die Macht des Gedankens zu beugen, am meisten imponirten. Es scheint also doch, daß unter der unklaren, schwer verständlichen Form der deutschen Philosophie ein Gehalt verborgen sei, der die Geister so verschiedener Völker anzieht und zu großer Anstrengung treibt, sich desselben zu bemächtigen, und angesichts dieser Thatsache hätte die impertinente Alternative eines englischen Zeitungs-Correspondenten füglich der verdienten Vergessenheit überlassen bleiben können."

Vor vier Jahren hat eine vom britischen Parlament niedergesetzte „Commission des Schulwesens" über das Unterrichtswesen in Europa und Nordamerika Bericht erstattet. Drei Jahre hatte man Stoff gesammelt, der in zwanzig großen Bänden dem Parlamente gedruckt vorgelegt wurde. Fachmänner wurden entsendet. Am Erfreulichsten waren die Resultate in Berlin und Hohenzollern. Nur einzelne Kreise in Altbaiern stehen hinter den anderen deutschen Ländern bedeutend zurück. In Oesterreich-Ungarn drängt sich uns die Thatsache auf, daß die Schulbildung in dem vorwiegend deutschen Cisleithanien verbreitet ist, und zwar in den zum ehemaligen deutschen Bunde gehörigen Ländern. Nehmen wir die Armee zum Maßstabe, so ergiebt sich, daß von den 1865 und 1866 eingestellten Rekruten des Schreibens kundig waren:

In Niederösterreich	83½	Procent
„ Böhmen	60½	„
„ Mähren	45¼	„
„ Schlesien	69½	„
„ Tirol	36¼	„
„ Ungarn	25¼	„
„ Croatien	13	„
„ Siebenbürgen	8¼	„
„ Galizien	4½	„
„ Krain	3¼	„
„ Dalmatien	1½	„

Selbst Tirol übertrifft noch die östlichen Länder Oesterreich-Ungarns mit ihrer vorwiegend slavischen, magyarischen und walachischen Bevölkerung.

---

*) Auch die nach Wiederherstellung des inneren und äußeren Friedens wieder erstandene „Revue critique d'histoire et de littérature" (Paris, A. Frank) schreitet auf der alten Bahn gründlicher Erudition und vorurtheilsfreier Kritik vor, wenn auch einige Artikel (wie z. B. der von Reuß über die Straßburger Bibliothek) nicht ganz frei von Phrasenthum und nationaler Eitelkeit sind.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 6, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 27. April 1872. [Nº. 17.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Deutsche Zeit- und Streitfragen.*)

Heinrich Lang: Das Leben Jesu und die Kirche der Zukunft.

„Die Gründung des deutschen Reichs fordert von den Staatswissenschaften und der Darstellung der Zeitgeschichte, daß sie, eine Annäherung an die Volksmassen suchend, zu einem gründlicheren Verständniß der Gegenwart und zur tieferen Bildung eines gesunden politischen Urtheils mehr beitragen, als bisher geschehen ist."

Mit diesen Worten reiht der unermüdliche Franz v. Holtzendorff ein neues Unternehmen literarischer Gesammtarbeit der nicht geringen Zahl ähnlicher von ihm mit Erfolg in's Leben gerufener und für das Leben bestimmter Sammelwerke an. Die „Deutschen Zeit- und Streitfragen" stellen sich die fruchtbare, aber schwierige Aufgabe, die Kenntniß und Beurtheilung der die Gegenwart bewegenden Zeitfragen durch Flugschriften von den berufensten Männern der Wissenschaft zu verallgemeinern und dadurch die praktische Lösung dieser Fragen zu befördern. Als das hauptsächlichste Wirkungsfeld für die in Jahrgängen von je 16 Heften erscheinende Sammlung, zu der eine stattliche Reihe namhafter Schriftsteller und Gelehrten ihre Mitwirkung zugesichert haben, bezeichnet der Herausgeber die Streitfragen der Schule und des Unterrichtswesens, der Arbeiterbewegung, der Kirche, der inneren und auswärtigen Politik.

Wenn irgendwo, so ist auf den Gebieten der Kirche und der Schule für uns Deutsche die ernsteste Gesammtarbeit des ganzen Volkes nöthig, um die Organisation und die Leistungen dieser wichtigsten Institute unserer Geistesbildung mit den Anforderungen und Bedürfnissen der Gegenwart in Uebereinstimmung zu bringen. Wir werden uns auf der Höhe, auf welche die kriegerischen und die staatsmännischen Erfolge der letzten Jahre, die Ergebnisse tief einschneidender Umgestaltung unserer militärischen und unserer politischen Verfassung, die deutsche Nation erhoben haben, nur dann behaupten, wenn wir mit gleichem Nachdruck die Quellen unserer sittlichen und geistigen Bildung vertiefen, erweitern und durch Wegräumung von Schutt und Trümmerwerk, das sie umlagert und hemmt, zu freierer und fruchtbarerer Wirksamkeit befähigen.

Auf keinem Gebiete ist der Irrthum, als sei es verdienstlich oder überhaupt nur möglich, den Forderungen des Lebens und der Gegenwart zu widerstehen, verbreiteter, als in Bezug auf die Kirche, auf die Fragen des Glaubens und der Religion. Als der Vorläufer der Unfehlbarkeits-Erklärung, der Syllabus des römischen Papstes, mit äußerster Offenheit allen Fortschritten unserer wissenschaftlichen, sozialen und politischen Entwickelung im Namen der Religion das Anathem entgegenschleuderte, hat man auf protestantischer Seite, bei aller Entrüstung über so unerhörte Anmaßung, gleichzeitig doch etwas pharisäische Genugthuung darüber empfunden, daß dergleichen bei uns unmöglich sei. Seitdem haben Akte protestantischer geistlicher Behörden zu unserer Beschämung dargethan, daß die Unduldsamkeit und die Verschließung gegen wissenschaftliche Erkenntniß auch heutigentages kein Monopol des römischen Pfaffenthums ist. Die Formeln, in denen vor drei Jahrhunderten das religiöse Bewußtsein der Reformatoren und ihres Zeitalters niedergelegt worden ist, ja ein vor anderthalb Jahrtausenden entstandenes Bekenntniß, diese Denkmäler einer fortschreitenden Entwickelung der christlichen Theologie: sie werden als schlechthin bindende Normen für den Glauben und das religiöse Empfinden der Gegenwart hingestellt; es wird an diejenigen, welche einer so mechanischen, dem Gewissen und der Wahrheitsliebe widerstrebenden Auffassung sich nicht fügen wollen, die Forderung gerichtet, aus der Kirche auszuscheiden; in Zeugnissen auffallendster Unwissenheit und Unduldsamkeit bekundet ein großer Theil der evangelischen Geistlichkeit unseres Landes den tiefen Gegensatz, der ihn von den Ueberzeugungen und der Bildungsstufe der weitaus überwiegenden Mehrzahl unserer protestantischen Bevölkerung trennt. Was würde aus unserer staatlichen, was aus unserer wissenschaftlichen Entwickelung geworden sein, wenn in der Politik oder in der Wissenschaft eine ähnliche Entfremdung gegen die Forderungen des Lebens Jahrhunderte lang das Wort geführt und den Ausschlag gegeben hätte? Und da wundert man sich, da klagt man den unkirchlichen, den ungläubigen Sinn der modernen Zeit an, wenn unser Volk, in der Politik und im sozialen Leben mehr und mehr an den frischen Zug volksthümlicher Bewegung gewöhnt, sich in der dumpfen qualmigen Luft unserer Pastoren-Kirchen immer weniger heimisch fühlt und kirchlichen Dingen eine immer größere Gleichgiltigkeit entgegenstellt!

Nicht als ob diese Gleichgiltigkeit zu loben wäre. Auch wir, die sie lediglich als ein Erzeugniß der ungesunden Hochkirchlichkeit ansehen, beklagen ihr Vorhandensein und erblicken in ihrem Umsichgreifen eine ernste Gefahr für unser Volksleben. Kein Glied des gewaltigen Organismus, zu welchem die Nation ihr Dasein gestaltet, kann ohne Schädigung des Ganzen verdorren. Schwände dem religiösen Leben unseres aus tiefstem Herzensbedürfniß religiös angelegten und begabten Volkes das Gedeihen, so würde ein Schade am innersten Marke unserer nationalen Existenz vorliegen, für den die höchste politische Machtstellung keinen hinreichenden Ersatz zu bieten vermöchte.

Die weitverbreitete Gleichgiltigkeit gegen religiöse Dinge ist

*) Berlin, C. G. Lüderitz, 1872.

indessen bei uns überwiegend äußerlicher Art. Sie würde bei einer unserm Bedürfniß entsprechenden kirchlichen Verfassung einem herzlichen und für alle Theile erquicklichen Verhältniß weichen. Sie ist schon jetzt im Weichen begriffen, da unser Volk einzusehen anfängt, daß es sich in der kirchlichen Frage um mehr als um bloße dogmatische Spitzfindigkeiten handelt. Sollen wir Deutsche, das Volk der Reformation, darum hundert Jahre lang die Niobe der europäischen Völker gewesen, Jahrhunderte lang wegen der kirchlichen Dinge in unserem gesammten Werdegange gehemmt worden sein, um nunmehr, am Ziele dieser schweren Entwickelung glücklich angelangt, uns von römischer Hierarchie und lutherischer Orthodoxie am Gängelbande leiten zu lassen?

So ist denn in den Augen Vieler dies Verhältniß unseres Volkes zur Kirche und den kirchlichen Bekenntnissen eine Zeit- und Streitfrage ersten Ranges und von schwerwiegendster Bedeutung. Indem Prof. v. Holtzendorff sein neues Unternehmen durch die Untersuchung einer grundlegenden Glaubensfrage eröffnet, beweist er auf's neue den kundigen Blick und das richtige Verständniß, mit denen er für die Anforderungen einer gesunden nationalen Bildung ausgerüstet ist.

Der Mann, der in dem ersten Hefte der „Deutschen Zeit- und Streitfragen" nichts Geringeres, als das Leben Jesu und die Kirche der Zukunft zum Gegenstande seiner Betrachtung gewählt hat, ist ein Theologe, dessen Wirken als Geistlicher und als Schriftsteller weit über die Gränzen seiner schweizerischen Adoptivheimat hinaus in die kirchliche Bewegung unserer Zeit eingegriffen hat und der gegenwärtig zu den thatkräftigsten Trägern und Vertretern der kirchlich liberalen Richtung zählt. Herr Dr. Heinrich Lang hat sich, als Herausgeber der „Zeitstimmen" und als Verfasser des vor Jahresfrist erschienenen Charakterbildes von Martin Luther, als ein streitbarer und für polemische und kritische Fehden wohlgerüsteter Autor bewährt; er hat aber auch durch seine christliche Dogmatik und seine Stunden der Andacht das Vorurtheil gründlich widerlegt, als ermangele der kirchliche Liberalismus der positiven Stellung und der Fähigkeit, das religiöse Gemüth zu befriedigen.

Beide Richtungen seiner Begabung kommen in dem schönen Aufsatz, der uns vorliegt, zum Ausdruck. Auf nicht ganz 60 Seiten giebt der Verfasser zunächst eine ungemein anziehende Darstellung der Ergebnisse, welche die theologische Forschung in den letzten dreißig Jahren für die Erkenntniß des Urchristenthums und der Entstehung der neutestamentlichen Schriften zu Tage gefördert hat. Wie Wenige unter den Nichttheologen, und wir müssen leider hinzufügen: wie wenige Geistliche, haben aus eigenem Wissen eine Kenntniß von den grundlegenden Untersuchungen, durch welche der Tübinger Baur und die nach ihm genannte Schule über den Ursprung und den Inhalt der Evangelien, der Apostelgeschichte, selbst der geheimnißvollen, als Buch mit sieben Siegeln verrufenen Offenbarung in stetig wachsendem Grade Licht verbreitet haben. Indem sie an die Stelle einer längst als unhaltbar erkannten Inspirations-Theorie die allgemein giltigen Gesetze wissenschaftlicher Forschung auf die heilige Schrift anwendeten, haben Baur und seine Schüler den Weg betreten, der bei besonnenem und unverzagtem Vorgehen eine Erneuerung der christlichen Dogmatik in Aussicht stellt. Vor ihrem eindringenden Suchen nach Wahrheit zerfließt der Nimbus, der die ersten Jahrhunderte des Christenthums als das Ideal christlichen Glaubenslebens darstellt, und es zeigen sich unter den Verwischungen und Vermittelungen der späteren Zeit die unverkennbaren Spuren der schweren Kämpfe, denen die christliche Lehre gleich in den ersten Anfängen ihres Wirkens und ihrer Ausbreitung bei ihren Bekennern selbst unterworfen gewesen ist. Je mehr unser Blick sich schärft, desto unwiderleglicher nehmen wir in den neutestamentlichen Schriften die Einwirkungen des tiefgehenden Gegensatzes wahr, der die Judenchristen von der paulinischen Erweiterung des Evangeliums schied; wir erkennen, wie dieser Gegensatz auch in den Quellen, auf die wir bei der Betrachtung des Lebens Jesu selbst angewiesen sind, zum Ausdruck gelangt ist und zu tendenziösen Darstellungen geführt hat. Auch wer die Schriften Baur's, Zeller's, Schotten's u. A. kennt, wird die lichtvolle Zusammenstellung ihrer für die gesammte historische und dogmatische Entwickelung des Christenthums unvergleichlich wichtigen Entdeckungen, wie der erste Theil des Lang'schen Aufsatzes sie giebt, mit voller Befriedigung lesen.

Auf dieser kritischen Grundlage wendet sich Lang nun zur Betrachtung des Lebens Jesu. Von den Zügen ausgehend, die auch vor der schärfsten historischen Forschung bestehen bleiben, zeigt er, daß das Wenige, was wir von diesem Leben wissen, genug ist, um demselben seine alles Andere überragende weltgeschichtliche und religiöse Bedeutung zu sichern. Kaum bedarf es noch einer ausdrücklichen Erwähnung, daß auch auf dies Leben, auf die Zeichnung des Charakterbildes Jesu die Gesetze menschlicher Entwickelung und menschlichen Erkennens angewendet werden. Nur in den schärfsten Umrissen giebt der Verfasser auch hier die Resultate der umfassenden wissenschaftlichen Arbeiten wieder, welche diesem Gebiete in neuester Zeit mit Aufbietung edelster Kräfte zugewendet worden sind. Desto eingehender behandelt Lang die Frage, welche Bedeutung diese von der Wissenschaft entdeckte Urgeschichte des Christenthums und dies Leben Jesu für die Gegenwart besitzt. Diese Bedeutung beruht zunächst darin, daß die Wissenschaft uns gelehrt hat, die Wunder des Neuen Testaments aus ihrem natürlichen Boden heraus zu verstehen. Sie befreit uns davon, in diesen Erzählungen, welche ein öder Buchstabenglaube dem wahrheitsliebenden Gewissen als unerläßliche Bestandtheile des Christenthums aufzuzwingen bemüht ist, historische Vorgänge zu erblicken und uns mit natürlichen oder übernatürlichen Erklärungen derselben abzuquälen. Ja, man darf es endlich aussprechen, das Wort, das noch heute Viele entsetzt, aber das unzweifelhaft noch Mehrere befreit und mit dem religiösen Gehalte des christlichen Glaubens aussöhnt: die Wissenschaft hat der christlichen Welt ein Christenthum ohne Wunder gegeben. Dafür aber hat sie ihr die Möglichkeit gewährt, das ursprüngliche Christenthum Jesu Christi selber wieder zu erkennen.

„Die Kirche ist heute", sagt Lang am Schlusse seiner trefflichen Abhandlung, die wir Jedem, dem es um die Besserung unserer kirchlichen Zustände Ernst ist, auf das angelegentlichste empfehlen, „die Kirche ist wie Hagar in der Wüste, da sie nach langem Suchen und nahe am Verschmachten das ferne Rauschen einer Quelle vernahm. In dem Augenblick, da die beiden großen geschichtlichen Kirchen dem Anprall einer neuen Bildung nicht mehr Widerstand leisten können und in voller Auflösung begriffen sind mit all' der schmerzlichen Verwirrung, die solche Auflösungen im Gefolge haben, vernimmt unser Geschlecht das Anrauschen der ursprünglichen, lange verdeckten Quellen, und der gute Engel spricht: hier labet und verjünget euch ... Mit einem neuen Angesicht tritt das Urkundenbuch des Christenthums vor eine Zeit, die eben daran war, das alte zu verwerfen, weil es ihr unverständlich geworden war. Die alten Perlen liegen alle noch da, aber von einer Seite betrachtet, von welcher die frühere Zeit sie nicht gesehen hatte, zeigen sie neue Schönheiten und erwecken neuen Reiz ... Die protestantische Kirche, welche die von der

Wissenschaft errungenen Einsichten in sich aufnimmt, wird für immer befreit sein von dem Häßlichsten, das ihr anhing, von der Buchstaben-Knechtschaft und dem Zwang der Gewissen. Wenn die Kirche sich überzeugt, daß sie selbst mit dem Kostbarsten, was sie hat, mit ihrem Neuen Testament, ein Erzeugniß des lebensvollen Kampfes verschiedener Richtungen ist, wenn sie sieht, wie die vermeinte Einheit der apostolischen Zeit sich in die reichste Mannigfaltigkeit der Geister auflöst, wenn sie beobachtet, mit welcher Freiheit von der Ueberlieferung diese Schriftsteller des Neuen Testamentes gearbeitet, wie sie den überlieferten Stoff nach ihren Einsichten und Erfahrungen umgeschmolzen oder neue Stoffe geschaffen haben, dann wird sie in der Mannigfaltigkeit religiöser Richtungen und Bestrebungen kein Unglück mehr beklagen, sondern die einzige Bedingung der rechten Einheit sehen."

P. D. Fischer.

Zur Kritik der Philosophie des Unbewußten.

Die Popularität der Philosophie des Unbewußten ist noch immer im Wachsen. Man täuscht sich indessen, wenn man glaubt, es sei das philosophische Interesse, welches das Publikum zur Lectüre dieses Buches veranlaßt. Das war nicht einmal bei Schopenhauer's erstem Bekanntwerden der Fall, dessen innersten, werthvollen Kern man erst jetzt langsam herauszuschälen beginnt.

Herr von Hartmann kommt zwei Lieblingsneigungen des Tages entgegen, der Liebhaberei für naturwissenschaftliche Untersuchungen und dem Gefallen an pessimistischen Meditationen. Einige starke Geister mögen auch an der Lehre von den „Illusionen" Geschmack finden und mit dieser Doctrin ausgerüstet, sich für berufen glauben, mit souveräner Verachtung auf alle bisherigen positiven Begriffe herabzusehen, als sei die Weltgeschichte für sie eigentlich schon zu Ende. Daß endlich die pikanten Auseinandersetzungen über das Wesen der geschlechtlichen Liebe dem Hartmann'schen Buche nicht den geringsten Theil seiner Leser gewonnen haben, wird Jeder zugeben, der den Menschen nur einigermaßen kennt, als welcher dies mysterium magnum nun einmal nicht satt bekommen kann. Die Philosophie selber indessen fragt nach allen diesen Vorzügen nichts; dieser Egoistin kommt es einzig darauf an, ob neue Resultate gefunden und der Schatz ihres Wissens bereichert ist, nicht aber ob irgend etwas, das sie längst besaß und wußte, in eine ansprechende Form gebracht und durch angenehme Beispiele illustrirt worden. Unseres Erachtens nun, hat das sogenannte System des Herrn von Hartmann nur insofern Werth, als es eine Ausführung Schopenhauer'scher Gedanken ist; es verliert sich aber überall, wo es diese mit Schelling'schen oder Hegel'schen Theorieen verquicken will, in's Bodenlose. Es ist gewiß die Aufgabe der modernen Speculation, zwischen den beiden Polen Schopenhauer und Hegel den Indifferenzpunkt zu finden, die Philosophie des Unbewußten jedoch löst diese Aufgabe nicht, sondern tritt ihr höchstens um einige Schritte näher. In Anbetracht dessen ist leicht ersichtlich, daß zu einer Kritik Hartmann's es keineswegs nöthig ist, sich auf einen höheren Standpunkt zu stellen und über ihn hinaus zu gehen, sondern daß es genügt, wenn man ihn mit denselben Argumenten bekämpft, die einst Schopenhauer gegen Hegel geltend machte. Nachdem bisher dies nicht versucht worden, hat endlich Herr Dr. Julius Bahnsen, ein begeisterter Verehrer Schopenhauer's, und bereits durch seine Beiträge zur „Charakterologie" rühmlichst bekannt, es unternommen, den Standpunkt seines Meisters gegen die Hartmann'schen Neuerungen zu wahren, und zwar in einer Broschüre, betitelt: „Zur Philosophie der Geschichte".*)

Auch Herr Bahnsen macht dem „Kaliban" Hegel einige Concessionen. „Aber Hartmann", schreibt er, „verhorrescirt an Hegel das Dialektische, ich das Logische, und zwar dergestalt, daß nur der reale Weltproceß durch und durch dialektischer Natur zu sein scheint, während das Logische seinen Bereich nur innerhalb des (psychologisch-) subjectiven Denkens behält, wogegen Hartmann dem Weltproceß einen von Grund aus logischen Charakter vindiciren möchte und die dialektische Bewegung höchstens für die völlig objectitätslosen, eigentlich fieberphantasieartigen, einer gänzlich uncontrolirten, von der intuitiven Grundlage der Anschauungswelt radical losgerissenen Abstraction discursiven Denkens gelten lassen will." Mit anderen Worten also, Bahnsen findet, daß die berühmten Hegel'schen Sätze von der Identität der Gegensätze, von dem einem jeden Begriff anhaftenden Widerspruche nicht dem logischen Denken anzueignen, sondern die Grundlage alles Wirklichen seien, daß meinetwegen die sexuelle Liebe z. B. den größtmöglichsten Gegensatz zwischen Befriedigung des Egoismus und schrankenloser Hingebung einschließe, daß in dieser Aneinanderkettung von Gegensätzen das Elend des Lebens und aber auch seine Möglichkeit beruhe. Er spitzt diese seine Anschauung dahin zu, daß er sagt: „So gipfelt die Realdialektik in dem Aufdrängen des Satzes, daß das logisch Unmögliche zugleich das dialektisch factisch Mögliche und das logisch nicht bloß Mögliche, sondern Nothwendige (das vom Zwange des logischen Denkens postulirte Widerspruchslose) für den factischen Bestand des dialektisch Wirklichen ein Unmögliches ist, d. h. daß die (ideal abstrahirte) Idee sich ewig nicht realisiren kann."

So überbietet denn Bahnsen selbst den Pessimismus seines Lehrers. Von Schopenhauer's „Verneinung des Willens zum Leben" will er nichts wissen. Die Idee realisirt sich niemals, d. h. es giebt keine völlige Erlösung aus den Widersprüchen des Daseins, das höchste sittliche Ideal, welches in ihrer Vernichtung liege, kann nun und niemals verwirklicht werden. Er muß es uns deshalb gestatten, daß wir seine Weltanschauung, wenn nicht unsittlich, so doch jedenfalls unethisch finden und ihr die Schopenhauer's selbst bei Weitem vorziehen. So konnte denn auch der Kritiker die größte Schwäche Hartmann's, den Mangel aller wahren Ethik, nicht genügend aufdecken, da er an demselben Fehler leidet. Die Philosophie des Unbewußten kennt zwar eine schließliche Erlösung, aber von dieser hat der Einzelne nichts. Sie giebt zwar zu, daß es ein höchstes Ideal giebt und daß dieses sich verwirklichen wird, jedoch wird es dies thun kraft der logischen Natur des Weltprocesses — ob der Einzelne ein Christus oder Barrabas ist, bleibt ganz ohne Belang, denn wenn die Zeit erfüllt ist, sinken die Atome Beider in's selige Nichts zurück. Bahnsen umgekehrt läßt allerdings der Individualität ihr Recht, er bekennt sich offen zum Pluralismus, aber da das Individuum doch nun und nimmer dem Banne der Realdialektik entfliehen kann, so muß alle Ethik zuletzt auf Egoismus hinauslaufen: es gilt, den Jammer des Lebens zu vermindern und ist dann nur zu untersuchen, ob dies durch das sogenannte Laster oder die sogenannte Tugend besser gehen wird. Die Ethik ist die höchste Blüthe des philosophischen Denkens und findet nur in einem consequenten Systeme ihre Stelle. Hartmann sowohl, wie Bahnsen, haben Hegel und Schopenhauer amalgamiren wollen, dies aber nur unorganisch, nicht organisch zu Stande gebracht.

*) Berlin, Carl Duncker, 1872.





Sie besitzen deshalb keine wirkliche Ethik, sondern suchen über dieses wichtigste Capitel mit Phrasen fortzukommen, während Schopenhauer sowohl wie Hegel ein ethisches Princip aufstellen konnte, wenn auch von einem geradezu entgegengesetzten Standpunkte aus. Gerade in unsern Tagen ist es die rühmliche Aufgabe der Philosophie, „auf inductivem Wege zu speculativen Resultaten" zu gelangen, die Ansprüche des menschlichen Herzens und Gewissens gegenüber den inductiven Wissenschaften und womöglich durch dieselben zu rechtfertigen. Es hat allerdings den Anschein, als wenn eine Weltbetrachtung à la Darwin, als wenn eine Kenntniß der Geschichte, der allmählichen Entwicklung des civilisirten Lebens aus wilden Zuständen der Ethik jedes Fundament entzöge. Denn es leidet keinen Zweifel, daß die ethischen Begriffe der menschlichen Species nicht angeboren sind, sondern allmählich aus den geringsten Anfängen sich herausgearbeitet haben, so daß dann zu ihrer Begründung nichts als der roheste Utilitarismus übrig bliebe.

Wenn sich Alles in der Zeit realisirt, kann auch das ethische Ideal nicht anders thun. Es giebt einen Fortschritt in der Geschichte, und dieser wird nicht damit aus dem Wege geschafft, daß man auf die gleichzeitig bestehenden Residua früherer Perioden hinweist. Was heißt es denn überhaupt, daß der Weltproceß logisch ist? Es ist eine sehr oberflächliche Idee, von ihm deshalb zu fordern, daß er widerspruchslos sei. Im urewigen Weltennebel steckte doch wohl die Individualität noch nicht, wie wir sie jetzt auf unserer Erde finden? Wenn also Bahnsen sich zum Verfechter des Individualitäts-Principes aufwirft, so kann er nicht den logischen Weltproceß bei Seite schieben, denn die Individualität ist ein Resultat desselben. Der Weltproceß ist allerdings ein Kreis, aber ein unendlicher. Der Kreis ist zwar ohne Ende, was seine Peripherie anbelangt und so ist auch der Weltproceß ewig und endlos, aber auch nur in diesem Sinne. Denn im Mittelpunkte hat der Kreis trotzdem ein Ziel, einen Zweck, einen Abschluß. Ein unendlicher Kreis aber hat auch zahllose Mittelpunkte: das sind die Individuen. Die höchstentwickelten Individuen sind der Abschluß des Weltprocesses — hat der Mensch bereits diese Stufe erreicht, was möglich ist, aber auch ebenso gut nicht der Fall zu sein braucht, dann haben wir nicht weiter über Weltende und Weltgericht zu speculiren, in seinem Herzen, in seinem Gewissen gehen sie vor sich.

Mit Recht macht sich Herr Bahnsen über das von Hartmann beliebte Weltende lustig, wo, nachdem durch Majoritätsbeschluß den Erdenbewohnern die Verneinung des Willens zum Leben decretirt ist, dann plötzlich Sonne, Mond und Sterne gleich Lampen, denen das Oel ausgeht, erlöschen, die Erde sich auflöst, wie ein Rauch, und Idee und Wille nicht einmal, wie jene beiden Löwen, beim gegenseitigen Auffressen, wenigstens die Schwänze von einander übrig lassen. Die Weltgeschichte ist auch für Hartmann die Steigerung des Selbstbewußtseins; das hat er von Hegel gelernt. Das Individuum ist es, welches zuletzt befiehlt: „Von nun an soll nichts mehr existiren" — so gleicht denn dieses Individuum einem Manne, der, nachdem er seine Mittagsmahlzeit verzehrt, sich daran macht, auch sich selber herunterzuschlingen. Die Zeit soll ideal sein, trotzdem geht das All-Eine Unbewußte in einem ganz bestimmten Zeitmomente zu Grunde, denn auf irgend einer Ziffer muß der Zeiger der Uhren doch wohl stehen, wenn die beaux restes der greisen Menschheit den Weltuntergang decretiren. Aber nicht nur ein Weltende kennt Herr von Hartmann, für ihn giebt es auch einen Weltanfang. Mit diesen beiden Absurditäten glaubt er Hegel verbessert zu haben. Wie indessen das All-Eine darauf kam, sich plötzlich in die Vielheit zu zersplittern, welches Fatum Wille und Idee auf den unseligen Gedanken brachte, sich in einander zu verlieben, wo dann die Idee es mit dem Willen macht, wie jener höllische Incubus mit dem Pagen zu Wien — eine Geschichte, die der geneigte Leser in Franzisci „höllischem Proteus" pag. 856 oder in Wolfgang Menzels deutscher Literaturgeschichte II, 155 nachschlagen mag — darüber hüllt sich der Philosoph des Unbewußten in ein vornehmes Schweigen, für welches er natürlich die verschiedensten Gründe anzuführen weiß. Dieser Weltanfang bringt dann noch ein weiteres logisches Monstrum zu Wege, nämlich einen absoluten Anfang der Zeit. Entweder ist die Zeit ideal oder real; sie ist entweder überhaupt nicht oder sie war immer. Von einer Zeit zu sprechen, in der es keine Zeit gab, erinnert an jene Schopenhauer'schen Skrupel, wie wohl der Himmel sich von einem Sterne ausnähme, der an der Gränze des Raumes liege (!) Wahrscheinlich pechschwarz, meint Schopenhauer. Pechschwarz war es gewiß auch in jener Zeit vor der Zeit, damals, als Idee und Wille eins waren und doch wieder zwei, als in ihnen schon Alles enthalten war, und doch auch nicht, als sie noch nicht waren, aber doch auch noch Nichts waren.

Herr Bahnsen hat nur die Grundzüge des Hartmann'schen Evolutionismus einer Kritik unterzogen, die specielle historische Ausführung aber, die drei Stadien der Illusion, bei Seite gelassen. Mit Recht. Es verlohnt sich erstlich nicht der Mühe, eine Geschichtsbetrachtung zu kritisiren, die das Universum auf die Geschichtstabellen unserer Erde reduciren will. Aus der Menschengeschichte so zu sagen eine absolute Geschichte zu machen, ist ein thörichtes Vermessen. Aber eine jede Weltauffassung, die nur eine Gesammtentwickelung kennt und der selbst die höchste Individualität nur ein Moment ist, muß, falls sie überhaupt auf einen Abschluß speculirt, zu einem solchen Geocentrismus kommen, da uns von einer Geschichte der übrigen Sterne bis jetzt nichts bekannt ist. So wird denn die Erdengeschichte zur Weltgeschichte; diese Philosophen, welche über den unglücklichen Pastor Knaak gewiß laut genug gelacht haben, machen es doch nicht besser, als er, werfen das copernikanische System zur Thür hinaus und lassen das All sich um den von ihnen bewohnten Planeten bewegen. Wer hingegen den Zielpunkt aller Entwicklung allein in's Individuum verlegt, den braucht die Größe der Welt nicht zu kümmern, auf den fernsten Nebelsternen der Milchstraße sowohl, wie auf unserer Erde kann sie ihr Schicksal erreichen. Was nun aber die Stadien der Illusion betrifft, so wüßte ich nicht, daß jemals ein von den Menschen gewonnenes Ideal zu Grunde gegangen wäre. Natürlich wird die Menschheit nicht in's Unendliche fortleben, die Ideale werden ihr nach und nach verblassen, sie wird greisenhaft werden und sterben. Jedoch so lange sie sich in aufwärtssteigender Entwicklung befindet, enthält jede höhere Stufe alle bereits überwundenen in sich. So ist, was anfangs fleischlich war, später geistig geworden. Das griechische Schönheitsideal z. B. kann uns nichts mehr gelten — trotz aller Declamationen enragirter Plastiker — es ist rein körperlich; unser Schönheitsideal wird auf malerischem Wege gefunden werden; in ihm ist das Innere die Hauptsache. Ist aber darum das Schönheitsideal selbst verloren gegangen, ein Ideal, welches allein schon die arische Race über alle Anderen erhebt? Keine Idee ferner ist bis jetzt als Illusion erkannt. Herr von Hartmann bricht mit großer Ungenirtheit den Stab über das Christenthum. Für sein System allerdings ist dessen strenge Jenseitigkeit ohne Werth, für Schopenhauer aber, der den transscendentalen Charakter einer jeden Handlung auf's Stärkste betont, keineswegs.

Im Grunde ist Herr von Hartmann, wie Hegel, Panlogist und Pantheist. Das Bewußtsein macht zwar manchmal dumme Streiche; allein da der einzige Inhalt alles Willens die Idee, die unbewußte Idee aber all eins ist, so kann für Dummheiten nicht sehr viel Raum übrig bleiben! Es ist das Hauptverdienst Herrn Bahnsens, dieser Alleinheit gegenüber die Individualität und die Dialektik des Wirklichen zu betonen, was ihm freilich bereits früher einmal von seinem Gegner die Zurechtweisung zuzog: „Unberechtigt und überfliegend wird der Pluralismus, wo er sich anmaßt, das Reich des jenseit der Erfahrung liegenden Wesens mit seiner phänomenalen Zersplitterung inficiren zu wollen, dessen urewige und unentäußerliche Einheit in unnahbarer Hoheit thront." Die „unnahbare Hoheit" dieser „urewigen und unveräußerlichen Einheit" ist allerdings noch unzugänglicher, als der japanesische Mikado, welcher sich wenigstens einmal im Jahre dem Volke zeigt. Hans Herrig.

Belgien.

Das Tagebuch der Baronin Crombrügghe während des deutsch-französischen Krieges.*)

Schon in vierter Auflage liegt dies' Buch der Erinnerung einer großen opferwilligen Zeit vor uns; die Verfasserin hat es mit einer sehr bescheidenen Vorrede begleitet und versichert, daß sie tief beschämt worden sei durch den unerwarteten Erfolg ihres Tagebuchs. Sie schrieb es mitten in den Drangsalen des Krieges und seines traurigen Gefolges von Tod und Krankheit. Daß sie nichts an den Aufzeichnungen geändert hat, nachdem sie wieder in geordnete Verhältnisse trat, ist gewiß nicht zu tadeln, denn gerade die Eindrücke des Augenblicks sind wichtig und durften nicht verwischt werden.

Die Baronin von Crombrügghe gehört zu den vornehmsten Kreisen in Brüssel; ihr Gemahl war früher belgischer Gesandter beim Bundestag in Frankfurt, wo die geistreiche und warmherzige Frau noch in gutem Andenken steht. Ihr langjähriger Aufenthalt daselbst hat ihr Verständniß für Deutschland wesentlich erleichtert und augenscheinlich ihre Sympathie dafür erweckt. Obgleich sie in ihrer edlen Eigenschaft als Krankenpflegerin durchaus keinen Unterschied zwischen den streitenden Parteien macht, wird es doch bei jeder Gelegenheit deutlich, daß sie für die Deutschen, die sie ganz richtig und vorurtheilsfrei beurtheilt, eine Vorliebe hat.

Mit einer Anzahl gleichgestimmter Damen machte sich die Baronin gleich beim Beginn des Krieges auf, um als Krankenpflegerin in den Feldlazareten zu wirken. Anfangs stießen sie auf Mißtrauen bei den deutschen Sanitätszügen, die sich unter Leitung der Johanniter den Schlachtfeldern näherten, und es ist mancher bekannte Name mit einer Klage darüber in das Tagebuch eingetragen. Doch ist die Baronin billig genug, einzusehen, daß man gegen belgische Hülfe mit Recht Verdacht auf deutscher Seite hegen konnte, da sie es selbst erlebte, wie ein Volkshaufe in Verviers auf die aus Paris verwiesenen Deutschen mit Steinen warf und überall in Belgien damals Sympathien für Frankreich laut geäußert wurden.

Nach einigen von ihrer liebevollen, wirksamen Pflege abgelegten Proben, gelang es den belgischen Damen sehr bald, sich allgemeines Vertrauen und sogar Dankbarkeit zu erwerben. Es ist ein Danksagungsschreiben des Fürsten Hohenlohe im Tagebuch abgedruckt, woraus dies deutlich hervorgeht. Das gute Einvernehmen mit den Johannitern stellte sich so vollständig her, daß die Baronin sie immer scherzweise „Liebesonkel" als Geber der Liebesgaben nannte.

Die verwundeten Soldaten redeten sie ebenfalls in ihrer Muttersprache an und sagten oft zu ihrer großen Freude: „Lieb Mütterlein." Den französischen Blessirten wurde sie freilich nicht minder nützlich und werth, da sie französisch mit ihnen reden konnte. Die Besiegten hatten damals noch die feste Ueberzeugung von der Unüberwindlichkeit Frankreichs und geriethen in lebhaften Zorn, wenn die kluge Baronin sich leise Zweifel erlaubte.

Von Saarbrücken zog die Baronin mit ihren Pflegeschwestern nach Metz, wo die Schrecken des Krieges in so furchtbarer Weise aufgetreten waren. Lange vor der Belagerung durch die „Preußen", wie die Dame fortwährend die deutschen Heere nennt, hatten, nach ihrem Bericht, die französischen Generale die ganze Umgebung von Metz zerstört, alle Häuser und Dörfer niedergebrannt, Bäume umgehauen, Brunnen verschüttet u. s. w., um den Belagerern keine Anhaltspunkte zu lassen. Nach den drei Augustschlachten war der Boden mit Leichen überfüllt und der Dunst der Verwesung erzeugte die furchtbarsten Krankheiten. Mehr als dreißigtausend kranke Soldaten lagen in Metz; als die Belagerung aufgehoben wurde, vermehrte sich diese furchtbare Zahl noch durch die Deutschen, die zu schwer verwundet waren, um weiter transportirt zu werden.

Frauen aus allen Ständen hatten die Pflege übernommen, doch reichten die Kräfte nicht aus und die nothwendigsten Stärkungsmittel fehlten. Die Baronin Crombrügghe sorgte zuerst für Errichtung von Kochheerden, wodurch die Ruhrkranken endlich mit heilsamen warmen Speisen versehen werden konnten. Eine vornehme Engländerin, Lady Pigot, erwarb sich ebenfalls große Verdienste um die Pflege der armen Soldaten und schloß sich den Anordnungen der Baronin Crombrügghe an. Es wurde gleich einem Feiertag betrachtet als die Damen ihren Pfleglingen zum erstenmal selbstgekochte Kartoffeln und warmes Fleisch darbieten konnten.

Von Metz kehrte die Baronin Crombrügghe Ende December nach Brüssel zurück, erhielt aber schon wenige Tage später eine dringende Aufforderung, nach Frankreich zu eilen, wo die Nord-Armee unter Faidherbe im Feuer stand. Die Schlacht von Saint Quentin war in Aussicht und die französischen Militärbehörden hatten Befehl erhalten, Ambulancen zu errichten. Die Baronin begab sich deshalb mit einigen Damen nach Cambrai, der alten Festungsstadt, die schon eine Rolle spielte in den Kämpfen zwischen Kaiser Karl V. und Franz I. von Frankreich.

Die Damen hatten in Cambrai, wo ihre Dienste so nöthig waren, erst eine polizeiliche Untersuchung zu bestehen, weil man sie für preußische Spioninnen hielt. Die Beleidigung des Mißtrauens verminderte indessen nicht ihre Opferwilligkeit, aber es schlich sich doch manche bittere Bemerkung über die Prahlerei und Selbsttäuschung der Franzosen in das Tagebuch der belgischen Baronin. Statt des erwarteten Sieges, fand ein fluchtartiger Rückzug statt, und General Faidherbe kam mit den Trümmern seiner Armee nach Cambrai. Die Beschreibung der Schreckensscenen, welche darauf in der unglücklichen Festung ausbrachen, mußten um so furchtbarer wirken, als die Belagerung auf's Drohendste in Aussicht stand. Die Beschreibung des Tagebuchs

*) Journal d'une Infirmière pendant la guerre de 1870—1871. Bruxelles chez Claassen, Rue de la Madelaine, 86.

dehnt sich freilich nur auf Einzelheiten aus, ist aber doch so drastisch und deutlich gehalten, daß wir sie unsern Lesern im Original empfehlen möchten, da uns hier der Raum fehlt, sie zu übersetzen. Nur eine Episode wollen wir hervorheben, da sie sich auf einen jungen Berliner bezieht, dessen Gefangenschaft in Cambrai bereits vielfach in öffentlichen Blättern besprochen worden ist:

„Montag, den 23. Januar. Unsere Lage hat sich nicht geändert; die Kanonen der Festung lassen sich von Zeit zu Zeit hören, aber es ist eine Pause in den Geschützsalven der Preußen eingetreten. Es war so eben eine große Aufregung der Bevölkerung bemerkbar, weil abermals ein Parlamentär ankam; diesmal wurde er vom Prinzen Albrecht gesendet. Er verlangte die Auswechselung eines gefangenen, verwundeten Preußen, der im Militär-Lazaret liegt; er ist der Sohn eines reichen Banquiers in Berlin und dient unter den Uhlanen. (Dies war ein Irrthum, es muß heißen Garde-Husaren, die Uhlanen erhitzten nun einmal die Phantasie der Franzosen so sehr, daß man sie überall zu sehen glaubte und sämmtliche Cavallerie dafür galt.) Von einem französischen Detachement Moblots überfallen, wurde er durch die Brust geschossen und halbtodt nach Cambrai gebracht, wo er im Lazaret bleiben soll, trotz der Bemühungen seines Vaters. Dies Lazaret liegt am äußersten Ende der Stadt, fast auf dem höchsten Punkt der Wälle und ist am meisten den preußischen Bomben ausgesetzt. Man hat dem Parlamentär erwidert, daß der Gefangene nicht ausgewechselt werden sollte, und im Fall eines erneuten Bombardements würde man ihn in die obere Etage des Lazarets bringen. Dasselbe ist außerdem vollgepfropft von Opfern der Blattern und des Typhus. Das Interesse, welches Prinz Albrecht für den jungen Max Abel zu hegen scheint, wollen die Bewohner von Cambrai ausbeuten, um sich selbst mehr Sicherheit zu verschaffen. Einige derselben gehen so weit in ihren Vermuthungen, den jungen Mann für einen Sohn des Königs von Preußen zu halten, Andere sagen, er sei ein Pathe der Königin Augusta, an deren Protection sich seine Eltern gewendet hätten. Wieder Andere versichern, der Banquier Abel hätte so große Vorschüsse für die Kriegskosten geleistet, daß deswegen die Prinzen seinen Sohn befreien wollten. Jedenfalls glaubte alle Welt in Cambrai, daß man diesem jungen Manne zu Liebe das Bombardement bisher so mäßig betrieben habe, und daß man seinetwegen es ganz aufgeben werde. Dennoch gehen die furchtsamen Leute nicht anders aus, als mit ihren Federbetten auf dem Kopfe. Die Preußen verursachen mehr Furcht als Schaden! — — —

„Ich habe wieder einen Brief von Herrn Abel aus Berlin erhalten; er bittet mich flehentlich seinen Sohn in unsere Ambulanceu zu übernehmen, aber ich werde mich wohl hüten, das zu beantragen; man würde mir den berühmten Gefangenen unter keiner Bedingung anvertrauen. Ich habe jedoch an den preußischen Gesandten Herrn v. Balan in Brüssel telegraphiren lassen, damit er den Eltern von Max Abel den Trost giebt, daß ich sie immer mit Nachrichten versorgen will und ihren Sohn pflegen werde, wenn es mir der Kommandant erlaubt. Ich habe Max Abel bereits mehrfach besucht und ihn leidlich wohl gefunden; er ist noch immer der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. In der Kirche sitzen oft stundenlang alte Mütterchen, die für seine Erhaltung beten, weil sie in ihm das Unterpfand der Sicherheit für Cambrai sehen. — — —

„26. Januar. Schon wieder ein Telegramm wegen Max Abel erhalten; man würde ihn abholen, heißt es darin. Ich war sehr ärgerlich, denn ich wußte, daß dies unmöglich sei; nie wird man den jungen Mann frei geben. Es entstand wieder ein allgemeiner Aufruhr in der Stadt; mein Name wurde auf unangenehme Weise bei der Sache genannt, es hieß wieder, ich sei eine preußische Spionin. Ein Haufen Weiber lief zum Stadthause und verlangte eine Doppelwache für den kostbaren Gefangenen. Der Unterpräfekt kam zu mir und nahm ein förmliches Verhör mit mir vor und gab mir schließlich den Rath, nicht mehr in das Lazaret zu dem jungen Kranken zu gehen, weil ich wahrscheinlich dann vom Pöbel insultirt werden würde. Ich machte ihm dagegen Vorwürfe, daß man so wenig discret auf dem Telegraphen-Amt gewesen ist; hätte man meine Depesche verschwiegen, wie es sich gehörte, so wäre der Lärm gar nicht entstanden. Zum Unglück kam auch noch ein Arzt aus Brüssel, Dr. Rey, wegen Max Abel hier an; ich bat ihn, so rasch wie möglich wieder abzureisen. Die Lage des jungen Mannes wird immer gefährlicher durch diese vielen Versuche, ihn zu befreien oder für ihn zu sorgen. Herr Abel schickte mir abermals Geld für unsere Ambulance; ich mußte ihm statt des Dankes sagen lassen, daß sein Sohn nicht ausgeliefert werden kann bis sich die Volksstimmung seinetwegen geändert hat. Augenblicklich würde sogar ein Befehl des Kommandanten selbst nicht hinreichen, um ihn frei zu machen. Er ist ein liebenswürdiger Jüngling, heiter und muthig; mit großer Dankbarkeit rühmt er seine gute Pflege. Seine Brustwunde ist fast ganz geheilt. Ein komischer Vorfall ereignete sich neulich in seinem Gefängniß; die Schildwache, die für ihn persönlich haften muß, war ein Herr de Try, ein Virtuose auf der Violine, der es liebte, sich mit dem jungen Manne über Musik und die Berliner Oper zu unterhalten. Er ließ sein Gewehr draußen stehen und saß plaudernd am Bett des kostbaren Gefangenen als die Ablösung kam, und weil sie ihn nicht auf Posten fand, verhaftete." — — —

Max Abel mußte allerdings länger als man dachte in Cambrai bleiben, aber es ging ihm zuletzt dort recht gut; man behandelte ihn mit großer Achtung, entließ ihn aus dem Lazaret und erlaubte ihm, in der Stadt bei Bekannten zu wohnen, nachdem man ihm das Ehrenwort abgenommen, nicht zu entfliehen, was denn ein deutscher Soldat auch niemals bricht. Mit der Baronin Crombrügghe blieb er noch längere Zeit in freundlichem Verkehr und Briefwechsel; sie schickte ihm auch ihr Tagebuch, in welchem er so vielfach vorkömmt, nach Berlin.

Sie verharrte bis zum Frieden auf ihrem Posten als Infirmière und erwarb sich um Cambrai noch ganz besondere Verdienste, indem sie nach Saint Quentin fuhr und dort in den überfüllten Lazareten die Söhne der Bürger von Cambrai aufsuchte, sie pflegte oder mitnahm und ihren Familien zurückgab, in denen man die meisten schon verloren und verschollen glaubte. Die Baronin Crombrügghe erzählt bei dieser Gelegenheit ein merkwürdiges Beispiel von deutscher Gutmüthigkeit und französischer Hartherzigkeit. Ein sächsischer Militärarzt, Dr. Huthmann, war unermüdlich thätig, um den humanen Zweck der belgischen Pflegerinnen zu fördern; er ging mit ihnen an alle Lagerstätten der Franzosen, half ihnen mit Geld und Stärkungsmitteln, besorgte Wagen zum Transport nach ihrer Heimat, und als es sich herausstellte, daß es eigentlich die Kriegsgefangenen der deutschen Armeen waren, sagte er zu der Baronin: „Geben Sie ihnen nur erst die Gesundheit wieder, dann werden sie auch gewiß bald die Freiheit erlangen. Aber ein Franzose, dem die humane deutsche Militärbehörde die Fürsorge über seine verwundeten Landsleute anheimgegeben hatte, widersetzte sich plötzlich dem wohlthätigen Unternehmen; er behauptete, es sei gar nicht nöthig die Kranken in ihre Familien zurückzusenden, es entständen nur unnütze Weitläufigkeiten daraus, die meisten Leute würden doch sterben u. s. w. Man denke sich die Betrübniß der guten Baronin,

alle Opfer hatte sie also vergebens gebracht, die Wagen standen bereit, die Kranken harrten voller Freude des Transportes, und da zerstört ein übellauniger hartherziger Mann Alles mit einem einzigen Wort. Der gute sächsische Doctor aber verließ sie nicht, er lief zu allen Behörden und setzte es endlich durch, daß die Baronin mit ihren Kranken nach Cambrai abreisen konnte. Dort war die Freude groß und alle Bewohner brachten Erquickungen herbei zum Empfang ihrer Landsleute. Von einem jungen Soldaten erzählt das Tagebuch eine besonders rührende, wenn auch sehr einfache Geschichte; er war das einzige Kind seiner Eltern, die in der Umgegend von Cambrai auf einem kleinen Pachthof wohnten. Gesund und glücklich hatte er sie verlassen, sterbend kam er zurück. Seine Schönheit und seine Jugendkraft waren rührend im Erlöschen auf dem Todbette; die Eltern konnten nicht kommen, weil sie krank waren, aber sie hatten ein paar gute Nachbarn, die sich erboten, den sterbenden Sohn zu besuchen. Die Mutter gab ihnen in naiver Liebessorge schöne Aepfel, ein Töpfchen frische Butter und ein wenig Honig aus den eigenen Bienenstöcken zum Labsal ihres Lieblings mit. Als sie ankamen, konnte er es nicht mehr genießen, er lag mit seinen schönen Locken und langem Barthaar, geschmückt mit Kränzen und Blumen, wie ein verklärter Märtyrer im Sarge. Die braven Leute schluchzten bei diesem ergreifenden Anblick, als wäre es ihr eigenes Kind. Das allgemein Menschliche, die Familienliebe, ist bei den Franzosen ebenso ausgebildet als bei uns.

F. v. Hohenhausen.

Italien.

Die Rivista Europea.

Das letzte (April-) Heft der Rivista Europea bringt wiederum sehr erfreuliche Zeugnisse von den fortschreitenden Sympathieen des neuen Italiens für das neue Deutschland. Der Herausgeber der Rivista, Prof. Angelo de Gubernatis in Florenz, der seine wissenschaftlichen Studien zum Theil an deutschen Universitäten gemacht und seinen akademischen Lehrern die dankbarste Erinnerung bewahrt, theilt in diesem Hefte Auszüge aus drei an ihn gerichteten Briefen von Prof. Albrecht Weber in Berlin, A. F. Pott in Königsberg und Theod. Benfey in Göttingen mit, die übereinstimmend in der Ansicht sind, daß fortan Deutschland und Italien Hand in Hand die Wege der Wissenschaft, der Kultur und der Völkergeschichte wandeln werden. Weber spricht dabei die Hoffnung aus, daß sich Frankreich nach und nach wieder von seinem jetzigen tiefen Fall erhebe, aber er bezweifelt, daß es die Kraft haben werde, durch gründliche Reformen der sittlichen und religiösen Versumpfung des Volkes einen Damm zu setzen. Pott schreibt: „Deutschland begrüßt mit Freuden — und wie könnten die Italiäner etwas Anderes von uns erwarten? — Alles, was von Ihnen über die Alpen her zu uns gelangt, Alles, doch natürlich mit Ausnahme von dem, was nach Ultramontanismus schmeckt, dessen man auch in Berlin und München satt zu werden beginnt", und Benfey fügt hinzu: „Der Fortschritt der Kultur in Europa stützte bisher sich auf die gegenseitig sich ergänzende Thätigkeit des romanischen und des germanischen Geistes, und Germanen und Romanen werden lange Zeit noch die einzigen Hüter und Förderer der Civilisation bleiben. Die Kluft, die der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland geschaffen, und die daran sich knüpfenden Folgen scheinen gleichwohl die Besorgniß zu rechtfertigen, daß die Mitarbeit Frankreichs an jener gemeinsamen Kultur-Arbeit uns lange Zeit fehlen werde. Um so dankbarer begrüßen wir es nun und um so tröstlicher ist uns der Gedanke, daß Ihr Vaterland in Folge des freien Aufschwunges, den es genommen, diese Lücke ausfüllen, ja mehr noch, als ausfüllen werde, da die Natur Ihrem Volke viele Gaben verliehen, die sie den Franzosen versagt hat".

Den weiteren Inhalt dieses Heftes bilden eine Lebensskizze Giuseppe Mazzini's aus der Feder seiner Freundin Ludmilla Assing; ein trefflicher, gegen Deutschland sehr gerechter Artikel über den Fall und die Wiedererhebung Frankreichs, von Gaetano Negri; eine kritische Einleitung zu der indischen dramatischen Dichtung „Mricchakatika", sowie eine Uebersetzung dieses Lustspiels aus dem Sanskrit, dessen vulgärer Titel „der Karren von Kreta" ist, von Michele Kerbaker; der letzte der „Osterbriefe" von Fanny Lewald; die Vorrede eines großen biographischen Werkes, von Angelo de Gubernatis, das die zahlreichen berühmten Zeitgenossen Italiens (beginnend mit Manzoni, Gino Capponi, N. Tommaséo, Lambruschini, Carcano, A. Maffei, Cesare Cantu rc. rc.) umfassen wird; endlich mehrere Fortsetzungen von Artikeln früherer Hefte und zahlreiche literarische, artistische und wissenschaftliche Miscellen.

Wir denken nächstens auf einen der vorerwähnten Artikel näher zurückzukommen.

England.

Die deutsche Shakespeare-Literatur.

Antikritik.

Nach mehrmonatlicher Abwesenheit von Deutschland finde ich in Nr. 11 des „Magazin" eine Besprechung meines neuesten Buches: „Shakespeare; sein Leben und seine Werke." Trotz des mir sehr schmeichelhaften Beifalls, den der Verfasser jener Kritik, Herr Joh. Meißner, meinem Buche zollt, kann ich doch denjenigen Theil der Kritik, der gegen meine Stellung zur deutschen Shakespeare-Literatur sich richtet, nicht unerwidert lassen. Herr Meißner bemerkt:

„Von der Gesammtheit der deutschen Shakespeare-Literatur spricht Genée mit Geringschätzung gegenüber der englischen."

Das ist nicht ganz richtig. Ich vertheidige nur die englische Kritik gegen offenbare Anmaßungen der deutschen; ich sage wörtlich:

„Was neben allerlei Absonderlichem die deutsche Shakespeare-Kritik Ausgezeichnetes geleistet, wie viel sie zur weitern Kenntniß und Würdigung des Dichters beigetragen hat, das brauchen wir dabei nicht zu verkennen. Aber wir können deshalb auch um so weniger das Verfahren vieler unserer Shakespeare-Gelehrten gutheißen, welche auf die englische Kritik mit Geringschätzung blicken und dabei doch ganz und gar auf dem Ackerland bauen, das Jene uns zugewiesen haben."

Der Kritiker beschwert sich ferner, daß ich diejenigen deutschen Gelehrten, denen ich selbst am meisten verdanke, nur mit einer tadelnden Nebenbemerkung abfertige; „besonders auffällig" sei dies schon in meinem frühern Buche („Gesch. der Shakespeareschen Dramen rc.") gegen Alb. Cohn geschehen. Hiergegen habe ich anzuführen,

daß ich im Vorwort zu meinem genannten Buche Cohn's „Shakespeare in Germany" als das „schätzenswertheste Buch" bezeichnete, welches dies Gebiet bisher berührt hat; während ich im Texte noch an zwei Stellen auf Cohn verweise. Daß ich einmal auch anderer Meinung bin, als Herr Cohn, wird mir wohl Niemand zum Vorwurf machen können.

Ebenso wenig wie jene Anschuldigung verstehe ich es, wenn der Kritiker außerdem noch die Herren Delius, Herzberg und Ulrici als Diejenigen nennt, denen ich besonders verpflichtet sei. In meinem ganzen Buche finde ich nur eine einzige Stelle, welche mir Anlaß gab, einen der Genannten zu citiren; ich that dies gelegentlich der Besprechung von „Troilus und Cressida" mit einem Hinweis auf Herrn Herzberg und dessen „gründliche Abhandlung" über die Troilus-Fabel. Außerdem aber habe ich wiederholt auf die trefflichen Arbeiten von Simrock und von Al. Schmidt, wie auch bei einzelnen Stellen auf H. Kurz, Gervinus, Hebler, Eitner, Tschischwitz und Andere hingewiesen.

Gerade weil der positive Inhalt meines Buches bei dem geschätzten Kritiker so große Anerkennung gefunden, darf ich wohl hoffen, daß auch meine thatsächliche Berichtigung in diesen Blättern Aufnahme finden wird. Was das Verhältniß der deutschen Shakespeare-Kritik zur englischen betrifft, so erfordert dieser Gegenstand eine eingehendere Erörterung, zu welcher die Redaction dieser Blätter mir vielleicht gelegentlich das Wort gestattet.

Dresden. Rudolph Genée.

Schweiz.

Schweizerische Lokalgeschichte.*)

So lebhaft auch bei uns in Deutschland das Lokalstudium der vaterländischen Geschichte betrieben wird, so gibt es doch ein Nachbarland, das uns hierin an Emsigkeit fast noch übertrifft, wir meinen die Schweiz mit ihren 22 Kantonen. Nicht zufrieden mit der Forschung über die Geschichte des Gesammtstaates regen sich allerorten Vereine und Gesellschaften zur Erforschung der Lokalgeschichte eines Kantons, einer Landschaft. Einen hervorragenden Platz unter diesen Lokalvereinigungen behauptet seit geraumer Zeit der Kanton Aargau. Seit zehn Jahren circa hat sich in der Kantonshauptstadt in Aarau nun auch eine besondere historische Gesellschaft constituirt, die bekanntlich die urkundliche Erforschung der Vergangenheit des gesammten Kantons, sowie der einzelnen Städte und Landschaften zu ihrer Hauptaufgabe gemacht hat. Nachdem diese Gesellschaft bis zum Jahre 1866 5 Bände voll Abhandlungen und Urkunden-Sammlungen publizirt hatte, trat durch Verzug und anderweitige Inanspruchnahme der Rüstigsten unter den Forschern eine fünfjährige Pause in ihrer literarischen Production ein, die im vorigen Jahre durch das Erscheinen eines Doppelbandes beendet wurde. Von den zwei Bänden, die uns heute vorliegen, enthält der siebente einen reichen Münzkatalog des Kantons Aargau von dem Nationalrath Münch zusammengestellt; der sechste zwei größere Abhandlungen, die Reformation in Bremgarten vom Fürsprech Weißenbach und eine sehr eingehende Darstellung des Geschlechts derer von Halwil, besonders der Persönlichkeit seines denkwürdigsten Mitgliedes, des Hans von Halwil „des Helden von Granson und Murten" vom Director C. Brunner und Biel. Beide Abhandlungen zeichnen sich durch die Klarheit ihrer Darstellung, durch die Wärme, mit der die Hauptpersönlichkeiten, in jener die des Reformators Heinrich Bullinger, des Nachfolgers Zwingli's, als Leutpriester am Münster zu Zürich, in dieser die des Hans von Halwil, gezeichnet sind, vortheilhaft aus und führen uns in anschaulicher Weise in jene Zeiten zurück, denen die Schweiz ihre Selbständigkeit auf politischem und religiösem Gebiet verdankt.

Außerdem enthält der Band eine reiche Urkundensammlung der Leutkirche von Aarau, unter dem Titel des Jahrzeitenbuches vom Rektor Hunziker publizirt, und eine kurze Notiz Theodor von Liebenau's über Leben und Tod eines Wiedertäufers zu Klingnau im Jahre 1525. Hoffentlich erfüllt sich die Befürchtung einer event. Auflösung der verdienstlichen Gesellschaft nicht.

J.

*) Argovia. Zeitschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau. Bd. VI. und VII. Aarau, Sauerländer.

Rußland.

Die Krim, von F. Remy.*)

Die taurische Halbinsel, welche vor achtzehn Jahren der Schauplatz einer so blutigen, weltbewegenden Katastrophe war, beginnt die öffentliche Aufmerksamkeit von Neuem auf sich zu lenken in Folge von Nachrichten, welche jüngst die öffentlichen Blätter in Betreff der Wiederbefestigung von Sewastopol durchliefen, und welche unlängst auch der Gegenstand einer Interpellation im englischen Parlamente waren. Es wäre in der That nicht gerade überraschend, wenn Rußland die besonders günstige Lage, welche ihm der deutsch-französische Krieg im Jahre 1870—71 geschaffen hat, auch zur Beseitigung jenes Artikels des Pariser Vertrages vom Jahre 1855, der ihm die Wiederbefestigung Sewastopols verbot, benutzte, nachdem es ihm schon gelungen ist, jenen andern zweiten Hauptartikel dieses Vertrages, welcher Rußland die Unterhaltung einer Kriegsflotte im Schwarzen Meere untersagte, glücklich zu beseitigen. Wer sollte es daran hindern? Von seinen beiden großen Gegnern im Krimkriege ist Frankreich durch den jüngsten Krieg vollkommen außer Stand gesetzt, den russischen Absichten irgend welchen Widerstand entgegenzustellen. England allein war niemals fähig dazu, und dem Deutschen Reiche könnte unter den obwaltenden Umständen nichts unwillkommener sein, als in eine feindliche Stellung zu seinem östlichen Nachbar zu gerathen.

Daß der Groll über die Zerstörung der alten Macht und Herrlichkeit Sewastopols in russischen Kreisen noch nicht verwunden ist, ist an sich begreiflich und wird durch das neueste Buch über die taurische Halbinsel: Die Krim in ethnographischer, landschaftlicher und hygienischer Beziehung von F. Remy bestätigt. „Ueberblickt man diese felsigen Hügel", ruft der Verfasser im Angesichte Sewastopols aus, „den herrlichen Hafen, das weite wundervolle Meer; gedenkt man der gewaltigen Macht, deren äußerste Vorposten diese Landzungen bilden; vergegenwärtigt man sich einerseits ihre Geschichte, andererseits die Zustände unserer Nachbarn dort drüben, jenseits der blaugrünen Fluthen nach Süden und Osten — so kann man sich, selbst unter dem drückenden Einflusse der Todesstille, der rings geisterhaft blickenden Gräber, des Mangels an Verkehr, des Gedankens nicht er-

*) Odessa und Leipzig, Emil Berndt, 1872.

wehren, daß dieses imposante Schweigen nur eine jener Pausen darstellt, mit denen die Geschichte ihr unaufhaltsames Walten zu unterbrechen pflegt; daß diese weit in den Pontus hinauszeigende Felsenhand noch mächtig eingreifen werde in das Geschick des wankenden Morgenlandes und sicher mit entscheidenderem Erfolge. — Der letzte Krieg war eine gute Schule! Die Rächer, welche den hier lagernden Gebeinen entstehen, sie werden der vorgeschritteneren Zeit andere Mittel und Kräfte entlehnt haben und ihre Ziele erreichen. Daran zu zweifeln wäre Thorheit."

Uebrigens ist es vorläufig, wie offiziöse russische Stimmen den erwähnten Zeitungsnachrichten gegenüber berichtigend bemerkten, nicht auf eine Wiederherstellung der alten Festungswerke Sewastopols selbst abgesehen. Man wird sich vielmehr damit begnügen, Sewastopol nur so weit auszurüsten, daß es eine Kriegsflotte aufnehmen kann und es im Uebrigen in einen großen Handelshafen umwandeln. Die Befestigungswerke sollen vielmehr in der Weise angebracht werden, daß die ganze Cherson'sche Halbinsel, wie die „Mosk. Ztg." bemerkt, gegen eine Landung gedeckt sei. Zu dem Zwecke wird man sich mit mehreren Forts am Eingange der Bucht von Sewastopol, wie auch in Eupatoria und Balaklawa begnügen.

Der Verfasser des obengenannten Werkes hat seine Reise durch die Krim von Eupatoria angetreten. An die Schilderung der klimatischen und Bevölkerungs-Verhältnisse dieses zur Zeit der Tataren-Herrschaft bedeutenden Ortes knüpft er eine Beschreibung der, neunzehn Werste südöstlich von Eupatoria gelegenen Schlammbäder von Saki. Von Eupatoria begab sich der Verfasser über Sewastopol, dessen Oertlichkeit, Umgegend und historischer, namentlich an die jüngste Vergangenheit anknüpfender Bedeutung eine eingehendere Erörterung gewidmet wird, nach der interessanten Tatarenstadt Baghtschi-Sharai, welche ihm Gelegenheit zu einer Schilderung des bekanntlich immer mehr zusammenschmelzenden Tataren-Völkchens bietet. Auch der benachbarten Judenstadt Tschufut-Kalé wird ein Ausflug gewidmet. Besonderes Interesse flößt, nachdem der Verfasser wieder an die Südküste zurückgekehrt ist, die Beschreibung der Perlen dieses romantischen Flecks Erde, der berühmten Sommersitze russischer Großen und der kaiserlichen Familie selbst, der vielgenannten Orte Alupka, Livadia, Jalta, Orianda, Nikita ein. Von dort kehrt der Verfasser über Aluschta nach dem Innern der Halbinsel zurück, besichtigt die Hauptstadt Sympheropol und beschließt seine Reise mit einem Besuche von Feodosia und Kertsch, welchem letzteren, wie Sewastopol, noch eine große, seiner bedeutenden Vergangenheit entsprechende Zukunft versprochen wird.

Wenn der Verfasser in diesen Prophezeiungen seine Stellung als russischer Unterthan nicht verkennen läßt, so verleugnet er doch andererseits seine deutsche Abkunft auch nicht, indem er mit Freuden die Spuren deutscher Betriebsamkeit und Kultur begrüßt, welche bis in diese fernen Gegenden vorgedrungen sind. Er vergißt nicht die, gewiß auch unseren Lesern interessante Thatsache hervorzuheben, daß zwei der bedeutenderen Gasthäuser des jetzigen Sewastopol, Hotel Kist und Hotel Wetzel, deutsche sind; mit Bewunderung spricht er gelegentlich von dem „germanischen Riesen", dessen neueste Thaten, seiner Ansicht nach, Alles verdunkelten, was seit 6000 Jahren in unsterblichen Liedern gefeiert worden sei, und mit Entzücken erfüllt ihn der Umstand, daß das einzige Bild im Kabinet der Tochter des Zaren in dem kaiserlichen Sommerpalais zu Livadia „Schiller, dem Hofe von Weimar seinen Don Carlos vorlesend" sei. K. B.

Russische Volkslieder.*)

Da die wenig bekannte russische Sprache selbst vielen Gelehrten Schwierigkeiten bietet, für die meisten gebildeten Laien aber ein darin verfaßtes Werk ein Buch mit sieben Siegeln ist, so müssen wir ein Unternehmen dankbar anerkennen, welches die Absicht ausspricht, die von russischen Gelehrten und Sammlern in Bezug auf russische Volkslieder und Volksleben gewonnenen Resultate in einer Weltsprache einem größeren Publikum zugänglich machen zu wollen. Doch leider ist es Herrn Ralston nicht gelungen, seine Absicht in Bezug auf eine Darstellung dieser Resultate klar auszuführen. Er giebt häufig die sich diametral widersprechenden Ansichten verschiedener Forscher, ohne selbst Beweise für die Richtigkeit einer bestimmten Annahme aufzustellen und so die Gegensätze durch eine höhere Einheit aufzuheben. Zuweilen vertröstet er bei solcher Gelegenheit darauf, daß er die betreffende Frage später, bei der Fortsetzung seines Werkes ausführlicher behandeln werde, aber dieses Verweisen auf unbestimmte Zeit, dieses Abwartenmüssen ruft ein höchst unbefriedigendes Gefühl hervor, und wir hätten es vorgezogen, wenn der Herr Verfasser derartige philologische Fragen dann lieber so lange ganz unberührt gelassen, bis er sie erschöpfend behandeln konnte, wenn er sich gänzlich auf die einfache Darstellung des Thatsächlichen und die klar daraus hervorgehenden Folgerungen beschränkt hätte. In dieser Beziehung bietet sein Buch reiches und interessantes Material. Da der Gesang das ganze Leben des russischen Bauern begleitet, jede besondere Begebenheit ihre speciellen Lieder hat, jedes sich stetig wiederholende Ereigniß, jedes Fest, jede Jahreszeit von eigens dafür bestimmten, zum größten Theil uralten Gesängen begleitet wird, so erhalten wir bei der Schilderung dieser Poesie einen tiefen Einblick in das ganze Leben des wahrhaft poetischen russischen Volkes. Gesang erleichtert die Beschwerden der Stunden der Arbeit, sowohl im Freien, Sonne und Wind, Regen und Frost ausgesetzt, wie in der drückenden Hütte beim schwachen Licht eines Fichtenspahns. Gesang erheitert die Ruhe des Feiertags und belebt den Rundtanz wie die geselligen Vereinigungen. Die jüngere Generation wächst heran, und Gesang geleitet den einberufenen Sohn zum Heere, die verheiratete Tochter in das neue Heim, und trauert über den Kummer der Aeltern, die ihren Kindern vielleicht ein letztes Lebewohl gesagt. Dann kommt der Schlußact von Allem, und wenn die matten Augen auf immer geschlossen, und die müden Hände in Frieden gekreuzt sind, dann umschwebt Gesang die stille Gestalt und richtet leidenschaftliche Worte liebenden Flehens an ihr Ohr. Und selbst dann ist sein Walten noch nicht zu Ende, denn sowie jeder wiederkehrende Frühling die Erinnerung an die Vergangenheit mit frischem Hoffen auf die Zukunft wiederbringt, so erhebt sich Gesang von Neuem über den Gräbern der Abgeschiedenen, wenn die Dörfler nach der Sitte ihrer heidnischen Vorfahren ihr jährliches Todtenfest feiern."

Die Lieder dieses lange geknechteten Volkes, das in hartem Kampfe der spröden Natur seinen geringen Bedarf abringen muß, haben meist etwas Monotones, Trübes, Gedrücktes, grau in grau, gleich den endlosen Steppen des weiten Zarenreiches. Um diese Gesänge in ihren eigenthümlichen Beziehungen verständlich zu machen, entwirft der Verfasser eine fesselnde Darstellung des russischen Volkslebens, worin der Bauer in so vielen alten

*) The Songs of the Russian People, as illustrative of Slavonic Mythology and Russian Social Life. By W. R. S. Ralston, M. A. London, Ellis & Green, 1872.

Bräuchen und Sängen unbewußt, noch so manches von den religiösen und kosmischen Anschauungen seiner heidnischen Vorfahren bewahrt.

Als besonders interessant möchten wir die beiden Capitel über Hochzeits- und Begräbniß-Lieder hervorheben, welche eine anschauliche und in der Kürze doch umfassende Schilderung von dem ebenso eigenthümlichen, wie wenig bekannten des eigentlichen russischen Volkes geben. M. B.

Süd-Amerika.

Der Krieg gegen Paraguay.*)

Während noch der Secessionskrieg im Süden und Südosten Nordamerikas wüthete, wurden auch die entsprechenden Theile Südamerikas von den Stürmen innerer Kämpfe durchtobt, die indeß wohl nur von Wenigen, als uns nicht so unmittelbar berührend, mit Aufmerksamkeit verfolgt wurden. Dennoch ist die Betrachtung dieser Kämpfe, die fast sieben Jahre hindurch ununterbrochen währten (1863—70), insofern von Interesse, als sie uns das Wesen der südamerikanischen Staatsorganismen in ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeit schildern. Insofern hat sich Herr Schneider um die Bereicherung und Erweiterung unserer Kenntnisse dieser Himmelsstriche verdient gemacht, indem er, frühere, einzeln eingegangene Kriegsberichte zusammenfassend und verarbeitend, uns eine auf authentische Aktenstücke gegründete Darstellung des Ursprungs und des Verlaufs dieser Kämpfe zu geben im Begriff ist. Der erste Theil seines im hiesigen Behr'schen Verlage erschienenen Werkes liegt uns heute in glänzender Ausstattung vor, geziert durch vier vortreffliche, von englischen Militärs und Ingenieuren aufgenommene Karten vom Kriegsschauplatz und gestützt auf 87 im Anhange mitgetheilte diplomatische Aktenstücke der kriegführenden Regierungen.

Die Beschreibung des Krieges selbst umfaßt bis zum Schluß des ersten Bandes die Jahre 1864—66 und endet mit Lopez' Aufgabe seines Lagers vom Passo de la Patria und seinem Rückzuge von dort. Eingeleitet wird die Erzählung der Kriegsbegebenheiten durch eine Darstellung des Abfalls der Republiken La Plata, Uruguay und Paraguay vom spanischen Mutterlande im J. 1810 und ihre bisherige Entwickelung, die uns die verschiedensten Staatsformen vom patriarchalischen Regiment bis zur demokratischen Republik neben einander zeigen und die uns über diese uns so fremdartigen Zustände vollkommen orientirt. Da auch Sprache und Styl von einer hoch anzuerkennenden Glätte und Durchsichtigkeit sind, die die Lectüre des Buches zu einer ebenso angenehmen als lehrreichen machen und der Verfasser sichtlich bemüht ist, durchaus objectiv zu erzählen, so läßt sich eine weite Verbreitung desselben mit Recht erwarten.**)

*) L. Schneider: Der Krieg der Triple-Allianz (Kaiserthum Brasilien, Argentinische Conföderation und Republik Banda Oriental del Uruguay) gegen die Regierung der Republik Paraguay. Band I. Berlin, B. Behr'sche Buchhandlung, 1872.

**) Wir dürfen wohl annehmen, daß der als Verf. genannte Herr L. Schneider kein Anderer, als der geschätzte Geschichtsforscher der Städte Berlin und Potsdam, Herr Geheimerath Louis Schneider ist, der sich auch mit der neueren Geschichte Brasiliens und der angränzenden Staaten viel beschäftigt hat. D. Red.

Kleine literarische Revue.

— **Holtzendorff's Jahrbuch.** Von dem „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des Deutschen Reiches", herausgegeben von Prof. Dr. Franz v. Holtzendorff, ist kürzlich die zweite Hälfte des ersten Jahrgangs erschienen.*) Der reiche Inhalt des Ganzen, welches neunzehn Berichterstattungen über die verschiedenartigen Vorgänge auf dem Gebiete der deutschen Reichsgesetzgebung und Verwaltung, der Rechtspflege, des Heer- und Marinewesens, der Finanzen, des Handels und der Verkehrs-Anstalten umfaßt, stempelt dieses Unternehmen, wie kein anderes unter den gleichzeitigen ähnlichen Publicationen, zu einer Encyklopädie der deutschen Staatsrechts-Verhältnisse und der Reichspolitik. Besonders hat dieser erste Band, wegen seines die deutschen Reichszustände aus der Zeit der Gründung des Reichskörpers rekapitulirenden Inhalts, gleichzeitig die Bedeutung einer allgemeinen Einleitung in das jetzt geltende Reichsrecht. Wir nennen in dieser Beziehung besonders die Artikel über die Reichsgesetzgebung von Holtzendorff, über wirthschaftliche Gesetzgebung von Aug. Lammers, über Marine und Seewesen von Romberg, über das Heerwesen von Heinr. Blankenburg, über Post, Telegraphen und Eisenbahnen von P. D. Fischer, über das Bundes-Oberhandelsgericht von Nissen, über die Statistik des Deutschen Reiches von Meitzen, über die Verwaltungs-Einrichtungen von Elsaß und Lothringen von L. Lehfeldt, und über das Reichsfinanzwesen von A. Wagner.

— **Zur Alabama-Frage.** Für diejenigen, die sich genau über die Forderungen unterrichten wollen, welche die Regierung der Vereinigten Staaten an die von Großbritannien in Bezug auf den Schaden gestellt, den die Nordstaaten der Republik durch Englands Verletzungen der Neutralität während der Rebellion der Südstaaten in den Jahren 1860—1861 erlitten, ist ein Abdruck der betreffenden Denkschrift, der soeben in Leipzig erschienen, von großem Interesse.**) Die directen Ansprüche der V. St. beziffern sich auf 19,021,428 Doll., doch außerdem verlangen dieselben auch eine Schadloshaltung für die Kosten, die ihnen die Verfolgung der südstaatlichen Kriegsschiffe verursachte, deren Ausrüstung von England aus unterstützt und in jeder Weise begünstigt worden war, welche Kosten sich auf nicht weniger als 200 Millionen Doll. belaufen sollen. Die englische Regierung hat ihrerseits dagegen protestirt, daß auch solche indirecte Forderungen geltend gemacht werden. Das in Genf zusammentretende internationale Schiedsgericht wird demnächst über die Billigkeit oder Ungehörigkeit der amerikanischen Forderungen zu entscheiden haben. Jedenfalls aber ist diese cause celèbre ein Denkzettel für die englische Nation und für die englische Regierung, in künftigen Kriegen fremder Nationen besser und gewissenhafter die völkerrechtliche Neutralität wahrzunehmen, als sie in den Kriegen von 1860—61 und von 1870—71 gethan.

*) Leipzig, Duncker und Humblot, 1872.

**) The Case of the United States, laid before the Tribunal of Arbitration, convened at Geneva under the provisions of the treaty of May 8, 1871. Leipzig F. A. Brockhaus, 1872 (322 p. with a Chart of the S. E. Coast of the U. S.)

— **Die Theilung der Erde durch päpstliche Unfehlbarkeit.** Unter dem Titel: Die Theilung der Erde unter Papst Alexander VI. und Julius II.*) bietet uns Oscar Peschel, der Verfasser der Geschichte der Erdkunde, eine höchst interessante Darstellung des am Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts zwischen Spaniern und Portugiesen geführten Streites über die beiderseitigen Gränzen der neu entdeckten Länder. Mit der Wissenschaftlichkeit und Klarheit, die diesen hervorragenden Forscher auf dem Gebiete der Geographie charakterisiren, weiß er den Leser (ursprünglich wohl den Hörer, denn das Ergebniß eines Vortrags scheint die kleine Schrift zu sein) zuerst über das Allgemein-Wissenschaftliche der Frage, die Messung der Erde, zu orientiren, um dann den Streit selbst nach seinem historischen Verlauf von dem überlegenen Standpunkt der heutigen Erdkunde aus zu erörtern. Sprache und Stil entsprechen der Gediegenheit des Inhalts. J.

— **Das Deutsche Reich.****) Der Zweck der Verfasserin, ein für die Lectüre der Jugend geeignetes Geschichtsbuch aus der deutschen Vergangenheit zu liefern, ist als erreicht zu bezeichnen. Das Buch, das natürlich nichts Neues bringen will, liest sich angenehm und leicht. Unrichtigkeiten sind uns nicht aufgestoßen. Die Ausstattung ist gefällig und die dem Buche beigegebenen acht Tondruckbilder hervorragender deutscher Herrscher werden dem kindlichen Gemüth die Gestalten der großen Kaiser seiner Nation sinnlich wenigstens einigermaßen nahe rücken.

— **Zum Unterricht in der Geschichte.** Dr. Carl Wolff, Verfasser eines Lehrbuchs der allgemeinen Geschichte, hat jetzt als Anhang zu demselben***) eine „Uebersicht der vaterländischen Geschichte" folgen lassen. Das kleine Büchlein von 72 Seiten, dem eine sauber und genau gezeichnete Karte des brandenburgisch-preußischen Staates, nach seiner historischen Entwickelung colorirt, als angenehme Zugabe beigefügt ist, zeichnet sich durch die Verständigkeit seiner Anordnung, sowie durch die Glätte seines Styls vortheilhaft aus. Aus den früheren Zeiten nur das Bedeutsamste hervorhebend, wird es um so ausführlicher, jemehr es sich der Gegenwart nähert, so daß die Großthaten des Kaisers Wilhelm und des deutschen Volkes unter ihm 14 Seiten, d. h. fast den fünften Theil des Ganzen umfassen. Wir können uns mit dieser Disposition, die hauptsächlich die letzten 200 Jahre berücksichtigt, nur einverstanden erklären. Statistische Daten über Größe und Umfang der neu hinzugekommenen Gebiete, sowie des Gesammtstaats bei dem jedesmaligen Ableben eines Regenten geben die arithmetische Erläuterung zu der bunten Colorirung der Landkarte. Das Buch dürfte sich besonders als Leitfaden beim Unterricht in der vaterländischen Geschichte empfehlen.

Eine von Herrn Dr. C. Wolff bearbeitete Uebersicht der Geschichte der Staaten des ehemaligen römisch-deutschen Kaiserreichs, ebenfalls von einer colorirten Uebersichtskarte begleitet, ist soeben in derselben Verlagshandlung erschienen.

*) Leipzig, Duncker und Humblot, 1871.
**) Vorzeit und Mittelalter. In Erzählungen für die Jugend von C. Treuttler. Berlin, Henschel, 1872.
***) Berlin, Lüderitz, 1872.

Literarischer Sprechsaal.

Gegen einen in der Zeitschrift „Die Gegenwart" abgedruckten Artikel „Volkswirthschaftliche Verirrungen", worin die „Rede über die sociale Frage", die Herr Professor Ad. Wagner in der „freien kirchlichen Versammlung evangelischer Männer" zu Berlin im October v. J. gehalten, im Sinne der Manchester-Schule kritisirt worden war, hat jetzt Herr Wagner einen „Offenen Brief an Herrn H. B. Oppenheim" als besondere Broschüre erscheinen lassen.*) Herr Dr. Oppenheim, ein ehrenwerther, durch langjährige politische Wirksamkeit bekannter Publicist, ist allerdings in jenem Artikel nicht glimpflich, ja nicht ganz der Wissenschaft würdig mit dem Herrn Professor umgegangen, aber die Entgegnung darauf geht in der Grobheit und persönlichen Rücksichtslosigkeit noch viel weiter, als der Angriff. Wir glauben nicht, daß durch solche Reden und Gegenreden der Sache des Einen oder des Andern der beiden Streitenden genützt wird. Die Manchester-Schule wird, ungeachtet der vielen schwachen Seiten, welche sie darbietet, durch solche, einen rein persönlichen Charakter tragende Polemik, wie die des Herrn Wagner, eher befestigt als erschüttert. Nur das Eine ist uns aus dem Streite klar geworden, daß unsere deutschen Gelehrten immer gern zu ihren alten Gewohnheiten grob zu sein zurückkehren und daß sie in der Führung literarischer Kämpfe, trotz der deutschen Ueberlegenheit in der Wissenschaft, von Franzosen und Engländern noch sehr viel lernen könnten.

In Frankreich erscheint jetzt eine, von einer „Réunion des officiers" herausgegebene und für die Offiziere der Armee bestimmte militairische Bibliothek in Heften à 25 Cent. (2 Gr.), wodurch, wie es scheint, dem im letzten Kriege so fühlbar gewordenen Mangel an Kenntnissen des Auslandes und seiner Heere abgeholfen werden soll. Bis jetzt sind siebzehn Lieferungen erschienen, von denen die Hefte 11, 12 und 13 „Studien des Vertheidigungssystems von Westdeutschland und insbesondere von Elsaß-Lothringen" (Études sur la défense de l'Allemagne occidentale, et en particulier de l'Alsace-Lorraine) enthalten. Angeblich sollen diese Studien aus dem Deutschen übersetzt sein. Als Gegenstück dazu enthalten die Hefte 15, 16 und 17: „Studien der befestigten Plätze im Nordosten Frankreichs und des Vertheidigungssystems der neuen Gränze." Die Hefte 8, 9 und 10 bringen „theoretische Studien in Bezug auf die Organisation eines Recognoscirungs-Corps (corps d'éclaireurs) zu Pferde." Die Hefte 3 und 4 enthalten eine Uebersetzung einer Schrift des Prinzen Wilhelm von Württemberg: „Angriffsweise der preußischen Infanterie im Feldzuge von 1870—71." Die übrigen der siebzehn Hefte enthalten Abhandlungen über das Rekrutement, über Recognoscirungen, über die Anwendung des Dynamit bei Sprengungen und über die Organisation der englischen, der schwedischen und der dänischen Armee.

Die Times vom 16. April bringt einen Leitartikel, worin sie mit gerechter Entrüstung auf die Thatsache hinweist, daß noch heutzutage in den Augen englischer Richter Rechtsverletzungen

*) Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht.

gegen Frauen, ja sogar Angriffe auf ihr Leben und ihre Gesundheit, von sehr geringer Bedeutung sind. In der letzten Woche sind vor Richtern und Geschworenen in London zwei Fälle verhandelt worden, deren Ausgang jedes sittliche Gefühl empört. In dem einen Falle hatte ein Mann seine Frau, als sie eben, mit ihrem Kind auf dem Arm, mit einer andern sich unterhielt, auf so brutale Weise geprügelt, daß ihr ein Auge verletzt und sie nach einem Krankenhause gebracht wurde, und als sie von dort geheilt zurückkehrte, schlug der Mann sie abermals dermaßen, daß sie das verletzte Auge gänzlich verloren hat. Die Geschworenen erklärten, daß der Mann zwar eine brutale Handlung begangen, aber nur von dem Rechte Gebrauch gemacht habe, welches er nach dem Gesetze Englands besitzt, seine Frau, die sein Eigenthum ist, zu prügeln, und der Richter verurtheilte ihn demnach zu einer sehr geringen Strafe. In dem anderen Falle hatte sogar ein Mann den Tod seiner Frau herbeigeführt, indem er sie, als er mit ihr über die von unzähligen Wagen befahrene „London-Brücke" ging, sie vom Trottoir hinab unter die Räder eines Frachtwagens stieß, der über sie hinwegging. Aber da er selbst die Leiche sofort nach einem nahen Krankenhause brachte, wo er angeblich große Trauer zeigte, sprachen ihn Geschworene und Richter frei, obwohl von Zeugen beschworen worden war, daß der Angeklagte mit einer Dirne in unsittlichen Verhältnissen gelebt und mehrfach die Aeußerung gethan habe, er wolle nächstens kurzen Prozeß mit seinem Weibe machen. Dagegen ist an demselben Tage von demselben Richter, nach dem Verdict der Geschworenen, ein Mann, der einen anderen Mann körperlich verletzt und ihm dabei eine Uhr gestohlen hatte, zu fünf Monaten Zuchthaus, unter Empfang von 30 Hieben mit der „neunschwänzigen Katze", verurtheilt worden. Also die Uhr eines Mannes ist, wie die Times bemerkt, in den Augen englischer Richter mehr werth, als das Auge und das Leben einer Frau! Auch nachgewiesene Grausamkeit gegen Thiere wird von denselben englischen Richtern streng geahndet. Man müßte daher, schreibt eine „Earnest Englishwoman" in einem „Eingesandt" der Times, in das englische Strafgesetzbuch mindestens die Bestimmung aufnehmen lassen, daß Grausamkeiten gegen Frauen, und wären es auch die eigenen Ehefrauen, gerade so vom Richter zu behandeln seien, wie die Grausamkeiten gegen „animals."

Unter den Mythen, welche uns die Herrlichkeit des Mittelalters anzupreisen bestimmt sind, ist eine der geläufigsten die von der damaligen angeblichen Größe und dem Volksreichthum verschiedener deutscher Städte, welche, wie behauptet wird, die heutigen weit übertroffen haben. Die kritische Forschung der Neuzeit hat schon verschiedene dieser Hyperbeln zu nichte gemacht: Was Erfurt betrifft, eine Stadt, welche unter jenen angeblichen Großstädten des Mittelalters immer mit in erster Reihe figurirte, so wird jene Illusion jetzt durch einen, in dem fünften Hefte des dortigen Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde von Erfurt veröffentlichten Aufsatze: Beiträge zur Bevölkerungs-Statistik von Erfurt, von Alfred Kirchhoff, gründlich zerstört. Der Herr Verfasser weist darin, an der Hand urkundlicher statistischer Angaben nach, daß die übertriebener Weise auf 80,000 Seelen geschätzte Einwohnerzahl der Stadt in ihrer Blüthezeit höchstens die von einigen Dreißigtausend erreicht haben könne, also niemals die heutige Einwohnerzahl, welche über 43,000 beträgt, übertroffen habe. Der Aufsatz enthält auch im Uebrigen höchst lehrreiche und interessante statistische Angaben über die Bevölkerungs-Verhältnisse der Stadt, die verschiedenen, manchmal colossalen Schwankungen in denselben, wie sie durch Epidemieen, wie die im Jahre 1350 und 1683, herbeigeführt wurden, über die durchschnittliche Lebensdauer der Einwohner der Stadt, welche sich für den heutigen Erfurter leider um 2¼ Jahre, für die heutige Erfurterin um ¼ Jahr gegen die normale Lebensdauer ihrer Vorfahren vor neunzig Jahren verringert hat, über die Zahl und die Zeit der Eheschließungen, das Verhältniß der Kinderzahl zu der der Ehen, welches namentlich auch für die um die Stadt herumliegenden ländlichen Districte, welche die bekannte Kirchmann'sche Theorie befolgt zu haben scheinen, oft sehr auffällig ist. Von den sonstigen Aufsätzen, welche das vorliegende fünfte Heft der Mittheilungen des Vereins bringt, ist eine Geschichte des Schlosses Mühlberg (des einen der drei Gleichen), von Dr. B. F. Hesse, sowie eine biographische Skizze über Heinrich von Frimar, den bekannten gefeierten theologischen Schriftsteller des 14. Jahrhunderts, vom Archivrath Beyer, zu nennen.

Zur dritten Auflage des vom deutschen Protestanten-Verein erlassenen Manifestes „Wider die Jesuiten"*) hat Paul Meyerheim ein Titelblatt gezeichnet, das dem geharnischten Worte Bluntschli's sicher eine noch viel weitere Verbreitung verschaffen wird. Der berühmte Thiermaler hat auf diesem Blatte das Jesuitenheer und dessen General in den sinnreichsten Situationen der Thierwelt des Reineke Fuchs dargestellt.

Erklärung.

In Nr. 14 des „Magazin für die Literatur des Auslandes" wird das im Verlage von W. Langewiesche in Barmen erschienene Werk „Von der Volkspoesie" besprochen und mein Vater, Dr. Kleinpaul in Barmen, wiederholt als dessen Verfasser genannt. Durch den vom Verleger beliebten Zusatz „Zugleich ein Supplement zu Kleinpaul's „Poetik", ist schon mehrfach die Autorschaft meinem Vater zugeschoben worden, so daß ich in seinem Namen mich zu der Erklärung veranlaßt sehe:

Die in der betr. Recension ebenfalls angeführte Poetik, die zuerst 1844 erschien, ist im Jahre 1860 in die Hände des Verlegers, Herrn W. Langewiesche sen. in Barmen übergegangen, der seit jener Zeit, da mein Vater durch gesteigerte Berufsarbeiten daran verhindert war, einzig und allein die Recension der neuen Auflagen besorgt und das Buch, wie auf dem Titel bemerkt ist, „umgestaltet" und „ausgearbeitet" hat. Das an dieser Stelle kritisirte „Von der Volkspoesie" ist von dem „Ausarbeiter" der Poetik, also auch von Herrn Langewiesche, verfaßt, wie dies, wenn ich nicht irre, auch in der Vorrede gesagt ist. Mein Vater hatte auf die Entstehung und Ausarbeitung dieses Buches weder directen noch indirecten Einfluß; auch erfuhr er erst, als die Broschüre schon auf den Markt gebracht war, daß sie Herr Langewiesche als „Supplement zur Poetik" bezeichnete, eine Bezeichnung, die schon zu häufig zu verdrießlichen Verwechselungen Anlaß bot, um es nicht für uns wünschenswerth erscheinen zu lassen, die Sachlage hierdurch klar zu legen.

Köln. Ernst Kleinpaul.

*) Elberfeld, R. L. Friderichs, 1872.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Wallstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] —— **Berlin, den 4. Mai 1872.** —— [No. 18.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Deutschlands Größe.

Ein unvollendetes Gedicht Schiller's.

Man hat vielfach Schiller's Dramen dadurch mißdeutet, daß man ihnen einen politischen Zweck unterschob, ja in dem Fortschritte der in ihnen zu Tage tretenden politischen Ideen eine Fortentwickelung des Dichters selbst erkennen wollte; mögen einzelne seiner Dramen auch in den Tagen unserer Noth politische Begeisterung erregt oder sie gesteigert haben, sie waren rein dichterische Schöpfungen, wenn man etwa von „Karlos" absehen will, der dadurch nicht gewonnen hat, daß Schiller darin an Montesquieu's Ideen anknüpfte. Nicht das Drama, sondern das lyrische Gedicht ist die Form, in welcher der Dichter seine politische Gesinnung ausspricht, was Schiller nur höchst selten gethan hat, ja eigentlich findet sich unter seinen Gedichten nur eines, welches wir als ein politisches bezeichnen können, das im Juni 1801 entstandene Gedicht „Der Antritt des neuen Jahrhunderts", welches in der Klage ausklingt, daß Freiheit nicht draußen, sondern nur im eigenen Herzen zu finden sei. Da überrascht uns im eilften Bande der historisch-kritischen Ausgabe Schiller's*) eine Mittheilung, deren Bedeutung weder vom Herausgeber noch von anderer Seite bisher erkannt worden zu sein scheint. Karl Gödeke, dessen große Verdienste auch um diese Ausgabe wir dankbar anerkennen, läßt hier sieben lose Blätter aus Schiller's Nachlaß abdrucken, die sich im Besitze von Schiller's würdiger Tochter, der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, befinden. Von dem Werthe dieser Blätter sagt er nur: „Die Einführung in Künstlers Werkstatt bedarf keiner Entschuldigung. Je genauer man das Schaffen des Künstlers beobachtet, desto mehr gewinnt er durch den Ernst und die Unverdrossenheit seines Strebens. Selbst das Stimmen des Instrumentes, wie es beim Don Juan**) beobachtet werden konnte und hier noch deutlicher erkannt wird, hat, wenn man nur der Totalität seiner künstlerischen Erscheinung eingedenk bleibt, eigenthümlichen Reiz." Gödeke scheint es ganz entgangen zu sein, daß drei dieser Blätter den Gedankengang und eine Anzahl ausgeführter Stellen eines Gedichtes von Deutschlands Größe enthalten, die auch jetzt, obgleich die Vollendung des Ganzen fehlt, für jeden deutschen Vaterlandsfreund ein wahrer Schatz sind. Es sind die mit III, IV, V bezeichneten Blätter. Leider hat Gödeke sie in falscher Ordnung gegeben, wodurch er sich selbst die Einsicht in ihren Zusammenhang verschloß; das dritte gehört an die erste, das erste an die zweite und das zweite an die dritte Stelle. Dieses ergiebt sich, abgesehen davon, daß zwei auf dem dritten Blatte stehende Gedanken auf dem zweiten in Versen ausgeführt sind, aus dem ganzen Zusammenhang. So erhalten wir, wenn wir die zwischenstehenden, weiter unten mitzutheilenden Ausführungen in Versen weglassen, folgenden Gedankengang des durch keine Ueberschrift näher bezeichneten Gedichtes.

---

1. „Darf der Deutsche, in diesem Augenblick, wo er ruhmlos aus seinem thränenvollen Krieg geht, wo zwei übermüthige Völker ihren Fuß auf seinen Nacken setzen und der Sieger sein Geschick bestimmt — darf er sich fühlen! Darf er sich seines Namens rühmen und freuen? Darf er sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe?

2. Ja, er darf's! Er geht unglücklich aus dem Kampfe, aber das, was seinen Werth ausmacht, hat er nicht verloren. Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge. Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupte seiner Fürsten. Abgesondert von dem Politischen hat der Deutsche sich einen eigenen Werth gegründet, und wenn auch das imperium untergegangen, so bliebe (blieb) die deutsche Würde unangefochten.

3. Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und in dem Charakter der Nation, die von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist. Dieses Reich blüht in Deutschland, es ist in vollem Wachsen und mitten unter den gothischen Ruinen einer alten barbarischen Verfassung bildet sich das Lebendige aus. (Der Deutsche wohnt in einem alten sturzdrohenden Haus, aber er selbst ist ein edler Bewohner, und indem das politische Reich wankt, hat sich das geistige immer fester und vollkommener gebildet.)*)

4. Nach dem Höchsten selber streben (die Natur und das Ideal); denn er verkehrt mit dem Geiste der Welten. Ihm ist das Höchste bestimmt**), und so wie er in der Mitte von Europens

---

*) Stuttgart, Cotta, 1872.

**) Einem Balladen-Entwurfe, der gleichfalls hier zum erstenmal erscheint. Gödeke irrt, wenn er V. 33—88 für den eigentlichen Anfang dieses Gedichtes hält, was nur bei einem auffallenden Mißverständnisse möglich war, abgesehen davon, daß es zu dieser Annahme der sehr kühnen, durch nichts begründeten Vermuthung bedarf, Schiller habe beim Wenden des Bogens auf der ganz entgegengesetzten Seite neu begonnen.

*) Ein späterer Zusatz am Rande lautet: „Er hat sich längst über seinen politischen Zustand emporgehoben; ein strebendes Geschlecht wohnt in dem alten Gebäude, und der Deutsche...."

**) Am Rande findet sich der Zusatz: „Die Menschheit, die allgemeine, in sich zu vollenden, und das Schönste, was bei allen Völkern blüht, in einem Kranze zu vereinen."



Völkern sich befindet, so ist er der Kern der Menschheit; jene sind die Blüthe und das Blatt!

5. Er ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zweikampfs an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten, zu bewahren, was die Zeit bringt. Daher hat er bisher Fremdes sich angeeignet und es in sich bewahrt; Alles, was Schätzbares bei andern Zeiten und Völkern aufkam, mit der Zeit entstand und schwand, hat er aufbewahrt, es ist ihm unverloren, die Schätze von Jahrhunderten.

6. Nicht im Augenblick zu glänzen und seine Rolle zu spielen, sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen. Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Aerndte der ganzen Zeit — „wenn der Zeiten Kreis sich füllt, und des Deutschen Tag wird scheinen, wenn die Scha(tten) sich vereinen In der Menschheit schönes Bild." *)

7. Dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden; denn endlich an dem Ziel der Zeiten, wenn anders die Welt einen Plan, wenn des Menschen Leben irgend nur Bedeutung hat, endlich muß die Sitte und die Vernunft siegen, die rohe Gewalt der Form erliegen, und das langsamste Volk wird alle die schnellen, flüchtigen einholen. Die andern Völker waren dann die Blume, die abfällt; wenn die Blume abgefallen, bleibt die goldene Frucht übrig, bildet sich, schwillt die Frucht der Aerndte zu.

8. Das köstliche Gut der deutschen Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefste und das Flüchtigste, den Geist, die Seele, die voll Sinn ist. Unsere Sprache wird die Welt beherrschen. Die Sprache ist der Spiegel einer Nation; wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen. Wir können das jugendlich Griechische und das moderne Ideelle ausdrücken.

9. Keine Hauptstadt und kein Hof übte eine Tyrannei über den deutschen Geschmack aus. Paris, London. So viele Länder und Ströme und Sitten, so viele eigene Triebe und Arten.

10. Nicht aus dem Schooß der Verderbniß, nicht am feilen Hof der Könige schöpft sich der Deutsche eine trostlose Philosophie des Eigennutzes, einen traurigen Materialism, nicht da, wo die Meinung Tugend präget, wo der Witz die Wahrheit wäget. Nicht Redner sind seine Weisen. Darum blieb ihm das Heilige heilig."

So weit reicht die uns vorliegende Aufzeichnung der Gedanken des Gedichtes, das hiermit natürlich nicht enden konnte. Zum Theil am Rande, zum Theil oberhalb der prosaischen Gedanken finden sich die in Versen ausgeführten Stellen, bei denen häufig dem Dichter noch das entsprechende Reimwort fehlte oder sich nicht fügen wollte, weßhalb er Verse unausgeführt ließ oder das Reimwort am Rande angab, zuweilen auch zwei Fassungen neben einander stellte.

Wir geben sie nach der Folge der Gedanken, die wir deshalb mit Zahlen bezeichnet haben, die in Schiller's Handschrift fehlen. Aus den Aenderungen nehmen wir die Fassung, für welche Schiller zuletzt sich bestimmt zu haben scheint, wenn dies zu errathen ist.

1. Wo der Franke, wo der Britte
Mit dem stolzen Siegerschritte
Herrschend sein Geschick bestimmt?
Unter seinen Nacken tritt? **)
Schweigend in der Fernen stehen
Und die Erde theilen sehen —

2. Lächelnd naht der goldne Friede
Aus dem thränenvollen Kriege
Und mit lorbeerleerem Haupt!
(Der die Stirne sich belaubt,
Aus dem thränenvollen Kriege
Und mit lorbeerleerem Haupt?) *)

Deutschlands Majestät und Ehre
Wohnt nicht auf dem Haupt der Fürsten,
Wohnt auf seiner Bürger Haupt.
Stürzte auch in Kriegesflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutsche Größe bleibt bestehn.

3. Finster zwar und grau von Jahren
Aus den Zeiten der Barbaren
Stammt der Deutschen altes Reich.
Doch lebend'ge Blumen grünen
Unter gothischen Ruinen
— — — — — — — — gleich.

6. Jedem Volk der Erde glänzt
Einst sein Tag in der Geschichte,
Wo es strahlt im höchsten Lichte
Und mit hohem Ruhm sich kränzt.
Doch des Deutschen Tag wird scheinen
Wenn der Zeiten Kreis sich füllt.

7. Und im lochrigten Gefäße
Rinnt.

Daneben finden sich aber auch noch folgende freie Ausführungen:

Zu erobern mit den Flotten,
Zu — — — — — — — —.

Das ist nicht des Deutschen Größe
Obzusiegen mit dem Schwert;
In das Geisterreich zu dringen,
Vorurtheile zu besiegen,
Männlich mit dem Wahn zu kriegen,
Das ist seines Eifers werth.

Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,
Als der Deutsche sie zerbrach,
Fehde bot dem Vatikane,
Krieg ankündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt bestach.

Höhern Sieg hat der errungen,
Der der Wahrheit Blitz geschwungen,
Der die Geister selbst befreit.
Freiheit der Vernunft erfechten,
Heißt für alle Völker rechten,
Gilt für alle ew'ge Zeit.

Ew'ge Schmach dem deutschen Sohne,
Der die angeborne Krone
Seines Menschenadels schmäht,
Der sich beugt vor fremden Götzen,
Der des Britten todten Schätzen
Huldigt und des Franken Glanz.
(lüstern späht.)

---

*) Wir schließen die Stellen in Anführungszeichen ein, weil sie in Versform gefaßt ist.

**) Die Strophen sind meist in dem sechszeiligen V. 3 und 6 reimenden trochäischen Maße geschrieben, in welchem nur „Die Antiken zu Paris" und „Die deutsche Muse" gedichtet ist. Nur einigemal ist die Reimstellung eine andere.

*) Am Rande stehen die Reimwörter glaubt, raubt, erlaubt, belaubt.

Mag der Britte die Gebeine
Alter Kunst, die edlen Steine
Und ein ganzes Herculan,
Gierig nach dem Kostbarn greifen
Und auf seiner Insel häufen,
Was ein Schiff nur laden kann.

Nimmer werden sie zum Leben
Auferstehn und sich erheben
Vom Gestelle,
Ewig werden sie Verbannte
Bleiben an dem fremden Strande,
Nie zum Leben auferstehn.*)
(Nie heimisch sein.)

Denn der Witz hat mit dem Schönen,
Mit dem Hohen nichts gemein!

Führt der Britte seine — — —
Und den Königen zum Hohne
Mit der freien Bürgerkrone
Schmückt der Franke sich das Haupt.

Fest auf seinem Wellengotte
Steht der Britte,
Keine freie Bürgerkrone
Bringt er nach Haus,
Wie der Franke seinem Sohne,
Keinen Lorbeer mit zurück.
(Traurig mit gesenktem Blick.)

Nicht bloß das Gedicht „Die Antiken zu Paris" ist erst nach unserm Entwurf gedichtet worden, sondern auch „Die deutsche Muse", da der Dichter dieselben Gedanken, die er schon in einem kleinern glücklich dargestellt hatte, kaum noch einmal in einem größern Gedichte auszuführen sich vorsetzen konnte. Da nun unser Gedicht erst nach dem Lüneviller Frieden entworfen sein kann, so muß Schiller's Angabe, wonach jene beiden erst später gedruckten Gedichte in das Jahr 1800 fallen sollen, auf Versehen beruhen. Deutschland war aus dem Lüneviller Frieden arg geschädigt hervorgegangen, die Herrschaft der Welt schien einzig Frankreich und England vorbehalten. Schiller tröstete sich, ohne Hoffnung, daß Deutschland bald zu einer mächtigen politischen Stellung im Rathe Europas gelangen werde, mit seiner geistigen Größe und mit der Zuversicht, daß endlich, wenn alle übrigen Völker hingewelkt sein würden, deutsche Bildung als edelgezeitigte Frucht am Stamme der Menschheit glänzen werde. Eine ähnliche, aber noch traurigere Entsagung sprach er darauf in dem schon angeführten Gedichte „Der Antritt des neuen Jahrhunderts" aus. Glücklich, daß wir uns nicht mehr mit einem so menschlich edlen Troste über unsere politische Ohnmacht zu erheben brauchen, daß Deutschland sich zu der seiner geistigen Bedeutung gebührenden Machtstellung nach außen emporgeschwungen hat und jeder übermüthigen Vergewaltigung, die leider zu lange wie ein Alp auf Europa lag, mit dem vollen Bewußtsein seiner Macht und dem tiefen, entschiedene Kraft verleihenden sittlichen Gefühl für Recht und Wahrheit entgegentreten kann. Bleiben wir uns aber auch bewußt, daß selbst die edelsten deutschen Geister am Anfang unseres Jahrhunderts die Wiedergewinnung von Deutschlands politischer Macht nicht ahnten, sondern für die unserem Volke bestimmte einzige Aufgabe höchste Menschenbildung hielten, bis die Niedertretung unserer heiligsten Rechte durch den Uebermuth des wälschen Eroberers unser Volk zu politischem Selbstbewußtsein allmählich heraubildete, dessen Mangel wir nicht den großen Geistern, welchen wir in unserer politischen Noth die edelste Erhebung verdankten, kleinmeisterlich vorrücken oder ihn gar aus Vorliebe wahrheitswidrig leugnen dürfen. Schiller liebte, wie auch unser Gedicht so glänzend beweist, das deutsche Volk mit vollbegeisterter Seele, aber er hoffte so wenig wie Goethe auf seine baldige politische Wiederherstellung und die Wiedergewinnung seiner alten oder, wie wir es erlebt haben, einer neuen, noch glänzendern Majestät.

H. Düntzer.

*) Das, was der Dichter hier von der Sammelsucht der Britten sagt, hat er in anderer Weise von den Franzosen in dem Gedichte „Die Antiken zu Paris" ausgeführt, wo auch vom Steigen von den Gestellen die Rede ist. Das Gedicht ward erst im März 1802 vollendet.

Zur Geschichte der Universität Straßburg.*)

Ein Lustrum über dreihundert Jahre ist verflossen, seitdem im Jahrhundert der Reformation, in Straßburg die vom Kaiser Maximilian II., nach eingeholtem Gutachten des Reichstages von Augsburg, mit den Privilegien des Deutschen Reiches ausgestattete akademische Hochschule, die Academia Reipublicae Argentinensis, eröffnet wurde. Deutsche Humanisten des Elsaß, wie Jacob Wimpheling von Schlettstadt, Martin Bucer, Sebastian Brant, Jacob Sturm von Sturmeck, welche in Straßburg den durchgreifenden Erfolg der Reformation gefördert und hierdurch in dieser freien Stadt den Sinn für Wissenschaft und Aufklärung geweckt hatten, sie waren es, die den Senat um das Jahr 1530 zur Gründung einer höheren theologischen Schule bewogen, für welche man die Anhänger der neuen Lehre auch im übrigen Deutschland zu interessiren wußte. Der Stettmeister von Straßburg, Jacob Sturm von Sturmeck, ein Freund von Erasmus von Rotterdam, und der berühmte Gelehrte Johannes Sturm, Beide voll gleicher Liebe für die Alten, wie für das Studium der reinen Quellen des Christenthums, gründeten im Jahre 1538 das protestantische Gymnasium, dessen Professoren zum Theil Canonici des Capitels von St. Thomas wurden. Und dieselben Männer, sowie ihre gelehrten Schüler, waren es, denen demnächst die Gründung der Universität zu verdanken ist. Die Eröffnungsfeier derselben fand am 1. Mai 1567 statt.

Am 1. Mai 1872 vollzog sich zu Straßburg den Manen der großen Männer gegenüber, die vor dreihundert Jahren jenes humanistische, deutsche Werk dort gegründet hatten, eine Sühne von kulturgeschichtlicher Bedeutung. Von dem Tage der verrätherischen Besitznahme der deutschen freien Reichsstadt durch die Franzosen, von dem Tage ab, wo Ludwig XIV. den ehrwürdigen Münster, das Gotteshaus der damals protestantischen, großen Mehrheit der Stadtbewohner, wieder seinen gallicanischen Jesuiten ausliefern ließ, ist auch fortdauernd gegen den heiligen Geist der von deutschem Humanismus gegründeten Hochschule gesündigt worden. Zwar hatte die Capitulations-Urkunde der Stadt zugesichert, daß der König die Universität in ihrem dermaligen Stande verbleiben lassen werde, und demgemäß verblieb sie auch in ihrem Organismus für die nächste Zeit deutsch und protestantisch, aber mit der Zahl der evangelischen Bewohner Straßburgs verminderte

*) Festschrift zur Eröffnung der Universität Strassburg am 1. Mai 1872, von Dr. Aug. Schricker, Senats-Secretair. Strassburg, C. F. Schmidt's Universitäts-Buchhandlung (Friedrich Bull), 1872. (68 S. gr. 8, mit zwei Tafeln, das Facsimile von Goethe's Matricular-Inscription und die Siegel der alten Strassburger Universität, und ihrer Facultäten enthaltend.)

sich auch die Zahl der Lehrer ihrer Hochschule, und wie sehr das Prinzip der Politik der Volksverdummung, das von Paris aus die französischen Provinzen beherrschte, auf die Bevölkerung des Elsaß einwirkte, so daß auch die Zahl der Studirenden in Straßburg, im Vergleiche mit der von anderen deutschen Universitäten sich bald sehr verminderte, ist nur zu bekannt.

Inzwischen gelang es, trotz Allem, dem Geiste kluger Initiative, der das gemeine Wesen Straßburgs immer auszeichnete, durch glückliche Berufungen von Männern wie Daniel Schöpflin und Christ. Wilh. Koch und durch Einrichtungen, unter denen sich besonders die im J. 1738 gegründete erste theoretische und praktische Schule für Geburtshülfe auszeichnete, der Universität einen gewissen Ruf zu sichern, ja ihr sogar für Deutschland und die Bildung des achtzehnten Jahrhunderts eine höhere Bedeutung zu geben. Es ist bekannt, mit welcher Verehrung und Begeisterung unser im J. 1770—71 in Straßburg studirender Goethe von seinen dortigen Lehrern spricht.

Aber bereits vom J. 1740 an waren französische Sprache und Sitte in die bis dahin ausschließlich deutsche Stadt eingedrungen, und zwar durch die Büreaus der Beamten und die Salons der Modewelt in die Kreise selbst der schlichten Bürgersleute. Gleichzeitig hatte der seit der französischen Besitznahme mächtig angewachsene katholische Theil der Einwohnerschaft mit Hülfe des Clerus sich mehr und mehr in den Vordergrund zu bringen gewußt, und gerade das J. 1770, das Studienjahr Goethe's in Straßburg, wird als dasjenige Jahr bezeichnet, in welchem der Sieg des Franzosenthums in dieser Stadt auch auf dem Gebiete des Geistes sich kundzugeben begann.

Anfangs hatte die Stadt gegen jedes Eingreifen der Regierung von Paris in die deutschen Gerechtsame der Universität protestirt, aber es dauerte nicht lange, so achtete man in Paris weder unter der Herrschaft der Monarchie, noch viel weniger unter der der Revolution, auf deutsch-elsässische Protestationen. Der Unterricht in der kerndeutschen Provinz sollte und mußte mehr und mehr französirt werden, von der Universität bis herab zur Elementarschule, und mit dieser Französirung wuchs natürlich die Abneigung der Elsasser gegen deutsche Humanistik und Wissenschaft.

Welchen traurigen Einfluß namentlich der nivellirende und verwildernde Geist der Revolution auf die nationale und ethische Bedeutung der Straßburger Universität gehabt, das wird in der vorliegenden Festschrift des Herrn Schricker, Schriftführers des Senats der neuen deutschen Hochschule, geschildert. Am 10. Prairial des Jahres II (29. Mai 1794) wurde von der Commune Straßburg, unter dem Vorsitze des Convents-Mitgliedes Monet, über die Universität und ihre Einkünfte verfügt, wobei unter Anderm von dem betreffenden Referenten folgendes ausgeführt wurde: „Die Universität, die noch nicht nationalisirt, die das Eigenthum der Stadt und ihr durch Verträge garantirt ist — sie ist es, die in den Augen der Republik das erstaunliche Schauspiel der Servilität und des Deutschthums in einem französischen und freien Lande bildet.... Ich schlage Ihnen deshalb vor, zu beschließen und zu erklären, daß wir, unveränderlich dem National-Convente zustimmend, alle Anstrengungen machen, die Hyder des Deutschthums und alle Einrichtungen, die ihm jetzt noch sein Weiterbestehen sichern, zu vernichten, und in Ausführung des Gesetzes vom 24. Aug. 1792 die Güter der Universität dieser Stadt, wie die Nationalgüter, unter unmittelbare Aufsicht der Distrikts-Verwaltung zu stellen."

Und so geschah es! Die Professoren der Universität wurden in die Gefängnisse geschickt, die Hörsäle geschlossen, und damit war die Hyder des Deutschthums vernichtet.

Als in Frankreich Ordnung und Sitte wiederhergestellt waren, hatte sich aus dem Schiffbruche der Revolution zwar ein Häuflein jener wackeren deutschen Gelehrten, unter denen sich Koch, Oberlin, Scheighäuser befanden, gerettet, die eine protestantische Akademie mit einem Seminar bildeten, aber die alte germanische Lehrfreiheit war verschwunden, und an ihre Stelle trat eine von der französischen „Université" abhängige, philologisch-theologische Departements-Lehranstalt, die mit besonderen medicinischen, pharmaceutischen und Rechts-Schulen, wie sie sich vereinzelt in zwölf verschiedenen anderen Departements befinden, zusammenwirkte. Die Akademie und die betreffenden Schulen zählten allerdings immer einzelne Gelehrte, deren Bedeutung in Deutschland rückhaltlos und freudig anerkannt werden, aber im Ganzen litten sie, wie alle anderen Zweige der „Université", unter der entnervenden Einwirkung der Centralisation.

Jetzt gilt es, zu zeigen, was dagegen deutscher Ernst, deutscher Rechtssinn und deutsche Freiheit der Forschung vermögen.

Schweiz.

Ein Blick auf die idealen Seiten des Katholicismus.*)

Je mehr in der Gegenwart die religiöse Bewegung hervortritt und je wichtiger die Interessen sind, welche sich an sie knüpfen, um so mehr ist es Pflicht, sich die vorliegenden Fragen klar zu machen und sie in einer tieferen Weise aufzufassen, als es oft geschieht.

Einen interessanten Beitrag dazu liefert eine kürzlich erschienene Broschüre eines namhaften protestantischen Theologen, des Professor von der Goltz: „Ein Blick in die idealen Seiten des Katholicismus". Der Verfasser geht davon aus, daß so sehr auch der Kampf gegen den Ultramontanismus als eine Nothwehr zum Schutz heiliger, nationaler Güter eine Pflicht geworden sei, man darüber nicht die Augen verschließen könne vor der gewaltigen Macht, die der Katholicismus noch immer nach allen Angriffen und Verlusten zeige, und er versucht nun nachzuweisen, worauf dieselbe ihrem eigentlichen Grunde nach beruhe. Es genüge nicht, zur Erklärung sich nur auf äußere Gründe zu berufen, was man oft thut, indem man die Wirkungen für die Ursache setzt. Alter und Gewohnheit, der Bund aller conservativen Interessen, die durchgebildete Organisation des Clerus und die seit Jahrhunderten geübte Regierungskunst, endlich auch die Geschmeidigkeit und Volksthümlichkeit der römischen Curie und namentlich der Jesuiten, sie Alle erklären nicht hinreichend die gewaltige Macht des Katholicismus. Ihr Hauptgrund liegt vielmehr in einer religiösen Idee, in der Idee der Kirche als eines wirksamen, selbständigen, durch Cultus und specielle Seelenpflege tief eingreifenden Organismus. Gegen die protestantischen Einwendungen, daß dem katholischen Ideal die römische Wirklichkeit wenig entspreche, schützt dann in letzter Instanz die Mystik und die dadurch ermöglichte idealistische Auffassung der Kirche, gegen welche die thatsächlichen Mängel und Fehler verschwinden. „Dem ganzen System des Katholicismus liegt die mystische Idee des Leibes Christi als eines gottmenschlichen,

*) Oeffentlicher Vortrag, gehalten in Zürich, Basel und Karlsruhe, von Freiherrn H. von der Goltz, Prof. der Theologie und z. Z. Rector der Universität in Basel. Gotha, F. A. Perthes.

Himmel und Erde vermittelnden Organismus zu Grunde." (S. 28.) Das Ergebniß der Betrachtung ist also, „daß die moralische Macht des Katholicismus auf einem Ideal kirchlicher Gemeinschaft und Organisation beruht."

Zum Schluß wird die Frage aufgeworfen, wie sich der Protestantismus dazu verhalten soll? Letzterer geht von einem grundverschiedenen Princip aus, und so ist es durchaus verfehlt, wenn neuerdings in protestantischen Kreisen die Neigung hervorgetreten ist, Rom in seinem äußern Glanz und in seinen sinnlichen und gesetzlichen Mitteln nachzuahmen. Aber in Einem Punkte kann uns die ideale Seite des Katholicismus ein Vorbild sein: in der Pflege der Idee der Gemeinschaft, des Zusammenwirkens der einzelnen Glieder zum Ganzen.

Dies ist der Gedankengang der geistvoll und anregend geschriebenen Broschüre, die wir der Theilnahme aller Gebildeten bestens empfehlen. E.

Frankreich.

Die Philosophie der Freiheit.*)

Unter dem Titel: „Die Philosophie der Freiheit" liegt uns ein aus zwei starken Bänden bestehendes Werk von Charles Secrétan vor, von welchem der erste Band zuerst 1848, in zweiter Ausgabe 1866, der zweite Band in zweiter Ausgabe 1872 veröffentlicht worden ist.

Der Verfasser versichert uns in der Vorrede zum ersten Bande, daß seine Philosophie, begründet auf dem allgemeinen Gefühl der moralischen Verpflichtung, die theoretischen Bedürfnisse des Gewissens mit der Wirklichkeit der Dinge in Einklang bringe, und daß sie ein über den Erscheinungen erhabenes unbedingtes wirkliches Wesen nachweise, indem sie das, was das Gewissen in der Form des Imperativs ausspricht, auf die Form des Indicativs zurückführe.

„Ohne die gebieterischen Nothwendigkeiten der Erfahrung abzuschwächen, ohne die Augen zu verschließen vor dem Bösen, welches wir in unserem eigenen Innern finden, wird sie gerecht jenem höchsten Optimus, welcher in der niedrigsten Ausübung der Intelligenz enthalten ist, weil er das Wesen der Vernunft bildet. Anerkennend, daß für den praktischen Geist das Ideal und die Wirklichkeit gegenübergestellt bleiben müssen und daß auf Erden die Vollkommenheit nicht erscheinen kann, erklärt sie dennoch mit Boffnet, daß die Vollkommenheit der Grund des Daseins ist."

Für Diejenigen, welchen diese Versicherung mehr theologisch als philosophisch zu sein scheint, wird in der Vorrede zum zweiten Bande die weitere Zusicherung hinzugefügt, daß die hier dargebotene Philosophie den Zweifel und die Ueberlieferung, das Gefühl und die heilige Schrift, die Metaphysik und die Kritik, die Geschichte und die Natur, die Erfahrung und die Vernunft, die Idee und die Wirklichkeit umfasse und in Einklang bringe und die reale Welt erkläre, ohne dem Guten die unbedingte Herrschaft zu nehmen, welche das Gewissen ihm zuerkennt.

Solchen Verheißungen wird auch in unserem deutschen Volke, welches noch Napoleon I. als das Volk der Ideologen bezeichnen zu müssen gemeint, heutzutage nicht mehr viel Glauben entgegengebracht, nachdem selbst die Hegel'sche Philosophie, welcher eine Zeit lang ja doch der Ruhm zuerkannt wurde, daß sie die absolute, die höchste und letzte, alle Räthsel der Welt lösende Philosophie sei, auf dem Gebiete der empirischen Wissenschaften fast allgemein in Mißcredit gekommen, ja man kann sagen, fast allgemein nur in dem Sinn als letzte Philosophie genommen wird, insofern nach ihr überhaupt kein philosophisches System mehr werde aufgestellt werden können mit dem anmaßenden Anspruch, das große Räthsel des Daseins der Welt zu lösen.

Der Hegel'sche „absolute Idealismus" hat sich nicht als die gerühmte Versöhnung der Gegensätze von Pantheismus und Theismus, Realismus und Idealismus, Naturalismus und Spiritualismus behauptet und bewährt. Die Anhänger des absoluten Idealismus sind bald auseinander gegangen, die Einen nach Rechts, die Anderen nach Links, und stehen wieder unversöhnt einander gegenüber als Theisten und Pantheisten, Idealisten und Realisten, Spiritualisten und Naturalisten.

Es kann uns also nicht befremdend sein, daß nun alle Philosophie, welche Metaphysik und als solche eine bessere Erklärung aller Erscheinungen der Welt sein will, als die nur auf Erfahrung sich stützende und nur in der Vielheit von Erfahrungswissenschaften wirkliche Wissenschaft, in den Ruf gänzlicher Unfähigkeit gekommen, zur Erklärung der Welt Etwas beitragen zu können, und daß die Männer der Fachwissenschaften fast alle nun meinen, aller Metaphysik entsagen und sich darauf beschränken zu müssen, auf Grund der Erfahrung allein eine wahrhaft wissenschaftliche Erkenntniß der Dinge und Erscheinungen in der Welt zu Stande zu bringen.

Diesen Stand der Dinge auf dem Gebiete des wissenschaftlichen Lebens vollständig erkennend, hat der Verfasser des vorliegenden Werkes doch noch den Muth gehabt, mit einem neuen philosophischen System hervorzutreten, welches gleichzeitig dem unabweisbaren Bedürfniß einer metaphysischen Erklärung der Welt und dem einer erfahrungsmäßigen wissenschaftlichen Erkenntniß der Dinge und der Erscheinungen Genüge leiste. Dieses philosophische System hat eine gewisse Verwandtschaft mit der Schopenhauer'schen Philosophie, d. i. derjenigen deutschen Philosophie, welche in neuester Zeit unter Denen, die immer noch ein Interesse an metaphysischen Problemen haben, durch Hegel aber dieses Interesse nicht befriedigt finden, mehr und mehr Anhänger gefunden hat. Wie die Schopenhauer'sche, so geht auch die uns hier vorliegende Philosophie von der Ueberzeugung aus, daß auch die Metaphysik sich auf Erfahrung begründen müsse, daß es aber eine doppelte Erfahrung gebe, nämlich die äußere, sinnliche, deren Gegenstand die Welt, und die innere, geistige, deren Gegenstand der Wille, das Wesen der Welt, sei. Auch darin stimmen sie beide überein, daß man die Welt nur durch gleichzeitige Anwendung beider Methoden, nämlich derjenigen, die von der Außenwelt zur Innenwelt, und derjenigen, die von dieser zu jener führt, auf befriedigende Weise erkennen und erklären könne. Einen Unterschied beider Systeme erkennen wir aber bald darin, daß Schopenhauer den Willen, das Wesen der Welt, als einen nothwendigen, unbewußten, wie er in der Natur waltet, Secrétan dagegen als einen freien und selbstbewußten, wie die Erfahrung ihn uns in unserem eigenen Innern darbietet, auffaßt, und daß demgemäß dieser eine befriedigendere philosophische Ethik, jener eine befriedigendere philosophische Physik zu Stande bringt.

Wir beabsichtigen nicht, hier eine Kritik der Secrétan'schen

*) La philosophie de la liberté, par Charles Secrétan. Paris, Sandoz & Fischbacher. Neuchatel, J. Sandoz, 1872.

Philosophie zu geben, da der uns vergönnte Raum dazu nicht ausreichen würde. Wir beschränken uns darauf, die in dem Werke auf eine durchweg philosophische und dabei doch leicht verständliche Weise entwickelten Gedanken zu skizziren, indem wir überzeugt sind, daß dies genügen wird, um denjenigen von unseren Lesern, welche dem zur Zeit die Alleinherrschaft beanspruchenden Materialismus gegenüber immer noch einen echt wissenschaftlichen Idealismus als vollberechtigt anerkennen, ein lebendiges Interesse für die hier dargebotene „Philosophie der Freiheit" zu erwecken.

Die Vorrede zum ersten Bande enthält eine ausführliche Darstellung der vom Verfasser als „Positivismus" bezeichneten modernen Wissenschaft, welche, alle Metaphysik, die philosophische nicht weniger als die religiöse, alle Fragen und Untersuchungen, die ein Unbedingtes, ein Absolutes, einen ewigen Urgrund und Endzweck in der Welt finden wollen, mit Entschiedenheit als unwissenschaftliche unnütze Grübeleien verwerfend, sich darauf beschränkt, die relativen Ursachen und Wirkungen der Erscheinungen in der sinnlich wirklichen Welt und die Gesetze, nach denen sie erfolgen, durch eine richtige Verbindung der Beobachtung und des Urtheils zu erkennen. Nachdem der Verfasser diesen „Positivismus", wie derselbe in dem „Cours de Philosophie de Comte"*) und in den Schriften Littré's dargestellt ist, einer gründlichen Kritik unterworfen und die Widersprüche, die Inconsequenzen und die Unzulänglichkeit dieses „Positivismus", wo es gilt, die Welt der Moral und der Sittlichkeit zu erklären, in das rechte Licht gestellt, giebt er mit der Entwicklung und Begründung der folgenden Gedanken die Einleitung in seine auf die Moral begründete Philosophie.

Der Zweck der Philosophie ist: alle in der Welt sich darbietenden Thatsachen in ihrem Zusammenhange und in ihrer Einheit zu begreifen und aus Einem universellen Princip zu erklären. Diese „progressive" Philosophie, welche vom Allgemeinen zum Besonderen hinabsteigt, hat zur Bedingung eine „regressive" Philosophie, welche vom Besonderen sich zum Allgemeinen erhebt. Diese allein ist ungenügend; jene allein ist unmöglich.

Die Philosophie der Moral — das ist die Wissenschaft von der Kunst des Menschenlebens, ist die Krone, der Abschluß der „progressiven" Philosophie. Zur Moral sind nothwendig: ein freier Wille und ein Princip, welches geeignet ist, seiner Freiheit als Norm zu dienen. Damit aber die Moral eine wissenschaftliche sei, muß sie aus der Wissenschaft des universellen Princips hergeleitet werden. Sie setzt voraus, daß dieses Princip ein freies Wesen sei. Die Erkenntniß des höchsten Princips geht aus der Gesammtheit der unmittelbaren Wahrheiten hervor; diese sind: die Thatsachen der sinnlichen Erfahrung, die Thatsachen der psychologischen Erfahrung, die unmittelbaren Wahrheiten der Vernunft und die nothwendigen Wahrheiten der moralischen Welt. Die sinnliche Erfahrung für sich allein giebt keine Erkenntniß des ersten Princips. Die psychologische Erfahrung giebt uns in dem Selbstbewußtsein die Idee des Seins. Die unmittelbaren Wahrheiten der Vernunft reduciren sich auf den Begriff des Unbedingten. Die Idee des unbedingten Wesens ist der Ausgangspunkt der Philosophie. Die nothwendigen Wahrheiten der moralischen Welt nöthigen uns, die Freiheit des ersten Princips anzuerkennen, indem sie in uns die Pflicht bezeugen, welche unsere Freiheit voraussetzt. Die Erkenntniß der göttlichen Freiheit ergiebt sich aus der Entwicklung der Idee des Absoluten. Die durch Descartes, Locke, Kant und Fichte festgestellte Theorie der Erkenntniß hat bewiesen, daß jede Affirmation sich auf den Glauben des Geistes an sich selbst gründet. Wir glaubten an die Vernunft und folglich an die Realität des Absoluten.

In Bezug auf die nun folgende Darstellung der Geschichte der Philosophie, welche den größten Theil des ersten Bandes ausmacht, geben wir hier nur die Versicherung, daß kaum eine zweite Darstellung der Geschichte der Philosophie existiren dürfte, in welcher die Principien aller bedeutenden philosophischen Denker (mit Ausschluß der orientalischen) mit so tiefem Verständniß und in einer so leicht verständlichen Ausdrucksweise entwickelt und dargestellt werden als eine fortschreitende Reihe, in welcher immer das spätere als vernunftgemäßes Ergebniß oder Complement des früheren erscheint.

Die nun folgende „regressive Metaphysik" gelangt zum höchsten Begriff des ersten Princips, indem sie die folgenden Gedanken entwickelt und begründet:

I. „Das Princip aller Existenz ist Eins." Dieses Axiom ist das Fundament des Pantheismus.

II. „Das Princip der Existenz ist absolute Freiheit." Beweis: Es existirt durch sich selbst. Daraus folgt: 1) „es ist Ursache seiner Existenz, d. h. Substanz; 2) es bringt selbst die innere Thätigkeit hervor, durch welche es sich manifestirt; es ist — Leben; 3) es giebt sich selbst das Gesetz seiner Hervorbringung, die Form seines Lebens; es ist frei; es ist — Geist; 4) es bringt seine eigene Geistigkeit hervor; es ist — absolute Freiheit.

III. Von der absoluten Freiheit können wir die Idee, d. h. eine anschauliche Vorstellung nicht haben, da alle Anschauung im Grunde Anschauung ist von uns selbst und von Dem, was in uns ist; die absolute Freiheit aber ist nicht in uns.

IV. Der Wille ist das allgemeine Weltwesen. Die verschiedenen Ordnungen des Seins sind die Stufen des sich manifestirenden Willens. Existiren ist: gewollt sein. Substanz sein ist: wollen. Leben ist: sich wollen. Geist sein ist: seinen eigenen Willen hervorbringen, sein Wollen wollen.

Die „progressive Metaphysik" begründet die folgende Gedankenreihe: Die Welt ist die Wirkung Eines, eines einzigen und selbigen Willens (darum ist das Reale und Ideale — identisch). Im Weltall manifestirt sich die absolute Freiheit als solche. „Gott" ist das Absolute in seiner Beziehung zur Welt. Das Weltall ist das Product einer Schöpfung, d. i. eine Hervorbringung, durch welche Nichts geändert wird in dem Hervorbringer. Die Liebe ist das Motiv der Schöpfung. Die Creatur hat ihren Zweck in sich selbst; sie ist — frei. Die Liebe, betrachtet als Motiv der Schöpfung, schließt in sich die Freiheit der Creatur; denn die Freiheit ist ihr Wohl. Gott will ihr Wohl und folglich auch ihr Glück, welches das Bewußtsein ihres Wohles ist. Aber das wirkliche Wohl der Creatur kann ihr nur aus der That ihrer eigenen Freiheit kommen. Die Creatur ist berufen, ihre eigene Freiheit zu verwirklichen. Dies wird sie inne als ihre „Pflicht". Ihre Pflicht erfüllen kann sie nur, indem sie Gott liebt, d. h. sich nur will für Gott.

„Die Philosophie der Geschichte", die im zweiten Bande enthalten ist, weist nach, wie in der christlichen Welt die Creatur als Menschheit bis jetzt ihre Freiheit realisirt hat. Wir können die hier gegebene, ganz christliche und dabei auch ganz philosophische, durchweg höchst interessante Erklärung der geschichtlichen Menschheits-Entwicklung ebenfalls nur in ihren Grundzügen skizziren.

*) Paris, 1830—1842, six volumes.

Die freie Creatur kann: 1) bleiben wollen in dem ursprünglichen Stande der Unentschiedenheit; 2) sich constituiren in Gott durch die Liebe zu Gott; 3) versuchen, sich in sich selbst zu constituiren unabhängig von Gott; 4) versuchen, sich in sich selbst zu constituiren gegen Gott. Der wirkliche Zustand der Menschheit ergiebt sich aus einer Bethätigung der ursprünglichen Creatur, durch welche dieselbe sich unabhängig von Gott hat constituiren wollen.

Das Gute ist die Einheit des geschaffenen Willens und des göttlichen Willens; das Böse ist die Trennung beider. Das Wesen des Guten ist die Liebe; das Wesen des Bösen ist die Selbstsucht. Die Möglichkeit des Bösen liegt in der Unvollkommenheit, welche der Intelligenz der Creatur natürlich ist, bevor sie gehandelt hat. Die Verwirklichung des Bösen ist aus dieser Unvollkommenheit nicht zu erklären, sondern aus einer positiven Entscheidung des freien Willens.

Alles, was im wirklichen Zustand der Welt dem Ideal einer freien Creatur widerspricht, muß betrachtet werden als eine Folge des moralischen Bösen. In der Menschheit ist die Freiheit vorhanden; aber in Folge der Macht des Beispiels, der Erziehung des Bedürfnisses und der natürlichen Neigungen ist es sehr leicht geworden, das Böse zu wollen, und sehr schwer, das Gute zu wollen. Darum ist „der Fortschritt" nicht eine Erklärung, sondern ein Problem, welches nur gelöst werden kann durch die Annahme einer die gefallene Creatur wiederherstellenden Macht. — Alle Freiheit in der wirklichen Welt ist eine Gabe der Gnade. Die moralische Freiheit ist die beständige Form der Gnade.

Die Menschheit bildet nur ein einziges Sein; das Individuum ist ein Organ der Menschheit; der einzelne Mensch vermag nicht ohne den Beistand von Seinesgleichen seinen Lebenszweck zu erfüllen. Das Individuum ist ein Zweck für sich selbst, zugleich aber auch ein Mittel für die Gesammtheit. In der Menschheit hat jedes Individuum Antheil an dem Wesen des Sohnes (des Gottes in der Welt), welcher ihm eine neue Freiheit schafft als Gegengewicht gegen den Trieb der gefallenen Creatur. Christus leidet in der ganzen Menschheit und in jedem Individuum. Die Vollendung der Erlösung bringt es mit sich, daß die Menschheit die bisher durch die erlösende Macht bewirkte Heiligung selbst vollbringe. Das Mysterium des Christenthums wiederholt sich in jedem Menschen.

Das Christenthum ist vollständig erfüllt in der Liebe. Der Glaube, als Bedingung des Heils und als Princip der Heiligung, ist ein Willensact. Sich in sich selbst und mit Gott einigend, verwirklicht das Individuum die Freiheit, welche sein Wesen ist, und erlangt so das höchste Gut und das ewige Leben. Die vollkommene Verwirklichung des höchsten Guts schließt in sich die Erlösung aller Individuen.

Der Organismus, in welchem Alles gemeinsam und Alles individuell sein, in welchem die Menschheit in ihrer Einheit wiederhergestellt sein wird durch die Wiederherstellung ihrer Freiheit, ist — die Kirche. Seit Jesus Christus erstrebt die Menschheit die Herstellung der Kirche.

Die Moral ist die Verwirklichung der Freiheit. Die moralische Entwicklung ist der wahre Zweck; der Staat, welcher sowohl die physische, als auch die moralische Arbeit sicher stellt, ist, seinem Wesen nach, nur Mittel. Im Staat beschränken sich die Einheit und die Freiheit gegenseitig; in der Kirche, dem Organismus des moralischen Lebens, ist Alles gemeinsam und Alles individuell. Jedoch kann die Kirche den Staat weder ersetzen noch beherrschen, weil sie den Zwang ausschließt.

Die Kirche also hat sich hier als der letzte Endzweck ergeben. „Die Philosophie der Freiheit", welche sich hier producirt als das Ergebniß aller philosophischen Geistesarbeit der Menschheit, stellt der Menschheit keine höhere Aufgabe, als diejenige, welche die Religion seit Jesus Christus ihr gestellt hat oder hat stellen sollen, nämlich die Aufgabe, „die Kirche" zu verwirklichen — und Das in unsrer Zeit, in welcher alle denkenden Menschenfreunde darin einverstanden sind, daß die Vertreter des Kirchenthums die ärgsten Feinde des Fortschritts sind. Wie ist es möglich, daß ein philosophischer Denker, der noch dazu die Moral zur Grundlage der Philosophie macht, in unsrer Zeit noch „die Kirche" als das zu verwirklichende Menschheits-Ideal hinstellen kann?!

Wer, wie der Verfasser, die Kirche richtig begriffen hat als die geistige Menschen-Gemeinschaft der die Freiheit verwirklichenden Liebe, der muß die Kirche als den letzten Menschheits-Zweck hinstellen, dem alle besonderen Menschen-Gemeinschaften, auch die Völker-Gemeinschaften, d. h. die Staaten, als Mittel sich unterzuordnen haben; der muß die Völker und die Staatsregierungen daran mahnen, daß sie im Kampfe gegen ein veraltetes, der Verwirklichung der Freiheit entgegenwirkendes Kirchenthum nur dann siegreich sein können, wenn sie mit Aufbietung aller freien Geistesmächte die freie Kirche herzustellen anfangen und ihrerseits auch aufhören, der Verwirklichung der freien Kirche durch ein ihrem Staats-Interesse dienendes Staatskirchenthum hemmend entgegenzuwirken.

In Bezug auf die Begriffe von Kirche und Staat, können wir der vorliegenden Philosophie nicht den Vorwurf machen, daß sie zu sehr von dem christlichen Kirchenglauben beherrscht sei. Wohl aber müssen wir ihr diesen Vorwurf in Bezug darauf machen, daß sie auch solche Vorstellungen des christlichen Kirchenglaubens, die vor einer echt wissenschaftlichen Kritik höchstens noch als Sinnbilder der Wahrheit gelten können, daß sie Vorstellungen, wie: Schöpfung, Sündenfall, Erlösung und Aehnliches im Sinne zeitlichgeschichtlicher Thatsachen, d. h. so, wie der religiöse Glaube sie nimmt, festgehalten hat. Daß auch in diesen Vorstellungen des christlichen Kirchenglaubens Wahrheiten ausgedrückt sind, geben wir gern zu; aber das müssen wir bestreiten, daß diese dem christlichen Glauben angemessenen Ausdrucksformen auch noch der allgemein-menschlichen, freien philosophischen Erkenntniß angemessen sind. Wir constatiren jedoch auch gern, daß trotzdem und vielleicht auch eben deshalb die Philosophie des Verfassers, was ihren ethischen Gehalt betrifft, alle neueren Philosophieen, die „absolute" Hegel'sche nicht ausgenommen, übertrifft. Daß sie in dieser Beziehung auch vor der Schopenhauer'schen Philosophie, der manche ehemalige Anhänger Hegel's in neuester Zeit sich ergeben haben, entschieden den Vorzug verdient, wird Jeder zugeben, der mit uns der Ansicht ist, daß mit einer pessimistischen Weltverachtung und Resignation der Menschheit weniger gedient ist, als mit einer das Menschenleben in der Welt veredelnden Moral.

Niederlande.

Holland und das Deutsche Reich.

Die Revue d. d. Mondes enthält in ihrem Hefte vom 15 April einen nicht unterzeichneten Artikel über die bedrohliche, die

höchsten politischen Bedenken erregende Situation, welche die aus den Ereignissen der Jahre 1866 und 1870 hervorgegangene Verfassung des großen, einigen Deutschen Reiches für Holland angeblich geschaffen haben soll. Es liegt uns die Versuchung nahe, diesen Artikel, der einer der vielen „Eclaireurs" ist, welche das chauvinistische Frankreich jetzt nach dem Ausland entsendet, um einen Nachbarn Deutschlands nach dem andern gegen Kaiser und Reich mißtrauisch zu machen und sich als künftige Bundesgenossen zu gewinnen, hier zu analysiren und in seiner Gleißnerei und Unwahrheit aufzudecken. Wir wollen jedoch, da uns leicht von Dritten der Einwurf gemacht werden könnte, daß wir die Sache eben auch nur aus einem einseitigen, nationalen Standpunkte auffaßten, lieber, statt unserer, zunächst einen neutralen Nichtdeutschen in der Sache reden lassen. Das liberale belgische Blatt „La Discussion" sagt in seiner Nummer vom 21. April Folgendes über den gedachten Artikel der R. d. d. Mondes:

„Es versteht sich von selbst, daß man in diesem Artikel alle gewöhnlichen Vorurtheile der heutigen Franzosen gegen Deutschland wiederfindet. Mit einer Widerlegung dieser Vorurtheile wollen wir uns nicht aufhalten; es wäre dies eine zu müßige und völlig überflüssige Arbeit. Der Verfasser zeigt jedoch neben dieser Schwäche eine nicht gewöhnliche Kenntniß der Menschen und Zustände in Nordniederland. Er giebt zu, daß Frankreich dort nicht gerade die Sympathieen der intelligenteren Männer besitzt, und obwohl ihn dies betrübt, so wundert er sich doch nicht darüber. Aber er möchte gern denjenigen die Augen öffnen, welche sich durch die Größe des neuen Deutschland haben blenden lassen, und er bemüht sich, ihnen nachzuweisen, daß die jetzige Verfassung des Deutschen Reiches den Ruin ihres Vaterlandes nach sich ziehen müsse. Das unersättliche Preußen, das sich bereits so vieler anderen Dinge bemächtigt habe, werde sicher einestages wünschen, sich auch die niederländischen Kriegs- und Handelshäfen anzueignen, und — ruft der französische Hetzer — wer wird sich dem widersetzen können, wenn Preußen einmal zu diesem Entschlusse gelangt ist? Darum ist es nothwendig, daß Holland auf solche Gefahren vorbereitet sei und daß es, noch bevor sie wirklich eingetreten, dagegen auf das Aeußerste ankämpfe und sich eher in den Wellen des Meeres begraben lasse, als der Gewalt weiche.

„Diese Thesis ist nicht ohne Talent entwickelt und durchgeführt, aber welchen Werth hat sie im Grunde? Daß die Vereinigung aller deutschen Macht in Einer Hand ihre Gefahr für Holland habe, ist so selbstverständlich, daß es nicht erst mit solchem Aufwande von Gründen bewiesen zu werden brauchte. Jeder mächtige Staat bedroht in einem gewissen Sinne seine schwächeren Nachbarn, das ist sicher. Frankreich z. B. ist stets ein Gegenstand der Besorgniß für Belgien und die Schweiz gewesen, aber hat man darum jemals verlangt, daß Frankreichs Einheit aufzuheben sei? Es giebt große und es giebt kleine Nationalitäten, die sämmtlich ihre Berechtigung für sich haben, ohne daß durch das Recht der einen das der andern negirt wird; jede constituirt sich in ihren natürlichen Gränzen. Italien hat alle Italiäner unter dem Scepter des Königs von Piemont, Deutschland alle Deutsche unter dem des Königs von Preußen geeinigt. Was ist einfacher und was gerechter, als dies! Ja, mit welchem Rechte sollte man sich der natürlichen und berechtigten Entwickelung einer Nation, die eine der ersten civilisatorischen Aufgaben unserer Zeit zu erfüllen hat, widersetzen? Etwa bloß damit alle die Natiönchen rings herum von der Furcht befreit werden, sich einestages angegriffen zu sehen?

„Zugegeben, es sei die Möglichkeit einer Gefahr vorhanden — wird diese Gefahr wirklich einmal eintreten? Bei der Beantwortung dieser Frage machen sich die allerwidersprechendsten Conjecturen geltend. Wünscht Deutschland die Annectirung Hollands und wird es einestags suchen, diesen Wunsch zu erfüllen? Jeder kann darauf nach seinem Belieben antworten, und alle Antworten haben gleichen Werth: es sind reine Hypothesen und nichts weiter. Was Deutschland heute nicht will, das wird es vielleicht morgen wollen; die Zeiten ändern sich, und mit ihnen die Menschen und die Ideen. Wo ist die Politik, die es wagt, sich zum Bürgen für die Zukunft zu machen? Welcher aufrichtige, denkende Mensch hat nicht schon bei sich selbst unerwartete Metamorphosen der Ansicht erkannt? In keinem Falle aber kann man, wie uns scheint, Deutschland in diesem Augenblicke beschuldigen, das Gut Anderer zu begehren. Es hat sich in naturgemäßer Weise constituirt, ganz so wie es Italien gethan, indem es kleinere Staaten von gemeinsamer Nationalität mit einander enger verband, doch mit dem Unterschiede, daß es nicht zu der Heuchelei eines Plebiscites griff, das nur die kindlichste Naivetät als freien und entscheidenden Ausdruck der Wünsche der Bevölkerung zu bezeichnen vermag. Es ist demnach auch kein Schluß von der Vergangenheit auf die Zukunft zu ziehen; was es gethan, das mußte es thun, um sich zu erhalten.

„Wollte es seine Hand auf Holland legen, so würde es dadurch sehr unnützer Weise die Sympathieen Europa's verscherzen, die ihm jetzt mehr zu Theil geworden, als die Revue d. d. Mondes wohl glaubt. Es giebt für Deutschland ein viel sichereres Unternehmen, als die Eroberung der ihm benachbarten Länder, und das besteht darin, sie sich zu Verbündeten zu machen. Es ist sicherlich ebenso im Interesse der Niederlande, als in dem Deutschlands, die gegenseitigen freundlichen Beziehungen beider Länder mehr und mehr zu entwickeln. Sprachen von gemeinsamem Ursprung, Volkscharakter, Sitten und Tendenzen, die ungeachtet ihrer Verschiedenartigkeit, doch den alten germanischen Geist nicht verleugnen — das Alles zieht die Niederländer zu ihren mächtigen Nachbarn. Sie begreifen dies sehr wohl, und wenn sie Recht haben, nicht annectirt sein zu wollen, so wissen sie gleichwohl, daß sie, jemehr sie in die Strömung des germanischen Lebens eintreten, um so sicherer eine glänzende Zukunft und eine unabhängige Existenz vor sich haben."

England.

Der Strike der ländlichen Arbeiter in England.

I.

Die Forderungen der Arbeiter.

Der Strike, welcher unter den ländlichen Arbeitern in der englischen Grafschaft Warwickshire ausgebrochen ist und sich mit reißender Schnelligkeit von dort durch acht andere Grafschaften verbreitet hat, ist eine neue Phase in der Geschichte der socialen Bewegung unter den Arbeitern, denn es ist das erste Mal, daß sich auch der ländliche Arbeiter von der in Europa grassirenden Krankheit der Arbeitseinstellung, die bisher auf den gewerblichen und Fabrikarbeiter beschränkt blieb, angesteckt zeigt. Die Erscheinung verdient eine um so größere Beachtung, als die Erfahrung lehrt, daß dergleichen Arbeitseinstellungen, ganz wie die Epidemien, sobald sie sich einmal gezeigt haben, nicht lokalisirt

bleiben und man erwarten darf, sie früher oder später an andern Orten unter gleichen oder ähnlichen Symptomen auftreten zu sehen. Es ist daher gerathen, auch diese Seite der Frage ehe sie eine brennende geworden, nach allen Seiten zu erörtern und als einen Beitrag hierzu bringen wir in einer auszüglichen Uebersetzung zwei diesen Gegenstand behandelnde Aufsätze aus der höchst gediegenen, achtungswerthen Pariser Revue politique et littéraire, herausgegeben von Eug. Yung und Em. Aglave.

In dem ersten Aufsatze heißt es nach einigen einleitenden Worten: „Bis jetzt ist diese Arbeitseinstellung nur noch ein sociales Phänomen, denn es hat nicht den Anschein, als ob die Politik etwas damit zu thun habe, das aber um so außerordentlicher ist, je weniger man sich dessen versehen hätte. In die Massen der ländlichen Bevölkerung ist die Aufklärung noch nicht gedrungen, und so erregt es wirklich Staunen, eine rohe Bevölkerung sich gleichzeitig erheben zu sehen — wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf — um die Arbeit zu verweigern, sofern dieselbe nicht in einer Weise bezahlt wird, daß der Arbeiter leben kann. Wohl hat die Noth gerade in England die ländliche Bevölkerung schon öfter zum Aufstande angestachelt, aber diese ebenso schnell vorübergehenden wie furchtbaren Erhebungen machten sich Luft in Mord und Brandstiftung, verübt gegen einen oder einige allzu harte Pächter oder Eigenthümer, und dann trat wieder Ruhe ein. Ganz anders ist es diesmal. Die Pächter und Eigenthümer sehen sich einer ländlichen Arbeiter-Bevölkerung gegenüber, die entschlossen ist, nicht eher nachzugeben, als bis man ihre gerechten Forderungen erfüllt hat. Wahrlich, dieses große Meeting unter den Kastanienbäumen des Platzes von Wellesbourne, wo sich Tausende friedlich um ihr Oberhaupt, Arch, Arbeiter gleich ihnen, versammelten, hat etwas Imposantes. Er hat sie hierher berufen, belehrt sie über ihre Rechte und giebt ihnen die Mittel an, sie in gesetzlicher Weise zur Geltung zu bringen. Die Landleute hoffen auf Erfolg. Sie täuschen sich vielleicht; es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß ein so wichtiger Strike beendigt werde, ganz ohne ihre Lage zu verbessern.

„Betrachten wir nun diese Lage wie sie heute ist und gleichzeitig die von den ländlichen Arbeitern aufgestellten Forderungen.

„In England ist der Bauer noch fast gänzlich der Leibeigene des Grundbesitzers und seine Lage ist in keiner Weise mit der des Arbeiters in den Städten zu vergleichen. Der Pächter oder Gutsherr zahlt ganz nach seinem Gutdünken dem ländlichen Arbeiter seinen Lohn, theils in Geld, theils in Naturalien. Er vermiethet dem Arbeiter eine Cottage, allerdings zu einem sehr billigen Preise, trägt aber Sorge, in den Vertrag eine Clausel zu setzen, welche dem Vermiether eine fast unumschränkte Macht über den Miether giebt, nämlich das Recht, ihn mit einer achttägigen Kündigungsfrist aus dem Hause zu entfernen. Der Lohn der ländlichen Arbeiter in Warwickshire, wo der Strike begonnen hat, beträgt 12 Schillinge die Woche, und dabei werden in dieser Grafschaft die Arbeiter noch mit am besten bezahlt. Für diesen Lohn muß während sechs Monate des Jahres durchschnittlich zehn und während sechs Monate vierzehn Stunden gearbeitet werden, und mit dieser Summe hat der Arbeiter seine und die Bedürfnisse seiner oft sehr zahlreichen Familie zu bestreiten, deren Kost denn auch gewöhnlich nur aus trockenem Brod und Häring besteht. Die Arbeiter verlangen jetzt 16 Schillinge pro Woche, die Arbeitgeber bieten 14 und der Strike dauert fort.

„Wie bei allen Arbeitseinstellungen, entstehen auch bei dieser zwei Fragen: Hat sie Aussicht auf Erfolg? Und welche Consequenzen werden sich im Falle des Erfolges daraus ergeben? Die Lage des ländlichen Arbeiters ist so schlecht, daß er eigentlich nichts zu verlieren hat. Er ist gewohnt, von nichts zu leben, fürchtet weder für sich, noch für seine Familie das workhouse, welches der Schrecken der städtischen Arbeiter ist; er kann fast mit Sicherheit darauf rechnen, in der benachbarten Stadt Arbeit zu finden, die ihn ernährt und wird außerdem noch von den Arbeiter-Corporationen unterstützt, welche ein Interesse daran haben, daß die ländlichen Arbeiter besser bezahlt werden und kann daher so lange bei seinem Strike beharren, bis die Pächter die von ihm aufgestellten und für gerecht gehaltenen Forderungen bewilligen. Er weiß, daß gerade in seiner Schwäche seine Stärke liegt und er zieht Nutzen daraus. Der Pächter im Gegentheil hat in den Ländereien seine Capitalien stecken, muß eine ungeheure Pacht bezahlen und ist daher genöthigt, koste es, was es wolle, die Arbeitskräfte herbeizuschaffen, welche gerade jetzt zur Bestellung des Ackers unerläßlich sind; er wird daher nachgeben müssen. Der Strike hat darum alle Aussicht auf Erfolg, und die beste Garantie dafür liegt bereits in dem Zugeständniß von zwei Schilling, das die Pächter den Arbeitern, die sie bisher gewissermaßen als ihre Leibeigenen betrachteten, bereits gemacht haben.

„Welche Folgen wird aber diese Lohnerhöhung nach sich ziehen? Sind die Pächter in der Lage, sie zu ertragen? Ganz gewiß nicht. Der Ackerbau ist in England dasjenige Gewerbe, welches am wenigsten einbringt. Der Pächter gewinnt von dem angelegten Capital jährlich nicht mehr als sechs bis sieben Procent. Der Grundbesitz befindet sich nur in wenigen Händen und der Pachtzins ist aus diesem Grunde ein außerordentlich hoher. Da die Aerndten nicht ausreichen, die Bevölkerung zu ernähren, so hat sich ein bedeutender Getraidehandel mit allen Ländern herausgebildet. England wird durch denselben mit Getraide überschwemmt und der einheimische Ackerbautreibende muß damit concurriren und zu billigen Preisen verkaufen können. Eine Erhöhung des Lohnes für die Arbeiter würde somit der Ruin für die Pächter sein, denn es ist sehr unwahrscheinlich, daß der Grundbesitzer die dadurch entstehenden Verluste mit tragen und durch eine Ermäßigung des Pachtgeldes seine Einkünfte schmälern wolle. Die Pächter werden somit verschwinden, um den Platz den ungeheuren Ausbeutungen des Bodens zu räumen, bei denen man mit Ackerbau-Maschinen im großen Maßstabe arbeiten wird. Damit stehen wir aber bei einer vollständigen Revolution, und unter welchen Bedingungen wird sich diese vollziehen? Wir neigen uns der Ansicht zu, daß die Tage des großen Grundbesitzes und der Majorate in England gezählt sind; die ungeheure sociale Arbeit, welche sich daselbst vollzieht, treibt mit aller Macht diesem Resultate zu, und der Strike der ländlichen Arbeiter, welcher mit jedem Tage größere Fortschritte macht, ist das Vorspiel einer neuen Ordnung der Dinge."

So weit die Revue politique et littéraire, die in ihrer folgenden Nummer einen Auszug aus einem vor kurzem erschienenen Werke von Syme, einem berühmten englischen National-Oekonomen, „Die arbeitenden Klassen von England" liefert (auf welches wir zurückkommen werden). Beide Artikel stimmen darin überein, daß der große Grundbesitz für England ein Krebsschaden ist, der immer drohender und bedenklicher hervortritt; während aber der französische Verfasser des ersten Aufsatzes auf eine totale Umwälzung hindeutet, läßt der Engländer, dem der zweite Aufsatz nachgeschrieben ist, den großen Grundbesitzer doch schließlich in seinem Besitzthum und verlangt allerdings auch durch ein ziemlich radikales Mittel Hülfe vom Staat. Wir wollen hier nicht die Frage erörtern, ob es denn nicht möglich wäre, auch die Grundbesitzer anzuhalten, daß sie ihrerseits zu einer gerechteren Ordnung der Verhältnisse beitragen, sondern möchten nur dar-

auf aufmerksam machen, wie auch in Deutschland die Speculation geschäftig ist, den Grund und Boden immer mehr dem Ackerbau zu entziehen. Auch bei uns strömen Schaaren ländlicher Arbeiter in die großen Städte und vergrößern das Proletariat und die Wohnungsnoth; auch bei uns wäre es an der Zeit, durch Gesetze einem Uebel Einhalt zu thun, welches neben dem Arbeiter ganz besonders den soliden, intelligenten Mittelstand, die Kraft und Stärke Deutschlands, drückt und zu zermalmen droht.

Italien.

Blüthen klassischer Dichtkunst Italiens.

Nach Ed. Böhmer's „Romanischen Studien."*)

Die umfassende Weltanschauung des deutschen Geistes, welche der Unparteilichkeit aller echt wissenschaftlichen Strebung ihre lebendige Triebkraft verleiht, offenbart sich in der Gegenwart auf eine das Deutschthum ehrende Weise durch den Eifer, mit welchem, ungeachtet der gegen Frankreich d. h. gegen den Hauptvertreter des Romanenthums, bestehenden Spannung das Studium der romanischen Sprachen und Literaturen gepflegt und gefördert wird. Es könnte sogar fast scheinen, als wenn diese Pflege seit 1870 einen Aufschwung genommen habe. Denn nicht allein die alten gelehrten Zeitschriften und Specialorgane, welche diesem Studium gewidmet waren, haben rüstig und unbeirrt fortgearbeitet, sondern es ist auch kürzlich ein neues Organ hinzugetreten, das durch seinen bloßen Titel die Tendenz des Unternehmens unmittelbar kundgiebt. Der rühmlichst bekannte Professor der romanischen Sprachen an der Hochschule zu Halle, Herr Eduard Boehmer, hat, zunächst von Karl Witte, Justus Grion und Ad. Neubauer unterstützt, die Veröffentlichung „Romanischer Studien" begonnen, die für das sich nunmehr selbständig aufthuende Fach den geeigneten Mittelpunkt bilden sollen. Nach den Proben, die das erste Heft aufweist, ist das neue Organ seiner Ziele würdig. Wir erlauben uns ein paar Andeutungen über den Inhalt.

Michelagnolo Buonarotti, welchen eine falsche aber allgemein verbreitete, ihm selbst unbekannte Schreibweise zum Michelangelo gestempelt hat, wird uns von der Meisterhand Karl Witte's als Dichter, und zwar als Sonettendichter, vorgeführt. Dieser Künstler hat auch der holden Musenkunst der Lyra Spenden geopfert, Er, dessen Genius in der Architektur, in der Bildhauerei, in der Malerei Unsterbliches hervorgezaubert, ist der sinnigsten Gedankenfülle, der innigsten Empfindungslaute mächtig gewesen; sein Arm hat die ganze Welt des Schönen mit titanischer Allgewalt umfaßt und den sprödesten wie den zartesten Stoff sich dienstbar gemacht. Aber Michelagnolo der Dichter ist so wenig, als Michelagnolo der Baumeister den schlimmbessernden Uebergriffen des entarteten Geschmackes der Epigonen entgangen. Sein gleichnamiger Großneffe, Michelagnolo Buonarotti der Jüngere, unternahm 1620 eine Ausgabe der Dichtungen des Meisters, welche von Willkürlichkeiten strotzt und den Gedankenflug der Sonette oft auf das Gröblichste entstellt hat. Erst die 1864, sechs Jahre nach dem Hinscheiden des letzten Buonarotti, auf Alfred von Reumont's Anregung durch den Archivdirector Cesare Guasti zu Florenz veranstaltete neue Ausgabe, welche auf einer genauen Vergleichung der beiden Originalhandschriften des Dichters, der Florentinischen, früher im Familienbesitz der Buonarotti gewesenen und der im Vatican zu Rom aufbewahrten, beruht, gewährt einen richtigen Einblick in das dichterische Schaffen des großen Mannes. Der Bildhauer und der Architekt, zuweilen auch der Maler, verrathen sich in dem straffen Bau und dem bis auf wenige Ausnahmen ernsten, gehaltenen Ton der Sonette. Diese Dichtungsart dämpft unwillkürlich das Feuer der Leidenschaft, selbst da, wo der Verfasser nicht so durch und durch Künstler ist, wie Michelagnolo es war. Prof. Karl Witte hat in trefflichen Uebersetzungen charakteristischer Stücke der Guasti'schen Sammlung die Werkstatt dieses dichterischen Schaffens eröffnet und gleichzeitig erläutert. Besonders die Sonette auf die schöne und hochgebildete Vittoria Colonna, verwittwete Marquise von Pescara, in welcher Michelagnolo das Bild erhabenster Weiblichkeit verehrte, die religiösen Betrachtungen des Meisters, Zeugnisse seiner unbefangenen, edlen und wahrhaften Frömmigkeit, und seine Verherrlichungen des künstlerischen Berufes, dem er in den verschiedensten Formen sich hingab, verdienen die denkende Aufmerksamkeit des Lesers. Ohne aus dem Kreise der katholischen Ueberlieferung herauszutreten, hatte Michelagnolo jene Freiheit errungen, welche die Geister und Seelen aller groß angelegten Naturen den Schranken der Secten und der Tagesmeinungen entrückt. Die Predigten des Savonarola hat er in seiner Jugend mit Nutzen gehört, allein es ist falsch, ihn dem Protestantismus zu überweisen.

Da aus sehr nahe liegendem praktischen Grunde der Herausgeber der „Romanischen Studien" die Dante-Forschung den Jahrbüchern der deutschen Dante-Gesellschaft überlassen hat, so war die Einleitung des neuen Organs mit den Dichtungen Michelagnolo's, des größten älteren Dante-Verehrers, eine überaus glückliche. Was aber ein vorzügliches Lob des ersten Heftes dieser Studien bildet, ist die geistige Einheit des Inhalts. Es ist unschwer, den rothen Faden aufzufinden, der sich durch alle Spenden der romanistischen Koryphäen hindurchzieht. Die Seelenstimmung, welche Italien in der zweiten Hälfte des Mittelalters und auf der Gränzscheide der Neuzeit bewegte, kann man auf diesen Blättern klar erkennen. Mag Dante principiell ausgeschlossen sein, der göttliche Hauch der „divina commedia" durchweht die Geistesblüthen der Bürger einer Zeit und eines Landes, die neben Ihm einen Petrarca, einen Rafaël, einen Michelagnolo geschaut haben. Eine Uebersicht über die Vatikanische Liederhandschrift Nr. 3793, welcher Proben von etwa 118 italiänischen Lyrikern des dreizehnten Jahrhunderts giebt und von Justus Grion genau beschrieben ist, zeigt uns den Uebergang zum Zeitalter der „Renaissance", aber auch die ältesten Hervorbringungen des neuitaliänischen Genius, für den das dreizehnte Jahrhundert das erste seiner Zeitrechnung ist. Ueber Einen der Dichter dieser Lieder-Handschrift, nämlich über Chiaro Davanzati, hat Karl Witte eine ansprechend belehrende Notiz hinzugefügt. Hieran reiht sich sehr passend die Darstellung und der Ausdruck des „Sonnengesanges von Francesco d'Assisi", den Eduard Boehmer veranstaltet hat. Ein Lied des berühmten Stifters des Franciscaner-Ordens, dessen Wirken und Wanderfahrten der mystische Schleier des Wunderbaren magisch umwallt, ja in dem Liber conformitatum, in einer für Franz von Assisi maaßlos schmeichelhaften Weise mit dem Leben Jesu Christi auf Eine Stufe gestellt wird, reizt von selbst das Interesse des Lesers. Daß ein

*) Romanische Studien, herausgegeben von Eduard Boehmer. Heft I.: Zu italiänischen Dichtern. Halle, 1871, Buchhandlung des Waisenhauses; Rom, Turin, Florenz: Hermann Loescher. (162 S. gr. 8.)

solcher Mann eine ganze Literatur von Verehrern und Nachahmern in seinem Gefolge haben mußte, war durch die Zeitumstände allein schon bedingt. Und so ist denn die Franciscaner-Literatur überaus reichlich ausgefallen und nicht am Wenigsten die lyrische in der Vulgärsprache des Volkes, d. h. im Italiänischen. Unmittelbar hinter seinen Meister hat Eduard Boehmer mit feinfühligem Takt den Franciscaner Jacopone da Todi gesetzt, von dem er charakteristische Prosa-Stücke nebst Angaben über Manuscripte, Drucke und Uebersetzungen seiner Schriften mittheilt. Literar-historisch ist diese Studie Eduard Böhmers von hoher Wichtigkeit; sie läßt die bibliographische Kenntniß und den Fleiß des gelehrten Philologen im schönsten Lichte strahlen. Jacopone da Todi, der Dichter der beiden Stabat mater, von denen freilich das Stabat mater dolorosa das Stabat mater speciosa an Ruhm weit überragt, hat zu den nächsten Schülern oder Jüngern des heiligen Franciscus gehört und durch den hohen Schwung seiner Geistesprodukte den Glanz des Meisters und des Ordens sehr wesentlich erhöht. Ja noch mehr! Viele der Schöpfungen des „Frater Jacobus de Tuderto" sind Denkmäler für alle Zeiten, sie sind in die Weltliteratur aufgenommen.

Ein würdiger Abschluß des schönen Heftes der „Studien" ist das Gedicht „Gottes Frieden", nach Savonarola, von Karl Witte. Wir haben schon angedeutet, daß Michelagnolo, dessen Dichten die Hälfte des Heftes füllt, als Jüngling Predigten des Savonarola gehört hat. Hier empfangen wir nun in klangvoller Uebersetzung das Che fai qui core des großen evangelischen Mönchs, der einen Augenblick im Begriff stand, Italien mit sich fortzureißen auf der Bahn der religiösen Reform-Bewegung! Auch hier bewährt Karl Witte seine Meisterschaft. Die beiden Schlußstrophen des herrlichen Liedes, das auf den Refrain:

„Was weilest Du hienieden?
Herz, schwing Dich auf zu Gottes Frieden"

gedichtet ist, lauten nach ihm:

Willst Du auf Erden weilen,
So leist auf Ruh Verzicht.
Krieg wird Dich stets ereilen
Und Treue find'st Du nicht.
Drum wende Dich zum Licht,
Das uns der Herr beschieden.
Was weilest Du hienieden?
Herz, schwing Dich auf zu Gottes Frieden.

Ergreift denn Schwert und Spieße,
Ihr Feinde sonder Zahl;
Ich fürcht' euch nicht, denn süße
Dünkt Marter mich und Qual.
Viel beff'ren Schirm als Stahl
Hat Liebe mir beschieden.
Was weilest Du hienieden?
Herz, schwing Dich auf zu Gottes Frieden."

Wer dieses Lied des gewaltigen Savonarola einer ernsten Betrachtung unterzieht, wird eine gewisse Wahlverwandtschaft der übersetzten Strophen mit Dichtungen unseres deutschen Angelus Silesius (Johann Scheffler) wohl nicht verkennen. Namentlich mit dem berühmten „Liebe, die du mich zum Bilde." Ein pantheistisch gefärbtes Christenthum spricht, wenn auch wunderbar schön, aus Beiden!

Trauttwein von Belle.

Palästina.

Philipp Wolff's Jerusalem.

Während die wissenschaftliche Erforschung des Gelobten Landes auch zu unserer Zeit hervorragende Gelehrte aller europäischen Culturvölker beschäftigt und in den Werken des Schweizers Tobler, des Franzosen Renan, des Engländers Warren wichtige Aufschlüsse über die Topographie und die Alterthümer dieses interreligiösen Gebietes zu Tage fördert, vermehrt sich mit der Erleichterung der Verbindungen die Zahl der Reisenden, welche sich Jerusalem und die erinnerungsreichen Stätten seiner Umgebungen zum Ziel eines Ausfluges erwählen. Neben Pilgern aller Religionen und Confessionen, die namentlich um die Osterzeit noch heute in großen Karavanen ihre Wallfahrt nach der heiligen Stadt richten, sind es auch nicht Wenige, die einfach als Touristen den palästinensischen Küstenstrich durchstreifen, um sich den Eindrücken seiner durch scharf ausgeprägte Gegensätze ausgezeichneten landschaftlichen Scenerie, dem eigenthümlichen Reize des orientalischen Lebens hinzugeben. Als ein schlichter und zuverlässiger Berather für solche moderne Kreuzfahrer verdient die soeben in neuer Bearbeitung erschienene Schrift eines württembergischen Geistlichen, des Dr. Philipp Wolff, über Jerusalem*) empfohlen zu werden. Die Frucht eines wiederholten und längeren Aufenthalts in Palästina, giebt das durch eine beträchtliche Zahl von meist recht guten Landschaftsbildern in Holzschnitt gezierte Buch eine anschauliche und für den praktischen Handgebrauch eines Reisenden zweckmäßig eingerichtete Beschreibung des Landes und des dortigen Lebens.

Auch wer das Werk nicht zu Reisezwecken in die Hand nimmt, wird diese einfache Schilderung des gegenwärtigen Zustandes von Palästina mit Interesse lesen. Sie verweilt, wie billig, vorzugsweise in der heiligen Stadt selbst und ihren unmittelbaren Umgebungen, verzeichnet aber mit Sorgfalt auch die entfernteren Punkte, so daß eine Uebersicht der ganzen Tour von Jaffa durch Judäa, Samaria, Galiläa und das Gebiet des Libanon bis nach Beirut gegeben wird. Ueberraschend ist die Zahl der Deutschen, welche sich beinahe in allen Orten des Landes, theils zu geistlichen oder wohlthätigen Zwecken an Kirchen, Schulen, Krankenhäusern, Hospizen u. dgl., theils als Geschäftsleute niedergelassen haben. Die neueste Zeit hat sogar bekanntlich an mehreren Stellen, namentlich in Jaffa und in Haifa am Fuße des Berges Karmel, Ackerbau-Colonieen von deutschen Einwanderern, vornehmlich aus Schwaben, entstehen sehen. Ob diese zumeist aus religiösen Motiven entsprungenen Pflanzungen feste Wurzeln schlagen und sich zu dauerndem Gedeihen entwickeln werden, scheint freilich einigermaßen fraglich. Wie Dr. Wolff versichert, kommt die türkische Regierung den deutschen Ansiedlern durch Landzuwendungen und mancherlei andere Einrichtungen in anerkennenswerther Weise entgegen.

*) Jerusalem. Nach eigener Anschauung und den neuesten Forschungen geschildert von Dr. Philipp Wolff. Mit 66 Abbildungen. Dritte, nach einer wiederholten Pilgerfahrt ganz umgearbeitete Auflage. Leipzig. J. J. Weber, 1872. (XIV v. 231 S.)

Nord-Amerika.

Tabaksdampf, Frauentracht und die deutschen Editoren in Amerika.

Nach Karl Heinzen's Schriften.

Uns sind zwei Bände von den gesammelten Schriften Karl Heinzen's, der zweite und fünfte, aus Boston (Selbstverlag des Verfassers) zugeschickt worden. Vermuthlich soll darüber Etwas in unserem „Magazin" gesagt werden und zwar etwas Empfehlendes, Rühmliches. Wir haben in dieser Absicht zunächst thatsächlich die 418 Seiten des einen Bandes, wie Goldsucher, redlich und heroisch durchforscht und wirklich etwas gefunden, nämlich erstens den stärksten Tabak von Zorn gegen die ästhetische und gesundheitliche Sünde der Selbstvergiftung mit Nicotin und dann einen von amerikanischen deutschen Frauen mit Begeisterung angenommenen Antrag, der weiblichen Mode-Thorheit durch einfache und geschmackvolle Kleidung mit vereinten Kräften entgegenzuwirken. Der Zornausbruch gegen das aus den meisten männlichen Mundwerken, wie aus Schornsteinen qualmende Stinkkraut ist, nach meiner Erfahrung auf diesem Literaturgebiete, wirklich das Stärkste und Schlagendste, was seit König Jakob's Counterblast erschienen sein mag. Natürlich hilft es nichts, aber wir lesen doch einmal wieder in wahrhaft packender und Entsetzen erregender Form, daß das Tabakrauchen durch kein Bedürfniß der Natur geboten, der Gesundheit des Geistes und des Körpers anerkannt schädlich und im höchsten Grade geschmackwidrig sei, indem es den Geruch, den Geschmack und durch die Grimassen des ausübenden Rauchkünstlers, wie durch die sichtbaren Spuren des Schmutzes an Mund, Händen, Kleidern und Fußböden, auch das Auge jedes nicht künstlich abgestumpften Menschen auf das Widerwärtigste beleidige. Es ist wirklich schön von den deutschen Frauen Amerikas, aber tief beschämend für alle männlichen Wesen mit Nicotin-Stinkwürsten in der Physiognomie, dieses Verdammungsurtheil so energisch ausgesprochen zu haben. Wenn die männliche Menschheit diesem Antrage praktische Folge gäbe und die weibliche überall auf Fräulein Schwartenbach im Heinzen'schen Buche hörte, wären wir zwei der größten socialen, sittlichen und ästhetischen Verunstaltungen der Welt los. Fräulein Schwartenbach beweist:

Erstens, das Schöne ist immer einfach.

Zweitens, das Grelle ist niemals schön.

Drittens, die Kleidung soll sich dem Körper, nicht der Körper der Kleidung anpassen.

Viertens. Das Solide ist der beste Luxus.

Nach diesen Grundsätzen wollen die deutsch-amerikanischen Frauen und Mädchen sich kleiden und dafür Anhängerinnen werben. Vielleicht ist es einigen der wirklich gebildeten weiblichen Wesen in Deutschland möglich, ähnlich zu fühlen und zu wirken. Gründe genug auch des Selbstinteresses giebt es dafür, ökonomische und noch mehr verschönernde. „Ich halte es für eine ganz falsche Berechnung," sagt die Antragstellerin, „wenn Mädchen glauben, daß sie durch auffallende und luxuriöse Trachten für die Männer anziehender werden, als durch einfachen und geschmackvollen Anzug. Ihre Verschwendung und Geschmacks-Verleugnung ist also auch in dieser Beziehung nutzlos, sogar schädlich und abschreckend. Unser Geschlecht ist bereits im Verdacht, daß es den Verstand verloren habe oder immerwährend Maskenball feiere. Die jetzigen Trachten sind der Art, daß fast jedes Weib arretirt werden müßte, wenn öffentliche Beleidigungen des Verstandes und Geschmacks ebenso unter polizeilicher Aufsicht ständen, wie Vergehen gegen Sittlichkeit und Sicherheit. Könnte ich es bewirken, so würde ich diesen bis zum Skandal verwegenen Modeverrücktheiten nicht bloß durch Polizei, sondern auch durch gerichtliche Processe, in welchen die ganze Garderobe der Verbrecherinnen zur Untersuchung käme, ein Ende zu machen suchen. Zunächst zöge ich vor die Schranken jene lichtscheuen Ladys, welche ihrem Kopfe dadurch eine möglichst unmenschliche Form geben, daß sie einen bis über die Augen reichenden, platten Deckel darauf befestigen und hinter dem Deckel eine von allen möglichen verdächtigen Bestandtheilen zusammengesetzte Haarbombe anbringen, die, wenn sie nicht Besorgniß vor einer Explosion erregt, doch jedenfalls auf eine widerwärtige Ladung schließen läßt. Noch schlimmer würde ich jene Ungeheuer behandeln, die sich in ätherische Wesen zu verwandeln glauben, indem sie sich mit der sogenannten „griechischen Biegung" behaften. Eine schamlosere und abgeschmacktere Coquetterie mit der Haltung der Schamhaftigkeit ist noch nie getrieben worden. Sämmtliche Narrenhäuser der Christenheit haben keine ebenbürtigen Concurrentinnen jener Caricaturen der Weiblichkeit aufzuweisen, welche über die Maaßen interessant und mythologisch romantisch zu werden glauben, wenn sie, dem Hohn jedes unentmenschten Zuschauers trotzend, mit künstlich eingezogenem Leibe und bepackt mit einer vogelstraußartigen Anhäufung auf der hinteren Persönlichkeit, mit stelzenartigen Absätzen über die Straße trippeln, als hätten sie furchtbarste Leibschmerzen, und dabei die Hände känguruartig voranshängen, als fürchteten sie beständig auf die Nase zu fallen.

„Eine dritte Sorte der geschmackspolizeiwidrigen weiblichen Erscheinungen nenne ich umgekehrte wandelnde Kohlköpfe wegen der auf ihrem Anzuge übereinander geblätterten Lappen. Was eigentlich ihr Kleid ist, kann kein Mensch sagen, denn sie tragen nichts als Kleidertheile, einen über den andern geschichtet, immer einer geschmackloser geformt und befestigt als der andere, womöglich jeder von einer anderen Farbe, so daß das Ideal des Anzuges in möglichst viel sinnlos gehäuften und gemischten Lappen zu bestehen scheint. Solchen Erscheinungen gegenüber schäme ich mich meines Geschlechts. Es ist, als bestände die ganze weibliche Beschäftigung und Bestimmung darin, sich mit möglichst geschmacklosem Tand und Lappenkram bepackt zur Schau, zum Hohne und zur Lüderlichkeit öffentlich auszustellen. Es muß etwas geschehen, um dieser Schande ein Ende zu machen. So lange die Frauen sich mit der Ehre begnügten, als bloße Zier- und Vergnügungspuppen gehätschelt zu werden, mochte es gehen: je dümmer, desto besser. Niemand ist leichter zu benutzen als ein Narr. Seitdem aber davon die Rede ist, daß die Frauen auch zu den Menschen gehören und als verständige Wesen menschliche Rechte in Anspruch nehmen und ausüben sollen, ist es höchste Zeit, daß sie zunächst die Uniformen ausziehen, welche sie in dem bisherigen unwürdigen Dienste tragen. Unser Vorschlag soll gedruckt und möglichst an alle Modenärrinnen gesandt werden."

Diese beiden starken und im Wesentlichen berechtigten Ausfälle gegen ein männliches und ein weibliches Hauptlaster sind die einzigen Weizenkörner in dem 418 Seiten füllenden fünften Bande, der den Titel führt: „Der deutsche Editoren-Congreß zu Cincinnati, oder das gebrochene Herz, von Karl Heinzen." Alles sociale, demokratische Phrasenspreu, voller Schimpf gegen Alles, was in der Welt überhaupt besteht; aber den Vorzug hat Heinzen: er schimpft und schändet stärker, origineller als seine

internationalen und demokratischen Genossen in Europa, weshalb sich diese auch zuweilen gepfefferte Original-Waare bei ihm bestellen. Der Titel bezieht sich übrigens bloß auf den kleinsten und schwächsten Theil seines Buches, den imaginären Editoren-Congreß, worin die deutsch-amerikanischen Redacteurs durchweg intellectuel und moralisch zerlumpter geschildert werden, als irgend eine Art von Strolchen und Lumpen der civilisirten Welt. Aus der Thatsache, daß sie alle ohne Ausnahme diesen „Langen“ in Boston, den Redacteur des „Pionier,“ hassen, muß man aber gerade schließen, daß sie durchaus nichts weniger sind, als Lumpen.

Den Hauptinhalt des fünften Bandes bildet der imaginäre Editoren-Congreß, worin ebenfalls überhaupt Alles, was besteht, zum Tode verurtheilt wird. Und doch bricht darüber dem Langen das Herz und wir lernen zu guter Letzt sein Testament kennen!

„Erstens: ich vermache den deutschen Editoren Gulliver's Reisen in Hundsleder gebunden.

Zweitens: ich vermache dem deutschen Volke diesseits und jenseits des Meeres zwanzig Jahrgänge des „Pionier“ in Editoren-Leder gebunden.

Drittens: ich vermache der kommenden Menschheit zwölf Bände meiner gesammelten Schriften in Pfaffen- und Fürsten-Leder gebunden.“

Nach Niederschreibung dieses Testaments war er gewiß sehr stolz auf seinen schlagenden Witz. Armer, verächtlicher, greisenhafter Proletarier! Solche Witze machten die von der Syrupstonne weggelaufenen jungen Kaufmannsdiener im Sommer 1848 unter den Linden und Zelten zu Berlin. Die Jugend, die damalige Jugend machte sich ganz hübsch mit dieser Beredtsamkeit: aber jetzt, nach beinahe einem Vierteljahrhundert, ein alter, langer Schlagetodt mit derselben aufgewärmten Kraftbrühe — das ist durch und durch ekelhaft!

Ein anderer Band von Heinzen nennt sich „Lustspiele.“ Das erste fängt damit an, daß nicht weniger als sechs Personen isolirt und einzeln hintereinander auf öffentlicher Promenade Monologe halten und sich dann seitwärts in die Büsche schlagen.

Das Ende des Buches lautet so:

Schneider.

Was? Du Spitzbube sprichst von Schlagen?

Beutel.

Naskel!

Schneider.

Unthier! (Sie fassen sich und prügeln sich collegialisch zur Thür hinaus.)“

Was dazwischen geschieht, kann ich nicht sagen, denn ich habe mich wohl hineingelesen, konnte mich aber mit keinen moralischen oder Pferde-Kräften hindurchbringen. Doch auch hier habe ich zuweilen etwas Schlagendes bemerkt, allerdings weniger in Worten, als in Schimpfreden und wirklichen Prügeleien.

Heinzen floh wohl vor beinahe dreißig Jahren mit Held und Corvin aus der preußischen Armee. Willich machte es ebenso. Sie wurden natürlich radical, aber wie verschieden entwickelten sie sich! Corvin wurde im Ganzen ein anständiger Weltbummler mit vielen genialen und verdienstvollen Thaten. Held, spurlos gestorben, schrieb wenigstens mit Scharfsinn und eingehend auf bestimmte Uebel der Zeit. Willich ist ein edler, jugendlicher Greis geworden, nachdem er es im amerikanischen Freiheitskriege bis zum General gebracht. Als solcher besuchte er im Winter 1870 mit eifrigstem Wissensdurst täglich im Durchschnitt acht Vorlesungen auf der Universität Berlin, um die vielen schadhaften Stellen seines Wissens und seiner eifrigen Studien nach Kräften auszufüllen. Und was ist aus Heinzen geworden? Nichts, da er den höchsten Triumph seines Witzes in dem Fürsten- und Pfaffenleder der Lindenmüller's von 1848 findet. Und dabei ist er über sechzig Jahre alt geworden! H. B.

Kleine literarische Revue.

— **König Rother.** Als erster Band der von Prof. Karl Bartsch mit Wort- und Sach-Erklärungen herausgegebenen „Deutschen Dichtungen des Mittelalters“ *) ist kürzlich das Epos „König Rother“ erschienen, eine Dichtung des zwölften Jahrhunderts, die den Kampf des sommerlichen Sonnengottes gegen die Mächte des Winters darstellt, welche die schöne Erdgöttin gefangen halten und ihre Vermählung mit dem Sonnengotte hindern, von welcher das Gedeihen des Jahres und der Menschen erwartet wird. Diese mythische Grundanschauung ist zu einer ähnlichen Erzählung, wie in vielen anderen epischen Dichtungen des Mittelalters, in den Nibelungen, Gudrun 2c., verarbeitet. Es ist die Werbung eines vom höchsten Glanze irdischer Majestät umflossenen königlichen Helden um eine Jungfrau, die durch ihre Schönheit alle Anderen überstrahlt, deren Vater aber, ein mächtiger Herrscher, sie streng hütet und allen Freiern versagt, bis es dem jugendlichen Helden durch List und Gewalt gelingt, alle Hindernisse zu überwinden und die schöne Königstochter als seine Braut heimzuführen.

— **Deutscher Universitäts-Kalender.** **) Wir zweifeln nicht, daß dieses mit Unterstützung der Vorstände aller Hochschulen deutscher Wissenschaft von Basel bis Graz und Dorpat gegründete Unternehmen in akademischen Kreisen beifällige Aufnahme finden werde. Die Redaction konnte keiner bessern Hand anvertraut werden, als der des Dr. Ferdinand Ascherson in Berlin. Der zunächst nur das Sommer-Semester von 1872 umfassende Kalender soll semesterweise fortgesetzt und demgemäß zweimal jährlich ausgegeben werden. Er enthält für jede Universität die Angabe des Rectors und der Decane, das Verzeichniß der Vorlesungen im neuen Semester, nach der Rangfolge der Lehrer (wünschenswerther wäre, wie uns scheint, nach den wissenschaftlichen Disciplinen) geordnet, die Preisaufgaben jeder Universität und Facultät und eine Uebersicht der in der That erstaunlich zahlreichen akademischen Vereinigungen fast bei jeder Hochschule. Außerdem bringt das mit einer Stunden-Eintheilung und einem Schreibkalender ausgestattete Halbjahrbuch eine statistische Tabelle zur Vergleichung der Zahl der Lehrer und der Studirenden auf den verschiedenen Universitäten, sowie ein Verzeichniß der gangbarsten Lehr- und Handbücher (Compendien) und eine Auswahl von buchhändlerischen Anzeigen. Wir wünschen dem Kalender einen glücklichen Fortgang und namentlich auch, daß ihm nicht bald, wie dies leider in Deutschland gewöhnlich bei solchen neuen literarischen Unternehmungen der Fall zu sein pflegt, eine Concurrenz bereitet werde, die die junge Pflanze in ihrer Wurzel bedroht.

*) Leipzig, F. A. Brockhaus.

**) Herausgegeben von F. Ascherson, Custos der k. Universitäts-Bibliothek von Berlin. Erster Jahrgang. Sommer-Semester 1872. Berlin, Leonh. Simion.

— **Schulprogramme.** Unter den Oster-Schulprogrammen, die uns diesmal zu Gesicht gekommen, heben wir folgende hervor:

1) das der Realschule erster Ordnung in Neiße, wegen der darin enthaltenen, werthvollen kulturhistorisch-philosophischen Abhandlung von Dr. Ernst Melzer: „Herder als Geschichtsphilosoph mit Rücksicht auf Kant's Recension von Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit";

2) das des Archigymnasiums zu Soest, wegen des darin enthaltenen zweiten Theils der vom Prorector Dr. G. Legerlotz verfaßten wissenschaftlichen Lebensdarstellung des trefflichen Philologen und ausgezeichneten Kenners der französischen Literatur des Mittelalters, Dr. Julius Brakelman, der als Freiwilliger in den Kämpfen von 1870 gegen die Franzosen gefallen ist.

3) den Bericht über die Gewerbeschule für Mädchen zu Brieg, vom Director Nöggerath, welcher Bericht die dreijährige Wirksamkeit dieser musterhaften Anstalt umfaßt, die alle Zweige des Unterrichts ertheilt, durch welche den Mädchen und Frauen gebildeter Stände Gelegenheit zur Erwerbung derjenigen Kenntnisse und Fertigkeiten gegeben wird, die ihre Arbeitskraft zur nützlichsten Verwendung bringen und ihnen die wichtigsten Hülfsmittel zur Begründung einer selbständigen Existenz darbieten;

4) das Programm der Schulanstalten der polytechnischen Gesellschaft in Frankfurt a. M., wegen der darin enthaltenen historischen Abhandlung: „Zur Genesis der Pariser Bluthochzeit", von Dr. Ludwig Oelsner, worin namentlich die Verhandlungen, welche König Karl IX., ein Jahr vor diesem Ereignisse, in jesuitischer Absicht mit den protestantischen Fürsten Deutschlands eröffnet hatte, die er für seine Pläne gegen Spanien und den römischdeutschen Kaiser hatte gewinnen wollen, mitgetheilt werden. In diesen Plänen lag unter Anderm auch die Theilung der gesammten spanischen Niederlande zwischen Frankreich, England und Deutschland. Solchen Plänen entgegen zu arbeiten, wurde in Madrid der Plan einer katholischen Verschwörung gegen die Hugenotten ersonnen, die bei der Hochzeitsfeier Heinrich's von Navarra in Paris, zu welcher die Häupter der französischen Reformirten alle eingeladen waren, zum Ausbruch kommen sollte. Der teuflische Plan der spanischen Hermandad hat bei dem ebenso schwachen, als dummen und fanatischen Karl IX. Eingang gefunden, und auf diese Weise ist das antispanische Bündniß Frankreichs, Englands und des protestantischen Deutschlands zerrissen worden.*)

— **Vlamische Malerkunst.** Ueber die Kunstausstellung, die im vorigen Herbst in Gent stattfand, ist uns kürzlich ein von H. de Burny abgestatteter, kritisch raisonnirender Bericht zugegangen.**) Wir ersehen daraus mit Vergnügen, daß auf dieser Ausstellung die vlamische Malerkunst, die Kunst der Rubens, der van Dijk und der Teniers, ihren alten Ruhm wieder zu erlangen bestrebt war. Was die Quantität der Bilder betrifft, so herrschte im Salon von Gent allerdings noch die von Paris herübergekommene Mode der frivolen, gleißnerischen Sujets vor; aber der Qualität nach, machten sich die ernsten, echt niederländischen Stoffe der Gemälde der beiden De Vriendt und ihrer Freunde vorzugsweise geltend. Der vorliegende Bericht sagt: „Es ist vor Allem zu constatiren, daß die neuere vlamische Bewegung in der Malerkunst eine ebenso natürliche und logische Folge der vlamischen Nationalbewegung ist, wie die auf den Gebieten der Literatur und Musik, die sich seit einigen Jahren kundgiebt und die sich heutzutage bereits als eine Macht darstellt, welche anzuerkennen man genöthigt ist." Bemerkenswerth erscheint dabei, daß die belgische Kunstkritik den vor drei Jahren verstorbenen Leys in Antwerpen, den sie früher als einen unübertrefflichen Meister ansah, jetzt für einen romantischen Epigonen erklärt, der seine Schüler von dem Ideale nationaler Kunst abgeleitet und irregeführt habe. Erst in neuerer Zeit sei in der von den Brüdern De Vriendt gegründeten Schule eine Reaction zu erkennen, die der vlamischen Malerschule eine glänzende Zukunft verspreche. Als Fundamental-Principien dieser Schule verkündet dieselbe: die höchste Hingebung an das Wahre, welche auf dem unausgesetzten Studium der Natur beruht, die Vermeidung jeder Nachahmung des Auslandes, den Widerstand gegen alle materialistischen Lehren, sowie gegen Alles, was dem nationalen Geist entgegen ist, endlich die innigste Identifizirung der Form mit der Idee.

— **Studien des Komischen.***) Herr J. Baumgarten bietet uns in diesem Buch eine ganz vortreffliche, von großem Verständniß zeugende Sammlung mannigfacher Studien des französischen Charakters. Man denke sich darunter aber keine trocknen Raisonnements, keine abstracten Deductionen. Halbdramatische Scenen, in denen mit unnachahmlichem Geschick das Leben des Volkes fixirt erscheint, wechseln mit kurzen, pikant geschriebenen Aufsätzen; eine photographische Treue der Darstellung zeichnet die einen wie die andern aus. Es sind dies freilich Verdienste der Schriftsteller, denen Dr. Baumgarten das Material zu seinem naturgeschichtlichen Werkchen entnommen hat; ihm dagegen danken wir nicht nur die Auswahl der Stoffe, sondern auch einen großen Reichthum der eingehendsten sprachlichen und sachlichen Erklärungen.

— **Ein etymologisches Wörterbuch aus Amerika.** Aus Amerika kommt uns ein neu erscheinendes etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache zu, unter dem Titel: „Words, their History and Derivation; alphabetically arranged, by Dr. F. Ebener and E. M. Greenway. (Baltimore, Turnbull Brothers). Das Werk zeugt von großem Fleiße, aber einer etwas dilettantenhaften Gelehrsamkeit und einem gewissen Mangel an Kritik. Die alphabetische Ordnung widerstrebt schon an und für sich einer rationellen Behandlungsweise. Ein etymologisches Wörterbuch muß nach Wurzeln geordnet sein, oder wenigstens nach Wurzelwörtern. Unter „admonish" z. B. wird uns plötzlich die vergleichende Conjugation des Präses Indicativi im Sanscrit, Pracrit, Lateinischen und Gothischen vorgeführt; unter „ale" werden wir mit allen möglichen stammverwandten Wörtern regalirt, die Verfasser meinen, es sei mit oil verwandt und müsse deshalb die Wurzel „zwischen dem Sskr. „lip" unguere, oblinere, und „lih" lingere, lambere liegen (!). Dies beispielsweise zur Begründung unseres Tadels.

*) Ein besonderer Abdruck dieser Abhandlung ist als Broschüre (24 S.) bei C. Adelmann in Frankfurt a. M. gedruckt.

**) Exposition triennale des beaux arts de Gand. 1871. Compte-rendu du salon par H. de Burny. Bruxelles, Imprimerie Matthyssens. (42 p.)

*) La France comique et populaire: Choix d'études etc. par J. Baumgarten, Docteur en phil. Stuttgart, Paul Neff.

Literarischer Sprechsaal.

Der Copernicus-Verein für Kunst und Wissenschaft in Thorn bereitet zur vierten Säcular-Feier der Geburt von Nic. Copernicus, am 19. Februar 1873, eine neue Ausgabe des unsterblichen Werkes „De revolutionibus orbium coelestium“ vor. Diese Ausgabe des bereits selten gewordenen Buches — welchem die unter unmittelbarer Inspiration des Copernicus entstandene „Narratio prima“ des Rheticus beigegeben werden soll — wird sich in Format und Einrichtung des Satzes möglichst genau der ersten, 1543 in Nürnberg erschienenen Ausgabe anschließen, in Hinsicht der äußeren Ausstattung aber den Fortschritten der Typographie entsprechend gehalten werden. Sie wird die erste sein, welche die noch vorhandene Originalhandschrift des Verfassers, im Besitz des Grafen von Nostiz-Rieneck, der ihre Benutzung auf Verwendung des Reichskanzlers gestattet hat, diplomatisch genau wiedergiebt. Der Preis ist 20 Mark (6⅔ Thlr.). Bestellungen werden bis zum 1. Juni nach Thorn erbeten, wogegen versprochen wird, daß sich das Werk zum 19. Februar 1873 bereits in den Händen der Subscribenten befinden soll.

Der in der Zeit der politischen Aufregungen der Jahre 1848 bis 1851 vielgenannte Kreisgerichtsrath a. D. und frühere Abgeordnete, Herr Gustav Fischer in Breslau, ein Mann der liberalen Partei, der sich jedoch niemals über die constitutionell-monarchische Linie hinaus fortreißen ließ, hat kürzlich im Selbstverlage, in zwei Duodez-Heftchen (à 2 Sgr.), zwei versificirte religiöse, politische und sociale Denkschriften erscheinen lassen.*) In der ersten dieser kleinen Schriften (Hauptstücke der natürlichen Moral und Religion) tritt der Verfasser gegen die atheistische Ueberhebung des Menschengeistes und gegen die bloß materialistische Auffassung der Welt in die Schranken, wobei er, fern von jedem dogmatischen Glaubens-Formalismus, das der Menschheit zur unbedingten Nothwendigkeit gewordene Bewußtsein der Abhängigkeit von einem über jede menschliche Weisheit und über alle andere Macht erhabenen Gott nachweist. Die andere Schrift („Von Gottes Gnaden“) hat dagegen den Zweck, mißverständlichen Theorieen über Gottes Einmischung in die Politik der Menschen entgegenzutreten und zugleich, gegenüber von leidiger Herrschsucht, Habsucht und Genußsucht, für humane Ordnung, Freiheit und Kultur, für edeln Sinn und zarte Sitte zu plaidiren. Wir theilen aus dieser Schrift von den acht Gedichten derselben, von denen jedes aus zwei achtzeiligen Strophen besteht, das nachstehende mit:

Arbeiter-Klub.

Das Unterste zuoberst! Ohne Gnade
Zertrümmert sei der alte Staatenbau!
„Arm sei wie reich und Krummes gelt' als grade!
Kein Unterschied sei zwischen zart und rauh!
Weg Wissenschaft und Kunst, weg sanfte Bitte —
Gebrüll und Schlägerei sind bei uns Sitte!
Wer nicht so will, wie wir und unser erster Schreier,
Der komme nie zu Wort — was nützt uns sein Geleier?

Wir sind das Volk und als compacte Masse
Befugt zu jeder That, die uns gefällt;
Es nöthigt uns daher zu Grimm' und Hasse,
Wenn Jemand unsern Willen niederhält.
„Die Arbeitszeit sei kurz, doch hoch der Lohn“ —
Dies Dogma erb' vom Vater auf den Sohn!
Wie lieben Trunk und Spiel und Weiber allzumal —
Der Staat gewähre dies, sonst „Krieg dem Capital“!

*) Hauptstücke der natürlichen Moral und Religion. In Alexandrinern vorgetragen von Gustav Fischer. Breslau.
Von Gottes Gnaden. In Versen vorgetragen von Gust. Fischer.

In Rom fand am 21. und 22. April ein allgemeiner Congreß der italiänischen „Arbeiter-Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung ihrer Mitglieder“ statt, der auch seinerseits den Beweis lieferte, daß das Volk Italiens unserer Zeit keinen so untergeordneten Standpunkt einnehme, wie die anderen romanischen Nationen, und daß es namentlich den heutigen Franzosen, soweit die Arbeiterklassen beider Länder in Betracht kommen, an Gesittung und gesundem Menschenverstand überlegen sei. So zahlreich die von einem Schmiedegesellen aus Neapel präsidirte Versammlung auch war, wurden doch die Berathungen in Ruhe und Ordnung zu Ende geführt, und wenn irgend einmal von einem Einzelnen ein extravaganter, nach Communismus schmeckender Antrag gemacht wurde, ward er sofort von einer überwiegenden Mehrheit abgewiesen. Allerdings sind auch viele italiänische Arbeiter, gleich den französischen, englischen und deutschen, von der Idee ergriffen, daß ihnen die Arbeits-Einstellungen (strikes) allein zu den mit Recht von ihnen beanspruchten Lohnerhöhungen verhelfen können, während diese doch lediglich das allgemeine Wohlsein und zuletzt auch die Arbeiter selbst empfindlich benachtheiligen; aber die Ansicht, daß die aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern zusammengesetzten Einigungsämter ein weit geeigneteres Mittel zur Förderung der allseitigen Interessen seien, gewann zuletzt die Mehrheit. Bezeichnend ist, daß die italiänische Benennung der „strikenden“ Arbeiter „scioperaj“, d. h. eigentlich „Müßiggänger“, „Faulenzer“, ist. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß es in Italien bereits über achtzig Arbeiter-Genossenschaftsbanken giebt, welche sich zum Theil die auch bei uns Nachahmung verdienende Aufgabe gestellt, die Rechnungen der Handwerker, die von deren Kunden erst nach Ablauf einer gewissen Zeit bezahlt werden, gegen einen mäßigen Zins zu discontiren. — Irgend einen Beitrag zur Lösung der schwebenden socialen Frage hat freilich der italiänische Arbeiter-Congreß, so sachgemäß er im Ganzen verfuhr, nicht geliefert; aber dergleichen Beiträge zur Belehrung der Welt sind wohl überhaupt nicht von solchen Versammlungen zu erwarten, die größtentheils aus wenig unterrichteten und mit den allgemeinen Gesellschafts-Verhältnissen wenig vertrauten Theilnehmern zusammengesetzt sind.

Ein Artikel in der R. d. d. Mondes vom 15. April ist gegen Theod. Mommsen gerichtet. Herr Gaston Boissier sucht darin nachzuweisen, daß Bismarck's „hochmüthige Theorieen“ und materialistische Prinzipien, besonders dasjenige, daß Gewalt über Recht gehe, aus Mommsen's „Römischer Geschichte“ geschöpft seien, in welcher bereits sämmtliche Ansichten über die Gallier und Celten, wie sie heutzutage in Deutschland gäng und gäbe, vorgetragen werden. Nur Eine Lehre Mommsen's empfiehlt Herr Boissier den Franzosen zur Nachahmung, die nämlich, die der Verf. der Römischen Geschichte bei Gelegenheit der caudinischen Gabeln ertheilt: „Ein solcher Friedensvertrag (mit einer Gebietsabtretung verbunden) ist keineswegs eine moralische Verpflichtung, und jede Nation erachtet es als eine Ehrensache, Verträge, durch die sie herabgewürdigt wird, mit dem Schwerte zu zerhauen“!

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Histoire abrégée élémentaire

de la Littérature française

depuis son origine jusqu'à nos jours.

Par

Louis Grangier.

Quatrième édition revue et augmentée.

In-8. Geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine gedrängte, aber vollständige und übersichtliche Geschichte der französischen Literatur, die weite Verbreitung in Schulen wie im Publikum gefunden hat und nun bereits in vierter, vom Verfasser durchgesehener Auflage vorliegt. (83)

Neuer Verlag von **R. Oppenheim** in **Berlin**:

Dr. W. Langhans,

Ein Stück Orient.

Reisebriefe.

8. 223 S. eleg. geb. 1 Thlr. (84)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Supplement

zur elften Auflage des

Conversations-Lexikon.

In 2 Bänden oder 24 Heften. Erster Band.

Jedes Heft 5 Sgr. Jeder Band geh. 2 Thlr., geb. 2 Thlr. 8 Sgr., in Halbfranz 2 Thlr. 10 Sgr.

Unentbehrlich für die Besitzer von Brockhaus' Conversations-Lexikon, welches dadurch bis zur Gegenwart fortgeführt wird; zugleich eine Ergänzung anderer Encyklopädien, sowie ein für sich bestehendes gedrängtes Conversations-Lexikon der neuesten Zeit.

Der erste Band (**Aachen—Honvéd**) liegt bereits vollständig vor; der zweite Band erscheint im Laufe dieses Jahres, monatlich 1 Heft. (85)

Soeben erschien im Verlage von **A. Kröner in Stuttgart** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's Stellung

zu

Weimar's Fürstenhause.

Eine Vorlesung

von

Dr. Edmund Hoefer.

Geheftet. Preis 7½ Sgr. (86)

Im Verlage von Heyder & Zimmer in Frankfurt a. M. ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen: (87)

Geschichte von Frankfurt am Main

in ausgewählten Darstellungen.

Nach Urkunden und Acten

von

Dr. G. L. Kriegk.

gr. 8. VIII und 584 S. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Bedeutung der alten Reichs-, Wahl- und Krönungsstadt für Förderung der Kultur und Sitte, des bürgerlichen Lebens und der Gewerbsthätigkeit wird in diesem neuesten Werke des rühmlich bekannten Forschers auf Grund neuer Quellen in eingehender und lebendiger Erzählung dargestellt, und damit zugleich ein Spiegelbild des mittelalterlichen und neueren Städtelebens überhaupt geboten, das für jeden Freund der vaterländischen Geschichte von großem Interesse sein dürfte.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Herman Grimm: Zehn Ausgewählte Essays

zur Einführung in das Studium der Modernen Kunst.

Velinpapier. 8. eleg. geb. 1 Thlr. 20 Sgr. — In Leinwand gebunden 2 Thlr.

Inhalt: Die Venus von Milo. — Raphael und Michelangelo. — Carlo Saraceni. — Albrecht Dürer. — Göthe's Verhältniß zur bildenden Kunst. — Jacob Asmus Carstens. — Berlin und Peter von Cornelius. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Schinkel. — Curtius über Kunstmuseen. (88)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Soeben erscheint in unserm Verlage: (89)

Ein psychologischer Blick in unsere Zeit.

Vortrag im wissenschaftlichen Verein in der Singakademie am 20. Januar 1872

gehalten von

Professor Dr. **M. Lazarus.**

Zweiter unveränderter Abdruck. Velinpapier. gr. 8. 7½ Sgr.

„Selten mag man auf 29 Octavseiten einen so reichen und anregenden Gedankengehalt beisammen finden als hier. — Lange ist mir keine Schrift so klar, so frisch, so gesund, so seelenvoll unter die Hand gekommen, wie dieser im edelsten Sinne des Wortes populäre Vortrag!" . . . Gratzer Tagespost.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Neue Auflage mit kolorirten Bildern.

Kinder- und Hausmärchen

gesammelt durch (90)

die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm.

Kleine Ausgabe. Mit 8 Bildern in Farbendr.
Velin-Ausgabe. In Leinwand geb. 1 Thlr.
Gew. Ausgabe. In farb. Umschl. gebd. 15 Sgr.

„Unstreitig unter allen Märchenbüchern das schönste."

Bernhardi's Wegweiser durch die deutschen Volks- und Jugendschriften.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Delius'

SHAKSPERE

III. (Stereotyp-) Auflage

jetzt complet. (91)

2 starke Bände, broschirt: 5 Thlr. 10 Sgr.

In 2 feinen Halbfranzbänden: 7 Thlr.

Jedes einzelne Stück: 8 Sgr.

(Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, zunächst in der 2. Auflage geliefert.)

Elberfeld, Verlag von R. L. Friderichs.

Demnächst erscheint in unserm Verlage:

Das Leben

Raphael's von Urbino.

Italiänischer Text von **Vasari**,
Uebersetzung und Commentar
von (92)

Herman Grimm.

Erster Theil: Bis zur Vollendung der Disputa und Schule von Athen.

Mit Raphael's Bildniss nach dem Original in der Münchner Gallerie in Albertotypie, und zwei photograph. Schrifttafeln. Kupferdruckpapier. Gr. 8. geh.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint eine

neue wohlfeile Ausgabe der

Goethe-Galerie

in 20 Lieferungen zu je 6 Ngr.

Jede Lieferung enthält 2—3 Stahlstiche und den dazu gehörigen Text. Diese Ausgabe des bekannten Prachtwerks, bestehend aus 50 Blättern in Stahlstich, nach Zeichnungen von Pecht und Ramberg, mit erläuterndem Text von Pecht, wird demnach, wie die Octav-Ausgabe der „Schiller-Galerie", nur 4 Thlr. im Subscriptionspreise kosten.

Die erste und zweite Lieferung sind bereits erschienen und nebst ausführlichem Prospect in allen Buchhandlungen zu haben. (93)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Mattbäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 11. Mai 1872. [№ 19.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

J. v. Döllinger und J. Frohschammer über die Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten.

Die endlich errungene politische Einigung des deutschen Volkes ist geeignet, lebhafter als je den Wunsch zu erregen, daß auch der große religiöse Zwiespalt, der seit Jahrhunderten dauert und so viele Leiden über Deutschland gebracht hat, endlich eine Ausgleichung erfahren und dadurch die erzielte äußere Einigung gründlich befestigt, bis in die geistige Tiefe des Volkes vollendet werden möge. Und dies um so mehr, da eben jetzt der bitterste, gefährlichste Feind, das römische Papstthum mit seinem Anhang, der Ultramontanismus sich zu ungewöhnlicher Kraftanstrengung erhoben, um seine frühere Oberherrschaft über die Völker wieder zu erlangen. Ein Streben, für das es bei dem deutschen Volke besonders an dem confessionellen Zwiespalt eine willkommene Handhabe findet, da dieser, neu angefacht, wohl geeignet ist, dasselbe für römische Zwecke zu entzweien, zu schwächen, ja das geeinigte Reich selber wieder in Frage zu stellen durch innern Zwist im Bunde mit äußerem Angriff. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn mit erneuter Sorgfalt danach geforscht wird, ob denn nicht doch eine Wiedervereinigung der im Glauben Getrennten sich als erreichbar erweise, oder auf welche Weise wenigstens der schroffe Gegensatz sich mildern und die Schärfung sich verhindern lasse, welche besonders der römisch-hierarchische Gegner im Dienste seiner Bestrebungen herbeizuführen sucht.

Von katholischer Seite haben sich nun in neuerer Zeit zwei Stimmen über diesen Gegenstand vernehmen lassen, ausgehend von zwei Vertretern der deutschen Opposition gegen den römischen Absolutismus, welche beide Professoren an der Universität in München sind, der Eine der Theologie, der Andere der Philosophie: J. v. Döllinger und J. Frohschammer. Der Erstere war bekanntlich mehrere Jahrzehnde hindurch ein Hauptvorkämpfer des römisch-hierarchischen Katholicismus in Deutschland, ein scharfer unerbittlich kämpfender Gegner des Protestantismus und eine einflußreiche Stütze der sich bildenden ultramontanen Partei. Als aber die Dinge dem vaticanischen Concil zutrieben und die Absichten des Papstes und der Jesuiten auf unbedingte kirchliche Allweltherrschaft und persönliche Unfehlbarkeit immer klarer wurden, begann er zuerst großentheils anonym dagegen zu wirken, bis er endlich, als für die Beschlüsse des Concils als vollendete Thatsache seine Anerkennung und Unterwerfung gefordert ward, im März 1871 dieselbe verweigerte und offen brach mit dem Papste, seiner Hierarchie und dem vaticanischen Concil, ohne jedoch das katholische Kirchensystem selbst mit allen Dogmen und Einrichtungen angreifen zu wollen. Frohschammer dagegen ist schon seit lange in Opposition und offenem Streit gegen Rom, die Jesuiten und den Ultramontanismus. Er war ursprünglich ebenfalls Theologe, wendete sich aber schon frühe, unbefriedigt von der Theologie, der Philosophie zu, ohne indeß theologischen und religiösen Fragen fremd zu werden, da er vielmehr fortwährend vom allgemeineren und freieren philosophischen Standpunkt aus dieselben in Untersuchung zog und besprach. Er hatte dazu um so mehr Gelegenheit, als er in Folge seines Conflictes mit Rom fortwährend von den Jesuiten und ihrer Partei angegriffen ward. Dieser Conflict begann zuerst mit der Index-Congregation (1857), welcher er Unterwerfung verweigerte; und er schärfte sich schon 1862 bis zum persönlichen Eingreifen des Papstes selbst durch ein apostolisches Schreiben, nachdem Frohschammer dem Index und der Forderung der Unterwerfung unter die kirchliche Autorität mit der Forderung der „Freiheit der Wissenschaft" (1861) entgegen getreten war. Und obwohl er von den katholischen Gelehrten Deutschlands damals im Stiche gelassen ward, die unter Döllinger's Vorsitz auf ihrer Versammlung 1863 ihre Wissenschaft der römischen Autorität zu Füßen legten — so setzte er doch seinen Kampf gegen den Jesuitismus und die päpstliche Anmaßung fort durch mehrere Schriften bis auf die Gegenwart, wo nun auch Jene in Opposition gegen Rom getrieben sind, die früher vor derselben zurückschreckten und ihn ohne Unterstützung gelassen hatten. Doch ist er freilich weit über die altkatholische Bewegung in ihrem jetzigen Stadium hinaus, obwohl hoffend, daß diese durch die Macht der Thatsachen und der Logik ihm werden nachgedrängt werden, wenn sie nicht erfolglos untergehen soll — wovon sie freilich jetzt noch nichts wissen will.

Döllinger hat sich über die Wiedervereinigung der getrennten Confessionen in einer Reihe von Vorträgen ausgesprochen, die er im Februar und März d. J. in München vor einer hauptsächlich aus sog. Altkatholiken bestehenden Versammlung gehalten hat.*) Von den gehaltenen sieben Vorträgen beschäftigt sich indeß speciell mit der Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten nur Einer derselben, nämlich der letzte. Die übrigen sind theils der Betrachtung der verschiedenen in der Menschheit existirenden Hauptreligionen, theils aber und insbesondere der Spaltung der christlichen Kirche in die verschiedenen Kirchen und Confessionen gewidmet. Daß er in diesen Vorträgen, welche die Wiedervereinigung der christlichen Confessionen erörtern sollten, hauptsächlich von deren Trennung und Unterscheidung handelt, begründet Döllinger damit, daß man erst die Ursachen der Trennung und insbesondere die Unterschiede der Getrennten ins Auge fassen und scharf hervorheben müsse, ehe man an allen-

*) Publicirt in der Augsburger Allgemeinen Zeitung Nr. 33, 40, 47, 54, 61, 75, 82.

fällige Vereinigung denken könne. Eine Begründung, wie sie auch schon Möhler für die scharfe Darstellung der Unterscheidungslehren in seiner „Symbolik" geltend gemacht hat — obwohl sie keineswegs so durchaus einleuchtend erscheinen kann. Die Vorträge sind übrigens nicht nach einem von Anfang an festgestellten klaren Plane entstanden, sondern haben sich nur im Verlaufe der Sache wie unwillkürlich erweitert; daher in verschiedenen auf denselben Gegenstand Streif-Lichter geworfen und gleichsam angesponnene Fäden fallen gelassen und später wieder aufgenommen werden. Die Darstellung ist übrigens klar und einfach und bietet interessante historische Excurse; wobei besonders die verderbliche Wirksamkeit der Jesuiten, z. B. in Polen und England, scharf hervorgehoben wird. Der Untergang Polens wird hauptsächlich den jesuitischen Machinationen zugeschrieben; ebenso die so lange dauernde strenge Unterdrückung des Katholicismus in England. Auch unterläßt der Redner nicht, kurz nachzuweisen, wie überall, wo die Jesuiten wirksam waren, den Völkern wie der Kirche selbst schließlich nur Nachtheil erwuchs, so daß, wo ihr Fuß hintrat, derselbe seine verdammende, unheilvolle Wirkung äußerte.

Bezüglich der Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten läßt sich Döllinger auf keine eigentlich principielle und in die Sache tief eindringende Erörterung ein, sondern begnügt er sich mit Hinweisung auf einige, großentheils nur untergeordnete Punkte, über welche sich etwa eine gegenseitige Verständigung erzielen ließe. In dem wirklich principiellen Differenz-Punkte aber, auf den er offenbar ein ganz besonderes Gewicht legt, dürfte eine solche in der Weise, wie er sie im Auge zu haben scheint, keinerlei Aussicht auf Verwirklichung haben. Die Grundbedingung einer Wiedervereinigung der Confessionen scheint nämlich für ihn die Wiedereinführung und Anerkennung des Episkopats und damit der Hierarchie mit Allem, was sich daran knüpft, zu sein. Er spricht im Gegensatz zu seinen früheren bitteren und schroffen Aeußerungen — von den Reformatoren mit Mäßigung und historischer Objectivität, und von Luther sogar im Tone der Bewunderung seiner Geistesgröße. Aber Eines tadelt er an der Reformation, nämlich die Aufhebung des Episkopats und damit der historischen Continuität der apostolischen Succession mit den Vollmachten, die daran geknüpft sind. Der griechisch-russischen und der anglikanischen Kirche zeigt er sich daher viel geneigter, als dem deutschen Protestantismus. Dieser aber betrachtet ohne Zweifel gerade die Beseitigung des Episkopats und damit der eigentlichen Priesterherrschaft als einen seiner besten Vorzüge, als Haupterrungenschaft der Reformation und als Grundbedingung der Geistesfreiheit im christlichen Glauben, wie für die Wissenschaft. Würde das Episkopat mit seiner apostolischen Succession und Ordinationsgewalt wieder eingeführt, so wäre damit auch das volle Priesterthum wieder gegeben mit seiner mystischen Vollmacht und kirchlichen Herrschaft und dem dadurch bedingten schroffen Gegensatz von Priestern und Laien, Hirten und Heerde, wie er in der katholischen Kirche besteht. Daß Döllinger in der That dies im Auge hat, scheint auch daraus hervorzugehen, daß er das Opfer als Mittelpunkt des Gottesdienstes beibehalten wünscht — was ja durchaus einerseits die Existenz des Priesterthums erfordert und andererseits wohl auch die Lehre von der Transsubstantiation, also die katholisch-hierarchische Lehre von der Eucharistie voraussetzt, mit Allem, was damit in Verbindung steht. Der Redner unterließ es, sich über diesen so wichtigen Punkt näher auszusprechen. Im Uebrigen wünscht er, daß der Genuß des Abendmahls unter beiden Gestalten allgemein gewährt werde. Bezüglich der Beichte dagegen scheint er von den Protestanten zu verlangen, daß sie dieselbe wieder zur Verpflichtung erheben sollten. Er weist darauf hin, daß ja ohnehin unter ihnen selbst schon vielfach der Wunsch nach Wiedereinführung derselben laut geworden sei — besonders in England und selbst auch in protestantischen Kreisen Deutschlands. Wie aber dabei über den sakramentalen Charakter eine Vereinbarung erzielt werden könne, ist nicht weiter erörtert. In den Lehren von der Rechtfertigung, von dem Mittelzustand oder Reinigungsakt nach dem Tode und selbst vom Mönchsleben findet er die Schwierigkeit einer Vereinigung nicht zu groß, da in all' diesem die Protestanten selbst schon dem Katholicismus sich angenähert haben. Ehelosigkeit scheint er zwar den protestantischen Geistlichen nicht geradezu auferlegen, wohl aber bei den katholischen beibehalten zu wollen. Er findet sie wünschenswerth, damit der Geistliche sich ganz, ungetheilt seinem Berufe widmen könne und zugleich für jene Laien ein gutes Beispiel gebe, die durch Verhältnisse des Lebens gezwungen sind zur Ehelosigkeit — eine Begründung, durch welche man freilich den Geistlichen auch Enthaltung von Fleischspeisen, geistigen Getränken u. dgl. auferlegen könnte, da so viele aus dem Volke durch ungünstige Verhältnisse gezwungen sind zur Enthaltung davon!

Auf andere Differenzpunkte, die noch schwieriger sind, wird nicht eingegangen und die Sache läuft auf eine Ermahnung zur Toleranz und zur Gründung eines so zu sagen internationalen Vereins zur Untersuchung und Ausgleichung der Differenzpunkte hinaus, eines Vereins, nicht ausschließlich von Theologen, sondern von gebildeten, wohlgesinnten, gläubigen Männern geistlichen und weltlichen Standes. „Die Grundlage, sagt er, wäre einfach die: die heilige Schrift mit den alten ökumenischen drei Glaubensbekenntnissen, ausgelegt nach der Lehre der noch ungetrennten Kirche der ersten Jahrhunderte". Demnach wären also die mittelalterlichen und die tridentinischen Glaubensbestimmungen von vornherein abgewiesen, wenn auch nicht bestimmt zu sagen ist, wie viele „erste Jahrhunderte" gemeint sind. Wir sind aber überzeugt, daß diese vorgeschlagene Grundlage hinreichend wäre, um endlose theologische Streitigkeiten hervorzurufen, statt eine Vereinigung zu fördern. Es ist wahrhaft seltsam, welche Scheu man hat, das Christenthum aus erster Hand zu nehmen, aus der des Stifters selbst, wodurch doch weit leichter eine Einigung erzielt werden könnte, als wenn man dasselbe in der complicirten Form aus späterer vermittelnder Hand übernehmen will! Ueberhaupt dürfte aus dem bisher Angeführten klar geworden sein, wie sehr Döllinger noch im katholisch-hierarchischen System mit seiner Herrschaft und seinen Dogmen befangen ist. Er will im Grunde nur, daß die Protestanten unter geringen Concessionen dieses System annehmen sollen und beachtet daher mit Sympathie nur jene Richtung im Protestantismus, die als katholisirend sich erweist, z. B. die des Berliner Predigers Fr. W. Schulze und des englischen romanisirenden Ritualisten Pusey. Selbst den Irvingianern widmet er ein Wort der Theilnahme, während er allein auf die liberalen, den Dogmenzwang verwerfenden Theologen, welche der freien Forschung huldigen, einen sehr mißgünstigen Seitenblick wirft, indem er sie als Gegner seiner Wiedervereinigungs-Vorschläge bezeichnet. Er sagt: „Die zweite Klasse (von Gegnern dieser irenischen Bestrebungen) dürften jene Theologen bilden, denen auch schon die Lehren, welche allen christlichen Kirchen gemeinsam, ein Aergerniß und eine Last sind, deren sie sich gern entledigen möchten." Man beachte wohl, daß hier die Kritik und Ablehnung der alten formulirten, unter so bitteren Streitigkeiten festgestellten Dogmen nicht etwa einer ernsten, wissenschaftlich gewonnenen Ueberzeugung, sondern deutlich genug einer verderbten ungläubigen Gesinnung, bösem

Willen zugeschrieben wird. Es ist also hier, — wenn auch, wie wir gern glauben, unbewußt, — noch jene Auffassung der Glaubensverschiedenheit nachwirkend, aus welcher die Verfolgung Andersgläubiger als verbrecherischer Menschen, hervorging. Von wirklich liberaler Richtung, von freisinniger Auffassung der alten Glaubenssatzungen und von einem Rechte freier wissenschaftlicher Forschung dieser gegenüber kann also bei Döllinger gar keine Rede sein. Die liberale Presse hat ohne genügende Sachkenntniß viel Aufhebens davon gemacht, daß er sich dem neuen Dogma nicht unterworfen habe und ihn betrachtet, als wäre er ein Anhänger der freien Forschung; dies war durchaus irrig. Wie wenig es ihm um freie Wissenschaft zu thun sei — mit Ausnahme etwa der Kirchengeschichte in bestimmter Richtung — das geht schon daraus hervor, daß er in diesen Vorträgen und auch sonst immer nur vom Beschluß des vatikanischen Concils am 18. Juli 1870, d. h. vom Unfehlbarkeits-Dogma spricht, dagegen klagt und sich erklärt, nirgends aber einen Tadel hat gegen den Beschluß des nämlichen Concils vom 24. April 1870, durch den alles Recht der wissenschaftlichen Forschung vernichtet, alle Freiheit der Wissenschaft aufgehoben und jedem Katholiken bei allem wissenschaftlichen Streben blinde Unterwerfung unter den Ausspruch auch der unwissendsten Träger der Autorität zur kirchlichen Glaubenspflicht gemacht worden ist.

Trotz alledem, ist indeß nicht gering zu achten, daß Döllinger auch nur so weit in der Opposition gegen den päpstlichen Absolutismus und gegen die Jesuiten gegangen ist, als er gethan hat. Für ihn, von seinem Standpunkt aus und in Vergleich mit seiner früheren wesentlich römisch-hierarchischen Richtung und Strebung ist es sogar ein sehr bedeutender Schritt, den er gewagt hat, der wohl für Viele, die sonst unbedingt mit dem römischen Papstthum in jeder Beziehung gingen, die Veranlassung geworden ist zum Nachdenken und zu ernsterer Forschung über die Berechtigung und Bedeutung der kirchlichen Autorität und zum endlichen Erwachen aus der gläubigen Betäubung und dem geistigen Schlafe, worin sie von Jugend an versetzt worden waren. Es giebt wenige Menschen, die selbstthätig sich aus solchem Zustand erheben können, weil die Einsicht fehlt; wenige auch, die sich daraus selbständig zu erheben wagen, selbst wenn das Licht besserer Erkenntniß ihnen aufgegangen ist. Solche bedürfen einer anerkannten Auctorität, der in Glaubenssachen zu vertrauen sie seit lange gewöhnt worden sind; und dies ist bei Döllinger der Fall — auf dessen katholische Ansichten ja lange Zeit hindurch geschworen zu werden pflegte. Seine Opposition gegen den päpstlichen Absolutismus und gegen die Jesuiten, welche gegenwärtig die faktischen Beherrscher der katholischen Kirche sind, wird, wenn sie auch an sich ungenügend ist, sicher dazu beitragen, daß das deutsche Volk auch in seinem katholischen Theile sich endlich der lähmenden Einwirkung des hierarchischen Systems entziehe und von dem jetzt so sehr drängenden Todfeinde seiner geistigen Kultur und seiner politischen Größe sich gründlich befreie.

Frohschammer steht auf einem ganz andern Standpunkt bei seinen Erörterungen über die Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten, geht von andern Grundsätzen aus und hat andere Ziele im Auge. Er steht nicht auf hierarchisch-kirchlichem Standpunkt, sondern auf dem religiös-ethischen des „Christenthums Christi"; er erörtert nicht einzelne Streitpunkte, sondern die Principienfrage, und hegt die Ueberzeugung, daß die Wiedervereinigung der getrennten Confessionen und eine fundamentale kirchliche Reform Hand in Hand gehen müßten.

Frohschammer hat dieser Frage zuerst eine eingehende Erörterung gewidmet im J. 1863 in seiner philosophischen Zeitschrift „Athenaeum"*), als die Schrift „Pax vobiscum etc." von einem protestantischen Verfasser erschienen war. Er ist zunächst von der Absicht geleitet, auf die öffentliche Meinung zu wirken, um den Gedanken, die Neigung zur Wiedervereinigung wach zu rufen, die Bedingungen derselben klar zu machen und deren Möglichkeit zu zeigen, hoffend, daß allmählich der Gedanke daran zu einer treibenden Idee im deutschen Volke werde, die sicher, wenn sie einmal entstanden, die entgegenstehenden Hindernisse überwinden werde. Von den zwei Theilen der Abhandlung, die sich ausschließlich mit der katholischen Kirche beschäftigt, ist der erste der Beseitigung entgegenstehender Hindernisse und Vorurtheile innerhalb der katholischen Kirche gewidmet, der zweite aber erörtert, was zunächst zu geschehen habe, um eine Wiedervereinigung mit den Protestanten anzubahnen. Als ein Haupthinderniß derselben wird zuerst das in Rom herrschende Vorurtheil und Verlangen nach vollständiger Einheit der Kirche im Sinne von vollkommener Gleichförmigkeit (perfecta conformitas) angeführt und kritisch gewürdigt. Es wird gezeigt, daß dieses Idol keinerlei wirkliche Berechtigung habe im Christenthum; daß Christus selbst weder je eine solche ausdrücklich gefordert, noch je in Wort oder That irgend eine Veranstaltung getroffen habe, eine solche Einheit einzuführen und zu bewahren, wie schon daraus hervorgeht, daß er weder ein festes Lehrsystem formulirt und hinterlassen, noch eine bestimmte stabile unveränderliche Kirchen-Verfassung festgestellt hat. Das Gleiche gelte von den Aposteln. Auch die Tradition biete keine feste Grundlage und Steine dafür, da sie keineswegs allenthalben klar und gleichförmig ist, wie die vielen Streitigkeiten darüber genugsam zeigen. Diese Forderung von vollkommener Gleichförmigkeit ist daher nur ein Ausfluß von römisch-päpstlicher Willkür und Herrschsucht und kann nur auf Kosten der lebendigen Wahrheit und freien Ueberzeugung durch todte Formeln, durch Glaubenszwang und geisttödtenden Druck erzielt werden — ist daher durchaus als unberechtigt und verwerflich aufzuheben, womit denn zugleich ein Haupthinderniß der Wiedervereinigung in Wegfall kommt.

Ebenso verhält es sich mit der Unveränderlichkeit, Starrheit, Unverbesserlichkeit bestimmter Lehren und Einrichtungen, die einmal in der Kirche festgestellt und nun für immer und ewig festgehalten werden sollen, auch wenn sie längst todt und unfruchtbar oder geradezu schädlich geworden sind. Auch hier zeigt schon die Wirksamkeit Christi, der Apostel und der ersten christlichen Kirche, daß allenthalben das Werk Christi auf Entwicklung und Fortbildung in den lebendigen Verhältnissen der Geschichte angelegt sei. Nicht als eine todte Maschine soll das Christenthum wirken in der Geschichte, sondern als lebendiger Keim wachsen, sich entwickeln. Man hat dies in der That in Bezug auf die Lehren und Anordnungen Christi und der Apostel selbst auch wirklich so angenommen und danach gehandelt; indem man dieselben nur als Keime und Principien betrachtete und ihre Fortbildung durch die Dogmen und durch die kirchenrechtliche Organisation versuchte. Diese Dogmen und kirchenrechtlichen Bestimmungen aber will man nicht selbst wieder als Keime zu weiterer Entwicklung und Umbildung betrachten, sondern sie sollen als endgiltige, unveränderliche Formeln gelten und für immer festgehalten werden. Dies muß als unberechtigt, ja absurd

*) Auch separat gedruckt: „Ueber die Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten. Mit besonderer Rücksicht auf die Schrift: Pax vobiscum! die kirchliche Wiedervereinigung 2c. Von Dr. J. Frohschammer. München, Lentner, 1864. (68 S.)

bezeichnet und zurückgewiesen werden; denn wenn Christus und die Apostel selbst nicht unveränderliche, vollständig starre, unantastbare Formeln für Theorie und Praxis des religiösen Glaubens und Lebens gegeben haben, so kann dies auch nicht Aufgabe und Recht der Theologen und Kirchenvorsteher sein, denn sie stehen nicht höher und haben nicht mehr Berechtigung, als Christus und seine Apostel selbst. Ein klares Zeugniß hiefür giebt auch das Schicksal der Beschlüsse des sog. Apostel-Concils zu Jerusalem, durch welches unter Anderem festgestellt und mit den Worten: „Dem heiligen Geist und uns hat es gefallen", verkündet ward, daß die Gläubigen vom Blute und vom Ersticken sich zu enthalten haben — ein Beschluß, der allmählich vollständig unwirksam und außer Kraft gesetzt ward, obwohl er einen so formellen, feierlichen Ursprung hatte. Wenn dies einem Apostel-Beschlusse geschehen konnte und durfte, sollten die Beschlüsse späterer Bischofs-Concilien für immer unveränderlich und absolut giltig bleiben müssen und über sie schlechterdings nicht mehr hinausgegangen werden dürfen, so daß jedes Concil für die geistige Entwicklung der Menschheit gleichsam eine Sackgasse bildet und jedes Weiterkommen unmöglich macht? Papst und Bischöfe behaupten dies wohl und reden es den Gläubigen ein, aber es ist historisch unwahr und sachlich unberechtigt. — Wie mit den Dogmen, ebenso verhält es sich mit der kirchlichen Disciplin und Verfassung. Beides ist ursprünglich nicht fix und fertig gegeben worden und in keiner der folgenden Generationen haben Papst und Bischöfe das Recht in dieser Beziehung endgültige, absolut unveränderliche Bestimmungen für alle folgenden Zeiten und Geschlechter zu geben, nachdem doch Christus selbst und seine Apostel dies nicht gethan. Die Aenderung z. B. in der Bußdisciplin, um von Anderem abzusehen, und die Schwankungen und Wandlungen in der kirchlichen Verfassung geben historisches Zeugniß, daß die von kirchlichen Gewalthabern so dreist aufgestellte und so hartnäckig festgehaltene Behauptung einer Unveränderlichkeit in dieser Beziehung eine Unwahrheit sei. Nachdem in dieser Weise jene Wahngebilde beseitigt sind, die ein Haupthinderniß der Wiedervereinigung auf katholischer Seite bilden, geht der Verfasser daran, zu zeigen, wie diese selbst anzubahnen sei. Er betont, daß es sich zunächst gar nicht um Vereinbarung theologischer Formeln für den Glauben des Volkes durch theologische Conferenzen und Disputе handeln kann, sondern daß danach zu streben sei, daß im christlichen Geiste und in den religiös-ethischen Grundprincipien die Wiedervereinigung stattfinde, — wodurch die übrigen Differenzen sich allmählich von selbst heben würden. Es sei also auf das zurückzugehen, wovon die ganze dogmatische und kirchenrechtliche Entwicklung ausging, um die späteren Differenzen zu überwinden. Und in dieser Beziehung wird dem in der katholischen Kirche zur äußersten Einseitigkeit und Erstarrung gebrachten Autoritätsprincip gegenüber darauf gedrungen, daß zur Wiederherstellung des gesunden geistigen Lebens die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung neben der Autorität zur Geltung gebracht, und dies unwürdige Dienstverhältniß der Wissenschaft gegen die blind gebietende wie blinden Gehorsam fordernde Autorität aufgehoben werde. Da die ganze Dogmenbildung aus wissenschaftlichem, dialektischem Prozeß hervorging, kann nicht diese Wissenschaft als Lebensprincip gehemmt und fernerhin aller selbständigen Bethätigung beraubt werden, wenn nicht alles Leben aufhören und alle Entwicklung unmöglich oder nur zu einer Sache der blinden Willkür und Gewaltübung gemacht werden soll. Durch freie, d. h. wahrhafte, nur dem Gesetze der Wissenschaft folgende Forschung allein seien die dogmatischen Formeln wieder in Fluß und zur gesetzmäßigen Fortbildung zu bringen.

Wie Befreiung der Wissenschaft von der absoluten Herrschaft der hierarchischen Autorität, so fordert der Verfasser auch das Recht freier religiöser Lebensführung für die Gemeinden und die Einzelnen. Die katholische Kirche sollte eine Heilanstalt für die Menschen sein und ist durch die Herrschsucht der Hierarchie zu einer Versuchungsanstalt geworden, da den Menschen durch all' die willkürlichen Gebote und Verbote der Kirche nur gesteigerte Veranlassung zur Uebertretung und Gewissensverletzung gegeben ist, ohne daß dieselben für wahre religiöse und sittliche Bildung das Mindeste nützen. In solcher Weise sollte auf katholischer Seite die Wiedervereinigung angebahnt werden. Sie verlangt allerdings von der Hierarchie, insbesondere vom Papste gewisse Opfer; es wird aber am Schlusse der Abhandlung darauf hingewiesen, daß Rom alle Ursache habe, um des Wohles eines ganzen Volkes willen, wie das deutsche es ist, Opfer zu bringen, da es doch durch seine Corruption und Herrschsucht die Haupturfache der Glaubensspaltung war, welche über Deutschland so namenlose Leiden gebracht hat.

In der katholischen Kirche geschah seit dem Erscheinen dieser Schrift das schroffste Gegentheil von all' dem, was darin verlangt ist. Die Wissenschaft ist vollständig zur Sklavin der Hierarchie gemacht und der Papst hat sich zum unbedingten, unfehlbaren, allein berechtigten Herrn und Meister der ganzen Kirche und aller Gläubigen erklärt. Gerade dies indeß dürfte der religiösen Einigung, wenigstens des deutschen Volkes, Vorschub leisten, da der römische Druck schließlich zur entschiedenen Opposition des katholischen Theiles des deutschen Volkes führen und eine Annäherung an den protestantischen Theil veranlassen kann. Frohschammer verfolgte seinerseits die eingeschlagene Bahn. Als die Encyclica von 1864 mit dem sog. Syllabus erschien, ging er in seiner „Beleuchtung" derselben einen Schritt weiter, indem er als einziges Rettungsmittel gegen den theologischen Dogmen-Zank und gegen hierarchische Anmaßung und Herrschaft die einfache religiös-ethische Lehre Christi selbst bezeichnete und zugleich die Berechtigung des römischen Primats entschieden in Abrede stellte. Er wies dabei besonders auf den schreienden Gegensatz hin, der besteht zwischen der allentscheidenden Bedeutung, die man dem römischen Papstthum beilegt und andererseits dem Umstande, daß weder Christus noch die Apostel auch nur mit einem einzigen Worte dieser Mission und Berechtigung der römischen Bischöfe je Erwähnung gethan, so daß anzunehmen wäre, daß sie absurder Weise absichtlich gerade das Allerwichtigste, Entscheidendste verschwiegen hätten — wenn doch das römische Primat in ihrer Absicht gelegen; eine Absurdität, deren Erwägung schließlich wohl auch die verblendetsten Augen wird öffnen müssen. Im Jahr 1868 sprach Frohschammer in seinem größeren Werke: „Das Christenthum und die moderne Naturwissenschaft", es mit noch größerer Entschiedenheit aus, daß geradezu bis an die Gründung des Christenthums selbst bei einer Reform zurückzugehen sei, daß das kirchliche Christenthum bis an die Wurzel zurückzuschneiden und eine ganz neue Wirksamkeit der wahren christlichen Principien unter unseren Verhältnissen beginnen müsse. Die genauere Untersuchung der Resultate der modernen Naturwissenschaft in ihrem Verhältnisse zu den christlichen Dogmen hatte ihm gezeigt, daß auf andere Weise Christenthum und Wissenschaft nicht neben einander bestehen können, da die fundamentalsten Dogmen der Theologen vor der Naturwissenschaft unhaltbar geworden; daß dagegen die Lehre und das Leben Christi selbst als wahrer Ausdruck des ewigen

Wesens der Religion von der Wissenschaft nichts zu befürchten habe. Derselben Ansicht ward weiterer Ausdruck gegeben in der Schrift: „Das Recht der eigenen Ueberzeugung" (1869), und seitdem mehrfach in verschiedenen Abhandlungen. Es ist das, was man seit Lessing als das Christenthum Christi bezeichnet im Gegensatz zum theologischen oder kirchlichen Christenthum, auf welches Fr. immer wieder hinweist, als auf den einzigen Weg, zugleich das lebendige Christenthum wieder zu gewinnen, der Wissenschaft ihre Selbständigkeit zu sichern und dem Staate gegenüber frei zu werden, sowie den Conflict mit ihm zu vermeiden. Gegen das Bedenken, ob dies nicht anstatt ein Fortschritt, vielmehr Umkehr und Reaction sei, wird bemerkt, daß nur die Rückkehr zu einem bestimmten historischen Entwicklungs-Stadium eine Reaction, unhistorisch und unnatürlich sei, nicht aber Rückkehr zu den Urprincipien selbst, die außerhistorisch sind von ewiger, unbedingter Geltung. Bildlich zu reden: da der Baum des historischen Christenthums sich erschöpft hat und unfruchtbar und unhaltbar geworden ist, sollen die christlichen, von Christus selbst gegebenen Urprincipien von Religion und Sittlichkeit neu gesäet werden in den Boden des modernen geistigen Lebens, um entsprechend der modernen Wissenschaft und Kultur eine neue Entwicklung zu beginnen — und daraus kann und soll auch die Wiedervereinigung der getrennten Confessionen hervorgehen. Da die kirchlichen Behörden übrigens zu dem Allen keine Hand werden bieten mögen, der Staat aber sich in religiöse Angelegenheiten zu mischen keine Competenz hat, so wird diese Regeneration und Union nur von dem Volke, von den Gemeinden selbst ausgehen können, die durch die entsprechende Bildung dazu befähigt werden müssen.

Sanders: Wörterbuch der deutschen Sprachprobleme.*)

Wir sind in den letzten Jahren nicht vielen Büchern begegnet, die so sehr einem lebhaften Bedürfniß des Publikums entgegenkämen, als diese neueste Arbeit, mit welcher uns Sanders' vielgeschäftiger Geist beschenkt hat, als das „kurzgefaßte Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache." Zwar wenn man den Anzeigen der Verleger glauben sollte, so hätten wir Ueberfluß an Büchern, die, wie der gangbare Kunstausdruck lautet, „in keinem deutschen Hause fehlen sollten"; indeß die Welt weiß, daß das nicht die beste Waare ist, die am lautesten feilgeboten wird, daß die in den Reclamen ausgeschrieene Unentbehrlichkeit zumeist in umgekehrtem Verhältniß zu der wirklichen steht, und man hat sich deshalb gewöhnt, von solcher Anpreisung der Unentbehrlichkeit nicht viel zu halten. Dieses Sanders'sche Büchlein jedoch ist in der That ein Werk, das wir einfach jedem Deutschen, den es um correcten Ausdruck in seiner Muttersprache zu thun ist, recht angelegentlich empfehlen können. Mancher unserer Landsleute freilich wird das gewiß als eine directe Beleidigung auffassen, da diese Empfehlung die Meinung involvirt, er sei in seiner Muttersprache nicht ganz firm und taktfest. Indeß, wir können uns nicht helfen, die deutsche Sprache ist nun einmal nicht leicht, zudem ist sie, wie alles Lebende, in stetem Flusse, in reger Entwicklung. Jeder Tag führt ihr neue Formen, neue Worte zu und scheidet ältere aus. Da ist es nun der Sprachforscher Pflicht, zu prüfen, ob die Zuzügler die nöthigen Erfordernisse besitzen, um ihnen Bürgerrecht zu gewähren oder ihnen auch nur den Aufenthalt zu gestatten, ob die Wegziehenden wirklich zu nichts mehr nütze sind und ihre Zeit ausgedient haben. Eine lebende Sprache läßt sich nicht in bestimmte Regeln einkapseln, die man bequem herumträgt; auch das Machtwort der Schullehrer, die dictatorisch erklären: dies ist richtig und dies ist falsch, ist hierbei nicht angebracht; wessen Heimat so groß ist, als die des Deutschen in Land und Sprache, bedarf gerade in der Heimat eines Führers, weil da sich zu verirren am wenigsten erlaubt ist.

Sanders hat Recht, wenn er behauptet, daß auch ganz gelehrte und gescheidte Leute von allerhand Sprachskrupeln nicht frei sind und daß auch diesen ein Rathgeber wie der seinige, auf ihrem Schreibtisch willkommen sein wird. Wie viele Schullehrer giebt es nicht, die sich ein Gewissen daraus machen, wenn ihre Schüler von einem Zeichenheft, von einem Rechenheft reden, und sie glauben, was Großes damit gethan zu haben, wenn sie ihre Jungen dahin drillen, daß diese Zeichnen- und Rechnenheft für das einzig richtige halten. In Wahrheit aber sind diese Herren, welche die Sprache berichtigen wollen (dies und ähnliche Dinge können sie aus dem Sanders lernen), auf einem argen Holzweg. Darüber könnte sie schon das Schreibheft ihrer Schüler aufklären. Rechen- und Zeichenheft ist ganz nach Analogie von Reitpferd, Backofen, Schreibheft gebildet, und wie es uns nicht einfallen kann, Reitenpferd, Backenofen u. s. w. zu sagen, ebenso wenig darf uns in den Sinn kommen, Zeichnenheft in die Sprache einführen zu wollen. Das ist nur so ein einzelnes Beispiel, wie uns Sanders auf die rechten Wege führt. Vielen allerdings ist das von uns Angeführte nicht neu. Indeß der Eine wird dies, der Andere wird jenes aus dem Buche lernen, und wie wohl kein Deutscher von Zweifeln hinsichtlich des Sprachgebrauchs frei ist, so wird wahrscheinlich auch Keiner sein, der nicht diese neueste Arbeit gern als Nachschlagebuch auf seinem Tische sehen wird.

*) Kurzgefaßtes Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache von Dr. Daniel Sanders. Berlin, G. Langenscheidt, 1872. (188 Seiten.)

Schweiz.

Max Wirth's Statistik der Schweiz.

Das Werk, welchem wir diese Anzeige widmen, nämlich: die „Allgemeine Beschreibung und Statistik der Schweiz," im Verein mit einer Anzahl schweizerischer Gelehrten und Staatsmänner, herausgegeben von Max Wirth, Director des Eidgenössischen statistischen Büreau"*), ist ein erfreulicher Beweis dafür, was durch das Zusammenwirken amtlicher und einzeln tüchtiger Kräfte geschaffen werden kann. Es giebt Ziele, welche sich durch eine nur von Amtswegen hervorgerufene Thätigkeit nimmer erreichen lassen, wiederum aber den Kräften des Privatmannes unübersteigliche Hindernisse bieten und nur durch innig gemeinsames Handeln zu erringen sind. Indem man in der Schweiz das Bedürfniß erkannte, von neuem ein wissenschaftlich gründliches und bis in die feinsten Einzelheiten treues Bild des Vaterlandes zusammenzustellen, war man sich solcher Schwierigkeiten wohl bewußt. Daß man sie durch die Zusammenfassung der besten amtlichen und nichtamtlichen Kräfte zu überwinden gewußt hat, ist ein zum Vorbild geeigneter schöner Beweis von Einmüthigkeit, wie sie unter den Schweizern herrscht, wenn es

*) Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1871.

sich um ein Werk von vaterländisch wissenschaftlichem Interesse handelt, einer Einmüthigkeit, für die wir die Schweiz zu beglückwünschen haben. Nur geringe Einschränkung erfährt diese Auffassung durch den von dem Herausgeber unseres Werkes erwähnten Umstand, daß nicht alle seine Mitarbeiter mit der Lieferung versprochener Materialien ihrem Worte treu geblieben sind. Es ist doch wahrlich respectabel genug, wenn wir dabei erfahren, daß gegen 70 Staatsmänner und Gelehrte, sowie die Cantons-Regierungen sich mit dem Herausgeber zur Herstellung des Werkes vereinigt haben!

Was das Werk selbst betrifft, so wird man seinen nicht nur vaterländischen, sondern allgemeinen Werth nach dem Worte A. von Humboldt's zu messen haben: die Schweiz ist das interessanteste Land der Erde. Der Herausgeber und seine Mitarbeiter haben das Ihrige gethan, diesem Worte auch in ihrem Werke Ehre zu machen. Ist es freilich einerseits keine geringe Aufgabe, ein Land, das alle europäischen Klimate in sich schließt, das zur Entwickelungs-Geschichte der Erde ein erstaunliches Material liefert, das den Vereinigungspunkt dreier Völker bildet und für alle Bildungsstufen der Gesellschaft Raum gewährt, wissenschaftlich darzustellen, so liegt doch andererseits gerade in dieser erstaunlichen Mannigfaltigkeit der Verhältnisse ein Reiz, dessen Wirkung man in der That in jedem Abschnitte des Werkes verspürt.

Wir haben Buch II.—V. des ersten Bandes vor uns, dessen erstes Buch wir bereits früher besprochen. Im Vorliegenden fesselt gleich das zweite Buch, über das Volk, unsere besondere Aufmerksamkeit. Die den Reigen eröffnende Alterthums-Statistik von F. Uhlmann, Arzt in Münchenbuchsen, bearbeitet, steigt bis zur Rennthier-Periode hinauf und endet mit einem langen Verzeichnisse der vorhistorischen Fundreste aus dem Thier- und Pflanzenreiche. Ein kleines Cabinetsstück lichtvoller und gedrungener Darstellung ist der folgende, vom Herausgeber geschriebene Abschnitt über den Ursprung der Stämme, die sich, auf die Burgunder, Celto-Romanen und Alemannen zurückgeführt, noch heute im Wesentlichen in der Sprache, im Häuserbau und in der Rechtspflege erkennen und unterscheiden lassen. Während den Sprachen und den 25 Hauptdialekten der Schweiz, mit besonderer Rücksicht auf die Abstammung, von A. Gatschet, ein ebenso gründlicher, wie anziehender Abschnitt gewidmet ist, haben wir eine ähnliche Abhandlung über den Häuserbau, welche uns hohes Interesse gewährt haben würde, leider nicht finden können. Sie folgt vielleicht noch nach.

Ein erklecklicher Raum ist der Verkehrsstatistik gewidmet, in welcher dem Postwesen, den Eisenbahnen, der Schifffahrt, dem Zoll- und Münzwesen, Maaß und Gewicht, dem Handel, den Banken, Sparkassen u. s. w. die eingehendste Berücksichtigung, namentlich auch nach der historischen Seite hin, zugewendet ist. Mit gebührender Ausführlichkeit ist das Versicherungswesen behandelt, und der letzte Abschnitt des Bandes ist der Justiz-Statistik zugetheilt. Dieser Abschnitt entspricht nicht am Wenigsten jenem Worte Humboldt's, obgleich darin nur ein erster Versuch zur Bearbeitung der Materie gemacht worden ist. Die Verfasser des Abschnitts klagen über Unvollständigkeit des Materials. Bei der Zersplitterung des Rechtswesens in der Schweiz ist das nicht zu verwundern. So viel Cantone, so viel Rechtssysteme! Gerade das aber wird für den Statistiker später, wenn die Quellen reichlich und vollständig fließen werden, ein Vortheil für interessante Schlüsse sein, zumal sich in manchen Cantonen die Rechtspflege bekanntlich noch in naivster Ursprünglichkeit befindet. Schon jetzt bietet der kleine Raum der Schweiz Gelegenheit zu merkwürdigen Beobachtungen in der Rechtsstatistik. Im Familienrechte z. B. ist beachtenswerth, daß die zugehörige Tabelle bei Aargau 18 Ehe-Einsprüche, meist von Gemeinden ausgehend, nachweist, dafür aber auch als Correlat 332 Paternitäts-Klagen, eine Summe, die ungefähr den vierten Theil aller in der Schweiz angestrengten Klagen dieser Art ausmacht. Beherzigenswerth ist nicht minder, daß auf zwei Cantone, welche die obligatorische Civilehe haben, Genf und Neuenburg, verhältnißmäßig die geringste Zahl von Ehescheidungen fällt!

Wir müssen uns mit diesen Hinweisungen begnügen. Zu lernen bietet das Werk sehr viel dar. Das Resultat wird sehr verschieden sein, je nachdem der Leser die „Mannigfaltigkeit unter der Einheit“ liebt oder das Staatsheil nur in der Centralisation sucht. Wenn in der republikanischen Staatsverfassung einer der ersten Grundsätze gleiches Recht für Alle fordert, so wird, um nur diesen Einen Punkt zu erwähnen, der denkende Schweizer selbst in dem im Ganzen so befriedigenden lichtvollen Bilde seines Landes doch den Schatten der 25 eng nebeneinander liegenden Rechtssysteme nicht übersehen können!

England.

Shakespeare's Auffassung der Natur.

Die Werke wahrhaft großer Männer gleichen den Werken der Natur, wie in anderen Dingen, so auch darin, daß man, von welcher Seite man sie auch betrachten mag, immer wieder Neues und Anziehendes entdeckt, daß man auf jedem Punkte sich ihrer Größe und Bedeutung bewußt wird. So wird man nicht müde, sich immer wieder in sie zu vertiefen und ihnen neue Reize abzugewinnen. Mit solchen Gedanken lasen wir eine soeben erschienene Abhandlung: „Einige Bilder und Personificationen aus Shakespeare“ (Gymnasial-Programm von Husum) von Dr. Hoburg, worauf wir um so eher aufmerksam machen möchten, als auch wirklich werthvolle Leistungen, bei der unzweckmäßigen Veröffentlichungsart der Programme, oft der allgemeinen Theilnahme entgehen.

Die sprachlich-ästhetische Betrachtung, welche in der classischen Philologie eine so weite Ausdehnung gefunden hat, ist bei den neuern großen Schriftstellern noch bei weitem nicht hinreichend gewürdigt; es sind hier noch manche Schätze zu heben, an denen man gewöhnlich achtlos vorübergeht. Namentlich nun ist die Art und Weise, wie sich ein Dichter der Bilder und Personificationen bedient, sowohl bezeichnend für die gesammte Richtung seines Geistes, als auch für die Gestaltungskraft seiner Phantasie, so daß eine nähere Betrachtung derselben ein dankenswerthes Unternehmen ist und zwar ganz besonders bei dem Dichter, der mehr als alle anderen es versteht, „die unbelebte Welt in lebensvolle Gestalten umzuformen und seelenlosen Gegenständen seelenvolles Leben einzuhauchen“ (S. 3).

Der enge Raum eines Schul-Programmes hinderte den Verfasser, den vorliegenden Gegenstand erschöpfend zu behandeln, und so griff er aus dem reichen Stoff nur Einiges heraus, indem er die Bilder und Personificationen betrachtet, zu denen Shakespeare „Sonne, Mond, Sterne, Nacht, Zeit, Jahre, Monate, Tage, Winde und Donner, Meer, Fluß, Schiff und endlich der Tod“ Veranlassung geben. Die Behandlung dieses Gegenstandes ist eine ebenso sorgfältige wie anziehende, und so sprechen wir

den Wunsch aus, daß der Verfasser denselben in einer größeren selbständigen Arbeit nach allen Seiten hin ausführen möge. Eine solche Arbeit würde einen interessanten Beitrag zur Würdigung von Shakespeare bieten. E.

Italien.

Bernardino Zendrini.

Abermals haben wir die Genugthuung, hier den Namen eines Mannes zu nennen, der im heutigen Italien zu den hochgeachtetsten Freunden des heutigen Deutschlands zählt. Bereits vor der Unification seines Vaterlands hatte Dr. Bernardino Zendrini in Padua zu den Verkündern der Lehre von dem, aus dem protestantischen Deutschland kommenden Lichte menschenwürdigen Geisteslebens und wachsender Kultur gehört. Im J. 1865 wurde uns sein Name durch seine italiänische Uebersetzung des Buches der Lieder von Heine bekannt, welchem er eine poetische Nänie gewidmet, deren letzte Strophe A. Strodtmann, der Biograph Heine's, als einen würdigen Schlußstein seines Werkes benutzt hat. Als Knabe hatte Zendrini eine Reise nach dem deutschen Rhein gemacht, und diese hat in ihm die nachhaltigsten poetischen Eindrücke hinterlassen. In späteren Jahren abermals in Deutschland weilend, wo er in München sich mit Paul Heyse näher befreundete, hat er in einem Gedichte, „Ripassando il Reno", diese Eindrücke geschildert und damit sehr wirksam einige Verse aus Heine's „Loreley" verbunden.

Gegenwärtig hat Zendrini eine Sammlung seiner Gedichte aus den Jahren 1859—1871 unter dem Titel: „Prime poesie" erscheinen lassen.*) Darin befindet sich unter Anderm ein Cyklus von Dichtungen zur Feier des Dante-Jubiläums (1865), denen ein vergleichender Blick auf die vier Dichter Goethe, Schiller, Shakespeare und Dante vorangeschickt ist, deren Säcularfeste nicht bloß in Deutschland, England und Nordamerika, sondern auch von den vorgeschrittenen Geistern Italiens mit gleicher Begeisterung gefeiert wurde. Auf welche Weise Zendrini diesen Heroen-Cultus auffaßt, geht aus seinen folgenden Bemerkungen hervor:

„Goethe's Centenarium fiel in das Jahr 1849. Das Fest konnte damals wie eine Ironie auf die verzweifelten Kämpfe des deutschen Volkes für die Freiheit und auf so viele muthwillige Zerstörungen constitutioneller Rechte angesehen werden. Hatte sich doch der Dichter bei seinem Leben allen Kämpfen um politische Freiheit lächelnd fern gehalten! In der That brachen bei dieser Gelegenheit die alten Anschuldigungen und Invectiven gegen den Dichter noch viel erbitterter hervor; als ob Goethe sich, bevor er Geheimerath des Großherzogs von Weimar wurde, um die Volksgunst beworben, als ob er vorher der Revolution geschmeichelt und sie dann verrathen hätte! Er hat niemals um den leicht zu erlangenden Ruhm eines politischen Dichters gebuhlt; er wollte nie etwas Anderes, als einfacher Künstler sein, und er wurde der Fürst unter den Künstlern. Allerdings zeigt Goethe sowohl in seiner Selbstbiographie, als in gewissen Epigrammen, wenig Sympathie für die verwilderten Straßenrevolutionaire von Paris; er hielt sich vielmehr an die Fürsten, was Victor Hugo in seinem Buch über Shakespeare zu einem Ausfall auf Goethe Anlaß giebt. Aber welcher gerechte und verständige Kritiker wird einen solchen Dichter wohl nach einzelnen seiner aus dem Ganzen herausgerissenen Aeußerungen beurtheilen? Wer wird nicht vielmehr den Geist zum Maaßstabe nehmen, der des Dichters Werke in ihrer umfassenden Großartigkeit beseelt? Könnte man doch auch Dante und selbst Victor Hugo ganz ähnliche Vorwürfe machen, wie Letzterer dem großen deutschen Dichter! (Der Verfasser sucht nun seinen Ausspruch näher zu begründen, indem er auf das mitten in der französischen Revolution entstandene, idyllische Epos „Hermann und Dorothea" und auf den von Goethe in seinen menschlich-edelsten Momenten geschilderten Helden der niederländischen Revolution, Egmont, näher eingeht, und auf Goethe's neidlose Bewunderung des idealen Schiller hinweist).

„Schiller's Centenarium im J. 1859 wurde in beiden Hemisphären mit Begeisterung gefeiert. Sein Herz schlug, wie das seines Posa, für die gesammte Menschheit. Wohlverdient hatte er das Ehrenbürger-Diplom, das ihm der französische Convent zuschickte, obwohl dessen Mitglieder niemals Zeit gehabt, seine Schriften kennen zu lernen, weshalb er auch in diesem Diplom „Zilles, l'ami de l'humanité" genannt wurde. Hatte doch das gesammte Deutschland durch die Reformation Luther's sich als „Freund der Menschheit" bewiesen und der französischen Revolution die Wege gebahnt. Auch die Kant'sche Philosophie war der letzteren vorangegangen, und athmen nicht die „Räuber" des jugendlichen Schiller schon den ganzen Geist von 1789?... Es ist unbegreiflich, daß Victor Hugo, der Champion einer Kunst, die das Schöne dem gemeinen Besten unterordnet, der aus der Muse eine Sklavin der Menschheit macht, Schiller aus seiner Galerie des Genius verbannt, während er den Spötter Rabelais darin aufgenommen hat. Armer Zilles! Ein französischer Dichter und ein Sohn der Revolution ignorirt das berühmte Diplom, welches Dir Deine Liebe zur Menschheit aus seinem eigenen Vaterlande verschafft hat!"

Professor Julius Schanz in Venedig hat uns früher bereits mit Bernardino Zendrini durch Uebersetzung einzelner Poesieen des Letzteren bekannt gemacht. Zum Danke dafür hat ihm der italiänische Dichter jetzt ein schönes Gedicht: „Die beiden Musen" Deutschlands und Italiens gewidmet, dessen schöner Grundgedanke an Klopstock's „Die beiden Musen" Englands und Deutschlands erinnert. Wir theilen nachstehend einige Verse Zendrini's mit:

O canti miei, qui vi togli all' oblio?
 La nuova vesta,
Che pare vi radddoppj anima e brio
 Chi ve la presta?
. . . .
Il mio proprio pensier come alla mente
 Chiaro mi reca
Questa nobile lingua onnipotente
 Come la greca!

Tra forte e delicata, ella somiglia
 A quel Lutero,
Che a un popolo la diè, libera figlia
 Del suo pensiero.

E l'alemanna musa la educava
 Con lungo amore:
Musa che non fu mai complice o schiava
 All' oppressore.
. . . .
Dall' italica musa oprò divisa;
 Or s'è accostata;

*) Padova, Giammartini, 462 p.

E una cara sorella in lei ravvisa
E un' alleata.

Preludio all' amistà che stringeranno
Le due nazioni,
Le due muse la mano ecco si danno
E cambian doni.

Frankreich.

Nach dem Ebenbilde des Figaro.

Bei Gelegenheit des Prozesses „Trochu" ließ der General-Advokat Merveilleux-Duvigneaux die Aeußerung fallen: „Der Figaro hat eine Generation nach seinem Ebenbilde geschaffen." Mit seiner gewöhnlichen Ueberschwänglichkeit griff der Advokat Lachaud diese Worte auf und rief: „Ja, der Figaro hat eine Generation geschaffen, der er Patriotismus, Muth und Erbarmen gelehrt hat."

Nach Allem, was man von Herrn Lachaud in jüngster Zeit gehört und erfahren hat, konnte diese Behauptung im Auslande kaum Staunen erregen; wohl aber hat sie gerechte Entrüstung hervorgerufen bei dem bessern und gebildeteren Theile der Franzosen selbst. Eine sehr geachtete Zeitschrift, die Revue politique et littéraire, erhebt in ihren Spalten energischen Protest gegen eine solche Verdrehung der Thatsachen und geht selbst streng in's Gericht mit jener Presse „nach dem Ebenbilde des Figaro", die sie einer schweren, verhängnißvollen Schuld zeiht. Es heißt in dem in Rede stehenden Aufsatze unter Anderm:

„Ein Krebsschaden unseres Landes, eine der Hauptursachen seines moralischen und materiellen Verfalles, ist sein Geschmack für die oberflächliche, frivole Presse, seine Abneigung gegen Alles, was ernst und anständig ist, sein Heißhunger nach dem Verdorbenen und Raffinirten. Die Politik ist ein Studium, aber wir scheuen die Anstrengung. Eine Frage ernsthaft untersuchen, das Für und Wider erwägen, Menschen und Verhältnisse ruhig und nach reiflicher Erwägung beurtheilen, das ist nicht unsere Sache. Wir haben Besseres zu thun; hatten besonders zu Zeiten des Kaiserreiches Besseres zu thun! Behandelte in jenen Zeiten ein Philosoph gewissenhaft ein ökonomisches oder politisches Problem und gelangte dabei zu einer der kaiserlichen Regierung unangenehmen oder ungünstigen Schlußfolgerung, so stellte man ihn vor das Zuchtpolizeigericht und schickte ihn in's Gefängniß. So entmuthigt, schwiegen die Männer des Studiums und der Wissenschaft, und statt ihrer erhielten die Schwätzer und Lustigmacher das Wort. Wozu sollte man sich um öffentliche Angelegenheiten kümmern, wozu lehren und lernen? Cäsar wacht ja über Alles, Cäsar allein ist weise, ist erleuchtet und frei! Das Leben ist ja so kurz, lasset uns es genießen!

„Und nun kam die goldene Zeit der „Chroniqueurs" und „Reporter". Paris und Frankreich wußten bis auf's Härchen alle Geheimnisse des Boudoirs und der Coulissen, die großen und kleinen Skandalgeschichten der Welt und Halbwelt. Die pas und faux pas der Mademoiselle Rigolboche, die auffallenden Toiletten bei Hofe und in der Stadt, die Meisterwerke der berühmten Modistinnen, die Schwächen der großen und kleinen Damen, die geistreichen Einfälle ihrer gemeinschaftlichen Freunde, alle diese Dinge wurden mit der größten Genauigkeit erzählt und mit außerordentlichem Vergnügen gelesen. Endlich ist aber doch eine Zeit gekommen, wo Frankreich sich fragte, ob seine Angelegenheiten wirklich in so guten Händen ruhten, wie es geglaubt, wo es mit eigenen Augen sehen wollte, wie man in seinem Namen gewirthschaftet hatte."

Mit diesem Wollen war es nun aber, wie der Aufsatz weiter ausführt, nicht gethan, es fehlte der Ernst; man fühlte nur eine Art träger Neugierde, ein Mißtrauen ohne Muth. Jetzt gab es eine neue Fundgrube auszubeuten, jene Schriftsteller machten in Politik, weil die Tagesströmung dies so verlangte; man brauchte Staatsmänner und stellte Vaudevillisten, die sich zu diesen Aemtern drängten, an. „Der Figaro gebar den „Rappel", den „Gaulois" und das „Paris-Journal"; der „Figaro" hat dem „Père Duchesne" zum Modell gedient, sie alle sind nach dem Ebenbilde des Figaro geschaffen und diese ganze Art von Presse ist nichts als eine Ausbeutung der Dummheit des Publikums."

Zum Schlusse schildert der Artikel in recht drastischer Weise, wie diese Journale nie darauf bedacht sind, ihre Leser zu belehren, sondern lediglich ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, ihrem Bedürfniß nach Sensation auf Kosten der Wahrheit und des gesunden Menschenverstandes zu fröhnen, und schließlich sagt er: „Wir müssen uns reformiren, andere Vorbilder wählen, wenn wir auf der Höhe unserer Aufgabe und des Bedürfnisses unseres Landes sein wollen."

Es wäre zu wünschen, daß diese Mahnung beherzigt würde; zu hoffen ist es leider nicht, denn in mancher Beziehung und namentlich was Hetzereien gegen und alberne Erfindungen über Deutschland betrifft, wobei wir nur auf die berüchtigten Feuilletons des Herrn Feydeau im „Constitutionnel" und auf die chauvinistischen Artikel der Revue d. d. Mondes hinzuweisen brauchen, sind auch die „besseren französischen Blätter" nach dem Ebenbilde des Figaro geschaffen.

Nord-Amerika.

Geistiges Eigenthum in Amerika.

Literatur- und Kultur-Statistik.

In Amerika haben neuerlich wieder „Verlagsrecht-Meetings" — schon in Nr. 11 des Magazin wurde über dergleichen berichtet — stattgefunden. Die Anti-Verlagsrechtler finden ihre Hauptstütze in der Lehre Carey's: „Bücher sind nicht wirkliches Eigenthum, insofern sie im Allgemeinen nur eine Anders-Anordnung, eine Anders-Bekleidung, eine Anders-Aufputzung (rearrangement, reclothing, refurnishing) von Handlungen und Ideen darstellen, welche das gemeinsame Eigenthum der Menschheit sind."

Dem gegenüber bringt das amerikanische Buchhändler-Wochenblatt (The Weekly Trade-Circular, New-York, 21/3 72) einen ganz treffenden kleinen Artikel von einem „Nicht-Millionär-Verleger".

Ein Traum führt den Verfasser in die Ideal-Republik. Selbstlos erkennen da die Schriftsteller an, daß eine Idee ihr Eigenthum nur so lange sei, als sie in ihrem Kopfe wohne, daß sie jedoch zum Eigenthum der Welt werde, sobald sie in die Welt hinaustrete. Aber in dieser Ideal-Republik sind auch die andern Gesellschaftsklassen ebenso selbstlos. Stein, Holz, Metall u. s. w. gehören, so lange sie im Steinbruch, im Bergwerk, in Wald und Feld stecken, dem Eigner des Bodens, sobald sie aber zu Häusern zusammengesetzt, zu Maschinen verarbeitet, zu Schiffen gefügt sind, werden sie zum gemeinsamen Eigenthum. O glück-

liche Republik, schade, daß ich nicht darin lebe! schließt der Träumer.*)

Den deutschen Schriftstellern und Verlegern ruft man häufig aus Amerika zu: Ihr verlangt ein Honorar; das ist eine Selbstsucht, welche das Deutschthum in Amerika schädigen, weil man ihm den geistigen Brodkorb höher hängen würde.

Wir können darauf nur antworten: Theure deutsche Brüder, wir sympathisiren herzlich mit Euch — und hier wird uns hoffentlich kein russisches Blatt vorwerfen, daß wir Euch annectiren wollen**) — aber wir halten das Deutschthum für stark genug, eine Einfuhrprämie nach Amerika entbehren zu können, und sehen besonders nicht ein, weshalb gerade wir deutsche Schriftsteller, denen selbst der Brodkorb bekanntlich ziemlich hoch hängt, diese Einfuhrprämie bezahlen sollen. Oder wollt Ihr uns etwa für unsere Bücher Eure Baumwolle ebenfalls aus stammverwandtschaftlicher Sympathie zum halben Werth ablassen? Möge Amerika nur allgemein im internationalen Verkehr, auch den englischen Schriftstellern gegenüber, das geistige Eigenthum anerkennen, d. h. sich den unberechtigten Nachdruck abgewöhnen, so wird das Deutschthum darunter keinen Schaden leiden.

Jetzt wollen die amerikanischen Buchhändler wohl das Verlagsrecht im eigenen Lande anerkennen, aber dem Auslande gegenüber wehrt sich noch die Mehrzahl; da bleiben sie lieber rechtlos, ja, noch besser, sie verlangen, daß ihr Schutzzoll auf importirte Bücher nicht mehr wie bisher nach dem Werth (fünfundzwanzig Procent!) erhoben werde, weil die Importeure denselben immer zu niedrig angeben, sondern — siehe Correspondenzen aus Philadelphia vom 15/3 und aus Boston vom 28/3 in The Weekly Trade Circular — nach dem Gewicht, vermuthlich nach dem Princip „Die Schweinsledernen sind die besten".

Mit mehr Vergnügen lesen wir, daß man ernstlich daran denkt, endlich einen Anfang zu machen mit einer nationalen Organisation des Buchhandels nach dem Muster Deutschlands.

Dies führt uns auf einen Vorschlag, wie Deutschland die Concentration unseres gesammten Buchhandels in Leipzig noch weiter ausbeuten sollte zu wissenschaftlichen Zwecken.

Wir finden in der „Illustrirten Zeitung" eine Mittheilung der Hinrichs'schen Buchhandlung über die Anzahl der 1870 und 1871 in Deutschland und im deutschen Auslande auf allen Gebieten erschienenen Publicationen. Die Anzahl ist gestiegen von 10,058 in 1870 auf 10,669 in 1871. Bei Vergleichung der einzelnen Fächer ergiebt sich u. A. eine Verringerung der Theologie um 108 Publicationen; ebenso zeigt alte Philologie ein Minus von 49, die neue dagegen ein Plus von 47, Poesie und Kunst ein Plus von 250 u. s. w. Diese Zahlen haben zwar aus verschiedenen Gründen nur geringen Werth; sie legen aber den Gedanken nahe, durch eine wissenschaftlich genaue Statistik der geistigen Production eine neue Zahlen-Unterlage für die gesammte Kulturgeschichte zu gewinnen. Auf der einen Seite das Anwachsen der geistigen Production bei den verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Fächern in Druckbogen dargestellt, auf der anderen die Bevölkerungs-Statistik selbst; daneben Schul-Statistik, Kriminal-Statistik u. s. w. — welche segensreichen Aufklärungen könnten wir im Laufe der Zeit aus der Vergleichung dieser Zahlen gewinnen!

Die allgemeinsten Zahlen würden ein Bild geben von der ewig sich fortsetzenden Ausgießung des heiligen Geistes über die Menschheit. Die Zahlen, welche die Veränderung im Verhältniß der geistigen Production zur Bevölkerung ausdrücken, würden ein Bild geben, wie und wieviel durchschnittlich der Geist Kraft gewinnt und mehr und mehr Herr wird auch im einzelnen Menschen. Deutschland könnte am leichtesten den Anfang machen mit solch einer Kultur-Statistik. J. M.

*) Die Stellung der Gesetzgebung im Deutschen Reich zum geistigen Eigenthum findet man am besten und ausführlichsten dargestellt in der zur Zeit im Magazin ausführlich besprochenen Schrift: „Die Gesetzgebung, betreffend das Urheberrecht an Schriftwerken ꝛc.", von Dr. Otto Dambach.

**) Es ist hier ein Journal der moskowitischen Partei in Rußland gemeint, welches kürzlich als Beweis für die in Deutschland in Bezug auf die Ostsee-Provinzen herrschenden Annexionsgelüste einen Artikel unseres „Magazin" anführte, der nichts weiter enthielt, als Klagen der Deutschen in Liv-, Ehst- und Kurland über die Bedrückungen, denen sie jetzt von Seiten der moskowitischen Gewalthaber ausgesetzt sind. D. Red.

Amerikanische Eisenbahnen.

Die „Zeitschrift des Oesterreichischen Ingenieur- und Architecten-Vereins" enthält einen Vortrag des Ingenieurs Fölsch über amerikanische Eisenbahnen, dem wir Folgendes entnehmen:

Der Verfasser hat im vorigen Jahre einen Theil der Vereinigten Staaten von Nordamerika bereist und dabei im Ganzen etwa 4770 österr. Meilen zurückgelegt, seine Notizen daher aus eigener Anschauung gesammelt. Die Dichtigkeit des Eisenbahn-Netzes in genannten Staaten ist bis jetzt noch sehr verschieden. In manchen Staaten, namentlich in den nordöstlichen, wird das Land nach allen Richtungen von zahlreichen Schienensträngen durchzogen; in andern fehlen dieselben noch gänzlich. Bei Beginn des Jahres 1871 hatten die Vereinigten Staaten circa 11,840 deutsche Meilen Bahnen im Betrieb. Der Vergleichung halber sei erwähnt, daß die Länge aller eröffneten Eisenbahnen in der österreichisch-ungarischen Monarchie zur selbigen Zeit 1294 Meilen, also nur etwa 11 Procent der obigen Ziffer betrug, obwohl die Bevölkerungszahl der Monarchie nahezu derjenigen der Vereinigten Staaten gleichkommt. Der Zuwachs der Bahnen bezifferte sich in den Vereinigten Staaten im Jahre 1869 auf 1108, im Jahre 1870 auf 1360 deutsche Meilen; es werden also dort alljährlich etwa so viele Bahnen neu eröffnet, als Oesterreich-Ungarn jetzt im Ganzen besitzt.

Der Bau und Betrieb von Eisenbahnen ist durch die Regierung möglichst erleichtert. Jeder kann die Concession zu irgend welcher Bahn ohne Schwierigkeit gegen Erfüllung gewisser Formalitäten erlangen. Im Uebrigen aber wird der Eisenbahn-Bau und Betrieb als ein freies Geschäft behandelt, und steht auf gleicher Stufe mit jeder andern Gewerbsthätigkeit. Durch die Regierung findet in der Regel keinerlei Controle, weder beim Bau noch bei dem Betriebe statt, auch keine Untersuchung der Bahn vor Eröffnung derselben. Mit Einem Worte, man ist dort ganz bis zu dem einen Extrem gegangen, während wir in Europa mitunter zu sehr in das entgegengesetzte Extrem verfallen. Bei den amerikanischen Bahnen liegt die Garantie gegen Mißbräuche einerseits in der persönlichen Haftung und in der strengen Strafe bei etwa eintretenden Unglücksfällen, andererseits in dem Schaden-Ersatze, welcher von den Gerichten consequent sehr hoch bemessen wird.

Bei dem nach unsern Begriffen mangelhaften Zustande der Bahnen ist es gleichwohl Thatsache, daß die Unglücksfälle, von denen wir so häufig lesen, beinahe ausschließlich durch den Zu-

sammenstoß von Zügen und durch andere grobe Fahrlässigkeiten im Betriebe veranlaßt werden. Die Sicherheit liegt nämlich dort in der vorzüglichen Construction der Fahrbetriebsmittel, auf welche man in den Vereinigten Staaten besondere Sorgfalt verwendet, da dieselben dort ganz richtig als Hauptbestandtheil der Bahn gelten. Die Locomotiven passiren selbst bei rascher Fahrt mit wunderbarer Stabilität die schärfsten Curven und die Personenwagen gehen so sicher, daß es dem Verfasser nicht nur möglich war, mit Leichtigkeit stundenlang den kleinen Druck der amerikanischen Zeitungen zu lesen und ziemlich deutlich zu schreiben, sondern auch sich jeden Morgen während der Fahrt zu rasiren. Setzt man die amerikanische Locomotive und Wagen auf unsern weit bessern Oberbau, so ist jedenfalls das für jetzt Vollkommenste erreicht, während es hingegen unmöglich wäre, unsere Fahrbetriebsmittel auf amerikanischen Bahnen zu verwenden. Die Fahrgeschwindigkeit beträgt 3—6½ deutsche Meilen die Stunde, wobei die größeren Geschwindigkeiten nur auf den Linien vorkommen, die eine ernste Concurrenz mit Dampfschiffen bestehen müssen.

Da man sehr ökonomisch mit dem Personale ist, so werden oft alle Geleise-Wechsel, welche von der currenten Bahn ausgehen, mit Vorlegschlössern festgestellt und müssen daher manchmal erst vom Zugführer geöffnet werden.

Von besonderem Interesse für den europäischen Reisenden ist die Behandlung des aufgegebenen Gepäcks. Es wird nämlich an das Gepäckstück ein Lederstreifen befestigt, welcher eine Blechmarke mit Nummer und Bestimmungsort trägt, während der Reisende die zweite gleichlautende Blechmarke — Check genannt — für jedes einzelne Gepäckstück erhält. Eine Abwägung des Gepäckes findet gewöhnlich nicht statt. Die Bahnen dürfen ihre Haftung nicht auf einen durch das Gewicht bestimmten Maximalwerth beschränken, und ebensowenig wird etwas für gewöhnliches Uebergewicht vergütet. Nur bleiben alle Kisten oder sonstigen Stücke, welche ersichtlich nicht zum Reisegepäck gehören, unbedingt von der freien Beförderung ausgeschlossen. Die Bedeutung solcher Checks hat der Verfasser bei einem ihm zugestoßenen Unfall kennen gelernt und dabei zugleich ein Beispiel von dem Geschäfts-Betriebe coulanter Eisenbahnen erhalten. Durch einen Brand des Gepäckwagens wurde sein und der übrigen Passagiere sämmtliches Reisegepäck vernichtet; schon während der Weiterfahrt erhielten nun die Reisenden vom Conducteur die Aufforderung, ein Verzeichniß der verbrannten Gegenstände aufzustellen und ihre Schaden-Ansprüche geltend zu machen. An der Endstation begannen sogleich die Verhandlungen und nach einer Stunde wurde gegen Rückgabe des Checks der volle Ersatz ausbezahlt.

Eine große Bequemlichkeit erwächst den Reisenden dadurch, daß vor Ankunft an dem Ende der Bahn oder an Abzweigungspunkten ein Beamter den ganzen Zug durchgeht und frägt, wer sein Gepäck auf eine andere Bahn oder zum Hôtel weiter „gecheckt" zu haben wünscht. In diesem Falle wird schon während der Fahrt das frühere Check gegen ein neues umgetauscht, und der Reisende kann sich darauf verlassen, sein Gepäck pünktlichst an dem angegebenen Orte zu finden.

Eine andere Annehmlichkeit für das Reisen auf amerikanischen Eisenbahnen ist es, daß man in allen größeren Orten eine namhafte Anzahl von Stadt-Bureaux vorfindet, in welchen das Gepäck schon im Voraus angenommen und gecheckt wird, wodurch die bei uns so lästige Aufgabe des Gepäcks kurz vor der Abfahrt ganz entfällt; weiter, daß auch die Fahrkarten in diesen Bureaux und in allen größeren Hôtels verkauft werden. In Folge dieser bequemen Einrichtung kommt der amerikanische Reisende erst einige Minuten vor Abfahrt des Zuges zum Bahnhofe und steigt direct in den Waggon, während wir uns zunächst an der Billetcasse, dann bei der Gepäck-Aufgabe plagen und meistens arg drängen müssen.

Kleine literarische Revue.

— **Schack's „Lothar."** A. F. v. Schack, der poetische, feinfühlende Darsteller des Orients und des romantischen Spanien, hat jetzt ein älteres Poem in den Druck gegeben*), welches die deutschen Geschicke in der Zeit zwischen den Befreiungskriegen von 1813—1815 und der Erhebung Deutschlands zur ersten Großmacht des freien, intelligenten Europas zum Gegenstande hat. Zwar scheint die Zeit der heiligen Allianz und des deutschen Bundestages nicht der poetischen Erinnerung werth, aber der Dichter glaubt, eine patriotische Pflicht zu erfüllen, indem er gerade jetzt diese Mahnung an überwundene, staatsmännische Sünden und doctrinaire Irrthümer, welche Deutschland leicht in die versunkene Lage romanischer Länder hätten bringen können, ergehen läßt, um dadurch vielleicht der Gefahr vorbeugen zu helfen, daß wir in den Sumpf wieder zurück verfallen, aus welchem uns eben erst der aus fünfzigjährigem Schlaf erwachte Heldengeist der Hohenzollern und des deutschen Volkes befreit hat, welcher Sumpf aber immer noch das Sehnsuchtsbild unserer Reactionäre, Depossedirten und Ultramontanen bleibt. Der Dichter läßt seinen von der Demagogenriecherei der Zwanziger Jahre verfolgten Vater seines Helden sagen:

„Was ward aus all den Schwüren? aus verheißner
Freiheit und Macht? dem einen Vaterlande?
Wer dran zu mahnen wagt, wer zur Ermannung
Das Volk aufruft: sein harren Kerkerbande,
In Elend muß er irren und Verbannung.
Verbrechen nennt man edles Thun und Wollen,
Schwer wird jedwedes freie Wort geahndet
Und, wie auf Frevler, auf den wackern Follen,
Auf Görres und auf Jahn und Arndt gefahndet."

Lothar, der Held des Gedichtes in zehn Gesängen, ist der Sohn eines in der waldigen Hardt begüterten Edelmannes, welcher Letztere voll Begeisterung in den großen Befreiungs-Schlachten Deutschlands mitgekämpft hat, nach zurückgekehrtem Frieden aber unglücklich darüber wird, Deutschland um die Früchte seiner Begeisterung für das Vaterland, seiner Opfer und Siege schmählich betrogen und seine Fürsten zu Werkzeugen Rußlands und Oesterreichs, der Nikolaus und der Metternich, herabgewürdigt zu sehen. Dabei verliert der alte Kämpfer aber auch nicht den Glauben an die dereinstige Wiederkehr der Größe Deutschlands, dessen Schmach er seinem Sohne zum vollen Bewußtsein bringt, um an ihm ein würdiges Werkzeug, bessere Zustände herbeiführen zu helfen, zu erziehen. Leider hat Lothar jedoch nur ein Leben voll Enttäuschungen und Schmerzen vor sich. Nachdem er sich bereits auf der Universität patriotischen, nach den edelsten Zielen strebenden Gesinnungs-Genossen angeschlossen, entgeht er der ihm drohenden Kerkerhaft nur durch die Flucht, durch die er in eine ununterbrochene Kette von traurigen Begegnissen, Seelen- und Körperleiden geführt wird. Erst nach

*) Lothar, ein Gedicht in zehn Gesängen. Berlin, W. Herz, 1872.

unzähligen, vergeblichen Kämpfen im Auslande für Freiheit und Gesittung, nach überstandener, afrikanischer Sklaverei und türkischer Gefangenschaft kehrt er, von treuer Liebe befreit, nach Deutschland zurück, um einer glücklicheren Zukunft entgegen zu leben.

— **Höfer: Unter fliegenden Fahnen.***) Der Roman baut sich auf dem Hintergrund einer Zeit auf, welche durch die großen Ereignisse und Thaten, deren Zeugen wir sein durften, keineswegs in Vergessenheit gerathen ist, sondern die erst jetzt wieder recht lebendig hervortritt, da alle Verheißungen, alle Hoffnungen, welche sie mit sich brachte, erst jetzt ihre Erfüllung erhalten haben. Es ist die Zeit der Befreiungskriege von 1813—14, es sind die der Erhebung unmittelbar vorhergehenden Monate voll banger Sorgen und Zweifel, voll Hoffnung und Muth, voll still waltender Geschäftigkeit, voll ernsten Rathens und Thatens noch unmittelbar unter den Augen des im Lande stehenden Erbfeindes, die uns hier geschildert wird und in welche die Geschichte zweier Adelsfamilien verflochten ist. Wir erkennen in der ganzen Arbeit die Hand des geschickten Erzählers und zollen sowohl der Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten, wie ganz besonders der vortrefflichen Schilderung der sich in den Regierungskreisen kundgebenden Politik des Zauderns, Zügelns und Abwartens im Gegensatze zu der Opferfreudigkeit des Volkes unsere warme Anerkennung, dennoch hat sich uns auch bei der Lektüre dieses Romans wieder eine schon oft gemachte Wahrnehmung aufgedrängt. Höfer's Talent weist ihn nicht auf den Roman, sondern auf die Erzählung hin; in je kleineren Rahmen er seine Bilder spannt, um desto vollendeter werden sie, je breiter und verwickelter die Anlage, um desto schwieriger wird es ihm, die verschiedenen Fäden zu einem abgerundeten, vollendeten Ganzen zu verflechten.

— **Die Schweden auf Kronborg.****) Der Roman behandelt einen Abschnitt aus den für Dänemark so verhängnißvollen Kriegen gegen Karl den Zehnten von Schweden, in welchen die bis dahin dänischen Landstriche jenseits des Sundes für immer an Schweden verloren gingen, Kronborg, längere Zeit in schwedischem Besitz und überhaupt die Existenz Dänemarks bedroht war. Namentlich die Wiederbefreiung Kronborgs bildet den Kernpunkt des Romans, der sich durch geschichtliche Treue, wie durch eine warme anschauliche Schilderung jener wunderbar schönen bewaldeten Strandgegend des Sundes auszeichnet und in Entwurf, Durchführung und Charakterschilderung zu den besten Erscheinungen der dänischen Literatur unserer Zeit gehört

Literarischer Sprechsaal.

Die Eröffnungsfeier der Straßburger Universität bildete in der abgelaufenen Woche das Thema der Unterhaltung aller gebildeten Geister Deutschlands. Der 1. Mai 1872 war ein wahrhaft deutscher Tag. Wir entnehmen der Festrede des Professors Springer, dieser glänzenden Ruhmeskrönung des alten historischen Geisteslebens Straßburgs und des deutschen Elsaß, die nachstehenden Einleitungs-Worte:

„Unwiderruflich lebendige That, greifbare Wirklichkeit ist also geworden, was vor einer kurzen Spanne Zeit auch nur zu träumen unserer Phantasie ein kühnes Wagniß erschien, was selbst in den jüngsten Monaten noch kleingläubiger Sinn durch die Wucht der entgegenstehenden Schwierigkeiten bedroht, in seiner Ausführung gehemmt oder gar verstümmelt fürchten durfte. Die alte Universität, in der kaisertreuen Reichsstadt Straßburg gegründet, ist durch die Weisheit kaiserlicher Majestät als deutsche Reichsuniversität wieder erstanden. Sie beginnt heute, beglückt durch die Theilnahme so vieler der besten Männer Deutschlands, begrüßt mit jubelndem Zurufe aus allen Gauen, den ersten Schritt in das Leben, sie tritt von diesem Tage an in die ebenbürtige Genossenschaft der deutschen Hochschulen. Eingedenk dieser ehrenvollen Verbindung, wohl bewußt der Größe unserer Aufgabe, die auch bei dem besten Willen und regsten Eifer jedes Einzelnen unter uns niemals aufhören wird, ein ideales Ziel zu bleiben, halten wir Ruhmredigkeit heute hier wenig geziemend. Für uns erbitten wir das freundliche Wohlwollen der Schwester-Universitäten, welche in ununterbrochener segensreicher Wirksamkeit erstarkt sind und alle bereits auf glücklich erlebte Jubeljahre zurückblicken können; für uns heischen wir das Vertrauen und die Gunst der neuen Mitbürger, mit welchen wir fortan Leid und Freude theilen werden; für die heilige Sache aber, der wir pflichttreu dienen und alle Kräfte weihen, fordern wir Achtung und Ehrfurcht. Wir stellen diese Forderung ohne Zagen im guten Glauben an ihre Erfüllung, denn uns empfängt hier altes Heimatleben; wir stehen hier auf einem klassischen Boden deutscher Bildung und erkennen die innige Gemeinschaft des Wesens, je tiefer wir die Wurzeln unseres nationalen Daseins ausgraben. Von dem ersten Erwachen des germanischen Geistes an bis herab in die trüben Zeiten, welche die alte deutsche Ordnung erschüttert und die freie Willenskraft des Volkes für lange Menschenalter gebrochen sahen, durchströmte die deutschen Stämme keine mächtige Bewegung, deren Wogen nicht auch das alemannische Land durchzogen hätten; keine schicksalbestimmende That wurde vollbracht, an der nicht das Elsaß Theil nahm, keine Stimmung durchzitterte das Volksgemüth, die nicht auch hier ihren Wiederhall fand."

Wir theilen aus einem Festliede J. V. Scheffel's zu Ehren der Wiedergeburt der deutschen Universität Straßburg die nachstehenden Schlußstrophen mit:

Was schaust du noch trauernd nach Westen,
Elsässischer Landsmann und Freund?
Du zählst ja schon heut zu den Besten,
Die unsre Matrikel vereint.
Bedenk', was die Reben all' wollen
Von Worlheim hinauf bis nach Thann:
Der Wein reift fürwahr nicht zum Schmollen,
Der reift zum Schmolliren heran!

Wir gründen ein kerngesund Wesen
Und scheiden erst, wenn uns als Trost
Das sämmtliche Moos der Vogesen
Die eigenen Häupter bemoost,
Stoßt an drum: Neustraßburg soll leben,
Soll wachsen und kraftvoll gedeih'n,
Als Straße für geistfrisches Streben,
Als Burg der Weisheit am Rhein!

*) Stuttgart, Kröner, 1872.

**) Historischer Roman, von V. F. Ewald, in's Deutsche übertragen von Wilh. Reinhardt. 4 Bände. Bremen, J. Kühtmann's Buchhandlung.

Von August Becker, dem beliebten pfälzischen Erzähler, dessen Wiege am Fuße des Wasgaues, unfern von Weißenburg und von Straßburgs Münster, stand, ist ein Roman aus dem Elsaß: „Das Thurmkätherlein", erschienen, das den Anfang einer Reihenfolge histor. Novellen aus Pfalz und Elsaß bildet, zu deren volksmäßiger, wirkungsvoller Einkleidung der Verfasser ganz vorzugsweise Beruf hat. Als Einleitung zu dieser ersten Elsaß-Erzählung, die im fünfzehnten Jahrhundert spielt, als die Franzosen bei ihrer Bekriegung der Schweiz die ersten Raubzüge gegen den deutschen Rhein unternahmen, liefert der Verfasser einen Rückblick auf die poetischen Erinnerungen der kerndeutschen Gränzprovinz, wobei er unter Anderem sagt:

„Dem schärferen Beobachter wird alsbald auffallen, daß die Elsässer sich in Sitten und Gebräuchen deutsches Wesen da und dort treuer bewahrt haben, als so viele andere Stämme des alten Reichs; daß die Trachten noch immer so schön und ansprechend sind, wie irgendwo; daß es beim Aerndtetag und Feierabend, bei der Weinlese und Kirchweih klingt und singt in echt deutschen Weisen und Liedern; ja daß durch die Spinnstuben noch überall die Schatten der germanischen Götterwelt schauern und die ahnungsvollen Reden laut werden von der entscheidenden Weltschlacht, wo die Pferde bis an die Knöchel im Blute waten und der Herrscher Frankreichs von dem Könige der Deutschen geschlagen werden wird.

Wo aber in solcher Weise noch deutsches Wesen wurzelt, läßt sich der französische Firniß leicht von der Oberfläche lösen, und er wird um so rascher entfernt werden können, je mehr das deutsche Vaterland den wiedergewonnenen Kindern Liebe und Ehre zurückbringt. Statt halbverstohlen und halb verschollen, wie der Straßburger Dichter Karl Bernhard vor fünfzehn Jahren im Bivouac der algerischen Sahara, kann dann der Elsässer mit demselben laut über den Rhein in's große Vaterland hinein singen:

„Mein Muedersproch isch lieb mir, werth,
I kann's halt nit verhehle, —
Und wenn au Mancher drum sich scheert:
Wer wird sich darum quäle!
Merr rede ditsch! D' Kindskinner noch
In viele hundert Johre
Redde mit Freud' ihr Muedersproch,
Nein! Nie geht die verlore!"

Prinz Arthur, der dritte Sohn der Königin Victoria von England, welcher bekanntlich im verflossenen Winter die ihm verwandten und befreundeten deutschen Höfe besucht hat, hielt kürzlich, wahrscheinlich als Ergebniß dieser Reise, in Dover vor den Officieren der dortigen Garnison einen Vortrag über deutsche Kriegsspiele, der mit großem Beifall aufgenommen ward. Der Prinz begann seinen Vortrag mit der Bemerkung, er zweifle nicht, daß viele der Anwesenden sich gefragt haben werden: „Was ist ein Kriegsspiel und von wem wird es ausgeführt?" Kriegsspiele wären aber durchaus keine neue Erscheinung, sondern auf dem Continent schon seit vielen Jahren im Gebrauch. Sie wären nach dem Frieden von 1815 von einem Civilisten erfunden und von dessen Sohn, einem preußischen Artillerie-Officier, in allen Einzelheiten ausgearbeitet und vervollkommnet worden. 1824 habe Marschall Müffling, der Freund und Gefährte Wellington's, sich in anerkennendster Weise darüber ausgesprochen. Vor ungefähr zwanzig Jahren habe sich in Magdeburg eigens eine Gesellschaft von Officieren zur Ausführung von Kriegsspielen gebildet, an deren Spitze der damalige Herr von Moltke gestanden, welche diesem Spiele große Wichtigkeit beigelegt habe. Zum Schlusse zeigte der Prinz an einigen Beispielen, wie genau das Spiel sich den im Felde auszuführenden Operationen anschließe und empfahl es Allen, welche sich in der Kriegskunst zu vervollkommnen wünschten, als ein ganz vortreffliches Mittel des Studiums.

Während der diesjährigen Buchhändler-Ostermesse in Leipzig wurden die Säkular-Jubiläen zweier der angesehensten Firmen des deutschen Buchhandels gefeiert. Friedrich Perthes, Gründer und erster Chef der Firmen Perthes & Besser in Hamburg und F. A. Perthes in Gotha, war am 21. April 1772 in Rudolstadt geboren, und Friedr. Arnold Brockhaus, Gründer und erster Chef der Firma F. A. Brockhaus, erblickte am 4. Mai 1772 in Dortmund das Licht der Welt. Brockhaus, bis zu seinem 33. Jahre Kaufmann, gründete im Jahre 1805 unter der Firma „A. Rohloff u. Co." eine deutsche Buchhandlung in Amsterdam, von wo er im J. 1810 nach Altenburg übersiedelte, wo die Firma F. A. Brockhaus zuerst bekannt wurde. Dort bereits gehörte das „Conversations-Lexikon" (gegründet von Löbel) zu seinen Lieblings-Unternehmungen. Er leitete und vollendete dasselbe mit solcher Energie und Geschicklichkeit, daß es bald zum Volksbuch wurde und seiner Buchhandlung ein weites Renommé verschaffte. In Altenburg kamen auch die ersten Jahrgänge des Taschenbuchs „Urania" im Brockhaus'schen Verlag heraus; ebenso die „Deutschen Blätter", ein politisches Journal, das mit Muth gegen die französischen Unterdrücker Deutschlands kämpfte. Im Jahre 1817 verlegte Brockhaus seine Buchhandlung nach Leipzig, wo er bald darauf auch die großartige Buchdruckerei gründete, die jetzt zu den ersten Officinen Deutschlands gehört. Der unermüdlich thätige Mann erlag jedoch früh seinen Anstrengungen; er starb am 20. August 1823, 51 Jahr alt. Sein Altersgenosse und Kollege Perthes hat ihn lange überlebt, und wie Brockhaus, lebt er auch jetzt noch durch seinen Geist und seine imponirende Persönlichkeit fort. Perthes hatte sich im J. 1796 in Hamburg als Sortiments-Buchhändler etablirt und dort bald ein so großes, moralisches Ansehen gewonnen, daß seine Mitbürger ihn in der schweren Zeit der französischen Heimsuchung zum Major der Hanseatischen Bürgergarde wählten. Marschall Davoust ließ in Folge dessen sein Buchhändler-Geschäft schließen und sein Vermögen confisciren. Er selbst und seine Gattin, dessen und deren Briefe und Denkwürdigkeiten aus jener Zeit nachmals von ihrem Sohne herausgegeben wurden, haben diese schwere Leidenszeit Hamburgs und Deutschlands graphisch geschildert. Auch nach dem Frieden wirkte Perthes in deutschnationalem, patriotischem Geiste fort, und dies brachte ihn mit den auserwähltesten Männern der Nation in Verbindung. Im Jahre 1824 nahm er seinen Wohnsitz in Gotha, wo er, das Sortiment aufgebend, ein Verlags-Geschäft gründete, das zu den erlesensten des deutschen Buchhandels gezählt wird. Perthes starb im Jahre 1845, 73 Jahr alt. Die „Illustrirte Zeitung" vom 4. Mai 1872 ist mit den Bildnissen beider Koryphäen des deutschen Buchhandels geschmückt.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 18. Mai 1872. [Nº 20.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Preußen und das Deutsche Reich.

Der Generallieutenant und Director der Kriegsakademie, Herr v. Olloch hat im Evangelischen Verein zu Berlin einen Vortrag: „Ueber die sittlichen Grundlagen in der historischen Entwickelung der preußischen Armee" gehalten und demnächst drucken lassen.*)

Von einer solchen Autorität ließ sich über dieses Thema etwas Gediegenes erwarten. Wir, als Laien, sehen denn auch mit oft freudiger Ueberraschung und Belehrung, wie der General den Faden des Idealismus in Form der Religion und Sittlichkeit, der Ehre, Treue, Disciplin u. s. w. historisch durch diese Entwicklung zog und in ihm das eigentliche Nervensystem des großen, preußischen Militärkörpers nachwies.

Eine Bevorzugung des eigentlich religiösen Elementes erklärt sich durch das Publikum, welchem sein Vortrag galt. Von einem freieren, höheren Standpunkte aus, wäre dieser Geist der preußischen Armee vielleicht als ein bewaffneter und disciplinirter Idealismus des deutschen Volkes aufzufassen und zu schildern gewesen; doch müssen alle vorurtheilsfreien Civilpersonen dem Verfasser für diese Auffassung und Darstellung dankbar sein. Wir erkennen daraus die oft geleugnete, historische und sittliche Nothwendigkeit des preußischen Militarismus.

Aus der gegen Wendenthum und Slaventhum Deutschland schützenden Nordmark und dem preußischen Ordensstaate in Königsberg hervorgegangen und jetzt die schöpferische Macht des neuen Deutschen Reiches geworden, wird Preußen um seiner und des Deutschen Reiches willen zugleich geographisch, historisch und sittlich berufen bleiben, ein Militärstaat zu sein. Nun hat aber freilich das Deutsche Reich eine tausendjährig wesentlich andere, höhere und weitere Bestimmung, als der militärstrenge preußische Staat. Nach den öffentlichen Stimmen zu schließen, scheint bis jetzt Niemand zu wissen, welcher Unterschied, ja Gegensatz zwischen dem Staate Preußen und dem Reiche Deutschland historisch unvertilgbar herrsche, beachtet, vermittelt und versöhnt werden müsse.

Nur der historische Specialforscher auf diesem Gebiete, Dr. Constantin Frantz, hat in seinem dicken Buche: „Das neue deutsche Reich" und in seiner vorangegangenen „Naturlehre des Staates" eine solche Untersuchung angestellt. Er hat diese Unterschiede und Gegensätze mit Gründlichkeit, wenn auch vielfach zu gereizt und geschärft, untersucht und ausführlich geschildert. Preußen ist ein Militärstaat und muß es bleiben; Deutschland war, ist, wird und darf nie ein Staat sein, am Wenigsten ein militärischer; es war und muß wieder werden die durch freie Bündnisse, völkerrechtliche und internationale Beziehungen moralische und ideale Großmacht des Friedens und der Freiheit unter den Völkern. Für diesen Zweck müßte entweder, nach dem Ausspruche Friedrich Wilhelm's IV., Preußen in Deutschland aufgehen oder Preußen und die andern deutschen Staaten und Volksstämme müßten eine noch nicht entdeckte Form für anderweitige Vermittelung und Vereinigung finden. Ehrliche Forscher verzweifeln, daß eine solche gefunden werde, Parteimänner verschiedener Richtung wollen überhaupt gar nichts davon wissen und glauben vielmehr, daß das Deutsche Reich nur durch das Gegentheil des Ausspruches von Friedrich Wilhelm IV., durch Aufgehen Deutschlands in Preußen, nicht durch ein freies, friedliebendes Reich, sondern durch einen, nach allen Seiten scharf begränzten und dadurch nach allen Seiten feindselig erscheinenden, allmächtigen Militärstaat zur Wahrheit werden könne. Wer recht begreifen will, daß dadurch nicht nur Deutschland in den Magen Preußens kommen, sondern auch Preußen durch diesen unverdaulichen Inhalt umkommen müsse, der darf sich die Mühe nicht verdrießen lassen, das grimmig gelehrte Buch des Dr. Constantin Frantz durchzustudiren. Wir sind, besonders nach Durchlesung des Olloch'schen Vortrages, zu gute Preußen und haben eine viel zu hohe Achtung vor dessen Armee, um diesem unseren engeren Vaterlande die Schmach zu wünschen, daß es an einem verschlungenen und nie verdaulichen Deutschland jämmerlich sterbe. Dies aber wünschen ihm gerade die deutschen Einheitsstaatler mit preußischer Spitze. Hoffentlich werden sich noch richtige Mittel und tüchtige Männer finden, aus diesem Widerspruche zwischen dem preußischen Staat und dem deutschen Reiche zu einer höheren Einheit in Freiheit und Frieden zu kommen.

*) Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

Der Krieg und die Frauen-Thätigkeit.

Marie Simon.

Zu den edelsten und bedeutendsten Frauen-Erscheinungen, welche in dem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland handelnd aufgetreten sind, gehört Frau Marie Simon aus Dresden, welche während des ganzen Krieges in Frankreich ausgeharrt und durch ihre aufopfernde Thätigkeit die Leiden Unzähliger gelindert, manchen bereits dem Tode verfallenen Krieger den Seinen und dem Vaterlande gerettet hat. Schon 1866 war sie als helfender Engel in Böhmen erschienen und hatte dem Tode durch

Schwert und Blei und dem noch fürchterlicher heranschleichenden durch die Seuche manche Beute abgejagt. Schon damals bewährte sich glänzend ihr organisatorisches Talent, ihr muthiges Herz und ihre feste und doch milde Hand, obgleich sie auf diesem Gebiete der Krankenpflege noch keine Erfahrung hatte und nur gerufen durch den Jammerschrei der Leidenden, durch die Noth der Zeit dahingeeilt war, wo man dringend der Hülfe bedurfte. Unter unsäglichen Schwierigkeiten und mit bewundernswürdiger Energie hatte sie sich damals die Erlaubniß erkämpft, nach dem Kriegsschauplatze abzugehen, denn sie mußte bei den feindlichen Behörden darum nachsuchen. Sachsen war ja von den Preußen besetzt, Deutsche und Deutsche standen sich ja in jenem Kampfe feindlich gegenüber, der so tief beklagenswerth und doch so unerläßlich für Deutschlands Größe, seine nationale Einheit war.

Frau Marie Simon hatte in jenem Kriege keinen Unterschied gekannt zwischen Freund und Feind; sie hatte die Kranken und Verwundeten gepflegt, die Gesunden mit Speise und Trank erquickt, gleichviel welche Uniform sie trugen, aber sie hatte es doch mit zuckendem getheilten Herzen gethan; mit welch anderen Gefühlen folgte sie dagegen dem Rufe des Vaterlandes im Jahre 1870. Preußen und Sachsen kämpften Schulter an Schulter; eng verbündet zum gemeinsamen Kampfe gegen den Erbfeind stand ganz Deutschland; die Wunderblume deutscher Einheit, so lange ersehnt und besungen, war in einer einzigen Sturmnacht aufgeblüht. Die Thätigkeit von 1866 war gewissermaßen eine Vorschule gewesen für den Wirkungskreis, welcher sich der außerordentlichen Frau jetzt eröffnen sollte. Sie war während der zwischen den beiden großen Kriegen liegenden Friedensjahre nicht unthätig auf dem Gebiete der freiwilligen Krankenpflege gewesen, sondern hatte in dem unter dem Protektorate der Frau Kronprinzessin von Sachsen stehenden Albert-Verein Tüchtiges geleistet. Gewissermaßen als Delegirte dieses Vereines und begleitet von sechs Albertinerinnen ging sie am 3. August 1870 von Dresden ab und kehrte erst am 15. März 1871 dahin zurück.

Obgleich Frau Marie Simon äußerlich unter viel günstigeren Bedingungen als das erstemal nach dem Kriegsschauplatze abging, trug sie sich doch mit schweren Bedenken. In ihrem ersten Briefe, den sie von Hamburg aus an eine Freundin schrieb, sagt sie: „Ich frug mich: Wirst du diesmal im Stande sein, deine Aufgabe zu lösen? Ich war nicht frei wie im Jahre 1866, sondern ich sollte arbeiten mit auf den Rücken gebundenen Händen, in eine Zwangsjacke gesteckt! Ich wurde dem ersten Etappen-Delegirten des 12. Armeecorps zugetheilt, gleichzeitig mit sechs Albertinerinnen, von welchen zwei freiwillige und vier angestellte waren; wir führten vier Waggons mit Liebesgaben mit uns, außerdem war Herr von Miltitz mit uns, von J. K. H. der Frau Kronprinzessin (von Sachsen) beauftragt, uns dem Delegirten zuzuführen."

Der weitere Verlauf der uns vorliegenden Briefe und Tagebuchblätter*) beweist, daß Frau Simon's Besorgniß nicht unbegründet war. Sie hatte viel zu leiden durch büreaukratische Beschränktheit und kleinliche Eifersüchteleien; sie hatte zu kämpfen mit Unverstand und Dünkel, wie mit Elementen, die nach dem Kriegsschauplatze strömten, ohne die für eine Thätigkeit daselbst unerläßlichen Eigenschaften: vollständige Selbstvergessenheit, opferwilligen Gehorsam und freudige, rückhaltlose Hingebung an das Ganze zu besitzen. Frau Simon wußte allen diesen Schwierigkeiten indeß mit ebenso viel Würde wie Festigkeit, und wo es noth that, mit rücksichtsloser Energie zu begegnen, sie fast immer zu besiegen und in vielen Fällen die früheren Feinde und Widersacher in Helfer und Freunde umzuwandeln.

Die uns vorliegenden Briefe und Tagebuchblätter reichen vom August bis März und sind datirt von Hamburg, Saarbrücken, St. Marie aux chênes, Donzy und Lagny, den Orten, wo die Verfasserin derselben nach und nach Stationen gehabt hat. Die Briefe sind meistens an eine Freundin, zum Theil auch an die Kronprinzessin von Sachsen gerichtet und die ganze Sammlung ist entstanden in den kurzen Momenten, die sich die unermüdlich thätige Frau von den ihr karg zugemessenen Ruhestunden abbrach. Das Buch, wie es in seiner Gesammtheit jetzt vor uns liegt, macht keineswegs den Anspruch in literarischer Beziehung als ein Kunstwerk zu gelten, wohl aber giebt es in seiner Ursprünglichkeit und Frische ein lebendiges Bild der Leistungen, des Lebens und Treibens im Rücken wie zur Seite der kämpfenden Armeen und gewährt, ohne daß die Schreiberin nur im entferntesten diese Absicht gehabt, den wohlthuenden Anblick einer liebenswürdigen, harmonischen Persönlichkeit. Staunend und mit tiefer Rührung steht man vor dieser Seelengröße, dieser Opferfähigkeit und Pflichttreue, die aushält, obgleich der Körper dem Zusammenbrechen nahe ist und nur durch eine seltene Willenskraft vor dem Erliegen bewahrt wird. Und mit diesen Eigenschaften gepaart ist eine kindliche Herzensgüte und Herzensreinheit, ein wunderbar praktischer Sinn und ein seltenes Organisationstalent.

Wohin „Mutter Simon" kam, da dauerte es nicht lange und die Kranken und Verwundeten, die auf elendem Strohlager geseufzt, an dem Nothwendigsten Mangel gelitten hatten, waren gut gebettet und verpflegt; wo sie ihre Station aufschlug, da gab es bald Speise und Trank für die Soldaten. Die „Fest-Compagnie" der Mutter Simon war wohlbekannt bei Offizieren und Soldaten, und sie bewirthete an ihrem Tische den Fürsten Reichskanzler wie die hervorragendsten Persönlichkeiten des Heeres.

Die Veröffentlichung der Briefe und Tagebuchblätter hat aber außer dem höchst interessanten und erhebenden Einblick, der uns dadurch in das Wirken einer ebenso rührend bescheidenen wie verdienstvollen Frau gestattet ist, noch eine andere wichtige Bedeutung, einen Zweck, um dessentwillen die Schreiberin sich zu ihrer Herausgabe entschlossen hat. Sie liefern einen höchst bemerkenswerthen Beitrag zur Geschichte der freiwilligen Krankenpflege, enthalten auf Erfahrung gestützte Winke und Rathschläge für Reformen auf diesem Gebiete, die wohl beherzigt und benutzt werden sollten.

Zum heimischen Heerde und zu den Beschäftigungen des Friedens zurückgekehrt, hat Frau Simon ihre Thätigkeit im Albert-Verein wieder aufgenommen und steht jetzt im Begriffe, in Dresden eine Heilstätte für invalide Offiziere und Soldaten des deutschen Heeres zu errichten, welche zugleich zur praktischen Vorschule und Weiterbildung für Krankenpflegerinnen dienen soll. Bereits ist ein Grundstück mit Garten und Waldpark in günstiger Lage in der Nähe Dresdens erworben; die erfahrensten und tüchtigsten Aerzte dieser Stadt haben der Anstalt ihre Mitwirkung zugesagt; in allen Theilen Deutschlands hat das Unternehmen den freundlichsten Anklang gefunden; reichlich fließen die zu dessen Begründung nothwendigen Beiträge, und auch wir möchten an dieser Stelle diese gute Sache der wärmsten Theilnahme empfehlen.

J. H.

*) Meine Erfahrungen auf dem Gebiete der freiwilligen Krankenpflege im deutsch-französischen Kriege 1870—71. Briefe und Tagebuchblätter von Marie Simon. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1872.

Die Religion und die Religionen.

Unter diesem Titel hat Herr Prof. Seydel in Leipzig die Vorträge herausgegeben, die im vorigen Jahre im dortigen deutschen Protestanten-Vereine über die geschichtliche Entwickelung der Religion in der Menschheit von ihm gehalten worden sind.*)

Wir begrüßen dieses Buch, als eine ungemein zeitgemäße Erscheinung, mit großer Befriedigung. Eine mächtige Bewegung geht wiederum durch die Bekenner der christlichen Religion in Europa, und wiederum wird sie, wenn nicht alle Zeichen trügen, mit einem weiteren Auseinandergehen des Kreises enden, der von einer immer inniger und immer bewußter sich aneinander schließenden Gemeinschaft gebildet sein sollte. Das Schisma ist fast immer ein wenig günstiges Zeichen von der in den Zeitgenossen lebenden Auffassung der Religion, schon deshalb wenig günstig, weil die Ursache erfahrungsgemäß nicht im Wesen, sondern in streitigen, von den Parteien für wesentlich gehaltenen äußeren Zuthaten des Cultus zu suchen ist. Diese Erfahrung bestätigt sich in der Gegenwart. Wie weit sich die im Vollzug begriffene Spaltung in der katholischen Kirche auch erstrecken mag, dem unbefangen blickenden Auge erscheint sie als ein Beweis, daß in dem Streite um die Formen das Bewußtsein von dem Inhalte, dem Wesen der gemeinsamen Institution sich immer mehr abschwächt. Lehrreich, wie diese Vorgänge auch für den protestantischen Theil der Christenheit sind, werden sie von diesem am besten als Mahnung aufzufassen sein, sich, das Zufällige, Aeußerliche, künstlich Angepaßte fallen lassend, lediglich an den überaus einfachen Kern der Religion zu halten.

Hierbei gewährt die vergleichende Religions-Wissenschaft eine sich glücklich bewährende Unterstützung, und dies ist es, was uns die Seydel'sche Schrift, welche manches schöne Resultat dieser Wissenschaft bietet, so willkommen macht. Indem wir auf die geschichtliche Entwickelung der Religionen zurückblicken und uns zugleich zu einem möglichst reinen Begriffe der Religion an sich erheben, gewinnen wir den Standpunkt, der uns gestattet, uns des Nebensächlichen zu entschlagen und uns an der unmittelbaren Geistesverbindung mit Gott, auf die ein geläutertes Bewußtsein uns hinweist, genügen zu lassen.

Was Prof. Seydel als Religion hinstellt, ist wohl geeignet, uns auf jenen Standpunkt zu erheben. Vielleicht wird er um seiner Erklärung willen, von seinen Genossen in der Philosophen-Zunft an die Theologen gewiesen, von diesen vielleicht des Hinneigens zum Pantheismus geziehen werden: immerhin; seine Stellung will offenbar eine vermittelnde sein, und eine solche ist es eben, die uns Noth thut. Seine Auffassung gipfelt in dem Satze: „Religion ist die Erfüllung des Geistes mit Gott selbst unmittelbar, nicht zunächst mit dem Inhalte seines Wesens als einem Inhalte, sondern mit der Wirklichkeit des daseienden Gottes als daseienden und als lebendigen Urquells alles Daseins: in diesem Sinne ist Religion Gottinnigkeit, Lebensgemeinschaft mit Gott. Sie wird vollkommen sein, wenn sie in alle Gestalten des Geistes zugleich gekleidet ist: Erkennen und Schauen, Fühlen und Wollen Gottes in Einem."

„Doch ist die wahre Religion nicht einseitig nur Erhebung über die Beweise der sinnlichen Natur und der irdischen Gemeinschaft zur Lebensgemeinschaft mit Gott; in dieser göttlichen Lebensgemeinschaft ist vielmehr enthalten das liebevolle schöpferische Herabsteigen mit Gott zur irdischen Gemeinschaft und zur Natur, um Beide zu durchdringen mit dem Göttlichen und dadurch emporzuheben zur Sphäre des Geistes. Darum ist nicht Gott allein das Ziel der Religion, sondern das Gottes- oder Himmelreich, nämlich die vom göttlichen Gehalte durchdrungene und mit dem Urwesen innig geeinte Welt; und darum ist das Ideal menschlicher Religiosität nicht der den Leib abtödtende, die Gesellung fliehende, mit Gott sich vereinsamende Heilige, sondern der Gottmensch, der in Leib, Seele und Geist von Gott durchdrungene, allenthalben das Niedere an das Höhere und Höchste anknüpfende Mensch, dessen Wille Einer ist mit jenem der Welt und Natur zugeneigten Liebewillen der Gottheit."

Auf sehr niederer Stufe hebt die Entwickelungsgeschichte der Religion an. Im Urmenschen, wo immer er auch vertreten war, konnte sicher keine andere Religion wohnen, als die der Furcht. In den afrikanischen Neger-Religionen haben wir, obwohl dieselben mit ihrer phantasievollen Ausbildung in Symbolik und Cultus über die tiefste Versunkenheit schon erhaben sind, den deckendsten Ausdruck der urmenschlichen Religion der Furcht zu erblicken. Sie vertreten den Typus der Stufe in der mittleren Weise. Ihnen ebenbürtig erscheinen die Religionen des nördlichen Asien. Auch auf dieser Stufe begegnen wir schon dem Mythus der Gottessohnschaft, z. B. bei den Thlinkithianen im früher russischen Amerika.

Im Allgemeinen ist die Religion der Furcht das Eigenthum der auf der Scholle bleibenden Urvölker. Auf eine höhere Stufe durften sich die wandernden Völker erheben. In dieser Beziehung ist das mongolische Volk charakteristisch. Dasselbe giebt sich schon auf der Naturstufe als ein mittleres, ausgleichendes zu erkennen; es vertritt demnächst, in seiner Halbkultur, am besten die Religionen der Halbwildheit. Das Wesen dieser Stufe besteht in der Annahme einer durch bevorzugte Menschen, durch die irdischen Könige, vermittelten Einheit mit Gott, aber in der Form der Knechtschaft, des Gesetzesthums, des äußerlichen Gehorsams. Außer den Mongolen sind hierher zu rechnen die Malaien, die Inkas, die Azteken, in geringerer Ausbildung in Afrika die Hottentotten, Kaffern und Gallas, im Norden die Lappen und Finnen.

Die nächste Stufe nehmen die Kultur-Religionen ein. Schon Mexiko, das alte, mit seiner Kunst, seinen Bibliotheken und Akademien, seiner Literatur ist ein Kulturland von hohem Range; aber seine Religion war, mit ihrer äußerlichen Gesetzmäßigkeit, der Kulturstufe noch nicht angemessen. China nimmt unter den Vertretern der Kultur-Religionen den ersten Rang ein. Die Bezeichnung China's als des Reichs der Mitte ist manchem Witzwort begegnet. Dennoch hat sie bei dem Volke Alles für sich. In der That ist das Gleichmaß der Grundcharakter und das Grundgesetz der Chinesen. Sie wollen und sollen sich in Allem in der Mitte halten. Dies drückt sich auch in der Religion aus. Der Mensch hält zwischen Himmel und Erde gleichsam die Waage; in der Verbindung zwischen dem Denken, das dem Himmel gleicht, und der Sinnlichkeit, die der Erde entspricht, reicht er mit Geist und Leib beidem, dem Himmel und der Erde, die Hand und steht so in der Doppelheit seines Wesens in der Mitte des ganzen Universums. Sich in dieser Mitte zu erhalten, ist seine Aufgabe, seine Sittlichkeit, seine Religion. Mit einigen Zügen gränzt diese Religion freilich an die Religionen der Halbkultur; doch enthält sie so viel tief Innerliches, so viel der Seele entströmende Sehnsucht nach der Vereinigung mit Gott, daß sie unbedingt eine höhere Stufe beanspruchen darf. Zu ihr gesellen sich auf derselben Stufe die indisch-arische Religion, in welcher

*) Die Religion und die Religionen. Vorträge, gehalten im deutschen Protestanten-Verein zu Leipzig von Dr. R. Seydel, a. o. Prof. der Philosophie an der Universität daselbst. Leipzig, J. G. Findel, 1872.

durch den Satz: „Der Mensch wird Gott gleich durch Abtödtung alles Begehrens und andächtiges Versinken in das Brahman", die Gottmenschheitsidee zum Ausdruck gebracht wird, und die persische Religion, welche das Göttliche und seine Aneignung schon in das Wollen setzt. Beide Religionen werden durch die Läuterungen, die sie von Sakyamuni, genannt Buddha, und Zoroaster erfahren, den abendländischen Religionen näher geführt, und es ist namentlich der von dem Letzteren geklärte Parsismus, welcher in seiner sittlichen Reinheit, in seiner Willensenergie, in seiner positiven Auffassung des Guten unsere Sympathien erregt, während der Buddhismus in seinen äußeren Formen beachtenswerthe Punkte zur Vergleichung mit dem Christenthume darbietet.

Nicht übergehen dürfen wir eine glückliche Bemerkung, die Prof. Seydel bei dieser Gelegenheit macht. Es ist der Hinweis auf die kulturhistorische Bedeutung des 6. Jahrhunderts v. Chr. Jene Zeit enthält eine Umschwungsepoche, welche vielleicht in ihren Wirkungen noch großartiger ist, als diejenige, welche ein Jahrtausend später der occidentalischen Welt ein ganz neues Gepräge aufdrücken sollte. Damals fand China seinen Confucius; in Persien erstand, wenn nicht ein historisch wirklicher Zoroaster, so doch ein Anfang der Ausbreitung der nach ihm genannten Lehre; es fiel in jenes Jahrhundert der Anfang griechischer Philosophie, das Jahr 510 sah zugleich das Königthum in Athen und in Rom stürzen, und dasselbe Jahrhundert gebar in Buddha den Begründer der noch heute am meisten verbreiteten Religion.

Der Parsismus bildet, entsprechend der geographischen Lage seines Vaterlandes, den Uebergang zu den Religionen der semitischen Völker, zu den Bundes-Religionen.

Den Begriff der Bundes-Religionen finden wir bei Prof. Seydel gegen die bisherige Auffassung bedeutend erweitert. Er versteht darunter alle Religionen, welche durch die Tendenz zu einer in dem Willen des Menschen gegründeten, im Menschen-Bewußtsein aufgehenden Vermählung von Himmel und Erde, von Gott und Welt charakterisirt sind. Sie haben von Uralters her ihre eigene Entwickelung neben den bisher dargestellten Religionen gehabt. Träger derselben sind vor Allem die semitischen Völker, zu denen Seydel, nach dem Vorgange von Benfey, Brugsch, Bunsen, Max Müller, Röth u. A. auch die Aegypter, Aethiopier und Libyer rechnet. Ihnen schließen sich die Araber an, bei welchen sich schon lange vor Muhammed ein monotheistisches Bekenntniß findet. Es folgen die Babylonier, Assyrer, Phönizier, Kanaanäer, Juden. Die Darstellung dessen, was bei allen diesen Völkern trotz der verschiedensten Lokalfärbungen die Verwandtschaft der Bundes-Religion ausmacht, ist äußerst interessant und verdient Wort für Wort nachgelesen zu werden.

So hoch, als auch bei den Juden die Bundes-Religion in Verbindung mit dem Monotheismus entwickelt ist, so ist es doch nicht zulässig, diese Religion als alleinigen Ausgangspunkt der christlichen Religion zu betrachten. Es ist vielmehr noch ein anderer Faktor bei deren Entstehung mitwirkend gewesen. Im arischen Wesen, in der bei den Griechen unter der Oberfläche eines vielgestaltig und sinnlich gewordenen Cultus dahingehenden monotheistischen Richtung, in dem Selbstbewußtsein des arischen Stammes, durch welches das Recht des Menschen und seiner irdischen Lebensbeziehungen an den Religionsprozeß herangebracht wurde, lagen die Keime der vollendeten Religion: „Das arische Menschenideal ergänzte sich mit dem semitischen Gotte der heiligen Liebe zum vollkommenen Religionsideale, dem des vollendeten Gottmenschen, im Christenthume."

Dem Christenthume hat Prof. Seydel seinen ganzen achten Vortrag gewidmet. Wir gestehen, daß gerade dieser Abschnitt, die Krönung des Ganzen, unsere Erwartungen nicht ganz erfüllt hat, mit wie beachtenswerthen Gedanken derselbe auch ausgestattet, mit welcher Liebe und Ueberzeugungstreue er auch geschrieben ist. Aus der Seele aller unbefangen Denkenden ist es gesprochen, wenn der Verf. in der daran geknüpften Kritik darauf hinweist, wie wenig das, was die Kirche aus dem Christenthum gemacht, unserem Ideale der christlichen Religion entspricht, und wie stark der Rückfall zu vorchristlichen Denkweisen sich beispielsweise in der Lehre von der Freiheit göttlicher Personen geltend gemacht hat — übrigens das Schicksal einer Vermehrung göttlicher Wesen, welchem bisher noch keine Religion entgangen ist. Aber der Verf. selbst ist nicht fest genug gewesen, streng seinem Ideale der Gotteseinheit treu zu bleiben; z. B. ist Gott nach S. 167 der „heilige Geist", so ist es wenigstens nicht klar, wenn auf S. 171 gesagt ist, der heilige Geist sei das Einende, das Verknüpfende zwischen Vater und Sohn, Gott und Mensch!" Abgesehen hiervon spricht der Verf. nach unserer Meinung mit zu großer Bestimmtheit von dem Christenthume als von der vollendeten, vollkommenen Religion. Wir selbst bekennen uns zu der Ueberzeugung, daß in der Gegenwart das Ideal des Christenthums an der Spitze der Religionen steht. Aber von einer Vollendung kann nicht absolut, sondern nur relativ gesprochen werden. Ist die Geschichte der Religions-Entwickelung im Wesentlichen identisch mit der eigentlichen, der Entwickelungs-Geschichte der Menschheit, so ist von Zweien das Eine unbestreitbar: entweder ist die Religion im Christenthum, nach Herrn Seydel, zur absoluten Vollendung gediehen, und dann werden wir die Entwickelung der Menschheit als abgeschlossen zu betrachten haben; oder die Menschheit schreitet in ihrer Entwickelung noch über den gegenwärtigen Zustand hinaus fort, und dann dürfen wir uns darauf gefaßt machen, daß auch das Religionsideal weiteren Wandlungen ausgesetzt sein wird, je nach der Stufe, die die Menschheit zu erreichen die Aussicht hat. Es ziemt sich für die Menschheit in der offenbaren Unvollkommenheit, in der sie sich dermalen noch befindet, die letztere Alternative in das Auge zu fassen, und einem Philosophen hätte es wohl angestanden, sich einen solchen Blick in die Zukunft zu gönnen, nachdem ihm die Vergangenheit in so heller Klarheit erschienen war. — Jedes Religionsideal, das lehrt uns der Verf. selbst in seinen Vorträgen, beruht auf menschlicher Anschauung, wie wir uns denn schwerlich einer Gottes-Erkenntniß, sondern immer nur einer geläuterten Gottes-Anschauung rühmen dürfen. Der Schluß davon auf das Ideal vollendeter Religion giebt sich von selbst. Vergessen wir übrigens nicht die Lehre, die uns Lessing's Nathan der Weise in seiner Parabel von dem wunderthätigen Ringe gegeben hat! G. H.

England.

Der Strike der ländlichen Arbeiter in England.*)

II.

Syme über den britischen Großgrundbesitz.

Wir kommen in Nachstehendem auf das in Nr. 18 erwähnte Werk des englischen Nationalökonomen Syme über „die acker-

*) Vgl. Nr. 18 des „Magazin".

bautreibenden Klassen Englands", zurück, und zwar ebenfalls nach dem Referenten der Revue politique et littéraire.

Zwischen dem England des fünfzehnten und dem des neunzehnten Jahrhunderts giebt es gewiß sehr viele Verschiedenheiten; nirgend treten dieselben aber schlagender hervor, als in der Art und Weise, wie der Boden damals vertheilt und ausgebeutet war und wie dies jetzt geschieht. Im fünfzehnten Jahrhundert war England in ganz Europa bekannt und bewundert wegen seiner großen Zahl von Grundeigenthümern und wegen des blühenden Wohlstandes, dessen sich seine Bewohner erfreuten. Zwei Jahrhunderte später bilden, nach dem Zeugnisse Gregor King's, die kleinen Grundbesitzer auch noch eine zahlreiche Classe, denn 1688 gab es in England 40,000 Familien von Grundbesitzern der höheren und 140,000 der niederen Classe, im Ganzen also 180,000 Familien, die im Besitze von liegenden Gründen waren, wobei die aus 16,560 Familien bestehenden Grundbesitzer des Adels nicht mit eingerechnet waren. Heute befindet sich die Hälfte des englischen Bodens in den Händen von 150 Eigenthümern, und in Schottland gehören 19½ Millionen Hectaren zwölf Besitzern. Diese Thatsachen liefern den Beweis, daß sich eine totale Umwandlung der Verhältnisse vollzogen; sie erwecken die Frage, ob diese Veränderung nützlich oder schädlich gewirkt habe? Die Antwort lautet nicht erfreulich.

Es ist durchaus kein zufälliges Zusammentreffen, daß der Beginn des Pauperismus in England aus derselben Epoche datirt, wie das Aufhören der kleinen Grundbesitzer und Pächter. Auch im alten England besaß der Adel ausgedehnte Ländereien, aber er monopolisirte nicht wie jetzt den ganzen Boden zu seinem Vortheil. Neben den großen Herrschaften gab es zahlreiche kleine, durch eine Classe unabhängiger Landwirthe bebaute Güter und außerdem waren ausgedehnte Ländereien vom Staate zum Nutzen des Volkes reservirt. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts beginnt die Aufsaugung des kleinen Grundbesitzes durch den kleinen, und Hand in Hand damit geht eine andere Erscheinung, nämlich die englische Wolle beginnt einen europäischen Ruf zu erhalten und ein sehr gefragter Handelsartikel zu werden. Die Grundbesitzer fanden in Folge dessen es vortheilhafter, ihre Felder in Weideplätze umzuwandeln und da letztere weniger Arbeit erfordern als der Ackerbau, so sahen Tausende von Arbeitern sich plötzlich ihres Unterhaltes beraubt. Hielt man den Grundbesitzern diese Handlungsweise vor und machte sie auf die verderblichen Folgen, die sie nach sich ziehen mußte, aufmerksam, so antworteten sie mit einer auch heute noch beliebten Redensart: „Wir haben die Freiheit, mit unserem Eigenthum zu schalten wie wir wollen." Als Ergebniß der Durchführung dieses Satzes, wurden ganze Schaaren rechtschaffener Arbeiter zu Bettlern, welche das Land durchzogen und die Wohlthätigkeit in Anspruch nahmen. Die Sucht, den Viehstand auf Kosten des Ackerbaus zu vermehren, griff dergestalt um sich, daß die Regierung 1489 ein Gesetz erließ, welches besagte, der Grund und Boden sei nicht lediglich zum Nutzen des Besitzers vorhanden; er besitze nicht das Recht, ihn zum Schaden seiner Mitmenschen auszubeuten und bestimmte, unter Androhung bedeutender Geldstrafen für die Dawiderhandelnden, daß ein bestimmter Theil des Bodens dem Feldbau verbleiben müsse. Unter Heinrich VIII. untersagte ein königliches Decret, mehr als zwei Güter zu besitzen und mehr als 2000 Schafe zu halten. Welche entsetzliche Versündigung gegen die Elemente der Volkswirthschaft, wird man sagen! Sei dem wie ihm wolle, so steht doch fest, daß durch die Concentration des Grund und Bodens auf eine immer kleinere Anzahl durch das Abnehmen der kleinen Grundbesitzer und selbst die Verringerung der Gemeindegüter zur Folge hatte. Von 1670 bis 1867 sind in Folge der sogenannten enclosure acts sieben Millionen Hufen Gemeinde-Ländereien von den großen Grundbesitzern verschluckt worden. In demselben Maße als sich der große Grundbesitz ausdehnte, entwickelte sich aber auch der Pauperismus, und schon unter Elisabeth wurde er als eine Institution angesehen, die ihre bestimmten Gesetze hatte.

Die Folgen dieser Umwälzung zeigen sich in einer erschreckenden Weise in der heutigen Lage des englischen Landmannes, die einen schreienden Contrast bildet zu dem Leben, welches derselbe in der guten alten Zeit geführt hat. Im Jahre 1863 beschloß der Geheime Rath, eine medicinische Enquête über die Nahrung der ärmeren Classen in England zu veranstalten. Das Resultat derselben war, daß der fünfte Theil der ackerbautreibenden Bevölkerung von einer Nahrung lebe, welche nicht das Minimum des für die Gesundheit nothwendigen Kohlenstoffes enthielt.

Noch weit schlimmer als mit dem physischen, ist es nun aber mit dem moralischen Zustande dieser Arbeiter bestellt. Hier ist nicht die Rede von Erziehung, von Ersparungen und kann keine Rede davon sein, diese Leute haben keine Hoffnung, also auch kein Streben; zahlreiche officielle und deshalb unbedingt glaubwürdige Documente bestätigen, daß das Land einen jämmerlichen Grad der Verkommenheit erreicht habe. Die Cottage des ländlichen Arbeiters enthält zuweilen drei Wohnräume, häufiger nur zwei und in sehr vielen Fällen nur einen, welcher alsdann der ganzen Familie Tag und Nacht zum Aufenthalte dient. In einem kleinen Zimmer schlafen häufig die Eltern, Söhne und Töchter beisammen, ja es kommt auch vor, daß daselbst noch fremde Ackerknechte gegen eine geringe Entschädigung mit Aufnahme finden. Welchen Einfluß dies auf die Moralität ausüben muß, braucht nicht näher ausgeführt zu werden.

Als diese Zustände in die Oeffentlichkeit drangen, verursachten sie große Aufregung und die großen Grundbesitzer wurden mit Mahnungen und Rathschlägen für Abhülfe derselben bestürmt; man predigte jedoch tauben Ohren, die Grundbesitzer sahen die Sache aus einem andern Gesichtspunkte an und endlich beschwichtigte sich die öffentliche Meinung wieder; ja die Times, welche sich sehr lebhaft an den Angriffen auf die Grundbesitzer betheiligt hatte, erklärte plötzlich, der Gegenstand sei aus der Mode gekommen. Seitdem sind Jahre vergangen, es ist nichts geschehen, um den Mißständen abzuhelfen, sondern den bereits vorhandenen Ursachen der Demoralisation ist noch eine neue in dem sogenannten Pang-system hinzugefügt worden. Junge Kinder beiderlei Geschlechtes werden nämlich unter der Aufsicht von Männern, deren Respectabilität sehr zweifelhaft ist, von Pachthof zu Pachthof geführt und daselbst zu Arbeiten, deren sie fähig sind, verwendet; am Tage arbeiten sie mit einander auf den Feldern; in der Nacht schlafen sie bunt durcheinander in Scheunen, auf Böden u. s. w. Das in den Cottages begonnene Werk der Demoralisation wird auf diese Weise auf den Feldern fortgesetzt und vollendet.

Die Demoralisation und die Beförderung des Pauperismus und des Verbrechens sind aber nicht die einzigen verderblichen Folgen des englischen Ackerbau-Systems, sondern es ergeben sich daraus noch andere. Nach dem Gesetze, gehört der englische Grund und Boden der Krone; diese hatte ursprünglich die Unterthanen damit belehnt, sie aber dafür zu gewissen Gegenleistungen, als Steuern und Militärdienst, verpflichtet und sich das Recht vorbehalten, sobald die von ihr gestellten Bedingungen nicht erfüllt werden, das Lehn wieder einzuziehen. Der Boden bildete damals die einzige Einnahmequelle für den Staat; aus ihm zog

er die Mittel für die Armee- und Justizpflege, sowie für den Aufwand für das Militär.

Das Feudal-System hatte, wenn ihm auch andere Verdienste abgingen, doch eine Grundlage der Billigkeit, die man dem an seine Stelle getretenen System nicht nachrühmen kann. Der Militärdienst war ehemals eine dem Besitz von Grund und Boden anhaftende Steuer, die Grundbesitzer waren streng genommen nur Pächter der Krone. Heutzutage, wo ein ausgedehntes Besteuerungs-System an die Stelle dieser feudalen Einrichtung getreten, trägt der Grundbesitzer nicht mehr die Lasten, welche ihm ursprünglich mit vollem Rechte auferlegt waren, sondern er hat sie sehr geschickt auf die Schultern des Volkes abzuwälzen verstanden, und da er gleichzeitig auch Gesetzgeber ist, so war es ihm ein Leichtes, für dieses Vorgehen die Sanction des Gesetzes zu erhalten. Er hat damit begonnen, an die Stelle der Dienstpflicht eine Geldabgabe zu setzen; dann hat er decretirt, daß diese Abgabe nicht ausreiche und durch andere Steuern vermehrt werden müsse.

Der Pauperismus in der modernen Auslegung des Wortes, existirte unter der Feudal-Herrschaft nicht; die Armen wurden unterstützt, aber nicht vom Gelde der Steuerzahler. Der Gutsherr wachte darüber, daß die auf seinem Grund und Boden befindlichen Armen nicht aller Existenzmittel verlustig gingen; es war dies seine Pflicht und er lag ihr mit Eifer ob. Die modernen Grundbesitzer haben sich nun nicht offenkundig der Verpflichtung, für ihre Armen zu sorgen, entzogen; o nein, sie sind geschickter zu Werke gegangen, sie haben ihnen einfach den Aufenthalt auf ihren Besitzungen unmöglich gemacht, indem sie ihre elenden Wohnungen niederrissen und sie zwangen, im benachbarten Dorfe eine Zuflucht zu suchen.

Ein anderer Fehler des heutigen Agricultur-Systems liegt darin, daß der Grund und Boden nicht in dem Maße besteuert wird, als er an Werth zugenommen hat. Wenn unter dem Feudal-Regiment, trotz der mangelhaften Cultur, der Grund und Boden alle Ausgaben des Staates decken konnte, warum heute nicht mehr, wo die Wissenschaft dem Boden einen ganzen anderen Ertrag als ehemals abzugewinnen weiß? Man wird einwenden, daß die Bevölkerung sich gegen damals verdoppelt habe, daß die Ackerbautreibenden jetzt nur noch eine beschränkte Classe bilden und daß es keinen vernünftigen und rechtlichen Grund gebe, die Handel- und Gewerbetreibenden u. s. w. von ihrem Antheil an den nationalen Ausgaben zu entbinden. Wir stimmen diesen Einwürfen bei, machen aber Denen, welche sie erheben, bemerklich, daß der Werth des Grundes und Bodens ganz in demselben Maaße zugenommen hat, wie die Bevölkerung, ja daß eben durch dieses Wachsen der Bevölkerung der Boden einen neuen Werth erhalten hat, der ihn heute ebenso fähig macht, seine Aufgaben zu erfüllen, wie ehemals.

Ich komme nun zu einer andern nicht weniger beklagenswerthen Wirkung des gegenwärtigen Systems, nämlich zu der Stagnation, dem Schlendrian, der in der englischen Agricultur herrscht und in einem auffallenden Gegensatze zur Industrie des Landes steht. England, das den ganzen Erdkreis mit den Erzeugnissen seiner Werkstätten versieht, kann seinem Boden nicht so viel abgewinnen, wie es zur Ernährung seiner Bevölkerung braucht, und doch gab derselbe Boden vor einigen Jahrhunderten so viel her, daß sehr bedeutend davon ausgeführt werden konnte. England producirt heute zwei Millionen Hectolitres weniger, als im Jahre 1770, während Frankreich seit jener Zeit den Ertrag seines Bodens vervielfältigt hat. Und weshalb producirt England nicht hinreichende Nahrung für seine Bevölkerung? Fehlt es ihm an Boden? Nein, denn von den 77,500,000 Acres, welche das Terrain der vereinigten drei Königreiche bilden, werden nur 45,500,000 zum Ackerbau oder zur Weide verwendet, während 32 Millionen unangebaut liegen, von denen wenigstens die Hälfte mit Vortheil bewirthschaftet werden könnte. Fehlt es an Capital? Noch weniger, denn in Canada, Australien u. s. w. sind ungeheure Strecken mit englischem Capital urbar gemacht und versorgen mit ihren Produkten den englischen Markt. Fehlt es endlich an Arbeitskräften? Nein und abermals nein; denn England besitzt in diesem Augenblicke 150,000 Arme, welche nichts Besseres wünschen, als eine ehrliche und einträgliche Beschäftigung zu finden. Was könnte diese Masse von Menschen produciren! Und zu ihnen kommen noch die Menge der Arbeiter ohne feste Stellung, welche Arbeit suchend umhergehen und nur während der Hälfte des Jahres solche finden; dazu kommen noch die Gefangenen, die Verbrecher, und man erhält, wenn man Alles zusammenrechnet, etwa die Summe von einer Million. Aber, wird man einwenden, eine derartige Vermehrung der Production würde ja die Preise drücken. Also müßte man die Production ersticken, damit die Preise auf dem jetzigen Niveau bleiben? Würde die Wohlfeilheit der Lebensmittel, welche eine so wesentliche Bedingung einer wohlfeilen Production im Allgemeinen ist, nicht außerdem dazu beitragen, England seine industrielle Ueberlegenheit behaupten zu helfen, welche gegenwärtig durch die zu hohen Preise der Waaren stark gefährdet ist?

Das gegenwärtige System schafft inmitten einer freien Aera und eines freien Staates ein ungerechtes Monopol und einen beklagenswerthen Despotismus. Man ist nicht unabhängig unter einer ökonomischen Gesetzgebung, die einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung dem Elende überantwortet, die Hülfsquellen der Nation verschleudert und einigen Egoisten gestattet, den Boden für sich auszubeuten. Der Boden ist kein Eigenthum gleich anderen Dingen; man dürfte ihn nicht nach seinem Gutdünken erwerben, nach seiner Phantasie benutzen; aber in England ist der Grundbesitzer mit einer mehr als souveränen Macht ausgestattet. Der Monarch ist eingeschränkt, damit er zum Wohle seines Volkes regiere; der Grundbesitzer regiert nach seinem eigenen Gefallen und zu seinem eigenen Vortheil, er kann, wenn es ihm so gefällt, eine ganze Grafschaft in eine Einöde, angebaute Felder in eine Wüste verwandeln. Er kann die Einwohner eines großen Gebietes ohne viel Umstände aus ihren Wohnsitzen vertreiben, und wirklich wurden zu Anfang dieses Jahrhunderts fünfzehntausend Personen beiderlei Geschlechtes ohne etwas verbrochen zu haben, lediglich durch eine gutsherrliche Laune aus ihrer Heimat verbannt. Und diese Barbarei deckt sich mit der Autorität des Gesetzes! Können die Gutsherren in dieser Weise mit dem Grund und Boden schalten, so ist das englische Volk gänzlich in ihrer Gewalt, sie sind die unumschränkten Herren der Situation.

Wie nun der Pauperismus ganz in demselben Maße zunahm, als der große Grundbesitz, ebenso ward auch die Lage der ackerbautreibenden Klassen immer beklagenswerther, und wir glauben überhaupt dargethan zu haben, daß dieses System sowohl in politischer, wie in socialer Hinsicht verhängnißvoll ist. Auch die Geschichte bestätigt diesen Satz. So lange in Rom der kleine Grundbesitz in Ehren gehalten ward, gab es daselbst keine Arme und man hatte nicht nöthig, Getraide von außerhalb einzuführen; nachdem jedoch die Patricier den Boden als ihr Monopol in Anspruch genommen und überdies noch die Befreiung der Grundsteuer für sich durchgesetzt hatten, sehen wir dieselben Zustände eintreten, wie sie sich im heutigen England finden. In Frankreich starb unter der Regierung Ludwigs XV.

das Volk Hungers, die Kultur des Bodens war im höchsten Grade vernachlässigt und auch die Industrie vermochte die Arbeiter kaum zu ernähren. Die Revolution hob das Recht der Erstgeburt auf, zerstückelte den großen Grundbesitz, und die Wirkung dieser Maßregel auf die Industrie hatte etwas Zauberhaftes; es währte kein halbes Jahrhundert, und der Boden-Ertrag Frankreichs hatte sich vervielfältigt, seine Bevölkerung verdoppelt. In Amerika endlich wurden Neu-England im Norden und die Staaten Maryland und Virginien im Süden fast gleichzeitig von Leuten Eines Stammes colonisirt. Im Süden ward der Boden nach englischem Muster in große Domainen vertheilt, und die Colonisten vermochten dem Boden ohne ein Heer von Arbeitern keinen nutzbringenden Ertrag abzugewinnen; die freie Arbeit war unmöglich in einem Lande, wo man kein Terrain kaufen und sich darauf niederlassen konnte, und die Folge davon war die Nothwendigkeit der Sklaverei. Im Norden dagegen wurde von Anfang an der kleine Grundbesitz vorherrschend, und die Sklaverei blieb unbekannt.

Wir kommen nun zu den Mitteln, durch welche sich eine Reform herbeiführen ließe und müssen da zunächst die Frage erörtern: Welche Art der Bewirthschaftung und welcher Modus der Vertheilung sind am Vortheilhaftesten.

Im gewöhnlichen Zustande der Gesellschaft sind zwei Bedingungen für eine vortheilhafte Ausbeutung unerläßlich: die einzelnen Güter müssen erstens nicht zu beträchtlich sein und zweitens muß der Landwirth einer vollkommenen Sicherheit genießen. Diese beiden Bedingungen werden am Besten erfüllt durch ein System, welches gestattet, daß der Bebauer des Bodens auch gleichzeitig dessen Besitzer sei. Der Ackerbau unterscheidet sich in dieser Beziehung bedeutend von der Industrie. Der Industrielle producirt am Wohlfeilsten in großem Maaßstabe, denn für ihn handelt es sich in erster Linie darum, recht viel Maschinen aufstellen und durch dieselben Menschenhände entbehrlich machen zu können; der Boden hingegen ist keine Maschine, welche so und so viel Stunden arbeitet und in einer gegebenen Zeit eine ganz bestimmte Quantität producirt; der Boden hat seine Launen und Eigenthümlichkeiten, seine Perioden der Krankheit und Gesundheit; man muß ihn liberal behandeln wenn er sich liberal beweisen soll. Jede Parcelle Land hat ihren eigenen Charakter und ihre Geschichte. Der Landwirth, welcher ein kleines Gut bewirthschaftet, kann seinen besonderen Eigenthümlichkeiten Rechnung tragen, während man dieselben bei einem ausgedehnten Gute nicht so zu kennen und weniger Rücksicht darauf zu nehmen vermag. Ungeachtet dieser Erfahrungen, welche die Bewirthschaftung kleinerer Güter und durch den Besitzer selbst empfehlen, bewilligt man den Pächtern in England keine langen Contrakte und gestattet ihnen nicht, selbst Grundbesitzer zu werden. Kann man es nun Leuten, welche nicht wissen, wie lange sie auf der Scholle, die sie bebauen, geduldet werden, übel nehmen, wenn sie nur so viel Kosten und Fleiß darauf verwenden, als nothwendig ist, dem Boden so viel abzugewinnen, als sie zur Entschädigung für ihre Mühe und Auslagen bedürfen, und nichts thun, um den Werth der Besitzung zu erhöhen? Durchaus nicht; will doch der große Grundbesitzer selbst weder Capitalien dazu hergeben, noch Garantien bieten, welche es Andern möglich machten, sie hineinzustecken; so lange er Herr der Situation bleibt, muß man also auf jede Hoffnung für eine Verbesserung verzichten.

Die Mittel, welche den bebauenden Landwirthen einige Sicherheit gewähren würden, lassen sich in drei Hauptpunkte zusammenfassen. Erstens müßte in das Gesetz ein Paragraph aufgenommen werden, welcher die Grundbesitzer verpflichtet, ihren Pächtern Contracte von langer Dauer zu gewähren; zweitens das Recht der Erstgeburt und den geschlossenen Besitz aufzuheben und auf diese Weise zu bewirken, daß der Boden gleich jeder andern Waare verkauft und in Hände gebracht werden könne, welche einen besseren Gebrauch davon zu machen wüßten. Beide Mittel sind gut, aber noch lange nicht ausreichend. Das erste würde nicht hindern, daß der Pächter schon lange vor Ablauf der Pachtzeit, wenn er nicht Aussicht auf Verlängerung des Contractes hätte, den Boden zum großen Schaden für dessen Ertragsfähigkeit wie für den Besitzer ausmergelte; was aber den Verkauf der Güter anbetrifft, so würde gerade in England die Concurrenz eine zu starke werden, und der Besitz des Grundes und Bodens durch Kauf wieder an dieselben Klassen übergehen, in deren Händen er sich heute bereits befindet. Ein anderer, von Bright für Irland vorgeschlagener Plan, die Regierung solle den großen Grundbesitzern ihre Domainen abkaufen und sie den darauf sitzenden Pächtern im Einzelnen gegen jährliche Abzahlung verkaufen, hat viel für sich, birgt aber die Gefahr in sich, daß der Pächter dadurch leicht verleitet werden könnte, eine Besitzung zu kaufen, deren Preis seine Mittel überstiege und das Capital, das er mit viel größerem Vortheil zu Verbesserung des Bodens verwenden könnte, durch die Abzahlung absorbirte. Die verderblichen Folgen dieses Systems lassen sich in Frankreich nachweisen.

Es giebt jedoch einen viel einfacheren und sicherern Weg als die so eben angeführten, und damit kommen wir zu dem dritten Hauptpunkte. Die Krone nehme sämmtlichen für den Ackerbau geeigneten, aber nicht dazu verwendeten Boden in England in Besitz, entschädige die expropriirten Besitzer in angemessener Weise, theile das Terrain in Parzellen von 10 bis 100 Morgen und verpachte diese auf die Dauer von dreißig Jahren. Nach Ablauf dieser Zeit müßte der Boden abgeschätzt werden. Hätte er durch die Bemühungen des Pächters oder durch andere Motive an Fruchtbarkeit gewonnen, so wäre die Pacht zu verlängern unter der Bedingung, daß der Pächter außer dem bisher gezahlten Pachtpreise noch einen der Hälfte des vergrößerten Werthes der Besitzung entsprechenden Zuschlag zahlte. Dadurch würden alle Interessen befriedigt. Der Pächter hätte die ihm nothwendige Sicherheit des Besitzes, dem kleinen Capitalisten wäre die Möglichkeit gegeben, ein seinen Mitteln entsprechendes Besitzthum zu erwerben, der Staat endlich hätte die Sicherheit, daß der Boden verbessert würde und hätte daran das ganz gleiche Interesse wie der Pächter.

Die socialen Vortheile dieser Methode würden ganz unberechenbar sein. Die englische Gesellschaft ist gegenwärtig in zwei einander feindlich gegenüberstehende Klassen gespalten, nämlich in solche, welche Lohn erhalten und solche, die ihn zahlen. Auf eine Einwohnerzahl von 29 Millionen zählt England 22,000,000, also mehr als drei Viertel, welche als industrielle Arbeiter beschäftigt sind, und darin liegt eine Gefahr, der man in's Gesicht sehen und die abzuwenden man alle Anstrengungen machen muß. Man hat die Arbeiter von den Feldern verjagt, man muß ihnen den ihnen entrissenen Boden wiedergeben, sie mit demselben identificiren, es für sie zu einer Sache der Ambition machen, darauf gut fortzukommen.

So groß die socialen Vortheile dieser Methode aber sein möchten, würden sie durch die ökonomischen doch noch übertroffen werden. Der Preis des Grundes und Bodens in England hat, so hoch er auch immer sein mag, sein Maximum doch noch nicht erreicht. Dieses Steigen des Bodenpreises, das seit Jahrhunderten vor sich gegangen ist und seinen ganz natürlichen Grund im

Wachsen der Bevölkerung hat, erweckte bei den Nationalökonomen doch die Frage, bis zu welchem Punkte der Besitzer ein Recht auf den Genuß dieser Erhöhung des Werthes hat, zu welcher er selbst nichts beigetragen. Bei dem neuen System würde nicht dem Eigenthümer, sondern dem Pächter diese Erhöhung des Werthes zu Gute kommen, und er würde diesen Werth immer mehr erhöhen können, da die günstigen Bedingungen seiner Pacht so viel Sicherheit gewährten, daß er mit Leichtigkeit Capitalien geliehen bekäme. Die englischen Millionen, welche vielfach in höchst unsicherer Weise im Auslande angelegt sind, würden in's Land zurückkehren und sich einem nationalen Unternehmen zuwenden. Dem Staate endlich würden durch diese Methode so viele neue Hülfsquellen eröffnet, daß er ernstlich an das System des Freihandels herantreten könnte. Unter einer guten Administration könnten die aus dem Grund und Boden fließenden Einkünfte die öffentlichen Ausgaben decken, Zölle und Accise könnten aufgehoben und Handel und Industrie zu einer Blüthe gebracht werden, wie sie sie noch nicht besessen.

Das im Vorstehenden als einzige mögliche Lösung der agrarischen Frage vorgeschlagene System wird ohne Zweifel als revolutionär behandelt werden; sei dem so, aber unter der Bedingung, daß man unter Revolution eine radikale Reform verstehe. Einer solchen bedarf es aber auch, denn weshalb zu halben Maßregeln seine Zuflucht nehmen, wenn große Mittel gleichzeitig leichter durchzuführen und fruchtbringender sind? Die letzte Reform-Akte, welche die Regierung statt wie bisher zur Sache der Grundbesitzer, auch zur Sache der arbeitenden Klassen machte, war eine Revolution und eine tief einschneidende Revolution, aber sie bedarf noch einer Erweiterung; sie muß vervollständigt werden durch eine neue Revolution, welche den Grund und Boden dem verhängnißvollen Gebrauche, den man jetzt damit macht, entzieht und ihn in einer Weise benutzt, welche ihm für die Gemeinsamkeit den Nutzen abgewinnt, den sie davon ziehen kann."

Frankreich.

A. Bossert's Deutsche Literaturgeschichte.*)

Wir haben bereits früher (in unseren „Pariser Literaturbriefen") auf die im J. 1870, kurz vor dem Ausbruche des Krieges, erschienene „Histoire de la littérature allemande" (Paris, A. Franck), von G. A. Heinrich, Professor in Lyon, hingewiesen — ein Werk, das, allerdings mit Benutzung, aber auch mit Nennung der geachtetsten deutschen Literarhistoriker, voll gründlicher Studien und völlig geeignet ist, die Franzosen über die Geschichte unserer Literatur vom Mittelalter bis auf die Gegenwart gründlich zu belehren. Ein anderer französischer Name, den wir in gleicher Richtung ehrenvoll zu nennen haben, ist der des Herrn A. Bossert, Professors in Douai und an der Sorbonne, dessen ebenfalls noch vor dem Kriege an der letztgenannten Hochschule gehaltene Vorlesungen über „die deutsche Literatur des Mittelalters und die Ursprünge der deutschen Heldendichtung", sowie über „Goethe, seine Vorläufer und Zeitgenossen", ebenfalls in neuerer Zeit, d. h. nach Wiederherstellung des Friedens, publizirt worden sind. Beide, sowohl Bossert als Heinrich, sind von Abstammung Elsässer, deren unverkennbar deutscher Bildungsgang, deutsches Geistes- und Gemüthsleben in ihren Werken zu erkennen ist, welche Letzteren aber gerade darum im heutigen Frankreich nicht die Beachtung und Anerkennung finden, die sie in hohem Maße verdienen, die ihnen aber in Deutschland, wenn die genannten Werke hier mehr bekannt werden, gewiß zu Theil werden wird. Wir hoffen, daß die beiden Literarhistoriker auch fernerhin ihren angeborenen Gefühlen treu bleiben und in ihren neueren Vorlesungen an der Faculté des lettres in Lyon und an der Sorbonne in Paris den Gerechtigkeitssinn gegen Deutschland, den sie in den genannten Werken an den Tag legen, nicht verleugnen werden.

In seinem Werke über die deutsche Literatur im Mittelalter liefert Herr Bossert, in einer Darstellung voll Klarheit und Präcision, die selbst ungelehrten Lesern keine Schwierigkeiten darbietet, eine Uebersicht der alten Heldendichtungen, der Nibelungen und des Siegfried-Mythus, als deren Mittelpunkt er den von ihm charakterisirten König Etzel kennzeichnet. Von den Heldensagen geht er zur Ritterdichtung, zu Heinrich von Veldeck und Hartmann von der Aue, zu Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und Walter von der Vogelweide über, worauf er die Perioden der Minnesinger (Frauenlob, Freidank ꝛc.) und der niederdeutschen Thiersagen (Reineke Fuchs ꝛc.) ebenso erschöpfend als treu geschichtlich darstellt. — Dasselbe Lob müssen wir dem Bossert'schen „Goethe" zu Theil werden lassen. Es ist ein Buch, aus dem selbst deutsche Leser Manches lernen können. Besonders lichtvoll ist sein Einleitungs-Vortrag über die Charaktere der Männer, welche die Schöpfer und Bildner der neueren klassischen Literatur in Deutschland waren, sowie das, was er über die Jugend Goethe's und dessen Berührungs-Momente mit Lessing und Herder sagt.

*) La Littérature Allemande au moyen age et les origines de l'épopée Germanique. Paris, Hachette & Co., 1870—71. (382 p. gr. 8.)
Goethe, ses précurseurs et ses contemporains. Klopstock, Lessing, Herder, Wieland, Lavater. Avec un discours sur les caractères de la littérature classique en Allemagne. Paris, Hachette & Co. (294 p. gr. 8.)

Orient.

Die Judenverfolgungen im Orient.

Von Heinrich Freiherrn von Maltzan.

I.

Die Toleranz-Edicte der Sultane.

Kaum ist die Welt durch das ungerechte Urtheil der Geschworenen in Buzeo in Rumänien, das die Veranstalter der Judenhetzen von Ismail, Kohul und Vilkowo freisprach, dagegen ihre Opfer verurtheilte, in Erstaunen gesetzt worden, so hören wir wieder von einer neuen Verfolgung in Bottuschan (dieses auch in Rumänien) und fast gleichzeitig von einem Aufstand gegen die Israeliten in Smyrna, sowie von einer versuchten Judenhetze in Bessarabien.*) Recht naiv wird die Verfolgung in Bottuschan nur als „eine kleine" bezeichnet, weil dort die Juden nur unmenschlich geprügelt, nicht aber geradezu todtgeschlagen wurden.

*) Gleichzeitig mit diesem Artikel unseres geehrten Mitarbeiters ging uns die telegraphische Nachricht von der griechischen Judenhetze auf der Insel Marmara zu. D. R.

Bei diesen beständig sich wiederholenden Juden-Verfolgungen und Judenhetzen dürfte es wohl angezeigt sein, einen Ueberblick auf das Loos der Israeliten im Orient im Allgemeinen zu werfen, über welches so viele falsche, optimistische Begriffe in Europa verbreitet sind. Auch das Loos der Juden in Rußland ist oft beklagt worden. Allerdings genießen die Israeliten dort noch nicht dieselben Rechte, wie in constitutionellen Staaten (das „constitutionelle" Rumänien natürlich nicht zu rechnen). Aber diejenigen Rechte, welche das Gesetz ihnen gewährleistet, sind wenigstens keine Illusion, wie im mohammedanischen Orient und den christlichen Schutzstaaten der Türkei. Die Regierung schützt sie und kann sie schützen, was sie in den genannten Ländern manchmal nicht ernstlich will, manchmal auch, selbst bei gutem Willen, kaum vermag. Den besten Beweis von der verhältnißmäßig besseren Lage der russischen Juden liefert die zu Ende April 1872 in Kischenew (Russisch Bessarabien) fehlgeschlagene Judenhetze. Dort waren schon an allen Straßenecken Plakate, in welchen zu einer Judenverfolgung aufgefordert ward, angeheftet. Aber die russische Polizei kam der Ausführung zuvor, indem sie bekannt machte, daß die Verbreiter zur Verbannung nach Sibirien, falls aber Unruhen ausbrächen, zu achtzehnjähriger Zwangsarbeit verurtheilt werden würden. In Folge dieser Maßregel wurden Ruhestörungen vermieden.

Wo geschieht im Orient etwas Aehnliches? Es ist wahr, manchmal werden Schutzmaßregeln pomphaft angekündigt, aber nie ausgeführt. Oder wenn Etwas geschieht, so geschieht es zu spät, wenn das Aergste vorbei ist, wie es bei den neuesten Judenverfolgungen in Smyrna (Anfang Mai 1872) der Fall war. Wieder einmal wurden Israeliten von fanatischen Griechen beschuldigt, ein christliches Kind geraubt und getödtet zu haben, um die Thürpfosten beim Osterfest mit dessen Blut zu bestreichen. Dieser Wahn ist dort viel verbreitet und die griechische orthodoxe Kirche eine der fanatischsten Unterdrücker der Juden; die Polizei schritt erst ein, nachdem bereits mehrere Juden umgebracht worden waren, und nachdem auch der Blutdurst der Mörder gesättigt war, verkündeten die Zeitungen pomphaft, daß alle Vorsichts-Maßregeln getroffen seien, um weitere Unruhen zu verhüten! Was wird das Ende sein? Viele Griechen werden sich auf consularischen Schutz berufen, denn überall in der Türkei steht eine große Anzahl früherer Unterthanen, die Griechen nur dem Namen nach waren, jetzt unter dem Schutz des Königreichs Griechenland, den sie sich durch Bestechung zu verschaffen wußten. Sie entgehen natürlich aller Strafe. Die anderen werden ihr auch wohl durch irgend eine Hinterthür des Gesetzes, deren es im Orient so viele giebt, entschlüpfen.

Einen sehr schlechten Dienst haben den im Orient lebenden Israeliten in den letzten Jahrzehnden unsere europäischen Zeitungen geleistet, indem sie nämlich alle illusorischen Edicte der verschiedenen Despoten, welche den Juden Schutz verhießen, für baare Münze nahmen und über Gebühr lobten und „aufpufften". Solche Edicte wurden von ihnen gerade so aufgefaßt, wie wenn sie in Europa von einer civilisirten Macht erlassen worden wären, wo das, was auf dem Papier der Gesetze steht, doch nicht Alles Schwindel und leerer Schein ist. Im Orient ist es aber Schwindel und leerer Schein. Kein Orientale denkt daran, ein Edict zu befolgen, wenn es dem Fanatismus der rohen Menge entgegen ist.

Aus diesem Optimismus der Zeitungen entstehen für die Juden manchmal die schlimmsten Folgen. Kommen Unterdrückungen vor, so glaubt man oft dem dadurch Betroffenen nicht, beschuldigt sie der Uebertreibung, und mancher Consul, selbst manche europäische Regierung, bei der geklagt wird, beruft sich auf die „offenkundige" Humanität des orientalischen Despoten, „von der ja seine Edicte den besten Beweis liefern". In der That ist es auch den meisten europäischen Regierungen, welche, wie die Redensart lautet, „sich der Juden annehmen", mehr um die Verkündigungen solcher officiellen Actenstücke, wie die besagten Toleranz-Edicte, welche beim großen Publikum Sensation erregen und ihnen Zeitungslob einbringen, als um die richtige Handhabung dieser humanen Gesetze zu thun.

Wer erinnert sich nicht, wie vor einigen Jahren, gleich einer Sensations-Nachricht, durch alle Zeitungen die Kunde von dem Edict des Sultans von Marokko zu Gunsten seiner jüdischen Unterthanen ging? Wie wurde dieser Fürst nicht bei dieser Gelegenheit gepriesen? Die Zeitungsschreiber legten freilich damals Beweise von einem „starken Glauben" ab, denn der Fürst hatte den Schwindel weit getrieben, und von nichts Geringerem, als von „Gleichstellung der Juden mit den Moslems" gesprochen.

Gleichstellung! Welcher beißende Hohn auf die wirklichen Verhältnisse! Gleichstellung verlangen die Juden in Marokko gar nicht, weil sie sehr gut wissen, daß dieselbe in einem so barbarischen Lande stets nur illusorisch bleiben wird, daß sie überhaupt nur in civilisirten Staaten möglich ist und daß ihre Beherrscher nicht in Einem Tage von der finstersten Barbarei zur höchsten Aufklärung vorschreiten können. Was sie erstreben, ist vorerst nur Schutz des Lebens und Eigenthums. Diesen genießen sie nach wie vor Erlassung jenes hyperbolischen Edicts, das ihnen plötzlich die höchsten Güter der Civilisation (leider nur auf dem Papier) verlieh, nicht. Aber Papier ist geduldig, das wissen die orientalischen Despoten auch, und darum stand der Sultan von Marokko auch keinen Augenblick an, jenes illusorische Edict zu erlassen, als England ihn dazu drängte. Er hätte, womöglich, noch mehr bewilligt, so lange es nur auf dem Papier geschah. Welch' ein Triumph für England! Es hatte ein Edict erlangt, welches in Marokko freisinnigere Zustände einführte, als sie in manchen europäischen Staaten bestehen!

Wird nun hintennach geklagt, daß die Juden, weit entfernt den Moslems „gleichgestellt" zu sein, vielmehr nach wie vor todtgeschlagen und ausgeplündert werden, so gerathen die Consuln, die solche Klagen zu hören bekommen, in große Verlegenheit. Sie sind instruirt, die „humane" Regierung, welche so „aufgeklärte" Edicte erläßt, mit Sammet-Handschuhen anzufassen. Zudem wissen die englischen Consuln, daß ihre Regierung es nicht gern sehen kann, wenn das rein Illusorische des von ihr erlangten Toleranz-Edicts allzugrell beleuchtet wird.

Sie suchen deshalb, wo sie nur irgend können, die Sache zu vertuschen, und so sind die Juden nach der Erlassung des Edicts eigentlich schlimmer daran als vorher. Andere Consuln, als englische, haben überhaupt sich bis jetzt, wenigstens in Marokko, mit der Judenfrage wenig beschäftigt. Aber offen gestanden, es scheint bei allen ihren diplomatischen Vermittelungen nur der Effect, den sie in Europa machen, nicht aber die Wirksamkeit derselben in's Auge gefaßt zu sein. Darum legt man übertriebenen Werth auf solche Actenstücke, wie das obige Edict, die man mühlos erlangt und die viel Sensation machen, während man das Einzige, was Noth thut, nämlich eine strenge Ueberwachung der einheimischen Administration und Polizei, das Rügen jedes einzelnen Verstoßes, kurz die Praxis der Humanität vernachlässigt. Freilich kostet die Theorie weniger Mühe und bringt außerdem noch Lorbeeren. Wir leben ja im Zeitalter der Phrase!

Für den ganzen Orient sollte als Regel gelten: Man werfe alle Tanfimat, Hat Humayum, Juden-Edicte und wie die frei-

sinnigen, aber durchaus illusorischen Papierstücke sonst noch helfen mögen, einfach in den Papierkorb. Dagegen richte man auf die Praxis des Rechtswesens und der Verwaltung ein scharfes Auge, sei beständig auf der Lauer, namentlich auch in Bezug auf die Vorboten der Unruhen, die Aufforderungen zu den Verfolgungen und Hetzen, denn diese sind sehr oft handgreiflich und ein entschiedenes Einschreiten kann ihre Folgen verhindern. Geschehen aber trotzdem Ungerechtigkeiten, so suche man jeden einzelnen Fall genau zu ermitteln, hebe ihn scharf hervor und bestehe auf Genugthuung. Das ist die Sache der Consuln, ein Theil ihrer Pflicht. Man braucht sich dabei gar nicht auf jene Edicte, die meist echt hyperbolische Dinge versprechen, welche im Orient gar nicht ausführbar sind, zu berufen, sondern auf die einfachen Landesgesetze, auf die Regeln der Menschlichkeit, wie sie in allen Staaten anerkannt sind, ja selbst eine Berufung auf den Koran genügt, denn auch nach ihm ist es verboten, Juden, mit denen der Staat Frieden hat, zu berauben und zu tödten. Wenn die orientalischen Autoritäten einmal einsehen, daß den Europäern an der Praxis etwas liegt und daß ihre Humanität nicht leere Declamation ist, wie sie das bis jetzt glauben müssen, dann erst werden bessere Zustände eintreten.

Nord-Amerika.

Das Cooper-Institut in Newyork für Volksbildung, Handwerker- und Frauen-Unterricht.

Gleich dem großen Berliner Handwerker-Verein, wirkt das vor funfzehn Jahren von dem reichen Newyorker Bürger Peter Cooper gegründete Institut zur Förderung des Handwerker-Unterrichts sehr wohlthätig für die allgemeine Volksbildung und für die gedeihliche Entwickelung der Geistesthätigkeit und des Gewerbfleißes in denjenigen Sphären der Gesellschaft, deren Unwissenheit leider so oft von Agitatoren planmäßig mißbraucht wird. Aber das Cooper-Institut ist unserem Handwerker-Verein insofern bereits vorangeeilt, als es auch eine höhere, eine gewissermaßen akademische Bildung mit seinem Unterrichte verbindet und zu diesem auch Frauen zugelassen werden.

Ein Schreiben des Herrn Cooper, als Antwort auf eine an sich interessante Anfrage der jetzt in den Vereinigten Staaten beglaubigten japanischen Gesandtschaft in Bezug auf die Wirksamkeit des Instituts, ertheilt darüber folgende Auskunft:

„Es mag Ihnen wohl bekannt sein, daß ich an der Hebung und Belehrung der Handwerker der Stadt Newyork, einer Klasse, der anzugehören mein Stolz ist, einen besonderen Antheil genommen habe. Ich habe eine Anstalt für diesen Zweck gestiftet, die „Cooper-Union" genannt, auf welche ich Sie aufmerksam machen möchte. Diese Anstalt wurde gegründet, weil es mir nöthig erschien, in einer großen gewerblichen Bevölkerung, deren Kinder nur wenig Vortheil von dem Unterrichte unseres generösen Systems freier Volksschulen ziehen können, dieses System durch polytechnische und für Erwachsene bestimmte Freischulen zu vervollständigen.

„Die Idee, welche der Cooper-Union zu Grunde liegt, ist, daß die Arbeiterklassen der Wissenschaft bedürfen, um gute Arbeiter zu sein und in gehöriger Weise den Pflichten nachzukommen, welche ihnen durch die Bedürfnisse der neueren Civilisation auferlegt werden. Man kann nicht erwarten, daß die Volksschule jene besonderen Kenntnisse beibringe, welche der Handwerker bei der wunderbaren Entwickelung der menschlichen Industrie, die unsere Zeit charakterisirt, anwenden muß und ohne welche er weder im Leben noch in gesellschaftlicher Hinsicht emporkommen kann.

„Zu diesem Zwecke bedarf der Handwerker einer Kenntniß der Natur der Materialien, mit welchen er zu arbeiten hat, und einer Kenntniß ihrer chemischen Zusammensetzung aus den ursprünglichen Elementen, um neue und nützliche Combinationen hervorzubringen. Ferner hat der Handwerker mit Kräften zu schaffen, welche der Schöpfer den Stoffen eingepflanzt und ohne deren rechte Kenntniß und ökonomische Anwendung, die Hülfsmittel der Natur vergeudet, der Fortschritt der Civilisation verzögert, und die Behaglichkeit und Glückseligkeit des Menschengeschlechts vermindert werden.

„Weder die Chemie, noch die Physik, noch die National-Oekonomie können in beträchtlichem Maße, wenn überhaupt, in den Volksschulen gelehrt werden, da sie eine Verstandesreife bei den Schülern voraussetzen, die bei der Jugend, welche die Volksschulen besucht, nicht erwartet werden kann, und wissenschaftliche Apparate, Modelle, Laboratorien, Museen bedingt, die nicht für jede Schule angeschafft werden könnten. Der Unterricht in diesen Zweigen des Wissens muß daher in einer besonderen Anstalt und, so weit die Arbeiterklassen dabei betheiligt sind, in den Abendstunden ertheilt werden. Eine solche Anstalt ist es, die Peter Cooper gründete und im Einklang mit dem allgemeinen Geiste unserer politischen Einrichtungen völlig frei für alle Bewerber zu machen beschloß.

„Das Unterrichtssystem in derselben beruht auf mathematischer Grundlage, und da die graphischen Künste für genaue Beschreibung von Maschinerie wesentlich sind, so wurde die Schule der Wissenschaft durch eine Kunstschule vervollständigt, in welcher freies Handzeichnen, Bau- und Maschinenzeichnen erlernt werden können. Dieses System wurde vor 13 Jahren eingeführt und ist mit solchem Erfolg betrieben worden, daß wenigstens zehntausend Personen Mitglieder der freien Abend-Unterrichtsklassen geworden sind. Das weibliche Geschlecht ist von diesem Unterrichte nicht ausgeschlossen und eine beträchtliche Anzahl von Frauen hat von den Privilegien dieses freien Unterrichts Gebrauch gemacht.

„Aber die Art des Abendunterrichts-Cursus ist hauptsächlich für Handwerker berechnet. Für junge Mädchen ist eine Art School (Zeichen-, Modelir- und Malerschule) eingerichtet worden, die ihren Zweck, den Damen, deren Beschäftigungssphäre hier besonders so beschränkt ist, eine neue Bahn der Thätigkeit zu öffnen, vollkommen erfüllt. Die interessanteste und glücklichste Verwendung hat ihre künstlerische Kenntniß bei der Xylographie gefunden. Ebenso ist die Telegraphie-Schule für Mädchen und Frauen als ein glücklicher Erfolg der Cooper-Union zu bezeichnen."

Kleine literarische Revue.

— **Newton Deutsch.** Das im Jahre 1687 zuerst erschienene Werk J. Newton's „Philosophiae naturalis principia mathematica", in welchem zuerst die Gravitations-Theorie niedergelegt ist und das in lateinischer Sprache drei Auflagen hatte, außerdem in



englischer und französischer Sprache erschien, ist von Herrn Professor Wolfers in's Deutsche übertragen und dadurch der deutschen Nation zugänglicher gemacht.*) Das Studium dieses interessanten Werkes, des ersten über physische Astronomie, kann, obwohl es besonders der Geschichte der Wissenschaft angehört, nicht genug empfohlen werden. Der Uebersetzer hat sich durch die trefflichen Erläuterungen und besondern Bemerkungen, wodurch manche Beweise dem jetzigen Standpunkte der Astronomie entsprechend neu gegeben werden, noch ein besonderes Verdienst erworben.

Leipzig. Dr. C. Bruhns, Director der Sternwarte.

— **Römische Disputation über den heil. Petrus.** In Rom ist von der merkwürdigen Disputation, die am 9. und 10. Februar 1872 im Saale der päpstlichen Academia Tiberina zwischen katholischen Priestern und evangelischen Predigern Italiens über die Frage: „War Petrus in Rom?" stattgefunden, mit päpstlicher Approbation, ein Abdruck der stenographischen, von den Vorsitzenden beider Parteien beglaubigten Berichte in italiänischer Sprache erfolgt, und eine vollständige wortgetreue deutsche Uebersetzung derselben ist kürzlich in Münster erschienen.**) Mit Recht ist schon die bloße Thatsache einer solchen öffentlichen Anzweifelung der Frage, unmittelbar unter den Augen des Papstes, als ein Moment bezeichnet worden, das eigentlich zu der Syllabus- und der Non possumus-Politik gar nicht paßt; noch mehr aber darf man über den Abdruck und die von der Curie eher geförderte als gehinderte Verbreitung der Disputation erstaunt sein, da aus dem ganzen Inhalt, wie aus dem Abschlusse derselben, keineswegs für den unbefangenen Leser die Bejahung der Frage, ob Petrus in Rom war, hervorgeht. Vielmehr weiß der katholische Theil zur Widerlegung seiner evangelischen Gegner, welche aus dem Schweigen der Bibel und den gleichzeitigen Geschichtsquellen die Nichtanwesenheit des h. Petrus in Rom deduciren, nichts Stärkeres anzuführen, als das Argument, „daß für ein so wichtiges, so universales Factum, wie die Römische Kirche, keine andere zureichende Ursache zu finden, als eben die Ankunft des h. Petrus in Rom, wo er auch gestorben sei."

— **Englische Briefe über die französische Revolution.** Von H. Taine, dem geschätzten Verf. einer französischen Geschichte der englischen Literatur, ist kürzlich ein Beitrag zur Geschichte der Revolution in den Jahren 1792—1795 in einem Buche geliefert worden, das er aus dem Englischen übersetzte. „Un séjour en France de 1792 à 1795; lettres d'un temoin de la révolution française" ***) heißt dieses Buch, das gewissermaßen die Belege zu der kürzlich von uns angezeigten Geschichte der französischen Revolution im J. 1795, von H. Sybel, liefert. Der englische Augenzeuge, von dem die Briefe aus jener Zeit herrühren, soll ein Herr Gifford gewesen sein, doch wird von anderer Seite eine Dame bezeichnet, welche die jedenfalls echten und authentischen, zuerst in England im J. 1796 gedruckten Briefe abgefaßt habe. Letztere könnten ebenso gut nach den Pariser Ereignissen von 1870—71, wie nach denen von 1792—95 geschrieben sein, so unverändert gegen heutzutage stellt sich in diesen Schilderungen der Nationalcharakter der leichtlebigen und leichtsinnigen Franzosen dar. Bei jeder Gelegenheit wird in diesen Briefen die Versicherung wiederholt, daß man in Frankreich keinen Begriff von der wahren Freiheit habe, daß das Volk weder politischen Verstand, noch wahrhaft republikanische Ideen, noch endlich das Gemeingefühl der Sittlichkeit besitze. Ueberall begegnet dem englischen Beobachter in Frankreich die größte Unwissenheit und die eitelste Oberflächlichkeit. Was ihn am Meisten überrascht, ist, daß er unter diesen fortdauernd politisirenden Franzosen keinerlei richtige Auffassung der allgemeinen politischen Verhältnisse und nichts von dem patriotischen, opfervollen Sinne findet, der im englischen Volke so häufig angetroffen wird. Keine Spur sei hier von jener politischen, tiefen Ueberzeugung wahrzunehmen, die sich nicht in allgemeinen unbestimmten Phrasen, oder in eitler Ausgelassenheit und Ruhmredigkeit zu erkennen gebe. In der ersten Revolution bereits haben die französischen Soldaten, wenn sie irgendwo eine Niederlage erlitten, stets über Verrath geschrieen, und wie im letzten Kriege jeder Preuße und Deutsche als Spion, so wurde damals jeder Engländer als Agent Pitt's und Coburg's bezeichnet, der nach Frankreich gekommen sei, um die Aerndten anzuzünden und die Besatzungen der festen Städte zu verführen. Angeekelt von diesen trübseligen Zuständen, hat der englische Briefschreiber am 22. Juni 1795 Frankreich verlassen, um nie wieder dahin zurückzukehren.

— **Jules Michelet über den Ursprung der Napoleonischen Macht.** Der zweiundsiebzigjährige Geschichtsforscher des romanischen Geistes, besonders des römischen und französischen, Jules Michelet, von dem zweiten Staatsstreichs-Kaiser seiner akademischen Wirksamkeit beraubt, ist jetzt wieder aufgelebt und schreibt tapfer an seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Der erste Band ist eben unter dem besonderen Titel: „Le Directoire et les origines des Bonapartes" (Der Ursprung der Napoleone) erschienen. Er versteht darunter, den Ursprung ihres Systems, ihres Militarismus. Dieses System besteht nach ihm einfach darin, wie der Krieg durch diese Napoleon's zu einem Metier, zu einer systematischen Zerstörungs-Industrie gegen die productive, zunächst besonders gegen die englische ausgebildet ward. Michelet schreibt, bei aller französischen Phrasenpracht, doch nach Kräften geschichtlich vorurtheilsfrei, und wenn jetzt die Franzosen wieder auf ihn hören, können sie viel von ihm lernen, namentlich den Sinn und Wahnsinn ihrer Revolutionen. Während der ersten sogenannten großen wurde Michelet geboren. Die neueste Revolution der Commune machte er mit durch. Obgleich drei Treppen hoch wohnend, drangen doch die Flammen derselben bis zu ihm hinauf und verbrannten den Stuhl, auf welchem der französische Geschichtsschreiber so viele Jahre gearbeitet hatte. Die älteren Revolutionen, welche auch schon die Geschichte morden wollten, hat er brillant und meisterhaft geschildert. Hoffentlich bleibt dem alten Helden noch hinreichend Leben und Geist, um uns zu sagen, was er von der Commune und deren Erbin, der Internationalen, halte.

Michelet's Geschichte Frankreichs, der französischen Revolution, Rom's u. s. w. sind Bürgen, daß er dies als möglichst vorurtheilsfreier Franzose, als wirklicher Geschichtsforscher thun werde. In seiner Geschichte des französischen Rechts, die er wesentlich auf deutsche Forschungen gründete, gab er auch Beweise, daß ihm die wissenschaftliche Wahrheit über chauvinistische

*) Berlin, Rob. Oppenheim, 1872.

**) Römische Disputation zwischen Katholiken und Protestanten über die These: War Petrus in Rom? Münster, Ad. Russell. (128 Seiten. Pr. 15 Gr.)

***) Paris, Hachette & Co., 1872.

Beschränktheit und Feindseligkeit stehe. Und so können wir hoffen, daß er wenigstens den einsichtsfähigen Franzosen durch seine neuen Bände wesentliche Wohlthaten erweise.

— **Die französische Décadence.** Eine kleine, jedoch höchst inhaltreiche Broschüre*) giebt in klarer, gedrängter Fassung einen Ueberblick über die französischen Dramatiker der letzten beiden Decennien, der „Décadence", wie die Franzosen selbst diese Epoche ihrer Literatur bezeichnen. Einer knappen historischen Uebersicht der Entwickelung dieses Stadiums folgt eine sehr gedrängte, dabei jedoch scharf präcisirende Charakteristik seiner Hauptvertreter, wie Dumas Sohn, Augier, Feuillet, Barrière und Sardou, sowie des Standpunktes, den sie gegenüber ihrer Zeit, wie gegenüber den höchsten, unwandelbaren Principien der Kunst einnehmen. Die Darstellung ist so geistvoll, so zusammenfassend, bekundet einen so vorzüglichen Kenner des Gegenstandes, eine ebenso vielseitige, wie tiefdurchbildete kritische Befähigung, und hält sich auf der Höhe eines so vollkommen unparteiischen Standpunktes, daß wohl Niemand dies kurze, aber gehaltreiche Schriftchen, ohne Anregung und Befriedigung empfunden zu haben, aus der Hand legen wird. M. B.

Literarischer Sprechsaal.

In derselben Woche, in welcher der deutschen Wissenschaft die Stätte wieder zugänglich gemacht wurde, welche, von den Humanisten des 16. Jahrhunderts zu Straßburg gegründet, aber durch der Zeiten Ungunst in ihrer geistbelebenden deutschen Lehrthätigkeit lange gehemmt und unterbrochen war, wurde zu Berlin die im Sinne deutscher Humanisten des 18. Jahrhunderts, im Sinne eines Lessing, eines Moses Mendelssohn und eines Dohm, von einigen hochsinnigen Privaten gegründete Hochschule für die Wissenschaft des Judenthums eröffnet, welche, wenn auch von einem sehr bescheidenen Ausgangspunkte vorgehend, doch dasselbe große Ziel deutschen Geisteslebens, deutscher freier Forschung im Auge hat, wie die wiedererstandene, von allen Freunden der Humanität mit Jubel begrüßte, Hochschule von Straßburg. Die lediglich durch Privatmittel gegründete und unterhaltene Berliner Anstalt wird sich geistig der hiesigen Universität anschließen; sowohl vom allgemeinen Standpunkte, der die Wissenschaft als Selbstzweck und alle Zweige derselben als eine Einheit betrachtet, wie auch in Bezug auf das praktische Bedürfniß derer, die sich dem Rabbinats- und Predigt-Amte widmen, soll die neue Lehranstalt lediglich eine Ergänzung der Universitäts-Studien darbieten; in keiner Weise aber will sie der freien Forschung sich verschließen, oder gar dem Partei-Hader der Sekten eine Stätte bereiten. Gewiß wird auch der auf der Höhe unserer Zeit stehende neue Chef des preußischen Unterrichts-Ministeriums, gewiß werden der Senat und die Professoren der Berliner Universität, im Gegensatze zu ihren exclusiven Vorgängern im ersten halben Jahrhundert dieser Hochschule, den Lehrern der Wissenschaft des Judenthums in der Erfüllung ihrer zugleich humanitären und deutschen Aufgabe förderlich sein. Ehrt doch die Wissenschaft des Judenthums, wie sie selbst bekennt, in der deutschen Wissenschaft ihr großes Vorbild und ihre philosophische Lehrmeisterin. Möge es ein günstiges Augurium für sie sein, daß die Wiederherstellung der Lehrstühle deutscher Humanität im wiedergewonnenen Reichslande gleichzeitig mit der Aufrichtung deutscher Lehrstühle der lange geschmähten, lange mißachteten Wissenschaft des Judenthums in der deutschen Reichshauptstadt erfolgt!

Als Lehrer der neuen Hochschule werden zunächst die Herren Prof. Dr. Steinthal, Rabbiner Dr. Geiger, Dr. David Cassel und Dr. Lewy fungiren. Vorsitzender des Hochschul-Curatoriums ist Herr Prof. Dr. Lazarus, welcher, sowie der Rabbiner Dr. Philippson aus Bonn und Herr Rabbiner Dr. Geiger, bei der Einweihungsfeier am 6. Mai, edle, gedankenreiche, historische Festreden hielten, die von Psalmen-Gesängen („Die Himmel erzählen die Ehre Gottes", „Du, Gott, gründetest das Wissen"*), wirkungsvoll von Lewandowski componirt, begleitet waren.

Das Deutsche Reich besitzt in runder Summe 60,000 Volksschulen, in denen 6 Millionen Schüler unterrichtet werden. Auf je 1000 Einwohner kömmt ungefähr eine Schülerzahl von 150. Dieses durchschnittliche Verhältniß wird in Braunschweig, Oldenburg, Sachsen und Thüringen beträchtlich überschritten, insofern hier auf je 1000 Einwohner 175 Schüler kommen; dagegen wird es in Mecklenburg (auf je 1000 Einwohner 120 Schüler) und Bayern (auf je 1000 Einwohner 126 Schüler) nicht erreicht. Gymnasien giebt es in Deutschland 330, Progymnasien 214, Realgymnasien 14, Real- und höhere Bürgerschulen 483. Die Gesammtzahl der Schüler auf diesen höheren Unterrichts-Anstalten beläuft sich auf 177,400. Universitäten zählt das Deutsche Reich 20 mit 1624 Lehrenden und 15,600 Studirenden. Polytechnische Schulen giebt es 10 mit 360 Lehrenden und 4500 Studirenden.

Die „Gesellschaft für Musikforschung" in Berlin eröffnet eine Subscription auf Musikwerke, die hauptsächlich der Musikgeschichte dienen sollen. In Vorschlag sind vorläufig gebracht: die alten mehrstimmigen Liedersammlungen von Oeglin, 1512; Peter Schoeffer, 1513; Ott 1534 und 1544; Finck 1536 und die Forster'sche Sammlung von 1539 bis 1556; ferner Hugo von Reutlingens Flores musice, 1488; Glarean's Dodecachordon, 1547; Mattheson's Ehrenpforte, 1740; Johann Walther's erstes vierstimmiges Choralbuch von 1524; außerdem Ludwig Senfl's und Johann Leo Haßler's Werke. Jedes Jahr werden ca. 30 Bogen gedruckt werden, in einer Auflage von nur 400 Exemplaren. Die hierzu erforderlichen Geldmittel sollen durch 200 Subscriptionsscheine aufgebracht werden, auf welche im ersten und zweiten Jahre je 5 Thaler, im dritten und vierten 4 Thaler, in den folgenden Jahren 3 Thaler eingezahlt werden. Die Leitung des Unternehmens hat unter Beistand eines Ausschusses Herr Robert Eitner, Schönebergerstraße 25, den buchhändlerischen Vertrieb die Trautwein'sche (M. Bahn) Hof-Buch- und Musikalienhandlung in Berlin übernommen.

*) Die dramatischen Schriftsteller des zweiten Kaiserreichs. Von Adolf Rutenberg. Berlin, Otto Löwenstein, 1872.

*) Letzteres aus dem liturgischen Gebet der achtzehn Segenssprüche.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.
Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 25. Mai 1872. [No. 21.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Das erste wissenschaftliche Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechts.

In Nr. 2 des diesjährigen „Magazin" wurde ein kritisches Werk des Prof. Rösler in Rostock „Ueber die Grundlehren der von Adam Smith begründeten Volkswirthschafts-Theorie" angezeigt. Das Buch beruhte auf dem Gedanken, daß das System A. Smith's veraltet, die Zeit der volkswirthschaftlichen Systeme überhaupt vorüber sei, und daß an deren Stelle die Wissenschaft des sozialen Verwaltungsrechts zu treten habe. Das Versprechen, nicht allein dieses, sondern das deutsche Verwaltungsrecht in seinem ganzen Umfange zu construiren, hat der Verf. zu erfüllen sich beeilt. Schon jetzt ist der erste Band seines „Lehrbuchs des deutschen Verwaltungsrechts"*) erschienen, und bald wird das umfassende Werk vollständig in die Kataloge rechtswissenschaftlicher Arbeiten eingereiht werden können.

Ein das Gebiet der Verwaltung durchdringendes Recht war bisher weder auf den Universitäten, noch in der Literatur, noch in der Praxis der Behörden vorhanden. Die bisherigen Darstellungen des Verwaltungsrechts beschränkten sich auf den Umfang einzelner Staaten (v. Rönne, Pözl), oder sie hatten bahnbrechend die Aufgabe, die allgemeinen Prinzipien zu erörtern und in vergleichender Methode das Recht der modernen Kulturvölker anschaulich zu machen (Gneist, Stein). Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, eine universelle und in das Einzelne gehende Darstellung des positiven deutschen Verwaltungsrechts zu geben.

Der Verf. theilt das gesammte Verwaltungsrecht in das soziale, das politische und das formelle Verwaltungsrecht. Nur mit dem ersten haben wir es hier zu thun.

Das soziale Verwaltungsrecht ruht auf dem Rechtsbegriffe der Gesellschaft und wird beherrscht von dem Grundsatze der Trennung der Gesellschaft vom Staate. Die rechtliche Selbständigkeit des modernen Kulturlebens, diese große geschichtliche Thatsache, hat diese neue Wissenschaft hervorgebracht. Soziale Verwaltung heißt Verwaltung auf dem Boden der sozialen Freiheit des Kulturlebens, Verwaltung nach Rechtsgrundsätzen, Selbstverwaltung. Die sozialen Fragen der Gegenwart erscheinen sonach als Fragen des sozialen Rechts, und der Verf. verspricht sich aus dieser Erkenntniß und aus der daraus folgenden Behandlung jener Fragen viel segensreichen Erfolg im Interesse des Friedens zwischen Staat und Gesellschaft. Man muß sich nur klar machen, daß das alte Staatsrecht auf dem Boden der modernen Gesellschaft nicht aufrecht erhalten werden kann. Das Kulturleben der Gegenwart verlangt ein neues Staatsrecht, neue Aufgaben, neue Pflichten, neue Functionen der Staatsgewalt, denen das Staatsrecht der alten Zeit nicht mehr gewachsen ist. Die Rechte des Staates und diejenigen der Gesellschaft gleichmäßig zu schützen, das würde die Aufgabe des sozialen Verwaltungsrechtes sein, und in dem Maaße, als sich die Gesellschaft als selbständiges Rechtsgebiet zwischen das Einzeldasein und den Staat hineinschiebt, wird diese Aufgabe wachsen. Dies bedingt freilich auch, daß das Staatsrecht auf seine richtigen Gränzen zurückgeführt wird, und daß andererseits auch das Privatrecht einzelne Materien an das Verwaltungsrecht abgiebt. So wird das soziale Verwaltungsrecht eine heilsame Gränzberichtigung gegenüber dem Staats- und Privatrechte herbeiführen.

Nach diesen Gesichtspunkten ist die Darstellung des sozialen Verwaltungsrechtes unternommen. Das erste Buch der ersten Abtheilung, das Personenrecht, umfaßt in drei Titeln die Verhältnisse der Personen im Allgemeinen, die Verhältnisse der natürlichen Personen (9. Capitel) und die der juristischen Personen (3. Capitel). Dem zweiten Buche ist das wichtigere Sachenrecht zugewiesen. Es enthält in fünf Titeln Wesen und Inhalt des sozialen Sachenrechts, die Freiheit des Grundeigenthums (das Grundeigenthum im Allgemeinen, die Grundbesitz-Verhältnisse des älteren Rechts, die Grundentlastung, die Wirkungen der Grundentlastung), die Freiheit des beweglichen Eigenthums, des Capitals, die sozialen Verpflichtungen des Eigenthums (das Nachbarrecht, Baurecht, Wegerecht ꝛc.) und die sozialen Vermögensrechte (das Jagdrecht, Wasserrecht, Urheberrecht, Erfinderrecht ꝛc.).

Bei diesem ersten Versuche, das deutsche Verwaltungsrecht einheitlich darzustellen, macht der Verf. nicht den Anspruch, etwas Vollkommenes zu geben. Die neue Wissenschaft muß sich selbst erst noch freiere Bahn brechen. Indessen kann man doch schon übersehen, daß hier sehr sichere Fundamente gelegt sind, auf welchen vertrauensvoll fortgearbeitet werden kann. Der wissenschaftlichen Gründlichkeit, mit welcher der Verf. gearbeitet hat, wird die speziellere Kritik, wie schwierig es derselben theilweise auch werden wird, den Standpunkt des Verf. zu theilen, die Anerkennung nirgends versagen können. Die meisten Angriffe wird der Verf. von Seiten der Volkswirthe zu erwarten haben, denen der Gedanke, daß die Wissenschaft der National-Oekonomie zu einer Vorbereitungsstufe des Verwaltungsrechts degradirt werden soll, nicht sehr erbaulich erscheinen wird.

---

*) Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechts. Von H. Rösler. I. Band: Das soziale Verwaltungsrecht. I. Abth. Einleitung. Personenrecht. Sachenrecht. Erlangen, Andreas Deichert, 1872.

Elsaß-Lothringen unter der deutschen Kriegsgewalt.

Schon nach den ersten großen Erfolgen der deutschen Waffen im letzten Kriege war bei den Leitern der deutschen Politik die Annexion von Elsaß und Deutsch-Lothringen eine beschlossene Sache. Gleichwie für die übrigen besetzten französischen Gebiete wurden anfangs auch für Elsaß und Lothringen gesondert zwei deutsche General-Gouvernements mit preußischen Generalen besetzt. Am 21. August wurden nun auf Antrag des Kanzlers des Norddeutschen Bundes die Arrondissements Saarburg, Chateau-Salins, Saargemünd, Metz und Diedenhofen, d. i. Deutsch-Lothringen mit Metz, ebenfalls dem General-Gouvernement im Elsaß zugewiesen. Der Sinn dieser Verfügung wurde erst später völlig klar. Das damalige General-Gouvernement Elsaß sollte die Länder zusammenfassen, welche Deutschland zu behalten die Absicht hatte.

Diese Gebiete waren vor dem Kriege des Jahres 1870 unanfechtbare Bestandtheile des französischen Staates; eine Anzahl von Verträgen hatte die vor 200 Jahren gewaltsam erfolgte Einverleibung der ehemals deutschen Gränzprovinzen in das französische Staatswesen bestätigt, und zuletzt wurde durch die Wiener Congreßakte vom Jahre 1815 dieses Rechts- und Besitz-Verhältniß zwischen Frankreich und Deutschland anerkannt. Die deutsche Kriegsgewalt hat auch, nachdem der Krieg ausgebrochen und auch nachdem Elsaß und Lothringen von den deutschen Heeren eingenommen und besetzt worden waren, fortwährend dieses Gebiet als einen Theil von Frankreich betrachtet und behandelt, und nur den Wiedererwerb desselben für Deutschland in Aussicht genommen.

Diese Absicht durfte jedoch, nach völkerrechtlichen Grundsätzen, nicht bewirken, daß die Maßregeln, welche in Elsaß-Lothringen nach seiner Occupation getroffen wurden, sich wesentlich von denen in den übrigen occupirten französischen Gebieten unterschieden. Sie durften einen nur provisorischen Charakter haben, und die Angehörigen dieser Gebiete durften nicht als deutsche Angehörige verpflichtet werden. Und doch wurden in den später annectirten Gebieten ganz andere Einrichtungen getroffen, als in den übrigen besetzten Departements, Einrichtungen, die ihrer ganzen Natur nach darauf berechnet waren, die Rechtsverhältnisse jener Gebiete mit den in Deutschland bestehenden auszugleichen, und so die allmähliche Verschmelzung der neuen Errungenschaften mit den übrigen Theilen des deutschen Reiches anzubahnen.

War diese Unterscheidung zwischen besetztem Feindesland, das man zu behalten beabsichtigte, und dem, das man beim Friedensschluß dem Gegner wieder herausgeben wollte, völkerrechtlich zulässig?

In dem „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des deutschen Reiches" (herausgeg. von F. v. Holtzendorff, 1872, 1. Jahrg.) bejaht Bluntschli*) diese Frage. „Elsaß-Lothringen wurde besetzt mit der Absicht, diese Länder zu behalten, d. h. zwar zur Zeit noch als Theile von Frankreich, die aber im Frieden für Deutschland gewonnen werden sollten. Die übrigen Departements wurden dagegen ohne diese Absicht besetzt, d. h. lediglich zum Behuf der Kriegführung. — Die bloße Absicht einer Partei, zumal wenn die andere Partei derselben entgegentritt, vermag freilich kein neues Rechtsverhältniß zu gestalten zu Gunsten jener und zum Nachtheile dieser. Sie kann daher zunächst nur auf die thatsächlichen Verhältnisse eine Wirkung üben. Aber wenn jene Absicht mit der Macht verbunden ist, derselben eine dauernde Wirkung zu verschaffen und das thatsächliche Verhältniß für die Dauer als ein nothwendiges zur Anerkennung zu bringen, d. h. in ein Rechtsverhältniß umzugestalten, dann zeigt sich eine neue Rechtsbildung, ein werdendes Recht, welches während des Werdens ebenso geschützt werden kann, wie das ungeborene Kind im Mutterleibe mit Rücksicht auf die wahrscheinliche Geburt einer Person." Die deutschen Regierungen durften die militärische Besitznahme von Elsaß-Lothringen, dessen Wiedererwerb in Aussicht stand, nicht in dem Sinne geltend machen, als wäre dieser Wiedererwerb bereits vollzogen, wohl aber in der Form, in welcher der dauernde Erwerb dieser Länder für das Deutsche Reich vorbereitet und gefördert wurde. Und dies geschah während des Krieges durch strenge Ueberwachung der entschieden französisch gesinnten Elemente in der Bevölkerung, durch Heranziehung der deutsch gesinnten und durch Wahrung und Förderung der allgemeinen Interessen der Gebiete, damit die mehr oder weniger neutral gesinnte Bevölkerung für die Umgestaltung gewonnen werde.

Ueber den Entwickelungsgang der deutschen Verwaltungs-Einrichtungen in Elsaß-Lothringen, besonders während des Krieges, giebt in dem angeführten Jahrbuche für Gesetzgebung rc. des Deutschen Reiches Herr Stadtrichter Lehfeldt eine übersichtliche Darstellung*), welche klar ersehen läßt, daß die Civil-Verwaltung dieser Länder während des Krieges im Allgemeinen die Herstellung dauernder Rechtszustände beabsichtigte, ohne jedoch den einzelnen Einrichtungen formell einen anderen, als einen provisorischen Charakter zu verleihen.

Wie schon oben hervorgehoben, wurde durch Erlaß des Reichs-Oberhaupts vom 21. August 1870 das General-Gouvernement Elsaß aus den französischen Departements Oberrhein und Niederrhein und den lothringenschen Arrondissements Saarburg, Chateau-Salins Saargemünd, Metz und Diedenhofen gebildet, also aus den Gebietstheilen, die seit dem Friedensschluß die Reichsländer Elsaß und Lothringen bilden. Die höchste Behörde bildete der General-Gouverneur, auf welchen alle Hoheitsrechte des besiegten Frankreichs übergingen. Ihm zur Seite stand, gleichsam als Ministerium, das Civil-Commissariat zu Straßburg, dem die drei Departements Ober-Elsaß, Nieder-Elsaß und Deutsch-Lothringen, Letzteres gebildet aus den erwähnten fünf Arrondissements, untergeordnet waren. An die Spitze eines jeden dieser Departements wurde ein deutscher Präfect gestellt. Der Sitz der Präfecturen war anfangs in Hagenau, Colmar und Saargemünd und nach der Capitulation von Straßburg und Metz in Straßburg, Colmar und Metz.

Bald darauf erfolgte in rascher Aufeinanderfolge die Ernennung von Unterpräfecten (jetzt Kreis-Directoren) für die einzelnen Arrondissements. Ebenso wurden in Straßburg, Mühlhausen und Metz Polizei-Directionen gegründet und in den einzelnen Cantonen (Unterabtheilungen der Arrondissements) Polizeicommissare eingesetzt. — Die Publicationen der Verordnungen und Verfügungen des General-Gouverneurs und des Civilcommissariats erfolgten vor der Capitulation Straßburgs in den in Hagenau erschienenen „Amtlichen Nachrichten" und vom 19. October 1870 ab in der neu gegründeten „Straßburger Zeitung".

Der französische Verwaltungs-Organismus wurde, wie man sieht, von der Kriegsgewalt beibehalten, nur standen deutsche

*) „Völkerrechtliche Betrachtungen über den deutsch-französischen Krieg."

*) „Die Verwaltungs-Einrichtungen von Elsaß und Lothringen." (Auch in Separat-Abdruck. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1872.)

Beamte an der Spitze, und die Oberleitung ging nicht von der Landeshauptstadt, von Paris, sondern von dem elsässischen General-Gouvernement aus.

Die bürgerliche Rechtspflege gerieth während der Occupation in den französischen Gebietstheilen ganz in Stocken. Mit Ausnahme weniger Friedensrichter hatten sämmtliche Gerichte des Landes ihre Thätigkeit eingestellt und wollten dieselbe unter der deutschen Gewalt nicht wieder aufnehmen. Als Grund wurde fast überall die Formel, unter welcher der Rechtsspruch zu geschehen habe, angesehen. Durch die innere Verwirrung des französischen Staatswesens war dieselbe eine schwankende geworden („im Namen des Kaisers" — „im Namen der Republik" — „im Namen der Regierung der Landesvertheidigung"), und die französischen Richter gingen von der Ansicht aus, daß die Formel, die wir als etwas Unwesentliches zu betrachten gewöhnt sind, ein Essentiale sei, ohne welches dem Erkenntniß die Vollstreckbarkeit fehle — eine Nothwendigkeit, die auch durch die neutralen Worte: „im Namen des Gesetzes" nicht ersetzt werden könnte. Das so entstandene Justitium konnte die Regierung in einer Zeit, in der doch nothgedrungen Handel, Verkehr und Credit stillstanden, nicht mit besonderen Sorgen erfüllen.*) — Ganz anders stand es mit der Strafjustiz; diese durfte nicht ruhen. Am 12. September 1870 setzte der General-Gouverneur zu diesem Zwecke Kriegsgerichte zu Straßburg und Metz, bestehend aus zwei juristischen Mitgliedern und drei Mitgliedern aus dem Offizierstande, ein, die noch vor Neujahr 1871 ihre Thätigkeit begannen. Die Mitglieder dieser Gerichte waren Deutsche, das Verfahren war mündlich, öffentlich, in deutscher Sprache; die Vertheidigung war zugelassen. Die Erkenntnisse, nach Stimmenmehrheit gefällt und inappellabel, waren ganz besonders mild; der Spruch auf Todesstrafe wurde von den Kriegsgerichten während ihrer ganzen Wirksamkeit, so viel bekannt worden, nicht gefällt. — Die Aburtheilung der Uebertretungen wurde den Polizei-Commissarien übertragen. Der Beschuldigte hatte eine 10tägige Frist zum Gegenbeweis der ihm zur Last gelegten Uebertretung.

Die indirecten Steuern wurden, gleichwie früher unter der französischen Regierung, vom 1. November 1870 ab durch den in Straßburg installirten Director der indirecten Steuern eingezogen. Nur die Aufhebung des Tabaksmonopols erfolgte faktisch sofort nach der Occupation, wogegen eine Einfuhrsteuer für Bier eingeführt wurde. Für die directen Steuern bestellte der Civil-Commissar für jedes Departement einen Steuerdirector, welchem die ganze administrative Geldverwaltung, wie sie bisher im Elsaß bestanden, übertragen wurde.

Der Post- und Telegraphen-Verkehr in Elsaß-Lothringen nahm seit der Occupation einen ganz außerordentlichen Aufschwung. Fast überall, vorzugsweise aber in Metz und Straßburg, hatten die Postämter wenige dunkle Stuben und siedelten alsbald in größere, würdigere Räume über, da die französischen Lokalitäten nicht ausreichten. Neue Postämter geringerer Classen wurden geschaffen und die Paquetbeförderung eingeführt. In Metz und Straßburg befinden sich Ober-Postdirectionen, welche bis zur Einnahme dieser Städte provisorisch in Nanzig und Hagenau eingerichtet waren. Schon Anfang September 1870 wurden von der deutschen Verwaltung Briefmarken ausgegeben, und durch Verordnung vom 28. October 1870 das einfache Porto (15 Ct.) auf 10, das höhere auf 25 Cent. festgesetzt. Unter dem 23. December 1870 wurden die Correspondenz-Karten eingeführt. Erst nach der Vereinigung dieser Gebiete mit dem deutschen Reich gelangte für dieselben das Groschen-Porto des Reiches zur Anwendung. — Die Direction der Telegraphen erhielt ihren Sitz in Straßburg. — Die Eisenbahnen von Lothringen wurden der königl. Direction zu Saarbrücken, die von Elsaß einer eigenen Betriebscommission in Straßburg unterstellt.

Unter den ersten Arbeiten der deutschen Administrativ-Behörden in Elsaß-Lothringen standen die Desinfection des durch den Krieg unrein gewordenen Landes und die Kriegsentschädigung obenan. Die Schlachtfelder von Weißenburg, Wörth, Spichern und Metz wurden vom beginnenden Frühling bis in den August 1871 hinein mit hoher Sorgfalt desinficirt. Der Erfolg war auch ein der Mühe entsprechender. Der Gesundheitszustand von Metz im Sommer 1871 war ein vollkommen normaler, „und das wundervolle Klima von Lothringen sorgte für einen so außerordentlichen Pflanzenwuchs, daß die grüne Decke, welche der Sommer ausbreitete, über die Berechnung der Beamten und Aerzte hinaus die Stoffe verhüllte und neutralisirte, die so gefahrdrohend den Boden des Landes bedeckten." — Die Kriegsentschädigungen der deutschen Regierungen an die Bevölkerung in Elsaß und Lothringen wurden 1) für das durch die Rinderpest gefallene oder auf Befehl der Obrigkeit getödtete Vieh, 2) für Bons und Requisitionen, Naturallieferungen u. dgl., 3) für die durch Brand, Zerstörung, Plünderung u. dgl. entstandenen Schäden — geleistet. Die spätere Reichsgesetzgebung hat durch ein Gesetz vom 14. Juni 1871 diese Verhältnisse geregelt, aber schon vorher zahlte die zunächst eingesetzte Verwaltung Abschlagssummen, um dem leidenden Lande zu Hülfe zu kommen. So gewährleistete bald nach der Einnahme Straßburgs das Entschädigungs-Reglement den Wiederaufbau auf Staatskosten, und Anfang December wurde ein ähnliches Reglement für die Umgegend von Metz erlassen, welches dann je mit dem Falle der einzelnen Festungen auch auf diese ausgedehnt wurde. — In Beziehung auf die erwähnte Rinderpest, welche in solcher Stärke, wie in Lothringen und Elsaß während des Krieges, wohl in wenigen Theilen Europas gewüthet, erließ der General-Gouverneur am 3. October 1870 eine ausführliche Verordnung, welche principiell mit dem bezüglichen deutschen Reichsgesetz übereinstimmte.

Diese Darstellung hob aus der oben hervorgehobenen Abhandlung Lehfeldt's die Momente hervor, welche von der deutschen Kriegsgewalt bei ihrer Verwaltung der später dem Reiche einverleibten Länder berücksichtigt wurden. Im engen Anschlusse an das Verwaltungssystem der französischen Regierung wurde die Verwaltung gehandhabt, und nur da wurden Veränderungen zugelassen, wobei es galt, zur Erleichterung der rechtlichen und socialen Verhältnisse der Bevölkerung beizutragen und wobei im Wesentlichen der bisherige französische Rechtszustand nicht alterirt wurde. Gleich von vornherein wollte man den Bewohnern derjenigen Landestheile, welche man dauernd an sich knüpfen wollte, zeigen, daß man sie nicht wie Feinde, sondern wie die eigenen Landeskinder zu behandeln beabsichtige.

Erst nachdem Frankreich durch den Versailler Friedenspräliminar-Vertrag Elsaß und Deutsch-Lothringen an Deutschland formell abgetreten hatte, erlaubte sich die deutsche Regierung wesentlichere Reformen in der inneren Verwaltung anzubahnen. So wurde der Schulzwang erst am 18. April 1871 eingeführt, ebenso wurden fast gleichzeitig die Seminarien nach deutschem Muster hergestellt.

Leopold Auerbach.

*) Vgl. Lehfeldt a. a. O., S. 570 des Jahrbuches von Holtzendorff.

Aus den Tagen der Schmach.

Geschichtsbilder aus der Melacs-Zeit, von Hermann Kurz.

In der Literatur fast aller Kulturvölker Europa's spielen Erzählungen aus der nationalen Vergangenheit eine nicht unerhebliche Rolle. Ihre Lectüre wirkt gleich dem Impulse, dem sie ihren Ursprung verdanken, wiederum national, patriotisch anregend auf Jung und Alt. In Deutschland ist dieser Zweig der Volksliteratur bis vor etwa zehn Jahren so gut wie gar nicht gepflegt worden. Erst Gustav Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit haben epochemachend auf diesem Gebiete gewirkt. Und woher schreibt sich wohl dieser Mangel? Die Antwort liegt auf der Hand. Es gab bis auf unsere Zeit deutsche Stämme und diese hatten ihre Stammessagen und Stammesgeschichten, es gab ein heiliges römisches Reich deutscher Nation, doch gab es kein deutsches Volk, für das allein derartige Erzählungen von Interesse gewesen wären. Erfreulich ist es daher, daß seit Kurzem, gleichzeitig und im innern Zusammenhange mit dem wiedererwachenden, nationalen Einheitsbestrebungen, deutsche Sagen, deutsche Märchen, Erzählungen aus dem öffentlichen und privaten Leben vergangener Zeit in reicher Fülle ans Tageslicht treten, daß sie ihr Publikum finden, ja daß diesem Publikum, das sich sehnt, die französische Romanliteratur-Misère mit gesunder, nationaler Kost zu vertauschen, noch nicht einmal Genüge gethan ist mit dem, was auf diesem Gebiete neu erstanden ist. — Als einen erfreulichen Beitrag dazu begrüßen wir daher das im vorigen Jahre im Krönerschen Verlage zu Stuttgart erschienene Buch von Hermann Kurz, das unter dem Namen Geschichtsbilder aus der Melacs-Zeit, den Deutschen ins Gedächtniß zurückrufen will, wie es „im Reich" in den Tagen der Schmach ausgesehen, um im Vergleich hiermit das heut Errungene richtig würdigen zu lernen, um klar zu legen, wie es habe kommen können, daß bei so großer, innerer Tüchtigkeit das „deutsche Reich" dem Auslande gegenüber das Bild trostloser Vergangenheit und Ohnmacht habe gewähren können.

Um so erfreulicher berührt uns Norddeutsche diese Schrift, als sie von einem Süddeutschen auf dem zäh-partikularistischen Boden Schwabens verfaßt ist, als sie nicht der Ausdruck einer plötzlichen Umkehr infolge der Thaten des Jahres 1870 ist, sondern schon vor etwa 13 Jahren bruchstückweise in Journalen erschien, um an ihrem kleinen Theile für Wiederbelebung des nationalen Gedankens, des Nationalgefühls nach Kräften mitzuwirken. Und wenn jetzt der Verfasser, seine Artikel zusammenfassend, sie zu einem deutschen Buche für deutsche Leser verarbeitet, so kann er mit freudiger Genugthuung das Jetzt dem Damals gegenüberstellen mit dem Ausrufe: Das Reich — nicht hohen oder hohlen Klanges von ehedem, sondern zum ersten Mal in der Geschichte ein deutsches Reich — ist gegründet, und, ob nun wärmer oder kälter fühlend, im Reiche sind wir Alle. Nachdem aber dieser Krieg durch seinen Beginn und Verlauf den Blindesten gezeigt hat, neben welchem Abgrunde wir all die Jahre her wandelten; nachdem sodann auffallende Beweise nachbarlicher Unfreundlichkeit, daß die Zeit des geträumten Völkerbundes noch fern ist und daß es zuvörderst gilt, vor der Eigensucht und Scheelsucht Anderer die eigene Sache in festem Zusammenschlusse zu wahren, muß dies Gebot denn auch für jeden Deutschen fortan das oberste sein, und jede Frage, über welcher die Ansichten auseinandergehen, Parteien sich bilden können, muß in die zweite Reihe rücken. Der Nationalgeist hat, unvermeidlich zwar auf einen Anstoß des Auslandes, alsdann aber ganz aus eigener Macht und unter Kämpfen und Thaten, die kein Vorbild haben, sich seinen Körper geschaffen; was noch fehlt und was drückt, muß innerhalb der gewonnenen Form Abhülfe finden können. Zu Grunde gelegt ist der Schrift neben einer Reihe anderer theils gedruckter, theils handschriftlicher schwäbischer Aufzeichnungen, besonders der im Stadtarchive von Eßlingen als Manuscript befindliche Bericht des damaligen Stadtschreibers dieser Reichsstadt, des durch seine De pace publica berühmten Datt, über das Jahr 1688 u. ff. und Kurz' Erzählung hat es verstanden, die Stimmung seiner Gewährsmänner in glücklicher Form, theilweis auch dialektisch zu reproduciren. Neben dem Gefühl der Wahrheit und Natürlichkeit des Erzählten, erhalten wir indeß auch bisweilen Erzählungen, die an gutem, gesunden Volkshumor ihres Gleichen suchen. Wir verweisen nur auf die Kapitel 17 und 19, die Weiber von Zorndorf und das Weibervolk von Göppingen, mit die anziehendsten des ganzen Buches.

J.

Italien.

Italiens Gedanken über die Monarchie in Deutschland und die Republik in Frankreich.

Die Rivista Europea enthält in ihren beiden Heften von April und Mai d. J. eine vortrefflich geschriebene Abhandlung von Gaetano Negri in Mailand „über den Verfall und die Wiedererhebung Frankreichs", worin dieses große kulturgeschichtliche Thema mit einem beständigen Hinblicke auf Deutschland und Italien besprochen wird. Der Verfasser preist sein Vaterland glücklich, daß sein guter Genius es davor bewahrt habe, vollständig in die politische Abhängigkeit von Frankreich zu gerathen, die ihm in den letzten Jahrzehnden von Regierungen und Staatsmännern bereitet gewesen wäre, die aber sicher Italien in das Verderben seines romanischen Nachbarlandes hinein gezogen haben würde. Herr Negri weist die Hauptursachen dieses Verderbens in zwei Momenten nach: erstens in dem durch die katholische Kirche und den Klerus herbeigeführten Mangel jeder aufrichtigen und ehrlichen, religiösen Gesinnung im französischen Volke, und zweitens in dem Umsturze der alten Monarchie, der seit 1792 in Frankreich ein Tohuwabohu von politischen Ansichten und Parteiungen im Gefolge gehabt, die das Land bis an den Rand des Abgrundes gebracht hätten. Nur wenn Frankreich diesen beiden Grundübeln abzuhelfen das Verständniß und die Kraft habe, sei eine Wiedererhebung des Landes zu seiner alten Größe zu hoffen. Wir wollen nun Herrn Negri, den wir, nach allen Anzeichen in der öffentlichen Presse und im parlamentarischen Leben Italiens, als einen Vertreter der heutigen intelligenten Stimmung seines Vaterlandes betrachten dürfen, selbst reden lassen, indem wir einige Auszüge aus seiner lichtvollen Auffassung der Verhältnisse hier mittheilen:

„Wenn wir, sagt er, uns einen Begriff von der Art und Weise machen wollen, auf welche Frankreich sich von seinem furchtbaren Sturze zu erheben vermöchte, so müssen wir unseren Blick zunächst auf seinen glücklichen Rivalen richten und zu ermitteln suchen, welches das Geheimniß der Ueberlegenheit des Letzteren sei. Wie sehr auch unser Urtheil durch persönliche Sympathieen oder Antipathieen beeinflußt sein möge, werden wir doch Alle zugeben müssen, daß Deutschland allerdings we-

niger glänzend und anziehend in seiner Erscheinung, als Frankreich, aber gerade alle diejenigen Gaben besitzt, die dem Letzteren fehlen.

„Wie wir vorher bereits ausgeführt, ist die eigentliche Wurzel von Deutschlands glücklicheren Zuständen darin zu suchen, daß der größte und einflußreichste Theil desselben zur Reformation sich bekannt hat und daß auch der katholisch gebliebene Theil sich der reformatorischen Geistesströmung nicht entziehen konnte, wodurch, trotz seines öffentlichen Cultus, doch die intellectuelle Atmosphäre dieses katholischen Theiles sich wesentlich modificirte. Das ganze Leben der Gesellschaft hat sich demnach in Deutschland nach einem Systeme sittlich ernster und weislich freisinniger Ideen gestalten können.

„Hieraus ergeben sich zwei ungemein segensreiche Thatsachen, wie wir sie auch in der Kulturgeschichte Englands wahrnehmen. Die erste derselben ist, daß der Gedanke sich ohne Hinderniß, regelmäßig und nicht in Sprüngen und mit Ueberraschungen wie in Frankreich, entwickeln konnte. Hierdurch fand zweitens der Geist der Nation die Zeit, sich zu sammeln und das Correctiv für die Ueberspanntheiten der Idee in einem religiösen Ideale zu finden, das mit dem Verstandes-Ideale nicht in Conflict geräth. Auf diese Weise konnte die Umwandlung des Mittelalters in das moderne Geistesleben nach und nach, von Stufe zu Stufe stattfinden, ohne daß die Grundlagen der Gesellschaft erschüttert wurden. Auf diese Weise war es auch möglich, die Monarchie, welche ein lebendiger und unschätzbarer Ausdruck jenes abstracten Wesens, Nation genannt, ist, intact zu erhalten.

„Ja, die Monarchie ist das Centrum, um welches sich die Atome der Nationalität, die sich sonst flüchtig im Raume verlieren würden, gruppiren und fixiren. Damit dies aber geschehe, ist es unumgänglich nothwendig, daß die Monarchie auf historischer Tradition, oder auf irgend ein großes, ruhmvolles Ereigniß gegründet, daß ihr Bestehen mit dem der Nation identificirt sei. Es würde sonst keine Gegenseitigkeit der Neigung zwischen der Monarchie und dem Volke stattfinden; jene wäre sonst ein bloßes leeres Symbol, dessen Apparat der Ehrerbietung und des Pompes der Majestät, mit welchem sie sich umgiebt, nur das Lächeln der Eingeweihten und Ungläubigen erregen würde. Dagegen ist die Existenz einer wahrhaft nationalen und populären Monarchie ein unschätzbares Gut für ein Volk, welches, soweit es ein Vaterland in der Idee zu lieben vermag, dasselbe mit um so tieferem Gefühle umfaßt und liebt, als es gelernt hat, das Symbol desselben in der Person seines Monarchen zu ehren.

„Es war demnach für Frankreich ein sehr großes Mißgeschick, daß dort die eigene, nationale Dynastie geopfert wurde. Wer dagegen empfindet nicht bei dieser Erwägung sofort, welche Kraft Preußen durch das unauflösliche Band erlangt hat, das es mit den Hohenzollern verbindet? Die Monarchie, wohlverstanden, wenn sie wahrhaft national, wenn sie sich den Phasen der freien Entwickelung des menschlichen Geistes anzuschließen versteht und nicht in den Formen der Vergangenheit erstarrt, ist das maßgebende Glied in der Kette der europäischen Gesellschaft. Im Kampfe zwischen einer Nation, die ehrlich und freisinnig als Monarchie constituirt ist, und einer andern, welche republikanische Normen hat, ist die Wahrscheinlichkeit des Sieges auf Seiten der ersteren; denn jede Macht muß, um durchgreifend zu wirken, einheitlich organisirt sein, und die Monarchie besitzt in ihrem Principe selbst eine Macht der Organisation, die dem Princip der Republik gänzlich abgeht.

„Man stelle uns nicht das Beispiel des republikanischen Rom, des antiken Griechenland oder des mittelalterlichen Italien entgegen. Rom wurde sehr bald von allen, die Republiken heimsuchenden Uebeln, von Zwietracht, Parteienwuth und Bürgerkriegen zerfleischt. Aber es war auch durch seine Civilisation der ganzen übrigen zeitgenössischen Welt als Macht so überlegen, daß der Kampf mit seinen Feinden, bei so ungleichen Waffen, nicht zweifelhaft sein konnte. Nur Einen würdigen Nebenbuhler hatte es, und dies war Karthago, aber Letzteres war mehr noch, als von Rom, von Factionen bekriegt. Wenn Hannibal nicht der Feldherr, sondern der König von Karthago gewesen wäre, würde Rom's Triumph beim Ausgange des Riesenkampfes sehr zweifelhaft gewesen sein. In Griechenland und in Italien hatte jedes nationale Atom eine Existenz für sich. Der Bürger Athens, vom Porticus des Parthenon, und der Bürger von Florenz, vom Thurme des Palazzo Vecchio, konnte sich der materiellen Ueberschau seines gesammten Vaterlandes erfreuen; er sah es, empfand es und umschlang es zugleich, möchte ich sagen, ohne eines Symboles zu bedürfen, das in seinen Augen das Vaterland repräsentirte, und die Schwierigkeit der Organisation war durch die geringe Ausdehnung der Macht, um deren Disciplinirung es sich handelte, sehr vermindert. Aber wer möchte heutzutage noch so thöricht sein, irgend eine der großen Nationen Europa's in jene Natiönchen zerbröckelt zu sehen, die nothwendig mit einander in Hader und Krieg gerathen?

„Gleichwohl kann man uns das Beispiel der Vereinigten Staaten von Amerika entgegenhalten. Dort befinden wir uns aber in einer von der unserigen völlig verschiedenen Atmosphäre. Es ist da eine auf einem jungfräulichen Boden emporgewachsene junge Gesellschaft, die sich ohne nationale Feinde zu ihren Seiten auferbaut hat, und zwar in einer Epoche so vorgeschrittener Civilisation, so mitten unter vorherrschenden Ideen des Nationalismus, daß sich unmöglich dort jene Traditionen bilden konnten, welche der Monarchie als Grundlagen dienen. Dort hat der Mensch weit mehr, als mit seinem Nachbarn, mit der Natur zu kämpfen; das Feld ist unermeßlich und bietet Raum genug für Alle. Die individuelle Thätigkeit, nach welcher Seite hin sie sich auch ausdehnen mag, kann ohne Schwierigkeit und ohne Beeinträchtigung Anderer nützlich arbeiten. Deshalb ist das Bedürfniß der Disciplin und Organisation dort geringer und das Spiel der einzelnen Kräfte viel freier. Wir dürfen übrigens nicht vergessen, daß Amerika, was die höchste Kultur und Intelligenz betrifft, wie sie den Schmuck Europa's bilden, bisher noch keinerlei Widerlegung der Ansicht von der Gefahr geliefert, die mit einer Verzettelung der individuellen Kräfte verbunden ist. Ebenso dürfen wir daran erinnern, daß Amerika, was die organisatorische Kraft, die durchschlagende Energie betrifft, bisher nur Gelegenheit gehabt hat, mit sich selbst in vergleichenden Gegensatz zu gerathen; ja, man darf es nach dem, was wir bei dieser Gelegenheit erlebten, sehr stark bezweifeln, daß es in einem Kampfe mit Europa den Sieg auf seiner Seite haben würde."

. . . .

„Den einleuchtendsten Beweis aber von der organisatorischen Wirkungskraft der Monarchie, wenn sie sich auf gesunde, starke Elemente stützt, bildet Italien selbst. Erwägen wir, daß es noch nicht zwölf Jahre her ist, daß ein Königreich Italien sich constituirt hat, und zwar aus ungleichen Bruchstücken, verschieden durch Civilisation, Tradition und Geschichte, und blicken wir nun auf das Maaß von Festigkeit, welche die Nation bereits zusammenhält, sowie auf die relative Leichtigkeit, mit welcher sich seine Staatsräder bewegen, so muß Jedermann, der nicht durch

Vorurtheile verblendet ist, in hohem Grad erstaunen, umsomehr, als dieser Zeitraum nicht vollständig ein friedlicher und gedeihlicher für die Nation war, und sie die Krisis und die unglückseligen Enttäuschungen von 1866 durchzumachen hatte. Ein republikanisches Italien wäre unmöglich gewesen, oder, wenn es auch einen momentanen Erfolg gehabt hätte, würde es sehr bald in Stücke zerbröckelt worden sein. Es war ein großes Glück für Italien, daß es eine Dynastie besaß, die, in einem der gesündesten und stärksten Theile des Landes ihre festen Wurzeln habend, entschlossen war, an das Werk der Einigung der Nation zu gehen, und dies mit solcher Aufrichtigkeit der Absichten, mit solcher methodischen Energie und in so nationaler Weise that, daß binnen kurzer Zeit Volk und Dynastie ein unauflösliches Ganze bildeten. Hier und da giebt es wohl noch kurzsichtige Gelehrte, phantastische Mazzinisten, von denen die Einen ein mittelalterliches Italien und die Anderen ein Italien voll geheimer Gesellschaften hergestellt sehen möchten, aber welcher Italiäner von gesundem Menschenverstand, welcher Mann des Volkes, welcher Gebirgsbewohner, von den Alpen bis nach Calabrien, vermag wohl jetzt das Bild seines Vaterlandes von dem seines Königs zu trennen? Hier, ja hier ist unsere ganze Kraft. Wäre dies nicht schon vor sechs Jahren der Fall gewesen, so hätten wir nach den Unfällen von Custozza und Lissa, wie es das unglückliche Frankreich gethan, die Monarchie zerstört und uns mit derselben in Einem Sarge begraben ....“

„Aus dem, was wir gesagt, ist unsere Meinung ersichtlich, daß Frankreich nicht eher Ruhe finden und den Standpunkt zu seiner Wiedererhebung gewinnen kann, als bis es zur Monarchie zurückgekehrt ist, zu jener Monarchie, die ihre Wurzeln in den ältesten Traditionen des Landes hat und welcher sich, wenn nicht die ganze Nation, doch mindestens der gesündeste und erlesenste Theil derselben, anschließen würde. Seine Kräfte würden viel leichter und rascher reorganisirt werden, und das von Stürmen hart mitgenommene Staatsschiff, würde in einem ruhigen Hafen Anker fassen können, statt daß sich, wie es jetzt den Anschein hat, seine Lage täglich mehr complicire und in einer diesem Lande besonders eigenthümlichen Weise unentwirrbar gestalte. Die monarchische Form ist diejenige, die, wie wir bereits gesagt, im europäischen Staaten-Systeme die meiste Bürgschaft der Festigkeit darbietet, aber unter Einer Bedingung: daß sie sich den Fortschritten des Jahrhunderts anzuschließen und gleichen Schritt mit den Geistesgestaltungen der Civilisation zu halten weiß. Gerade darauf beruht das frische, nationale Gedeihen Deutschlands und Englands, daß ihre Verfassungen die Mitte halten zwischen Stabilität und überlieferter Ordnung einerseits und freier Entwickelung der geistigen Kräfte andererseits. Eine unbewegliche Monarchie ist einer Nation ebenso verderblich, wie jede sich überstürzende Republik.

„In Frankreich hat es sich leider so gefügt, daß die Männer, welche die Monarchie vertreten sollen, und die Partei, von der sie unterstützt wird, größtentheils in Widerspruch mit den Ideen des Jahrhunderts sind und gern den Geist der Vergangenheit wiederherstellen möchten. Wäre dieser Zustand der Dinge unverbesserlich, dann würde Frankreich zu vollständigem Verfalle verurtheilt sein, von welchem es sich nur nach Jahrhunderten wieder erheben könnte, um nach vielen traurigen Geschicken endlich zu einer neuen Wiedergeburt, wie diejenige zu gelangen, die jetzt unserem Italien zu Theil wird. Sein Heil wird es nicht darin finden können, daß es zum drittenmale, in offenem Widerspruche mit den Grundsätzen des Fortschrittes, eine veraltete Ideen-Ordnung restaurirt. Um stark zu sein, muß Frankreich vor allen Dingen ernsthaft und stark zu wissen und zu glauben verstehen, und hierzu gelangt man nicht ohne die vollständigste Freiheit des Gedankens und der Gewissen, denn nur mit dem tiefsten, unerschütterlichen Gefühle der Wahrheit der Grundsätze, die er vertheidigt, erlangt der Mensch die unbezwingbare Tapferkeit des Geistes und des Armes.

„Der römische Katholicismus mit dem ganzen Complex von Ideen, die sein Ausfluß sind, ist ein hinfällig gewordenes, trügliches Symbol, weil er stationär geblieben, während die Menschheit vorgeschritten, und in ihm für ein heruntergekommenes Vol ein Ferment der Regeneration finden wollen, ist geradeso, als wollten wir aus einem erschöpften Brunnen frisches Wasser heraufholen. Gleichwie es für diejenigen Nationen, deren Leben ein stolzbewußtes, sicheres bleiben soll, eine Nothwendigkeit ist, sich zu einer Religion zu bekennen, welche sie in ihren sittlichen Bestrebungen fördert und veredelt, so ist es offenbar, und zwar nicht bloß für Frankreich, sondern für alle katholischen Länder, unerläßlich, daß sie die neue Reform ihrer Kirche, die sich jetzt nähert, günstig aufnehmen und fördern. Wir Italiäner, die wir jetzt eifrig beschäftigt sind, unsere politische und bürgerliche Verfassung neu zu gestalten, empfinden für den Augenblick noch nicht die Gefahr des Mangels einer sittlichen Basis; aber wenn die Nation erst wieder jene Stufe des Gedeihens und der Macht erlangt haben wird, welcher sie sich mit großen Schritten nähert, wenn der Unterricht und mit ihm das Bewußtsein der Kraft mehr im Volke verbreitet sein wird und sich die niederen Classen in großen Verbindungen zu besserer Erreichung ihrer materiellen Zwecke gruppirt haben, dann dürften sie auch, wenn sie nicht die wohlthätigen Zügel eines von aufrichtiger Ueberzeugung getragenen Glaubens empfinden, in jene unglückseligen Ausschreitungen verfallen, die das traurige Geschick Frankreichs herbeigeführt haben, und dasjenige, was wir jetzt unsere Wiedergeburt nennen, würde dann nur als ein fieberhaftes, augenblickliches Aufflackern des im Erlöschen befindlichen Volksgeistes erscheinen.

„In den katholischen Ländern müssen alle diejenigen, die, obwohl von religiösem Gefühl durchdrungen, doch auch die Ideen und Fortschritte des Jahrhunderts mit Freude begrüßen, eine Reform der Kirche dringend wünschen. Wie die Sache jetzt liegt, kommen sie bei jedem Schritte mit sich selbst in Conflict. Wir nennen z. B. die Erziehung der Kinder; hier sind ihnen jetzt nur zwei Wege möglich, von denen der eine mißlicher ist, als der andere: sie müssen ihre Kinder entweder in vollem Unglauben erziehen und damit jeden Keim des Ideals in den kindlichen Gemüthern ersticken, oder sie müssen mit ihnen einen Glauben fingiren, den sie selbst nicht haben, und vor ihnen eine chinesische Mauer von Irrthümern aufbauen, welche die Herangewachsenen später selbst niederzureißen sich gedrungen fühlen, und wobei sie ihre Erzieher des Truges und der Heuchelei anklagen. Es könnte uns Jemand hierauf erwiedern: So erziehet doch Euere Kinder in dem von allen bloß äußerlichen Formen befreiten Ideale, das Ihr im Herzen traget. Das ist aber unmöglich! Das Kind bedarf, wie der Mann des Volkes, eines Symboles, welches das materielle Gewand der Idee ist, auf dem sein Glaube ruht: die reine Vernunft-Anschauung hat keine Herrschaft über sein Gemüth.... Darum ist es unumgänglich, daß wir bei unserer religiösen Reform zum Evangelium zurückkehren, welches uns ein Ideal lehrt, das zugleich einen positiven Halt darbietet und welches zu den sehr seltenen Erscheinungen dieser Welt gehört, die vielleicht ewig leben und niemals übertroffen werden.

Holland.

Die Ultramontanen gegen die Feier der niederländischen Freiheit.

Das Jubiläum von Hollands Freiheit ist mit mehr allgemeiner Theilnahme gefeiert worden, als man dort selbst erwartet hatte. Von Seiten der Conservativen schien ein Schisma in die Feier des „revolutionären" Factums gebracht zu sein — aber mehr noch von Seiten der Ultramontanen, welche darin ein Siegesfest des Protestantismus erblickten. Die Wortführer der Letzteren, z. B. Nuyens, beeilten sich, bei der ersten Manifestation der nationalen Theilnahme zu erklären, daß sie keinen Theil nehmen könnten an dem Gedenktage der Zeit, wo den Katholiken so großes Unrecht geschah. Während Keiner an eine Manifestation gegen die Katholiken dachte, gaben diese sich doch den Schein, als ob sie zu einer unterdrückten, leidenden Partei gehörten. Dieser Spaltung unter seinen Landsleuten versuchte Schimmel entgegen zu wirken in einem kräftigen und schönen Gedicht: „Aan mijn vaderland"*). Auf die Beschwerden der Katholiken, welchen vor den Bilderstürmern graufte, welche die Reformation und den Krieg gegen Spanien einen Aufstand gegen das göttliche Recht, die Geusen nur Verbrecher und Piraten, Wilhelm von Oranien einen Heuchler, einen Eidbrüchigen nennen — auf ihre Anklage läßt der Dichter einen Wassergeusen antworten:

Wat waagt ge ons aan te klagen
Van beeldenstorm en moord!
Wat hebben wij verdragen
Ten Zuiden en ten Noord!
Uit huis en hof gebannen,
Gehitst van West naar Oost...
En wij, we waren mannen
En hadden gade en kroost1).

Niet een die niet zijn magen2)
In beulshand3) achterliet...
We hebben lang verdragen
Doch konden 't langer niet.
Wat baatten4) onze klachten?
Wij vroegen steeds ten hoof5)
Slechts vrijheid van gedachten,
En vrijheid van geloof.

1) Weib und Kind. 2) Verwandte. 3) Henkershand. 4) nützten. 5) vom Richter.

Es ist wahr, jenes Auftreten, jede Handlung der Geusen war nicht sanft — aber was hatten diese Leute auch nicht durchgemacht, was war aus diesen blühenden Provinzen, aus diesen arbeitsamen Bürgern geworden? — De Vries hat in seiner Rede**) bei der Feier in Brielle am 1. April d. J. darauf hingewiesen, wie schwer das Joch der Knechtschaft drückte auf das ganze Land, kurz zuvor so glücklich, wo bereits seit Jahrhunderten die Freiheit zuhause war, wo früher als irgendwo freie Städte und Bezirke entstanden, wo die Fürsten in ihrem Streit gegen einen eifersüchtigen Adel die Hülfe der Bürger anriefen und die Städte mit Rechten und Freiheiten ausstatteten. — Vor dreihundert Jahren waren diese Städte, wo Handel und Gewerbe geblüht, wo Reichthum und Genuß geherrscht hatten, still, öde, verlassen: die vertriebenen Einwohner irrten umher in fremdem Lande oder auf dem Meere. „Philipp II. wollte, wie De Vries sagt, herrschen über sklavische Unterthanen, auch über das Heiligthum ihres Innersten, ihren Geist, ihr Gemüth, ihr Gewissen. Und das Alles in einem Lande, wo der freie Gedanke und das freie Wort unbeschränkt geherrscht hatten: im Lande des van Maerlant, Geert, Grote, Erasmus." — Philipp schmähte die Strahlen der aufgehenden Sonne. Die Gefängnisse wurden gefüllt, die Folterwerkzeuge bereit gehalten, das Blutgerüst war errichtet, der Scheiterhaufe zum Anzünden fertig. Da brach die aufgeregte Volkswuth los. Der Herzog von Alba kommt darauf, das Strafgericht zu vollziehen: alle Freiheiten werden von ihm vernichtet, alle Rechte mit Füßen getreten; Blutrath und Inquisition verfolgen die friedlichen Bürger. Der zehnte Pfennig, eine drückende Steuer, wird den letzten Ueberrest der Wohlhabenheit vernichten, allen Handel mit einem Schlage zerstören. Tausende werden gemordet, Tausende zu Bettlern, Hunderttausende in Verzweiflung gebracht. Es war eine Nacht voll Elend, eine dunkle Nacht, nur matt erleuchtet durch die Gluth der rauchenden Scheiterhaufen." Man hat versucht, das Land durch eine Bittschrift zu retten, man hat das Glück der Waffen erprobt, doch Alles vergebens. Endlich nach langen und schweren Jahren nehmen die Wassergeusen die erste Stadt: die starken, kräftigen, rauhen Männer bringen die Freiheit, Freiheit der Person und Freiheit des Gewissens!

Wir gestehen, daß man in den Vereinigten Provinzen anderen Glaubensgenossen nicht sofort vollständig gab, was man selbst mit so viel Mühe erobert hatte, aber jedenfalls genoß Jedermann die Freiheit in einem Maße, das sehr groß war gegenüber der Verfolgung, der Unterdrückung, welche in anderen Ländern herrschten. Unter der Herrschaft der Freiheit, die allmählich größer und größer wurde, blühten wieder Handel, Kunst und Wissenschaft auf, schöner sogar als je zuvor; die ausgetriebenen Gelehrten anderer Länder wurden hier freundlich aufgenommen und fanden einen sicheren Aufenthaltsort. Das Alles bewirkte, daß Holland in der Mitte des 16. Jahrhunderts eine hervorragende Stellung unter den Staaten Europas einnahm, eine Machtstellung, eigentlich unverhältnißmäßig groß für die Kräfte eines so kleinen Volkes.

*) 1. April 1572 — 1. April 1872. Amsterdam, v. Kesteren.
**) Nederlands bevrijding. Brielle en Leiden, Hofstede en Sythoff.

Böhmen.

Eine confiscirte Broschüre.

„Enthüllungen über die Künste der kroatischen Regierung."

Letzteres ist der Titel einer Broschüre, welche dieser Tage in Prag, in der Buchdruckerei Skrejschowsky's erscheinen sollte, und welche in mehrfacher Beziehung die Beachtung Deutschlands verdient. Sie liefert einen neuen Beleg, daß bei unseren tschechischen Landeskindern Loyala's Spruch „der Zweck heiligt die Mittel" der rothe Faden ist, der sich durch alle ihre Unternehmungen zieht.

Nachdem es den Tschechen nicht gelungen, den letzten Landtagswahlen in Böhmen hindernd entgegen zu treten oder sich eine Majorität im böhmischen Landtage zu sichern, thaten sie Alles, um der Regierung in Ungarn Verlegenheiten zu bereiten, schickten Abgeordnete nach Agram, um die Landtagswahlen in Kroatien in regierungsfeindlicher Weise zu beeinflussen, und bestrebten sich auch in anderer Weise, der ungarisch-österreichischen Regierung

Verlegenheiten zu bereiten. Zu diesem Behufe wurde in Kroatien ein Kossuth-Cultus provocirt, an dem sich auch unsere tschechischen Brüder betheiligen wollten, und als sich die Herren daselbst überzeugt, daß sie der Kossuth-Cultus auf eine schiefe Ebene führe, die sie nur noch abwärts bringen könne, versuchte man es, alle dahin gegangenen bisherigen Bestrebungen zu dementiren. Die Regierung trat diesen Dementi's mit der entschiedenen Erklärung entgegen, daß sie Beweise dafür in Händen habe, welche sie jedoch für jetzt nicht veröffentlichen wolle. Diese Beweise der ungarischen Regierung wurden, wie dies in Böhmen leider sehr häufig schon mit geheimen Circularien, vertraulichen Amtsstücken und selbst Privatbriefen geschehen, von der oppositionellen Partei in ihren Organen, diesmal in der hier erscheinenden „Politik" abgedruckt. Daß dieses Blatt, oder richtiger gesagt, die oppositionelle Partei nicht auf rechtlichem Wege zu diesen Aktenstücken gelangt sein konnte, ist einleuchtend, allein — der Zweck heiligt die Mittel, und der Regierung blieb nichts übrig, als das betreffende Blatt zu confisciren.

Da es aber der Opposition darum zu thun war, diese Aktenstücke, wegen der daran geknüpften Erklärung ihrer Unechtheit zu publiziren, wurden sie hierauf in Form einer kleinen Broschüre herausgegeben. Der Inhalt derselben bestand erstlich aus einem Promemoria über eine Sitzung der kroatischen Oppositionsführer, in der Stroyschowsky und Bliva eine vom Grafen Clam-Martinitz und Rieger ausgegangene, in französischer Sprache abgefaßte, Aufforderung übergaben, mit den Tschechen gemeinschaftlich Kossuth zur Rückkehr in sein Vaterland zu veranlassen.

Das zweite Aktenstück, ebenfalls ein Promemoria, enthält Andeutungen über die Unterstützung der südslavischen Revolution durch die Nationalpartei in Kroatien, welche wohl keine bewaffnete Hülfe leisten könne, doch die Haltung der auswärtigen österreichisch-ungarischen Politik beeinflussen werde, damit die Monarchie genöthigt sei, neutral zu bleiben. Endlich würde sie aber der Revolution die möglichste materielle Unterstützung zukommen lassen, und zu diesem Zwecke eine Sammlung milder Gaben, eine Sammlung von Geld und Kriegsmaterial, so wie die Werbung intelligenter Jünglinge u. s. w. veranstalten. In demselben Aktenstücke waren auch Andeutungen über das Verhalten der russischen Regierung gegenüber der kroatischen Agitation.

Das dritte Aktenstück, welches in der confiscirten Broschüre aufgenommen war, ebenfalls die Aufschrift „Promemoria" trug, enthielt die Verhandlung über die Informirung des Grafen Lonyay, bezüglich der beiden früher genannten tschechischen Abgeordneten; die Mittheilung über ein Schreiben an Daniel von Iránvi, in welchem ihm der Dank für seine Haltung und die wärmsten Sympathieen für die ungarische Linke ausgesprochen werden; endlich einen Bericht aus Semlin über die Einleitungen, um im serbisch-banaten und südlichen Theile Ungarns einen bewaffneten Aufstand zu erheben, sobald die Entwaffnung der Militärgränze in die Hand genommen oder Zwangsmaßregeln gegen die Serben Ungarns angeordnet werden.

Endlich enthielt die Broschüre als „Promemoria" den Rechnungsbericht des Comité-Rechnungsführers der Nationalpartei nebst dessen Erklärung, daß man zu den herannahenden Wahlen Geld, Geld und abermals Geld brauche, zu welchem Behufe von der in Prag bestehenden (tschechischen) „Živnostenská banka" 60,000 fl. entlehnt worden, von dem Petersburger slavischen Hülfsverein 18,000 fl., vom slavischen Hülfscomité in Moskau 15,000 fl. und vom slavischen Hülfsverein aus Odessa 35,000 fl. als Unterstützungen eingelaufen, endlich aus dem Dispositionsfond der fürstlich serbischen Regierung 27,500 fl. zu gleichem Zwecke eingeschickt wurden.

Nachdem noch am Schlusse dieser Broschüre, welche bei Skrejschowsky gedruckt und in dessen Verlag erscheinen sollte, eine Erklärung beigegeben ist, aus welcher das Publikum entnehmen sollte, daß der Inhalt des Ganzen eine Erfindung, etwa der ungarischen Regierung sei, wurde ein Pflichtexemplar der Behörde vorgelegt, was 24 Stunden vor der Ausgabe einer Schrift, die nicht über fünf Bogen enthält, geschehen muß. Die Staatsanwaltschaft erkannte nach der Vorlage, daß diese Broschüre zu confisciren sei, und als die Behörde zu diesem Behufe in Skrejschowsky's Officin erschienen, war kein Exemplar derselben auffindbar. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie noch vor Vorlage des Pflichtexemplars verschickt worden ist; indessen dürfte der Inhalt derselben auch in anderer Weise in die Hände des sich dafür interessirenden Publikums gelangt sein, denn ein oppositionelles Blatt berichtet aus Agram, daß — wenn auch der (bereits eingegangene) „Neue Wanderer" und das „Vaterland", welche den Inhalt der Broschüre brachten, confiscirt wurden, andere Zeitungen, welche auch den Text hatten, durchgelassen wurden.

Prag, Anfang Mai, 1872. Dr. —s—r.

Orient.

Die Judenverfolgungen im Orient.

Von Heinrich Freiherrn von Maltzan.

II.

Die alten Raubstaaten und das neue Rumänien.

Damit man nicht glaube, daß ich zu viel gesagt, will ich Beispiele anführen und zwar aus neuester Zeit. Man möchte mir sonst wohl einige vereinzelte Fälle, in welchen beraubte Juden entschädigt wurden, entgegenhalten. Solche Fälle kommen allerdings vor. Aber erstens sind sie im Verhältniß zu den Gewaltthaten selten; dann finden sie auch nur da, wo der Raub gewissermaßen unter den Augen der Consuln geschah, statt, und endlich betreffen sie meist solche Juden, die in großen Verkehrsplätzen und an Seehäfen lebend, sich schon halb europäisirt haben, die also bereits eine Ausnahmsstellung einnehmen. Von den eigentlichen europäischen Juden, die im Orient wohnen, ist hier überhaupt nicht die Rede, denn ihr Judenthum ist den Moslems meist unbekannt. Man weiß, daß sie Europäer sind, das genügt. Nach der Religion fragt man beim Europäer nicht. Aber neun Zehntel der Vergewaltigungen bleiben ohne alle Sühne. Von vielen freilich erfahren die Consuln nichts, da sich die Juden nicht trauen, sich zu beschweren, und zwar aus Furcht vor Repressalien. So ist es unter Anderm auch in Marokko, und dies wirft wohl das traurigste Licht auf ihre Schutzlosigkeit und auf das Illusorische des zu ihren Gunsten erlassenen Edikts.

Also Beispiele; vorerst aus dem gepriesenen Marokko, dem Lande der „Gleichstellung" von Juden und Moslems. Als im Frühjahr 1871 der amerikanische General-Consul, Colonel Mathews, auf der Reise zum Hoflager des Sultans in Fez durch die Stadt Alkassar kam, fand er daselbst eine große Festlichkeit im Gange, zu der die Berber (die autochthonen Eingebornen) der benachbarten Berge massenhaft herbeigeströmt waren.*) Diese fingen,

*) Bates, Illustrated Travels, Vol. II, für 1871, S. 279.

wahrscheinlich um die Festlichkeit zu erhöhen, damit an, Häuser und Läden der Juden auszuplündern, wobei vielfache persönliche Gewaltthaten vorkamen. Dies geschah so zu sagen unter den Augen des Consuls, aber man hat nie etwas von einer Beschwerde desselben gegen solchen Vertragsbruch gehört. Dergleichen kommt übrigens in allen Städten der Berberei bei festlichen Anlässen vor; sogar in Algier fanden noch vor Kurzem ähnliche Ausschreitungen statt, denen jedoch die französische Regierung steuerte. Die Juden sind überall sonst hoffnungslos ihren Peinigern preisgegeben.

Welch ein Hohn auf die Wirklichkeit jene sogenannte „Gleichstellung" der Juden mit den Moslems ist, geht auch aus folgender, von einem Begleiter des Consuls gemachten Beschreibung des Wohnorts und der Lage der Juden in Fez, der ersten Hauptstadt Marokko's (die Stadt Marokko ist nur die zweite) hervor.

„Das jüdische Viertel", sagt er, „ist ohne Trinkwasser und gleicht einem stagnirenden Sumpf. Es ist ummauert und nach Sonnenuntergang darf kein Jude hinaus. Die Israeliten können die arabische Stadt nur betreten, wenn sie sich der Demüthigung unterziehen, baarfuß zu gehen. Sie dürfen nur dunkle Gewänder und schwarze Mützen tragen u. s. w." Ganz so war es in Marokko vor 20 Jahren, als ich dieses Land zum erstenmal bereiste. Wo sind also die Folgen jenes aufgeklärten Edikts?

Ein Beispiel aus anderer Quelle. Ich kannte einen französischen Kaufmann, der im Jahre 1868 (also auch schon nach Erlassung des Edikts) eben diese Hauptstadt Fez auf einer Handelsreise besuchte. Er ließ sich im Bazar von einem Juden herumführen. Dieser arme Mensch hatte das Unglück, einem jener verrückten Heiligen, die im Orient frei herumlaufen und denen man Alles gestattet, zu begegnen und durch seine Erscheinung dessen Zorn zu erregen. Der Franzose erzählte mir in Bezug auf diesen „Heiligen" etwas, das unglaublich klingt, das ich aber gleichwohl für möglich halte. Dieser Mensch hatte von der Regierung einen Soldaten zum Begleiter bekommen, durch welchen er alle diejenigen, welche ihm mißfielen, unbarmherzig durchprügeln ließ. Solche Heimsuchungen von Seiten eines „Heiligen" werden nun freilich von den abergläubischen Marokkanern für Segnungen angesehen. Der Jude mußte sich also geduldig vom Trabanten des Verrückten durchprügeln lassen. Aber das war dem Heiligen nicht genug. Er entriß den Stock dem Soldaten, schlug den Juden zu Boden, warf sich auf ihn, biß ihn in die Nase und riß ihm ein Auge aus. Der Franzose wurde, als er helfen wollte, von Fanatikern festgehalten. Alles dies geschah unter dem Jubel der Umstehenden. Der arme Mißhandelte schleppte sich blutend und halbblind nach Hause. Von einer Klage war natürlich nicht die Rede.

Auch im neuesten Heft der Berliner „Zeitschrift für Erdkunde" (1872, S. 72) bespricht Gerhard Rohlfs das traurige Loos der Juden in Marokko. Dort sagt er unter Anderm: „Die Jüdinnen, die sich durch Schönheit auszeichnen, müssen oft genug, führt sie ihr Geschick in die Nähe eines Großen und Vornehmen, in dessen Harem eintreten." Also nicht einmal die Familien-Ehre ist gesichert, was doch z. B. in Südarabien, wo die Juden sonst schlecht genug behandelt werden, der Fall ist.

In andern Ländern des Orients ist es mit dem Schutz der Juden nicht besser, ja manchmal noch schlimmer bestellt. Seltsam, daß gerade in solchen Ländern, die man als fortgeschrittnere rühmt, weil sie lebhafteren Verkehr mit Europa haben und ein zahlreiches consularisches Corps dort befindlich ist, oft die schändlichsten Grausamkeiten vorkommen, z. B. in Tunis. Es ist durch ein consularisches Aktenstück, daß ich in meiner „Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis" abgedruckt habe, constatirt, daß im J. 1868 in der Stadt Tunis, also unter den Augen der Consuln, nicht weniger als 17 (sage siebzehn) Israeliten aus Fanatismus ermordet wurden, ohne daß ihre Mörder zur Rechenschaft gezogen worden wären. Die großen Matadore der Handelswelt in Tunis (meist Juden) werden freilich nicht angetastet. Aber das arme schutzlose Volk, und das ist die große Mehrheit, wird schmählich mißhandelt.

In Tripolis ist es nicht viel besser, d. h. die Stellung der Juden ist dort eine tiefere, als in Tunis, man hört jedoch nicht so viel von blutigen Thaten, wohl aber oft von geringeren Mißhandlungen. So sah ich dort mit eigenen Augen, wie ein roher Neger einen alten Juden aus fanatischem Muthwillen halb zu Tode prügelte. Er hätte ihn wahrscheinlich auch todtgeschlagen, wäre ich nicht zur rechten Zeit zu Hülfe gekommen. Der Barbar konnte gar nicht begreifen, warum ich mich des Mißhandelten annehme. Diese moslimischen Neger sind oft fanatischer und grausamer gegen Andersgläubige, als die Araber, ein Ausspruch, der freilich unsern sentimentalen Negerfreunden nicht gefallen mag, den ich aber als wahr verbürgen kann.

Wie ist solchen schreienden Uebelständen abzuhelfen? Diese Frage glaube ich schon oben beantwortet zu haben: dadurch nämlich, daß die Consuln ihre Schuldigkeit thun und die Behörden in deren Behandlung der Juden überwachen. Dies gilt jedoch nur in den mohammedanischen Staaten. Schwieriger ist die Sache in den christlichen Schutzstaaten der Türkei und vor Allem in Rumänien, diesem pseudo-civilisirten Lande. Hier ist der Uebelstand, daß gerade die sogenannte liberale oder ultraliberale Partei (die bekannten „Rothen"), auf welche die europäischen Mächte viel weniger Mittel zum Einwirken haben, als auf den Fürsten und die Regierungspartei, die schlimmste Feindin der Juden ist, und daß die Judenhetzen dort ein politisches Mittel sind, um der Regierung Verlegenheiten zu bereiten. Um ihr solche zu ersparen, haben auch bis jetzt die europäischen Mächte sich der rumänischen Juden nur schwach angenommen. Sie wissen, daß die Regierung den besten Willen, aber nur sehr wenig Macht hat. Von seinem guten Willen hat erst vor einigen Tagen der Fürst wieder einen eclatanten Beweis geliefert, indem er die so ungerecht verurtheilten Juden von Ismail, Kohul und Vilcov begnadigte. Es klingt freilich ironisch dieses Wort „begnadigen", wenn man bedenkt, daß die Leute ganz widerrechtlich verurtheilt waren. Die Ohnmacht der Regierung zeigt aber der Umstand, daß die Freisprechung der Veranstalter der Judenhetzen aufrecht erhalten wurde.

Selbst die Consuln besitzen in Rumänien de facto nicht die ihnen de jure zukommende Macht, denn sogar solche Juden, die Unterthanen europäischer Staaten sind, werden vor die rumänischen Tribunale gezogen und von diesen verurtheilt, während nach den Capitulationen, die für Rumänien noch ebenso gut gelten, wie für die ganze Türkei, nur ihren Consuln die Jurisdiction über sie zusteht. So war der in Buzeo mitverurtheilte Rabbiner österreichischer Unterthan, und wenn es auch den energischen Vorstellungen der österreichischen Regierung zu danken ist, daß die armen Märtyrer rumänischer Schmachjustiz nicht länger die unverdiente Criminalstrafe erdulden, so ist dies eben doch nicht auf dem Rechtswege, sondern auf dem der Begnadigung geschehen. Zu seinem eigentlichen „Recht" ist jener österreichische Unterthan dadurch nicht gekommen. Nach dem Recht hätte er nur von seinem Consul gerichtet werden können.

Wird nun die von dem neu gegründeten deutschen israeliti-

schen Gemeindebund angerufene Vermittlung des Reichskanzlers diesen Uebelständen wirksam steuern? Ich möchte es hoffen können, muß aber gestehen, daß es mir nicht sehr wahrscheinlich dünkt, denn die Action der europäischen Mächte hat sich in den letzten Jahren in Rumänien fast immer erfolglos gezeigt. Zumal ist Alles, was von Deutschland ausgeht, dort unliebsam und verdächtig. Nur durch einen Machtspruch könnte der Reichskanzler etwas durchsetzen. Diesem müßte aber auf irgend eine handgreifliche Weise Nachdruck gegeben werden, und es ist nicht abzusehen, wie das jetzt geschehen kann. Auf rein diplomatischem Wege wird Deutschland von Rumänien schwerlich viel erlangen. Es wird nur dem Fürsten neue Verlegenheiten bereiten und dessen ohnehin schon schwankende Stellung noch unhaltbarer machen. Ganz anders dürfte der Erfolg sein, wenn Frankreich sich dazu herbeiließe, diplomatisch in Rumänien einzugreifen, denn gerade die rothe Partei, die Veranstalterin der Judenhetzen, schwärmt für Frankreich. Früher hat wenigstens die „israelitische Allianz", die ihr Centrum in Paris hat, bei der französischen Regierung zuweilen ein wirksames Einschreiten zu Gunsten verfolgter Juden durchgesetzt. Aber in der rumänischen Frage hat man noch nichts Aehnliches gehört. Vielleicht will man jetzt auch in Frankreich aus Gründen sogenannter „höherer Politik" nicht einschreiten, da das Aufhören der Judenhetzen nur die Stellung des Fürsten befestigen würde, der als Deutscher dort natürlich unliebsam ist.

Das Unglück für Rumänien ist, daß es eine Verfassung besitzt, für die sein Volk vielleicht erst in zweihundert Jahren reif sein wird, in Folge deren ein humaner Fürst ohnmächtig ist und die größten Barbareien von einer sich liberal nennenden Partei im Namen des Fortschritts begangen werden können. Wie unreif es für liberale Institutionen ist, beweist das Geschworenen-Gericht von Buzeo, das die Mörder der Juden freispricht, die Opfer der Raubsucht aber zum Kerker verurtheilt. Auch hierin hat der europäische (namentlich der französische) Journalismus viel gesündigt, der seiner Zeit das „liberale" Rumänien und seine „freisinnigen" Institutionen in den Himmel hob (wer erinnert sich nicht der Schwärmerei für Rumänien, die nach dem Krimkriege Mode war?) und dieses an und für sich schon so eitle Volk in seiner Ueberhebung bestärkte. Wie es mit diesem damals so gepriesenen „Liberalismus" steht, das sehen wir jetzt. Eine Besserung jener Zustände kann nur von einer Erstarkung der Regierung erwartet werden, sei es, daß dies (was ich jedoch bezweifle) auf constitutionellem Wege gelingt, oder daß, wie ja die Zeitungen vor Kurzem angedeutet haben, nach dem Abzug des Fürsten, der alte Despotismus der Hospodare wiederhergestellt würde, was jedenfalls die Rumänier für ihre unmenschliche Verfolgung friedlicher Bürger verdient hätten.

Nord-Amerika.

Der Jammer und das Elend der amerikanischen Südstaaten.

Eine Korrespondenz in der „Allg. Ztg." aus Newyork giebt über die jetzige Lage der bei der Rebellion betheiligt gewesenen Südstaaten einen Bericht, der wahrhaft schaudererregend ist. Die Schuld an dieser unglücklichen Lage des Landes wird von den Gegnern der Regierung des Präsidenten Grant ihren Beamten und Proconsuln gegeben, die sie zur Niederhaltung der ehemaligen Sklaven-Barone hingeschickt, während die Freunde der Regierung hauptsächlich den emancipirten Schwarzen und den Farbigen die Schuld beimessen, die jetzt an der Verwaltung der Südstaaten theilnehmen. Die das Elend des Landes constatirenden Thatsachen werden jedoch von beiden Seiten als richtig zugegeben. Wir entlehnen dem Berichte Nachstehendes:

„Das Eigenthum der elf in der Rebellion verwickelt gewesenen Staaten belief sich im Jahre 1860 mit Ausschluß der Sklaven auf 2,728,825,006 Dollars. Die Rebellion kostete nun diesen Staaten, wiederum mit Ausschluß der Sklaven, deren Werth ihnen durch die Emancipation verloren gegangen war, 1,272,900,390 Doll., somit nahezu die Hälfte ihres ganzen Eigenthums vor dem Kriege. Hierin sind jedoch keineswegs die Kriegsschulden der Rebellen-Staaten einbegriffen, die sich nach einer Schätzung unseres Kriegs-Secretärs Belknap am 1. April 1865 auf 2,345,297,823 Dollars beliefen! Addirt man die beiden Posten zusammen, so ergiebt der Gesammtverlust der Rebellen-Staaten die Summe von 5,262,303,554 Doll., also fast den doppelten Werth alles südlichen Eigenthums im Jahre 1860, mit Ausschluß der Sklaven. Das sind furchtbare Zahlen, welche nackt und ungeschminkt den finanziellen und ökonomischen Ruin in ihren Zügen tragen.

„Und in ein so ruinirtes Land, das der größten Nachsicht und Fürsorge bedürftig war, hat die gewalthabende Partei römische Prätoren geschickt, um ihm den letzten Lebenstropfen auszuziehen. Und in welcher Weise haben die von der Central-Regierung eingesetzten Gouverneure gewirthschaftet! Der Staat Alabama z. B. hatte im Jahr 1866 durch den Krieg sich eine Schuldenlast von 5 Millionen aufgebürdet; im Jahr 1871 war die Schuldenlast bei einer Bevölkerung von 996,992 Seelen auf 24 Millionen angeschwollen. Also die fünf Friedensjahre haben dem Staate fast das Vierfache der fünf Kriegsjahre gekostet. Die Schulden des Staates Süd-Carolina beliefen sich im Jahr 1860 auf 14 Millionen, 1865 nach seiner Unterwerfung auf 20 Millionen, und 1871 auf 34 Millionen bei einer Bevölkerungszahl von 705,606 Seelen. Ist es da ein Wunder, wenn die Leute denken, der Krieg sei wenigstens um die Hälfte wohlfeiler als der Friede, und in ihren Kuklux-Organisationen in einer Art von Guerilla-Kampf leben?

„Doch wozu, so fragt man unwillkürlich, wurden diese ungeheuren Staatsschulden contrahirt? Die Rebellen-Schuld der Conföderation ist repudiirt worden, die Zinsentilgung und die Abtragung der Nationalschuld werden aus Zöllen und indirecten Steuern bestritten; der Volksunterricht ist gerade noch so vernachlässigt wie vor dem Kriege; Landstraßen und Eisenbahnen erhalten nur wenig Unterstützung — also wozu? Einfach um diejenigen, welche diese unglücklichen Staaten regieren, zu bereichern; und da der Credit dieser Staaten ein verschwindend geringer ist, so müssen Millionen Noten ausgegeben werden, um ein paar tausend Dollars dabei zu „machen". Von den nördlichen Faiseurs haben die südlichen Neger das einzige seit ihrer Emancipation gelernt, nämlich das „Machen". Jene bilden die Executive in den „reconstruirten" Staaten, diese die Legislative; die eine ist der anderen vollkommen würdig. Süd-Carolina scheint sich der besonderen Vorliebe der schwarzen und der weißen Räuber zu erfreuen. In der einzelnen County Kershaw, welche 11,000 Seelen zählt, wurden 36,00 Steuer-Executionen erlassen; 1870 war die Steuer-Umlage 2,365,047 Doll. und 1871 4,730,094 Dollars! 1860 zahlte Süd-Carolina für die Unterhaltung seiner Beamten 123,800 und 1871 581,640 Dollars.

Kleine literarische Revue.

— **Deutsche Sage im Elsaß.** Im Schwabenland ist ein schönes Buch zur Geschichte der romantischen deutschen Sagen des Elsaß erschienen*), das ein Freund und Schüler Uhland's in sinniger Weise zusammengestellt hat. Mit der „mythischen Sage" beginnend, geht die Darstellung zu den Heldensagen der Nibelungen und des treuen Eckhart über, deren Schauplätze größtentheils die Berge und Thäler des Wasgaues sind. Auch an die Karolinger, die sich gern zur Jagd im Elsaß aufhielten, knüpfen sich viele alte deutsche Sagen. Fast alle deutschen Kaiser haben Sagen-Spuren im Elsaß zurückgelassen. Mit besonderer Liebe hingen die Elsässer an den Hohenstaufen, ihren alten Herzogen, deren Lieblingssitz hinwiederum Hagenau war, an welches sich eine liebliche Gründungssage durch den Vater Friedrichs des Rothbarts, Herzog Friedrich den Einäugigen, knüpft. Unter Rudolf von Habsburg wurde der Hauptbau des Straßburger Münsters vollendet, dessen Meister der Schleier der Sage bedeckt, und um welchen selbst sich das Schlinggewächs der Mythe in den üppigsten Ranken windet. Von Kaiser Sigismund wird der lustige Straßburger Tanz erzählt, zu dessen Gedächtniß sich noch heut ein Schnabelschuh als Wetterfahne auf einem alten Haus in der Corduangasse dreht. Wenige Jahre nach Sigismunds Anwesenheit in Straßburg kam dorthin ein aus Mainz geflüchteter junger Patrizier, Henne Gensfleisch zum Gutenberg, der in dem abgelegenen Hause außerhalb der Thore, wo er einzog, allerlei Teufelskunst trieb und bei der Gelegenheit die Buchdruckerkunst erfand. Die letzte Sage Straßburgs aus deutscher Zeit betrifft ein Vorzeichen des nahen Falles. In einer Septembernacht des Jahres 1680 hören zwei in der Nähe des Münsters wohnende Männer in demselben von hellen Knabenstimmen singen:

> Nach Leib und Leben sie uns stahn;
> Deß wird sich Gott erbarmen!
> . . . .
> Sie stellen uns wie Ketzern nach,
> Nach unserm Blut sie trachten.

Ein Jahr nachdem diese klagende Stimme in der einsamen Nacht des Münsters erklungen war, sammelte sich die protestantische Gemeinde zum letztenmal an der heiligen Stätte, und der Choral: „Aus tiefster Noth schrei' ich zu Dir", verhallte hoffnungslos in den weiten Räumen.

— **Die Fahrten des Sajjid Batthâl.****) Dieser berühmte alttürkische Volks- und Sittenroman begegnet uns hier zum erstenmale vollständig in's Deutsche übersetzt. Der Uebersetzer und Verfasser hat sich offenbar der mit manchen Schwierigkeiten verbundenen Arbeit mit großem wissenschaftlichen Interesse unterzogen. Alle sechs in Deutschland vorhandenen Handschriften, die altosmanischen sowohl wie die im Privatbesitz des Prof. Fleischer befindliche tatarische, sind von ihm benutzt worden. Da keine derselben ganz vollständig ist, sie sich aber gegenseitig in trefflicher Weise ergänzen, so glaubt der Verfasser in der Uebersetzung ein Werk ohne jegliche Lücke geliefert zu haben. Freilich hat er, jedoch ohne der Treue in der Uebertragung zu nahe zu treten, die Sprache ein wenig modernisiren müssen. Es ist uns vorgekommen, als ob er darin stellenweis ein wenig zu weit gegangen wäre. Der Gebrauch zahlreicher, aus dem Französischen in's Deutsche herübergenommener Fremdwörter liegt unseres Erachtens nicht im Interesse einer Arbeit, welche sich auf Vorgänge im Mittelalter und im fernen Asien bezieht. Im Uebrigen ist die Arbeit, namentlich auch in Anbetracht der vielen wissenschaftlichen Anmerkungen, eine sehr verdienstvolle. Was den Roman selbst betrifft, so stammt er, wie der Uebersetzer mit Fleischer annimmt, aus der Zeit zwischen dem 14. und 15. Jahrhundert und gehört dem mohammedanisch-neuarabischen Sagenkreise an. Der Verfasser ist unbekannt; das Werk ist als Produkt des dichtenden Volksgeistes zu betrachten. Sajjid Batthâl (der Kämpfer) erscheint als ein Held ohne Gleichen; er repräsentirt den großen Vernichtungskrieg des Islam gegen das christliche Byzanz. Seine Thaten sind übermenschlich; er persönlich trägt nicht allein im Zweikampf jeden Sieg davon, sondern schlägt auch ganze Heere; jede List, jede Absicht gelingt ihm, doch ist seine Laufbahn, wie hinzugefügt werden muß, von „Sr. Hoheit dem Gottgesandten Mohammed" und von „Gabriels, des offenbarungsbetrauten Engels, Excellenz" wohl vorbereitet. Der Roman bewegt sich mit Behaglichkeit in dem weiten Meere der Romantik. Leider geht im eigentlich jede geschichtliche Basis ab, und so ist ihm nur noch eine literarhistorische und vielleicht, doch auch nur mit Vorbehalt, eine sittengeschichtliche Bedeutung zuzuschreiben.

*) Deutsche Sage im Elsaß. Von Wilhelm Herz. Stuttgart, A. Kröner, 1872.

**) Uebersetzt von Dr. Hermann Ethé, Privatdocenten an der Universität München. 2 Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1871.

— **Friedrich Spielhagen's Werke.** So eben ist eine neue, vom Verfasser revidirte, überaus elegant (in Einbänden mit dem in Leder gepreßten Bildnisse des Dichters) ausgestattete Ausgabe von Spielhagen's Werken erschienen.*) Sie ist folgendermaßen zusammengesetzt:

1. und 2. Band: Problematische Naturen. Vierte Auflage.
3. Band: Novellen: Auf der Düne. Röschen vom Hofe. Clara Vere. In der zwölften Stunde.
4. Band: Die von Hohenstein. Dritte Auflage.
5. und 6. Band: In Reih' und Glied. Dritte Auflage.
7. Band: Vermischte Schriften. Zweite Auflage. Amerikanische Gedichte. Dritte Auflage.
8. Band: Novellen: Der Vergnügungs-Commissar. Die schönen Amerikanerinnen. Hans und Grete. Die Dorfcoquette. Deutsche Pioniere.
9. und 10. Band: Hammer und Amboß. Vierte Auflage.

— **German Magazine.** In dem soeben erschienenen ersten diesjährigen Vierteljahrshefte des Quarterly German Magazine**) sind folgende drei Abhandlungen enthalten:

Albert Dürer, by Herman Grimm.
Ludwig van Beethoven, by Emil Naumann.
The Right of Conquest, by F. von Holtzendorff.

*) Berlin, Verlag von Otto Janke.

**) A Series of Popular Essays on Science, History and Art. Berlin, 1872, Lüderitz. London, Williams & Norgate. New-York, E. Steiger.

— **Meurer's Spiritische Zeitschrift.** Es sind uns die beiden ersten Monats-Hefte einer von Julius Meurer und Oswald Mutze herausgegebenen, im April d. J. begründeten „Spiritisch-rationalistischen Zeitschrift" zugegangen.*) Durch die ihrer spiritischen Eigenschaft beigefügte „rationalistische" Bezeichnung will die Zeitschrift andeuten, daß sie mit dem amerikanischen Humbug des Geisterklopfens und des Tischrückens nichts zu thun habe. Die Herausgeber wollen, gleich der Dialectical Society in London, ihre Aufmerksamkeit lediglich auf die in der physischen Welt erkennbaren, wissenschaftlich nachzuweisenden Spuren rein geistiger Kräfte richten und dadurch einen Beitrag zur Bekämpfung der Paradoxieen und Anmaßungen des heutigen Materialismus liefern. Wie sehr es der Zeitschrift dabei um Unparteilichkeit zu thun, das will sie bereits in ihren ersten Heften durch wissenschaftliche Würdigung der in Darwin's und G. Büchner's Werken enthaltenen relativen Wahrheiten beweisen.

— **Träumereien eines Buchhändlers** betitelt sich ein Heftchen recht ansprechender Gedichte, das in Commission bei Hermann Weißbach in Leipzig erschienen ist und dessen Reinertrag zum Theil dem Unterstützungs-Verein deutscher Buchhändler und Buchhandlungs-Gehülfen zufließen soll. Sowohl dieses guten Zweckes halber, als auch weil die Gedichte es verdienen, verfehlen wir nicht, das Büchlein anzuzeigen und wünschen, daß sein Erfolg sich nicht auch als die Träumerei eines Buchhändlers erweisen möge.

Literarischer Sprechsaal.

„Um Scepter und Kronen", ist der Titel eines historischen Romans der Neuzeit, der jetzt in acht Halbbänden (die bis zum Herbste d. J. beendigt sein sollen) bei Ed. Hallberger in Stuttgart und gleichzeitig in dessen illustrirtem Journal „Ueber Land und Meer" erscheint.**) Der uns vorliegende erste Halbband macht auf uns den Eindruck, daß wir es hier mit keinem gewöhnlichen, auf das Sensations-Bedürfniß des Publikums speculirenden Romane, sondern mit der künstlerischen Arbeit eines wohlunterrichteten, besonders aber auch mit diplomatischen und politischen Kreisen näher, als es unsere deutschen Novellisten zu sein pflegen, vertrauten Mannes zu thun haben. Es wird in diesem Romane gewissermaßen die geheime diplomatische Geschichte der Entstehung des Krieges von 1866 enthüllt. Nicht etwa, daß wir, die wir niemals an die Behauptung von Preußens muthwilliger Provocirung dieses Krieges geglaubt, etwas Neues oder Unerwartetes dadurch erfahren; aber die sichtbar den Stempel der Ungezwungenheit und Wahrheit tragende Erzählung der Hergänge in Berlin, Wien, Hannover und Paris, kurz vor und während der Entwickelung der Conflikte von 1866, muß, gleichwie auf uns, auf jeden unbefangenen deutschen Leser einen durchaus befriedigenden Eindruck machen. Besonders weisen wir auf die, eine ebenso künstlerisch als objectiv wahre Färbung tragende Unterredung hin, welche Seite 121—131 zwischen dem edeln, aber schwachen österreichischen Minister-Präsidenten, General Grafen v. Mensdorff, und seinen beiden diplomatischen Räthen, den bekannten Herren v. Biegeleben und v. Meysenbug, wiedergegeben ist. Hier wird uns das ganze Gewebe der damaligen Intriguen Oesterreichs gegen Preußen bloßgelegt. Ob es dem Verfasser geglückt, ebenso treu und erschöpfend wie die Charaktere der maaßgebenden Diplomaten in Wien, Dresden und Hannover, auch den des leitenden Staatsmannes in Berlin zu schildern, wollen wir dahingestellt sein lassen, doch ist es ihm jedenfalls gelungen, auch hier einige psychologische Studien zu liefern, deren weitere Fortsetzung wir mit gespanntem Interesse erwarten. Das Buch wird mit einer sehr anziehenden Unterredung des alten und des neuen Preußens, der beiden Minister-Präsidenten v. Manteuffel und v. Bismarck, eröffnet, die einen würdigen Introitus zu dem großen historischen Drama bildet, das in den folgenden Acten und Scenen sich abspielt.

Zur Feier der Erinnerung an Lucas Cranach den Aelteren den Maler der Reformation, dessen vierter Säcular-Geburtstag in das Jahr 1872 fällt (er starb 1551), ist so eben eine von einem „dankbaren Enkel" abgefaßte Schrift erschienen, die wir gern einem größeren Leserkreis empfehlen. Möchte der Wunsch des Verfassers, daß das nächste Reformationsfest, am 31. October, die Verehrer Luthers und seines künstlerischen Freundes zu einer Cranach-Feier in Wittenberg vereinige, in Erfüllung gehen!

Das Londoner Comité zur Herbeiführung eines neuen englischen Gesetzes über das Eigenthumsrecht verheirateter Frauen hielt kürzlich eine Sitzung, bei welcher Mr. Pears eine Geschichte der englischen Gesetzgebung in diesem Punkte gab und Miß Becher den gegenwärtigen Stand der Angelegenheit erörterte. Nach längerer Debatte wurde endlich die folgende Resolution einstimmig angenommen: „Das Gesetz über das Eigenthum verheirateter Frauen (Married Women's Property) vom Jahre 1870 ist in seinen Principien vollständig ungesund und die Einbringung einer Bill durch Herrn Stavely Hill, welche einige der schreiendsten Anomalien dieses Gesetzes verbessern will, bietet die beste Gelegenheit, von der Gesetzgebung zu verlangen, daß sie nicht nur die in dieser Bill, welche als noch lange nicht ausreichend erklärt wurde, gerügten Uebelstände abstelle, sondern auch alle andern im Gesetze enthaltenen Härten entferne und den Frauen ganz dieselben Rechte in Bezug auf Eigenthum, Kauf und Verkauf, Abschließen von Verträgen u. s. w. zugestehe, wie dem Manne."

Von Herrn Dr. jur. H. B. Oppenheim geht uns soeben eine kleine, scharfsinnige Schrift zu: „Die Judenverfolgungen in Rumänien" (20 S. Berlin, G. Stilke) — ein Seitenstück zu den graphischen Schilderungen der Toleranz-Edikte der Sultane und der Religions-Barbarei in den Raubstaaten und in Rumänien, die Herr Baron v. Maltzan geliefert. Herr Oppenheim weist nach, daß der Haß gegen die Juden mit dem Hasse und den Nichtswürdigkeiten gegen die Deutschen in Rumänien eng zusammenhänge. Mit Recht sagt er, daß ein Staat, dessen Rechtsschutz und Rechtspflege unter das Niveau der selbst in der Türkei geachteten, öffentlichen Sittlichkeit herabgesunken sei, dadurch jeden Anspruch auf politische Selbständigkeit verwirkt habe.

*) Leipzig, Oswald Mutze.

**) Um Scepter und Kronen. Zeitroman von Gregor Samarow. Erster Band, erste Hälfte (144 S.). Stuttgart, Hallberger.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.
Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.



Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 1. Juni 1872. [Nº. 22.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Wissenschaft und Humanität.

„Wissenschaft und Humanität sind zweierlei und zwei sehr verschiedene Dinge“, äußerte neulich eine unserer angesehensten deutschen Zeitschriften. — Ob mit Recht, möchte stark zu bezweifeln, vielmehr möchte zu behaupten sein, Beide sind so eng mit einander verwandt, daß wahre Wissenschaft ganz unfehlbar die Mutter wahrer Humanität ist und sein muß. — Allerdings dürfte die Wahrheits-Probe in der Frage: „Sind alle Jünger wissenschaftlicher Bildung humane Menschen?“ einen schweren Stand haben, in Folgendem jedoch Erklärung und Rechtfertigung finden.

Geht man auf den Ursprung aller Wissenschaft zurück, so ergiebt sich derselbe, nach ältester Mythe, Tradition und Chronik und endlich nach positiver Geschichte, als eine Beobachtung und Beurtheilung des menschlichen Geistes aller um ihn her vorgehenden Erscheinungen, Erlebnisse und Erfahrungen, nach und nach vom Unklaren zum Klaren, vom Vermutheten und Geglaubten zum Erkannten und zur Wissenschaft übergehend. Anfänglich beherrschte den Menschen die Furcht vor den ihm gänzlich unbekannten Schöpfern aller ihn umgebenden Dinge und seiner selbst. Nach und nach ward ihm aus eigener und Anderer Beobachtung offenbar, daß, bei aller chaotischen Verschiedenheit der ihm nahe tretenden Erscheinungen, eine vollkommene Uebereinstimmung derselben unter sich in Entwickelung und Ausgang unverkennbar vorhanden sei, dergestalt, daß sein Glaube an viele Schöpfer dem an einen alleinigen Gott und Schöpfer als ganz unvermeidliche Nothwendigkeit wich. Mit der Ehrfurcht vor der Allmacht und Allweisheit des in harmonischer Einheit seiner Wunderwerke erkannten Schöpfers verband sich nach und nach die Ueberzeugung der Allliebe desselben zu allen seinen Geschöpfen. Trotz allen, die Menschen oft und vielfach heimsuchenden Mißgeschickes, mußte man allmählich als ganz unabweisbar zugeben, das Leben der Menschen sei doch schön, das sie treffende Mißgeschick sei gewöhnlich die Folge eigener Schuld oder der Schuld ihrer Vorfahren oder Zeitgenossen.

Zu wahrer Erhebung entwickelte sich nach und nach die Gewißheit, dem Menschen sei von seinem Schöpfer das ihn über alle Geschöpfe der Erde unendlich bevorzugende Geschenk des freien Willens und des möglichen Bewußtseins verliehen, sich als Geschöpf eines ihn liebenden und zur Glückseligkeit berufenden Schöpfers und Vaters denken zu können. Hatte sich anfangs die Gewißheit, der Mensch sei seines eigenen Glückes oder Unglückes Schmied, auf das irdische Sein und seine Genüsse beschränkt, hatte sie zu der Weisheits-Lehre geführt, mit vernünftigem Gebrauch des freien Willens sich und seinen Nachkommen den Segen irdischer Güter zu erkaufen, so veredelte sich diese Gewißheit mehr und mehr zu der höheren Ueberzeugung, das sinnliche Wohlleben sei der Güter höchstes nicht; höher als dasselbe sei das geistig-sittliche Seelenleben; neben dem sinnlichen Genusse liege ein weit höherer Genuß im selbstlosen Entsagen auf ihn zu Gunsten leidender Mitmenschen, wie überhaupt das höchste Glück des Einzelnen weit weniger in dem Streben nach eigener Wohlfahrt, als in dem nach möglichst vielseitiger Wohlfahrt der Mitmenschen mit vollendeter Sicherheit zu finden sei.

Die Allliebe des Schöpfers zu jedem Menschen — so lautete die weitere Schlußfolgerung — erheische dessen Gegenliebe in dem, nicht auf Vergeltung ausgehenden, sondern gänzlich lauteren Streben nach dem Glück der Mitgeschöpfe, aus welchem Höhepunkte geistig-sittlicher Vollendung wiederum die ganz unabweisbare Sehnsucht folgte, in einem höheren Sein nach dem Tode den Schöpfer in seinen noch größeren Wunderwerken erkennen und mit höheren Kräften seine Liebe erwiedern zu können.

Eine Wissenschaft des dem Menschen von Gott verliehenen, also göttlichen Geistes, welche in dieser ebenso schlichten als natürlichen Reihefolge sich allmählich entwickelt hat, kann gar nicht anders als die wahre Mutter wahrer Humanität werden. — Ist es in der Wirklichkeit anders, führt uns die wissenschaftliche Bildung zur Lieblosigkeit, zur Genußsucht, zur Gleichgiltigkeit gegen ideales Streben, zur Selbstsucht, zur Anbetung des goldenen Kalbes, oder gar zur Unterdrückung der Geistes- und Glaubens-Freiheit unserer Mitmenschen, dann freilich, doch nur dann sind „Wissenschaft und Humanität sehr verschiedene Dinge“, weil die Wissenschaft und die sie tragende Menschheit in allerbetrübendster Weise auf die gefährlichsten Ab- und Irrwege gerathen ist. G. T.

Für Kant gegen Trendelenburg.

Unter dem Titel: „Kant's transscendentale Idealität des Raumes und der Zeit“ veröffentlicht Dr. Emil Arnoldt im siebenten Bande der „Altpreußischen Monatsschrift“ eine außerordentlich sorgsam gearbeitete und scharfsinnig durchgeführte Vertheidigung Kant's gegen Trendelenburg. Letzterer hatte behauptet, es befinde sich eine Lücke in Kant's Beweis von der ausschließenden Subjectivität des Raums und der Zeit; unter den drei Möglichkeiten: Raum und Zeit seien nur subjectiv, oder nur objectiv, oder subjectiv und objectiv zugleich,

habe Kant die dritte übersehen, und gerade sie enthalte die Wahrheit.

Arnoldt führt aus, daß Kant nichts übersehen habe, was zur Sache gehöre, daß sein Beweis lückenlos sei, und daß es bei der bloßen Subjectivität dieser reinen Formen der Anschauung bleiben müsse. Der Streit, welcher zwischen Kuno Fischer und Trendelenburg über diese Frage entbrannte, war von beiden Seiten nicht ohne — eine mindestens überflüssige — Animosität geführt worden; Arnoldt's tief eingehende Schrift zeichnet sich auch vortheilhaft durch sachgemäße Ruhe aus, welche nirgends die Achtung verletzt, die einem ehrenwerthen Gegner gebührt.

Arnoldt bemerkt gleich im Anfange seiner Schrift: daß es überhaupt zu diesem Streit kommen konnte, beweise, wie Kant's Lehre von Raum und Zeit bis jetzt, selbst unter den Philosophen und genauen Kennern des transscendentalen Idealismus, noch kein allgemein und sicher begründetes Verständniß gefunden. Aber nicht das allein erhellt aus der Discussion, sondern auch, daß Kant's Lehre bei einer gewissen Klasse von Geistern nie Eingang finden wird. Trendelenburg giebt zu, daß Raum und Zeit subjectiv und a priori sind, d. h. Erzeugnisse unserer Organisation, durch welche Wahrnehmung und Erfahrung erst möglich werden. Man sollte meinen, nach solchem Zugeständniß dürfe er die Dinge an sich nicht weiter behelligen, und von Raum und Zeit nur da sprechen, wo es um Erscheinungen sich handelt, aber sein Bedürfniß in das Gebiet des Transscendenten zu dringen, über die Gränze der Erfahrung hinaus zu fliegen, ist so gewaltig, daß er Mittel und Wege findet, den Konsequenzen seines Zugeständnisses zu entschlüpfen. Für immanent organisirte Köpfe sind diese Wege nicht gangbar, die Mittel durchaus ungenügend, aber für eine große Zahl Derer, welche transscendent construirt, welche durch Wahrnehmung und Erfahrung nicht befriedigt sind, reichen sie vollkommen aus. Die Weltansicht, die Arnoldt eine seltsame nennt, erscheint jenen anders gearteten Naturen ganz plausibel, und wenn sie Fragen aufwerfen, die, wie Arnoldt offen gesteht, in Kant's Sinne schwer zu beantworten sind, so glauben sie mit solchen Einwürfen den Gegner bereits aus dem Felde geschlagen und die volle Berechtigung ihrer eigenen Ansicht dargethan zu haben.

Immanent und transscendent angelegte Menschen werden sich unter einander höchstens bis zur Anerkennung der Grundverschiedenheit ihrer Anlagen verständigen; wollen sie mehr erzielen, so werden sie weniger erreichen, wollen sie einander bekehren und überzeugen, so wird des Kampfes kein Ende sein. Natürlich müssen von beiden Seiten die Gründe erschöpft werden, und es gebührt Arnoldt das Lob, mit unermüdlicher Subtilität jedes Wort seines Gegners abgewogen und auf den richtigen Werth zurückgeführt zu haben; allein das hat nur Giltigkeit für uns, die wir ihm beipflichten, Trendelenburg hätte er schwerlich überzeugt. O. S. S.

Roß und Reiter in der Mythologie und im Leben der Deutschen.

„Das Würdigste aller Steckenpferde, welche die Menschen zu reiten pflegen, ist und bleibt ein lebendiges Pferd!" pflegte ein Kriegskamerad des Unterzeichneten zu behaupten, und Niemand, denke ich, wird ihm widersprechen. Mit dieser Ueberzeugung scheint denn auch Herr Hauptmann Max Jähns ein Werk geplant zu haben, für welches ihn alle Liebhaber des edlen Rosses im Geiste umarmen werden. „Roß und Reiter in Leben und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen" *) nennt sich eine umfassende kulturhistorische Monographie, welche fast die gesammte deutsche Pferde-Wissenschaft, mit Ausnahme des rein naturhistorischen Theiles, einschließt, und oft weit über die Gränzen des deutschen Gebietes hinausschweift.

In dem vorliegenden ersten Bande treten uns zunächst, in großer Gründlichkeit abgehandelt, die etymologischen Beziehungen entgegen, wobei der bedeutsame Schluß gewonnen wird, daß von den etwa 63 selbständigen Benennungen des Pferdes in unserer Sprache, mehr als ein Drittel von seiner schnellen Fortbewegung abgeleitet sind. Gestalt, Farbe, Abzeichen, Gangarten, seelische Eigenschaften, Stellung und Lebensverhältnisse des edeln Thieres werden sodann in Sprache, Dichtung, Sprichwort, Räthsel und Fabel der Deutschen verfolgt, und mit außerordentlicher Belesenheit die verschiedensten Bezüge, namentlich aus der älteren Literatur, nachgewiesen. Im vierten Abschnitt, welcher das nähere Verhältniß vom Roß zum Menschen und namentlich das Reiterthum behandelt, vermissen wir jedoch ein altdeutsches Dichterwort, welches die Zusammengehörigkeit von Roß und Reiter, die Beide gleichsam nur ein Wesen ausmachen sollen, am treffendsten bezeichnet, und welches wohl verdient hätte, als Motto auf dem Titel des Jähns'schen Buches zu stehen, die Stelle aus Tristan:

> Dô stuont daz roß, dô stuont der man,
> So rehte wol ainander an,
> Als ob sie waeren under in zwain
> Mit ainander unde enain
> Allô gewahsen unde geborn.

Werden hierauf auch dem Stall und der Fütterung, den Krankheiten, dem Handel und der Zucht des Pferdes, dem Fuhrwesen u. s. w. eingehende Betrachtungen gewidmet, den Mittelpunkt bildet immer die Beziehung zum Reiter, welchen gleichsam das Thier erst zum ganzen Manne macht, und der in dessen Lenkung und Zügelung alle seine körperliche Gewandtheit und geistige Ueberlegenheit bekundet. In vollster Würdigung des Wahlspruches Wilhelm's von Oranien: „Rathen und Reiten thut's", hat der Verfasser sein Buch dem Manne gewidmet, der einst dem norddeutschen Parlamente zurief: „Helfen Sie nur erst Deutschland in den Sattel, reiten wird es dann schon selber können!" Während ehemals der Dichter Reinmar von Zweter im ganzen deutschen Reiche trostlos umschauete nach dem „ganzen Mann", der die rechte Weisheit hätte, das zerrissene Reich in Einigkeit zu bringen, während man so große That nur von einem göttergleichen Helden, der im Berge schlief, erwartete, haben wir glücklicherweise zur rechten Zeit den ganzen Mann wachend gefunden, der Deutschland nun wirklich in den Sattel half. Diese äußerlichen, dem Buche gegebenen Bezüge, mögen es verantworten, daß wir aus dem zweiten Theile dieses Bandes, welcher Roß und Reiter in Mythologie, Kultus und Volksglauben der Deutschen behandelt, und womöglich noch reicher an vielseitigen Ergebnissen als der erste Theil ist, einer Mythenfolge nachgehen, die, so viel uns bekannt, niemals gründlicher dargelegt wurde, als von unserem Verfasser.

Wodan, der höchste Gott der Deutschen, wurde stets reitend gedacht; sein schneeweißes Roß Sleipnir ist ein Theil seines Selbst, ja bisweilen erscheint er geradezu in das Roß verwandelt. In den Wolken, die der Sturmwind reitet und zerpeitscht, sahen sie seinen Schimmel am Himmel dahineilen, hörten im Donnerwetter seiner Hufe Gerassel, im Blitze das Funkensprühen

*) Band I. Leipzig, F. W. Grunow, 1872.



der letzteren, oder den flüchtigen Schein seiner Bewegung selbst. Noch heute, wenn die Herbststürme wie eine wilde Jagd durch den Wald rasen, erinnert sich das Volk des vergessenen Gottes und sagt dann: „Der Wode zieht um". Da aber Wodan gleichzeitig Sonnengott war, so wurde er für die Zeit von den Herbststürmen bis Weihnachten, wo der Sonne Macht am geringsten ist, ruhend gedacht, ursprünglich in einem Wolkenberge, später in einem irdischen Berge, entsprechend dem „im Hügel Ruhen" der Begrabenen, welches ja auch nur zeitlich war. Und selbst nachdem er ganz begraben, bricht er zeitweise als Hackelberg oder Rodensteiner mit der wilden Jagd aus seinem Berge hervor, um den Deutschen zu Hülfe zu ziehen, sobald sie bedroht werden, weshalb denn auch die Süddeutschen das Erscheinen der wilden Jagd auf bevorstehenden Krieg deuten.

Die Gestalt des mit seinem Kriegsherrn im Berge ruhenden Wodan hat sich nachmals, als sein Ansehen mit dem eingedrungenen Christenthume längst verblichen war, nach der gewöhnlichen Weise in diejenige populärer Fürsten verwandelt, als Karl des Großen, Heinrich des Vogler's, Otto des Großen, und endlich Friedrich Barbarossa's, der in der spätern Erinnerung die andern meistens verdrängt hat. Er schläft im Kyffhäuser mit seinem Heldengefolge, bis die Raben (Wodan's Vögel) nicht mehr um den Berg fliegen, um dann hervorzukommen, und die letzte Schlacht zu schlagen, die zu Deutschlands neuem Glanze führt. Zu diesem großen Kampfe bedarf es vor Allem zahlreicher Rosse, von denen er bereits viele im Berge hat, und für die er zuweilen Stallknechte und Beschlagschmiede hineinruft, die dann für ihre Mühwaltung reich belohnt werden. Allein die vorhandenen reichen bei Weitem nicht aus, wie es aus der Sage von dem Müller erhellt, dem ein alter Mann seinen Schimmel abgekauft, und ihm, als er denselben nach dem Berge gebracht, den schlafenden Kaiser sehen ließ, dessen langer Bart durch den Steintisch gewachsen war, worauf ihm auch der große unterirdische wohlgefüllte Marstall mit den Worten gezeigt wird:

All' die Ross' in diesen Höhlen, —
Viele thuen uns noch fehlen —
Laufen dann in weiter Welt,
Wo der Herr die Fahne hält,
Unser röm'scher König.

Daher finden für diesen großen Kampf beständige geheimnißvolle Ankäufe statt, ja die Rosse werden gestohlen, wenn sie nicht gutwillig feil sind. Sehr sonderbar klingt, wenn man den Zusammenhang nicht kennt, ein Lied vom Kaiser Carolus, der mit dem Zwerge Elbegast, um eine große Gefahr zu überwinden, auf den Pferde-Diebstahl auszieht. Der Zwerg bedeutet hierbei wohl nichts weiter, als die von dem Kaiser für dieses Vorhaben angenommene Unsichtbarkeit, denn nachdem er erklärt hat:

Ich stehle die Eier aus der Brut;
Dies Pferd litt' nicht, daß ich's bestieg;
Ich weiß kein Roß so wacker und gut,
Und wer es reitet, mit dem ist der Sieg.

kommt er in dem Gedichte gar nicht weiter vor. Natürlich steht Karl der Große hier, wie oben Barbarossa für Wodan, und die furchtbare Gefahr ist die Auferstehungsschlacht, in welcher ihm dieses Roß zum Siege verhelfen soll, sei nun jene Schlacht gemeint, die er jedes Jahr in den Lenzstürmen gewinnt, um darauf seinen Schild an dem im Winter dürren Baum zu hängen, der alsbald ergrünt, oder die Entscheidungsschlacht der Götter-Dämmerung, nach welcher eine neue Epoche ewigen Friedens beginnt. Sogar seine Gattin, Frau Holde oder Gode, die in einigen Sagen ihre besondern Berge bewohnt, und die dem Kaiser Heinrich gesellte Prinzessin Ilse im Ilsenstein, werden als Pferde-Liebhaberinnen geschildert, und die Letztere erscheint von Zeit zu Zeit auf der Oberwelt, um Pferde zu entführen.

Auch in den durch ganz Deutschland zerstreuten Sagen von einem berüchtigten Pferdedieb bleibt Wodan meistens deutlich erkennbar. So in einer westfälischen Form, wo er Johann Hübener genannt und zugleich als „einäugig und mit dem einen Auge durch alle Welt sehend", hinreichend deutlich charakterisirt wird. In einer österreichischen Sage von Niederhollabrunn, die aus späterer christlicher Zeit stammen mag, da sich Wodan darin bereits in den Teufel verwandelt hat, ist er allein noch am weiten faltigen Mantel und großen schwarzen Hut zu erkennen. Der Pferdediebstahl erfreuete sich im deutschen Volke stets einer sehr nachsichtigen Beurtheilung, und zählte, wenn mit List ausgeführt, zu den Sünden, die leicht vergeben werden, und wahrscheinlich bezog sich die alte Redensart: „Das kommt gleich hinter'm Pferdestehlen", auf solche zweifelhaften Verbrechen. Jähns erzählt, wie in Raab die Pferdediebe sich bis zum Jahre 1848 beim hochwohlweisen Magistrat anmelden mußten, um Erlaubniß zum Bleiben während des Pferdemarktes zu erhalten. Auch das alte Sprichwort, „mit Verlaub kann man dem Bauer das Pferd aus dem Stall stehlen", weist auf diese lockern Grundsätze, mit denen es wohl zusammenhängen mag, daß im Pferdehandel überhaupt der Betrug nicht allein für zulässig und erlaubt, selbst unter ehrlichen und befreundeten Leuten, gehalten wird, sondern der Verkäufer sich wohl gar der gelungenen Betrügerei zu rühmen pflegt. Jähns erzählt, daß bei dem pferdeverständigsten Volke der Araber ähnliche Anschauungen maaßgebend sind, und daß auch dort der Pferdediebstahl nicht für ehrenrührig gilt, wenn der Thäter nur im Augenblicke des Davonjagens dem Bestohlenen zuruft: „Ich nehme dir dein Pferd." Man erzählt hierzu sogar eine dem Verfasser anscheinend unbekannt gebliebene Anekdote, nach welcher ein dem Pferdediebe nachjagender Araber, im Schmerze, daß das nie im Rennen überholte Pferd jetzt seinen Ruhm einbüßen sollte, dem Diebe zuruft: „Kneipe es in's rechte Ohr!", um es durch Mittheilung dieses Kunstgriffes unwiederbringlich zu verlieren.

Wie gesagt, der Roßdiebstahl ist in der deutschen Volksliteratur außerordentlich populär geworden, wobei die überraschendsten Schliche in Scene gesetzt werden. Den Pfarrer, der sich gerühmt, ihm solle Niemand sein Pferd stehlen, fleht ein Krüppel auf der Straße in den kläglichsten Ausdrücken an, ihm zur Wiedererlangung seiner Krücken behülflich zu sein, welche ihm böse Buben hoch auf den Baum gehängt. Und während der Pfarrer das Werk der Barmherzigkeit vollbringt, schwingt sich der Schlingel, statt das Pferd zu halten, auf den Sattel und eilt mit höhnenden Worten davon. In andern Erzählungen wissen die Roßdiebe durch Umkehrung der Hufeisen ihre Spuren irreleitend zu machen, ein Zug, der wiederum auf Wodan weist, dessen Schimmel die Hufeisen stets verkehrt trug. Alle diese Geschichten gipfeln in dem alten Märchen vom Meisterdiebe, das in sehr verschiedener Form erzählt wird, dem aber stets als erste Kunstprobe aufgetragen wird, sorgfältig gehütete Pferde zu stehlen, wobei dann die schalkhafte List, durch welche diese Aufgabe gelöst wird, mit außerordentlichem Behagen und großer Genugthuung erzählt zu werden pflegt. Interessant für den Erweis des nähern Zusammenhangs mit der alten Göttersage wird hierbei eine böhmische Lesart des Meisterdiebes, nach welcher der Dorfrichter denselben hängen lassen will, wenn er ihm nicht sein schneeweißes Pferd stehlen könne. Das ließ er aber

durch sechs Männer Tag und Nacht bewachen. Da setzte Hans einen großen breitrandigen Hut auf den Kopf, nahm einen langen Stab, ging Nachts zum Stall und rief hinein: „ich bin der Sunnawendfeuer-Mann mit'n breiten Hut (d. h. der stets als Schimmelreiter dargestellte Wodan mit dem Wunschhut), ich hab' meinen Schimmel verloren, gebt mir Euren!“ — Da entsetzten sich die Wächter und führten den Schimmel aus dem Stall, auf welchem Hans schnell zum Gichter ritt. Man sieht mit welchem Unrecht der Fährmann Harbart (eine Metamorphose Wodan's in der ältern Edda) dem Ueberfahrt begehrenden Thor zuruft:

Man widerrieth mir, Strolche und Roßdiebe zu fahren,
Nur ehrliche Leute, und die mir lange kund sind! —

Damit aber nicht etwa ein Franzose, wenn ihm der Zufall diese Zeilen vor's Auge bringen sollte, in jener Privat-Liebhaberei des obersten deutschen Gottes eine Bestätigung der famosen Pendulen-Theorie finden möge, und da überhaupt uns Epigonen der Begriff stehlender Götter stets etwas Widerwärtiges behalten wird, müssen wir erwähnen, daß das Stehlen und Davontreiben weißer Schimmel unseres Sturm-Gottes ursprünglich keinen andern Sinn hat, als das Lämmerstehlen des ihm in den meisten Zügen völlig entsprechenden griechischen Windgottes Hermes. Während der letztere unberittene, aber sonst gleichfalls mit Hut und Stab ausgerüstete Gott wie ein Schäfer die Heerde vor sich hertreibt, jagt der berittene Wodan stürmende Rosse; es sind die Wolken, die er zu einem Berge zusammentreibt, um drin ruhend sich zu verbergen. Ueberhaupt hat das Himmelsroß in der deutschen wie in der griechischen Mythologie stets die deutlich ausgesprochene Wolken- und Wasser-Natur: Hrimfaxi oder Reifmähne, das Pferd der Nacht schüttelt seinen Schaumschweiß als Morgenthau in die Thäler. Diese nahe Beziehung ergiebt sich namentlich in dem Quellenstampfen der Rosse, das in der griechischen Mythologie nicht häufiger als in der deutschen vorkömmt; der Hippokrene, Aganippe und andern griechischen Roßquellen, entsprechen unsere Ortsnamen Marbach, Markobrunnen, Roßbach u. s. w. Und wie der Name Pegasus sich von pege, die Quelle, ableitet, so entlockt Neptun im Wettstreite mit der Minerva, dem Felsen ein Roß statt einer Quelle.

Wenn man aber unter den Rossen, die der Kaiser im Berge sammeln mußte, bevor er den wiedererrichteten deutschen Thron bestieg, die unter fremde Herrschaft verirrten Reichsländer verstehen will, und zu ihrer Wiedergewinnung jede List für erlaubt findet, so hat auch der alte Mythus nichts Anstößiges, und Alles findet seine passende Deutung, bis auf den breiten Wunschhut, unter welchen nun alle die zahlreichen eigenwilligen Köpfe untergebracht sind, was man früher für unmöglich hielt. Und selbst die Gefahr, die der deutschen Einigkeit von den schwarzen Vögeln drohete, nach denen der alte Barbarossa so oft nachschauen ließ, scheint beseitigt, brach doch ihr eigentlicher Horst in demselben Augenblicke zusammen, als der deutsche Thron neugegründet wurde — der so lange dürre Baum grünt nun wieder.

Ein Buch, das auf solche Seitenbetrachtungen führt, muß wohl ein deutsches Buch sein, und es verdient diesen Namen durch Sprachreinheit, Fleiß, Gesinnung und selbst durch eine zuweilen hervortretende Derbheit, die Niemand einem deutschen Reitersmanne übelnehmen wird. Ernst Krause.

Belgien.

Hoffmann von Fallersleben an die Mannen von Flandern.

Die Brüsseler Zweep vom 12. Mai wird mit folgendem Gedicht und mit den Noten der Volksmelodie (des Vivivallera-Liedes) eröffnet, die Hoffmann von Fallersleben „an die Mannen von Flandern“ gerichtet, wozu die Zweep auch gleich eine vortreffliche vlamische Uebertragung von Em. Hiel liefert, sowie das darunter befindliche Schreiben Hoffmann's an den Redacteur:

Ihr Männer von Flandern,
Nur Eines thut noth:
Der Kampf mit den Wälschen
Auf Leben und Tod.
Ihr Männer von Flandern!
Ein würdig Geschlecht
Kämpft fröhlichen Muthes
Für Freiheit und Recht.

Ihr Männer von Flandern,
Was wartet ihr noch?
Ertraget nicht länger
Das schimpfliche Joch!
Ihr Männer von Flandern,
Habt ihr ihn verdient,
Den mächtigen Schlachtruf:
Hei! Schild ende Vriend?*)

Ihr Männer von Flandern,
Vergesset ihn nicht!
Befolgt was euch sagen
Gewissen und Pflicht!
Ihr Männer von Flandern,
Nur Eines thut noth:
Der Kampf mit den Wälschen
Auf Leben und Tod!

Schloß Corvey, 26. April 1872.

Hochgeehrter Herr!

Ein deutsches Lied mit deutscher Volksweise! Ich hoffe und wünsche, daß Sie es gern in die Zweep aufnehmen. Die Fransquillons müssen nicht glauben, daß wir dem Kampfe unserer Brüder um die heiligsten Belangen theilnahmlos zusehen. Nebenbei mögen auch die Vlamingen es nicht verschmähen, ein Lied in der Sprache ihrer Freunde zu singen, nachdem sie so lange und leider! so gern die Lieder ihrer Feinde gesungen haben.

Mit deutschem Gruße Ihr ergebener
Hoffmann von Fallersleben.

---

*) Nach der Eroberung Flanderns durch die Franzosen zu Anfang des 14. Jahrhunderts hatten mehrere flandrische Städte französische Besatzungen erhalten, so auch Brügge. Pieter de Coninck, der Volksmann, war aus der Stadt geflüchtet und kehrte dann mit den ausgewanderten und ausgewiesenen Bürgern und vielen anderen Vlamingen den 11. Mai 1302, als der Morgen graute, zurück, und überwältigte mit Hülfe der Bürger in der Stadt die Besatzung. Wer von den Fliehenden das Schiboleth: „Schild ende Vriend!“ nicht sprechen konnte, wurde niedergehauen. Das war der Erkennungs- und Schlachtruf: „Schild ende Vriend! Vlaenderen den Leeuw! Wat walsch is, valsch is! Slaet dood!“ So machten es einst die Gileaditer mit den Ephraimitern: wenn diese nicht Schiboleth sprechen konnten und sprachen Siboleth, so wurden sie in den Jordan gestürzt (s. Buch der Richter 12, 5. 6.) — Das war ein guter Mamertustag zu Brügge, oder wie der Zeitgenosse Lodewijc van Velthem sagt: der gute Freitag. Desen dach heet men te Bruggen Goed vridach om dese daet.
H. v. F.

England.

Kindheit und Jugend von Charles Dickens.*)

Die schöne Lobpreisung, die Börne in seiner Gedächtnißrede auf Jean Paul diesem spendet, die nämlich, daß er vorzugsweise ein Dichter der Armen und Verlassenen, der vom Schicksal und den Menschen Mißhandelten gewesen sei, daß er unzählige Thränen unbekannten und verschwiegenen Leides getrocknet, einen Sonnenstrahl geistigen Ausblicks, ermuthigender Sympathie in so manche düstere Existenz getragen habe, diesen ewig herrlichen Ruhm darf Charles Dickens in demselben Maße beanspruchen. — Wie er dazu gelangt ist, sein herrliches Talent so ganz in den Dienst reinster Humanität zu stellen, das erfahren wir erst anschaulich aus einem soeben in London erschienenen Buche, das Dickens Lebensgeschichte zum erstenmale ausführlich, glaubwürdig und in fesselnder Weise darstellt und somit einem von seinen zahllosen Freunden wirklich gefühlten Bedürfniß abhilft.**)

Wie Dr. Johnson während seines Lebens den Wunsch aussprach, daß Boswell sein Biograph werden möchte, so übertrug schon vor Jahren Dickens seinem geliebten und vertrauten Freunde John Forster die Arbeit, der Welt später die wahre Geschichte seines Lebens mitzutheilen.

Vom Frühjahr des J. 1837 bis zu Dickens Todestage im Juni 1870 stand Forster mit Dickens auf dem vertrautesten Fuße; sie waren ungefähr von gleichem Alter und wahrscheinlich hat D. Niemand so tief in das Innerste seines Wesens blicken lassen, als den literarischen Gefährten, der es jetzt unternommen hat, der Welt die Geschichte dieses Lebenslaufes zu geben. Diese Geschichte selbst ist vom höchsten Interesse. Selten hat ein Autor einen so großen Theil seines Wesens in seine Werke verwebt, wie D., und selten ist das Publikum so unwissend darüber gewesen, daß all diese wunderbare Lebensfülle von dem eigenen pulsirenden Herzblute des Dichters ihre Nahrung empfing. Der äußern Welt freilich erschien D. immer im Lichte eines Erfolgs ohne Gleichen, diejenigen aber, welche ihn genauer kannten, wußten, daß all der Sonnenschein durch sehr entschiedene und sehr tiefe Schatten begränzt wurde.

Shelley, der selber aus Erfahrung reden konnte, hat es ausgesprochen, daß „der Dichter im Leide lernt, was er im Liede lehrt." Dickens litt mehr als gewöhnliche Menschen, und die pathetische Seite seiner Schriften wird durch diese Kenntniß nur rührender werden. Ohne Zweifel war auch seine Genußfähigkeit intensiv; jedoch wenn man sein ganzes Leben überblickt, kann man den Gedanken nicht verscheuchen, daß es mehr ein trauriges als ein heiteres war. Es gab allerdings eine Mittel-Periode in seiner Laufbahn, während welcher er das Leben bis in die Fingerspitzen hinein genossen zu haben scheint mit einem so lebendigen und durchdringenden Vergnügen, daß man es sich gern zurückruft. Aber seine Kindheit war schmerzensreich und seine späteren Jahre waren verdüstert.

„Er war ein sehr kleiner und sehr kränklicher Knabe", sagt Forster. Er litt an häufigen Krampfanfällen, die ihn zu jeder tüchtigen Leibesübung unfähig machten. Er war niemals ein guter kleiner Cricketspieler, auch beim Murmelspiel und ähnlichem Zeitvertreib stand er stets hinter den Anderen zurück. Dies war in Chatham. Später als sein Vater nach London übersiedelte, mußte der arme kränkliche Knabe — kaum zehn Jahre alt — eine Reihe von Erfahrungen durchmachen, wie sie sonst den Kindern der Mittelklassen erspart bleiben, die aber, während sie ihm zu jener Zeit den ausgesuchtesten Schmerz bereiteten, und eine Wolke über sein ganzes späteres Leben warfen, dennoch zweifelsohne die Quelle seiner wunderbaren Menschenkenntniß wurden, und ihn mit Bildern des Elends in jeder Gestalt vertraut machten. D.'s Kindheit verfloß in der entsetzlichsten Armuth. Sein Vater, John Dickens, gerieth in Geldverlegenheiten und wurde in das Schuld-Gefängniß gesperrt, das später in „Little Dorrit" so lebendig beschrieben worden ist. Jede kleine Summe, die von einem der Familienglieder erspart werden konnte, erschien von unsäglich hoher Bedeutung; so wurde der zehnjährige Knabe um das Jahr 1822 in ein Wichse-Geschäft gebracht, das einem entfernten Verwandten der Familie angehörte, man findet die Beschreibung des Hauses in David Copperfield. Was Viele schon früher vermutheten, wird jetzt bestätigt: das Leben des Knaben David Copperfield ist das Leben des Knaben Charles Dickens. Der künftige Romanschreiber trat in Lamert's Wichse-Handlung in der untergeordnetsten Stellung für 6—7 Shilling die Woche ein. Seine Arbeit bestand darin, die Töpfe mit Wichse zuerst mit Oelpapier, dann mit blauem Papier zu überbinden, das Papier ringsum sauber abzuschneiden und endlich ein Etiket aufzukleben. Seine Gefährten bei dieser Arbeit waren Knaben der niedrigsten Herkunft und ungebildetster Manieren, und der arme Knabe, der sich besserer Tage entsann, der nach Bildung schmachtete und immer fürchtete, ein längerer Aufenthalt in dieser Atmosphäre würde ihn unrettbar in den Schlamm der Gesellschaft versinken lassen, litt einen Grad von Angst, daß selbst auf der Höhe des Glücks die Erinnerung daran ihn noch quälte. In dem Fragment einer Autobiographie, die er im Jahre 1847 begann, sagt er darüber: „Von jener Stunde bis zu der, in welcher ich schreibe, ist kein Wort über den Theil meiner Kindheit, den ich so eben beschrieben habe, je über meine Lippen gekommen. Ich habe keine Vorstellung davon, wie lange dieser Zeitraum dauerte, ob ein Jahr, oder viel mehr oder viel weniger. Meine Eltern sind beide über jene Zeit völlig stumm, ich habe nie die leiseste Anspielung darauf von ihnen vernommen, ich selbst bin bis zu diesem Augenblicke gegen jeden Menschen, selbst meine Frau nicht ausgenommen, ebenso verschwiegen gewesen."

Viele Theile dieser unvollendeten Selbstbiographie sind Wort für Wort in das zwei Jahr später entstandene Werk „David Copperfield" aufgenommen worden, dessen Plan er erst faßte, nachdem er diese Aufzeichnungen aus seiner Kindheit gemacht hatte, worauf er die Autobiographie liegen ließ. Herr Forster jedoch giebt noch einige Bruchstücke aus derselben, von denen wir eines hier folgen lassen. Dickens sagt von der eben erwähnten Kindheits-Periode: „Die tiefe Erinnerung meines Gefühls von gänzlichem Verlassensein, von äußerster Hoffnungslosigkeit, der Scham, die ich über meine Lage fühlte, das Elend, das mein junges Herz erfüllte bei dem Gedanken, daß Tag für Tag alles was ich gelernt, wonach ich gestrebt hatte, rettungslos von mir abfallen würde, um nie mehr wiederzukehren, all dies kann nicht beschrieben werden. Mein ganzes Wesen war so gesättigt mit Kummer und Erniedrigung, daß selbst jetzt, wo ich berühmt, bewundert und glücklich bin, ich in meinen Träumen noch oft vergesse, daß ich ein liebes Weib und Kinder habe, ja daß ich ein Mann bin und im Traume wandere ich trostlos zurück zu jener trostlosen Zeit. Meine Mutter und meine Geschwister waren um jene Zeit in zwei Zimmern des leer stehenden Hauses in Gowerstreet

*) Aus der Feder unserer verewigten Mitarbeiterin Marie Strahl.

**) The Life of Charles Dickens. By John Forster. 1812—1842. London, Chapman et Hall. 1 vol. Leipzig, Tauchnitz. 2 vols.

untergebracht, nur meine Schwester Fanny in der königl. Akademie für Musik." — Der arme Knabe mußte sein Mittagessen, bestehend aus Brod und einem Stück Wurst, in der Tasche eingewickelt mitnehmen, oder in einem bescheidenen Laden der Nachbarschaft sich irgend eine Kleinigkeit kaufen. Nur einmal entsinnt er sich, daß er dem Drange nicht widerstehen konnte, sich in ein feines Speisehaus zu begeben und dort sich eine halbe Portion boeuf à la mode vorsetzen zu lassen. Daß die Aufwärter die sonderbare kleine Erscheinung erstaunt ansahen, ist ihm auch noch gar wohl erinnerlich. — Da sein Vater nicht im Stande war, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen, so mußte der Haushalt ganz aufgelöst werden und die Familie ganz in das Gefängniß übersiedeln. „Der Schlüssel des Hauses", fährt die Selbstbiographie fort, „wurde dem Wirth zurückgeschickt, der sehr froh darüber war, und ich (kleiner Cain, der ich war, nur daß ich Niemanden je etwas Böses zugefügt hatte) wurde als Einmiether einer stark zurückgekommenen alten Dame überliefert, die unserer Familie lange bekannt war und kleine Knaben in Pension nahm. Unbewußt saß sie mir zu Mrs. Pipchin in „Dombey und Sohn", nur daß sie sich einige Veränderungen und Verschönerungen gefallen lassen mußte. Sie hatte einen kleinen Knaben und seine Schwester, irgend Jemandes natürliche Kinder, in Pflege, für die sehr unregelmäßig bezahlt wurde, außerdem den kleinen Sohn einer Wittwe. . . . . Ich kaufte mir jeden Tag für einen Penny Brod und eben so viel Milch zum Frühstück; ebenso hielt ich mir stets etwas Brod und Käse auf einem besondern Brett, um sie Abends zu finden, wenn ich aus dem Wichse-Geschäft nach Hause käme. Ich glaube, meine Wohnung wurde bezahlt, sonst aber hatte ich mich von den 6—7 Shilling die Woche ganz allein zu erhalten, und ich erhielt keine andere Unterstützung vom Montag Morgen bis zum Sonnabend Abend, keinen Rath, keinen Trost, keine Ermuthigung, keine Warnung oder irgend welche Hülfe von irgend wem, so viel ich mich dessen erinnern kann; Gott sei mein Zeuge."

Wir übergehen die detaillirten Schilderungen seiner frühen Leiden und Entbehrungen. „Ich weiß", fährt er fort, „daß ich nicht unabsichtlich oder unbewußt die Dürftigkeit meiner damaligen Mittel übertreibe, noch die Schwierigkeiten meines Lebens. Ich weiß, daß wenn irgend Jemand mir einen Shilling schenkte, ich mir dafür ein Mittagessen oder Thee geben ließ; ich weiß, daß ich vom Morgen bis zum Abend mit gewöhnlichen Männern und Knaben arbeitete, selber ein schäbiger Junge. (Am Sonntag holte er seine Schwester aus der Akademie morgens ab, um den Tag bei den übrigen Familiengliedern im Gefängniß zu verbringen). Ich weiß, daß ich, wenn auch vergeblich, bemüht war, mein Geld nicht schon im voraus auszugeben, damit es die Woche über vorhalte, indem ich in einem mir gehörenden Schubfache sechs kleine Pakete verbarg, deren jedes mit dem Namen des Tages versehen war, an dem ich den darin enthaltenen Shilling ausgeben durfte. Ich weiß, daß ich mich in den Straßen umhergetrieben habe, ungenügend gespeist. Ich weiß, daß ich es nur der Gnade Gottes verdanke, wenn ich nicht aus Mangel an Fürsorge ein kleiner Räuber oder kleiner Vagabund geworden bin."

Trotz alledem gelang es dem kleinen Helden, seinen Kummer ganz in sich zu verschließen, auch über die Gefangenschaft seines Vaters schwieg er gegen Jedermann und verstand durch seinen Fleiß, seine Pünktlichkeit bei den ihm übertragenen Geschäften, sowie durch ein gewisses gebildetes Wesen die Achtung seiner roheren Gefährten zu erwerben, so daß er allgemein „der kleine Herr" hieß. — Endlich gelang es seinen Thränen und Bitten den Vater zu bewegen, daß er ihn wenigstens in der Nähe des Gefängnisses, wo die ganze Familie sich befand, unterbrachte. Herr John Dickens, der Vater, scheint eine jener genialen, freundlichen, leichtlebigen unpraktischen Naturen gewesen zu sein, die trotz all ihrer guten und angenehmen Eigenschaften, ihrer ehrenwerthen Richtung, und selbst ihres Fleißes (denn all diese Tugenden besaß der Vater, wie der Sohn gebührend anerkennt), doch nie dazu gelangen, ihren Weg in der Welt zu machen, da ihnen die eine Fähigkeit abgeht, den strengen Verhältnissen des Lebens Rechnung zu tragen. — Der Knabe kam nun in eine eigene kleine Dachkammer in der Nähe seiner Eltern und erschien sich hier wie im Paradiese. „Es ist dieselbe Kammer, sagt er, wo viele Jahre später Bob Sawyer logirte."

Die Bilder des Gefängnißlebens in den „Pickwickiern", „David Copperfield" und „Little Dorrit" wurden alle von Dickens in diesen frühen Tagen studirt. Er war ein Kind von übernatürlich scharfer Beobachtungsgabe, und seine frühen Erfahrungen schärften dieselbe wie nur sie es können.

Mit zwölf Jahren kam er endlich in eine ordentliche Schule, wo seine Lebensgeister bald erwachten und sich in Scherz und Muthwillen Luft machten. Dann wurde er Advokatenschreiber, dann Zeitungs-Berichterstatter und endlich gelesener Autor. Seine frühere Armuth wurde zu einer Fundgrube des Reichthums für ihn und der Rohstoff für seinen Ruhm. Er verstand und übte die Kunst, sein Leben zu einer Fiction von Dauer auszumünzen. Die Dora in „David Copperfield" war, wie es scheint, seine erste Liebe, deren Andenken er auch immer treu bewahrte; und die Flora in „Little Dorrit" war dieselbe Dame, die in der That nicht gestorben, sondern nur durch fünfundzwanzig Jahre stark verändert war, als Dickens und seine Frau ihr einen förmlichen Besuch abstatteten und im Hausflur den ausgestopften Fip erblickten.

Ein großer Theil des Interesses, den die bis jetzt erschienene Abtheilung darbietet, beruht in den Briefen von Dickens selbst, die er mittheilt; die aus Amerika sind besonders anziehend, doch wäre es ungerecht, nicht auch die geschickte Feder Mr. Forster's anzuerkennen, der es gelungen ist, ein liebenswürdiges Bild des liebenswürdigen Dichters zu entwerfen. Mit Spannung sehen wir den folgenden Bänden entgegen, denn Dickens gehört Deutschland mindestens eben so viel an, wie seinem Geburtslande; er war einer jener Apostel der Humanität, die bei allem nationalen Gepräge, doch ohne es zu wollen, fast kosmopolitischen Ideen dienen. Wir lauschen seinen Weisen mit demselben Entzücken, wie die Engländer den Gesängen Händel's oder Mendelssohn's.

Aegypten.

Das heutige Aegypten, nach Heinrich Stephan.*)

Das Canalsystem des Nilthals und des Isthmus.

Aegypten ist die Stätte der ältesten Cultur, die sich auf unserem Erdball nachweisen läßt, es ist das Wunderland der alten Welt, wo die Hervorbringungen des Menschengeistes über Jahrtausende hinweg bis zur heutigtn Stunde den Abglanz groß-

*) Das heutige Aegypten. Ein Abriß seiner physischen, politischen, wirthschaftlichen und Culturzustände, von Heinrich Stephan. Mit einer Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1872. XXIV und 528 S. 8.

artiger Herrlichkeit bewahrt haben und daher das Ziel der Sehnsucht für die gebildeten Geister des antiken Hellenenthums wie des modernen Europas; eine Beschreibung dieses Landes wirkt mit der Anziehungskraft eines unvergleichlich inhaltreichen Stoffes und umfaßt, auch wenn sie sich auf die Gegenwart beschränkt, den Rückblick auf eine endlose Kette der Vergangenheit, die mit unvertilgbaren Spuren zum Gemüthe des Betrachters redet. Jeder Fortschritt in Aegypten ist mehr oder weniger die Wiederherstellung uralter Vorzüge seines Wesens, und das prägt allen Beschreibungen des Landes einen eigenthümlichen Charakter auf.

Das jüngste Werk über das heutige Aegypten, welches den deutschen General-Postdirector Heinrich Stephan zum Verfasser hat, giebt uns in dem Rahmen einer geographisch-social-politischen Darstellung und auf der soliden Grundlage streng wissenschaftlicher Forschung ein lebendiges und anregendes Bild von den gesammten Kulturzuständen des Nilthals. Ein massenhaftes, mit Sorgfalt gesammeltes statistisches Material ist in dem Buche geschickt verarbeitet, alle unnützen Wiederholungen sind vermieden, überflüssige Ausschmückungen unterlassen, in schlichter Einfachheit überall das Wahre und Richtige darzulegen gesucht, aber das größte Verdienst, welches Herr Stephan durch dieses Buch sich erworben hat, ist in den Augen des Freundes echter Wissenschaftlichkeit die Methode, die er gewählt hat, unseres bescheidenen Erachtens die einzig berechtigte in der Staatswissenschaft, diejenige nämlich, welche die Naturverhältnisse des Landes zum Ausgangspunkt nimmt, Klima und Bodenbeschaffenheit als die natürlichen Voraussetzungen jeder socialen Entwickelung betrachtet und deswegen eben dem Anbau des Bodens die höchste Aufmerksamkeit schenkt. Alle Kultur kommt zuletzt und zuerst von dem Anbau des Landes her, denn alle Kultur zieht ihre Wurzel aus der Bodenkultur, wie schon der Name selbst anzeigt. Herr Stephan hat, unbeirrt durch die noch immer auf den Lehrkanzeln herrschende abstrakte idealistische Doctrin, die physiologische Methode der Socialforschung zur Richtschnur erkoren und, indem er diesem klares Licht verbreitenden Leitstern sich anvertraute, ein durch die Anordnung des Stoffes mustergiltiges Werk zu Stande gebracht. Im ersten Abschnitt behandelt er Land und Volk, im zweiten Landwirthschaft und Agrarverfassung, im dritten Regierung und Verwaltung, im vierten die Finanzen, im fünften Cultus und Justiz, im sechsten Handel, Verkehr und Industrie, im siebenten endlich, der einen speciellen Anhang zum vorangegangenen Abschnitt bildet, den Suezcanal, die wichtigste Handelsstraße des modernen Aegyptens, und zwar diejenige, welche den Handel mit Indien vermittelt.

Allerdings ist die physiologische Behandlungsweise, die ein Anhänger von August Comte die „positivistische" nennen würde, nirgends deutlicher vorgeschrieben, als bei der Betrachtung der Verhältnisse Aegyptens. Was Aegypten je in der Weltgeschichte gewesen und was es bis zum Untergang unseres Erdballs für alle Zukunft bleiben wird, das verdankt es, nächst seiner geographischen Lage zwischen Europa und Asien, dem befruchtenden Element des Nilstroms. Aegypten ist, was es ist, durch den Nil, dieser hat seinem Ackerbau seit Jahrtausenden einen so unerhörten Aufschwung verliehen, daß ein schmaler Streifen kulturfähigen Landes, der heutzutage kaum den Umfang des kleinen Königreichs Belgien erreicht, die Basis einer uralten, weithin leuchtenden Gesittung und zeitweise einer gewaltigen politischen Machtentfaltung hat werden können. Das ägyptische Reich, welches unter dem jetzigen Khedive Ismail-Pascha mit seinen Dependenzen (Nubien, Sudan, Kordofan) wiederum ein Areal von 34,000 geogr. Quadratmeilen in sich schließt, wovon auf das eigentliche Aegypten 10,171 Q. M. kommen, hat niemals zwar so ungeheure Dimensionen erlangt, wie dereinst das persische, dann das macedonische und zuletzt das römische Weltreich, dem es selber durch sieben Jahrhunderte als Provinz unterwürfig war, aber es hat alle Riesenschöpfungen antiker Staatskraft an nachhaltiger Festigkeit überboten, und als es dem Ansturm der Cäsaren erlag, hatte es eine politische Geschichte von mindestens vier Jahrtausenden hinter sich! Diese zähe Ausdauer hat ihm die Lebensfülle seiner Bodenkultur verschafft. Es war ein Ausfluß der stetigen Segenspenden des Nilwassers. Man weiß allgemein, daß die jährlichen Anschwellungen, welche im eigentlichen Aegypten von Ende Juni bis Ende October nilabwärts sich fühlbar machen, durch die Ueberschwemmung der Ackerflächen und die Menge des sich ablagernden Nilschlamms die Ursache der ungewöhnlichen Fruchtbarkeit des Bodens sind. Jedoch würde nur ein verhältnißmäßig kleiner Bezirk der Nilufer dieses Segens theilhaftig werden, wenn nicht seit Jahrtausenden ein Ueberrieselungssystem durch Bewässerungs-Canäle bestanden hätte, das bis auf die Zeiten des tiefsten Verfalls der Wasserbauten, d. h. bis zu der Herrschaft der türkischen Mameluken herab, einen Rest von den Wohlthaten der Vorzeit gerettet hat.

Mehemed Ali, der Schöpfer des modernen Aegyptens in den ersten Jahrzehnden des laufenden Jahrhunderts, ist auch der Wiederhersteller des ägyptischen Canalsystems. Er baute zunächst 1819 den großen Mamudieh-Canal, der einerseits zunächst Alexandrien wiederum eine genügende Schifffahrts-Verbindung mit dem Nil und einen directen Verkehr mit Kairo und dem übrigen Aegypten gewährt, andererseits aber die Grundlage für die Bewässerungs-Arbeiten im nordwestlichen Theile Unterägyptens bildet. Die Arbeitskraft von 250,000 Menschen, von denen in Folge mangelhafter Vorkehrungen leider an 20,000 durch Hunger und Seuchen umkamen, und ein Kostenaufwand von 7½ Millionen Francs wurden von dem reformfreundlichen Selbstherrscher zu diesem Zweck angestrengt. Mehemed Ali hatte den französischen Hydrotechniker Linant de Bellefonds, nachmals unter dem Namen Linant-Bey, General-Director der öffentlichen Bauten, für diesen Dienstzweig gewonnen, und der einsichtsvolle Eifer dieses tüchtigen Mannes hat denn auch das Resultat jener Bemühungen gesichert. Von den Tagen Mehemed Ali's datirt die reichere Bewässerung des Delta und der am linken Nilufer weiter oberhalb belegenen Provinz Fajûhm, sowie die Regulirung des 45 geogr. Meilen langen Joseph-Canals (Bachr Jussuf), der nach neueren Forschungen ein alter Nilarm ist. Aus seinen Wassern wurde dereinst der Moerissee gespeist. Dagegen sind die Stauungen, die Mehemed Ali am Nil hat anbringen lassen, nicht alle von glücklichem Erfolg gewesen, am wenigsten die große „Barrage", drei Meilen unterhalb Kairo, welche von dem gehofften doppelten Nutzen fast das Gegentheil hervorgebracht hat. Weder hat sie den Seitencanälen die für die Ueberrieselung der Ackerflächen nothwendigen Wassermengen zugeführt, noch die Schifffahrt auf die Canäle geleitet, sondern diese ist auf dem Nil selbst verblieben und nur schwieriger und gefahrvoller geworden.

Die altgläubige Reaction unter dem zelotischen Abbas Pascha ließ auch die Förderung der Bewässerungs-Anlagen ins Stocken gerathen. Der Kampf mit der Wüste, den die Lage des Landes den Bewohnern Aegyptens auferlegt, will stets mit frischen Kräften und freiem Muthe geführt sein, unter dem Alpdruck eines starrsinnigen Despoten erlahmt der Fortschrittseifer jeder Bevölkerung, vollends einer orientalischen, die dem Machtgebote

des Herrschers, auch des schlechtesten, ohne eine Spur eigener Initiative anheimgegeben ist. Es bedurfte der energischen Hand des europäisch gebildeten Saïd Pascha, um den Verbesserungsarbeiten am Canalnetz einen neuen Impuls zu leihen. 70,000 Fellahs wurden zur Reinigung des Mamudieh-Canals aufgeboten, auf dem unter Abbas Pascha die Schifffahrt nahe daran gewesen war, unterbrochen zu werden. Man hatte seiner Zeit diese Wasserstraße allzuschnell fertig gestellt und mußte nun die Versäumnisse der Reactionsperiode durch eine Herkulesarbeit wieder einholen. Hatte vorher der Aberglaube, der das Schleusenwerk von Illahun, welcher das Land Fajuhm vor den Ueberschwemmungen des Bachr Jussuf schützt, als von dem Patriarchen Joseph herrührend, trotzdem es vollständig untauglich geworden, nicht mögen antasten wollen, so ward jetzt ein neues Schleusenwerk errichtet und vielleicht wird dereinst auch der alte Moerissee, jenes von Menschenhand auf drei Quadratmeilen Umfang ausgegrabene Riesen-Reservoir, die glorreiche Regierungsthat des Königs Moeris, welche einem großen Theil des westlichen Aegyptens das befruchtende Element zuführte, wieder aus der Wüstenöde herausgearbeitet und zu neuem Leben erweckt werden.

Der Herr Verfasser erklärt es mit Recht für ein Hauptverdienst Saïd Paschas, daß er die Idee des Suez-Canals schon auf die ersten Eröffnungen ihres Urhebers Ferdinand von Lesseps unter seinen Schutz genommen hat. Schon im ersten Regierungsjahre Saïd's (November 1854) erfolgte die Concession an die von Lesseps gestiftete Canal-Gesellschaft, welcher der nöthige Grund und Boden, soweit er nicht im Privatbesitz befindlich war, vom Staate unentgeltlich abgetreten wurde. Man erinnert sich, daß am 16. November 1869 die feierliche Eröffnung des Canals alle gegen das Unternehmen vorgebrachten Bedenken zu Schanden gemacht hat. 1849 hatte Lesseps seine Studien über den Gegenstand begonnen: zwanzig Jahre Mühen, Verhandlungen und Arbeiten wurden durch die Vollendung des Werkes gekrönt. Die Hypothese, welche 1798 der von Napoleon mit Vorarbeiten beauftragte Chef-Ingenieur Lepère aufgestellt hatte und welche das schwerste Bedenken gegen den Durchstich der Landenge von Suez enthielt, die Annahme nämlich, der Spiegel des Rothen Meeres liege 9⁹/₁₀ Meter höher, als der des Mittelmeeres, haben die Thatsachen handgreiflich widerlegt und was damals Laplace und Fourier behauptet hatten, lediglich bestätigt. Die Verbindung der eben genannten Meere ist heutigen Tages eine Wasserstraße ersten Ranges, deren Bedeutung fort und fort wächst und die zugleich, wie Herr Stephan sehr richtig bemerkt, in die compacte Masse der Bekenner des Islam eine Lücke gerissen hat, durch welche die Kultur des Abendlandes in geschlossener Phalanx siegreich vordringt.

Aber auch Aegyptens Kampf mit der Wüste ist durch den Suez-Canal in ein neues Stadium getreten. Ismail Pascha, der jetzige Khedive, der am 18. Januar 1863 den ägyptischen Thron bestieg, hat sich in allen Verwaltungszweigen als ein würdiger Nachfolger Saïd's bewährt und ganz vorzüglich, was die Hebung des Ackerbaues durch die Bewässerung anlangt. Während er die Frohnarbeiten im ganzen Reiche abgeschafft hat und Submissions-Unternehmungen nach europäischer Art an deren Stelle eingeführt sind, wurde nicht nur der Mahmudieh-Canal mit neuen Schleusen und einem Bassin an der Mündung in's Meer versehen und im Lande überhaupt 49 neue Bewässerungs-Canäle angelegt, wobei die Zuckerrohr- und Baumwollen-Kultur Oberägyptens ebenfalls sorgfältig in Betracht gezogen ward, es erfolgte auch nach der Seite des Isthmus von Suez hin ein hochwichtiger Schritt auf der Bahn der Verbreitung der Wohlthaten des Nils. Das war die Vollendung des Süßwasser-Canals, der den Nil unterhalb Kairo mit Suez verbindet und am 29. December 1863 nach unsäglichen Beschwerden eröffnet ward. Dieser Canal war zunächst eine unerläßliche Vorbedingung für das Zustandekommen der großen Meer-Wasserstraße, vor Allem, um den Arbeitern an der letzteren Trinkwasser zu verschaffen. Doch darin besteht nicht sein alleiniger Zweck. Es ist für Aegypten von äußerster Wichtigkeit, daß „das kostbare Befruchtungs-Material, das der Nil in den Canälen absetzt und das allzuhäufig vorkommt, mittelst geordneter Transporte zur Urbarmachung wüster Strecken verwendet werden kann. Deshalb hat der jetzt regierende Vicekönig den Bau des Süßwasser-Canals so eifrig beschleunigt. Durch die Hinleitung des Nilwassers und Nilschlammes nach der Landenge von Suez, ist auch der dortigen Wüste das erste und unentbehrlichste Kultur-Element mitgetheilt worden und dieses Verfahren hat schnell gute Früchte gereift. Die Bevölkerung von Suez ward früherhin hauptsächlich durch den Mangel an Süßwasser in ihrer Entwickelung gehemmt, der Eimer mußte mitunter bis 30 Francs bezahlt werden; seit der Eröffnung des Süßwasser-Canals ist die Einwohnerschaft der Stadt Suez von 3000 auf 15,000 gestiegen und jenes im Alterthum so fruchtbare und weidereiche, dann verschlammte und versandete Land Gosen fängt wieder an, sich mit Grün zu bedecken."

Der geehrte Verfasser der vorliegenden Beschreibung des heutigen Aegyptens hat über die segensreiche Umwandelung, welche die Wiederherstellung des antiken Canalsystems dem Lande zu Theil werden läßt, de visu gesprochen, denn die Eröffnung des Suez-Canals, der er in den Reihen der preußischen Notabilitäten beigewohnt hat, bot ihm treffliche Gelegenheit, seinen durch gründliche Vorstudien geweckten Wissensdurst an der Quelle zu stillen. Die Naturschönheiten des ägyptischen Himmelsstrichs hat er dabei keineswegs vergessen, aber mit taktvollem Verständniß herausgefühlt, daß in diesem Lande, trotz seiner südlichen Lage, mehr als in manchem anderen die Kultur der Natur zu Hülfe kommen muß. Die Alten hatten das in der weitesten Ausdehnung begriffen und es ist wiederum ein Vorzug der Darstellung unseres Autors, daß er die Verbesserungen, mit denen das 19. Jahrhundert Aegypten aus der Hand seiner Fürsten beschenkt hat, als Restaurationen der Großthaten des Alterthums zu würdigen weiß. Mögen die Pyramiden von Gizeh als bloße Grabkammern der Pharaonen und nicht, wie französische Betrachter (z. B. der Bonapartist Persigny) gemeint haben, als künstliche Schutzwälle gegen die Sturmfluthen des Wüstensandes anzusehen sein, gewiß ist, daß die Herrscher des Alterthums auf diesem Boden das Unglaubliche geleistet haben, nicht bloß die Pharaonen, auch die Perserkönige und dann die macedonischen Ptolemäer. Auch der heutige Suez-Canal hat seinen antiken Vorläufer; mindestens schon Necho II., der Sohn Psammetich's, hat um 700 v. Chr. einen Schifffahrts-Canal zwischen dem Mittelländischen und dem Rothen Meer angelegt, wofern der von Sesostris, d. i. Ramses II. (1394—1328 v. Chr.), unternommene bloß ein Bewässerungs-Canal gewesen ist. Den Schifffahrts-Canal des Necho soll nach Herodot der Perserkönig Darius Hystaspis, nach Diodorus Siculus, Strabo und Plinius dagegen erst Ptolemäus II. Philadelphus 277 v. Chr. vollendet haben. Diodor und Strabo führen an, Darius habe das Werk liegen lassen, weil man ihm gesagt, in Folge des höheren Niveau des Rothen Meeres werde das ganze Land überschwemmt werden. Man sieht, selbst die Einwürfe gegen die Bauten der Neuzeit erweisen sich uralt. In der ägyptischen

Geschichte sind die Jahrtausende wie Ein Tag; sie redet den Bürgern unseres Jahrhunderts wieder mit bekannten Zungen, Dank dem Rosette-Stein, der uns den Schlüssel zu der Hieroglyphenschrift des Pharaonischen Zeitalters geliefert hat.

Trauttwein von Belle.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Gott und Seele, nach jüdischer Lehre.*)

Die verschiedenen Religionskreise stehen sich unter uns, trotz innigster Wesensverwandtschaft der religiösen Ideen und trotz lebendigen bürgerlichen Verkehrs, noch so fern, daß Viele von vorneherein geneigt sein werden, eine Schrift des Predigers einer andern Religionsgemeinschaft, als etwas sie nicht Berührendes zu betrachten. Verhält es sich doch, mehr als in manchen früheren Jahrhunderten, ähnlich selbst innerhalb der wissenschaftlichen Welt. Wohl haben christliche Gelehrte in den letzten Jahrzehnden angefangen, für historische Zwecke die Arbeiten neuerer jüdischer Forscher über die Geschichte ihres Volkes einläßlich zu benutzen, aber schon ein selbständiges Studium der nachbiblischen jüdischen Quellen-Literatur findet nur in sehr beschränktem Maße statt, und in noch beschränkterem Maße wird auch bei dem Aufbau philosophischer und theologischer Theorie der Ideen-Entwicklung innerhalb des nachbiblischen Judenthums eine Berücksichtigung zu Theil.

Wenn wir es nun unternehmen, die Aufmerksamkeit der Leser dieses Blattes auf die oben genannte kleine Schrift hinzulenken, so ist es nicht unsere Absicht, auf die tiefsinnigen Fragen, welche schon der Titel als deren Gegenstand verkündet, hier näher einzutreten. Es ist vielmehr der allgemeine Charakter des Buches, den wir mit einigen Zügen schildern und freudig begrüßen möchten, weil er den geraden Gegensatz bildet zu der sonst herrschenden gegenseitigen Ausschließlichkeit der verschiedenen religiösen Kreise, welche wir soeben beklagt haben.

Der Verfasser giebt, von einem selbständigen und freien, überall auf das Wesentliche und Principielle dringenden Standpunkte aus, eine Darstellung der jüdischen Lehre von Gott und Seele. Er belegt dieselbe überall mit sorgfältigem Quellen-Nachweis aus dem alten Testament und dem Talmud, sowie aus den spätern jüdischen Religions-Philosophen, unter denen die großen mittelalterlichen Lehrer, besonders Juda Halevi (der Verfasser des ausgezeichneten Buches Kusari), Maimonides und Albo hervortreten, jedoch auch die neueren und neuesten gebührend berücksichtigt sind. Es sind aber auch die christlichen Erklärer des Alten Testaments, sowie die christlichen Darstellungen der israelitischen Religions-Entwicklung, z. B. die treffliche alttestamentliche Theologie von Schultz, reichlich beigezogen. Und nicht nur dies; vielmehr stellt sich der Verfasser offenbar die Aufgabe, die religiöse Ueberzeugung Israels im Lichte der Geistes-Entwicklung der Menschheit überhaupt zu prüfen, und jener ihre Stelle in dieser anzuweisen. Die Entwicklungs-Geschichte der Religionen wird von ihren ersten Anfängen bis zu ihren Höhepunkten überschaut, mit vielfachen Beziehungen sowohl auf die Original-Quellen als auf die wissenschaftlichen Darsteller; z. B. wird unter den christlichen Theologen öfter Bezug genommen auf Schleiermacher und Biedermann. In noch eingehenderer Weise wird auf die Entwicklung der Philosophie von Thales bis auf Hegel, Schopenhauer und die modernen Materialisten hingewiesen; auch hier überall mit Verweisung auf die ursprünglichen Quellen: ist es doch gerade ein Hauptaugenmerk des Buches, das principielle Verhältniß der philosophischen Speculation zu den Glaubenslehren der Religion in's Licht zu setzen. Kein Leser wird dem Verfasser die Anerkennung versagen, daß derselbe, wie er in der Vorrede sagt, „so viel er vermochte, sich objectiv gehalten," sowie, „daß er alle Stimmen gehört habe, die Philosophie, die Kunst, die Natur, die Natur-Religionen." Und wenn andererseits der Verfasser „in all' diesen Stimmen nichts gefunden hat, was die jüdische Religion in ihren Grundpfeilern umzustoßen im Stande wäre", wenn er „die jüdische Religion als die reinste erklären mußte, so wird jedenfalls Niemand hierin die mühelos und obenhin gewonnene Dogmatisirung eines traditionell überkommenen Standpunktes erblicken dürfen. Möge nur in der vielgetheilten Menschheit ein Jeder bei der Bildung seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung nicht von vorneherein in engem Kreis sich abschließen, sondern „alle Stimmen hören" und, wenn er sich seinen Standpunkt festgestellt hat, doch eine unbefangene Würdigung auch abweichender Anschauungen und das lebendige Streben nach der vollkommenen Wahrheit, dem Einigungsziel für Alle, bewahren.

So blickt auch unser Verfasser aus nach einer Religion, die eine Weltreligion werden könnte, und er glaubt gefunden zu haben, „daß die jüdische Religion, von allem Ceremoniellen und Nationalen befreit, die einzige der bestehenden Religionen ist welche die Weltreligion abgeben könnte". Er denkt sich dies näher so, daß das jüdische Volk die für dasselbe bindenden eigenthümlichen Gesetze beibehielte, während die übrige Welt nur den geistigen Kern der israelitischen Religion aufnähme, — also eine Art erneuten Proselytenthums des Thores, was freilich nicht nur einen Eintrag an der vollen Einheit, sondern auch wohl gerade für Israel selbst einen großen Nachtheil mit sich brächte. Denn indem es der übrigen Welt das Ziel der Entwicklung darböte, begäbe es sich selbst der Entwicklung, und verharrte an das gebunden, was eben in jener Entwicklung sich als unwesentlich erwiese. Daß übrigens der Verfasser, die Hoffnungen der edelsten Propheten erneuend, im geistigen Inhalt der Religion Israels die künftige Weltreligion erblickt, wird bei denjenigen Christen, die sein Streben zu würdigen verstehen, keinen Widerspruch hervorrufen, so sehr sie auch ihrerseits den gleichen Anspruch für die eigene Religion zu erheben sich gedrungen fühlen mögen. Vielmehr werden sie dessen gedenken, daß gerade dem Stifter ihrer Religion und seinen unmittelbaren Jüngern das Evangelium nicht eine andersartige neue Religion, sondern eben die Vollendung der alttestamentlichen Religion war. Und wenn sie sodann darauf achten, worin der Verfasser den geistigen Kern der jüdischen Religion sucht, so werden sie dies in eigenthümlicher Weise zusammenstimmen sehen mit demjenigen, was Kant, der größte christliche Philosoph der neueren Zeit, freilich unabhängig von der kirchlichen Tradition und in der That das Wesen des Christenthums nicht voll erfassend, als die unabweislichen Voraussetzungen des sittlichen Geistes verkündet hat, und worin eine an ihn sich lehnende Schule auch den Kern des Christenthums formulirte: „die reinste Fassung von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit" (S. 89). So finden sich auch

*) Gott und Seele nach jüdischer Lehre, von Dr. Moritz Levin, (israelitischem) Prediger zu Zürich. Zürich, Orell, Füßli u. Co., 1871. (VIII und 89 Seiten.)

hier tiefgreifende Beziehungen zwischen dem, was dem oberflächlichen Blick völlig getrennt erscheint.

Wir schließen mit warmem Danke an den Verfasser für seine reiche und edle Gabe, der wir recht viele Leser wünschen, und mit dem herzlichen Wunsche, daß deren Charakterzüge, universelle Weitherzigkeit und lebendiges Streben nach der Einen, allgenugsamen, vollen Wahrheit, in allen Kreisen immer mehr sich verbreiten mögen. Werden so, die einst sich haßten und verketzerten, immer mehr zu Mitstrebenden und Mitarbeitenden für Ein Ziel, so wird auch dieses Ziel selbst immer mehr nahen; ja es ist in gewissem Sinne schon erreicht eben in diesem einträchtigen Ringen nach dem Höchsten. H. K.

Nord-Amerika.

Karl Schurz über „die Nation der Neuen Welt".

Unser deutscher Landsmann, der Senator Karl Schurz in Amerika, früher bekanntlich auch Gesandter der V. St. in Spanien und General im Kriege gegen die Rebellion der Südstaaten, findet neben seiner parlamentarischen Thätigkeit auch noch Muße, seinen deutschen Landsleuten in den großen Städten der Union belehrende Vorträge über die politischen und socialen Verhältnisse des Landes zu halten. Kürzlich (am 13. April) hielt er in Newark zum Besten des dortigen deutschen Hospitals vor einem zahlreichen, fast ausschließlich deutschen Publikum einen Vortrag über (wie er angekündigt hatte) „die Nation der Neuen Welt", der sich durch seine lichtvolle Darstellung eine so große Theilnahme erwarb, daß er in den meisten deutschen Zeitungen Nordamerikas abgedruckt wurde. Auch wir zählen diesen Vortrag zu dem Besten, was in neuerer Zeit zur Charakteristik des Volkes der V. St. gesagt wurde und wir theilen daher aus demselben einige Auszüge mit:

Herr Schurz entwarf zunächst ein Bild von den Zuständen Europas am Ende des Mittelalters, das uns gewöhnlich im Schmuck dichterischer Veredelung erscheint. „Von dem glänzenden Gewande war aber eine uns heute fast unglaublich vorkommende Rohheit verhüllt. Die Tyrannei, welche die Fürsten auf die kleinen Adeligen und diese auf die Bauern ausübten, sowie die Umnachtung der Geister durch Priester und Mönche hatten jede freiheitliche Entwicklung gehemmt. Da traten zwei Ereignisse ein, welche die feudale und die kirchliche Macht zu zerstören drohten: die Erfindung des Schießpulvers und die Erfindung der Buchdruckerkunst. Mit letzterer hörten die Klöster auf, der alleinige Hort der Wissenschaft zu sein und allmälig begann der Strahl der Aufklärung in die großen Massen des Volkes einzudringen. In Europa stellten sich jedoch der Einführung der neuen Erfindung große Schwierigkeit entgegen. Alte Vorurtheile, alte Sitten und Gewohnheiten wollten sie nicht aufkommen lassen und so führte der Geist der Reformation zu hartnäckigen Kämpfen des Neuen mit dem Bestehenden. In Deutschland, in Frankreich, in den Niederlanden und selbst in England folgte Kampf auf Kampf. Da aber wurde die ganze Bedeutung eines dritten großen Ereignisses klar: der Entdeckung Amerikas. Dorthin richteten sich die Blicke Jener, welche ihre Unterdrückung fühlten, indem sie den neuen Continent als das Land der Verheißung begrüßten. Anfänglich freilich waren die Zustände in Amerika nicht sehr ermuthigend. Die Entdecker fanden theils Wilde, theils untergehende Nationen, und die ersten Einwanderer waren Abenteurer, welche das Kreuz aufpflanzten, um unter demselben die Eingeborenen abzuschlachten. Indessen, es war ein reiches Land gefunden und es folgte bald die friedliche Colonisation. In erster Linie waren es Engländer, die sich hier eine friedliche Heimat gründeten, dann Schweden, Holländer, Deutsche. Es war nicht eine Regierung, nicht ein einzelnes Volk, welches dieses Land besiedelte, sondern hier fanden sich die strebsamen Elemente aller Völker zusammen, welchen die Zwangsjacke der europäischen Verhältnisse zu eng wurde und welche nur die Natur überwinden zu müssen hofften, um hier unter freien Institutionen leben zu können. Die Amerikaner sollten kein englisches oder deutsches Volk werden, sondern eine Sammelnation, in der jede civilisirte Nation vertreten war, und welche als Hort der Freiheit allen anderen Nationen voranleuchten sollte.

Unter den verschiedenen Nationen, die sich auf diesem Continent friedlich begegneten, sind in erster Linie die Engländer zu nennen, jene Puritaner, die sich in den Neu-England-Staaten ansiedelten, die Vorfahren der Yankees, welche bis jetzt thatsächlich am meisten zur Entwickelung des Landes beigetragen haben. Anfänglich wollten sie allerdings nur Freiheit für sich selbst — nicht Freiheit für Andere; gleichwohl trugen schon ihre ersten Colonieen den Keim der wahren Freiheit in sich. Die Puritaner waren es, welche die demokratischen Einrichtungen dieses Landes schufen. Wohl übten bei ihnen religiöse Ansichten eine zwingende Herrschaft aus, allein diese Herrschaft hatte kein Priester in Händen, auch das kirchliche Leben war auf demokratische Grundsätze basirt. Manches Eckige, Beschränkte im Wesen des Yankees ist heutzutage beseitigt. Im Allgemeinen braucht sich der Yankee seiner Altvordern nicht zu schämen, — mit Energie traten sie den Mühen und Gefahren des Lebens entgegen und die Früchte ihres geistigen Strebens sind ein werthvolles Erbtheil für die Nachkommen.

Die Deutschen sind geneigt, den Yankee durch die Brille ungünstigen Vorurtheils anzusehen. Wir stellen ihn uns gewöhnlich als einen arroganten Mann vor, der seine Nase in Alles steckt und Alles besser wissen und können will. Wenn man ihn aber genauer betrachtet, kommt man auch zu der Ueberzeugung, daß er unschätzbare Vorzüge besitzt. Es ist mit der Stellung des Yankee hierzulande geradeso, wie mit der Preußens in Deutschland. Der Preuße war in Deutschland noch vor kurzer Zeit nichts weniger als beliebt; jetzt aber hat man sich überzeugt, daß, wenn es an's Thun und Leisten geht, der Preuße doch kein so übler Mensch ist. In keinem Lande der Welt ist der allgemeine Durchschnittsgrad der Bildung so hoch wie dort. Der Yankee war bis jetzt das eigentliche Salz der Nation. Die Einwanderung von Europa hätte allein den Fortschritt nicht viel befördert, dazu hat es der Vorzüge des Yankee bedurft, der überall, wohin er geht, seine Eigenschaften zur Geltung bringt; dazu bedurfte es seines scharfen Geistes, seines rastlosen Strebens, seiner Wißbegierde und seines Gemeinsinns.

Von den anderen Nationen, welche in Amerika vertreten sind, kommen nur die Irländer und die Deutschen in Betracht.

Die Irländer haben, ungünstiger Verhältnisse wegen, ihre Selbständigkeit nicht behaupten können und wurden so zur Auswanderung veranlaßt. Neben vielen Schwächen hat der Irländer auch brillante Eigenschaften. Er besitzt viele natürliche Geistesanlagen, sein schlagfertiger Witz ist sprichwörtlich geworden und seine persönliche Tapferkeit ist nicht weniger bekannt. Wenn auch eine irische Regierung sicherlich nicht die beste wäre, so bildet der Irländer doch ein gutes Mischelement, und in dem

amerikanischen Schmelztigel der Nationen bleibt schließlich von dem ursprünglichen Strudelkopf wenig übrig. Der Irländer überdies ist eine vorzügliche Arbeitskraft, die in diesem Lande nicht zu entbehren ist.

Was die Deutschen betrifft, so muß es auffallen, wie lange sie in diesem Lande verbreitet waren, ohne daß sie einen bemerkbaren Einfluß auf die Entwicklung des staatlichen Lebens ausübten. Zum großen Theil trägt daran die Unkenntniß der Sprache die Schuld. Der Deutsche lernte wohl verstehen, was um ihn vorging, aber er wußte es nicht auszudrücken, was in ihm vorging. Die Sprachverschiedenheit hatte aber noch andere Folgen. Sie verstärkte die ihm eigenthümliche Schüchternheit, so daß er sich gesellschaftlich vollständig absonderte. So entstanden jene deutschen Ansiedlungen in Pennsylvanien, die zu den Curiositäten der amerikanischen Geschichte gehören. Ihre Bevölkerung wurde bald von den Bestrebungen des alten Vaterlandes nicht mehr berührt und die Wechselwirkung mit den Amerikanern war zu gering, als daß an Stelle des Eingebüßten etwas Neues hätte treten können. Somit trat ein Stillstand ein, dem bald der Rückschritt folgte. So gab es Deutsch-Amerikaner, welche nichts mehr von der deutschen Literatur wußten und noch nichts von der amerikanischen.

Diese Zustände geben uns ein Bild, wie es der Deutsche nicht machen soll, um sich zu amerikanisiren. Der Deutsche ist mit seinen vielen Vorzügen, mit seinem Sinn für Kunst und Wissenschaft ein unschätzbares Element der Einwanderung, und es entsteht die Frage, wie er seine Eigenschaften am Besten verwerthen soll. Freilich sollen wir dahin streben, unsere Schwächen sobald als möglich abzulegen; unsere guten Eigenschaften aber preiszugeben, wäre ein Diebstahl nicht nur am deutschen Wesen, sondern an der amerikanischen Zukunft. Das darf den Deutschen aber nimmermehr verleiten, sich gegen andere Kreise abzuschließen, denn unser Denken, Wollen und Handeln enthält den lebendigen Anstoß aus der Theilnahme an dem Treiben und den Interessenkämpfen, die uns umgeben.

So warm wir auch noch selbst an den Verhältnissen des alten Vaterlandes Antheil nehmen, so haben doch schon unsere Kinder die Nahrung für ihre Gedankenwelt und die Antriebe für ihr Streben und Handeln aus dem amerikanischen Leben zu schöpfen. Thun sie dies nicht, so geht es ihnen, wie jenen Pennsylvaniern — sie büßen ihr Deutschthum ein, ohne etwas dafür zu gewinnen. Aus diesem Grunde ist es ein Glück, daß der früher einmal aufgetauchte Plan, einen specifisch-deutschen Staat im Westen zu gründen, nicht zur Ausführung gekommen ist.

Die Aufgabe des Deutschen in Amerika ist die, sich frisch und kräftig mit seinen guten Eigenschaften in das Leben hineinzuwagen, um sie zu verwerthen und fruchtbar zu machen. Dazu ist vor allen Dingen die Erlernung der englischen Sprache nöthig, ohne daß er jedoch seine Muttersprache aufgiebt. Seine Vorzüge, seinen Kunstsinn, auch seine heitere Sitte darf er nicht opfern, sondern er muß sie — ohne herausfordernden Oppositions-Geist dem amerikanischen Leben einzupflanzen suchen.

Er muß den Amerikanern beweisen, daß er zu ihnen gehört und muß sich hinreichend mit dem Bestehenden verschmelzen, um den Amerikanern verständlich zu werden; er muß sich aber verständlich machen, um gewürdigt zu werden. Manches muß er ablegen und vergessen, um viel, sehr viel zu lernen.

Gerade jetzt darf sich der Deutsche nicht scheuen, anzuerkennen, daß er noch Vieles zu lernen hat, nachdem die Ereignisse der Jahre 1870–71 auch eine Rückwirkung auf die Stellung der Deutschen in Amerika geäußert haben. Der Yankee hat viele vortreffliche Eigenschaften und durch die Verschmelzung mit ihm würde der Deutsche ebensowenig wie die Welt etwas verlieren. Der Verschmelzungs-Proceß hat in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht und nicht in geringem Maße ist dabei der Einfluß deutscher Ideen, Sitten und Anschauungen erkennbar. Der aufgeklärtere Geist, eine sich stets erweiternde Toleranz, heitere Sitten im gesellschaftlichen Leben, und strebsamer Kunstsinn, weise Erziehungsgrundsätze, alles das sind Früchte der deutschen Einwirkung.

Das Studium der deutschen Sprache verbreitet sich mehr und mehr. Tausende von Amerikanern schicken ihre Kinder nach Deutschland, und die Amerikaner kennen die Deutschen als treue und zuverlässige Kämpfer, wenn es gilt dem Unrechte zu Leibe zu gehen und die Corruption auszufegen. Die erste Pflicht der Deutschen aber ist, die deutschen Sonderinteressen in der amerikanischen Republik ohne Rückhalt aufzugeben; dem Amerikaner das Beste mitzutheilen, was er in seinem Charakter besitzt, und sich von ihm das Beste anzueignen, was er an ihm findet. So vollzieht sich jener gewaltige Verschmelzungs-Proceß — das Product einer concentrischen Völkerwanderung friedlicher Natur. Wie kleinlich steht diesem Streben der engherzige Knownothingismus entgegen! Aber es existirt auch ein Knownothingismus der Eingewanderten, wenn diese an allen hierhergebrachten nationalen Ueberlieferungen und Gewohnheiten, selbst bis zu den Schwächen und Fehlern, ängstlich festhalten und alle Einflüsse des Amerikanerthums, wie gut und förderlich dieselben auch sein mögen, gehässig zurückzuweisen. Wir dürfen uns aber zur Beruhigung sagen, daß weder die eine noch die andere Partei vermocht hat, die Entwicklung dieser Republik zu hemmen, und jede politische Partei, welche jenes Vorurtheil auf ihre Fahne schreiben würde, trüge den Todeskeim im Herzen.

Die Nation der Neuen Welt gleicht einem mächtigen Strom, der die Gewässer vieler Flüsse in sich vereinigt. Wir aber, die ein gütiges Schicksal an diese Küsten gesetzt, und die, als sie kamen, schon Vieles vollendet fanden, sollten nie verfehlen, das Gute und Große zu würdigen, welches uns hier in so reichem Maße entgegengebracht worden ist, und uns der gewaltigen Aufgabe bewußt sein, die wir im harmonischen Verein mit denen, die wir hier gefunden, für die Zukunft der Menschheit zu erfüllen haben."

Oceanien.

Obligatorischer Unterricht in Otahaiti.

Die Pariser Revue politique et littéraire enthält in einem ihrer neuesten Hefte einen Artikel über den obligatorischen Unterricht in Otahaiti, welcher den Zweck hat, der gegenwärtigen französischen Regierung und Gesetzgebung ihre Unterlassungssünden im Betreff der Sorge für den öffentlichen Unterricht in recht drastischer Weise vorzurücken, und man kann in der That keine vernichtendere Kritik üben, als hier geschehen ist, wo der Zustand des Unterrichtes in Otahaiti mit dem Frankreichs, das sich an der Spitze der Civilisation zu befinden glaubt, sehr zum Nachtheile des letzteren verglichen wird. Es heißt nämlich in dem Aufsatze:

„Während die Nationalversammlung die Idee des obligatorischen Unterrichtes zurückhaltend und mit Kälte aufnimmt, entwickelt dieses System im Schatten der französischen Fahne sich

mit vollem Glanze. Aber ach! nicht Frankreich ist es, wo solches geschieht, sondern die legislative Versammlung von Otahaiti ist es, welche erleuchteter als die unserige, schon vor zwanzig Jahren das in ihr Gesetzbuch aufgenommen hat, was bei uns erst noch auf der Tagesordnung steht. Glücklicher als unsere Kinder, haben die der Papuas nicht die „Freiheit der Unwissenheit" und ihre Aeltern betrachten den öffentlichen Unterricht als die erste Pflicht der Gesellschaft; wohin hat sich doch der Fortschritt geflüchtet!

„Schlagen wir das Werk auf, welches sich „Codification des actes du gouvernement en vigueur dans les établissements français de l'Oceanie" betitelt und Herrn Langomazino, kaiserlichen Rath in Otahaiti, zum Verfasser hat, und wir werden auf Seite 365 unter der Rubrik „öffentlicher Unterricht" eine Anzahl von Bestimmungen finden, durch welche die von Eingebornen gewählte und aus Eingebornen zusammengesetzte legislative Versammlung von Otahaiti, von welcher diese Bestimmungen erlassen sind, die in Versailles tagende Versammlung beschämt. Es finden sich darin Paragraphen, wie: die Wahl des Lehrers durch die Familienhäupter (Art. 2 des Gesetzes vom 7. December 1855); das allmählich vom Verweise der Aeltern bis zu deren Bestrafung fortschreitende System (Art. 4 des Gesetzes vom 17. Code von 1848); die Kosten für Utensilien der Schulen und ihrer Erhaltung werden von den Distrikten getragen (Art. 2 des Gesetzes vom 7. October 1863) u. s. w. Alle diese Bestimmungen tragen dabei ein höchst eigenthümliches Gepräge der Naivetät und des guten Glaubens, das sich bei Wilden ganz vortrefflich ausnimmt; so heißt es z. B. wörtlich:

„Art. 5. Zeigen sich die Kinder mehrere Tage träge und bleiben der Schule fern, so werden sie von den öffentlichen Beamten aufgesucht und nach der Schule gebracht. Die Unterrichtenden sollen keine Mittel unversucht lassen, um die Kinder dahin zu bringen, daß sie die Schule nicht versäumen und sich eines solchen Betragens schämen. Am Schlusse jeder Woche wird der Lehrer die Namen der trägen Kinder laut vorlesen, damit sie im Dorfe als Kinder bezeichnet werden, deren Beispiel man nicht folgen soll (Gesetz vom 17. Febr. 1857).

„Hat dieses Gesetz seinem Ton und Inhalt nach nicht einen patriarchalischen Charakter, der ein Lächeln hervorruft und doch gleichzeitig zu denken giebt? Glückliche Papuas! Sie glauben ganz einfach, es sei gut, daß Alle unterrichtet werden und daß die Aeltern ebensowenig das Recht haben, den Kindern die geistige Nahrung zu verweigern, wie die leibliche; sie haben nichts gehört von den gelehrten Theorieen über die Freiheit des Familienvaters und die Gefahr, die Aufklärung unter die Massen zu verbreiten. Ihr Gesetz (Art. 6 des Gesetzes vom 7. December 1855) sagt vielmehr: „Schulhäuser werden eingerichtet nach dem Vorbilde der Schulhäuser in den civilisirten Ländern, denen die Bewohner Otahaitis auf allen Wegen zur Vollkommenheit nachzufolgen eifrig bemüht sein müssen." Die civilisirten Länder! O Papuas, es giebt eins, dem ihr in dieser Beziehung nicht folgt, sondern weit vorausgeeilt!"

Es ist zu bedauern, daß nicht noch einige andere Artikel, den unentgeltlichen Unterricht und die Lehrerbesoldungen betreffend, angeführt sind, denn es ist sehr möglich, daß beim Lesen derselben auch wir Deutschen an unsere Brust schlagen und einstimmen dürften in den Ruf unseres Nachbars jenseits der Vogesen: „O Papuas, es giebt ein civilisirtes Land, dem ihr nicht folgt, sondern dem ihr weit vorausgeeilt seid!"

Kleine literarische Revue.

— **Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte.***) Mit Vergnügen begrüßen wir das Wiederaufleben dieser kulturhistorischen Monatsschrift, die Herr Dr. J. H. Müller in Hannover bis zum Jahre 1859 herausgegeben, damals jedoch, bei der Zersplitterung des nationalen Deutschlands, ohne die rechte Theilnahme und Unterstützung gefunden zu haben. Gegenwärtig, wo unser Kultur- und Nationalleben wieder in vollen Fluß gekommen, wo deutsche Regierungen und Volksstämme Willen und Lust haben, in voller Uebereinstimmung die sittlichen Fortschritte der Nation und die geistige Freiheit des Individuums zu fördern, darf diese Zeitschrift sicher auf allgemeineres Verständniß und größere Theilnahme zählen. Das erste Zweimonat-Heft der neuen Folge zeigt, daß der Herausgeber und seine Mitarbeiter ihre Aufgabe vollständig begriffen haben. Wir geben nachstehend eine Uebersicht seines Inhalts: 1) Die Kulturgeschichte und die Volkswirthschaftslehre, von Joh. Falke; 2) Von dem geselligen Tone der höfischen Zeit unseres Mittelalters, von K. Weinhold; 3) Ueber die Herkunft der Bevölkerung der Stadt Bremen, von J. G. Kohl; 4) Die deutsche Kaiserkrönung, von G. L. Kriegk; 5) Zur Geschichte der Lohn-Verhältnisse, von A. Horawitz; 6) Ein geistlicher Räuber im Mittelalter, von L. Ennen; 7) Die Tönniesfresser und der ehrsame Rath von Hildesheim, von K. Seifahrt; 8) Ein Briefwechsel zwischen Kant und Campe (die Maßregelungen des Ersteren durch den Minister Wöllner betreffend), von H. Hettner.

— **„Aufräumen!"** nennt sich eine kleine, an die Männer und Frauen Deutschlands gerichtete Sittenpredigt Wilhelm Jensens.**) Der wesentliche Inhalt dieser anziehenden Kulturskizze unserer Zeit ist in folgenden Worten der Einleitung zusammengefaßt:

„Ist die sittliche Haltung der Gesammtheit des deutschen Volkes der französischen Corruption gegenüber in unseren Tagen eine solche gewesen, daß es mit freiem Stolz auf jene herabzublicken vermag? Die Hand auf's Herz! — Wir wagen nicht die Frage zu bejahen. Wir wollen sie auch nicht verneinen. Aber aufräumen wollen auch wir in unserer eigenen Heimat, wie unsere Brüder und Söhne es drüben in der Fremde gethan. Mit der scharfen Heillauge der Wahrheit wollen wir das Unechte und Unwürdige vom Gesammtleben unseres Volkes abwaschen, wie jene es mit ihrem Herzblut an dem Frankreichs vollbracht. Denn es ist nicht abzuleugnen, daß der Jahrhunderte alte Einfluß, den das Letztere auf uns geübt, in unseren Tagen kulminirt hat. Und es ist traurig beizufügen, daß er es von Jahrzehnd zu Jahrzehnd nicht nur quantitativ, sondern qualitativ verderblicher gethan."

— **Ausgewählte Werke von Gustav zu Putlitz.*****) Es liegt uns von diesen in einer sehr sauberen Ausstattung erscheinenden

*) Neue Folge. Erster Jahrgang, Heft I und II. Herausgegeben von Dr. J. H. Müller, Studienrath. Hannover. Schlüter'sche Hofbuchhandlung, 1872.

**) Flensburg, Expedition der Flensburger Norddeutschen Zeitung. (67 Seiten in 16.)

***) Berlin, Gebrüder Paetel, 1872.

„Ausgewählten Werken" des wohlbekannten und geschätzten Dichters jetzt der erste Band vor. Derselbe ist durchweg erzählenden Inhaltes und umfaßt vier Novellen und eine Erzählung, von denen wir mehreren bereits in Zeitschriften begegnet sind. Jede dieser Arbeiten legt für sich ein schönes Zeugniß dafür ab, daß dem Schriftsteller, dem es schon mehrfach vergönnt war, auf dem Felde der Dramatik Lorbeeren zu pflücken, auch ein sehr beachtenswerthes erzählendes Talent verliehen ist. In Form und Sprache sind alle fünf Novellen resp. Erzählungen gleich fein und gewandt ausgeführt, dem Inhalte nach haben uns „Cäcilie" und „Das rothe Pulver" am meisten zugesagt, auch „Der Stein vom Herzen" war uns sympathisch, weniger konnten wir uns mit der „Alpenbraut" und am wenigsten mit den „Töchtern der Lüfte" befreunden.

— **Eines Schweizers Geschichte der Pariser Revolution.***) Von diesem Werke, das in circa vier Lieferungen erscheint, liegt uns die erste vor. Dieselbe umfaßt: Die rothen Clubs und die internationale Arbeitergesellschaft; die Umsturzversuche vom 31. October 1870 und 22. Januar 1871; die Verbindung der Nationalgarde und das Centralcomité; den 18. März &c. Nach dem Vorliegenden zu urtheilen, haben dem schweizerischen Verfasser gute französische Quellen, ja sogar amtliche Aktenstücke zu Gebote gestanden und er hat dieselben mit anerkennenswerther Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit benutzt, so daß man hoffen darf, das Werk werde, so weit dies einer, so kurze Zeit nach den behandelten Ereignissen erscheinenden geschichtlichen Arbeit überhaupt möglich ist, viel dazu beitragen, Licht über die uns immer noch sehr dunkel und verworren entgegenstarrenden Vorgänge zu verbreiten. J. H.

— **Böhmische Wanderungen und Studien.** Unter diesem Titel hat Dr. Richard Andrée ein mit einer Sprachenkarte Böhmens ausgestattetes Buch (XI u. 273 S.) erscheinen lassen, durch welches wir eine genaue Kenntniß von der Ausdehnung und der revolutionären Thätigkeit des slavischen Stammes gewinnen, dessen Wohnsitze sich bis mitten in das Deutsche Reich hineinschieben. Böhmens Geschichte ist eben dieser geographischen Verhältnisse wegen tief verwoben mit der unserigen. Hier begann der dreißigjährige Krieg; hier hatte der siebenjährige Krieg sein von beiden Seiten mit Energie bestrittenes Centrum; hier erglänzte im J. 1813 auf blutiger Wahlstatt Deutschlands neuer Stern im Kampfe gegen Frankreich, und hier endlich entschieden sich im J. 1866 die Geschicke, welche die Gründung des neuen Deutschen Reiches zu Folge hatten. Es wird und kann für dasselbe niemals gleichgiltig sein, welche von den beiden Nationen Böhmens dort die Oberhand gewinnt und behält, und nur wenn, wie im gegenwärtigen Augenblicke, dem willkürlichen, deutschfeindlichen und oft vaterlandsverrätherischen Treiben der Tschechen von der Central-Regierung in Wien ein starker Damm entgegengehalten wird, kann das deutsche Volk auch außerhalb Oesterreichs sich beruhigt fühlen. Solche Bücher, wie die des Herrn Andrée, werden daher auch von unserem Publikum stets willkommen geheißen werden.

*) Geschichte der Pariser Revolution vom Jahre 1871, von Konrad Eggenschwyler. Bern, Jent und Reinert, 1872.

Literarischer Sprechsaal.

Die Kundgebung, die beim Deutschen Reichstage in Bezug auf die Erwerbung des Palazzo Caffarelli in Rom und die Umwandlung des in diesem Palaste seinen Sitz habenden „Archäologischen Instituts" in eine Deutsche Reichsanstalt stattgefunden, haben die allgemeinste Theilnahme der Gebildeten erregt. Bisher war es bekanntlich der preußische Staat allein, der die Mittel zur Erhaltung dieses Institutes hergab, das ebenso bei den Italiänern, wie bei allen anderen Freunden der classischen Alterthums-Wissenschaft, in höchstem Ansehen steht. Die meisten Professoren der Archäologie in Deutschland verdanken diesem Institut einen Theil ihrer Kenntnisse. Preußen vergab bisher zwei jährliche Stipendien à 600 Thaler an junge Philologen, die ihre Studien in der Heimat mit Erfolg beendet hatten. Wenn diese Stipendien nun vermehrt würden, wenn auch die übrigen deutschen Regierungen durch Vermittelung des Deutschen Reiches an der Wirksamkeit des Institutes sich betheiligten, so würde dies unser patriotisches Selbstgefühl nur erhöhen. Die bayerische Regierung ist diesem nationalen Verlangen bereits entgegen gekommen, indem sie aus eigenen Mitteln ein Stipendium für Studirende der Archäologie in Rom gestiftet hat.

Die Spenersche Zeitung bringt eine aus der Feder des geschätzten Kunsthistorikers Dr. Julius Meyer (Verfasser der Geschichte der französischen Malerei) geflossene Ueberschau der jetzt in Berlin ausgestellten Entwürfe zum Bau des Deutschen Parlamentshauses, und zwar liegt uns in dem ersten Artikel dieser Ueberschau eine Betrachtung über Staat und Kunst vor. Der Verfasser weist auf die Bedeutung und Wichtigkeit der monumentalen Kunst für das äußere und innere Leben eines Volkes, für seine Anschauungen, seine Gesittung, seine Art, in das Gemeinwesen Gesetz und Ordnung zu bringen, hin. Aber, bemerkt er, von einem Sinne für die monumentale Kunst sei in den höheren, wie in den bürgerlichen Kreisen unseres gesellschaftlichen Lebens Nichts zu spüren. „Auf den in geflügeltem Tempo sich folgenden Ausstellungen umlagert das gebildete Publikum die Bilder, welche sich die laute Gunst des Tages errungen, und der rasch gewonnene Reichthum des erwerbverständigen Geschlechtes ersteht auf den Versteigerungen zu Märchen-Preisen die Cabinetsstücke der Holländer und Franzosen. Aber das ist es eben: der Sinn für die Kleinkunst erfüllt lärmend den Markt und die Prunkgemächer der Finanzmänner." ...

„In Wahrheit ist die monumentale Kunst Angelegenheit des ganzen Volkes; nur sie vermag den großen Formen des Gemeinlebens den hohen Ausdruck zu geben, der der Masse das unmittelbare Bewußtsein der geordneten, gesitteten Gesammtheit und dem Einzelnen das erhebende Gefühl verschafft, als Glied derselben eingefügt zu sein. Daher ist sie Sache der Nation insgesammt, und auf die Dauer kann kein Volk ihrer entrathen, welches über die kleinen Interessen des Tages hinaus seine Macht und seine Bedeutung in den großen Zügen des Gesammtlebens zu finden den Beruf hat. Daß aber diese Einsicht in einem Volke aufgehe, darauf beruht sein Fortschritt zur Höhe der Kultur und Gesittung, zur allgemeinen Wohlfahrt und zum nationalen Reichthum, darauf auch sein ruhmvolles Andenken im Pantheon der Geschichte. So ist der monumentale Ausbau Athens zum

unzerstörbaren Schatz geworden für die Stadt selbst und ihre Bürger, dann für alle nachfolgenden Geschlechter, denen der Gehalt des Lebens nur in edler und vollendeter Form würdig verkörpert erschien, und damit zum glänzenden Vorbild für alle Zeiten. Aber auch für den tiefen Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen giebt die monumentale Kunst das sichtbare Zeichen ab. Das Einzelleben erhebt sie in die lichte Welt des Gesammtlebens, und die Formen des letzteren gestaltet sie zu einem Denkmal, darin sich der Geist des Volkes als in seinem eigenen, aber verklärten Leibe wiederfindet. Von ihr empfangen ferner die praktischen Gebiete der Volksthätigkeit eine tief eingreifende Einwirkung: insbesondere Industrie und Gewerke ihren fest ausgeprägten Charakter und jene Ausbildung, welche das Kennzeichen vorgerückter Nationen ist. Denn sie bestimmt die Art und Weise der künstlerischen Arbeit eines Zeitalters in ihrem ganzen Umfange. Nur sie vermag den fruchtbaren Grund zu bereiten, aus dem der Künstler auch der kleineren Gattungen seine neuen Bildungen und Gestalten gewinnt, aus dem die Kunst überhaupt die Fähigkeit empfängt, alles Wirkliche in geläutertem Bilde wiederzuspiegeln. Und nur auf diesem Wege entwickelt sich jene eigenthümliche Anschauungsweise, welche wir Stil nennen, die dann ihren edlen Stempel allen Erzeugnissen des Volkes als das unvergängliche Mal eines geklärten Lebens aufdrückt. So kommt allmählich in des Volkes That und Arbeit ein Zug des Gestaltens, der neben der harten Welt der Realität eine zweite schönere schafft, in der er sich, auch während sein schweres Tagewerk fortdauert, beglückt und erhoben findet."

Wie wenig unterrichtet die Engländer im Großen und Ganzen über das Ausland sind, das beweisen ihre Urtheile selbst über solche Länder, die gewissermaßen vor ihren Thoren liegen und die zu ihren besondern Lieblingen und Protegés gehören. Die Brüsseler Discussion bemerkt in dieser Beziehung: „Bei jeder Gelegenheit, mag es ein officieller, oder anderer öffentlicher Anlaß sein, stimmen die englischen Staatsmänner aller Parteien Loblieder unseres Landes an. Kürzlich noch, bei einem Festmahle in der großen Literarischen Gesellschaft in London, welchem unser König beiwohnte, wurde in dieser Beziehung ein glänzendes Beispiel gegeben. Ohne Zweifel sind uns diese Beweise des Wohlwollens und der Zuneigung sehr schätzenswerth, aber wenn sie etwas näher geprüft werden, so finden wir leider, daß sie die vollständigste Unkenntniß unserer Zustände und unserer wirklichen politischen Situation verrathen. Herr Disraeli und die anderen englischen Redner finden sämmtlich, daß wir die freiesten Institutionen des Continents haben und praktisch verwerthen. Aber was denken sie von der Art und Weise, wie die Vlamingen behandelt werden und, wenn sie davon etwas wissen, wagen sie dann, zu behaupten, daß diese Behandlung das Ideal der Freiheit sei? Und was ist ihre Ansicht über die Fortschritte, die der Volksunterricht bei uns unter der Herrschaft unserer freien Institutionen gemacht? Finden sie es wirklich musterhaft, daß die Hälfte des belgischen Volkes weder lesen noch schreiben kann? Was denken sie denn von der Herrschaft des Census, zu welcher uns diese allgemeine Unwissenheit gewaltsam verurtheilt? Und die unablässigen Triumphe des Ultramontanismus — sind sie auch ein Gegenstand der über- und überfließenden Lobsprüche der Engländer? Wahrlich, solche Freunde, die uns immer und ewig schmeicheln und uns verblendet machen, sind uns sehr gefährlich! Wir unsererseits, wir gestehen offen, daß wir stets das ernste und strenge, aber freimüthige und loyale Urtheil vorziehen, welches Deutschland täglich über uns ausspricht." (Es werden darauf einige Urtheile von Virchow, Treitschke und Gneist angeführt, die diese Mitglieder des preußischen, resp. deutschen Parlaments über Belgien abgegeben).

Die seit mehreren Jahren in Berlin bestehende Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen hat beschossen, hier eine Akademie für moderne Philologie zu dem Zwecke zu gründen, Studirenden zur wissenschaftlichen praktischen Ausbildung in den neueren Sprachen Gelegenheit zu geben. Das Directorium der Akademie besteht aus folgenden Mitgliedern: Prof. Dr. Herrig, Director Gallenkamp, Professor Dr. Mätzner, Dr. Mahn, Geheimer Ober-Regierungsrath Dr. Wiese. Die Eröffnung der Akademie wird am 28. October d. J. in dem Gebäude, Niederwallstraße 12 (Gewerbschule), stattfinden. Die 28 Vorlesungen, welche für das Winterhalbjahr 1872—73 bereits festgestellt sind, umfassen nebst einer Encyklopädie der modernen Philologie die deutsche Sprache und Literatur, die französische mit 11, die englische mit 10, die italiänische und spanische mit je zwei Vorlesungen. Für die Abhaltung derselben sind gewonnen: Professor Dr. Herrig — Dr. Goldbeck, Dr. G. Schulze — Dr. G. Lücking, Dr. A. Benecke, Professor Pariselli, Dr. Burtin, Dr. Scholle, Dr. Goldbeck, Dr. Crouze, Dr. Mahn, M. Marelle — Dr. G. Schulze, Professor Dr. Mätzner, Dr. van Dalen, M. Bright, Professor Boyle, Dr. Immanuel Schmidt, Dr. Th. Vatke, Dr. F. A. Leo, Dr. A. Hoppe — Prof. Dr. Schnackenburg — Dr. Kappes.

Aufruf.

Bismarck-Stipendium für Straßburg.

Gestiftet von Studirenden deutscher Hochschulen.

Straßburg die deutsche Reichsuniversität ist eröffnet. Im Hinblick darauf begannen wir vor wenigen Monaten Beiträge für ein Stipendium zu sammeln, zu dem doppelten Zwecke, unbemittelten Studirenden den Besuch der im Gränzlande gelegenen Universität zu ermöglichen und den Namen des Reichskanzlers zu ehren.

Das Bismarck-Stipendium,

in den deutschen Städten und von den in Nordamerika und Rußland lebenden Deutschen lebhaft unterstützt, hat bei der Straßburger Eröffnungsfeier seine erste Gabe anmelden können. Wir erneuern unsern Aufruf und fordern alle Diejenigen, welche die Bedeutung dieser nationalen Ehrensache begreifen, zur Bildung von Localcomités und zur directen Einsendung von Beiträgen auf.

Unsere Gelder verwaltet Herr Geh. Commerzienrath F. W. Krause, Leipzigerstr. 45. Die Statuten werden unter Vorbehalt der Genehmigung des Reichskanzlers, der wir uns auch für unser Unternehmen erfreuen, und unter Zuziehung der Herren Prof. Dove, Prof. Bruns und Prof. v. Holtzendorff festgestellt werden.

Berlin, im Mai 1872.

Das Berliner Comité für das Bismarck-Stipendium für Straßburg.

E. Magnus, Stud. jur., Vorsitzender, Bellevuestr. 8. E. v. Hartmann, Stud. jur. G. Hoppe, Stud. theol. R. Kuhls, Stud. phil. L. Sauvage, Stud. theol. F. Semon, Stud. med.



Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Fouqué's Undine.

Illustrirte Ausgabe.
1870.
Mit 60 Holzschnitten. In elegantem Reliefband mit Goldschnitt: 1 Thlr. 10 Sgr.

Miniatur-Ausgabe.
1871.
Mit Titelkupfer gez. von Ludwig Richter. In Reliefband mit Goldschnitt: 20 Sgr.

Stereotyp-Ausgabe. Mit Titelbild in Holzschnitt kart. 5 Sgr.

Diese liebliche Erzählung, „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat sich namentlich die Gunst der Frauen in hohem Grade erworben. (95)

Delius'

SHAKSPERE

III. (Stereotyp-) Auflage
jetzt complet. (96)

2 starke Bände, broschirt: 5 Thlr. 10 Sgr.
In 2 feinen Halbfranzbänden: 7 Thlr.
Jedes einzelne Stück: 8 Sgr.
(Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, zunächst in der 2. Auflage geliefert.)
Elberfeld, Verlag von R. L. Friderichs.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aus Spaniens Gegenwart.

Culturskizzen von
Wilhelm Lauser.
8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

In einer zusammenhängenden Reihe von Skizzen giebt der Verfasser, der Spanien zu verschiedenen Malen bereist und sich längere Zeit daselbst aufgehalten hat, ein ansehnliches Bild der neuesten politischen und socialen Entwickelung dieses Landes von der Septemberrevolution im Jahre 1868 bis zur Thronbesteigung des Königs Amadeus. (97

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Herman Grimm: Zehn Ausgewählte Essays

zur Einführung in das Studium der Modernen Kunst.
Velinpapier. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 20 Sgr. — In Leinwand gebunden 2 Thlr.

Inhalt: Die Venus von Milo. — Raphael und Michelangelo. — Carlo Saraceni. — Albrecht Dürer. — Göthe's Verhältniß zur bildenden Kunst. — Jacob Asmus Carstens. — Berlin und Peter von Cornelius. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Schinkel. — Curtius über Kunstmuseen. (98)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Deutscher Glaube und Brauch

im Spiegel der heidnischen Vorzeit
von
Prof. E. L. Rochholz.

Zwei Bände. Velinpapier. 8. geh. 3 Thlr.

Dieses Werk bringt über eine große Anzahl weit verbreiteter, namentlich oberdeutscher Sitten und Gebräuche die merkwürdigsten Mittheilungen und anziehendsten Aufschlüsse. Der Verfasser hat nicht blos mit großem Fleiß aus eigener Beobachtung und aus literarischen Quellen den Stoff zu seiner Arbeit gesammelt, sondern weiß auch denselben geistreich und fesselnd darzustellen. (99)

BOETIUS

und die griechische Harmonik.

Im Verlage von **F. C. Leuckart (Constantin Sander)** in *Leipzig* ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen: (100)

Des
Anicius Manlius Severinus Boetius
Fünf Bücher über die Musik.
Aus der lateinischen in die deutsche Sprache übertragen und mit besonderer Berücksichtigung der griechischen Harmonik sachlich erklärt
von
Oscar Paul.
Mit vielen Tabellen und Facsimiles.
27 Bogen gr. 8. Geh. Preis à 5⅓ Thlr.

Soeben erscheint in unserm Verlage: (101)

Ein psychologischer Blick in unsere Zeit.

Vortrag im wissenschaftlichen Verein in der Singakademie am 20. Januar 1872
gehalten von
Professor Dr. **M. Lazarus.**

Zweiter unveränderter Abdruck. Velinpapier. gr. 8. 7½ Sgr.

„Selten mag man auf 29 Octavseiten einen so reichen und anregenden Gedankengehalt beisammen finden als hier. — Lange ist mir keine Schrift so klar, so frisch, so gesund, so seelenvoll unter die Hand gekommen, wie dieser im edelsten Sinne des Wortes populäre Vortrag!" . . . Gratzer Tagespost.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Unentbehrlich

beim Sprachunterricht.

Verlag von F. Henschel, Berlin. (102)

Recueil de Gallicismes, Germanismes et Locutions des langues française et allemande. — 20 Sgr. geb. 22½ Sgr.

Collection of Anglicisms, Germanisms and phrases of the english and german languages. — 20 Sgr. geb. 22½ Sgr.

In unserm Verlage sind erschienen:

Unser wiedergewonnenes Land.

Beiträge
zur Kenntniß des deutschen Gebietes
im Elsaß und in Lothringen.
8. geh. 10 Sgr.

Der Ertrag dieser Schrift ist für die deutsche Invalidenstiftung bestimmt.

Deutsche Stimmen aus dem Elsaß.

16. eleg. geh. 10 Sgr. (103)

Diese kleine Sammlung auf elsässischem Boden entsprungener Gedichte aus alter und neuer Zeit, eingeleitet durch einen Aufsatz über die elsässische Dichterschule, will darthun, daß Liebe zur deutschen Sprache und Sitte, das Gefühl des Zusammenhanges mit dem deutschen Vaterlande im Elsaß stets lebendig geblieben.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Verlag von **Rud. Besser in Gotha:**

Geschichte der Entwickelung

der naturwissenschaftlichen

Weltanschauung

in Deutschland.

Von (104)

Dr. Heinrich Böhmer.

I. Einfluß der Naturwissenschaften auf die Gestaltung unserer Nationalliteratur. II. Umgestaltung der Weltansicht in dem Zeitalter der Romantiker 1800—1815. III. Die ersten Entwickelungen der modernen Kultur-Epoche 1815—1830. IV. Die Entwickelung der naturwissenschaftlichen Anschauungen der Gegenwart.

1872. 8. Geheftet **1 Thaler.**

Die Semiten

in ihrem Verhältniß
zu

Chamiten und Japhetiten.

Von
Dr. theol. J. G. Müller,
Professor der Theologie in Basel.

I. Die außersprachlichen Verhältnisse der drei großen noachischen Völkerfamilien. II. Die sprachlichen Verhältnisse derselben nach ihrem faktischen Bestande bei den übrigen Noachiten, außer den Hebräern. III. Erklärt sich das sprachliche Verhältniß der Hebräer zu den Cananitern auf dieselbe Weise, wie das der Semiten überhaupt zu dem der Chamiten, oder auf eine andere Weise? IV. Die Hyksos und ihre Nationalität. V. Die Philister und ihre Nationalität.

1872. 8. Geh. **1 Thlr. 20 Sgr.**

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 3 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 8. Juni 1872. [Nº· 23.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Deutsche Männer des Elsaß.

Graf Dürckheim-Montmartin.

Wenn man den Berichten französischer Korrespondenten in Pariser wissenschaftlichen und politischen Zeitungen Glauben schenken wollte, müßte man annehmen, daß von den Eingeborenen des Elsaß Niemand an der Feier der Wiederherstellung der Straßburger Universität sich betheiligt habe. Allerdings gestehen sie, daß es zwei leidige Ausnahmen gegeben: den greisen Professor Bruch, ehemaligen Decan der theologischen Facultät und jetzigen Rector der Hochschule in Straßburg, und den Grafen v. Dürckheim-Montmartin. Aber wenn diese Beiden nicht in öffentlicher Versammlung gesprochen hätten, und zwar sehr gutes patriotisches Deutsch, so würden die französischen Korrespondenten wahrscheinlich auch ihre Anwesenheit ignorirt haben, gleichwie sie die so vieler Anderen stillschweigend übergingen, die zu den hochgeachtetsten Männern des Elsaß gehören — Geistliche, Aerzte, Kaufleute, Schulmänner — die in Straßburg und beim Odilien-Fest anwesend waren, und die mit den wärmsten Gefühlen das Wiederaufleben des deutschen Geistes an dieser urgermanischen Stätte des Rheinlandes begrüßten.

Freilich hat das lange, gemeinsame Staatsleben mit einem Volke, das die einschmeichelndsten, gesellschaftlichen Eigenschaften besitzt, bei denjenigen Elsässern, die weder geschichtliche Kenntnisse und Erinnerungen, noch Sinn für lokale und Familien-Traditionen haben — und dazu gehört leider der bei weitem größte Theil des Volkes im Elsaß — den deutschen Gefühlsnerv abgestumpft und unempfänglich gemacht, aber es sind schon jetzt bestimmte Anzeichen vorhanden, daß dieser Nerv keineswegs abgestorben und daß er unter dem Einflusse der gesunden Luft der deutschen Geistes-Atmosphäre in nicht zu ferner Zeit wieder seine normale Thätigkeit erlangen werde. Wir dürfen dies um so zuversichtlicher hoffen, wenn wir wahrnehmen, daß es, trotz alledem und alledem, trotz des jahrhundertlangen Druckes und des systematischen, von Kirche und Schule, von der Gesellschaft und dem Kriegsdienst auf die Elsässer geübten, moralischen und unmoralischen Zwanges, noch jetzt zahlreiche Familien dort giebt, die vom Ur-Urgroßvater des 17. Jahrhunderts bis zum heutigen Enkel herab das ererbte Deutschthum ungeschmälert und rein bewahrt und als ein heiliges Erbe gepflegt haben. Es ist wahrhaft rührend für uns Deutsche, wenn wir, in eine dieser elsässischen Familien eintretend, dort in den Lauten unseres schönen Hochdeutsch begrüßt werden, wenn wir das deutsche Dichterwort, das deutsche Lied, dort so heimisch und geliebt, wie nur irgendwo in unserer Heimat finden, und wenn diese trefflichen, edeln Menschen uns im Vertrauen sagen — denn öffentlich damit hervorzutreten, hat noch immer sein Bedenken — daß sie jetzt erst wieder als freie Menschen sich fühlen, die von einem auf ihnen und ihren Vorfahren lastenden Joche befreit seien.

Der Schreiber dieser Zeilen (es ist der Herausgeber des „Magazin") kann mit seinem Ehrenworte dafür einstehen, daß das, was er hier sagt, nicht auf bloßem Hörensagen, sondern auf eigenen, wirklichen Erlebnissen im Elsaß beruhe. Es ist demnach nicht ganz so dort bestellt, wie die Herren Korrespondenten und Herausgeber der Revue politique und der Revue scientifique von Paris glauben, welche letztere in ihrer Nummer vom 25. Mai sagt: „Keine Feier, kein Jubelgesang, kein Commers überrheinischer Studenten kann jene Thatsache der Unterwerfung eines Volkes unter ein fremdes Joch in Vergessenheit bringen, kann den Protest, der im Namen der Menschheit gegen das durch diese brutale Annexion ausgeübte Verbrechen erhoben wird, jemals widerlegen."*) Als ob nicht schon die bloße Hinweisung auf die brutale Ueberrumpelung Straßburgs im Jahre 1681 und auf die noch brutaleren Annexionen des Elsaß durch die Reunionskammern Ludwig's XIV. eine sehr bündige Widerlegung des heutigen Protestes der Franzosen wäre, der noch viel rascher in Vergessenheit kommen dürfte, als die zahlreichen Proteste der Elsässer im 17. Jahrhundert.

Unter den Männern, welche von den französischen Korrespondenten in ihren Berichten über die Feier in Straßburg am Meisten verunglimpft werden, befindet sich der Graf v. Dürckheim-Montmartin. Wir sehen uns dadurch veranlaßt, einem in der „Allg. Ztg." enthaltenen Lebensabrisse dieses deutschen Elsässers einige Auszüge zu entnehmen, die uns die Ueberzeugung gewähren, daß seine offene freimüthige Parteinahme für die Sache Deutschlands in dem wiedergewonnenen Reichslande von hoher Bedeutung für die Zukunft und des Dankes aller Vaterlandsfreunde würdig ist.

Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim ist der jüngste Sohn des Grafen Friedrich Karl, ehemaligen Ministers und Bevollmächtigten Württembergs in Schweden und Holland. Er stammt aus einem rheinischen Geschlecht (von Dürckheim an der Haardt), welches im 14. Jahrhundert, wegen der bedeutenden Lehen, die es im Elsaß besaß, der elsässischen Ritterschaft einver-

*) Merkwürdig genug, hat der französische Korrespondent einer Wiener welfischen Zeitung, der „Tages-Presse", zu diesen Exclamationen der Revue scientifique den ursprünglichen Text geliefert!
D. R.

leibt wurde. Nachdem er seine Studien auf der Universität Straßburg vollendet und dort zum Licentiaten der Rechte promovirt worden war, trat er, gegen seine Neigung, die ihn zur militärischen Laufbahn hinzog, auf besondern Wunsch seines Vaters, in die französische Verwaltung als Assessor bei der Präfectur in Straßburg ein. Im Jahre 1836 wurde er zum Unterpräfecten im südlichen Frankreich ernannt, und bekleidete diese Stelle in verschiedenen Bezirken bis zum Jahre 1848. Er zeichnete sich mehr durch unermüdliches Wirken auf dem Gebiete der Verwaltung als durch politischen Eifer aus. Die Bezirke Weißenburg und Schlettstadt namentlich haben ihm aus dieser Zeit ein sehr freundliches Andenken bewahrt. In Provins (Dep. Seine et Marne), von wo ihn der Sturm der Revolution von 1848 mit so vielen Anderen hinwegtrieb, hat er ein bleibendes Denkmal seines Wirkens hinterlassen durch Trockenlegung der Seine-Niederungen von Ballay und Bazoches lès Bray, deren Gewinnung für die Kultur hauptsächlich seiner energischen Thätigkeit zu verdanken ist.

Als nach den verhängnißvollen Jahren 1848 und 1849 in Frankreich wieder ein Funke Hoffnung, die öffentliche Ordnung herzustellen, erwacht war, berief man die alten Organe der Verwaltung aus der Rüstkammer Louis Philipps; denn man hatte zum Nachtheil des Staates erfahren, daß man nicht mit Verwirrung Ordnung, nicht mit Illusionen eine geregelte Verwaltung herstellen kann. Auf diese Weise wurde auch Graf Dürckheim in das öffentliche Leben zurückberufen und zum Präfecten des Departements Oberrhein in Colmar ernannt. Er trat diesen schwierigen Posten am 1. Mai 1850 an. Das Departement, in welchem der Volksgeist noch im höchsten Grad erregt war, bedurfte einer energischen, aber zugleich wohlwollenden Leitung, um die Zustände nicht gefährlich, ja für die weitesten Kreise verhängnißvoll werden zu lassen. Die zahlreiche Arbeiter-Bevölkerung, noch ohne Verdienst, aufgeregt durch eigene Leidenschaft und fremde Hetzerei, war in beständiger Unruhe. In Markirch, Thann, Mühlhausen, Bischweiler und an anderen Orten kam es zu bedenklichen Auftritten, die mit Festigkeit, aber ohne Anwendung von Gewalt, glücklich beigelegt wurden. Wenn damals nicht ein wachsames Auge jeder Regung des öffentlichen Lebens geöffnet gewesen wäre, wenn damals nicht eine feste Entschlossenheit die Zügel der Verwaltung geführt hätte, es würden der Fabrikherr, die Industrie, das Eigenthum den größten Gefahren nicht entgangen sein.

Wenn im Departement des Oberrheins nicht jedes Gefühl der Dankbarkeit durch politische Leidenschaft erloschen ist, so muß dort die öffentliche Meinung für die anerkennenswerthe, ebenso muthige als wohlwollende Haltung des damaligen Präfecten Zeugniß ablegen. Ihm war es vorzüglich zu verdanken, daß zur Zeit der Proclamirung des Kaiserreichs das Departement seine Besinnung wieder gewonnen hatte, daß die Gemüther besänftigt waren, daß die Arbeit wieder im Aufschwung, die größte Gefahr für Ruhe und Wohlstand des Landes beseitigt war. Und so ward es — und auch dies wird der Oberrhein dem Grafen Dürckheim nicht vergessen — dem Präfecten möglich, als die Reaction sich immer breiter machte und nach Rache rief für die Ereignisse der revolutionären Epoche, sich jeder Proscription, die auch ihm zugemuthet wurde, mit aller Energie zu widersetzen. Durch sein charaktervolles Auftreten gegen jene verhaßten Listen ersparte er seinem Lande die Schmach und den Schmerz, seine besten Bürger in die Verbannung wandern zu sehen; er rettete vor diesem Schicksal auch diejenigen, die in diesen Zeiten seine politischen Gegner gewesen waren. Aber noch mehr: mit der edelsten Selbstverleugnung beschützte er die politischen Opfer, die in Paris verurtheilt worden und seine Landsleute waren, gestattete Vielen, ihre bedrängten Familien zu besuchen und enthielt sich jeder Theilnahme an den reactionären Gewaltthaten. Eine solche Haltung in solcher Zeit, wo in so vielen der Egoismus über die Festigkeit der politischen Ueberzeugung siegte, verdient gewiß hohe Anerkennung, und am meisten da, wo man jetzt mit wohlfeilem Spott und gehässiger Gesinnung die deutschen Sympathieen des Grafen in den Staub zu ziehen unternimmt.

Diese Haltung untergrub auch den Boden, auf dem Graf Dürckheim wirkte; das Napoleonische Verwaltungssystem contrastirte zu sehr mit seiner freimüthigen Natur; er verließ die politische Bühne und erbat sich, da er nicht hinreichend vermögend war, um ohne eine öffentliche Stellung der Erziehung von vier Söhnen obzuliegen, eine Thätigkeit fern von den politischen Strömungen. Die Regierung, zufrieden, einen freisinnigen Mann in der Politik los zu werden, ernannte ihn zum Generalinspector der Telegraphen-Linien — ein Amt, in welchem er treu aushielt bis zum Untergang des Kaiserreichs. Als Mitglied des Generalraths im Departement Niederrhein, wozu er im Jahre 1861, gegen den Wunsch und trotz aller Anstrengungen der Regierung, ihn davon fern zu halten, gewählt wurde, behauptete Graf Dürckheim seine volle Unabhängigkeit, und vertrat energisch die Interessen seines Bezirks. Als Landwirth (er ist bei Wörth und Fröschweiler begütert) hat er sich den Ruf eines wissenschaftlich gebildeten und tüchtigen Oekonomen mit Recht erworben.

Der deutschen Sache hat sich Graf Dürckheim sofort mit ganzer Ueberzeugung und mit voller Hingebung angeschlossen. Nach einem Leben, reich an Erfahrungen und Enttäuschungen, gereicht es ihm zum Trost und zur Freude, daß er sein Heimatland, dessen durch und durch deutschen Charakter er kennt und das er liebt, einen festen Boden gewinnen sieht, wo das Princip der Autorität aufrecht steht, wo eine Garantie gegeben ist vor dem beständigen Scheitern an den verhängnißvollen Klippen gesinnungsloser Wandelbarkeit. Er sieht, wie er in seinem noch unvergessenen offenen Brief es aussprach, in Deutschland „eine junge, frische, gesunde Kraft, an die sich das Elsaß unbedingt anschließen muß, wenn es anders einer glücklicheren Zukunft entgegengehen will."

Altes und Neues aus Bremens Vergangenheit.

Herr J. G. Kohl, der in früheren Jahren vieler Menschen Städte gesehen und Sitten beschrieben, fährt, nachdem er nunmehr den Hafen seiner Vaterstadt erreicht hat, fort, uns durch werthvolle und anmuthige Beiträge zur Kulturgeschichte Bremens zu erfreuen. Der Geschichte des Bremer Rathskellers, die wir vor einigen Jahren das Vergnügen hatten, in diesen Blättern anzuzeigen, ist vor Kurzem eine umfangreiche Sammlung von Abhandlungen*) gefolgt, in denen uns eine Reihe von sorgfältig ausgeführten Sitten- und Kulturbildern aus der Vergangenheit der ehrenwerthen Hansestadt vorgelegt wird. Seine gegenwärtige Stellung als bremischer Stadtbibliothekar gab dem Verfasser Gelegenheit, hierbei eine Menge von noch wenig verarbeitetem Material, namentlich an Documenten aus dem Staats-Archiv und der Stadtbibliothek Bremens, zu benutzen.

*) Alte und neue Zeit. Episoden aus der Kulturgeschichte der freien Reichsstadt Bremen. Von J. G. Kohl. Bremen, C. Ed. Müller 1871. VI u. 406 S. 8.

Jedermann kennt die ansprechende und farbenreiche Schilderung von dem Leben einer deutschen Stadt im Jahrhundert des Uebergangs aus dem Mittelalter zur neuen Zeit, welche Gustav Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit unter Verwerthung von urkundlich überlieferten Einzelzügen aus der Geschichte der verschiedensten deutschen Städte entworfen und mit großer Kunst zu einem in sich abgerundeten Gemälde vereinigt hat. Was dieser Composition trotzdem nothwendig abgeht, der Reiz des bestimmten örtlichen Charakters, das ist in hohem Grade den Kohl'schen Skizzen aus Bremens Vergangenheit zu eigen. Sämmtlich aus dem Gebiete, zum größten Theile aus dem Mauerringe derselben Stadt entnommen, tragen sie die Bremischen Familienzüge treu und unverkennbar an sich; es zeigt sich an ihnen das individuelle Sonderleben und die Eigenart der auf sich gestellten, im Kampf mit den Elementen und den Nachbarn zu Sicherheit, zu Wohlstand und schließlich zu reichem Lebensgenuß emporgediehenen, stets rüstig vorwärts strebenden Handelsstadt. Die Geschichte dieser Stadt für sich und in ihrem Verhältniß zur Hanse, sowie zum deutschen Reiche, ist bedeutend und inhaltsvoll genug, um diesen Episoden aus der ihrer Vorzeit einen allgemeinen Werth für die Geschichte des deutschen Bürgerthums überhaupt zu verleihen.

Das Straßen-Labyrinth unserer alten Städte war nicht nur während des Mittelalters, sondern bis in die neuere Zeit durch Kellerlöcher, Butiken und Beischläge, Treppen und Bänke, Bäume und Pfähle noch mehr verengt. Noch vor fünfzig Jahren war ein Spaziergang in den Straßen Bremens mit Hindernissen, ja mit Gefahren aller Art verbunden. Da gab es in den besten und belebtesten Quartieren auf Schritt und Tritt nach außen hin geöffnete Kellerlöcher mit schlecht gewahrten Verschlüssen und Thürklappen, die man vorsichtig umgehen mußte. Die Häuser paradirten zuweilen mit Vorbauten, Ausbuchten und steinernen Anhängseln, wie ein Schiff mit Segeln. Dickleibige Pfähle, in Bremen häufig abgesägte Stücke von Walfisch-Kinnladen, waren in den Fahrweg gerammt und umgaben, durch Ketten verbunden, die öffentlichen Plätze. In zahllosen Fenstern und Glasscheiben — ihnen verdankt Bremen den Beinamen des „gläsernen" vitrea Brema — nahmen die schmalen spitzgieblichen Häuser das wenige Licht aus den engen Gassen auf. Nur ganz allmählich und nach zahllosen verheerenden Feuersbrünsten waren diese Häuser aus hölzernen zu steinernen geworden; an manchen Orten ist dieser Versteinerungs-Proceß erst ganz vor Kurzem zum Abschluß gekommen. Kohl entwirft ein lebhaftes Bild von den Sorgen und Mühen, welche die Pflasterung und Erleuchtung dieser Straßen, die Bau- und Feuerpolizei der Stadt der „Wittheit" des Rathes von Bremen durch so manches Jahrhundert verursacht haben. Das germanische Unabhängigkeitsgefühl der braven Pfahlbürger, deren jeder sich auf seinem Erbe nach der ihm gut dünkenden Weise einzurichten strebte, setzte gemeinnützigen Verbesserungen vielfache Hemmnisse, oft zähen Widerstand und offenen Trotz entgegen. Andererseits war die Stadt in den Gefahren, mit denen die Wuth der Elemente in Feuersnoth oder Eisgang geradezu ihr Dasein bedrohte, weniger auf Einrichtungen und hülfreiche Maschinen, als auf den Gemeinsinn und den Bürgermuth ihrer Bevölkerung angewiesen, und diese Stützen versagten nie. Sehr interessante Mittheilungen aus den alten Brandordnungen, eine Brandchronik, sowie eine Sturm-, Flut- und Eisgangs-Chronik veranschaulichen uns die schweren Prüfungen, in denen der Muth und die Tüchtigkeit der Bremischen Bürger sich zu bewähren hatte.

Aber nicht bloß der Feindschaft der Elemente galt es, Stand zu halten: auch das Regiment in der Stadt, die Niederhaltung der Böswilligen und Schlechten, die Abwehr fehde- und raublustiger Nachbarn erforderten eine starke Faust und einen wachsamen Sinn. Die häufige Wiederkehr von Tumulten und Rumoren aller Art machten Vorkehrungen nothwendig, die sich in den zahlreichen „Rumor-Ordnungen" niedergelegt finden, und die jedwedem geschworenen Bürger zum Voraus die Handleistungen anwiesen, zu denen er eintretenden Falles verpflichtet war. — Allen diesen Gefahren ließ sich mit entschlossenem Muthe begegnen. Aber es gab Einen Feind, vor dem die unerschrockensten Herzen zagten. Das war die Pest, der Eintritt jener gewaltigen Epidemieen, die in den Wohnungs-Verhältnissen unserer alten Städte, wie in dem Zustande der Heilkunde, gleich reiche Nahrung fanden. In Bremen bildet diese entsetzliche Plage fast einen stehenden, von Jahrzehnd zu Jahrzehnd, ja zuweilen von Jahr zu Jahr wiederkehrenden Unheilsposten: es sollen nicht weniger als 50 Pestjahre sich in der Geschichte Bremens nachweisen lassen. Räuchern, Fasten, Essigtrinken, vor Allem aber Gottvertrauen, das sind vornehmlich die Mittel, welche die Pestilenz-Ordnungen des Rathes der Bürgerschaft anempfahlen.

Neben solchen ernsten Bildern fehlt es in dem Kohl'schen Buche aber auch nicht an heiteren und erfreulichen. Nöthigt uns der Eifer, mit dem die sorgfältig abgewogene Rangordnung der Bürgerschaft in allen Aeußerlichkeiten aufrecht erhalten wurde, und die Wichtigkeit, mit der man die trotz alledem nicht seltenen Rangstreitigkeiten behandelte, ein Lächeln ab, so wendet sich unsere volle Theilnahme den Schilderungen aus dem persönlichen und Familienleben unserer Altvordern zu. Wie sie verstanden, die Tage ihrer Freuden in Lust zu genießen, wie sie Tage der Trauer gestalteten, ihre Mahlzeiten und ihre Trachten, die Sitten und Gewohnheiten ihrer Hochzeiten und Leichenbegängnisse werden uns durch zahlreiche urkundliche Mittheilungen veranschaulicht. Ein besonderer Abschnitt ist den Bremer Stadtmusikanten gewidmet und nimmt den guten Ruf dieser durch ein bekanntes Hausmärchen schwer gekränkten Kunstgenossenschaft unter Nachweis ihrer ersprießlichen Leistungen siegreich in Schutz.

Hat sich nach allen diesen Richtungen das Dasein unserer städtischen Bevölkerung, namentlich während des letzten Jahrhunderts, so durchgreifend verändert, daß es den anschaulichsten Beschreibungen nur mit Mühe gelingt, uns von den früheren Verhältnissen eine Vorstellung zu geben, so zeigt das Leben unserer Bauern noch heutzutage vielfach Züge, welche schon dem ältesten Sittenschilderer der germanischen Vorzeit als eigenthümlich auffielen. Ganz besonders ist dies der Fall in der niedersächsischen Tiefebene, deren Landvolk noch heutzutage so zu wohnen liebt, wie es Tacitus und die ältesten deutschen Sagen als die gemeinsame Sitte der Deutschen überlieferten. Das Bild, welches Kohl im Schlußkapitel seines Buches vom Dorf, Haus und Hof der Bauern bei Bremen entwirft, überrascht und erfreut uns durch zahlreiche Belege, in denen sich das Fortleben der ältesten deutschen Sitte kundgiebt. Wir machen auf die anmuthige und treue Schilderung der niedersächsischen Landschaft, auf die Beschreibung des weiten geräumigen Gehöfts und des reichlichen Haushalts der niedersächsischen Bauern ganz besonders aufmerksam. Es sind Cabinetsstücke von feinster Zeichnung und saubérster Ausführung, denen man es ansieht, welche Liebe der Verfasser ihnen zugewendet hat. P. D. Fischer.

Geschworenengerichte und Schöffengerichte.*)

Im Sommer 1871 gab der Deutsche Juristentag das Votum ab, daß von einer möglichst ausgedehnten Mitwirkung des Laien-Elements bei der Aburtheilung aller Strafrechtsfälle eine Verbesserung der Strafrechtspflege zu erwarten, und daß für diese Mitwirkung bei den Strafgerichten mittlerer und unterer Ordnung die Form des Schöffengerichts zu empfehlen sei. Von noch höherer Bedeutung war die Mittheilung „Im neuen Reich" (1871, Nr. 43: „Ueber Schwur- und Schöffengerichte"), daß der neue Entwurf der deutschen Strafproceßordnung nichts Geringeres beabsichtige, als die Ausmerzung aller deutschen Geschworenen zu Gunsten der deutschen Schöffen. Diese bestimmte Aeußerung läßt den bezeichneten Artikel als einen officiösen erscheinen, und der Verf. der in der Note genannten Schrift versucht deshalb im engen Anschluß an jenen Artikel die aufgeworfene Frage sachgemäß zu beleuchten. Die wissenschaftliche Durchführung der in der Schrift niedergelegten Ansichten zeichnet sich vor der jenes Artikels „Im neuen Reich" vortheilhaft aus.

Dr. John zeigt vor Allem, daß bei einer Ausdehnung der Schöffen-Gerichtsbarkeit von einer Wiederbelebung des deutsch-mittelalterlichen Instituts nicht die Rede sein kann. Nur so lange, als die alleinige Quelle unserer Rechtsanschauungen das aus dem Volke heraus sich entwickelnde Gewohnheitsrecht war, so lange auch konnte man die Jurisdiction ausschließlich den aus den einzelnen Gemeinden gewählten Männern (Schöffen) überlassen. Denn nur die Schöffen wußten, aus den ihnen bekannten Gewohnheiten, was Rechtens sei, der ihnen beigegebene Richter wußte nichts vom Rechte und hatte deshalb nur die Ausführung des Rechtsspruches. Seitdem aber dieses Gewohnheitsrecht durch das geschriebene römische Recht verdrängt worden, und seitdem überhaupt die Jurisdiction in Deutschland fast allein auf geschriebenen Gesetzbüchern beruht, hörten naturgemäß die mittelalterlichen Schöffengerichte auf und die ganze Jurisdiction fiel in die Hände der Richter.

Nur unter zwei Gestalten bestehen gegenwärtig sog. Schöffengerichte in den neuen preußischen Provinzen und in Sachsen. In jenen Provinzen wirken zwei Schöffen (Richter aus dem Volke, gewählt von der Bezirks- und Gemeinde-Vertretung) neben dem vom Staate angestellten Polizeirichter collegialisch bei Aburtheilung von Vergehen, deren gesetzliche Strafe in Freiheitsstrafe von höchstens sechs Monaten oder Geldbuße von höchstens fünfhundert Thalern besteht. In Sachsen fungiren vier Schöffen neben drei rechtsgelehrten Richtern nur in Fällen, welche einerseits nicht bedeutsam genug sind, um den Schwurgerichten zugewiesen zu werden, andererseits aber auch die Competenz des Einzelrichters überschreiten. Diese Schöffen in Sachsen haben keine größere Competenz als die Geschworenen bei den ihrer Beschlußfassung überwiesenen Straffachen, sie sind ausschließlich Richter der Thatfrage, die rechtsgelehrten Richter dagegen zugleich Richter der Rechts- und Thatfrage, sie sind ferner den Ueberredungs-Versuchen der rechtsgelehrten Richter während der ganzen Berathung hinter verschlossenen Thüren ausgesetzt und so in den meisten Fällen nichts als die Bestätiger des richterlichen Urtheilsspruches. Die sächsischen Schöffengerichte haben demnach alle Nachtheile der gegenwärtig in Deutschland bestehenden Geschworenengerichte, ohne die Vortheile derselben (selbständige Berathung, Rechtsbelehrung seitens des rechtsgelehrten Richters in öffentlicher Sitzung) zu besitzen. Finde man also in der Ausdehnung der Volks-Gerichtsbarkeit eine Verbesserung der Proceßpflege, so sei es viel einfacher, dieser Verbesserung die bestehenden Geschworenengerichte zu Grunde zu legen, als die in Sachsen oder in den neupreußischen Provinzen wirkenden Schöffengerichte. — Der Verfasser zeigt nun, wie weit die Schwurgerichtsbarkeit modificirt werden müsse, wenn sie allein von Nutzen sein soll. Besonders ist er dafür, daß sie auf die minder wichtigen Straffälle und auf die politischen Verbrechen ausgedehnt werde. Die politischen Verbrechen gehörten Anfangs auch in den Bereich der Schwurgerichte. Im Jahre 1853 wurden sie aber denselben entzogen, thatsächlich aus politischen Rücksichten, angeblich aber, weil die Parteileidenschaft in diesen Gerichten allzusehr zum Ausdruck gelange. Damals, in der Zeit des Entstehens der entgegengesetzten politischen Parteien, war dieser Grund nicht ungerechtfertigt, jetzt aber hat er seine Berechtigung völlig verloren. Die einzelnen herrschenden Parteien stehen nicht mehr so erbittert gegenüber, daß eine Trübung des Rechtsbewußtseins deshalb angenommen werden dürfe; vielmehr ist anzunehmen, daß die Geschworenengerichte, welche schon eine langjährige richterliche Thätigkeit hinter sich haben, das Recht höher als ihre Partei-Interessen achten. Je länger aber dieses so ausgedehnte Institut bestehen wird, desto sicherer ist es, daß es zu einem wahrhaften Organ des allgemeinen Volksbewußtseins sich ausbilden werde. A.

*) Ueber Geschworenengerichte und Schöffengerichte von Dr. R. E. John, Rath beim Oberappellationsgerichte zu Lübeck. Berlin, Lüderitz. 1872.

Schweiz.

Hammerschläge aus der Schweiz.*)

Der alte, selbständige schweizer Republikaner Johannes Scherr, der schon vorher manche literarische Schlachten lieferte, führt jetzt in einem neuen starken Bande kräftige „Hammerschläge" auf alle mögliche vernagelte Zustände und Köpfe. So ein kräftiger Arm, der nach dem Ideale einer eigenen Kunst tüchtig auszuholen und zu treffen weiß, muß jetzt jedem ehrlichen Menschen willkommen sein. Scherr ist ein durchaus selbständiger, urkräftiger Denker und Darsteller. Weder die niederträchtigen Phrasen des Republikanismus von Profession, oder communistischer und internationaler Mordbrennerei, noch die wie Leierkasten-Lieder abgedroschenen Redensarten des doctrinairen Liberalismus konnten ihm etwas anhaben: er sieht Alles mit eigenen Augen und sagt Alles mit eigenen, urkräftigen Worten und Anschauungen. Schon diese Kraftausdrücke, welche die eigene Anschauung und der persönliche Haß oder die individuelle Begeisterung urkräftig schufen und münzten, sind in unserem literarischen Gedudel eine Wohlthat, eine Erquickung. Das ganze Buch ist im Sommer und Herbst 1871 empfunden und geschrieben worden. Wir haben es daher mit Ereignissen und Eindrücken zu thun, die auch uns im Tiefsten ergriffen und uns nöthigten, für neue, unerhörte Thaten neue Worte und Ideen zu suchen. Die Meisten haben leider, so weit die jetzige Literatur in Betracht kommt, nichts Rechts gefunden und gehen mit einem beinahe polizeiwidrigen Leichtsinn von abgestandenen Phrasen über „das große Jahr" und dessen kleine Kinder hin. Scherr nennt seinen Auf-

*) „Hammerschläge und Historien." Von Johannes Scherr. Zürich, Schabelitz'sche Buchhandlung (Cäsar Schmidt), 1872.

satz dieses Titels ein Stimmungsbild, welches er in einem Fluß und Guß entwarf und unverändert an die Spitze seines neuesten Bandes stellt. „Namentlich durfte auch die Gluth des brandmarkenden Eisens nicht verkühlt werden, womit," wie der Verf. selbst sagt, „er den Stempel der Verachtung allen denen so oder so maskirten Judassen auf die Stirnen gedrückt hat, welche ihr Vaterland während des Krieges und nach dem Kriege wenigstens mit Worten verriethen und verrathen, weil sie es mit Thaten nicht zu verrathen vermochten und vermögen." Etwa dasselbe gilt von den darauf folgenden Briefen vom Zürichberg.

Es ist eine Lust, eine Stärkung, seine Schilderung des großen Jahres zu lesen und die mit kräftigen Hammerschlägen darauf begründeten Forderungen des aus dem großen Jahre hervorgegangenen neuen Deutschen Reiches wenigstens andeutungsweise zu vernehmen. Von dem großen, tiefgeschichtlichen Gegensatze zwischen Preußen und Deutschland, dem engen, starren Begriffe des Staates und dem weiten, friedlich ausdehnungssüchtigen des Reiches hat auch er keine Vorstellung. Aber die nächsten Aufgaben und Pflichten der neuen Deutschen Reichspolitik erkennt und bezeichnet Scherr ganz richtig. „Sie soll durch die Verpreußung des Reiches hindurch zur Durchdeutschung desselben gelangen. Die deutsche Politik muß ein Ende machen mit dem Pfaffenstaate im, nein über dem Deutschen Staate; sie muß den römischen Wölfen sammt den lutherischen Dachsen ein geistreiches „Kesseltreiben von Sedan" bereiten. Sie soll und muß die sociale Frage so anpacken, daß der ernste Wille, die Menschen- und Bürgerrechte der Handarbeiter sicher zu stellen und zu schützen, sonnenklar hervortritt, und falls es ihr nicht möglich sein sollte, den Lug-Propheten des Gnotenthums in seiner gnotigsten Bedeutung zum Trotz, zwischen Arbeit und Capital eine befriedigende und dauernde Vermittelung zu finden, so soll sie wenigstens zum Voraus Sorge tragen, daß der dumpf heranbrausende communistische Barbarei-Strom nicht die Wurzeln des nationalen Daseins und der Kultur mit sich fortzureißen vermöge, und sie wird das erreichen, wenn sie, was sie bislang für den wissenschaftlichen Unterricht gethan, verdoppelt und das bisher für die Volksschule Gethane verdreifacht, dreimal verdreifacht. Das sind praktische Ziele und große Aufgaben. Eine weitere, nicht minder große ist die Pflicht, unseren Brüdern in Oesterreich bei ihrem angehobenen Kampfe gegen Verslavung, Verjunkerung und Verbonzung eine hülfreiche Hand zu bieten. Neun Millionen Deutsche (die gerade meist in den ältesten, kräftigsten deutschen Reichslanden wohnen und wieder zum Deutschen Reiche gehören müssen, wenn dieses nicht zu einer Lüge werden soll), dürfen nicht verbonzt, verjunkert und verslavt werden, und sie können es nicht, so sie nicht wollen. Vor dreißig Jahren hat einer unserer Dichter gerufen: „Der Rhein soll deutsch verbleiben". Er ist es nicht nur geblieben, sondern erst recht geworden. Jetzt muß es heißen: auch die Donau, so weit sie deutsches Land durchströmt, soll deutsch verbleiben! Und von den Deutschen, nur von den Deutschen, wird es abhängen, ob dereinst von der Tochter des Schwarzwaldes gesagt werden könne, was heute von dem Sohne der Alpen mit Wahrheit gesagt und triumphirend gesungen wird."

Das klingt so recht wie ein effectvoller Abgang auf der Bühne. Und so ist es auch der Schlußwirbel seiner Hammerschläge im großen Jahre. Schade, daß so ein kräftiger Grobschmied nicht die Hohlheit dieses Pathos begriff. Wenn bloß die Deutschen in Oesterreich zum Deutschen Reiche gehören sollen, mit welchem Rechte behalten wir denn die Menge von Polen und Franzosen in demselben? Böhmen, das böhmischste Böhmen war einst, etwa zur Zeit, als die erste deutsche Reichs-Universität in Prag gegründet ward, die kräftigste Blüthe des Deutschen Reiches. Unglückselige, allgemeine grassirende Verblendung, daß das Deutsche Reich ein starrer Nationalstaat gewesen sei und wieder werden müsse, während wir doch beinahe ein ganzes Jahrtausend hindurch die schönste Blüthe, Kraft und Herrlichkeit des Deutschen Reiches in überstaatlichen, übernationalen, freibündlich-völkerrechtlichen und internationalen Staats-, Völker-, Rassen-, materiellen und idealen Beziehungen und Verhältnissen finden. Aus diesen tausendjährigen Wurzeln muß das neue Deutsche Reich seine Nahrung für Neugestaltungskraft ziehen. Von oben herab auf wurzellose Phrasen und Machwerke Redensarten-Wasser gießen und staatlich-liberales Geflunker in Gesetze dafür verwandeln — daraus wird nichts.

Doch nun zu den Historien Scherr's. Sie betreffen unter den Titeln: „Ein Unfehlbarer" und „Ein Mucker des Mittelalters" skandalöse kirchliche Verirrungen. „Eine Hofgeschichte" schildert die geschlechtliche Fischblütigkeit des heißblütigen Sohnes Heinrich's IV. und dabei doch des Vaters des größten politischen Ungeheuers und Maitressen-Sklaven Ludwig's XIV. Insofern diese Geschichte bloß das Sprichwort: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme widerlegen soll, ist sie sehr trivial und meiner Ansicht nach des Verfassers überhaupt nicht würdig. Sie liest sich wie ein Feuilleton in einer pikanten, Schmutz liebenden Zeitung oder Zeitschrift. Leider eine sehr beliebte Waare. Unter dem Titel: „Eine Blutzeugin wider die Pöbelherrschaft" lernen wir die schon vielfach geschilderte schöne, edle Madame Roland wieder etwas genauer kennen und bis in ihren Tod unter dem Fallbeile des großen Revolutionspöbels noch gründlicher verehren als bisher. Zuletzt „Ein Dichter des Weltleides." Ihm streicht die Wetterwolke wie ein düsterer Gedanke über das Antlitz des Himmels. Sturm erhebt sich, und von diesem gepeinigt werfen sich Sträucher und Bäume hin und her wie auf ihrem Lager Fieber- und Seelenkranke. Dieser Sturm fuhr plötzlich und laut auf, wie ein Verschlafener, der plötzlich vom Lager aufsprang. Endlich wird es einmal ruhig und klar am Abendhimmel, der nun die untergehende Sonne lässig aus der Hand fallen läßt. Nun wird es Frühling, der seine Singraketen, die Lerchen, in die Luft wirft und endlich sein Herzblut durch die Rosen vergießt. Es wird Sommertag und er schwingt seinen Goldpokal, die Sonne. Aber manchmal verfinstert sie sich: ein Gewitter zieht auf und der Sturm peitscht mit den Geißeln des Blitzes die Wolkenrosse, daß sie sich heiß laufen und ihr Schweiß in schweren Regentropfen auf Felder und Fluren fällt. Nun kommen die Herbstlüfte, welche sanft den Wald streicheln, sein welkes Laub ihm abzuschmeicheln. Der Buchenwald röthet sich herbstlich, wie einem Sterbenden noch einmal flüchtig die Wangen sich färben. Endlich der harte, todte Winter und die Nacht, welche von Wölfen aus ihrem Traume geschrieen wird.

Wir wissen nun aus diesem düsteren, großartigen Gemisch von Seelenstimmungen und Natur-Erscheinungen, daß wir Nicolaus Lenau vor uns haben. Der in Wahnsinn endende Dichter ist oft genug in poetischer Verherrlichung als Opfer des Kampfes zwischen Ideal und Wirklichkeit, des Pessimismus und Weltschmerzes gefeiert worden. Niemand kann die dichterische Genialität und Größe des genialen Lyrikers und schlechten Dramen-Dichters höher schätzen als ich; aber um so mehr muß man sich über die hergebrachte und abgeleierte Idealisirung unserer Dichter und sonstiger biographisch mit Portrait verherrlichten Größen ärgern und dieses Handwerk als wahrheitswidrig, ästhetisch

lächerlich und sittlich verderblich bezeichnen. Lenau! O welch ein edler Geist ward hier zerstört! Aber ihr lügt ja, wenn Ihr euch und der Welt weismacht, daß er durch das Weltleid, durch die feindlichen Gewalten des Ideals und der Wirklichkeit wahnsinnig geworden sei. Scherr sagt es uns ja selbst wieder, daß dieses planlose Umherschwanken im Leben mit nächtlichem Liebesgeflüster und dieses nächtliche Geigen bei entsetzlich starkem Kaffee und der Vertilgung der allerstärksten Cigarren, dumpfer Bettlägerigkeit während der darauf folgenden Vormittage — daß diese gewohnheitsmäßig gewordene arge Mißhandlung des Gehirns und der Nerven den gesundesten Kopf, die stärkste Heldennatur hätte zum Wahnsinn treiben müssen. Durch Darstellung solcher Wahrheit wird der Dichter, wird keiner unserer großen Männer entwürdigt. Diese Wahrheit vielmehr soll nachfolgenden Geistern zur Lehre und Warnung dienen. Scherr sagt ja selbst, daß seine Historien auf Erscheinungen der Gegenwart Bezug nehmen und schließt seine Vorrede mit den Worten: „Wenn die Geschichte nicht belehren, strafen und warnen soll, wozu wäre sie dann überhaupt gut?"

Das ist denn auch wahr: sein über fünfhundert Seiten starkes Buch hämmert mit kräftigsten Schlägen, Warnungen und Belehrungen in die Oeffentlichkeit. Leider haben die meisten Helden derselben immer noch die speciell den Bourbonen zuerkannten Schwächen, daß sie nichts daraus gelernt und nichts von ihren einmal eingeübten Tagesphrasen vergessen haben. Wer denkt überhaupt bei Behandlung und Mißhandlung der sogenannten Tagesfragen und Pflichten der Gegenwart an die tiefen, historischen Bedingungen, unter denen sie überhaupt bloß auf eine gesunde Weise weiter entwickelt und erfüllt werden können? Die auf der Oberfläche der Oeffentlichkeit beschäftigte und angestellte Menge hat kein Wissen davon, keinen Geist, keine Zeit dazu. Wenn einmal etwas Tüchtiges und Gesundes geschehen soll, so muß es von einem einzigen einsichtigen, harten Heldenkopfe, von einem genialhämmernden Grobschmiede ausgehen. Dieser braucht nicht einmal selbst die geharnischte Pallas Athene der neuen, erlösenden Idee in seinem Kopfe zu haben, wenn er nur, wie einst Vulkan, mit seinem Hammer das mit der geharnischten Weisheitsgöttin schwangere Haupt des Zeus zu trepaniren weiß. H. Beta.

Oesterreich-Ungarn.

Die Dioskuren.

Jahrbuch des Beamten-Vereins der österr.-ungar. Monarchie.*)

Der Beamten-Verein der österreichisch-ungarischen Monarchie, der bisher seine Wirksamkeit lediglich auf das wirthschaftliche Gebiet beschränkte, hat in diesem Jahre versucht, auf literarischem Felde zu debütiren. Diesem Versuche verdankt das vorliegende Jahrbuch „Dioskuren" seine Entstehung.

Die beiden nächstliegenden Zwecke des Vereines waren dabei, seinen Mitgliedern, neben den materiellen Vortheilen, welchen er ihnen bereits verschafft, auch eine literarische Gabe zuzuwenden, und ihnen eine Sammlung werthvoller dichterischer und literarischer Arbeiten zur Lectüre zu bieten, demnächst aber mit dem Erträgnisse des Jahrbuches den Grundstein zu einem Fonds für die Herstellung einer Beamten-Töchterschule zu legen.

Der Verein hat mit dem vorliegenden Jahrbuche aber auch noch einen dritten Zweck erreicht, nämlich eine Lücke ausgefüllt, an welcher das literarische Oesterreich in den letzten Jahren gelitten, seitdem die vielen Jahr- und Taschenbücher, welche in früherer Zeit den Sammelpunkt der Literaten-Welt bildeten, eingegangen. Die eigenthümlichen Verhältnisse der österreichischen Beamten-Welt brachten es mit sich, daß dieses Ziel mit Leichtigkeit erreicht werden konnte, denn der Verein fand im Schoße seiner Mitglieder selbst literarische Kräfte genug, um mit Hülfe dieser allein die stattliche, nach verschiedenen Richtungen hin werthvolle Sammlung zu Stande zu bringen. Sind doch die Mehrzahl der verstorbenen Schriftsteller Oesterreichs, aus deren Nachlasse uns das Jahrbuch kostbare Erbstücke bringt, Grillparzer, Friedrich Halm, österreichische Beamte gewesen. Doch gingen die Herausgeber keineswegs exclusiv zu Werke, denn manche hervorragende schriftstellerische Kraft des Auslandes schloß sich bereitwillig dem Unternehmen an.

Die Zeiten sind freilich vorbei, wo der deutsche, in Oesterreich geborene Schriftsteller bloß der österreichischen Literatur angehörte, und es ist bezeichnend für die Anschauungen, die in der österreichischen Beamtenwelt über die jetzigen Beziehungen Oesterreichs zu Deutschland herrschen, daß die Vorrede der Herausgeber dieses Moment mit ganz besonderem Nachdrucke betont: „Im literarischen Sinne heißt es, da bezeichnet uns Deutsch-Oesterreich nur als eine engere Heimat, ein Tochterland inmitten jener großen Entwicklung, welche dem deutschen Namen seine inneren Ehren geschaffen, noch ehe er sich die äußeren erstritten. Einer geistigen Verbindung Ausdruck zu geben, die unser Stolz, gleichzeitig unsere Stärke ist, erschien uns ein Recht mehr noch als eine Pflicht. Die lebendige Theilnahme, welche die Idee des Beginnens in Deutschland gefunden, beweist, daß damit nur erwidert wurde, was auch von der andern Seite empfunden wird."

Die Koryphäen des österreichischen Parnasses haben einige herrliche Beiträge geliefert: namentlich Anastasius Grün, Karl Beck, Karl Egon Ebert, Bauernfeld, Mosenthal, Hieronymus Lorm, Beiträge, die dem duftigen Blüthenstrauße den Reiz großer Mannigfaltigkeit verleihen. Von den Gaben jüngerer Poeten ragen besonders die „Zeitstrophen" Cerri's durch ätzende Geißelung moderner Verhältnisse hervor. Von Essays sind besonders das „Glaubensbekenntniß" Fr. Hebbels, durch Briefe des früh verstorbenen Dichters von Emil Kuh illustrirt. Eine Charakteristik des Staatsmannes und Schriftstellers Eötvös, von Falke von Lilienstein, mit Fragmenten aus dem Nachlasse des berühmten Magyaren, ist sehr anziehend. Willkommene Gaben werden auch dem Leser die historische Skizze „Kepler in Oesterreich" von L. A. Frankl, und „Mozart und die Prager", von Freiherrn von Helfert, sein. Hermann Orges steuerte einen Aufsatz über die Frauen-Arbeit bei, Ludwig Perey und Michael Klapp lieferten, der Eine „Reise-Erinnerungen", der Andere ein Bild des Marschalls Prim. Beigegeben ist ferner dem Jahrbuche, neben verschiedenen Aufsätzen über die Stellung des Beamtenthums, eine Darstellung der bisherigen Wirksamkeit des Beamten-Vereines von Schmidt-Zabirow.

Im Ganzen zeichnet sich das Jahrbuch durch abwechselungsvolle Reichhaltigkeit aus, und wir zweifeln nicht, daß das Ziel, eine anregende Lectüre zu bieten, auch für einen weiteren Kreis, als den der österreichischen Beamten-Welt, in vollem Maße erreicht

*) Wien, Selbstverlag des Vereins; in Commission von Rosner's Buchhandlung, 1872.

ist, sowie daß durch das Erträgniß der mit der Ausgabe des Jahrbuches verbundene Zweck, eine Beamtentöchter-Schule zu errichten, in der gewünschten Weise gefördert werden wird.

—g.

Tycho Brahe und J. Kepler in Prag.*)

Das 16. Jahrhundert gehört zweifellos zu den bedeutendsten Kultur-Epochen unseres Vaterlandes. Die Scholastik — dieser unmöglich lebensfähige Grundcharakter der vorangegangenen Epoche, sank, — zerfiel allmählich, sich von innen heraus selbst zersetzend. Von Italien her verbreitete sich rasch über Europa die Morgenröthe klassisch-antiker Bildung, die Buchdruckerkunst war erfunden, ein neuer Erdtheil entdeckt, die Naturwissenschaften befreiten sich von dem Aristotelismus und kamen allenthalben zu bedeutendem Ansehen und zur ernstesten Pflege. Die Beobachtung und die Erfahrung wurden als die Endpunkte aller Naturwissenschaft angesehen, was sonst nie der Fall war und worauf jetzt in unserem Vaterlande gelehrte Männer unermüdlich weiterbauten. Die Wissenschaft wird allezeit Männer als ihre wackersten, verdienstvollsten Vorkämpfer ehren, wie: Johannes von Gmünden, Johannes Müller (Regiomontanus), Kopernikus, Tycho von Brahe und Kepler.

Das Wirken der beiden Letzten am Hofe Rudolf's II. zu Prag ist nun der Gegenstand genannter Studie. Es fiel in jene, oben angedeutete Zeit, die der Kultur, der Wissenschaft, dem gesammten geistigen Leben in Deutschland, ja in Europa eine ganz veränderte, doch nur günstige Grundlage gegeben. Dazu hatte noch die kirchliche Reform durchgegriffen, und so war die Bahn frei gemacht und die Bedingung zu einer lebensfrischen Thätigkeit in der Wissenschaft in jeder Hinsicht gegeben. Allerdings stand Letztere, namentlich die Naturwissenschaft, die Astronomie noch nicht frei von Vorurtheilen, von mithergebrachten, und — da sie jetzt allseitig in den Vordergrund trat — nur noch in höherem Grade und in vorzüglicher Weise zur Verbreitung gebrachten, befangenen Ansichten da! Mit zauberischem Reize nahte sich die Astronomie selbst dem großen Publikum und wußte sich diesem unter der Gestalt der Astrologie und Alchymie zum Schooßkind zu machen. Aber gerade dieser Umstand diente der reinen, wahren Wissenschaft! Man kam durch häufige und so sehr beliebte Beobachtungen der Gestirne und ihrer Constellation abergläubischen Zweckes wegen nach und nach immer mehr zu unbefangenen Urtheilen, zu neuen Entdeckungen, zu Schlüssen u. s. w., die bald die strenge Wissenschaft von dem Banne des Aberglaubens befreiten.

Wie sehr nun Tycho de Brahe und Kepler durch ihr Wirken am böhmischen Königshofe in dieser Beziehung läuternd wirkten, das ist in der genannten Schrift deutlich, wenn auch nicht ganz unmittelbar, so doch in einleuchtendster Weise mittelbar in der gewissenhaft dargestellten, wissenschaftlichen und namentlich literarischen Thätigkeit und der genau begründeten Entstehung dieses oder jenes verdienstvollen Werkes der beiden Astronomen, hauptsächlich aber Kepler's, dargelegt. Die Schrift zerfällt in drei Hauptabschnitte; der eine behandelt Tycho speciell, der zweite das Zusammenwirken Tycho's und Kepler's und der letzte das rastlos thätige Leben des Letzteren am Hofe Rudolf's II. nach Tycho's Tode. Jeder dieser Abschnitte ist mit sichtlicher Liebe zum Gegenstande und mit gründlichem Quellenstudium bearbeitet und giebt immer ein treues, lebhaftes Bild des regen, geistigen Treibens in Prag unter dem edlen, gelehrten Fürsten, bezüglich dessen der Verfasser bedauert, daß „sein Bild leider selbst auch von vielen heutigen Geschichtsforschern in Folge des unseligen Einflusses der spanisch-jesuitischen Partei nicht in voller Reinheit und Klarheit geschildert wird."

Neben dem wissenschaftlichen Interesse weiß der Verfasser nicht uninteressant Manches aus dem Familienleben der beiden Gelehrten, namentlich Kepler's, einzuflechten.

*) Eine Studie von Dr. Jos. v. Hasner. Prag, Calve, 1872.

Frankreich.

Eine besonnene Stimme aus Frankreich über Deutschland.*)

Unter den Werken, welche sich bemühen, die Franzosen über Deutschland und den Grund seiner Erfolge aufzuklären, nimmt Bourloton's „Allemagne Contemporaine" einen hohen, wo nicht den ersten Rang ein.

Der Verfasser, ein junger Mann, Ex-engagé volontaire de 1870 aux Zouaves de la Garde, wie er sich auf dem Titelblatt mit stolzer Bescheidenheit nennt, hat die unfreiwillige Muße seiner Gefangenschaft in Deutschland zu ausgedehnten Studien und die Freiheit der Bewegung, welche ihm „ein großmüthiges Wohlwollen" gewährte, zu meist treffenden Beobachtungen über die Sitten und Institutionen der Sieger benutzt. Um seinem geliebten Frankreich wahrhaft zu nützen, will er „den Muth der Unparteilichkeit" haben, wenngleich sich sein „Patriotismus und das Loos selbst, welches ihm beschieden war", dagegen empört.

Es ist selbstverständlich, daß in dem Buche mancherlei Falsches mit unterläuft, manche kleine Ungerechtigkeit, bald zu unserem Schaden, bald auch zu unseren Gunsten, manche echt französische Oberflächlichkeit, im Ganzen aber hat der Verfasser seine umfangreichen Studien auf allen Gebieten, seine Reisen und seine Beobachtungen offenbar an der Hand tüchtiger deutscher Fachmänner und Führer gemacht, er weiß mit Scharfblick und Talent überall aus der Masse des Einzelnen das Allgemein-Charakteristische herauszufinden und mit der Grazie und dem Esprit wiederzugeben, welche nun einmal Vorzüge seiner Nation sind, die wir ihr weder bestreiten wollen noch können.

In seinem allgemeinen Urtheil über uns trifft er ziemlich mit dem Baron von Stoffel zusammen; am höchsten schätzt er den sächsischen Stamm, dem er viel Gutes nachrühmt. Wie überall von einem besonders charakteristischen Einzelnen, so geht er in der Schilderung der Sitten von einer deutschen Bierstube aus:

„Die täglichen Zusammenkünfte in der Bierstube, immer zu einer bestimmten Stunde, sind von einer wenig anziehenden Monotonie: Jeden Abend treten dieselben Besucher in das reservirte Zimmer, welches vom Qualm der Pfeifen voll ist, setzen sich auf denselben Platz, fordern eben denselben Schoppen Bier, werfen eben dieselben Reflexionen in das Schweigen der Gesellschaft, und nachdem sie eben dieselbe Menge Bier und Tabak vertilgt haben, gehen sie zu derselben Stunde nach Hause wie gestern und wie morgen. In Frankreich ist selbst in dem gering-

*) L'Allemagne Contemporaine, par Edgar Bourloton. Paris, 1872. Berlin, Asher & Co.

ften Dorfcirkel mehr Leben: Der Franzose hat immer irgend Etwas laut zu verkündigen — für die Andern; die Gewohnheit zu plaudern macht seinen Gedankengang leichter, wenn auch nicht tiefer, seinen Geist schlagfertiger, wenn auch nicht sicherer. Ein Gedanke bei dem Deutschen ist immer die Frucht einer langen mühsamen Vorherüberlegung: auch das Paradoxon, welches der Unterhaltung Reiz giebt, ein Aufputzen, welches das Interesse einer Erzählung verdoppelt, sind ihnen unbekannt; auf die Gefahr hin, langweilig zu sein, müssen die Deutschen immer, selbst bei gleichgiltigen Dingen, positiv sein: „Sie legen Gewissenhaftigkeit in Alles", sagt Mad. de Staël.

Diese Klugheit macht sie gewöhnlich bescheiden, sie gehören nicht zu denen, welche Andern ihre Persönlichkeit aufdrängen. Sie leben bei sich für sich, und wenn sie reisen, unterwerfen sie sich schweigend den neuen Sitten des Landes: diese Eigenschaft macht sie zur Auswanderung geschickt. Sogar Paris, welches alle europäischen Typen vor sich vorbei defiliren sieht, und welches keinen Engländer ohne zu lachen anblicken kann, spottet kaum über die deutsche Gutmüthigkeit, ohne irgend etwas Lächerliches, was besonders charakteristisch wäre, zu entdecken.

Das deutsche Volk, kein lustiges Volk, lacht nicht über Andere, aber diese Vorzüge des Umgangs in seinen Beziehungen zum Auslande treffen bei ihm zusammen mit einem übergroßen Gefühl seines eigenen Werths und der ausschließlichen Achtung seiner eigenen Kraft: Es giebt kein Land, wo das innerste Selbstgefühl so rein erhalten ist. Seit Jahrhunderten war dieser Stolz gedrückt durch das Uebergewicht Frankreichs in Europa, daher diese blinde Leidenschaftlichkeit, welche der letzte Krieg in ihrer ganzen Stärke enthüllt hat. Diese Leute, sonst menschlich, wurden wild u. s. w.

Die Eitelkeit ist gleichwohl der Fehler, welchen die Deutschen an uns am meisten tadeln; dies ist das Thema, unter welchem die deutsche Presse uns während des Krieges am meisten beschimpft hat, und die Härte dieser Beschimpfungen verrieth nur zu klar die tiefe Genugthuung über eine lang erwartete Rache. Wie viel Satiren, wie viel Epigramme über diese drei Worte: La grande nation! — — —

Die französische Eitelkeit wird in Deutschland nie begriffen werden und unsere Vorzüge entgehen in der That einem Volke, welches sie so wenig selbst übt. In Frankreich ist ein besiegter Feind immer achtungsvoll behandelt worden und ein Mehr an Sieg hat stets ein Mehr an Großmuth eingeflößt. Ja, wir sind stolz auf diese militärische Bravour, welche, wenn sie uns auch einmal unter ausnehmend unglücklichen Umständen und gegen eine ausnehmend gerüstete Armee getäuscht hat, nichtsdestoweniger eine der sichersten Grundsäulen einer unerschütterlichen politischen Macht bleibt; wir sind stolz auf unsern Geist (Esprit), unsern wundervollen Geschmack, welcher Europa der Willkür unserer Moden und unserer Literatur unterworfen hat; wir sind stolz auf unsere Vergangenheit, welche eine derartige ist, daß kein Volk nach Rom so tiefe Spuren in der Geschichte zurückgelassen hat, wie wir. Warum findet man also diese natürliche Eitelkeit so „unerträglich" u. s. w. Lasse sich, meint Verf. ferner, doch auch ein preußischer Hochmuth nicht wegleugnen. Er citirt als Beweis einige Berliner Inschriften, darunter die bekannten Hieroglyphen von Professor Lepsius, worin sich Friedrich Wilhelm IV. alle die ungeheuerlichen Titel der ägyptischen Könige beilege. Bourloton führt im Allgemeinen den Franzosen Deutschland und seine gesunden Zustände als Muster vor gegenüber ihrer Zerfahrenheit, aber er giebt auch uns Deutschen manche bittere und bisweilen recht heilsame Pille. Seine tadelnden Bemerkungen sind zwar selten ganz zutreffend, aber sie enthalten immerhin manches Wahre.

Alle einsichtigen Deutschen erkennen gern und haben immer anerkannt die wirklichen Vorzüge der Franzosen: die leichte liebenswürdige Grazie, die Gewandtheit des Geistes, die fröhliche Mittheilsamkeit; liegt doch darin der Grund, daß ihre Mode, ihre Sprache und Literatur so große Geltung bei uns haben. Der Vorwurf, den uns Bourloton S. 103 macht, daß wir Racine wenig, Molière sehr wenig schätzen, ist für Molière sicherlich unbegründet. Der große Charakter-Dichter ziert das Repertoir aller deutschen Bühnen; in München kamen z. B. 1871 von 50 klassischen Aufführungen nicht weniger als 14 auf Molière. Wenn gleichwohl alle einsichtigen Kritiker bei uns gegen die neueren Moden, gegen die neuere Literatur Frankreichs, welche eben wegen der genannten leicht erkennbaren national-französischen Vorzüge so viel Bestechendes für unser Volk hat, auf's heftigste polemisiren, so geschieht es, weil diese Erzeugnisse sämmtlich einen gewissen Haut-goût, einen Beigeschmack von Fäulniß haben, vor deren Ansteckung wir unser Volk gern bewahrt sehen möchten.

Man kann ferner zugeben, daß die Franzosen nicht nur tapfer, sondern auch großmüthig und ritterlich als Sieger sind, aber sie zeigten diese Eigenschaften nicht als Besiegte, wie u. A. durch die allgemeine Vertreibung der Deutschen bewiesen ward.

Uns selbst führte der Krieg 1870—71 in dieselbe Gegend Frankreichs, wo wir 1867 schönen Volksfesten zugeschaut und das in seiner Freude so liebenswürdige französische Volk recht schätzen gelernt hatten, aber welch' eine Wandlung war mit dem National-Charakter vorgegangen?! Wir waren damals ein wenig vorurtheilsvoll nach Frankreich gekommen, wie's in dem Liede heißt: „Der Deutsche Mann kann keinen Franzen leiden, doch seine Weine trinkt er gern" — aber wir konnten uns nicht der Pracht dieser herrlichen Stadt Paris, nicht dieser wirthschaftlichen Größe der Nation, wie sie sich in der Weltausstellung dokumentirte, nicht den guten Eigenschaften des französischen Volks, wie wir sie besonders auf einem großen Volksfest der Stadt Montmorency kennen lernten, verschließen.

Bei der „Ermitage de Jean Jaques Rousseau" an den Bergabhängen der Kastanienwälder saßen wir und schauten nieder in das heitere Getümmel der Tanzplätze, auf die vielfachen Belustigungen, die trotz der fabelhaften Lebendigkeit und Erregtheit nicht durch den leisesten Mißklang unterbrochen wurden. Es war Volk aus den untersten Ständen, von St. Denis, Groslay &c., meist sogar Landvolk, aber nichts von der Plumpheit, der Rohheit, der Betrunkenheit, die uns in gewissen Gegenden unserer norddeutschen Heimat schon den Genuß an solchen Festen verbittert hatte. Auch von der Frivolität, die uns allerdings in Paris besonders im Benehmen des gesammten weiblichen Geschlechts aufgefallen war — wir vermochten, und zwar im Gegensatz zu Berlin, eine Dirne nur schwer von einer Dame zu unterscheiden — bemerkten wir in Montmorency nichts oder wenig. Nach vier Jahren lag Referent als Kriegsknecht in denselben Ortschaften; in Groslay, Montmorency unser Vorposten-Gros, in St. Denis nach der Kapitulation drei Monate lang unser Standquartier. Die schönen Tanzplätze von Montmorency dienten jetzt als Artilleriepark. Traurige Wandlung, aber noch traurigere die Wandlung der Menschen! Diese im Glück so liebenswürdigen Franzosen zeigten sich — und nicht bloß die unteren Volksschichten — im Unglück völlig würdelos, ja — doch wir wollen von eigenen Erfahrungen schweigen, man kennt ja genügend die schmachvollen Greuel des Pariser Bürgerkrieges, den wir zu unsern Füßen toben sahen.

Besonders auffällig war uns auch die nach so vielen Erfahrungen unglaubliche politische Unreife des Mittelstandes. Unsere Wirthe in St. Denis waren heut kommunistisch, morgen versaillisch, republikanisch, orleanistisch u. s. w. gesinnt, je nachdem eine Partei sie mit einer besonders volltönenden Phrase bestach. Vom Frühstück bis zum Abendbrod machten diese politischen Chamäleons alle möglichen und unmöglichen Partei-Schattirungen durch, immer bereit, den Vertreter einer Sache, die sie selbst noch vor Kurzem vertheidigt hatten, als Erzverräther und Schurken zu brandmarken und hüben oder drüben zu — denunciren.

Das ganze Volk schien aus Schmerz über das nationale Unglück verrückt geworden zu sein; darum wollen wir ihnen die schlimmen und die kindischen Streiche, die sie uns und die sie ja auch sich selbst in einem Zustande der Unzurechnungsfähigkeit spielten, nicht zu sehr zum Vorwurf machen, wenn sie nur für die Zukunft mit uns Frieden halten. Zwei große Nationen können sich nicht, wie die bekannten beiden Löwen, gegenseitig auffressen. Deutschland, wenigstens „das Volk in Waffen", die wir selbst unsere Haut zu Markte tragen müssen, finden gar keinen Geschmack an der Aussicht auf weitere militärische Gloire, und die Kunst des Aufbauens steht uns höher als die Kunst des Zerstörens.

Aehnlich, also ganz richtig, schildert Bourloton seinen Landsleuten die Stimmung in Deutschland, und wir müssen ihm dafür verbunden sein. Ueberhaupt kann man den Franzosen die speziellen Vorzüge unserer Nation kaum eindringlicher ad oculos demonstriren, ihre Vorurtheile über uns zerstreuen, als es Bourloton mit praktischen Beispielen aller Art, mit statistischen Zahlen und Tabellen thut.

Bei Charakterisirung der religiösen Zustände geht er aus von der Scene zwischen Faust und Gretchen: „Glaubst du an Gott", und von Nathan dem Weisen, aus welchem Stücke er größere Abschnitte übersetzt.

Bei Schilderung des Unterrichts giebt er nicht allein ein Bild der Schulen und Schüler, sondern auch die Hauptzüge unserer Schul-Reglements, auch die vollständigen Stundenpläne verschiedener Anstalten, die Verfassung unserer Universitäten, und als besonders charakteristisch für das Studentenleben das Gaudeamus-Lied und eine Uebersetzung des „Landesvaters" nebst Schilderung eines Studenten-Commerses.

In der Kunst findet er das Genie der Deutschen mehr auf die Idee als auf das Ideal gerichtet. Am Ausführlichsten bespricht er Kaulbach als den populärsten unter den jetzigen Malern.

Die Schilderung unserer Literatur beginnt er mit einem Citat aus dem Kladderadatsch, dem „preußischen Charivari", der sich über Alle und Alles mit einer Freiheit lustig macht, die anderwärts vielleicht nicht gestattet wäre: „Mein Herr, aus welchem Lande sind Sie?" fragt Jemand am Gasthofstisch seinen dicken Nachbar von einnehmendem Appetit. — Ich? Ein Deutscher! — Ah, ein Deutscher! Welches Buch haben Sie geschrieben?"

Bei Besprechung der socialen Frage unterläßt er nicht die Statuten einer Schulze'schen Vorschußkasse in Uebersetzung beizufügen. Heeresorganisation, Militär-Strafgesetz und bürgerliche Justiz, Steuerwesen, Handel, Industrie und Ackerbau, Verwaltungs-Organisation und Stellung der Staats- und Justiz-Beamten, Alles schildert er den Franzosen mit einer Sachkenntniß, welche beweist, daß er sich bei deutschen Fachmännern und oft an Ort und Stelle Auskunft geholt hat. Nur in einzelnen Gebieten, so in Skulptur und dramatischer Kunst, hat er dies versäumt.

Der Schluß des Werkes lautet:

„Deutschland ist stark, weil es die sociale Pflicht versteht und entschlossen erfüllt, jene Pflicht, die da in sich begreift: Unterricht und Kriegsdienst für Alle, Disciplin beim Soldaten, Kenntniß und Ergebenheit beim Offizier — — Deutschland ist stark, weil es die Freiheit liebt und übt, auf seinen freien Universitäten, in seiner unabhängigen Presse, in seinem gegen Willkür geschützten Beamtenthum und durch seine municipalen Freiheiten. — — — Es ist keine willkürlich geschaffene und machtlose Nationalität, welche sich auf so viele Fundament-Mauern stützt und die aus so vielen Reichen eine einzige Nation von 40 Millionen Seelen macht. — Arbeiten wir mit Eifer an unserer Wiederherstellung, so lang es noch Zeit ist. — Frankreich erwacht aus einem bösen Traum. — Wir die wir jung sind zumal können um so freier die Lehren annehmen, welche uns das Geschehene giebt, als wir nicht die schwere Verantwortlichkeit dafür tragen. — — Weg mit den Parteiungen, weg mit dem Haß: die Achtung des Andern ist der Anfang der Eintracht; geben wir uns zufrieden mit der Ehre, Franzosen zu sein, und nachdem wir auf sichere Garantieen eine definitive Staatsverwaltung unter Beistimmung der Mehrzahl errichtet haben, laßt uns dieselbe aufrecht erhalten mit aller unserer Ergebenheit und all unseren Kräften. Bis dahin wollen wir mit Gottes Beistand Glauben haben an die Zukunft. Seien wir gerecht, selbst gegen unsere Sieger. — — — Bei den Grausamkeiten des Krieges von 1870 — und auch in Deutschland beklagt man dieselben — ist zu bedenken, daß er eine Revanche für 1806 war u. s. w.

„Alles ist noch nicht beendet, wir wissen es wohl; dieser Friede ist nichts als die nothwendige Rast eines erschöpften Ringers, und wir können nicht, ohne daß wir die Schmach in unsere Schläfe steigen fühlten, Metz verletzt sehen durch den preußischen Soldaten, und den Rhein, welchen die Heldenthaten unserer Väter berühmt gemacht haben, traurig dahin rollen fern von uns. Aber die Erfahrung hat uns gelehrt, daß die Eroberungs-Politik, so glücklich sie einen Augenblick sein mag, nicht dauerhaft ist, und daß früh oder spät die Stunde der Rückerstattung schlägt. Warten wir mit Geduld und rüsten uns; wir ebenfalls, um stark zu sein, nicht bloß in jener rohen Kraft, welche nur ein barbarisches Mittel ist, sondern auch in jener moralischen und socialen Kraft, welche das Ziel des Fortschritts ist, und welche, einmal gefaßt, den Nationen gestattet, mit Sicherheit ihre Schritte auf jene zwei Leitsterne zu lenken, die da glänzen am Morgenhimmel der Zukunft als Führer und Leuchten für die Bahnen der Civilisation: Friede und Freiheit."

Mein Herr Bourloton, die Stunde der Rückerstattung hat im Jahr 1870 geschlagen, wie Sie wohl hätten wissen können; da nahmen wir das Elsaß wieder, welches Ihr Ludwig XIV. von uns erobert hatte. Welches Recht haben Sie, über Raub zu klagen, wo nichts als eine Rücknahme geraubten Gutes vorliegt? J. M.

Italien.

Alter indischer Fürstenspiegel.*)

Seit die großartigen Folgerungen, welche bedeutende Forscher aus der eigenthümlichen Verbreitung gewisser Märchenkreise bei den verschiedensten Völkern gezogen, das regste Interesse an

*) Del Governo de' Regni sotto morali esempi di animali ragionanti tra loro. Bologna, presso Gaetano Romagnoli, 1872.

diesen noch vielfach erst zu hebenden Schätzen wachgerufen, erregt Alles, was sich auf diesem Gebiet ereignet, lebhafte Theilnahme, besonders wenn es einen so bedeutenden Gegenstand betrifft, wie den, welchen Professor Teza behandelt. Ein Werk, das dem wichtigen Kreise der alten indischen Schriften über Politik angehört und einen neuen, interessanten Beitrag zu den Acten der erwähnten Forschungen verspricht, darf stets einer dankbaren Aufnahme versichert sein. Durch die vorliegende neue Herausgabe der alten, 1583 in Ferrara gedruckten italiänischen Uebersetzung des Kalilah und Dimnah hat sich Professor Teza den Dank Aller verdient, welche sich mit derartigen Forschungen beschäftigen. Das alte, überaus selten gewordene Werk ist eine italiänische Uebersetzung von Simeon Seth's etwa um 1080 abgefaßter griechischer Bearbeitung des Kalilah und Dimnah, die in letzter Instanz auf dem alten indischen Grundwerk ruht, dessen Pehlewi-Uebersetzung in das Arabische übertragen und aus dieser Sprache in das Griechische übersetzt ward. Der vollständige, alte Titel lautet: Dei governo de' regni sotto morali essempi di animali ragionanti tra loro tratti prima di lingua indiana in agarena*) da Lela Demno**) saraceno: et poi dall' agarena nella greca da Simeone Setto philosopho antiocheno: ed ora tradotti di greco in italiano."

Das alte italiänische Werk bietet besonders auch durch manche eigenthümliche Abweichungen, welche auf andere, als die bis jetzt bekannten Recensionen des antiochischen Philosophen Seth schließen lassen, und auf die hier näher einzugehen, wohl zu weit führen würde, viel Interessantes und veranlaßte daher schon lange zu dem Wunsche einer kritischen Wiederherausgabe.

In den Rahmen einer Belehrung über die Kunst des Regierens, welche der Philosoph (der Bidzai des Arabischen) dem indischen König Abesalon auf dessen Befragen in der Form mit einander redender Thiere ertheilt, werden viele kleinere Erzählungen eingeschoben, die immer dazu dienen, einen Erfahrungssatz zu illustriren, altindische Staatsweisheit in angenehm lesbarer, unterhaltender Form. Referent fühlte sich häufig lebhaft an unser Thier-Epos erinnert, und kann, trotz aller Einsprache gelehrter Literarhistoriker, nicht umhin, der Ansicht beizupflichten, daß auch dieser Zweig der Volksliteratur indischen Ursprungs sei. Das zum Thierstaat gewordene Thierreich unter der Herrschaft des Königs Löwe tritt uns hier in ähnlicher Weise entgegen, wie in unserem alten Bekannten, dem Reineke. Die alte Uebersetzung ist freilich — auch abgesehen von den zuvor erwähnten interessanten Abweichungen — nicht immer ganz streng, und auch nicht vollkommen frei geblieben von den Einflüssen und Ansichten der Zeit ihrer Entstehung, welche hier und da hineinspielen. Sie ist von dem Verleger, Domenico Mammarelli, in einer liebenswürdigen Dedication einer Dame, Luzia Malpigli di Buonvisi, gewidmet. Der Widmung in Prosa folgt ein Sonett an dieselbe Dame von Giulio Nuti, was Herrn W. Pertsch veranlaßte, den Dichter für den Verfasser der italiänischen Uebersetzung zu halten, eine Ansicht, welche Professor Teza mit verschiedenen Gründen widerlegt. — Die vorliegende neue Ausgabe hat der italiänische Gelehrte dem deutschen Forscher gewidmet: „al nome onorato di Teodoro Benfey, dell' uomo che si acutamente e con tante diligenza congiunge ed illustra l'oriente coll' occidente."

Wir wollen diese kurze Anzeige nicht schließen, ohne zu erwähnen, daß „Del governo de' regni" einen Theil eines Unternehmens bildet, welches sich die Aufgabe stellt, eine Auswahl seltener oder unedirter literarischer Erzeugnisse des 13. bis 17. Jahrhunderts herauszugeben und schon eine ziemlich bedeutende Anzahl interessanter Werke in eleganter Ausstattung veröffentlicht hat, ein sehr dankenswerthes Bestreben, dem wir auch fernerhin den besten Erfolg wünschen.

*) Agarena für arabisch, weil die Araber Nachkommen der Hagar. Siehe Benfey, Pantschatantra I., S. 9.

**) Mißverständniß des arabischen Titels Kalilah und Dimnah. Siehe w. o.

Kleine literarische Revue.

— **Die Oden Friedrich's des Großen***) haben in Frl. Emilie Schröder eine ebenso geschickte wie liebevolle Uebersetzerin gefunden und wir verfehlen nicht, das sauber ausgestattete Heft, das mit der Uebersetzung gleichzeitig auch die Originaldichtungen veröffentlicht, anzuzeigen und der gelungenen Arbeit unsere Anerkennung zu zollen. Trotzdem, daß es keinen Gebildeten in Deutschland giebt, der nicht die Oden Friedrich's des Großen in ihrem französischen Gewande zu lesen und zu verstehen vermag, ist doch eine solche Uebertragung gewiß Vielen, die nicht leicht Gelegenheit haben, die Originale der vorliegenden edeln Dichtungen des großen Königs kennen zu lernen, sehr willkommen. Die Uebersetzerin hat zu diesem Zwecke eilf der berühmtesten Oden Friedrich's ausgewählt.

— **Das Graubarts-Lied.** Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint: „Das Graubarts-Lied (Harbardsliod). Loki's Spottreden auf Thór. Norränisches Gedicht der Saemunds-Edda. Kritisch hergestellt, übersetzt und erklärt von Friedr. Wilhelm Bergmann." Der Bearbeiter, Professor der Literatur an der Universität Straßburg, bekannt durch seine zahlreichen in Frankreich erschienenen linguistischen und literarhistorischen Werke, führt sich mit dieser in deutscher Sprache verfaßten Schrift in den Kreis der deutschen Germanisten und Literarhistoriker ein.

— **Reiseschule für Touristen und Kurgäste.****) Wir haben vor drei Jahren die erste Auflage dieses Buches, das kein gewöhnlicher „Murray" oder „Bädeker" ist, sondern mehr mit Reisebüchern, wie die von Yorik (Sterne) und Thümmel verglichen werden könnte, als eine ebenso unterhaltende wie belehrende Reiselectüre empfohlen. Wir haben es hier nicht sowohl mit einem Führer, als mit einem Kritiker zu thun, der das Reisen als eine schöne, lohnende Kunst behandelt und Fingerzeige giebt über die Art und Weise, von dieser Kunst den meisten, nachhaltigsten Genuß sich zu verschaffen. Eines der sehr zahlreichen Kapitelchen dieser Reiseschule ist überschrieben: „Kunst, mit Anstand und guter Laune krank zu sein"; ein anderes heißt: „Warnung vor den besten Freunden"; ein drittes: „Misanthropen, Griesgrame, Sonderlinge, Hypochonder"; daraus können unsere Leser ungefähr entnehmen, daß sie ein reiches Vademecum mit diesem Reisebuche sich anschaffen.

*) Nach dem Versmaße des Originals übersetzt von Emilie Schröder. Berlin, K. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker), 1872. (94 S. gr. 8.)

**) Von Arthur Michelis. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig Adolf Gumprecht, 1872.

— **Zwei Kriminalgeschichten.** Aus der Feder zweier unserer gewandtesten Schriftsteller auf diesem Gebiete liegen uns zwei Kriminalgeschichten vor, welche mit kundiger Hand Bilder aus jenem Reiche vor uns entrollen, in welchem die strenge Themis mit Wage und Schwert waltet.

Adolph Streckfuß giebt in dem Roman „Der verlorene Sohn"*) ein farbenreiches Gemälde aus dem Leben eines reich begabten, durch eigene Schuld gesunkenen und versunkenen Menschen, und weiß in außerordentlich geschickter Weise die Fäden der Lebensschicksale sämmtlicher in dem Romane handelnd auftretender Personen dergestalt zu verschlingen, daß der Leser fortdauernd in Spannung gehalten und ihm doch nicht zugemuthet wird, Unglaubliches und Unwahrscheinliches mit in den Kauf zu nehmen. Die Lösung geschieht vielmehr in einer ebenso befriedigenden wie harmonischen Weise.

Handelte es sich in dem Romane von Streckfuß vornehmlich um die Auffindung eines verloren gegangenen Erben, der sich schließlich nicht, wie man erwartet, als ein „verlorener Sohn", sondern als eine verlorene und wiedergefundene Tochter entpuppt, und im Anschluß daran um die Frage, wem ein großes Vermögen zufallen soll, so dreht sich die zweite Erzählung, „Die Baronin"**), deren Verfasser E. H. von Dedenroth ist, um ein Verbrechen, und bewahrheitet wieder den durch viele traurige Erfahrungen und Justizmorde als berechtigt hingestellten Satz, daß bei den anscheinend überzeugendsten Beweisen doch ein Unschuldiger verurtheilt werden kann. Die Baronin, welche in dem Verdachte steht, den Tod ihres Gatten, wenn auch nicht direct bewirkt, so doch veranlaßt zu haben, wird glänzend gerechtfertigt durch die Energie eines jungen Rechtsgelehrten, der unverbrüchlich an sie glaubt, weil er sie liebt, und dessen Glaube durch ihre Reinigung von jeglichem Verdachte, dessen Liebe durch ihre Hand belohnt wird.

Wir haben in beiden Erzählungen Arbeiten vor uns, die bei aller Spannung, welche sie erregen, doch weit über der gewöhnlichen Sensations-Literatur stehen und die wir deshalb gern empfehlen.

— **Der Salon,** herausgegeben von Julius Rodenberg,***) fährt fort, sich als eine der gediegensten belletristischen Monatsschriften Deutschlands zu bewähren. Seine uns vorliegende neueste Nummer (Band X, Heft 8) enthält wiederum poetische, novellistische, descriptive und artistische Beiträge der mannigfaltigsten Art aus Deutschland und aus dem Auslande. Neben Erzählungen von Theod. Storm („Draußen im Haidedorf"), Ernst Eckstein („Eine Partie zu Vieren") und Meta Winzer („Der Verschwundene"), bringt dieses Monatsheft aus dem Leben zweier interessanten Frauen, der Gräfin Dora d'Istria (mit Portrait derselben) und der Marquise von Montagu, Momente zur Charakteristik der literarischen Bewegungen unseres Jahrhunderts, Erstere von Heinrich Kurz und Letztere von Rodenberg dargestellt. Die französische Marquise von Montagu, die, als Emigrantin, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mit ihrem Schwager, dem General Lafayette und seiner streng katholischen Frau auf einem Gute bei Eutin lebte, hat in Verbindung mit französischen Jesuiten in dem berühmten Intriguenstücke: „Wie Fritz Stolberg ein Unfreier wurde", eine Hauptrolle mitgespielt. Mit W. Kuilmann machen wir einen mit Bildern illustrirten „Ausflug ins Rhone-Thal" des Cantons Genf, und Max Sulzberger in Brüssel liefert einen Artikel „Lilien und Camelien", worin er diese beiden lieblichen, durch das alte und das moderne Frankreich herabgekommenen Blumen in einen pikanten Gegensatz bringt. Gustav zu Putlitz setzt das Tagebuch seiner Theater-Erinnerungen fort, Paul d'Abrest schildert neuere Pariser Theater-Zustände, und Adolf Ebeling endlich liefert Skizzen aus dem grollenden, in französische Erinnerungen versunkenen und nicht wie Straßburg im Stillen sich mit deutschen Hoffnungen nährenden Metz.

*) Verlag von B. Brigl in Berlin, 1872. **) ibid.
***) Verlag von J. Payne in Leipzig.

Literarischer Sprechsaal.

Herr Lauth, Maire von Straßburg, hat sich bekanntlich mit der von ihm präsidirten Municipalität der alten deutschen Reichsstadt in einem Aufruf an das Ausland gewendet, worin er um milde Beiträge für die Erneuerung der im letzten Kriege zerstörten „Stadtbibliothek" bittet, welche Letztere er von der „alten akademischen Bibliothek", die gar nicht abgebrannt sei, unterschieden wissen will. Es ist gewiß nicht zu tadeln, wenn der Magistrat von Straßburg neben der „Universitäts- und Landes-Bibliothek", die jetzt zu Stande gekommen und eine der edelsten Zierden der Hauptstadt des Elsaß sein wird, auch noch eine besondere „Stadtbibliothek" besitzen will. Es giebt eine solche in sehr vielen deutschen Städten, in welchen außerdem Landes- und Universitäts-Bibliotheken sich befinden. Aber wenn Herr Bürgermeister Lauth in seinem Aufrufe zu verstehen giebt, daß die deutschen und ausländischen Comités, welche sich das Verdienst der Gründung der neuen, großartigen Straßburger Universitäts- und Landes-Bibliothek erworben, in ihren Aufrufen die Donatoren getäuscht hätten, und zwar zum directen Schaden der Bürgerschaft von Straßburg, so ist dies als ein echt jesuitisches Verfahren zu kennzeichnen. Ein Protest, den in dieser Beziehung Nr. 79 des Londoner Literary Record von Trübner enthält, sagt unter Anderem: „Die Municipalität von Straßburg hat in ihrem Aufrufe ganz unerwähnt gelassen, daß sie von der deutschen Reichsregierung eine Schadloshaltung von 600,000 Francs für ihre zerstörte Bibliothek empfangen. Und wenn sie trotz dieser Gabe, die doch jedenfalls keinen Zweifel in Bezug auf das gerechte und unparteiliche Verfahren der Regierung zuläßt, an die Mildthätigkeit des Publikums sich wendet, so hätte man doch mindestens das von ihr erwarten dürfen, daß sie keine scheelen Blicke auf die neue Universitäts- und Landes-Bibliothek wirft und die Thätigkeit der bestehenden deutschen und englischen Comités nicht durch Andeutungen beeinträchtigt, die sehr verschiedenartigen Interpretationen unterliegen. ... Ja, es ist ungemein zu bedauern, daß man versucht hat, wenn auch nur indirect, eine Bewegung in Mißkredit zu bringen, welche lediglich zu dem Zwecke stattfand, der Stadt Straßburg eine neue Zierde und allen ihren Bürgern, welche ebenso, wie Studirende und Gelehrte, Genuß und Nutzen von der neuen Anstalt haben werden, einen geistigen Vortheil zu verschaffen."

Aus Brüssel gehen sehr erfreuliche Nachrichten über die fortschreitende Volksbewegung für das vlamische Nationalleben ein. Erst wenn das Letztere in seine vollen Rechte getreten sein wird, kann Belgien, das bisher ein unerquickliches Bastard-Leben in der europäischen Kulturwelt geführt hat, auf eine gesicherte Zu-

kunft seiner politischen und moralischen Existenz zählen. In der Hauptstadt hat sich ein Wahlverein (Vlaamsche Kiezersbond) gebildet, der für die bevorstehenden Wahlen zum Abgeordneten-Hause, als Vertreter von Brüssel folgende Männer vorgeschlagen hat: Hendrik Conscience, Lucian Jottrand, Eugen Stroobant, Felix van de Sande, Dr. Koops, Aug. Couvreur, Gust. Jottrand, Adolf Demeur, Jul. Guillery und Ant. Dansaert. Viele dieser Männer, besonders die beiden Erstgenannten, würden von allen Gebildeten Europa's als die würdigsten Volksvertreter Belgiens, dieses Heimatlandes der ältesten Kunst und des ältesten Gewerbfleißes unseres Welttheiles, begrüßt werden. Mögen die Hoffnungen des wackeren vlamischen Wahlvereines sich erfüllen!

Wir verbinden damit mit Vergnügen die Anzeige einer neuen, in Antwerpen erscheinenden Ausgabe der klassischen, vlamischen Dichtungen von Jan van Beers. Besonders seine „Jünglings-Träume" (Jongelingsdroomen), „Lebensbilder" (Levensbeelden) und sein Poem „Gefühl und Leben" (Gevoel en Leven) verdienen auch in Deutschland bekannt und nach ihrem Werthe geschätzt zu werden.

Ueber die altkatholische Kirche des Erzbisthums Utrecht, die nicht eine Frucht des Infallibilitäts-Dogmas, sondern eine historisch-religiöse Ueberlieferung des freien Niederlands ist, hat Herr Professor Fr. Nippold soeben eine Schrift herausgegeben*), die er als eine „geschichtliche Parallele zur altkatholischen Gemeinde-Bildung in Deutschland" bezeichnet. Der 81jährige Pfarrer der Altkatholiken Utrecht's, Herr de Rijk, ist ein entschiedener Gegner alles Ultramontanismus und Jesuitenthums, aber er und seine zahlreiche Gemeinde hören nicht auf, sich zur katholischen Kirche und zu deren wahrhaft religiösen Institutionen zu bekennen. Obwohl von der evangelischen Auffassung des Christenthums abweichend, sind doch die Glaubensnormen der niederländischen Altkatholiken so rein und geläutert, daß dadurch in ihnen eine stetige sittliche Begeisterung und innerliche Frömmigkeit rege erhalten wird. Ihr Cultus ist, wie ihre Lehre, katholisch, aber beide werden gleicherweise von einem tief ethischen Geiste getragen. Von allen Ueberlieferungen des früheren Jansenismus, aus dem die niederländischen Altkatholiken hervorgegangen, ist ihnen hauptsächlich die verblieben, die das eigene Lesen der heiligen Schrift zur Pflicht macht. Die niederländische Regierung hat, treu dem Principe unbeschränkter Religionsfreiheit, auf welchem die dreihundertjährige Verfassung des Reiches ruht, den Altkatholiken des Erzbisthums Utrecht stets den ausreichendsten Schutz gegen alle Verfolgungen gewährt, die von Rom aus gegen sie gerichtet wurden.

Die Anglo-Jewish-Association in London, ein mit der Alliance israélite universelle in Paris in Verbindung stehender Verein zum Beistande von Israeliten, die um ihres Glaubens willen unterdrückt und verfolgt werden, hat kürzlich einen Aufruf an die Schutzmächte Rumäniens gerichtet, sich der Menschenrechte der ebenfalls unter ihrem Schutze stehenden Juden in Rumänien anzunehmen.**) Es liegen, heißt es in dieser Schrift, den Juden-Verfolgungen in Rumänien augenscheinlich geheime politische Motive zum Grunde, die ein durchaus frieden-störendes Ziel im Auge hätten, das leicht große europäische Verwickelungen herbeiführen könne. Darum sei es die Aufgabe der Mächte, die den Frieden im Orient aufrecht erhalten wollten, auch diese Aussaat zur Herbeiführung von Conflicten so rasch und entschieden als möglich im Keime zu ersticken.

*) Heidelberg, Fr. Bassermann, 1872.

**) The Jews in Roumania. A short Statement of their Recent History and Present Situation. By Israel Davis. London, Trübner & Co.

Einem Vortrage, den der Präsident der geographischen Gesellschaft von Newyork, Herr Thompson, in der Mai-Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft, über die „physikalische Geographie der Vereinigten Staaten, als eine wesentliche Bedingung der Einheit derselben" in deutscher Sprache gehalten, entlehnen wir nachstehenden Passus über die Absorbirung der deutschen Nationalität in den V. St. durch die anglo-amerikanische, der vielleicht eine Berichtigung von Seiten derer erfahren wird, die mit den statistischen und den Familien-Verhältnissen der Deutschen in Amerika näher vertraut sind:

„Die Rassen-Einheit der Nordamerikaner erscheint als eine beschränkte, wenn man bedenkt, daß gegenwärtig fast 16 pCt., nämlich 5,566,000 unter ihnen dem Auslande entstammen, aber die Assimilations-Kraft des Kernes dieser Bevölkerung ist eine so starke, daß man dieselbe im Ganzen nur als eine Spielart des angloſächsischen Stammes bezeichnen kann. Dies wird bestätigt durch ihre Sprachverhältnisse. Obwohl dieselbe bereits 1,600,000 Deutsche,*) über 200,000 Franzosen, 85,000 Schweden, Dänen und Holländer, 50,000 Chinesen und eben so viele Schweizer in sich aufgenommen hat, so bilden diese fremden Sprachen doch kaum 5 pCt. im Verhältniß zur englischen, und die Kinder aller naturalisirten Ausländer werden, mit Ausnahme der Juden, in der dritten Generation nach Sprache, Sitten und Ideen vollständig zu Amerikanern. Daher denn auch die Thatsache, daß von den 1,500,000 Mann der Armee, welcher die Erhaltung der Union zu danken war, mehr als 80 pCt. eingeborne Bürger der Vereinigten Staaten waren, und daß von den Verwundeten und Kranken am Schlusse des Krieges weniger als 20 pCt. die Hospital-Versorgung annahmen, ein Beweis, daß die ungeheure Majorität der Armee aus Familien hervorging. Der Krieg für die Union hat überhaupt ein tieferes Verständniß des einheitlichen nationalen Lebens wachgerufen, wie ähnlich der jüngste Krieg in Deutschland. Endlich, wenn die Geschichte der Vereinigten Staaten eine junge ist, so ist sie andererseits kurz genug, um leicht begriffen zu werden."

Der Frauen-Verein zur Beförderung Fröbel'scher Kindergärten und der Verein für Familien- und Volks-Erziehung in Berlin haben eine neue Preisfrage zur Beantwortung bis zum 31. December 1872 ausgeschrieben. Diese Frage lautet: „Es soll die Nothwendigkeit des Zeichnen-Unterrichts für alle Stufen der Volksschule nachgewiesen und auf Grund der Schriften Friedrich Fröbel's und seiner Anhänger, wie der in den Kindergärten gemachten Erfahrungen, eine für die Volksschule zweckmäßige Methode des Zeichnen-Unterrichts dargestellt werden." Der Umfang der Beantwortung, die mit den üblichen Formalitäten an den Schulvorsteher Luther in Berlin (Melchior-Straße 10) einzusenden, darf vier Druckbogen nicht überschreiten.

*) Diese Zahl scheint viel zu niedrig zu sein. D. R.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Mathäikirchstraße Nr. 16.
Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 15. Juni 1872. [Nº 24.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Felix Eberty's Geschichte des Preußischen Staats.*)

1806—1815.

Der vor Kurzem erschienene VI. Band dieser Geschichte des preußischen Staates umfaßt die bewegte Zeit von der Schlacht bei Jena bis zur Begründung des weiland deutschen Bundes im Jahre 1815. Nicht allein seines Inhaltes wegen, sondern auch vermöge der meisterhaften Darstellung des Stoffes, ist es einer der anziehendsten der bisher erschienenen Theile des Werkes.

Ueber den Inhalt gilt das der Arbeit bisher gewidmete allgemeine Urtheil. Auch durch diesen Band wird das Bild der darin behandelten Zeit, wie es vor unsern Augen schwebt, nicht wesentlich verändert, und so lange die bisherigen Grundsätze über die Benutzung der preußischen Archive festgehalten werden, wird es kaum einem Historiker gelingen, die Geschichte jener Periode durch bedeutende neue Materialien wesentlich zu bereichern. Es kann immer nur von der Berichtigung geringfügiger Thatsachen, von der Hinzufügung kleiner Pinselstriche zur Verfeinerung der Detailmalerei in dem sonst fertigen Bilde die Rede sein. Die guten Verbindungen des Verfassers haben ihn in den Stand gesetzt, manchen Zug von feinem Interesse einzufügen; wir müssen jedoch anerkennen, daß er, um die schöne Plastik seiner Darstellung nicht zu beeinträchtigen, der Versuchung, hier und da in's Breite zu malen, mannhaft widerstanden hat.

Einen Punkt glauben wir hier zur Sprache bringen zu müssen, welcher seit Pertz' Biographie Gneisenau's die Historiker in einige Verwirrung gebracht hat und auch bei Eberty zu keiner befriedigenden Klarheit gelangt ist. Ja, in das Charakterbild Königs Friedrich Wilhelm III., um das es sich hierbei handelt, ist durch Erwähnung der Sache ein so räthselhafter Zug gebracht worden, daß weitere Forschungen im psychologischen Interesse nicht zu umgehen sein werden. Es ist bekannt, wie der König in seiner damals auf's höchste gespannten Lage die That York's in der Convention von Tauroggen öffentlich be- und verurtheilen mußte. „Da möchte Einen ja der Schlag auf der Stelle rühren!" soll er ausgerufen haben, als er spät in der Nacht die Nachricht erhielt. Noch um Mitternacht ließ er dem französischen Gesandten sagen, er werde sogleich Befehl ertheilen, York abzusetzen und zu arretiren. Lange Zeit ist man im Zweifel darüber gewesen, wie der König im Innersten seines Herzens die Sache ansah. Seine persönliche Haltung York gegenüber mußte die Annahme unterstützen, daß er des Generals eigenmächtige That als schweres Subordinations-Vergehen mißbilligte. Nun hat aber eine Autorität, die gewiß von Niemand angezweifelt werden wird, nämlich Kaiser Wilhelm, dem Historiker Pertz die bestimmteste und unzweideutigste Mittheilung gemacht, daß der König, sein Vater, sich schon damals durch das, was geschehen, im Wesentlichen sehr befriedigt gefühlt. Wenn nun die Zurücksetzungen, die York in der Folge so oft von des Königs Seite erfuhr, die Mißstimmungen, die der Monarch dem Retter des Vaterlandes sogar nach ruhmvoll wiedererlangtem Frieden noch zu fühlen gab, immer wieder auf die disciplinwidrige Kühnheit von Tauroggen zurückgeführt werden, so ist damit ein Widerspruch ausgedrückt, dessen Erklärung nicht füglich nur in dem Charakter des Königs gesucht werden kann. Dieser Punkt wird in den Geschichtsbüchern anders als bisher behandelt werden müssen, und gewiß werden sich bei genauerer Forschung noch weitere Gründe des peinlichen Verhältnisses zwischen dem Könige und York nachweisen lassen.

Im Uebrigen: welch' ein Spiegel ist der Strom der Begebenheiten, den dieser Band preußischer Geschichte an unserm Auge vorüberfließen läßt, für die Ereignisse der letzten beiden Jahre! Kein Zweifel, dieser Spiegel strahlt die Personen, Thatsachen und Verhältnisse unserer Zeit in der günstigsten Weise zurück. Und Gott Lob! der Spiegel schmeichelt nicht. Die Zeit, in welcher zu leben uns vergönnt ist, erscheint nicht nur, sondern ist erhebender, wirkungsvoller, vertrauenerweckender als die, in welcher unsere Väter gelebt, gekämpft, gesiegt und — gehofft haben. Nicht nur die reiche Erfüllung der Sehnsucht einer Nation in politischen Dingen ist es, die so stolz aus dem Spiegel hervortritt; sie ist vielmehr umgeben von wahrhaften, dauernden Fortschritten der Humanität und der Religion. Wenn die Barbarei des Krieges, wie behauptet wird, eine unausrottbare Nothwendigkeit ist, so dürfen wir doch mit Genugthuung auf den rühmlichen Unterschied zwischen der jetzigen und derjenigen Kriegführung hinweisen, welche noch in den Jahren der sogenannten Befreiung unvermeidlich war. Man lese in der Geschichte jener Zeit auch nur von dem grausenerregenden Schicksale der verwundeten Vaterlands-Vertheidiger, und man wird sich glücklich fühlen, sich aller Zweifel an der vorwärtsgehenden Bewegung der Menschheit entschlagen zu können.

---

*) Geschichte des Preußischen Staats. Von Dr. Felix Eberty, Prof. in Breslau. Sechster Band, 1806—1815. Breslau, E. Trewendt, 1872.

Deutsche Männer des Elsaß.

Johann Tauler von Straßburg.*)

Es ist wohl keine zu kühne Benennung, wie jeder Literaturkundige zugestehen wird, die Werke des großen Straßburger Kanzelbeherrschers Johann Tauler mit dem Ehrenprädikate „national“ zu belegen. Die Mystiker des Mittelalters, Hermann von Fritzlar, Nikolaus von Straßburg, Eckart, Joh. Tauler, dessen Schüler Heinr. von Nördlingen, Heinr. Suso u. A. erwarben sich ja für unsere Literatur im 14. Jahrhundert das nicht geringe Verdienst, die didaktische Prosa begründet zu haben, was gewiß nicht zu unterschätzen ist, wenn auch sonst die Mystik, ein letzter schwacher Versuch, die allmählich verfallende Scholastik zu halten, ein durch und durch unsolides Phantasie-Gebäude war, das uns heutzutage allzu naiv und man könnte sagen als ein kindisch-blindes Stützen auf die eigene, allerdings in derselben Weise vertrauensvoll, als auf unmittelbare Erleuchtung basirend, angenommene Erkenntniß erscheint. Freilich scheinen Scholastik und Mystik an sich Gegensätze zu sein. Hier haarspaltende Distinction, rein förmliche Verstandes-Operation, da unmittelbare Intuition, innere Erleuchtung! Doch Beides war nur die Fortentwicklung des schon im 12. Jahrhundert im Schoße der Kirche verbreiteten Strebens, die Philosophie — und sollte es auch nur die Form sein — zum Ausgangspunkt der Theologie zu machen. Die Scholastik, die sich bald als leeres Floskelthum herausstellte, fand immer weniger Solidität in sich, immer weniger Halt nach Außen; man dachte an eine Verbesserung derselben, und da sich schon frühzeitig in der Scholastik ein Gegensatz zwischen rein praktischer Auffassung derselben und einer rein wissenschaftlichen herausgestellt hatte, so wurde jetzt, kurz vor Beginn der Reformation, die Mystik als Gegensatz zu der speculativen Vernunft-Erkenntniß (Gnosis) die Grundlage der theologischen Wissenschaft, die zwar in ihrer Art gegensätzlich zur bisherigen Methode auftrat, doch im Wesen nichts anderes war, als eine einseitige Ausbildung der Scholastik. Bedeutende Männer, wie die oben angeführten, ließen sich in die Mystik hineinlenken, und da diese die Form und das Gewand der Theologie werden sollte, da ferner in der Kirche und Hierarchie arge Uebelstände herrschten, die gründlicher Abhülfe bedurften, diesen Männern aber Einsicht und guter Wille nicht mangelte und sie für das Heil der Kirche thatkräftig einstehen wollten, so wandten sie sich — nicht an die Prälaten der Kirche, die hohen Würdenträger derselben, die ja hauptsächlich selbst die Schuld an der Unordnung und der Zerfahrenheit in den kirchlichen Verhältnissen waren, sondern an das Volk, um durch Wort und Schrift eine bessere Gestaltung der Dinge zu bewirken. Da war es nöthig, die Sprache des Volkes zu reden, in der Sprache des Volkes zu schreiben; sie thaten es in unermüdlicher Weise und hoben und bereicherten dieselbe, die bis jetzt vernachlässigt gewesen, und schufen dadurch die didaktische Prosa.

Sind die Mystiker und im vorzüglichen Sinne der geistesstarke, nie schüchterne Tauler dadurch von großer Bedeutsamkeit für die Entwicklung unserer Prosa geworden, so waren sie auch die Vorarbeiter und Vorläufer einer anderen Thatsache von größter Bedeutung — der Reformation! Die Mystiker sind also unbezweifelt von nationaler Bedeutung, und von Allen Johann Tauler am Ausgesprochensten.

Ein anderes Moment in Tauler's Entwicklungs-Geschichte macht ihn, außer der Bedeutung, von der er für die Begründung einer didaktischen Prosa wurde, noch zu dem Begründer der praktischen, volksthümlichen Prosa im engeren und engsten Sinne. Als er schon als Prediger großen Ruhm erworben hatte, wurde er von Nikolaus von Basel, dem Oberhaupte der „Gottesfreunde“, aufmerksam gemacht, daß er in seinen Predigten durch gesuchten Schwung der Rede und durch gelehrte Manier vorerst nur sich und seinen Ruhm in den Augen habe und also gewissermaßen einen tadelnswerthen Egoismus befriedige. Diese Aussetzung war auf Tauler vom größten Einflusse. Er mied von nun an jeden Schein, der Anlaß zu neuer, solcher Rüge geben könnte und wurde der praktischste, volksthümlichste, herzenbewegendste Redner seiner Zeit, dessen Schriften für die Entwicklung unserer Sprache von wesentlichem und dauerndem Einflusse waren.

Wie schon erwähnt, wurden die Mystiker die Vorkämpfer der Reformation. Auch in dieser Hinsicht gebührt Tauler der erste Platz. Kühn deckte er die Mißverhältnisse in der Kirche auf und strebte rastlos, von jeder Befangenheit frei, nach Wahrheit, die er um ihrer selbst willen suchte, nicht etwa erst von einer Autorität als solche herzuleiten sich bemühte, wie andere Zeitgenossen thaten, die, wenn sie auch gegen die damalige erbärmliche Gestaltung in der Kirche auftraten, doch an dem Wesen des dogmatischen Inbegriffes nicht zu rütteln wagten. Dieser Eifer für die Wahrheit zog auch Tauler Verfolgung und Bann zu — und machte ihn also im wahren Sinne zum Vorläufer der Reformation. Luther erkannte und anerkannte dies sehr wohl und studirte eifrigst Tauler's Schriften, aus denen er sich auch Vieles aneignete.

Bedauern müssen wir nur, daß Tauler's Schriften erst in späten Ausgaben gedruckt wurden und uns in diesen der Typus der Sprache, der didaktischen und Volks-Prosa zu ihrer Entstehungszeit nicht so ganz vollkommen gegeben ist. Die Sprache hatte sich mittlerweile doch erneut und die Authenticität des Textes mußte durch Hinzufügen und Auslassen der späteren Editoren doch sehr leiden.

Die Casseder'sche Ausgabe, die in erster Auflage 1821 erschienen ist, verbindet mit einem materiellen Vorzug, mit der vollständigeren Genauigkeit des Inhaltes einen formalen Mangel, der aber um des ersteren willen nicht zu vermeiden ist. Nikol. Casseder benutzte nicht die alten deutschen Frankfurter Ausgaben aus den Jahren 1565, 1644 und 1681, sondern die lateinische des L. Surius. „Dazu bewog mich,“ sagt der Herausgeber in der Vorrede, „vorzüglich die Vollständigkeit und die genaue Richtigkeit dieser Ausgabe, da jeder, der diese mit den Frankfurter genannten vergleichen will, mit mir finden wird, daß in diesen gar Manches und Vieles übergangen, oder sonst bei Seite gelassen worden ist; so fehlt, um Beweise anzuführen, in den fraglichen deutschen Ausgaben beinahe die Hälfte des vierten Kapitels nach Surius; zwischen dem 16ten und 17ten Kapitel fehlt ein ganzes desgleichen; im 28sten Kapitel nach Surius fehlt bei jenen beinahe der dritte Theil desselben.“

Das Buch enthält auch Joh. Tauler's „Briefe an seine geistlichen Freunde und Kinder,“ da solche „immer als Mitbestandtheil der sogenannten Medulla angesehen wurden.“ Nbr.

---

*) Johann Tauler's „Medulla animae“, („Kern und Inbegriff der sämmtl. Schriften Tauler's“) übersetzt nach der lateinischen Ausgabe des L. Surius von Nikl. Casseder. Zweite Auflage. Prag, F. Tempsky, 1872.

Die deutsche Musik und die romantische Literatur.

Robert Schumann.*)

Die großen Heroen der deutschen Musik standen fast ganz außerhalb der literarischen Bewegung ihrer Tage, und nur hin und wieder begegnet man in ihnen Spuren des Zeitgeschmacks. Wer vermöchte es, in den erhabenen Werken eines Bach, in denjenigen Sachen, in welchen wirklich der ganze großartige Händel steckt, Allongeperrücken, Schminkpflästerchen, schlesische Schule und dergleichen zu entdecken? Auch Mozart und Haydn befaßten sich nicht mit der Literatur; Gluck, der Reformator der Oper, verrieth wenigstens Sympathie mit dem Reformator der Poesie, mit Klopstock; seine eigentlichen Bestrebungen aber hatte er mit der französischen Literatur abzumachen und ihr gegenüber zu rechtfertigen. Selbst Beethoven, dieser musikalische Koloß, steht meines Erachtens ganz außerhalb der gleichzeitigen sog. classischen Periode der deutschen Literatur. Er hätte da für seine gewaltige Aufgabe nur wenig holen können. Alle Versuche, eine Verbindung herzustellen, erscheinen mir verfehlt. Denn wenn Beethoven auch zu Goethe's Egmont Zwischenacts-Musik componirt, in seinem größten Werke Schiller's Lied an die Freude anstimmen läßt und in seinen letzten Tagen an eine Composition des Faust dachte, so erwuchs doch seine Bildung durchaus auf einem Gebiete, wohin der Einfluß der Literatur nicht reichte. Auch muß man bedenken, daß die drei Wiener Musiker — denn auch Beethoven muß als Wiener bezeichnet werden, wenn auch seine Wiege am Rheine stand — schon als glückliche Angehörige des österreichischen Staatswesens von den geistigen Bewegungen des Reiches ausgeschlossen waren: dort an der Donau durften keine „Räuber" revolutionäre Gesinnungen schüren, oder ein Posa mit liberalem Pathos gegen Tyrannen und Priester declamiren und Gedankenfreiheit fordern; allenfalls den thränenseligen Werther mochte man lesen und „das Veilchen" singen.

Die Musik war mit Beethoven zu einer ungeheuren Selbständigkeit gediehen. Dem unbefangenen Beurtheiler kann es kein Zweifel sein, daß die musikalischen Leistungen des deutschen Volkes seine literarischen um Hauptеslänge überragen und sich höchstens mit denen auf philosophischem Gebiete vergleichen lassen. Während aber die Musik zu dieser nie geahnten Selbständigkeit gekommen war und die ganze Welt sich zum Inhalte gemacht hatte, war umgekehrt in der Literatur eine förmliche Sehnsucht nach dem unendlichen Inhalte der Musik entstanden. Unsere großen classischen Dichter hatten auf dem Höhenpunkte ihrer Entwicklung eine Restauration des antiken Princips angebahnt und ein plastisches Kunstwerk herstellen wollen. Aber diese Kunstanschauung paßt nicht in die moderne Welt, so wenig wie der Marmor für unser nebliges Klima. Hiergegen trat in der romantischen Schule eine durchaus gerechtfertigte Reaction ein; diese proclamirte mit größter Naivetät das entgegengesetzte Princip:

Liebe denkt in süßen Tönen,
Denn Gedanken steh'n zu fern,
Nur in Tönen mag sie gern
Alles was sie will verschönen.

Und, was ihre Poesie anbelangt, so standen allerdings die Gedanken meistens sehr fern. Auf der Jagd nach musikalischem Inhalte gelang es ihnen zwar, diejenigen Gebiete des Seelenlebens und der Poesie aufzufinden, denen mit der unendlichen Gefühls-Ueberschwenglichkeit der Musik gedient sein konnte, da sie aber selbst keine Musiker waren, so konnten sie eben nur den Stoff zum Besten geben, die Form — und die Musik würde die Form eines solchen Stoffes sein — ersetzten sie durch Wortgeklingel, nebelhafte Phraseologie und Gemüthsduselei. Dafür reflectirten sie indessen desto tüchtiger, speciell über Musik mit solcher Eindringlichkeit, daß sogar der große Beethoven sich bewegen fand, an E. T. A. Hoffmann einen submissen Brief zu schreiben und ihm für gütige Besprechung seiner C-moll-Symphonie zu danken.

Nun also war der Zeitpunkt eingetreten, wo sich Literatur und Musik berühren mußten. Und so geschah es denn alsobald. Zuerst in der Person Karl Maria von Webers, welcher den vergänglichen Leistungen der Romantiker sofort unvergängliche entgegenstellte, in welchen er ihre Lieblingsthemen behandelte: im Freischütz die deutsche Sage und die „Waldeinsamkeit", in Oberon den schillernden Orient, in Euryanthe das gepriesene ritterliche Mittelalter. Karl Maria von Weber griff aber auch selbst zur Feder und ging unter die Schriftsteller. Sein Zeitgenosse Franz Schubert konnte zwar ein solches Metier nicht auf sich nehmen, dafür aber componirte er, was er irgend an Liedern, Hymnen ꝛc. in der deutschen Literatur auftrieb und steigerte hierdurch die individuelle Ausdrucksfähigkeit der Musik auf's Größte. — Daneben cultivirte dieser Meister auch die von Beethoven zur höchsten Vollendung gebrachten Instrumentalformen, ohne hier jedoch über sein Vorbild hinausgehen zu können. Nachdem diese Formen von Beethoven in seiner neunten Symphonie selber zerbrochen, war dies eben unmöglich. Alle Originalität des Componisten diesen Formen gegenüber, konnte von jetzt an nur noch darin bestehen, so viel wie möglich von ihrer eigenen Individualität hineinzulegen und so vergessen zu machen, daß dieselbe bereits über sich selbst hinausgegangen und zum Worte gegriffen, den bedeutsamen Gesang sich eingefügt habe.

Robert Schumann hat das Werk Schubert's fortgesetzt. Auch er hat Bewunderungswürdiges in Instrumental-Compositionen geleistet. „In diesem Sinne", schreibt er einmal, „könnte Jean Paul zum Verständniß einer Beethoven'schen Symphonie oder Phantasie durch ein poetisches Gegenstück möglich mehr beitragen (selbst ohne nur von der Phantasie oder Symphonie zu reden), als die Dutzend Kunstrichter, die Leitern an den Koloß legen und ihn gut nach Ellen messen." Das ist nämlich der Sinn, in welchem er componirte. Auch er mochte bei seiner Composition nicht gerade immer an das poetische Gegenstück denken; trotzdem gehört dieses aber eigentlich dazu, da die auf's Aeußerste gesteigerte Individualisirung der Musik sonst ganz inhaltslos wird. Schon bei Beethoven fragt man häufig: „Was soll all' der Schmerz und Lust?" — Hier aber wird uns die Weise des Meisters zuletzt absolut unverständlich und verdient vom objectiven Standpunkt durchaus die Bezeichnung eines „seichten Schwulstes".

Im Liede verfolgte Schumann ebenfalls die Bahn Schubert's, indem er auch hier in der bezeichneten Richtung ihn zu übertreffen suchte. — Das individuellste (weil musikalisch farbloseste) Instrument ist das Klavier. Es eignet sich deshalb zur Liederbegleitung; es eignet sich deshalb auch am Besten zu „Liedern ohne Worte." Hierunter aber wollen wir nicht nur solche verstanden wissen, wie sie Mendelssohn schuf, sondern überhaupt alle Darstellungen eines individuellen Gefühls-Vorganges oder einer individuellen Anschauung. Im Ersteren leistete wohl der Pole Chopin das Bedeutendste, im Letzteren Schumann, dessen Klaviermusik ein Spiegel der ganzen romantischen Literatur von Jean Paul bis zu Friedrich Schlegel ist. — Was die specifisch-

*) R. Schumann. Sein Leben und seine Werke, dargestellt von August Reißmann. Zweite Auflage. Berlin, J. Guttentag, 1871.

literarischen Beschäftigungen anbelangt, so übertrifft hier Schumann seinen Vorgänger Weber ungemein; während die Aufsätze dieses schwerlich wieder viele Leser finden möchten, werden Schumann's „gesammelte Schriften" stets eine Lieblingslektüre von Musikern und Kunstfreunden bleiben.

Wenn wir mit einigen Worten Schumann's Stellung skizzirten, so haben wir dabei die specifisch-musikalische Technik ganz bei Seite gelassen. Wir glauben aber so am Kürzesten die Resultate, welche Reißmann aus Schumann's künstlerischem Wirken zieht, zurückweisen zu können. In diesem Schlußcapitel kommt zwar das Wort „Zukunftsmusik" kaum, und der Name „Wagner" nicht einmal vor, indessen ist es wohl gerade in Hinsicht auf diese Beiden geschrieben worden.

Herr Reißmann ist der Ansicht, es gelte, die alten Formen mit neuem Leben zu erfüllen. Hiergegen kann aber gerade von Seiten der Literatur nicht genug protestirt werden. Hätten diese Leute Recht, so würde die dämmernde Musik-Schwärmerei, wo die Gedanken fern stehen, bis in infinitum in Deutschland fortgesetzt werden. Nein! die Formen sind zerbrochen und diese Musik hat ganz gewiß ihre Schuldigkeit gethan, ob nun Wagner Recht hat oder nicht. In der Kunst wie in der Weltgeschichte giebt es keinen Stillstand. In Formen, in welchen das Höchste bereits geleistet ist, kann nicht Neues und Größeres zu Tage gefördert werden. Nicht aus dem Elephanten läßt Darwin den Menschen sich entwickeln, sondern aus dem Affen, der intellectuel unter Jenem steht: wer Neues schaffen will, der muß auch von neuen Formen ausgehen. H. H.

A. Bastian: Ethnologische Forschungen.

„Die Ethnologie", sagt Herr Professor Bastian, „nimmt als ihren Ausgangspunkt den Menschen in seiner gegebenen Form, als das durch jetzt bestehende Verhältnisse bedingte Naturprodukt; sie erforscht die makrokosmischen Agentien, die, wenn sie die reizfähigen Substrate des Mikrokosmos treffen, physische Fortbildungsprozesse anregen, Gedanken-Elemente primitiver Kultur, die im geselligen Sprachaustausch neue Kraft gewinnend, zu den Civilisations-Knospen nationaler Einigungen aufschwellen, oder bei begünstigten Völkern sich zu Blüthen und Blumen entfalten. Die Ethnologie führt die Völker bis zu dem entscheidenden Wendepunkte nationalen Lebens, wo sie als selbständig handelnde Actoren auf der Weltbühne auftreten, und nun fortan dem Tribunal der Geschichte, von ihrem Thun und Lassen, Rechenschaft abzulegen haben." Die Ethnologie ist also gewissermaßen eine Vorgeschichte der Geschichte, die Kindheits-Naturgeschichte der Menschheit bis zu ihrer Mündigkeit, und hat zum Inhalt und Zweck besonders die Zergliederung ihres geistigen Werdens, nach allgemeinen Grundsätzen, deren Richtigkeit durch allseitige ethnographische Analogieen verbürgt wird. Diejenigen, welche jede Wissenschaft nach ihrem praktischen Nutzen beurtheilen, werden ihre Wichtigkeit in social-diplomatisch-politischer, national- und international-commereieller zc. Beziehung leichter erkennen, als den Nutzen mancher andern, darum nicht weniger berechtigten Wissenschaften; am wichtigsten aber erscheint sie als Grundlage aller Geschichte wie der vergleichenden Philologie und Philosophie.

Ganz selbstverständlich begrüßen wir also mit Freuden die „Einleitung" einer Sammlung von Beiträgen zur Ethnologie von A. Bastian, die unter der Ueberschrift: „Die Kultur und ihr Entwicklungsgang auf ethnologischer Grundlage" als Separatabdruck*) erschienen ist. Wir brauchen es nicht erst zu sagen, daß diese Einleitung bereits mehr giebt, als manches vollständige Werk, weshalb sie eigentlich zu Unrecht den Namen einer Einleitung angenommen hat. Der Schreiber dieser Zeilen schätzt das Wissen und Wirken des Verfassers so hoch, und bekennt sich so freudig zu seinem steten Verehrer, daß Herr B. ihm einige hierbei ausgesprochene Wünsche, auch wenn er sie für unberechtigt halten sollte, zu Gute halten möge. Sie betreffen die Darstellungsweise dieser Einleitung, wie des Meisten, was derselben Feder entflossen ist.

Es muß wohl Jeden mit Schmerz erfüllen, zu denken, daß so vortreffliche Werke, wie es aber nur zu wahrscheinlich ist, wenigstens neun Zehntel der gebildeten Welt unzugänglich sind. Denn während wir gewöhnlichen Menschen zur Zeit immer mit Einem Gedanken zu thun haben, kommt Herr Bastian stets, mindestens mit Drillings-Gedanken zur Welt. Satzperioden von mindestens zwölf Zeilen Lexicon-Format, sind erforderlich, dieselben auf einmal zu enthüllen, wobei aber zwei bis drei Parenthesen eingeschachtelt werden müssen, um die Inductions- oder Nebenströme, die jeder Gedankenblitz hervorbringt, unterzubringen, und drei bis vier Anmerkungen den Schlüssel geben, um den gymnastischen Sprüngen nachfolgen zu können. Dazu kommt, daß alle Erklärungen, der Kürze halber, durch Kunstausdrücke, die aus fremden Sprachen stammen, gegeben werden, und ein deutsch anfangender Satz mitunter französisch oder englisch endigt. Die Anmerkungen zumal, in denen die verschiedenen Meinungen anderer Autoren abgehört werden, nehmen sich aus, als hätten alle Apostel am Pfingstsonntage daran gearbeitet. Durch diese Verbarrikadirung des Inhaltes wird es oft schwerer, einem an sich ganz einfachen Gedankengang Bastian's zu folgen, als den verwickeltsten Deductionen eines dialektischen Philosophen, der denn doch meist schwierigere Gedanken zu enthüllen hat, als der Ethnologe.

Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß eine andere Sammlung von überaus gediegenem „Material zu ethnologischen Forschungen" ebenfalls noch im vorigen Jahre von Herrn Dr. Bastian herausgegeben wurde**), die vorzugsweise durch eine wieder von den reichsten Ideen getragene, auf Weltreisen und Völkerstudien fußende Erörterung des ethnologischen Begriffes der Abstammung und Verwandtschaft ausgezeichnet ist. Ed. Kr.

Schweiz.

Zur Klärung des sozialen Problems.***)

I.

Der Kampf um das Dasein.

Liegt es unabänderlich in der Natur der Dinge, daß bei wachsendem Nationalreichthum ein massenhaftes Proletariat stets am Rande der Noth sich befinden muß, damit die begünstigte Minorität in den feinsten Genüssen des Luxus zu schwelgen vermag, und, wenn es ihr gut däucht, der unsinnigsten Verschwen-

*) Berlin, Wiegandt u. Hempel, 1871. LXXXVII. p. in gr. 8.

**) 450 S. gr. 8. Jena, Hermann Costenoble, 1871.

***) Die Arbeiterfrage. Ihre Bedeutung für Gegenwart und Zukunft, von Friedrich Albert Lange. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Winterthur, Verlag von Bleuler-Hausherr u. Co., 1870.

dung huldigen darf, — oder kann die Vernunft eine gerechte Vertheilung der irdischen Güter sichern und ein Mittelmaß des Wohlstandes für Alle herstellen, ohne die Segnungen der Kultur zu gefährden? Das bildet für uns den Kern der sozialen Frage, und wir weichen nicht bloß in der Ausdrucksweise von F. A. Lange ab, der in seiner gedankenreichen und anregenden Schrift, welche unsere Betrachtungen hervorruft, vom Kampf um's Dasein ausgehend, das Naturgesetz der Concurrenz um's Leben unbedingt anerkennt, aber den Kern des sozialen Problems in die Frage faßt: „ob in der That jenes Naturgesetz fort und fort der einzige Weg der Vervollkommnung auch für den Menschen bleiben soll, oder ob mit der Erstarkung der Vernunft im Menschen ein neuer Factor und damit ein Wendepunkt in dem Kampf um's Dasein eintritt?" Nach unserer Auffassung bleibt der Kampf um's Dasein, — für den Menschen zugleich der Kampf um die bevorzugte Stellung, — allerdings der einzige Weg zur Vervollkommnung, obschon es richtig ist, daß die Vernunft, als neuer Factor, diesen Kampf anders gestaltet. Die Natur führt ihn mit vollendeter Rücksichtslosigkeit; ihr gilt es gleich, ob Tausende oder Millionen oder alle Keime vernichtet werden, ob sie leicht oder qualvoll zu Grunde gehen; was nicht lebensfähig ist, muß sterben, lautet ihr unerbittliches Gesetz. Mit der Waffe, die sie dem Menschen verlieh, um den Streit zu bestehen, mit der Vernunft, gelangt ein neuer Factor in den Prozeß, die Vernunft nimmt Rücksichten, allein zu einem Wendepunkt kommt es dadurch nicht, und wenn Lange meint, die Lösung des sozialen Problems bestehe darin, daß die Vernunft den Kampf um's Dasein aufheben, beziehungsweise auf sein geringstes Maß beschränken soll, dann können wir schwere Bedenken nicht unterdrücken. Wer seinem Instrument zu viel zumuthet, dem zerbricht es gar leicht unter der Hand. Der Kampf hätte sein Ende erreicht, wenn er seine Ursache eingebüßt hätte, wenn eine so überwiegende Zahl von Menschen ihren Zustand befriedigend fände, daß ein paar unruhige Köpfe, die etwa noch auftauchten, vereinzelt blieben, und keine gefährliche Wirkung mehr ausüben könnten; aber vollständig genügen würde auch das erst dann, wenn die vorausgesetzte Befriedigung eine so durchdacht genossene, eine so bewußt empfundene wäre, daß selbst Vorspiegelungen und Versprechungen besserer Einrichtungen festem Unglauben begegneten. Ist die Vernunft fähig, derartige Zustände herbeizuführen, oder muß auch sie den Kampf — zwar anders als die Natur, jedoch — gleichfalls ohne Aufhören fortsetzen? Wir bejahen die letztere Alternative.

Vernunft nennen wir die Anlage die Dinge in ihrem Zusammenhang aufzufassen. Die Dinge hängen aber nicht einfach zusammen, wie etwa die Glieder einer Kette, sondern jedes Ding steht in zahllosen Verbindungen mit zahllosen andern. Die Vernunft jedes Menschen begreift immer nur spärliche Bruchstücke der Zusammenhänge; der Eine hält diese, der Andere jene Bruchstücke fest, und bleibt, bald mit, bald ohne Bewußtsein, taub und blind gegen das, was Andere hören und sehen; wie soll da der Friede auch nur denkbar sein?

Aller Wahrscheinlichkeit nach, wird die Anlage zur Vernunft schon bei der Geburt in sehr verschiedenem Grade von den Einzelnen mitgebracht, und es steht fest, daß die Ausbildung der Anlage, der Grad von Vernunft, welcher jedem Individuum zu Gebot steht, ein unendlich verschiedener ist; das zwingt zum Streit. Nur bei wenigen, besonders glücklich ausgestatteten und vorzüglich entwickelten Persönlichkeiten erlangt die Vernunft diejenige Stärke, welche sie befähigt als Gebieterin aller übrigen Eigenschaften solcher Menschen aufzutreten; bei der überwiegenden Majorität steht leider die Vernunft unter der Botmäßigkeit der Selbstsucht. Jene leuchtenden Vorbilder der Menschheit, die Buddha, Sokrates, Christus, denken und handeln stets, so weit ihre Einsicht es erlaubt, zum Besten der Allgemeinheit; die unsägliche Mehrzahl sorgt vor Allem kleinlich für sich, und benutzt im Kampf der Interessen, der dadurch auflodert, ihre Vernunft als Waffe, so daß schon hier, auf der unteren Stufe des bloßen Egoismus Vernunft mit Vernunft in bitteren Hader geräth. Noch hoffnungsloser jedoch stellt sich die Sache dadurch, daß selbst im Dienst der Allgemeinheit Vernunft gegen Vernunft Krieg führen muß. Jede namhafte Partei wurzelt in einer Idee, einer Anschauung der Vernunft, und vertritt eine unentbehrliche Seite der Menschheit. Dem verrannten Parteimann kommt es leicht vor, als ob in seiner Partei die gesammte Vernunft stecke, und auf Seiten der Gegner eitel Bosheit und Unsinn Blüthen treibe; allein das Autoritäts-Prinzip mit seinen absolutistischen, ultramontanen, jesuitischen Anhängern müßte längst aus dem Gedächtniß der Menschen vertilgt und von der Erde verschwunden sein, wenn es nur auf Unsinn und Bosheit sich stützte, und daß der Communismus immer und immer wieder, obschon nur vorübergehend, in's Kraut schießen kann, verdankt er dem winzigen Körnchen Vernunft, welches er unter seinen phantastischen Vorstellungen beherbergt. Niemand hat unseres Wissens einleuchtender und tiefer das Wesen und den Werth der Ideen, ihre Verwandtschaft mit und ihren Unterschied von Hirngespinnsten dargestellt, als Lange selber, in seiner trefflichen Geschichte des Materialismus, aber je mehr wir dem beipflichten, was er dort ausführt, desto mehr fürchten wir, daß die Entscheidung, welcher Idee in einem bestimmten Augenblick an einem bestimmten Ort der größere Werth zukommt, welche Idee hier und jetzt sich verwirklichen soll, mitunter durch Zündnadeln und Torpedos wird gefällt werden müssen.

Ein fernerer Grund, aus dem wir die Vernunft nicht für ausreichend halten, das Naturgesetz des Kampfes um's Dasein jemals aufzuheben oder auch nur wesentlich einzuschränken, — und es soll der letzte sein, den wir hier vorbringen, — liegt darin, daß sie nicht allein die Rücksicht im Sinne von Sympathie, also einen lindernden Einfluß in diesen Kampf hineinträgt, sondern auch einen verschärfenden, die Rücksicht im Sinne von Raffinirtheit. Was sie auf der einen Seite von Honig schenkt, das ersetzt sie auf der anderen durch Galle. So abgefeimt und grausenerregend wie der Mensch gegen den Menschen, wüthet kein anderes Geschöpf auf Erden. Für seine Ideen, für die Idee der Religion, der Herrschaft, der Ordnung, der Freiheit, der Brüderlichkeit, der Civilisation des Rechts begeht der Vernunftbegabte Schandthaten, die Alles weit hinter sich lassen, was die vernunftlose Natur im Kampf um's Dasein an Leiden schafft. Wer diese Hindeutungen nicht genügend findet, unsere Ansicht zu rechtfertigen, der mag immerhin eine durchgreifende Besserung des Loses der Menschheit erhoffen, und die Ueberzeugung festhalten, daß es das besondere Mißgeschick der Zeugen früherer Jahrhunderte war, nicht einige Jahrtausende später das Licht der Welt erblickt zu haben; wir glauben, im Verhältniß von Lust und Leid ändert sich nichts; der Mensch hat von je geweint und gelacht, und wird lachen und weinen, so lange es Menschen giebt. Um indeß dem scheinbar nahe liegenden Einwande zu begegnen, bei so bewandten Umständen müsse jeder Trieb zur Verbesserung drückender Mißbräuche aufhören, fügen wir noch hinzu: es ist hinreichend dafür gesorgt, daß die Bäume weder in den Himmel wachsen, noch unter der Erde bleiben. Wer Schmerz empfindet, der sucht nach Abhülfe, wer im Wonne-

meer schwimmt, der thut das Seinige, nicht auf's Trockene zu gerathen, und damit ist der Fortschritt mindestens ebenso meisterhaft gesichert, als wäre er der Vernunft allein anvertraut worden, der Vernunft, die ja einen Bestandtheil der Welt ausmacht, und ihre beschränkte Rolle ebenso regelrecht spielt, wie das Licht, die Wärme und alle übrigen Kräfte. Lange stellt den Kampf um's Dasein als den Gegensatz der Vernunft hin; das dürfte er doch nur, wenn er auch alle sonstigen Naturgesetze für unvernünftig erklärte. Genau genommen sind sie aber weder vernünftig, noch das Gegentheil; sie **sind**, und jedes Beiwort, das wir ihnen zulegen, muß fehlerhaft ausfallen, weil wir mit ihm menschliche Begriffe auf einen außermenschlichen Gegenstand anwenden. Die Vernunft, das specifische Werkzeug des Menschen, wird voraussichtlich viele unserer heutigen Einrichtungen noch vielfach ändern, allein zufriedener mit ihrem Geschick wird sie stets nur die seltenen Ausnahmen machen, bei denen sie zur Herrschaft über die niederen Triebe gelangt. Wäre die Voraussetzung gestattet, daß alle, oder mindestens außerordentlich viele Menschen, die entschiedene Majorität, diese Stufe der Vollkommenheit erreichte, dann freilich behielte Lange Recht, dann hätte aber auch die menschliche Natur eine wesentliche Veränderung erfahren; die bisherige Ausnahme wäre zur Regel empor gestiegen, und umgekehrt, die bisherige Regel zur Ausnahme hinabgesunken. So lange dieser gewaltige Umschwung sich noch nicht vollzogen hat, wird der Kampf um's Dasein, wie er beim Thier den Instinct benutzt, beim Menschen die Vernunft in sein Joch zwingen und mit ungeschwächter Kraft und Erbitterung forttoben.

Italien.

Italien und Deutschland.

Während der bekannte politische Theoretiker der Revue d. d. Mondes, Herr Duvergier de Hauranne, am 1. Juni, in einem gegen England und die neutralen Mächte des letzten Krieges gerichteten Artikel der Revue, in den Klageruf ausbricht: „Es giebt kein Europa mehr! (Il n'y a plus d'Europe!); keine Sicherheit und keine ernste Bürgschaft giebt es mehr für die Rechte und die Selbständigkeit selbst der bestbegründeten Staaten!" — finden die unabhängigen Organe des politisch neugeborenen Italien gerade in der heutigen Gestaltung des europäischen Staatensystems die beste Sicherheit und die unumstößlichste Bürgschaft für das gedeihliche Fortschreiten ihres eigenen Landes, sowie der übrigen Nachbarländer Frankreichs, namentlich der Schweiz, Spaniens und Belgiens. Das bereits mehrfach von uns citirte römisch-florentinische Journal Il Diritto vom 2. Juni sagt in dieser Beziehung:

„Es ist ein großes Glück für die europäische Civilisation, daß in dem gigantischen Kampfe von 1870—71 Frankreich unbarmherzig zermalmt worden; wir hoffen, daß es, wenn es ihm gelingen sollte, sich wieder gänzlich zu erholen — was wir ihm von Herzen gönnen — doch, ungeachtet seiner großen Hülfsmittel, nie wieder jenes Uebergewicht erlange, die eine Bedrohung unserer Einheit und eine unermeßliche Gefahr für die europäische Civilisation sein würde."

Dasselbe Blatt sagt, indem es auf die glänzende, von der Theilnahme des deutschen Volkes begleitete Aufnahme hinweist, die der Kronprinz und die Kronprinzessin von Italien kürzlich in Berlin gefunden, daß auch das italiänische Volk in seiner großen intelligenten Mehrheit eine wahrhaft patriotische Freude über das Ereigniß empfinde, doch deutet es zugleich an, daß das italiänische Ministerium diese Genugthuung nicht vollständig theile. Das Diritto bemerkt in sehr bezeichnender Weise:

„Der Irrthum der auswärtigen Politik Italiens besteht eben darin, daß sie noch nicht zu begreifen vermochte, daß die Verlegung des Mittelpunktes der europäischen Politik von Paris nach Berlin eine Thatsache von höchster Wichtigkeit für die europäische Freiheit ist, indem sie der unglückseligen Verbindung des Cäsarismus und des Katholicismus, d. h. der doppelten, politischen sowohl als religiösen Unfreiheit, ein Ende gemacht hat. Jeden Schritt, den die italiänische Regierung thut, Frankreich zu unterstützen, würde sich gegen uns selbst kehren; dies dürfen wir niemals aus dem Auge verlieren. Leider wird diese Wahrheit in unseren Regierungs-Sphären noch nicht allgemein erkannt. Während die Regierung Deutschlands jede Gelegenheit ergreift, uns zu beweisen, wie sehr sie von der Wichtigkeit der italiänisch-deutschen Solidarität, von der des Sieges der europäischen Freiheit und Civilisation über den Obscurantismus durchdrungen, verharrt die italiänische Regierung auch ferner in ihrer bisherigen Unthätigkeit; ja man kennt keinen Schritt ihrerseits, nicht einen einzigen, welcher unseren deutschen Freunden beweisen könnte, daß auch sie den Werth dieser Solidarität erkenne. Glücklicherweise jedoch fata viam invenient, und was auch in Italien geschehen oder unterlassen werden möge — Italien und Deutschland werden stets verbunden bleiben, weil sie die gleichen Kämpfe mit denselben Feinden zu bestehen haben."

Wie sehr diese Wahrheit auch in Frankreich erkannt zu werden beginnt, bezeugt manche Aeußerung der Pariser Blätter über die politische Bedeutung des Besuches, den der Kronprinz und die Kronprinzessin von Italien in Berlin gemacht. Der Soir bemerkt mit Bezug darauf: „Man sagt uns zwar sehr oft und wir glauben es nur gar zu gern, daß die übrigen europäischen Nationen unsere Verstimmung über die harten Friedensbedingungen theilen, welche Preußen uns auferlegt hat. Aber es scheint, daß man der Wahrheit viel näher kömmt, wenn man im Gegentheil die Thatsache constatirt, daß sich unter Ausschließung Frankreichs ein europäisches Gleichgewicht herstellt, welches gerade auf der Voraussetzung beruht, daß Frankreich innerhalb derjenigen Gebietsgränzen verbleibe auf welche es seit fünfzehn Monaten reducirt ist."

Frankreich.

Das schreckliche Jahr Victor Hugo's.

Der Verfasser der Legende des siècles und der Châtiments, der Misérables und des Homme qui rit, Victor Hugo, hat jetzt ein neues Werk erscheinen lassen*), das, wie schon sein Titel „l'année terrible" andeutet, sich mit den Ereignissen des für Frankreich allerdings entsetzlichen Jahres 1870—71 beschäftigt und alle Ueberschwenglichkeiten, alle Ungeheuerlichkeiten vereinigt, die mit jedem neuen Werke des Dichters in immer erschreckenderer Weise hervortraten und in seinen Manifesten während des Krieges in einen Wahnsinns-Paroxismus ausarteten, in denen man aber hier und da auch die Großartigkeit der Bilder, die Schönheit der Sprache

*) Paris, Michel Levy, 1872.

wiederfindet, welche Victor Hugo einst auszeichneten und ihn zu einem der ersten Dichter Frankreichs machten.

Das Gedicht zerfällt in zwölf Gesänge, welche die zwölf Monate des schrecklichen Jahres behandeln; der erste Gesang beginnt mit dem August; der letzte schließt mit dem Juli. Voran geschickt ist eine Widmung an Paris und eine Einleitung: „Das Plebiscit.“

Wie schon in seinem Manifest, so ist auch hier wieder der Held des Gedichtes: Paris; um Paris dreht sich das ganze Interesse, die ganze Handlung, Frankreich, die Welt sind nur um Paris willen da. Leider hat dieser Heros Paris seine großen Schwächen und Lächerlichkeiten: er ist eitel, geschwätzig, prahlerisch; leider hat er sogar Laster, welche die Welt empören; aber Victor Hugo sieht nur das Unglück, das seinen Helden betroffen, und fragt nicht danach, wie viel dieser selbst dabei verschuldet hat. In seinen Augen ist diese Stadt, welche weit mehr durch ihre eigene Raserei als durch die Grausamkeit eines fremden Belagerers gelitten hat, immer noch die große, die einzige Stadt; Paris ist Rom, ist Athen. Ist es zu verwundern, wenn eine jetzt so übel angebrachte Apotheose eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringt, als der Verfasser damit beabsichtigt? Der vernünftigere Theil der Franzosen muß sie mit Schmerz lesen; im Auslande dürfte sich aber leicht der Satz bewahrheiten: Du sublime au ridicule n'est qu'un pas. Man wird unwillkürlich herausgefordert zum Spott über die große Stadt, wie man bereits über die große Nation lacht, welche an der Spitze der Civilisation voranschreitet.

Der Widmung folgt die Einleitung: „Das Plebiscit“, das der Dichter mit einem Schneefall vergleicht:

Oh! qu'est ce donc qui tombe autour de nous dans l'ombre?
Que de flocons de neige! En savez-vous le nombre?
Comptez les millions et puis les millions!
Nuit noire! on voit rentrer au gîte les lions;
On dirait que la vie éternelle recule;
La neige fait, niveau hideux du crépuscule,
On ne sait quel sinistre abaissement des monts;
Nous nous sentons mourir si nous endormons;
Cela couvre les champs, cela couvre les villes;
Cela blanchit l'égout masquant ses bouches viles;
La lugubre avalanche emplit le ciel ternie;
Sombre épaisseur de glace! Est-ce que c'est fini?
On ne distingue plus son chemin; tout est piège.
Soit,
  Que restera-t-il de toute cette neige,
  Voile froid de la terre au suaire pareil,
  Demain, une heure après le lever du soleil?

Der Aufgang der Sonne, welcher diese Schneeflocken, diese Millionen Ja des Plebiscits schmilzt, beleuchtet nach Victor Hugo's Schilderung das Elend Frankreichs, an dem Napoleon die Schuld trägt und mittelbar alle Diejenigen, welche durch Ja seine Herrschaft sanctionirt haben. Dann gelangt der Dichter mit einem etwas kühnen Sprunge sofort zum ersten Monat seines schrecklichen Jahres zum August, in welchem er Sedan behandelt. Des diesem August vorangegangenen Juli mit seinem wahnsinnigen Kriegsgeschrei, in das auch der größte Theil Derer eingestimmt, die kein Ja in die Millionen Schneeflocken des Plebiscits geworfen, gedenkt Victor Hugo mit keinem Worte, und mit Recht. Er müßte ja alsdann in erster Linie erzählen, wie Paris vom Taumel der Kriegés-, und was damit gleichbedeutend war, der Siegestrunkenheit ergriffen ward; er müßte erzählen, daß die Boulevards wiederhallten von den Rufen „à Berlin!“, er müßte Frankreich, er müßte Paris für das „année terrible“ verantwortlich machen, und er will die ganze Last der Schuld dem Bonaparte zuwerfen:

„Qu'Alexandre aille en Perse ou Trajan chez les Daces,
Tous savent ce qu'ils font!“

ruft er; aber Bonaparte stürzt sich blind in die Katastrophe; nach dem großen Ende des ersten Napoleon giebt er der Welt das Schauspiel eines kläglichen Falles:

Pour que le genre humain reçut une leçon,
Pour qu'il eut le mépris ayant eu le frisson,
Pour q'après l'épopée il eût la parodie,
Et que nous vissions ce qu'une tragédie
Peut contenir d'horreur, de cendre et de néant
Quand c'est un nain qui fait la chûte d'un géant.

Die Schilderung der Schlacht bei Sedan selbst besitzt wieder die ganze Großartigkeit der Bilder, die Erhabenheit der Sprache, welche den besten Zeiten Victor Hugo's eigen sind. Der Dichter wird fortgerissen von seinem Gegenstande, über den Standpunkt der Parteien hinausgehoben so lange er bei dem Gemälde der größten Entscheidungsschlacht, die in Jahrhunderten geschlagen worden, verweilt; mit dem Augenblicke, wo er von der Schilderung zur Reflexion übergeht, haben wir freilich wieder den Franzosen in seiner höchsten Potenz, der bei der furchtbaren Niederlage nur an frühere Triumphe denkt, der auch nicht Frankreich, sondern den Usurpator besiegt werden läßt und dem es auf einige kleine geschichtliche Irrthümer, wie z. B. Karl den Großen unter die Helden Frankreichs zu rechnen, nicht ankommt.

Et tous ses chefs de guerre, Heristal, Charlemagne,
Charles-Martel, Turenne, effroi de l'Allemagne,
Condé, Villars, fameux par un si fier succès,
Cet Achille, Kléber; ce Scipion, Desaix,
Napoléon, plus grand que César et Pompée,
Par la main d'un bandit rendirent leur épée.

Es folgen nun die Monate September, October, November, December. Der Dichter schildert das weitere Vordringen der Deutschen in Frankreich, verweilt aber, da ja Paris der eigentliche Held seines Werkes ist, mit besonderer Ausführlichkeit bei der Belagerung von Paris, den Leiden, der Opferfreudigkeit, der Tapferkeit und dem Heroismus seiner Bewohner, wie bei den Schilderungen der ungeheuern Verluste, die sie dem belagernden Feinde zugefügt haben. Wir wissen, was uns Paris gekostet hat, und sind weit entfernt, es zu unterschätzen; was aber Herr Victor Hugo davon erzählt, geht doch wieder so in's Ungeheuerliche, daß es lächerlich wird, wie die folgenden Verse beweisen mögen:

Qui, vous êtes venus et vous voilà couchés
Sur le souple oreiller de l'eau molle et profonde;
Vous voilà dans les draps froids et mouillés de l'onde;
C'est bien vous, fils du Nord, nus sur le flot dormant!
Vous fermez vos yeux bleus dans ce doux bercement.
Vous aviez dit: — Allons chez la prostituée.
Babylone, aux baisers du monde habituée
Est là-bas; elle abonde en rire, en chansons;
C'est là que nous aurons du plaisir; ô Saxons,
O Germains, vers le sud tournons notre oeil oblique,
Vite! En France! Paris cette ville publique,
Qui pour les étrangers se garde et s'embellit,
Nous ouvrira ses bras ... — et la Seine son lit.

Hiernach klingt es wirklich, als hätten die Leichen der Deutschen den Lauf der Seine gehemmt; was aber tiefer berührt, es klingt derselbe Ton heraus, in welchem im Beginn des Krieges von französischen Schriftstellern auf die Schätze Badens und auf

die schönen blonden Frauen Deutschlands hingewiesen ward. Was die Franzosen in Deutschland gewollt haben und gethan hätten, das schreibt ihr Sänger sehr naiv den Deutschen in Frankreich zu.

Januar und Februar umfassen die Kapitulation und die Friedens-Verhandlungen, über welche der Dichter klagt und wüthet wie Jeremias über Jerusalem; nur daß dieser mit der Stadt in's Gericht geht, jener sie verherrlicht, dann kommt er zum März, und damit zum Tode seines Sohnes, April und Mai schildern die Schrecken der Commune. Ehe wir aber dazu übergehen, möchten wir noch ein Gedicht mittheilen, in welchem Victor Hugo andeutet, welche Stellung Frankreich zu seinem Sieger zu nehmen hat und das sich betitelt:

A Ceux Qui Reparlent De Fraternité.

Quand nous serons vainqueurs, nous verrons. — Montrons-leur
Jusque-là le dédain qui sied à la douleur.
L'oeil âprement baissé convient à la défaite.
Libre, on était apôtre; esclave on est prophète;
Nous sommes garrottés! Plus de nations soeurs!
Et je prédis l'abime à nos envahisseurs.
C'est la fierté de ceux qu'on a mis à la chaine
De n'avoir désormais d'autre abri que la haine.
Aimer les Allemands? Cela viendra le jour
Où par droit de victoire on aura droit d'amour.
La déclaration de paix n'est jamais franche
De ceux qui, terrassés, n'ont pas pris leur revanche;
Attendons nôtre tour de barrer le chemin;
Mettons-les sous nos pieds, puis tendons-leur la main"

Wie gütig! Wir Deutschen werden so frei sein, den Haß vor dem Fußtritt der Liebe nach demselben vorzuziehen und danach unsere Maßregeln zu nehmen.

In Victor Hugo's Schilderung der Commune und des Bürgerkrieges drängt sich uns die Wahrnehmung auf, daß der Dichter sich vergebens bemüht, einen festen Standpunkt zu den Ereignissen zu nehmen. Für ihn ist das Recht auf keiner Seite; die beiden sich gegenüberstehenden Parteien erscheinen ihm gleich verblendet, gleich grausam, gleich verdammenswerth; er beklagt den Umsturz der Vendôme-Säule durch die Commune ebenso schmerzlich wie die Zerstörung des Triumphbogens durch die Kanonen von Versailles, und wir können ihm darin nur beistimmen. Von beiden Seiten ist ungeheuer gefrevelt worden.

Wir führen aus der Schilderung des brennenden Paris noch eine Stelle an:

Peuple sur ta tête comme aux temps de la Bible,
Quand l'incendie aux crin de flamme se leva,
Quand, ainsi que Ninive en proie à Jehova,
Lutèce agonisa, maison de la lumière;
Quand le Louvre prit feu comme un toit de chaumière,
Avec mil huit cent trente, avec quatre vingt neuf,
Quand la Seine coula rouge le pont Neuf;
Quand le Palais, école où la justice épelle,
Soudain se détachant de la Sainte-Chapelle,
Tomba comme un baillon qu'une femme découd;
Quand la destruction empourpra tout à coup
Le haut temple où Voltaire et Jean-Jaques dormirent,
Et tout ce vaste amas que les peuples admirent.

„Wer trägt die Schuld an diesen Gräueln?" fragt der Dichter unter der Ueberschrift des Monats Juni. „Die Unwissenheit", ist die in folgender höchst gelungener Episode ausgedrückte Antwort:

Tu viens incendier la Bibliothèque?
— Oui.
J'ai mis la feu là.
— Mais c'est un crime inouï!
Crime commis par toi contre toi-même, infâme!
Mais tu viens te tuer le rayon de ton âme!
C'est ton propre flambeau que tu viens te souffler!
Ce que ta rage impie et folle ose brûler,
C'est ton bien, ton trésor, ta dote, ton héritage!
Le livre, hostile au maitre, est à ton avantage.

. . . . Toute cette lumière,
C'est à toi, comprends donc, et c'est toi qui l'éteins!
Les buts rêvés par toi sont par les livres atteints.
Le livre en ta pensée entre, il défait en elle
Les liens que l'erreur à la verité mêle,
Car toute conscience est un noeud gordien.
Il est ton médecin, ton guide, ton gardien.
Ta haine, il la guérit; ta demence, il te l'ôte.
Voilà ce que tu perds, hélas, et par ta faute.
Le livre est ta richesse à toi! c'est le savoir,
Le droit, la vérité, la vertu, le devoir,
Le progrès, dissipant tout délire.
Et tu detruis cela, toi!
— Je ne sais pas lire.

In diesem Einen Ausspruch: Je ne sais pas lire, liegt eine ganze Welt der Anklage, liegt der Hinweis auf die einzige Bahn, welche Frankreich zum Heile führen kann. Ist aber Victor Hugo, der soeben sein Rachelied gegen Deutschland angestimmt, der rechte Mann, diese Lehren zu geben? Die Unwissenheit eines Volkes verschwindet nur in langen, langen Jahren des Friedens und der ernsten Arbeit, ist aber bei dem Beispiel, das von den leitenden Geistern gegeben wird, zu erwarten, daß die Nation sich dieser Arbeit zuwende und nicht vielmehr nach der gloire schreie?

Der Juli, als zwölfter Monat des année terrible, bildet den Epilog und trägt den Titel „Im Schatten". Man ist erstaunt über die Leichtigkeit, mit welcher sich Victor Hugo im zwölften Monate über die Unglücksfälle tröstet, die er elf Monate hindurch mit allem Aufwande von Bildern und Tönen so herzzerreißend besungen. Frankreich wäre beneidenswerth, wenn es so schnell als Phönix aus der Asche aufzuerstehen vermöchte, wie der sanguinische Dichter erwartet, der übrigens sein Gedicht doch wieder mit dem Hinweis auf eine Art sozialer Sündfluth schließt. An wunderliche Gedankensprünge ist man bei ihm ja gewöhnt und man dürfte am wenigsten erwarten, dieselben im année terrible vermieden zu sehen.

Oesterreich-Ungarn.

Das Judenthum in Ungarn, nach magyarischer Darstellung.*)

In einer Schilderung Ungarns und seiner Entwickelung, besonders in der ungarischen Kunstgeschichte, darf jener unternehmende, lebhafte und kunstsinnige Stamm nicht vergessen werden, der an unserer nationalen Bildung so vielfachen Antheil nahm. Wir dürfen den Juden kaum als ein fremdes Element unter uns betrachten, denn mehrhundertjähriges Zusammenleben vereinte ihn mit der Nation, und knüpfte ihn an das ungarische Vaterland.

Es ist nicht zu leugnen, daß dieses Zusammenleben für die

*) Bearbeitet von E. v. Dincklage, nach dem Manuskript zur zweiten Auflage des Werkes: „Müveszet es Politika" (Kunst und Politik) von Vajda, Viktor.

Juden ebenso vortheilhaft als glücklich war und nicht nur materiell, sondern auch geistig reiche Früchte trug. Folgende Verhältnisse fallen hier in's Gewicht: In denjenigen Ländern, wo die Civilisation bereits feste Wurzeln gefaßt hat, wo der Kastengeist nicht mehr besteht und die Bildung der Gradmesser des individuellen Seins und der Lebensstellung wurde, dort, sagen wir, fühlt sich das Judenthum viel schwerer unter dem Drucke der Zeiten, als bei uns, die wir der Vortheile der Civilisation erst viel später theilhaftig wurden.

Schon unter König Andreas von Jerusalem spielten die Juden eine Rolle; als sie sich gewandt der Regierung bemächtigten und durch ihre Finanz-Operationen ernste Geldkrisen herbeiführten, setzten sie sich zwar tiefem Hasse aus; dieser Haß war indeß nicht von Dauer und wo er ja wieder aufloderte, geschah das weniger aus nationalem Vorurtheil, als vielmehr in Folge der ketzerfeindlichen Politik der Regierung und des hohen Clerus. Diese Anfeindungen sind indessen der Protestanten-Verfolgung unter Caraffa keineswegs an die Seite zu setzen. Wo immer ein Vorurtheil fühlbar wurde, war dasselbe weniger gegen den Stamm, als gegen seine Sprache gerichtet. Das fremde Idiom reizte den Volkswiderwillen, aber auch diese Antipathie verstieg sich nie zur Gewaltthätigkeit, verschwand sogar in freundlicheren Zeiten, besonders von da ab gänzlich, wo der Jude, der herrschenden Nationalität sich anschmiegend, die ungarischen Traditionen sowie die heiligsten Interessen des Landes als seine eigenen betrachtete. Der die Forderungen der Zeit so leicht begreifende Jude wurde Honvéd (Landesvertheidiger) und kämpfte tapfer im Freiheitskriege, auch hier seinen lebhaften Geist bethätigend.

Aber es kamen andere Zeiten, Zeiten, wo die Vaterlandsliebe zum Verbrechen gestempelt wurde; treu und unbeugsam zu bleiben, erforderte eine große moralische Kraft. Die Idee des Weltbürgerthums faßte festen Fuß. Wenn auch ein Theil der politisch Gleichgiltigen nicht mit diesem Strome schwamm, wurden sie doch kalt gegen das Vaterland und vermieden, patriotischen Pflichten nachzukommen, die man sich angelegen sein ließ, lächerlich zu machen; mehr noch, eine solche Pflichterfüllung zog häufig die ernstesten Ahndungen nach sich. Inmitten dieser Verhältnisse mußte mit der Vergangenheit gebrochen werden, Glaube und Hoffnung starben dahin! Gar manches Individuum hatte längst begriffen, daß mit Benutzung der neuen Wendung auch ihm eine ganz neue Bahn in Aussicht stehe, und beeilte sich die gegebenen Verhältnisse auszunutzen. Die Unterdrückung der nationalen Sprache, ja des nationalen Gefühles zeigten den vaterländischen Horizont finsterer umwölkt denn jemals. Ist es zu verwundern, daß Viele sich darein ergaben und diese Umwandlung gleichsam als Factum hinnehmend, die Vergangenheit vergaßen und mit bereitwilliger Erwartung die Gegenwart ergriffen? Und besonders ist es zu verwundern, daß das Judenthum durch seine Activität und Handelsinteressen ein Hauptfactor in dieser Strömung wurde?

Die israelitische Intelligenz flüchtete in's Ausland, nahm dort ungarische Namen an und wurde gut aufgenommen. Diese Auswanderer betrieben geistige Beschäftigungen, gaben sich als Gelehrte oder lebten als Privatleute, immerhin kam ihnen das öffentliche Interesse entgegegen, obwohl ein gut Theil Industrie-Ritter unter ihnen der ungarischen Heimat nicht eben große Ehre jenseits der Gränze machten.

Der israelitische Handelsstand blieb wohlweislich daheim, benutzte aber die antinationale Stimmung, um neue und weitgreifende kaufmännische Verbindungen anzuknüpfen und leichter mit den Fremden zu verkehren. Da ihr eigenes Schicksal ungemein dabei gewann, hatten sie keine Ursache, über das Loos des Vaterlandes zu trauern. Diese gute Geschäfts-Constellation zog alsbald noch viele jüdische Glaubensgenossen in's Land, namentlich aus Galizien und der Bukowina. Den ungarischen Nationalitätsfragen gegenüber blieben sie Fremde, im Uebrigen aber sammelten sie Capitalien und viele der jetzigen großen Herren datiren ihren Reichthum aus jenen Tagen.

Die jüdische Journalistik schoß rasch zur Blüthe empor. Von der Regierung wurde in Pest ein Blatt gegründet zur Germanisirung des Landes, dessen opferwilligste Gönner die Juden waren, schon weil die Zeitung den Handels-Interessen förderlich wurde. Aber diese Träger der Kaufmannschaft erkalteten auf der andern Seite gegen das Vaterland und verfielen ihrem natürlichen Hange zum Kosmopolitismus, der damals eine entschiedene deutsche Färbung zeigte. Das von der Regierung reich dotirte Blatt, der „Pester Lloyd", drang durch alle Schichten der Gesellschaft, errang großen Einfluß und befestigte die Macht der deutschen Journalistik bis auf die Jetztzeit. Und — damals verlor sich das große, verständnißvolle Publikum, welches sich die Kossuth-Zeitung in den vormärzlichen Tagen zu erwecken und zu erhalten wußte. Es ist, Gott sei's geklagt! nie mehr zurückgekehrt, obschon die ungarische Presse heute in Qualität sowohl als in Quantität glückliche Fortschritte aufzuweisen hat.

Auf solchem Wege förderte das Judenthum unsere materiellen Interessen wesentlich; auch der Wissenschaft näherte es sich gern, indem die jüngere Generation unsere höheren Schulen besuchte.

Ein neuer Umschwung gestaltete sich: der nationale Geist erwachte wieder! Der Jude schmiegte sich sofort den veränderten Verhältnissen an. Er acceptirte äußerlich alsbald das ungarische Kleid und ergriff ebenso ungesäumt die inneren Vortheile des Umschwungs. Er trat allen patriotischen Strebungen bei, nahm sich der Industrie an und wirkte in der Literatur. Auch die Künste blieben nicht unberücksichtigt; vorzugsweise die Musik, welche seinem Stamm stets sympathisch gewesen war, erfreute sich seiner Bethätigung.

Wir gelangen hier zu einem Punkte, wo das Verhältniß der Juden zur ungarischen Kultur vorzüglich scharf in die Augen springt: Im großen Maaße beförderte der israelitische Einfluß unsere Unternehmungsluft! In großem Maaße weckte er den Sinn für ihre praktische Bethätigung! — Leider aber gab er uns mit dem Lichte auch den Schatten. Die Gewinnsucht wuchs zur Schwindelei; stürmisch aufzubauen, ohne jegliche Basis — um jeden Preis Neues schaffen, ohne um die Zukunft des Geschaffenen zu sorgen — das ist unsere Parole, unser Treiben!

So wie der Jude unsere Spekulation anfachte, so erweckte er den Gewerbefleiß — wir könnten uns dazu nur Glück wünschen, wenn nicht mehr auf den schnellen, unmittelbaren Verdienst, als auf die Vervollkommung und Mustergiltigkeit der Producte gearbeitet wurde, jeder schafft für sich, keiner berücksichtigt den Industriezweig oder möchte sich für dessen Hebung Opfer auferlegen, welche sich nicht rentiren. Das ist der Grund, weshalb wir glänzende Firmen ebenso rasch unter uns auftauchen, als wieder verschwinden sehen.

Heben wir beispielsweise hervor, daß die Kleider-Magazine der Hauptstadt durchschnittlich Israeliten angehören; trotzdem eignet sich der jüdische Schneider selten den Grad von Feinheit und Geschmack an, welcher den Bedingungen der Eleganz entspräche — der Arbeiter scheut eben die größere Mühe und will nur rasch und viel verdienen. Die gereizte Gewinnsucht aber hemmt die Ausdauer und verhindert eine gründliche Ausbildung in dem betreffenden Handwerk.

Die Kunstindustrie, die ein mehr ideales Feld hat, Baukunst, Malerei und Plastik, liegen dem Juden, mit Ausnahme der Musik, wenig am Herzen.

Dieser speculative Geist brachte den Juden in eine ganz besondere Stellung zur ungarischen Literatur. Er erkannte die Beschränktheit der nationalen Bellettristik, ohne sich doch ernstlich zu ihrem Kämpen aufwerfen zu wollen und zu können, denn auf diesem dornenvollen Pfade winkt nur kärglicher Lohn und vergällter Ruhm, selbst einem tüchtigen Talente, und nur die glühende Vaterlandsliebe zwingt immer von Neuem opferfreudige Geister, denselben zu betreten; sie dürften nach einem edleren Ruhme als dem der leichtbeirrten Masse. — Das ist keine Laufbahn für den Juden; er wandte sich also der Tagespresse zu und leistet Großes auf diesem Gebiete. Inzwischen verfolgt er auch hier keine rein nationale Richtung, sondern kokettirt mit deutschen Tages-Organen, zu denen er womöglich gänzlich übergeht.

Und doch, welch' einen Wirkungskreis hat heute die Journalistik, und wie vermöchte sie, mit ernstem Willen das Streben der Nation zu verwerthen; sie umfaßt ja Alles: Gelehrsamkeit — Kunst — Literatur, sie ist sogar jenes Rüstzeug, das die Bellettristik zu vertheidigen hat und für sie in die Schranken treten soll. Aber unsere israelitische Literatur erfüllt diese Aufgabe nicht, sie nimmt immer nur am Allgemeinen Antheil, das Individuelle, das rein Nationale läßt sie außer ihrem Bereich, ja zieht es nicht einmal in Betracht, so sehr sie übrigens für Fortschritt und Freiheits-Ideen zu kämpfen bereit ist.

Wie sollte denn der Jude auch an unseren Traditionen hängen? Weshalb soll es ihm Sorge machen, wenn nationale Interessen zum Opfer fallen? — Das Bild der vaterländischen Vergangenheit spiegelt ihm keine Freuden zurück; noch immer versinkt er in schmerzliche Melancholie vor demselben — sein Augenmerk ist nur die Zukunft!

Und dennoch, wenn der israelitische Publicist die Vergangenheit niederreißt, die nationalen Strebungen verhöhnt und die heiligsten Interessen wie blinde Vorurtheile behandelt — weshalb hängt trotzdem der Jude in seiner eigenen Häuslichkeit so unumstößlich an seinen traditionellen Gewohnheiten und läßt nur mit dem Leben von seinen althergebrachten Sitten?

Zur Ausbeutung der neuen Constitution fühlt der Jude sich indeß berufen; er erfüllt seine bürgerlichen Pflichten, zahlt seine Steuern und geht übrigens seinen eigenen Interessen nach. Dank der patriotischen Aufklärung und Zuvorkommenheit, haben wir auch die Emancipation erlebt! Und welche Vortheile brachte nicht dieselbe unserem israelitischen Mitbürger! — Unterdeß ging die nationale Stimmung in neue Phasen über; wir legten das National-Costüm, das wir mit so großem Enthusiasmus hervorgesucht hatten, wieder ab, der Israelit war der Erste, dies zu thun und mit der französisch-deutschen Kleidung fiel, im gewissen Sinne, für ihn eine moralische Schranke; nichts hinderte ihn, anders zu erscheinen, als die Ausländer, mit denen er, namentlich in Pest, um so eifriger verkehrte. Er eignete sich von den Fremden an, was ihm eben dienlich schien und berechnete zugleich sehr wohl, wie er zuhause ein gutes Fortkommen fände, indem er sich in Wien Sympathieen sicherte — und wie gut kennt der Jude die Schwächen des Ungarn! — Der wohlhabendere Israelit ungarisirt seinen Namen und hängt zu gleicher Zeit eine deutsche Firma vor sein Verkaufsgewölbe!

Fragen wir: Was hat der Jude für die ungarische Literatur gethan? so wird uns kein bedeutender Name genannt — vergebens würden wir einen Moses Mendelssohn, einen Heine, einen Berthold Auerbach u. s. w. suchen, wie sie dem deutschen Vaterlande Ehre und Ruhm und der deutschen Zunge neuen Klang verschafften!

Auch in der Musik, die, wie schon erwähnt, diesem Volke so sympathisch und zusagend ist, erstand für Ungarn kein Halevy, Felix Mendelssohn oder Meyerbeer; der einzige ungarisch-israelitische Künstler dieses Faches, der sich auf der Höhe der Zeit erhält — Joachim — giebt sich für einen Deutschen aus!

Je mehr Einfluß der Jude in materieller Beziehung im Vaterlande durch seinen wachsenden Wohlstand gewinnt, um so segensreicher sollte und könnte auch — auf diesen Reichthum gestützt, durch seinen regen Geist vermittelt — seine Wirksamkeit für Kunst und Kultur sein. Der ungarische Adel verhält sich nicht gleichgiltig gegen den geistigen Fortschritt der Nation; aber Kunst und Bildung haben aufgehört das Eigenthum bevorzugter Kasten zu sein; sie sollen sich im Gegentheil auf den Bürgerstand stützen, auf die Mittelklasse, um zur vollen Blüthe und Entwickelung zu gelangen — hier ist das Feld, wo der Jude sich dem Vaterlande, das ihn schützt, dessen freier Bürger er ist, das ihm mit so viel Blut die Constitution erkaufte, dankbar beweisen kann!

Ein Name indessen bildet eine rühmliche Ausnahme, wenn wir dem Juden vorwerfen, er würde nur groß für das Ausland und entwiche so mit seinem steigenden Ruhme dem Vaterlande. Welcher ungarische Jude hörte kalten Herzens den Namen Rorsavölgyi aussprechen? Er bereicherte die ungarische Musik mit vortrefflichen Werken, und noch heute trägt eine der blühendsten Kunsthandlungen Pests diesen Namen. Rorsavölgyi soll der heutigen Generation aber nicht nur als Künstler, sondern auch als opferfreudiger Mitbürger und begeisterter Patriot Beispiel und Vorbild sein!

Der Jude ist großer Kunstliebhaber, das deutsche Theater in Pest wird von den Israeliten unterhalten, — wenn das Auge ein Concert-Publikum überschaut, begegnet es überall den ausdrucksvollen orientalischen Physiognomieen der jüdischen Damen, welche in Ungarn anziehender, geistreicher und frischer sind, als sonst irgendwo. Die vornehmen Israelitinnen lieben es vorzugsweise, in Concerten zu glänzen und findet man sie dort häufiger vertreten, als an anderen öffentlichen Vergnügungsorten. Es ist zugleich eine ihrer schätzens- und dankenswerthen Eitelkeiten, daß diese Frauenwelt bei solchen Gelegenheiten nur ungarisch spricht, und zwar redet sie dasselbe schöner und ausdrucksvoller, als die deutsche Sprache.

Leider kommt diese wohlgemeinte Musikgönnerschaft indeß nur stets einzelnen Concertgebern und zumeist Ausländern zu Gute.

In Pest beläuft sich die Anzahl der Juden auf 40—50,000. Die großen Capitalien, über welche sie gebieten, sind in Ungarn erworben — ist es nicht eben so traurig als unnatürlich, wenn eine solche Summe von Intelligenz und Capital sich den nationalen Interessen fremd, manchmal hemmend entgegenstellt? Wenn sie statt jeder andern Theilnahme am öffentlichen Heimatleben ihr Vaterland auf der Börse, ihre Erholung bei der Darstellung der „schönen Helena" und ähnlicher Erzeugnisse findet?

Gehe der Pester Israelit in die Provinz; dort wird er sehen, daß der mit Leib und Seele ungarische Jude nicht genöthigt ward, die Religion seiner Väter zu verlassen, daß er sich das Bewußtsein höherer patriotischer Freuden und nationaler Bestrebungen zu erhalten wußte.

Dies seine Bürgertugend — seine Bürgerpflicht.

Kleine literarische Revue.

— **F. W. Bergmann's neue mythologische und sprachliche Studien.***) Der in unermüdlicher Thätigkeit fortstrebende einstige Decan der ehemaligen literarischen Facultät Straßburgs, der greise Friedrich Wilhelm Bergmann in Straßburg, jetzt ordentlicher Professor an der neuen Reichsuniversität, hat nicht nur im vergangenen Jahre zu seinem in diesen Blättern besprochenen Werke über die jüngere Edda (d. h. die prosaische oder Snorri's Edda) eine mythologisch-linguistische Studie über zwei wichtige Stücke der älteren, in Versform geschriebenen Edda Sämundar hins froda (Edda Sämunds des Weisen, der von 1055 bis 1133 nach Christus als Priester und Lehrer auf Island gelebt haben soll) hinzugefügt, indem er die Dichtungen Skirnisför und dann Grimnismál (die Fahrt Skirnir's, der im Dienste des Gottes Freijr um die Hand der Riesentochter Gerdur wirbt und den Gesang Grimnir's, in welchem die zwölf Wohnungen der nordischen Götter beschrieben werden) nach Inhalt und Form einer gründlichen Prüfung unterzog, sondern er hat neuerdings auch in deutscher Sprache und in einem vortrefflichen Deutsch „Sprachliche Studien" drucken lassen, von denen bis jetzt vier Serien erschienen sind. Die letzte derselben, welche die Frage behandelt: „Zu welcher Wortsippe gehört die lateinische Vorsatzpartikel Re — (zurück, wieder)?" ist zur Begrüßung der in Leipzig tagenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner bestimmt und gewährt einen tiefen Einblick in das eigenthümliche linguistische System Bergmann's, das von den in Deutschland wie in Frankreich sonst gangbaren Doctrinen sich durch das höhere Gewicht, welches er im Gegensatze zur rein materiellen Form auf die Bedeutung der Worte legt, unterscheidet. Wir sind gespannt, ob er z. B. mit dem Vorschlage, an die Stelle des Begriffes „Wurzel" den ihm rationeller (?) scheinenden „Stoffthema" zu setzen, durchdringen wird. Wir erlauben uns hierbei lediglich auf das Wirken eines greisen Forschers aufmerksam zu machen, dessen umfassende Kenntniß in der Sprachwissenschaft, Mythologie und Literarhistorik und nicht minder sein unter den ungünstigsten Umständen bewährter Eifer für die Sprachschätze des germanischen und des nordischen Alterthums wohl eine stärkere Berücksichtigung seiner Methode verdient. T. v. B.

— **Avé-Lallemant's Fata Morgana.****) Wir verdanken diese interessanten Blätter der Einladung, welche der Vicekönig von Aegypten zu dem großen Friedensfeste, der Eröffnung des Suez-Canals, auch an Dr. Lallemant ergehen ließ. Der Titel des Buches ist gut gewählt: wie die zauberhaften Effecte der Luftspiegelung, für welche die Phantasie der Völker einer mächtigen Fee danken zu müssen meint, ziehen, auf dem Hintergrunde der gewaltigen Wüste, diese Reisebilder in lebhafter Pracht an unserem Auge vorüber. Eine reiche Reise-Erfahrung aus fast allen Ländern der Welt, welche der Verfasser anklingen läßt, erhöht den Reiz dieser Berichte vom Suez-Fest: über das Ganze ist, wie im Sonnenlicht, dessen Behagen sich dem Leser mittheilt der Abglanz der heitersten, glücklichsten Laune ergossen.

*) „Le Message de Skirnir et les Dits de Grimnis" (Skirnisför — Grimnismál) poèmes tirés de l'Edda de Sämund publiés avec des notes philologiques, une traduction et un commentaire perpétuel par F. G. Bergmann. Strasbourg et Paris, Veuve Berger-Levrault et fils, 1871. (X, 326 pag.)

„Sprachliche Studien", von Fried. W. Bergmann, vier Serien. Strassburg, Silbermann'sche Buchdruckerei (G. Fischbach) 1872.

**) Fata Morgana aus Aegypten und Unter-Italien. Reiseeindrücke von Dr. Robert Avé-Lallemant. Altona, A. Mentzel, 1872.

— **Die Schlesischen Provinzialblätter** („Rübezahl").*) Zehn Jahre sind verflossen, seitdem diese im vorigen Jahrhundert zu Breslau gegründeten, echt patriarchalischen Familien- und Hausblätter unter der Redaction von Theod. Oelsner sich reformirt und zu einer vorzugsweise kulturhistorischen Zeitschrift aufgeschwungen haben. Die Schlesierin ist in dieser Zeit äußerlich und innerlich anziehender geworden durch künstlerische Ausstattung (schöne Holzschnitte und sogar Kupferstiche), wie durch gediegenen Inhalt. Die bequeme Beschaulichkeit früherer Jahrgänge hat einer Berücksichtigung aller Zeit-Interessen Platz gemacht, und den Bildern aus der Vergangenheit sind dergleichen aus der Gegenwart reichlich an die Seite getreten. Dabei sind die Provinzialblätter zwar vorzugsweise „schlesisch" verblieben, aber keineswegs in engherzig pfahlbürgerlichem Sinne, der sich nicht der Entwickelung des großen, einheitlichen, deutschen Vaterlandes mit Stolz bewußt ist. Um einen Begriff zu geben von der Reichhaltigkeit dieser Blätter, die bei ihrer Wohlfeilheit (20 Sgr. für drei Monatshefte von je 56 S. gr. 8) auch außerhalb Schlesiens mehr Verbreitung finden sollten, führen wir aus dem Inhalte des letzten Jahrganges an: Biographieen von Passow, Schönborn, v. Vincke-Olbendorf, Frankenheim, Purkinje und Anderen; Arbeiten über die Familie v. Zedlitz, über die Holzkirchen, den Landsturm von 1813, die Reform des weiblichen Handarbeit-Unterrichts, die Frage der häuslichen Erziehung, über physische Kurzsichtigkeit, über Jahrmärkte in unserer Zeit, über das Institut der preußischen „Seehandlung", über Bankwesen und ländliche Polizeiverwaltung, über Göthe und Holtei 2c.

Literarischer Sprechsaal.

Gleichzeitig mit der in unserer vorigen Nummer erwähnten Schrift des Herrn Professor Nippold über die Altkatholiken im Erzbisthum Utrecht hat Herr Albert de Reville, ein französisch-reformirter Geistlicher in Rotterdam, in der Revue d. d. Mondes eine Denkschrift über „die Kirche der Altkatholiken in Holland" veröffentlicht. Auch Herr Reville ist der Ansicht, daß diese Kirche zu einer eminent reformatorischen Rolle im Schooße der katholischen Welt berufen sein dürfte. Während nämlich ihr Episkopat — sie zählt einen Erzbischof und zwei Bischöfe mit 25 Kirchspielen — unmittelbar und organisch an die überlieferten Weihen der römisch-katholischen Kirche anknüpft, während ihr Cultus und ihre Religionslehre einen durchaus katholischen Charakter haben, hat sie sich doch vom Despotismus der päpstlichen Curie stets frei zu halten gewußt, und ebensowenig wie die unberechtigten Beschlüsse früherer Päpste, erkennt sie die Dogmen des neunten Pius hinsichtlich der conceptio immaculata und der Infallibilität an. Ein Anschluß der deutschen Altkatholiken an das uralte katholische Erzbisthum Utrecht dürfte nicht allein keine Schwierigkeiten haben, sondern würde beiden Theilen nur vortheilhaft sein können und einen festen Halt für die Zukunft in Aussicht stellen. In dem kräftigen Schutze, den die niederländische

*) Breslau, F. Gebhardi.

Regierung den Altkatholiken Utrechts seit Jahrhunderten gewährt, könnten die deutschen Regierungen einen nachahmungswerthen, humanen Vorgang erblicken. Das Erzbisthum Utrecht ist seit Jahrhunderten von Rom excommunicirt, ohne daß die vom Anathem getroffenen Katholiken sich irgendwie in ihren bürgerlichen und politischen Stellungen berührt fühlen.

Ein Herr J. A. de Rijk (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen, ehrwürdigen, altkatholischen Geistlichen in Utrecht), Professor der Philosophie am katholisch-ultramontanen Seminar Hageveld bei Leiden, hat in schlechtem Hochdeutsch, und zwar zu Cincinnati in Amerika gedruckt und publicirt, eine Schmähschrift gegen die Altkatholiken Utrechts herausgegeben, worin er die katholischen Deutschen warnt, sich den altkatholischen Niederländern anzuschließen, indem er diese als „nichtswürdige, unwissende Schismatiker und Häretiker" schildert. Wie er meint, seien die Altkatholiken Bayerns bereits mit dem „Pseudo-Erzbischof" von Utrecht in Verbindung getreten und dieser habe einen seiner Bischöfe nach München gesandt, um einem deutschen, altkatholischen Bischof die Weihen zu ertheilen. Gegen die Verleumdungen des Herrn J. A. de Rijk tritt in der „Allg. Ztg." Herr W. Moll, Dr. und Professor der Theologie in Amsterdam, auf, der vor Gott und der Welt erklärt, daß die niederländischen Altkatholiken nebst ihren Geistlichen die achtbarsten Leute seien.

Die vortreffliche Brüsseler Wochenschrift La Discussion, deren politische Anschauungen und Urtheile durchgehends die höchste Achtung verdienen, scheint uns doch jetzt in Einem Punkte sehr fehlzugreifen. Sie tadelt nämlich die Führer der Vlamingen, weil sie bei den jetzigen Wahlbewegungen keinen Unterschied machen zwischen Liberalen und Clericalen, sondern einzig und allein darauf dringen, vlamisch gesinnte Abgeordnete zu wählen, die für die Gleichberechtigung ihrer nationalen Sprache, sowohl vor dem gerichtlichen Forum, wie in allen politischen Beziehungen, stimmen. Allerdings ist es vollkommen richtig, wenn die Discussion sagt, es sei lediglich die Schuld der Clericalen, daß die Belgier im Durchschnitte so unwissend und heruntergekommen in der Achtung des civilisirten Europa's seien. Aber was ist diesem Zustande des Volkes gegenüber, aus dessen Wahlen die bisherige clericale Abgeordneten-Kammer hervorgegangen, Anderes zu thun, als eben ein ganz neues Moment in das Wahlsystem zu bringen — das Moment des nationalen, antigallischen Aufschwunges? Wohl verlohnt es die Mühe, zu versuchen, ob nicht dadurch die nach französischem Muster clericale Landesvertretung in eine, dem Kerne nach vlamische, mehr vom germanisch-freien Geiste, der ja seit 1871 in Belgien so mancher Anerkennung sich gefreut, durchhauchte Versammlung umzuwandeln sei. Haben wir es doch auch in Deutschland, namentlich in Bayern, erlebt, daß sehr viele, früher für durchaus unverbesserlich gehaltene ultramontane Geister durch den nationalen Aufschwung der letzten Jahre aus ihrer alten Befangenheit herausgerissen worden, so daß sie jetzt zu den eifrigsten Gegnern der Jesuiten und des Obscurantismus gehören. Wahrlich, jene Männer, die jetzt in Belgien an der Spitze des „vlamischen Wählerbundes" stehen und die Parole ausgegeben haben, den Vlamischgesinnten ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses die Stimme zu geben, sind keine Freunde der Volksverdummung und des Jesuitismus. Ihr Wahlspruch ist vielmehr: „Per aspera ad astra!"

Korrespondenten amerikanischer Blätter in Konstantinopel berichten unter dem 1. Mai d. J. Nachstehendes über die in der That possierliche Aufnahme, die ein jetzt auf Reisen in der Türkei und Rußland befindlicher Sohn des Präsidenten der amerikanischen Republik von Seiten der hohen Pforte gefunden: „General Sherman und „Prinz" Grant, des Präsidenten Sohn, reisten vor zehn Tagen in einer kaiserlichen Jacht ab. Diese Nachricht ist altbacken, aber ich wiederhole sie, um zu bemerken, daß die übertriebenen Ehrenbezeigungen und die verschwenderische Gastfreundschaft, welche der Sultan diesen Herren erwies, das Resultat von General Ignatieff's geschäftiger Einmischung waren. Seine Majestät (der Sultan) wurde in Bezug auf die gesellschaftliche Stellung des Lieutenants Grant vollständig mystificirt; er kam ihm bis zum Anfange der großen Treppe entgegen, schüttelte ihm die Hände und behandelte ihn mit all den Ehren, welche dem wahrscheinlichen Erben des Thrones der Vereinigten Staaten gebührt hätten. Die alte Schule — worunter ich jetzt die Ali-Fuad-Partei verstehe — war sehr mißgestimmt über das aufdringliche Empressement, das man gegen die amerikanischen Besucher zeigte, weil sie befürchtete, es möchte während des Schwebens der Alabama-Frage als eine Zurücksetzung für England angesehen werden. In diesem Sinne begünstigte es die russische Gesandtschaft ohne Zweifel, aber die einfache Thatsache, soweit es die Türkei angeht, ist, daß weder der Sultan noch der Großwezier es besser wußten."

Das amerikanische „Weekly Trade Circular", herausgegeben vom Buchhändler F. Leypoldt in Newyork, bespricht in seiner Wochennummer vom 18. April die neuen, die Presse und den Buchhandel betreffenden Einrichtungen in Deutschland und zollt namentlich der Buchhändler-Schule in Leipzig große Anerkennung. Von Ostern ab ist mit derselben eine höhere, akademische Abtheilung verbunden worden, welche in drei Klassen einen dreijährigen Cursus umfaßt, der den Zöglingen Gelegenheit giebt, sowohl die literarische als die geschäftliche Seite des Buchhandels zu studiren. Die Zöglinge erhalten wöchentlich 32 Stunden Unterricht, wofür in der dritten und zweiten Klasse 90 Thaler und in der ersten 100 Thaler Honorar jährlich gezahlt werden. Nicht minder werden die Buchdrucker-Schulen in Deutschland, besonders die in Stuttgart, gerühmt, wobei auf den jüngsten deutschen Buchdrucker- und Schriftgießer-Kongreß in Eisenach hingewiesen wird, auf welchem unter Anderem Herr Ed. Hallberger aus Stuttgart sich über die zeitgemäße Bedeutung des großen deutschen Buchdrucker-Vereins aussprach und demselben die Aufgabe vindicirte, mit vereinten Kräften die Schlichtung der bedauerlichen Conflicte herbeizuführen, die in neuerer Zeit zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ausgebrochen sind. Schließlich wird in der amerikanischen Zeitschrift der Schulz'sche Adreßkalender des deutschen Buchhandels für 1872 als ein wahrhaftes Musterbuch dieser Art charakterisirt, das allen Fachgenossen ebenso unentbehrlich sei, als das „Börsenblatt" von Leipzig.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlag von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 22. Juni 1872. [Nº. 25.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Ein deutsches Buchhändler-Leben.

„Rom ist nicht in Einem Tage erbaut"; ist es doch schon dem frommen Gründer und Stammvater der alten Kaiserstadt, Aeneas, nur

per varios casus, per tot discrimina rerum

gelungen, die Stätte zu erlangen, wo sich der Ruhm seiner Enkel erheben sollte. Dasselbe läßt sich von dem Gründer und Stammvater einer unserer bedeutendsten Buchhändler-Firmen, Friedrich Arnold Brockhaus, sagen, dessen Biographie kürzlich, anläßlich der Feier seines hundertjährigen Geburtstages, von einem seiner Enkel, dem thätigen Mitinhaber und Mitleiter des Brockhaus'schen Verlagsgeschäfts, Heinrich Eduard Brockhaus, erschienen ist.*) Ein mühevolles kaufmännisches Wirken, welches die Vorschule zu seiner späteren ausgedehnten buchhändlerischen Thätigkeit bildete, ein verdrießlicher, langwieriger, durch sein ganzes späteres Leben sich hindurchziehender Proceß mit einem Compagnon, wiederholte, beschwerliche Ortsveränderungen und Reisen, schwere Zeitströme und häusliches Ungemach, welches zusammen ihn einmal sogar dahin brachte, einen, übrigens später höchst ehrenvoll ausgeglichenen Accord mit seinen Gläubigern schließen zu müssen, das sind die zum Theil rauhen und düstern Stationen, durch welche den rastlos strebenden Mann sein Lebenspfad führt, und von denen sich dann die sonnigere Höhe des Glücks, der Anerkennung und des Wohlstandes, welche er eigentlich erst mit seinem letzten Ortswechsel, der Uebersiedlung von Altenburg nach Leipzig erreicht, desto glänzender abhebt. Der vorliegende erste Band des Werkes führt uns erst bis zu diesem Wendepunkte seines Geschicks, welcher allerdings schon auf der vorletzten Station Altenburg beginnt. Es ist ein eigenthümlicher und doch innerlich wohl begründeter Zufall, daß dieser günstige Wendepunkt in dem Leben des deutschen Buchhändlers mit dem Wendepunkte in den Geschicken seines deutschen Vaterlandes, der großen Völkerschlacht von Leipzig beginnt, während seine eigenen Bedrängnisse mit den Bedrängnissen zusammenfallen, welche das Vaterland in den vorhergehenden Jahren durch Napoleon erlitt. Am 14. October 1813 giebt er, auf einen „Befehl" des Fürsten von Schwarzenberg, die „Deutschen Blätter" heraus, welche bestimmt sind, das deutsche Volk durch Mittheilungen und Betrachtungen im Laufenden mit den damaligen großen Begebenheiten zu erhalten und mit denen gewissermaßen die fortan nicht wieder wesentlich getrübte und ununterbrochene Reihe seiner großen journalistischen und sonstigen buchhändlerischen Unternehmungen eröffnet wird.

Die Familie Brockhaus stammt aus Westfalen, wo die Vorfahren unseres Brockhaus meist Predigerstellen bekleideten und in den religiösen Kämpfen der vorhergehenden Jahrhunderte zum Theil thätige Rollen mitspielten. Friedrich Arnold Brockhaus ward am 4. Mai 1772 zu Dortmund geboren, wo sein Vater Kaufmann und Rathsherr war. Sein Vater hatte ihn ebenfalls zum Kaufmannsstande bestimmt und that ihn mit 16 Jahren in die Lehre zu einem Kaufmann in Düsseldorf. Im Jahre 1793 kehrte Brockhaus in das elterliche Haus zurück, war einige Jahre in dem Geschäfte seines Vaters thätig und errichtete dann, nachdem er noch zuvor sich 1½ Jahre zu seiner allgemeineren Ausbildung nach Leipzig begeben hatte, ein Engrosgeschäft in englischen Manufacturen in seiner Vaterstadt Dortmund. Seine Compagnons waren zwei Landsleute, Wilhelm Mallinckrodt und Gottfried Hiltrop, welcher Letztere indessen schon im Jahre 1798 aus dem Geschäfte ausschied und den schon oben erwähnten langwierigen Proceß gegen Brockhaus anstrengte, welcher sich fast durch dessen ganzes Leben hindurchzog und dasselbe wesentlich verbitterte. Zunächst war dieser Rechtshandel die Veranlassung, daß Brockhaus seine Vaterstadt Dortmund, wo er sich inzwischen verheiratet hatte, verließ und sich im Jahre 1801 in Arnheim und kurz darauf in Amsterdam, der blühenden ersten Handelsstadt Hollands, niederließ. Sein Geschäft hatte dort, in Folge seines umsichtigen und energischen Wirkens schon wieder einen bedeutenden Aufschwung genommen, als ihm die durch Napoleon verhängte Continentalsperre einen tödtlichen Schlag versetzte. In Folge dessen errichtete Brockhaus im Sommer 1805 in Amsterdam eine Buchhandlung, ein Unternehmen, das seine kaufmännische Schaffenslust und seine literarischen Neigungen gleichzeitig am besten zu befriedigen versprach. Er leitete dasselbe auch, trotz der höchst ungünstigen Zeitconjuncturen, mit Glück und Energie bis zum Jahre 1809, wo er seine heißgeliebte Gattin verlor. Dieser herbe Schlag veranlaßte ihn, zugleich mit der mehr und mehr sich in ihm befestigenden Ueberzeugung, daß er sein inzwischen zu ansehnlichem Umfange herangewachsenes Verlagsgeschäft mit voller Kraft doch nur in Deutschland fortsetzen könne, dorthin und zwar zunächst nach Altenburg überzusiedeln. Er verließ Amsterdam und brachte seine ihm von seiner Gattin gebornen sechs Kinder zunächst bei Verwandten und Freunden unter. Die

*) Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken, nach Briefen und anderen Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel Heinrich Eduard Brockhaus. Erster Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Zwischenzeit zwischen der Aufgabe des Geschäfts in Amsterdam und der Neuetablirung desselben in Altenburg bildet unzweifelhaft die bedrängteste Zeit in dem Leben des thätigen Mannes. Nicht nur, daß in diese Zeit jener schon erwähnte Accord mit seinen Gläubigern fällt, er gerieth in derselben auch in eine Verbindung mit einer damals vielgenannten Dame, der verwittweten Hofräthin Spazier, welche für Beide eine höchst unglückliche Wendung nahm.

Mit der definitiven Niederlassung in Altenburg, welche im Mai 1811 erfolgte, begannen endlich wieder ruhigere Tage für den Vielgeprüften, welcher dort auch in der Verwandten einer ihm befreundeten Familie, Jeanette von Zschock, wieder eine Lebensgefährtin und eine Mutter für seine verwaisten Kinder fand. Im Jahre 1813 erfolgte dann die schon erwähnte Uebersiedelung des Geschäfts nach Leipzig.

So weit der vorliegende erste Band der Biographie. Was die Form der Darstellung betrifft, so hat der Verfasser nicht jene künstlerische, abgerundetere Art der Darstellung gewählt, wie wir sie in den sogenannten klassischen Biographieen, beispielsweise denen von Varnhagen finden. Er hat es vielmehr vorgezogen, seine Mittheilungen, etwa in der Art, wie sein College Hitzig weiland das Leben Werner's und Chamisso's erzählt hat, hauptsächlich auf ausführliche briefliche und sonstige eigenhändige Aufzeichnungen des von ihm Geschilderten selbst zu begründen. Allerdings macht das Werk in Folge dessen stellenweise, namentlich in der ersten Hälfte, mehr den Eindruck einer Sammlung von Materialien, welche der sichtenden und gestaltenden Hand eines künstlerisch schaffenden Autors gewissermaßen erst harre. Allein andererseits hat diese Methode, welche dem Wesen eines nicht von Profession, sondern nur gelegentlich schriftstellernden Autors, ebenso wie unserem realistischen Zeitalter überhaupt entspricht, den Vorzug, daß sie die Thatsachen mehr in ihrer natürlichen Wirklichkeit giebt und der Held der Darstellung auf diese Weise, um einen Chamisso'schen Ausdruck zu gebrauchen, „herauskommt", während jene andere, Varnhagen'sche Art der Darstellung, bei aller ihrer äußerlichen Glätte und Eleganz, so oft den Eindruck des Geschminkten, um nicht zu sagen, des künstlich Versteckten macht.

Besonders kommt diese realistische Art der Darstellung jenen Partieen zu Gute, worin die damaligen so höchst bedeutsamen Zeitverhältnisse berührt werden. Der Geist, welcher damals in Literatur und Politik herrschte, kommt auf diese Weise zu einem, manchmal überraschend treuen Ausdrucke. Schon deshalb ist das Werk geeignet, lebhaftes Interesse zu erregen, ganz abgesehen von jenem anderen Interesse, welches der Laie ebenso, wie der Geschäftsmann, darin finden wird, tiefere Einblicke in eine so hervorragende buchhändlerische Thätigkeit zu thun, wie sie hier gewährt werden.

K. Piltz.

Die deutsche Kleinstaaterei im Roman.

So viel auch seit dem Erwachen des deutschen Nationalbewußtseins, seitdem das Streben nach deutscher Einheit immer mehr zur That drängte und zur That geworden ist, über die deutsche Kleinstaaterei geseufzt, geklagt und gespöttelt worden ist, in ihrer ganzen Eigenartigkeit, ihren berechtigten und unberechtigten Eigenthümlichkeiten, in allen ihren Schrecken und auch in ihren Vorzügen — denn auch solche sind ihr nicht abzusprechen — kennt sie doch nur der, dessen Wiege in einem Städtchen eines solchen Duodezfürstenthumes gestanden, der dort seine erste Jugend verlebt und die kleinen Ereignisse im Staate und bei Hofe, was eigentlich dasselbe sagen will, als große weltbewegende Actionen mitempfunden, scheu zu den herrschenden Patrizier-Familien, bei denen die Hof- und Staatsämter erblich waren, aufgeblickt hat. Schreiber dieser Zeilen kann sich eines solchen Vorzuges rühmen, er hat lange Zeit in dem kleinen Strome geplätschert und gemeint sich im Ocean zu befinden, er hat unter der Tyrannei des Kleinstaates geseufzt, seine Lächerlichkeit empfunden und doch erst gefühlt, wo ihn eigentlich der Schuh gedrückt, als ein glückliches Geschick ihn aus diesem kleinen, eng begränzten Kreise geschleudert hatte und die Vergangenheit wie ein abgeschlossenes Ganze vor ihm lag.

Vermöge dieser Erfahrungen bringt er zu der Beurtheilung des Romans von Ludwig Habicht,*) über den er im Nachstehenden berichten will, ein ganz besonderes Element mit, eine gewisse Voreingenommenheit für den Stoff, dafür aber auch eine um so strengere Kritik für dessen Behandlung. Und wie besteht der Roman vor derselben? Was die Schilderung der Kleinstaaterei, was die Sonderbarkeit des Souverainetäts-Schwindels in der Person des Fürsten Leopold und der Fürstin Karoline, die Kleinlichkeit, Kriecherei, Bornirtheit und den gemeinen Eigennutz ihrer Umgebung betrifft, ist die Schilderung ganz vortrefflich und völlig der Wahrheit abgelauscht, obgleich wir es Denen, die sich ein derartiges Treiben nie in der Nähe angesehen, gar nicht verdenken können, wenn sie glauben, daß der köstliche Humor und die Satire des Dichters sich hier wohl einige Uebertreibungen erlaubt haben. Wenn Referent einen Zweifel gegen die Wahrheit einer Person erheben sollte, so träfe dieselbe weit mehr den sich aus weltschmerzlichen Phantastereien zur That aufraffenden Prinzen Ernst, wenn ein Tadel gegen die Composition ausgesprochen werden sollte, so träfe derselbe die etwas gewaltsame Art, mit welcher die Tochter des Prinzen Ernst und die beiden Söhne des Fürsten Leopold aus der Welt geschafft werden, obgleich man die poetische Gerechtigkeit dieses tragischen Geschickes nicht verkennen kann. Das Hauptinteresse beruht in dem Geschick der jungen Fürstin Adelheid, der Vormünderin ihres minderjährigen Sohnes, die, unterstützt von ihrem edlen Rathgeber, Arnold, einem Bürgerlichen, dessen Familie aber in eigenthümlicher Weise mit dem Fürstenhause verschwägert ist, ihrem kleinen Lande alle Segnungen einer freisinnigen Regierung zu Theil werden läßt, dafür aber von den Spießbürgern verketzert wird und ihren Nachbar, den Fürsten Leopold, wie ihre Schwiegermutter, die Fürstin Karoline, welche sich Beide auf die Regentschaft Hoffnung gemacht, derartig in Zorn und Aufregung versetzt, daß sie die „demagogische" Fürstin beim Bundestag verklagen. Auf dessen Mahnung legt Adelheid die Regierung nieder, die nun von dem Fürsten Leopold und von der Fürstin Karoline in einer Weise geführt wird, welche ergötzlicher für den Leser, als für das arme Ländchen ist, bis das Jahr 1818 diesem Unwesen ein Ende macht und die Zügel der Regierung in die Hände des Prinzen Ernst legt. Adelheid und Arnold, deren Liebe zart und sinnig geschildert ist, reichen einander die Hände zum Bunde für's Leben und der Verfasser ist wegen dieser schönen, echt menschlichen Lösung um so mehr zu beglückwünschen, als hier die Gefahr recht nahe gelegen hätte, eine anscheinend recht erhabene, im Grunde aber dem Prinzip, das der Verfasser in seinem Werke vertritt, schnurstracks zuwiderlaufende große Entsagungsscene spielen zu lassen.

J. H.

*) Zwei Höfe. Roman von Ludwig Habicht. Breslau, Eduard Trewendt, 1870.

Schweiz.

Zur Klärung des socialen Problems.

II.

Was uns noththut.

Lange's „Arbeiterfrage" traf das Schicksal in erster Auflage 1865, einige Zeit vor dem Kriege mit Oesterreich, in zweiter, umgearbeiteter und vermehrter, 1870, unmittelbar vor dem Kampf mit Frankreich zu erscheinen. Was im Verlauf der Jahre zwischen diesen welthistorischen Ereignissen geschehen, hat seine Hoffnungen merklich herabgestimmt. Er bekennt 1870 offen: „Die sittlichen Kräfte, von deren Thätigkeit man die Herbeiführung einer neuen und besseren Zeit erwarten konnte, schienen im Allgemeinen weit größer und reiner, als sie sich seitdem herausgestellt haben." Dagegen meinte er damals noch: „Es war einzig die Socialdemokratie, welche immer großartiger sich entfaltete und mächtiger und selbstbewußter ihre kühne Bahn betrat." Ob er auch heut so denken mag? Wir unsererseits urtheilen über die Social-Demokratie nicht schlechter, aber auch nicht besser als über die anderen Parteien. Abgesehen vom persönlichen Ehrgeiz mancher Führer, denen ganz andere Dinge am Herzen zu liegen scheinen, ringt sie nach Hebung der materiellen Lage der unteren Volksklassen, gewiß mit dem vollsten Recht. Als Mittel zum Zweck erstrebt sie die Herrschaft dieser Klassen über die jetzt dominirenden; sollten wir das Mittel gut heißen, so müßten wir zugestehen, daß die unteren Klassen der Herrschaft würdiger wären, als die jetzt am Ruder befindlichen, und das gestehen wir nicht zu; denn es bräche den Stab über die größere Bildung zu Gunsten der geringeren. So wenig die Sittlichkeit und die Vernunft unserer leitenden Schichten auch nur entfernt dem entspricht, was zu wünschen wäre, die Sittlichkeit und Vernunft der Social-Demokraten zeigt sich um kein Haar besser.

In liebenswürdigster Art geht durch Lange's sämmtliche Kapitel ein offener Streit zwischen dem warmen Herzen des Autors und seinem kühlen, durchdringenden, wohl geschulten Verstand. Die Leiden, welche die Kultur schafft, erregen auf's Tiefste sein Mitgefühl, und doch begreift er, daß auf Generationen hinaus wirksame Abhülfe sich nicht erwarten läßt. Karl Marx hat in seiner Kritik der National-Oekonomie — bis jetzt ist nur der erste Band, „das Capital", erschienen — die furchtbaren Uebelstände der capitalistischen Productionsweise nachgewiesen. Er hat gezeigt, was für entsetzliche Zustände entstehen, wenn die Arbeiter zu Maschinen erniedrigt und schutzlos der grausamen Ausbeutung der Capitalisten überantwortet werden, und hat historisch den Beweis dafür geliefert, daß während der Periode, in welcher der Fabrik- und Maschinenbetrieb sich entwickelte, das Eigenthumsrecht an Grund und Boden, besonders in England, unendlich oft mit Gewalt usurpirt worden ist.*) Es bedurfte mehrerer Jahrhunderte, um die Expropriation der Vielen zu Gunsten Weniger in's Werk zu setzen. Marx erwartet einen baldigen Umschlag; „die Expropriateurs werden expropriirt", ruft er aus, und meint, das werde nicht eben viel Zeit erfordern, weil die „Expropriation weniger Usurpatoren durch die Volksmasse" leichter sei, als die „Expropriation der Volksmasse durch wenige Usurpatoren". Lange's Einsicht in das Wesen historischer Processe wird durch kein sanguinisches Temperament geblendet, durch keine sogenannte philosophische Construction irre geleitet. Er sagt: „In Wahrheit gehört ein nicht minder großer Kampf dazu, um das gesellschaftliche Eigenthum und, wie wir uns die Sache vorstellen, die republikanisch organisirte Fabrik zur herrschenden Productionsweise zu erheben, als es zur Verdrängung der mittelalterlichen Production durch die moderne bedurft hat. Der Mensch ist ein viel zu dressurfähiges Wesen, und die Gewohnheiten des einseitigen Befehlens und Gehorchens graben sich viel zu tief, und leider bis zu einem gewissen Grade auch erblich in die Gemüther ein, als daß der bezeichnete Uebergang so ohne Weiteres durch einen revolutionären Act könnte vollzogen werden. . . . . Vielmehr müssen sich die Gemüther im Kampf gegen die Unterdrückung erst stählen und vorbereiten, bevor jene Selbständigkeit, welche zur erfolgreichen Durchführung der freien, gesellschaftsweisen Production erforderlich ist, sich in genügendem Maße ausbildet. Nicht minder bedarf es großer Uebung und entweder einer sehr entwickelten Einsicht in die Bedingungen menschlichen Zusammenwirkens oder zweckmäßig sich gestaltender Sitten, um jene Toleranz und gegenseitige Rücksichtnahme zu erzeugen, auf welcher allein alles republikanische Leben beruhen kann. Die Hoffnung, diese Erfordernisse durch irgend welche Staatsform oder Verfassung zu umgehen, wäre fast eben so thöricht, als die Meinung, daß der Staat überhaupt nichts mit der Sache zu thun habe." Gewiß! Zur Republik gehören vor Allem Republikaner, und zur socialen Republik sind nicht nur Menschen erforderlich, die von der Monarchie nichts wissen wollen, wie die Bewohner der Schweiz und der Freistaaten von Nordamerika, sondern da bedarf es einer Majorität, deren innerstes Wesen aus Sanftmuth, herzlicher Verträglichkeit, hingebendem Wohlwollen, kurz, aus Tugend, dem Gegensatz der Selbstsucht, besteht.

Mit beredten Worten kanzelt Lange die Kleinmeister herunter, „die auf die Geschichte hinweisen und uns altklug noch einmal predigen, was wir uns längst an den Kinderschuhen abgetreten haben: daß zu allen Zeiten Adel und Reichthum und Stände gewesen, daß die Masse immer nur zum Beten und Arbeiten, zum Dulden und Gehorchen dagewesen, daß Vernunft und Gerechtigkeit immer bloß Ideale gewesen, und daß alle Idealisten, Plato mit seinem Vernunftstaat an der Spitze, stets in der Praxis schmählich Schiffbruch gelitten hätten." Sein warmes Herz entgegnet ihnen: „Wir wissen aber auch, daß alles Große in der Geschichte stets von Trägern einer Idee ausging, die weit über die bisherige Erfahrung hinausgriff. Wir wissen, daß auch das Ringen der Vorzeit nicht verloren ist, und daß wir uns auch im schlimmsten Falle mit unserm Eifer für eine bessere Zukunft der Menschheit einer würdigen Reihe von Vorgängern anschließen, und glücklichere Nachfolger haben werden. Wir wissen aber endlich auch, daß niemals, nie, seit den Anfängen der Geschichte, die Gesammtheit der geistigen und materiellen Bedingungen des Völkerlebens eine so große innere Umwandlung unter der schwachen Hülle der bestehenden Formen erlitten hat, als in den letzten hundert Jahren. Daß früher oder später diese Umwandlung der Geister sich auch ihr Recht in den Gestaltungen des Lebens erringen wird, ist außer Zweifel, und wir können daher getrost von der Zuversicht ausgehen, daß wir in einer

*) Marx sagt, es werde auf dem Continent nicht viel anders gegangen sein. Das ist sehr möglich, aber auf dem Continent besteht jenes Unrecht längst nicht mehr, denn heut ist bei uns der weitaus größte Theil des Grundes und Bodens in den Händen von Käufern, die bona fide den vollen Werth zahlten, und die rechtmäßigen Erben der ehemals Beraubten dürften in keinem einzigen Fall nachweisbar sein. Daß wir das „Bauernlegen" nicht billigen, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Epoche leben, welche mehr als irgend eine bisherige dazu angethan ist, unserm Ideal eine gewisse Geltung im Leben zu erkämpfen."

Auf der anderen Seite ist seinem kühlen Verstande jedoch sehr wohl bekannt, daß jene Idee, die weit über die bisherige Erfahrung hinauszugreifen hat, um etwas Großes zu leisten, noch fehlt, ganz und gar fehlt. Er räumt ein: „Man darf gewiß auch für diesmal nicht hoffen, daß die passende Organisation der Arbeit irgendwie fertig aus dem Haupt irgend eines Erfinders hervorspringen werde. Und sollte auch in irgend einer glücklichen Stunde, sei es bald, sei es nach langen Kämpfen und vergeblichen Versuchen, ein solcher Stein der Weisen gefunden werden, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß er auch sofort würde anerkannt und allgemein angewandt werden." Er wünscht: „daß eine Katastrophe .... mindestens verschoben bleibe, bis sich auf Seiten der Arbeiter die Ansichten über das Erreichbare und und somit auch die Mittel und Wege noch mehr geklärt, die Ziele geläutert und klarer festgestellt und die zur Durchführung eines freien, genossenschaftlichen Geschäftsbetriebes, so wie zur erfolgreichen Wahrnehmung der eigenen Interessen im politischen Leben nothwendigen Eigenschaften besser und allgemeiner ausgebildet haben." Er glaubt nicht, „daß die sociale Frage durch irgend ein denkbares Mittel am Morgen nach einer Revolution gelöst werden kann weil sie im Wesentlichen eine Frage der geistigen Beschaffenheit der Generation und einer Reform aller Anschauungen und Grundsätze ist."

So streiten bei Lange, und wohl bei Jedem, der weder das Herz auf Kosten des Verstandes, noch den Verstand auf Kosten des Herzens zum Schweigen verurtheilen kann, der unauslöschliche Wunsch nach besseren Zuständen, und die unlösbare Schwierigkeit, bessere Zustände unter den Menschen, wie sie gegenwärtig sind, herbeizuführen. Es handelt sich, wie Lange sehr richtig bemerkt, um die geistige Beschaffenheit der Generation und eine Reform aller Anschauungen und Grundsätze, oder, wie er denselben Gedanken an einer andern Stelle ausdrückt: „um einen großen geistigen Kampf, dessen Ziel und Ende nur in der Besiegung der falschen Willensrichtung zu suchen ist, die sich allen großen und durchgreifenden Verbesserungen in der Lage des eigentlichen Volkes von jeher entgegen gestellt hat." Stuart Mill rechnet darauf, daß die Erziehung allmählich an die Stelle grober Antriebe zum Fortschritt in der Kultur feinere und geistige Motive setzen wird. Lange hegt diese Hoffnung nicht. Er sagt: „So lange die Welt einseitig von der Idee des Nutzens beherrscht wird, ist nicht zu hoffen, daß durch bloße Erziehung im Geiste der Zeit ein gründlicher Umschwung erfolge. Nicht die bloße Einsicht in die Schattenseiten der gegenwärtigen Weltperiode kann die Befreiung bringen, sondern das Auftreten neuer Ideen, die aus dem verborgenen Grunde des Menschengeistes aufsprießen und zu einer ihr Zeitalter beherrschenden Macht erwachsen müssen."

Das ist geradezu eine Insolvenz-Erklärung; ohne neue, siegreich durchdringende Ideen keine Erlösung, und neue Ideen, welche den Kampf auch nur beginnen könnten, sind nicht vorhanden!

In gänzlicher Ermangelung einer neuen greift aber Lange zu einer uralten zurück, und jeder Wohlmeinende sollte nach Kräften beitragen, daß sie endlich zu besserer Geltung gelange, als leider bisher geschah. Wo er den Wunsch ausspricht, eine Katastrophe möge verschoben bleiben, bis die Arbeiter fähig geworden, dauernden Gewinn von ihr zu ziehen, wendet er sich später an die oberen Klassen mit den Worten: „Ein solcher Aufschub kann aber nur dann wohlthätig wirken, wenn die Besitzenden und Gebildeten .... die Arbeiterfrage nicht minder eifrig, wie die Arbeiter selbst, studiren und sich bemühen, die Dinge, so weit es gehen will, auch einmal mit den Augen des Arbeiters zu sehen, statt den Arbeitern mit aller Gewalt ihre eigene Anschauung aufdrängen zu wollen, welche ohne die optimistische Gemüthsstimmung der bevorzugten Gesellschaftsklassen Niemanden verständlich ist. Mit der wachsenden Ueberzeugung von der Nothwendigkeit großer und allseitige Opfer fordernder Reformen wächst eben nicht nur die Wahrscheinlichkeit ihrer Durchführung, sondern vor allen Dingen auch die Wahrscheinlichkeit ihrer glücklichen Durchführung." Da wäre der Hebel anzusetzen oder nirgends. Wie Du willst, daß man Dir thue, so thue Du Anderen, — schlägt diese uralte Lehre nicht tiefere Wurzeln in den Gemüthern Aller, der Höheren wie der Niederen, so ist an keine Verbesserung unserer Zustände zu denken. Arbeiter-Genossenschaften, Theilnahme der Arbeiter an Gewinn und Verlust der Unternehmer, Arbeiter-Bildungs-Vereine, Arbeits-Einstellungen, Arbeiter-Aufstände, Veränderungen im Erbrecht können nur die äußeren Formen der Gesellschaft umgestalten, nicht aber dem bitteren Inhalt unseres Zusammenlebens seine Bitterkeit nehmen. Aus der natürlichen Ungleichheit der Menschen sproßt die ungleiche Vertheilung der Güter hervor; die Vernunft kann jene Ungleichheit nicht abstellen, also diese nicht hindern, und wenn zwei oder mehr Menschen zu einer Arbeit sich drängen, die einer zu vollbringen vermag, so ist keine Vernunft im Stande es anders einzurichten, als daß der sie zur Ausführung erhält, welcher bei gleicher Güte der Leistung die mindesten Ansprüche auf Lohn erhebt. Nach dieser Richtung ist also gar nichts zu hoffen; aber eine bessere Einsicht in das Wesen des Glücks, durch alle Volksklassen verbreitet, könnte bei den Reichen zu einer durchschnittlich vernunftgemäßeren Anwendung der großen Reichthümer, bei den Armen zu einer durchschnittlich größeren Zufriedenheit mit bescheidenen Verhältnissen führen, und vor Allem müßten die Pflichten gegen unsere Mitmenschen der gesammten Jugend faßlicher dargestellt, klarer zum Bewußtsein gebracht, tiefer eingeprägt werden. Das würde die Brücke schlagen über die weite Kluft, welche jetzt die im Ueberfluß Lebenden von den Mangel Leidenden trennt. Was bisher trotz allem Gerede von christlicher Erziehung, in dieser Hinsicht geleistet wurde, — unsere bis auf das Aeußerste gespannten Zustände liefern den Beweis, — ist so viel wie nichts, und seit der confessionelle Hader von Neuem wuchert, oft schlimmer als nichts. Die Gesellschaft besteht aus ihren Mitgliedern; taugen die Mitglieder wenig, so muß die Gesellschaft schlecht sein.

Lange citirt eine Stelle aus Tocqueville's L'ancien régime et la revolution, welche die Gemüthsverfassung der untersten Volksschichten so drastisch wiedergiebt, daß wir sie hersetzen: „Oeffnet diesem Menschen einen Ausweg, der ihn aus dem Elende führen könnte, das er so wenig zu empfinden scheint, und er wird sich mit solcher Heftigkeit nach dieser Seite hinstürzen, daß er, wenn ihr ihm im Wege steht, euch über den Leib schreiten wird, ohne euch auch nur zu bemerken." Freilich hilft ihm das zu nicht mehr als einer momentanen Befriedigung, er wird bald wieder zu Boden geworfen und gezwungen, das alte Joch auf sich zu nehmen, aber gelegentlich erneut er den alten Versuch, denn eine auch nur momentane Befriedigung ist besser als gar keine. Liegt den Besitzenden daran, mit Menschenwürde und in Sicherheit ihres Besitzes sich zu erfreuen, dann dürfen sie nicht länger die unteren Klassen als bloße Gegenstände der Ausbeutung ansehen, sondern müssen sie als wesensgleiche Genossen behandeln. Finden sie dazu

nicht die nöthige sittliche Energie, so wird ihnen das Leiden nicht erspart werden, welches mit heftigen Erschütterungen des gesellschaftlichen Bodens in untrennbarer Verbindung steht.

O. S. Seemann.

Frankreich.

Bazaine, eine Charakterstudie.*)

I.

Es ist unsere Absicht nicht, eine Kritik dieses mit so großer Ungeduld erwarteten Buches zu unternehmen, vor Allem nicht, den General, den Feldherrn, zu beurtheilen; dazu fehlt uns der Wille sowohl, als die militärische Einsicht. Was uns anzieht, ist die psychologische Seite des Mannes. In den gewaltigen Ereignissen, deren Zeugen wir waren, scheinen uns die Charaktere der französischen Führer, der Generale sowohl als der Politiker, keines besondern Studiums zu bedürfen (wir nehmen natürlich den Kaiser selbst aus); weder ihre Handlungen noch ihre Motive sind räthselhaft; die Akten, welche die Weltgeschichte dem Weltgerichte überliefern wird, sind nur zu verständlich. Gramont sowohl, wie Gambetta, Ollivier und Jules Favre, Leboeuf und Mac Mahon — wir wissen was sie wollten, was sie thaten; nur eine dunkle Figur tritt uns in der Geschichte des Krieges entgegen, und das ist Bazaine. War er, wie die Mehrzahl seiner Collegen, nur ein unfähiger General, war er ein treuer Anhänger eines Fürsten, der seinen geleisteten Eid nicht brechen wollte und das ihm anvertraute Heer als Werkzeug ansah, die ihm verhaßte Republik zu stürzen und seinen Kaiser wieder auf den Thron zu heben? Oder war er einer jener Ehrgeizigen, die auf den Trümmern ihres Vaterlandes kühn emporsteigen wollen zur höchsten Spitze und in der Geschichte Cäsar heißen oder Catilina, wenn sie nicht namenlos verschwinden? Um diese Frage zu lösen, haben wir Bazaine's Buch in die Hand genommen; wir wollen sehen, welche Antwort wir darin gefunden.

Es sind nun über 18 Monate, daß Metz gefallen, von Gambetta's erstem Wuthschrei, unmittelbar nach dem gewaltigen Ereigniß, bis heute ist die Anklage gegen Bazaine nie verstummt; es ist dem Präsidenten der Republik und Kriegsminister de Cissey trotz allen guten Willens nicht gelungen, die öffentliche Meinung zu beschwichtigen; in den Augen Frankreichs ist und bleibt Bazaine ein Verräther.

Mac Mahon und Bourbaki haben, wie er, große Armeen in's Verderben geführt; aber ihr moralischer, wenn nicht ihr militärischer Ruf ist unbefleckt aus dem Kriege hervorgegangen. Wir wollen uns von der Volksstimme nicht verführen lassen; sie ist nicht Gottes Stimme, wenn ein ganzes Volk von blinder Leidenschaft hingerissen wird. Wir wollen es sogar Bazaine nicht verargen, wenn er es unter seiner Würde hält, sich gegen diese Anklage zu vertheidigen. Aber auch seine stoische Ruhe soll uns nicht blenden; man mag es zugeben, daß der Ton des Buches ein würdiger ist; selbst in dieser Würde glauben wir aber den theatralischen Charakter zu erkennen, der ja das ganze französische Volk kennzeichnet; der Marschall sitzt eben, wie Bonaparte auf David's Bilde, „ruhig auf feurigem Rosse": jetzt wissen wir freilich, daß dieses Roß ein Maulesel war.

*) Die Rheinarmee vom 12. August bis zum 29. October 1870. Von Marschall Bazaine. Paris, 1872.

Bazaine war vor dem Kriege in den Augen der französischen Offiziere der tüchtigste französische General, wir nehmen selbst Mac Mahon nicht aus. Es ist nicht klar warum, aber die Thatsache steht fest, daß er diesen Ruf in Mexiko erobert; er hatte ihn nebst einer reichen Frau von dort zurückgebracht. Freilich erklären wir uns besser, warum das Urtheil über seinen Charakter ebenso einstimmig war, als über seine militärische Begabung: hier wurde ihm nicht mehr Mac Mahon, sondern Palikao an die Seite gestellt. Es ist nicht am Orte, hier dieses Urtheil zu begründen, es war aber nöthig, es anzuführen; es gehört zu den wichtigen Antecedentien des Prozesses.

Bei der Vertheilung der großen Commando's erhielt Bazaine ein Corps, das dritte; er so wenig wie Mac Mahon hatte die Stellung, die ihr Ruf erwarten ließ; sie waren nicht auf gleicher Stufe mit Donay, Ladmirault, Frossard ꝛc. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Bazaine mit seiner Stellung unzufrieden war, und dieser Umstand ist zur Lösung der Fragen, die wir oben gestellt, nicht aus dem Auge zu verlieren. Man weiß sicher, daß schon während des Ministeriums des Marschalls Niel bestimmt war, daß im Falle eines Krieges gegen Deutschland zwei oder drei große Armeen gebildet werden sollten, und Mac Mahon und Bazaine waren als die beiden Führer bezeichnet. Bazaine wußte das; er reiste vor Leboeuf von Paris nach Metz, und verließ diese Stadt unmittelbar vor des Ministers Ankunft, um sich nach St. Avold, seinem Hauptquartier, zu begeben; er wollte augenscheinlich jede Zusammenkunft mit Leboeuf und sogar mit dem Kaiser vermeiden. Der Verfasser des höchst interessanten Werkes „Metz, campagne et négociations", Oberst Andlau, bestätigt das und nimmt mit Recht an, daß Bazaine vom ersten Tage des Krieges an sich gekränkt fühlte. Diese Stimmung ist gewiß nicht ohne Einfluß auf sein späteres Verhalten geblieben.

Ob der Vorwurf gegründet ist, daß Bazaine am 6. August nicht Frossard zu Hülfe geeilt, ist für uns unwesentlich; wir wiederholen, daß wir nicht den Feldherrn, sondern den Menschen zu beurtheilen haben, und erst nach Bazaine's Ernennung zum Anführer der Rhein-Armee finden wir wieder wesentliche Elemente zu dieser Beurtheilung.

Diese Ernennung ist bekanntlich dem Ministerium Palikao nach der Schlacht von Wörth von der öffentlichen Meinung aufgezwungen worden. Die absolute Unfähigkeit des Kaisers und seines Generalstab-Chefs war nur zu offenkundig geworden; nicht durch Napoleon, sondern gegen ihn hatte nun Bazaine eine seinem Rufe entsprechendere Stellung. Wenn B. sagt: „Die Pflicht gebot mir, mit diesem Oberbefehl eine bereits sehr, sehr gefährdete Lage anzunehmen", so können wir ihm beipflichten; auch ist es ihm nicht zur Last zu legen, daß der Entschluß, Metz zu verlassen, erst den 12. oder 13. und nicht den 8. August gefaßt wurde; wir wissen jetzt, daß ein Brief Ollivier's mit einer Revolution in Paris drohte, wenn der Kaiser Lothringen verließe; auch müssen wir nicht vergessen, daß bis zum 15. August Napoleon noch mehr oder weniger die Führer-Rolle fortzuspielen versuchte, und einige Depeschen beweisen, daß er dem Marschall Befehle in aller Form zuschickte. Um so wichtiger ist es, hervorzuheben, daß gerade, als der Abmarsch der Armee beschlossen war, der Kaiser in Bazaine drang, den Uebergang auf das linke Mosel-Ufer zu bewerkstelligen, und daß Bazaine diese Operation nur zögernd ausführte. War es Mangel an Energie, waren es unüberwindliche Schwierigkeiten, wie B. behauptet? Hatte er im Gegentheil schon den 14., vielleicht noch unbewußt, die Absicht, den Kaiser zu entfernen und unabhängig in Metz zurückzubleiben? Weder die Anklage, noch die Vertheidigung Bazaine's setzt uns in Stand,

diese höchst wichtige Frage zu beantworten. Aber es scheint uns unbestreitbar, daß B. sich damals bereits entweder als unfähiger General oder als treuloser Führer zeigte.

Die Abreise des Kaisers war nun beschlossen; den 16. Morgens nahm B. in Gravelotte von ihm Abschied, am Tage dieser für uns und die Franzosen so blutigen Schlacht. Augenzeugen versichern, daß der Marschall während seines Rückrittes nach Metz mit wahrem Enthusiasmus und in höchst energischen, unübersetzbaren Ausdrücken seine Freude ausdrückte, den Kaiser los zu sein. Wir begreifen das recht wohl; eine fürchterliche Verantwortlichkeit lastete auf ihm; um sie zu ertragen, mußte er Herr seiner Bewegungen bleiben, und so lange der Kaiser da war, konnte davon nicht die Rede sein. Aber gerade darum ist dieser Augenblick so wichtig für die Beurtheilung des Mannes. Nun war es an der Zeit, zu handeln; der Rückzug war begonnen; Verdun war das Object desselben; drei Wege führen von Metz nach dieser Stadt: einer nördlich über Briey: Bazaine verwarf ihn. Wir überlassen es competenteren Richtern zu beurtheilen, ob das ein Fehler war, können aber nicht umhin, hinzuzusetzen, daß wir die Meinung Derer theilen, die glauben, Bazaine hätte sehr gut über Briey entkommen können. „Wenn ich die zwei südlichen Straßen nach Verdun wählte, sagt Bazaine, die parallel in geringer Entfernung von einander liegen, hatte ich den Vortheil, meine Armee compacter unter der Hand zu behalten und Front gegen den Feind machen zu können, einerlei, wo er sich zeigte; meine zwei Flügel blieben somit im Zusammenhange." Wie ist es mit dieser eigenen Aussage des Marschalls vereinbar, daß er gerade den 16. den unerwarteten Befehl gab, die bereits abgeschlagenen Zelte wieder aufzuschlagen und Nachmittags seine weitern Befehle zu erwarten. Hier ist nur eine Erklärung möglich; wenn die Schlacht bei Rezonville wirklich, wie die Franzosen noch heute fälschlich behaupten, ein Sieg war, wenn der Weg nach Verdun offen stand, dann war Bazaine wieder mit dem Kaiser vereinigt, mehr oder weniger von ihm abhängig. Er hatte etwas aufgeathmet, die schwere Last war ihm abgenommen; er mußte mit Schrecken daran denken, daß sein Sieg gerade zum Zweck haben müßte, ihm diese Last wieder aufzubürden. Wir wollen ihn nicht des Verbrechens anklagen, die blutige Schlacht nur angenommen zu haben, um seine wirkliche Absicht zu bemänteln. Wir wollen nicht sagen, daß er schon den 16. beschlossen, in Metz zu bleiben; aber gewiß scheint uns, daß die Furcht vor der Wiedervereinigung seinen Arm lähmte, daß zwei gleich starke Kräfte ihn, eine vorwärts, die andere rückwärts zog, und so würde es sich erklären, daß er mehr Werth darauf zu legen schien, sich den Rückzug nach Metz offen zu halten, als kühn den Feind zu durchbrechen, dem er noch überdies den 16. an numerischer Stärke überlegen war. Hier zeigt sich zum erstenmale unwiderleglich, daß nicht taktische und strategische Rücksichten allein Bazaine bestimmten; nicht das Wohl und die Stellung seines Vaterlandes; seine Unabhängigkeit vom Kaiser wollte B. den 16. August erkämpfen. Er hat diesen Tag den ersten Schritt gethan auf der Bahn, die ihn und Frankreich in den Abgrund führen sollte.

Nur so scheint sich uns auch seine Unthätigkeit am folgenden Tage zu erklären; er hatte, sagt er, das Schlachtfeld behauptet; er wußte, daß ein Verzug von 24 Stunden dem Feinde erlauben würde, seine Streitkräfte zu verdoppeln; es ist kein Zweifel, daß, um nach Verdun zu kommen, den 17. Morgens die Schlacht wieder aufgenommen werden mußte, und sei es mit den größten Opfern. Schnell, augenblicklich mußte B. vorwärts — und er concentrirte sich rückwärts nach Metz zu. Er fühlte es wohl, daß hier eine Erklärung nöthig sei. Hören wir ihn: „Die Truppen hatten nur noch für einen Tag Lebensmittel; es war dringend geboten, ihnen mehr zu verschaffen. Die Proviantzüge hatten den 16. Morgens ihre respectiven Armeecorps nicht erreichen können, da nur ein fahrbarer Weg von Metz nach Gravelotte führte. Auch Munitionen waren sehr ungenügend; die Ausdehnung des Schlachtfeldes erlaubte nicht in der Nacht vom 16. auf den 17. den noch übrigen Vorrath an die sehr zerstreuten Divisionen zu vertheilen; so war es geboten, sich nach Metz zurückzuziehen und auf Munition und Proviant zu warten."

Diese Vertheidigung hält keinen Augenblick vor den Thatsachen Stich; sie kann unmöglich ernsthaft gemeint sein. Der Marschall wußte, als er den Rückzug begann, daß er keinen Parademarsch antrat; er wußte, daß er zwischen Metz und Verdun harte Kämpfe zu bestehen hatte; unter drei bis vier Tagen konnte er nicht hoffen, Verdun zu erreichen; und B. ließ Proviant und Munition in Metz und versah sich nur für einen Tag? Er erzählt an einer andern Stelle, daß er den Abend des 16. daran gedacht, die nöthigen Munitionen während der Nacht nachkommen zu lassen, aber er gab alsobald Gegenbefehl. Noch sonderbarer ist es, daß er selbst zugesteht, Metz sei sehr unvollkommen verproviantirt gewesen; den 24. August erst habe er ganz unerwarteter Weise vier Millionen Patronen entdeckt. Auch die wichtige Thatsache ist zu erwähnen, daß in der Nacht vom 16. auf den 17. ungeheure Vorräthe verbrannt wurden, um sie der deutschen Armee zu entziehen.

Wir haben bereits gesagt, daß B. und nach ihm heute noch die Franzosen die Schlacht bei Mars-la-Tour oder Rezonville für einen Sieg ausgeben. Es ist unnöthig, das Lächerliche einer solchen Behauptung zu beweisen; B. will nach Verdun; er sagt wörtlich: Die Schlacht vom 16. August hatte die Armee in die Unmöglichkeit versetzt, ihren Rückzug am 17. unter günstigen Bedingungen fortzusetzen, freilich, nachdem er in seinen Depeschen erklärt hatte, „der Feind ist zurückgeworfen und wir haben die Nacht auf den eroberten Stellungen zugebracht". Es beweist das nur, welches Zutrauen wir zu B.'s Wahrheitsliebe haben dürfen. Es ist das übrigens nicht die einzige bewußte Lüge, die ihm in diesen Tagen vorzuwerfen ist. Mit einem unglaublichen Leichtsinn veröffentlicht er die Depesche, die er den 17. an den Kaiser gerichtet: „Ich werde die Straße von Briey einschlagen"; er, der von demselben Tage schreibt: „Der Weg über Briey war nicht gut zu benutzen; ich hätte ihn nur einschlagen können, wenn ich vor dem Feinde Bewegungen unternommen hätte, die mich gezwungen hätten, ihm den Rücken zu kehren." So hat B. das Lügengewebe angesponnen, an dem Palikao und Gambetta so meisterhaft weiter arbeiteten und in dessen Maschen ganz Frankreich bis zum letzten Tage des Kri ges verwickelt blieb.

Ebenso unwahr ist fast Alles, was B. über die große Entscheidungsschlacht vom 18. sagt, und wir werden sehen, daß die Untersuchungs-Commission, die den Marschall dem Kriegsgerichte überlieferte, vollkommen berechtigt war, ihn sogar für die Katastrophe von Sedan verantwortlich zu machen.

Es ist vor Allem zu bemerken, daß B. den 18. nicht auf dem Schlachtfelde erschien; wir wissen wohl, daß es nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht des Oberbefehlshabers ist, sich nicht unnöthigerweise zu exponiren, und fern von uns ist der Gedanke, B. persönlicher Feigheit beschuldigen zu wollen. Aber von der Stellung, die er gewählt, um die Schlacht zu verfolgen, von Plappeville, ist es unmöglich, das ganze Schlachtfeld zu übersehen. Mehr als einmal begnügte er sich, den Adjutanten der Corpsführer, die ihn dringend um Unterstützung angingen, um eine bedrohte Stellung zu behaupten, die heroische Antwort

zu geben: „Die Stellungen, die ihr einnehmt, sind vortrefflich; ihr habt sie zu vertheidigen". Vergessen wir nicht, daß der König den 18. mit Moltke in den Granatenbereich, sogar, glaube ich, in das Kleingewehrfeuer kam. Sollte nicht B. schon von diesem Tage an eine gewisse Scheu empfunden haben, in der Mitte seines Heeres zu erscheinen? Wir wissen ja, daß er während der Belagerung fast nie vor seinen Soldaten sich zeigte; es kam vor, daß ihn Schildwachen, vor denen er vorbeiritt, nicht kannten; in die Stadt kam er nie; ja, ein unerhörtes Faktum in der Geschichte der Kriege ist, daß, als ihm in der Capitulation die kriegerischen Ehren zugestanden waren, er es war, der sie ausschlug; so sehr fürchtete er, mit seinen Truppen zusammenzukommen. Ist es uns nicht erlaubt, in diesem Betragen den Mann zu erkennen, der sich seiner Schuld wohl bewußt ist, und der es wohl weiß, daß er in den Augen seines Heeres kein blos unglücklicher Feldherr ist, der nach gethaner Pflicht der Uebermacht erlag?

Daß die Schlacht bei Gravelotte die Entscheidungsschlacht war, wußte B. wohl; aber die Widersprüche in seinem Buche über den Erfolg derselben sind womöglich noch unbegreiflicher, als die wir in seinen Berichten über den 16. finden; man muß annehmen, daß er sich nicht einmal die Mühe gab, was er niedergeschrieben, noch einmal zu lesen. So gesteht er zu, daß St. Privat spät Abends unhaltbar geworden war und Canrobert diese wichtige Stellung aufgeben mußte; und fast unmittelbar nachher wagt er es, seine Depesche an den Kaiser zu veröffentlichen, in der er sagt: die Armee habe die Stellung bei St. Privat behauptet. Er schreibt mit der größten Gemüthsruhe dem Kaiser wörtlich: „Ich gedenke nun die Richtung nach Norden einzuschlagen und Montmédy zu erreichen auf der Straße von St. Menehould nach Châlons, wenn sie nicht zu stark besetzt ist. Sollte das der Fall sein, so werde ich den Weg über Sedan und selbst Mézière einschlagen, um Châlons zu erreichen. Hat er also wirklich den 18. für einen Sieg gehalten? er gedenkt ja diesen oder jenen Weg einzuschlagen. Sollte man es für möglich halten, daß wir unmittelbar nach dieser Depesche an den Kaiser in seinem Buche die inhaltschweren Worte lesen: „Wir sind eingeschlossen." Auf Bazaine's Depesche hin schlug nun Mac Mahon, auf Palikao's Antriebe, den verhängnißvollen Weg nach Sedan ein. Aber „notre glorieux Bazaine" war eben eingeschlossen. Was that er, um den eisernen Ring zu durchbrechen? Das werden wir in einem späteren Artikel besprechen.

Oesterreich-Ungarn.

Zur Charakteristik der tschechischen und feudal-ultramontanen Presse.

Wie weit sich der blinde nationale Fanatismus, wohl auch die einseitige ultramontane Schwärmerei verirren und beide ihre Sache auf die Spitze treiben können, dafür giebt es kein schlagenderes Pröbchen, als die wahrhaft inhumanen, aufreizenden und schwülstigen Artikel, die in diesen Tagen der Noth die tschechischen Blätter in Böhmen und das feudale, klerikale Organ „Das Vaterland" in Wien in ihren Spalten, gähnend vor Ingrimm, bringen.

Eine gewaltige Katastrophe ist über einen großen Theil Böhmens hereingebrochen; die Fluthen haben Tausende und aber Tausende an den Bettelstab gebracht, haben Millionen an Hab und Gut vernichtet, Hunderte von Menschen in ihren Wellen begraben — und in diesem entsetzlichen Unglücke findet eine solche, man kann hier nur sagen „ungeheuerliche", ganz und gar „gefühlsbare", tschechische und feudal-ultramontane Presse Anlaß und Grund, bissiger als je ihr gewohntes Incriminations- und Hetz-Metier zu betreiben. Es sind zumeist tschechische Gegenden, die von dem gräßlichen Elementar-Unglück so schrecklich heimgesucht worden, — und da angesichts so namenlosen Elendes gewiß bei keinem Fühlenden die Nationalität des Verunglückten Gegenstand der Frage wird, der Deutsche ebenso gern sein Scherflein zur Linderung der Noth für die heimgesuchten tschechischen Gegenden, als für die deutschen beiträgt, so glaubt doch eine solche herzlose Presse stolz die von Herzen gegebenen Spenden der Deutschen verachten zu können und fühlt sich befugt, den Armen, je nach dem ausgesprochenen Standpunkte des einzelnen Organes, zuzurufen, nichts von den „Deutschen" oder von den „Liberalen" — denn die Ultramontanen identifiziren „deutsch" und „liberal" — anzunehmen. Ist das nicht gewissenlos, herzlos? Zeigt das von Liebe zur eigenen Nation, beweist das die fromme, menschenfreundliche Gesinnung des in schönen, warmen Phrasen predigenden Ultramontanismus des „Vaterlandes"? —

Auf Antrag des Abgeordneten Perger bewilligte der Reichstag in Wien eine Million Gulden zur Linderung der Noth in Böhmen. Große Summen sind auch bereits von Privaten gezeichnet. Aber die tschechische Presse setzt ihre bannalen Phrasen fort; sie schreibt und faselt von enormen Summen, die gewährt und gegeben werden müßten, nicht aber weil sie die gründliche Abhülfe des Nothstandes im Auge hat, sondern um Klage und Zeter erheben zu können, um die armen Leidenden aufzustacheln und um einen sehr willkommenen Grund zu finden, wieder einmal recht laute und tiefe Unterdrückungs-Seufzer ausstoßen zu können. Es werden eben wohlberechnet solche Forderungen gestellt, denen unmöglich nachgekommen werden kann, und weil man letzteres gewiß voraussieht und voraussehen muß, so ist ja der einzige, gesuchte Grund vorhanden, um vollkräftige, aufreizende Schmerzensschreie laut werden zu lassen. Das wirklich Gegebene, das immerhin im Stande ist, die erste Noth zu lindern, den hyperbolischen Forderungen gegenüber aber allerdings eine unausfüllbare Differenz lassen muß, wird herabgesetzt, geschmäht und verkleinert, und so müssen die traurigen Ereignisse den Haltpunkt geben, um auf die eine oder die andere Weise dasselbe, nämlich die Unzufriedenheit der Nation zu erregen. Das ist ja die erste und letzte Tendenz dieser Journale!

Diesem Gebahren einer tschechischen und feudal-klerikalen Presse nun ruft der „Tagesbote aus Böhmen" in gebührender Weise zu: „Da werden in unverkennbar hetzerischer Absicht Parallelen zu den Zeiten Maria Theresia's und des trefflichen Kaisers Joseph gezogen, auf den sich zu berufen, die Freunde des Grafen Leo Thun und des Cardinals Schwarzenberg in allen übrigen Fällen am allerwenigsten Anlaß finden und Berechtigung haben. Aber daran wird freilich nicht erinnert, daß wir zur Stunde in einem constitutionellen Oesterreich leben, in dem kein Einzelner in den Staatssäckel greifen und nach Belieben spenden und beglücken kann. Daß es sich so verhält, hat nach langen Tagen der Misère eine Verbesserung der Finanzlage herbeigeführt, deren Folgen allen Theilen des Reiches zu Gute gekommen sind. Aber deswegen wird fürwahr, was dazumal der beste Absolutismus geleistet, ein guter Parlamentarismus nicht schuldig bleiben, unbekümmert darum, daß sich an jede seiner Thaten die giftige Verleumdung der profeffionsmäßigen Hetzer heftet.

Die schmutzigsten Flecken aber an dem häßlichen Bilde, das gegenwärtig die Haltung der Staatsrechtler-Organe bietet, sind die mehr oder minder versteckten Insulten gegen die Opferwilligkeit der fernstehenden Kreise. Der herzlichsten Annäherung, dem uneigennützigsten Bemühen gegenüber entblödet man sich nicht, vom „hingelegten Groschen", von einer „Handvoll Geldes" oder im beliebten „Hep-hepstyl" von „orientalischer Anmaßung" zu sprechen. Wer nun verleiht diesen Spectakelmachern das Mandat, die Hand zu beschmutzen, die sich bereitwillig zur Hülfe aufthut, die Quelle zu verunreinigen, aus der Trost und Unterstützung fließt? Ist das etwa die Art, wie man Gelder für die Bevölkerung eintreibt, wie man die Wohlthätigkeit aneifert, immer weitere Kreise zur Hülfe heranzieht? Das schärfste Wort ist zu milde für solche Erbärmlichkeit."

Doch der Deutsche ist menschlicher. Er läßt schreien und schelten und vergißt über diesen Undank nicht der Nächstenliebe. In Anbetracht des großen Elendes, das über deutsche und tschechische Bewohner des westlichen Böhmens gekommen ist, übt er Barmherzigkeit, wo er kann, und wahrt dieser herzlosen Presse gegenüber ein stoisches Benehmen. Er sieht und erkennt die Noth, sucht dieselbe zu lindern, wie und wo er kann, und fährt darin auch dann noch fort, wenn auch benannte Presse über ihn in erwähnter Weise geifert und arrogant genug ist, im Namen der Nation recht undankbar sein zu wollen. Der vom Unglück Betroffene ergreift doch gern die mildthätige Hand und sei es eine deutsche — und schließlich werden und müssen doch, wie immer, die Stimmen dieser Journale verhallen, ohne ihren jämmerlichen Zweck erreicht zu haben. Die Streiflichter die durch solche Aufführung auf gewisse Parteien geworfen werden, sind aber doch etwas sehr grell.

Prag. —n.

England.

Charles Lever.

Die englischen Zeitungen und Reviews bringen die Anzeige des kürzlich erfolgten Todes von Charles Lever und sprechen alle ihr Bedauern aus über den Verlust dieses fruchtbaren und allgemein beliebten Schriftstellers. Lever gehört noch zu der guten alten Schule; seine Romane greifen hinein in das volle, bunte Menschenleben, und suchen nicht blos seine Nachtseiten in schaurig spannender Vorstellung zu verarbeiten. Er hat sich nie herabgelassen zu der modernen englischen Sensations-Belletristik, die Greuel auf Greuel häuft und deren sich überstürzende Mord- und Schandthaten den Leser nie zu Athem, den Verfasser — der freilich leider meist dem weiblichen Geschlecht angehört — selten, wir könnten auch fast sagen nie zu einer künstlerischen Motivirung der Charaktere wie der Handlung kommen lassen. — Thackeray und Dickens überragen ihn freilich bedeutend an Tiefe der Auffassung, wie an sprudelnder Fülle des Humors, doch nächst ihnen dürfen wir ihn nennen. Das stark hervortretende irische Element mit seiner naiven Freude an Abenteuern und wunderbaren Ereignissen, die seine unerschöpfliche Feder leicht und angenehm schildert, sein behaglich anspruchloses und doch stets das Interesse fesselnde Sichgehenlassen hat ihm in der Heimat wie im Auslande einen dankbaren Leserkreis erworben. Das Ausland kannte er aus eigener, gründlicher und, für einen Engländer, recht vorurtheilsloser Erfahrung; seine treuen und humoristischen Schilderungen des socialen und geselligen Lebens in altmodischen deutschen Residenzstädtchen, des bunten bewegten Treibens unter dem glühenderen Himmel Italiens, gehören neben den Darstellungen des irischen Lebens in all seiner Eigenthümlichkeit zu dem besten — was die neuere englische Belletristik auf diesem Felde hervorgebracht.

Lever ward 1809 in Dublin geboren; nachdem er seine medizinischen Studien in seiner Vaterstadt beendet, ging er nach Göttingen, wo er hauptsächlich Land und Leute studirte. Später lebte er einige Zeit in Brüssel, als Arzt der dortigen englischen Gesandtschaft, und begann dort seinen „Harry Lorrequer", der mit seiner Frische und seinem ungesuchten Humor einen solchen Erfolg errang, daß der Autor sich fortan ganz der Schriftstellerei widmete, etwas später sogar die Herausgabe des Dublin University Magazine übernahm, welche er etwa drei Jahre lang leitete. Darauf verließ er die Heimat und lebte einige Zeit in Tirol, dann in Florenz; 1858 ward er von Lord Derby zum Viceconsul in Spezzia ernannt, und vertauschte 1867 diesen Aufenthalt mit Triest, wo er sich bis zu seinem Tode noch mit voller geistiger Frische eifrig mit literarischen Arbeiten beschäftigte. Seine letzten Romane zeigen neben großer Reife eine tiefgehende Beobachtung von Menschen und Dingen, gelungene Schilderungen des englischen wie continentalen Lebens und eine meisterhafte Charakteristik der Personen, welche er den verschiedensten sozialen Schichten entnimmt und stets lebenswahr darzustellen weiß. M. B.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Lebens-Irrungen, ein Sittenroman in hebräischer Sprache.*)

Es muß ein sehr begabter Schriftsteller sein, dem es mit einer und derselben geistigen Schöpfung gelingt, eine Musterleistung in der Sprache zu liefern, in der sie geschrieben, eine erziehliche Wirkung auf das Volk zu üben, für die sie berechnet und endlich ein Werk von allgemeinem Interesse, von bleibendem Werthe für die Weltliteratur herzustellen. Der vorliegende Roman ist nach allen diesen Seiten hin eine bedeutende Leistung, bedeutend durch das Gewand, mit dem er bekleidet, bedeutend durch seine edle Tendenz, wie durch die bildende, fördersame Eindrucksfähigkeit auf die Juden und die russische Judenheit insbesondere, bedeutend endlich durch die Kraft und ergreifende Mächtigkeit des Erzählten, als Roman.

Die hebräische Sprache ist auch in unserer Zeit berufen, dem größten Theil der in geistiger Finsterniß verkümmernden Juden Rußlands das Licht der Bildung und Wissenschaft zuzustrahlen. Ehe sie aber zur Aufnahme gesunder, geistiger Nahrung befähigt sein werden, muß der ganze Wust verjährter Vorurtheile fortgeräumt, der Rost und Schmutz des Druckes von Außen und der Verdummung im Innern entfernt werden. Wer hier mitarbeiten hilft, verdient einen Ehrenplatz in der Geschichte der Aufklärung, der Civilisation. So weit dies in der Macht eines Buches steht, wird dieser Roman weidlich an der Lichtverbreitung, an der Ausstreuung edler Saaten unter seinen russischen Lesern thätig, erfolgreich sein. Wer in diesen treuen Spiegel russischer und russisch-jüdischer Verhältnisse hineingeblickt hat, der entsetzt

*) Hatoë b'darko hachaïm (Lebensirrungen), ein Original-Roman in hebräischer Sprache, von Peter Smolensky. (3 Bände.) Wien Holzwarth, 1871.

sich ob des Anblicks und ist geheilt, rafft sich sicherlich empor aus dem trägen, wahnbethörten Einrosten und Verdumpfen im langjährigen Moder. Die Rechtlosigkeit des Juden, das Mangeln aller Gesetzesverbindlichkeit überhaupt, die Käuflichkeit und Bestechlichkeit der Behörden und Beamten von unten bis oben und die unausbleiblichen Folgen davon inmitten der Judenheit, der argbetroffenen, die allerorten lauernde Angeberei zum Zwecke der Gelderpressung, die wie Rost um sich greifende Verderbniß der Gesinnung, des Rechtsgefühls, List und Betrügerei, Hinterhaltigkeit und Heuchelei, Niedrigkeit und Verrohung in Rußland, besonders in dem der vorigen Regierung, sind hier mit scharfem, ätzendem Griffel verzeichnet. Und das religiöse Leben der Judenheit Rußlands? Hier ist der Roman auf der vollen Höhe seiner Meisterschaft! Es gewährt ein eigenes Vergnügen, die strenge Wahrheitsliebe, den tiefsittlichen Ernst mit der scheuen Zurückhaltung, mit der liebevollen Rücksicht in dem Schriftsteller kämpfen zu sehen. Blutenden Herzens schickt er sich an, den vollen, düsteren Schatten auf das Sittenbild seiner Brüder aufzutragen, mit vor Zorn und Erschütterung bebender Stimme sehen wir ihn ihre Sünden vortragen. Wie am pechschwarzen, nächtlichen Himmel aus grollender Wetterwolke in blendendem Zickzack der Blitz emporfährt, so durchbricht mit scharfer, jäher Beleuchtung diese Schilderung die umdunkelte Nacht, die über der russischen Judenheit brütet, mit ihren bleiernen Schwingen sie niederhält. Wie zwei düstere Wetterwolken, sehen wir sie gegenüberliegen, die beiden Heerlager, in die die russischen Juden sich spalten, die Chassidim, die wundergläubigen Frömmler, und die Mißnagdim, die frommen Gegner; hinüber und herüber schießen die Blitze, und mitten inne stehen die Männer der Aufklärung, spärlich, selten, von den Entladungsschlägen Beider getroffen und durchbohrt. Das ganze Unwesen fahrender, scheinbar verstümmelter Bettler, das freche, anwidernde Gebahren der Cantoren und ihrer Mitsänger, das Treiben in den von Schmutz starrenden Jeschiboth, den Sitzen des Talmud-Unterrichts, das Leben, das Thun und Reden der Jünger, wie der der Bestechung feilen Lehrer, das rohe Wüthen der Aufseher, das neckische Spiel der Beaufsichtigten und jene Schauerbilder des Chassidismus, der Heiligen, der Wundermänner, deren Allwissenheit und Wunderthuerei auf hochergötzliche Weise entlarvt werden, das tolle, oft wüste Treiben der unausgesetztem Genusse geistiger Getränke ergebenen Chassidim, die aber treu zusammenhalten, keinen ihrer Sippe fallen lassen, und ginge auch seine Rettung über gemordete Menschenleben, zerstörtes Familienglück dahin, die Seelenfängerei einiger Verruchter, die oft die edelsten Jünglinge dem aufreibenden Militärdienste für schnödes Geld preisgiebt, und wie alle die Ausgeburten eines durch den härtesten Druck, die tiefste Erniedrigung heimgesuchten Volkslebens heißen mögen, alle sind sie hier geschildert und gegeißelt. Aber es hieße, Härte und Ungerechtigkeit dem Schriftsteller zur Last legen, wollte man nur die traurige Seite, den Schatten seiner Schilderung und nicht auch die hellen, strahlenden Blätter aus ihr namhaft machen. Und diese sind nicht selten! Eine Betrachtung des Volkes, in dem diese der schwärzesten Laster beschuldigten Juden ihr verachtetes Dasein fristen, zeigt sie in grellem Abstich noch als die Guten im Lande. Ergreifend ist die Schilderung eines Zusammentreffens jüdischer mit einer Mehrheit russischer Verbrecher, die sich alle gegenseitig ihre Verbrechen vorrechnen (II, 183 ff.). Eine wahre Schmach sei es für einen anständigen Verbrecher, meint ein Russe, mit so unschuldsreinen, lammfrommen Feiglingen, wie diese Juden da, zusammenzusitzen. Und dabei höhnen sich die Nichtjuden und streiten untereinander, wer mehr Mordthaten ausgeführt hat, und dabei erfahren wir, daß der Eine als treuer Diener seinem Herrn den Hals umgedreht und auch großes Ansehen bei dem Häuptling aller Räuber genossen, der Andere Weib und Schwiegerältern durch das Messer in's bessere Jenseits befördert habe. Die feigen Juden aber, was haben die gethan? Der Eine schmachtet in Banden, weil er Talmudlehrer war, und dies hatte die Regierung eine Zeit lang verboten, der Andere, weil er, eines Juden, eines reichen Juden Sohn — und dies sind bereits zwei unverzeihliche Verbrechen — den Sterbetag des Vaters in der üblichen Versammlung von zehn Juden in seinem Hause im Gebet gefeiert hatte. Die Angeberei der eigenen Brüder hat ihn in den Kerker gebracht, und doch will er ihnen nichts zur Last legen, er begreift sie und verzeiht ihnen. Die erhebenden Bilder aufopfernder Wohlthätigkeit, rührender Gatten- und Familienliebe, edlen Märtyrerthums für lichtfreundliche Gesinnung und die bessere Ueberzeugung, vor den schwersten Opfern nicht zurückschreckender Freundschaft, begeisterter, durch keine Lockung, durch keinen Schicksalsschlag irrezumachender Anhänglichkeit an den angestammten Glauben, glühender selbst durch die roheste Anfeindung aus dem eigenen Lager nicht erkaltender Liebe zum eigenen Volke, und wie die edlen Stammes-Tugenden Israels alle heißen mögen, die durch die Nacht des Druckes und der Niedrigkeit hervorschimmern, wie das Mondlicht aus dem Wolkenflor, alle sind sie vertreten, leuchtend und erwärmend. Der strenge, unerbittliche, rücksichtslose Richter seines Volkes wird zum entzückten, bewundernden, glühenden Lobredner, wo er dessen Lichtseiten verzeichnen kann; die Herbigkeit und Rauhheit der Verdammung macht dann der Süße, der Gluth der liebevollen Empfindung Platz. Und darum kann sein Volk auch von ihm lernen, weil es den Tadel zwar unversüßt, offen bei ihm findet, aber auch Anerkennung, hoffnungsvolle Ermunterung rückhaltlos sich gespendet sieht.

Aber die Absicht, das Merken derselben verstimmt uns nicht, die Tendenz verkümmert nicht den reinen, vollen Genuß des Kunstwerks. In der Form der Selbstbiographie, die wir erst jüngst in unserer deutschen Literatur so klassisch in Spielhagens „Hammer und Amboß", letzthin in der Marlitt „Haideprinzeßchen" vertreten fanden, wird uns in diesem Roman eine Fülle des ergreifendsten Inhalts geboten; ein Held erfährt die verschiedenartigsten Verhältnisse, wie Perlen gereiht sind an einer Schnur. Diese seine Lebensbeschreibung hat unser Held Joseph seiner Geliebten zurückgelassen, als er sich anschickte zum letzten Waffengang, zum ungewissen Duell mit ihrem Bruder, der ihm schwere Kränkung angethan wegen seiner Liebe. Er erschießt den Bruder, der auch sein Bruder ist, wie er dann, nach überstandener Krankheit — denn auch er wurde verwundet — aus der Geliebten, der eigenen Schwester Munde erfährt. Diese Geschwister waren in zweiter Ehe seinem todtgeglaubten Vater in Amerika geboren worden, dem die Nachricht von der Tödtung seines Sohnes durch dessen Bruder ein vorzeitiges Grab bereitet. Diese traurige Begegnung ist das Ziel von Josephs Irrgängen; bis zu ihr sehen wir ihn hin- und hergeworfen, ein Spielball in des Schicksals Hand. Aus reichbegütertem Hause stammend, sollte er doch elend im Leben sich durchkämpfen, denn früh ward seiner Eltern Glück zerstört. Durch einen ränkevollen, von seiner noch ränkevolleren Frau verführten Oheim wurde sein Vater in den Kerker geworfen, durch einen selbstmörderischen Versuch, durch einen Sprung in den vorbei fließenden Strom, wollte er der öffentlichen Schmach entrinnen — so schrieb er an seine Frau — er ward durch einen Bauer gerettet und mußte fliehen nach Amerika. Die Mutter starb arm und vergrämt, Joseph war ein

Kind. Im Hause seines Oheims, wohin er bald nach dem Tode seiner Mutter kam, mußte er die Anfeindungen seiner ruchlosen Tante, der Zerstörerin seines Elternhauses, erdulden. Nicht lange hielt er es aus, und seit er jenes unselige Haus verlassen, sehen wir ihn in böser Gesellschaft, bald mit einem Wundermanne, bald mit Strolchen und Bettelvolk, bald bei einem Cantor als Sänger, bald als Jünger einer Jeschiba, bald unter den Chassidim, bald bei einer Schauspielertruppe, ruhelos umhergeworfen, vom Mißgeschick verfolgt. Er ist weich, empfindsam, schwärmerisch, aber im Grunde eine Kautschuck-Natur, nachgebend jedem Eindruck, zerschmettert von jedem Schlage, wenn aber der Druck vorbei ist, emporschnellend mit alter Lust und Unerfahrenheit. Zwei mächtige Gestalten sehen wir auf seinen Irrungen ihm begegnen, mit beiden wird er befreundet, innig, treu, aber nur so lange, als er mit ihnen zusammen ist, ihren unmittelbaren Einfluß erfährt, Dan und Gideon, jener ein Pessimist der schwärzesten Art, dieser Alles zum Guten deutend, der reinste Optimist. Von glühender Rachsucht sehen wir das Leben Dan's verzehrt; er will den Ruin seines Elternhauses an Manasse rächen, der Giftschlange, die das Lebensglück so vieler Familien zerstört durch teuflische Heuchelei, dämonische Bosheit und widerliche Doppelzüngigkeit. Er flicht Manasse mächtig, glücklich und wird dadurch immer mehr in seinen schwarzen, lebensfeindlichen Wahn hineingehetzt; er geht unter, sein Leben endet durch Selbstmord im Kerker. Der edle, reine Gideon, den wir in einem rührenden Verhältnisse zu seinem Lehrer in den Wissenschaften, Jedidjah, erblicken, wird, wie sein greiser Lehrer und Freund, ein Märtyrer seiner besseren Ueberzeugung; angefeindet, verfolgt, verläßt er das Land und geht seiner ferneren Ausbildung wegen nach dem Lande seiner Träume und Wünsche, nach Deutschland. Joseph ist einer lieblichen Mädchen-Gestalt im Hause eines seiner Wohlthäter begegnet; sie schließt er in's Herz und durch alle Stürme und Wanderungen leuchtet sie ihm vor als treuer Leitstern in der unglücklichen Brust. Und als er nach allen Irrfahrten im Hause dieses seines einstigen Wohlthäters die Führung der Geschäfte übernimmt, beglückt durch die Liebe seiner langersehnten Jugendfreundin, da macht er auf einer Badereise, die er in Begleitung seiner Geliebten und ihrer Mutter unternimmt, die erschütternde Erfahrung, daß, die er liebt, seiner Todfeinde Tochter ist, und mitten im Sturme auf der Ostsee schleudert er seiner Tante die Worte zu: Ich bin Joseph! Die Wellen waren im Schiffe immer höher und höher gestiegen, an den Mast geklammert standen sie, die drei, und nun, da das vorwurfsschwere, gräßliche Erinnerungen aufwühlende Wort seine Lippen verlassen, versagen seiner elenden Tante die Kräfte; in den Wellen findet sie den Tod, im Angesicht der Küste. Die Tochter stirbt im Wahnsinn, wie bereits vor ihr ihr Vater gestorben, ihre Brüder wurden die Schmach der Eltern, der eine schmachtete im Kerker, der andere, von der Mutter verzärtelte, bereitete ihr eine Ohnmacht, da sie auf einer Spazierfahrt seiner unter gefetteten Sträflingen ansichtig wurde. Ein schweres Verhängniß, ein grausiger Fluch böser That! Man muß sie selber lesen die spannenden Verwickelungen, die ergreifenden Ereignisse in dem Leben Josephs, des „Irrenden auf den Lebenswegen", um inne zu werden der ganzen Bedeutung, die dieses Buch als Roman für sich in Anspruch nimmt. Deutliche Kennzeichnung der Charaktere, Vertiefung der seelischen Kämpfe, die feine Schürzung des Knotens, die psychologisch richtige Schlichtung der Gegensätze geben ihm ein künstlerisches Gepräge. Die ganze „Noth des Lebens, der Menschheit ganzer Jammer" kann nicht ergreifender geschildert werden, wie es hier geschieht. Es möchte das Herz uns zusammenschnüren, wenn wir junge Männer, wie Dan und Joseph, mit einer teuflischen Verbitterung, einem Menschenhasse reden hören, den nur der theoretische Pessimismus unserer Tage überbieten kann. Etwas von der rauhen, eisigen Luft des Nordens glauben wir darin zu verspüren, eine Schwermuth, ein Seelenharm ist über das Ganze ausgegossen, wie sie nur die schwersten Schicksalsschläge zu erzeugen pflegen. Und — das ist das untrüglichste Zeichen des echten Dichters — wie ein Sonnen-Durchbruch an umwölkten Tagen überrascht uns mitten in all dem Jammer ein Humor, eine Schalkhaftigkeit, wie sie nur den größten Meistern eigen ist. Wir legen das Buch aus den Händen, erschüttert und doch erhoben, schmerzvoll und seelenfroh, wie der wahre Dichter uns entlassen soll.

Es wäre dankenswerth, wenn ein geschickter Bearbeiter — wir sagen nicht Uebersetzer — in deutschem Gewande dieses köstliche Werk der deutschen Lesewelt vorzuführen sich entschlösse. Dem Verfasser wünschen wir, daß er, weiter an großen Mustern sich bildend, der Früchte seines reichen Geistes noch viele uns spenden möchte. ..d...n.

Orient.

Wilhelm Langhans: Ein Stück Orient.*)

Unzählige Male sind die West- und Südländer Europas von reiselustigen Deutschen in Tagebüchern und hundert andern Formen beschrieben worden. Der Osten und Südosten blieb uns dagegen bis zur Epoche der Dampfschiffe und Eisenbahnen so gut wie unbekannt. Jetzt ist dies anders geworden. Jedes Jahr durcheilen Tausende von Deutschen, sei es aus Wissensdurst oder praktischem Interesse, sei es von der Lust am Neuen und Unbekannten getrieben, diese Himmelsstriche zu durchwandern, die Einen mehr, die Anderen minder aufmerksam, diese ohne eine reelle Bereicherung ihres Wissens, ihrer Kenntnisse mitzurückzubringen, jene sich und Anderen die unbekannten Lebens- und Verkehrsverhältnisse aufschließend. Seit den Tagen Friedrich's des Großen und Friedrich Wilhelm's III., die aus politischen Rücksichten der Erforschung des Orients einen aufmerksamen Blick zuwandten, hat sich indeß unser Verhältniß zu diesen Gegenden wesentlich anders gestaltet. Unser Land, das fortan darauf angewiesen ist, durch eine kräftige Marine und fortschreitende Colonisationen seine Macht, seinen Handel und Verkehr zu erhalten, zu erweitern, hat nicht nur auf den Westen, auf die oceanische Schifffahrt sein Augenmerk zu richten; von großer, wenn auch nicht derselben Bedeutsamkeit, ist der Osten, besonders seit die Eröffnung des Kanals von Suez den direkten Verkehr mit den reichen Ländern des asiatischen Continents mehr und mehr an sich zu ziehen im Begriff steht.

Jede Schrift, die uns daher über die Lebensverhältnisse der östlichen Völker Aufschluß giebt, ist uns willkommen, mag sie auch nur, wie die uns vorliegende, „ein Stück Orient" betitelte, von Wilhelm Langhans veröffentlichte, Aufzeichnungen eines Vergnügungs-Reisenden enthalten, der Auge und Ohr hat für das Fremdartige, Unbekannte, dies in neue Verhältnisse setzt zu unsern eigenen Lebensverhältnissen und Bedingungen. Langhans zeigt sich in diesen zuerst als Journal-Artikel erschienenen und gefällig an einander gereihten Aufzeichnungen als ein klassisch gebildeter Mann, ein geschmackvoller Erzähler, ein geistreicher Plauderer,

*) Berlin, Robert Oppenheim. 1872.



unter dessen Feder die durcheilten Gegenden, ihre Natur, ihre Bewohner, ihre politischen und socialen Verhältnisse zu lebendigen Genrebildern sich gestalten, die die Lektüre dieser Reisebilder zu einer ebenso angenehmen, als belehrenden Unterhaltung machen. Seine Reisen umfassen das südliche und südöstliche Oesterreich, die Donau-Länder, Constantinopel und einen Theil Kleinasiens, und aus allen seinen Darstellungen leuchtet dasselbe angenehme Bewußtsein hervor, wie wesentlich die Achtung dieser Völker vor dem Begriff „Deutschland" und „die Deutschen" durch die Erfolge des letzten Krieges gestiegen sind. Mit Genugthuung verweist L. auf die vor mehr als vierzig Jahren erschienenen Bilder aus der Türkei von unserem Generalstabschef v. **Moltke** zurück, der damals mit Bewilligung seines preußischen Kriegsherrn mehrere Jahre in türkischen Diensten befindlich, seine Erlebnisse und Betrachtungen in einer jetzt fast nur noch von Fachleuten gewürdigten Monographie niederlegte. Ein schmeichelhaftes Zeugniß ist es, wenn Langhans diese vor vierzig Jahren erschienene Schrift als das vorzüglichste preist, was bisher in dieser Art überhaupt auf dem Büchermarkte erschienen sei, und nicht wunderbar erscheint es mehr, daß diesem Manne, der die ganze civilisirte Welt durchwandert und durchforscht hatte, im letzten Kriege die abgelegenste Gegend Frankreichs so bekannt war, wie sein Heimatland.

Dem, der eine ähnliche Tour unternimmt, wie die von L. hier anmuthig beschriebene, wird dies Buch gewiß ein angenehmer Reisegesellschafter sein. J.

Deutschland und Kleinasien.

Das 147. und 148. Heft der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge (herausgegeben von Virchow und Holtzendorff) enthält eine Arbeit von Prof. Dr. K. B. **Stark**: „Aus dem Reiche des Tantalus und Crösus". Die Beschreibung des Hermos-Thales in Kleinasien und der gegenwärtig dort bestehenden Kulturverhältnisse, trotzdem sie in der angeführten Schrift in einer sehr interessanten Form geschieht, würde nicht von allgemeinem Interesse sein, wenn nicht der Verfasser in Anknüpfung an die dortigen Zustände unser Augenmerk auf eine Civilisirung des kleinasiatischen Gebiets durch deutsche Betriebsamkeit richtete. „Wahrlich", bemerkt der Verfasser über die Gegend, welche einst das sardische Reich gebildet, „ein ergreifendes Bild einer untergegangenen geschichtlichen Welt, einer aussichtslosen Gegenwart!" Ein völlig lähmender, ertödtender Hauch geht erst über diese Gegend hin seit Tamerlan's Zügen, seitdem die türkischen Horden kurz nach 1400 von den Hochebenen Phrygiens über dieses weite Flußgebiet sich ergossen. Diese einst so gesegneten Rebengelände des Tmolos, diese dicht bevölkerten, von prächtigen Städten erfüllten, von Straßen durchzogenen, reichbebauten Ebenen sprechen heutzutage laut und vernehmlich das verurtheilende Wort über die türkische Herrschaft aus. Ob es möglich sei, den Strom deutscher, besonders bäuerlicher Auswanderung nach Kleinasien zu lenken, sei schwer zu entscheiden. Aber das sei gewiß, daß Deutschland eine große Aufgabe in diesem herrlichen Lande habe und ganz besonders im Gebiete des geistigen und sittlich religiösen Lebens. Durch ein größeres Interesse des deutschen Mutterlandes an der dortigen kleinen Colonie zu Smyrna, durch ein staatlich geschütztes, mit mäßigen Mitteln durchführbares Entsenden junger, tüchtiger, praktischer, wie lehrender und wissenschaftlicher Kräfte an den wichtigsten Punkt der Levante könne noch viel geschehen. „Dann wird auch Deutschland, wenn der letzte nothwendige Schritt erfolgt, und auch von dem Küstenland Kleinasiens der erbleichende Halbmond weicht, einen festen und tiefwurzelnden Einfluß in der dortigen Bevölkerung gewonnen haben, der seiner Mitwirkung an der Neugestaltung eines neuen christlich-griechischen Staates im Archipel zur Unterlage dienen wird." A.

Kleine literarische Revue.

— **La Rivista Europea.** Aus dem Inhalts-Verzeichnisse des Juni-Heftes dieser von Angelo de Gubernatis in Florenz herausgegebenen Monatschrift heben wir folgende Artikel hervor:

Di un nuovo progetto di costituzione amministrativa del regno d'Italia (von A. S. de Kiriaki.*).

La marchesina sposa (Novelle von G. D. Tournoy).

Giove e suoi satelliti. (Ein Vortrag von D. Cipolletti.)

Il giornalismo spagnuolo dopo la rivoluzione (von F. M. Tubino).

Gino Capponi e Raffaello Lambruschini (von A. de Gubernatis, aus dessen Ricordi biografici).

Continuazione del articolo: Canti popolari del Monferrato (von G. Ferrari).

Studio storico sull' arte cristiana. Continuazione (von P. L. Cecchi).

Varietà letterarie, artistiche e scientifiche (mit Correspondenzen aus Berlin, aus England und aus Rußland).

— **Rheinklänge**. Unter diesem Gesammttitel liegt uns eine Sammlung Novellen von Villamaria**) vor, enthaltend „Grüß mir den Rhein"; „Im Cabinet meiner Tante"; „Pensionsstreiche" und „Waisengut". Die Erzählungen überraschen weder durch Originalität der Erfindung, noch durch Tiefe und Reichthum der Gedanken, sind aber mit liebenswürdiger Einfachheit und Herzlichkeit, in einer klaren, gebildeten Sprache geschrieben und dürften nach Form und Inhalt besonders für ein jüngeres weibliches Lesepublikum geeignet sein.

Literarischer Sprechsaal.

Kürzlich (am 10. Mai) hat man in der französischen Akademie (des inscriptions et belles-lettres) die „bons Prussiens" sogar darum

*) Es ist dies die Kritik einer von Vincenzo Michelli in Venedig herausgegebenen Denkschrift über die Mängel der gegenwärtigen Verwaltung des Königreichs Italien, und über die Mittel, ihnen abzuhelfen. Diese Verwaltung ist allerdings so mangelhaft, die Steuerlast, die auf den Schultern des Volkes ruht, so unerträglich, daß man jetzt hier und da in den früher selbständig gewesenen Ländern, besonders im alten lombardisch-venezianischen Königreich, die entschwundene Zeit als eine glückliche, als die Fleischtöpfe Aegyptens, preisen hört. Der gebildetere Italiäner, der sich durch den Gedanken der Größe und Einheit seines Vaterlandes sittlich gehoben fühlt, bringt allerdings gern die Opfer, welche ihm die militairische und financielle Zusammenwürfelung und Centralisirung so vieler ungleichen, größtentheils in Kenntnissen und Wohlstand sehr zurückgebliebenen Länder-Bestandtheile auferlegt, aber er fühlt immerhin die Nothwendigkeit einer Reformirung der gegenwärtigen Zustände, besonders des in Italien, nach dem Vorbilde Frankreichs, corrumpirten Beamtenstandes, wenn durch diese Zustände nicht früher oder später eine gewaltsame Katastrophe herbeigeführt werden soll. Ein solcher Versuch zur Besserung des italiänischen Verwaltungs-Organismus ist sowohl die Schrift des Signor Michelli, als die in der Rivista Europea enthaltene Kritik. D. R.

**) Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1872.



als Barbaren und Verräther bezeichnet, weil sie angeblich den Ruhm eines französischen Aegyptologen nicht nach Verdienst anerkannt haben (vgl. den Bericht über diese Sitzung im Bülletin der Revue politique et littéraire vom 8. Juni). Es ist der Vicomte de Rougé, um welchen es sich dabei handelte und der, wie es scheint, von Herrn Lepsius und seiner Schule (Brugsch, Dümichen, Ebers rc.) nicht in dem Maaße gewürdigt und gepriesen worden, wie der französische Gelehrte, unter Zustimmung seiner akademischen Collegen, namentlich des Herrn Maspéro, es erwartete. Seine Arbeiten und besonders seine Entzifferungen der ägyptischen Papyrus-Rollen sollen von den deutschen Aegyptologen durchaus ignorirt worden sein. Nun, diese seltsame Anklage französischer Akademiker beruht wahrscheinlich nur auf ihrem Mangel an Kenntniß dessen, was in deutscher Sprache veröffentlicht wird. Wir erinnern uns wenigstens, mehr als einmal den Namen des Herrn de Rougé in Deutschland öffentlich anerkannt gefunden zu haben. Herr Prof. Dümichen, der auf den Lehrstuhl der Aegyptologie nach Straßburg berufen ist, wird dort wohl Gelegenheit haben, den Ansprüchen und Vorwürfen des Herrn de Rougé und seiner französischen Freunde mit deutschem Freimuth entgegen zu treten.

In der Sitzung derselben Akademie vom 17. Mai legte der gelehrte jüdische Reisende, Herr Halévy, eine große Anzahl von himyaritischen, libyschen, phönicischen und Tuareg-Inschriften vor, die er auf seinen Reisen in Yemen, auf der Halbinsel des Sinai und im nordwestlichen Küstenlande von Afrika aufgefunden hatte. Die Entzifferungs-Versuche des Herrn Halévy wurden von der Akademie als zutreffend anerkannt. Er hat mehrere historische Namen, wie Massinissa, Jugurtha, Elissa rc. darin aufgezeigt und dabei nachgewiesen, daß die Schrift der Tuaregs, „Tiffinagh" genannt, von der phönicischen Schrift herzuleiten und daß die Letztere selbst ihren Ursprung nicht in den hieroglyphischen, sondern in den hieratischen Schriftzeichen der Aegypter hat. Herr Halévy will in einer besondern Abhandlung über die phönicische Schrift in derselben zwölf ägyptisch-hieratische Charaktere nachweisen, während auch das Sanskrit in derselben eine bedeutende Rolle spielt.

Eine andere interessante Verhandlung dieser Akademie (Sitzung vom 24. Mai) betraf die Auffindung macedonischer Nekropolen oder Todtenhallen durch den Professor der Archäologie, Leon Heuzé, der zu Palatitza, Palla und Pydna wahrhaft luxuriöse Todten-Wohnungen: prächtige Säle mit Vor- und Nebenzimmern, die mit Sculpturen und Fresken verziert und in welchen Marmorbetten für die Todten aufgestellt sind, entdeckt hat.

In Venedig ist kürzlich eine italiänische Uebersetzung des ersten und zweiten Bandes von Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom", von Renato Manzato, erschienen.*) Das Werk bildet eine Abtheilung der ausgezeichneten Collezione di opere storiche, in welcher sich auch bereits Manzato's Uebersetzung der Geschichte der Aegypter nach Max Duncker befindet, dessen Geschichte Indiens und Persiens ebenfalls in dieser Sammlung erwartet wird. Die Rivista Europea bemerkt: „Das Werk von Gregorovius ist die einzige vorhandene Geschichte der glorreichsten unserer Städte zur Zeit des Mittelalters. Es giebt zwar gute Geschichten der Päpste, aber da der Papst und die Stadt Rom nicht immer gemeinsame Sache machten, vielmehr sehr oft die Sache des einen mit der der andern in Widerspruch war, so gab es bis zu dem Erscheinen der deutschen Arbeit wirklich keine vollständige Geschichte der Ereignisse der Stadt Rom während des Mittelalters. Gr. läßt hinsichtlich der historischen Gründlichkeit, sowie mit Bezug auf die kirchlichen und die künstlerischen Momente, durchaus nichts zu wünschen übrig. Ebenso müssen wir der Darstellung, wegen ihrer würdevollen Einfachheit und wegen der Erhabenheit, des Adels und der Wärme der eingestreuten Gedanken, unsere volle Anerkennung zu Theil werden lassen."

*) Storia della città di Roma dal secolo V al XVI, di Ferdinando Gregorovius. Traduzione sulla seconda edizione tedesca dell' avvocato Renato Manzato. Venezia, Giuseppe Antonelli, 1872.

Durch die Oeffentlichkeit, die der Herr Cultus- und Unterrichts-Minister Dr. Falk den Verhandlungen der in Berlin tagenden Conferenz über das Volksschulwesen gegeben, ist jedem Verdacht einer retrograden Tendenz derselben die Spitze abgebrochen worden. Daß auch Herr Stiehl daran Theil genommen, der Verfasser der berüchtigten „Regulative", die er, nach seiner jetzigen Versicherung, unter Anleitung des freisinnigen Ministers v. Ladenberg und unter bloß passiver Assistenz des reactionairen Ministers Georg v. Raumer entworfen, hat der Conferenz nur zu besserer Information dienen können, war aber keineswegs in Widerspruch mit ihrer, nach den Absichten des Ministers Dr. Falk, reformatorischen Tendenz. Daß aus diesen Berathungen weder eine Resolution zur Trennung von Kirche und Schule, noch ein Gutachten zu Gunsten der confessionslosen Schule hervorgehen werde, konnte Jeder vorhersehen, der mit den realen Verhältnissen zu rechnen gewohnt ist und nicht die Früchte des warmen Sommers schon nach den ersten Sonnenstrahlen des Lenzes erwartet. Indessen ist für die Sache des deutschen Volksunterrichts schon viel gewonnen, wenn, wie aus den Verhandlungen zu schließen ist, die Volksschule künftig, unter Beseitigung des bisher maaßgebend gewesenen, beschränkten Schul-Lesebuches, ihren Unterrichtsplan ansehnlich erweitert, und wenn sie, obwohl auch fernerhin confessionell nach dem Bekenntnisse der Mehrheit der sie besuchenden Kinder verbleibend, doch auch die Kinder anderer Bekenntnisse nicht bloß zuläßt, sondern auch beim Unterrichte mit voller Achtung der Confession ihrer Eltern behandelt und insbesondere die bisher etwas unchristlich zurückgesetzten Kinder der Juden auch hinsichtlich des Religionsunterrichts insofern mit den christlichen Kindern gleichstellt, daß die Kosten desselben nicht mehr lediglich von den jüdischen Eltern, sondern aus denjenigen Communal-, Provinzial- oder Staats-Schulfonds bestritten werden, zu deren Aufbringung sie gesetzlich beitragen. Wie lebhaft die Theilnahme des Publikums an den Berathungen der Conferenz gewesen, beweisen einige Schriften, die bei dieser Gelegenheit erschienen. Eine derselben: „Zur Reform der Volksschule", von S. Arons*), bringt unter Anderem neben einem Lectionsplane der jetzigen Berliner Communalschulen einen „idealen Lectionsplan der Zukunft".

*) Berlin, W. Rubenow. (15 S.)

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 1a.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 29. Juni 1872. [No. 26.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Zur Theorie der Luftreinigung.

Od und Ozon.

In England hat in neuerer Zeit das sogenannte „Tischrücken" wieder eine wissenschaftliche Prüfung veranlaßt. Unzählige Thatsachen dieser Tischrückerei ließen sich nämlich nicht mehr wegleugnen; sie mußten also naturgesetzliche Ursachen haben. Diese hat Dr. Richardson in dem von ihm entdeckten „Nervenäther" gefunden. Nach Dr. Carpenter bildet dieser eine „unbewußte Cerebration", und diese erzeugt „Handlungen unbewußten Willens", also eine Art Selbstbetrug der Nerven und Muskeln, welchen schlaue Menschen allerdings oft genug zum Betrug Anderer benutzt haben. Wir machen bloß darauf aufmerksam und glauben, daß hinter der Kraft, welche „Nervenäther" genannt wird, noch ein anderer, naturwissenschaftlich nachgewiesener Aether, der „Weltäther", stecke. Nach Professor Carus, vermenschlicht und individualisirt sich dieser Weltäther in unseren Muskeln und Nerven und strahlt schwach leuchtend durch die Haut, besonders aus den Fingerspitzen, auch aus Krystallen u. s. w. hervor. Nur muß man mit besonders gut begabten Augen in absoluter Finsterniß nach diesem odischen Dämmerlichte blicken, um es neblig ausstrahlen zu sehen.

Od? Mancher hat wohl vor mehreren Jahren noch davon gehört und gelesen und erinnert sich, daß Berliner Katheder-Weisheit sich weigerte, dem berühmten und hochverdienten Entdecker des Creosots, des Parafins, mehrerer werthvollen brenzlichen Oele, besonders des Od, dem Freiherrn von Reichenbach in seine Dunkelkammer zu folgen, wo er ihnen das merkwürdige Licht zeigen wollte. Im Od haben seitdem praktische Aerzte, wie z. B. der Medicinalrath Dr. Neumann, eine wesentliche Kraft der Natur-Selbsthülfe, ein Heilmittel gegen allerhand Leiden und Schmerzen gefunden. Derselbe Arzt hat auch einen kurzen Abriß der „Odlehre" veröffentlicht, und es wird wohl bald wieder eine Zeit kommen, wo diesen feineren Natur- und Geisteskräften wieder mehr Aufmerksamkeit und Studium zugewendet wird. Dem unlängst erschienenen „Anti-Materialismus" von Dr. L. Weis werden wohl noch mehr gerüstete Ritter vom Geiste folgen.

Dies nur als Einleitung zu einem Besuche bei dem größten Drachentödter und Lichtgotte Ozon, der, vor dreißig Jahren von Schönbein entdeckt, es sich trotz seiner Allgegenwart, Handgreiflichkeit, Schwere, trotz seinem electrischen Geruche, sich gefallen lassen mußte, lange verkannt und verachtet zu werden. Man konnte auf ihn keine Actiengesellschaft gründen, und so blieb er Jahr aus, Jahr ein nur ein stiller Freund weniger Männer der Wissenschaft. Jetzt aber kommt seine Zeit. Schon wird ihm bei Berlin ein großartiger Industrie-Tempel errichtet, und wenn sein Hauptapostel, Dr. Lender in Berlin, Recht behält und durchdringt, werden die Mühseligen und Beladenen der Menschheit Sauerstoff-Wasser trinken und Ozon-Gas dazu rauchen.

Bereits Schönbein prophezeite, daß sein erregter oder electrisch bewaffneter Sauerstoff unter den Händen der Wissenschaft, namentlich der Medicin, einmal ein mächtiger Heiland werden müsse. Diese Wissenschaft hat ihn nun wirklich in ihrer Gewalt. Der französische Naturforscher Scoulteten machte es sich zur Hauptaufgabe, die Heilkraft des Ozons zu untersuchen und nachzuweisen.

Dr. Alexander Schmidt in Dorpat wies zuerst nach, daß der eingeathmete, vom Blute aufgenommene, gewöhnliche Sauerstoff sich durch den Lebensproceß, bestimmter durch die Blutkügelchen, in Ozon zu verwandeln fähig sei. Dies war physiologisch und zugleich medicinisch sehr wichtig. Es war dem Dr. Lender in Berlin beschieden, durch andauernde Forschungen und Versuche in dem Ozon die segensreichste Reinigungs- und Heilkraft der Natur nachzuweisen und ihn für arzneiliche Anwendung in Flaschen zu bannen. Außer streng wissenschaftlichen Arbeiten in der klinischen Wochenschrift u. s. w. hat er bis jetzt zwei volksthümlicher gehaltene Broschüren darüber veröffentlicht, die eine unter dem Titel: „Das unreine Blut und seine Reinigung durch Ozon"; die neueste als einen gedruckten Vortrag: „Der Giftstoff und der Arzneikörper der Luft" (Kissingen, Schachtenmayer). Letztere giebt uns die Sache am kürzesten und verständlichsten, wahrscheinlich zugleich auch mit großen Ueberraschungen für die Medicin, wie die Wissenschaft überhaupt.

Bekannt ist bereits, daß die atmosphärische Luft überall, auch in geschlossenen Räumen mit verdorbener Luft, aus Vierfünftel Stick- und einem Fünftel Sauerstoff bestehe, niemals mehr oder weniger, trotz etwaiger Beimengungen von Kohlensäure und sonstigen giftigen Luftarten. Warum wirkt nun dieselbe Luft in geschlossenen Räumen schädlich und die ungeschlossene freie draußen stärkend und belebend? Weil letztere ozonhaltig ist, erstere nicht. Der in geschlossenen Räumen fehlende Ozon nun giebt den lebendigen Fäulniß- und Verwesungskindern, den infusorischen Vibrio-

nen, die günstigste Gelegenheit, sich in furchtbarster Fruchtbarkeit so zu vermehren, daß wir mit jedem Athemzuge diese giftigen Pilze, Thierchen oder Pflanzenthierchen einathmen und so massenhaft in unser Blut aufnehmen; daß die durch das Blut entstehende geringe Menge von Ozon-Sauerstoff nicht hinreicht, sie zu verbrennen. Sie häufen sich deshalb bald so an, daß sie zu Krankheitsursachen werden. Schon der Pariser Naturforscher Pasteur hat nachgewiesen, daß abgestorbene Körper pflanzlicher und thierischer Art nicht durch die Luft, sondern durch diese Vibrionen verfaulen oder verwesen. Diese Kinder der Nacht und des Todes würden bei ihrer ungeheuren Fruchtbarkeit Alles in Tod und Verwesung verwandeln, wenn nicht eine größere, höhere Naturkraft sie zerstörte. Diese Kraft ist der erregte, electrisch gespannte Sauerstoff, Ozon, der Sohn des blitzschleudernden Zeus, der Böses abwendende Lichtgott Apollo. Er wird wesentlich und am massenhaftesten durch die luftdurchzuckenden Blitze, sodann überhaupt durch Electricität, ferner durch sonnenbeschienene grüne Blätter, dann überhaupt durch directe Sonnenstrahlen in der Luft und endlich durch Verdunstungen aller Art, zumal concentrirter Lösungen, also auch der Soole und des Salzwassers erzeugt. Der erregte Sauerstoff erscheint daher als eine mit electrischer Kraft geladene und die Gluth des Sonnenstrahls in sich bergende Lebens- und Feuerluft und ist ein und einhalbmal schwerer, als der nicht erregte Sauerstoff, hat einen Geruch und besitzt unter allen Luftarten die höchste Verbrennungskraft, gegen welche bloß Platina und Wasser geschützt sind. Er verhält sich zum gewöhnlichen Sauerstoff wie der Diamant zur Kohle. Diese unterscheiden sich nur, bei ganz gleicher chemischer Masse, durch die weit höhere Electricität und Wärme einschließende Spannkraft des ersteren.

Vibrionen nun sind die unendlich kleinsten, unvollkommensten, vergänglichsten ersten Versuche der Natur, aus dem Tode wieder Leben zu schaffen. Sie verbrennen also durch den stets in lichten Höhen sich bildenden und durch seine Schwere herabsinkenden Ozon in freier Luft am ersten und gründlichsten, wobei er sich freilich selber erschöpft, so daß er immer wieder auf's Neue gebildet werden muß, um die Gebilde der Verwesung und des Schmutzes zu vertilgen. Mit dem fallenden Laube und der immer schwächer, kürzer scheinenden Sonne nimmt daher der Ozon in der freien Luft um so mehr ab, als er der zunehmenden Verwesungs- und Fäulniß-Ergebnisse nicht mehr Herr werden kann und Gewitter nur ausnahmsweise vorkommen. Der Spätherbst ist daher in der Regel die ozonärmste, krankheits- und todesreichste Zeit. Mit eintretendem Winter nimmt der Ozongehalt der Luft wieder zu und steigt etwa bis Ende Mai am höchsten. Es klingt daher um so tröstlicher, daß uns jetzt die Mittel in die Hände gegeben werden, Ozon künstlich zu erzeugen und in uns aufzunehmen, und dies um so mehr, als in unseren Zimmern, in welchen die Vibrionen herrschen, sich niemals freier Ozon halten kann. Läßt man auch freie Luft hinein, so erschöpft er sich bald durch Vertilgung dieser Kinder des Verderbens, welche sich nun aus allerhand Abfallstoffen, besonders aus feuchten, zumal tapezirten Wänden um so ungehinderter vermehren. Der durch unseren eigenen Athmungs-Prozeß im Blute sich bildende Ozon wird mit zunehmendem Alter und in Krankheiten immer schwächer, so daß bei dauerndem Aufenthalte in geschlossenen Zimmern die eingeathmeten Vibrionen um so reichlicher zunehmen, als bei dem geschwächten Verbrennungs-Prozesse unseres Lebens die verbrauchten und verbrannten Stoffe desselben nicht mehr gehörig ausgeschieden werden. So häufen sich die Krankheitsstoffe in uns. Man wird zunächst mindestens stubensiech, blutarm oder zu reich an blutvergiftenden Stoffen, muskel- und nervenschwach und endlich in irgend einer Form bald acut, bald schleichend chronisch krank. Dies begreift sich noch deutlicher durch eine Wahrheit, welche auch den Männern der Wissenschaft zum Theil noch neu sein wird.

Lender sagt darüber: „Es ist ganz irrig, zu glauben, daß der eingeathmete Sauerstoff nur den Verbrennungs-Proceß des Lebens unterhalte und wir die Ernährung unseres Körpers nur den Speisen und Getränken zu verdanken hätten. Nichts ist irriger als diese Vorstellung. Der Sauerstoff gehört zu den edelsten Nahrungsmitteln. Ein von Fiebergluth gequälter Körper ist nicht bloß durch seine eigene Wärme und seine Abfall-Produkte vergiftet, welche sich anhäufen, weil er sie ungenügend abgiebt; wir wissen auch, daß er aus Sauerstoff-Mangel seines Blutes zu stark und zu rasch zerfällt und abmagert. Wir wissen jetzt, daß Zufuhr reinen Sauerstoffs die Gluth des Fiebers mildert und unter gewissen Bedingungen ganz auslöscht. Das Gewicht des Körpers nimmt wieder zu. Dies beweist, daß der reine Sauerstoff dem Zerstörungs-Processe des Fiebers entgegenarbeitet und mindestens sehr conservativ wirkt."

Auch giebt es ärztliche Thatsachen, welche beweisen, daß erst durch Hinzutritt von Sauerstoff unsere Nahrungsmittel aufbauend und gerade für die feinsten und höchsten Substanzen des Blutes, der Nerven und der Muskeln ernährend wirken. Dies sind sehr wichtige Erfahrungen. Lender spricht diese Wahrheiten so aus: „Der eingeathmete Sauerstoff hilft uns ernähren, giebt unseren Organen erst die höchste Vollendung und den Nahrungsmitteln erst die Fähigkeit, ihre höchsten Aufgaben der Ernährung und Stärkung zu lösen. Erst nachher werden, unabhängig von den Gewebe bildenden Vorgängen aus den ergänzten neuen Stoffen des Muskels, der Nerven und des Blutes unter Entwickelung von Wärme und Lebensbewegung die Abfallstoffe: Kohlensäure, Wasser u. s. w. abgespalten und ausgeschieden." Der eingeathmete Sauerstoff wird zum Theil erregt und verdichtet, also ozonirt und dadurch nicht allein die fegfeuerisch reinigende, sondern auch lebenskräftig erwärmende Macht, weil bei Bildung des Ozons in den Blutscheiben Wärme frei wird und diese dadurch nicht zerstört, sondern umgekehrt lebenskräftiger werden.

Die Vibrionen, welche wir in geschlossenen Räumen fast stets zu massenhaft einathmen, verbrauchen nun, um verbrannt zu werden, zu viel von dieser Feuerluft und werden dadurch zunächst Räuber und in ihren unverbrannten Massen Schmarotzer an unserem Blut und Leben. Dies gilt besonders von neuen Räumen und Alkoven, besonders auch von frischen Tapeten, welche die Vibrionen-Vermehrung besonders stark begünstigen, so daß sie, eingeathmet, zunächst allen Sauerstoff verbrauchen und dann als Krankheits-Ursachen wirken.

Wir werden aus den angedeuteten Thatsachen leicht schließen können, warum eigentlich Aufenthalt und Bewegung in freier Luft so gesundheitlich erfrischend und stärkend, die Stubenluft dagegen so abmattend und schwächend wirke, und nun auch die Mittel begreifen, wie wir uns, gebannt in unsere dumpfen Gemächer, möglichst gegen die Stadt-, Haus- und Stubengifte schützen können. Wissenschaftlich eingerichtete, fortwährende Ventilation der Zimmer, so daß darin stets, Tag und Nacht, Ozon nachzuweisen wäre, ist das nächste und gründlichste Mittel. Da aber selbst unsere besten Baumeister nichts davon verstehen und meist nur Zuglöcher machen, wenn sie dies überhaupt noch thun, ist von dieser Seite zunächst wenig zu erwarten. Ein Nothbehelf ist eine täglich mindestens zweimalige Lüftung der Zimmer, welche aber nur dann gehörig mit frischer Lebensluft versorgt werden, wenn sie nicht bloß durch ein Fenster, sondern auch durch Thüren

ganz und gar hindurchstreichen, die Vibrionen-Luft austreiben und diese möglichst vollständig ersetzen kann. Freilich dazu werden sich während des harten Winters nur wenige und nur solche verstehen, welche die theuren Heizungsmittel nicht zu scheuen brauchen und während der Lüftung in einem anderen warmen Zimmer sich vor Erkältung schützen können.

Erfreulicherweise sind nun Mittel entdeckt worden, wie wir die Luft im Zimmer selbst reinigen, Ozon erzeugen und die Vibrionen und sonstige schädliche Stoffe in der Luft verbrennen können. Das einfachste Mittel besteht in verdunstendem Salzwasser, welches man zu diesem Zwecke in möglichst flachen Schalen auf den geheizten Ofen, in die Röhre oder auf eine kleine Spiritusflamme stellen mag. Außerdem entwickeln Pflanzen und Blumen, auf welche die Sonne scheint, Ozon. Selbst die bloße, von der Sonne durchstrahlte Luft thut dies in geringerem Grade. Da sie nun auch zur Trockenheit der Zimmer beiträgt, begreift man, warum Zimmer, welche directe Sonnenstrahlen aufnehmen, gesunder sind als nördliche. Die Wahrnehmung, daß der Leichenwagen viel öfter auf der Nordseite der Straßen halte, als auf der südlichen, wird also wohl richtig sein.

Sodann sind electrische Processe im Zimmer als Ozonbildner zu empfehlen. Der Pariser Forscher Scoulteten empfahl besonders für stark gefüllte größere Zimmer, Schulen, Krankenhäuser u. s. w. eine Ozon-Fabrik aus Phosphor. Man stellt zu diesem Zweck zwei Stäbchen Phosphor so in ein Glas Wasser, daß sie nur ein wenig daraus hervorragen und im Finstern nur eben schwach leuchten. So können wir uns auf verschiedene Weise im Zimmer frische und freie und durch Salzwasser sogar Meeresluft bereiten. Gegen schwere Krankheiten, die aus Blutvergiftung hervorgehen, reicht freilich auch diese nicht hin, so daß wir uns nur freuen können, daß der Feuergeist dieser Lebens- und Heilluft in Flaschen gepfropft und wie Arznei versendet, getrunken werden kann. Sauerstoffwasser mit und ohne Ozon, sowie Sauerstoffgas werden bis jetzt nach Lender's Vorschrift zwar nur in der Berliner Apotheke von Krebs, Kroll u. Co. verkauft, aber wir haben schon erwähnt, daß eine großartige Fabrik dieser luftigen und wässerigen Heilmittel gebaut und nach ihrer Vollendung während des nächsten Sommers für alle Welt wohlfeile Vorräthe schaffen wird. Nach den wirklichen Wunderkuren, die bereits damit gemacht sind, läßt sich erwarten, daß diese aus der Luft selbst abgefüllte Arznei mit ihrem wohlfeilen Segen sich bald überall geltend machen und zu ähnlichen Fabriken ermuthigen wird.

Wir freuen uns, hiermit auf wissenschaftlich erprobte einfache, reinliche Mittel zur Reinigung unserer Luft, unserer Zimmer und unseres Blutes, zur Erfrischung und Stärkung unserer Lebenskräfte aufmerksam gemacht zu haben. Es hängt von der Einsicht und Eigenliebe der Menschen ab, ob sie sich weiter vergiften oder reinigen und stärken wollen. Wollen wir aber unserem durch Kultur, Beruf und Klima in geschlossene Räume gezwängten Körper seine eigene Selbstbefreiungs-Arbeit nicht erschweren, sollen unsere Aerzte nicht immer wieder fruchtlos rathen und verschreiben, soll das Volk gute Nerven und Muskeln, Gesundheit und heiteren Muth zur Ueberwindung der zahlreichen Feinde in, um und außer uns zur Bewältigung feindlicher Naturkräfte, zu allerhand Stoffveredelung, der wahren Aufgabe unserer Industrie, der ganzen Kultur gewinnen und behalten, so müssen wir uns auch in unseren Zimmern und während der Schlafzeit gegen die Geister der Nacht und des Verderbens durch die Lichtgötter und Feuergeister der Luft zu schützen wissen.

Natürlich fehlt es nicht an Anfeindungen der Ozon-Theorie; aber meines Wissens ist Dr. Lender bis jetzt noch keinem Gegner wissenschaftliche Zurechtweisung schuldig geblieben. Zu fürchten ist jedoch, daß sich die Ansicht, Ozon könne als Universal-Heilmittel gegen alle Leiden gelten, als irrig erweisen werde. Entscheidung darüber gehört den Männern der Wissenschaft und der Erfahrung. H. Beta.

Gottfried Keller: Sieben Legenden.*)

Die griechische Mythologie bot und bietet noch jetzt einen vorzüglichen Stoff für die deutsche dramatische Dichtung, und auch andere Dichtungsgattungen, wie die lyrische und epische, haben bei uns ihre Nahrung daraus gezogen. Es scheint daher zunächst kein unnatürlicher Gedanke, auch den christlichen Legenden-Stoff für unsere moderne Poesie zu verwerthen, wie sich die Malerei denselben ja von Anbeginn an schon in ausgezeichneter Weise nutzbar gemacht hat. Einer unserer hervorragendsten Romanschriftsteller in der Gegenwart, Gottfried Keller, hat diesen Versuch neuerdings in seinen „Sieben Legenden" angestellt. Der Verf. bemerkt in der Vorrede, daß es ihm „beim Lesen einer Anzahl Legenden habe scheinen wollen, als ob in der überlieferten Masse dieser Sagen nicht nur die kirchliche Fabulirkunst sich geltend mache, sondern wohl auch die Spuren einer ehemaligen mehr profanen Erzählungslust oder Novellistik zu bemerken seien, wenn man aufmerksam hinblicke." Der Verf. verspürte daher die Lust zu einer Reproduction „jener abgebrochen schwebenden Gebilde", wobei ihnen freilich, wie er sagt, „zuweilen das Antlitz nach einer anderen Himmelsgegend hingewendet wurde, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schauen". Der Verf. erklärt also, einerseits nur solche kirchliche Legenden zu seinen Novellen verwerthet zu haben, welche schon an sich einen weltlichen, menschlich-natürlichen Ursprung verriethen, und auch diese noch zu seinem Zwecke in wesentlicher Weise umgestaltet zu haben. Nichtsdestoweniger will es uns scheinen, — und das ist ja auch der Grund, weshalb die christliche Sage von unseren modernen Dichtern, namentlich auch von unsern Klassikern in so bei Weitem spärlicherer Weise benutzt worden ist, als die heidnische — als ob in den vorliegenden „Sieben Legenden" Gottfried Keller's das Widernatürliche, dem rein menschlichen Denken und Empfinden Widersprechende der alten kirchlichen Darstellung immer noch zu sehr überwöge, um sie für uns ästhetisch genießbar zu machen, trotz des großen, zuweilen wahrhaft poetischen Erzählungstalents, welches Gottfried Keller auch bei diesen „Legenden" wieder bekundet hat. Am wenigsten tritt diese Unvereinbarkeit der „kirchlichen Fabulirkunst" mit dem modernen Gefühl noch in der ersten der Legenden: „Eugenia" hervor, welche überhaupt, nach Inhalt und Darstellung, nicht nur dem Raume nach den ersten Platz in der Sammlung einnehmen dürfte. Besonders wohlthuend wirkt in derselben der sie durchwehende Humor der Behandlung, welcher sich vorzüglich in der Darstellung des Verhältnisses der philosophirenden Jungfrau Eugenia zu ihren jugendlichen Begleitern und Scholaren, den beiden „Hyacinthen", geltend macht. Auch die zweite Legende, „Die Jungfrau und der Teufel", in welcher die heilige Jungfrau einer jungen, von ihrem Gemahl an den Teufel verkauften Gräfin zu Hülfe kommt und den Kampf mit dem Bösen übernimmt, macht im Ganzen einen ansprechenden Eindruck. Weniger ist dies schon in der dritten Erzählung der Fall, wo die heil. Jung-

*) Stuttgart, G. J. Göschen, 1872.

frau ihre Dienste einem phlegmatischen jungen Ritter leiht und demselben in seiner Gestalt die oben genannte junge Gräfin, welche inzwischen ihren lüderlichen Gemahl los geworden ist, als Preis im Turnier erkämpft. Der faule Ritter Zendelwald spielt dabei doch eine gar zu passive Rolle. Sehr widerwärtig ist die fünfte Legende vom „schlimm-heiligen Vitalis", einem „wunderlichen" Mönche, welcher es sich in den Kopf gesetzt hat, alle leichtfertigen Dirnen der Stadt in seiner Weise zu bekehren, und auch in der sechsten Legende, „Dorotheens Blumenkörbchen", macht der Uebergang von einer zarten Liebesscene an einem hellen Frühlingsmorgen, in einer reichen Gartenlandschaft am Südufer des Pontus Euxinus, mit welcher die Erzählung beginnt, zu dem Richtplatz, auf welchem wir bald darauf die in jener Liebesscene so zart und lieblich geschilderte Jungfrau auf einem glühenden Roste gebraten sehen, einen durchaus peinlichen Eindruck. Im Ganzen genommen möchten wir daher den Versuch Gottfried Keller's mit dieser Modernisirung christlicher Legenden doch nur als halb gelungen betrachten und seinem reichen Darstellungstalent lieber ein dankbareres Feld wünschen.

K. B.

Historische Volkslieder.

Die Verlagshandlung von Franz Lipperheide in Berlin hat sich seit dem Jahre 1870 die höchst anerkennenswerthe patriotische Aufgabe gestellt, unseren volksthümlichen Kriegs- und Siegesliedern die aufmerksamste Pflege angedeihen und der Nachwelt nichts von den poetischen Schätzen verloren gehen zu lassen, welche eine Zeit großer nationaler Erhebung und Begeisterung hervorgebracht hat. Aber nicht nur auf die Lieder der gegenwärtigen Tage beschränkt sich der thätige Verleger. Wie er die Lieder zum Schutz und Trutz von 1870 und 1871 in den Original-Handschriften der Dichter gesammelt hat und facsimilirt im Druck erscheinen ließ, so beabsichtigt er dies nun auch mit den Liedern der Freiheitskriege zu thun und hat zu diesem Zwecke einen Aufruf erlassen an Alle, welche von den Original-Handschriften der Lieder jener Zeit etwas in ihrem Besitze oder in ihrer Obhut haben, sie bittend, ihm das betreffende Manuskript auf kurze Zeit für die beabsichtigte Sammlung einzusenden, indem er zugleich sich bereit erklärt, für eine pünktliche Rücksendung in gänzlich unbeschädigtem Zustande jede wünschenswerthe Sicherheit zu bieten.

Wir wünschen diesem Unternehmen den besten Erfolg und empfehlen es der lebhaften Theilnahme und Mitwirkung unseres ganzen Volkes, machen aber gleichzeitig auch auf ein anderes in demselben Verlage erschienenes Werk aufmerksam, dessen wir schon einmal zu erwähnen Gelegenheit fanden, nämlich auf die historischen Volkslieder aus der Zeit von 1756 bis 1871, welche uns jetzt in zwei stattlichen Bänden und sechs Theilen vorliegen.*)

Schon als uns die eine Abtheilung dieses Werkes, „die historischen Volkslieder der Freiheitskriege" vorlag, wiesen wir auf den Bienenfleiß und die Ausdauer hin, welche dazu gehört, ein solches Werk zusammenzutragen. Wir können diesen Ausspruch nur im verstärkten Maaße wiederholen, jetzt wo uns eine Sammlung vorliegt, welche die Volkslieder des siebenjährigen Krieges, die historischen Volkslieder vom Ende desselben bis zum Brande von Moskau, also von 1763 bis 1812 und dann die bereits erwähnten Lieder der Freiheitskriege umfaßt. Daran schließen sich die Volkslieder von der Verbannung Napoleon's nach Sanct Helena im Jahr 1815 bis zur Gründung des Nordbundes 1866 und endlich in zwei Theilen die historischen Volks- und volksthümlichen Lieder des Jahres 1870—1871.

Wahrlich, es ist staunenswerth, was ein Mensch mit festem Willen und eisernem Fleiße hier geleistet und doch darf sich unsere Anerkennung nicht allein auf diese gewiß rühmenswerthen Eigenschaften erstrecken. Herr von Ditfurth hat unserem Volke in diesem Buche ein hochschätzbares Denkmal seiner Sprache und seiner Geschichte geschenkt; er hat den thatsächlichsten Beweis geliefert, daß selbst in Zeiten politischer Ohnmacht Deutschlands, in Zeiten der Versunkenheit und Schwäche, wie seit dem Tode Friedrichs des Großen bis zu den Freiheitskriegen und in den Zeiten von 1815 bis 1848, der Volksgeist nicht todt war, sondern im Liede eine Sprache zu reden wußte, die darauf hindeutete, daß er früher oder später seine Fesseln abstreifen und Deutschland zu dem machen werde, was ihm der Dichter vorahnend prophezeit: „Eine Wunderblume am Baume der Menschheit."

Wir wollen nicht verhehlen, daß uns auch manche Spreu unter dem Weizen zu sein scheint, daß manches Lied Aufnahme gefunden hat, das ebenso gut oder noch besser der Vergessenheit anheim gefallen wäre, das soll jedoch das Verdienst des Herausgebers keineswegs schmälern; vielleicht veranlaßt ihn die Bemerkung, bei einer hoffentlich bald nothwendig werdenden zweiten Auflage, zu einer noch sorgfältigeren Sichtung.

*) Historische Volkslieder der Zeit von 1756 bis 1871, aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde gesammelt und herausgegeben von F. W. Freiherrn von Ditfurth, Berlin, Franz Lipperheide, 1871—1872.

Schweiz.

Die Verfassungsfrage in der Schweiz.

Die Durchführung des demokratischen Princips in seiner reinsten Form ist unter den Staaten, deren Verfassungszustände uns überliefert werden, nur Athen gelungen; keinem Staate hat aber seine Verfassung mehr genützt und mehr geschadet, als gerade Athen die seinige. Die radicalen Volksrechte dieses Staates hatten allein Schuld an seinen größeren Unglücksfällen in der zweiten Hälfte des Peloponnesischen Krieges; sie führten denselben unter die Botmäßigkeit Sparta's und schließlich unter die Ruthe Philipp's von Macedonien. Nicht allein die Gesetzgebung, sondern auch die Verwaltung der wichtigeren Ressorts, die willkürlichste Oberleitung hervorragender einzelner Institute hatte das Volk selbständig ohne Mittler; aber auch dies schien den demokratischen Führern des Volkes nicht genug, eine reine Gestalt des demokratischen Princips erblickten sie nicht in der Entscheidung des Volkes, sondern des Zufalls. Die höheren Beamten sollten nicht durch die Abstimmung der Bürger (Cheirotonie) — in dieser Weise könnten sich ja die Befähigtsten beständig an der Spitze des Staates halten — sondern durch das Loos gewählt werden. Da die höheren Staatsanstellungen meist Ehrenämter waren, so hatte Jeder, welcher die nothdürftigsten Mittel zu seiner Existenz besaß, mochte er den Staatsgeschäften fremd und der zeitigen Bildung fern sein, gleiche Aussicht, in die höchste Magistratur zu treten, sobald er sich zur Loosung stellte. Eine so weit gehende demokratische Einrichtung vermochte auch ein Volk, dem an geistiger und sittlicher Bildung, an Vaterlands-

liebe kein anderes des Alterthums und der Neuzeit gleichkam, vollständig zu ruiniren, es unter das Joch der Barbaren zu beugen und es schließlich zu dem verachteten moralischen Zustande herabsinken zu lassen, in welchem wir es zur römischen Kaiserzeit in den Schriften Lucians erblicken.

In nicht so ausgebildeter Gestalt äußerte sich das demokratische Princip in den übrigen civilisirten Republiken des europäischen Alterthums; nur die directe Betheiligung des Volkes an der Gesetzgebung und Verwaltung gehörte selbstverständlich zu einer demokratischen Verfassung. Freilich in Zeiten der Gefahr oder der völligen Umgestaltung des Staatswesens äußerte sich als Volksstimme die Stimme der Befähigtsten, Einflußreichsten; dies liegt einmal in der Natur aller politischen Verhältnisse, so lange der Geist des Menschen, gleichwie seine äußere Gestalt, in den mannigfaltigsten Formen sich äußert. Nur das atheniensische Demos hat es verstanden, die Demokratie mit künstlichen Schranken zu umgeben, mit dem Ostrakismos und der Beamten-Wahl durch das Loos, und so den natürlichen Einfluß der geistig hervorragenden Männer im Staate zu brechen, sich selbst aber damit den Untergang zu bereiten.

Aus den Völkerwanderungen und Staaten-Umwälzungen im Beginn des Mittelalters gingen Staaten hervor in einer Ausdehnung, wie sie die klassischen Staaten des Alterthums zur Zeit ihrer Blüthe nie besessen, und in solchen war eine Durchführung demokratischer Principien schon durch die Natur der Sachlage nicht statthaft. Dazu kam noch, daß die Staaten meist aus Eroberern und Unterworfenen sich bildeten und so das Feudalsystem, der diametrale Gegensatz der Demokratie, in fast allen europäischen Ländern zur Geltung gelangte. Erst die französische Revolution verschaffte den demokratischen Anschauungen Eingang in die größeren civilisirten Staaten Europa's und in so weit Einfluß, daß an die Stelle der Feudalherrschaft und des absoluten Königthums eine monarchisch-repräsentative Verfassung trat, die zugleich den freiheitlichen Anschauungen und der Größe des Staatswesens Rechnung trug. Nur in den souveränen Cantonen der Schweiz äußerte sich die Demokratie in reinerer Form, das Volk selbst erlangte directen Antheil an der Gesetzgebung.

Am ausgebildetsten nach demokratischen Principien ist die Verfassung von Zürich. Dieser Canton wird regiert vom Volke durch directe Abstimmungen und von dem aus der Wahl des Volkes hervorgegangenen Cantonrath. Das Volk selbst hat das Recht der Initiative, es kann die Einführung eines neuen Gesetzes, die Umänderung oder Beseitigung eines bestehenden fordern. — Legt ein Bürger dem Cantonrath einen Gesetzentwurf vor, so hat er das Recht vor dem Rathe diesen Entwurf zu vertheidigen, falls 25 Mitglieder des Rathes dafür sind, ihn zu hören. Nach der Billigung dieses Gesetzentwurfs seitens des Cantonrathes wird er dem Volke zur Abstimmung vorgelegt. — Die Resolution einer Volksversammlung von 5000 Wählern kann, ohne besondere Anfrage beim Rathe, der allgemeinen Abstimmung vorgelegt werden. — Zweimal im Jahre wird das Volk zusammenberufen, im Frühling und Herbst, um den in der Zwischenzeit vom Rathe beschlossenen Gesetzen seine Sanction zu ertheilen. Jedoch schon einen Monat vor diesen Volksversammlungen müssen den einzelnen Bürgern die Vorlagen ihrer Abstimmung zugehen.

Die Verfassung von Zürich ist wohl gegenwärtig die weitgehendste nach demokratischem Principe; dagegen geht sie noch lange nicht so weit wie die Verfassungen der klassischen Staaten des Alterthums, der griechischen Staaten und Rom. In diesen Republiken hatte das Volk nicht nur ein directes Gesetzgebungsrecht, sondern es übte auch allein wichtige Akte der Verwaltung aus, wie die Wahl höherer Beamten und Feldherren. Ueberhaupt ist für einen Staat vom Umfange Zürichs und jedes anderen schweizerischen Cantons die geschilderte Verfassungsform die naturgemäßeste. Die Leitung der Staatsangelegenheiten allein durch einen vom Volk gewählten Rath würde in einem so kleinen Gemeinwesen naturgemäß mit der Zeit zur Oligarchie führen. Will das Volk die demokratische Verfassung sich erhalten, so muß es auch selbständig an der Verwaltung theilnehmen, damit sein Interesse für die bestehende Staatsform gleichmäßig rege bleibt. Dies gilt aber nur in ganz kleinen Staatswesen, wo fast jedes Staatsinteresse auch jedem Einzelnen fühlbar wird, wo jede Staatsumänderung vor den Augen Aller geschieht. Wir dürfen daher keineswegs die demokratischen Verfassungszustände der schweizerischen Cantone radikale in dem Sinne, daß sie sich an den äußersten Gränzen einer vernünftigen Verfassung befinden, nennen, vielmehr sind sie ganz den natürlichen Verhältnissen der Gegend und der Bewohner angemessen, ja sie erscheinen als gemäßigte, wenn man bedenkt, wie sehr noch die geschilderten Zustände in Zürich von denen Athens entfernt sind. Und doch würde die reinste Durchführung des demokratischen Princips in den schweizerischen Cantonen nie für dieselben so schädliche Folgen haben, wie sie für die klassischen Staaten des Alterthums hatten. Ihre geographische Lage läßt diese Cantone zu einer Politik der Vergrößerung ihres Gebietes gar nicht kommen. Ihre Bewohner sind durch die Berge von den sich überstürzenden fortschreitenden Bewegungen des übrigen Europas abgeschlossen; sie lieben das Hergebrachte und haben Mißtrauen gegen neue Meinungen, neue Menschen, neue Gestaltungen. Auch hat bei den Schweizern in Folge ihrer Abgeschlossenheit ihr Geist etwas Einförmiges. Alle haben das gleiche Streben, das bestehende Gemeinwesen zu erhalten, und es kann ein Ehrgeiziger auf Unterstützung reformatorischer Pläne nicht rechnen. Ueberhaupt aber sind bergige Gegenden wenig fruchtbar an außerordentlichen Naturen, die ihre Lebensaufgabe im Herrschen erblicken. „Von den Gipfeln der Berge", bemerkt H. Dixon in seinem Buche über die Schweizer, „hat man nie herabsteigen sehen Propheten, große Feldherren, Poeten ersten Ranges. Die Schweiz braucht ehrenhafte und weise Männer, aber keine großen." Unter solchen Verhältnissen ist es auch den schweizerischen Cantonen vergönnt, das Princip der Volkssouveränetät in reinerer Gestalt hervortreten zu lassen, als alle übrigen europäischen Staaten.

Was für die einzelnen Cantone gilt, hat aber keine Berechtigung für die ganze Schweiz als Gesammtstaat. Ein Staat von fast 600,000 Bürgern ist zu groß zu einer demokratischen Verfassung in der Gestalt der oben geschilderten in Zürich. Daher die Schwierigkeiten, welche sich bisher den schweizer Centralisten bei ihren Bestrebungen, die Souveränetät der einzelnen Cantone auf die Centralregierung zu übertragen, entgegenstellten. Sollte eine festere Einigung der Schweiz nicht auf Kosten der bestehenden freiheitlichen Rechte durchgeführt werden, so mußte als Voraussetzung einer Unifizirung die Uebertragung der Volksrechte in den einzelnen Cantonen auf die Centralregierung versucht werden. Dieser Weg erschien aber den Meisten zu radical, und deshalb befanden sich bis zu dem letzten großen Kriege die Centralisten sowohl in der Bundesregierung als auch in den Cantonen in der Minorität. Die während dieses Krieges gemachte Entdeckung, von welch' problematischem Werthe die europäische Garantie für die Neutralität kleinerer Staatswesen sei, verschaffte den Centralisten einen starken Anhang, und sie setzten

bei der Bundesregierung die Revision der Verfassung im Sinne einer Centralisation der einzelnen Verwaltungszweige durch. Die Grundlagen dieser Verfassung sollten in abgeschwächter Form dieselben sein, wie in den einzelnen Cantonen; das schweizerische Volk sollte unmittelbar das Recht der Initiative, des Veto, des Referendum haben. Thatsächlich wäre diese Durchführung des demokratischen Princips bei der Centralregierung ungerechtfertigt, da das, was für ein kleines Gemeinwesen paßt, keineswegs immer mit einem größeren Staatswesen sich verträgt, aber scheinbar hielt sich diese projectirte Umgestaltung der schweizerischen Verfassung auf dem Boden der bestehenden Verhältnisse und vermochte deshalb auch die gemäßigteren Politiker, welche einmal in der Centralisation der schweizerischen Verwaltung einen Fortschritt erblicken, zu bewegen, zu dieser radicalen Umgestaltung ihre Zustimmung zu geben. Bei der Centralregierung siegten die Centralisten, bei der Volks- und Stände (Canton)-Abstimmung siegten mit nur geringer Majorität — 258,000 gegen 252,500 Stimmen und 13 gegen 9 Stände — die Föderalisten. Die Erlangung ihres Sieges schrieben selbst die Föderalisten dem Fehler zu, daß die revidirte Verfassung dem Volke zur Enbloc-Annahme oder Ablehnung vorgelegt wurde. Bei einer Berathung nach einzelnen Abschnitten und Hauptpunkten stehe es außer Zweifel, daß ein großer Theil der von der Bundesregierung befürworteten Reformen vom Volke gutgeheißen worden wäre.

In einem längeren Artikel: La Réforme de la constitution Suisse (in der Revue politique et littéraire Nr. 46) versucht Herr L. Quesnel nachzuweisen, daß bei der Verfassungs-Revision Nationalitäts-Rücksichten mit eingewirkt haben, dieselbe bei der Bundesregierung zu Stande zu bringen. Die in der Schweiz am stärksten vertretene Nationalität ist die deutsche (384,561 deutsch, 134,183 französisch, 39,000 italiänisch redende Familien); diese hoffe durch Stärkung der schweizerischen Centralregierung sich selbst ein Uebergewicht zu schaffen, das ihr ermögliche, die ganze Schweiz allmählich zu germanisiren. Es ist nicht zu leugnen, daß, wenn die Centralisten der Schweiz in einer völligen Germanisirung derselben und in einem Anschluß an Deutschland die Aufgabe ihres Landes erblicken, die Verfassungs-Reform, wie sie projectirt war, ihnen hierzu ausnehmende Dienste geleistet haben würde. Haben gegenwärtig die Deutschen nur in den Cantonen einen Einfluß, in welchen sie sich in der Majorität befinden, so würden sie dann bei allen wichtigen Fragen des Landes die Majorität bilden. Aber thatsächlich ist kein Grund vorhanden, derartige Absichten den Bestrebungen der centralistischen Partei zu Grunde zu legen. Einzelne mögen wohl vom specifisch deutschen Patriotismus bei der ganzen Sache geleitet werden, die überwiegende Mehrheit aber dieser Partei will einzig darum eine Centralisirung der Verwaltung, weil sie darin eine Stärkung des Gesammtstaates erblickt. Sie ist gegen einen Anschluß an Deutschland ebenso eingenommen, wie die französisch und italiänisch sprechenden Schweizer.

Wir erblicken übrigens in den gegenwärtigen Zuständen der Schweiz keine dringende Aufforderung, die Verfassung dieses Bundesstaates in der geschilderten Weise umzuformen. Die Rechte, welche gegenwärtig die Centralregierung hat, genügen zu einem inneren Zusammenhang der einzelnen Cantone, und die angestrebte Reform wird die Schweiz keineswegs nach Außen hin mächtiger, des europäischen Schutzes weniger bedürftig machen, als sie jetzt ist. Wir sind ferner der Ansicht, daß die von der Bundesregierung gutgeheißene Verfassungs-Reform die demokratischen Volksrechte der einzelnen Cantone nur scheinbar auf die Centralregierung überträgt, für die Dauer aber die directen Volksabstimmungen den Beschlüssen der beiden National-Vertretungen (National- und Ständerath) sich allmählich anschließen werden, daß schließlich an die Stelle des jetzt in den Cantonen regen Interesses für alle einzelnen öffentlichen Verhältnisse ein Geist der Trägheit treten würde, der die Sorge um das Gemeinwohl der Volksvertretung überläßt. So wie in allen anderen größeren Staaten, würde naturgemäß in der Schweiz die Form der Repräsentativ-Verfassung zur Herrschaft gelangen. Aber ob diese etwaige künftige Gestaltung der schweizerischen Verfassung zu perhorresciren sei, dies ist eine Frage, die sich nicht so selbstverständlich abfertigen läßt, wie es die französischen Schweizer thun. Man müßte erwägen, welche materiellen Vortheile die Schweiz im Gebiete des Handels, der Industrie, der allgemeinen Rechtssicherheit durch eine höhere Centralisirung ihrer Verwaltung erlangt, und danach bestimmen, ob es dienlich sei, in Rücksicht auf diese materiellen Vortheile die gegenwärtig bestehenden directen Volksrechte zu opfern.

Leopold Auerbach.

Frankreich.

Eine französische Vorlesung in Straßburg.

Die Revue politique et littéraire theilt in ihren Nummern vom 8. und 15. Juni einen Vortrag mit, den ein Mitglied der französischen Universität, Herr Eugène Bersier, im Februar d. J. vor einem größern Publikum in Straßburg „über die literarische Kritik in Frankreich während der letzten drei Jahrhunderte" gehalten. In einer Anmerkung der Revue wird gesagt, daß sich im Winter 1870 in Straßburg ein Comité zur Begründung regelmäßiger französischer Vorträge gebildet, die damals auch mit einer Vorlesung desselben Herrn Bersier vor einer großen Anzahl von Herren und Damen eröffnet wurden. Zwar habe es den Anschein gehabt, als sei unter der deutschen Herrschaft in Straßburg die Fortsetzung dieser Vorträge unstatthaft, allein das Comité habe gleichwohl gewagt, im Winter 1872 einen neuen Versuch zu machen, und das Straßburger Publikum sei mit großer Freude darauf eingegangen, indem mehr als 1500 Personen als Zuhörer sich angemeldet hätten. Herr Bersier hat wiederum die Reihe der Vorlesungen eröffnet, und ihm folgten die Herren Sabatier, Rud. Reuß, Fustel de Coulanges ꝛc., und „wiewohl alle Beifallsbezeugungen streng untersagt waren" (dies ist wohl wieder eine der Erfindungen, die man sich den „barbarischen Prussiens" gegenüber erlaubt), war doch kein Zweifel über die außerordentliche Theilnahme des Straßburger Publikums an den französischen Vorträgen. Es würde aber auch ein schlechtes Zeugniß für den Bildungs-Zustand dieses Publikums sein, wenn dem nicht so gewesen wäre. Der Vortrag des Herrn Bersier, wie er uns in der Revue politique et littéraire vorliegt, hat einen so urbanen Charakter, ist so weit entfernt von allen tendenziösen Gesichtspunkten und von Deutschenfresserei, daß auch wir ihn mit ungetrübtem Genuß und mit dankbarer Anerkennung gelesen haben.

Nachdem der Redner in seiner Einleitung erklärt hatte, daß eine Geschichte der Kritik in Frankreich nichts Anderes sei, als eine Geschichte des französischen Geistes, der sich selbst zu erkennen und die Richtungen zu ermitteln sucht, die zu den würdigsten

Zielen führen, knüpft er an das 17. Jahrhundert an, als den Beginn der literarischen Epoche, welche die Franzosen ihre klassische nennen. Malherbe, den man den „Wort- und Sylben-Tyrannen" nannte, ist der erste Vertreter der französischen Kritik, welche demnächst durch das Hôtel Rambouillet in die Akademie eintritt, wo sie fortan den Sitz ihrer Schule aufschlägt, deren oberster Leiter Boileau wird, von welchem im 18. Jahrhundert das Scepter auf Voltaire übergeht. In beiden Jahrhunderten wurde dem französischen Geiste dasselbe literarische Ideal aufgestellt und fast unverändert festgehalten. „Die Kritik gehorchte der allgemeinen Tendenz der Zeit, und diese Tendenz war in allen Dingen auf Ordnung, Maaß, Centralisation und Einheit gerichtet."

Mit Scharfsinn wurden dann von dem Redner diejenigen beiden Eigenschaften des französischen Geistes, die ihm einen so bedeutenden Einfluß auf die Kulturwelt verschafft haben: nämlich seine Sociabilität und die Klarheit der Anschauungen, welche Letztere den Franzosen eine conditio sine qua non ist, entwickelt. Leider ist jedoch dieser Einfluß, wie der Redner selbst zugiebt, nicht immer im Dienste der großen, reinen und heilsamen Ideen der Menschheit benützt worden! Leider haben jene Eigenschaften die französische Kritik des 17. und 18. Jahrhunderts nicht vor oberflächlicher Einseitigkeit und vor lächerlicher Mißachtung der genialen Erzeugnisse des Auslandes bewahren können!

Erst im neunzehnten Jahrhundert hat diese Kritik der Boileau und der Voltaire, die von dem auf klassisch-humanem Boden emporgewachsenen und groß gewordenen, deutschen Lessing als eine Kritik der Perrücken und des Zopfes gekennzeichnet wurde, eine Umwandlung erfahren, und zwar zunächst durch das Medium einer genialen Frau. Das Buch „De l'Allemagne" der Staël ist ein wahres Evangelium der Offenbarung für die Franzosen geworden, die daraus mit der Kenntniß der deutschen Poesie und Literatur erweiterte Anschauungen der Kritik und einen neuen Maaßstab für das Ideal gewannen. Herr Bersier hat dies den französirten und blasirten Nachkommen der biederen Deutschen des Elsasses in keiner Weise verhehlt oder verhüllt. Im Gegentheil erscheint er, den Unterschätzungen gegenüber, die jetzt einige der größten Deutschen, wie Goethe und Hegel, in Deutschland selbst von mancher Seite erfahren, als ein wahrhafter Ehrenretter deutschen Verdienstes.

Hören wir, wie sich Herr Bersier z. B. über Hegel aussprach: „Nächst Goethe ist es Hegel, unter dessen geistigem Einflusse sich der Horizont der deutschen Kritik mehr und mehr erweitert. Er hat das Werk Goethe's vollendet, indem er das ausgedehnteste und tiefste Studium, das bisher den Erzeugnissen des menschlichen Genies gewidmet wurde, im Dienste der Kritik verwendet hat. Ich glaube nicht, daß mit Ausnahme von Leibniz irgend ein Geist in neuerer Zeit encyklopädischer war, als der Seinige. Seit Herder, der das vergleichende Studium der Religionen und Philosophieen zuerst eingeführt, hat die deutsche Wissenschaft Alles neugestaltet. Das Alterthum ist von ihr mit einer bis dahin unbekannt gewesenen Geduld und Gewissenhaftigkeit explorirt worden. Hegel hat es versucht, die Resultate dieser Arbeiten, in einer großartigen, gigantischen Synthese zusammenzufassen. Indem er auf die Geschichte der Kunst seine Entwickelungs-Theorie, seine Theorie des Werdens, welches nach ihm das Gesetz der Welt ist, anwandte, wies er in der Kunst den Triumph des Geistes über die Materie nach. Die Geschichte, wenn sie richtig aufgefaßt wird, zeigt uns, nach Hegel, in ihren successiven Entwickelungen die Idee im Kampfe mit der Materie, indem sie sie durchdringt, umwandelt und endlich beherrscht. Hegel führt uns zu diesem Zwecke zuerst nach Aegypten, wo er uns in jene Tempel eintreten läßt, in welchen Hunderte von mysteriösen Kolossen, Alle in derselben Stellung, verwachsen mit dem Steine, aus welchem sie gehauen, vorzugsweise die stumme, massenhafte und materielle Größe repräsentiren. Alsdann versetzt er uns nach Griechenland, unter dessen beständig klaren Himmel, nach jenem glücklichen Klima, wo eine ideale Harmonie herrscht, und die plastische Schönheit, selbst im Ausdrucke des Schmerzes, unveränderliche Anmuth sich bewahrt. Dort dominirt die Kunst des Bildhauers, die in der Materie vollständiger das Ideal symbolisirt. Wenn wir Hegel in das Mittelalter folgen, in die Zeit, wo die christliche Malerkunst auftaucht, so bewundern wir mit ihm den Spiritualismus, der sich siegreich über die Form erhebt, aber gleichwohl eine rein sittliche Schönheit noch nicht wiederzugeben vermag, da die damalige Kunst diese in ihrer vollständigen Größe nicht darzustellen vermag.

An der Hand des großen Meisters schreiten wir auf diese Weise von Jahrhundert zu Jahrhundert, und auf dieser Wanderung durch die Zeitalter und Völker erweitert sich unser Horizont immer mehr. Auf solcher Grundlage wird die Aesthetik eine der bedeutendsten und reichsten Wissenschaften, welche gänzlich neue, tiefere Anschauungen in uns erweckt. Die Wissenschaft erleuchtet das kritische Verständniß, statt den Autor eines Werkes den beschränkten, einförmigen Regeln jenes Codex des Geschmackes zu unterwerfen, dessen successive Ausgaben Aristoteles, Horaz und Boileau geliefert. Man studirt den Autor in seiner Zeit und in seiner Umgebung; man stellt ihn dem Ideale gegenüber, das jede Epoche sich gebildet hat. Um Aristophanes zu studiren, muß man Athen verstehen; um gegen Molière gerecht zu sein, muß man das monarchische Frankreich studirt haben; um Shakespeare oder Milton zu beurtheilen, muß man sich in das bewegte Chaos von England im 16. und 17. Jahrhundert versetzen. Erkennen und begreifen ist die erste Pflicht desjenigen, der fortan ein richtiges, wohlbegründetes Urtheil über die Werke des menschlichen Geistes fällen will.

„Solchergestalt ist, wie Sie sehen, der Einfluß Deutschlands auf unsere literarische Kritik in diesem Jahrhundert außerordentlich groß gewesen; es würde ebenso kindisch, als ungerecht sein, es zu leugnen. Sainte Beuve, Michelet, Renan, Taine — ich könnte noch viel mehr Namen citiren — alle diese französischen Kritiker weisen unverkennbar die Spuren der directen oder indirecten, der unbewußten oder zugestandenen Einwirkung der deutschen Wissenschaft nach."

Michel Bréal über den öffentlichen Unterricht in Frankreich.

Herr Michel Bréal, Professor am Collège de France, spricht sich in seiner kürzlich erschienenen Schrift: Quelques mots sur l'instruction publique en France, folgendermaßen über den Zustand des Unterrichtswesens in Frankreich aus:

Das Haupt- und Grundübel liegt im Elementar-Unterricht. Während der mittlere und höhere Unterricht mit seinen Wurzeln in's Mittelalter hinaufreicht, datirt jener von gestern. Die erste Republik decretirte ihn wiederholt, aber unter ihr und unter dem Kaiserreich blieb er Null; er begann erst unter der Restauration zu leben und befestigte sich nicht vor dem Jahre 1833. Woher diese Vernachlässigung? Der Volksunterricht ist, überall wo er vor unserm Jahrhundert Boden gewann, das Kind des Pro-

testantismus. In den protestantischen Ländern setzte er sich obligatorisch fest, ohne auf den Widerstand zu stoßen, den er in Frankreich heute noch nicht überwunden hat. Dies brachte schon die Zucht der Gewissen mit; man sehe die Aussprüche Luther's! Will man sich von dem wahren Zustande der Volksbildung in Frankreich überzeugen, so darf man nicht die Schulen einiger großen Städte und ausgewählte Schüler beurtheilen; man gehe auf die Landschulen, und wenn ihr Unterricht die Köpfe erleuchtet, so ist's ein Licht, das sehr wenig vor der Finsterniß voraus hat. Heißt man das lesen und schreiben wenn einer sein Abstimmungs-Votum hinkritzeln und das an den Straßenecken angeschlagene Placat ablesen kann? Und was soll ein Unterricht, der weder das Nachdenken noch das Urtheil weckt, keine positiven Kenntnisse und keinen Antrieb zur Ausbildung zurückläßt? Diesen Maßstab angeschlagen, sind drei Viertel der französischen Kinder statt zwei Fünftel, die man officiell aufführt, ohne Unterricht. In Frankreich schreibt man nicht für das Volk. Wenn einige alte Bücher vorhanden sind, die ungefähr als Volks-Lectüre taugen, so ist das Zufall; der Autor dachte nicht daran. Die klassischen Schriftsteller, ein oder zwei Jahrhunderte alt, wandten sich an eine von der gegenwärtigen durchaus verschiedene Gesellschaft, mit anderem Geschmack, anderem Glauben und anderen Vorurtheilen; selbst die Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts fordern, um verstanden zu werden, eine volle Reconstructions-Arbeit. Am Ende des 15. Jahrhunderts ging die französische Gesellschaft in gleichem Schritt vorwärts, hatte gleichen Geschmack. Seither haben unter dem Einflusse der Renaissance Kopf und Leib der Nation sich abgetrennt, und die Kluft ward immer größer. Eine der dringendsten Reformen im Unterrichtswesen wäre die, daß man den Kindern Lust am Lesen einpflanzte, und zu diesem Behuf sollte der Lehrer in der Classe selbst mehr lesen lassen. Der gesammte Unterricht sollte ferner der Nation mehr kritischen Verstand beibringen, um die Leichtgläubigkeit für alle möglichen Irrthümer und Lügen ihr zu benehmen. Beweis die neueste Erfahrung. Die unsinnigsten Gerüchte, die gröbsten Fabeln wurden mit solcher Leichtfertigkeit aufgenommen, daß es gefährlich ward, sie in Zweifel zu ziehen. Derselbe Mann wurde innerhalb weniger Wochen ohne irgend einen Grund Retter und Verräther des Vaterlandes, in der Meinung des Volkes nämlich. Wieder eine Lücke in der nationalen Erziehung; kein Urtheil, keine Geistesfestigkeit! Die Deutschen sahen im letzten Kriege mit Verwunderung auf die müßigen Gefangenen, die sich im Nichtsthun ganz wohl befanden oder sich mit dem Damenbrett-, dem Mühlenspiel 2c. die Zeit vertrieben. In einzelnen Städten legte man ihnen Geschichts- und Reisebücher vor; sie blieben unberührt. Die Schule hat für nichts den Sinn geweckt. Das Mißtrauen gegen den Geist ist eine der tiefsten Wunden des Landes. Die lächerliche Furcht, die Franzosen könnten zu gelehrt werden, hat im J. 1852 gemacht, daß man das Programm der Normalschulen beschnitt, welches doch so schon bloß den knappsten Anforderungen genug that. Seit 1789 hat sich das Land alle möglichen Freiheiten rauben, sich in die gefährlichsten Unternehmen hineintreiben lassen; einzig im Unterrichtswesen behauptete das Volk seine Freiheit im negativen Sinn. Die Repräsentanten sind immer in Allarm gerathen bei der Vorstellung von den Gefahren, welche der obligatorische Unterricht für den Bürger und Familienvater haben könnte. In den Jahren 1861 und 1867 noch wies der Senat des Kaiserreichs mit allen gegen eine Stimme Petitionen für den obligatorischen Unterricht ab.

England.

Sheridan als Lustspieldichter.

Die Duenna, übersetzt von Karl Biltz.*)

Die englische Dramaturgie hat vor einem Jahrhundert auf das Emporkommen der deutschen Classicität den segensreichsten Einfluß geübt: ja, man kann sagen, bei dem neudeutschen Drama Pathenstelle vertreten. Ein natürlicher Zug wahlverwandter Neigung lenkt heute noch wie damals in jenen Frühlingsstürmen unserer künstlerischen Wiedergeburt die Kenner des Bühnenfaches auf die Werke des anglo-sächsischen Genius hin und setzt, nachdem die deutsche Theaterdichtung wenigstens im ernsteren Drama freiere Schwingen entfaltet hat, das Einverständniß mit der Muse unserer überseeischen Nachbarn nicht ohne ersprießlichen Nutzen für die Heimat fort. Die Deutschen haben durch ihre literarische Umwälzung von 1770 ein nationales Drama wiedergewonnen, freilich in erster Linie, was die Tragödie anlangt, weniger im Lustspiel; denn es ist eine leidige Wahrheit, daß die deutsche Literatur eigentlich nur in Lessing's Minna von Barnhelm ein classisches Lustspiel besitzt. Es liegt in der Komödie der Engländer die Kraft einer unbefangenen, lebenswahren, ungekünstelten Heiterkeit, eines Humors, der des festen Bodens der ihn tragenden Verhältnisse bewußt, derb und keck in das Leben hineinschaut und diese naturwüchsige Komik ist es gewesen, die im Zeitalter unserer literarischen Sturm- und Drangperiode die Gemüther der nach Naturwahrheit ringenden Deutschen, namentlich von Shakespeare, so sehr entzückt und zu so vielfacher Nachahmung ermuntert hat. Und nicht blos die Deutschen, auch die Engländer des 18. Jahrhunderts waren auf Shakespeare wieder zurückgekommen; der berühmte Parlamentsredner Sheridan, der treue Streitgenosse seines Freundes Fox, ist in seinen Lustspielen ein hervorragendes Beispiel des Einflusses, welchen der Altmeister von Englands dramatischer Muse bei seinen Landsleuten wiedergewonnen hatte. Nicht alle dichterischen Leistungen von Richard Brinsley Sheridan zeigen den Stempel einer außergewöhnlichen Begabung, diejenigen aber, denen er im Felde der Bühnenliteratur seinen Ruf verdankt, haben unbeschadet ihrer Originalität einen warmblütigen Hauch von dem Geiste des größten Dramatikers aller Zeiten empfangen. Das beweisen seine besten Stücke: „Die Lästerschule" (The School of Scandal), „Die Nebenbuhler" (The Rivals) und vor Allem „Die Duenna" (The Duenna), ein dreiaktiges Lustspiel mit Gesang, gewöhnlich als Oper bezeichnet, 1775 entstanden und durch den für die damaligen Theaterzustände unerhörten Erfolg von 75 hintereinander folgenden Aufführungen gekrönt.

Sheridan's „Duenna" verdiente längst eine gewandte Reproduction zum Besten der deutschen Bühne; sie ist unter sämmtlichen Arbeiten ihres Verfassers am meisten im Style des Shakespeare'schen Humors geschrieben und vermeidet mehr, als das sonst bei Sheridan der Fall ist, die Härten der Charakterzeichnung und die allzu treue Copie des Alltagslebens, zwei Mängel, die sonst bekanntlich den englischen Lustspielen häufig genug anhaften und ihrer Wirkung auf das deutsche Gemüth Eintracht thun. Herr Dr. Karl Biltz in Berlin, welcher vor einigen Jahren unter dem Titel „dramatische Studien" (Potsdam, August Stein, Riegel'sche Buchhandlung) in drei Heften eine Reihe be-

*) Berlin, Paul Henning, 1872.

herzigenswerther dramaturgischer Discussionen veröffentlicht hat, ist kürzlich mit einer sehr lesbaren und dabei doch eng an das Original sich anschließenden Uebersetzung der „Duenna“ hervorgetreten, welche den genauen Kenner der Schreibart Sheridan's und den tüchtigen Aesthetiker verräth. Die Reproduction des Stückes, die der Vorgänger des Herrn Biltz, W. Hoffmann, in seiner deutschen Gesammtausgabe von „Sheridan's dramatischen Werken“ (Gotha 1828) geliefert hat, wünschte der gegenwärtige Uebersetzer besonders durch Schärfe und Genauigkeit des Ausdrucks zu überbieten, und obgleich die Hoffmann'sche Uebertragung nicht gerade für durchaus verfehlt gelten kann, hat sie in Folge der Freiheiten, die sich der Uebersetzer herausgenommen, ihre unleugbaren Schwächen und zwar Schwächen, wie sie jener Periode der Literatur eigenthümlich waren. Der große Fleiß, den Herr Biltz aufgewendet hat, gilt vorzüglich dem Bestreben, die Pointen der Intrigue in der Uebersetzung drastisch hervorzukehren; er will den Gedanken-Gehalt Sheridan's in möglichster Vollständigkeit zur Anschauung bringen, er hat nicht blos die Komik der Situationen, sondern auch den Humor des Dialogs im Auge und so gestaltet sich der einfache Stoff dieser doppelten Entführungs-Geschichte zu einem lebensvollen Bilde der dramatischen Entwickelung des Ganzen. Natürlich sind die Spanier und Spanierinnen von Sevilla unter Sheridan's Händen zu Engländern und Engländerinnen geworden, und der Uebersetzer hat sie in dieser Umformung aufrecht erhalten müssen. Der Diener Lopez ist ein Shakespeare'scher „clown“, die Duenna, welche für ihre Herrin die Rolle der Tochter des hartherzigen Vaters spielt, ein englisches Kammermädchen aus der Zeit Carl's II., aber das charakteristische Moment der englischen Bühnendichtung duldet es eben nicht anders, denn es wirkt in ihm eine des Autors Feder mit fortreißende nationale Kraft der Umschmelzung alles Ausländischen in das Einheimische. Jedes Bühnenwerk Sheridan's ist durch und durch englisch-national und läßt in der energischen Rücksichtslosigkeit, mit welcher er seine plastischen Typen hinwirft, den großen Oppositions-Redner des Unterhauses, der mit Fox in glänzendem Sarkasmus gewetteifert hat, vorausahnen. Daß Herr Biltz der humoristischen Seite und zugleich der englisch-nationalen Charakteristik bei Sheridan möglichst gerecht zu werden suchte, ist hiernach ein um so größeres Verdienst, indem auf diese Art überall die recht inhaltschwere Thatsache hindurchscheint, daß der geniale Bühnendichter und der empfindungsreiche Lyriker Sheridan (als welchen ihn nämlich die für den Gesang bestimmten Strophen in der „Duenna“ und im „Lager“ (the Camp) kundgeben) mit dem Parlamentsmitgliede für Strafford ein und dieselbe Person gewesen sind. Auch die Fehler und Uebertreibungen der Oppositions-Thätigkeit Sheridan's findet man übrigens in seiner Dramaturgie angedeutet. Er hat später in seinem Widerspruch gegen Pitt's Titanenkampf mit dem jakobinischen Frankreich öfters die angeerbten Eigenthümlichkeiten der Zustände seines englischen Vaterlandes maßlos herabgesetzt, und es ist nicht in Abrede zu stellen, daß seine Opposition zuweilen an das Unpatriotische gestreift hat. Deßgleichen war in der Zeit des amerikanischen Krieges jene Verspottung des englischen Heerwesens, die er sich in der Farce „St. Patrick's Day, or the Scheming Lieutenant“ („Der St. Patrickstag, oder der planmachende Lieutenant“) und vollends in dem Singspiel „The Camp“ herausgenommen hat, kaum zu entschuldigen. In Sheridan's Humor blitzt gar mancher Funke von Uebermuth; an tollen Unwahrscheinlichkeiten wie an der Komik des Lasters hat er nicht selten seine ergötzliche Freude, weshalb die Duenna dasjenige seiner Stücke ist, welches vor dem sittlichen Gefühl eines wahrhaft deutsch gesinnten Publikums noch am besten besteht. Charaktere von dem Schlage, der in the School of Scandal geschildert ist, werden immer abstoßend auf uns wirken, und wir wissen Herrn Biltz Dank dafür, in seiner literarhistorischen Einleitung zur Duenna dies nebst etlichen anderen dramaturgischen Ketzereien ohne Umschweif ausgesprochen zu haben. Möchte der wohlbegründete Geleitsbrief den der Uebersetzer in seiner Einleitung der nach Lord Byron's Versicherung „besten englischen Oper“ ausgestellt hat, der „Duenna“ in Bälde den Zugang zur deutschen Bühne eröffnen!

Trauttwein von Belle.

Italien.

Der italiänische „Werther“.

Wir Deutschen sind nicht nur stolz darauf, daß Goethe uns in seiner frühesten Jugendperiode die naiv-sentimentalen Geständnisse der „Leiden des jungen Werther“ geschrieben hat; unsere Literarhistoriker heben es auch noch mit Stolz hervor, daß dieser Passions-Roman in der italiänischen Literatur eine — wie Manche vielleicht sagen — sogar dreiste Nachahmung gefunden hat. Die „letzten Briefe des Jacopo Ortis“, von Ugo Foscolo, die zuerst 1802 in Mailand erschienen, haben allerdings mit dem ersten Romane Goethe's eine evidente Aehnlichkeit, indem sie erstens gleichfalls in Briefform geschrieben sind, zweitens eine gleich excentrische Auffassung von Natur- und Lebensanschauungen, Gemüthsstimmungen und Leidenschaften entfalten und drittens in der allgemeinen Entwickelung der Handlung und endlich im Abschlusse derselben durch constatirten Selbstmord geradezu als eine Imitation und Sujet-Uebertragung des berühmten deutschen Seelen-Problemes sich darstellen. Nur durch Einen Umstand unterscheiden sie sich von letzterem, und das ist der, daß die tragische Passion in ihnen einen zugleich und, man könnte sogar sagen, vorwiegend politischen Charakter entwickelt und daß dieser Charakter, mit den bestimmten Daten der Jahre 1797 bis 1799, in einer speciell historischen Physiognomie zum Ausdruck kommt. Wenn unsere Literarhistoriker in früheren Jahren, bei Gelegenheit ihrer Darstellungen des Einflusses Goethe's auf Ausland und Weltlage, den Vergleich mit der italiänischen Nachbildung des „Werther“ herbeizogen, so hatten sie, in Consequenz der correcten ästhetischen Wissenschafts-Principien das Recht und vielleicht sogar die Pflicht, den „idealistischen“ Vorzug der Goethe'schen Dichtung darin zu erblicken, daß dieselbe sich über den kleinlichen Händeln der realistischen oder gar ordinären Parteien-Wirklichkeit auf den höheren Standpunkt einer reinen allgemeinen Menschlichkeit erhebe, während man von des Italiäners Bastard-Dichtung wohl gar sagen konnte: ein politisch Lied ein garstig Lied.

Im Uebrigen war der Text selbst des „italiänischen Werther“ in Deutschland wenig bekannt geworden und erst 1847 erschien in Leipzig eine zweite Auflage einer deutschen Uebersetzung, die noch heute sicherlich nur in wenigen Bibliotheken zu finden ist. Nicht unzeitgemäß ist es darum, wenn die Verlagsbuchhandlung von Philipp Reclam in Leipzig in ihrer unglaublich billigen „Universal-Bibliothek“, in der sie die populärsten Werke von Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller, Kleist, Körner, Grabbe, Kotzebue, Iffland, Müllner, Hauff, Molière u. A. allen Kreisen des Publikums zugänglich gemacht hat, auch die „letzten Briefe des Jacopo Ortis“ jedem Literatur- und Geschichtsfreunde für wenige Silber-

groschen in die Hand giebt. Denn dieses völkerpsychologische Symptom einer romanischen Nation, deren patriotischem Heroismus wir, wenn auch indirekt, die gegenwärtige Neugestaltung unseres germanischen Vaterlandes mit zu verdanken haben, vom historischen Standpunkte aufzufassen, dürfte gerade jetzt zur Bereicherung und Aufklärung unserer Gesichtspunkte über internationale Geistesbeziehungen sehr wünschenswerth beitragen. Historikern und Literarhistorikern von Fach aber wäre es als eine zeitgemäße Wissenschafts-Aufgabe anzuempfehlen, die Bezüge dieses „politischen Werther" in allen ihren Einzelheiten auf chronologische Daten, thatsächliche Partei-Gruppirungen, literarhistorische Namen und geschichtliche Ereignisse dem großen Publikum darzulegen.

Ugo Foscolo, geboren 1777, ist einer der hervorragendsten Märtyrer des Gedankens der politischen Wiedergeburt Italiens.*) Er mußte nach der Restauration von 1815 sein Vaterland verlassen, fand in London ein Asyl und starb daselbst 1827. Nachdem der Gedanke seines Geistes-Heroismus realisirt worden war, hat König Victor Emanuel die Asche seines poetischen Vorkämpfers aus England abholen und am 24. Juni 1871 im nationalen Pantheon zu Florenz zwischen den Särgen von Alfieri und Michel Angelo beisetzen lassen. Dr. R. G.

Rußland.

Eine russische Literaturgeschichte.

Wenn wir dem uns vorliegenden Buche**) den für unsere Ueberschrift gewählten Titel auch nicht in dem Sinne geben können, daß es eine umfassende, erschöpfende Darstellung der Erzeugnisse der russischen Literatur enthalte, so verdient es die obige Bezeichnung doch gewiß in Rücksicht darauf, daß man sich in Deutschland bis in die neueste Zeit wenig um die russische Literatur in ihrem Zusammenhange bekümmert hat und daß Herrn Otto Glagau das Verdienst gebührt, einer der Ersten gewesen zu sein, die uns, wenn auch in gedrängter Kürze, ein Gesammtbild davon gegeben haben.

Die uns unter dem Namen „Die russische Literatur und Iwan Turgeniew" in Buchform gebotene Abhandlung ist uns nicht ganz neu; wir begegneten ihr schon einmal im Feuilleton der Nationalzeitung, aber sie erschien in dem Augenblicke, wo von Westen her ein Sturm losbrach, der uns in einer Weise in Anspruch nahm, daß kein Raum blieb für das Interesse an der Literatur unserer östlichen Nachbarn. Ist somit für die damaligen Leser der Arbeit ihr Eindruck verloren gegangen, so ist es um so dankenswerther, daß dieselbe jetzt in einer Buchausgabe ihnen und weiteren Kreisen zum nochmaligen und bleibenden Genusse zugänglich gemacht worden ist.

Der Mittelpunkt des Buches ist Turgeniew; der Verfasser hat es aber für nothwendig erachtet, auch seiner Vorgänger zu gedenken, einen Rückblick auf die Entwickelung der russischen Literatur zu werfen und auch Turgeniew's Nachahmer nicht unerwähnt zu lassen und so ist denn eine Geschichte der russischen Literatur oder wenn wir es noch genauer ausdrücken wollen, ein Leitfaden zur Geschichte der russischen Literatur entstanden.

Herr Glagau behandelt in seinem ersten Kapitel die Anfänge der eigentlichen russischen Literatur, die erst mit dem vorigen Jahrhundert durch Fürst Kantemir, einen geborenen Griechen, hervortreten, und geht alsdann auf Lomonossow, Derschawin, Karamsin, Krylow, Schukowski, Puschkin und Lermontow über. Ein zweites Kapitel ist den sogenannten Romantikern und Nationalliberalen gewidmet und beschäftigt sich mit Gribojedow's „Gore ot umà", „Gogol's Revisor", sowie mit der „Nordischen Biene" und den „Vaterländischen Annalen". Damit ist denn der Uebergang zum dritten Kapitel: „Aristokratische und volksthümliche Schriftsteller", zu Alexander Herzen, Kolzow u. s. w. gegeben; auch werden, als hierher gehörig, Gogol's Novellen einer eingehenderen Besprechung unterzogen. Demnach können diese drei Kapitel gewissermaßen als Einleitung betrachtet werden zu der nun folgenden ausführlicheren Behandlung Iwan Turgeniew's, der gleich den meisten russischen Dichtern und Schriftstellern der Aristokratie angehört, indem er der Sohn einer alten, mehrfach in der russischen Geschichte genannten Bojaren-Familie ist.

Der Verfasser giebt eine kurze Schilderung der Schicksale und des Lebensganges des 1818 geborenen Schriftstellers und geht alsdann mit dem „Tagebuch eines Jägers" beginnend, zu dessen einzelnen Arbeiten über. Glagau rühmt an dem von ihm mit besonderer Vorliebe behandelten Dichter mit vollem Rechte den Zauber der Sprache und die edle Einfachheit in Ausdruck und Darstellung, durch welche sämmtliche Novellen von Turgeniew einen ganz eigenthümlichen Reiz erhalten. Uns will es freilich bedünken, als wären Turgeniew's Helden doch allzusehr von „des Gedankens Blässe angekränkelt". Der Zauber der Sprache, geistreiche Aussprüche, Gedankenblitze und philosophische Betrachtungen können uns doch über eine gewisse Dürftigkeit der Handlung nicht hinweghelfen. Liebe und Ehe sind die beiden Probleme, über welche beinahe alle Helden unendlich viel moralisiren, die aber in keiner Novelle zu einer befriedigenden Lösung gebracht werden. Den Männern fehlt frische Thatkraft, den Frauen der sittliche, durch Erziehung und innige Familienbande gewährte Halt; überall begegnen wir einer von einer oberflächlichen Kultur übertünchten Rohheit. Die asiatische Wildheit hat nirgend den Proceß der echten Civilisation durchgemacht, sondern ihr ist französisches Raffinement aufgetragen worden, und so tritt uns überall das Bild einer Zersetzung entgegen, die begonnen, ehe eine Reife, ein Höhepunkt eingetreten war.

Ist aber dafür der Dichter verantwortlich zu machen? Wohl kaum. Turgeniew greift hinein in das Leben seines Volkes, er giebt uns Bilder aus dessen verschiedenen Gesellschafts-Schichten, er schildert mit ergreifender Wahrheit, und man könnte ihm höchstens den Vorwurf machen, daß er jetzt seit langer Zeit entfernt von Rußland weilt, den Pulsschlägen des dortigen Lebens nicht in unmittelbarster Nähe lauscht und den Umwandelungen, die sich seit dem Regierungs-Antritte des jetzigen Kaisers dort vollzogen haben, fern geblieben ist.

Herr Glagau widmet ein Nachwort den deutschen Nachahmern Turgeniew's: Karl Detlef, einer uns nach ihrem wahren Namen wohlbekannten Frau, der er, trotz mancher begründeten Ausstellungen, doch die wohlverdiente Anerkennung zu Theil werden läßt, und Sacher Masoch, mit welchem er in einer Weise in's Gericht geht, wofür ihm Alle danken müssen, denen es darum zu thun ist, unsere Literatur nicht von den ekelhaften

*) Zu vergleichen: Gervinus Geschichte des 19. Jahrhunderts, Bd. I, von 1855, über „vorbereitende geistige Bewegungen" bis 1820.

**) Die russische Literatur und Iwan Turgeniew, von Otto Glagau. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1872.

Ausgeburten einer wahnsinnigen Lüsternheit befleckt zu sehen. Mit vollem Rechte sagt er an einer Stelle von Sacher Masoch: „Seine Leibfarbe ist Roth, Blut- und Feuerroth, in die er Erde und Himmel, Natur und Menschen taucht." Und an einer andern: „Er kann sich nicht mehr überbieten, er kann uns nichts Neues mehr sagen, denn er hat angefangen mit dem Ende." Gut wäre es aber doch, er käme mit seinen Produktionen zum Schluß.

Aug. Boltz: Lehrgang der russischen Sprache.*)

Die vierte, völlig umgearbeitete Ausgabe dieses Werkes ist zugleich eine sehr verbesserte. Für den praktischen (bekanntlich nach Robertson's Methode bearbeiteten) Theil ist dieses Mal ein anderer Text gewählt, der sich durch einfach edeln, der Volkssprache möglichst angenäherten Stil empfiehlt. Auch alle Uebungssätze sind, wie früher, ausschließlich Texten entnommen. In dem, durch beide Bände sich gleichsam windenden etymologischen Theile hat Herr B. vorzugsweise Bußlajev's „Historische Grammatik der russischen Sprache", Sreśnevski's „Stofftheile zu einem vergleichenden und erläuternden Wörterbuch", und Fick's „Wörterbuch der indo-germanischen Grundsprache" benutzt. Ueberall giebt sich treuer Fleiß und eifriges Streben nach erschöpfender Gründlichkeit zu erkennen. Viel Lob verdienen auch die hier verwendeten russischen Typen von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Es mögen nun ein Paar kritische Bemerkungen folgen, deren Gegenstände jenseit des indo-germanischen Gebietes liegen B. 2, S. 107. Das unedlere löschad für Pferd kann recht wohl von dem türkischen alascha (welches aber nicht Wallach, sondern Schindmähre bedeutet!) abstammen**); nur muß dann noch at (türkisch Pferd überhaupt) hinzugenommen werden, damit der letzte Consonant nicht unmotivirt sei; aus alascha-at wurde lasch-at, dann löschad. Der edlere Ausdruck konj ist schon deswegen, weil er aus komonj entstanden, mit canterius u. s. w. nicht zusammenzuwerfen. Nachträglich (S. 190) gesteht der Verf. selbst, konj vertrage wohl kaum eine Zusammenstellung mit canterius u. s. w. Was bewegt ihn aber zu dem unglücklichen Postscriptum: „Doch könnte es direkt von der Wurzel kan (placken!) stammen"? Wir sollten doch meinen, die Abkunft von komonj, dem eine Wurzel kan unmöglich zum Grunde liegt, müsse solcher Vermuthung einen Riegel vorschieben. — S. 124. Das tatarische uglan, ulan heißt nicht Krieger, sondern Knabe, junger Bursche. — S. 132. Die hier versuchte Ableitung des Wortes polk läßt sich zwar hören, aber wenigstens gleichen Anspruch auf Erzeugung desselben macht das türkische bölük, Truppencorps, von der Wurzel böl abtheilen! Vgl. unser Division. — S. 205. Die Reiff'sche Identifizirung des Wortes kniga Buch mit dem king der Chinesen (denn so und nicht kinga ist zu lesen!) ist schon deshalb abenteuerlich, weil dieses king gar nicht Buch, sondern Aufzug des Gewebes, dann Richtschnur, Norm bedeutet und nur uneigentlich für Werke von stereotyper Gültigkeit und Autorität im Gebrauche ist. S.

*) Berlin, R. Gärtner, 1871.

**) Die Mandschu besitzen alaschan im gleichen Sinne.

Nord-Amerika.

Bayard Taylor's Maskerade der Götter. — Amerikanische Buchhändler und Schriftsteller.

Unter den neuesten Erscheinungen in der Literatur der Vereinigten Staaten von Amerika ist ein eigenthümliches Gedicht von Bayard Taylor*), „die Maskerade der Götter", besonders hervorzuheben. Der auch in Europa wohlbekannte Dichter und Tourist läßt in dem genannten Gedichte die verschiedenen Gottheiten der verschiedensten Völker und Zeiten als dramatische Personen auftreten und tiefsinnige Zwiegespräche halten; die Rolle des Chors übernehmen Berge, Meere und Flüsse, Felsen und Höhlen, Bäume, Schlangen und Wölfe. Orphische Melodien durchziehen das Ganze. Die verschiedenen Gottheiten schildern ihre Macht; als höchste aber erscheint schließlich die Gottheit der Liebe (Divine Love), wie sie den Menschen lehrt, durch Arbeit und Ausdauer, durch unablässiges Forschen nach Wahrheit in Demuth und Liebe seinen Beruf zu erfüllen. So sagt z. B. zum Schlusse der Mensch zum Gott der Liebe:

„Chide us not: be patient: we
Are children still, we were mistaken oft,
Yet we believe that in some riper time
Thy perfect Truth shall come."

(Schilt uns nicht: sei langmüthig: wir sind noch Kinder und haben oft gefehlt; doch wir vertrauen, daß in vollkommeneren Zeiten deine ganze Wahrheit uns offenbar werden wird). Und die Gottheit antwortet:

„Wait! Ye shall know."

(Harret aus! Ihr werdet zur Erkenntniß kommen).

Es war ein seltsamer Gedanke Taylor's, die tiefsten metaphysischen Fragen in dramatisch-lyrischer Form zu behandeln; und es läßt sich auch nicht leugnen, daß seine Poesie der Fülle der angeregten Gedanken kaum gleich kommt, obschon seine Verse nicht selten einen wunderbaren Reiz besitzen. Die erste Scene spielt auf dem hohen Tafellande Indiens, wo man bei hellem Mondschein in der Ferne die schneebedeckten Gipfel des Himalaya, des Hindukuh und des Küenlün erblickt; die zweite dagegen auf den Ruinen eines dorischen Tempels am Aegäischen Meere; die dritte endlich in einer weiten Gegend, die von den Strahlen der aufgehenden Sonne erleuchtet wird. Von Gottheiten treten z. B. auf: Brahma, Baal, Elohim, Ormudz, Ahriman, Odin, Manito, Jupiter, Apollo, Immanuel, der Gott der Liebe; dazwischen erheben Land und Meer, Flüsse, Berge und Thäler ihre Stimmen. Das ganze Gedicht ist gleichsam ein Lobgesang auf die das Weltall umfassende göttliche Liebe.

Ein anderes interessantes Werk, das ebenfalls bei Osgood u. Co. erschien, hat einen der bedeutendsten Buchhändler Amerikas, Herrn James T. Fields, zum Verfasser. Dieses Buch behandelt unter dem Titel „Erlebnisse mit Schriftstellern"**) die vielfachen Berührungen und Beziehungen, in denen Herr Fields zu amerikanischen und europäischen Autoren von Bedeutung und Ruf stand; manche Theile desselben sind jedoch früher schon in der bekannten Monatsschrift „Atlantic Monthly" zum Abdruck ge-

*) „The Masque of the Gods", by Bayard Taylor. Boston, Osgood & Co., 1872.

**) „Yesterdays with Authors", by James T. Fields. Boston, Osgood & Co., 1872.

kommen. Der Verfasser macht freigebig, vielleicht hier und da etwas zu freigebig, von der Veröffentlichung von Briefen Gebrauch, die er mit noch lebenden Schriftstellern wechselte und die keinenfalls immer und in ihrem ganzen Umfange für die Oeffentlichkeit bestimmt waren. Sicherlich ist sein Buch dadurch sehr pikant geworden und wird Allen, die literarische Anekdoten lieben, gefallen; an manchen Stellen erinnert es stark an Boswell's naive Erzählungsweise und an die anziehend geschriebenen „Erinnerungen" von Henry Crabb Robinson. Aeußerst interessant ist unter Anderem, was er über Dickens, Thackeray, Hawthorne und Miß Mitford mittheilt. Der Briefwechsel mit der letztgenannten Dame enthält oft komische Sachen; unter ihren Schwächen ist z. B. ihre übertriebene Liebe zu Hunden zu erwähnen, und sie erzählt oft in ihren Briefen an Fields die wunderbarsten Dinge über Hunde. Einmal läßt sie sich sogar zu den Worten hinreißen: „Ich betrachte mit Verwunderung und Mitleiden den Menschen, der ein hündeloses Leben führen kann" (I regard with wond-ring pity the man who can lead a dogless life). Im Uebrigen zählt bekanntlich Miß Mitford nicht zu den schlechten Schriftstellern Englands.

Zum Schlusse wollen wir noch auf ein Werk von Francis S. Drake*) aufmerksam machen, in welchem kurze biographische Skizzen von amerikanischen Männern und Frauen gegeben sind, die sich auf dem Gebiete der Wissenschaften, der Kunst, der Literatur, der Politik u. s. w. nur irgendwie bekannt gemacht haben. Ein starker Octav-Band von 1019 Seiten enthält Berichte über mehr als 10,000 Personen, von denen eine gute Anzahl längst der Vergessenheit anheimgefallen ist oder doch bald — und zwar mit Recht — anheimfallen wird. Selbstverständlich sind, bei einer solchen Unzahl von Personen, lebenden und gestorbenen, die biographischen Schilderungen der meisten äußerst mager ausgefallen; auch fehlt es hier und da an kleinen Irrthümern nicht. Im Ganzen aber ist das Buch mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit geschrieben und wird in der amerikanischen Literatur immerhin eine Lücke ausfüllen. Rudolf Döhn.

*) „Dictionary of American Biography", by Francis S. Drake. Boston, Osgood & Co., 1872.

Morse, der Erfinder der elektrischen Telegraphen.

Am 3. April starb in Poughkeepsie bei Newyork der Erfinder der elektrischen Telegraphen, der praktische Amerikaner, der die Entdeckung der europäischen Wissenschafts-Männer Oerstedt, Schauß und Steinheil zu einer Quelle des Nutzens und zum Verbindungsmittel der Völker der Erde gemacht hat. Wir geben nach amerikanischen Blättern (insbesondere nach dem „Newyorker Demokrat") nachstehend die Geschichte der Erfindung Morse's:

Professor S. F. B. Morse war zu Charlestown im Staate Massachusetts am 27. April 1791 geboren. Sein Vater war dort Prediger und hatte sich, als Geograph und Verfasser von Lehrbüchern der Erdkunde, literarischen Ruf erworben. In seinen Jugendjahren zeigte Morse große Vorliebe für die Kunst und faßte er, nachdem er im Jahre 1810 das Yale College absolvirt hatte, den Entschluß, sich der Malerei und Bildhauerei zu widmen; er unternahm zu diesem Zwecke eine Reise nach England, wo er unter Benjamin West Studien machte. Er zeigte unbestreitbares Talent für die Kunst, und ein von ihm hergestelltes Modell eines sterbenden Herkules trug ihm eine goldene Medaille ein. Indessen war es weder die Malerei noch die Sculptur, durch welche sein Name groß werden und auf die Nachwelt kommen sollte. Es war ihm vielmehr vorbehalten, die Schranken des Erdenraumes niederzubrechen und „einen Gürtel um die Erde zu ziehen", der die Völker einander gewissermaßen auf Sprechweite nahe gerückt hat.

Die erste Idee zu der Erfindung faßte er auf einer Fahrt von Europa nach Amerika, die er auf dem französischen Schiffe „Sully" im October 1832 unternahm. Es war dies um die Zeit, als die Eigenschaften der Elektricität und die Verwendung dieser Naturkraft zum Besten des Menschengeschlechtes viel von sich reden machte. Auf demselben Fahrzeug befanden sich Dr. Jackson von Boston (Erfinder des Chloroform) und eine Anzahl anderer gelehrter Köpfe, die das Problem erschöpfend diskutirten. Ehe das Fahrzeug noch das amerikanische Gestade erreicht hatte, war der Telegraph und auch ein Apparat für Absendung von Depeschen und für die Vormerkung der Signale in der Theorie erfunden.

Die Herstellung eines solchen Apparates, nämlich die Erfindung eines sogenannten Drucktelegraphen-Instrumentes, ist das eigentliche Verdienst Morse's. Er stützte sich dabei selbstverständlich auf mancherlei Resultate, die schon von anderen tüchtigen Köpfen auf dem Gebiet der Elektricität gewonnen worden waren — hatte doch schon Benjamin Franklin erfolgreich mit der neuentdeckten Kraft experimentirt! —, allein sein wirkliches Verdienst als Erfinder des ersten Telegraphen-Instruments, ohne welches kein Telegraph möglich gewesen wäre, konnte ihm selbst von Dr. Jackson nicht streitig gemacht werden, der einen prominenten Antheil an der theoretischen Erfindung des Telegraphen beanspruchte. Es gelang Morse erst im Jahre 1835, einen Telegraphen von einer halben Meile Länge (der Draht war im Kreise in einem Zimmer aufgezogen) herzustellen; anfänglich konnte er auf diesem Telegraphen Depeschen bloß in einer Richtung übermitteln; später gelang ihm die Uebermittelung von Depeschen auf einem und demselben Draht in zwei Richtungen. Nachdem die Erfindung praktisch ausgeführt war, folgte für Morse eine Reihe von bitteren Täuschungen; nur Wenige wollten an den praktischen Werth der Erfindung glauben, und es fehlten dem Erfinder alle Mittel, um einen Telegraphen in größerem Maßstabe herzustellen, und zu beweisen, daß sich derselbe gut rentiren müsse. Vergeblich wandte sich Morse an den Congreß, vergeblich suchte er in England und Frankreich die Zweifler von dem Werthe seiner Erfindung zu überzeugen.

Im Jahre 1843 begab er sich nochmals mit zagendem Herzen nach Washington, aber auch diesmal schien ihm die launische Glücksgöttin nicht hold. Schon hatte er alle Hoffnung auf die Intelligenz seiner eigenen Landsleute aufgegeben und wollte, um eine Täuschung reicher, von Washington abreisen, als ihm eines Morgens ganz unerwartet die Mittheilung wurde, daß der Congreß in der vorhergehenden Nachtsitzung 30,000 Dollar für die Herstellung eines Experimental-Telegraphen bewilligt habe. Die Verhandlungen, die in Verbindung mit dieser Bewilligung im Congresse stattfanden, zeigten klar, daß es auch unter den sonst gegen Neuerungen und neue Erfindungen nicht eben mißtrauischen Amerikanern gar manche Leute giebt, die mit derselben Hartnäckigkeit an Vorurtheilen festhalten und sich über das, was sie nicht verstehen, in hochmüthiger Weise lustig machen, wie die am alten Zopfe hängenden Angehörigen und Vertreter irgend einer anderen weniger fortgeschrittenen Nation der alten Welt. Einige Congreß-Mitglieder machten sich in der Debatte über die Bewilligung gründlich lächerlich, und Cave Johnson wurde

durch seine Opposition gegen die Erfindung geradezu unsterblich; dieser Herr hätte gern gehabt, daß wenigstens die Hälfte der Summe zur Anstellung von Experimenten mit dem Mesmerismus verwendet worden wäre. Mit der Beschaffung von Geld hatte jedoch Morse keineswegs alle Hindernisse besiegt; die Herstellung eines Telegraphen für eine längere Strecke (zwischen Washington und Baltimore) war mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft, die noch dadurch erhöht wurden, daß Morse auf den unglücklichen Gedanken kam, den Draht in Bleiröhren einzuschließen und die letzteren in den Boden zu vergraben. Dies Verfahren erwies sich um so unzweckmäßiger, je weiter die Arbeiten an der Linie fortschritten; schließlich mußte man, nachdem von der Bewilligung bloß 7000 Doll. übrig waren, an einen anderen Plan der Herstellung des Telegraphen denken.

Man gab das System des Röhrenlegens auf und kam auf die glückliche Idee, den Draht über hohe Stangen laufen zu lassen, wie jetzt noch bei allen Telegraphen der Fall ist. Für das neue Verfahren gebührt Herrn Esra Cornell, der schon früher dem Erfinder mit Rath und That in erfolgreichster Weise beigestanden hatte, ein großer Theil des Verdienstes; die erste Depesche wurde am 27. Mai 1844 über den Draht zwischen Washington und Baltimore befördert; die ganze Einrichtung erwies sich noch als sehr mangelhaft, indessen war die Ausführbarkeit des Projekts klar bewiesen. Kaum war jedoch dieser Beweis geliefert, als für Morse ein neuer Kampf begann: man erlaubte sich von vielen Seiten Eingriffe in seine Patentrechte, suchte ihm auf's neue den Ruhm und die Ehre der Erfindung streitig zu machen und eine Zeit lang maßten sich andere Unternehmer von Telegraphen die Früchte der Erfindung an. Schließlich jedoch wußte Morse auch diese Schwierigkeiten zu besiegen, und wenn er durch seine Erfindung auch nicht gerade übermäßig reich wurde, wie Andere, die die Erfindung später besser auszubeuten wußten als er, so zählt er doch zu den wenigen Glücklichen, die, nachdem sie der Welt eine wichtige Erfindung geschenkt, nie erfahren haben, was darben heißt, und die, je mehr die Wichtigkeit ihrer Erfindung erkannt wurde, bei Lebzeiten mit Ehren überhäuft worden sind. Er erhielt Orden, Auszeichnungen und Ehren von allen Monarchen und Regierungen der Welt, und auch an pecuniären Anerkennungen fehlte es nicht.

Auf Anregung Frankreichs traten in Paris die Vertreter der bedeutenden europäischen Regierungen zu einem Congreß zusammen und beschlossen, die Ueberreichung eines Ehrengeschenks im Betrage von 400,000 Doll. an den Erfinder. Von seinen Landsleuten wurde ihm 1871 im Centralpark von Newyork ein Monument gesetzt, welches mit einer Festrede des greisen Dichters W. C. Bryant enthüllt wurde. Abends fand in der Academy of Music eine Ovation zu Ehren des Erfinders statt, wobei dieser eigenhändig in telegraphische Communication mit allen bedeutenderen Städten der Vereinigten Staaten und Canada's und auch mit europäischen Hauptstädten trat. Morse ist auch der Erfinder des ersten submarinen Telegraphen-Kabels, das im October 1842 im Hafen von Newyork gelegt wurde, also zu einer Zeit, als noch kein Landtelegraph bestand. Das Experiment fiel so günstig aus, daß Morse in einem Brief an den Finanzsecretär schon damals die Möglichkeit der Ausführung des Projekts voraussagen konnte, welches später Herrn C. W. Field Ruhm, Ehre und — Geld einbrachte. In der letzten Zeit lebte Morse in Zurückgezogenheit zu Poughkeepsie; wenn sich seine ehrwürdige Gestalt hin und wieder bei öffentlichen Versammlungen zeigte, so wurde der Erfinder stets von allen Seiten mit der größten Distinction behandelt und durch Ehren ausgezeichnet.

Kleine literarische Revue.

— **Henneke Knecht.***) Ein im 16. Jahrhundert entstandenes und viel gesungenes, niederdeutsches Volkslied ist das von Henneke, dem Knecht, dem es am Pflug und in der Tenne zu wohl war, und der nun, trotz aller Abmahnungen der Seinen, wie der Esel, auf's Eis ging, d. h. hinaus auf die hohe See. Doch kaum ist er am Bord des Seeschiffes, als ihm gewaltig übel und der Tausch überaus leid wird, so daß er in des Herzens Angst ausruft:

„Och, is hyr nu neimant bekant,
Dei mek bringt in's Bronswyker Lant,
Ik wilt öme wol belonen:
Ik wil öme geven myn haversaat
Derto en scheppel mit Bonen."

Und der das Lied zur Warnung für Alle, die, gleich Henneke, unberufenerweise hinaus auf die See möchten, dichtete, hat den Knecht auch wieder nachhause gebracht. — Die vierzehn Strophen dieses Liedes, von denen Obiges die dreizehnte ist, hat Hoffmann von Fallersleben, von linguistischen Anmerkungen begleitet, nach den ältesten vorhandenen Handschriften edirt, und zwar verbunden mit einer alten, sehr naiven lateinischen Uebersetzung des Liedes und mit einem ähnlichen, die deutschen „Hansken" vor der grimmigen See warnenden niederdeutschen Volksliede im Antwerpener Liederbuche von 1544. Daß man von den Niederlanden aus damals dergleichen Spottlieder, wodurch die deutschen Landratten von Seefahrt und Seehandel abgeschreckt werden sollten, zu verbreiten liebte, ist leicht erklärbar; für unsere Zeit haben sie jedoch nur den Werth alberner Curiositäten. Herr Franz Lipperheide, der Verleger der ausgezeichneten Sammlungen deutscher Volkslieder des jüngsten Krieges, sowie der Kämpfe von 1813—15 und des siebenjährigen Krieges, hat diese kleine Publication des greisen Hoffmann splendid ausgestattet und ihr dadurch einen gewissen äußerlichen Werth verliehen.

— **Longfellow's Hiawatha.****) Herr Professor Knortz, durch sein Werk über die Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer rühmlichst bekannt, hat Longfellow's berühmte epische Dichtung mit dem glücklichsten Erfolg in's Deutsche übertragen. Eine wissenschaftliche Einleitung und zahlreiche Anmerkungen zu der Uebersetzung bezeugen wieder, gleichwie in dem gedachten Buche der Märchen und Sagen, die vertraute Bekanntschaft des Herrn Knortz mit den Sprachen, Sitten und Gewohnheiten der nordamerikanischen Indianer. Die von Schoolcraft gesammelten Mythen der Letzteren brachte Longfellow im Hiawatha in einen, zwar etwas lockeren Zusammenhang, doch ist uns dadurch eine interessante übersichtliche Darstellung des Gemüthslebens und der originellen Anschauungen der Indianer geliefert. Hiawatha ist der Erfinder der Pictographie der Autochthonen; er brachte seinem Volke den Mais, lehrte ihm den Gebrauch der Kräuter, das Segnen der Kornfelder, das den Spinnen abgesehene Flechten und Weben der Netze ꝛc. Er bekämpfte die seinem Volke feindseligen Riesen und die fiebersendenden Manitos. Sein zauberisches Canoë brachte ihn mit Blitzesschnelle an jeden gewünschten Ort.

*) Ein altes, niederdeutsches Volkslied, herausgegeben mit der alten lateinischen Uebersetzung und mit Anmerkungen von Hoffmann von Fallersleben. Berlin, Franz Lipperheide, 1872. (24 S. gr. 4.)

**) Der Sang von Hiawatha, von W. H. Longfellow. Uebersetzt, eingeleitet und erklärt von Karl Knortz. Jena, Costenoble, 1872.

Die Sprache der Thiere verstand er so gut, wie die der Menschen; ja, er konnte sich selbst zur Erreichung seiner Zwecke in irgend ein beliebiges Thier verwandeln. Die Spuren Hiawatha's werden von den Indianern in vielen ihrer Berge, Thäler, Klippen, Felsen, Schluchten ꝛc. gefunden und göttlich verehrt.

— **Zur englischen Literatur.** Von der nach Art der Tauchnitz-Ausgaben jetzt auch in Berlin im Verlage von A. Asher u. Co. erscheinenden Copyright Edition of British and American Authors liegt uns gegenwärtig „Satanella, by White Melville" vor, eine Arbeit, für die wir uns aber durchaus nicht erwärmen können. Indessen sind in demselben Verlage gleichzeitig sehr unterhaltende Werke von George Macdonald (Wilfred Cumbermede) und Rhoda Brougton (Good-bye Sweat-heart*) erschienen, die wir mit Vergnügen empfehlen.

Ebenso machen wir auf die von Dr. F. H. Ahn für den Gebrauch von Schulen herausgegebenen und mit Vorreden, biographischen Notizen und sonstigen Erläuterungen versehenen britischen und amerikanischen Standard Authors**) aufmerksam. Der uns vorliegende fünfte und sechste Band enthalten eine Auswahl aus den Werken von Tennyson, Longfellow, Poe und Bryant.

— **Morgenländische Dichtungen von F. X. Seidl.*****) Angeblich nach einem Original-Manuscript bearbeitet, liegt uns von Herrn F. Xav. Seidl ein Strauß orientalischer Dichtungen vor, die in der Weise Friedrich Bodenstedt's deutsche Gedanken mit morgenländischen Formen sehr anmuthig verbinden. Das Gedicht „Arabia Felix" eröffnet einen Einblick in das Land „sagengeheiligt und groß, duftig von Märchen umweht", während das Folgende: „Mohamed" aus dem Leben des Propheten eine Reihe von Bildern liefert. „Fata Morgana", „Gülbahar", „Rhodus", „Beim Tanze" und „Alkoran der Liebe" sind die Ueberschriften und bilden die Stoffe der übrigen Bilder des Orients, die einen überaus poetischen und anmuthigen Eindruck machen.

— **Preußisches Schulblatt, von Seyffarth.** Diese vom Rector L. W. Seyffarth herausgegebene Monatschrift,†) die zugleich das Organ des Pestalozzi- und des Lehrer-Vereins der Provinz Brandenburg, sowie des Landesvereins preußischer Volksschullehrer ist, hat mit dem soeben erschienenen Juni-Hefte ihren dritten Band vollendet und fährt fort, ihren Charakter als ein freisinniger, aber von echter christlicher Pietät und Menschenliebe erfüllter Schulmänner-Sprechsaal zu bewähren. Dieser dritte Band ist namentlich reich an belehrenden Aufsätzen, worunter wir besonders die „pädagogischen Reisebriefe aus der Schweiz", zur Aufsuchung der Spuren und Reliquien Pestalozzi's, hervorheben. Ein von H. Bohm geschriebener Nekrolog Wilhelm Steinert's, dieses im vorigen Jahre zu Berlin verstorbenen, hochbegabten Volksschullehrers, der sowohl wegen seiner ursprünglichen Thätigkeit als einfacher Handwerker, wie wegen seiner großen populären Redner- und Belehrungs-Gabe, vielfach mit Benjamin Franklin verglichen worden ist, verdient in weiten Kreisen gelesen zu werden. Herr A. Petsch hat eine sehr beachtenswerthe „Mahnung an die größeren Stadtgemeinden in Preußen" geliefert, und vom Herausgeber selbst rühren eine große Anzahl von Weckrufen zur Befreiung und Erweiterung der Volksschule her. — Wir halten es für unsere Pflicht, von Zeit zu Zeit auf diese lehrreiche Monatschrift hinzuweisen.

— **Die Zeitschrift „Auf der Höhe".** Die Verlagshandlung dieser von Frau Jeanne Marie von Gayette-Georgens und Herrn J. D. Georgens herausgegebenen Zeitschrift hat uns wieder eine Anzahl Nummern zugesandt, welche uns den Beweis liefern, daß dieselbe sich fortdauernd auf der Höhe ihrer Aufgabe erhält und namentlich für ein weibliches Publikum sehr viel Anziehendes und Bildendes in artistischer und literarischer Beziehung enthält. Näher auf den Inhalt einzugehen, vermögen wir jedoch nicht, da es uns hierzu an Raum gebricht und wir daher auch die betreffenden Wünsche anderer uns zugesandten Zeitschriften nicht zu erfüllen vermögen.

*) Jedes Werk in zwei Octavbänden (à 15 Sgr.).

**) Leipzig, Ernst Fleischer (C. A. Schultze), 1872.

***) Dichtungen vom Morgenlande. Nach einem Original-Manuscripte bearbeitet von Fr. Xav. Seidl. Regensburg, Forchthammer.

†) Berlin, G. W. F. Müller. (Preis 22½ Sgr. für drei Monatshefte von je 4 Bogen 8.)

Literarischer Sprechsaal.

In der „Allg. Ztg." (Nr. 174, Beilage) polemisirt Herr Prof. Heinrich Düntzer gegen die in Bonn erscheinende „Deutsche Reichszeitung", (die, gleich der Berliner „Germania", ihren Namen wie lucus a non lucendo führt), weil dieselbe, bei Gelegenheit einer Kritik der Eröffnungsfeier der Straßburger Universität, sich erlaubt hatte, die Sesenheimer Idylle als eine unsaubere Geschichte zu bezeichnen und Goethe's, wie Friederike Brion's Namen auf das Gemeinste zu beschmutzen. Es ist die nichtswürdige Verleumdung, daß Friederike nach Goethe's Abgang von Straßburg einen unehelichen Sohn geboren, zwar auch schon in früherer Zeit ausgesprochen, aber längst als eine Erfindung der Deutschen-Feinde im Elsaß nachgewiesen worden. Die „Deutsche Reichszeitung" scheut sich jedoch nicht, gerade in dem Moment, wo an Goethe's Aufenthalt in Straßburg eine der edelsten Erinnerungen an die alte Deutschheit des Elsaß und seiner Universität geknüpft worden, jenen schmutzigen Klatsch neu aufzuwärmen, selbst auf die Gefahr hin, daß man dem ultramontanjesuitischen Blatte eine andere Verleumdung: es sei ein katholischer Pfarrer und nicht Goethe gewesen, der sich an der Unschuld der engelreinen Friederike versündigt habe, entgegenhalte.

Die Revue politique et littéraire (15. Juni, Umschlagbogen) bringt in französischer Uebersetzung ein Bruchstück aus einer italiänischen Nachahmung des bekannten zopfstiligen englischen Zukunfts-Romanes „The Battle of Dorking", in welchem letzteren die Landung einer deutschen Armee in England, die Vernichtung der englischen Flotte und der durch die Schlacht von Dorking herbeigeführte Untergang des britischen Weltreiches im J. 1890 geschildert wird. Das Ganze ist in das Gewand der Erinnerungen eines Veteranen gekleidet, der im J. 1900 seinen Enkeln diese abgeschmackte Geschichte erzählt. Der Erfolg aber, den das Buch in England gehabt, hat, wie wir von der vorgenannten Revue erfahren, sowohl in Italien, als in der französischen

Schweiz zu Nachahmungen Anlaß gegeben, die gerade so geistreich zu sein scheinen, wie ihr englisches Vorbild, nur mit dem Unterschiede, daß die Italiäner im J. 1890 nicht, wie die Engländer, von den Deutschen, sondern von den wieder glorreich die Welt beherrschenden Franzosen besiegt werden. Die Schweizer dagegen werden von den Preußen vernichtet, welche, dem Genfer Ammenmärchen zufolge, in Bern einziehen und sich die berühmten historischen Bären des dortigen Zwingers für ihre von Albrecht dem Bären gegründete und noch heute mit seinem Wappenthier geschmückte Hauptstadt Berlin holen.

Der Italiäner hat seiner Geschichte das Gewand der Erzählung eines Küstenwächters gegeben, der in seiner Jugend Seemann gewesen und im J. 1866 in der Schlacht von Lissa mitgekämpft hatte. Der Mann ist aber weder von der damaligen, noch von der um 25 Jahre späteren See- und Landmacht Italiens sehr entzückt. Er hat bereits bei Begründung des neuen Königreichs dasselbe mit seinem Heere von unkriegerischen Offizieren, Soldaten und Seeleuten, mit seinem Troß von vaterlands- und gewissenlosen Civilbeamten, als ein auf Sand erbautes Gebäude erklärt, und seine damaligen, augenscheinlich von römisch-clericalen Phantasieen unterstützten Prophezeiungen haben sich seitdem vollständig erfüllt. Die Franzosen haben den ihnen vor zwanzig Jahren von den Italiänern bewiesenen Undank nicht vergessen, der sich ja sogar bis zu einem Bündnisse mit den Erzfeinden Frankreichs, den Preußen und den Deutschen, steigerte. Als nun der Krieg von 1890 ausbrach, war die italiänische Armee, obwohl 450,000 Mann stark und 50,000 Freiwillige zählend, eine durchaus ungeübte Truppe; ihre Flotte gar war in der deplorabelsten Verfassung, und als sich Italien nach der Hülfe des verbündeten Deutschland umsah, erklärte dieses, für das Land, wo die Citronen blühn, beten zu wollen — wahrscheinlich hatten Windthorst und Mallinkrodt die Oberhand in Berlin gewonnen — aber nichts weiter für dasselbe thun zu können. Sehr bald hatten die Franzosen daher, nachdem ihre Flotte eine Seeschlacht im Tyrrhenischen Meere gewonnen hatte, unter Umgehung der an den Alpen aufgestellten italiänischen Hauptarmee, eine Landung bei Piombino bewirkt, und in sehr kurzer Zeit war vom Königreiche Victor Emanuel's nichts mehr übrig: Sardinien und Sicilien hatten sich selbständig gemacht, in Neapel herrschte die Revolution, und die Hälfte von Ligurien, mit Einschluß von Genua, blieb in den Händen der Franzosen.

Ueber die armenischen „Altkatholiken" wird aus Konstantinopel geschrieben: Schon seit langen Jahren hatte ein Häuflein armenischer Patrioten in Wien und auf der Insel San Lazaro bei Venedig Anstalten zur Pflege der armenischen Sprache, Literatur und Geschichte gegründet; die thätigen Mechitaristen waren aber von jeher im Vatican schlecht angeschrieben, denn sie hatten die unerhörte Anmaßung, Armenier sein zu wollen, während sie sich mit der einfachen Bezeichnung Katholiken hätten begnügen sollen. Die in geräuschloser Beharrlichkeit ausgeführten Werke der Mechitaristen hatten die Keime längst gepflanzt, und die in den letzten Jahren immer mehr hervortretenden Anmaßungen des Vaticans, die Uebergriffe des armenischen Vikars des Papstes, Hassun, auf weltliches Gebiet, die unwürdige Behandlung der orientalischen Bischöfe auf dem römischen Concil und schließlich die Verkündigung des Dogmas von der päpstlichen Unfehlbarkeit brachten diese Keime zur vollen Reife und das Schisma war offenkundig. Aber es war ein harter Kampf. Der Vatican rüstete seine Bannstrahlen, die Excommunicationen wurden verkündigt, Einschüchterungen und Drohungen aller Art fehlten nicht, aber die Altkatholiken hielten Stand. Kürzlich (am 13. Mai) ist ihnen nun von Seiten der Pforte in Konstantinopel die Nachricht zugegangen, daß ihre Unabhängigkeit vom römischen Papst durch den Sultan anerkannt werde und sie demgemäß einen eigenen Patriarchen zu wählen haben. Ihr Jubel ist groß, und bei einem in Folge dessen veranstalteten Festmahle wurden dem Fürsten Bismarck und dem Feldmarschall Grafen Moltke, deren deutschen Siegen sie ihren Erfolg zu verdanken glauben, begeisterte Toaste ausgebracht.

Die sogenannte Frauenfrage, oder vielmehr die Sache der Verbesserung des weiblichen Unterrichts zur Förderung des Erwerbes, hat in England einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan, indem sich dort kürzlich eine mit den reichsten Kräften und Mitteln ausgestaltete „National Union for Improving the Education of Women of all Classes" gebildet hat, welcher Verein sofort zur Herstellung von Schulen aller Art für Mädchen und Frauen geschritten ist. Präsidentin dieses Vereins ist eine Tochter der Königin Victoria, Prinzessin Louise, Gemahlin des Marquis von Lorne, und mit ihr befinden sich im Vorstande der Bischof von Exeter, der Dechant von Westminster, sowie mehrere der angesehensten Lords und Gentlemen. Neben dem Vorstande fungirt ein ausführendes Centralcomité von 27 Mitgliedern, von welchen eilf dem weiblichen Geschlecht angehören, und dessen Vorsitzende die durch ihre Bestrebungen um die Verbesserung des Looses der Frauen hochverdiente Mrs. W. Grey ist. Zu Girton bei Cambridge befindet sich unter dem Patronate des Vereins ein Frauen-College (Gymnasium), und im Südwesten von London wird demnächst eine öffentliche Tagesschule für Mädchen zu Stande kommen, zu deren Gründung und Erhaltung vom Vereine Zuschüsse geleistet werden. Nicht minder liegt es im Plane, in der Hauptstadt und in der Provinz zahlreiche Mittel- und „Grammar"-Schulen, sowie technische Unterrichts-Anstalten für Mädchen herzustellen und dafür zu sorgen, daß die ausgebildeteren Schülerinnen auch bei den Universitäten Gelegenheiten zum Examen finden. Die Times vom 11. Juni, die in einem besonderen Artikel über die Frauen-Frage, welcher gegenüber sie sich bisher sehr kühl verhalten, ihre Freude über die Gründung der „National-Union" zu erkennen giebt, sagt bei dieser Gelegenheit, augenscheinlich unter Anspielung auf Professor Stuart Mill: „Die Zwecke des Vereins können alle ohne große Theorieen und ohne philosophische Erklärungen der Menschenrechte erreicht werden; das Erziehungswesen ist eine Sache mehr der Prosa, als der Poesie, mehr der praktischen Durchführung, als der gelehrten Erörterung."

Die im November vor. Jahres bei Wilh. Hertz in Berlin erschienene kleine Schrift „Vergelbte Blätter" (S. Magazin 1871, S. 693), die sich für das Tagebuch einer alten Berlinerin ausgab und in der That ganz im Stile der Bekenntnisse einer schönen, von den Bewegungen der Zeit unberührt gebliebenen Seele abgefaßt war, ist, wie wir vernehmen, aus einer hohen Feder geflossen, die sonst unter dem Namen Conrad Dramen zu schreiben pflegt.

Soeben erschien in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin:

Das Leben Raphael's von Urbino

Italiänischer Text von **Vasari**, Uebersetzung und Commentar von

Herman Grimm. (116)

Erster Theil: Bis zur Vollendung der Disputa und Schule von Athen.

Mit Raphael's Bildniss nach dem Original in der Münchener Gallerie, in Kreide gezeichnet von Ludwig Grimm, in Albertotypie und zwei Tafeln Facsimile in Photolithographie. Kupferdruckpapier. Gr. 8. Eleg. geb. Preis 4 Thlr.

Chef - Redacteur - Gesuch.

Für eine täglich erscheinende größere, rein deutsche Zeitung in den neuen Reichslanden, wird zum baldigen Antritt ein **Chef-Redacteur** gesucht. Die Stellung ist pecuniär und gesellschaftlich eine sehr angenehme und bietet einem Manne von Thatkraft und Ehrgeiz ein außerordentliches Feld der Thätigkeit. Bei gegenseitigem Einvernehmen selbstverständlich dauerndes Engagement. Bedingungen: Tüchtige politische und journalistische Bildung, Kenntniß der französischen Sprache, sowie durchaus ehrenhafter Charakter. Umgangstalent mit der feinen Welt erwünscht. Gefällige Offerten **sub J. L. 226.** werden durch die Annoncen-Expedition der Herren **Haasenstein und Vogler** in Leipzig erbeten. (117)

Delius'

SHAKSPERE

III. (Stereotyp-) Auflage

jetzt complet. (118)

2 starke Bände, broschirt: 5 Thlr. 10 Sgr.

In 2 feinen Halbfranzbänden: 7 Thlr.

Jedes einzelne Stück: 8 Sgr.

(Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, zunächst in der 2. Auflage geliefert.)

Elberfeld, Verlag von R. L. Friderichs.

Historische Zeitschrift. (119)

Herausgegeben von **Heinrich von Sybel.**

Vierzehnter Jahrgang. 1872. Drittes Heft.

Inhalt: I. Die Regentschaft in Griechenland 1833—1835, von K. Mendelssohn-Bartholdy. — II. Glaubwürdigkeit der Egils-Saga und anderer Isländer Saga's, von E. Jessen — III. Die Wahl Urban's VI. 1378, von Th. Lindner. — IV. Die Jesuiten in Steiermark, von Ad. Horawitz. — Literaturbericht. — Erwiederung auf Dümmler's Aufsatz über Liudprand, von M. Büdinger. — Preisausschreiben. — Bibliotheca historica.

Preis des Jahrganges von 4 Heften 7 Thlr.

Verlag von R. Oldenbourg in München.

Verlag von F. Henschel, Berlin: (120)

Zapp.

Geschichte der deutschen Frauen.

2. Auflage. 24 Sgr.

Bei S. Hirzel in Leipzig erschien soeben:

Voltaire.

Sechs Vorträge von

David Friedrich Strauß.

Dritte Auflage.

8. Preis: 2 Thaler. (121)

Halle, im **Pfeffer'schen Verlage** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Leben und Philosophie David Hume's.

Dargestellt von (122)

Dr. Friedr. Jodl.

Von der Universität zu München gekrönte Preisschrift.

Preis 1⅓ Thaler.

Soeben erschien: (123)

Charles Darwin

Die

Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl.

Aus dem Englischen von

J. Victor Carus.

Zweite verbesserte Auflage.

Zwei Bände.

Preis Thlr. 5. 10. oder Fl. 9. 20.

In Leinwand geb. Thlr. 6. — Fl. 10. 15.

E. Schweizerbart'sche Verlagshdlg. (E. Koch) in Stuttgart.

Soeben erscheint in unserm Verlage: (124)

Ein psychologischer Blick in unsere Zeit.

Vortrag im wissenschaftlichen Verein in der Singakademie am 20. Januar 1872 gehalten von

Professor Dr. **M. Lazarus.**

Zweiter unveränderter Abdruck. Velinpapier. gr. 8. 7½ Sgr.

„Selten mag man auf 29 Octavseiten einen so reichen und anregenden Gedankengehalt beisammen finden als hier. — Lange ist mir keine Schrift so klar, so frisch, so gesund, so seelenvoll unter die Hand gekommen, wie dieser im edelsten Sinne des Wortes populäre Vortrag!" . . . Grazer Tagespost.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Vor Kurzem erschien in unserem Verlage:

Deutsche Stimmen aus dem Elsaß.

16. eleg. geh. 10 Sgr. (125)

Diese kleine Sammlung elsäßischer Gedichte aus alter und neuer Zeit, eingeleitet durch einen Aufsatz über die elsäßische Dichterschule, zeigt, daß Liebe zur deutschen Sprache und Sitte im Elsaß stets lebendig geblieben.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Lehrbücher

für den (126)

Unterricht in den neueren Sprachen.

Englisch.

Anderson's, W., Handbuch der Handelscorrespondenz. Deutsch bearbeitet und mit einer Anleitung zur Geschäftscorrespondenz, mit einer Sammlung englischer Originalbriefe und Circulaire, mit belehrenden Marktberichten und Wort- und Sacherklärung der bedeutendsten kaufmännischen Geschäftsausdrücke versehen, von G. v. Augspurg. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. 1 Thlr. 15 Sgr.

Berg, G. van den, Mercantilische englische Grammatik für angehende Kaufleute, Schulen und zum Selbstunterricht. Durchgehends mit der Aussprache nach Walker versehen. Dritte Auflage. 20 Sgr

Byron, Lord, Childe Harold mit Noten, von Dr. A. Mommsen. 21. Aufl. 18 Sgr.

Anerkannt die bestcommentirte Schul-Ausgabe dieses zur Lectüre für höhere Schulen vorzüglich geeigneten Dichterwerkes.

Gesenius, Dr. W., Lehrbuch der englischen Sprache. 1. Theil. 4. Aufl. 2. Abdruck 1872 18 Sgr. 2. Theil 1871 25 Sgr.

Die rasch aufeinander folgenden Auflagen des 1. Theiles beweisen am besten, welchen Beifall dieses von der Kritik allgemein so günstig beurtheilte Lehrbuch bei Lehrenden und Lernenden gefunden hat.

Werner, Dr. Fr., Die Dichtersprache im Englischen, an 50 Gedichten veranschaulicht. 10 Sgr.

— — Geographische Charakterbilder über das Britische Reich und die Vereinigten Staaten. Ein Lesebuch für die obere Stufe des Unterrichts im Englischen. 2. Aufl. 1871. 12 Sgr.

Spanisch.

Lespada, A. J., Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der spanischen Sprache, nach „Ahn's Lehrgang des Französischen". 1. Curs. 21. Aufl. 12 Sgr. 2. Curs 15 Sgr.

Vogel, Chr., Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der deutschen Sprache für Spanier. Durchgesehen von José Maria Nuñez de Caceres. 1. Theil 24 Sgr.

Den Herren Directoren, Instituts-Vorstehern und Lehrern werden Frei-Exemplare behufs näherer Prüfung wegen Einführung gern zur Verfügung gestellt.

Verlagsbuchhandlung von **Hermann Gesenius** in **Halle a. S.**, früher in **Bremen.**

Dieser Nummer liegt bei eine Ankündigung betreffend **Klödens Handbuch der Erdkunde.** Dritte Auflage. Verlag der **Weidmann'schen Buchhandlung** in **Berlin.** (127)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joseph Lehmann.

Zweiundachtzigster Band.

Juli bis December 1872.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
Harrwitz und Goßmann.
1872.

Inhalt.

Die mit einem Sternchen (*) bezeichneten Artikel befinden sich in der „Kleinen literarischen Revue“, die mit einem Kreuz (†) bezeichneten im „Literar. Sprechsaal.“

Deutschland und das Ausland.

S. 615. — †Ein nachgelassenes Werk von Carl Twesten. S. 615. — †Christ. Friedr. Koch. S. 616. — †Holtzendorff's Encyklopädie der Rechtswissenschaft. S. 616. — †Ueber Kirchenstrafen. S 616. — Paul Heyse und Italien. S. 617. — Hans Sachs als Dramatiker. S. 618. — Optimismus und Pessimismus. S. 619. — Rechte und Pflichten der Frauen. Von einem Familienvater. S. 620. — Otto Spamer für den Weihnachtstisch. S. 621. — *Richard Wagner. S 628. — *Politische Geschichte der Gegenwart. S. 629. — †Neue Werke in zweiter Gesammt-Ausgabe. S. 630. — †Katholisch-theologisches Literaturblatt. S. 630. — †Stuttgarter Literaturfreund. S. 630.

December. Rud. Gneist: Der Rechtsstaat. S. 633. — Der literarische Nachlaß des Fürsten Pückler. S. 635. — Karl Abel: Der Begriff der Liebe. S. 636. — *Neue Ausgaben werthvoller Werke. S. 642. — *Deutsche Lyriker seit 1850. S. 642. — *Um Scepter und Kronen. S. 643. — *Lessing's Illustrirter Almanach. S. 643. — *Zu Spamer's Weihnachts-Büchertisch. S. 643. — †„Die Ahnen", von Gustav Freytag. S. 643. — †Ein neuer Roman von Spielhagen. S. 644. — †Spruner und Stieler. S. 644. — †Kriegs-Tagebuch von Hirth. S. 644. — Die Protestantenbibel. S. 645. — Ein Fortschritt in der Philosophie des Unbewußten. S. 646. — Thier oder Mensch? S. 648. — *Chemisches Handwörterbuch. S. 657. — *Das Frommann'sche Haus in Jena. S. 657. — *Norica. S. 657. — Rügensch-Pommersche Geschichten aus sieben Jahrhunderten. Stralsund, Wallenstein und der große Kurfürst. S. 661. — Aus Moltke's Leben. S. 662. — Weiße's Aesthetik S. 662. — Das Unterrichtswesen im neuen Reichslande. S. 663. — Berliner Pädagogische Zeitung. S. 664. — *Euphorion, von Ferd. Gregorovius. S. 670. — *Schlesisches Kunstleben im 15. bis 18. Jahrhundert. S. 670. — *Der Weltäther, nach Ph. Spiller S. 671. — *Neue Sammlung von Haus- und Volksmärchen. S. 671. — *Pantheon deutscher Dichter. S. 671. — †Historische Eisenbahnkarte. S. 672. — David Friedrich Strauß, der Apostel eines neuen Glaubens. S. 673. — Neuere Publicationen über den Krieg von 1870/71. S. 677. — Zur Geschichte der Internationale. S. 678. — Franz Ziegler: Gesammelte Novellen und Briefe aus Italien. S. 678. — Rothe Sonette. S. 679. — *Napoleon I. und sein Capua in Berlin. (Roman von Lippert.) S. 684. — *Luise Büchner: Die Frauen und ihr Beruf. S. 684. — *Verschmähte Liebe. (Roman von T. S. Braun.) S. 684.

Oesterreich-Ungarn (einschließlich Böhmen).

Juli. Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt. S. 350. — Werke zur magyarischen Sprachkunde. S. 351. — †Preisausschreiben des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Böhmen. S. 382. — Die Industrie des Böhmerwaldes. S. 387.

August. Ludwig Steub über Tirol. S. 424. — Adam Wolf: Die Aufhebung der Klöster in Inner-Oesterreich, 1782—90. S. 449. — Aus Böhmen. Die letzten Tage von Alt-Oesterreich. S. 480.

September. Die Zusammenkünfte Joseph's II. und Friedrich's des Großen. S. 461. — „Intime Briefe aus Prag." S. 462. — Das Theater in Ungarn. S. 472. — Aus Böhmen. Erinnerungen und Betrachtungen eines alten Patrioten. S. 485.

October. Maurus Jókai. S. 525. — Aus Böhmen. Zwei confiscirte politische Schriften. S. 525. — Das ungarische Volkslied. S. 539. — Die Geschichte der deutschen Kultur im Osten. S. 554. — †Maurus Jókai. S. 560.

November. Die deutsche Wacht an der Moldau. S. 567. — Oesterreichisches im Zwielichte der Satire. S. 579. — †Oesterreichische Nordpol-Expeditionen. S. 588. — Prinz Eugen von Savoyen. S. 595. — Vörösmarty's Ban Marót. S. 596. — †Ein tschechischer Plagiarius. S. 602. — Ein neuer ungarischer Lustspieldichter. S. 608. — †Die bedrohten Gemeinderechte der Sachsen in Siebenbürgen. S. 630.

December. Aus Böhmen. Karl Grün's deutsch-historische Vorträge. S. 637. — Emil Kuh: Zwei Dichter Oesterreichs. S. 449. — Aus böhmischen Klostermauern. S. 665. — †Aus Klausenburg in Siebenbürgen. S. 684.

Schweiz.

Juli. Unsere Kenntniß von den socialen Zuständen um uns. S. 376.

August. Universitätsstudien der Frauen. S. 413. — Die Genfer Convention und die freiwillige Krankenpflege. I. (Reformvorschläge aus Rußland.) S. 437; II. (Staats- und völkerrechtliche Bedenken.) S. 451. — †Ein schweizer Freiwilliger in der französischen Armee. S. 444.

September. Zur Entstehungsgeschichte des eidgenössischen Bundes. S. 488.

October. Die öffentlichen Bibliotheken der Schweiz. S. 555.

Holland.

Juli. *Der deutsche Dichter Martin Opitz und der Holländer Daniel Heinsius. S. 357.

September. Marnix von Sainte-Aldegonde. S. 485.

November. *Die Romanischen Rassen. (Von Professor Kern in Leiden. S. 629.

Dänemark, Schweden und Norwegen.

Juli. Henrik Ibsen, ein norwegischer Dramatiker. S. 367.

September. †König Oscar II. von Schweden. S. 505.

December. G. Brandes: Die Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. S. 640. — W. Bergsöe: Im Sabinergebirge. S. 679.

England.

Juli. Deutsche Shakespeare-Gesellschaft. 1872. S. 351. — Eisenbahnen und Bahnhöfe in London. S. 365. — *Neue Erscheinungen der englischen Literatur. S. 369. — Ein Engländer über deutsches Geistesleben. S. 377. — Sir H. L. Bulwer's geschichtliche Charaktere. S. 378. — *Geschichte der Wiederbelebung des gothischen Baustils in England. S. 381. — †Englische Kapitalisten über die neuen französischen Anleihen. S. 382. — Zur Erläuterung von Shakespeare's Sturm. S. 390.

August. Hobhouse's Erinnerungen an Lord und Lady Byron. S. 399. — Lewes: Geschichte der alten Philosophie. S. 410. — *Elisabeth Browning. S. 417. — Englische Correspondenz-Berichte. I. (Miß Bateman und das englische Theater. Die Vertretung deutscher geistiger Interessen in England. Novitäten der englischen und englisch-amerikanischen Literatur.) S. 438. — Robert Ainsleigh. S. 414. — Dixons Geschwätz über die Schweiz und die baltischen Provinzen. S. 444.

September. Englische Correspondenz-Berichte. II. (Die Komödie in der Tichborne-Affaire. Bund deutscher Männer. Livingstone. Büchner's Kraftstoffel in England und Amerika. Shakespeare ein Buchdrucker. Das British Museum.) S. 463; III. (Tragi-komische Erzeugnisse der Londoner Presse. Aus dem Lager der rothen Internationalen. Der völkerrechtliche Congreß über Verbrecher-Auslieferung in Washington. Jesuiten und Dr. Cumming. Deutsches Fest in London.) S. 486. — *Gute Gedanken. (Von S. C. Burnad.) S. 472. — *Eine neue Arbeit von Wilkie Collins. S. 491. — Ueber die dem menschlichen Geiste innewohnende Weltanschauung. S. 496. — †Die Nichtzulassung weiblicher Studenten auf der Edinburger Universität. S. 506.

October. Die parlamentarischen „Prigs". S. 513. — Mrs. Somerville über den Ausbruch des Vesuv. S. 514. — †Französische Sympathien in England. S. 519. — Das industrielle Papstthum und dessen Sklaven. S. 537. — *Englische Bibliographie. S. 559.

November. Volkswirthschaftliche Perspectiven in England. S. 569. — †Universität für Frauen in England. S. 574. — „Hercules" und „König Wilhelm". S. 582. — Die Macht der Menge. S. 598. — Sam. Smiles: „Der Charakter". S. 611. — †Neue Auflage Darwin's. S. 630.

December. Sir John Bowring. Nach vieljährigem persönlichen und brieflichen Verkehr. S. 652. — †Mary Somerville. S. 658. — †Hepworth Dixon in einem Preßproceß. S. 658. — Herbst- und Nebelblumen aus England und Amerika. Die Tyrannei der Badereisen und der weiblichen Demosthenesse. S. 667. — *Zur Geschichte der englischen Arbeiter-Bewegung von 1871. S. 671. — †Artigkeiten englischer und französischer Anthropologen gegen Deutsche. S. 684.

Belgien.

Frankreich.

Italien.

Spanien.

Polen.

Rußland.

Baltische Provinzen..

Finnland.

Türkei und Nebenländer.

Levante.

Griechenland.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

September. †Eine jüdische Reliquie aus dem Mittelalter. S. 480.

October. Grammatik der hebräischen Sprache, von H. Arnheim. S. 529. — †Jüdische Volkszeitung. S. 531.

November. Die Gesangbuch-Frage im Judenthum. S. 599.

Orient.

October. Arabische Handschriften der Königl. Bibliothek von Berlin. S. 544.

Ostindien.

Juli. Fortschritte weiblicher Bildung in Indien. S. 368.

December. Baital Pachisi. S. 682.

Japan.

December. Der Schulmeister unter den Japanesen. S. 683.

Aegypten.

August. *Der große Papyrus Harris. S. 431.

Abessinien.

August. †Munzinger in Abessinien. S. 455.

September. Munzinger und Kaiser Johannes von Abessinien. S. 477.

Central-Afrika und Ost-Afrika.

Juli. †Der Afrika-Reisende Dr. Schweinfurth. S. 358.

August. †Schweinfurth's Afrika-Reisen. S. 432. — †Die Nachrichten über Livingstone. S. 432. — Livingstone in Ujiji (Udschidschi). S. 442.

October. †Livingstone's Lualaba nicht der Nil, sondern der Congo. S. 560.

November. Deutsches Comité zur Erforschung Central-Afrikas. S. 613.

December. †Stanley's Livingstone-Auffindung. S. 644.

Marokko.

November. Gerhard Rohlfs: Aus dem Innern von Marokko. Der Großscheriff von Uesan. S. 627.

Nord-Amerika.

Juli. J. Roß Browne's Reisen im westlichen Amerika. Im Lande der Minen-Speculationen. S. 391. — *Amerikanische Wetterkarten. S. 393.

August. Freie Chinesen in Amerika. S. 404. — S. S. Haldemann: Pennsylvanisches Deutsch. S. 415. — Deutscher Bibliothek-Verein von Chicago. S. 415. — Amerikanische Religionsschriften. S. 429. — *Präsident Lincoln. S. 430. — George Eliot und George Sand. S. 453. — †Aus Chicago. S. 456. — †Preußische Militärmusik in Amerika. S. 456.

September. Die gefährlichen Klassen von New-York. S. 475. — †Statistik der amerikanischen Zeitungen. S. 492.

October. Religiöse Kämpfe in amerikanischen Schulen. S. 518. — †Die Präsidentenwahl und der Zeitungs-Skandal in Amerika. S. 546. — Zur Statistik der nichtamerikanischen Bevölkerung der Vereinigten Staaten. S. 556.

November. Amerikanisches über Europa. S. 586. — Franz Lieber: Ueber den Waffenhandel der Union mit Frankreich während des Krieges von 1870/71. S. 597. — Der Pfadfinder, von Eduard Pelz. S. 612. — Weisheit von Heinzen-Heine. S. 623.

December. †Die Gerichte und die Preßfreiheit in Amerika. S. 658. — Das Mormonenthum auf dem Wege nach Palästina. S. 669. — Deutscher Bücher-Export nach Nord-Amerika. S. 670. — *Washington. S. 683.

Süd-Amerika.

December. Ferdinand Appun und seine Reisen unter den Tropen. S. 640.

Brasilien.

Juli. Brasilien nach Aufhebung der Sklaverei. S. 355.

Nordpol.

August. Der Nordpol. S. 406.

October. †Neue Entdeckungen im Polarmeere. S. 546.

November. †Oesterreichische Nordpol-Expeditionen. S. 588.

Südpol.

August. Aufforderung zu einer Südpolar-Expedition. S. 429.

Druck von Eduard Krause in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 6. Juli 1872. [N° 27.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Rudolf Köpke.

In diesen Tagen wurden es zwei Jahre, daß Rudolph Köpke nach friedlicher, wenn auch schmerzensreicher Laufbahn, das Ende seiner Tage fand. Wohl ziemt es uns, die wir vor Jahren selbst zu seinen Füßen gesessen und seinen Worten gelauscht haben, seiner auch hier in den Spalten des „Magazin" zu gedenken, denn Wenige gab es, die gleich ihm in das Wesen unserer deutschen Literatur eingedrungen, die das Studium derselben, zumal in ihren Wechselbeziehungen zu den Literaturen aller übrigen Kulturvölker, gleich tief, gleich umfassend, gleich vorurtheilslos ergriffen hatten. Und wohl ist es auch am Ort, mit Anerkennung eines Mannes zu gedenken, in dessen Charakter Pietät gerade ein hervorragender Zug gewesen ist, der ihn dazu trieb, das Andenken anderer, verdienter Männer in reinen, klaren Farben der Nachwelt zu erhalten, den zu gleicher Zeit ein hohes Maß von Bescheidenheit zierte, das ihm verbot mit seiner Persönlichkeit, seinen Leistungen irgendwie in den Vordergrund zu treten, das ihn vor persönlicher Auszeichnung fast scheu zurückweichen ließ. Es ist das Geschick derartig gearteter Männer, zumeist erst nach ihrem Tode recht gewürdigt, in ihrer Einwirkung auf die Mitwelt richtig geschätzt zu werden. Und dies ist auch bis zu einem gewissen Punkt mit Rudolf Köpke der Fall. Um so erfreulicher ist es dann, wenn die wohlverdiente Anerkennung in einer Form gezollt wird, die des Verblichenen würdig, seiner eigensten Natur entsprechend ist, und auch dies ist hier bei Rudolf Köpke der Fall gewesen. Einem letzten Wunsche des Dahingeschiedenen gemäß, hat der Director Kießling, Vorsteher des Joachimsthal'schen Gymnasiums, einer Anstalt, mit der Köpke's Familie seit dem Beginne dieses Jahrhunderts durch langjährige, rühmliche Thätigkeit innig verknüpft war, mit Freunden Köpke's verbunden, im hiesigen Mittler'schen Verlage eine Sammlung aller kleinen und zerstreuten Schriften desselben unternommen, die als stattlicher Octavband von 830 Seiten mit dem Bildnisse des Verfassers geziert, vor Kurzem erschienen ist.

Es soll hier nicht unsere Aufgabe sein, die ganze Bedeutung K.'s auf dem Gebiet der Historie zu würdigen. Wir beschränken uns vielmehr auf einige kurze Bemerkungen zu den hier vorliegenden Schriften, doch wird es auch dazu nöthig sein, mit einigen Worten der Herkunft und Entwickelung, sowie der persönlichen Eigenschaften des Mannes zu gedenken.

Einem märkischen Prediger-Geschlecht entsprossen, war der junge Köpke doch der Laufbahn seines Vaters gefolgt, eines Professors, erst am Friedericianum in Königsberg, der Geburtsstätte K.'s, dann am Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin, der Anstalt, an der K. seine humanistische Bildung empfing, der er später wiederum als Mitglied des Lehrer-Collegiums angehörte. Von Natur schwächlich und nur durch die Sorgfalt der Eltern dem Leben erhalten, hatte sich der frühreife auf's Innere gerichtete Knabe schon frühzeitig auf das freilich ziemlich willkürliche und unmethodische Studium der Wissenschaften geworfen, wozu ihm die sehr reiche Bibliothek seines Vaters den erwünschtesten Vorschub leistete. Vor allen hatten ihn zwei Wissenschaften besonders angezogen, das Studium der klassischen Sprachen und das der Geschichte; und obgleich er daher, einem elterlichen Wunsche folgend, sich auf der Universität in die theologische Fakultät hatte einschreiben lassen, gab er dies Studium doch bald wieder auf, um sich ausschließlich und für immer der Geschichte zu widmen, wozu ihm ein Antrag, bei der Herausgabe der Monumenta Germaniae historica mitzuwirken, die erwünschteste Gelegenheit gab. Die Wirksamkeit K.'s war hiermit zwar auf einen ergiebigen, immerhin aber beschränkten Kreis hingewiesen, und wenn auch die eindringend kritische philologisch-geschulte Methode K.'s seine Leistungen den trefflichsten auf diesem Gebiete würdig an die Seite zu stellen berechtigt, war doch der unermüdliche Fleiß, der lebhaft an allen vaterländischen Interessen theilnehmende Geist des Mannes hierdurch nicht zufrieden gestellt. Mit größtem Eifer und eindringendstem Verständniß hatte er sich vor Allem auf das Studium der deutschen Literatur, ihrer Entwickelung, ihrer Beziehung zu der Literatur anderer moderner wie antiker Völker geworfen. Leider hat er die Früchte seiner Studien nur für den engeren Kreis der Zuhörer seiner Universitäts-Vorlesungen verwerthet, und wenn er hier auch mannigfach anregend und fördernd gewirkt hat, so bleibt es doch zu bedauern, daß er, der, wie Wenige, competent war zur Abfassung einer Geschichte der deutschen National-Literatur, sich dieser großen Aufgabe nicht unterzogen hat. Zu bedauern ist freilich, doch auch leicht erklärlich bei der Geistesrichtung dieses Mannes, dem die vorhandenen Literaturgeschichten schon überzahlreich erschienen, insofern sie das große Publikum immer mehr von dem Studium der Autoren selbst zur encyklopädischen Oberflächlichkeit zurückdrängten, bei seiner Gewissenhaftigkeit, die ihm die Durchführung eines solchen Planes als eine besondere Lebensaufgabe erscheinen ließ. Dieselbe Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit, die einen der hervorragenden Züge seines Charakters bildet, war es, die ihn überhaupt von der Ausführung größerer Unternehmungen zu sehr zurückhielt. So empfand er schon vor zwanzig Jahren das noch heute unerfüllte Bedürfniß einer populären, knappen und auf der Höhe der heutigen Forschung stehenden Geschichte des deutschen Volkes. Lange trug er sich mit einem derartigen Plane, doch auch er ist nicht zur Ausführung gekommen.

Noch nach einer dritten Richtung hin — im Grunde nur einer andern Seite seiner auf alle vaterländischen Interessen ge-

richteten Gesinnung — wandte sich sein Blick sein Leben hindurch: nach der politischen Gestaltung unseres engeren und weiteren Vaterlandes. Nicht wunderbar freilich ist es, daß ein Mann von dem Herkommen, der Erziehung und dem Charakter Köpke's sich fern hielt von den politischen Schwärmereien der Revolutionsmänner; selbst das, was man als die Grundprincipien des Liberalismus bezeichnet, war nicht sein politisches Ideal, er stand — wenn es erlaubt ist, sich eines moderneren Ausdrucks zu bedienen — auf einem frei-conservativen Standpunkte, d. h. er hielt vor Allem fest an dem historisch Gegebenen, an der bisherigen Entwickelung des preußischen Staats und wünschte Beseitigung hervortretender Mißstände, Fortentwickelung des Daseienden, nur auf dem Wege gesetzlicher Reform, nicht auf dem gewaltsamen Umsturzes. Dennoch aber war er sich, wie Wenige, schon vor Jahrzehnden klar über das nothwendige Ziel unserer preußisch-deutschen Entwickelung. Schon vor dem Jahre 1848 zeigte er sich als entschiedener Unitarier und Feind des Partikularismus, und seitdem hat er bis zu seinem Tode gerungen und gestritten für eine Reformation Deutschlands genau derart, wie sie das letzte Jahrzehnd verwirklicht hat.

Und was ihn noch besonders vor Vielen seiner Genossen auszeichnet, das ist die Entschiedenheit und Offenheit, mit der er für diese, seine politische Gesinnung im entscheidenden Augenblick in die Schranken trat. Wie ihm alle Halbheit zuwider war, so haßte er ebenso sehr jene prunkende Wortweisheit, die dem Wort die That nie folgen läßt, die schwankende Unentschiedenheit, die aus geistiger Beschränktheit oder Charakterschwäche nie zu einem entschiedenen Entschluß, zu fester Parteistellung gelangt. So trat er während der Stürme des Jahres 1848 als ein entschiedener Vorkämpfer der conservativen Partei auf, so ging er mit Freuden und ohne Hinterhalt auf die Compromisse dieses und der zwei folgenden Jahre ein und bekannte sich seitdem als entschiedener Constitutioneller; so nahm er endlich seit dem Winter 1863/4 offene Partei für eine Reconstituirung Deutschlands auf preußischer, sogenannter kleindeutscher Grundlage mit Hinausschiebung Oesterreichs und möglichster Vernichtung der Kleinstaaterei. Leider war es ihm nicht vergönnt, den Triumph der von ihm lange Jahre hindurch vertretenen Sache auf seiner Höhe zu erleben. Wenige Wochen vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges — im Juni 1870 — erlag er anhaltender Kränklichkeit.

Werfen wir nun einen Blick auf den Inhalt seiner von Kießling herausgegebenen, kleinen Schriften, so kommen wir zu dem Resultat, daß diejenigen, die die Entwickelung dieses echt deutschen Mannes nicht kennen, aus ihnen ein klares Bild derselben gewinnen können — und mehr als das, nicht nur einer einzelnen Persönlichkeit, der des Schreibers, sondern zugleich auch das Bild der Entwickelung des ganzen deutschen Volkes, besonders seit dem Jahre 1815.

Der Thätigkeit K.'s entsprechend, zerfällt die ganze Sammlung in drei größere Gruppen, historischen, politischen und literarhistorischen Inhalts; vorangeschickt ist eine Art Familien-Chronik bei hervorragenden Begebenheiten von dem dankbaren Nachkommen verfaßt, angereiht endlich eine kleine Anzahl Biographieen solcher Männer, die K. oder seinem Vater besonders nahe stehend, auf die Kenntniß ihrer Landsleute einen hervorragenderen Anspruch haben.

Noch nicht Veröffentlichtes bietet die Sammlung wenig oder Nichts, doch ist die Erhaltung der meisten Aufsätze wohl nur durch diese Zusammenfassung garantirt und somit auch sachlich die Veranstaltung derselben vollkommen gerechtfertigt. Was die ganze Sammlung in hervorragendem Maße charakterisirt, und was auch bei den mündlichen Vorträgen K.'s stets erfreulich berührte, das ist die klassische Verarbeitung des Stoffs zu einem abgerundeten, erschöpfenden Ganzen, die Klarheit und Durchsichtigkeit des Stils, die die Mehrzahl dieser Aufsätze, so besonders im ersten historischen Theil die kleineren, in Pipers evangelischem Kalender erschienenen, zu Musterstücken deutscher Prosa des neunzehnten Jahrhunderts machen. Wohl wäre es zu wünschen, daß eine recht bedeutende Anzahl dieser Aufsätze, sowohl des vaterländischen Stoffes wie der mustergiltigen Form wegen, in die Lesebücher unserer Jugend übergingen, um schon hier auf das heranwachsende Geschlecht einen wohlthätigen Einfluß zu üben.

Die historischen Aufsätze im Piper'schen Kalender, in Schmidt's Zeitschrift für Geschichte, in den Kieler Monatsheften erschienen, sind theils Recensionen von neuen Werken der 40er Jahre, theils Erzählungen und Biographieen aus dem ganzen Umfang des Mittelalters.

Aus der Gruppe der gleichfalls in Zeitschriften erschienenen literarischen Aufsätze heben wir besonders den „Beitrag zum Studium Lessing's", sowie die Biographie des dem Verfasser persönlich nahestehenden Ludwig Tieck hervor, die vielleicht das Beste enthalten, was über diese beiden Männer geschrieben worden ist, wenn auch hier nur in knappster Form. Unter den Aufsätzen politischen Inhalts endlich ragt eine längere, im Mittler'schen Verlage 1867 besonders erschienene Abhandlung über „das Ende der Kleinstaaterei" hervor, die in scharfer, drastischer Form der politischen Anschauung K.'s Worte leiht. Indem wir uns für heute mit dieser flüchtigen Besprechung des reichhaltigen Inhalts dieses Buches, dem wir weite Verbreitung wünschen, begnügen, schließen wir mit der Hoffnung, in nächster Zeit gelegentlich noch einmal auf diesen tüchtigen Mann und seine Beurtheilung bei den Männern unserer Zeit zurückzukommen. J.

Eine Komödie von Robert Hamerling.*)

Der ungezogene Liebling der Grazien hat niemals Tragödien und Sophokles niemals Komödien verfaßt; Shakespeare und Calderon haben keinen Roman, Scott und Dickens kein Drama geschrieben. Es ist das Unglück der deutschen Schriftsteller, daß sie glauben, in allen Satteln gerecht zu sein, während der Genius nur auf dem Wege einer immer größeren Concentration zum Ziele kommt. Als wir hörten, Robert Hamerling wolle eine Komödie schreiben, hatten wir gleich ein wenig Angst. Dieser Dichter, so unübertrefflich er in der Kunst des Colorits ist, hat bis jetzt niemals Proben eines humoristischen Talents abgelegt, und wo er, wie manchmal im Ahasver, witzig sein will, kommt eine Carricatur zu Tage. Hamerling fühlt offenbar selbst, daß er hier nicht zuhause ist, und entschuldigt sich deshalb in einem poetischen Vorwort, sein Scherzspiel verdanke sein Dasein dem „barocken Verlangen einer weitbekannten Dame, durch große Launenhaftigkeit berüchtigt"; gedruckt aber sei's, weil der Buchverleger

mit einem jener Honorare,
Mit welchen man die deutschen Dichter ködert,
Des Autors spröden Sinn zuletzt bezwang.

Wir gönnen Herrn Hamerling seine Einnahme, möchten aber

*) Teut. Ein Scherzspiel in zwei Akten, von Robert Hamerling. Hamburg, J. F. Richter, 1872.

die launenhafte, weltbekannte Dame bitten, dem Dichter nächstes Mal vernünftigere Inspirationen zu ertheilen. „Teut" ist eine Verspottung des deutschen politischen Unverstandes mit handgreiflichen Anspielungen auf die Gegenwart, in der Hermann und die Cherusker behandelt werden, wie die Helden des trojanischen Kriegs in Offenbach's „schöner Helena". Die deutschen Philister feiern zum Andenken des Urvaters Teut ein großes Schützenfest und Zweckessen, werfen diesen selbst aber, als er erscheint, hinaus. Sie debattiren über die deutschen Farben, ob sie schwarzrothgold oder schwarzgoldroth ꝛc. seien; eine Minorität nach der andern zieht ergrimmt davon, bis zuletzt nur Einer, der über die Frage, ob die goldnen Streifen — denn nur solche sollen es sein, wie man beschlossen — quer oder von oben nach unten laufen müssen, nicht in's Klare kommen kann und sich aus Verzweiflung über diesen Zwiespalt in der eigenen Brust aufhängt. Während dessen wird die Schlacht im Teutoburger Walde geschlagen — es ist der Krieg gegen Frankreich gemeint — Teut ist aber doch nicht zufrieden. — Als er nämlich die Deutschen in grauen Zeiten aus Asien geführt, ist auf dem Marsch ein Packet, welches den „politischen Verstand" enthielt, verloren gegangen. Der Bote Wodans (beiläufig gesagt, heißt dieser Gott hochdeutsch Wotan) erzählt ihm, ein Geier habe es geraubt und im pommerschen Sande, wo jetzt das Gut Varzin liegt, verloren, dort werde es ein Mann finden, dessen Devise sei:

„Halte fest und gieb nichts wieder — Nunquam satis — nie genug!"

Dies bejammert Teut, er will warten, bis der „Eigner von Varzin" das gefundene Kleinod heraus und einen Pangermanen-Schmaus giebt!

Gewiß lassen sich die vorletzten Jahre der deutschen Geschichte, die unerwartete Weise, wie die Zweckessen von den wirklichen Zwecken abgelöst worden, humoristisch verwerthen, aber als Deutscher möchte man dies nicht thun. Die Sache war nicht so schlimm, wie sie sich ansah, und hatte ihre natürlichen Gründe. Seit 1866 ist aber die Zweckessen-Periode längst vorüber, und wenn man noch später in Wien ein Schützenfest aufführte, so war das ein durchaus unschuldiges Vergnügen. Das deutsche Volk hat sofort bewiesen, daß ihm der politische Verstand durchaus nicht fehlt und der Krieg mit Frankreich hat keine unvorbereitete Nation getroffen; er ist nicht eine That Einzelner, sondern des gesammten deutschen Volkes. Es scheint, als wenn der Dichter als Oesterreicher das Jahr 1866 doch noch nicht so verdaut hätte, wie er sich selbst einredet, sonst müßte ihm klar sein, wie unberechtigt seine ganze Satyre ist. Den „Pangermanen-Schmaus" möchten wir auch recht gern erleben; wir meinen auch, der „Eigner von Varzin" hätte gar nichts dagegen, wenn ebenfalls die deutschen Oesterreicher zum Reiche gehörten. Unsererseits sind wir überzeugt, daß das mit geschichtlicher Nothwendigkeit eintreten wird; allein ein Ereigniß von so ungeheurer internationaler Tragweite läßt sich nicht mit ein paar so wohlfeilen poetischen Phrasen abmachen, und daß Teut noch darauf warten muß, ist gewiß nicht dem Charakter des deutschen Volkes in die Schuhe zu schieben.

Ueberhaupt vermissen wir in dem Scherzspiele allen patriotischen Stolz, wie ihn Aristophanes selbst in den „Rittern" mit solchem heiligen Ernste zur Schau trägt. Teut hat gewiß Ursache, sich über Manches bei seinen Söhnen und Enkeln noch zu ärgern. Aber nicht jeder Zeit kann man den gleichen Vorwurf machen. Wenn Hamerling mehr im Leben, als in der Literatur lebte, würde er sich ganz andere Zielscheiben für seine satyrischen Pfeile wählen. Der Humor soll das Uebermaaß verhüten und jenes Mittelmaaß der geistigen Kräfte zu erhalten suchen, ohne welches die Gesundheit nicht bestehen kann. Ein hohler Idealismus, wie ihn die Poeten der vierziger Jahre geißelten, ist gar nicht mehr in Deutschland zuhause; es ist weit nöthiger, den übermüthigen Realismus in die Schranken zu weisen. Die Schützen und Turner, die faselnden Professoren und Literaten werden der deutschen Politik keinen Eintrag mehr thun; wer Satyren schreiben will, wird schon andere Menschenklassen finden, die ihm Figuren liefern, denn jede Medaille hat eine Kehr- und jede Epoche ihre Schattenseite. H. H.

Das Ausland und die Classicität auf unserer Bühne.

Aus den officiellen statistischen Nachrichten über die Königlichen Theater zu Berlin, Hannover, Cassel und Wiesbaden von 1871 und von früheren Jahren ziehen wir folgende Data zur Vergleichung:

1871 war auf der Berliner Hofbühne vertreten:

England durch Shakespeare 22 Mal. (Speciellere Statistica über Shakespeare-Aufführungen in Deutschland bringt das Shakespeare-Jahrbuch Bd. VII.)

Ferner: Der Jude. Sch. n. d. Engl. von Cumberland 5 Akte. 1 Mal.

Frankreich. Molière. D. eingebild. Kranke. Lustspiel, bearb. v. Richter. 3 A. 3 M., neu.

Bayard. Vicomte v. Létorières. L., bearb. v. Blum. 3 A. 6 M.

Bayard u. de Bailly. Er muß auf's Land. L., bearb. von Friedrich. 3 A. 2 M.

Scribe. Feenhände. L., bearb. v. Graven. 5 A. 9 M., neu.

— Dr. Robin. L. Friedrich. 1 A. 2 M.

— Das Glas Wasser. L. 5 A. 2 M.

Banville, Gringoire. Sch. v. Winter. 1 A. 6 M.

Second u. Blerzy, Ein anonymer Kuß. Lustsp. Winter. 1 A. 4 M.

Ferner: C. Blum, Christoph u. Renata. Sch. n. d. Franz. 2 A. 6 M., und Eine Tasse Thee. L. n. d. Franz. 1 A. 2 M.

Italien war vertreten durch 6 Vorstellungen der Fr. Ristori in ital. Sprache.

Spanien durch Moreto. Donna Diana. L., bearb. von West. 4 A. 7 M.

Alterthum durch Sophokles. Antigone, von Donner. 3 M.

In Hannover finden wir 1871:

England. Shakespeare. 6 Mal, zusammen 23 Akte.

Frankreich 17 Mal, mit 54 Akten, nämlich: Molière. Tartüffe. 5 A. 2 M. — Der eingebildete Kranke. 3 A. 4 M. — Arzt wider Willen. 2 A. 1 M.

Scribe, Glas Wasser. 5 A. 3 M.

Mad. de Girardin, Lady Tartüffe. 5 A. 2 M.

Bayard, Gänschen v. Buchenau, von Friedrich. 1 A. 2 M.

Feuer in der Mädchenschule. L., n. d. Franz., von Förster. 1 A. 1 M.

Das Stelldichein. P. n. d. Franz. v. Hoffmann. 1 A. 2 M.

Spanien. Calderon, Liebe im Eckhause, bearb. v. Cosmar. 2 A. 2 M.

Dänemark. Herz, König René's Tochter. 1 A. 1 M.

In Cassel ist 1871 vertreten:

England durch Shakespeare 11 Mal mit 47 Akten.

Frankreich 14 Mal mit 46 Akten, nämlich: Molière, Eingebildete Kranke. 3 A. 3 M.

Scribe. Glas Wasser. 5 A. 2 M. — Frauenkampf. 5 A. 1 M. — Dr. Robin. 1 A. 2 M. — Er muß auf's Land. 3 A. 3 M.

Dumas. Kean. 5 A. 2 M.
Ich irre mich nie. L., n. d. Franz., v. Lebrun. 1 A. 1 M.
Italien. Turandot, von Schiller nach Gozzi. 5 A. 1 M.
Dänemark. Holbein. D. Verräther. L. 1 A. 1 M.
In Wiesbaden:
England durch Shakespeare. 6 Mal mit 28 Akten.
Frankreich 19 Mal mit 46 Akten, nämlich: Molière. Eingebildete Kranke. 1 A. 2 M. — D. Geizige. 5 A. 1 M.
Scribe. Feenhände. 5 A. 1 M. — Frauenkampf. 3 A. 1 M. — Glas Wasser. 5 A. 1 M. — Er muß auf's Land. 3 A. 3 M.
Robin. 1 A. 1 M.
Sardou. D. letzte Brief. 3 A. 2 M.
Meilhac. D. Kopist. 1 A. 2 M.
Souvestre. D. Fabrikant. 3 A. 1 M.
D. Hauptmann d. Schaarwache. L., n. d. Franz., v. Rose. 2 A. 1 M.
Wunderkuren. L., n. d. Franz., von Bahn. 1 A. 3 M.
Dänemark. Herz, König René's Tochter. 1 A. 1 M.

Auf der Berliner Hofbühne wurden 1871 gegeben von englischen Dichtern 99 Akte, von französischen 114 Akte. Die Specialisirung zeigt jedoch, daß die französischen Stücke vielfach freie Bearbeitungen, also schon stark acclimatisirt sind, während die englischen (Shakespeare) fast durchweg in eigener Gestalt auftreten.

An klassischen Stücken überhaupt wurden gegeben 84 gegen 74 im vorigen Jahre, also 10 klassische Aufführungen mehr; werfen wir jedoch einen Rückblick auf die gesammte neuere Zeit, so ergiebt sich eine erhebliche Verringerung in den letzten vier Jahren. Während nämlich in den 17 Jahren von 1851—68 durchschnittlich jährlich 101,6 klassische Stücke zur Aufführung kommen, zeigen die vier Jahre 1868—72 die Durchschnittszahl 77,75, nämlich 80 für 1868, 73 für 1869, 74 für 1870 und 84 für 1871. — Als Grund finden wir die Minderaufführungen Shakespeare'scher Stücke in diesen Jahren, nämlich 19, 25, 15 und 22, durchschnittlich 20,25 gegen einen jährlichen Durchschnitt von 38 Shakespeare-Aufführungen in den 17 Jahren von 1851 bis 68. Eine Geschmacks-Veränderung des Publikums in Bezug auf Sh. ist nicht eingetreten; wie aus vielfachen anderen Symptomen ersichtlich hat sich Sh. in neuester Zeit doch sogar die Volkstheater erobert. Ein übermächtiger Reichthum an nicht zu übergehenden neuen Stücken ist auch nicht bemerkbar.

Im Großen und Ganzen darf die Hofbühne auf ihre Leistungen mit Befriedigung zurückblicken. Sie hat ihre Stellung als erste Bühne Deutschlands durchaus behauptet, und Laube täuscht sich gründlich, wenn er einem, wahrscheinlich von dem überschwänglichen Leipziger Lokalpatriotismus kolportirten Gerücht, daß die Berliner Bühne im Verfall sei, Glauben schenkend, diese in seinem neuen Buche über das Norddeutsche Theater ganz glaubte übergehen zu können. Wenn wir die Verringerung der klassischen Aufführungen in Berlin tadeln, so dürfen wir nicht vergessen, daß ihre Zahl, 84, immer noch größer ist, als an allen andern Hof- und Stadt-Theatern. In München z. B. wurden 1871 am Hof- und Residenztheater zusammen nur 50, in Dresden am Hoftheater 36 klassische Stücke aufgeführt, (Hannover 38, Kassel 37, Wiesbaden 23).

Man muß ferner anerkennen, daß im Berliner Schauspielhause das unkünstlerische Haschen nach Effect und eine Veräußerlichung der Kunst nicht unbedingt, aber doch mehr als anderwärts vermieden wird, besonders mehr als in Leipzig, dessen Einfluß sich ja selbst bei einem so bedeutenden Künstler wie Kahle noch bisweilen bemerklich macht. Möchte doch der rechte Künstlerstolz, wie er am schärfsten in Frau Jachmann und Dessoir verkörpert war und ist, ein Künstlerstolz, der sich bis zu einem gewissen Grade über den Beifall des Publikums erhaben fühlt, nie von unserer Bühne weichen! Sollten es die Berliner Hofschauspieler nicht sogar bis zu dem Grade des Selbstgefühls bringen können, daß sie gemeinsam den Beschluß fassen, jedes Klatschen des Publikums bei offener Scene unberücksichtigt zu lassen?

Jetzt, wo das Spiel auf Effect durch die Volkstheater so sehr Pflege findet, sollte das Schauspielhaus sich seiner Stellung als Musterbühne doppelt bewußt sein und durch möglichst reine Hingabe an die Kunst als solche allen deutschen Theatern voranleuchten. J. M.

Oesterreich-Ungarn.

Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt.*)

Der steiermärkische Berthold Auerbach, P. K. Rosegger, hat soeben durch die Herausgabe eines Buches unter obigem Titel, einer wahrhaft gesunden Perle der Dorfgeschichten-Literatur, seinem schon längst als Volksnovellisten geachteten Namen neue Ehre gemacht. Wer seine trefflichen Volksschriften kennt, wie: „Sittenbilder aus dem steierischen Oberlande", „Geschichten aus Steiermark", „Zither und Hackbrett", „Tannenzapfen und Fichtennadeln", (die beiden letzteren im steierischen Dialekte), wird zweifellos ohne jede kritische Beurtheilung und Anempfehlung seitens der Presse erst abzuwarten, gern zu dieser neuen Gabe greifen, die ihm vom Dichter aus seinen geliebten, steierischen Bergen gereicht wird, denn es ist Poesie, wahre, tiefe, anheimelnde Poesie, die aus dem Dichterherzen gedrungen und die die „Gestalten" der heimatlichen Berge, das kernige und doch wieder so gemüthsweiche, das naive und zugleich nichts weniger als einer — wenn auch in beschränkterer Sphäre — tieferen Erkenntniß der Dinge baare Volk der Alm so wunderlieblich umzaubert — und es ist Poesie, so natürliche, lebensvolle Poesie, was sich hier der thätigen und formenden, diesmal nicht erst unmittelbar schaffenden Poesie des Dichters als Substrat darbietet: das idyllische Naturleben in den Bergen, die Kinder der Alpen, Leutchen, die — wie der Dichter selbst sagt, mögen sie was immer auch denken oder sagen, keine mageren Worte dafür gebrauchen, die sie erst unbeholfen zusammenstellen müßten, sondern die für Alles ihre Lieder und Liedchen haben — und Liedchen, die ewig jung sind. Und wie lebendig treten diese Gestalten hervor, so daß ein Kritiker Rosegger's, Robert Hamerling, schon bei Gelegenheit der Publikation seiner früheren Schriften mit Recht die Energie des psychologischen Lebens hervorhebt und den Verfasser in dieser Beziehung nicht unpassend mit Auerbach vergleicht, so wie er in seiner feinsinnigen Naturschilderung ein an Adalb. Stifter erinnerndes Talent herausfindet. Doch was bei Stifter in hervorragender Weise Wesen der Poesie ist, die reine Natur und Natürlichkeit, das ist bei Rosegger die schöne Folie seiner vollen, lebendigen Gestalten.

Dies zeigt sich klar in seinem neuen Buche, das sich auch durch andere Vorzüge, Tiefe der Gedanken, Schönheit der Sprache auszeichnet. Insbesondere ist es als treffliche Eigenthümlichkeit eines Volksschriftstellers bei Rosegger hervorzuheben, daß er es, wie nicht leicht ein Anderer versteht, den tiefsten Ernst im leichten Gewande des Humors zu geben, der dann mit solchem Gehalte

*) Pest, Gust. Heckenast, 1872, (320 S.).

und in solcher Würde zum Ausdruck kommt, daß er nicht blos leichthin und für den Augenblick ergötzt, sondern tief ergreifend zum Herzen spricht und sichtlich immer dafür in die Schranken tritt, auch eine freiere Bildung im Volke zu begründen. Es sei beispielsweise nur auf die Gestalt des „Schulmeisters" hingewiesen, den er so trefflich in seinem ärmlichen inneren und äußeren Leben zeichnet, bis er endlich auf der Bahre „ausruht". „Wer ihm einen Grabstein setzen will", schließt der Verfasser, „ich wüßte dafür eine sinnige Denkschrift. Grabt in den Stein einen Glockenstrick und einen Bettelsack und unten hin die Worte: Hier ruht ein österreichischer Volkslehrer." Nbr.

Werke zur magyarischen Sprachkunde.

Die Gelehrten Ungarns lassen sich die Vervollkommnung der magyarischen Sprache im wahrhaft nationalen Sinn des Wortes immer eifriger angelegen sein. Von den akademischen „Abhandlungen aus den Kreisen der Sprachkunde und Aesthetik," welche Herr Paul Gyulai, einer der bedeutendsten Kritiker des heutigen Ungarn, redigirt, liegen uns das dritte und vierte Stück vor, namentlich G. Joannovics's „Beiträge zur magyarischen Wortbildung" (Adalékok a' magyar szóalkotásához), und H. Finály's „Beiträge zum Verständniß der sinnverwandten Wörter des Magyarischen" (Adalékok a' magyar rokonértelmű szók értelmezéséhez). Beide sind aus dem Jahre 1870.

Seit Beginn des laufenden Jahres 1872 erscheint unter Redaktion des Herrn G. Szarvas eine akademische Monatsschrift Nyelvőr (Sprachwächter), deren Zweck in einem einleitenden „Was wollen wir?" (Mit akarunk) so ausgesprochen ist: „Wir wollen da, wo auf schwankender Grundlage ruhende und plötzlich ins Leben getretene Sprachneuerung regelwidrige Wortbildungen in Verkehr gebracht hat, das Richtige wiederherstellen, da wo die Berührung mit fremden Sprachen falsche Ausdrücke geschaffen das Ungefälschte fördern; wir wollen der Bearbeitung einer allen Anforderungen genügenden wissenschaftlichen Grammatik des Magyarischen Vorschub thun indem wir Stoff ansammeln und die schwebenden Fragen durch sorgfältige Besprechung ins Reine bringen. Dies Alles aber soll durch Mittel, die aus dem Leben der Sprache geschöpft sind, bewerkstelligt werden."

Voraussetzend, daß die meisten Leser mit dem Gegenstande wohl nicht vertraut sein dürften, gehen wir über die Forschungen selbst und ihre Ergebnisse hinweg, nur eine Ausnahme uns gestattend. Herr P. Hunfalvy untersucht, wie Finnen und Magyaren dazu gekommen sind, die Schalttage nicht eingeschobene oder angeflickte, sondern, paradox genug, Sprungtage (d. h. übersprungene) zu benamsen, denn noch jetzt giebt es im Finnischen (Suomi) für Schalttag, Schaltjahr nur karkaus-päivä, karkaus-vuosi, im Magyarischen nur szökő-nap, szökő-év. Zu dem Darum aufs Warum verhilft uns der alte Hupel in seinen „Topographischen Nachrichten von Lief- und Ehstland", wo man liest, daß die Bauern der Insel Oesel noch zu seiner Zeit (um 1782) ein Mondjahr von 13 Monaten zu je 28 Tagen hatten und wegen der Ausgleichung mit dem Sonnenjahr jedes neue Jahr einen Tag später, also mit Ueberspringung eines Tages, anfingen. Bei Finnen und Magyaren muß dieselbe Art von Zeitberechnung bestanden haben; nach Annahme des römisch-christlichen Sonnenjahrs übertrugen aber beide Völker die altgewohnte Benennung der ausfallenden Tage ihres Mondenjahrs ganz widersinniger Weise auf die eingeschalteten, also zugesetzten des Gregorianischen Kalenders.

Das zweite und dritte Heft der in viel weiteren Gränzen sich bewegenden „Sprachwissenschaftlichen Mittheilungen" (Nyelvtudományi közlemények) enthalten als vorzüglichste Beiträge: Paul Hunfalvy's scharfe Beurtheilung des hinter mancher anderen gelehrten Leistung Ungarns besonders in sprachzerlegender und sprachvergleichender Hinsicht weit zurückstehenden großen Wörterbuches von Czuczor und Fogarasi; dann die erste Lieferung von Lindner's sehr ausführlicher Abhandlung über W. v. Kempelen aus Preßburg, den Erfinder der Sprechmaschine, und seine Beziehungen zur Sprachwissenschaft. Sch.

England.

Deutsche Shakespeare-Gesellschaft, 1872.

Die diesjährige Pfingstversammlung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft fand am 25. Mai in Dresden statt.

Die Vorstandsmitglieder waren ziemlich vollzählig und manche aus weiter Ferne herbeigeeilt, so aus Bremen der geistvolle Gymnasialdirector Hertzberg, aus Freiburg im Breisgau der liebenswürdige Lustspieldichter und unübertreffliche Uebersetzer Gisbert Frhr. von Vincke, aus Bonn der gelehrte Delius u. A., um in der freundschaftlichen Begegnung mit alten Freunden neue Anregungen zu empfangen. Auch fehlte es der Armee von Officieren nicht an einigen Gemeinen, die hier Gelegenheit suchten und fanden, in intimeren Verkehr mit einer Anzahl bedeutender Männer zu treten.

Der sächsische Oberhofmarschall Frhr. v. Friesen, Vicepräsident der Gesellschaft, hatte den Festvortrag übernommen und bereitete überhaupt der Gesellschaft in Dresden eine höchst gastliche Aufnahme; Marschallstafel zu Ehren der Vorstandsmitglieder im kgl. Schloß, Festvorstellung im Theater u. s. w. — Die Hauptversammlung pflegt bei solchen Festen immer Nebensache zu sein, die unserige fiel diesmal ganz besonders unglücklich aus. Von dem langen Vortrag des gelehrten Frhrn. v. Friesen über Shakespeare's Historien war kein Wort zu verstehen, und augenscheinlich hinderte nur der Respect vor dem ehrwürdigen Redner die zum Theil sehr vornehmen Gäste aus Dresden, das Ende nicht abzuwarten.

Der Präsident Ulrici commentirte alsdann in ausgedehnter Weise den Vortrag Friesens, so daß die Stunde der Marschallstafel schon bedenklich herangerückt war, als die eigentliche Generalversammlung beginnen sollte. Zwischen Shakespeare und das königliche Mittagbrod gestellt, spielten die Herren eine ziemlich komische Rolle, und wir können es R. Genée, Hettner und den von der Leipziger Philologen-Versammlung uns en passant beehrenden Herren Herrig, Mätzner, Gallenkamp u. s. w. nicht verdenken, wenn sie keinen erbaulichen Eindruck von der Shakespeare-Gesellschaft mit sich nahmen. Herrig brachte die erfreuliche Mittheilung von der Gründung einer Akademie für neue Philologie in Berlin. Ferner wurde die Herausgabe einer neuen englischen Variorum Editio beschlossen, und als Redactions-Comité Elze, Oechelhäuser und Leo gewählt. Am Abend gab man in dem provisorischen kgl. Theater die „Zähmung der Widerspänstigen" in einer neuen Bearbeitung von Oechelhäuser. Obwohl das Gesammtspiel recht tüchtig war, so wurde der Eindruck dieses

tollen, übermüthigen, vor allen Dingen rasch abzuspielenden Charakter-Scherzes arg gestört durch die endlosen Pausen bei jedem Scenenwechsel. Im Allgemeinen bemerkt, ist eine „gute Ausstattung" zwar eine schöne Sache, zumal für Heirats-Candidaten, bei einem Shakespeareschen Stück haben wir indeß noch nie gefunden, daß etwas besonderes dadurch ausgerichtet würde; dagegen schien's uns oft, als habe man dem farnesischen Herkules einen Frack angezogen. Schade, daß in Dresden die so günstige Gelegenheit versäumt wurde, wenigstens einmal die alte einfache Bühne des Dichters (ohne Zwischenvorhang ꝛc.) vor unsern Augen wieder aufleben zu lassen. Wir zweifeln nicht, daß grade die Widerspänstige eine größere Wirkung als jetzt erzielt haben würde.

Muß aber Shakespeare einmal verarbeitet werden, so dürfte den Oechelhäuserschen Bühnenbearbeitungen im Allgemeinen*) und seiner „Widerspänstigen" im Speciellen vor den beiden älteren Einrichtungen von Holbein und von Deinhardstein der Preis gebühren. Ein Commerzienrath, der in Aesthetik leistet, wie Oechelhäuser, ist an sich zwar unstreitig eine, kein Vertrauen erweckende Erscheinung, doch haben wir's hier wirklich mit einem gründlichen Kenner Shakespeare's zu thun, wie schon seine vorzügliche Arbeit über Richard III. bewies, mit einem Manne ferner, der feinen Geschmack und aufrichtige Verehrung für den Dichter mit Bühnenkenntniß und praktischem Blick verbindet. Dies sind Vorzüge, die sich auch in seinen Bearbeitungen nicht verleugnen und dieselben jedenfalls der Beachtung der Bühnenvorstände werth machen.

Der officielle Theil der deutschen Shakespeare-Versammlung war, wie gesagt, nicht sonderlich imponirend; um so höher dürften die Anregungen in Anschlag zu bringen sein, welche der private Verkehr den Mitgliedern gewährte. Unter der Fahne Shakespeare's sammelte man sich und stärkte sich aufs Neue zum Kampfe gegen den versumpften modern-französischen Geschmack, der unsre Kunstentwickelung, wenn man sich nur auf die leichte Cavallerie der Tageskritik verlassen wollte, leicht arg beeinträchtigen möchte. Und mehr als dies: Shakespeare ist die höchste Incarnation des germanischen Geistes und so auch unser Bannerträger in dem großen Kampfe unsrer Zeit gegen den Romanismus. Shakespeare verehren, dem Banner dessen folgen, der mit unvergleichlicher Wahrheit und Klarheit die innerste Natur des Menschen enthüllt hat, heißt nichts andres, als ein Streiter des Lichts sein gegen Heuchelei und menschliche Unfehlbarkeit.

Der diesmal zur Vertheilung gekommene siebente Jahrgang des Jahrbuches der deutschen Sh.-Gesellschaft, herausgegeben durch W. Elze, bringt, 24 Bogen stark, wiederum eine Reihe von Artikeln, ein jeglicher in seiner Art interessant für Philologen, den Aesthetiker oder den praktischen Bühnenmann, und legt so Zeugniß ab von der Unversieglichkeit der aus Shakespeares Werken sprudelnden Quelle des Studiums und des Genusses.

Diesem Jahrbuch hat ein Kritiker freilich vorgeworfen, daß es ermüdend wirke, doch wird der Kritiker wohl nur den zu weitschweifigen Anfang, Romeo und Julie von H. Freiherrn von Friesen, gelesen haben, oder aber er ist unglücklicherweise in den langen Aufsatz des Gymnasial-Direktor Hense „Lilly und Sh. in ihrem Verhältniß zum klassischen Alterthum" hineingerathen. Der letzte Aufsatz zumal scheint uns nicht auf derselben Höhe, wie frühere Arbeiten Hense's, zu stehen und bietet unter einer Fülle von gelehrter Spreu nur wenig Weizenkörner. Die gesammten Werke Lilly's werden uns in Proben vorgeführt, aber es sind der Proben zu viel und die angeführten nicht alle charakteristisch, auch läßt die deutsche Wiedergabe einiger zu wünschen übrig; so sind der Feder Hense's p. 244 folgende bedenkliche Wendungen entschlüpft:

„Die Grazien ruhen hier, ihr Sitz ist Elfen(?)bein,
Der Töne Melodie ihr Ohr zu leihn."

S. 277 ist in einer Bemerkung über den „Sturm" die Königin Elisabeth mit der Prinzessin Elisabeth, Tochter Jakobs I., verwechselt. Die Schilderung wie Sh., obwohl Lilly und die ganze Dichtung vor ihm in antikisirenden Allegorien förmlich schwelgte, sich ihrer so gut wie gar nicht bediente, ist dankenswerth, aber, was Sh. angeht, mehr extensiv bedeutend, als intensiv. Hense's Blumenlese antiker Reminiscenzen Sh.'s erinnerte uns an die kürzlich von einem Engländer gelieferte umfangreiche Ornithologie Sh.'s.*) Es ist kaum etwas anderes, wenn man alle Stellen, wo Amor oder sonst ein Gott a. D. vorkommt, aufstapelt, als wenn man unter „Rabe Corvus" alles irgend in Bezug auf dieses Unglücksvieh vom Dichter Gesagte zusammenstellt. Was bewiesen werden soll, daß Sh. die alten Götter sehr modernisirt und individualisirt, ist am Ende selbstverständlich und wurde ausreichend durch zwei oder drei charakteristische Beispiele gezeigt. Wir müssen sehr wünschen, daß Hense in der zweiten Hälfte der Arbeit, die das nächste Jahrbuch bringen soll, das Material besser durcharbeite und die Spreu ausscheide; alsdann wird er mehr Beifall ärnten, wie denn auch diesmal der Rest seiner Leistung, das Zurückführen der Vorliebe Sh.'s, für bisweilen übermäßig pompöse Reden (siehe Schauspieler im Hamlet) auf eine gleiche Grandiloquenz bei Seneka, des Ueberladens mit Bildern und ebenso der anachronistischen Behandlung antiker Stoffe und der geschmacklosen Beimischung fremder Sprachbrocken auf Lilly und den Zeitgeschmack, durchaus interessant und dankenswerth ist.

Der Aufsatz von Friesen ist sehr schön in seinem Kern; die Schilderung, wie in Romeo und Julie alle Handlung, alles Leben, Liebe und Haß aus dem Gesammtkolorit des Stückes, dieser allgemeinen Gluth der Leidenschaft, diesem liebenswürdigen Leichtsinn, dieser in träumerischer Schwärmerei schwebenden Gemüthsstimmung hervorgehen und wie demgemäß die Hauptrollen aufzufassen und zu spielen seien, ist vortrefflich, aber in wie viele Schalen schließt Friesen auch diesen Kern ein!

Vornehmlich für Philologen von Bedeutung sind alsdann die beiden Aufsätze „die Abfassungszeit des Sturms von K. Elze" und „Ueber den ursprünglichen Text des König Richard III. von N. Delius." In dem ersten Artikel will Elze nachweisen, daß der Sturm bereits 1604 existirte und daß Sh. auch schon in diesem Jahr, nicht erst 1612—1613 wie wir selbst anderweit**) bewiesen zu haben glauben, von der Bühne Abschied nahm. Elze's Aufsatz bietet indeß außerdem so viel des Interessanten und Neuen, daß die Lektüre jedem Sh.-Verehrer eine ungewöhnlich reiche Ausbeute gewährt. In der zweiten Arbeit von Delius sind die sehr abweichenden Texte Quart I. und Folio I von Richard III. aufs Genaueste kritisch verglichen. Ueberzeugend weist Delius — zum Theil gegen die Cambridge-Edition — nach, daß dem Folio-Text bis auf einige aus der Quart zu ergänzende Auslassungen durchaus der Vorzug gebühre.

Eine Dame, Clara Biller, giebt in „Ein spanischer Sh.-Kritiker" Aufschlüsse über die Stellung Spaniens zu Sh. und zeigt so auf's Neue, wie die romanischen Völker unsern Dichter

*) Shakespeare's dramatische Werke für die deutsche Bühne bearbeitet von W. Oechelhäuser. 8 Bde. Berlin. Asher u. Cie. 1870 u. 71.

*) Ornithology of Shakespeare. 1870. Berlin, Asher & Cie.

**) Untersuchungen über Sh.'s Sturm. Dessau 1872.



selbst beim besten Willen nur wenig zu begreifen und ihm darum auch nur wenig Geschmack abzugewinnen vermögen.

Wilhelm König, der schon aus früheren Jahrgängen bekannte scharfsinnige Jurist, bringt eine vielleicht im Hinblick auf Dresden und Philalethes geschriebene Parallele „Sh. und Dante." Wir lieben dergleichen Parallelen nicht, doch haben wir uns durch die anziehende und geschickte Form dieser Arbeit mit Vergnügen fesseln lassen.

Von ausgezeichnetem Interesse ist alsdann der aus dem Berliner Theater-Archiv durch Wendelin von Maltzahn veröffentlichte Briefwechsel u. s. w., mehr als zwei Druckbogen umfassend, zwischen Iffland, Schlegel, Goethe und der Unzelmann-Bethmann über die Inscenirung des Julius Cäsar in Berlin. Besonders haben wir uns gefreut, einen inhaltreichen, bisher unbekannten Brief Goethe's vom October 1803 und darin u. A. folgendes Urtheil über die Bühnenbearbeitung zu finden: „Ueberhaupt bin ich mit dem Stücke noch immer in einer Art von Conflict, der sich vielleicht nie lösen kann. Bei der unendlich zarten Zweckmäßigkeit dieses Stückes, in die man sich so gern versenkt, scheint kein Wort entbehrlich, so wie man nichts vermißt, was das Ganze fordert, und doch wünscht man, zur äußeren theatralischen Zweckmäßigkeit, noch hier und da durch Nehmen und Geben nachzuhelfen. Doch liegt, wie bei Sh. überhaupt, Alles schon in der Grundanlage des Stoffes und der Behandlung, daß, wie man irgendwo zu rücken anfängt, gleich mehrere Fugen zu knistern anfangen und das Ganze den Einsturz droht." (p. 64.)

Besondere Rücksicht nimmt das diesmalige Jahrbuch auch auf die praktische Bühne.

K. Elze referirt eingehend über eine Weimarische Aufführung von „Ende gut, Alles gut", in der sehr gerühmten Bearbeitung von Gisbert Freiherrn Vincke. Elze stimmt gegen Gervinus und Ulrici der Auffassung des Stückes durch Kreyssig bei und führt dieselbe in seiner bekannten ebenso scharfen als gefälligen Weise noch weiter aus. Vincke seinerseits giebt in „Shakesp. auf der deutschen Bühne unserer Tage" allgemeine Statistiken von hervorragendem Interesse in sehr übersichtlicher Zusammenstellung. R. Gerike liefert eine „Statistik der Leipziger Sh.-Aufführungen von 1817—71". Joh. Meißner referirt über die Sh.-Aufführungen in Berlin. Von Letzterem bringt das Jahrbuch auch noch eine größere Arbeit „Ueber die innere Einheit in Sh.'s Stücken."

Alsdann findet man eine Reihe literarischer Besprechungen und Miscellen von K. Böttger, W. H., Joh. Meißner, K. Elze und Gisbert Frhr. Vincke, ferner ein Mitglieder-Verzeichniß der Gesellschaft, und endlich den Zuwachs der Bibliothek.

Wir wollen nicht verfehlen, darauf aufmerksam zu machen, daß die Bücher aus der für englische Literatur und Philologie sehr werthvollen Bibliothek der Gesellschaft (Katalog giebt Jahrbuch 1871) vom Bibliothekar Dr. R. Köhler in Weimar auch nach auswärts an Mitglieder verschickt werden. Der Erwerb der Mitgliedschaft, bewirkt durch Erwerb des Jahrbuchs für drei Thaler, dürfte sich also besonders auch für Lehrer-Bibliotheken u. dergl. empfehlen.

Joh. Meißner.

Spanien.

Aus Spaniens Gegenwart

Castelar. Cánovas del Castillo. Goya.

Die Sympathien, welche Deutschlands liberale Geister der bedeutenden Bewegung in der spanischen September-Revolution entgegenbrachten, haben zwar den Erfahrungen nicht ganz Stand gehalten, die uns seitdem, namentlich bei dem Verhalten der spanischen Regierung in dem Verlaufe der Hohenzollerschen Thron-Candidatur, bei dem Anblick der immer mehr ausartenden Parteispaltungen, bei den der Achtung vor Gesetz und Verfassung hohnlachenden Putschen, Aufständen und Bürgerkriegen der neuesten Zeit, aufgedrängt worden sind. Bei alledem kann man nicht umhin, mit stets neuem Interesse auf das wunderbare Land hinzuschauen, das trotz so unsäglichen Unglücks, von dem es mit peinlicher Consequenz verfolgt wird, immer wieder das Haupt erhebt, um sich von neuem in die Reihen der kulturtragenden Länder emporzuschwingen. Es sind vorzugsweise einzelne Persönlichkeiten, welche durch ihren Kampf gegen das nationale Unglück unsere Theilnahme erwecken und uns beweisen, daß, so lange Spanien noch solche Charaktere hervorzubringen im Stande ist, die Hoffnung auf den dauernden Sieg friedlicher, freiheitlicher und civilisatorischer Bestrebungen in diesem Volke nicht aufgegeben zu werden braucht.

Aus der Fülle von Materialien, die uns ein mit feiner Beobachtungsgabe bedachter Schriftsteller, Wilhelm Lauser in Wien, in seinem Werke: „Aus Spaniens Gegenwart"*) zur Kenntniß der tonangebenden Personen darbietet, heben wir als besonders charakteristisch und bedeutend drei Männer heraus: Castelar, Cánovas und Goya.

Lauser hatte Castelar schon früher in Frankreich kennen gelernt. Damals nahm er eine Stellung ein, welche derjenigen vergleichbar ist, die ein J. Favre und E. Picard zugleich den imperialistischen Demokraten und den Socialisten gegenüber behauptete. Sein Ideal einer spanischen Verfassung ist die einer Föderativ-Republik, im Gegensatze zur socialen Republik, und man muß anerkennen, daß er diesem Ideale ohne Wanken treu geblieben ist: 1869 vertheidigte er dasselbe mit derselben Energie und mit demselben starken Glauben wie 1848; als Publicist wie auf dem Lehrstuhle war er gleichmäßig bemüht, für seine Ideen Anhänger zu gewinnen.

Er preist die föderative Republik als die beste Regierungsform, weil er überzeugt ist, daß die beiden Grundzüge Spaniens, der Zug der Trennung in der Geschichte der Provinzen, da jede Provinz ihre eigene ruhmvolle Geschichte hat, und der Zug der Freiheit, eine andere Verfassung auf die Dauer nicht vertragen. Den Glauben an den Sieg seiner Idee hält er fest, welche Phasen die Entwicklung des politischen Lebens in Spanien auch durchlaufen mag, und dies unbedingte Vertrauen auf seine Sache erklärt denn auch das Geheimniß seiner Kraft und die von ihm erzielten Wirkungen.

Ein Mann von solcher Ueberzeugungstreue mußte der Regierung einer Isabella unbequem sein. Den Professor der Geschichte an der Madrider Universität traf das Schicksal der Verbannung. Kurz nach der September-Revolution kehrte er nach der Heimat zurück. Von seinen früheren Schülern und der Jugend von Madrid mit Jubel begrüßt, aber doch von dem Glanze der Generale, die von Alcolea als Sieger und Volkserlöser gleichzeitig in die Hauptstadt eingezogen, einigermaßen in den Hintergrund gedrängt, eröffnete er seine neue Laufbahn mit einer Rede an das Volk, wobei er mit folgenden Worten begann: „Ich erfasse diese Rednerbühne, wie ein von langem Sturm umhergeschleuderter Schiffbrüchiger nach dem Rettungsbalken faßt". Sie hat ihn nicht im Stich gelassen, diese Rednerbühne. In wenigen Monaten war

*) Aus Spaniens Gegenwart. Kulturskizzen von W. Lauser. Leipzig. F. A. Brockhaus, 1872.

er als erster Volkstribun anerkannt und beliebt. Das Volk fühlte, daß in ihm ein großes Herz für die Freiheit schlage; es ließ sich von seiner glühenden Beredsamkeit berauschen, von seiner Mahnung, auf den Trümmern der Bourbonischen Tyrannei ein neues, freies volksthümliches Gemeinwesen aufzubauen, belehren, von seiner Warnung vor Ausschreitungen bei jeder Gelegenheit zur Ordnung zurückführen. Es ist bewiesen, daß keiner der Volksmänner die Massen wie er zu beherrschen versteht.

In den Cortes selbst erwarb sich Castelar in kürzester Zeit den Ruf des ersten parlamentarischen Redners Spaniens. Seine Rede über die Frage, ob Monarchie oder Republik, ist bekannt. Noch glänzendere Triumphe feierte er am 13. April 1869, dem Tage, da die Cardinalfrage der Zukunft Spaniens, die Frage der Glaubensfreiheit, auf der Tages-Ordnung stand. In einer dreistündigen Rede hatte der Redner der Ultramontanen, Kanonikus Manterola, mit allen den bekannten überlebten Gründen das Princip der katholischen Glaubenseinheit vertheidigt, den Katholicismus für die einzige Grundlage der Wissenschaft, die deutsche Wissenschaft für eine Ansammlung von Widersprüchen und Unsinn erklärt, und insbesondere einen in unserem Jahrhundert nur noch in Rumänien erhörten Judenhaß an den Tag gelegt. Die Mehrheit war immer unruhiger geworden, doch keines ihrer Mitglieder wagte es, dem Dunkelmanne entgegenzutreten. Da ergriff Castelar das Wort, „mit steigender Aufmerksamkeit, mit immer mächtiger wachsendem Beifall folgte die Kammer dem großen Redner, der einen Beweis seines Gegners nach dem andern zerstörte, seine geschichtlichen Fälschungen nachwies und in glänzender Improvisation den Grundsatz der Glaubensfreiheit vertheidigte. Unterstützt von seinem seltenen Gedächtniß, berief er sich bald auf die Kirchenväter, bald auf die Bibel, bald auf die Männer der französischen Revolution, um alle Citate Manterola's aus dem Felde zu schlagen". Er schloß mit den Worten: „Glaubt Herr Manterola an das furchtbare Dogma, daß die Söhne verantwortlich seien für die Sünden der Väter? Glaubt er, daß die Juden von heute Christus gemordet haben? Ich glaube dies nicht, ich bin ein besserer Christ. Groß ist Gott auf Sinai im Rollen des Donners und im Erdbeben, aber noch größer ist der demüthige Gott am Kreuz auf dem Oelberge, der um Verzeihung bittet für seine Feinde, die nicht wissen, was sie thun. Groß ist die Religion der Macht, aber größer ist die Religion der Liebe; groß ist die Liebe der unversöhnlichen Gerechtigkeit, aber noch größer ist die Religion des Mitleids und des Verzeihens, und ich komme im Namen dieser Religion, welche die eurige sein sollte, im Namen eures Evangeliums, um von euch zu verlangen, daß ihr an die Spitze eures Gesetzbuchs die Religionsfreiheit schreibt, d. h. Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit für alle Menschen." Ein unbeschreiblicher Jubel folgte. Minister Topete war in lautes Weinen ausgebrochen, Serrano, Prim Beifall rufend, von ihrer Bank aufgestanden, Figuerola und Sagasta eilten durch den Saal, Castelar zu umarmen, selbst der Unionist Rios Rosas erhob sich vom Sitze und ging zur Linken hinüber, Castelar die Hand zu drücken. Posada Herrera rief aus: „Seit 40 Jahren parlamentarischen Lebens habe ich einen solchen Triumph nicht gesehen." Manterola aber erhob sich mit zwei Bischöfen und den wenigen ultramontanen Mitgliedern, die sich noch auf den Bänken der Rechten befanden, die Hände faltend und gesenkten Hauptes verließen sie das Haus. Der großartige Sieg Castelar's fand vom andern Tage an in tausend beglückwünschenden Telegrammen von Statthaltern, Provinziallandtagen, Gemeinderäthen, Clubs und Volksversammlungen seinen Wiederhall; mehr als hundert Städte ernannten den Redner zum Ehrenbürger, und mit seinem Namen wird die Nachwelt für immer die Erinnerung an den Sturz der religiösen Unduldsamkeit in Spanien verknüpfen."

Castelar ist Künstler in der parlamentarischen Beredsamkeit. Das Feuer des südlich-lebhaften Gefühls, die Begeisterung für die Sache, die größte Ruhe in der hitzigsten Debatte, die Ironie gegen plumpe Gegner, die bestrickende Anmuth wohlklingender Rede, Alles weiß er sich dienstbar zu machen, und so ist ihm das Geheimniß eigen, nicht allein aufregend, begeisternd und überzeugend, oder niederschmetternd und beschämend auf seine Zuhörer zu wirken, sondern auch den Gegnern ihre Geheimnisse abzulocken. Gründliche Studien und ein unerschöpfliches Gedächtniß, Fleiß und Gewissenhaftigkeit der Vorbereitung, aber auch Schlagfertigkeit und ein glänzendes Improvisations-Talent unterstützen ihn, wie nicht minder seine äußeren Mittel, sein lebhaftes, ausdrucksvolles Auge, sein bewegliches Auftreten, seine klangvolle, sympathische Stimme. Ein echter Spanier übrigens, der, zumal er in Frankreich gewisse Ansteckungen nicht hat vermeiden können, seiner „großen Nation" eine übertriebene Zärtlichkeit widmet, und dem wir es wohl kaum übel nehmen können, wenn er die Deutschen als Barbaren betrachtet.

In dieser Würdigung des Werthes anderer Nationen ist ihm der zweite unserer Männer, Cánovas, um bedeutende Längen voraus. Den Beweis lieferte dieser Schriftsteller und frühere Minister (sein Name lautet vollständig Antonio Cánovas del Castillo) in einer geistvollen Rede, die er zur Eröffnung der abendlichen Vorträge im Ateneo cientifico y literário im November 1870 hielt. Seine Aufgabe bestand darin, die weltgeschichtliche Bedeutung der Ereignisse von 1870 in das rechte Licht zu setzen. Die Art der Lösung weist auf eine außergewöhnliche Selbständigkeit des Denkens und eine unter gleichen Umständen gewiß selten zu findende Kühnheit hin. Als Resultat der Betrachtungen über das Jahr 1870 stellte Cánovas eine auch bei uns von Vielen als feststehend erachtete Thatsache hin, nämlich das Verfallen der lateinischen und das Wiederaufblühen der germanischen Rasse. Dies in Madrid mitten unter Spaniern und mitten in einer das Selbstbewußtsein der Spanier so hoch erhebenden politischen Bewegung auszusprechen, war eine That, welche offenbar eine bedeutende geistige Kraft voraussetzt. Nicht minder anerkennenswerth ist die Weise, wie Cánovas den Nachweis jener Thatsache führt, wenn auch Viele unter uns sein werden, welche die Dinge für den Germanismus nicht so günstig auffassen. Mit dem Zusammenbrechen der weltlichen Macht des Papstes und mit dem Unterliegen der Heere Frankreichs scheinen dem freidenkenden Manne die beiden Bollwerke des Romanismus völlig zerstört zu sein, und der Protestantismus findet nach ihm in Europa nirgends mehr Widerstand, wenn er von der Vorherrschaft Deutschlands in eine erobernde Richtung geleitet wird. Alle Anzeichen versprechen ihm für das Wachsthum Deutschlands die längste Dauer; namentlich sieht er in dem Umstande, daß in Deutschland die Freiheit durch das Recht getragen wird, die sicherste Bürgschaft dieser Dauer. Während Herr Thiers in Kaiser Wilhelm einen anderen Friedrich II. erblickt, stellt Cánovas unsern Hohenzollern über Karl V. und Ludwig XVI., und zwar den protestantischen Kaiser!

Die Rede erschien natürlich nicht wenigen Mitgliedern des Ateneo sehr hart, und ganz Madrid erörterte den Winter hindurch die angeregte Frage. Unser Verf. machte dabei die Beobachtung, daß gerade Männer wie Canalejas, die einen guten Theil dessen, was sie sind, den Deutschen verdanken, am schärfsten mit den Anschauungen Cánovas' zu Gerichte gingen. Der Gegenstand gestaltete sich alsbald zu einer Parteifrage. Demo-

kraten und Progressisten, Anhänger des Selfgovernment, waren am leichtesten bereit, die Ueberlegenheit der Deutschen anzuerkennen, während die Republikaner, namentlich auch Castelar und der social-republikanische Garrido, den Deutschen die Würde gesitteter Menschen absprachen und ihren unfehlbaren schmählichen Untergang weissagten.

Den dritten unserer Männer finden wir unter den Künstlern. Es ist Goya. Im Jahre 1863 gab die Real Academia de Nobles Artes de San Fernando in Madrid sein größtes Werk „Los desastres de la guerra" heraus, 80 Eau-fortes, die den Künstler unsterblich gemacht haben. Im Gegensatze zu der Auffassung, deren der Krieg sich bei fast allen französischen Künstlern erfreut, ist hier der Krieg, und zwar der spanisch-französische Krieg, ohne Phrase, ohne Beschönigung, mit allen seinen Schrecken, seinem Wahnwitz, seinen Verbrechen dargestellt. Keine kühne Kriegsthat, kein lustiger Auftritt aus dem Soldatenleben hat hier Beachtung gefunden. Die schauerliche Schattenseite des Krieges mit allen ihren Greueln stellt sich in diesen 80 Blättern mit Grauen erregender Wahrheit hervor. Es ist eine ad oculos demonstrirte Geschichte der blutigen, mit thierischem Vergnügen und wollüstigem Raffinement begangenen Missethaten, mit denen die Franzosen in Spanien ihr Andenken unvergeßlich gemacht haben. Bleistift aber und Griffel genügen dem Künstler schließlich nicht; die Wuth des spanischen Patrioten, die Verzweiflung des Menschenfreundes macht sich noch Luft in Ausbrüchen bitteren Schmerzes und Hohnes, welche den Bildern als Randglossen beigefügt sind. Vernichtender konnten die bekannten Briefe Napoleons an seinen Bruder Joseph nicht commentirt werden, als in diesen kurzen und herausgestoßenen bitteren Bemerkungen. In den Zeichnungen hat sich Goya als ein Künstler von größter Bedeutung gezeigt; aber was mehr ist, in diesem Denkmal des spanischen Nationalkrieges, in diesem Kriege gegen den Krieg überhaupt hat sich ein Charakter ersten Ranges verewigt, und dies ist es, worauf Spanien in erster Linie stolz sein kann.

Brasilien.

Brasilien nach Aufhebung der Sklaverei.

Die durch das Gesetz vom 28. September vor. Jahres auch für Brasilien angebahnte Abschaffung der Negersklaverei ist aller Orten mit Recht als ein Ereigniß von außerordentlicher und segensreicher Tragweite begrüßt worden. Indessen täuscht man sich doch auf jeden Fall, wenn man meint, daß dadurch sofort schon eine große Verbesserung der Lage unserer dorthin ausgewanderten, oder jetzt auswandernden Landsleute hervorgebracht werden wird. Dergleichen kann höchstens nach Jahrzehnden, und erst nach mancherlei gefährlichen Kämpfen und Umwälzungen, ohne die eine bessere Einsicht und Entwickelung kaum zu erwarten ist, möglich werden.

Brasilien, als ein ungemein schwach bevölkertes Land, hat bis jetzt weder ordentlichen Ackerbau, noch rationelle Viehzucht, geschweige denn irgend welche eigentlich industrielle Entwickelung aufzuweisen gehabt. Jedermann weiß ja, daß durch Sklavenarbeit immer nur sehr wenig dem wirklichen Aufschwunge einer Nation genützt werden kann. Brasilien ist aber von jeher noch durch manche andere Umstände in seiner Entwickelung zurückgehalten worden; wie z. B. durch die ungeheure Ausdehnung seines Bodens, verbunden mit der weithin verstreuten, dünn gesäeten, höchst indolenten Bevölkerung, deren geringen Bedürfnissen gewöhnlich schon durch den Ertrag einer oft unterbrochenen, und ganz unbedeutenden Anstrengung zu genügen ist; und weiter durch die eigenthümliche Abschließung des Inlandes von der immer nur eine bis zwei Meilen breiten Küste, die längshin mit einem steil aufsteigenden 3 bis 7000 Fuß hohen Gebirge begränzt ist, welches seine mächtigsten Ströme um deswillen landeinwärts, in westlicher Absenkung dem Rio La Plata (d. h. dem Parana und Paraguay) zusendet, während es nur sehr kleine, oft reißende Bäche in das nahe Atlantische Meer ausmünden lassen kann. Somit fehlen hier die, ein schnelles Eindringen der Kultur so sehr begünstigenden Wasserwege fast ganz.

Gleichwohl ist der Handel bisher so ziemlich die einzig treibende Kraft der auch in diesen Gegenden immerhin fortschreitenden Civilisation gewesen; denn da außer den Ausfuhr-Produkten: Kaffee, Zucker, Tabak und Baumwolle, freilich nur die allernothwendigsten und einfachsten Nahrungsmittel im Lande selbst erzeugt werden konnten, dennoch aber ein nicht geringer Luxus von den Wohlhabenden zu entfalten geliebt wird, so versteht es sich, daß man dergleichen Neigungen nur durch Vermittelung des Handels zu befriedigen vermochte.

Es gab daher seit 1822, d. h. seit Brasilien sich von Portugal unabhängig machte, und nun mit aller Welt Handel treiben konnte, (was ihm vorher untersagt gewesen war), — stets eine Menge von großen Kaufhäusern, die hauptsächlich von Ausländern, besonders von Portugiesen, Engländern und Deutschen gegründet und geführt wurden und noch werden.

Im Gefolge der Kaufleute kamen dann nach und nach Aerzte, Apotheker, Lehrer, Baumeister u. s. w., deren Dienste den eingeborenen Brasilianern mehr oder weniger nothwendig zu sein anfingen; wenn auch alle geistigen Gaben und Leistungen bei Weitem geringer verlangt und bezahlt zu werden pflegten, als die rein materiellen, mechanischen. Trotz oder wegen der herrschenden Sklaverei fehlte es nämlich immer an den nothwendigsten rohen Arbeitskräften; und eben deshalb suchte man in den letzten Jahrzehnden durch einen dorthin geleiteten Zufluß europäischer, d. h. vorzüglich deutscher Auswanderung einem solchen, stets empfindlicher bemerkbaren Mangel abzuhelfen. Die Verminderung der schwarzen Bevölkerung und der Sklaven besonders war seit lange auffallend geworden, da einerseits es Thatsache ist, daß eine große Sterblichkeit und verhältnißmäßig nur eine geringe Zahl von Geburten unter ihnen gewöhnlich sind, und da anderntheils die Uebereinkunft Brasiliens mit England, nach welcher alle Einfuhr neuer Negersclaven als ein todeswürdiges Verbrechen bestraft wird, seit Jahren nur ganz im Geheimen hat umgangen werden können. Die Uebelstände der Sklaverei wurden auch lebhaft genug gefühlt, aber sie vermochten die Abneigung der Brasilianer gegen freie Einwanderung durchaus nicht zu beseitigen.

Man mußte sich nach Ersatz für die immer mehr hinschwindenden rohen, und (gerade bei der mangelnden, industriell gebildeten Bevölkerung) so unentbehrlichen, rein mechanischen Arbeitskräfte umsehen; aber das einzige, wirklichen Erfolg versprechende Hülfsmittel: freie Concurrenz europäischer Einwanderer, blieb verhaßt. Sitte, Religion und Sprache der auf diesem Boden stark mit indianischem und afrikanischem Blute versetzten romanischen Rasse sind einmal zu verschieden von Allem, was den germanischen Stämmen besonders eigen zu sein pflegt, als daß ein gegenseitiges Verstehen und freundliches Zusammenleben leicht möglich sein könnte; — und die liebenswürdigeren Seiten des

brasilianischen National-Charakters: Gastfreundschaft, Mitleid gegen Kranke, Schwache und Unglückliche, Achtung des Alters und Schonung der Kindheit, Höflichkeit und Anstand im Umgange, Mäßigkeit und religiöse Duldsamkeit, — kommen für den niederen deutschen Arbeiter, der hier seinen Unterhalt erwerben soll, meistens nur wenig zur Geltung, während er durch die ganz abweichenden Sitten, Gewohnheiten und Lebens-Anschauungen der Brasilianer, sowie durch ihre, als Folge der Sklaverei stark hervortretende Verachtung aller ihnen für Geld geleisteten Dienste, oft gekränkt und zur Empörung getrieben wird.

Die vielfach entnervend wirkenden klimatischen Verhältnisse, und die ebenso der Thatkraft nachtheilige Einwirkung des Katholicismus haben der hiesigen Bevölkerung vor Allem das Bedürfniß physischer und geistiger Ruhe gegeben. So liebt man keinerlei Anstrengungen und Aufregungen, bewegt sich immer nur langsam und mit Würde, ist aber durchaus nicht ohne Empfindung und Begriffsfähigkeit, so daß ein guter Erzähler stets willkommen geheißen wird. Man hört gern Berichte über die Thaten und Werke anderer Nationen, glaubt sich aber durchaus nicht verpflichtet, ihnen nachzuahmen. Jene mögen dergleichen nöthig haben, um ihr Dasein erträglich zu gestalten; sie (die Brasilianer) brauchen in ihrem schönen Lande das Alles nicht, meinen sie. Hier kann man ohne solche Anstrengungen gut genug leben.

Der rastlose Fleiß und die ungeduldige Regsamkeit des deutschen Einwanderers ist ihnen daher unbequem, obgleich sie so großen Nutzen davon ziehen; und das Bewußtsein, von einer fremden Rasse, deren Sprache und Sitte zu verstehen sie nie hoffen können, fortwährend beobachtet und gelegentlich kritisirt zu werden, ist ihnen höchst widerwärtig und störend. Kein Wunder also, daß sie eigentlich, bei aller sonst unleugbaren Gutmüthigkeit, jeden neu ankommenden als einen Feind betrachten, obgleich sie dies wiederum mit gewohnter Selbstbeherrschung zu verbergen streben, bis es bei den vielen, freilich immer unvermeidlichen Conflicten doch zuletzt hervortreten muß.

Der Einzelne kann sich zwar trotzdem durch große Nachsicht, Geduld und Genügsamkeit mit der Zeit manche persönliche Zuneigung gewinnen, und in der That gelingt dies einigen Deutschen in nicht geringem Grade; allein dennoch wird nicht verhindert, daß die Stimmung der Brasilianer im Ganzen jeder freien Einwanderung abgeneigt ist und bleibt.

Man bewegt sich da fortwährend in Widersprüchen: einentheils möchte man wohl Arbeiter zum Ersatz für die immer mehr fehlenden Sklaven gewinnen, möchte ihnen aber doch andererseits nicht gestatten, sich zu Erwerb und Besitz emporzubringen. Man verausgabt große Summen, (meistens obendrein in ganz zweckwidriger Weise), — um die Einwanderung zu befördern, und thut doch zugleich alles Mögliche, was sie beschränken und an jedem gesunden Aufschwunge hindern muß.

Man denkt nicht daran, die religiösen und staatsrechtlichen Institutionen Brasiliens, die besonders für Protestanten keineswegs einladend sind, zu ändern; und ebenso wenig ist Aussicht, die agrarischen Verhältnisse, denen zufolge alle Ansiedelungen in unendlich weiten Entfernungen von einander und von den Hafenplätzen liegen, (weswegen sie mit den äußersten Schwierigkeiten hinsichtlich des Transportes und also des Absatzes ihrer Produkte zu kämpfen haben), irgendwie zu bessern.

Man nimmt es sogar sehr übel, wenn ein Ausländer, trotz aller Ungunst der Zustände, durch Fleiß und Tüchtigkeit zu Vermögen gelangt; — und man betrachtet es fast als einen Diebstahl, wenn derselbe dann in seine Heimat zurückkehrt, um dort die Früchte seiner Anstrengungen zu genießen.

Alles dieses ist und bleibt dasselbe, mag die Negersklaverei fortdauern oder nicht. Man muß aber annehmen, daß bei der unter bewandten Umständen immer nur sehr geringen Einwanderung für die nächste Zeit keine großen Fortschritte in Ackerbau und Industrie zu erwarten stehen, und daß selbst der Handel, in Folge der Verminderung aller eigentlichen Arbeitskräfte, nicht mehr an Ausdehnung gewinnen kann, sondern viel eher zurückgehen muß. Man wird nicht mehr so viel Kaffee, Zucker, Tabak und Baumwolle zum Export produciren als bisher, — (wie es ja überall nach Aufhebung der Sklaverei in heißen Klimaten immer anfangs der Fall gewesen ist), — und so liegt es auf der Hand, daß Brasilien für Decennien einem ziemlichen Verfalle entgegen geht. Der Reichthum des Bodens kann nur durch fleißige Arme gehoben werden, und an solchen muß es, aller Voraussicht nach, bald fehlen, wenn die Mehrzahl der Neger frei geworden ist, was ohne Zweifel in 20 Jahren der Fall sein wird, so ungenügend und unbefriedigend das betreffende Gesetz im Augenblick auch erscheinen mag.

Welches Loos wird aber der Deutsche in Brasilien ziehen, wenn das Land in Armuth sinkt? — Das muß uns doch besonders wichtig sein. Erinnern wir uns also, daß schon bis heute dort immer viel mehr rohe und rein mechanische Kräfte gebraucht worden sind, als geistige, nach denen eben deshalb wenig Nachfrage war. So wird man sich freilich entschließen müssen, niedere deutsche Arbeiter (noch eifriger als bisher) in's Land zu rufen; aber die Abneigung gegen sie wird um deswillen keineswegs schwinden, und zwar um so weniger, als es gewiß ist, daß selbst unsre niedrigsten Landsleute sich heute nicht mehr ganz so demüthig und unterwürfig zeigen werden, wie sie es vor 1866 und vielleicht bis 1870 zu thun gezwungen waren. Ueberdies wird die Einwanderung nie stark werden, so lange unsere Ackerbau treibenden Tagelöhner nicht hoffen können, dort sich mit leichterer Mühe als hier, ein eigenes Stück Land zu erwerben. Die weite, kostspielige Reise und die großen Opfer, die eine neue Ansiedelung immer fordert, könnten ja nur durch solche Vortheile aufgewogen werden, wie sie dort vorerst noch lange nicht zu hoffen sind. Müssen nun demgemäß in nächster Zeit viele bisher wohlhabende Brasilianer verarmen, ohne daß die ärmeren statt dessen reich werden können, so hat der deutsche Arbeiter um deswillen dann noch weniger Grund, seine hiesigen Leiden mit den weit größeren, die ihn drüben erwarten, zu vertauschen; und für den gebildeten Mann ist dies sicher noch viel mehr der Fall. Was kann der herabgekommene Brasilianer für Werth auf die Gaben unserer Civilisation legen, die ihm überhaupt immer nur als Luxus erschienen sind?

Vielleicht muß es somit Wunder nehmen, daß die Abschaffung der Sklaverei unter solchen Verhältnissen jemals gewünscht und zum Gesetze erhoben werden konnte; und eine genügende Erklärung dieser Thatsache ist gewiß nicht leicht zu geben.

Wir haben schon gesehen: Man bewegt sich da vielfach in Widersprüchen; und so wollen die Brasilianer einentheils nicht länger dulden, daß man sie als die einzigen Hüter des bereits allgemein verabscheuten Institutes der Neger-Sklaverei betrachtet und — verachtet; aber andererseits wünschen sie doch natürlich in ihren alten Gewohnheiten und Neigungen beharren zu können, und sehen gar nicht ein, daß sie mit ihnen brechen müssen.

Sie meinen, die Sache mit schönen Phrasen, (worin sie überhaupt große Meister sind), aus der Welt schaffen oder wenigstens zum Schweigen bringen zu können, und glauben allen Ernstes weder Kampf noch Anstrengung nöthig zu haben, um so zu sagen spielend aller höchsten Güter der Menschheit theilhaftig zu werden;

wie man denn im Augenblick gerade täglich in ihren vielen Zeitungen und Journalen die übertriebensten Lobes-Erhebungen wegen der nie genug zu bewundernden, schnellen Aufhebung der Sklaverei (die doch im besten Falle erst in 20 Jahren eine Wahrheit werden mag), veröffentlicht finden kann.

Wir wissen einmal, daß keine Segnung der Civilisation geschenkt werden kann; und daß Alles, was man nicht mit ernstem Sinne und tüchtiger Kraft erstrebt, und endlich sich zu eigen macht, kein wahres Leben gewinnt, und sich bald wieder durch sich selbst vernichtet.

Brasilien wird nicht eine einzelne Ausnahme bilden; und auch an ihm wird das Alles durchdringende, Alles beherrschende Naturgesetz: des nur mit verständiger Energie zu erobernden Fortschrittes, sich wiederum offenbaren müssen.

J. Engell-Günther.

Kleine literarische Revue.

— **Die Provence und ihre Sänger im Mittelalter.** Mit Hinblick auf den Einfluß der provenzalischen Dichter in Spanien.*) Dem vielbearbeiteten Thema neue Seiten abzugewinnen, ist offenbar nicht leicht. Der Verf. der kleinen Abhandlung, die den oben angezeigten Titel trägt, hat sich bemüht, durch erneutes Quellenstudium die Entwickelungs-Geschichte der provenzalischen Literatur-Bewegung um einige speciellere Züge zu bereichern, wobei er anscheinend einer von Fr. Diez gegebenen Anregung gefolgt ist. Bemerkenswerth ist zunächst, daß er sich entschieden auf Seite derjenigen stellt, welche meinen, das Provenzalische, das sich zuerst aus dem Zusammentreffen der römischen und der germanischen Sprache, nämlich durch Vermischung der Lingua romana vulgaris und westgothischen Elemente entwickelt hat, als eine besondere Sprache, ebenbürtig der französischen, italiänischen und spanischen, ansehen zu sollen. Als Beweis gilt ihm die fast tausendjährige literarische Bedeutung desselben, die sich auf die vollkommenen Eigenschaften der Sprache stützt. Den vielen anziehenden Eigenthümlichkeiten der provenzalischen Poesie gesellt er die weniger bekannte hinzu, daß sie frühzeitig auf Befreiung der Geister vom hierarchischen Joche ausgegangen sei und innig mit den Bewegungen der Waldenser und Albigenser zusammengehangen habe. Daraus wird auch zu folgern sein, daß mit dem für Rom leider so günstigen Ausfall des Albigenser-Kreuzzuges die Gesangskunst der Troubadours in Verfall gerieth. In die Darstellung dieser Periode hat sich der merkwürdige Lapsus eingeschlichen, daß plötzlich, im Anfange des 13. Jahrhunderts Philipp II. von Spanien mit seinen 18,000 Ketzer-Verbrennungen auf dem Schauplatze erscheint. Der Verf. wird an Philipp II. August von Frankreich gedacht haben, welcher, vielleicht ein Vorbild für seinen spanischen Namensvetter, am Albigenser-Kreuzzuge Theil nahm. Sorgfältig, wie der inneren Entfaltung der provencalischen Gesangs-Bewegung, wobei freilich ein tieferes Eingehen auf die von den Troubadours befolgten Regeln der Metrik, der Prosodie und des Reims erwünscht gewesen wäre, wendet sich der Verf. schließlich der Aufgabe zu, die Nachwirkungen jener Bewegung in ein helles Licht zu setzen. Der Nachweis, wie die provenzalische Poesie nach ihrem Verfall im Vaterlande die Runde durch das übrige Frankreich, durch Italien und Spanien gemacht und hier bei Lope de Vega sich in die dramatische Form gekleidet, ist ebenso interessant, als der Hinweis auf die bis in die neueste Zeit fortgesetzten Versuche, sie gewissermaßen durch galvanische Experimente, in der Provence selbst wieder in das wirkliche heitere Leben der Vorzeit zurückzurufen.

*) Nach den besten Quellen für gebildete Leser und die reifere Jugend bearbeitet von Dr. H. A. Manitius. Dresden, Schulbuchhandlung, 1872.

— **Der deutsche Dichter Martin Opitz und der Holländer Daniel Heinsius.***) Unter dem in der Anmerkung genannten Titel hat Herr J. B. Muth in einer Inaugural-Dissertation eine literar-historische Untersuchung publicirt, in welcher der Verfasser zu einem für das Haupt der schlesischen Dichterschule im Ganzen nicht sehr schmeichelhaften Resultate gelangt. Der Verf. war, nachdem er auf der Universität Leipzig Philologie studirt hatte, eine Reihe von Jahren Lehrer der deutschen und lateinischen Sprache an der Erziehungs-Anstalt Noorthey bei Leiden in Holland. Dort hatte er Gelegenheit, sich mit Daniel Heinsius, dem Pfadfinder für nationalsprachliche Poesie in Holland, zu beschäftigen und Parallelen zwischen ihm und Opitz zu ziehen, welcher Letztere für Deutschland und die deutsche Poesie mit Recht dasselbe Verdienst der „Pfadfindung" in Anspruch nehmen durfte. Zwar will der Verfasser dem Landsmanne dieses Verdienst nicht schmälern; aber er kann nicht umhin, die Meinung von der Ursprünglichkeit desselben zu berichtigen. Heinsius, wie er um beinahe zwei Jahrzehnde älter war als sein Verehrer Opitz, ging diesem in seiner, durch außergewöhnliche Frühreife beförderten literarischen Wirksamkeit um eine bedeutende Spanne Zeit voran. Der Ruf seines einer Umwälzung nahe kommenden Schaffens drang nach Schlesien und zündete dort in dem verwandten Geiste unseres Opitz. Sein Einfluß auf diesen von Ehrgeiz nicht freien Dichtergenossen ist in fast jedem Erzeugnisse des Letzteren zu erkennen. Namentlich muß Opitzens Hauptwerk „Die Poeterey" als eine entschiedene Anlehnung an Heinsius'sche Arbeiten betrachtet werden. Die Gedichte des Holländers übersetzte der Schlesier mit Vorliebe, und seine eigenen selbständigen Gedichte können überall das Vorbild des verehrten Freundes nicht verleugnen. Im Uebrigen stellt der Verf. das Resultat der Vergleichung dahin auf, daß in den „Oden und Gesängen" Heinsius dem Opitz bedeutend nachsteht, während an Kraft der Sprache, an Gelehrsamkeit und an Erfindungsgabe dem Holländer vor dem Schlesier der Vorzug gebührt. Daß auch der schlesische Dichter Andreas Gryphius seinem Aufenthalt und seinen Studien in Holland manche Anregung zu verdanken hat, ist bekannt.

— **Neue Ausgaben deutscher Werke.** „Der Oberhof", aus Immermann's Münchhausen, mit 57 vortrefflichen Illustrationen von B. Vautier in Düsseldorf, erscheint jetzt in dritter Auflage.**)

Das liebenswürdige Buch Eduard Devrient's „Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine Briefe an mich", das von Richard Wagner in seiner bekannten, anmaßlichen Weise angegriffen, übrigens aber in der musikalischen, wie in der literarischen Welt als eine werthvolle Reliquie und als ein würdiges Andenken an den leider so früh hingeschiedenen

*) Ueber das Verhältniß von Martin Opitz von Boberfeld zu Daniel Heinsius. Von Dr. F. Bernhard Muth. Leipzig, Naumann, 1872.

**) Erste Lieferung. Berlin, A. Hofmann u. Co. (Hoch-4.)

Componisten aufgenommen wurde, liegt uns jetzt in zweiter Auflage vor.*)

Eine zweite Auflage hat auch das mit dem Kaiser Wilhelm-Preis gekrönte Trauerspiel von Albert Lindner: „Brutus und Collatinus" erlebt.**)

Literarischer Sprechsaal.

Die Berliner Geographische Gesellschaft hatte am 29. Juni eine außerordentliche Sitzung veranstaltet, um ihr nach vierjähriger Abwesenheit und nach dreijährigen Forschungen in Central-Afrika zurückgekehrtes Mitglied, Dr. Schweinfurth, zu begrüßen und von ihm den ersten summarischen Bericht über seine Reisen von 1869 — 1871 abstatten zu hören. Zum drittenmale bereits hatte Herr Schweinfurth den heißesten und schwärzesten Theil von Afrika aufgesucht. Diesesmal war er unter den Auspicien der Humboldt-Stiftung für geographische Forschungen, sowie der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, gereist, und mit nachdrücklicher Unterstützung der höhern Orts dazu autorisirten Consuln in Kairo und Chartum hat er das Glück gehabt, auch von der ägyptischen Regierung, die es sonst nicht gern sieht, daß europäische Reisende in die von ihr als politisches Besitzthum in Anspruch genommenen südlichen Länder des oberen Nil eindringen, in seinen Forschungen direct gefördert zu werden. In Chartum einer großen Expedition von Elfenbein-Händlern sich anschließend, mit welcher Djamil-Pascha einen förmlichen Vertrag zum Schutze Schweinfurth's abgeschlossen und die nicht weniger als 350 mit Schießgewehren bewaffnete Nubier in ihrem Gefolge hatte, von denen namentlich sein Freund Abu-Sama ihm die größten, dem Reisenden unvergeßliche Dienste leistete, gelangte Schweinfurth in die Gebiete der Schilluks, der Djur, der Bongu, der Njam-njam und der Akka am Bahr-El-Abiad, am Bahr-El-Ghazal (Gazellen-Fluß) und am Bahr-El-Ada bis unter dem 4.—5. Grade N. Br., wo er über acht Monate die allerverschiedensten schwarzen Rassen studirte und die großartigsten zoologischen und botanischen Sammlungen anlegte. Schweinfurth schätzt die Zahl der Bevölkerung am linken Ufer des oberen Nil allein auf 1,200,000. Namentlich über die Bongu, die Njam-njam (bekanntlich früher von Märchen-Erzählern als geschwänzte Menschen dargestellt) und die Akka, ein Zwergvolk in der Nähe von Mundo, welche durchschnittlich die Größe von 1½ Meter haben und unter denen er als der erste Weiße erschien, den diese Völkerschaften jemals gesehen, hat er die merkwürdigsten, bisher völlig unbekannten Nachrichten mitgebracht. Leider sind gerade in dem Augenblicke, als der kühne, bis dahin vom Glück begleitete Reisende auf der Höhe seiner Forschungen sich befand, im December 1870, seine reichen Sammlungen, seine Handschriften und Zeichnungen, sowie fast alle seine Habseligkeiten und Instrumente ein Raub der Flammen geworden. Ein Feuer brach in der ausgetrockneten Hürde aus, in welcher er mit seinen sechs nubischen Dienern lagerte, und keine Hülfe war im Stande, ihnen mehr als das nackte Leben zu retten. Jetzt stelle man sich die verzweiflungsvolle Lage des Gelehrten vor, der, mit Ausnahme einiger kleinen Sammlungen, die er früher bereits nach Europa geschickt hatte, alle Früchte zweijährigen mühseligen Fleißes und großer Opfer untergehen sah. Zwar ist es ihm unter staunenerregenden Anstrengungen gelungen, sich in seiner Verlassenheit neue Mittel zu verschaffen und im Laufe der nächsten Zeit abermalige Sammlungen zu gewinnen, die von den ersten Autoritäten der Wissenschaft in Deutschland als höchst bedeutend anerkannt werden, aber wie seine Vorgänger in Central-Afrika, hat auch er erfahren, daß man von dort niemals heil zurückkehrt. Im Januar 1872 landete Schweinfurth wieder in Europa (Messina) ungebrochen an Körper und Geist, doch hatten die unsäglichen Anstrengungen der Reise eine Krankheit herbeigeführt, durch die seine Rückkehr in die Heimat sehr verzögert worden ist.

Die reichhaltige Nummer 25 (vom 22. Juni) der Besonderen Beilage zum „Deutschen Reichs- und Preußischen Staats-Anzeiger" bringt unter Anderm einen interessanten Artikel über die älteste kurbrandenburgische Apotheker-Taxe von 1574, die ein gar kurioses Dokument ist und von dem damaligen Standpunkte der medizinischen Wissenschaft einen eigenthümlichen Begriff giebt. Diese Apotheker-Taxe wurde auf Befehl des Kurfürsten Johann Georg vom Stadtphysikus Dr. Fieck in Berlin, unter Assistenz des Bürgermeisters Lucas Scholle in Brandenburg, angefertigt. Sie giebt die lateinischen und deutschen Namen der Arzneistoffe nebst den Preisen, zu denen sie die Apotheken, deren es damals zwei in Berlin gab, verkaufen sollten, und umfaßt etwa 1800 Artikel. Die Stoffe werden in Simplicia und Composita eingetheilt, und jede dieser beiden Abtheilungen zerfällt in 20 Unterabtheilungen. In der ersten kommen zunächst die Kräuter und Blätter; dann folgen Blumen, Samen, Früchte, Zugemüs und allerlei Korn. Dann kommen 120 Sorten Wurzeln, Hölzer, Rinden und Schalen, Fruchtsäfte, Extrakte, destillirte Wasser 2c. Oele, Gummi und Harze (unter Anderem „Schiffpech, das man von alten Schiffen abkratzt"), Erden und Steine. Es folgen Edelsteine, die man damals für Arzneien hielt, nämlich Diamant, Amethyst, Beryll, Bergkrystall, orientalische und böhmische Granaten, Rubinen, Saphire, Smaragden, Hyacinthe und Topase, das Quentchen zu 6 Pf. bis 5 Groschen, abgesehen vom Diamant, für welchen keine Taxe besteht. Daran reihen sich die Metalle und Pigmente (85), sowie die Salze (10), worauf die animalischen Stoffe folgen. Letzteres ist das sonderbarste Kapitel des ganzen Buches und wirft ein grelles Schlaglicht auf die Behandlung der damaligen Medizin. Da findet sich präparirter Menschenschädel das Loth 6 Pf. (1715 kostete das Loth 4 Gr.), Esel-, Maulesel-, Elenn- und Ziegenklaue, getrocknete Fuchslunge, gebrannter Hase, und dito Hasenhaare, Hasengehirn, Hirsch- und Hasensprung (Ferse), präparirte Wolfsleber und Wolfsdarm, präparirtes Bocksblut, gebrannter Kuckuck und dito Schwalbe und Igel, präparirte Regenwürmer, Schlangenbalg, getrocknete Laubfrösche und Kröten (das Loth 1 Pf.), Ochsen-, Ziegen- und Hasengalle, und dazu ungefärbte und gebrannte Seide und verschiedene Arten gefärbten Wachses. Den Schluß des ersten Theils bilden verschiedene Arten von Fett, Unschlitt und Mark; da erscheint das Fett von Schweinen, Dachsen, Hunden, Bären, Hühnern, Kapaunen, Gänsen, Enten (wilden und zahmen), Reihern, Wachteln, Hasen, Hirschen, Pferden, Böcken, Ochsen, Hechten, wilden Katzen und selbst Menschen, letzteres das Loth 6 Groschen, die übrigen Arten nur 1 bis 6 Pf.

*) Mit dem Stahlstich-Portrait Mendelssohn's. Leipzig, J. J. Weber.

**) Leipzig. J. J. Weber, 1872.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] — Berlin, den 13. Juli 1872. — [No. 28.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Hamann's Schriften und Briefe.*)

Der „Magus des Nordens", Johann Georg Hamann, im vorigen Jahrhundert vielfach angestaunt und bewundert, und zwar meist gerade von großen Männern und ausgezeichneten Frauen, aber nicht verstanden, und während des jetzigen Jahrhunderts so ziemlich wieder verschollen, lebt jetzt, wie wir auf Grund des ersten Bandes seiner von Moritz Petri herausgegebenen und erläuterten Schriften und Briefe hoffen wollen, um so glänzender und zeitgemäßer wieder auf. Biographische Erinnerungen, ein gedruckter Vortrag und ein Literaturbild in Bezug auf Hamann sind zwar neuerdings als Vorläufer dieses größeren Werkes erschienen, aber gegen die ausführliche und liebevoll erläuternde Behandlung durch Moritz Petri müssen sie als schwach gelten.

Auch Constantin Frantz hebt ihn in seinem grundgelehrten neuesten Werke: „Das neue Deutschland" mit einem glücklichen Treffer als den hervorragendsten „Hochmeister" geistiger Ritterschaft im alten Ordenslande mit der Hauptstadt Königsberg hervor. Er erkennt in Hamann die Ergänzung des Kant'schen Geistes. „Denn gerade, was dieser für das unerkennbare Ansich der Dinge erklärt, war für Hamann vielmehr die Quelle aller Erkenntniß, die bei ihm wie durch innere Eingebung eines von ihm auch besonders gefeierten Sokratischen Dämon hervortritt. So repräsentirt er dem Kant'schen Rationalismus gegenüber den Irrationalismus, der auch sein Recht hat, denn die Welt ist nicht bloß etwas Rationales. Selbst die Mathematik spricht von irrationalen, sogar von imaginären Größen, die doch kein Nichts, sondern etwas sehr Wichtiges sind. In diesem nordischen Magus also erscheint das Geheimnißvolle, was, wie ich früher sagte, auf dem lettischen Norden ruht. Er hat seine unbestrittene Stelle in unserer Literaturgeschichte. Ein Herder, ein Goethe, ein Jakobi und Andere sind von ihm ergriffen gewesen, und doch ist er selbst wie ein noch ungelöstes Problem."

*) Johann Georg Hamann's Schriften und Briefe. Zu leichterem Verständniß im Zusammenhange seines Lebens erläutert und herausgegeben von Moritz Petri. Erster Theil. Hannover: Carl Meyer, 1872.

Petri thut, nach dem ersten Bande zu schließen, wahrhafte Wunder, um es zu lösen und die barocke, rauhe, unverständliche Sprache des Mannes lesbar zu machen. Oftmals wird es besser sein, bloß den erläuternden Text des Herausgebers zu studiren; denn was Hamann selbst sagt, stößt uns in seiner Verworrenheit und absoluten Unverständlichkeit oft ebenso sehr ab, wie nach eigenem Geständniß den magischen Verfasser selbst. Wahrlich, es ist nicht nur tragisch, sondern auch oft ganz gemein ärgerlich und empörend, das Gold seiner Gedanken in solcher Liederlichkeit des Ausdrucks unfaßbar umhergestreut schimmern zu sehen. Deshalb können wir die Verdienste des jetzigen Herausgebers, der die Gedanken Hamann's in ordentlichem Deutsch zu geben sucht, nicht hoch genug schätzen.

Der deutsche Sokrates, wie er auch genannt worden ist, starb zwar nicht an einem gerichtlichen Giftbecher, aber vielleicht nur um so elender. Am 21. Juni wird es 84 Jahre, daß der „Almosen-Empfänger und pensionirte Packhofsverwalter Hamann" in Münster starb. Zwar ließ ihn eine Fürstin in ihrem Garten begraben und ihm ein Denkmal setzen, aber bald darauf wuchsen Kartoffeln über das Denkmal hinweg und um die zerbrochene Urne herum; die Inschrift war von Moos und das Ganze von Kraut überwuchert. Das erfuhr Friedrich Wilhelm III., welcher dessen Gebeine sorgfältig ausheben, in einen neuen Sarg verschließen und ein eisenfestes neues Denkmal in der alten Form neben einer Kirche errichten ließ. Dieses irdische Schicksal versinnbildlicht Hamann's Bedeutung: vergessen, verachtet, verschollen, von Unkraut überwachsen, aber wieder entdeckt und von wenigen Auserwählten als Hoherpriester des Glaubens, des Idealismus verehrt. Einer derselben hat zehn Jahre lang versucht, in die Seele nur eines Jünglings den Muth zu hauchen, im Schweiße des Angesichts aus den Schachten Hamann's Gold zu graben, aber vergebens. Jetzt hält es vielleicht noch schwerer. Oder ist wirklich seine Zeit gekommen? Sicher ist, daß der Idealismus, die intellectuelle Anschauung, der Glaube, gegenüber dem starrsten Aberglauben des Materialismus sich auf verschiedensten Wegen und in zum Theil bezaubernden Formen gerade jetzt wieder Geltung zu verschaffen sucht. Und so tritt auch Hamann er- und geläutert aus dem Unkraut der Zeit und seines eigenen Stils unter diesen Kämpfern auf. Die besten Geister seiner Zeit erkannten oder wenigstens ahnten dies schon. Kant und Hippel wirkten gleichzeitig und befreundet mit ihm in der alten Ordens-Hauptstadt, der alten idealen Wiege des sonst materiellen militärischen Preußenthums. Herder, sein Landsmann, bat ihn mit Goethe, Jakobi und Claudius zu Gevatter. Hamann's Briefwechsel mit Jakobi füllt 700 Druckseiten. Der fromme Lavater vergötterte ihn, besonders sein Gesicht, das uns aus einem Kopftuche an der Spitze des ersten Bandes entgegenleuchtet. Auch der klare Lessing bewundert die furchtbare Gelehrsamkeit des verworrenen Polyhistors. Jean Paul nennt den großen Hamann einen tiefen Himmel voll teleskopischer Sterne mit unlöslichen Nebelflecken. „Kürze ist Klarheit, nur nicht die Hamann'sche, deren Commata zuweilen aus Planetensystemen und deren Perioden aus Sonnensystemen bestehen, deren Worte ganze Sätze sind. Sein Stil ist ein Strom, den ein Sturm gegen die Quelle zurückdrängt, so daß die deutschen Marktschiffe darauf gar

nicht auszukommen wissen. Herder glich seinem Freunde Hamann, diesem Heros und Kinde zugleich, der wie ein electrischer Mensch im Dunkeln mit dem Heiligenschein um das Haupt sanft dasteht, bis eine Berührung den Blitz aus ihm zieht." So Jean Paul. Goethe bewunderte ihn ebenfalls, aber wollte von ihm nichts wissen, weil er, „die Ueberlegenheit seiner Geistesgaben auf's innigste fühlend, sich jederzeit für etwas weiser und klüger hielt, als seine Correspondenten, denen er mehr ironisch als herzlich begegnete." Darin hat Goethe vollkommen Recht. Besonders sind Hamann's Briefe an den größten aller Magier des Nordens, Kant, oft unausstehlich naseweis und grob. Dessenungeachtet nannte ihn Goethe später einen Aeltervater, der den Deutschen wie sibyllinische Verahnungen des Guten und Rechten, noch zu einem Codex werden könnte. Zuletzt wünschte er eine vollständige Ausgabe von Hamann's Schriften. Nun, diese kommt ja jetzt mit einem tüchtigen Dolmetscher. Fritz Stolberg suchte ihn in Königsberg auf, und die Fürstin Gallitzin verehrte ihn zeitlebens durch Wort und That, ja bis über den Tod hinaus. Niebuhr nennt ihn einen der tiefsten und gewaltigsten Geister, den Deutschland hervorgebracht.

Trotz seiner späteren Verschollenheit machten sich im Laufe des Jahrhunderts doch nicht wenige Männer daran, ihn zu erklären und in verschiedenen Ausgaben wieder in's Leben zu rufen. Die jetzige, auf Vollständigkeit, Zusammenhang und Erläuterung angelegte Ausgabe muß für die literarischen und moralischen Aufgaben unserer Zeit entschieden willkommen geheißen werden. Wir sind ja wieder mitten in einem höheren Kampfe zwischen dem Materialismus des Wissens und der Idealität des Glaubens. Goethe sagt aber sehr weise: „Das eigentlich einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflict des Unglaubens und des Glaubens."

In diesem ewigen Kriege spielt Hamann wohl eine ewige Feldherrnrolle, namentlich wenn man seine verworrenen und bis jetzt vielfach unerklärlichen Commandoworte erst recht verstehen gelernt haben wird. Der jetzige Herausgeber wird hoffentlich ein gründlicher Erklärer. Im vorliegenden ersten Bande führt er uns durch Hamann's Leben und Schriften erst bis zu dessen Rückkehr aus London, dann durch den Aufenthalt in Riga bis zur Uebersiedelung nach Königsberg. Wir blicken in den Charakter unseres Helden größtentheils durch dessen Briefe und dann durch die „sokratischen Denkwürdigkeiten", welche immer noch, trotz ihrer Kürze, als eins seiner Hauptwerke gelten. Petri setzt seine Erklärungen so ausführlich darunter, daß sie beinahe ebenso viel Raum einnehmen wie der Text. Es handelt sich besonders um den Nachweis der Einheit zwischen den sich scheinbar widersprechenden Sätzen: ich weiß nichts, und: erkenne dich selbst. Die höhere Einheit davon ist der Glaube. Allerdings wissen meist weder die Gläubigen noch die Ungläubigen, worin das Wesen und die Zaubermacht des Glaubens bestehe. Hier nun spricht Hamann mitten durch seine Verworrenheit manches tief wissenschaftliche Wort über den Glauben. Die Männer der Wissenschaft, welche davon nichts wissen wollen, sind meist Leute, welche mit Gewalt oder List ihre Unwissenheit auf jeder Seite gern mit dem Stempel der echten, exakten Fachwissenschaft versehen. Sie glauben es und die meisten ihrer Anhänger auch, so daß gerade auf dem Gebiete der Wissenschaften der crasseste Aberglaube herrscht.

Nehmen wir als Beispiel nur die sich jetzt so stolz blähenden Naturwissenschaften, besonders die Chemie. Danach soll es so und so viel Elemente geben und alle Körper müssen ohne Gnade und Barmherzigkeit daraus zusammengesetzt sein und sich wahlverwandtschaftlich trennen oder verbinden. Was wir früher Geist nannten, ist Produkt, wohl gar Excrement des so und so chemisch zusammengesetzten Gehirns. Wer das nicht auswendig gelernt hat und glaubt, wird von allen Seiten als Dummkopf, wohl gar als Ketzer verfolgt. Hat aber die fanatischste Kirche jemals solchen Glauben als alleinseligmachend von den Frommen verlangt, wie hier die Chemie von Menschen, denen doch gerade der unbedingteste Unglaube zur Pflicht gemacht wird? Weil gewisse Körper von Chemikern bis jetzt nicht zerlegt werden können, sind sie Glaubensartikel als Elemente. Die ungeheure Verschiedenartigkeit der Körper bei gleicher chemischer Zusammensetzung oder täuschendster Gleichheit trotz der größten Verschiedenheit in chemischer Zusammensetzung und tausenderlei andere Räthsel werden in wissenschaftliche Formeln gebracht und getauft und müssen unbedingt geglaubt werden. Das Tollste und Ungeheuerlichste aber, wodurch Fachmänner der Naturwissenschaft zu Heiligen, ja zu Päpsten geworden sind, ist die Lehre von der excrementalen Entstehung geistiger Thätigkeit aus chemischen Körpermischungen im Gehirn. Von allen diesen Lehren ist niemals eine einzige wissenschaftlich bewiesen worden, und doch gelten sie in der Wissenschaft wie festere Säulen ihrer Kirchen, als jemals irgend ein Unfehlbarkeits-Wahnsinn protestantischer oder katholischer Päpstelei. Das Schlimmste nun dabei ist, daß diese Sätze nicht auf Glauben, sondern auf Aberglauben beruhen. Der Glaube nämlich ist nach Hamann gewissermaßen eine höhere Einheit der fünf Sinne, die Wahrnehmungs- und Ausstrahlungskraft für den Geist, aus dessen eigener Beweiskraft.

„Der Glaube", sagt Hamann, „ist kein Werk der Vernunft und kann daher auch keinem Angriff derselben unterliegen, weil Glauben so wenig durch Gründe geschieht, als Schmecken und Sehen". Kurz, Glaube kommt bei ihm auf dieselbe innerste, urewige Geisteskraft hinaus, welcher Sokrates als seinem Dämon für alle Weisheit lauschte, auf Schelling's „intellectuelle Anschauung", auf die Unmittelbarkeit aller wahren Begeisterung, aller schöpferischen Dichter- und Künstler-Ideen, auf die alle Welt beherrschende Idealität und Substantialität des Geistes, der auch mit dem schärfsten Verstande und der klarsten Vernunft wissenschaftliche Gebäude nur auf Glaubens-Grundlagen errichten kann. So heißt z. B. die eigentliche feste Urgrundlage der stelzesten Wissenschaft unserer neueren Philosophie: „Ich denke, darum bin ich". Wenn dies der Philosoph sagt, so glaubt er vor allen Dingen, daß sein Gedanke wirklich ein Gedanke sei, nicht eine physische Gehirnabsonderung; glaubt er, daß seine Vernunft richtige Schlüsse mache; glaubt er, daß richtige Schlüsse der menschlichen Vernunft nicht nur Wegweiser zur objectiven Wahrheit, sondern Beweise derselben selbst seien. Sogar bei den gewöhnlichsten sinnlichen Wahrnehmungen glaubt man (und zwar wohl in den meisten Fällen fälschlich), daß man richtig sehe, höre, schmecke, fühle. Und doch wissen die Physiologen ganz genau, daß wir beispielsweise nur das durch die Sehnerven in's Gehirn photographirte Bild und nicht den Gegenstand draußen selbst sehen. War der photographische Apparat fehlerhaft, so macht er uns einen entstellten und namentlich sehr oft anders gefärbten Abdruck im Gehirn.

Deshalb ist Hamann der große Magus geworden und wird es erst recht wieder werden, weil er den Sinn des Geistes, d. h. den Glauben, überall in seiner inneren Selbstgewißheit, in seiner unvertilgbaren Gotteskraft gegen das Trügerische aller Sinneswahrnehmungen, aller Verstandesklügelei und der Ver-

vunftschlüsse mit unverwüstlicher Gelehrsamkeit und von innen strahlender Leuchtkraft in Schutz zu nehmen weiß.

Es kommt darauf an, was die künftigen Bände bringen und wie sie von dem Herausgeber erläutert, von Verworrenheit und kindischer Pietisterei gesäubert werden. Dies muß nämlich schließlich noch mit aller Entschiedenheit gesagt werden, daß Hamann durch seinen Mißbrauch des Namens Gottes zum Theil lächerlich, ja nicht selten empörend gotteslästerlich wird. Oft liest sich's, als hätte er sich den lieben Gott als persönlichen Kammerdiener, Leibarzt, als eine Art von Factotum engagirt. Ueberall ist es der liebe Gott, der dies und das für ihn besorgt, als stände und lief er immer hinter ihm her, um jedes Winkes seines Herrn Hamann gewärtig zu sein.

„Meine ganze Nahrung ist Wassergrütze und einmal des Tages Kaffee. Gott hat selbige außerordentlich gedeihen lassen, und ich denke mit seinem Beistande so lange als möglich dabei auszuhalten." So schreibt er in einem Briefe, nachdem er geschildert, wie er durch Völlerei sich seine Gesundheit ruinirt habe und nur noch Wassergrütze vertragen könne. Daß sie ihm bekam, war Folge einer göttlichen Beihülfe in der Küche oder in seinem Magen. Dieser Mißbrauch des Namens Gottes und seiner persönlichen Liebesdienste speciell für Hamann, der doch selten aus den Miséren des alltäglichen Lebens herauskam, ist mir wenigstens bei Durchlesung seiner Briefe nicht selten wahrhaft zuwider geworden. Daß dies kein krankhaftes Gefühl war, bestätigt er übrigens selbst, da er an einer Stelle in wahrhafter Verzweiflung darüber klagt, er verstehe sein verworrenes Geschreibsel selbst nicht mehr, und dieses unsaubere Gemisch von Gottseligkeit, Stolz, Demuth und ungeschlachter Schreibweise ekle ihn selbst an. Nun, ein Zauberer bleibt er trotzdem und wird es wieder destomehr werden, je besser es dem geistvollen Herausgeber gelingt, die goldenen Körner Hamann'scher Weisheit aus der Spreu seiner Wort- und Gedanken-Verworrenheit heraus zu sichten. Die besten Schriften kommen ja übrigens noch in den nun hoffentlich bald folgenden Bänden, in denen selbstständige Denker und tiefere Forscher der Gottesgelahrtheit und Weltweisheit gewiß bessere Nahrung finden, als gottgesegnete Wassergrütze der Pietisterei, oder als abgedroschene Fachsätze des jetzigen Materialismus und Mammonismus der gottes- und geistesleugnerischen, courszettelbeherrschten Menge je zu bieten vermögen.

H. Beta.

Zur Geschichte der Aesthetik.

In unserer, so vorwiegend auf das Materielle gerichteten Zeit ist jedes ehrliche und energische Streben, auch der idealen Seite des Lebens ihr Recht zu verschaffen, der Anerkennung werth. Vor uns liegt ein umfangreiches, die Philosophie des Schönen und der Kunst behandelndes Werk von Dr. Max Schasler*); sehen wir zu, ob und in wie weit diese Arbeit einer solchen Anerkennung werth ist.

Der Verfasser, ein entschiedener Freund und Anhänger der Hegel'schen Philosophie, behandelt die Geschichte der Aesthetik als „die Genesis des ästhetischen Bewußtseins". Nach ihm, ist die antike Kunst für immer zu Grabe getragen, während die antike Aesthetik einer unendlichen Entwickelung fähig ist und sie auch bereits durch Männer wie Winckelmann, Lessing, Hegel u. A. zum Theil gefunden hat. Die Aesthetik als philosophische Wissenschaft ist, wie der Autor mit Recht hervorhebt, gleich jeder anderen philosophischen Disciplin, in der Philosophie überhaupt gegründet und ihre Geschichte daher nur aus der Geschichte dieser zu erklären.

Dieser Zusammenhang, an sich einleuchtend, ist aber ein derartiger, daß selbst die Lücken, welche die Entwickelung der Aesthetik zeigt (Schasler nimmt z. B. in dieser Beziehung mit Zimmermann eine 50jährige Pause zwischen Aristoteles und Plotin und einen gewaltigen Sprung von diesem über anderthalbtausend Jahre fort bis zum 18. Jahrhundert an), nur aus der Gesammtentwickelung des theoretischen Bewußtseins, zum Theil auch des praktischen zu begreifen sind. Dies ist nun der Gesichtspunkt, von welchem aus das in Rede stehende Werk die Geschichte der Aesthetik zu behandeln sucht, indem zuerst „die drei im Wesen des menschlichen Bewußtseins selbst liegenden Stufen des intuitiven, reflektirenden und spekulativen Erkennens als die allgemeinen und nothwendigen Formen" aufzuzeigen versucht wurden, innerhalb deren jede Entwickelung des Geistes (nach Hegel'scher Anschauung) sich fortbewegen muß, mag sie nun als die Entwickelung des einzelnen Individuums oder als die eines besonderen Volkes oder endlich der ganzen Menschheit betrachtet werden. Sofern nun jedes Individuum einer bestimmten Entwickelungsstufe seines Volkes, jedes Volk wieder einer bestimmten Stufe in der Entwickelung der ganzen Menschheit angehört, muß sich — so schließt der Hegelianer — jenes allgemeine Gesetz dreifach wiederholen, ohne daß die Momente der Bewegung selbst sich ändern. In diesem Sinne ist der Verfasser bemüht, „die antike Aesthetik als intuitiv, die des 18. Jahrhunderts als reflektirend, die des 19. Jahrhunderts als spekulativ aufzuweisen. Er suchte ferner darzuthun, wie in jeder dieser drei Perioden abermals ein dreifacher Stufengang nach demselben Gesetze stattfindet, so daß sich z. B. in der antiken Aesthetik Plato, Aristoteles und Plotin auf der Basis der allgemeinen Intuitivität wiederum die Formen der Intuition, der Reflexion, der Spekulation repräsentiren u. s. w. Er wies ferner auf die Verwandtschaft der Intuition mit der Spekulation hin — eine nähere Verwandtschaft als die einer oder der anderen mit der Reflexion, weil sie beide die Einheit, in der Intuition die unmittelbare, in der Spekulation die vermittelte Einheit der Erkenntniß darstellen, während die Reflexion in der Zwiespaltigkeit des Gegensatzes verharrt. Auf dieser Grundlage versuchte endlich Schasler mit steter Anknüpfung an die allgemeine Geschichte der Philosophie, sowie auch, wo es wünschenswerth oder erforderlich war, an die allgemeine praktische Entwickelung des ästhetischen Bewußtseins, den wesentlichen Fortgang der Geschichte der Aesthetik in der Geschichte der Ansichten und Systeme der einzelnen in der Zeit auftretenden Aesthetiker und mit möglichster Objektivität und kritischer Genauigkeit hinsichtlich der Principien darzulegen.

Das Resultat nun, welches sich aus dieser Darstellung ergiebt, darf als ein doppeltes bezeichnet werden: Einmal zeigt sich, daß jeder in der Geschichte auftretende ästhetische Standpunkt seine relative Berechtigung und Wahrheit besitzt, d. h. daß er als ein Baustein am Gesammtgebäude der Aesthetik zu betrachten ist; sodann andererseits, daß diese Berechtigung und Wahrheit überall eben nur eine relative ist, d. h. daß sie die Forderung enthält, über sie hinauszugehen.

Aus dieser kurzen Schilderung des in dem vorliegenden Werke befolgten Gedanken- und Entwickelungsganges geht klar hervor, daß bei Schasler, wie bei seinem Meister Hegel, der ideelle Faktor als

*) Aesthetik als Philosophie des Schönen und der Kunst. Von Dr. Max Schasler. I. Theil. Grundlegung. Kritische Geschichte der Aesthetik von Plato bis auf die Gegenwart. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung, 1872.

der herrschende auftritt, man möchte sagen, als der despotisch regierende im Panzer der geschlossenen Trilogien; und wir wollen uns nicht wundern, wenn unserm Autor derselbe Vorwurf gemacht wird, der dem Systeme Hegel's von vielen Seiten gemacht ist, daß er den Gegenstand dressirt und in spanische Stiefeln einschnürt.

Der wahre und eigentliche Zweck von Schasler's Arbeit ist, wie er selbst auch wiederholt bemerkt, „die Gewinnung eines höchsten Standpunktes für den Aufbau eines neuen Systems der Aesthetik", mit einem Worte: die innige Versöhnung der idealistischen und realistischen Betrachtung. Diese Versöhnung glaubt der Verfasser dadurch zu ermöglichen, daß er den allgemein-menschlichen Kunsttrieb als die wahrhaft harmonische Ausgleichung der objektiven und subjektiven Natur der menschlichen Vernunft auffaßt und hinstellt. Er hält es für einen Irrthum, das Schöne als Grundbegriff der Aesthetik anzusehen; eher noch läßt er dazu die Anschauung berechtigt sein. Der menschliche Kunsttrieb, als reine Dynamis und in seiner Beziehung zu den ihm coordinirten dynamischen Potenzen des subjektiven Geistes, nämlich zum Sittlichkeits- und Erkenntnißtriebe, gefaßt, bildet ihm allein den Inhalt der ästhetischen Idee und somit den Grundbegriff der real-idealistischen Aesthetik; und in der Differenzirung des Wahren, Guten und Schönen nach der objektiven Seite hin, sowie in der Differenzirung der Intelligenz, des Willens und des Geschmackes nach der subjektiven Seite hin, findet er die Möglichkeit gegeben, das Schöne als besondere Sphäre für sich zum Gegenstande der metaphysischen Untersuchung zu machen und damit direkt den Boden der Aesthetik zu betreten.

Nachdem wir so den inneren Aufbau des in Rede stehenden Buches kurz zu charakterisiren versucht haben, wollen wir nur noch hinsichtlich des darin behandelten Stoffes bemerken, daß der Verfasser über gewisse Punkte, z. B. über das Wesen des Scheines, des Häßlichen, des Erhabenen und des Anmuthigen, bedeutsame Untersuchungen anstellt, welche zu theilweise neuen Resultaten führen dürften. Schasler's Arbeit muß unter allen Umständen eine fleißige genannt werden; und wer sine ira et studio dieselbe beurtheilt, kann über sie unmöglich leichthin den Stab brechen; er wird vielmehr darin die schwierigsten Kapitel meistens mit großer Umsicht und nicht selten mit kritischem Scharfblick behandelt finden. Daß der Autor niemals die philosophische Schule, der er angehört, verleugnen konnte, verdient kaum einen Tadel; hat er sich doch nach Möglichkeit befleißigt, einen populären sprachlichen Ausdruck zu gebrauchen. Das Werk ist Karl Rosenkranz gewidmet und gehört zweifelsohne zu den bedeutenderen Erscheinungen auf dem Gebiete der ästhetischen Wissenschaft, obschon es ihm an Angriffen und Feinden nicht fehlen wird.*) R. D.

*) Mit der Ueberschrift „Una nuova estetica" bringt die Nuova Antologia von Florenz (Febbraio 1872) einen Artikel von Raffaele Mariano über M. Schasler's Aesthetik. Es ist dieser Artikel, worin die Arbeit des Hegelianers in ihren Beziehungen zu den ähnlichen Arbeiten von Rosenkranz, Vischer, Ruge, Weiße, Carrière und Köstlin kritisch gewürdigt wird, ein neuer erfreulicher Beweis von dem Wiedererwachen des philosophischen Geistes in Italien, das sich seiner idealen Verwandtschaft mit Deutschland auf künstlerischem wie auf religiösem Gebiete mehr und mehr bewußt wird. D. R.

Das Verhältniß der Provinz Posen zum preußischen Staatsgebiete.*)

Kurz vor Ausbruch des Krieges war von dem auf publicistischem Gebiete bekannten Manne, der den Lesern schon einmal unter seiner Chiffre H. v. H. entgegengetreten ist, eine Broschüre über die Verhältnisse der Provinz Posen veröffentlicht worden, die schon damals, wenn auch weniger vom Publikum, als von den betreffenden Regierungs-Behörden als ein bedeutsames Zeichen der Zeit aufgefaßt wurde. Zum erstenmale wurde hier in offenster, schonungslosester Weise nach allen Richtungen hin die wahre Lage der Verhältnisse aufgedeckt, die Ueberhebung der Polen, die Gleichgiltigkeit der Deutschen, die Irrthümer der betreffenden Behörden einer scharfen Kritik unterzogen. Jetzt, bald nach dem Ende des Krieges, fand die Schrift indeß auch bei dem großen Publikum einen so lebhaften Eingang, daß nicht nur eine zweite Auflage derselben nöthig geworden ist, sondern daß der Verf. am Schluß seiner Vorrede sogar schon auf eine völlige Umarbeitung und Erweiterung seiner ganzen Schrift für die nächste Zeit und nach eingehenden Studien an Ort und Stelle verheißen kann.

Die erste Auflage der Broschüre umfaßte vier Kapitel: Statistische Notizen über die Provinz, eine kurze Charakteristik des preußischen Regiments in Posen während der letzten 50 Jahre, repräsentirt durch den jeweiligen Oberpräsidenten daselbst, eine eingehende Besprechung der einzelnen polnischen Adelsfractionen und zuletzt des polnischen Volks. Neu hinzugekommen sind in der neuen Auflage ein Vorwort, datirt vom Neujahrstage 1872, welches auf die inzwischen eingetretenen äußern und innern Veränderungen, den Krieg, die Kammerverhandlungen und die Fortschritte der polnisch-ultramontanen Propaganda einen Rückblick thut und als Schlußkapitel die Bedeutung der Provinz Posen von ihrer strategischen und politischen Seite, ein Kapitel, das unserer Ansicht nach ebenso gut hätte fortbleiben können, da es mit der eigentlichen Aufgabe des Verf. nur in losem Zusammenhange steht.

Fragen wir nun, welches die Ursache des verhältnißmäßig bedeutenden Erfolges der kleinen Schrift ist, so finden wir, daß derselbe begründet ist in der vollen Sachkenntniß des dieser Provinz angehörigen, in ihr ansässigen Verfassers über alle einschlägigen Verhältnisse, dem Patriotismus, der aus jeder Zeile spricht, und dem ernsten energischen Willen, Mittel und Wege zur Besserung der unhaltbar gewordenen Verhältnisse ausfindig zu machen. Und ein Beweis dafür, wie wahr die vom Verfasser angedeuteten Uebelstände, wie richtig seine Ansichten über die Möglichkeit einer Besserung sind, findet sich in dem Umstand, daß das Vorgehen der competenten Regierungs-Behörden sich ausschließlich nach den von ihm angedeuteten Richtungen geltend gemacht hat.

Werthvolle Winke für die Hebung des Verkehrs und allgemeinen Wohlstandes der Provinz giebt schon das erste Kapitel der Schrift, eine nach der Natur gezeichnete Schilderung der materiellen und sittlichen Verkommenheit eines großen Theils des polnischen Adels das dritte; als das lehrreichste erscheint uns aber das vierte und Hauptkapitel, welches die physische, sittliche und intellektuelle Beschaffenheit der großen Masse des Volks, des Bauern- und Bürgerstandes in's Auge faßt. Charakteristisch für den Verf. ist sein durchaus praktisch-rationeller Vorgang, er setzt sich eben nicht auf's hohe theoretische Pferd, um nach den Gesetzen

*) Von H. v. H. auf T. Berlin, 1872, Fr. Kortkampf.

der Logik, das was ist und das was hätte sein sollen, zu demonstriren; er greift vielmehr in's volle Menschenleben hinein, und wo er hingreift, da ist's nicht nur interessant, wie der Dichter sagt, sondern lehrreich im höchsten Grade, wenn auch in der Mehrzahl der Fälle betrübend, bisweilen erschütternd.

So heißt es im Vorwort, bei einer flüchtigen Ueberschau über Schule und Kirche: „durch die Schule hat man in letzter Zeit ganze Dörfer, die Jahrhunderte lang deutsch gewesen sind, völlig polonisirt..... Erst Ledochowski blieb es vorbehalten, zu verordnen, daß unter keiner Bedingung ein Deutscher in das Priester-Seminar zu Posen aufgenommen werde. ....Viele Geistliche, die eigentlich deutsch waren, haben sich polonisirt, weil sie nur auf diese Weise Ruhe vor den jesuitischen Anfeindungen erlangen konnten."

Doch nicht kritisch allein verhält sich der Verf. den gegebenen Zuständen gegenüber; ihm liegt am Herzen, daß sich die Dinge bessern, schnell und energisch, und so präcisirt er jedesmal nach Beleuchtung eines Uebelstandes seine Forderungen zu schleuniger Beseitigung desselben in wenigen, resolutionenartigen Sätzen. Wir lassen beispielsweise sein aus acht Punkten bestehendes Programm zur Hebung der Bildung und Gesittung in seiner Provinz, vermittelst Kirche und Schule, folgen. Er äußert sich (S. 62) folgendermaaßen:

Als Erfahrungssätze für die Provinz Posen speciell, in ihrer Allgemeinheit auch für die ganze Monarchie stehen fest:

1) daß das Volk so lange roh und unwissend war, als die katholische Kirche den Unterricht selbst leitete;

2) daß durch die confessionellen Schulen der Provinz Posen die Trennung der Nationalitäten, die Unduldsamkeit der Confessionen, die Kostspieligkeit der Verwaltung und Organisation, die Zwietracht der Verwaltungsfaktoren vermehrt statt vermindert wird; denn eine Trennung von Katholiken, Protestanten, Polen, Deutschen und Juden muß materiell bedeutende Kräfte absorbiren und ewige Reibereien herbeiführen;

3) daß die Selbständigkeit des Lehrers und mit ihr der wissenschaftliche Lehrgehalt sich in demselben Grade verringert, als der kirchliche Charakter in der Schule dominirt;

4) daß auch die evangelische Kirche sich katholischen Tendenzen hinneigt, sobald ihr die Aufsicht über die Schulen unumschränkt übertragen wird;

5) daß die Erkenntniß, die Schule sei eine Staats- und nicht eine Kirchen-Anstalt, schon vor 150 Jahren im christlichen Staate Preußen durch die Edicte Friedrich Wilhelm's I. zum gesetzlichen Ausdruck gebracht ist;

6) daß seit den letzten 30 Jahren, also seit 1840, eine rückwärtsgehende Bewegung stattgefunden hat, deren systematischer Inhalt die Schulregulative, deren Ziel, wie die neue (Mühler'sche) Unterrichts-Gesetz-Vorlage beweist, die Abhängigkeit der Schule von der Kirche und deren praktische Resultate .... für die Provinz Posen eine Verschärfung der nationalen und confessionellen Gegensätze sind;

7) daß hier selbst die Simultan- und utraquistischen Schulen keine durchgreifende Besserung schaffen und daß ein zuweitgehendes Parallel-Klassensystem, über die Quarta des Gymnasiums hinaus, verwerflich ist;

8) daß der Schwerpunkt einer Schulreform in der Provinz Posen in der Kirchenlosigkeit der Stadtschulen und in der Unentgeltlichkeit des Unterrichts in den Land- und Volksschulen liegt.

Wir können unsere Betrachtung der verdienstvollen Schrift nicht besser schließen, als mit dem Wunsche, daß bei ihrer dritten, neuumgearbeiteten Auflage, recht viele der jetzigen Wünsche, als erreicht, außer Betracht mögen bleiben können, und daß es dem Verf. gelingen möge, mit der immer größeren inhaltlichen Vollendung auch eine Abrundung und Glättung der hier und da hervortretenden stilistischen Unebenheiten zu erreichen. J.

Frankreich.

Metaphysische Untersuchungen über Glauben und Wissen, von J. E. Alaux.*)

Der Verfasser des merkwürdigen Buches „La Religion progressive" (Paris 1869—71), ein ehrlich forschender Katholik von freisinniger Richtung, Herr Professor J. E. Alaux in Neuchâtel, hat am Anfang dieses Jahres ein Lehrbuch der Metaphysik erscheinen lassen, das schon seines Standpunktes wegen Aufmerksamkeit verdient. Herr Alaux ist ein unbefriedigter Geist, unbefriedigt durch die jüngste dogmatische Entwickelung seiner Kirche, unbefriedigt aber auch durch die bisherigen Ergebnisse der philosophischen Wissenschaften und nicht minder durch die Verzweiflung Derer, welche die höchsten Aufgaben des denkenden Geistes einfach leugnen, weil die Vermittelung von Glauben und Wissen unserem Jahrhundert so schlecht oder vielmehr gar nicht gelungen sei. Diese Sachlage hat Herrn Alaux gerade zu einem neuen Versuche angespornt, wenigstens die Möglichkeit einer Lösung darzuthun; er steht auf dem Boden eines idealistischen Spiritualismus, der von dem Gewicht der metaphysischen Fragen tief innerlich durchdrungen ist und sie als wahre Gewissensfragen erkennt. Sein Buch über die Philosophie Victor Cousin's, das 1864 bei Germer-Baillère in Paris herauskam, hat den Verfasser in der deutschen Gelehrtenwelt auf eine ehrenvolle Weise bekannt gemacht und auf alle seine späteren Arbeiten im voraus die Aufmerksamkeit der Fachgenossen gelenkt. Allein, wer mit so klarem Verständniß und so viel Unbefangenheit des Urtheils die Religionsfrage zu behandeln und ihr, namentlich was Frankreich anlangt, den Rang der ersten Cardinalfrage der Zeit anzuweisen wußte, hat ein Recht, von allen Denkenden ohne Unterschied des Faches beachtet und gehört zu werden, selbst da, wo er Gegenstände erörtert, die nicht unmittelbar die Lebenspraxis berühren.

Zwar könnte man aus bestem Grunde einwerfen: was berühre die Lebenspraxis denn mehr, als die höchsten Angelegenheiten der Menschheit? Herr Alaux hat sich in seinem Buche über die Religion des Fortschritts als einen so treuen Vertheidiger dieser höchsten Interessen bewährt, daß wir in der That annehmen dürfen, er verbanne nicht, wie gar Manche vor ihm gethan, die Metaphysik aus allem Contact mit der Lebenspraxis. Nicht der Inhalt ist es der die Philosophie dem Leben entfremdet, sondern es ist die abstracte Form der philosophischen Betrachtungsweise, welche die Scheidemauer aufführt und die strenge Wissenschaft oft um den ihr gebührenden Einfluß auf die Wirklichkeit bringt. Nun aber ist nirgend eine strenge Form, eine

*) L'Analyse métaphysique. Méthode pour constituer la philosophie première, par J. E. Alaux, professeur de philosophie à l'Académie de Neuchâtel. Paris, Sandoz & Fischbacher, Neuchâtel (Suisse), Librairie générale de J. Sandoz. (XXIV, 463 S.)

Sicherheit, Klarheit und Richtigkeit verbürgende Methode erforderlicher und ersprießlicher, als auf dem Boden der Philosophie. Hiervon ist Herr Alaux völlig durchdrungen, weshalb er auch seiner „Analyse métaphysique" den Nebentitel: Méthode pour constituer la philosophie première" gegeben hat. Es war nicht sein Zweck, ein endgiltiges System der Metaphysik zu liefern, sondern vorerst nur die Einleitung zu einem solchen, eine die Hauptbegriffe entwickelnde Vorschule des Denkens, welche sich zu dem Kern seiner eigenen Lehren ungefähr ebenso verhält, wie bei Hegel die „Phänomenologie des Geistes" zur Logik. Der Schwerpunkt liegt also in der Methode, allein die Ergebnisse, welche der Verfasser durch dieselbe gewonnen zu haben glaubt, sind hinlänglich klar angedeutet, so daß der aufmerksame Leser dieser „Analyse métaphysique" über alle wesentlichen Stücke des von Herrn Alaux vorgetragenen Systems orientirt ist.

Es wäre ein eigenthümliches Mißverständniß, wenn man glauben wollte, der Verfasser habe aus Grundsatz die Analysis für die wahre Methode der Philosophie ausgeben wollen. Nur in diesem Werke und insofern dasselbe Prolegomena der Metaphysik, nämlich die Grundzüge seiner Logik enthalten soll, verfährt er analytisch, indem er die Bestandstücke seines Stoffes aufsucht, allein der Titel ist auch in dieser Hinsicht ungenau gewählt, denn der Autor zergliedert nicht nur die Begriffe, d. h. den ihm durch die ältere Logik und Metaphysik an die Hand gegebenen Stoff, sondern er entwickelt ihn auch nach den Gesetzen der Identität und des Widerspruches, wobei der absolute Ausschluß des letzteren das treibende Agens bildet. Sein ganzes Verfahren ist also dialektisch, aber seine Dialektik steht in scharfem Contrast zu der Hegel'schen, bei welcher gerade umgekehrt der Widerspruch als solcher die weitere Entwickelung hervortreibt. Herr Alaux wirft der Hegel'schen Methode sehr richtig vor, daß sie sich durchaus in Verneinungen bewegt, überhaupt eine unaufhörliche Kette von Negationen zusammenschweißt und folglich, was die metaphysischen Resultate anlangt, bald in Atheismus, bald in Pantheismus umschlägt. Schon bei Lebzeiten Hegel's wurde von seinen Zuhörern, wie Schreiber dieser Zeilen es von Einem derselben vernahm, auf sein Verfahren der Witz gemacht: „Er fängt mit Nichts an und kommt zu Nichts!" Anscheinend eine wohlfeile Bemerkung, welche aber die Geschichte der Junghegel'schen Richtung in der vollen Schwere ihres tragischen Ernstes enthüllt hat. Zwischen der Dialektik Hegel's und der Plato's liegt eine weite Kluft, und Herr Alaux gehört zu den Denkern, welche auf Plato's Seite hinübertretend die Tiefe des Zwiespalts deutlich genug erkennen lassen.

Der dem Hegel'schen System gemachte Vorwurf, logisch betrachtet, Nihilismus zu sein, ist zwar an sich keineswegs neu und hat unter uns Deutschen seiner Zeit von Trendelenburg die stärkste Begründung erfahren; er wird indeß von Herrn Alaux in selbständiger und sehr ansprechender Weise erhärtet und gleichzeitig die Nothwendigkeit der Vermittelung zwischen der inductiven und der deductiven Methode dargethan. Die Bahnen vom Einzelnen zum Besonderen und Allgemeinen und andererseits die vom Allgemeinen zum Besonderen und Einzelnen müssen sich gegenseitig ergänzen und controliren, nicht äußerlich durch einen Austausch von oft recht unlogischen Concessionen, was man gemeinhin die „genetische Methode" genannt hat, welche deductiv entwickelt, während sie empirisch aufnimmt, das aus der Erfahrung Geschöpfte der Speculation unterschiebt und ebenso die höchsten Ideen der Letzteren dem Empirismus aufopfert, vielmehr ehrlich, innerlich und substantiell durch ein gemeinsames Princip allen logischen Fortschritts, als welches Herr Alaux die Identität in der Relation bezeichnet. Nicht die Begriffe, welche sich strict widersprechen, können in der Identität zusammenlaufen, sondern nur diejenigen, welche einheitliche Berührungspunkte aufweisen; nur beziehungsweise ist das sich in anderer Beziehung Widersprechende zu logischer Einheit verbunden und zu verbinden. Die Relation, welche in Kant's „transscendentaler Analytik" eine so hervorragende Rolle spielt, hat auch für Herrn Alaux eine machtvolle Bedeutung, ja eine grundlegende, weil die Einheit der Beziehungen ihm die Basis für seine Speculation gewährt. Im engen Raume stoßen sich die Dinge, aber sie sind durch die Unendlichkeit der Beziehungen mit einander in Einklang gesetzt; jedes hat eine Seite nach dem Unendlichen hin, die Relation ist die Brücke, welche über die Schranken der Endlichkeit logisch hinaushebt. Und auch darin ist Kant's Einfluß auf den Verfasser sichtbar, daß er weder das Sein oder die Dinge als solche, noch die Erscheinungen der Dinge (le fait), sondern lediglich das geistig erkennbare (intelligible) Sein der Dinge als Gegenstand des philosophischen Denkens gelten läßt. Die Erkennbarkeit eines Dinges besteht aber allein in seinen Beziehungen zu anderen Existenzen; an und für sich betrachtet ist es bloß wahrnehmbar, nicht erkennbar. Die Intelligenz erreicht nicht die Dinge selbst, sondern ihre Beziehungen, und zwar die nothwendigen Beziehungen der möglichen Wesen.

Daß die Ehrlichkeit und das weise Maßhalten Kant's, von dem das Hegelthum gleichwie die allerneueste Philosophie so weit abgekommen sind, an Herrn Alaux einen braven und doch eigenartigen Nacheiferer gefunden hat, ist vielleicht das beste Lob, das wir ihm spenden können. Er huldigt warm der Freiheit der Wissenschaft und der Unabhängigkeit des Gewissens, aber er behauptet nicht eine übermüthige Souverainetät der logischen Formel, nicht eine den gesunden Realismus und die Früchte der Empirie verschmähende Ideal-Doctrin; er wahrt das Recht der Vernunft nach allen Seiten, oder müht sich wenigstens darum, und ist gleichermaßen von der anspruchsvollen Uebertreibung wie von der engherzigen Einschränkung des Zieles der Speculation entfernt. Herr Alaux will nicht um des Wissens halber den Glauben aus dem Reiche der Geister verbannen und ebensowenig hat er Geschmack an der Selbstbeschränkung, welche die Positivisten von dem Schlage eines August Comte und seines Adepten Littré nach der ethischen Seite hin der Vernunft auferlegen wollen. Der Positivismus empfängt in dieser „Analyse der Metaphysik" eine scharfe und im Princip gerechte Abfertigung. Es wäre dagegen freilich wohl eine Frage von wissenschaftlichem Interesse, ob nicht Herr Alaux selber die Philosophie zu einer Erfahrungswissenschaft stempelt? Wenn er aus allen zeitlichen Erscheinungen das Wesen der Gottheit hervorleuchten sieht, und wenn die Verkettung der Wechselbezüge der Dinge ihm das Thor der Erkenntniß aufschließt, wenn die inneren Erfahrungen und die Phänomene der Seele zu den äußeren, den körperlichen kommen, ist deshalb lange noch nicht das Princip wissenschaftlicher Empirie geleugnet, und es scheint bei Alaux in der That eher, das inductive, das empirische Element seines Verfahrens rage an Kraft und Wirksamkeit über das deductive und speculative hinaus. Es geht nun einmal durch unsere Zeit ein tiefer Zug nach der Objectivität, welche die emsig gesammelte Erfahrung schafft und eine nicht minder starke Abneigung gegen metaphysische Constructionen und Nebelbilder der abstracten Idee. Ein ehrlicher Forscher wie Alaux kann dieser Sehnsucht der Zeitgenossen sich nicht verschließen; sein Buch ist voll von Erinnerungen an die praktischen Aufgaben der Wissenschaft, an

Dasjenige, was diese dem Leben schuldet. Indem er den Fundamental-Begriffen der geoffenbarten Religion, Hegel hierin nachfolgend, eine metaphysische Basis zu verschaffen sucht und z. B. die Dreieinigkeit des Selbstbewußtseins entwickeln will, überschreitet er sogar die Gränze der Metaphysik und giebt statt deren einen Appendix zur speculativen Theologie. Einmal aber ist das Selbstbewußtsein nicht eine Dreieinigkeit, sondern höchstens eine Zwei-Einigkeit, nämlich die Einheit des erkannten Ich mit dem erkennenden Subject, welche Einheit nicht als selbsteigener dritter Terminus zu fassen ist, und außerdem dürfte es äußerst zweifelhaft sein, ob die gläubige Gottesgelahrtheit an solcher metaphysischen Verallgemeinerung der Hypostasen ihre Befriedigung findet. Was in jedem Ich sich vollziehen kann, ist den Wundern der Offenbarung gegenüber etwas viel zu gewöhnliches, um die Dreipersönlichkeit Gottes zu verbürgen. Die Hypostasen der Kirchen-Metaphysik sind nach beiderseitigem Uebereinkommen, der Theologen wie der Philosophen, kein Gegenstand für die Profanwissenschaft, und es ist wahrhaft schade, daß ein so unbefangener Denker, als welcher Herr Alaux sich erweist, die Klippe des Dogmatismus, die Lebensgefahr für die Freiheit der Wissenschaft, nicht sorgfältiger vermieden hat!

Trauttwein von Belle.

England.

Eisenbahnen und Bahnhöfe in London.

In der neulichen Philippica über die Berliner Baunoth hat unser wackerer Beta uns einmal wieder das Ideal der englischen Häuslichkeit kräftigst vor die Seele geführt und die unbeschreiblich großartige Entwickelung des Verkehrswesens, die es den Bewohnern von London ermöglicht, alle Reize und Vortheile des Landhauslebens mit den Anforderungen des großstädtischen Berufs- oder Geschäftstreibens zu vereinigen, in drastischen Zügen geschildert. Als Ergänzung und Beleg für seine Angaben entnehmen wir dem kürzlich erschienenen Werke eines ausgezeichneten deutschen Eisenbahn-Mannes über das englische Eisenbahnwesen einige Mittheilungen, welche die ungeheuere Bedeutung der Eisenbahn-Anlagen Londons für die Gestaltung der socialen Zustände der riesigen Metropole Großbritanniens in helles Licht zu setzen geeignet sind.

Gleich in den ersten Anfängen des Eisenbahnwesens hat man in England mit richtiger Würdigung des unermeßlichen Nutzens für den Personenverkehr dahin gestrebt, gerade in den größten und volksreichsten Städten die Bahnhöfe möglichst in die Mitte des städtischen Verkehrs zu legen. Nicht bloß in London, sondern fast überall in den großen Städten der britischen Inseln (ich nenne aus eigener Anschauung Edinburg, Glasgow, Liverpool) befindet sich der Haupt-Personenbahnhof in der Mitte der Stadt. In Liverpool fährt man, wenn man vom Norden her kommt, schon ziemlich weit vor der Stadt in einen langen Tunnel hinein, der unter der Stadt hinweg zu einem Bahnhof etwa von der Lage und Bauart der Berliner Neuen Wache führt. Ebenso liegt der Bahnhof von Edinburg nach Berliner Begriffen Unter den Linden.

Dieselbe Erscheinung kehrt nun in London wieder, aber wie die Verhältnisse dieser Weltstadt es bedingen, in unermeßlich verstärktem Maße. Jede der großen Eisenbahnlinien Englands strebt danach, in London nicht nur einen, sondern möglichst zahlreiche Bahnhöfe zu besitzen und legt dieselben, soweit es nur irgend thunlich ist, so an, daß Jedermann von der Börse, der Post, der Bank, den Gerichtshöfen und wie sonst alle die großen Emporien des Londoner Geschäftslebens heißen, ebenso aber auch von den Theatern, Museen, Clubhäusern und Palästen des fashionablen Westends ohne Zeitverlust zu derjenigen Bahn gelangen kann, die ihn zu seinem jeweiligen Ziel, sei es Geschäft, Vergnügen oder Häuslichkeit, auf das Prompteste befördert. Um diesen Zweck zu erreichen, mußten die Bahnlinien mitten durch die Stadt geführt, ganze Straßen und Stadtviertel durchbrochen, dazu der mächtige Themsestrom auf das Mannigfachste überbrückt werden. Niveau-Uebergänge und Schienenstränge, wie sie die deutsche Kaiserstadt noch bis ganz vor Kurzem vor ihren verkehrsreichsten Thoren zu unglaublicher Belästigung und vielfacher Gefährdung des Publikums auszustehen gehabt hat, waren durch den praktischen Sinn der Engländer von vornherein völlig ausgeschlossen. Es mußten deshalb die Leitungen auf riesigen Pfeilern und Ueberbrückungen hoch über den Straßenverkehr Londons hinweg angelegt werden. Seit einem Jahrzehnd aber genügten die überirdischen Anlagen nicht mehr und man griff zu dem genialen Auskunftsmittel, den eigentlichen innenstädtischen Eisenbahnverkehr Londons unter die Erde, auf die Underground-Railways oder unterirdischen Eisenbahnen zu verlegen.

Solcher unterirdischer Eisenbahnen, die sich lediglich mit der Personen-Beförderung im Innern der Stadt befassen und die also die denkbar vollendetste Stufe des Omnibus-Dienstes darstellen, giebt es zur Zeit in London drei, oder wenn man eine Zweigbahn der zuerst zu nennenden Linie mitzählen will, vier: die Metropolitan Railway, welche in einem Halbkreise die City mit Westend verbindet und in ihrer ganzen, 8 englische oder 1¾ preuß. Meilen betragenden Ausdehnung die bevölkertsten Theile von London durchschneidet, mit einer Abzweigung von Regents Park nach Norden (Metropolitan and St. John's Wood Railway) von 1,8 engl. Meilen Länge; dann zweitens die Metropolitan District Railway, welche die beiden Endstationen der halbkreisförmigen Metropolitan durch eine die innere Stadt durchschneidende südlich gelegene Linie zu verbinden bestimmt ist; und drittens die East London Railway, eine Verbindungsbahn zwischen den bedeutendsten Nord- und Südlinien, welche unter Benutzung des Brunelschen Tunnels unter der Themse hinweggeht.

Unter den vielen gigantischen Unternehmungen, die Großbritannien aufweist, stehen die unterirdischen Eisenbahnen Londons durch den Kostenaufwand und die Schwierigkeiten ihrer Anlage obenan. Nur englischer Unternehmungsgeist konnte, wie Herr Schwabe mit Recht hervorhebt, den Gedanken verwirklichen, inmitten der am dichtesten bebauten und bevölkertsten Theile einer Stadt von 3 Millionen Einwohnern eine Locomotivbahn mit zahlreichen Stationen anzulegen, inmitten einer Stadt, in welcher der Werth der Grundstücke eine kaum glaubliche Höhe erreicht hat. Unter den belebtesten Straßen der Weltstadt oder durch sie hindurch, unter den dichtgedrängten Gebäuden galt es, in ununterbrochener Abwechselung von Tunnels und offenen bis 12 Meter tiefen Einschnitten die Bahn zu ziehen. Die Beseitigung so colossaler Erdmassen, die überaus schwierigen Fundirungen, die Kreuzung und Verlegung zahlloser Abzugskanäle und jenes ganzen Gewirres von Gas-, Wasser-, Telegraphen-Leitungen 2c., die unter dem Pflaster unserer modernen Weltstädte ein kunstreich geordnetes Netz von Lebens- und Verkehrsadern bilden, alle diese Aufgaben boten Schwierigkeiten dar, die nur mit der größten Energie und unter Aufbietung aller Hülfsmittel der Technik

überwältigt werden konnten. Dem entsprechend haben denn auch die Anlagekosten dieser Bahn eine beispiellose Höhe erreicht. Sie betragen für die Metropolitan Railway etwa 7 Millionen Pfund oder 46⅔ Millionen Thaler, für die Metropolitan District Railway etwa 4,200,000 Pfd. Sterl. oder 27,9 Millionen Thaler. Die Kosten der einzelnen Strecken schwankten zwischen 633 und 2222 Thaler für den laufenden Fuß der Bahn, erreichen also für die preußische Meile den unerhörten Satz von zwischen 15 und 50 Millionen Thaler, d. h. das 30—100 fache der durchschnittlichen Anlagekosten preußischer Eisenbahnen! Welchen Posten die Grundstücks-Erwerbung hierbei einnimmt, erhellt z. B. daraus, daß bei Anlage der Metropolitan Railway Grundstücke für 8 Millionen Thaler erworben werden mußten, und daß zur Ausführung der East London Railway allein 970 Häuser mit einer Bevölkerung von 6700 Menschen abgebrochen werden mußten.

Von allen diesen Schwierigkeiten wird man wenig gewahr, wenn man diese Bahnen mit ihren zahlreichen, durch Ober- oder Seitenlicht erhellten freundlichen Stationen jetzt durchfährt. Steigt man die breiten Treppen hinab, die von den Empfangsstellen zu den Geleisen führen, so überrascht zunächst gegenüber dem betäubenden Geräusch auf den Straßen die Ruhe, mit welcher der Betrieb gehandhabt wird, auf das Wohlthuendste. Es wird weder zum Ein- oder Aussteigen gerufen, noch wird abgeläutet; die Locomotiven geben keine Signale mit der Dampfpfeife, und so ist das einzige Geräusch das, was durch die Bewegung der Züge hervorgebracht wird. Diese Anordnung ist dadurch bedingt, daß aus acustischen Gründen eine möglichst geräuschlose Handhabung des Betriebes erforderlich ist, und daß bei der großen Zahl von Zügen jedes Avertissement nur Verwirrung anrichten würde. Man zieht deshalb vor, das Publikum selbst an Aufmerksamkeit zu gewöhnen. Bei der ungewöhnlich großen Zahl von Stationen, die meist nur eine halbe bis drei Viertel englische Meilen, zum Theil noch weniger, also nur einige Hundert Meter von einander entfernt sind, und bei der unglaublich raschen Aufeinanderfolge von Zügen in jeder Richtung lassen sich vorkommende Versehen mit Leichtigkeit wieder gut machen. Natürlich ist der Aufenthalt auf den Stationen nur sehr kurz, meist nur eine Minute.

Von dem Umfange des Verkehrs auf den Hauptstationen dieser Untergrundbahnen, denen die Aufgabe zufällt, den innenstädtischen Menschenstrom in die gewaltigen Canäle der großen Ueberlandbahnen hinüber zu leiten, kann man sich nach unseren Begriffen und Gewohnheiten schlechterdings keine Vorstellung machen. Von der Moorgatestreet-Station, dem Ausgangspunkte der Metropolitanlinien, gingen nach dem Fahrplan vom 15. Mai 1870 an Wochentagen täglich folgende Züge ab:

1. Nach Bakerstreet, dem Abzweigungspunkte der St. John's Wood-Zweiglinie, und weiter durch das Westend bis zurück nach dem andern in der City gelegenen Endpunkt Blackfriars . . . . 224 Züge,
2. Nach Paddington, Station der Great Western . 7 „
3. Nach King's Croß, Station der Great Northern 31 „
4. Nach St. Pancras, Station der Midland . . . 58 „
5. Nach Victoria Station, dem Bahnhof der großen Südbahnen nach Dover, Brighton &c. . . . . 79 „

399 Züge,

oder von dieser einen Station nach beiden Richtungen zusammen 798 Personenzüge, und zwar in der Zeit von 5 Uhr 10 Min. Morgens bis 12 Uhr 56 Min. Nachts. Der Betrieb beginnt früh Morgens mit den Arbeiterzügen, die in der gewöhnlichen Zeitdifferenz von je 5 Minuten zwischen zwei Zügen, von Moorgatestreet abgelassen werden; in den Haupt-Geschäftsstunden folgen sich die Züge jedoch schon nach je 3 Minuten und in einzelnen Fällen sogar nach je 2 Minuten. Hiermit vergleiche man den Betrieb auf unseren frequentesten deutschen Bahnhöfen, z. B. Cöln mit täglich 74 Zügen der verschiedenen Richtungen, dem Berliner Bahnhof der Potsdam-Magdeburger Bahn, mit täglich 30, dem Bahnhof der Niederschlesischen Bahn mit täglich 12 Personenzügen!

Noch deutlicher wird der unterirdische Eisenbahnverkehr Londons vielleicht dadurch veranschaulicht, wenn man erwägt, daß im Jahre 1869 die Metropolitan-Bahnen von über 36 Mill. Personen benutzt wurden, während im Jahre 1868 auf sämmtlichen preußischen Bahnen zusammen 56 Millionen Personen befördert wurden. — An einem einzigen Tage, dem Ostermontage 1870, dem Tage der großen Volunteers-Paraden, verkehrten auf der Metropolitan Railway 1111 Züge, welche zusammen von 170,441 Personen benutzt wurden!

Zur Erklärung dieses einzig dastehenden Betriebes muß vor Allem an den hohen Grad seiner technischen Vervollkommnung erinnert werden. Die verkehrsreichste Strecke, von Moorgatestreet bis King's Croß zählt nicht weniger als vier Geleise. Die Züge sind von gleicher Geschwindigkeit, so daß eine Ueberholung nicht vorkommt. Es findet weder ein Drehen der Maschinen, noch eine Aenderung in der Stärke der Züge statt, die vielmehr unablässig in gleicher Stärke hin- und herfahren. Das Signalsystem ist auf das Vollkommenste entwickelt. Und endlich wird der Dienst von den Beamten unter Leitung ausgezeichneter Fachmänner mit besonderer Zuverlässigkeit und Wachsamkeit wahrgenommen.

Sodann aber entsprechen die Bahnhofs-Anlagen in allen ihren Einrichtungen den Zwecken dieses Betriebes. Bei oft räumlich beschränkten Dimensionen sind die Londoner Bahnhöfe, und zwar sowohl der Untergrundbahnen als der Ueberlandlinien, sämmtlich so hergestellt, daß eine möglichst große Zahl von Reisenden in möglichst kurzer Frist bei der Abfahrt in die Waggons und bei der Ankunft in die bereitstehenden Cabs u. s. w. geschafft werden können. Prunkvolle Wartesäle, reich aufgeputzte Empfangshallen und derartige Luxusbauten, in denen sich, nach langen Jahren der äußersten Schäbigkeit, unser jetziger Berliner Bahnhofsstil etwas zu gute thut, trifft man in London nur selten. Dagegen ist bei uns Manches schlechthin unbekannt, was dort zum unerläßlichsten Betriebsapparat der Bahnhöfe gehört. Selbst bei den Vergnügungs- und Extrazügen unserer Festtage finden sich unsere heimischen Eisenbahngesellschaften kaum bewogen, den Billet-Schalterdienst angemessen zu verstärken. Wer Sonntags Nachmittags oder Abends von Potsdam nach Berlin fährt, weiß ein Liedchen davon zu singen, wie schwer es in Folge dessen ist, sich zu dem einzigen Billetfenster des Potsdamer Bahnhofs durchzudrängen und demnächst einen Platz im Zuge zu finden. In London, ja in allen größeren Bahnhöfen Englands, werden bei starkem Andrange entsprechend zahlreiche Schalter geöffnet; der Dienst wird gewandten jungen Beamten übergeben, so daß man selbst bei sehr starkem Reiseverkehr fast nirgends bei Lösung des Billets aufgehalten wird. Während auf dem Potsdamer und auf dem Anhalter Bahnhofe zu Berlin, den Ausgangspunkten unseres Verkehrs mit dem Westen und Südwesten, der Billetverkauf Jahraus Jahrein zum schnödesten Verdruß und Zeitverlust des Publikums sich auf je zwei Schalter beschränkt, hat in Newcastle-on-Tyne, einer Stadt von etwa 120,000 Einwohnern, die Bahnhofs-Billetexpedition nicht weniger als zwölf Schalter. Diese Entwickelung des Schalterdienstes macht es dem Engländer möglich, ja sie gewöhnt ihn zu seinem Nutzen und zum Vortheil der Bahn, im letzten Augenblick vor dem Abgange des Zuges nach dem Bahnhof zu kommen, dessen Anlage es dem Reisenden

demnächst gestattet, nach Lösung des Billets direct den Zug zu besteigen. Während unsere Bahnhöfe, und zwar leider auch die neueren, sich auf je einen Abfahrts- und Ankunfts-Perron zu beschränken pflegen, ist in England durch Anlegung von Zwischen-Perrons auf allen größeren Bahnhöfen die Möglichkeit zur gleichzeitigen Expedition mehrerer Züge, abgehend wie ankommend, dargeboten. Wirksamer als es bei uns durch die mit zahllosen Anfragen überlaufenen Bahnbeamten möglich ist, dirigiren die auf den englischen Bahnhöfen angebrachten Tafeln, auf denen die Bestimmung und Abgangszeit des Zuges angegeben ist, das reisende Publikum, das überdies an den Wagen, die für bestimmte Stationen bestimmt sind, die Namen dieser Stationen, und an den Orten, wo ein Wagenwechsel stattfindet, dies in sichtbarer Weise durch — Change for.... bezeichnet findet.

Alle diese einfachen Vorkehrungen, die den Betrieb erleichtern und beschleunigen, erziehen in dem englischen Reisenden ein Gefühl von Selbstverantwortlichkeit und Selbständigkeit, welches den Eisenbahngesellschaften ihre Aufgabe auf das wirksamste erleichtert. Während bei uns vor der Abfahrt eines Zuges dreimal geläutet wird, die Reisenden in den Wartesälen zum Einsteigen gerufen werden, und dessen ungeachtet nicht selten Passagiere zurückbleiben, geschieht von alledem in England nichts. Der englische Reisende, durch häufige, wenn nicht tägliche Benutzung der Bahn an Vermeidung jedes Zeitverlustes gewöhnt, kennt Abfahrtszeit, Stellung und Richtung seines Zuges genau, braucht in Folge der raschen Billetausgabe und der ausgedehnten Anwendung von Saisonbillets erst im letzten Augenblicke zur Station zu kommen, und besteigt deshalb den Zug und verläßt denselben auf dem kürzesten Wege und ohne die Bahnbeamten mit Fragen zu belästigen.

Es ist vorzugsweise dieser jederzeit und ohne Aufenthalt benutzbaren Eisenbahnverbindung zu verdanken, daß der Mittelstand der Londoner Bevölkerung, über viele Quadratmeilen der Umgebung zerstreut, in einfachen, dem Bedürfniß des eigenen Hausstandes entsprechenden, Sommer und Winter gleich wohnlichen Landhäusern ein ungleich menschenwürdigeres und behaglicheres Dasein zu führen vermag, als dies in Berlin selbst den Bemittelteren möglich ist. Wenn daher in der deutschen Kaiserstadt angesichts der plötzlich hereingebrochenen und vielfach künstlich gesteigerten Wohnungsnoth gegenwärtig Bauvereine und Baugesellschaften aller Art sich zusammenthun, so möge ihnen, neben vielen andern, das Vorbild Londons auch darin empfohlen sein, daß sie ihren meilenweit von der Hauptstadt anzusiedelnden Clienten mit dem englischen home auch Communicationen mit dem Orte ihres Berufs von englischer Promptheit und Zugänglichkeit zu verschaffen streben. F.

Dänemark.

Henrik Ibsen, ein norwegischer Dramatiker.

Herr Adolf Strodtmann, dem wir, außer einer Reihe werthvoller selbständiger Arbeiten, bereits höchst interessante und gelungene Uebertragungen aus fremden Sprachen, namentlich aus der amerikanischen Literatur, verdanken, hat sich jetzt das Verdienst erworben, uns mit den äußerst eigenartigen Produktionen eines norwegischen Dichters bekannt gemacht und einige Arbeiten desselben in „unser geliebtes Deutsch" übertragen zu haben. Die beiden uns vorliegenden Werke gehören dem Gebiete der Dramatik an und behandeln das eine im Gewande des Schauspiels, das andere in dem des Lustspiels norwegische Stoffe, der eine grauer Vergangenheit, der andere der lebendigen Gegenwart angehörend.*)

In dem Schauspiel „Die Kronprätendenten" entführt uns der Verfasser in ferne Zeiten; die Handlung spielt in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts und mit der Größe und Wildheit der Nordlands-Natur, die als Hintergrund vortrefflich gezeichnet ist, harmonirt vollkommen die rauhe Wildheit, die unbeugsame Kraft jener Nordlands-Höhen, deren einzelne Stämme einander bekämpfen, die als Bewohner der einen Gegend, der einen Stadt gegen die der andern aufstehen, weil die Sage meldet, daß es immer so gewesen. Auf einem solchen Boden müssen Kronprätendenten naturgemäß erwachsen, und wir sehen zwei solche im Kampfe mit einander, Hakon, den angestammten und erwählten König, dessen fürstliche Geburt zu erweisen, seine Mutter die Probe des glühenden Eisens bestanden, und Skule Bordson, der die Regentschaft geführt, der der Macht nicht zu entsagen vermag und doch nicht kräftig und entschieden genug ist, sie für sich in Anspruch zu nehmen. Klar und hell, wie der Schnee, der Norwegens höchste Berge bedeckt, ist König Hakon; er glaubt an sich, er ist in sich selbst gefestet, er hat den großen Königsgedanken, den Gedanken, daß der Kampf zwischen den verschiedenen Bewohnern Norwegens aufhören, daß in Nord und Süd, an den Küsten und auf den Höhen nur ein einziges, einiges, friedliches und durch den Frieden glückliches Volk wohnen müsse. Diesen Gedanken zu verwirklichen, ist das Ziel seines Strebens. Skule hingegen zweifelt; er zweifelt an Hakon's Berechtigung zum Throne und zweifelt doch noch stärker an seinem eigenen Rechte, ihm den Thron streitig zu machen. Ein Raub der entgegengesetztesten Empfindungen, schwankt er hin und her, bis ihn denn endlich das böse Princip, das im Stücke in ergreifender Weise durch den Bischof Nikolaus repräsentirt ist, vorwärts treibt zur blutigen That, bei der er endlich untergeht, aber in einer Weise untergeht, welche sühnt, was er verbrochen.

Neben diesen beiden den wirksamsten Gegensatz bildenden Hauptfiguren sehen wir die Incarnation des Bösen, den Bischof Nikolaus, der noch im Tode die Saat des Unheils mit vollem Bedacht zurückläßt; wir sehen die edlen, reinen Frauengestalten, Skule's Gattin, Schwester und Tochter, besonders die letztere, Margarethe, Hakon's Gemahlin, eine den schönsten Gebilden unserer besten Dichter ebenbürtige Frauengestalt, und Hakon's Mutter, die aufopfernde Inga. Ebenso interessant und kräftig gezeichnet sind die Gruppen der treuen Mannen auf der einen und auf der anderen Seite, ist der Barde, dessen Munde Goldkörner der Weisheit entfallen, ist Peter, Skule's natürlicher Sohn, der zum Kirchenräuber wird, lediglich weil er unverbrüchlich an den glaubt, der an sich selber zweifelt, und mit ihm fallen muß.

Wir haben es hier mit einem Stücke von markiger Kraft, von Kühnheit und Gedankenreichthum und von einer schönen Sprache zu thun, wofür auch dem Uebersetzer unser Dank gebührt, und wir könnten uns wohl vorstellen, daß dasselbe, mit Geschick für unsere Bühne eingerichtet, einen guten Erfolg zu gewärtigen hätte. Ein gleich günstiges Prognostikon wagen wir dem zweiten Stücke „der Bund der Jugend" jedoch nicht zu

*) Die Kronprätendenten. Historisches Schauspiel in fünf Akten. Der Bund der Jugend. Lustspiel in fünf Akten, beide von Henrik Ibsen und nach dem Norwegischen in's Deutsche übertragen von Adolf Strodtmann. Berlin, Gebr. Paetel, 1872.

stellen. Dasselbe behandelt das Parteigetriebe der Neuzeit, und vielen der gezeichneten Charaktere begegnen wir auch bei uns; dennoch liegen uns die geschilderten Verhältnisse zu fern, als daß wir, bei aller Anerkennung, die wir dem Bau und der Sprache zollen, ein lebhafteres Interesse dafür fassen könnten.

J. H.

Ostindien.

Fortschritte weiblicher Bildung in Indien.

Die Heranziehung von Hindu-Frauen zu europäischer Bildung ist ein Gegenstand, welcher in Hindostan selbst großes Interesse zu erregen beginnt; besonders sind solche Herren aus dem Hindu-Stamme, welche Gelegenheit hatten, die Vorzüge der westlichen Kultur kennen zu lernen, ängstlich bemüht, ihren Frauen und Töchtern ähnliche Vortheile zuzuwenden.

Schon vor fünfzig Jahren wurden von der englischen Kirchen-Missionsgesellschaft acht Schulen in Calcutta gegründet und der Aufsicht englischer Damen übergeben; diese Schulen erzogen 214 Mädchen. Im J. 1826 wurden diese acht Schulen der Centralschule einverleibt, für welche ein reicher Eingeborener, Rajah Budanath, 20,000 Rupien gab. Die meisten Schülerinnen gehörten jedoch den niederen Klassen der Eingeborenen an; und erst im J. 1849 gründete ein Mr. Bethune eine Anstalt für die reicheren Stände Calcutta's. Jetzt hat die weibliche Erziehung in Indien solche Fortschritte gemacht, daß im Ganzen 2000 Mädchen-Schulen bestehen, in denen 50,000 Schülerinnen erzogen werden. Wenn man aber die enorme Ausdehnung des Landes bedenkt, die etwa zwei Drittel des Areals von ganz Europa beträgt, so wird man zugeben, daß dieser Fortschritt für die Millionen von Einwohnern nur ungenügend zu nennen ist. Man muß auch bedenken, daß eine große Anzahl indischer Frauen und Mädchen jedem Einfluß der Schule unerreichbar ist. Sie werden ihr Leben lang in der Abgeschiedenheit der Zenana (Frauengemach) eingeschlossen erhalten, und wenn es nicht gelingt, die Bildung dort hinein zu tragen, so können und werden sie nie herauskommen, um sie zu suchen. Daher hat sich eine Gattung von Lehrerinnen gebildet, die Zenana-Lehrerinnen heißen, welche gleich den englischen daily governesses, in die Häuser der reichen indischen Damen gehen, um dort Unterricht zu ertheilen. Dies wäre eine sehr gute Einrichtung, wenn nicht ein großer Uebelstand damit verbunden wäre. Die meisten der Damen nämlich, die mit dem Zenana-Unterricht in Verbindung stehen, sind Agentinnen der verschiedenen Missionsgesellschaften, und haben ihre Aufgabe bisher mit der ausgesprochenen Absicht unternommen, ihre Schülerinnen zum Christenthume zu bekehren. Es hat sich nun unter hindostanischen Männern von Bildung, die nicht Christen werden wollen, der Wunsch kundgegeben, ihre Frauen und Töchter an den Segnungen der Kultur theilnehmen zu sehen, ohne daß dieselben genöthigt wären, der Religion ihrer Väter zu entsagen, und besonders wünschen sie, ein Seminar zu gründen, in welchem indische Frauen und Mädchen selbst sich zu Lehrerinnen ausbilden könnten.

Miß Carpenter, eine auch in diesen Blättern schon mehrfach erwähnte Dame, hat einen großen Theil ihres Lebens der Aufgabe gewidmet, die Erziehung und den Unterricht des weiblichen Geschlechts in Indien zu fördern, doch scheint sie es auch zu sehr vom einseitig missionarischen Standpunkt aus aufgefaßt zu haben, so daß ihre Bestrebungen nicht die gewünschten Früchte tragen können. Es hat sich nun seit einem Jahre in England eine Gesellschaft gebildet, deren Aufgabe es ist, die erwähnten Zwecke unabhängig von jeder Proselytenmacherei zu fördern; von dieser Gesellschaft werden unabhängige englische Damen ausgesandt, um als Zenana-Lehrerinnen in Indien zu fungiren.

Die Sitte des frühen Heiraten in Indien macht, daß die Mädchen, selbst wenn sie als kleine Kinder die Schule besuchten, doch sehr früh dieselbe verlassen. Sie fangen ihre Erziehung mit sieben Jahren an und mit neun oder zehn Jahren geben sie gewöhnlich ihre Studien schon wieder auf. Natürlich vergessen sie das Wenige, das sie gelernt haben, sehr bald.

Am 24. Februar d. J. hielt Babu Keshub Chunder Sen, ein Herr, der lange in England gelebt und sich mit den Zuständen daselbst innig vertraut gemacht hat, in der Stadthalle von Calcutta vor einer großen Versammlung einen Vortrag über die Verbesserung der Erziehung für indische Frauen, und machte mehrere Vorschläge, wie die indischen Häuslichkeiten mehr den englischen ähnlich zu machen seien, die er so sehr bewundert habe. Er sagte, er habe das Glück gehabt, das Geheimniß zu studiren, das der englischen Reinheit des häuslichen Lebens zu Grunde liege, und in welchem zugleich das Glück der geselligen Beziehungen wurzle; seine Beobachtungen hätten ihm die Ueberzeugung beigebracht: England sei das, was es sei, durch die Superiorität seiner Frauen.

Babu Keshub Chunder Sen sprach sich sehr dringend für Gründung von Normalschulen oder Seminarien aus, in denen allein „weibliches Dichten und Trachten entwickelt, erhoben und gereinigt werden könne, ebenso wie sie eine Reform des ganzen weiblichen Lebens herbeiführen würden."

Er sagte ferner, daß man dringend einer Aufseherin bedürfen würde, die zu beurtheilen verstände, welcher Art die Arbeit sei, die in den Mädchenschulen sowohl als von den Zenana-Lehrerinnen geleistet werde. Solche Klassen, in denen verheiratete Frauen oder ältere Mädchen Unterricht empfingen, seien ein ebenso dringendes Bedürfniß; Calcutta allein könne fünfundzwanzig oder dreißig derselben gebrauchen.

Man kann diesen und ähnlichen Bestrebungen gewiß seine Billigung nicht versagen. Ist es doch bekannt, daß die geistige Begabung des Hindu-Stammes eine gute, ja in vielen Fällen hervorragende ist; warum sollte das weibliche Geschlecht nicht im Verhältniß gut beanlagt sein? Die vollständige Absperrung von jeder intellectuellen Bildung, in der es bisher gehalten worden, hat freilich jede positive Erfahrung darüber unmöglich gemacht, doch darf man hoffen, daß hier ein großes und reiches Feld der Bebauung und Aerndte harrt.

Polen.

Polnische Reclamation in Bezug auf Nic. Copernicus.

Aus Warschau ist uns folgendes Schreiben zugegangen:
An den Redacteur des „Magazin f. d. Literatur des Auslandes".

In Nr. 18 Ihres „Magazin" vom 4. Mai d. J. befindet sich eine Notiz, daß der Copernicus-Verein für Kunst und Wissenschaft zu Thorn, zur Feier des 400jährigen Geburtstages des großen Astronomen, eine neue Ausgabe seines Werkes: „De revolutionibus orbium coelestium" erscheinen zu lassen beabsichtigt.

Die Deutschen kommen mit Allem, was sie zum Andenken von Copernicus thun, so zu sagen, immer „einen Posttag zu spät". Erst 1853 haben sie sich besonnen, ihm in Thorn ein Denkmal zu setzen, während in Warschau die von Thorwaldsen modellirte Erzstatue von Copernicus bereits 1830 errichtet worden ist. Ebenso verhält es sich mit der Ausgabe seiner Werke. Auch hiermit sind die Polen ihnen zuvorgekommen. Bereits 1854 ist in Warschau, auf Veranlassung der Mutter unserer bekannten Improvisatorin und Dichterin Deotima (Fräulein Hedwig von Luszczewska), eine Gesammtausgabe der Werke von Copernicus, in lateinischem und polnischem Texte, in Folio, in schöner Ausstattung erschienen. Dieselbe enthält, außer dem oben erwähnten Hauptwerke des Copernicus, noch G. Joachimi Rhaetici narratio prima de libris Nicolai Copernici de revolutionibus orbium coelestium, ad Joannem Schonerum, dessen Ephemerides novae, ferner Nic. Copernici Septem sidera, sieben lateinische Gedichte auf die Menschwerdung Christi; Copernicus Abhandlung über die Münzfrage: Monetae cudendae ratio; 15 Briefe von ihm an Bernhard Wapowski, de octava Sphaera, contra Wernerum, an den Bischof von Kulm, Giese, an die Bischöfe von Ermeland Dantiscus und Ferber, an das Capitel von Ermeland, an den Herzog Albrecht von Preußen; Copernicus lateinische Uebersetzung der Epistolae morales, rurales et amatoriae des Theophilactus, Scholasticus Simocates; endlich das Leben des Copernicus von dem polnischen Geschichtsschreiber Julian Bartoszewicz. Diese Ausgabe wurde von dem Warschauer Astronomen Baranowski besorgt und die Kosten aus freiwilligen Beiträgen gedeckt.

Zur Entscheidung der Nationalitätsfrage des Copernicus dürfte vielleicht ein Ausspruch keines Geringeren, als Ihres Landsmannes Melanchton einen kleinen Beitrag liefern. In einem, auf der Wolfenbütteler Bibliothek befindlichen Briefe Melanchton's, welchen Dr. Kasimir Kraſicki, früherer preußischer Abgeordneter, aufgefunden, drückt sich Melanchton folgendermaßen über Copernicus aus: .... „ut ille astrologus sarmaticus, qui terram movet et solem figit". — Sie werden zugeben, daß in dieser Frage das Zeugniß eines Zeitgenossen, und noch eines so bedeutenden, als Melanchton, von hoher Wichtigkeit, wenn nicht geradezu entscheidend ist. Dem berühmten Praeceptor Germaniae dürfte zur Genüge bekannt gewesen sein, ob Copernicus ein Deutscher oder ein Pole war; ebenso, wie es den Zeitgenossen bekannt ist, daß Ancillon, Savigny, Chamisso, Gaudy, de la Motte Fouqué, Dirichlet, Du Bois Reymond, Carrière, Crédé, Faucher, Godeffroi, Latour, François, Cuvry, de l'Homme de Courbière, Verdy du Vernois, Chauvin, Perponcher, Brassier de Saint Simon, Pourtalès, Devrient, Laroche, Baison, Gabillon, Dessoir, Génée, Cottenet, trotz ihrer französisch klingenden Namen Deutsche waren und sind; sowie andererseits Necker, Holbach, Kleber, Kellermann, Rapp, Reinhard, Koch, Egger, Würtz, Zeller, Dollfuß, Nefftzer, Schölcher, Hausmann, Keller, Schneider, entschiedene Franzosen waren und sind, obwohl ihre Namen einen deutschen Klang haben, was bei Copernicus (Kopernik) nicht einmal der Fall ist. — Melanchton dürfte daher nicht ohne Grund Copernicus einen „astrologus sarmaticus" nennen, was, wie bekannt, nach dem lateinischen Sprachgebrauch des XVI. Jahrhunderts nur einen Polen bezeichnen kann.

Kleine literarische Revue.

— **Dramatische Doppelgänger.** Seit einigen Monaten wird auf der königlichen Hofbühne in Berlin ein Lustspiel von G. von Moser, „Das Stiftungsfest", mit außerordentlichem Erfolge aufgeführt. Jede Woche bringt mehrere Darstellungen desselben, die vom Publikum mit großer Heiterkeit und mit ununterbrochenem Beifall aufgenommen werden. Kürzlich ist nun der 27. Band der „gesammelten dramatischen Werke" von Roderich Benedix erschienen *), und unter den sechs dramatischen Arbeiten dieses Bandes befindet sich auch „Das Stiftungsfest, Lustspiel in drei Aufzügen", das dem Moser'schen Opus wie ein Ei dem andern ähnlich sieht. Nicht bloß der Titel des Stückes, sondern auch der Gang der Handlung, die Namen der auftretenden Personen und sehr Vieles im Dialog sind bei Moser und Benedix identisch. Wer ist nun der eigentliche Verfasser des Stückes? Benedix datirt seine Arbeit von 1871 und schickt ihr folgende Erklärung voran:

„Im vergangenen Jahre forderte mich G. v. Moser auf, mit ihm zusammen ein Lustspiel zu schreiben. Ich ging auf den Vorschlag ein, und so entstand das Stiftungsfest. Wieviel von der Erfindung dieses Lustspiels Moser, wieviel mir gehört, läßt sich nicht wohl auseinandersetzen (?). Ich eröffnete die Arbeit, indem ich das ganze Stück niederschrieb. Moser hielt es für angemessen, in meine Arbeit mannigfache Veränderungen hinein zu bringen. Mit diesen mochte ich mich nicht einverstanden erklären, und ich weigerte mich, meinen Namen dazu herzugeben. Ich überließ es Moser, seine Bearbeitung auf die Bühne zu bringen und lege meine Arbeit hier im Druck vor mit dem Bemerken, daß in derselben jedes Wort bis auf das Kleinste mir eigenthümlich gehört.

Im April 1872. Dr. Roderich Benedix.

— **Neue Erscheinungen der englischen Literatur.** Aus der bei Bernhard Tauchnitz in Leipzig erscheinenden Collection of British Authors sind uns folgende neue Werke zugegangen:

Miss or Mrs.?, by Wilkie Collins.

Diary of an Idle woman in Italy, by Francis Elliot.

A Leaf in the Storm and other Stories, by Ouida.

The Rose-Garden, by Francis Mary Peard.

The Golden Lion of Grandpere, by Anthony Trollope.

Wir werden auf einzelne dieser Arbeiten ausführlicher zurückkommen; für den Augenblick bemerken wir nur, daß in Folge eines Mißverständnisses das oben erwähnte Buch von Ouida auch in der von der Buchhandlung Asher u. Co. in Berlin herausgegebenen Sammlung britischer und amerikanischer Autoren erschienen ist.

Literarischer Sprechsaal.

In Antwerpen ist unter dem Titel „Resterons-nous Belges?" eine Broschüre erschienen, worin auf die großen Gefahren hingewiesen wird, die ein neuer Krieg zwischen Frankreich und Deutschland für die Selbständigkeit Belgiens haben würde. Der Verfasser nimmt als ausgemacht an, daß Frankreich, sobald es

*) Leipzig, J. J. Weber, 1872.

nur irgendwie von seinen jetzigen Calamitäten sich erholt habe, und sein Heer wieder kampffertig sei, den von den meisten Franzosen fanatisch verlangten Rachekrieg beginnen werde. Da nun aber die früheren Ausfall-Thore Frankreichs, Straßburg und Metz, jetzt in den Händen der Deutschen seien, so werde der nächste Angriff gegen Deutschland nicht wieder am Oberrhein, sondern an der Sambre- und Maas-Linie stattfinden, um vorzudringen und sich zunächst der belgischen Festungen Namur und Lüttich, sowie möglicherweise auch des jetzt neutralisirten Luxemburg und Mastrichts, als Basis der Operationen gegen den deutschen Niederrhein, zu bemächtigen. Nur wenn Belgien seine Sambre- und Maas-Linie mit aller Macht verstärke und keine noch so großen Kosten scheue, um den Franzosen zu zeigen, daß es seine Neutralität mit Erfolg, oder wenigstens bis dahin, daß ihm die deutschen Heere zu Hülfe gekommen, werde zu wahren wissen, könne Belgien die Pläne Frankreichs beim Beginn seines Rachekrieges von sich ablenken. Die Umgestaltung des belgischen Heeres auf Grundlage der allgemeinen Dienstpflicht ist dabei eine conditio sine qua non, die auch bereits von belgischen Militair-Autoritäten als solche anerkannt worden. — Was hier übrigens in Bezug auf Belgien gesagt ist, das gilt mehr oder weniger auch in Bezug auf die Schweiz, deren Neutralität in einem Rachekriege Frankreichs ebenso bedroht ist und ebenso wenig geachtet werden dürfte, als die von Belgien. Genf und das Rhonethal, Lausanne und Freiburg, dieses Franzosen-Land der Schweiz, würden wahrscheinlich die nächsten Etappen Frankreichs bilden, um in Süddeutschland einzudringen, wenn das Schweizer-Volk nicht, sein Miliz-System aufgebend, ein wirkliches Volk in Waffen wird, um seine Neutralität gegen jeden Angriff mit Erfolg zu schützen.

Der neunte Schlesische Gewerbetag wird am 22. und 23. Juli in Hirschberg stattfinden, wo sich zu diesem Behufe Abgeordnete aller Gewerbevereine der Provinz Schlesien, sowie anderer Genossenschaften, welche Mitglieder des Central-Gewerbevereins in Breslau sind, versammeln werden. Unter den Gegenständen, die bei dem Gewerbetage zur Verhandlung kommen, befinden sich: Die Förderung der Kunstgewerbe (Ref. Dr. Eras); Einrichtung von Lehrkursen für Lehrer in der gewerblichen Zeichenschule zu Breslau (Ref. Ingenieur Nippert); Unterrichtszwang in den Sonntags- und gewerblichen Fortbildungsschulen (Ref. Dir. Nöggerath und Dr. Holtze); Gewerbliche Schiedsgerichte in Schlesien (Ref. Dr. Eras); Unterstützung unbemittelter Gewerbetreibenden zum Besuche der Wiener Weltausstellung.

Wenn diese Blätter etwas dazu beizutragen vermöchten, die erziehlichen, menschenfreundlichen Zwecke der Volkskindergärten zu fördern, so würden sie es, trotzdem, daß der Gegenstand etwas abseits von ihrer literarischen Tendenz liegt, für eine heilige Pflicht halten, öfter darauf hinzuweisen. Anlaß zu dieser Bemerkung giebt uns der uns kürzlich zugegangene „Siebente allgemeine Bericht des (Berliner) Vereins für Familien- und Volks-Erziehung" über seine Wirksamkeit in den Jahren 1870 bis 1872. Dieser Verein hat sich seit fünfzehn Jahren die Aufgabe gestellt, die Fröbel'schen Ideen praktisch zu machen, nicht bloß durch Errichtung von Volkskindergärten, sondern auch durch Gründung und Erhaltung eines Seminars für Volkskindergärtnerinnen, einer Kindermädchen- und Bonnen-Schule, sowie öffentlicher Spielplätze. Leider ist die Theilnahme des beitragenden Publikums noch lange nicht groß genug, um diejenigen Resultate zu erzielen, die man in einer Stadt von der Bedeutung Berlins, gerade auf diesem Gebiete zu erwarten berechtigt ist. Auch hier wird nothwendig eine kräftige Mitwirkung der städtischen Commune eintreten müssen, um großartige, segensreiche Erfolge zu erreichen. Soll der allgemeine Volksunterricht, wie man jetzt in maßgebenden Kreisen erstrebt, eine volle Wahrheit werden, dann muß auch die elementarste Grundlage desselben, der Volkskindergarten, mit reichlicheren Mitteln als bisher unterstützt werden. Hören wir, was der uns vorliegende Bericht über den Zusammenhang dieser Kleinkinder-Erziehungs-Anstalt mit der Volksschule sagt:

„Eine Gemeinde, wie die Berlin's, hat die Pflicht, wie keine andere in der Welt, jede neue Erscheinung auf pädagogischem Gebiete aufs Sorgfältigste zu prüfen und sich anzueignen, wenn dieselbe für werth und wirkungsvoll erfunden ist. Sie soll an der Spitze der deutschen, d. h. der Weltbildung stehen, und diese Bildung beruht mindestens ebenso sehr auf der Vorzüglichkeit der niederen, wie der höheren Unterrichtsanstalten. Was könnte aber zur Hebung speciell der Ersteren in höherem Grade beitragen, als wenn man das so knapp bemessene schulpflichtige Alter durch zwei bis drei Jahre im Kindergarten vermehrte, um zwei bis drei Jahre, die nicht etwa bloße Kenntnisse geben, zur Mehrung des Wissens dienen, sondern die weit mehr thun, die vermöge der den Kindergärten eigenthümlichen Methode die Beobachtungs-, Denk- und Urtheilskraft im Kinde wecken, und neben positiven Kenntnissen ihm auch positive Fertigkeiten verschaffen. Und in dieser Beziehung gerade ist der Kindergarten von immenser Bedeutung. Hier knüpfen sich die Fäden an, welche die rein pädagogische mit der socialen Frage aufs Engste verbinden; wie wir denn überhaupt der Ansicht sind, daß die sociale Frage zumeist durch pädagogisches Wirken ihrer Lösung, soweit eine solche überhaupt möglich, nahe gebracht werden kann. Aber bei der Ferne einer derartigen Lösung, müssen die Momente einer doppelten Beachtung gewürdigt werden, die wenigstens den bestehenden Conflict zu mildern im Stande sind. Und derartige Momente bietet der Kindergarten nicht wenige. Obgleich selbst aus dem Boden rein physiologischer Betrachtung entsprungen, erfüllt er die Forderungen der Zeit vielfach in weit höherem Grade, als die geschichtlich entwickelte Schule, an welche gerade im jetzigen Augenblick von allen Seiten so viel verschiedenartige Forderungen herantreten, sei es von politischen oder socialen oder religiösen Gesichtspunkten aus gestellt, daß sie von den Parteien willenlos am Kreuzungspunkt abweichender Straßen hin und her gezerrt erscheint. Die für die Schule erstrebte Confessionslosigkeit z. B. ist seit lange im Besitz des Kindergartens. Das Ringen nach Beseitigung wüsten und unfruchtbaren Gedächtnißkrams wäre für den Kindergarten überflüssig, denn hier ist alles Lernen auch Bewegung, Darstellung, Handlung, selbstgemachte Erfahrung. Vor allen Dingen aber liegt darin seine große kulturhistorische Bedeutung, daß er das Spiel zur Arbeit, die Arbeit zum Spiele macht, daß er die Liebe zur Arbeit, als der naturgemäßen Bestimmung des Menschen, anerzieht, daß er die mechanische Thätigkeit vergeistigt, daß er die Fähigkeiten im Kinde weckt, stärkt und entfaltet, die es dem modernen Arbeiter überhaupt noch möglich machen, mit der Maschine zu concurriren, den Schönheitssinn und die Erfindungsgabe."

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 20. Juli 1872. [Nº. 29.

Inhalt.

Dieser Nummer liegt bei: Titel und Inhalt zum einundachtzigsten Bande dieser Zeitschrift.

Deutschland und das Ausland.

Goethe, Eichstädt und die Jenaische Literaturzeitung.

I.

Die Rivalität von Jena und Halle.

So manche Verbindungen, welche Goethe auf seinem langen, einflußreichen, ihn mit den verschiedensten Verhältnissen des äußern Lebens in Berührung bringenden Wege einging, wurden durch zufällige Umstände geschlossen; aber bei ihm, der nie etwas unternehmen konnte, ohne daß sich gleich der Antheil des Herzens regte, floß im Laufe der Zeit immer eine mehr oder weniger ausgeprägte herzliche Neigung ein, die er selbst gegen seine Untergebenen nicht verleugnen konnte, wenn er auch freilich von den Forderungen, welche er als Vorgesetzter an diese zu stellen verpflichtet war, etwas nachzulassen sich dadurch nicht bestimmen lassen durfte. Sogar das einzige Verhältniß zu Schiller erhielt seine Herzlichkeit erst im nähern Zusammenleben und einstimmigen Wirken. Diese Bemerkung drängt sich uns auch bei der Verbindung Goethe's mit Eichstädt auf, dessen Natur freilich nichts weniger als herzlich und edel angelegt war, der aber aus äußern Gründen sich so innig, als ihm möglich war, an Jenen anschloß, und durch sein glückliches Wirken in einer Goethe's ganzes lebhaftes Wollen in Anspruch nehmenden Angelegenheit dessen persönlichen Antheil hervorrief und dauernd erhielt; denn Goethe's Neigung, war sie einmal erweckt, erlosch nie, wenn er nicht etwa durch des Freundes feindseliges oder seine eigene Freiheit beschränkendes Eingreifen tödtlich verletzt wurde, wo dann freilich augenblicklich bitterer Grimm ihn ergreifen konnte, der aber, wenn auch das im innersten Grunde zerstörte Verhältniß selbst nicht wiederherzustellen war, bald einer läßlichern Beurtheilung wich. Ueber die mehrere Jahre höchst lebhafte Verbindung Goethe's mit Eichstädt giebt uns eben der vom Herausgeber wie vom Verleger trefflich ausgestattete Briefwechsel *) erwünschte Auskunft.

Eichstädt, der 1795 eine außerordentliche Professur in Leipzig erlangt hatte, ging 1797 als Honorar-Professor nach Jena, um dort als Gehülfe in die Redaction der „Allgemeinen Literatur Zeitung" einzutreten. Goethe hatte sich, als Prof. Schütz, um Eichstädt seiner Zeitung zu gewinnen, für ihn die Anwartschaft auf seine Stelle beantragte, gegen eine solche Anwartschaft ausgesprochen, aber hinzugefügt: „Wollte man zu Gunsten eines so ansehnlichen Instituts, wie die Literaturzeitung, einem so geschickten Mann wie Eichstädt die extraordinäre Professur geben und sich aus diesen Gründen über die bekannten Einwendungen der Facultäten hinaussetzen, so wüßte ich nicht eben etwas dabei zu erinnern." Als er einige Monate später mit dem Herzog in Leipzig war, kam die Angelegenheit bei dem dichterischen Steuer-Director Weiße zur Sprache. Nach Eichstädt's wirklicher Berufung scheint zunächst keine nähere Berührung mit Goethe stattgefunden zu haben. Eichstädt wurde im Jahre 1800 nach dem Tode des Prof. Walch Director der lateinischen Gesellschaft, die unter ihm neu aufblühte, aber zu einer sonstigen Beförderung in Jena selbst zeigte sich vorab keine Aussicht; dennoch schlug er im Jahre 1801 einen Ruf als Professor der Philosophie an Heydenreich's Stelle in Leipzig und einen andern als Oberschuldirector nach Augsburg aus, worauf er vom Herzoge von Meiningen den Hofrathstitel erhielt.

Sein Wunsch sollte sich bald durch eine ganz unerwartete Wendung verwirklichen. Prof. Schütz, dessen Entfernung von Jena man kaum für möglich gehalten, hatte einen Ruf nach Halle angenommen. Aber nicht genug, daß Jena diesen und andere bedeutende Professoren zu gleicher Zeit verlieren sollte, es verlautete bald, man denke auch die allgemeine Literaturzeitung, die für ein mit der Hochschule selbst verwachsenes Blatt galt, das deswegen auch von der Regierung stets begünstigt worden war, nach Halle überzusiedeln. Das war für Goethe zu viel, und es schien ihm unverantwortlich, sich so etwas gefallen zu lassen, da man es leicht zu hintertreiben vermöge; denn eine solche Anstalt lasse sich nicht ohne weiteres verpflanzen, und wenn die bisherigen Redacteure fortzögen, so könne man sie leicht durch neue Kräfte fortsetzen. Und so warf er sich mit dem kühnen Muthe eines seiner Sache sichern Feldherrn ganz auf das neue Unternehmen. Paulus, an den er sich zunächst wegen dessen großer Geschicklichkeit in solchen Dingen gewandt hatte, lehnte den Antrag der Redaction ab. Da trug er die Fortsetzung des Unternehmens, das in entschiedenen Gegensatz zur alten nach Halle verpflanzten Zeitung treten sollte, dem bisher dafür so thätigen Eichstädt an. Sofort ward vom Herzog ein Patent für eine Gesellschaft erwirkt, welche die Zeitung fortsetzen sollte. Nach einer Aeußerung Hegel's soll Eichstädt nicht bloß sich, sondern auch Geld angeboten haben, dessen man zur Einrichtung bedürfte. Er entwarf ein Promemoria, welches er Goethe nach Weimar brachte. Am Morgen seines Geburtstages theilte Goethe dieses dem Minister Voigt mit, bei dem er eine Zusammenkunft mit

*) Goethe's Briefe an Eichstädt. Mit Erläuterungen herausgegeben von Woldemar Frhrn. v. Biedermann. Berlin, Gustav Hempel, 1872.

Eichstädt an demselben Morgen um 10 Uhr ansetzte, in welcher sie diesen über die Hauptpunkte beruhigen wollten. Auf den Mittag war Eichstädt sein Gast. Das Einladebillet beginnt unsern Briefwechsel. Der Herzog ward von Goethe's siegsbewußtem Eifer hingerissen, und auch Schiller versprach seine bereite Hülfe. Drei Tage später lud Goethe Eichstädt zu einer Zusammenkunft auf den 2. September ein, da die Abreise des Herzogs zu den Herbstmanövern die Beschleunigung gewisser Maßregeln fordere. Er möge gleich bei ihm absteigen, bat er, und überhaupt den Tag bei ihm zubringen. „Könnte sich unser treffliche Voß entschließen, Sie bei der zu hoffenden schönen Witterung zu begleiten, so würde ich mich eines längst gewünschten Festes freuen." Aber dieser, der seine Mitwirkung zugesagt hatte, war damals nicht von Jena zu bewegen. Goethe wandte sich unterdessen an alle seine Freunde, die er um ihre Theilnahme und die Angabe anderer tüchtiger Mitarbeiter bat, an Zelter, Johannes Müller, A. W. Schlegel, Wolf, Fritz von Stein u. A. Eichstädt setzte eine Ankündigung des neuen Unternehmens auf, welche Goethe bei der Rücksendung am 21. September vollkommen zweckmäßig fand; nur eine Stelle wünschte er verändert. Auch ein Namensverzeichniß der in Aussicht genommenen Recensenten hatte Eichstädt gesandt. Biedermann irrt, wenn er dies für dasjenige hält, welches sich jetzt im Besitze von S. Hirzel befindet. Goethe schrieb 28 Personen auf, die er theils zur Theilnahme schon aufgefordert habe, theils aufzufordern gedenke, theils noch einzuladen wären, was zum Theil auch noch bei den von ihm selbst schon aufgeforderten geschehen müsse. Die Anzeige des neuen Unternehmens wurde sofort unter dem Datum des 30. Septembers veröffentlicht. Alles die neue Literaturzeitung Betreffende, die Haltung des Blattes, die Recensenten und welche Bücher den einzelnen zuzuweisen seien, wurde lebhaft von Goethe besprochen, der sich auch zu manchen Anzeigen selbst bereit erklärte; das neue Unternehmen war ihm eine Herzenssache, der er die sorgfältigste Beachtung widmete. Nichts Bedeutendes wurde von Eichstädt gethan ohne Goethe's Zustimmung, der sich längere Zeit in Jena aufhielt. Als die preußische Regierung Schwierigkeiten wegen der Zulassung der Zeitung erhob, wurde Eichstädt auf den 22. November nach Weimar berufen, um deshalb mit Goethe und Voigt sich zu berathen. Einen Entwurf zu einem Promemoria an den Grafen von der Schulenburg setzte Goethe selbst auf. Dem ersten Jahrgang ging Goethe's bedeutender Aufsatz über die letzte Weimarische Kunstausstellung mit einer Entwickelung von Polygnot's Gemälde in der Lesche von Delphi voran. Er selbst sah auch die Druckbogen anderer Recensionen durch und machte einzelne Vorschläge. So war er auf das Liebevollste und Umsichtigste in sicherster Erwartung des Gelingens mit einem ihm scheinbar so ganz fern liegenden Unternehmen beschäftigt, während selbst seine besten Freunde am Erfolge verzweifelten, Schiller sogar sich einredete, die Sache sei unverständig angefangen, und es könne nichts dabei herauskommen.

Doch Goethe „stand männlich an dem Steuer", das er mit bewundernswerther Ausdauer und Umsicht lenkte, mit jener zähen Thatkraft, die er auch bewährt hatte, als er vor siebenundzwanzig Jahren in die ihm widerstrebende Verwaltung getreten war. Ihm war es nicht bloß darum zu thun, wie Hegel und wohl manche Andere meinten, daß Jena eine Literaturzeitung besitze, möge sie auch so gemein sein, wie die übrigen, sie sollte ihm und Jena Ehre machen und für die Hochschule ein bedeutendes Anziehungs- und Förderungsmittel werden, dessen sie nach mancher Einbuße so sehr bedurfte. Leider waren die Geldmittel der Hochschule zu beschränkt, als daß diese mit Halle und den im Süden sich hebenden Hochschulen sonst sich messen konnte. Goethe hoffte sogar, die nach Halle verpflanzte Literaturzeitung werde sich der neuen gegenüber nicht halten können, da ein frischerer Geist sie durchwehen sollte und man etwas Anderes als die von dieser gebotenen „Schaubrode" liefern werde. „So ein kleines Ländchen wir auch sind", schrieb er an Johannes Müller, „so sind doch in literarischen Unternehmungen diejenigen nicht schwach, die die Geister commandiren, und wir können es hierin kecklich jeder großen Provinz in Deutschland bieten." Freilich unterschätzte er dabei die vielen alten Verbindungen der frühern Zeitung, aber in dem frischen, frohen Selbstbewußtsein, dessen ein so bedeutendes Unternehmen bedarf, liegt ein gewisser Uebermuth, der sich über die Schwierigkeiten und Bedenken hinwegsetzt. Wie ernst es Goethe mit der Sache war, zeigt die Aeußerung gleich nach dem Erscheinen der ersten Nummern: „Ich wünschte, daß wir im Stillen den Charakter aller mit uns gleichzeitigen kritischen Blätter beobachteten, Richtung und Ton im Allgemeinen, Vorzüglichkeit in gewissen Fächern, Schwächen in andern u. s. w.; denn wenn man Andere beobachtet, kommt man weniger in den Fall, einseitig zu werden." Seine unablässige Sorge ging so weit, daß er nicht allein selbst manches lieferte, sein Urtheil über die eingelaufenen Recensionen abgab, für die Beschaffung französischer und englischer Zeitschriften sorgte, sondern sich sogar erbot, eine schwer lesbare tüchtige Anzeige des ihm befreundeten Professor Sartorius selbst abzuschreiben. Bei seinen eigenen Recensionen bat er Eichstädt, ihm gleich ganz freimüthig mitzutheilen, wo er irgend ein Bedenken habe; er werde nur um desto heiterer zu Werke gehen, wisse er, daß ihn Jemand controlire, der die Effecte nach außen besser kenne, um die er sich leider niemals bekümmert habe. So sehr lag ihm die Sache am Herzen, so fern war er von aller Anmaßung! Die größten Schwierigkeiten machten die Recensionen über philosophische, politische und belletristische Werke. In der Philosophie sollte im Gegensatz zu der ältern Literaturzeitung, die den Kantischen Standpunkt vertrat, die neuere Richtung der Naturphilosophie ihr gutes Recht finden, und so ward vor Allem Schelling mit gebührender Achtung behandelt, wenn man sich auch eines freien Urtheils nicht begab. Erbitterten Gegnern wurde möglichst jeder Raum verwehrt; man wollte zum Vortheil der Sache mehr darstellende und begünstigende, als tadelnde und widerwärtige Beurtheilungen geben. Da hatte denn Goethe mancherlei Feindseliges abzuwehren.

Nicht weniger galt der Grundsatz, alles politisch Verletzende zu vermeiden. „Mögen doch Völker und Gouvernements sehen, wie sie mit einander fertig werden!", schreibt Goethe an Eichstädt. „Erst, wenn ihre Händel zu Papier geworden sind, dann gehören sie für eine allgemeine Literaturzeitung, und ein Literator kann Gott danken, daß er das Weltwesen historisch zu tractiren befugt ist." Noth machten besonders die schönwissenschaftlichen Beurtheiler, da so manche seichte Köpfe sich mit Beurtheilungen einstellten und des belletristischen Wustes gar viel war. Sein Wunsch war, daß sie einmal den Artikel Belletristik ganz aufgeben und dafür Artistik setzen, sich bloß mit wahren Kunstwerken als solchen befassen möchten. Goethe wehrte auch hier viel ab, suchte tüchtige Kräfte zu gewinnen, und er selbst lieferte manche bedeutende Anzeige. Schiller zur Mitwirkung zu bestimmen, gelang ihm nicht, da seine dichterischen Arbeiten und sein leidender Gesundheitszustand eine solche nicht gestatteten. Der Absatz der Zeitung blieb im Anfange mäßig, während der der jetzigen Hallischen Literaturzeitung noch im Steigen war. „Lassen Sie uns nur wie bisher fortfahren", schrieb Goethe den 11. März; „die Zeitung wirkt nach allen Seiten vortheilhaft. Nach dem ersten Viertel-



jahre können wir schon weitere Ueberlegungen anstellen." Und am Anfange des folgenden Jahres, wo er wieder mehrere bedeutende Beiträge lieferte, konnte er Eichstädt schreiben: „Das vergangene Jahr hat sich ehrenvoll bewiesen und der neue Jahrgang fängt auch recht tüchtig an. Lassen Sie uns ja Alles vermeiden, was uns einigermaßen der verhaßten Klasse der widerwärtigen deutschen Blätter nähern könnte." Freilich ließen die Mißwollenden gerade beim Jahreswechsel wieder alle ihre Künste gegen das neue Blatt spielen, wobei Goethe bedauerte, daß ein besonderer Fall einigen Vorwand zu Klatschereien bot, den er als „die Steinische Geschichte" bezeichnet, worüber uns auch der Herausgeber keine nähere Auskunft giebt. Eichstädt hatte im Laufe des Jahres die Professur von Schütz für Beredtsamkeit und Dichtkunst, sowie die Stelle als Oberbibliothekar erhalten, behandelte aber beide sehr stiefmütterlich, da er seine Literaturzeitung, als vielversprechende Geldquelle, zur entschiedenen Hauptsache machte.

Goethe's emsiges Wirken für das Unternehmen, mit dessen Redacteur er auch persönlich oft zusammentraf, wurde durch einen heftigen Krankheits-Anfall gegen den 7. Februar 1805 unterbrochen. Schon am 18. berieth er mit Voigt wegen eines Angriffs des „Freimüthigen", gegen den er jede Antwort abrieth, wogegen man bei Gelegenheit diesem eiteln, hohnsprechenden Koryphäen etwas versetzen könne. Erst am 20. März konnte er die Hoffnung aussprechen, sich bald an Eichstädt's Institut, das sie Alle so sehr interessire, wieder zu betheiligen. Aber im April traf ihn ein neuer Anfall; noch litt er an dessen Folgen, als ihm in Schiller die Hälfte seines Daseins entrissen wurde. Doch schon wenige Tage darauf faßte er sich wieder zu einem „flüchtigen Anfange" der lange unterbrochenen Verbindung mit Eichstädt zusammen, und im Laufe des Jahres ließ er es nicht an Betheiligung fehlen, wenn er auch das Blatt im Ganzen so rüstig vorgeschritten sah, daß es seiner leitenden Thätigkeit nicht mehr zu bedürfen schien. „So Manches", schrieb er am letzten Tage des Jahres 1805, „ist mir vergangenes Jahr vom Munde weggeschnitten worden. Zweifeln Sie jedoch nicht an meiner lebhaften Theilnahme und meiner wahren Freude, daß Sinn und Ton Ihres Blattes sich so tüchtig und rein erhält." Er lieferte für den Anfang des nächsten Jahres außer seinem gewöhnlichen mit großer Theilnahme in Deutschland gelesenen Neujahrsberichte über die Weimarer Kunstausstellung Manches; aber bald darauf verletzte ihn Eichstädt sehr bitter, da er eine gegen Gall höchst ungerechte Beurtheilung der über dessen Schädellehre erschienenen Schriften drucken ließ, ohne sie ihm, der doch gerade hierin Sachkenner und mit Gall befreundet war, vorher mitzutheilen. „Wenn ich Ew. Wohlgeboren zu antworten bisher gezaudert", schrieb er am 12. April, „so war es nur, um mich von dem Schrecken zu erholen, den Sie mir durch die Recension über Gall erregt haben. Gewiß hätten Sie mir solche vorher mitgetheilt, wenn Sie nur einen geringen Theil der unangenehmen Empfindungen, die mir solche verursacht, geahndet hätten. Da mir nun so sehr an der Dauer unseres guten Verhältnisses gelegen ist, so erhole ich mich so geschwind als möglich, und versichere Ew. Wohlgeboren unter Ankündigung eines weitläufigen Schreibens meine aufrichtige Theilnahme an Allem, was Sie interessiren und berühren kann."

Als Gentz verlangte, daß die Literaturzeitung dem verderblichen politischen Einfluß Frankreichs entgegenarbeiten sollte, mahnten Goethe und Voigt davon ernstlich ab. Der Welt- und Staatsmann müsse freilich für den Augenblick, für eine gewisse Seite, um nicht zu sagen Partei, handeln und schreiben, meinte Goethe; der Literator dagegen und noch mehr der Leiter einer literarischen Zeitung befinde sich in einer ganz anderu Lage: er könne da ruhig sein, wo jener wirke, abwarten, wo jener dränge, dulden, was jener unerträglich finde, ja er müsse entgegengesetzte Parteien reden lassen. Bei einem wiederholten längeren Aufenthalte zu Jena fand sich Goethe mit Eichstädt freundlichst zusammen, lieferte ihm auch noch mehrere Beiträge.

Philosophie und Patriotismus.

Man gefällt sich bei uns seit einigen Jahrzehnden, die Bestrebungen der Philosophie, mit denen man „keinen Hund hinter'm Ofen hervorlocken könne", zu verspötteln, und man mag, gewissen anmaßenden Richtungen derselben gegenüber, nicht so ganz im Unrechte sein. Allein es wäre schlimm, wenn dieser Spott allgemein träfe, denn damit würden wir uns selber, welche die Welt die philosophische Nation genannt hat, in's Gesicht schlagen. Wahrlich, es würde unserer Kultur und Literaturgeschichte ein bedeutsamer Factor fehlen, wenn wir die Reihe unserer Leibniz, Wolf, Kant, Fichte, Hegel daraus streichen sollten. Und diejenigen, welche die reine Geistesbildung für nichts rechnen, welche durchaus praktische Erfolge zu sehen begehren, werden vielleicht auch den Einfluß, welchen die deutsche Philosophie auf die Stärkung unseres Selbstgefühls und unseres Patriotismus ausgeübt hat, ziemlich gering anschlagen. Mögen sie doch immerhin; die eindringende Geschichte des Geistes berichtet anders darüber. E. Pfleiderer hat vor zwei Jahren in einem an fesselnden Zügen reichen Charakterbilde gezeigt, was Leibniz in dieser Rücksicht geleistet, und an ihn anlehnend hat neuerdings Dr. Joh. Huber in einem kürzeren Vortrage, der unlängst in der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung*) erschienen ist, eine weiter geführte Uebersicht des „Verhältnisses der deutschen Philosophie zur nationalen Erhebung" gegeben, welchem wir einige Daten und Thatsachen entnehmen:

Bereits als 22jähriger Jüngling hatte Leibniz die Rolle erkannt, welche dem deutschen Reiche in Europa durch seine Mittelpunktslage angewiesen ist, „ein Damm zu sein gegen alle Weltreichs-Gelüste, sie mögen sich regen, wo sie wollen." Er predigte deshalb die Conservirung des polnischen Reiches, als einer natürlichen Schutzmauer Deutschlands gegen den Koloß Rußland, und man müßte blind sein, wenn man verkennen wollte, daß Vieles besser geworden wäre in Europa, und speciell dem deutschen Reiche unsäglich viel Leid und Elend erspart geblieben wäre, wenn später eine Zerstückelung Polens nicht stattgefunden hätte. Leibnizen's Polemik gegen Frankreich und seinen „allerchristlichsten König", der sich 1683 mit den Türken vor Wien in Beziehung setzte, finden heute in unserer Brust einen helleren Wiederhall, als leider damals, wo sich Straßburg wie ein Frauenzimmer benahm, welches sich willig und mit kaum merklichem Sträuben dem Verführer preisgiebt:

Schandfleck, welchen der Rhein mit all' seinen Wogen nicht abwäscht,
Daß Du schweigend verdirbst, daß Du das Reich mit verderbst.

läßt er Deutschland der abtrünnigen Stadt zurufen, aber freilich er muß ihr das Recht einräumen, treffend zu erwiedern:

Schandfleck, welchen der Rhein mit all' seinen Wogen nicht abwäscht,
Daß daliegen im Schlaf allzumal Kaiser und Reich.

„Ein Donnerschlag", klagt Leibniz, „ist nöthig, die Deut-

*) Sechste Serie Heft 139. Berlin, Lüderitz.

schen munter zu machen," er dringt auf Einigkeit im Reiche, und weist auf die Nothwendigkeit, in Europa Allianzen gegen Ludwig XIV., diesen Feind Aller, „gegen den man überall Sturm läuten sollte", zu suchen. Um praktisch helfen zu können, wirft sich der Philosoph auf die Kriegskunst und entwirft Wehrverfassungen und Kriegspläne für Deutschland, in denen wenigstens der gesunde Gedanke lebt: „Gott ist für die, so sich der von ihm gegebenen Vernunft und Mittel bedienen, für die besten Regimenter und die guten Rathschläge." Selbst Graf Bismarck konnte bei Einleitung der Friedenspräliminarien mit Frankreich nichts Besseres sagen, als was Leibniz, ohne die seine Befürchtungen nur zu sehr bestätigenden Erfahrungen der späteren Zeiten, bei Gelegenheit des Friedens zu Ryswick (1697), durch welchen den Franzosen der Besitz des geraubten Elsasses bestätigt wurde, schrieb: „Jedermann in der Welt und Christenheit wünscht den Frieden sehnlich, aber nur einen solchen, der wahrhaft und dauerhaft ist, und Frankreich an späteren Einbrüchen verhindern kann. Damit dieser jetzige also beschaffen sein möge, ist es nöthig, daß die alten Gränzen wieder festgesetzt werden, damit, wenn Frankreich Lust hat, zu brechen, es überall solche Vormauern finde, welche die Macht seiner Waffen aufhalten können, dies ist die einzige Sicherheit; denn wenn es dabei so viel zu wagen hat, als die Angegriffenen, so ist es gewiß, daß es sich mehr zurückhalten wird."

Leibnizens spätere Bestrebungen liefen alle auf die Wiedervereinigung Deutschlands hinaus, welche er durch eine Versöhnung der verschiedenen christlichen Bekenntnisse und Bildung einer deutschen Nationalkirche zu befördern hoffte. Nie hat in jenen Zeiten der Einheitsgedanke eine trefflichere Begründung erfahren, als durch Leibniz. „Deutschland ist die Mitte von Europa", sagt er, „Deutschland ist ehedem allen seinen Nachbaren ein Schrecken gewesen; jetzt sind durch seine Uneinigkeit Frankreich und Spanien formidabel geworden, Holland und Schweden gewachsen. .... Deutschland wird nicht aufhören, seines und fremden Blutvergießens Materie zu sein, bis es aufgewacht, sich gesammelt, sich geeinigt, und allen Werbern die Hoffnung, es zu gewinnen, abgeschnitten." Dieses Werk der Einigung sowohl, wie der Zurückweisung Roms in seine Schranken, hoffte er von einem neuen großen Kaiser, und sprach mit Zuversicht von seinem Kommen und der Wiederaufrichtung des neuen „unüberwindlichen" deutschen Reiches, vor welchem die Kriegssucht seiner Nachbaren umkehren würde. Sein ganzes Leben lang ist er diesen, oft weitgehenden Projecten treu geblieben, und voller Selbstgefühl schrieb er die schönen Worte: „Wenn irgend ein Mensch seinem Vaterlande verpflichtet, so sind wir es, die das werthe Deutschland bewohnen. Gott hat den Deutschen Stärke und Muth gegeben, und es regt sich ein edles Blut in ihren Adern. Ihre Aufrichtigkeit ist ungefärbt und ihr Herz und Mund stimmen zusammen."

Weniger unmittelbar durch Flugschriften und politische Ausführungen wirkend, hat Kant doch einen ähnlichen und vielleicht noch größeren Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Idee gehabt. An ihm und seiner Lehre brachen sich die Wogen der von Frankreich her mächtig andringenden, Sitte und Gesetz untergrabenden Philosophie der Encyklopädisten; von seiner Lehre ging die Wiedergeburt unserer Literatur und unseres durch Frömmelei und leichtfertige Tendenzen bedeutend angefressenen Staatslebens aus. „Keine Wissenschaft", sagte Carl v. Baer sehr treffend, „scheint dem Weltmanne weniger auf den Staat einzuwirken, als die Philosophie, und doch hat das strengste aller Systeme den preußischen Staat nicht nur gerettet, sondern ihm ein Gewicht auf der Weltbühne gegeben, auf welches er nach seiner Ausdehnung nicht Anspruch machen konnte. — — — Durch Entwickelung der geistigen Kraft soll man die physischen Uebel besiegen, lehrte Kant, und begeisterte Schüler von ihm waren es, welche im tiefsten Unglücke des preußischen Staates, als man auf den Gränzmarken desselben in Memel sich über seine Erhebung berieth, von jener Lehre ausgehend, den Satz aufstellten: „Was der Staat an physischer Kraft verloren habe, müsse er suchen durch Entwickelung der geistigen Kräfte, die im Volke liegen, zu gewinnen. Dieser Grundsatz, einmal von der Regierung förmlich angenommen, war die Basis, von welcher aus alle spätern Verbesserungen in der Verwaltung, in der Bewaffnung und im Unterrichtswesen ausgingen."

Noch kürzer dürfen wir uns hier über Fichte fassen, dessen patriotisches Wirken noch lebhaft im Andenken, besonders der Berliner haftet, und dessen Ruhmes schönerer Theil gerade in seinem Kampfe für die geistigen Güter des deutschen Volkes, für seine Freiheit und Befreiung liegt. Mit dem philosophischen Scharfblicke war in ihm eine tapfere Kriegerseele verbündet; in seinem Kampfe für die Denkfreiheit machte er sich gefürchtet und mißbeliebt, so daß man ihn nur ziemlich widerwillig in den ersten Reihen der Vorkämpfer für Deutschlands Erhebung sah, und ihm beinahe alle Unterstützung und Anerkennung von oben herab verweigerte. Mit Recht hat der Verfasser dem Wirken des muthigen Mannes, dem es bestimmt war, für die Sache des Vaterlandes zu sterben, die ausführlichste Betrachtung gewidmet, auf welche wir unsere Leser, als auf eine wohlthuende und erhebende Lectüre verweisen. E. Kr.

Das Elsaß, nach französischer Darstellung.*)

Land und Leute.

Den besten Ueberblick über die charakteristischen Züge des elsässischen Landes gewinnt der Reisende, der von Mühlhausen nach Straßburg mit der Bahn herabfährt. Er gewahrt da drei verschiedene Zonen, die sich nicht nur durch ihre geologische Beschaffenheit, durch die Natur ihres Bodens und ihres Klimas unterscheiden, sondern deren jede auch ihre eigenthümliche Kultur und Vegetation aufweist. Die Vogesenkette richtet sich im Westen wie ein Wall auf zwischen dem innern Frankreich und den Ländern des Rheins; ein Band von Hügeln umschlingt den Fuß der Gebirge, den Uebergang bildend zwischen jener höhern Region und der Ebene, bis die Ebene selbst, niedrig, platt, einförmig, sich am Rhein entlang, 200 Kilometer, von Basel bis Lauterburg erstreckt, größer als die beiden andern Zonen zusammengenommen. In den Gebirgen giebt es nichts als Wälder und Weiden; schöne Weingelände bedecken fast ganz die Region der Hügel, mit der Ebene endlich wird Getraide vorherrschend und die Kultur des Pfluges.

Die Zone der Hügel hat eine Breite von einem bis drei Kilometer, doch erweitert sie sich zwischen Zabern und Weißenburg im Norden und dann im Süden zwischen Thann, Belfort und Mühlhausen, dem Sundgau, welcher sich bis zu den ersten Abhängen des Jura erstreckt. Diese Hügelregion hat eine bedeutende strategische Wichtigkeit, sowohl im Süden des Elsaß wie im Norden. Im Norden waren die Höhen des Geißberges

*) Nach Vorträgen des Prof. Grad in der Société de Géographie de Paris, welche die Revue Scientifique mittheilt.

bei Weißenburg und diejenigen von Froschweiler bei Wörth während des letzten Krieges Zeugen heroischer Kämpfe. Im Süden liegt die Festung Belfort inmitten einer weiten Oeffnung, welche zwischen den Gebirgsstöcken der Vogesen und des Jura aus der Ebene des Rhein in's Innere Frankreichs führt. Ihre furchtbare Stärke schuldet sie mehr noch der natürlichen Lage als den Arbeiten des Ingenieurs.

Die Tiefebene, welche, wenn auch nicht so hohen Ertrag wie die Weingelände, doch ebenfalls eine ungemeine Fruchtbarkeit zeigt, wird fast in ihrer ganzen Länge von Süden nach Norden, 180 Kilometer weit, durchströmt von der Ill oder Ell — daher Illsaß oder Elsaß — welche, von zahlreichen Zuflüssen aus den Vogesen gespeist, dem Rhein parallel läuft, bis sie sich unterhalb Straßburg in denselben ergießt. Ein Sprichwort im Oberelsaß: „Die Ell geht wo sie well", charakterisirt die Unregelmäßigkeit des Stromes. Ein anderer Nebenfluß des Rheines, die Lauter, begränzt das Land im Norden gegen die Pfalz.

Was das Klima anbetrifft, so zeigt das Elsaß, im Vergleich zu Frankreich, heiße Sommer, kalte Winter, schnelle und starke Temperatur-Wechsel, bei einer mittleren Temperatur von 10 Grad in der Ebene, unter Verminderung um einen Grad für 200 Meter Höhe in den Bergen.

Die Bevölkerung betrug, nach der offiziellen Zählung von 1866, im Ober-Elsaß (Haut-Rhin) 530,285, in Nieder-Elsaß (Bas-Rhin) 588,970, zusammen also 1,119,255 Seelen, welche sich vertheilten auf 1031 Gemeinden bei einer Bodenfläche von 864,846 Hektaren oder 8648 Quadrat-Kilometern. Die Durchschnitts-Dichtigkeit betrug also 129 Seelen pro Quadrat-Kilometer, eine Ziffer, welche sehr viel größer ist, als die mittleren Dichtigkeitszahlen Frankreichs und Deutschlands, da Frankreich 70, die deutschen Staaten nur 69 Seelen für dieselbe Flächen-Einheit aufweisen.

In Hinsicht auf die Religion finden wir 833,000 Katholiken, 250,000 Protestanten verschiedener Confessionen und ungefähr 36,000 Israeliten. In ökonomischer Beziehung sind 498,000 beim Ackerbau und 450,000 bei verschiedenen Industriezweigen thätig; der Rest kommt auf den Handel, die Armee, die freien Künste. Im Nieder-Elsaß bildet die ackerbauende Bevölkerung die Mehrzahl, während im Ober-Elsaß die industrielle Bevölkerung vorherrscht.

Die Bevölkerung hat sich seit dem Ende des 17. Jahrhundert äußerst schnell und continuirlich vermehrt. Sie betrug um 1700 etwa eine halbe Million, von 1794 bis 1866 aber stieg sie von 711,000 auf 1,119,255 Seelen. Ein Jahrhundert genügte, um die Einwohnerzahl des Elsaß zu verdoppeln. Auch das Territorium war bemerkenswerthen Veränderungen unterworfen, erstens durch die Loslösung des Kanton Schirmeck und der Gemeinden des Ban de la Roche im Jahre 1793, welche auf ihren Wunsch mit dem Vogesen-Departement vereinigt wurden und dann durch den Verlust der Kantone Dahn, Bergzabern und Landau in Folge der Verträge von 1815. Heute gehören Schirmeck und der obere Theil von dem Thale der Brusche, 21,500 Hektaren mit 21,627 Bewohnern, sämmtlich französischer Zunge, auf's neue zum Elsaß, während andererseits der Distrikt von Belfort, 60,700 Hektaren, mit Frankreich vereinigt blieb, so daß die Einwohnerzahl des abgetretenen Gebiets auf 1,082,000 Seelen zu stehen kommt, eine Zahl, welche dann freilich die durch die Annexion veranlaßte Auswanderung in noch unbekannter Weise abändert.

Die deutschen offiziellen Berichte geben folgende Zahlen:

	1866	1. December 1871	Abnahme
Ober-Elsaß	473,305	459,779	13,526
Nieder-Elsaß	610,607	600,295	10,312
Zusammen	1,083,912	1,060,074	23,838

Das Deficit erscheint gegenüber dem Bericht, daß die erste französische Annexion des Elsaß ein ganzes Drittel seiner Einwohnerschaft kostete, nicht sehr hoch. In neuester Zeit begann, sich die Einwohnerzahl schon wieder zu heben.

Die Bewegung der elsässischen Bevölkerung von 1794 bis 1866 zeigt folgende Tabelle:

	Ober-Elsaß	Nieder-Elsaß	Zusammen
1794	293,013	408,132	711,145
1806	336,940	500 296	837,236
1821	370,062	502,628	872,688
1826	408,741	535,467	944,208
1831	428,258	540,221	968,479
1841	437,629	560,113	997,742
1856	499,442	563,835	1,063,237
1861	515,802	578,285	1,094,087
1866	530,285	588,970	1,199,255

Welches ist nun weiter der Ursprung der Elsässer, welches sind die Elemente, aus denen sie hervorgingen, welches ihre unterscheidenden Charakterzüge?

Das Studium der verschiedenen Charaktere zeigt uns im Elsaß nicht eine reine Rasse, sondern eine gemischte Bevölkerung mit einem unsichern, veränderlichen, durch Einwanderungen und durch fortwährende Kreuzungen oft gewandelten Typus.

In Bezug auf die Sprache findet man das Französische und ein celtisches, mehr oder weniger verändertes Platt im Bezirk von Belfort und den bei Frankreich verbliebenen Theilen, alsdann in der Gebirgsregion der Thäler von Orbey, von Villé, von Markirch und von Schirmeck, während die deutschen Dialekte das ganze Becken der Ill und den Norden beherrschen. Die Bewohner der französischen Bezirke sind ohne Zweifel Nachkommen der Gallier, welche beinahe unvermischt blieben. Die deutschen Dialekte zeigen beträchtliche Unterschiede, ja man findet bei den verschiedenen Gruppen sogar ausgeprägte Verschiedenheiten im physischen Typus. So sind im Norden des Nieder-Elsaß die Bewohner der Bezirke Sulz und Selz, zwischen Moder und Lauter, in Gesichtsfarbe, Bart und Haaren mehr braun, die Männer von größerem und freierem Wuchs, die Frauen von feineren Zügen als alle andern in der elsässischen Ebene. Vielleicht trug der Stamm, welcher sich in dieser Gegend festsetzte, besondere Züge, die sich bis heut erhalten haben, vielleicht ging diese Erhöhung des Wuchses auch hervor aus einer Art von Zuchtwahl, welche ein Fürst von Zweibrücken, dem das Land vor 1789 gehörte, veranlaßte, indem er seine Armee aus lauter großen, in den benachbarten Gegenden rekrutirten Leuten zusammensetzte und dieselben nach Vollendung ihrer Dienstzeit auf seinen Domainen ansiedelte.

Für den Stammbaum der Bewohner der verschiedenen elsässischen Bezirke fehlt es uns an zuverlässigem Beweismaterial, doch konstatiren wir bei ihnen eine geringere Aehnlichkeit mit den Lothringern und den Volksstämmen auf der andern Seite der Vogesen, als mit den Badensern auf dem rechten Rheinufer. Wie die Deutschen, so haben die Elsässer weiter vorstehende Backenknochen als die Franzosen westlich der Vogesen; andererseits sind die Badenser mehr blond und haben häufiger blaue Augen. Stärker jedoch als die Gesichtszüge und die physischen Merkmale wechselt von einem Rheinufer zum andern der moralische Charakter. Die politische Geschichte zeigt uns die Elsässer stets unruhiger, thätiger als ihre Nachbarn von Baden. Sie bleiben würdige Söhne jener (germanischen) Franken, welche, im 5. Jahrhundert Sieger über Romanen und Alemannen, sich schon

in früher Zeit rühmten, besser die Freiheit zu begreifen und zu lieben, als die andern Stämme der germanischen Völkerwurzel.

Im Ganzen wechseln die physischen Typen im Elsaß sichtlich und bieten oft merkliche Verschiedenheiten von einem Kanton zum andern. In den großen Bevölkerungs-Mittelpunkten, wie Straßburg und Mühlhausen, wird es durch die Häufigkeit und Vielfältigkeit der Kreuzungen nicht leicht, den besonderen vorherrschenden Typus zu erkennen. In der Ebene der Ill und des Rheins zeigt der Landmann einen Wuchs über Mittelgröße; sein Kopf ist groß, der Rücken breit, die Glieder fest, seine Haare sind von einem öfter hellen als dunklen Braun, selten schwarz, die Augen hellbraun, blau oder grau. Vielfach haben die Kinder blonde Haare, die sich erst im spätern Alter bräunen.

Bei einer mittleren Zahl von 26,700 Conscribirten hat das Elsaß in den letzten zehn Jahren ein Contingent von 19,000 diensttauglichen Männern gestellt; nur 27 Procent waren körperlich unbrauchbar gegen 37 Procent in Frankreich. Gegen 1652 Millimeter Durchschnittsgröße des Gesammt-Contingents von Frankreich erhebt sich die mittlere Größe der 20jährigen Elsässer gegenwärtig auf 1658 Millimeter im Ober-Elsaß und auf 1664 Millimeter im Nieder-Elsaß. Im Augenblick der Annexion hatte das Land mehr als 80,000 (?) Mann unter Waffen, welche vornehmlich bei der Artillerie und der Linien-Kavallerie standen. Oft wurden die Armeen der Republik und des ersten Kaiserreichs durch Elsässer kommandirt. Kellermann, Kleber, Scherer, Rapp, Lefèbvre haben stark beigesteuert zu unserem militärischen Glanz. Seit dem letzten Kriege tritt eine Menge junger Leute in die französischen Regimenter ein, und Deutschland wird nur wenige Rekruten im Lande einstellen können.

Es unterliegt keinem Zweifel und kann nicht geleugnet werden, daß in der Bevölkerung des Elsaß germanisches Blut fließt oder beigemischt ist, aber der Geist dieser Bevölkerung ist vollständig französisch geworden. Ja, die alten staubigen Karten geben Zeugniß von einer Vereinigung des Elsaß mit Deutschland, aber — — — — anstatt mit der französischen Tirade, welche Herr Grad jetzt folgen läßt, ziehen wir vor, mit den Worten des Elsässer Grafen Dürkheim zu schließen, welche er an die Festversammlung in Straßburg richtete: „Im Elsaß ist das deutsche Wesen nur unter einer fremden Kruste verborgen. Morgen, wenn Sie unsere Flur durchwandern, beachten Sie: hat nicht Alles, das Land und die Leute, echt allemannisches Gepräge? Diese Menschen singen deutsche Lieder, sie haben deutsche Tugenden, tragen deutsche Tracht. Verkündet, wenn Ihr heimkommt: Ein Elsässer Ehrenmann hat uns gesagt, „meine Landsleute sind kerndeutsch". Nur ihr Selbstgefühl muß ihnen zurückgegeben werden, und das ist der Beruf Deutschlands.

Schweiz.

Unsere Kenntniß von den socialen Zuständen um uns.*)

Unter diesem Titel veröffentlicht Dr. Fr. J. Neumann, Professor der National-Oekonomie und Statistik in Basel, die akademische Antrittsrede, welche er dort im November v. J. hielt, und fügt ihr zahlreiche, werthvolle Noten und Bemerkungen bei. Sein Zweck ist der Nachweis, daß unsere Kenntniß der socialen Zustände sehr gering, in manchen Beziehungen viel geringer ist, als sie sein sollte und könnte. Es fehlt wesentlich an einer gründlichen Lokalstatistik neben der allgemeinen, die bisher weitaus überwog, und leider oft ganz unglaubwürdige Resultate lieferte. Der directe Weg der Wohlstands-Erforschung, welcher unmittelbar den Verbrauch einer Bevölkerung an Getraide, Leinen, Wolle, Milch, Fleisch u. s. w. bestimmen will, hat sich als unpraktisch erwiesen. Leopold Krug und später Dieterici schlugen ihn ein, indessen bemerkte schon der Letztere, solchen Rechnungen wohne nur ein geringer Werth bei, und L. Brämer, als er in gleicher Art fortfuhr, erklärte ausdrücklich, er thue es nur, um zu zeigen, auf wie schwankenden Füßen dergleichen Zahlen stehen, denn, sagt er, „so interessant solche Angaben sind, — so falsch sind sie in der Regel." Mit vollem Recht macht Neumann ein Fragezeichen hinter „interessant"; wo soll das Interesse herkommen, wenn man weiß, daß man mit unrichtigen Ziffern zu thun hat? Trotz dieser Warnungen recurrirt man jedoch immer wieder auf die Zahlen der genannten Autoren, und läßt, wunderbarer Weise, jene Begleitworte aus!!

Anders verhält es sich mit dem indirecten Wege, dem Bemühen, nach dem Verbrauch vom Auslande bezogener oder im Inlande versteuerter Waaren, wie Kaffee, Thee, Zucker, Baumwolle u. s. w. den Wohlstand zu messen. Hier gelangt man zu sicheren Angaben, doch „muß man sich hüten, aus dem gesteigerten Consum dieser Artikel zu viel zu schließen", denn den größeren Verbrauch von Kaffee und Baumwolle begleitet in Preußen ein gesunkener von Bier und Leinewand; noch mehr aber ist in Betracht zu ziehen, daß für alle jene Artikel, besonders durch die Eisenbahnen, die Bezugsbedingungen andere geworden sind. „Auf dem Gesammtgebiet des Nahrungs- und Kleidungsbedarfs erfreuen den Socialstatistiker nur zwei helle Punkte: die einer größeren Zukunft entgegensehende Eisenbahnverkehr-Statistik, die mit immer weiterem Vordringen der Bahnen und immer tüchtigerer Verarbeitung der Aufzeichnungen über den Ab- und Zugang der Waaren an den einzelnen Stationen auch immer mehr befähigt sein wird, den Lokalverbrauch wichtiger Artikel zu erforschen, und — weniger beachtet — die Handwerker-Statistik." Wieviel Bäcker, Fleischer, Schuhmacher, Schneider u. s. w. auf je tausend Menschen kommen, ist allerdings ein recht sicherer Maßstab für den Wohlstand der Tausend. In der städtereichen Rheinprovinz kommt ein Bäcker auf durchschnittlich 242, in Ostpreußen auf 779, im masurischen Kreise Neidenburg auf 2904 Köpfe, und in Westfalen und Sachsen hat ein Arzt durchschnittlich mit 2¼ Tausend Menschen zu thun, während im Regierungs-Bezirk Gumbinnen 8—10,000, im Kreise Neidenburg gar 12—13,000 mit einem Arzt sich begnügen müssen.

Sehr übel steht es vorläufig noch um die Wohn- und Lohn-Statistik. Neumann prophezeit beiden eine große Zukunft, sagt jedoch von der Gegenwart: „Wie will man einen Ueberblick über die heutige sociale Bewegung, wie ein Urtheil über ihre Berechtigung hier und dort haben, wenn Jedermann, — der erste Beamte des Staats, wie der Fabrikant und der Arbeitnehmer im besten Fall regelmäßig nur die Löhne seiner nächsten Umgebung kennt, darüber hinaus vollständig im Dunkeln tappt!" Und die Wohnungsfrage betreffend: „Was hilft mir die Durchschnittszahl von 13 Bewohnern auf je 10 Zimmer für eine Stadt wie Basel, wenn ich nicht weiß, wie viele der letzteren in Palästen

*) Jena, Druck der Friedrich Mauke'schen Offizin, 1872.

leer stehen, und wie sich der Rest auf die Aermeren und Wohlhabenderen unter den Wohnung-Bedürfenden vertheilt!“*)

Wollen wir bessere Daten für die Socialstatistik erlangen, so müssen wir den allgemeinen Wohlstand einer Bevölkerung vorzüglich aus den Erscheinungen zu erfassen suchen, die ursächlichen Zusammenhang mit dem Wohlstand haben. Trefflichen Anhalt geben hier die Schwankungen der Lebensmittel-Preise, das Verhältniß der Preise der einzelnen Verzehrungs-Artikel zu einander, der Einfluß der Lebensmittel-Preise auf die Zahl der Trauungen und Todesfälle, eine Statistik der Spar- und Vorschuß-Kassen, der Lebensversicherungs-Anstalten und ähnlicher Institute; das beste Bild von dem Zahlenverhältniß der höheren, mittleren und unteren Klassen gewährt ein Einblick in die Vermögens- und Einkommensteuer-Listen, und ein Vergleich der Zahl der die höheren und die niederen Schulen besuchenden Schüler, ferner eine verständig benutzte Criminal-Statistik, und genaue Tabellen über die von Ort zu Ort ungemein verschiedene Sterblichkeit der Kinder in ihren ersten Lebensjahren.

Lassalle's Angabe von 89 bis 96 oder 95 Procent dürftiger Bevölkerung stützt sich auf Dieterici. Neumann entnimmt den Berechnungen von Engel für das Jahr 1867 ganz andere, noch viel niederschlagendere Zahlen. „Eine Familie, die in Deutschland ein Einkommen von 1—2000 Thaler jährlich hat, ist nach jetzigen Ansprüchen nicht als besonders vermögend zu bezeichnen. Und doch erfreuen sich solcher Lage in Preußen, nach den Einkommensteuer-Listen, unter 1000 Personen nur 6, und nur 2 unter Tausend sind noch besser situirt, so daß also im Ganzen nur acht unter jener Zahl einem Haushalt mit mehr als 1000 Thaler Einkommen, dagegen 992 den weniger günstig situirten Klassen angehören. — Unter den Haushaltungen der letzten Kategorie aber sind es anscheinend — leider hat man versäumt, diese Verhältnisse, wie es leicht gewesen wäre, deutlicher in's Licht zu stellen, — nicht weniger als acht bis neun Zehntel, die, ganz oder zum Theil vom Tagelohn lebend, nur ein Einkommen von etwa 200 Thaler oder darunter haben.“

Zum Schluß noch die erfreuliche Notiz, daß Neumann aus Engel's Zahlen gegen Engel den Beweis antritt, es habe sich das Verhältniß der Besucher höherer Schulen zu denen niederer erheblich besser gestaltet. Im Jahr 1816 kam auf 73 Schüler der niederen Schulen einer, der eine höhere besuchte; 1831 einer auf 71; 1842 schon einer auf 62; 1846 auf 54; 1855 auf 44, und 1864 auf 37. Im Jahr 1816 genossen also von 1000 Schülern 14 einen höheren, 986 einen niederen Unterricht; 1864 waren die 14 bis auf 27 gestiegen, während die 986 sich auf 973 vermindert hatten. D. E. S.

*) Dr. Schwabe, Director des statistischen Büreau der Stadt Berlin, hat diese Frage in Bezug auf die Hauptstadt so vollständig als möglich beantwortet. D. Red.

England.

Ein Engländer über deutsches Geistesleben.

In einem früheren Jahrgange dieser Blätter besprachen wir kurz die von Dr. Thomas Sadler gesammelten und im Jahre 1869 zu London bei Macmillan und Co. herausgegebenen „Diary, Reminiscences and Correspondence“ von Henry Crabb Robinson. Diese umfangreiche, im Originale drei große Oktav-Bände von mehr als 1600 Seiten umfassende Schrift liegt uns in einer deutschen Bearbeitung vor,*) indem Herr Karl Eitner den Robinson'schen Aufzeichnungen vornehmlich das entnahm, was auf ihn (Robinson) selbst und auf das deutsche Geistesleben im ersten Drittel dieses Jahrhunderts Bezug hat.

Die Einleitung der Eitner'schen Arbeit, welche 32 Seiten umfaßt, enthält, außer interessanten Notizen über Robinson's Charakter und Schriften, werthvolle literarhistorische Bemerkungen über die Zeit, in welcher dieser geistvolle Engländer lebte. Zwar haben sich manche andere wissenschaftlich gebildete Engländer eingehend mit deutscher Literatur und deren Geschichte beschäftigt, sie haben sich aber dabei wesentlich in dieser geistigen Sphäre gehalten und bewegten sich, während sie zu diesem Zwecke in Deutschland verweilten, fast nur in solchen Kreisen, die ihnen zu diesem Vorhaben dienlich sein konnten; wir nennen in dieser Beziehung z. B. Carlyle und Lewes; Robinson verkehrte dagegen mit allen Schichten der Gesellschaft im deutschen Lande in der harmlosesten Weise und sah sich überall Land und Leute mit aufmerksamem Auge an. Leicht mittheilsam und frei von der sonstigen Steifheit seiner Landsleute, vermochte er sich ohne Schwierigkeit den Verhältnissen des Auslandes anzuschließen.

Dazu kommt, daß er von jeher eine gewisse Vorliebe für deutschen Geist und deutsche Sitte hegte und sich befliß, die für Ausländer nicht leichte Sprache zu erlernen. Während seines ersten Aufenthaltes in Deutschland, der fünf Jahre (1800—1805) dauerte, bürgerte er sich förmlich in dasselbe ein, namentlich dadurch, daß er sich vorzüglich an das Familienleben hielt. — Von Seite 1—151 giebt Eitner den äußeren und inneren Lebensgang von Robinson nach dessen eigenen Aufzeichnungen. Er wurde am 13. Mai 1775 geboren und in streng calvinistischem Sinne erzogen. Er widmete sich der juristischen Laufbahn, gab aber bald, wie er selbst von sich aussagt, „sehr ruhig alle religiöse Orthodoxie“ auf und neigte sich stark zu Dr. Jos. Priestly hin. „Ich selbst hatte“, so lauten seine Worte, „mir noch keine bestimmte religiöse Ansicht gebildet, aber ich fühlte tief die Wichtigkeit der Religionsfreiheit und die Rechte des Gewissens.“ Für die erste französische Revolution hegte er große Sympathie, erschrak jedoch über die Enthauptung des Königs, so daß seine Begeisterung für die Franzosen allmählich erlosch. Eine außergewöhnliche Wirkung übte auf ihn Godwin's „Politisches Recht“ aus; es machte ihn, wie er sich ausdrückt, „großherziger empfinden“. Ein gewisser William Taylor weckte zuerst sein Interesse für die deutsche Literatur. Mit seinem 25. Lebensjahre schloß er gewissermaßen seine Lehrjahre ab und begann seine Wanderjahre. Nachdem er Abschied von dem Grabe seiner geliebten Mutter genommen, reiste er nach Deutschland und hielt sich vornehmlich an den Orten auf, wo Wissenschaft und Poesie in höchster Blüthe standen, in Weimar und Jena.

Von S. 159—375 giebt Eitner die anziehendsten Mittheilungen aus Robinson's „Erinnerungen aus Deutschland“. Außer seinem ersten fünfjährigen Aufenthalt in Deutschland besuchte Robinson unser Vaterland noch fünfmal und zwar in den Jahren 1818, 1829, 1834, 1840, 1851 und 1863. Er kam mit den ausgezeichnetsten Männern und Frauen Deutschlands in Berührung und lernte die hervorragendsten Repräsentanten auf dem Gebiete der Poesie, der Kunst und der Wissenschaft kennen; wir nennen hier nur die Namen: Nicolai, Seume, J. H. Voß, Knebel,

*) Ein Engländer über deutsches Geistesleben im ersten Drittel dieses Jahrhunderts, von Karl Eitner. Autorisirte Ausgabe. Weimar, Hermann Böhlau, 1871.

Kotzebue, Herder, Schiller, Wieland, Goethe, A. W. Schlegel, Fichte, Schelling, Tieck, E. M. Arndt, Grimm, Salzmann, Schlosser, v. Savigny, Ranke u. s. w. Mit Knebel stand er in wahrhaft freundschaftlicher Beziehung; die Achtung und das Vertrauen Goethe's genoß er in nicht geringem Grade. Seine Urtheile über die deutschen Geistesheroen sind meistens ebenso einfach und natürlich, wie treffend und lehrreich. Daß er hier und da irrt, liegt in der Natur der Sache, aber seine Irrthümer gehen nie nach der schlechten Seite hin. Einen besonderen, so zu sagen keuschen Reiz haben seine Bemerkungen über geistvolle Frauen, z. B. über Frau v. Wolzogen, die Herzogin von Weimar, Sophie Laroche, Bettina v. Arnim, Frau v. Savigny, Ranke's Frau 2c.

An seinem 90. Geburtstage, 13. Mai 1865, schreibt er: „Wenn die Leute mein Alter vernehmen, so stellen sie sich, als zweifelten sie an der Wahrheit der Aussage, und nennen mich ein Wunder. Ich glaube wohl, daß es bei Personen von diesem Alter ungewöhnlich sein mag, im Besitz ihrer Fähigkeiten zu sein, wenigstens so sehr, wie dies bei mir noch der Fall ist. Die Deutschen haben eine uncomplimentarische Redeweise, welche lautet: „„Unkraut vergeht nicht"." Am 4. Januar 1867 schrieb er noch einen Brief an einen Freund, der seine Mutter verloren, gedachte dabei, wie schon früher in seinem Tagebuche, mit innigster Liebe, ausführlich auch der seinigen und schloß also: „Ich sollte mich vielleicht schämen, in dieser Weise an Personen in gewöhnlichen Umständen zu schreiben, aber ich entschuldige mich nicht erst deswegen bei Ihnen. Dreißig oder vierzig Jahre später, das können Sie mir glauben, wird es eines der größten Vergnügen für Sie sein, von Ihrer Mutter und deren Worten und Art zu sein zu sprechen."

Am 31. Januar des letztgenannten Jahres schloß er sein Tagebuch nach Lesung eines ersten Versuches über die Befähigung der Gegenwart zur Kritik so: „Der Verfasser denkt von Deutschland, wie es sich ziemt, und von Goethe mit hoher Bewunderung. In diesem Punkte möchte ich ihm wohl Beistand leisten, den er gern annehmen würde — — — Aber ich fühle mich unfähig, weiter zu schreiben." Der Name Goethe's sollte eins der letzten Worte sein, die Robinson schrieb. Am 2. Februar nahm sein Zustand einen beunruhigenden Charakter an. Die Krankheit war kurz und schmerzlos. Meist schlummerte er, war aber zeitweise fähig, sich heiter und liebevoll mit Freunden zu unterhalten bis zum Morgen des 5. Februar 1867, wo Unempfindlichkeit eintrat, in der er vom Leben schied. —

Henry Crabb Robinson's Schriften tragen vielfach zu einem richtigen Verständnisse des deutschen Geisteslebens im ersten Drittel unseres Jahrhunderts bei, und Karl Eitner hat sich mit der in Rede stehenden Arbeit unzweifelhaft ein literar-historisches Verdienst erworben. Rudolph Doehn.

Sir H. L. Bulwers geschichtliche Charaktere.*)

Seit Addison und Steele im vorigen, Macaulay im gegenwärtigen Jahrhundert das Essay zu einem wesentlichen Bestandtheil der englischen Literatur gemacht haben, hat sich die Production gerade auf diesem Gebiet in, man kann sagen, epochemachender Weise entwickelt. Wenn nun auch nicht Alles in demselben zu dem echten Golde wahrer Wissenschaft zu zählen sein möchte, so läßt sich doch der ganzen Gattung das eine, unbestreitbare Verdienst der Popularisirung der Wissenschaft nicht absprechen. Das Essay ist, so zu sagen, der Niederschlag der geklärten öffentlichen Meinung über historische und Tagesfragen geworden und hat sich so neben der ins Unendliche anwachsenden Presse Eingang verschafft in die Literatur aller Kulturvölker der Gegenwart. Und gerade das Essay ist ein Gebiet, das uns mit unsern westlichen Stammesvettern, Engländern und Amerikanern, am Innigsten verknüpft. Wirkung und Wechselwirkung werden in der schnellen Verbreitung der Essays des einen Stammes bei dem andern, in der Reproduction und Modification der darin entwickelten Ideen, am besten sichtbar. So können wir es auch als einen glücklichen Griff bezeichnen, wenn K. Lanz durch eine gute, deutsche Uebersetzung uns einen englischen Essayisten näher geführt hat, dessen Aufsätze ihn zu dieser Auszeichnung in vollem Maaße berechtigen. Es ist dies Sir Henry Lytton Bulwer, der kürzlich verstorbene englische Diplomat, der seine Mußestunden mit der Niederzeichnung des Lebenslaufs hervorragender, durch den Lauf der Verhältnisse ihm persönlich nahestehender Männer würdig ausgefüllt hat.

Die zwei Bände „Geschichtlicher Charaktere", die uns heute vorliegen, enthalten vier biographische Essays: Talleyrand, Canning, Mackintosh und Cobbet. Wer kennt nicht die Carrière und das wechselvolle Geschick von Männern wie Talleyrand und Canning?! Und dennoch dürfte es vorschnell sein, die Lektüre dieser Essays aus diesem Grunde für eine halb und halb überflüssige zu erklären. — Das ist eben das Charakteristische dieser Aufsätze, daß sie uns historische Persönlichkeiten in Bezug auf einen andern Mann darstellen, den Eindruck wiedergeben, den der äußerliche Mensch und sein Gebahren auf den Schreibenden gemacht haben, daß sie zugleich eine Fülle unbekannten, aus Privatkreisen und auf privatem Wege zusammengebrachten Materials enthalten, das die dargestellte Persönlichkeit erst in der richtigen Beleuchtung zeigt, ihr das ihr eigenthümliche Kolorit verleiht. In dieser Beziehung nun sind die Bulwer'schen Essays, namentlich die beiden größeren über Talleyrand und Canning, wahre Kabinetsstücke von Sauberkeit und Anmuth. Ein mit Liebe gezeichneter Charakter wird nach allen Richtungen hin, in allen Lebensverhältnissen auf seinen innern Gehalt hin geprüft und schließlich die Summe daraus gezogen mit ebensoviel Feinheit und Scharfsinn, als Unbefangenheit und Gerechtigkeit. Nur auf diesem Wege scheint es möglich zu sein, über hervorragende Persönlichkeiten der jüngsten Vergangenheit zu einem abschließenden Urtheile zu gelangen. — Wir wünschen dieser Gattung als solcher auch bei uns die Verbreitung, die sie verdient und erkennen in der auch von dem „Magazin" in den Kreis seiner Besprechungen gezogenen Virchow-Holzendorff'schen Sammlung gemeinverständlicher Vorträge den ersten erfreulichen Schritt auf diesem Wege.

I.

*) Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter, 1872.

Frankreich.

Die Jungfrau von Orleans.*)

Die beiden größten Dramatiker unserer Bühne führen uns die Gestalt der Johanna vor; der deutsche Dichter die ideale,

*) Forschungen über die Quellen zur Geschichte der Jungfrau von Orleans. Von P. Peckmann. Paderborn, Junfermann'sche Buchhandlung, 1872.

göttlich inspirirte Maid, der englische die absichtlich tauschende Betrügerin. Wir können uns die verschiedenartige Auffassung erklären; Zeit und Tradition hatten nach verschiedenen Seiten hin das Bild des Heldenmädchens ausgestaltet, das nationale Gefühl hatte einen großen Einfluß darauf ausgeübt, in der französischen Tradition nur Licht, in der englischen nur Schatten zu zeigen. Auf der einen Seite steht Schiller mit seinem Idealismus, mit seiner Bewunderung für die Maid aus der Fremde, auf der anderen Shakespeare mit seiner Neigung zum Realismus, mit seinem Nationalhaß gegen die siegreiche Feindin. Doch wie überrascht es uns, wenn wir sehen, daß dieser große Widerspruch in der Auffassung der Jungfrau sich schon in den allerersten Berichten findet, die sie überhaupt erwähnen, in Chroniken und geschichtlichen Aufzeichnungen, welche ihre Zeitgenossen abgefaßt. Es schwankt ihr Bild im Spiegel der Geschichte, wie kaum ein anderes. Hier die gläubigen Verehrer, die „im französischen Sinne darstellen, und, gleich Dupanloup, eine Heilige in ihr sehen, dort die englisch-burgundischen Chronisten, welche fast ohne Ausnahme den Glauben an eine höhere Sendung verwerfen, und endlich zwischen beiden diejenigen Berichterstatter, welche selbst in Unklarheit über diese wichtige Frage geblieben und sich weder dafür noch dagegen aussprechen.

Vorliegendes Schriftchen verdient das Lob einer sehr genauen und gewissenhaften Arbeit; wir finden die Resultate aus „so ziemlich allen Chronisten, die mehr oder weniger Zeitgenossen der Jungfrau Johanna“ — 37 französische, belgische, burgundische, englisch-schottische, deutsche und italiänische Chroniken, in denen sie erwähnt wird. In kurzen, aber sicheren Zügen wird das Hauptsächliche über Darsteller und Darstellung hervorgehoben. Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, zu bemerken, wie bald schon die Legende sich der hervorragenden Erscheinung bemächtigt und ihr schimmerndes Gewebe um sie her spinnt.

Lebhaft interessirt hat uns auch die Beobachtung wie schon in der ältesten, 1436 von Cagny verfaßten, Chronik neben manchen Widersprüchen, welche theils unwillkürliche, durch die Umstände bedingte waren, sich das Bestreben zeigt, Alles den gewünschten Verhältnissen anzupassen, das Unliebsame und Störende zu übersehen und einer abgerundeten Einseitigkeit die Objectivität der Darstellung zum Opfer zu bringen. Die Erzeugnisse der schönen Literatur der Franzosen danken diesem Bedürfniß der künstlerischen Abrundung und diesem feinen Gefühl dafür, die große Formvollendung, welche sie beinahe immer auszeichnet, allein geschichtlichen Thatsachen gegenüber muß strenge Wahrheit das stete Streben sein, und bitter rächt sich da jede Nebenabsicht, welche ihr Abbruch thut.

Das Schriftchen, welches ein so eingehendes Studium aller Quellen, aller älteren wie neueren Werke über die Jungfrau zeigt, erregt den Wunsch und die Hoffnung, daß der Verfasser die Frucht dieser Studien in einem größeren Geschichtswerk verarbeiten möge. M. B.

Italien.

Das Annuario Scientifico.*)

Dieses „Wissenschaftliche Jahrbuch“, welches sich die Aufgabe stellt, eine kurze Uebersicht aller Fortschritte auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften — mit besonderer Berücksichtigung Italiens — zu geben, ist auch dieses Jahr (achter Jahrgang) wieder in gewohnter Reichhaltigkeit erschienen. Die Namen der Männer, welche die einzelnen Zweige behandeln, bürgen für die Zuverlässigkeit des Inhaltes: es sind die der bedeutendsten Vertreter der Wissenschaft in Italien. Doch hier ist nicht der Ort, näher auf das umfangreiche fachwissenschaftliche Werk einzugehen; wir müssen uns damit begnügen, überhaupt darauf aufmerksam zu machen und eine kurze Uebersicht des Haupt-Inhaltes zu geben: In der Astronomie berichtet Giovanni Celoria über alles Neue, was in diesem Fache in Bezug auf Meteore, Aerolithen, Kometen, die kleinen Planeten, Sonne und Nebelflecken aufgestellt worden. Die meteorologischen und erdphysikalischen Berichte des Professor Denza umfassen physische und meteorologische Beobachtungen im Tunnel des Col de Fréjus, in Deutschland meist Mont Cenis-Tunnel genannt, eine ungenaue Bezeichnung, — Pendel- und magnetische Beobachtungen, desgl. über die Temperatur der Berge; Berichte über die magnetischen Meridiane Italiens, Sandregen, meteorologische Stationen auf den Alpen, amerikanische Meteorologie, Nordlichter, Temperatur und Beschaffenheit des Seewassers in großer Tiefe, Winterkälte von 1871, physische und statistische Karte Frankreichs, Janssen's aeronautischen Compaß, über Barometer und Sismographen, und geben zum Schluß noch historische Notizen. In gleich erschöpfender Weise lösen die folgenden Abschnitte ihre Aufgabe; sie behandeln: Physik (III.), Zoologie und vergleichende Anatomie (IV.), Botanik (V.) — worin uns besonders eine interessante Mittheilung über insekten- und fleischfressende Pflanzen auffiel —, Landwirthschaft (VI.), Geologie, Mineralogie und Paläontologie (VII.), Medicin und Chirurgie (VIII.) — enthält auch einen Bericht über den Gesundheitszustand von Paris während der Belagerung —, Chemie (IX.), Agrarchemie (X.), Alte Völkerkunde (XI.), Mechanik (XII.), Industrie und industrielle Anwendung wissenschaftlicher Entdeckungen (XIII.), Ingenieurkunst und öffentliche Bauten (XIV.), Geographie und Ethnographie (XV.), Kriegskunst (XVI.), Marine (XVII.), Ausstellungen, Versammlungen, Preisausschreibungen (XVIII.) — mit u. a. einem ausführlichen Bericht über die italiänische Industrie-Ausstellung in Mailand; den Schluß bildet ein Nekrolog der 1871 verstorbenen Gelehrten. Mehrere (34) sorgfältige Illustrationen dienen dazu, schwierigere Beschreibungen zu veranschaulichen.

*) Annuario Scientifico ed industriale. Milano, E. Treves, editore della biblioteca utile, 1872.

Die Rivista Europea.

Das Juli-Heft dieser Monatschrift ist wiederum sehr reich an zeitgemäßen, literarischen, historischen und naturwissenschaftlichen Artikeln. Wir nennen vor Allem zwei neue biographische Skizzen aus der Feder des Herausgebers, Professor Angelo de Gubernatis: die Lebensbeschreibungen Nicolo Tommaseo's, des Freundes und patriotischen Genossen von Daniele Manin, und des Literarhistorikers Cesare Cantù. Luigi Rameri erörtert in einer Abhandlung über das Eigenthumsrecht diese wichtige Frage vom volkswirthschaftlichem Standpunkte. Die italiänischen Seepost-Verbindungen bilden den Gegenstand eines Artikels, der ein Auszug aus dem umfassenden Werke des Comité für die Messaggerie marittime italiane ist, worin großartige Vorschläge zur Erweiterung dieser Verbindungen gemacht werden. Ein Poem „Ferma il volo“ ist von M. Kerbacker nach dem Persischen des Hafis bearbeitet, eine der zahlreichen Verherr-

lichungen von Rose und Nachtigall. Ein überaus zeitgemäßer Artikel ist der „über den Religions-Unterricht in den öffentlichen Schulen“, von Pietro Manfrini, der, nachdem er einen vergleichenden Blick auf diesen Unterricht in anderen katholischen, sowie in den protestantischen Ländern Europa's geworfen, die Nothwendigkeit nachweist, daß auch in Italien die öffentlichen Schulen nicht bloß dem directen Einflusse, sondern auch der Aufsicht des Clerus vollständig entzogen werden.

Wir haben hier nur ungefähr die Hälfte der Artikel, die zum Theil aus Fortsetzungen bestehen, des reichhaltigen Monatsheftes genannt, und bemerken nur noch, daß dasselbe auch wieder, wie gewöhnlich, zahlreiche bibliographische Notizen aus Italien, Frankreich und anderen Ländern enthält.

Kleine literarische Revue.

— **Zur Literaturgeschichte.***) Es ist kein neues Werk, auf das wir hiermit die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken wollen, dennoch spricht wohl die dem Titel beigefügte Notiz: „Elfte Auflage“ von selbst dafür, daß in dem Schäfer'schen Grundriß etwas geboten wird, das der Aufmerksamkeit des deutschen Publikums werth ist. Die Zahl der Literaturgeschichten ist — keine kleine, und sie wächst noch von Jahr zu Jahr. Um so sorgfältiger muß man die besseren Erscheinungen unter der Masse aufsuchen und sich zu Nutze machen. Von den drei hauptsächlichsten Arten von Literaturgeschichten der tief in die Sache eingehenden für den wissenschaftlich und literarisch durchgebildeten Mann, der mehr stofflich compilirenden und chronologisch geordneten für den in der Entwickelung begriffenen, eben heranreifenden, der knapp zusammenfassenden und möglichst erschöpfenden endlich, folgt unser Grundriß der dritten Art. Er bietet auf kaum 200 Seiten ein Resumé der hervorragenden Geisteserzeugnisse auf sämmtlichen Gebieten der deutschen Literatur seit den Uranfängen bis auf den gegenwärtigen Augenblick, bei dem uns wesentliche Lücken nicht aufgestoßen sind. Die Sprache in dem Grundriß ist eine gewandte und fließende, und verräth die Feile, die der Verfasser im Verlauf der Jahre daran zu legen sich gewöhnt hat; die Oekonomie des Ganzen, ist die hergebrachte und wohl auch rationellste: eine Eintheilung in zwei Hauptabschnitte, die naturgemäß acht Unterabtheilungen ergeben. Durch die Verwerthung mannigfacher Erfahrungen — so unter anderm eine verhältnißmäßig reichhaltige Quellen-Angabe am Fuß jeder Kolumne, so auch die synchronistische Zusammenstellung der Geistesprodukte der Heroen unserer National-Literatur, sowie durch Hinzufügung einer übersichtlichen Zeittafel am Schlusse des Ganzen — ist es Schäfer in der That gelungen, sein Ziel, ein praktisches, brauchbares, wenig umfangreiches Handbuch herzustellen, völlig zu erreichen, so daß wir überzeugt sind, daß die bisherige günstige Aufnahme des Buchs demselben auch fernerhin gewahrt bleiben wird. J.

— **Deutscher Novellenschatz.****) Von diesem ganz vorzüglichen Lieferungswerke, zu dessen Herausgabe sich zwei unserer besten Schriftsteller, Paul Heyse und Hermann Kurz, verbunden haben und dessen wir wiederholt in diesen Blättern anerkennend gedachten, liegt jetzt der sechste, die erste Serie abschließende Band vor. Derselbe enthält vier Novellen deutscher Schriftsteller, deren Namen einen mehr oder weniger guten Klang in unserer Literatur haben: von L. Kruse, Louise v. Gall, der verstorbenen Gattin Levin Schücking's, Alfred Meißner und Herman Grimm. Was die Novellen betrifft, so hat die Kritik darüber weder im beifälligen, noch im abfälligen Sinne mehr etwas zu äußern, denn es sind nicht neue Erscheinungen, welche uns hier vorgeführt werden, sondern solche, über welche längst das Urtheil gesprochen und deren Werth am besten dadurch dokumentirt ist, daß sie Aufnahme in diesen „Novellenschatz“ gefunden haben. In der That möchten wir von allen Gaben, welche die vorliegende erste Serie uns gewissermaßen neu geschenkt hat, keine einzige missen, es sei denn die erste Erzählung des sechsten Bandes „Nordische Freundschaft“ von L. Kruse. Die Herausgeber haben zu ihrer Empfehlung vorausgeschickt, sie gewinne durch ihre schlichte Manier und dürfe auf dem Boden, wo die alten Berserker weilten, den Glauben an die Fortdauer jener starren und treuen Gestalten des Alterthumes in Anspruch nehmen. Wir müssen gestehen, daß wir ihr trotzdem diesen Glauben nicht schenken können, und könnten wir es, so würden uns diese Fanatiker der Ehre und Freundschaft, welche aus jenen beiden Motiven Dinge begeben, für welche gesunde Menschen nur die Bezeichnungen „Verbrechen“ oder „Wahnsinn“ haben, noch widriger, als wenn wir sie uns nur als Ausgeburten einer Dichter-Phantasie zu denken hätten. Doch wir wollten ja nicht kritisiren, und möchten nur noch eine Bitte an die Herausgeber richten:

Der sechste Band des Novellenschatzes enthält außer der schon genannten Novelle „Nordische Freundschaft“ noch „Eine fromme Lüge“ von Louise v. Gall und „Der Müller von Höft“ von Alfred Meißner. Diese drei Novellen sind nicht nur sämmtlich auf eine Tonart, das tiefste Moll gestimmt, sie variiren auch dasselbe Thema, indem Menschen durch Handlungen, die sie aus den edelsten Motiven begehen, das schwerste Unheil über sich und Andere heraufbeschwören und durch eine Verkettung von Umständen sogar zu Verbrechern gemacht werden. Hätte die Sammlung den Zweck, an einer Reihe von Beispielen darzuthun, in welcher Weise verschiedene Schriftsteller ein Problem oder einander ähnliche Fragen behandeln, so fänden wir das gerechtfertigt; da sie doch aber mehr für ein größeres genießendes Publikum bestimmt ist, möchten wir bitten, eine größere Abwechselung eintreten und nicht in einem Bande, sowie dies hier geschehen, das Schaurige vorwalten zu lassen. J. H.

— **De Sünndagmorgen.** Mit vielem Vergnügen lasen wir kürzlich ein kleines, elegantes Heftchen, das Zeugniß davon giebt, wie der Gedanken-Austausch zwischen unserm Deutschland und den übrigen civilisirten Staaten immer reger wird, wie diese es versuchen, sich auch das zugänglich zu machen, was manchem Deutschen selbst nur schwer verständlich ist. Es war eine, von einer kurzen, etwas orientirenden Einleitung begleitete italiänische Uebersetzung eines der „Familjenbiller“: „De Sünndagmorgen“, aus dem Quickborn von Klaus Groth. Die Uebersetzung liest sich bei aller Treue leicht und fließend; es ist dem Verfasser, Prof. Teza — einem ausgezeichneten Kenner des Deutschen — gelungen, auch in der Wiedergabe den Ton naiver Einfachheit, inniger Volksthümlichkeit zu treffen, und so den Reiz des Originals zu bewahren, so weit es überhaupt eine Uebersetzung des

*) Prof. Dr. J. W. Schäfer: Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur. 11. Auflage. Berlin, R. Oppenheim.

**) München, Rud. Oldenbourg.

plattdeutschen Dialektes, der an und für sich ja so viel eigenthümlich volksmäßiges enthält, irgend zuläßt. Leider ist dies Heftchen nur in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren abgezogen und überhaupt nicht in den Buchhandel gekommen.

M. B.

— **Bernhard Scholz, nachgelassene Dichtungen.***) Als im verflossenen Winter Bernhard Scholz im besten Mannesalter, aber doch aus einem vielbewegten und an Leiden und Erfahrungen reichen Leben abgerufen ward, ging ein Klageton durch die gesammte deutsche Presse; überall war man darauf bedacht, eine Blume der Liebe und Anerkennung dem liebenswürdigen Menschen und Schriftsteller, dem fleißigen, redlichen und gesinnungstreuen Publizisten auf das Grab zu legen. Das vorliegende Buch bildet gleichsam einen Kranz der Erinnerung für den Verewigten, nur sind die Blumen, aus denen er geflochten, von Dem, welchen dieses Andenken ehren soll, selbst geschaffen, von Andern nur zusammengetragen und geordnet worden. Die Freunde von Bernhard Scholz haben dessen nachgelassene Gedichte herausgegeben und sich damit nicht nur den Dank Derer verdient, denen der Dichter lieb und theuer gewesen, sondern auch Aller, denen noch das Herz aufgeht beim echten deutschen Liede voll Waldesduft und Bergesluft, voll Preis des Rheines und des Weins, voll echter kernfester Gesinnung, voll Träumerei und Sehnsucht und doch bereit zur frischen kräftigen That.

In diesen seinen Liedern spiegelt sich das ganze Leben des Dichters, sein Ringen und Kämpfen, das oft schwer verkannt, doch endlich das Ziel der Gesammtheit und gemeinschaftlich vom Volke und den Fürsten errungen ward. War ihm auch nur ein kurzes Erdenwallen beschieden, gehörte er doch zu den Glücklichen, die ihn sehen durften, den großen Tag, für den sie gestritten, während viele Tausende der Mitstreiter schon vorher ermattend und verblutend zu Boden gesunken, und jubelnd rief er den rückkehrenden Kämpfern Germanias Gruß entgegen:

„Gieb mir ein Wort, o Himmel, das hienieden
Noch keinen Dank erschöpft, noch keine Lust,
Ein Wort, so groß und neu wie dieser Frieden
Und wie der Jubel jeder deutschen Brust!"

J. H.

— **Wilhelm Jensen's Novellen-Cyklus.****) Jensen's feine Zeichnung von Frauen-Charakteren, welche schon aus seinen früheren Schriften bekannt ist, zeichnet auch diese Erzählungen aus. Duftige, aetherische Gestalten treten uns entgegen, ein wahrhaft engelreines Gefühl äußert sich bei ihnen und sie sind dadurch eher geeignet, beim Leser Bewunderung als Theilnahme zu erregen. Ob aber der Novellist durch derartige Charakterzeichnungen seine sittliche Aufgabe erfüllt, ist zu bezweifeln. Seine Dichtung soll nicht nur den Sieg des Guten über das Böse feiern, sondern sie soll auch den Kampf dieser Principien gegen einander im individuellen Leben schildern und erst dann die Tugend siegen lassen. Nur so vermag die Dichtung der allgemeinen Wirklichkeit sich zu nähern und zu dem Gemüthe der meisten Leser zu sprechen.

*) Gedichte von Bernhard Scholz, aus dem Nachlasse herausgegeben von Freunden des Verstorbenen. Wiesbaden, Rodrian und Röhr, 1872.

**) Nordlicht. — Eddistone. Berlin, Gebr. Paetel, 1872.

— **Geschichte der Wiederbelebung des gothischen Baustils in England.***) Der Sekretär des Instituts für Baukunst (Institute of Architects) in London, Herr Charles L. Eastlake, hat kürzlich eine recht verdienstvolle Schrift herausgegeben, in welcher er das Wiederaufleben des Sinnes für mittelalterliche Baukunst, namentlich aber für die Renaissance des gothischen Stiles, in England nachzuweisen versucht. Der Verfasser ist mit anerkennenswerther Unparteilichkeit und großem Fleiße bei seiner Arbeit zu Werke gegangen, wenn sich auch hier und da einige Lücken in derselben zeigen. Er weist nach, daß in England der gothische Baustil niemals ganz ausstarb, vergißt aber seiner sonst sehr sorgfältigen Aufzählung der bedeutendsten Bauwerke, welche während des Zeitraums von 1820 bis 1870 in diesem Stile errichtet wurden, das Corpus-Christi-Collegium von Wilkins in Cambridge und Rickman's St. John's-Collegium zu nennen. Unter den Schriftstellern, welche in England den Sinn für gothische Baukunst weckten, hebt Eastlake vornehmlich John Britton (1771 bis 1858) hervor, dann den älteren Pugin und dessen Collegen Willson, endlich James Carter; unter den neueren Schriftstellern, welche sich in dieser Beziehung Verdienste erwarben, nennt er: Miller's, den Historiker von Ely, Dr. Milner und Whewell. Von den hervorragendsten praktischen Architekten, welche in neuerer Zeit in gothischem Stile bauten, erwähnt er u. A.: J. C. Buckler, John Shaw, Poynter, James Savage, Blore, Rickman und Salvin; mit besonderer Vorliebe schildert er aber die Verdienste von Wyatt, welcher namentlich in Windsor und Belvoir gothische Restaurationen vornahm, und von James Essex.

Literarischer Sprechsaal.

Ein Buch, das in unserer Zeit — der religiösen Erneuerung und Erhebung in weiten Kreisen dankbar aufgenommen werden wird, ist die kürzlich erschienene „Selbstbiographie des Grafen Leopold Sedlnitzky von Choltitz, Fürstbischofs von Breslau**), der vor einigen Monaten aus diesem Leben schied. Wir haben in unserer Stadt den ehrwürdigen Greis, der die letzten drei Jahrzehnde seines mehr als achtzigjährigen Lebens, die Jahre seiner Zurückgezogenheit vom geistlichen Amte, in Berlin verbrachte, Gelegenheit gehabt, in der ganzen Unbefangenheit seines edlen Herzens, in seinem, von jedem persönlichen Zwecke fernen Streben nach Gotteserkenntniß, nach Wahrheit, Wissenschaft und Menschenwohl kennen zu lernen, und wie er selbst ein lauterer Spiegel der Humanität war, so ist es auch diese seine Selbstbiographie. Wie Wessenberg im Südwesten, so hat Sedlnitzky im Nordosten Deutschlands ein Gärtner sein wollen, der mit schonender Hand das in der katholischen Kirche wuchernde Unkraut beseitigte, um ihren reichen Keimen der Civilisation zur vollen Entwickelung zu verhelfen. Noch weniger aber, als seinem edlen Amts- und Geistesgenossen im Süden, ist ihm dies in seiner nur halb deutschen und größtentheils slavischen, fürstbischöflichen Diöcese möglich gewesen. Er erkannte bereits vor bald vierzig

*) A History of the Gothic Revival. By Charles L. Eastlake, Architect. London, Longmans & Co., 1872.

**) Berlin, Wilhelm Hertz, 1872.

Jahren, was erst in neuerer Zeit allmählich zum Bewußtsein der gebildeten, katholischen Deutschen Schlesiens gelangte, daß es hauptsächlich der mit dem Jesuitismus verbündete Panslavismus ist, der in Oberschlesien, wie in Oesterreichisch-Schlesien, das unwissende Volk vom Deutschthum abwendig macht. In jener Zeit aber, in welcher man selbst im protestantischen, maßgebenden Berlin die verkehrtesten Begriffe vom Glauben und vom Volksunterricht hatte, stand der auf wahre Gotteserkenntniß und auf Verbesserung des Volksunterrichtes bedachte Kirchenfürst ganz isolirt, und mußte er es sogar als eine ihm zu Theil werdende besondere Gnade ansehen, als er, nach Niederlegung seiner fürstbischöflichen Functionen, vom Könige Friedrich Wilhelm IV. als Mitglied des Staatsrathes nach Berlin berufen wurde. Nicht um sich der katholischen Kirche feindselig gegenüber zu stellen, sondern nur um sich ihren Anathemen und Excommunicationen zu entziehen, trat er hier zur evangelischen Kirche über. Hätte damals bereits in der katholischen Kirche eine Bewegung wie die heutige stattgefunden, so würde Sedlnitzky ganz sicher zum Altkatholicismus sich bekannt haben, und er wäre einer seiner würdigsten Apostel geworden. In der kurz vor seinem Ableben geschriebenen Vorrede zu seiner Selbstbiographie sagt er: „In den letzten fünfzig Jahren, in denen die Zeit sich mit Riesenschritten entwickelte, ist Vieles, was ich befürchtete, so unerwartet schnell und in so großem Maßstabe eingetreten, daß Jeder, der ein unbefangenes offenes Auge hat, den Grund und die Folge der Ereignisse nicht verkennen kann. Aber auch Vieles, was ich hoffen durfte, hat sich im Stillen mit einer Macht und in einem Umfange entwickelt, die Aller Erwartungen übertrifft. Hiernach ist die Welt eine andere geworden, und die Zeichen der Zeit sind so deutlich an das Licht der Welt getreten, daß Jeder, der aufrichtig nach Wahrheit strebt, darin die Spuren Gottes erkennen kann." — Gehet hin, rufen wir unseren katholischen, wie unseren evangelischen, deutschen Zeitgenossen zu, und leset, was einer der Besten dieser Zeit hier geschrieben hat!

Der „Deutsche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Böhmen" hat einen Preis von 300 Gulden Silber für die beste Lösung folgender Aufgabe ausgeschrieben:

„Es ist die Geschichte des deutschen Volkes bis auf unsere Tage zur Weckung und Hebung des nationalen Bewußtseins in allgemeinen Umrissen und in populärer Form zu erzählen."

Die Einsendung der Concurrenz-Arbeiten hat bis zum 30. Mai 1873 an Professor Dr. Joseph Holzamer in Prag stattzufinden.

Die zweihundertjährige Jubiläumsfeier Peters des Großen giebt einem deutschen Korrespondenten in St. Petersburg zu folgenden Bemerkungen Anlaß: „Die Feier war in den Hauptmomenten eine großartige, aber sie ließ Jedermann kalt; sie war mehr eine äußere Schaustellung, als eine innerlich befriedigende, das ganze Wesen und das Herz des Volkes erfassende. Es fehlt dem russischen Volk im Ganzen noch das Verständniß für die Bedeutung solcher historischen Erinnerungen. Peter der Große ist zwar eine äußerst populäre historische Figur auch bei den ungebildetsten Russen; tausend Anekdoten und Charakterzüge über denselben gehen im Volksmund um; aber was Peter für das russische Reich gewesen, seine reformatorische Bedeutung wird vom gemeinen Russen nicht verstanden. Er würde sie auch nicht verstehen, trotz aller öffentlichen Vorträge und Volksvorlesungen, da der Sinn für das, was nützliche sociale Reformen sind, ihnen abgeht. Ihm dies begreiflich zu machen, wird nur nach und nach möglich sein, wenn das Volksschulwesen seine Wirkung gethan haben wird. So lange dies nicht der Fall, wird Volksfesten auch der populärsten Tendenz das innere Wesen fehlen. Der gemeine Russe wird sie nur für eine legale Veranlassung halten, sich ex officio betrinken zu dürfen."

In England ist berechnet worden, daß nach Aufnahme der neuen Anleihen Frankreichs zur Abtragung der drei Milliarden, Letzteres nicht weniger als 43,500,000 Pfd. Sterl. (290 Millionen Thaler) jährlich zur Verzinsung der französischen Staatsschuld werde aufzubringen haben. Es ist dies eine ungefähr doppelt so große Summe, als England jährlich zur Verzinsung seiner kolossalen Staatsschuld aufbringt. Wird Frankreich jemals im Stande sein, neben seinen lawinenartig sich vermehrenden Ausgaben für die Armee, seine Staatsschuld zu verzinsen, ohne zu diesem Zweck alljährlich neue Anleihen zu machen, die den Druck abermals vermehren? Niemand hält dies in England für möglich, und jeder britische Kapitalist, der zu rechnen versteht und nicht zu den Börsenjobbern gehört, die nur auf einen momentanen raschen Gewinn spekuliren, hält daher mit seinen Zeichnungen zu den neuen französischen Anleihen zurück. Möchten doch auch deutsche Kapitalisten vorsichtig sein, damit nicht bei dem, wie es scheint, früher oder später unvermeidlichen französischen Staatsbankerott, auch das deutsche Nationalvermögen empfindlich beeinträchtigt werde!

Ueber giftige Tapeten jeglicher Farbe liest man in Wittstein's „Vierteljahrsschr. f. prakt. Pharmacie", Bd. 21: „Bis vor Kurzem richtete sich der Verdacht, daß Tapeten eine der Gesundheit schädliche Farbe enthielten, nur auf die grünen, indem man dabei das arsenikalische Schweinfurter Grün im Auge hatte. Seitdem aber aus dem Anilin alle möglichen Farben erzeugt werden, diese Erzeugung fast durchgängig unter Mitwirkung der Arsensäure stattfindet, in Mutterlaugen davon sich fast alles angewandte Arsen wieder ansammelt, dieselben aber auch stets noch so viel Farbstoff enthalten, daß damit Färbungen auszuführen sind, und diese arsenikalischen Mutterlaugen eingetrocknet zu billigen Preisen an Tapeten-Fabrikanten verkauft werden; — so liegt es auf der Hand, daß man Ursache hat, jede neue Tapete mit Mißtrauen zu betrachten und über ihre Brauchbarkeit zum Ueberziehen von Wänden in Wohn- und Schlafzimmern nicht eher zu entscheiden, bis sie einer Prüfung auf Arsen unterworfen worden ist. Daß dann die arsenikalisch befundene Tapete unbedingt zu verwerfen ist, versteht sich von selbst.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.



Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 27. Juli 1872. [№ 30.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Neue astronomische Hypothesen.

Seit Entdeckung der Spectral-Analyse ist in die Astronomie eine fast fieberhafte Thätigkeit eingedrungen. Eine Beobachtung drängt die andere, und kaum entstanden, wird eine neue Hypothese von einer noch neueren niedergeworfen. Es ist ein wahrhaft herzerfreuender Anblick, wie sich z. B. im Zeitraume weniger Jahre eine ganz neue Physik der Sonne aufgebaut hat, und nicht minder versprechend ist die Aussicht auf den eben entbrannten Kampf der Meinungen über die Natur der Kometen, denn auch hier kann man nur in dem Wahlspruche: „Durch Kampf zum Sieg“ eine Lösung erwarten. Im Verlaufe weniger Jahre haben wir, um nur die allerbedeutendsten zu nennen, neue Kometen-Theorieen von Schiaparelli, Tyndall, Faye und Zöllner erhalten, nachdem die Kometen Jahrtausende lang als schreckenerregende Fragezeichen am Firmamente erschienen. Es ist bedauerlich, daß der uns drohungsweise angesagte Komet für den August dieses Jahres, der den Menschenkindern mores lehren sollte, sich als Humbug erwiesen hat, denn gerade jetzt hätten wir einen Kometen je näher, je besser brauchen können.

Bei diesem neu belebten Interesse für die Himmelskunde dürfen wir es als einen sehr glücklichen Gedanken begrüßen, daß Herr Professor Dr. Ph. Wolfers in Berlin (wie in diesen Blättern bereits kurz erwähnt wurde) eine deutsche Ausgabe von Newton's „Mathematischen Prinzipien der Naturlehre“*), welche die Grundlage der neueren Himmelskunde bilden und immer bleiben werden, veranstaltet hat. Das zuerst im Jahre 1686 erschienene Werk ist nur in sehr wenigen Beziehungen veraltet (wobei ein höchst pietätvoll gearbeiteter Kommentar des Herausgebers nachhilft), und wird bei der nunmehr in die weitesten Kreise gedrungenen Theilnahme für die Astronomie Vielen ein erwünschter Wegweiser sein. Denn natürlicherweise ist diese deutsche Uebersetzung weniger den Physikern und Astronomen von Fach zugeeignet, obwohl sie auch diesen wegen der sorgsamen Textstudien nützlich sein wird, als dem Liebhaber, welcher mit mathematischen Vorkenntnissen ausgerüstet, die Fundamente der rechnenden Astronomie sich aneignen will. Ganze Abschnitte des Werkes, wie namentlich der über das Weltgebäude, sind auch ohne mathematische Vorkenntnisse eine jedem Gebildeten zugängliche und erhebende Lectüre, da die hohe Bescheidenheit und tiefe Frömmigkeit dieses Musterbildes eines Naturforschers auf Niemanden seinen Eindruck verfehlt.

*) Berlin, Rob. Oppenheim, 1872. 666 S. in 8.

Alle späteren Entdeckungen in der Mechanik der Himmelsbewegungen, sowohl innerhalb unseres Planetensystems wie über dasselbe hinaus, haben nur bestätigen können, daß die von Newton entdeckte allgemeine Anziehung alle Erscheinungen der Himmelsbewegungen erklärt, und die neuen Einwürfe Faye's, welcher dieselbe nicht für ausreichend hält, die Schweif-Entwickelung der Kometen zu erklären und für diesen Zweck eine allgemeine Abstoßung zu Hülfe ruft, scheinen dem Unterzeichneten widersinnig per se zu sein. Nach Faye wären die Kometen Spielbälle entgegengesetzter Kräfte, die, statt sich gegenseitig zu schwächen, neben einander fortwirken, so daß in Folge dessen die Sonne einen Weltkörper anzieht, dessen Masse sie zugleich abstößt.

Im Uebrigen ist durch Newton keineswegs eine vollständige Erklärung der Bewegungen in unserem Sonnensystem gegeben worden, und die Kepler'schen Gesetze harren noch ihrer Vervollständigung. Namentlich sind die Beziehungen in den Richtungen der Planeten- und Satelliten-Bewegungen und ihrer relativen Geschwindigkeiten trotz der darin längst beobachteten Gesetzmäßigkeit, noch nicht auf ein bestimmtes Gesetz zurückgeführt worden. In einer kleinen, kürzlich erschienenen Broschüre hat der Gerichts-Assessor a. D. Dr. Albr. Troska*) eine Hypothese über den sogenannten „Wurf der Planeten“ aufgestellt, von der wir wünschten, daß Astronomen von Fach sie prüfen möchten, da sie auf sehr soliden Schlüssen zu beruhen scheint. Der Verf. findet, daß die Annahme eines einmaligen Stoßes, der jedem Planeten und Satelliten diejenige Geschwindigkeit mitgetheilt habe, welche derselbe nun in aller Ewigkeit beibehält, nicht viel weniger als die Annahme eines Wunders sei, daß vielmehr in ihren Bewegungen eine constant fortwirkende Kraft sich ausspreche, die von der Sonne ausgehe und um so intensiver wirke, je näher der Planet derselben komme, so daß z. B. derselbe Planet in seinem Aphel und Perihel verschiedene Geschwindigkeiten annimmt. Es ist klar, daß eine Wurfbewegung, die sich abwechselnd beschleunigt und verlangsamt, schon auf eine beständige Unterhaltung der in ihr kundgegebenen Kraft durch den Centralkörper hinweist, wobei andererseits schwer einzusehen ist, wie sich die im Perihel erlangte Geschwindigkeit, z. B. bei den Kometen, dem Gesetze der Trägheit zuwider, allmählich auf ein Minimum reduciren könne. Schon das dritte Kepler'sche Gesetz, sagt der Verfasser, zu welchem zwei Factoren zusammen wirken, fordere, da der eine Factor, die Anziehung des Centralkörpers, sich immer gleich bleibe (?), daß auch der zweite Factor, die „ursprüngliche Wurfkraft“, einem bestimmten Gesetze unterliege, da sonst das Gesetz nicht vollständig begründet und allgemein richtig sein könne.

In Rücksicht auf die mit wenigen Ausnahmen gleichartige, oder wie man sogar zu sagen pflegt „rechtläufige“ Bewegungs-

*) Neue Hypothesen. Leobschütz, 1872. Im Selbstverlage des Verfassers.

richtung der Planeten und Satelliten, d. h. ihrer allgemeinen Uebereinstimmung mit der Rotationsrichtung des Centralkörpers, schließt der Verfasser, daß, wie die Schwerkraft der Sonne die fortwährende Ursache der Anziehung der Planeten ist, auch die zweite mechanische Kraft des Sonnenkörpers, nämlich seine Rotation, die alleinige Ursache der gleichzeitigen Abstoßung der Planeten sei, „oder, um mich einstweilen genauer auszudrücken, daß dasselbe Verhältniß, welches auf dem Sonnenkörper zwischen Schwerkraft und Rotationskraft vorhanden ist, sich auch in allen ihren Trabanten im Verhältnisse ihrer Entfernungen wiederholt", und in der Art wiederspiegelt, daß die Rotationskraft der Sonne die fortwährende Ursache der Bewegungen ist, die man sonst einem einmaligen Stoße zuschrieb. Wir müssen hier den Verfasser erinnern, daß diese Hypothese nicht zuerst von ihm aufgestellt, sondern bereits vor Jahrhunderten ausgesprochen worden ist, sogar vor Entdeckung der allgemeinen Anziehung, und zwar von keinem Geringeren, als von Kepler. Auch dieser suchte in der Rotation der Sonne die Ursache der Planeten-Bewegungen, wenn er auch, befangen in der Cartesianischen Philosophie, glaubte, daß dieselbe durch Erzeugung von Wirbeln auf die Planeten wirke. Nachher ist diese Rückbeziehung ausgesprochener oder unausgesprochener Weise von allen Astronomen gleichmäßig anerkannt worden, denn auch die Kant-Laplace'sche Welttheorie, welche hauptsächlich das Theorem von dem „ursprünglichen Wurf" in Umlauf brachte, führt diesen auf die Rotation der Sonnen-Masse zurück, und das bekannte Plateau'sche Weltbildungs-Experiment basirt auf denselben Voraussetzungen. Doch ist die Kepler'sche Hypothese von der fortwährenden Einwirkung der Rotationskraft der Sonne auf die Planetenläufe allerdings, wenigstens so viel dem Referenten bekannt, später nicht fortkultivirt worden, und von Herrn Troska zum erstenmale wieder aufgestellt.

Der Letztere verglich nun, um für das geahnte Gesetz einen bestimmteren Ausdruck zu finden, die Rotationszeiten der Centralkörper unseres Systems mit denjenigen ihrer Planeten und Satelliten und bemerkte dabei sogleich, daß kein Planet, Komet oder Satellit sich in kürzerer Zeit um seinen Centralkörper bewegt, als letzterer seine Rotation beendet. Während die Sonne in 25½ Tagen ihre Umdrehung vollzieht, brauchen Merkur 88, Venus 225, Erde 365, Mars 687 und Jupiter 4330 Tage zu einem Umlauf um die Sonne. Durch annähernde, und wie der Verfasser selbst eingesteht, sehr ungenaue Rechnungen, fand derselbe, „daß die Umschwungskraft der Planeten vom Sonnenkörper aus abnimmt, wie die Quadrate der Entfernungen umgekehrt zunehmen", und schließt aus dieser jedenfalls nicht zufälligen Uebereinstimmung, daß wir eine von dem Centralkörper ausgehende Rotationskraft anzunehmen haben, deren Wirksamkeit mit dem Quadrate der Entfernung abnimmt. Da sich ein ganz entsprechendes Verhältniß auch zwischen Planeten-Umdrehung und Mond-Umläufen zeigte, so wagte Troska bereits aus den Umlaufszeiten der Monde des Uranus und Neptun auf die nicht direct zu beobachtende Rotations-Geschwindigkeit dieser beiden Planeten zu schließen, die er auf resp. 3½ und 2½ Stunden berechnet. Doch können wir diesen und den andern Berechnungen einen überzeugenden Werth nicht eher beilegen, als bis sie mit Genauigkeit durchgeführt sind; bis dahin beweisen sie uns für die neue Hypothese ebenso wenig, als die so vielfach versuchten Rechnungen über die regelmäßige Zunahme der Planeten-Abstände, deren harmonische Bedeutung jetzt allgemein in's Gebiet der Phantasiespiele verwiesen wird. Vorläufig besticht uns die innere Wahrscheinlichkeit der Annahme einer in die Ferne wirkenden und mit dem Quadrate der Entfernung abnehmenden Schwungkraft mehr, als die beigefügten Rechnungen. Auch einige weiter an seine Hypothese geknüpften Vermuthungen des Verfassers erscheinen uns nicht uninteressant, z. B. über die Art, in welcher die als abstoßende Tangentialkraft auftretende Rotationskraft eines Weltkörpers zur Wirksamkeit kommen würde, wenn ein anderer leichterer Weltkörper, z. B. ein Komet, ihm zu nahe käme. Ein Zusammenstoß, meint der Verfasser, sei gar nicht zu besorgen; vielmehr werde der betreffende leichtere Körper gewöhnlich mit Heftigkeit zur Seite geworfen werden. Natürlich würde es hierbei aber zunächst darauf ankommen, wie sich die ursprüngliche Geschwindigkeit dieses Körpers zu der Anziehungs- und Rotationskraft des größeren Weltkörpers verhält, und daß ein Zusammenstoß immerhin sehr leicht aus solchen Begegnungen resultiren kann, beweisen ja fortwährend die Meteorstein-Fälle. Auch die Folgerung, daß die Abstoßungskraft der Sonne auf den dunstförmigen Schweif des Kometen stärker wirken müsse, als auf den Kern desselben, scheint uns verfehlt und viel eher das Gegentheil wahrscheinlich: die Entwickelung der Kometenschweife ist vielmehr nur durch Annahme einer Polarität in denselben zu erklären.

Im Allgemeinen bleibt gegen die hier entwickelte neue Hypothese hauptsächlich die Thatsache anzuführen, daß der Uranus zwei rückläufige Monde besitzt, deren Bewegungsrichtung also der aus einer hypothetischen Rotationskraft abzuleitenden gerade entgegengesetzt wäre, wenn man vorläufig die Kometen außer Acht läßt, bei denen häufig solche rückläufigen Bewegungen vorkommen, ohne daß die Beschleunigung im Perihel darunter litte. Indem wir zum Schlusse noch bemerken, daß die neue Hypothese das Wunder des ersten Stoßes nicht, wie der Verfasser zu glauben scheint, beseitigt, sondern es nur hinausschiebt, wiederholen wir nochmals, daß, so weit unser Urtheil reicht, dieses Schriftchen die Aufmerksamkeit der Fachgelehrten in einem hohen Grade zu verdienen scheint, sollte es auch nur sein, um die jedenfalls naheliegenden Zweifel des Verfassers an dem Ausreichen der bisherigen Welttheorie zu lösen.

Goethe, Eichstädt und die Jenaische Literaturzeitung.

II.

Nach der Schlacht von Jena.

Acht Tage nach Goethe's Entfernung von Jena sollte sich das politische Ungewitter, das lange gedroht hatte, in der unseligen Schlacht bei Jena entladen. Weimar und Jena litten entsetzlich. Goethe that Alles, was er vermochte, um den Freunden in Jena, von denen keiner sich schlimmer betroffen fühlte als der so sehr am Besitze hängende Eigenthümer der Literaturzeitung, Rath, Trost und Hülfe zu bringen. Schon am 18. sandte er einen offenen Brief, der bei allen dortigen Freunden die Runde machen sollte. Auf Eichstädt's jammernde Klage sandte er diesem am 21. einen Brief an den ihm befreundeten General-Inspector der kaiserlichen Museen und gab die Schritte an, welche die Hochschule zu thun haben möchte. „Haben Sie die Güte", schreibt er diesem, „nur immer, was Sie am meisten interessirt, zu wiederholen; denn man vergißt eins über das andere. Ich will gern Alles leisten, was in meinen Kräften steht." An demselben Tage erhielt die Universität die Zusage von Napoleon's Schutz. Goethe war durch die schreckliche Spannung so erregt, daß er stiller Ruhe bedurfte, und er zog sich zunächst um so mehr zurück, als

seine kirchliche Verbindung mit Christiane Vulpius manche Kreise unangenehm berührte, deren kalter, ja höhnischer Aufnahme er sich entziehen wollte. Fast nur bei seiner neuen Freundin Johanna Schopenhauer fühlte er sich wohl. Selbst den Hof mied er. So stockte denn auch die Verbindung mit Eichstädt. Dieser selbst konnte keine rechte Hoffnung fassen, daß die Hochschule sich von ihrem gewaltsamen Schlage erholen und, was ihn näher berührte, sein Blatt hier sich wieder heben werde. In seiner Trostlosigkeit schrieb er einen Brief an Voß, der nach Heidelberg übergesiedelt war, in welchem er den Wunsch aussprach, als Professor der Theologie nach Heidelberg berufen zu werden, wobei er die Uebersiedelung seiner Literaturzeitung dorthin anbot. So wollte er Goethe und der Regierung lohnen, was sie für ihn gethan hatten!

Sobald Goethe sich zu Verkehr mit dem äußern Leben zusammengefaßt hatte, trat er auch wieder mit Eichstädt in Verbindung, dem er am 21. Februar eine Anzeige von Müller's Rede über Friedrich den Großen sandte. „Ein Paar andere Recensionen", schrieb er, „sind mir ins Stocken gerathen, weil ich die Sache zu ernsthaft nahm, und freilich, wo soll jetzt der leichte gute Humor herkommen, mit dem man manche Dinge behandeln müßte. Nehmen Sie indessen die Versicherung meiner lebhaften Theilnahme an Allem, was Ihnen begegnet; nehmen Sie meinen Dank für manche schöne Unterhaltung und Belehrung, welche mir Ihre Literaturzeitung so reichlich gewährte. Mit Sehnsucht sehe ich dem Frühjahr entgegen, das wieder aufstehende Jena zu besuchen und mein Scherflein wenigstens zu Gunsten einer neuen Epoche beizutragen." Auch für Beschaffung von Aufsätzen Anderer war Goethe thätig, und bezeugte in jeder Beziehung den lebhaftesten Antheil. So schrieb er am 25. März: „Ew. Wohlgeboren habe zuvörderst für manche schöne Recension zu danken. Der Montag wird durch die Ankunft Ihrer Zeitung jederzeit ein Fest; des Abends wird daraus vorgelesen und verschafft einen gemeinsamen Genuß." Auch erbot er sich noch zur Lieferung des diesmal unterbliebenen Neujahrs-Programmes, das er in Verbindung mit Meyer ausarbeitete und es ward der Literaturzeitung zur wahren Zierde. Unglücklicherweise war um diese Zeit durch Creuzer der Wunsch, welchen Eichstädt gegen Voß geäußert hatte, nicht ohne Entstellung öffentlich verrathen worden. Voß leugnete die Wahrheit jener Mittheilung ab. Goethe fand es gut, daß Eichstädt persönlich sich jeder Erklärung enthalte. „Es kommt nichts dabei heraus", schrieb er an Voigt, „und zuletzt möchten denn doch nach dem 14. October gewisse wechselseitige Aeußerungen zwischen dem Neckar und der Saale vorgefallen sein, die man mit bösem Willen wohl auf die Weise, wie man gethan hat, deuten konnte." Er fand die Sache bei der Bedrängniß jener Tage und Eichstädt's Gewinnsucht zu natürlich, als daß er diesem deshalb ernstlich hätte zürnen sollen; nur wünschte er, daß man nicht weiter öffentlich darüber verhandle. In den beiden folgenden Jahren lieferte Goethe noch, wie bisher, zum Beginne des Jahrganges werthvolle Programme, aber zu andern Beiträgen kam er selten, obgleich er mehrfach sich Besprechungen bedeutender Erscheinungen vorsetzte oder seinen Aerger über falsche Richtungen und nichtige Anmaßungen auszusprechen gedachte. Eichstädt nahm von Zeit zu Zeit seinen Rath in Anspruch, den er in bereitwilligster Weise ihm zukommen ließ. Die Anzeige der ersten Lieferung seiner Werke durch Delbrück gereichte Goethe zu großer Freude. Sonst setzte er auf die belletristischen Beurtheiler der Literaturzeitung so wenig Zutrauen, daß er seine „Wahlverwandtschaften" vorerst gar nicht angezeigt wünschte, da sein Freund Rochlitz die Anzeige abgelehnt hatte; aber Eichstädt erfreute ihn bald durch eine gründliche und tüchtige Beurtheilung von Delbrück. Eichstädt ward im Jahre 1809 vom Herzoge zum Geheimen Hofrath ernannt. Für seine Vorlesungen that er außerordentlich wenig, und auch die Bibliothek vernachläßigte er, aber man sah ihm dies nach, besonders nahm ihn Voigt in Schutz. Goethe selbst äußerte zehn Jahre später, nach Voigt's Tode, dessen Schwäche gegen Eichstädt habe größtentheils den Verfall von Jena herbeigeführt.

Die mancherlei wissenschaftlichen und dichterischen Arbeiten, die Goethe beschäftigten, ließen ihn von jetzt an zu keiner nähern Betheiligung an der Literaturzeitung gelangen, die bereits so entschieden durchgedrungen war, freilich nicht ohne von ihrer früheren Höhe herabgesunken zu sein, daß sie seiner nicht mehr bedurfte; auch sah er keine Möglichkeit, einen wesentlichen Einfluß darauf zu üben, da Eichstädt sie rein als „melkende Kuh" betrachtete. Dazu kam auch wohl eine kleine Verstimmung Goethe's. Das Neujahrs-Programm für 1810 hatte Meyer geliefert; es enthielt Beiträge zur Geschichte der Schaumünzen aus neuerer Zeit mit Benutzung der Goethe'schen Münzsammlung; die Fortsetzung derselben, wozu schon die Kupferplatten fertig waren, schickte Goethe selbst bei seinem Aufenthalte zu Jena am 10. Januar 1811, und erklärte sich bereit, sollte sie zu umfangreich sein, sich wegen der Abkürzung mit Eichstädt zu besprechen. Dies Programm wurde aber gar nicht gedruckt, weil Eichstädt die Aufnahme ganz ablehnte, obgleich Goethe schon Mitte November dasselbe ihm angekündigt hatte. Goethe berichtete darüber den 11. Januar an Meyer, dies übersah Biedermann, Eichstädt habe ihn besucht und mit einer Vorklage von den bösen Zeiten angefangen, die literarisch-merkantilische Noth durch alle Rubriken detaillirt, und gebeten, den Druck aufzusparen, weil man an allen Ecken und Enden sparen müsse; er habe ihm darauf trocken Resolution gegeben und sich das Manuscript zurückerbeten, was dieser mit der wiederholten Bitte gethan, davon bis auf bessere Zeiten keinen anderen Gebrauch zu machen. Goethe's Mißstimmung verräth sich in dem Zusatze: „Ich gestehe aber aufrichtig, daß ich nicht der Gesinnung bin." Auch wegen der Bibliothek-Verwaltung war Goethe damals mit Eichstädt unzufrieden.

Unter den folgenden schweren Zeiten litt nothwendig auch die Literaturzeitung, was natürlich den auf den Erwerb gierigen Geschäftsmann bitter traf, obgleich er, als einzelner Mann und bei seinem äußerst knappen Leben, um so weniger für sich besorgt zu sein brauchte, als er schon damals manches sich erworben hatte. Auf seine Klagen sprach Goethe ihm freundlich ermuthigend zu. „Da Ihre Zeitung an Werth immer gleich bleibt", äußerte er am 7. Januar 1811, „so wünsche ich uns, daß günstige Umstände eintreten mögen, damit Sie zu allgemeinem Nutzen und Vergnügen, sowie zu eigener Zufriedenheit, dieses Werk fortsetzen mögen." Einen an Gentz wegen der Verbreitung der Zeitung gerichteten Wunsch war er bereit, durch Humboldt an diesen zu befördern. In jeder Beziehung blieb das äußere Verhältniß Goethe's zu Eichstädt freundlich, so daß es an gegenseitigen Gefälligkeiten nicht fehlte. Seit Goethe selbst die beiden Zeitschriften für Kunst und Alterthum und zur Naturwissenschaft herausgab, (erstere seit 1816), hatte er weniger Veranlassung, Eichstädt's Zeitung für sich in Anspruch zu nehmen, dem er aber doch von Zeit zu Zeit irgend eine ihm zugesandte Schrift zu freundlicher Anzeige empfahl. Eichstädt suchte im Herbste 1820 das etwas locker gewordene Verhältniß wieder zu beleben, indem er dem Dichter bei Uebersendung eines lateinischen Gedichtes zu seinem Geburtstage Glück wünschte. „Möge Alles, was Sie vorhaben und unternehmen, zu Ihrem Wohl gereichen!" er-

wiederte Goethe. „Mögen Sie in guten Stunden mein manchmal freundlich gedenken, nicht weniger meines fortdauernden Antheils versichert sein." Auf eine andere freundliche Erinnerung im folgenden Frühjahr antwortete er noch herzlicher: „Ew. Hochwohlgeboren haben mir zum schönsten Frühlingstag eine sehr angenehme Empfindung gegönnt, indem Sie mich an die Zeit erinnern, wo wir mit Muth und Kühnheit ein Unternehmen begannen, welches unter so mancherlei Zufälligkeiten durch Ihre Thätigkeit und Beharrlichkeit noch den besten Fortgang hat. Mit sehr vielem Vergnügen betrachte ich die Tüchtigkeit so vieler Recensionen in allen Fächern." Eichstädt hatte damals sein Urtheil und seinen Rath über eine Beurtheilung von Müllner's „Albaneserin" verlangt, welche er ihm in glücklichster Weise gab.

Seit Goethe nicht mehr nach Jena kam, dessen Hochschule in Hand und Göttling zwei tüchtige Philologen erhalten hatte, (letzterer trat auch als Oberbibliothekar an Eichstädt's Stelle), erlosch die Verbindung mit Eichstädt, den die Literaturzeitung und die Verwaltung seiner Güter ganz in Anspruch nahmen. Seine Vorlesungen kamen zu seiner Freude höchst selten zu Stande, oder lösten gleich am Anfange durch sein Zuthun sich auf; nur als Festredner und Abfasser der Programme und in akademischen Würden vertrat er noch die Hochschule. Es ist wohl kein Zufall, daß aus den Jahren 1823 bis 1828 gar kein briefliches Zeichen freundschaftlicher Beziehung sich erhalten hat. Eichstädt scheint sich von Goethe ganz zurückgezogen zu haben, von dem er keinen Vortheil mehr erwartete. Als er aber im Jahre 1828 den verstorbenen Großherzog in einer Rede und in einem Festprogramme gefeiert hatte, glaubte er diese auch Goethe, dem langjährigen vertrauten Freunde des Hingeschiedenen, mittheilen zu müssen. Dieser, dem jede Erinnerung an den Heimgegangenen den Schmerz über dessen Verlust auf das lebhafteste erregte, konnte erst nach längerer Zeit mit höchster Anerkennung die vollendete Meisterschaft der in klassischem Latein, in welchem er ihm mehr als allen Jüngern zutraute, ausgeführten Schriften dankend erheben, wobei er ihm die Versicherung gab, daß er seiner als eines der vorzüglichsten Mitwirkenden immerfort anerkennend zu gedenken habe. Ein Jahr später forderte Goethe den alten Freund auf, dem nach Jena gesandten Maler Schmeller einige Stunden zu sitzen, damit er auch seines Bildnisses in seiner Sammlung von einheimischen und auswärtigen schätzbaren Zeitgenossen nicht entbehre und „das Andenken eines so bedeutenden Zusammenlebens" um desto vollständiger den Nachkommen hinterlassen werde. Dieser Antrag kam an Eichstädt sehr spät; denn schon seit dem Jahre 1825 ließ Goethe solche Zeichnungen von Schmeller machen, und nach Robinson wäre die Sammlung bereits im August 1829 auf 300 gestiegen gewesen. In dem Album, welches 133 Abbildungen von Goethe's Bekannten enthält, bis auf zwei alle von Schmeller, fehlt Eichstädt, während manche andere Jenenser darin enthalten sind. Biedermann irrt, wenn er behauptet, Schuchardt gedenke dieser Sammlung gar nicht.

Mochte auch Eichstädt sich zuletzt von Goethe zurückgezogen und ihn mehr jüngern Freunden überlassen haben, nach seinem Tode konnte er als bestallter Festredner nicht umhin, dem einstigen Freunde ein treffliches Denkmal in seiner klassischen, wenn auch nicht von reinem Gefühle durchwärmten Gedächtnißrede zu setzen, die freilich erst am 1. Oktober, länger als ein halbes Jahr nach dem Tode des edlen Dichters, gehalten wurde. Goethe hatte zuletzt das Verhältniß als ein von selbst gelöstes betrachtet, ohne dem Freunde, für den er eben keine Anziehungskraft mehr besaß, deshalb zu grollen. Die Erinnerung an die zusammen verlebten Tage, in welchen sie vereint ein so bedeutendes Unternehmen allen Schwierigkeiten und dem allgemeinen Unglauben zum Trotz durchgesetzt hatten, war ihm ein so wohlthuendes Gefühl, daß er dem geistesgewandten Manne sein Wohlwollen erhielt, wie manche Schwächen und dunkle Punkte auch dessen Charakter entstellen und eine innige Hingabe an den kalt eigensüchtigen, auf den Erwerb gierigen Mann verwehren mochten, der erst sechszehn Jahre nach ihm, eben vor dem Märzsturm des Jahres 1848, als Besitzer von fünf Rittergütern, als Ritter vieler Orden und Mitglied zahlreicher gelehrten Gesellschaften sterben und sein großes zusammengebrachtes Vermögen einer unehelichen Tochter hinterlassen sollte, nachdem er seine leibliche Schwester hatte darben lassen. Welch ein Gegensatz zwischen dem ehr- und geldsüchtigen Gelehrten, dessen Gelehrsamkeit für ihn bloß Geschäftssache war und der mehr durch meisterhafte Fertigkeit in der lateinischen Sprache, Gewandtheit und Witz als tiefe Auffassung und eindringende Erkenntniß des Alterthums sich bewährte, dessen Liebe mehr seinen beiden großen, den stets vor Dieben bangenden Mann beschützenden Hunden, als den Menschen zugewandt war, und dem edlen Dichter und Weisen, der stets nach innerer Durchbildung, nach Erkenntniß der Welt und ihrer mannigfaltigen Erscheinungen, nach Verbreitung reinerer, die Menschheit erleuchtender und wahrhaft beglückender Ansichten rang, dessen Seele immer dem Lichte, wie die Blume der Sonne als ihrem göttlichen Mutterquell, zugewandt blieb. Doch auch eine so grundverschiedene, in ihrer Art tüchtige Natur wußte Goethe zu schätzen und mit ihr vereint zu guten Zwecken zu wirken, im Bewußtsein der menschlichen Schwäche und in der Ueberzeugung, daß wir, wie er selbst einmal sagt, keine Faser unseres Wesens an uns zu ändern, dieses nur auszubilden im Stande sind.

H. Düntzer.

Der Sänger von „Kelch und Schwert."

Moritz Hartmann, der freiheitbegeisterte deutsch-böhmische Dichter (geb. 1821 zu Duschnik in Böhmen), der eine lange Jugend für die Verwirklichung seiner idealistischen, für Volksfreiheit und Volkswohl redlich gemeinten und gern gehegten Hoffnungen in uneigennützigster Weise unter Unruhe, Verbannung und Verfolgung geopfert, ist in der Vollkraft seiner Jahre dahingeschieden. Kaum hat Oesterreich seinen Grillparzer zu Grabe getragen, als ihm schon wieder durch den unerbittlichen Tod ein Mann geraubt wurde, der ein würdiger Repräsentant Oesterreichs in der deutschen Literatur, ein edler Deutscher durch und durch gewesen. Es sei nicht der Zweck dieser Blätter, eine biographische Skizze des Verstorbenen zu bringen, die ohnedies in den verschiedenen Tagesblättern gegeben wurde, wohl aber sei seiner geistigen Bedeutung für die deutsche Literatur in Kürze hier gedacht und bei dieser Gelegenheit ein übersichtlicher Blick auf die nicht zu verkennende Entwickelung einer deutschen Literatur an der Moldau geworfen, mit der ja Moritz Hartmann's dichterische Thätigkeit so eng verbunden ist und zu der er so viel beigetragen hat.

Nachdem die Muse lange die böhmischen Wälder geflohen, hoben sich unter Maria Theresia und Joseph bald auch hier Wissenschaft und Kunst in erfreulicher Weise. Die Reform des Schulwesens, die Berufung gediegener Lehrkräfte aus Deutschland, das günstige, liberale Censurgesetz Joseph's waren der fruchtbare Boden, dem allmählich ein reicher Same für spätere Blüthe entquoll. Die zweite classische Periode der deutschen National-Literatur, die angebrochen war, übte dazu noch den förderlichsten



Rückschlag aus und erweckte den Sinn für das Schöne und Wissenswerthe wieder in Böhmen. Mehrere tüchtige Männer, als Seibt, Dambeck, Schneider, Meinert, Gerle und Andere legten durch rastloses Mühen den Grund zu einer deutschen Literatur in Böhmen. Besonders war es der Prager Universitäts-Professor Seibt (1763—1806), dessen Thätigkeit und Wirken, wie der Geschichtsschreiber der Prager Universität Tomek behauptet, in gewisser Hinsicht epochemachend für Böhmens Kulturgeschichte war, der es verstand, die Aufmerksamkeit auf die neue Literatur Deutschlands zu lenken und die fleißigste Lectüre deutscher Classiker, als Klopstock, Gellert, Gleim, Geßner, Hagedorn, Kleist rc. in Böhmen sowohl bei Deutschen als Tschechen zu bewirken. Die Folgen der Wirksamkeit dieser Männer waren die erfreulichsten. Böhmen erzeugte Männer, die in der Geschichte der deutschen Literatur immer ruhmvoll leben werden und deren Werke gewiß nicht hinter den besseren Erzeugnissen unserer National-Literatur zurückstehen; es sei nur z. B. erinnert an Meißner's „Žižka", Ebert's „Wlasta", Frankl's „Colombo" — und an „Kelch und Schwert" und die herrlichen novellistischen Werke und Romane („Der Krieg um den Wald", „Die Diamanten der Baronin", „Nach der Natur", „Die letzten Tage eines Königs" rc.) des verstorbenen Dichters Moritz Hartmann, die ein echt episches Talent bekunden.

Ehe es aber in Böhmen und überhaupt in Oesterreich zu dieser bisher nie vorhandenen literarischen Bedeutung kam, gab es noch manche Hindernisse zu bewältigen, gab es zu kämpfen, zu streben, — in jeder Weise zu opponiren, was die jungen Dichter auch thaten, die dafür ihre besten Kräfte einsetzten. Und doch waren diese Hindernisse einer freien geistigen Entwickelung und Entfaltung vielleicht das hauptsächlichste Moment, das dann das Spätere wirklich schuf. Der Geistesbann der Metternichschen Büreaukratie, die Rücksichtslosigkeit der Censur schärfte die Opposition, schärfte und belebte den Thaten- und Gedankendrang und der Schrei nach Freiheit, nach Erlösung verhallte nicht in wilder, klagender Dissonanz, sondern vertönte in die schönsten, gefühlvollsten Lieder.

Diese Fesseln waren es, die Hartmann's herrliche, tiefinnige und vom glühendsten Patriotismus beseelten Lieder von „Kelch und Schwert" schufen, die seinen „Elegien" so vollen Gehalt liehen und seiner Melancholie in denselben Grund und Befugniß zuertheilten, ihr Wahrheit und realen Untergrund gaben. Das war kein sogenannter Weltschmerz, das waren vollberechtigte Klagelieder!

Im Jahre 1837 hatte Rudolph Glaser in Prag die Zeitschrift „Ost und West" begründet, die bald der Mittelpunkt der literarischen Bestrebungen in Böhmen wurde, und aus der sich eine gewisse Blüthe der Romantik mit K. Egon Ebert an der Spitze entwickelte. Man wollte mit diesem Organe vor Allem die jungen deutschen — und tschechischen Talente fördern und ermuntern, so eine Vermittelung des Deutschthums und Slaventhums in Böhmen herstellen. Anfangs war dieser Zweck vollkommen erreicht. Neben den deutschböhmischen Dichtern K. E. Ebert, Meißner, Moritz Hartmann, Gerle, Zauper, Bach, Siegfried Kapper, Rob. Zimmermann, Hanegirg, Herloßsohn u. A. betheiligten sich in sehr fruchtbarer Weise die Tschechen: Schafarzik, Purkinje, Wocel, Kolar, Mikowec u. A. an „Ost und West". Da dieses Organ herrlich aufblühte und vortreffliche Talente seiner Mitarbeiter offenbarte, die zum Schönsten berechtigten, so weckte es bald das Interesse des übrigen Deutschlands, so daß es in kurzer Zeit schon dessen bessere und beste Dichter zu seinen Mitarbeitern zählte, wie Rückert, W. Alexis, Sallet, Freiligrath, H. Kurz, Laube, Gutzkow, W. Müller, Prutz, Mosen, Fouqué, Leop. Schefer, Stieglitz, Maltitz, Halm, Gaudy, Kaufmann, Tschabuschnigg u. A. Der unselige Nationalitäten-Kampf, der in Böhmen bald losbrach, als sich die Tschechen im Jahre 1848 entlarvten, verursachte es mit Recht, daß Rud. Glaser und alle die jungen deutschen Dichter den Tschechen den Rücken wandten. Die geistige Gemeinsamkeit der beiden Nationen Böhmens in „Ost und West" hörte auf und die bisherige Friedsamkeit und Harmlosigkeit der nationalen Elemente verkehrte sich in Kampf und nationale Fehde, die bis zur Stunde nicht aufgehört hat. Deutschthum und Freiheit standen jetzt am Banner der deutschböhmischen Dichter. Es war eine gefühlvolle, lebensfrische, freiheitsstrebende, thatkräftige Poesie, die den Gemüthern derselben entquoll! Eine zeitgemäße Richtung, die Verfechtung in dieser und für diese Zeit berechtigter freiheitlicher, völkerbeglückender Ideale war das Charakterisirende dieser Poesie! Und da war es hauptsächlich Hartmann, in dessen Wesen dieses Charakteristikon am Schärfsten markirt war und der ungescheut aussprach, wovon er erfüllt war, als dessen Motto stets und in allen seinen Dichtungen: Liebe für Freiheit, Haß der Knechtschaft erkannt werden kann. Er mußte es in einer trüben, vorurtheilsbefangenen Zeit schwer entgelten, unruhig hin und her flüchten, sein Vaterland meiden, und da er nur kurze Zeit der endlich errungenen Ruhe genoß, so möge jeder Deutsche dem Edlen nach dem Tode ein würdiges Andenken weihen, dessen Herz ja im Leben ohne jeden Eigennutz nur für das Wohl seiner Mitmenschen geschlagen.

Schließlich sei hier nur noch auf etwas aufmerksam gemacht, auf ein Bedenken, das vielfach erwähnt wird, das aber durch die gegebene Skizzirung der Literatur-Entwickelung in Böhmen schon völlig beseitigt ist. Man hat den deutschböhmischen Dichtern, hauptsächlich Hartmann und Meißner, oft den Vorwurf gemacht, und es geschieht noch, daß sie sich in ihren Dichtungen („Kelch und Schwert", „Zizka") zu viel für das Tschechenthum begeisterten. Ludwig Schlesinger spricht sich hinsichtlich dessen in seiner „Geschichte Böhmens" zutreffend folgendermaßen aus: „Die Neuheit, sowie das Fremdartige der Objecte und die in ihnen liegende Idee der religiösen Freiheit reizte die Dichter; der damals (vor 1848) unter den Deutschböhmen so ziemlich allgemein verbreitete nationale Indifferentismus aber ließ sie das den Deutschen Gehässige ihrer Stoffe leicht übersehen. Als durch das Jahr 1848 das Nationalbewußtsein der Deutschböhmen in kräftiger Weise geweckt wurde, hörte auch diese slavisirende Richtung unserer Dichter auf — und ein kerndeutscher Zug durchdringt seither alle ihre Werke." J. N—b—r.

Oesterreich-Ungarn.

Die Industrie des Böhmerwaldes.*)

Es ist ein eigenthümliches Stück Landes — Gebirgslandes —, das sich zwischen den ergiebigen Auen und fruchtreichen Ebenen Baierns und den nicht minder für den Landwirth ausgiebigen Gefilden des westlichen Böhmens als Gränzwall in einer Länge von ca. 30 Meilen dahinzieht. Es sind dies die viel genannten und viel bekannten böhmischen Wälder, (Schiller: „Räuber",

*) Von Professor Dr. W. F. Exner. Wien, Verlag der k. Wiener Zeitung. In Kommission bei L. Rosner, 1872.

Stifter: „Hochwald") — eine nordische Region inmitten des fruchtbarsten Flachlandes. Der Oekonom und Obstzüchter findet hier keinen Segen seines Fleißes; langer Winter, kurzer, kalter Sommer, rauhe Lüfte, Orkane, große Schneemassen, die oft im Juli noch den Touristen die Ueberraschung einer Winterlandschaft bringen können, vereiteln sein Mühen und machen Ackerbau und Baumzucht fast zu Unmöglichkeiten, da schon in geringer Höhe des Hochlandes nicht einmal Kartoffeln und Hafer mehr gedeihen. Der Boden und seine Kultur vermag also gewiß nicht in diese rauhen Berge und dieses wenig zusagende Klima, das im Ganzen ein waldiges Terrain von 40 Quadratmeilen beherrscht, eine zahlreiche Einwohnerschaft zu bannen, und wenn in der That, wie es die Wirklichkeit lehrt, in diesem Waldlande ein emsiges und rühriges und keineswegs an Zahl geringes Volk lebt und strebt, so muß der Grund, der ein solches an diese harte, rauhe Gebirgsscholle fesselt, wo anders zu suchen sein. Dieser Grund ist die Böhmerwald-Industrie, eine rein specifische!

„Wenn die junge Baumpflanze ihre oberirdische Entwickelung unter einem dicht geschlossenen Laubdache beginnt, wenn sie sich da vergeblich streckt, um nach dem erquickenden Strahle der Sonne auszuspähen und lauen Lüften zu begegnen, wenn sie fort und fort nur Moder von Baumleichen athmet; — so erstirbt auch sie bald nach kurzem, kümmerlichem Dasein, oder sie fristet ihr Leben hin — ärmlich, elend." Mit diesem Bilde aus der Natur beginnt Professor Dr. W. F. Exner eine mehr als in Einer Beziehung höchst interessante Abhandlung über die „Industrie im Böhmerwalde" und führt dasselbe eingangs seiner Schrift noch weitläufiger aus; mit Recht nennt er die Industrie des Böhmerwaldes, ja die ganze Kultur in dessen langgedehntem Weichbilde ein solches im beschatteten Stande vegetirendes Naturkind, — „aus reichem Boden entsprossen, gesund im Mark und Kern, hochbetagt und doch sehr unentwickelt, schmächtig, knabenhaft." Theilnahme, warme Liebe für das kräftige, arbeitsame, aber geistig noch sehr der Entwickelung bedürftige Volk des Böhmerwaldes haben dem Verfasser die Feder zu seiner, zwar an Umfang wenig, aber an Inhalt sehr reichen Skizze geführt. Er wurde von dem Wunsche geleitet, Theilnahme für diese lebensfähige, aber zur Zeit nichts weniger als lebenskräftig dastehende Industrie der Böhmerwäldler wachzurufen; Theilnahme soll ein Sonnenblick für jenen mächtigen, dunklen Forst sein, ein Sonnenblick, der den Anbruch des hellen Tages verkündet.

Es giebt Industrien, die mit Liebe, Fleiß und Kraft betrieben, aller Orten gedeihen; es giebt aber auch Industrien, die rein lokaler Natur sind, die bedingt von bloß örtlichen Verhältnissen nur unter diesen, niemals ohne diese zur Blüthe gebracht werden können. Eine solche Industrie ist die des Böhmerwaldes, die nie aus dessen grotesken Umpfählungen herausgetragen werden kann, wenn auch bis jetzt von einer rechten Blüthe derselben nicht die Rede sein konnte. Böhmerwald-Industrie! „Es ist dies kein künstlich zusammengesetztes Wort, kein künstlich gebildeter Begriff! — Nehmt dem Böhmerwalde seine Industrie und er hört auf, Böhmerwald zu sein, nehmt der Böhmerwald-Industrie den Böhmerwald und sie ist gewesen." In deutlicher Deduction der Eigenthümlichkeiten dieser Industrie sucht der Verfasser seine Behauptung zu verfechten, die übrigens sich selbst als wahr bei dem näheren Eingehen und der späteren Zergliederung dieser Industrie herausstellt.

Das Material, das Kapital — leider bis jetzt bei der mangelnden Bildung des Böhmerwäldlers sehr gering ausgenützt, — die Grundlage dieser Industrie, ist der ungeheuere Holzvorrath, sind die weit ausgebreiteten Wald-Domainen und ist die besondere Qualität dieser Holzbestände. Menge und Güte des Holzmaterials riefen mancherlei Industriezweige ins Leben: Es erstand die Glasschmelzerei, um so mehr, da zur Glasbereitung auch die übrigen erforderlichen Materialien hinreichend vorhanden sind; es erstand die Aschenbrennerei, die jedoch mehr Schaden als Nutzen mit sich brachte, da dadurch besser zu verwendendes Holz vernichtet wurde. Der Brennholz-Handel erhielt durch Erbauung eines Holzschwemm-Kanals eine europäische Bedeutung, indem man das Holz als Baumaterial und gewerblichen Rohstoff weiter beförderte und die Moldau und Elbe entlang bis nach Hamburg führte. Die Fabrikation von Zündhölzchen, Holzrouleaux, die Erzeugung von Holzdraht, die Knopfdrechslerei, die Schindelbereitung, die Holzschnitzerei im verschiedensten Genre, die Resonanz- und Klaviaturholz-Gewinnung sind alles Specialitäten der weitverbreiteten Industrie des Böhmerwaldes, die einem fleißigen, unermüdlichen, aber armen, weil intellectuell und industriell ungebildeten Volke das tägliche Brod — aber nicht mehr und in mancher Gegend kaum dieses, gewähren. Und doch, wie könnte aus diesen Beschäftigungen und diesen verschiedenen Industrialzweigen eines nie ruhenden Fleißes Kapital geschlagen werden! Rühmt ja der Verfasser die unablässige Arbeitsamkeit der Bewohner des Böhmerwaldes, bei denen eine freiwillige zwölf- bis vierzehnstündige Arbeitszeit nichts Seltenes ist; dazu fehlt dem Böhmerwäldler keineswegs Begabung, angeborenes Geschick der Hände und klare Auffassung. Darum thut noth, dringend und schleunig noth, daß Licht, Wärme und freier Raum der Pflanze „Böhmerwald-Industrie" gegeben werde, wofür der menschenfreundliche Verfasser in seiner Schrift plaidirt, damit der Aufschwung, den dieselbe nehmen kann und ihn unter diesen Bedingungen nehmen wird, wirklich und bald eintrete. Licht nennt Prof. Exner: allgemeine und Fachbildung; Wärme: Kapital, Kredit; Raum: Communicationen, Land-, Eisen- und Wasserstraßen, Posten und Telegraphen. Theilnahme verlangt der Verfasser für diese Gegend und ihren Fleiß, weil dieses Stück Land ein Stück besten deutschen Landes ist, „verlassen oder doch wenig beachtet, vergessen oder doch wenig bekannt". — „Und wenn wir nicht Sorge tragen werden für dasselbe", befürchtet er, „so können wir noch erleben, daß der Gewerbfleiß des Böhmerwaldes, welchen wir von den ihn belastenden Hemmnissen zu befreien säumen, unter der über Rußland aufgehenden Sonne seine Lichtstellung erreicht."

Möge dies durch des deutschen Bruders Fürsorge verhütet werden und Licht, Wärme und Raum in obigen Definitionen schon recht bald und in ergiebigem Maße zur Förderung des Wohlstandes des bis jetzt ärmlich lebenden Böhmerwäldlers als auch zum allgemeinen Nutzen gespendet werden. Jeder, der sich für die Sache interessirt, wird der Ansicht des Verfassers beipflichten, daß kein dankbareres Kulturfeld die Sonne bescheint und mit ihm den lebhaften Wunsch hegen, dasselbe nicht brach liegen zu lassen. Nbr.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Jüdische Familienpapiere, Briefe eines Missionärs.*)

Eine tiefe Bewegung geht durch unsere Zeit. Lebhafter denn jemals ist der Kampf zwischen Geist und Stoff, zwischen Glauben

*) Herausgegeben von Gustav Meinhardt. Hamburg, Otto Meißner.



und Leben entbrannt und in ernsteren Geistern wird die Befürchtung rege, es könnten alle die herrlichen Pflanzungen unserer Civilisation von dem sengenden Aschenregen derbnüchterner Strebungen vernichtet werden, der aus dem Krater des Materialismus unserer Tage emporgewirbelt wird. Zunächst haben die Wellen unserer Zeit sich gegen die Religion gerichtet und unterwaschen die Grundlagen jenes Gebäudes, das leicht unter seinen Trümmern die Quadern begraben kann, auf deren festem Grunde alle Bildung und Gesittung ruht. Unseren vollen Dank verdient daher, wer heute die Fahne des Idealismus hoch schwingt, mitbauen hilft an dem Damme, an dem alle feindlichen Strömungen sich brechen müssen, und es giebt noch der Edlen ein stattliches Heer. Alle Völker, alle Bekenntnisse der civilisirten Welt stellen dazu ihre Vertreter; nur von den Juden scheint — befremdlich genug — die Betheiligung auszubleiben. Was sollen wir von einem Hausbesitzer sagen, der unthätig zusieht, wie die Wellen von fernher an sein Gebäude heranstürzen und fortspülen werden sein Hab und Gut? Kräftig und schön ist in unserer Zeit eine Wissenschaft des Judenthums aufgeblüht; auf allen Schlachtfeldern des Geistes sehen wir Juden kämpfen; nur jene Wissenschaft, die einstmals in ihrer Mitte so schöne Blüthen getrieben, jene volksthümliche Religionsphilosophie, die so viel von ihnen angebaut wurde, sie sollte heute brach liegen, vernachlässigt bleiben? Soll jener Urquell der Religion, aus dem die zwei mächtigen Ströme des Christenthums und des Islam entsprungen sind, versandet sein, der Geist, der die Psalmen aus sich emporgetrieben, soll er geschwunden sein von seinen Trägern? Ein kräftiges: „Nein" schallt uns aus einem Buche entgegen, das in seiner geistigen Kraft und Mächtigkeit eine der schönsten Erscheinungen ist, in denen der Idealismus in jüdisch-religiöser Gewandung zu Tage getreten, aus den „Jüdischen Familienpapieren". Mit überzeugender Kraft wird hier die Forderung vorgetragen, unsere Civilisation mit dem Geiste echter Religiosität zu durchdringen, sie zu berieseln aus dem Quell des Hohen, Idealen. Mit schonungsloser Ehrlichkeit werden die Schäden unserer Zeit aufgedeckt; ihre gleißende Hülle fällt, es erscheint ihre wunde Gestalt. Man kann sagen, dieses Buch war der jüdischen Literatur ein Bedürfniß; nun, da es erschienen, wendet es sich an Jeden, dem es um die Welt der Ideale und des Glaubens Ernst ist. „Es dürfte dem unbefangenen Freunde der Wahrheit nicht unwillkommen sein, ein motivirtes Urtheil über unsere moderne Civilisation von einer Seite zu hören, die man vielleicht nur für abgethan hielt, weil es ihr noch nicht an der Zeit schien, zu sprechen", sagt mit Recht der Herausgeber.

Und noch in anderer Weise fehlte dieses Buch der neuen, jüdischen Literatur. Selbstvertheidigung ist ein Recht, das die Natur dem niedrigsten, dem zartesten ihrer Geschöpfe eingeräumt hat, und das Höchste ihrer Wesen, der Mensch, sollte sich treten und drücken lassen, stumm und ohne Gegenwehr — wenn er ein Jude ist? Wie ein Erbschaden schleicht der Judenhaß durch die Jahrhunderte der Geschichte; erst jüngst haben wir ihn, einer Pestbeule gleich, wieder aufbrechen sehen am Leibe unserer Zeit. Wie es Pflicht jedes Biederdenkenden, von Vorurtheilen sich zu befreien, so sollte es heiliges Bestreben unserer Civilisation sein, jenes blutsaugendste aller Vorurtheile, das sich fortgeerbt hat durch alle Geschlechter der europäischen Völkerfamilie, auszumerzen von der Erde. Und wie kann dies gründlicher geschehen, als dadurch, daß man den Wahn aufgiebt, es lebe auf der Erde ein verstocktes, fluchwürdiges Geschlecht, das halsstarrig der Seligkeit sich verschließe, selbst gezwungen des Heils nicht wolle theilhaftig werden! Man muß sich gewöhnen an den Gedanken, daß die Juden diesen Starrsinn nicht aufgeben werden, daß sie in ihrer Lehre — wie sie glauben mit Recht — sich glücklicher fühlen, als in allen übrigen, daß man ohne Bekehrungsgelüste sie ruhig darin belassen müsse, wenn man nicht ihre gegründete Verachtung auf sich herabziehen will.

In keinem Buche ist diesen Gedanken solch ein offener, muthvoller Ausdruck geliehen worden, wie in dem vorliegenden, in keinem solch eine kräftige Gegenwehr und Selbstvertheidigung geführt worden, wie hier. Und kann der redliche Nichtjude einen Grund zur Gereiztheit darin finden, wenn hier all den süßen Lockungen gegenüber in einschneidender Weise den Juden der Werth der eigenen Lehre auf der Folie der übrigen aufgezeigt wird? Wenn ein Fremder dem Vater den Sohn entreißen will, dann muß er auf harte Worte gefaßt sein. Wenn Wasser den Abhang hinunterstürzt, dann stäubt es in wildem Strahle empor in die Luft. Israel hat Jahrhunderte lang sein wildes Weh still und stumm in sein Herz herabstürzen lassen; was Wunder, wenn es heute in heftiger Anklage gen Himmel schäumt? „Der unbefangene Freund der Wahrheit", er sei Jude oder Nichtjude, möge darum getrost dieses Buch zur Hand nehmen, er wird die Gluth der Ueberzeugung darin flammen sehen, und diese hat immer Anspruch auf unsere Achtung. Wohl sieht dieses Buch im Judenthum die Wahrheit, aber auch der Andersgesinnte wird mit Befriedigung und sittlichem Wohlgefallen es lesen können, denn überall weht darin der Geist der Schonung fremder Ueberzeugungen. Und das ist der höchste Preis, den man ihm zollen kann, daß es die Wahrheit, die es gefunden zu haben glaubt, nicht marktschreierisch an den Mann bringen will, daß es ihm genug ist, wenn die Juden in ihr bestärkt und gefestigt werden, daß es sich darauf beschränkt, die Irrenden und Wankenden in der eigenen Mitte aufzurichten. Proselyten werben, Andersgläubige. locken, fangen, will und soll es nicht.

Diese weise Beschränkung erkennt man auch deutlich in der äußeren, höchst künstlerischen Anlage. England, der Boden der Bibel- und Missionsgesellschaften, wird sehr treffend als Ausgangsort unserer gegen alle Bekehrungssucht gerichteten Erzählung gewählt. Eine arme jüdische Familie will nach Amerika hinüberziehen. In England schon erreicht der Tod die Eltern, und ein fünfjähriger Knabe bleibt zurück, zerlumpt und elend. Ein Menschenfreund nimmt sich seiner an und läßt ihn christlich erziehen. Aber all die frömmelnde Erziehung hindert den groß gewordenen Jüngling nicht, dem Rausche der Leidenschaften zu verfallen; bei einem Aufenthalte in Paris versinkt er in den Strudel der Sinnenlust, aus dem er, an Leib und Seele zerrüttet, zu seinem Pflegevater sich rettet Zernagt von Zweifeln, alles Glaubens bar, war er in die Welt hinausgetreten; nun bereut er es und wirft mit Leidenschaft der Frömmelei sich in die Arme. Eine schwere Krankheit wirft ihn auf's Lager; da, in der krankhaft überreizten Einbildung der Fieberträume, malt er seinen zukünftigen Lebenslauf sich aus als Bekehrung der Ungläubigen, vom Pflegevater in seinem Wahne noch unterstützt. Wie, hat der sterbende, jüdische Vater nicht von dem weisen Rabbi, dem Oheim in Deutschland, gesprochen, bei dem er unterwiesen werden sollte in der Lehre der Väter? Diese Erinnerung läßt ihn sein höchstes Ziel darin erblicken, daß er die Juden bekehre, und mit dem Oheim den Anfang mache. Was der Kranke geträumt, führt der Genesene aus. Mit seinen schwachen, künstlichen Schwingen aus Wachs gefügt, will er zur Sonne empor, sein Sturz ist ein sicherer. Als Jude drängt er sich in das stille Haus des Oheims, als jüdischer Zweifler legt er dem Onkel seine Fragen vor, aber der edle Greis antwortet mehr als genug; bald kommt er in's

Gedränge und er, der ausging zu bekehren, wird dem Judenthum zurückgewonnen. Aber den Sohn des Rabbi hat er zum Wanken gebracht und zur Zeit, da er wieder ein glaubensinniger Jude, ist sein Vetter in der Schlinge einer christlichen Schauspielerin und nur das biedere Dazwischentreten des unglücklichen Vaters bestimmt jene, seinem Sohne zu entsagen. Rachel, des Rabbi Tochter, wird Samuel's, des Wiedergewonnenen, Weib. Und nun, da Samuel die Erziehung seiner Kindheit als eine Verirrung ansieht, grollt er etwa dem Manne, der sie ihm gegeben, zeigt er Undank gegen den, der sein Wohlthäter werden wollte? Die erste Reise, zu der der Rabbi das junge Ehepaar drängt, gilt dem Pflegevater in England, um ihm zu danken für sein edles, wohlgemeintes Werk. Wie schroff sticht diese Reise in ihrem Ziele von jener ab, die nach Deutschland unternommen worden war! Damals galt es, die neubekannte Wahrheit eiligst zu verbreiten; der Oheim sollte vor Allen mit ihr beglückt und entrissen werden seinen langgehegten Ueberzeugungen. Drängt es jetzt den Juden Samuel etwa, den christlichen Pflegevater mit dem Heile zu beseligen, dessen Erkenntniß ihm aufgeleuchtet war? Der Mensch eilt zum Menschen, seinem Wohlthäter, nicht der Jude zum Christen.

Dies ist in kurzen Strichen die Erzählung, die wir aus Briefen Samuel's an seinen Pflegevater herauslesen. Mehr darüber zu sagen, alle die schönen Einzelheiten herzuzählen, verbietet uns das Buch; denn es hieße, einer Rose den Duft abstreifen, wollte man weiter es zerblättern und zergliedern. Ja, eine glühende Rose morgenländischer Weisheit ist dieses Buch! Der Geist, der die Psalmen gedichtet, der aus dem zweiten Jesaja geweissagt, er weht in diesem Buche. Wie eine Kunde aus vergangenen Zeiten kommt es uns vor, wenn wir hier die Begeisterung für Gott und Religion mit Geistesfeuer, mit Donnerstimme vorgetragen sehen. Der Jude, wie der Nichtjude mag in dieses Stahlbad hinabsteigen, um daraus emporzutauchen, gehoben in seiner Empfindung, in seinen Anschauungen geläutert. Der Kranke, der seine wunden Glieder kräftigen will, er frägt nicht nach den Bestandtheilen der Heilquelle, er dankt ihr befriedigt für die Heilung und Stärkung, die sie ihm bringt. Darum wollen wir auch bei diesem Quelle nicht ängstlich darnach forschen, was daher und was dorther genommen ist. Was die edelsten Geister über Gott und Glauben gedacht und gefunden haben, in edelster Form wird es hier uns geboten, Jehuda Halevi und Spinoza, Jakobi und Steinheim und wie die Edlen alle heißen mögen, sind weise benutzt; wir genießen den Geisteshonig aus ihren Blüthenkelchen. Und wie eine Pflanze aus ihrem Standorte und dem Luftkreise über ihr den Lebenssaft saugt, der in überraschender Gestalt in ihrer Blüthe zum Vorschein kommt, so ist dieses Buch eine Blume, durchaus Eins, in der wir nicht die einzelnen entlehnten Bestandtheile scheiden können. Der sittliche Gedanke, der darin flammt, schafft sich den hinreißenden Ausdruck; wie es der reine Gottesgeist der Propheten ist, der darin weht, so erklingt auch ihre zauberische Sprache darin in eingeborener Macht und Schöne. Wir werden hier erschüttert bis in's innerste Mark von dem Zornes-Ungewitter, das über Lüge und Heuchelei sich entladet; wir fühlen von heiligem Schauer uns durchrieselt, wenn Gott darin gepriesen wird; wir spüren von warmen Stömungen uns durchfluthet, wenn der reine, hohe Glaube in seinem hehren, lichten Gewande uns vorgeführt wird.

Wer es auch gewesen sein mag, der seinem Volke, seiner Zeit dies Buch hinterlassen, er ist des Dankes der Edeln werth. Viele werden darin Erhebung und Erbauung, Viele Läuterung und Aufklärung finden; der Geist fühlt sich entzückt durch die Schlagkräftigkeit, die Ueberzeugungstiefe der Gedanken; das Gemüth quillt auf in süßer, reiner Wonne ob der Schönheit des Empfindens, der alabasternen Reinheit des sittlichen Fühlens, in diesem köstlichen Buche. Ob wir auch des Verfassers Namen nicht kennen — wer so etwas zu Wege bringt, ist ein Freund, ein Wohlthäter der Menschen. D—d—k—nn.

England.

Zur Erläuterung von Shakespeare's Sturm.*)

Zu dem Spiegelbilde eines jugendlich-phantastischen Sommernachtstraumes, welches Shakespeare in jüngeren Jahren auf die Bühne brachte, schuf er im Herbst seines Lebens, als er Abschied nahm von seinem dramatischen Zauberreiche, ein Gegenstück, den Sturm, das Spiegelbild des philosophisch-grüblerischen Halbträumens eines gereiften Mannes an einem rauhen Herbstnachmittage, wo der Sturm draußen die Schiffe vernichtet und die Bäume entblättert und drinnen die Seele durchschauert mit Gedanken an den eigenen Lebensherbst und an die Vergänglichkeit der Dinge, und so sie leitet zu einem Rückblick auf die Gesammtheit des irdischen Lebens, des menschlichen Strebens nach Glück, nach höherer Vollkommenheit, zum Ideal — ein Streben, welches seinen Ausdruck findet im Fortschritt vom viehisch rohen Naturzustande zu dem dreifachen Ziele aller Kultur:

Erstens: Herrschaft über die eigenen Leidenschaften, zweitens: Beherrschung der Menschengeschicke durch Erkenntniß der in den Menschengeistern wirksamen Triebkräfte und drittens: Beherrschung der äußeren Natur durch Erkenntniß und Dienstbarmachung der Naturkraft.

Um solchen oder ähnlichen Gedanken dramatische Gestalt zu geben, benutzte Shakespeare ein umfangreiches Rohmaterial.

Mit diesem Rohmaterial, den Quellen des Dichters und überhaupt mit der historischen und philologischen Erklärung des Sturmes beschäftigt sich das vorliegende Werk, während es, möglichst auf festem Boden bleibend, das Eingehen auf philosophische und ästhetische Fragen vermeidet.

Andererseits greifen die „Untersuchungen" überall über das engere Gebiet des einzelnen Stückes hinaus. Die Benutzung einer Ayrer'schen Komödie für den Sturm giebt Anlaß zur Zusammenstellung interessanter Daten über die intime Verbindung der deutschen mit der englischen Bühne in der Shakespeare-Zeit. Ein Kapitel über die Quellen zu Shakespeare's Behandlung des Wunderbaren illustrirt seine für das dichterische Schaffen so günstige historische Stellung in einer Zeit, „wo der Mond der Romantik noch am Himmel stand, während die Sonne der Aufklärung schon aufgegangen war". (Vischer.) Der Nachweis der Benutzung eines 1611—12 von Strachey geschriebenen Werkes widerlegt die Meinung, daß Shakespeare schon 1606 zu dichten aufgehört habe. Ein Kapitel über die von Collier und anderen Größen producirten Fälschungen sucht die Ingleby'schen Anklagen zu vervollständigen.

Nachzutragen dürfte hier sein, daß Al. Schmidt für eine als Grundwerk des Titus Andronicus betrachtete Ballade ebenfalls neuerlich in der Einleitung zu seiner Uebersetzung gezeigt hat,

*) Untersuchungen über Shakespeare's Sturm von Johannes Meißner. Dessau, 1872.

und zwar auf höchst schlagende Weise, daß die Ballade jünger ist als das Drama.

Aus dem weitläufigen und detaillirten Nachweis der außerordentlichen Subtilität, mit welcher der Sturm gearbeitet wurde, ergiebt sich ferner aufs neue die Verkehrtheit der Vorstellungen, welche man sich früher über die Produktionsweise unseres Dichters machte. Ebenso gewährt die Zusammenstellung der vielen verschiedenen Quellen, aus welchen die Handlung des Stückes aufgebaut ist, einen interessanten Einblick in die poetische Werkstatt u. s. w.

Durch den ganzen Sturm zieht sich eine zweifache Polemik gegen eine darin aus Montaigne wörtlich übernommene Stelle, in welcher der französische Philosoph die Unkultur eines kanibalischen Volkes als paradiesischen Glückszustand preist. Hierbei ist zu bemerken, daß nur die durch Sh. entlehnte Stelle einen leidlosen Glückszustand ausmalt, während sonst dergleichen Träumereien nicht in der Natur des Mustersfeptikers Montaigne liegen, und ferner, daß Sh. bei allen späteren Stücken, nicht allein, wie schon von Anderen bemerkt wurde, beim Sturm und bei Hamlet, seinem Montaigne äußerst viel verdankt.

Um auf die „Untersuchungen" über den Sturm zurückzukommen, so findet man darin alles einschlägige ältere Material zusammengetragen und mehrfach vervollständigt durch neues, wovon vornehmlich eine neue in Purchas' Pilgrimes aufgefundene Quelle des Dichters die Aufmerksamkeit der Kritiker beanspruchen dürfte.

Zum Schluß mag betont werden, daß dies Referat besonders zuverlässig ist, da Referent sich so eingehend mit dem Buche beschäftigt hat, wie dies kein zweiter Kritiker thun wird.

Ipse.

Nord-Amerika.

J. Roß Browne's Reisen im westlichen Amerika.*)

Im Lande der Minen-Speculationen.

Im Anfang des vorigen Jahrzehnds wurde San Francisko und mit ihm das ganze westliche Nordamerika durch Nachrichten über ungeheure Silberschätze in den Bergen jenseits der Sierra Nevada in Aufregung versetzt. Auf nach Washoe! hieß es — und alle Welt folgte dem Rufe.

Auch J. Roß Browne war von dem Silberfieber angesteckt worden. Mittellos, wie er damals, als entlassener Regierungs-Beamter, gewesen war, hatte er mitten im Winter zu Fuß das Gebirge überstiegen und in Washoe versucht, sich an der Ausbeutung der Silberminen zu betheiligen. So arm als er gewesen, so arm war er darauf nach San Francisko zurückgekehrt. Aber seine Erfahrungen hatte er in Harper's weit verbreitetem „Magazin" veröffentlicht. Die Wirkungen seiner Artikel waren so drastisch gewesen, daß die Minen-Speculanten in jenem Silberlande ihm gedroht hatten, ihn mit Revolver und Bowie-Messer zu empfangen, wenn er seinen Fuß nochmals in den Bereich der Minen setzen würde.

Diese Drohung veranlaßte unsern Browne, nach Verlauf einiger Jahre, welche er auf Reisen in Europa zubrachte, nach Washoe zurückzukehren, um eine nochmalige Prüfung der dortigen Zustände vorzunehmen.

*) Jena, Hermann Costenoble, 1871.

In San Francisko war inzwischen die Silbermanie auf das höchste gestiegen. Die ganze Bevölkerung hatte sich in einen wahren Taumel versetzen lassen. Washoe und die Regionen jenseit der Gebirge waren zu einem zweiten Californien geworden. An Gold dachte Niemand mehr. Tonnen Erz lagen haufenweise an den Rinnsteinen der Straßen aufgerichtet; auf jedem Comptoir wurde mit Silberfüßen gehandelt, auf dem Zahltische jedes Waaren-Magazins brüteten Millionäre über den Courszetteln, an jedem Fenster schimmerten prunkend ausgeschmückte Ankündigungen neuer Silberactien, und Jeder von den Tausenden auf der Straße, im Salon und vor dem Schenktische besaß „Silberfüße", d. h. Eigenthums-Titel auf so und so viel Fuß Silberterrain in der Tasche, während die Augen schon von Dividenden glänzten! Was nur ging und kam, führte vom Morgen bis zum Abend nichts als Actien und Füße im Munde. Junge Damen wollten keiner Bewerbung Gehör geben, wenn der Freier nicht mindestens tausend Silberfüße besaß, und wie leidenschaftlich auch ein Gentleman fühlen mochte, so hätte er seine Hand keiner Dame angeboten, ohne zu fragen, welche Actien sie besitze, wie viel ihr dieselben schon eingebracht, und was sie noch zu erwarten hätte.

Sonach mußte im Silberlande eine ungeheure Besserung eingetreten sein. Auf also nach Washoe!

Diesmal im Postwagen überschritt Browne zum zweitenmale das Gebirge und kam wohlbehalten in Virginia-Stadt an. Es ist dies einer der Hauptpunkte für Silber-Speculationen. Allerdings hatte sich die Stadt in ihrem Aussehen günstig verändert. Zur Zeit seines ersten Besuches hatte Browne einen Ort voller Salbei-Büsche, Schmutzhütten, Coyotelöcher, Mehlsäcke und zerfetzter Wolldecken gefunden; jetzt stand an dieser Stelle eine, wenn auch ohne Plan auf das Glück zusammengewürfelte, aber immerhin respectable Stadt. Nur die Menschen waren dieselben geblieben. Noch immer war der Revolver der stete Begleiter und im Verein mit dem Bowie-Messer der beste Freund jedes männlichen Bewohners; noch immer galt es als eine Alltäglichkeit, des Morgens einen über Nacht ermordeten Menschen auf der Straße liegen zu sehen; noch immer wurde so entsetzlich geflucht — nein, darin hatte sogar die Stadt die erheblichsten Fortschritte gemacht: „Ein solches Fluchen, eine solche aufsteigende Skala von Flüchen gewahrt man hier, daß im Vergleich dazu das Fluchen in allen anderen Theilen der Welt nur das Gemurmel eines freundlichen Baches gegen den Sturz und das Donnergetöse eines Kataraktes ist... Wenn Morden zu den freien Künsten in Virginia-Stadt gehört, so scheint das Fluchen trotzdem noch höher in der Meinung der Bevölkerung zu stehen." Nebenbei gesagt, beklagt sich Browne überhaupt mit starken Ausdrücken über die zunehmende und selbst in die besseren Kreise immer mehr eindringende Gewohnheit des Fluchens bei den Amerikanern.

Im Uebrigen macht sich Virginia-Stadt auf jedem Schritte als eine Minenstadt geltend. Riesige Haufen Erde und Erz, die aus den Schachten oder Tunnels zu Tage gefördert und hier zusammengehäuft wurden, lagern auf den Straßen. Die Abhänge der Hügel sind in der Ausdehnung von mehr als einer Meile hin wellenförmig durchlöchert. Dampfmaschinen lassen ihren Dampf ausfahren, aus langen Reihen von Schornsteinen erheben sich dichte Rauchwolken, die Quarzbatterien sind in voller Thätigkeit, und die Hämmer lassen ihr Echo ertönen. Die Sprengungen in der Tiefe reißen die Erde auf, an den kostbaren Felsen arbeiten Picken und Brechstangen. Fuhrleute laden Waaren und Erze ab. Dazwischen schreien Auctionatoren die Actien insolventer Actionäre mit lauter Stimme aus, singen Leiermädchen in ihren Spelunken bacchanlische Lieder mit kreischender Stimme ab, ziehen

Zettelträger mit riesigen Plakaten durch die Stadt, und schreien sich Zeitungsverkäufer die Kehlen heiser, indem sie die Stadt-Journale mit den letzten telegraphischen Depeschen ausrufen. Postwagen fliegen, überladen mit Passagieren, hin und her, und die Spediteure vertheilen Briefe, Packete und Zeitungen an die harrende Menge, mitten unter schimmernden Haufen von Silberklumpen und einem wunderbaren Durcheinander von Briefkästen, Rechnungsbüchern und Zwanzigdollar-Stücken!

Das Leben in Virginia-Stadt ist eine unausgesetzte Aufregung durch Geldgier, Genußsucht, teuflische Begierden und Unternehmungsgeist. Es giebt Richter und viel Advokaten hier, aber das Recht steht hoch im Preise! Der beste Beweis sind die Minen-Verhältnisse in dem berühmten Comstock-Lager. Dies ist ein Distrikt, welcher gewissermaßen aus einer einzigen Erzader besteht. Er ist durchwühlt von Schachten, die jeder Besitzer einer Muthung nach seinem Belieben ohne Rücksicht auf die Gränzen seines Eigenthums anlegt und ausdehnt. Es genirt sich Niemand, bei der Ausbeutung seiner unterirdischen Rechte, in die Rechte Anderer hinüberzugreifen, das Eigenthum des Nachbars als das eigene zu betrachten und lediglich sein Interesse oder seine Bequemlichkeit walten zu lassen. Eine Minen-Karte vom Comstock-Lager würde aussehen wie die Zeichnung eines Ruthenbesens — alle Linien würden quer und lang verworren durcheinander laufen. Die Folge dieser Zustände sind zunächst unzählige Prozesse, in welchen die Advokaten den klarsten Anspruch in dunklen Schatten zu setzen und die Richter das Recht an den Meistbietenden zu verleihen pflegen. Mit dem Gelde, das hier im Prozeßführen vergeudet wird, hätte, sagt Browne, die Pacificbahn erbaut werden können.

In jedem Prozesse liegt wieder der Keim zu einem anderen — aber während sich die Advokaten bemühen, die gerechteste Sache zu verwirren, suchen die Eigenthümer von Besitztiteln unter der Erde ihr Recht oder ihr vermeintliches Recht auf eigene Faust zu vertheidigen. Für solche Fälle kann man sich auf eine zu Allem fähige und bereite Bande verlassen, die da unter dem Namen „roughs" bekannt ist und sich für anständige Remuneration dazu gewinnen läßt, jede Sache, wie hoffnungslos dieselbe auch in den Augen des Gesetzes sein mag, zu der ihrigen zu machen. Unter ihnen haben die Meisten zehn, wenn nicht gar ein Dutzend Menschen bei Raufereien u. dergl. niedergeschossen, und rasch mit der Pistole bei der Hand zu sein, ist das, worauf sie sich am meisten zugute thun. Sie gelten allgemein als professionsmäßige Blutmenschen und werden demgemäß von den friedlichen Mitgliedern des Gemeinwesens mit großer Achtung behandelt. Diese Bande vermiethet sich an prozessirende Personen oder Gesellschaften, wenn es gilt, sich in den Schachten durch ein summarisches Verfahren auseinanderzusetzen, und es ist nichts Seltenes, wenn dann in den finsteren Tiefen so ein paar hundert Kerle handgemein werden!

Gekämpft wird allenthalben! Selbst der friedliche Chinese wird in den Drangsalen des Minenfiebers zum Kampfe gezwungen. Gewöhnlich geht der Chinaman in Minen oder Gegenden, welche von den Weißen verlassen worden sind. Sobald er anfängt zu arbeiten, erscheint der Indianer-Häuptling, um ihn zu brandschatzen. Der Indianer verachtet den Chinesen, weil dieser sich nicht entschließen kann, wie der Amerikaner jeden Indianer niederzuschießen; er schilt ihn Weib und behandelt ihn demgemäß. Dem Chinaman gegenüber macht er sich als Besitzer des Landes geltend und hält sich für berechtigt, von dem Sohne des himmlischen Reiches eine Steuer, gewöhnlich nicht unter 50 Dollar, bei Androhung der Tödtung zu begehren. Ist der Chinese allein oder in schwacher Gesellschaft, so zahlt er jammernd. Ist er aber mit seinen Kameraden in der Uebermacht, so ertönt der Schlachtruf, und der Kampf beginnt. Es giebt dann ein höchst komisches Schauspiel, denn der Chinese ist der drolligste Kämpfer von der Welt. Die Schlacht hat meist ihr Ende, sobald einige Chinesen den Kitzel der Indianer-Lanzen empfunden haben; wenn aber die Himmelssöhne über eine alte Flinte oder Pistole zu gebieten haben, dann kämpfen sie mit heldenmüthiger Verzweiflung und gehen bisweilen als Sieger aus dem Kampfe hervor. Haben aber die Indianer eine Schußwaffe in der Hand, so kriechen sie bald zu Kreuze und müssen die Steuer ohne Erbarmen zahlen. Uebrigens, fügt Browne hinzu, mag es ein Trost für sie sein, daß die Steuer der Civilisation zu Gute kommt. Denn dieser Zehnt fließt in die Tasche des weißen Whiskyhändlers in Virginia-Stadt oder in einem anderen civilisirten Orte!

Browne besuchte noch andere Minen-Distrikte an der Sierra Nevada, die Minen in Bodin Bluff, bei welcher Gelegenheit er auch den fischlosen Mono-See, das „todte Meer des Westens", mit seiner vulkanischen Umgebung sah; ferner die Minen und den Eisenberg am Walker River, das Reese Riverland u. A. Er fand überall dieselben Zustände: reiche Minerallager, eine Wuth, dieselben auszubeuten, aber in Folge der Theuerung des Baumaterials und der Lebensmittel so große Schwierigkeiten, daß die Manie wenig Befriedigung erlangen konnte. Zudem geht das abenteuernde Volk ohne Plan und ohne alle Berücksichtigung der Verhältnisse zu Werke. Daher kommt so wenig reeller Gewinnst heraus. Desto üppiger wuchert die Speculation. Wo nur irgendwo bläuliches Gestein entdeckt wird, sieht sich der Entdecker schon im Besitze vieler Millionen. Aber er hat kein Kapital, den Schatz zu heben. Nun sucht er sich das Zeugniß irgend eines sogenannten Sachverständigen zu verschaffen, das den Reichthum des gemutheten Landes bescheinigt. Dies Zeugniß wird in Newyork oder San Francisko verwerthet, und es ist nur seltsam, daß sich dort noch immer so viele Millionäre finden, welche, wie vorsichtig sie sonst auch in Geldgeschäften sich zeigen, auf einen solchen Wisch hin ihre Millionen auf das Spiel setzen. Freilich telegraphiren sie gewöhnlich noch an irgend einen sogenannten Unparteiischen im Minen-Distrikte, um eine Gewähr zu erhalten. Dieser Unparteiische findet es aber sehr in seinem Interesse, Alles zu bestätigen, was in dem Zeugnisse steht. Darauf wird abgeschlossen. Die gewöhnliche Folge aber ist die, daß mehr Millionen in das Minenland hineingetragen als herausgezogen werden, wenn nicht die spätere genaue Untersuchung die ganze Muthung als werthlos constatirt. Browne selbst, welcher aus seiner Verbindung mit Harper's Magazin kein Geheimniß machte, wurde überall ersucht, sich die Minen und die gemutheten Distrikte anzusehen, um günstige Berichte darüber zu schreiben. Ein Besitzer von Ländereien, auf denen keine Spur von Silbererzen zu sehen war, bot ihm 50,000 Dollars an, wenn er nach Newyork gehen und die Muthung für 1 Million Dollars verkaufen wollte. Er lehnte ab. Auch andere Schwindeleien sind im Schwunge. So muthete ein Abenteurer eine Strecke Land, das die schönste Aussicht auf Chlorsilber bot. Allgemein wurde der Werth der Ader auf einige Millionen geschätzt. Der Besitzer verkaufte sie für 60,000 Dollar. Er ward ein Thor gescholten, und die Käufer wußten vor Stolz, Freude und Glück sich nicht zu lassen. Aber die Zeit lehrte, daß sie die Thoren gewesen waren. Die Ader war leer. — Wie oft kommt dergleichen vor! Browne sagt, die größte Masse der Minen, welche in Newyork feilgeboten wird, sei werthlos. Die Ausnahmen sind selten.

Immerhin ist in den Minenbezirken von Central-Nevada ein

großer Fortschritt unverkennbar. In vielen Bezirken sind bereits Erzmühlen aufgeführt, in den meisten ist man eifrig mit der Ausbeutung der Minen beschäftigt. Aber es gehören viel Kapitalien dazu, und die Rentabilität muß von der Zukunft erwartet werden. In den Washoe-Mühlen wird aus Erzen von 20 bis 100 Dollar die Tonne schon hübscher Gewinn erzielt. Dagegen müssen die Reese-River-Mühlen in Folge der Mehrkosten des dortigen Verfahrens auf 80—100 Dollar die Tonne mehr Kosten berechnen, so daß nur die reichhaltigsten Erze solche kostspielige Bearbeitung tragen können, und ein großer Theil der Arbeit und der Kosten verloren geht.

Im Ganzen meint Roß Browne, ehe er sein Geld in Silber-Actien anlegte, würde er lieber eine Fußtour durch die Tatarei machen und seinen Ausflug mit einer Kameelreise durch Persien beenden. Dies möge man sich in Europa gesagt sein lassen!

G. H.

Kleine literarische Revue.

— **Amerikanische Wetterkarten.** Von dem Chef des „Signal-Amtes" im Kriegs-Departement von Washington, Herrn Brigade-General Albert J. Myer, ist uns eine Serie der von ihm herausgegebenen Synopsis täglicher meteorologischer Beobachtungen zugegangen, die auf Landkarten der Vereinigten Staaten (Weather Maps) eingetragen und außerdem in besonderen auf Seidenpapier autographirten Tabellen (Daily Bulletins) verzeichnet sind, für welche höchst interessante Zusendung wir unsern verbindlichsten Dank sagen. Die meteorologischen Beobachtungen finden gleichzeitig dreimal täglich an siebenzig verschiedenen Stationen der Republik statt und werden dem Signal-Amte telegraphisch mitgetheilt. Die Namen von Stationen sind in den Tabellen alphabetisch, von Augusta (Georgia), Baltimore und Boston bis Washington, Wilmington und Jackton, verzeichnet. Die Weather Maps und Daily Bulletins haben sowohl für den See- als für den Landmann ein ganz außerordentliches Interesse: sie zeigen ihm den gleichzeitigen Barometer- und Thermometer-Stand, die Wind- und Wetter-Veränderungen, den Grad der Feuchtigkeit in der Luft, die Geschwindigkeit und die Richtung des Windes und der Wolken, die Quantität des Regenfalls 2c. an siebenzig verschiedenen Punkten der ganzen Oberfläche der Vereinigten Staaten, von acht zu acht Stunden an; er kann daraus mit Wahrscheinlichkeit, wo nicht mit Sicherheit, auf die nächst bevorstehende Witterung schließen. Auf den vergleichenden Weather Maps ist zugleich eine Uebersicht der in den letzten 24 Stunden an den Seeküsten und auf dem Meere eingetretenen meteorologischen Veränderungen, sowie der auffallendsten Verschiedenheiten der Witterung auf dem Festlande verzeichnet, und eine Anleitung gegeben, wie bei der herrschenden Windrichtung die nächste Wetterveränderung zu berechnen sei. Auf die liberalste Weise versendet das Kriegs-Departement der Vereinigten Staaten diese Weather Maps und Daily Bulletins an Alle, für welche dieselben ein besonderes landwirthschaftliches oder commercielles Interesse haben. Sie bilden ein schätzenswerthes Seitenstück zu den vom amerikanischen Marine-Ministerium, früher unter Leitung des hochverdienten, verstorbenen Flotten-Officiers Maury herausgegebenen Seefahrts-Karten mit ihren Nachrichten über die Fahrtlängen und die meteorologischen Beobachtungen der amerikanischen, auf See befindlichen Schiffe, und verdienen auch in Europa die vollste Beachtung und Anerkennung.

— **Allgemeine Wirthschaftslehre.**[*]) Während in vielen Kreisen jetzt die National-Oekonomie als Wissenschaft verworfen und ihr, trotz der Stellung eines Roscher, nur noch die Wirksamkeit einer Hülfswissenschaft überlassen wird, macht sie selbst die lebhaftesten Anstrengungen, sich ihre Selbständigkeit zu erhalten, die Fesseln der Dienstbarkeit von sich zu weisen und ein freies Feld der Thätigkeit zu gewinnen. In dieser Richtung liegt auch der Plan, die National-Oekonomie zu popularisiren. Mag nun die Staatswissenschaft mit der Volkswirthschafts-Lehre im Kampfe um den Rang auf dem Katheder liegen, so kann man sich doch kaum genug freuen, wenn denjenigen, welche in der Volkswirthschaft die wiewohl stummen, doch wirksamsten, weil praktischen Rollen spielen, d. h. den Producenten, Negocianten und Consumenten, durch ein im wissenschaftlichen Geiste populär geschriebenes Buch Gelegenheit geboten wird, sich über die Kernpunkte der National-Oekonomie zu unterrichten. Dies ist die Aufgabe, welche Dr. Contzen und Dr. Schramm sich in ihrem gemeinsamen Werke gestellt haben. Die Lösung derselben darf als eine recht glückliche bezeichnet werden. Gerade der größten Schwierigkeit, die Begriffe zu erklären, sind die Herausgeber in bester Art begegnet: alle Streitigkeiten zwischen Autoritäten und Schulen an der Seite liegen lassend, haben sie sich bündig für den natürlichsten Sinn entschieden. Allem Schwanken und aller Verwirrung in dem Verständniß der Leser ist damit vorgebeugt. Erfreuliches ist auch nach der historischen Seite hin geleistet, worauf unsererseits großer Werth gelegt wird. Als auf einen dritten Vorzug dürfen wir auf die anregende, doch keineswegs verflachende Schreibart hinweisen. Wenn hier und da sich ein der Phrase nähernder Ausdruck findet, dessen Sinn mit der Erfahrung nicht in vollem Einklang steht, so thut dies dem Ganzen keinen wesentlichen Eintrag, sofern der allgemeine Zweck des Werkes im Auge behalten wird. Otto Spamer hat wohlgethan, das Buch in die Reihen seiner „kaufmännischen Bibliothek" zu übernehmen.

Literarischer Sprechsaal.

Der bekannte Pater Hyacinthe hat aus Paris vom 4. Juni d. J. ein offenes Schreiben an den Advokaten G. Molfese in Rom, Verfasser einer Arbeit über „die katholische Reform", gerichtet, worin er ihm zunächst für die Uebersendung einer zweiten Schrift über das „Neue Grundgesetz der alten katholisch-apostolischen Kirche" dankt, welche Letztere der italiänische Reformator als etwas, von der Kirche Roms völlig Verschiedenes proklamirt. Die Kirche Roms sei eine besondere Kirche, und wenngleich dieser schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums das Primat zu Theil geworden, so habe sie doch dadurch nicht das Recht erlangt, über die anderen Kirchen zu herrschen, oder diese gar als ihre Sklavinnen zu betrachten. „Die katholische Kirche", sagt Molfese, „erkennt wohl ein Primat, d. h. einen ersten Bischof als primus inter pares und als Präsidenten des Concils an, der der Hüter der Dogmen und Canones sein soll, aber sie besitzt nur Ein Oberhaupt, und das ist Jesus Christus." Deshalb

[*]) National-Oekonomie für den Kaufmann, Techniker Land- und Forstwirth, sowie für Gebildete aller Stände. Herausgegeben von Dr. H. Contzen und Dr. H. Schramm. Leipzig, Otto Spamer, 1872.

verlangt Molfese, daß die Regierung der Kirche jedes Landes innerhalb und nicht außerhalb des gemeinen Rechtes dieses Landes gestellt werde. Pater Hyacinthe fügt hinzu:

„Diesem Principe gehört sicherlich die Zukunft, und zwar nicht bloß die Ihres theuern Italiens — wo nicht eher, als bis dies geschehen, der für dieses Land mörderische Conflict der weltlichen Gewalt des Papstthums und der italiänischen Einheit beendigt wird — sondern auch die Zukunft Europa's und der Welt, wo der große Kampf des Papstthums und der Staatsmacht überall fortdauert unter verschiedenen Formen und nicht eher aufhören wird, als bis die gänzlich spiritualistische, ja ich wage den Ausdruck: gänzlich liberale Theokratie des Evangeliums die falsche, politische und irdische Theokratie von Jerusalem und Rom ersetzt haben wird."

Wie aus dem ferneren Inhalte des Schreibens von Pater Hyacinthe hervorgeht, verlangt der italiänische Reformator zunächst die Wahl der Pastoren durch die katholischen Gemeinden und die Aufhebung des Cölibates für die Priester, um der Isolirung der Letzteren vom Volke und seinen theuersten Interessen ein Ende zu machen.

Herr Max Sulzberger in Brüssel, wo er der Redacteur und ein Haupt-Mitarbeiter einer französisch-wallonischen Zeitung ist, als welcher er sich bereits vielfach mit den literarischen Vertretern der vlamischen Bewegung überwarf, die dem talentvollen deutschen Journalisten mit Recht vorwerfen, daß er keinerlei Sympathie für die Sache der Vlamingen und für die Gleichberechtigung der vlamischen mit der französischen Sprache in Belgien habe, eröffnet im Feuilleton der neu regenerirten, unter der Leitung des Dr. Wehrenpfennig vielseitiges Interesse gewinnenden „Spenerschen Zeitung" eine Reihe von Skizzen über „das geistige Leben in Belgien". Was Herr Sulzberger in dem ersten dieser Artikel Anerkennendes über die freie Brüsseler Universität, über die Professoren Altmeier, Gluge ꝛc. sagt, ist so treffend, daß wir um so mehr sein damit verbundenes wegwerfendes Urtheil über die neuere vlamische Literatur und Poesie, namentlich auch über Conscience, bedauern. Es ist in der That sehr zu beklagen, daß die für alles Germanische mit solcher Redegewalt und Sachkenntniß eintretende, neue „Spenersche Zeitung" sich in Brüssel keinen mehr für die vlamische Sache Sinn und Theilnahme habenden Correspondenten gewonnen hat. Leider befindet sich auch ein anderes Berliner Organ der Deutschen Reichs-Interessen, die „National-Zeitung", in gleicher Lage den Vlamingen gegenüber, welche ihrerseits begeisterte Freunde Deutschlands und im Gegensatze zu den Wallonen in Belgien warme Anhänger des neuen Deutschen Reiches sind.

Dr. F. A. Snellaert, der ebenso verdienstvolle, als gründlich gebildete vlamische Gelehrte, starb am 3. Juli in Gent, 63 Jahre alt. In Kortrijk (Courtrai) in Belgien geboren, studirte er in Utrecht Medicin, und wurde im Jahre 1829 zum Militair-Arzt in niederländischen Diensten ernannt. Zur Zeit der Revolution von 1830 blieb er seinem Eide treu, wohnte dem zehntägigen Feldzuge gegen die Aufständischen bei, und erst im Jahre 1835 kam er wieder nach Belgien, wo er seine Studien und seine literarische Wirksamkeit hauptsächlich der vlamisch-niederländischen Sprache widmete. Er wurde der Begründer und Mitherausgeber mehrerer literarischen Zeitschriften. Mit Willems und Blommaert gemeinschaftlich verfaßte er im Jahre 1840 die Denkschrift, worin zum erstenmale öffentlich über die Unterdrückung der niederländischen Sprache in Belgien Beschwerde geführ wurde. Die Vertheidigung seiner Muttersprache blieb bis zu seinem Lebensende seine heiligste Aufgabe. Der Verlust für die Vlamingen ist um so größer, als sie erst vor Kurzem auch den wackeren Vertheidiger ihrer Sache, Professor Serrure, durch den Tod verloren haben. Am 21. Juli feiern die Vlamingen in Gent den 25. Jahrestag des Ablebens ihres geschätzten Dichters Ledeganck durch ein Erinnerungsfest mit Rede und Gesang, sowie durch eine große Procession nach seiner Grabstätte.

Die „Barackenstadt" der in Folge der Wohnungsnoth in Berlin exmittirten Familien hat bereits zu mehrfachen Feuilleton-Artikeln und Illustrationen Anlaß gegeben. Keine der letzteren ist jedoch so anschaulich und keiner der damit verbundenen Commentare so voll eingehender Betrachtungen über die Ursachen dieser Calamität und die Mittel zu ihrer Beseitigung, als eine von Paul Meyerheim gezeichnete Skizze in Nr. 28 des Berliner „Sonntagsblatt" vom 14. Juli und das sie begleitende Essay eines kenntnißreichen Vorstandsmitgliedes des „Central-vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen". Wenn irgend eine Angelegenheit die Berücksichtigung dieses seit dem Ableben des Präsidenten Lette sehr passiv und beschaulich gewordenen Vereins verdient, so ist es gewiß die in Gestalt der Baracken concret gewordene Wohnungsnoth in Berlin. Hier ist Anlaß, die Kapitalien des Vereins besser und nutzreicher anzulegen, als in den Actien einer Baugesellschaft, die auch ohne Unterstützung des Centralvereins ihr bescheidenes Dasein fristen wird. Hier ist eine dringende volkswirthschaftliche Frage zu lösen, indem dem hart betroffenen fleißigen Arbeiter Gelegenheit dargeboten wird, sich durch Selbsthülfe ein kleines Grundeigenthum, ein Häuschen und ein Gärtchen zu verschaffen, die ihn im Bewußtsein seines durch eigene Kraft Erworbenen zugleich zu einem treuen, an Umsturz nicht denkenden Mitgliede der Gesellschaft machen. Der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes „Barackenstadt" macht in dieser Beziehung Andeutungen, die eine weitere Erwägung und Ausführung verdienen. Er schließt seinen Artikel mit folgenden Worten: „Als das Morgengrauen einer sich mehr und mehr bessernden Zukunft möchten wir die Barackenstadt angesehen wissen. Nicht mit rauher Hand die leichten Gebilde niederzureißen, wird das Werk einer guten Polizei sein, sondern es möglich zu machen, daß zwar auf demselben Grunde weiter, aber viel besser gebaut werde. Lasset nur erst aus Latten und Lumpen Lehm und Fachwerk entstehen, so wird auch der Tag kommen, wo sich in die geringe Stube der Arbeiter-Familie der goldene, volle, wärmende Strahl der Sonne Homer's ergießt."

Dieser Nummer liegt bei: **„Von Haus zu Haus."** Literarische Mittheilungen der Verlagsbuchhandlung **Otto Spamer in Leipzig.** 1872. Nr. 1. gr. 8.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Mattbaikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] — Berlin, den 3. August 1872. — [Nº 31.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Deutschland und seine Feinde ringsum.

Von einem Deutschen im Auslande.

Wenn man die Ursachen des Krieges zwischen Frankreich und Deutschland, das Moment, das die Siege der Deutschen gefördert und die Gründe des Hasses des außerdeutschen, vornehmen und geringen Pöbels gegen Deutschland von neuem untersuchte, so möchten sich doch vielleicht noch Gesichtspunkte ergeben, die bisher entweder gar nicht, oder mehr nur nebenbei berührt worden sind, und von einem dem Schauplatz räumlich fern stehenden Deutschen möchte vielleicht Manches unbefangener beurtheilt werden können. Jedenfalls dürften einige der folgenden Gedanken Beachtung verdienen in einer Zeit, in der wir kaum angefangen haben zur Besinnung zu kommen, nachdem Auge und Ohr geblendet und erschüttert worden sind von einer Reihe von Thaten, wie die Geschichte sie, in einen so kurzen Zeitraum zusammengedrängt, nie vorher gesehen hat. — Doch wir wollen einfach und schlicht bleiben.

Wenn man so leidend ist, wie der Kaiser der Franzosen es seit mehreren Jahren gewesen, so fängt man, in dem Alter zumal, aus bloßer Eroberungssucht nicht Krieg an. Napoleon wäre gewiß gern ruhig in Paris gestorben, zufrieden mit den Erfolgen, die er gehabt, in dem Bewußtsein, seine Mission, zu der er sich berufen glaubte, die Wiederherstellung der Napoleonischen Dynastie, erfüllt zu haben. Eigentlicher Kriegs-Ehrgeiz kann nicht einmal so ohne Weiteres ihm Schuld gegeben werden. Ihm ist der Krieg immer nur ein Mittel gewesen, und er hat nie unpopuläre Kriege geführt, mit einziger Ausnahme des mexikanischen. Der Krimm-Krieg war in ganz Europa populär, weil er das System des Kaisers Nicolaus stürzte; der italiänische Krieg war populär, weil er der, in den Augen Aller unberechtigten, österreichischen Wirthschaft in Italien ein Ende machte, und weil Oesterreich, als Vertreter des Concordates, Knechtung des Geistes erstrebte zum Vortheil des mit dem Hause Habsburg gleiche Geschäfte treibenden Jesuitismus.

Auch der Krieg mit Deutschland war populär, nicht bloß in der sehr verdorbenen, unter allen Regierungen in frecher Eroberungslust nach den Rheingränzen aufgezogenen französischen Nation — denn das Geschrei der republikanischen Opposition im letzten Augenblick war eben nur Oppositions-Geschrei, und Thiers, der von jeher nie etwas Anderes geleistet, als daß er Regierungen gestürzt, stritt nicht gegen die Sache an sich, sondern gegen die Form und gegen die Importunität und gegen die kaiserliche Regierung — sondern auch bei dem hohen und niedern Pöbel ausnahmslos fast aller Nationen.

Die verfaulte rumänische Wirthschaft; die engherzige unedle Beschränktheit schweizerischer, kleinstaatischer Republikanerei; die verdorbene sogenannte „russische Gesellschaft", d. h. der Buden-Kaufmann und das Beamten- und Literatenthum — denn das gute russische Volk ist bei seiner natürlich geringen politischen Einsicht der Spielball der tief innerlich unsittlichen russischen Presse —; französische Abenteurerei in der skandinavischen Regierung; sinnloser tschechischer und sonst slavischer Haß gegen die höhere germanische Intelligenz und die edlere germanische Sitte; englischer Krämergeist, baar und ledig jeder großherzigen und gerechten Anschauung der Dinge; italiänische Furcht vor Frankreich, dem man für die Zukunft schmeicheln wollte — diese Alle, sowie die, wenn auch selbstverschuldet geschädigten, Dänen und Oesterreicher, welche, abgesehen davon, daß in Oesterreich ein deutscher Edelmann an der Spitze der Regierung stand, noch die entschuldbarsten Gründe des Hasses hatten — diese Alle acclamirten mit Jubel den Franzosen beim Ausbruch des Krieges! Und dazu kam der eng verbundene, rastlos wirkende, stark gegliederte Geheimbund des europäischen Ultramontanismus!

Das waren die schlechten Elemente, aber auch auf Sympathien, die auf besserem Grunde ruhten, konnte Napoleon rechnen.

Zwar hatte Preußen, aber auch nur Preußen, 1866 einen glücklichen Krieg geführt, und hier und da fing man wenigstens an, Deutschland zu hassen, das man bisher nur geringgeschätzt, um nicht zu sagen, verachtet hatte. Wie wollte man auch von einem anständigen Russen verlangen, er solle eine Nation achten, deren Fürstinnen, um in kaiserlich russische Verwandtschaft zu treten, sich zur griechisch-russischen Kirche umtaufen lassen mußten, während Rußlands eigene Prinzessinnen in die Fremde zogen in Begleitung ihrer Priesterschaft, um überall in den deutschen Landen die Berechtigung ihrer Gottesdienste ostensibel zu machen und ihre eigene Ueberlegenheit zu zeigen. Wie konnte wohl ein denkender Russe anders, als mit Geringschätzung herabsehen auf eine Nation, die sich selbst so geringschätzte! Man kann wohl eine Nation fürchten, deren Jugend so bereitwillig, wie die deutsche, in den Tod geht, wie man einen mächtigen Stier fürchtet; aber ehren wird man sie nicht, so lange sie sich nicht selbst ehrt.

Und das ist das Andere: Ueberall hin zieht der Deutsche in die Fremde, und zwar nicht wie der Engländer, um zu herrschen, sondern um zu dienen. Freilich, es liegt in dem germanischen Wandertriebe und in der Uebervölkerung Mitteleuropas; aber er kommt nach Rußland und Frankreich wenigstens meist mit leeren Händen und mit der Bitte um Arbeit und Brod. Er bietet freilich dafür seine Redlichkeit, seinen Fleiß und seine Einsicht; aber er bleibt immer ein Bittender, und wenn dies auch früher weder ihm noch den Eingeborenen einfiel, da die russische Nation der deutschen nie durch schwere Kriege entfremdet war und beide viel-

mehr wiederholt im Kampf aufrichtige Waffenbrüderschaft geschlossen hatten — schon lange ist dies sowohl in Rußland als in Frankreich sehr zum Bewußtsein gekommen, und man kann im Interesse Deutschlands nur wünschen, daß man dort ein lebendigeres Gefühl dafür bekomme, daß Leute, die sich überall hindrängen, wo man sie nicht haben will, eine Rolle spielen, die so schlimm ist, als man nur denken kann. — Ist dies nicht so? Man sehe doch noch jetzt in Frankreich! Wie kann man es den Franzosen verdenken, daß sie Deutschland auch jetzt noch gering achten, wenn sie sehen, daß die eben zu Tausenden weggejagten Deutschen sich überall wieder eindrängen, um sich in ihren alten Stellungen von neuem einzunisten. Die Familienväter meinen wir nicht, die Haus und Hof nicht wüst stehen lassen können; aber daß eine Menge junger Leute in Frankreich wieder ein Unterkommen sucht, das macht sich wirklich sehr schlecht, und hier gilt das Sprichwort: Zur Thür wirft man sie hinaus, zum Fenster kommen sie wieder herein.

Man muß dies hören können, wenn man wirklich zur Einsicht der eigenen Schuld gekommen ist, und Kraft genug hat, auf eine wenig glänzende Vergangenheit zurückzublicken.

Dies Beides also, jene einseitigen Religions-Uebertritte und dieses nach Brodgehen überallhin haben Deutschlands Achtung in der Fremde wenig gefördert. Weil man die Deutschen wenig achtete, konnte Napoleon diese Geringschätzung wohl als einen moralischen Faktor mit in Anschlag bringen, der ihm, wenn nicht gleich Alles so ganz unglücklich gegangen wäre, später und auch beim Friedensschluß sehr zu Statten gekommen wäre.

Also einen unpopulären Krieg hat der Kaiser nicht geführt, auch mit den Deutschen nicht — die ausländische Presse hat darüber Deutschland nicht im Zweifel gelassen; nur sehr intelligente edle Persönlichkeiten standen auf deutscher Seite. — Das französische Geschrei jetzt gegen den Krieg, nach dem unglücklichen Ausgang desselben, beweist nichts, als die große innere sittliche Unzuverlässigkeit, die in Frankreich sehr allgemein zu sein scheint, wo der treulose Abfall der Nation von ihrem Herrscher auch den ehrenhaften Gegner seines Systems und des Krieges nur anwidern kann.

Warum führte aber Napoleon einen so schweren Krieg? Alles, was in Bezug auf die innern politischen Zustände sich darüber sagen läßt, ist so auf der Hand liegend, und so vollständig erörtert, daß man es als bekannt annehmen kann. Die Opposition wuchs so, daß der Kaiser vielleicht glaubte, nicht mehr so fortregieren zu können. Aber was hier doch weit mehr zu betonen ist, als es betont ist: das Concil hat ihn zum Kriege gezwungen, und ihn, ohne daß es beabsichtigt gewesen wäre, dadurch gestürzt. Da mußte er sich entscheiden für oder gegen das absolute Papstthum; er mußte auftreten für die Erhaltung der Rechte der Gallikanischen Kirche, oder er mußte sie preisgeben. Die Gallikanische Kirche erhalten wollen, hieß mit dem ganzen Ultramontanismus brechen, das heißt, die Zukunft aufgeben — sie preisgeben, hieß: der Opposition eine Waffe in die Hand geben, mit der dieselbe ihm unfehlbar in's Herz traf und zu einer Macht wuchs, die unbesiegbar war.

Im Lärm des ungeheuren Krieges den großen Kampf in Rom zunächst vergessen machen, und im Fall des Sieges nach den Umständen entweder sich auf Rom oder die Zeitansicht stützen — das hat den überraschenden Ausbruch des Krieges herbeigeführt, wenn derselbe auch sonst seit Jahr und Tag für möglich gehalten und in Aussicht genommen gewesen sein mag für gewisse Fälle.

Welches aber waren die Ursachen des Sieges? Allerdings war es nicht die höhere Bildung der Deutschen, aber die gründlichere und die durchgängig in der Nation vorhandene, die wesentlich dazu beitrug — der wahre Grund aber war die tiefere Sittlichkeit, die Gottlob noch auf dem Grunde der Frömmigkeit ruhte. Es ist dem offen blickenden Auge klar, daß weder die katholische Kirche noch die griechische in ihrer jetzigen Form und Erscheinung im Stande ist, die Völker sittlich zu erziehen; dies zeigen die sittlichen Zustände der Völker, die sich zu ihr bekennen, denn der deutsche Katholicismus kommt hierbei nicht in Betracht, weil die deutsche Bildung und Literatur eine durch und durch protestantische ist, auch in den katholischen Ländern. Der Bildung unserer Zeit entspricht diese religiöse Auffassung so wenig, wie die Kernlieder und orthodoxen Thorheiten der protestantischen Ultramontanen. Die in der Gotteserkenntniß fortgeschrittene Zeit will eine lebendige Kirche, keine Priesterkirche, kein Pfaffenthum. Die Ideen des Protestantismus haben gesiegt über die Ideen des Mittelalters, die zu ihrer Zeit, subjectiv wahr, Ausdruck inniger Frömmigkeit waren, Wälder lichteten, Dome bauten und Völker erzogen zur Sitte und zu Gott. So, wie die Dynastien fallen, die ihre Existenz an diese verlorene Vergangenheit knüpfen, so werden auch die Völker von der Macht abtreten, die sich nicht über sie zu erheben vermögen.

Mögen auch die Südländer und die Nordländer nie für Eine Form des Gottesdienstes sich einigen und immer darin Verschiedenheiten bieten, im Wesentlichen müssen sie sich näher treten, d. h.: es müssen die Ideen der Reformation endlich auch von den andern Kirchen acceptirt werden, oder das Germanenthum wird als Träger dieser Ideen auch Träger der Herrschaft Europas werden.

Arthur Schopenhauer als Mensch und Denker.*)

Schopenhauer tadelte einst diejenigen, welche der Lebensgeschichte von Philosophen eine besondere Beachtung schenken. „Sie gleichen denen, welche, statt mit dem Gemälde, sich mit dem Rahmen beschäftigen, den Geschmack seiner Schnitzerei und den Werth seiner Vergoldung überlegen.“ Gerade aber Schopenhauer's Leben und Lebensart verhält sich so äußerlich nicht zu seinem Denken, wie gewöhnlich der Rahmen zum Bilde. In unverkennbaren Zügen hängen seine allgemeinen Ideen zusammen mit den Ergebnissen und Erlebnissen seiner Natur, so daß seine Person, seine Lebensverhältnisse in vieler Hinsicht den Schlüssel zum Verständniß seiner Philosophie enthalten. — Die meisten bisherigen Bearbeitungen der Philosophie und des Lebens Schopenhauer's gingen von Männern (Gwinner, Frauenstädt, Lindner, Asher u. A.) aus, die durch ihr persönliches Nahestehen zu diesem Philosophen in ihrer Würdigung desselben, ohne es zu beabsichtigen, eine gewisse Einseitigkeit hervortreten lassen. Die vorliegende Schrift hingegen ist von einem Philosophen verfaßt, der weder ein besonderes Interesse für das System Schopenhauer's hat, noch zu der Persönlichkeit desselben sich hingezogen fühlt. In vorurtheilsfreier Darstellung versucht er die Hauptmomente der Philosophie und des Charakters jenes Mannes zu beleuchten und ihren Zusammenhang zu zeigen.

Der Vater Schopenhauer's, ein Kaufmann zu Danzig, war von Charakter leidenschaftlich, heftig, barsch, dabei etwas taub;

*) Von Prof. Dr. J. B. Meyer (Sammlung wissenschaftlicher Vorträge, herausg. von Virchow und Holtzendorff.) Berlin, Lüderitz.

die Mutter, Johanna — die bekannte Schriftstellerin — „eine alte Verstandesnatur." In seinen Memoiren bemerkte A. Feuerbach über dieselbe: „Eine reiche Wittwe, macht von der Gelehrsamkeit Profession, Schriftstellerin. Schwatzt viel und gut, verständig; ohne Gemüth und Seele. Selbstgefällig, nach Beifall haschend und stets sich selbst belächelnd. Behüte uns Gott vor Weibern, deren Geist zu lauter Verstand aufgesproßt ist." Am 12. Februar 1788 wurde unser Philosoph geboren, und er erhielt bei der Taufe den Namen Arthur, weil der Vater diesen in allen Sprachen gleich lautenden Namen für die Firma des Geschäftes, das der Sohn natürlich fortführen sollte, besonders passend hielt. Nach dem Tode des Vaters widmete sich Sch. den Studien und bezog im 21. Jahre die Universität Göttingen, woselbst er besonders naturwissenschaftliche und geschichtliche Vorträge hörte. Im Sommer 1813 wurde er, auf Grund seiner Schrift über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, von der Hallenser Universität zum Doctor promovirt. Da seine Vermögensverhältnisse ihm gestatteten, eine freie Lebensstellung zu behaupten, so blieb er fast während seines ganzen Lebens auf sich und auf den Verkehr mit einigen Freunden angewiesen und bildete so mehr schriftlich als durch das lebendige Wort sein philosophisches System: Die Welt als Wille und Vorstellung — aus. Den Ausgang seines Philosophems bildet unstreitig Kant, unter dessen Einfluß sich seine Ansicht von der Welt als Vorstellung entwickelte. Den ersten Fortgang zur Lehre von der Welt als Wille bestimmte sein Temperament unter dem Einfluß der von ihm so arg verspotteten Sophisten Fichte und Schelling. Die weitere Ausbildung seiner Ideenlehre bringt unter dem Einfluß Platon's ein seltsames Gemisch von Natur-Philosophie und Aesthetik zu Stande. Und am Ende wandern wir an die Ufer des heiligen Ganges, um aus indischer Weisheit das Princip der Seelenlehre und der Weltverneinung zu schöpfen. Das Leben ist Schein, alles Dasein beruht auf einem Daseinwollen und so muß auch alles Dasein Leiden sein. Diesen Schmerz des Daseins fühlen am Tiefsten die begabtesten Menschen, sie beklagen daher, von tiefer Schwermuth ergriffen, in einer solchen Welt der Täuschung und des Leidens die Schuld des Daseinwollens büßen zu müssen. Die Ueberzeugung von diesem Welt-Elend hat im Gegensatz zur optimistischen Juden-Lehre, daß Alles sehr gut sei, das Christenthum ausgesprochen in seiner Lehre von der allgemeinen Sündhaftigkeit, welche die Erde als Jammerthal erscheinen läßt. Aber das Christenthum hält noch die eitle Hoffnung auf ein besseres Jenseits fest. Nur in der uralten Weisheit des indischen Buddhismus findet sich die volle Wahrheit; hier ging die Erkenntniß auf, daß das Weltübel in der Weltbejahung, die einzig mögliche Erlösung in der Weltverneinung, das wahre Glück also im endlichen Aufhören dieser Scheinwelt, im Verfließen derselben in's leere Nichts zu suchen sei. So war Schopenhauer in seiner Lehre zu der weitgehendsten Lebensverachtung gelangt, trotzdem er in seinem Leben oft eine lächerliche Todesfurcht äußerte. Er bewahrheitete Voltaire's Ausspruch, daß die Menschen es wohl lieben, pessimistisch zu klagen, aber doch optimistisch zu leben. Unser schwarzgalliger Philosoph ließ es sich nach Kräften wohlsein in dieser schlechten Welt. Danach begreift man die Angst, die ihn befiel, als ihn in Italien die Nachricht von dem Sturz des Danziger Handelshauses traf, dem die Mutter den größten Theil ihres Vermögens anvertraut hatte. Seine Unzugänglichkeit war hauptsächlich eine Folge der geringen Aufmerksamkeit, welche seinen Schriften gezollt wurde und weil er keine Professur erhalten, und doch predigt er in seinen Schriften die Geringschätzung des Menschengeschlechts. In Neapel floh er vor den Blattern, aus Verona trieb ihn die Angst vor vergiftetem Schnupftabak, und aus Berlin trieb ihn im Jahre 1831 die Furcht vor der Cholera nach Frankfurt am Main, woselbst er 1860 starb. Derartige unbegründete Besorgnisse spielten auch in seinem späteren Leben noch eine Rolle, und Schopenhauer selbst gesteht einmal, wenn er nichts habe, was ihn ängstige, beängstige ihn eben dies, indem ihm sei, es müsse doch etwas da sein, das ihm nur eben verborgen bliebe. Deutlicher noch, als seine philosophischen Ideen, spricht diese Angst für die krankhafte Erregbarkeit seiner Natur. A.

Deutscher Geist und deutsche Art im Elsaß.*)

„Bekannt sind jene uralten Pergamente mit werthvollen Schriften, die später abgewaschen und durch einen neueren Text überdeckt worden sind. Erloschen und unlesbar ist jedoch die Grundschrift nicht, und kundigen Bemühungen gelingt es, sie in ihren Worten, in ihrem kostbaren Inhalt wieder herzustellen. Ein ähnliches Verhältniß tritt uns im neuen Reichsland entgegen: — deutsch ist die überdeckte, aber unvertilgbare Grundschrift, — deutsch sind durch uralte Sitte, Bildung und Stammeseinheit diese Marken! Und nicht einmal alten Datums ist diese Ueberdeckung. — Die Vorsehung hat jetzt eine neue geschichtliche Wandelung vollzogen, sie hat es gefügt, daß die mächtige, in manchem Betracht so ausgezeichnete Nation im Westen, mit eigener Entwickelung sich nicht begnügend, befangen im Glauben, über andere Völker herrschen zu dürfen, selbst die abschüssige Bahn einschlagen und so den Rechtsgrund zur Wiedervereinigung dieser Marken mit Deutschland herbeiführen sollte. Für ihre Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche ist ein zweifacher Rechtstitel gegeben: zunächst das Recht der Nothwehr, das unabweisbare Bedürfniß des Schutzes gegen Bedrohungen und Angriffe aus breiten Ausfalls-Pforten, sodann im höheren Sinne Deutschlands Hoffnung, diese Bevölkerung mit dem Bewußtsein der Blutsverwandtschaft wieder zu durchdringen und ihren geistigen und materiellen Bedürfnissen gerecht zu werden. Unsere Zuversicht wird schwerlich getäuscht werden. Der Baum, der noch zu Goethe's Zeiten in Kunst und Wissenschaft so deutsche Blüthen trieb, kann unmöglich die innere Natur seiner Art durch Pfropfung einzelner Zweige verloren haben. Trägt doch fast alles Monumentale im Elsaß den deutschen Stempel. — Noch überall anstehend finden sich feste Verzahnungen mit dem alten Mutterlande, finden sich in einer tausendjährigen Geschichte und dem echt deutschen und religiösen Leben der Bewohner, in ihren Anlagen und Neigungen, finden sich, vielfach wenigstens, nach der Richtung ihrer äußeren Interessen, finden sich in der dem Volke noch warm in's Gemüth gelegten Sprache, in dieser durch das alemannische Lied für alle deutsche Gauen verherrlichten oberrheinischen Mundart. Bei dieser Sachlage ist die deutsche Zugehörigkeit gegen Verjährung geschützt."

Mit dieser Rede, welche der Präsident Leuthaus am 13. Oct. vorigen Jahres bei Eröffnung des neuen kaiserlichen Appellationsgerichtes zu Colmar hielt, leitet Herr Scheube sein unter dem Titel „Deutscher Geist und deutsche Art im Elsaß" erschienenes Buch ein, und wir können ihm nur beistimmen, wenn er sagt, er

*) Kulturgeschichtliche Lebens- und Charakterbilder von H. Scheube. Berlin, F. Berggold, 1872.

habe für sein Buch kein besseres und zutreffenderes Geleitwort gewußt, denn sie decke vollständig die Idee, welche ihm bei Abfassung der Schrift vorgeschwebt, nämlich in einer Reihe von Skizzen und Geschichtsbildern darzulegen, daß das Elsaß urdeutsch und die Mühe nicht allzu schwer sei, die verwälschende Decke zu entfernen und das wahre Gesicht in seiner ganzen Frische und Herrlichkeit wieder zu Tage zu fördern.

Der Gedanke, in einer Reihe von Geschichtsbildern zu zeigen, daß schon vor mehr denn tausend Jahren der Athem des deutschen Geistes im Elsaß wehte, daß auch unter der Fremdherrschaft Kultur und Eigenart deutsch geblieben sind, und aus der Vergangenheit die besten und sichersten Hoffnungen für die Zukunft zu ziehen, erscheint uns ein sehr glücklicher, und wir dürfen hinzufügen, daß die Ausführung hinter dem Wollen nicht zurückgeblieben ist.

Es ist ein großes Stück Geschichte, das der Verfasser uns mit kundiger Hand und in großen Zügen zeichnet, einer Geschichte, bei welcher das deutsche Herz höher schlägt, das deutsche Auge freudig blitzt, wo aber auch Scham die Wange röthet und die Hand sich ballt ob der ungeheuern Schmach, die Deutschland im Elsaß angethan ward und die es dulden mußte, nicht weil es machtlos, sondern weil es uneinig, weil seine Fürsten eifersüchtig auf einander, sein Kaiser kein Mehrer des Reiches, sondern nur der eigenen Hausmacht war.

Es geht an uns vorüber Otfried, der Mönch von Weißenburg, der Begründer unserer deutschen Kunstpoesie, der Dichter der Evangelien-Harmonie und mit ihm lernen wir sein schönes, reiches Kloster und das so wesentlich von dem Leben der späteren Mönche verschiedene Leben seiner Gefährten kennen. Unter dem Titel „Ein Straßburger Bischof" wird Werinhar, der den Grundstein zum Straßburger Münster legte, und seine Zeit geschildert. Ihm reiht sich die Gestalt des Elsässers Bruno von Egisheim, als Papst Leo der Neunte geheißen, an, der wie der Verf. sagt, „als unerreichbares Vorbild menschlicher Tugend Alle überstrahlt, die je den Stuhl St. Petri bestiegen". Um Meister Gottfried von Straßburg gruppirt der Verfasser in geschickter Weise die Minnesänger des Elsaß und verknüpft damit eine wenn auch kurzgefaßte, so doch eingehende Abhandlung über die erste Blüthezeit deutscher Dichtkunst, an welcher das Elsaß einen so hervorragenden Antheil nahm. Im nächsten Bilde wird das sich immer stattlicher herausbildende Städte- und Bürgerthum behandelt, dann hält die neue Lehre ihren Einzug, und bald darauf beginnt der Anfang vom Ende, und nun führt eine Reihe von Bildern vor, wie das Elsaß allmählich, stückweis vom alten Reichslande losgerissen, wie Straßburg in schnödester Weise geraubt wird, wie aber das Volk jahrhundertelang seiner deutschen Art und Sitte, wie seiner Sprache, treu bleibt und erst mit der französischen Revolution ein Umschwung eintritt, der vorbereitet, was das zweite französische Kaiserthum mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln ausführte — die Französirung dieses urdeutschen Landes. Es war die höchste Zeit, daß es dem Mutterlande zurückgewonnen ward.

Die Geschichtsbilder werden bei dem großen Interesse, welches das neue Reichsland jetzt jedem Deutschen einflößt, gewiß lebhaften Anklang und weite Verbreitung finden. Wir wünschen lebhaft, durch diese Zeilen etwas dazu beigetragen zu haben, glauben aber doch, daß ihre Hauptaufgabe auf einer andern Seite liegt. Im Elsaß sollten sie wirken, den Elsässern ihre Zugehörigkeit zu Deutschland vor Augen bringen, ihnen klar machen, wie ihre ganze Kultur, ihre ganze Geschichte in Deutschland wurzelt, durch welchen ungeheuren Frevel sie von Deutschland getrennt wurden, daß man sie 1870 nicht erobert, sondern heimgeholt hat. Könnte das Buch zur Erfüllung dieser Aufgabe gelangen, so würde es eine That zu nennen sein.*) J. H.

Wanderungen in der Glockner-Gruppe.

Während noch im vorigen Jahrhundert das Besteigen hoher Bergspitzen fast ausschließlich als eine Strapaze angesehen wurde, der nur Waghälse sich ohne Noth aussetzten, sucht gegenwärtig allsommerlich ein immer größerer Theil unserer Bevölkerung auf den Bergen Erholung von der Berufsarbeit und reinigt sich in erfrischenden Kletterfahrten von dem Hauch der Grüfte, der unsere großen Städte umfängt. Bis in die versteckteften Seitenthäler hinein sind die Schweizer und die Tiroler Alpen das Ziel eines jährlich stärker werdenden Pilgerzuges, der die Cimbern und Teutonen der norddeutschen Tiefebene, theils wie zu den Römerzeiten mit Weib und Kind, theils als „Einspännige" zu den eisumstarrten Pässen der Helvetier und Noriker führt. Zum weitaus größten Theil folgt diese moderne Völkerwanderung altgewohnten Heerstraßen und begnügt sich, die Region des ewigen Schnees mit Neugier, aber mit Ehrerbietung aus mehr oder minder behaglicher Ferne zu erforschen. Allein es fehlt auch keineswegs an kühner angelegten Naturen, welche, betretene Pfade meidend, ihren Ruhm in der Erklimmung bisher jungfräulicher Bergspitzen oder in der Leistung halsbrechenderer Gletscherfahrten setzen. Nach dem Vorbilde Albions haben sich diese schwindelfreien Häuptlinge der Bergsteiger neuerdings auch in der Schweiz, in Oesterreich, in Deutschland zu Vereinen zusammengeschaart, deren überall rasch anwachsende Mitgliederzahl einen erfreulichen Beweis für die Verbreitung des Natursinnes und der Wagelust unter den Kindern des neunzehnten Jahrhunderts liefert. In zahlreichen Publicationen, die sich theils in den Jahrbüchern des schweizerischen, des österreichischen und des deutschen Alpenclubs zu jährlich wiederkehrenden Niederschlägen verdichten, theils als besondere Werke auftreten, werden die Ergebnisse dieser höheren Studien auch denen zugänglich gemacht, welche für ihre eigene Person sich mit niedrigeren Sphären begnügen.

Freunden dieses hochgeborenen Zweiges der Reiseliteratur darf ein im vorigen Jahre erschienenes Werk**) empfohlen werden, welches sich ausschließlich auf Wanderungen in der durch Höhe und Gestalt ihrer mächtigen Gipfel und durch Zahl und Ausdehnung ihrer Gletscherbildungen gleich ausgezeichneten Glockner-Gruppe beschränkt. Das Resultat mehrjähriger gemeinschaftlicher Bergfahrten zweier als besonders rüstige Steiger bekannter junger Männer, ist das stattliche, mit einer trefflichen Karte und mehreren wohlgelungenen Bergansichten in Farben-Lithographie ausgerüstete Buch gleichzeitig ein Denkmal der Erinnerung.

---

*) Aus dem Elsaß sind uns Reklamationen in Bezug auf das Buch des Hrn. Scheube zugegangen, die wir nicht unterdrücken dürfen. Derselbe hat nämlich die in unserm Blatte seit Jahren mit Ehren genannten elsässischen Forschungen des Hrn. Ludwig Spach in Straßburg zwar vielfach benutzt, aber nicht ein einzigesmal genannt. Es ist dies sehr zu beklagen. D. Red.

**) „Wanderungen in der Glockner-Gruppe". Von K. Hofmann und J. Stüdl. Mit einem botanischen Anhange von R. Hinterhuber und P. R. Hutter, einer Originalkarte der Glockner-Gruppe von P. Wiedenmann, 5 Farbenlithographien 2c. München, bei J. Lindauer, 1871. 392 S. Octav.

Denn den Einen seiner Urheber, Karl Hofmann aus München, traf am 1. September 1870, als er seine Schaar zum Sturm auf die Schloßmauer von Bazeilles führte, an dem größten deutschen Siegestage das tödtliche Blei. Man wird das Bildniß und den Lebensabriß des dreiundzwanzigjährigen Jünglings, den ein früher Heldentod seinem Berufe als Jurist und seiner Lieblingsneigung, der Erforschung der deutschen Alpenwelt, entriß, nicht ohne Bewegung am Eingange dieser Wanderungen erblicken: diese jugendfrische Gestalt verdient als ein Typus der gebildeten deutschen Jugend, welche unseren Heeren einen Theil ihrer gewaltigen moralischen und physischen Ueberlegenheit verlieh, in gutem Andenken zu bleiben.

In Gemeinschaft mit seinem Freunde Stüdl hatte K. Hofmann das Gebiet der Glockner-Gruppe, das Herz der Centralkette der Tauern, in mehrjährigen Bergfahrten auf das Gründlichste erforscht. Die Berichte über diese Wanderungen sind hier einfach zusammengestellt. In schlichter Rede veranschaulichen sie die Entbehrungen und die Gefahren, denen der Bergsteiger von Beruf trotzt, um seinen Hang zu befriedigen, aber auch die Genüsse, welche diese mehr als kühnen Kletterpartien dem Unerschrockenen bieten. Wissenschaftliche Zwecke im eigentlichen Sinne des Wortes sind es in der Regel nicht, von denen unsere Alpen-Klubisten bei der Auswahl ihrer Touren geleitet werden. Allein, indem das Gebiet unserer Beobachtungen sich erweitert, zieht die Wissenschaft aus ihren Leistungen indirect Nutzen; auch wird sie nicht selten durch die Wagelust solcher Wanderer in den Stand gesetzt, den Spuren derselben zu folgen und Forschungen an Orten vorzunehmen, die bis dahin als unzugänglich galten. Durch die Anlegung und die Verbesserung von Alpenhütten, sowie durch Auswahl und Schulung zuverlässiger Führer, machen sich Pioniere der Alpenwelt, wie unsere Glockner-Wanderer, aber auch um das große Publikum verdient, dem es dadurch ermöglicht wird, den Bereich seiner mehr der Erholung und dem Vergnügen gewidmeten Alpenfahrten bis zu den höchsten Gipfeln hinan und bis in die verborgensten Thäler hinein zu erstrecken. Die „Wanderungen in der Glockner-Gruppe“, die einen durch erhabene Naturschönheit hervorragenden Theil der deutschen Alpenwelt in höherem Maße als bisher der allgemeinen Kenntniß und Selbstanschauung erschließen, verdienen deshalb dem deutschen Publikum nachdrücklich empfohlen zu werden. F.

England.

Hobhouse's Erinnerungen an Lord und Lady Byron.

Die englischen Lords verstehen in nicht geringer Anzahl vortrefflich das Altwerden, ohne alt zu werden, so daß man ihnen, wie unserem Humboldt, das Wort der Alten nachrufen darf: glücklich sind, die da jung sterben! Lord Palmerston's geistige Frische im höchsten Alter ist weltbekannt; Lord Brougham schrieb seine Memoiren, nachdem er das achtzigste Jahr überschritten hatte, und Lord Broughton war ebenfalls den Achtzigern nahe, als er aus früheren Notizen die „Erinnerungen eines langen Lebens“ zusammenstellte, zur privaten Veröffentlichung, das heißt zur Mittheilung an seine nächsten Freunde, und der Edinburgh Review ist erst jetzt durch besondere Freundlichkeit ein Exemplar dieser 1865 gedruckten „Erinnerungen“ zur Einsicht überlassen worden und die Mittheilungen, welche sie daraus macht, sind nach vielen Richtungen hin interessant.

Lord Broughton, in England am besten unter dem Namen seiner Jugend, Hobhouse, bekannt, verdient nicht nur als einer der liberalsten Collegen Palmerston's genannt zu werden, sondern seine intime Freundschaft mit Lord Byron verleiht ihm beinahe ein noch höheres Interesse. John Cam Hobhouse, im Jahre 1786 als Sprößling einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie geboren, traf auf der Universität Cambridge mit Byron zusammen und war bald innigst mit ihm befreundet. Kaum dreiundzwanzig Jahre alt, machte er mit dem Dichter die denkwürdige Reise durch Portugal, Spanien, Albanien, Griechenland, die Türkei, welche in den ersten Gesängen des „Childe Harold“ verewigt und worin auch Hobhouse selbst poetisch geschildert ist.

Den Herbst von 1816 verlebte Hobhouse mit Byron in der Villa Diodati am Genfer See, nachdem der Dichter für immer England den Rücken gekehrt hatte wegen seiner ehelichen Zerwürfnisse, bei denen der Freund nach Möglichkeit seinen versöhnenden Einfluß zur Geltung zu bringen suchte. Hier wurde der dritte Gesang des „Childe Harold“ geschrieben. Hobhouse begleitete Byron fast bei alle den Excursionen, welche in dem Gedichte geschildert werden; er nahm Theil mit ihm an der geistreichen Gesellschaft der Frau von Staël in Coppet; er folgte seinem Freunde nach Italien, und konnte deshalb später seine so überaus werthvollen Noten zu dem vierten Gesang des „Childe Harold“ liefern.

Im September 1822 trennten sich die beiden Freunde in Pisa von einander, unter den rührenden Worten Byron's: „Entweder hättest Du nie kommen sollen, Hobhouse, oder nie gehen!“ Hobhouse ging nach England zurück und wurde eines der thätigsten Mitglieder des griechischen Comités in London, während sein Freund selbst in Griechenland kämpfte. Lassen wir nun Lord Broughton selbst erzählen:

„Freitag, den 14. Mai 1824 bald nach acht Uhr früh wurde ich durch ein lautes Klopfen an die Thür meines Schlafzimmers geweckt, und als ich aufstand, übergab man mir ein Packet Briefe, unterzeichnet „Sidney Osborne“ und per express an mich abgesandt. Auch ein Billet von Douglas Kinnaird fand ich dabei; als ich es öffnete, starrten mir daraus die Worte entgegen: Byron ist todt. Die Sendung war aus Corfu und enthielt auch Briefe an Byron's Verwandte, sowie Exemplare einer Proklamation der griechischen Regierung in Missolonghi über die zehntägige Krankheit und den Tod meines theuren Freundes. Die Proklamation decretirte, nachdem sie mit warmen Worten die anfängliche Furcht und Hoffnung und schließliche tiefe Trauer der Griechen geschildert, daß die Osterfestlichkeiten nicht stattfinden, daß die Läden drei Tage geschlossen bleiben, daß während zwanzig Tagen Landestrauer angelegt und beim Sonnenaufgang des nächsten Tages, des 20. April, siebenunddreißig Kanonenschüsse abgefeuert werden sollten, an Zahl gleich den Jahren des Dichterlebens.

In so vielen Dingen die Griechen jener Tage von einander abweichen mochten, — darin waren sie sämmtlich einig, daß sie mit dem Tode Byron's einen ungeheuren Verlust erlitten hatten. Der Einfluß, welchen der Dichter in Griechenland erlangt hatte, war ein ganz unbegränzter, und er hatte ihn stets nur zum wahren Besten des Ganzen angewandt. Lord Sidney Osborne sagt in dem Briefe an Mrs. Leigh (Byron's Schwester), daß wenn Byron niemals in seinem Leben eine Zeile geschrieben hätte, er doch während der letzten sechs Monate in Griechenland genug gethan habe, um seinen Namen unsterblich zu machen. Er

fügt hinzu, daß nur diejenigen, welche der Sache ganz nahe standen, sich eine Vorstellung machen könnten, welche Schwierigkeiten Byron hierbei zu überwinden hatte: er mußte die streitenden Parteien mit einander versöhnen; er verstand es, dem kriegerischen Treiben das Gepräge der Humanität und Civilisation zu geben, das ihm bis dahin fehlte; er hielt die Griechen davon ab, mit ihren mächtigen Nachbarn auf den jonischen Inseln sich zu verfeinden.

Mavrocordato nannte ihn „einen großen Mann" und bekannte, daß er jetzt nahezu rathlos dastehe, seit ihm Byron's Beistand fehle.....

„Donnerstag, den 1. Juli hörte ich, daß die „Florida" mit den irdischen Resten Byron's in den Dünen angelangt sei, und fuhr deshalb noch denselben Abend nach Rochester.

Die „Florida" ankerte in Gravesend, und ich kehrte nach London zurück, wohin mich Oberst Stanhope begleitete. Dies war Freitag, den 2. Juli. Den folgenden Montag ging ich mit Mr. Hanson wegen Byron's Nachlassenschaft zuerst auf das Gericht und von da nach der London-Brücke, wo ich ein Boot miethete, um zur „Florida" hinzurudern, die bei London Docks Buoy vor Anker lag. Ich fand Mr. Woodeson, den Todtengräber, an Bord und eben damit beschäftigt, den Spiritus aus dem großen Fasse zu entfernen, in welchem sich die Kiste mit dem Leichnam befand. Diese Kiste wurde aus dem Fasse herausgehoben und neben einen bleiernen Sarg auf das Deck gestellt. Ich blieb so lange dabei, bis die eisernen Bänder von der Kiste losgeschlagen waren, aber es war mir nicht möglich, dem Oeffnen weiter beizuwohnen, ich mußte mich in die Kajüte zurückziehen. Dort sah ich die versiegelten Papiere Byron's durch, welche er in Cephalonia niedergelegt hatte und die seitdem nicht mehr geöffnet worden waren. Der Capitän der „Florida", dessen Vater und Fletcher waren bei dieser Durchsicht gegenwärtig: wir prüften jedes einzelne Papier, fanden aber kein Testament, was die Anwesenden mit ihrer Namensunterschrift bescheinigten.

Nachdem die Leiche in den Sarg gelegt worden war und nach Erlangung der Erlaubniß seitens des Zollamtes begleitete ich den Todtengräber in der Barke mit dem Sarge. Viele Boote hatten sich indeß um das Schiff versammelt und auch das Ufer war dicht mit Zuschauern besetzt. Wir fuhren still den Fluß entlang und landeten bei der Schloßhof-Treppe. Von da wurde der Sarg und das kleine Kistchen, welches das Herz enthielt, nach dem Hause in der Georgs-Straße geschafft und dort in das zum Empfange bereite Zimmer niedergesetzt. Das Zimmer war ganz einfach schwarz behangen, sonst fehlte jede Ausschmückung, außer dem Byron'schen Wappen, das ganz roh auf ein tannenes Brett gemalt war.

Als ich wieder in meiner Wohnung in Albany anlangte, fand ich einen Brief von Mr. Murray vor, worin er mir mittheilte, daß Dr. Ireland es höflich abgelehnt habe, seine Erlaubniß zur Beisetzung Byron's in der Westminster-Abtei zu ertheilen; am nächsten Morgen erst erfuhr ich zu meinem größten Erstaunen, bei der Durchlesung von Ireland's Brief, daß Murray den Dekan in meinem Namen um diese Erlaubniß ersucht habe, während wir, meines Wissens, doch verabredet hatten, daß erst eine indirecte Anfrage an den Dr. Ireland ergehen solle, ehe man mit der bestimmten Bitte hervortrat ....

„Von Mrs. Leigh (Byron's Schwester), hörte ich, daß man die Beisetzung der Leiche in der Familiengruft zu Hucknall, Grafschaft Nottingham, wünsche. Von allen Seiten gab sich nun das regste Verlangen kund, noch irgend etwas von der irdischen Hinterlassenschaft Byron's zu Gesicht zu bekommen. Lafayette war gerade im Begriff, sich nach Amerika einzuschiffen; er schickte aus Havre einen jungen Franzosen zu mir, mit der schriftlichen Bitte, daß ich es demselben gestatten möge, den Dichter noch einmal zu sehen. Der Sarg war aber schon geschlossen worden, so daß diese Bitte unmöglich erfüllt werden konnte. Bald darauf kam ein anderer junger Mann an Bord der „Florida" und bat mich in den beweglichsten Ausdrücken, daß ich ihm doch den Anblick des Verstorbenen gestatten möge, und viele Andere umdrängten das Schiff, die gewiß gern dieselbe Bitte gethan hätten. Er war bitter enttäuscht, als ich seinem Wunsche nicht willfahren konnte; und als ich ihm ein Stückchen von dem Baumwollenzeuge gab, in welches der Leichnam eingehüllt gewesen war, strömte er von Dank über und barg es sorgfältig in seinem Taschenbuche. Mr. Phillips, der Akademiker, bat um die Erlaubniß, den Todten malen zu dürfen, aber ich hörte von Mrs. Leigh, daß die Züge ihres Bruders so entstellt gewesen seien durch die Mittel, welche man zur Conservirung des Leichnams anwandte, daß sie ihn kaum wiedererkannte. So verhielt es sich auch wirklich; denn als ich endlich den Muth gefaßt hatte, mir die Leiche anzusehen, fand auch ich sie so vollständig verändert, daß ihr Anblick mich lange nicht so tief berührte, wie der seiner Handschrift oder der Sachen, die er im täglichen Gebrauch gehabt hatte."

Der Leichenzug brach von Nottingham am 16. Juli auf. Hodgson, der Uebersetzer des Juvenal und Oberst Wildman von Newslead folgten ihm als Trauernde.

„Der Bürgermeister und die Corporation von Nottingham schlossen sich dem Trauerzuge an, der beinahe eine Viertelmeile (engl.) lang war, und, da er sich sehr langsam fortbewegte, fünf Stunden bis nach Hucknall brauchte. Der Anblick dieses Zuges, wie er sich durch die Dörfer Papplewick und Lindley hinzog, erregte Gefühle in meiner Brust, die ich nimmer vergessen werde.

„Der Kirchhof und die kleine Kirche von Hucknall waren so gedrängt voll, daß ich nur mit Schwierigkeit der Leiche bis an den Altar folgen konnte. Der Contrast zwischen der reichen Decoration des Sarges und der Urne und der ärmlichen Dorfkirche war außerordentlich groß. Man erzählte mir nachher, daß die Kirche und der Kirchhof bis zum späten Abend gedrängt voll blieben und daß man das Gewölbe erst am nächsten Morgen schließen konnte.

„Zu erwähnen habe ich vergessen, daß es mir angemessen erschienen war, bei Lady Byron anfragen zu lassen, in welcher Weise sie die Begräbnißfeier angeordnet haben wollte; ich bat Mrs. Leigh, an sie zu schreiben und um Mittheilung ihrer Wünsche zu bitten. Ihre Antwort lautete, daß wenn Byron selbst hierüber keine bestimmte Anordnungen getroffen habe, die Sache sich jedenfalls bei mir in den besten Händen befände. Unter dem Briefe stand als Nachschrift: „Ich habe nichts dawider, daß Sie diesen Brief Herrn Hobhouse zeigen."

„Ich war bei der Verheiratung dieser Dame mit meinem Freunde gegenwärtig und half ihr in den Wagen steigen, der Braut und Bräutigam ihrer Hochzeitstour entgegenführte. Wir schüttelten einander herzlich die Hände und ich wünschte ihr alles mögliche Glück. Darauf antwortete sie mir: „Wenn ich nicht glücklich würde, so könnte es nur durch meine eigene Schuld geschehen."

Was Hobhouse über das unglückliche eheliche Zerwürfniß Byron's dachte, das geht ungefähr aus folgender Stelle hervor:

„Im April und Mai 1830 hatte ich viel Zeit damit verbracht, Byron's Angelegenheiten zu ordnen und mit seinen Freunden zu berathen, wie man am besten den falschen Behauptungen der



Lady Byron über den Grund ihrer Scheidung von ihrem Gatten entgegentreten könnte. Tom Campbell hatte es übernommen, die Verleumdungen der Lady über den Verstorbenen zu widerlegen, aber obgleich er zweifellos einer unserer besten Dichter war, so zeigte er sich doch ebenso gewiß als ein sehr ungewandter Rechtsanwalt in dieser guten Sache, und erreichte deshalb nur sehr klägliche Resultate. Ich berieth mit meinen Freunden, besonders mit Lord Holland, was nun zu thun sei; letzterer war entschieden dafür, daß man die Sache fortan todtschweigen solle, wobei er geltend machte, daß die Lady sich weit mehr ärgern würde, wenn man gar keine Notiz mehr von ihr nähme, als wenn man ihr in dem Streite eine bedeutende Rolle einräumte. Meine Absicht war es durchaus nicht, die Lady überhaupt zu ärgern; ich hatte nur den Wunsch, meine Pflichten gegen meinen Freund zu erfüllen, und ich hoffte dies gethan zu haben, indem ich zum rechtzeitigen Gebrauch die ausführliche und peinlich genaue Darstellung des wirklichen Sachverhaltes hinterlasse. In diesem Augenblicke muß ich mich noch damit begnügen, zu versichern, daß es nicht Furcht war, die Byron dazu bewog, sich von seiner Frau zu trennen; im Gegentheil, er war vollständig bereit, vor Gericht zu erscheinen und die ganze Sache der Oeffentlichkeit zu übergeben."

So stehen uns denn nach dieser Seite hin noch wichtige Enthüllungen in Aussicht, die jedenfalls ein höheres Interesse beanspruchen, als die meisten anderen Enthüllungen ähnlicher Art. Die ganze Angelegenheit ist an sich eine so widerwärtige, daß wohl der Wunsch nahe läge, sie endlich vollständig zu den Akten gethan zu sehen; nach den unerhörten Angriffen jedoch, welche der Dichter gerade wegen dieses ehelichen Verhältnisses hat erfahren müssen, darf man es seinen Freunden und Verehrern gewiß nicht verargen, daß sie sehnlichst auf eine ausreichende Rechtfertigung des großen Mannes warten, der neben unleugbar überströmender Subjectivität und Selbstsucht doch auch ganz ungewöhnliche Lichtseiten des Charakters aufzuweisen hatte, welche den Schwächen desselben mindestens die Wage hielten. Besonders darf es nie übersehen werden, daß Byron's Persönlichkeit hinterlistig von Denen angegriffen und mit Verleumdungen überschüttet wurde, welche weder Geist noch Ansehen genug hatten, um den ihnen verhaßten liberalen Meinungen des Dichters mit irgend welcher Aussicht auf Erfolg entgegenzutreten. Diesem Gezücht gegenüber wird Byron stets als ein Ritter St. Georg erscheinen, der den Drachen sozialer Vorurtheile nach den verschiedensten Richtungen hin siegreich bekämpft hat.

E. De.

Frankreich.

Bretonen und Sachsen.

In der diesjährigen Nummer 6 der „Gartenlaube" findet sich eine anziehende Schilderung mit Abbildung „in den Kasematten von Ulm".

Hier führt uns die gewandte Feder des Herrn Verfassers unter einer Gruppe französischer Kriegs-Gefangener auch die prächtige Gestalt Virgile Thuicq's aus Brest vor, der — blauäugig und rothblonden Haares — von sich und seinen Volks-Genossen behauptet, sie seien keine Franzosen, sondern Sachsen! Verfasser erblickt darin einen Hinweis auf die angeblich im fünften Jahrhunderte aus Britanien herüber gekommenen Bretonen, ruft damit aber die stärksten ethnographischen und geschichtlichen Bedenken wach.

Zunächst besteht jene Sage vor heutiger Geschichts-Kunde nicht mehr. Gallien und Britanien waren vor römischem und später germanischem Einbruche beide von Kelten bevölkert. In vierhundert Jahren grausamer Unterjochung gelang den Römern, ihre Sprache allmählich den Galliern aufzuzwingen. Sie waren nahezu damit fertig, als ihre Herrschaft über Gallien durch die der Franken, Burgunden und Gothen abgelöst und beseitigt ward; aus italischer Gewalt kam das Land in germanische. (Gerade kein glänzender Anfang französischer Geschichte!)

In den beiden äußersten Zipfeln des Landes waren die Römer aber nicht mit Vertilgung der keltischen Muttersprache zu Ende gekommen: im Nordosten reden die Wallonen eine Mundart, deren Romanisch sehr stark mit Keltischem durchsetzt ist (Aehnliches zeigt sich in einzelnen französischen Thälern der Wasichen oder Vogesen); und im Nordwesten, in der Bretagne, wird noch reines Keltisch gesprochen. Möglich, daß Briten, die den Angeln, Jüten, Friesen und Sachsen auswichen, dazu gekommen sind; nun würden diese sich wohl nicht „Sachsen" nennen, wie Virgile Thuicq thut, da sie ja gerade vor den Sachsen über den Kanal geflohen sein sollen, um bei ihren Stammes-Genossen auf dem Festlande Zuflucht zu finden.

Der gemeinsame keltische Wortstamm „Bret" darf hier gar nicht mitsprechen; er kommt durch ganz Frankreich häufig genug vor, z. B. Villers Bretonneux in der Picardie, zwei Breteuil im Isle de France u. s. w. In früheren Jahrhunderten beirrte eben die keltische Sprache der Bretagne, da man nicht ahnte, daß ganz Gallien einst so gesprochen.

Die Sage liebt öfters die gerade Umkehr des geschichtlichen Verhältnisses. So erzählt Wittekind Karl dem Großen, die Sachsen stammten aus Britanien, während sie doch als Eroberer hinüber gingen. Die Gothen rückten vom Schwarzen Meere an die untere Weichsel, und einzelne ihrer Schaaren setzten nach Skandinavien über; die Sage kehrt es um. Dasselbe gilt in Betreff der Longobarden und Burgunden, nach welch letzteren Bornholm heißet. Bei der Einwanderung aus Osten nach Westen saßen auch Griechen weit eher in Klein-Asien, denn ihre Stammes-Genossen in Hellas drüben, ohne daß deshalb die Annahme einzelner Rückwanderungen ausgeschlossen wäre.

Kehren wir zu Virgile Thuicq zurück. Wäre er Kelte, so könnte er sich also nicht Sachse nennen, und wäre wohl eher dunkel-, denn blauäugig und rothblond. Beides, Sachse und Kelte zu gleicher Zeit, kann er doch nicht sein. Wie nun aber?

Die Sache mag sich folgendermaßen verhalten: Ein halbes Jahrtausend vor der normännischen Völker-Wanderung, ehe diese nordischen Wikinge gewaltig wurden, waren die niederdeutschen Sachsen der Schrecken aller Meere. Im dritten Jahrhundert nach Christi Geburt hatten sie ihre Niederlassungen längs der ganzen nördlichen und westlichen Küste Galliens, trotz der römischen Herrschaft im Lande. Römische Schriftsteller wissen von sächsischen Ansitzen bis nach Bordeaux hin zu erzählen.

Ist also überhaupt etwas daran, wenn jener Virgile Thuicq sich selber einen Sachsen nennt, so muß er aus einem Küsten-Striche der Bretagne stammen, wo die Bewohner ihre uralten Ueberlieferungen getreulich bewahrt haben. Die Sache weiter zu verfolgen, wäre äußerst anziehend, und man wäre für die Mittheilung — trotz nicht zutreffender Erklärung — dem Herrn Verfasser zu Danke verpflichtet. Es müßte in dieser Richtung weiter geforscht werden, wenn man auch kaum hoffen darf, in

diesem oder jenem Schifferdorfe heute noch Spuren sächsischer Sprache zu finden.

Bekannt ist, daß viele Bretonen in ihrer leiblichen Erscheinung heute viel Germanisches haben.

Vielleicht findet der Herr Verfasser in diesen Zeilen, wenn sie ihm zu Gesichte kommen, die Aufforderung, uns nähere Anhalte zu bieten.

Rastatt. Hermann Pfister.

Italien.

Michelagnolo Buonarotti als Dichter.*)

Erst im vorigen Jahre hat die Meisterhand Karl Witte's an der Spitze von Eduard Böhmer's „Romanischen Studien" eine literarhistorisch überaus schätzbare Abhandlung unter dem Titel „Zu Michelagnolo Buonarotti's Gedichten" veröffentlicht (vergl. Nr. 18 des diesjährigen „Magazin) und dabei eine ganze Reihe von Sonetten des großen Künstlers in deutscher Uebersetzung wiedergegeben; jetzt liegt uns schon wiederum eine Uebertragung der lyrischen Ergüsse dieses verschwenderisch begabten Genius vor, der die Welt des Schönen nach allen Richtungen beherrschte. „Le Rime di Michelangelo Buonarotti" hat Herr Hans Grasberger in Wien für die Bremer Miniaturbibliothek klassischer Schriften des In- und Auslandes in „Nachdichtungen" dem deutschen Publikum vorgelegt und eine in ästhetischer Hinsicht lobenswerthe Arbeit geliefert. Der Uebersetzer, der sich gegen allzustarke Anforderungen von „Wörtlichkeit" durch den Ausdruck „Nachdichtungen" verwahrt hat und dem es an dichterischem Verständniß seiner Aufgabe keineswegs gebricht, ist im Allgemeinen der 1863 in Florenz erschienenen, kritischen Prachtausgabe von Cesare Guasti gefolgt und stützt sich demnach auf die in dem florentinischen Original-Manuscript niedergelegte Version der Poesieen Michelagnolo's. (Die Schreibart „Michelangelo" hat sich als durchaus unbegründet erwiesen.) Die Abweichungen dieses Textes von dem der Vaticanischen Original-Handschrift sind also vom Uebersetzer nur insofern mitbenutzt worden, als Cesare Guasti sie in seiner Ausgabe durch Vermittelung einer von Michelagnolo dem Jüngeren, jenem Verschlimmbesserer des Oheims, gefertigten Abschrift berücksichtigt hat. Der Wortlaut der Vaticana, mit welchem des Neffen Abschrift nicht überall übereinstimmt, ist Herrn Grasberger, wie es scheint, unbekannt geblieben.

Einen Vorzug der gegenwärtigen Uebertragung bildet ihre Vollständigkeit. Grasberger hat 90 Sonette und 5 Bruchstücke von solchen, 98 Madrigale und 2 Fragmente von solchen und 61 Terzinen, Stanzen, Canzonen und Epigramme übersetzt. Der poetische wie der philologische Werth dieser „Umdichtungen" ist allerdings sehr verschieden; einzelne sind, wenn man die große Schwierigkeit in Betracht zieht, vortrefflich; andere hätten einen leichteren Fluß haben können, doch ist das Bestreben des Uebersetzers, den Gedankenschatz des Originals treu und in möglichster Fülle zu reproduciren, durchgängig wahrnehmbar. Auf jeden Fall, sollte selbst im Einzelnen ein strengeres Urtheil gerechtfertigt sein, muß man dem Dolmetscher eines Michelagnolo Vieles zu Gute halten. Es redet aus des Meisters Sonetten und Madrigalen die Kraft einer gewaltigen Individualität, die sich mit Ungestüm, oft fast mit Wildheit der schwierigsten Kunstform bemächtigt und eine ureigene Fülle lebendiger Anschauungen, aber auch der sprödesten und schärfsten Wendungen in die zarten Gefäße überfeinerter Lyrik zwängt. Viele der Sonette namentlich scheinen wie mit Hammer und Meißel gearbeitet, während die Sucht der Italiäner jener Zeit, wo es irgend angeht, epigrammatische Spitzen und geheimnißvolle Anspielungen einzustreuen, die Klarheit des Grundgedankens abschwächt und den Leser leicht auf Irrwege führt.

Die größte Aufmerksamkeit verdienen auch in dieser Sammlung die Sonette auf Michelagnolo's gefeierte Freundin Vittoria Colonna, die Wittwe des berühmten Feldherrn Marchese Pescara, eine Frau, die der Liebe eines Titanen in der Kunst, wie der eines Helden, gleich würdig gewesen ist. Michelagnolo's ihr gewidmete Verse bezeugen, daß auch der Greis noch einer tiefen, feurigen Leidenschaft fähig war, daß aber die Würde und der Seelenadel des Gegenstandes der Neigung die Gluth des Gefühls milderte und ihm maaßhaltende Formen, eine gesänftigte Sprache vorschrieb. Die Uebersetzungen, welche Karl Witte im ersten Heft der „Romanischen Studien" von mehreren dieser erotischen Sonette gegeben, tragen den Stempel der Kennerschaft an sich und sind meistentheils den von Grasberger gebotenen Spenden durch Präcision überlegen. Auch braucht Herr Grasberger zu häufig den männlichen Reim, was dem italiänischen Versbau, der nur weibliche Reimung kennt, zuwider ist und vollends für die Reproduction italiänischer Sonette nicht recht passen will. Indessen selbst diese Art Reimung ist zuweilen nicht übel gewählt und nicht minder kommt es vor, daß Grasberger sogar den Meister im Fach der Wiedergabe italiänischer Dichtung an Treue und Bestimmtheit des Ausdrucks hinter sich läßt. Das 48ste Sonett, eines der Vittoria Colonna übersandten, scheint uns von Grasberger schärfer wiedergegeben, als von Witte, bei dem man die Hauptpointe der Schluß-Terzine vermißt.

Das Sonett lautet in der Grasberger'schen Uebertragung:

Zuweilen mehrt die Säumniß den Gewinn
Und ist erhöhtes Glück des Harrens Lohn,
Doch ach, was hat das Alter noch davon?
Wie Windhauch schwindet späte Freude hin.

Und der Natur, dem Himmel spricht es Hohn,
Wenn ich im Alter, wo sonst kalt der Sinn,
Durchglüht von später Liebe Gluthen bin
Und hab' ein Jahr für jede Thräne schon!

Doch Muth! ob auch schon bald der Tag entweicht,
Nur mehr von Westens Rand die Sonne scheint
Und Nacht und kalter Nebel rückt heran —

Wenn Lieb auf halbem Weg uns erst beschleicht,
Dann ist, was ich als Ende schon vermeint,
Doch nur die Hälfte meiner Erdenbahn.

Dieser Schluß des Gedichtes soll auf ein Sprichwort anspielen, nach welchem der Mensch erst auf der Hälfte seines Lebensweges von der Liebe überfallen wird. Michelagnolo war in dieser Liebesepoche ein Sechziger und die schöne Marchesa bereits hoch in den Vierzigern; 1525, bei dem Tode ihres Gatten, hatte sie schon 35 Sommer gezählt. Da aber in diesem Verhältniß der Künstler der leidenschaftliche Theil war, während Vittoria's Neigung nicht das Maß inniger Freundschaft und Hochachtung für den Mann und den Künstler überschritt, so wirft die Constellation keinen Anschein von Lächerlichkeit auf das Paar und am wenigsten auf die Frau, welche der Pflichten ihrer

*) Le Rime di Michelangelo Buonarotti. Nachdichtungen von Hans Grasberger. Bremen, J. Kühtmann, 1872. (XVI u. 213 S.)

Stellung stets eingedenk blieb. Auch sie war eine hochbegabte Natur und eine solche, wofern sie ihre Würde zu wahren weiß, ist eine ebenbürtige Gefährtin des Genius. Der Seelenadel einer durch Geist und Anmuth bezaubernden Frau hat oft mächtigen Segen für die Kunstübung gespendet, und Michelagnolo, den die Hoheit einer, wie es schien, unverwelklichen Schönheit fesselte, hat in seinen Dichtungen ihr unsterblichen Dank ausgesprochen, reicheren noch, als die Gaben des Meißels und der Palette, die er ihr dargebracht. Eine weit größere Anzahl von Sonetten und Madrigalen, als die Kritik bisher annahm, sind, nach Herrn Grasberger's richtiger Bemerkung, auf Michelagnolo's Verehrung für Vittoria Colonna zu beziehen; sie war über ihren Tod hinaus (der schon im Februar 1547 erfolgte) der Mittelpunkt seiner Dichtung; an ihr hat sein Herz sich verjüngt, ihre Gunst war der Trost seines Alters, ihr verdankte er die wärmste Anregung für sein Schaffen, denn er war in das Stadium getreten, wo auch der selbstschöpferische Genius der Anregung von außen her bedarf.

Als ein Versuch, das Seelenleben dieses gewaltigen Heroen der Kunst dem Verständniß deutscher Leser näher zu bringen, hat des Herrn Grasberger Unternehmen ästhetische und literarhistorische Bedeutung und wünschen wir ihm für den weiteren Fortschritt auf seiner Bahn den besten Erfolg.

Trauttwein von Belle.

Italiänische Miscellen.

1. Das Geheimniß der etruskischen Sprache.

Zu den manchen großen wissenschaftlichen Entdeckungen, welche wir deutschem Scharfsinne auf sprachlichem Gebiete verdanken, ist jetzt eine neue höchst folgenreiche getreten. Das Geheimniß der etruskischen Sprache und damit des etruskischen Volkes selbst ist endlich enthüllt. Daß man diese Sprache nach und nach von den allerverschiedensten Sprachen hat herleiten wollen, ist bekannt; vor einer Reihe von Jahren wurde einige Zeit mit ihrer semitischen Abkunft starker Schwindel getrieben, während in Wahrheit die Untersuchung nach K. O. Müller keinen Schritt weiter gefördert hat. W. Corssen, dessen Forschungen über die altlateinische und die ihm verwandten italischen Sprachen so Vieles aufgeklärt haben, hat nun nach jahrelanger Beschäftigung mit dem bisher aller wissenschaftlichen Bemühung spottenden Etruskischen den Zauber gelöst; es hat sich ihm ergeben, daß dasselbe eine rein italische, mit dem Lateinischen, Umbrischen und Oskischen blutsverwandte Sprache ist, die in ihrer Lautgestaltung und Formbildung so regelmäßig und sinnreich, wie eine der verwandten. Gründliche und vorsichtige Kenner, denen einzelne Theile der Untersuchung bekannt geworden, haben sich durch das Schlagende der Entdeckung überrascht gefühlt. Das druckfertige Werk, welches eine so weit reichende Enthüllung wissenschaftlich darlegen soll, wird unter dem Titel: „Ueber die Sprache der Etrusker, von W. Corssen, mit Abbildungen von Alphabeten, Inschriften und Bildwerken" in der Teubner'schen Buchhandlung in Leipzig erscheinen. Der Verfasser, der 1870 die großen Todtenstädte Etruriens und die Museen Italiens und Siciliens bereist hat, um aus eigener Anschauung die genaueste Kenntniß der etruskischen Inschriften und sonstigen Alterthümer zu gewinnen, wird auch die neuesten Ausgrabungen noch verwerthen und besucht deshalb jetzt jene Stätten noch einmal. Das Buch wird im ersten Theile die sämmtlichen etruskischen Sprachdenkmäler, auch die in Oberitalien und Rhätien, erklären, im zweiten eine vollständige Formenlehre (Laut-, Wortbiegungs- und Wortbildungslehre) bieten, wobei auch die Eigennamen volle Berücksichtigung finden, und mit der Darstellung des Charakters und der Herkunft des Etruskischen schließen. So dürfen wir denn hoffen, bald das Dunkel einer Sprache vollständig gelichtet zu sehen, von der noch Niebuhr trotz Lanzi u. A. behauptete, nur zwei Wörter seien richtig gedeutet, nämlich avil ril (vixit annos). War Bopp's Entdeckung des indogermanischen Charakters der keltischen Sprache höchst bedeutend, so wird diese an Wichtigkeit durch Corssen's Entzifferung des Etruskischen weit überboten, die dadurch eine bisher uns stumme Sprache erst zu reden und zugleich Zeugniß von einem so wunderbaren Volke zu geben beginnt. Ehre dem deutschen Forscher, dessen eindringendem Scharfsinne es gelang, den in nächtliche Tiefe versenkten Schlüssel glücklich an das Licht des Tages zu bringen! (K. Z.)

2. Gregorovius von der Stadt Rom geehrt.

Die Allg. Ztg. berichtet aus Rom, 15. Juli: „In der vorgestrigen Sitzung des Gemeinderaths gelangte folgender Antrag zur Discussion und Abstimmung: Dem Verfasser der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" ein öffentliches Zeugniß ehrender Anerkennung seiner Verdienste dadurch zu geben, daß das consiglio comunale Rom's für den ununterbrochenen und schnellen Druck der italiänischen Ausgabe des Werkes Sorge trage. Der Antragsteller, Marchese Vitelleschi, zeigte mit beredten Worten die Bedeutung dieses Werkes, in welchem Gregorovius der Stadt Rom ihre aus Urkunden geschöpfte Civilgeschichte gegeben hat. Er beanspruchte für dasselbe das Recht der römischen Nationalität, weil es auch ein wirkliches Produkt Rom's sei, entstanden auf römischem Boden, aus 17 Jahre langen Mühen und Arbeiten. Sein Antrag wurde mit allgemeiner Zustimmung angenommen; die Ausführung wurde der Junta überwiesen. Dies erregt hier unter allen römischen Freunden von Gregorovius eine wahre Freude. Wie dieser Beschluß ihm zur höchsten Ehre gereicht und in der Geschichte der Literatur ein seltenes Ereigniß ist, so ehrt es nicht weniger den römischen Gemeinderath und die neue Hauptstadt Italiens. Sie legt durch ein öffentliches Zeugniß von dem neuen Geist ab, der in ihr jetzt zur Herrschaft gelangt, da Rom berufen ist, dereinst auch das wissenschaftliche Haupt Italiens zu sein. Auch in Deutschland wird man diese Sympathie-Erklärung und die Auszeichnung ehren, welche ein Deutscher von Rom empfängt. Es war wohl eine seltene Fügung, daß ein deutscher Mann es sein mußte, der Rom seine bürgerliche Geschichte des Mittelalters schrieb, und daß er diese in demselben Augenblick beendigte, wo das Mittelalterthum mit dem Sturze der weltlichen Papstmacht sein Ende nahm. Man wünschte hier eine römische stattliche Ausgabe des Werkes zu machen, jedoch ist dies für jetzt unmöglich, da die schon in Venedig angefangene fortgesetzt werden muß. Von ihr erschien vor Kurzem der zweite Band, welcher nicht weniger als sechs Jahre gebraucht hat, um dem ersten zu folgen. Die venetianische Edition wird nun jetzt schnell beendigt werden. Das Municipium votirte vorerst 10,000 Lire für diesen Zweck. Erst nach dieser kann eine neue Ausgabe später von der Stadt besorgt werden."

3. Der Vesuv.

Ueber die letzte Katastrophe des Vesuv veröffentlichte Professor Palmieri, der Director des Observatoriums in Neapel, einen ausführlichen Bericht unter dem Titel: Incendio Vesuviano del 26. Aprile 1872, von welchem ein Abdruck in Berlin in Denicke's Verlag erscheint. Unter allen Schriften über den Vesuv

gebührt dieser wohl die größte Aufmerksamkeit. Die Verdienste Palmieri's sind bekannt, aber in besonderer schöner Erinnerung steht noch seine für die Wissenschaft unschätzbare Ausdauer, welche er bei dem gedachten Naturereigniß bewahrte, als er dicht an dem tobenden Vulkan, in drohendster Lebensgefahr, von Vielen bereits zu den zahlreichen Opfern des Ausbruchs gezählt, seine Beobachtungen machte, welche er jetzt veröffentlicht. — Gleichzeitig mit dem italiänischen Original wird in demselben Verlage eine deutsche Uebersetzung von Professer Dr. C. Rammelsberg in Berlin besorgt und bevorwortet erscheinen. Beide Ausgaben werden mit 6 Tafeln Original-Abbildungen versehen sein.

Nord-Amerika.

Freie Chinesen in Amerika.

Vor Kurzem brachten wir, gestützt auf mehrere uns vorliegende Berichte, deren Glaubwürdigkeit über jedem Zweifel erhaben ist, Mittheilungen über die unmenschliche Behandlung, welche den aus China oder Indien importirten Kulis in den britischen Colonien Amerika's zu Theil wird und wie namentlich in Britisch-Guyana und auf Mauritius die alte Sclaverei nur in neuer Form wieder auflebt, nur mit dem Unterschiede, daß früher Afrikaner die Opfer dieses Menschenhandels wurden, während er jetzt mit Asiaten getrieben wird. Dieselben Berichte hoben hervor und wir verfehlten nicht, ebenfalls darauf aufmerksam zu machen, daß die Ueberführung der Kulis nach den Colonien, die, wie sie jetzt gehandhabt werde, bald ihr Ende erreichen müsse, in richtiger, humaner Weise betrieben, von unendlichem Vortheil für Hebung der Kultur und des Wohlstandes sein müsse, und es erscheint uns jetzt von nicht unwesentlicher Bedeutung, daß wir von einer ganz anderen Seite dieses Urtheil nicht nur bestätigt finden, sondern daß den nach Amerika einwandernden freien Chinesen eine nicht unwichtige civilisatorische Aufgabe zuertheilt wird. Der „New-Yorker Demokrat" spricht sich nämlich in einem „Die gelben Himmlischen und die weißen Arier in diesem Lande" überschriebenen Artikel folgendermaßen aus:

„Im „Congregationalist" berichtet ein Geistlicher über den Eifer und den Fleiß, mit welchem die Söhne des himmlischen Reiches, die bei uns einwandern, um durch schwere Arbeit ihre irdische Lage zu verbessern, sich auch der Aufgabe ihrer geistigen Bildung unterziehen. Der Berichterstatter sagt, sie zeigten sich wahrhaft hungrig nach Kenntnissen und geben einen großen Theil ihres sauer erworbenen Arbeitslohnes mit Freuden für Bücher und Lehrer aus. Mancher bezahle einen Privatlehrer für sich allein, Andere studirten in ihren Schlafstellen während der Nacht. Die geringste Aufmerksamkeit und Unterstützung, welche man ihrer Lernbegierde zu Theil werden lasse, werde mit einer Freude und Dankbarkeit von ihnen aufgenommen, welche zu Thränen rühren könne. Im Anfange hätten sie ihre Abende mit Spielen zugebracht, jetzt aber suchten sie ihre Erholung im Lernen. Dem Gebrauche des Opiums hätten sie entsagt und unter 74 hätte er nur 7 gefunden, welche Taback rauchten. Fleiß, Talent, Treue, Reinlichkeit, Sparsamkeit, starke Unterscheidungsgabe und Liebe zum Lernen sind ihre Charaktereigenschaften."

„Das sind die Heiden, unter denen unlängst die Christen von Los Angelos in Californien ein Blutbad anrichteten, fügt der „New-York-Demokrat" dieser Schilderung hinzu und zieht nun einen Vergleich zwischen der Aufführung der armen chinesischen Arbeiter und der der weißen Nichtarbeiter im Süden der Vereinigten Staaten, welcher gar sehr zum Nachtheile der letzteren ausfällt."

„Es ist Thatsache", heißt es weiter, „daß namentlich in Mississippi und Süd-Carolina die Thätigkeit des geheimen Ordens, an dessen Spitze Generäle und politische Wortführer der „Ex-Rebellen" standen, hauptsächlich gegen die Schulhäuser für die farbige Rasse gerichtet war, und daß diese und alle Schullehrer aus den Districten, wo die Kuklux ihr Wesen trieben, vollständig verschwanden. Es ist eine weitere Thatsache, daß der letzte Sieg der demokratischen Partei in Texas hauptsächlich dadurch herbeigeführt wurde, daß die arischen Demagogen es verstanden, durch den Mehraufwand in den Staatsausgaben, der zu Schul- und Erziehungszwecken gemacht worden war, eine Mehrheit auf ihre Seite zu ziehen. Wozu gebraucht man auch in der Politik einer demokratischen Republik Schulen und ein gebildetes Volk? Genügt es für die Zwecke dieser nicht, Parteien und Parteiführer zu haben? Ist der Inhalt dieser „Politik" etwas Anderes, als die Frage, welcher der Parteien die Herrschaft und damit die Beute zufallen solle? und hat das Volk eine andere Bestimmung, denn als Mittel zu diesem Zwecke zu dienen?"

Der Artikel schließt mit der Bemerkung, daß wenn die Entwickelung der „demokratischen" Institutionen bis zu diesem Punkte gelangt wäre, die Frage entstehen könne, ob es nicht gerathen wäre, das hochgeborene arische Blut, namentlich im Süden der Union, durch massenhafte Beimischung ehrlicher, fleißiger, mäßiger, sparsamer und lernbegieriger Söhne des „himmlischen Reiches" zu regeneriren? „So lange nicht die allgemeine und größtmögliche Bildung der Massen zum Hauptaugenmerk unserer nationalen Politik erhoben wird, sehen wir für unsere demokratischen Institutionen kein Heil der Zukunft erblühen!" lautet die Nutzanwendung der vielleicht etwas tendenziös gefärbten, im Ganzen aber das Gepräge der Wahrheit tragenden Schilderung. Und dieser Satz dürfte mit kleinen Abänderungen auch in jeder europäischen und jeder deutschen Zeitung stehen. Auch für unsern nationalen Fortschritt und Aufschwung ist die wahrhafte Bildung der Massen von unendlicher Wichtigkeit; nur durch sie kann den utopischen Wühlereien der Internationalen Einhalt gethan werden, und wie in Amerika haben die Bestrebungen zur Verbreitung dieser Bildung ihre erbittertsten Feinde in den Reihen Derer, welche die Herrschaft als ein ihnen seit Jahrtausenden zukommendes Recht, die Ausbeutung des ihnen sonst gehörigen, frohnpflichtigen Volkes, durch die Junker als einen Paragraphen in Gottes Weltordnung betrachten. Aber ein Unterschied ist doch zwischen den demokratischen Junkern Amerika's und den feudalen Junkern Deutschlands. Erstere dürfen ganz offen für ihre selbstsüchtigen Zwecke agitiren, die Letzteren wagen nicht mehr, unumwunden damit hervorzutreten; zu stark sind in Volk und Regierung die ihnen entgegenwirkenden Strömungen. Das föderative deutsche Reich hat also auch in dieser Beziehung keine Ursache, mit Neid auf die föderirten Staaten Nordamerika's zu blicken.



Kleine literarische Revue.

— **Beiträge zur Geschichte Berlins während des 30jährigen Krieges.***) Der Verein für die Geschichte Berlins fährt lebhaft mit der unlängst begonnenen Publikation von bezüglichen Dokumenten und Schriftstücken fort. Kürzlich ist das sechste von Archivar Fidicin edirte Heft erschienen, welches die spärlichen, theils im Geh. Staats-, theils im Berliner Stadtarchiv befindlichen Nachrichten über Berlin während der Zeit des 30jährigen Krieges enthält. Die Sammlung selbst, die mit der an dem Herausgeber rühmlich bekannten Sorgfalt zusammengestellt und wiedergegeben ist, beginnt erst mit dem Jahre 1636 und giebt uns vor Allem einen Einblick in die überaus traurige Lage der Hauptstadt während der Jahre 1639 und 40, in denen dieselbe in gleicher Weise von feindlicher Einlagerung, Pest und Hungersnoth bedrückt war. Drastisch schildert dies der „Extract aus denen auf dem Berlinischen Rathhause befindlichen Actis sub anno 1640": „Wie groß die Noth in Berlin-Cöln gewesen, zeiget ein von eximirten, Räthen und der Bürgerschafft unterm 15ten Februar 1640 übergebenes Supplicat, worin es wörtlich heißt: Die Soldaten hätten Alles verheeret, Meyereien und Scheunen wären theils abgebrandt theils stünden sie leer, die Städte könnten die ihnen auferlegte contributiones nicht mehr aufbringen, man möchte, wenn man diesen nicht glauben wollte, selbst die officiers und Soldaten, so die executiones verrichtet, fragen: Wie sehr die Einwohner durch die verschiedene feindliche Brandschatzungen, und über 20 Jahr continuirte Executiones und Contributiones, so tieff in Armuth gesetzet, daß keiner seine eigne Last mehr tragen könnte. Das Kammergericht läge darnieder, die Literati lebten in höchster Dürftigkeit, weilen die Parthen kaum selbst Lebensmittel hätten, folglich auf Prozeß nichts wenden könnten, die Hoff-Diener hätten wegen erschöpfter Cassen und dahero zurückbleibender Besoldung auch nichts, theils wären dieselben in Preußen abwesend und hätten bloß ihr Weib und Kind, so ebenfalls am Hungertuch nagten, hier zurückgelaßen, kein Kauff- und Handelsmann wäre vor Raub und Plündern, weder in noch außerhalb Landes sicher, deßwegen auch die Negotia darniederlägen. Die Residentzien müßten dahero gleich andern Städten zur Wüsteney werden, und bäthen sowohl eximirte als Rath und Bürgerschaft, der Statthalter möchte, wie er wohl könnte, sie um Christi Willen erhören und denen Bedrängten helffen." — Der Statthalter, an den die Supplicanten sich wenden, ist der mit dem Regierungsantritt des großen Kurfürsten in Ungnaden gestorbene Graf Adam Schwarzenberg, der, obgleich während der ganzen Epoche gut österreichisch gesinnt, dennoch dem Lande weder von den Oesterreichern noch ihren Feinden, den Schweden, Schonung erlangen konnte. Was dem Lande damals durchaus fehlte, war ein stehendes Heer, das seine Gränzen schützen, seine Festungen besetzt halten konnte.

Auch den Berlinern machte Schwarzenberg es nicht recht. Als er im Jahre 1641 ohne dringende Nothwendigkeit den Officieren, die die Hauptstadt vertheidigen sollten, die Abbrennung der Vorstädte nachgegeben hatte, wandte sich die Doppelstadt Berlin-Cöln Beschwerde führend an den Kurfürsten, und nach dem plötzlich erfolgten Tode Schwarzenberg's, stellte der Rath der Städte das Ersuchen an den Kurfürsten, den Sohn Schwarzenbergs für diesen Fehler seines Vaters verantwortlich zu machen. Ob mit Erfolg, wissen wir nicht. J.

*) Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin. Heft VI. Berlin, Decker, 1872.

— **Karl Grün: Kulturgeschichte des sechszehnten Jahrhunderts.***) Das Losungswort auf dem Gebiete der Geschichtschreibung unserer Tage ist „Kulturgeschichte" geworden. Kein dankbarerer Stoff freilich als dieser, doch zu gleicher Zeit auch kein schwierigerer! Im Grunde nur eine der vielen Seiten der Geschichtsdarstellung, setzt die Kulturgeschichte doch die unbedingte, selbständig verarbeitete Kenntniß aller bei ihrem Darsteller voraus und wird nur dann von Erfolg gekrönt sein, wenn sie mit innerem Werth Schönheit der Form verbindet. — Viele fühlten sich auf diesem Gebiete berufen, doch nur Wenige sind die Auserkorenen, denn nicht Jedem ist es gegeben, das Werk, zu dem seine Kraft vielleicht ausreicht, auch richtig anzufassen. So sehen wir im Laufe der letzten Jahre Kulturgeschichten der Menschheit entstehen und noch sind die nothwendigen Vorbedingungen hierzu, die Kulturgeschichten einzelner Zeiten, einzelner Völker bei weitem nicht in genügender Zahl vorhanden. Mit Freuden werden wir daher jedes Werk begrüßen, daß eine derartige Leistung sich zur Aufgabe stellt.

Dies ist nun auch mit Karl Grün's Kulturgeschichte des XVI. Jahrhunderts der Fall. Das Buch, das uns heute vorliegt, ist, dem Vorworte nach, der Niederschlag einer Reihe von Vorträgen. Die leichte Form des Vortrages ist auch dem Niedergeschriebenen nicht ganz entschwunden. Doch wenn dies auch für die Lektüre eine Annehmlichkeit ist, so hat es der Gründlichkeit des Buches vielleicht doch Eintrag gethan; es wird, wie im Vortrage natürlich, unendlich viel berührt; die mannigfachsten Saiten klingen an, doch leichten Fußes schreitet die Grün'sche Muse darüber hinweg, ohne ihren Gegenstand erschöpfen zu wollen. Grün ist, wie gesagt, ein guter Erzähler, und daher liest sich sein an Materialien fast zu reiches Werk angenehm und leicht; würde er sich nicht dieser leichten Darstellungsweise befleißigt haben, so wäre es ihm auch kaum gelungen, auf verhältnißmäßig geringem Raume die Kulturentwickelung Italiens, Deutschlands, Frankreichs, Englands und der Niederlande in dieser hochwichtigen Periode darzustellen. Der Vertiefung gerade dieses Gegenstandes bei einem ausgesprochen deutschen und protestantischen Darsteller wäre es vielleicht dienlich gewesen, Deutschland in den Mittelpunkt des Ganzen zu stellen und die Kulturentwickelung der übrigen Völker nur in ihrer Beziehung zu deutscher Kultur darzustellen. Doch dies vielleicht ein andermal. J.

*) Leipzig und Heidelberg, Winter, 1872.

Literarischer Sprechsaal.

Mit großer Genugthuung erfahren wir, daß die in unserer vorigen Nummer erwähnte, von einem Mitgliede des Centralvorstandes des „Vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen", Herrn Stadtrichter Lehfeldt, angeregte Idee zur Abhülfe der Berliner Wohnungsnoth und Baracken-Calamität vielfachen Anklang gefunden und daß Schritte zu einer erfolgreichen Realisirung dieser Idee geschehen sind. Es ist bereits ein Comité des künftigen Vereines zur Beschaffung billiger Wohnungen zusammengetreten, dem sich von Seiten des Magistrates Herr Oberbürgermeister Hobrecht und Herr Stadtrath Hübner angeschlossen und welches sich zunächst die nachstehenden Gesichtspunkte als Aufgabe gestellt hat:

1) Herstellung wohlfeiler Fachwerk-Bauten ohne doppelte Gränzmauern der Häuser;

2) Vertheilung der zu erbauenden Wohnhäuser auf verschiedene Theile der Umgebung Berlins, um nicht einen besondern „ärmeren Stadttheil" zu gründen;

3) Beschaffung möglichst vieler neuer Zweige der bestehenden Eisenbahnen, sowie von Pferdebahnen tief in das Herz der Stadt hinein, und zwar mit Fahrpreisen der mäßigsten Art. (Die kürzlich in Betrieb gesetzte neue Staats-Rundbahn, sowie die Berlin-Görlitzer Bahn dürften dazu die nächsten Ausgangspunkte liefern.)

Als zur Anlegung solcher Kolonieen geeignete Territorien wurden städtische und fiscalische Grundstücke an der äußeren Peripherie des Weichbildes der Stadt bezeichnet, welche Grundstücke zur Zeit gar keinen oder nur einen sehr geringen Ertrag gewähren, z. B. die städtischen Ländereien hinter Treptow, die zum Preise von jährlich zwei Thalern pro Morgen kaum einen Pächter finden. Der Oberbürgermeister stellte die Geneigtheit der städtischen Behörden dar, dem Vereine diese Ländereien auf 30 bis 40 Jahre als Baugrund zu verpachten, und mehrere der in der Conferenz anwesenden Kapitalisten erklärten sich zur Zeichnung ansehnlicher Summen zu einem sehr niedrigen Zinsfuße bereit.

Es bleibt zu wünschen, daß bei Anlegung dieser Kolonieen der Gesichtspunkt maaßgebend bleibe, daß nicht große, hohe Häuser gebaut werden, sondern daß, wie in England, jeder Familie ein kleines Häuschen mit Vorgarten auf die ganze Pachtzeit, die der Magistrat bewilligen will, gegen Zahlung einer mäßigen Rente zugewiesen werde. Gerade dieser Modus ist es, der in England und anderwärts sowohl in sanitätlicher, als in social-politischer Hinsicht so außerordentlich gute Erfolge gehabt hat.

Ueber die Nordpolfrage und die neuesten Nordpolar-Expeditionen sind vier neue Berichte in den letzterschienenen Heften der „Geograph. Mittheilungen" enthalten: 1) Dr. Löffler's hydrographische Beiträge; 2) Bericht über Capitän Carlsen's Entdeckung der 300 Jahre alten holländischen Winterhütte auf Nordost-Nowaja Semlja und erschöpfende Abhandlung über die merkwürdigen Erlebnisse und Beobachtungen der Holländer (mit 4 photolithographischen Bildern nach den Originalen) 3) Heuglin's Aufsatz über die Land-Säugethiere von Nowaja Semlja und der Waigatsch Insel, nach seinen Beobachtungen auf der Rosenthal'schen Expedition in 1871, nebst einem Aufsatz von Prof. Fraas über Heuglin's geologische Untersuchungen in Ost-Spitzbergen 1870, und endlich 4) eine Uebersicht der gegenwärtig im Gange befindlichen oder demnächst in See gehenden neuen Nordpolar-Expeditionen, von Dr. Petermann (mit Originalkarte der großen Eingangspforte in die centralen Nordpolar-Regionen), und worin über die amerikanische Expedition unter Hall via Baffin-Bai, Capitän Tobiesen's Expedition zur Umfahrung von ganz Spitzbergen u. s. w., Whymper's Expedition zur Erforschung des Innern von Grönland, Graf Wiltschek's Expedition nach Spitzbergen und Nowaja Semlja, die österreichisch-ungarische Expedition unter Weyprecht und Payer, Capitän Svend Foye's und Capitän Jensen's Dampfschifffahrten ins Sibirische Eismeer, die fünfte große schwedische Nordpolar-Expedition unter Prof. Nordenskiöld und die Unternehmungen von Ikhunikof, Meinert und Pavy ausführlich berichtet wird.

In dem vom Germanischen Museum herausgegebenen „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" theilt Herr Dr. Ed. Jacobs in Wernigerode ein bisher noch nicht bekanntes, höchst interessantes, Philippus Melanthon unterzeichnetes, an den bei der Reformation in Cöln in hervorragender Weise betheiligten Grafen Heinrich zu Stolberg und Wernigerode (1509—1572), Domdechanten zu Cöln und Stammherrn aller gegenwärtigen gräflichen Familien Stolberg, gerichtetes Schreiben im lateinischen Originale mit. Dasselbe wurde in dem gräflich Stolbergischen Archive zu Ortenberg entdeckt, befand sich bei dem Archivstücke: „Doctoris Martini Lutheri Vaticinium de Seditione Nobilium in Germania 1544", und ist datirt: „Cal. Januarij 1544". Das Schreiben spricht sich sehr herb über eine Schrift und deren „calumnias et sophismata" aus, „quae Collegium Coloniense contra Episcopi Reformationem congessit", und sagt mit Bezug auf die darin enthaltene Verherrlichung des Bilderdienstes und Marien-Cultus: „Hoc modo, si ludere liceat, possit homo argutus excusare etiam cultum Palladis, Cereris, Dianae, sicut certe sapientes ethnici cogitarunt. Stabiliunt celibatum et multa manifeste falsa, quare non longa refutatione opus est. Nec ego ignoro consuetudinem longi temporis magnum tyrannum esse, et difficile nobis esse, convellere ea quae tam longa vetustate confirmata sunt, et tot Patrum ac Sanctorum exempiis excusantur."

Ueber den Einfluß der Nahrungsmittel auf Völker-Zustände und Kulturgeschichte bringt die „Allg. Zeitung" vom 5., 6. und 7. Juli einen anziehenden, von Moritz Wagner verfaßten Artikel. Wir entnehmen demselben folgenden Passus über den verderblichen Einfluß der Häufigkeit der Fasttage auf die Arbeitskraft und die Lebens-Energie der betreffenden Bevölkerung:

„Jede arbeitende Bevölkerung, jede Gemeinde, welche auch nur fünfzig Fasttage jährlich hat, an denen sie dem die Arbeitskraft fördernden Fleischgenuß aus religiösen Gewohnheiten entsagt und dafür keinen genügenden Ersatz durch andere eiweißreiche Nährstoffe empfängt, wird, neben einer Bevölkerung, die sich diese Entsagung nicht auferlegt, neben einer Nachbargemeinde, welche nicht durch Fasten ihre Arbeitskraft schwächt, im Wohlstand und Fortschritt zurückbleiben. Die verschiedenen Gemeinden in den religiös gemischten Kantonen der Schweiz bieten hierfür die schlagendsten Beweise. Die orientalischen Muhammedaner enthalten sich bekanntlich während der vierzig Ramazan-Tage des Essens von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, und bringen den Tag dann meist schlafend oder in träger Ruhe zu. Die orientalischen Christen der verschiedenen Confessionen haben jährlich 80 bis 100 Fasttage, und halten dieselben so streng, daß sie während dieser Zeit sogar Milch und Eier nicht genießen, selbst nicht in Binnengegenden, wo Fische selten sind, und daher die ausschließlich vegetabilische Kost die Kraft der Bewohner sichtbar schwächt. Ist es da zu verwundern, wenn die eingewanderten deutschen Colonisten, z. B. die schwäbischen Protestanten in den blühenden Ansiedelungen Transkaukasiens, welche täglich Fleisch essen und kräftig arbeiten, den in ihrem religiösen Wahn fastenden und faullenzenden Orientalen in jeder Beziehung es weit zuvorthun, in Leistungsfähigkeit, Wohlstand und Bildung?"

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Mattbäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.



Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 10. August 1872. [№ 32.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Die neue Zeit im Spiegel zeitgemäßer Philosophie.*)

Wenn alle geistigen Erscheinungen in einer Zeit als charakteristische Lebenszeichen derselben aufzufassen sind, darf die Thatsache, daß die Philosophie in das Leben hinabsteigt und über die Schranke der Gelehrtenkreise hinaus dem Volke sich zu nähern beginnt, zu den günstigsten Zeichen der Zeit gerechnet werden und gewiß zu den wichtigsten! Allerdings kommt in unseren Tagen, dem demokratischen Geiste der Gegenwart gemäß, diesem Streben der auf allen Feldern des Wissens und Könnens vordrängende Trieb nach Popularisirung zu statten und es ist keineswegs baare Verleumdung, daß hierbei manches Hohe und Tiefe breit getreten wird und gar manche marktschreierische Oberflächlichkeit sich aufbläht; indessen, sollen wirklich Leben und Wissenschaft eins sein oder eins werden, so muß man schon einzelne Auswüchse jenes Triebes mit in den Kauf nehmen, und man wird es alsdann wenigstens etwas minder ungern; ist das wahrhaft Volksthümliche Dasjenige, was das Volk bildet, erhebt und mit den zeitlichen Mängeln des Daseins aussöhnt, unter der Masse des dargebotenen Stoffes deutlich genug erkennbar und an einzelnen Erscheinungen scharf und energisch ausgeprägt. Die wahre, echte Wissenschaft des den Gesetzen der göttlichen Weltordnung dienstbaren Geistes verleugnet auch im Gewande volksthümlicher Darstellung weder ihre Würde noch ihren inneren Beruf, und sie wird um so heilbringender, je weiter sie die Kreise ihrer beiehrenden Thätigkeit um das Volksleben ausspannt.

Einen hervorragenden Platz im Bereich dieser Bestrebungen haben die von dem Prager Professor der Philosophie, Hermann Freiherrn von Leonhardi seiner Zeit angeregten und geleiteten Arbeiten des Philosophen-Kongresses behauptet. Herr v. Leonhardi steht dem Leben seines Volkes nicht fern; er ist von der praktischen Wichtigkeit der Prüfung aller großen Fragen des Gedankens tief innerlich durchdrungen und er hat deshalb seinem und seiner Freunde Wirken von vornherein eine praktisch-sociale Richtung gegeben. Nicht bloß die Hegelianer, welche in den Kreislauf der Selbstproduction ihres dialektisch sich abspinnenden Weltgeistes alle Spitzen und Kanten des Universums einzuschachteln wissen und neuestens sogar auf die moderne Gesellschafts-Wissenschaft sich verlegt haben, damit der „Weltgeist" immer auf der Höhe der Situation verbleibe, sondern auch die Anhänger von Baader, Krause und Schopenhauer, also die verschiedenartigsten Denker, haben die Bahn der volksthümlichen Forschung beschritten und den Beweis geliefert, daß es ihnen längst zum Bewußtsein gekommen, wie viele schwer wiegende Fragen es giebt, die dem Volke an's Herz greifen, von deren gedeihlicher Lösung das Wohl und Wehe auch des niedrigsten Tagelöhners abhängt.

Jene Sammlung philosophischer Aufsätze, die Freiherr v. Leonhardi unter dem Titel „Die neue Zeit" mit mehreren Gesinnungsgenossen Krause'scher und Baader'scher Richtung herausgiebt, ist das inhaltreiche Emporium dieser zeitgemäßen Tendenz. Der jetzt vorliegende zweite Band, welcher dem ersten in diesen Blättern bereits besprochenen gefolgt ist, bildet ein buntfarbiges, werthvolles Mosaik metaphysischer, religions- und socialphilosophischer Betrachtungen, welche ein durchaus unabhängiger Denker-Standpunkt adelt, ein ehrenhafter Freimuth und männliche Entschiedenheit des Wahrheitsdranges selbst in ihren schwächeren Partien empfiehlt. Der selbständig Denkende kann nicht aller Welt Ansicht sein und nicht jedweder Modenarrheit des weltläufigen Unverstandes den Kopf vor die Füße legen. Das ist gewißlich wahr, aber ebenso wahr ist, daß das Recht zu solcher Abweichung nicht bloß den Schreibern, sondern auch den Lesern von Büchern zusteht. Wir können die Meinung des Herrn v. Leonhardi und die seiner Freunde nicht überall theilen, und gerade in den religionsphilosophischen Abschnitten am seltensten, wo der Pfleger eigenartiger Ueberzeugungen immer die kleinste Schaar unbedingter Glaubensgenossen findet. Und doch besitzt die hier vorgetragene Religionsphilosophie für jeden Gebildeten eine große Anziehungskraft, weil sie an den Grundstock der Einsichten und seelischen Erfahrungen des Jahrhunderts unmittelbar sich anschließt. Der Protestantismus ist als geistige Macht eines Zeitalters ein Weltprincip der ganzen jetzt lebenden Christenheit, ein Weltprincip auch der katholischen Welt, sogar der äußersten Ultramontanen; indem sie ihren „altkatholischen" Widersachern die Waffe räsonnirender Kritik entgegenhalten, zeigen sie sich von dem Geiste des philosophischen Protestantismus, von der kritischen Schärfe des Zeitgeistes mitbehaftet, denn sie haben ihr bestes Schlachtschwert den Gegnern entlehnt und sie sprechen oft genug die Sprache ihres Jahrhunderts. Ferner aber, die sogenannten „Altkatholiken", was wären sie denn geistig ohne die feste Stütze der im Protestantismus verkörperten religiösen Idee? Es mag hierbei völlig gleichgültig sein, durch welchen salto mortale Etliche dieser neuen „Altkatholiken", welche bis zum 18. Juli 1870 in den vordersten Reihen der ultramontanen Glaubensstreiter gekämpft haben, urplötzlich auf dem Boden der Denkfreiheit angelangt sind und welches neunte oder zehnte Weltwunder nunmehr das Tridentinische Concil, den dogmatischen Ankergrund der Altkatho-

*) „Die neue Zeit." Freie Hefte für vereinte Höherbildung der Wissenschaft und des Lebens im Geiste des Philosophen-Kongresses den Gebildeten aller Stände gewidmet. Zweiter Band. Herausgegeben von Dr. Hermann Freiherrn von Leonhardi. Prag, F. Tempsky, 1872. IV.—VI. Heft. Ein Bd. gr. 8.

liken, mit dem Fruchtboden aller freiheitlichen Menschenbildung identisch setzt. Nicht „Protestkatholiken“ sind sie in Wahrheit, sondern Halbprotestanten; sie sind im Uebergange zum Protestantismus begriffen, sie können, ohne unehrlich zu sein, nicht mehr den Tridentinischen Katechismus bekennen. Daß der unfehlbare Papst die letzte, unrettbare Consequenz der unfehlbaren Kirche ist, mit anderen Worten, daß die Unfehlbarkeit der Kirche bei dem monarchischen Zuge der Entwickelung zuletzt in der Unfehlbarkeit des Oberhauptes der Kirche gipfeln mußte, war ein Sachverhältniß, das den denkenden Köpfen unter den Ultramontanen, z. B. einem Friedrich Schulte, bereits vor Jahrzehnden hätte klar sein müssen. Nur wenn sie den protestantischen Geist frei über sich walten läßt und den Gliederungen der protestantischen Welt sich anschließt, hat die „altkatholische“ Bewegung unseres Erachtens eine Zukunft. Sonst wird sie zu den vielen Sekten, die schon bestehen, bloß noch eine neue mehr in's Dasein gerufen haben. A quoi bon? Etwa, um die geistige Zersplitterung der deutschen Nation zu heben?

Die Sympathieen, welche die zum Protestantismus neigenden Denker der altkatholischen Bewegung widmen, sind ebenso begreiflich, als innerlich begründet. Das Dogma von der Unfehlbarkeit des römischen Bischofs hat zu tief gegen die Freiheit der Wissenschaft verstoßen. Allein die Kritiken, welche Franz Hoffmann und Herr v. Leonhardi in dem vorliegenden Bande der „neuen Zeit“ den Schriften über das Vaticanische Concil angedeihen lassen, klären uns auch nicht minder über die Stimmung der katholischen Universitätslehrer auf und stellen uns den Altkatholicismus sozusagen als den Universitäts-Cultus der katholischen Lehrfreiheit vor Augen. Dieselbe war freilich schon in den Tagen von Hermes und Günther und nicht erst bis auf Baltzer herab eine petitio principii oder besser ein pium desiderium. Der Katholicismus verträgt sich nun einmal mit der Kunst sehr gut, mit der Wissenschaft schwer, wogegen das kirchliche Princip der Protestanten, während es mit der bildenden Kunst meist auf sehr gespanntem Fuße gelebt, aller Halsstarrigkeit extremer Orthodoxie ungeachtet, der Wissenschaft sich günstig erwiesen hat. Das geschah vermöge der Aufmunterung, „frei in der Schrift zu forschen.“

Es ist keine Beeinträchtigung des Standpunkts der Altkatholiken, wenn wir behaupten, daß sie längst auf protestantischem Boden befindlich sind. Die Reformation war eine kulturhistorische That, welche durch keinerlei Zugeständnisse ihres Widerparts rückgängig gemacht werden kann. Mag dies im Interesse der geistigen Einheit unserer Nation vielleicht mit einigem Rechte beklagt werden: wer sein Volk achtet, denkt groß genug von der ihm innewohnenden Lebenskraft, um zuversichtlich zu glauben, daß es trotz alledem über die zerspaltende Kluft wird hinwegzukommen wissen. Der deutsche Geist ist auf eine freiere Einheit gerichtet, als ein dogmatischer Compromiß, wie Döllinger ihn vorschlägt, sie gewähren könnte; in dieser Hinsicht hat Daniel Schenkel, das Haupt der deutschen Protestanten-Vereine (im April-Heft des Jahrgangs 1872 seiner „Kirchlichen Zeitschrift“) ein treffendes Wort ausgesprochen. Der Dogmatismus, welcher das Heil der Welt in abstracten Lehrsätzen beschlossen meint, hat gerade von der deutschen Philosophie den tödtlichen Streich empfangen, und man kann bei den Mitarbeitern der „Neuen Zeit“, bei Herrn v. Leonhardi und seinen Freunden nachlesen, wie weit diese philosophische Weltanschauung vom Tridentinischen Autoritätsglauben entfernt ist. Daß die Reformation Verinnerlichung, also Vergeistigung des Christenthums gebracht habe, wird hier laut anerkannt. Mag man auch mit Leonhardi den Kultur-Verdiensten des Mittelalters die unbefangenste Hochachtung zollen und andererseits weder alle Ueberlieferung noch alle Autorität verwerfen, die Religion des Mittelalters kann nicht mehr der Glaube der Neuzeit sein, selbst nicht in verjüngtem Gewande. Es hilft, wie der Heiland gesagt, blutwenig, wenn man neue Flicken auf ein altes Kleid setzt. Aber auch die Philosophie wird nicht mehr durch abstracte Formeln die Menschen begeistern und mit sich fortreißen. Die Zeitfragen beherrscht man nicht mehr durch die Abstraction von dem geschichtlichen Entwickelungsgange der Dinge, der noch andere Hebel und Kräfte kennt, als man in vereinsamter Studirstube wahrnimmt. Die Zeitfragen gehören dem Leben an und eine Coalition von Philosophen verschiedenster Schule beweist schon an sich, daß die Macht des Lebens über den Wortstreit der Formeln zu siegen versteht. Das ist ein großer Trost in einer nach Trost ringenden Zeit. Können wir nicht Allem zustimmen, was diese Tröster uns darbieten, so freuen wir uns doch, sagen zu dürfen: es sind Ehrenmänner, die das Gute wollen und den Truggestalten des Bösen und des Unfriedens der Geister muthig den Krieg erklären! Trauttwein von Belle.

Zur religiösen Frage.

Wissen, Glauben, Handeln — diese drei Gebiete des menschlichen Lebens und Denkens stehen in einem innigen Zusammenhange; sie wirken wechselseitig auf einander ein, und jedes von ihnen bildet die nothwendige Ergänzung der anderen. Da das menschliche Wissen von der Erscheinungswelt abhängig und begränzt ist, die Motive aber zu den Handlungen des Menschen weit über diese Gränze hinaus gehen, und gerade die edelsten und erhabensten Thaten durch Ideen hervorgerufen werden, deren Wahrheit nie von dem Verstande erforscht, sondern allein von der Vernunft anerkannt werden kann, deshalb bedarf es auch der von der Vernunft gebilligten Glaubenssätze, der Religion, als Grundlage der über das gewöhnliche Leben sich erhebenden sittlichen Handlungen.

Diese Ansicht über den Zusammenhang der Religion mit der Moral ist eine schon seit Jahrtausenden gebilligte; nur ihre wissenschaftliche Formulirung erlangte sie durch die Philosophie des 18. Jahrhunderts, besonders aber durch Kant in seiner Kritik der praktischen Vernunft. Erst Schleiermacher betonte in seinen spekulativen Untersuchungen die Autonomie der Religion und der Moral. Die Religion sei nicht das Glauben an Sätze, die einen bestimmt formulirten, gleichsam einen concreten Inhalt haben, sondern die geistige Erhebung über das Ich und über die Erscheinungswelt, das Sichversenken in das Allgemeine, in die Gottheit, die innere Vereinigung mit den erhabenen, reinen Ideen, welche mit der irdischen Welt in keinem inneren Zusammenhang stehen. Was Schleiermacher unter Religion versteht, ist nahe verwandt mit dem indischen Buddhaismus, keineswegs aber mit den Anschauungen, welche sich bei uns über Religion und über die Bethätigung derselben gebildet. Es liegt in der Natur des Menschen, der eine praktische Lebensthätigkeit hat, daß sein Hoffen und Sehnen nach Glückseligkeit und damit zusammenhängend sein Glauben an überirdische Dinge und seine Beziehungen zu denselben eine möglichst klare Gestalt habe. Die Versenkung in das Allgemeine, das momentane Aufheben der eigenen Persönlichkeit bei dem geistigen Anschauen der Gottheit, diese Momente, welche nach Schleiermacher die wahre Religion bilden, werden im

gewöhnlichen Leben als etwas Anormales, als unvernünftige Schwärmerei aufgefaßt, sie werden einer wissenschaftlichen Beachtung für unwürdig bezeichnet, da sie keine Gegenstände sind, die gelehrt werden können. Auch die idealsten Gebiete der geistigen Betrachtung müssen eine genaue, klare und deutliche Formulirung vertragen, wenn sie für das Leben nutzbar gemacht werden sollen.

Gewiß, ein innerer Zusammenhang zwischen Religion und Moral existirt nicht — dies hat Schleiermacher evident bewiesen und damit der wissenschaftlichen Forschung einen hohen Dienst geleistet. Dafür ist aber der äußere Zusammenhang dieser Gebiete ein sehr fester. Die meisten Menschen, fast alle, sind tugendhaft aus Religion, mag diese Religion bei ihnen eine noch so eigenthümliche Gestalt haben. Wenn der Mensch nur das Sehnen hat, sich in seinen rein geistigen Anschauungen über die gemeine Wirklichkeit zu erheben, sich mit ideellen Wesenheiten, welche er sich als existirend vorstellt, in einen Zusammenhang zu setzen, so verbindet sich damit auch gleichsam instinctiv das Verlangen, jenen geistigen Wesenheiten homogen und durch tugendhafte Handlungen ihnen wohlgefällig zu werden. Glaubt der Mensch an die durch die Kirche überlieferten Dogmen, die sich im Laufe der Zeit zu einer immer concreteren Gestalt entwickelt haben, so wird er auch seine sittlichen Anschauungen mit diesen in einen Zusammenhang setzen und ihnen jene Einseitigkeit geben, welche jede religiöse Confession auszeichnet. Hat sich aber der Mensch zu religiösen Anschauungen emporgerungen, deren Basis allein seine Vernunft, sein selbständiges Denken ist, die, frei von den dogmatischen Einzelheiten, allein die rein geistigen Beziehungen seiner selbst zur Gottheit erstreben, dann sind auch seine sittlichen Anschauungen frei von jener Einseitigkeit, dann haben sie zu ihrer Grundlage allein das absolut Gute und Schöne. Der höher Gebildete weiß wohl, daß die Tugend um ihrer selbst willen zu erstreben sei, aber die Form, in welcher die Tugend bei den einzelnen Handlungen sich äußert, ist auch bei ihm bedingt von der Form, in welcher sich in seinem Geiste die religiösen Ansichten entwickelt haben.

Die einzelnen Religionssysteme, welche im Laufe der Geschichte gestiftet worden, und die sich einer allgemeinen Billigung zu erfreuen hatten, enthalten gleichmäßig eine Gottes- und Sittenlehre. Die Stifter erkannten, daß das Eine ohne das Andere im menschlichen Gemüthe sich nicht befestige, daß es der menschlichen Natur entspreche, die Theologie zum Maßstabe der Moral zu machen. Dadurch haben aber auch die einzelnen religiösen Confessionen an sich eine dauernde Berechtigung; sie dienen dazu, die Sittenlehre zu fixiren, sie frei von den stetigen Wandlungen der wissenschaftlichen Forschungen zu machen.

Eine in diesem Jahre anonym erschienene Broschüre, betitelt: „Religion und Theologie"*), die jedoch mit dem Gedankengange der Einleitung eines fast gleichzeitig von Prof. Bastian veröffentlichten Werkes: „Die Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern der Erde"**) so sehr übereinstimmt, daß die Annahme nahe liegt, der Verfasser dieses Werkes sei auch der Verfasser jener Broschüre — macht sich besonders zu ihrer Aufgabe, die reale Berechtigung der Religion zu würdigen und sie in Beziehung auf Wissenschaft und Moral zu fixiren. In der Verbindung der Religion mit der Moral findet der Verfasser als Hauptvorzug die gesetzmäßige Formulirung der sittlichen Vorschriften und ihre Verwerthung für die staatlichen Interessen. „In dem Munde der Propheten reden Philosophen, die mehr dem Gemüthe, als dem Verstande zugewandt, die praktischen Bedürfnisse ihres Volkes verstehen, und ihm so ein annehmbar verständliches Moralsystem aus den Offenbarungen, die sie erleuchten, gewähren. Bei den ferneren Scheidungen, in denen sie fortschreiten, stimmen schon die gleichzeitigen Philosophen selten in ihren Moralbestimmungen überein, und oft genug wechseln die desselben Philosophen im Laufe seines Lebens. In dem herrschenden Moralsystem würde ein derartiges Vibriren das Wohl der mit ihm verknüpften Staatsinteressen gefährden, und für das Beste dieser wird es deshalb vorzuziehen sein, eine der wandelbaren Phasen des Systems (gewöhnlich eines im Gewande der Religion dargebotenen) dauernd zu fixiren. Im Beginn wird es auch dann noch den neuen Zeitläuften gemäß mancherlei organischer Erweiterungen fähig sein; allmählich wird es, starrer und rigider werdend, hier und da eine organische Entwickelung ersticken, aber für diesen Fehler immerhin durch die im gleichmäßigen Flusse gewährte Ruhe compensiren.

„Der Zusammenhang der Religion mit der Moral ist nur ein rein äußerer, er ist nicht in der Wesenheit dieser beiden Gebiete begründet. Die Beziehung dagegen der Religion zur Wissenschaft liegt in ihrer Natur, ihr Zusammenhang ist ein durchaus innerer. Die Religion und Wissenschaft haben zur gemeinsamen Grundlage die Vernunft; nur bedarf die Wissenschaft noch einer zweiten Basis, der Empirie. Um die Wahrheit zu erkennen, muß zur Betrachtung und geistigen Auffassung der Erscheinungswelt die Billigung der Vernunft hinzutreten; um die Wahrheit, wenn man so sagen darf, zu fühlen, bedarf es nur der vernünftigen, logischen Forschung und Erkenntniß, frei von der äußeren Realität. Die Religion muß deshalb, wenn sie wahrhaft berechtigt sein soll, die Fortsetzung der Wissenschaft bilden; alle die Gebiete, welche zu erkennen wir wünschen, die aber in Folge ihres metaphysischen Gehalts mit der Erscheinungswelt in keinem Zusammenhang mehr stehen und deshalb mit dem Verstande nicht erforscht werden können, soll die Religion unserem Geiste eröffnen und so demselben Beruhigung und Zufriedenheit mit den bestehenden Lebensverhältnissen gewähren. „Ein vernünftiger Glaube", bemerkt der Verfasser jener Broschüre, „kann nur die naturgemäße Peripherie des Wissens bilden, d. h. da beginnen, wo die scharf gekreuzten Sehstrahlen des Wissens am äußersten Horizonte in undeutlichere Fernen verlaufen. Nur in diesem harmonischen Zusammenhange, als letzte erreichbare Gränze des jedesmaligen Wissens, bleibt der Glaube ein vernünftiger; ein incongruent in das Wissen zwischen hineingeschobener, etwa aus alten und überlebten Systemen in das actuelle hinüberragender, ist ein geistiger Krebsschaden, der die Gesundheit der Gesellschaft auf das gefährlichste bedroht."

Leider ist aber der äußere Zusammenhang der Religion mit der Wissenschaft kein solcher, daß jener innere Zusammenhang im Leben aufrecht erhalten werden muß. Während es in der menschlichen Natur liegt, die Sittenlehre mit dem religiösen Glauben in die innigsten Wechselbeziehungen zu einander zu setzen, fühlt der Mensch nicht das Bedürfniß, in gleicher Weise seine religiösen Ansichten an die Wissenschaft harmonisch anzuschließen. Die meisten Menschen gelangen in ihrer Ausbildung nie so weit, um die Gränzen der Wissenschaft geistig erfassen zu können, und so jene Harmonie in sich herzustellen. Es kann ihnen deshalb von Religionsstiftern eine im Gewande des Mysticismus auftretende Glaubenslehre octroyirt werden, die mit der wahrhaften Religion nur das gemein hat, daß sie sich mit den zeitigen sittlichen Anschauungen in einen innigen Connex setzt. Das Ziel ist dann dasselbe, wie bei der wahrhaften Religion, und nur die Basis

*) Berlin, Verlag von Wiegandt und Hempel.

**) Berlin, Georg Reimer, 1872.

eine andere. Hier bildet sie der blinde vernunftlose Glauben, dort die göttliche Vernunft.

So lange im Allgemeinen die staatliche Entwickelung der einzelnen Völker noch nicht so weit gelangt ist, daß in ihnen jeder Einzelne gleichmäßig am Staate sich betheiligt fühlt, befindet sich auch die ganze Kultur dieser Völker auf einer Stufe, auf welcher mystische, vernunftlose Glaubenslehren dieselben Dienste leisten, wie rein religiöse Anschauungen. Ja, zur Propaganda ist bei einer solchen Kulturstufe der Menschheit der Mysticismus viel geeigneter als die klare, offene Religion. Und so konnte es Glaubenslehren, welche zur Basis den blinden Glauben und nichts Anderes haben, gelingen, eine Verbreitung zu finden, wie sie die Vernunft noch nie gefunden, und der Kultur vieler Jahrhunderte ihren Stempel aufzudrücken. Schädlich beginnt ein mit dem Wissen in Disharmonie sich befindender Glauben erst dann zu werden, wenn die Wissenschaft den allgemeinen Volksgeist zu durchdringen beginnt und in ihn das Streben legt, Alles, was im Leben mit ihm zusammenhängt, mit der Vernunft zu erfassen und zu billigen. Die bisherigen theologischen Glaubenssätze erscheinen dann den Meisten unvernünftig, sie machen sich bei ihren Handlungen von ihnen frei und gelangen so in Ermangelung der wahrhaft religiösen Bildung zur Religionslosigkeit, zum Atheismus. Der letztere wird gleichsam zur Modekrankheit, er bildet dann den Maßstab, nach welchem vom Haufen die allgemeine Bildung des Einzelnen bemessen wird, und er unterdrückt schließlich alle rein geistigen Regungen, alle idealen Bestrebungen. Leopold Auerbach.

Die Arbeiterfrage sonst und jetzt.

Vortrefflich behandelt im sechsten Heft der „Deutschen Zeit- und Streit-Fragen"*) Professor Stahl zu Gießen das oben genannte Thema. Es ist sehr wohlgethan, daran zu erinnern, daß von jeher die Arbeitszeit, der Lohnsatz und in untergeordneter Weise die Lohnart (ob Tag- oder Stücklohn), Streitpunkte zwischen Arbeitern und Arbeitgebern gebildet haben, und daß sie ihrer Natur nach Zankäpfel bleiben müssen. Das ganze Mittelalter hindurch und tief in die Neuzeit hinein führten Meister und Gesellen den Kampf und führen ihn heute noch, und der Sieg neigte sich bald der einen, bald der anderen Seite zu. Nicht die Sache, um welche es sich handelt, ist also neu, sondern die Form, welche das lang bekannte Uebel annimmt. Der Unterschied zwischen der Arbeiterfrage sonst und jetzt besteht darin, daß sie früher eine rein wirthschaftliche war, heute aber eine wesentlich politische geworden ist.

Der Staat soll jetzt den Arbeitern die Verwirklichung ihrer Wünsche, viel Lohn und wenig Arbeit, schaffen; die Parteien im Staat, Conservative und Liberale, bewerben sich um die zahlreiche Arbeiterklasse und versprechen — was sie nicht halten können: Befriedigung der Ansprüche, welche diese Klasse erhebt, durch die Gesetzgebung. Hielten die Ansprüche sich in vernünftigen Gränzen, handelte es sich um Maßregeln zum Schutz des Lebens und der Gesundheit, zur Fürsorge bei Krankheit und Alterschwäche, so könnte die Gesetzgebung Manches bessern, was schlimm genug steht, und sie wird es im Laufe der Zeit sicherlich thun; darauf jedoch beschränken sich die Forderungen der Arbeiter lange nicht. Aufgeregt durch Führer, welche theils wissentlich, theils in gutem Glauben Unmögliches als erreichbar schildern, verlangen sie Abschaffung der Kapitalisten, Uebertragung des gesammten Kapitals auf den Staat, Regierung und Verwaltung des Staates durch Beamte, welche das allgemeine Stimmrecht einsetzt und beständig controlirt, — Utopieen, die verlockend genug im Munde von Klub- und Volksrednern sich ausnehmen, deren Verwirklichung aber schon bei den ersten Versuchen der Ausführung zu unsäglichem Unheil führen müßte.

Die Häupter der unteren Klassen haben bereits eingesehen, daß keine Partei im Stande ist, für diese Zwecke mit ihnen Hand in Hand zu gehen, und sammeln durch fortwährende Agitation eine eigene Macht ohne Beihülfe der „Bourgeois". Professor Stahl sagt: „Die enormen Uebertreibungen, wie die Uebertragung des Eigenthums auf die Arbeiter u. s. w., läßt sich der Arbeiter wohl als schöne Bilder gefallen, aber er glaubt selbst nicht recht daran; die Partei unter ihnen, welche dem Sozialismus anhängt, ist (in Deutschland wenigstens) eine verhältnißmäßig geringe, machtlose, und wird selbst mit Beihülfe der sozialistischen Nichtarbeiter wenig Erfolg haben."

Gewiß hat er Recht, aber man darf das Uebel nicht gering achten, und, um später nothwendige Gewaltmaßregeln überflüssig zu machen, wäre es äußerst wünschenswerth, erstens möglichst bald denjenigen Arbeitern, die der Vernunft noch zugänglich sind, die enormen Uebertreibungen, mit welchen man sie ködert und in's Unglück führt, deutlich zum Verständniß zu bringen, und zweitens durch die That zu beweisen, daß man ihnen mit guten Gesetzen und humanen Einrichtungen zu Hülfe kommt, wo Hülfe und Abhülfe erforderlich werden. O. E. S.

*) Herausgegeben von Fr. v. Holtzendorff und W. Oncken. Berlin, C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung (Carl Habel), 1872.

England.

Lewes': Geschichte der alten Philosophie.*)

Daß in Deutschland Mangel an Geschichten der Philosophie herrsche, läßt sich gewiß nicht behaupten. Die ersten Versuche in dieser Disciplin gingen von uns aus, und seitdem die productiven Geister ins Grab gesunken, bescheert uns fast jedes Jahr ein neues Compendium von größerem oder geringerem Werthe. Der letzte unserer großen Philosophen (Schopenhauer's schöpferische Leistungen waren ihm nicht nur gleichzeitig, sondern gingen seiner eigentlichen Wirksamkeit voraus), Hegel, machte den Anfang und stellte die ganze Geschichte der Philosophie in seinem bewundernswürdigen Werke, als Prolegomena seines eigenen Systems, hin. Trotz alles Tiefsinnes, ist natürlich eine solche Schrift zum Studium nicht brauchbar, da die Gedanken der verschiedensten Geister einheitlich der Absicht des Verfassers zufolge gemodelt sind. Wer sich also unterrichten will, wird besser bei einem deus minorum gentium sich Raths holen. Er hat hier die reichste Auswahl: Ritter und Ueberweg, Kuno Fischer und Erdmann repräsentiren die diversesten, in ihrer Art gleich vortrefflichen Auffassungs- und Darstellungsweisen. Sonach ist es mir nicht recht ersichtlich, wozu man bei uns eine ausländische Philosophie-Geschichte importirt, und noch dazu eine, welche aus der Feder eines Engländers herrührt, also einer Nation entstammt, die für diese Wissenschaft ebenso viel Befähigung bewiesen, wie für die Musik.

*) Berlin, Robert Oppenheim, 1871.

Als das glänzende Zeitalter der deutschen Philosophie eine Bewegung ins Leben rief, wie sie seit jenen geheimnißvollen Geistesrevolutionen Indiens, welchen der Buddhismus sein Dasein verdankt, seit den Tagen des Plato und Aristoteles, nicht auf Erden gesehen worden war, wurden die andern Völker in Mitleidenschaft versetzt und versuchten, sich die sonderbaren Werke der deutschen Professoren anzueignen. Wie indessen Schopenhauer die Individuen in zwei Klassen eintheilt und diejenigen, welche intuitiv und anschaulich zu ihren Resultaten kommen, von solchen unterscheidet, die sich mühsam am Ariadne-Faden des Causalitätsgesetzes weiterschlängeln, so sind auch die Nationen der Erde verschieden. Mystik mag auch einem Romanen zugänglich sein, Metaphysik, die Mystik, welche zu klaren Gedanken geworden, ist es nicht. So haben sich denn dieselben schnell wieder von der ihnen gänzlich unverdaulichen Lectüre emancipirt, und ihnen sind die Engländer gefolgt, die in dieser Hinsicht wenig an ihre germanische Abstammung erinnern. Dies erklärt das große Ansehen, in welchem die sogenannte Philosophie positive von August Comte augenblicklich steht, die in Deutschland kaum Einen Anhänger haben dürfte.

Der hier übersetzte Band des Herrn Lewes ist nur der erste eines die Geschichte der ganzen Philosophie umfassenden Werkes. „Von Thales bis Comte" steht auf dem Titel, und damit ist der Standpunkt genugsam gekennzeichnet. Wie Schopenhauer ausruft: „Leset Kant und Plato, wißbegierige Jünglinge!" so sagt Herr Lewes in der Vorrede: „Studirt die positive Philosophie." Der Autor ist in Deutschland bereits durch sein vielgelesenes Leben Goethe's bekannt, ein Buch, das sich durch eine anmuthige und behagliche Darstellung auszeichnet. Daß demselben eine besondere Tiefe nachzurühmen sei, daß er den Goethe'schen Genius in seinen gewaltigen Aeußerungen so recht und innig erfaßt habe, möchte ihm jedoch wohl schwerlich Jemand nachrühmen. Es läßt sich also leicht voraussehen, was ein solcher Geist auch ohne vorgefaßte Comte'sche Meinungen auf dem Gebiete der Philosophie leisten wird.

In den vorausgeschickten Prolegomenis erörtert der Verfasser die Frage: „Was ist Philosophie?" Seine Definition lautet: „Philosophie ist die Systematisirung der Begriffe, welche Theologie und Fachwissenschaft ihr darbieten." Aus dieser Definition ergiebt sich dann ganz von selbst die Nichtigkeit aller Metaphysik, aller „ontologischen Träumereien". Menschen ohne alles „metaphysische Bedürfniß", oder Engländer, welche die Begriffe der Theologie unbesehens hinnehmen und die Dogmen der Religion mit derselben langweiligen Pedanterie respectiren, wie ihre abgeschmackten Sabbath-Gesetze, mögen sich hiermit zufrieden geben. Unglücklicher Weise sind hierfür nicht alle Gehirne geschaffen und die Species des „Jüngling-Mann", von welchem Heine so ergreifend singt, wird trotz alles Positivismus nicht eher aussterben, bis der Mensch und die gesammte Natur einer allgemeinen Rückschrittsbildung unterlegen und jenes empire général de la médiocrité eingetreten ist, welches der schwarzsehende Graf Gobineau prophezeit. Die Metaphysik oder, was wir Philosophie nannten (der die berufene Systematisirungs-Arbeit ebenfalls obliegt), soll keine Fortschritte gemacht haben. Das ist gerade so absurd, als wollte man sagen, die Religionsgeschichte weise vom Fetischdienste der Bambaras bis zu den Lehren Christi und Buddha's keinen Fortschritt auf. Wer sich einmal die Probleme ansieht, welche die Inder, die Griechen, die Deutschen beschäftigen, wird bald merken, welch' eine Steigerung sich in ihnen kundgiebt. Allerdings ist Metaphysik und Philosophie keine Wissenschaft im gewöhnlichen Sinne: ihre Resultate lassen sich nicht säuberlich zusammenschreiben, wie die Experimente der Naturwissenschaft, und wer einen Vortrag über Willensfreiheit hält, kann nicht, wie der Physiker, erläuternde Figuren an die Tafel malen oder seinen Zuhörern mittels amüsanter Experimente zur Hülfe kommen. So hat denn Herr Lewes am Schlusse des vorliegenden Bandes über das Ergebniß der alten Philosophie nur folgendes zu bemerken: „So viele Hoffnungen vereitelt, so viele große Geister im Irrthum verloren, können wir uns nicht ohne Betrübniß vergegenwärtigen rc. Die griechische Philosophie war ein verfehltes Unternehmen (!!)" „Noch einmal", heißt es endlich, „sollen wir Zeuge sein von dem mächtigen Kampfe und der traurigen Niederlage." Dies gilt uns. Hoffentlich bleibt uns dieser andere Band erspart; der Uebersetzer (Ruge) hat in diesem Schlußkapitel nicht unterlassen können, seinem Autor mit einer Anmerkung ins Wort zu fallen; seine deutsche Seele schämte sich, derartige Invectiven kalt und herzlos niederzuschreiben.

H. Herrig.

Frankreich.

M. de Quatrefages und die „Race Prussienne".

Als der Deutsche Orden, vom Herzog Konrad von Masovien zu Hülfe gerufen, im Jahre 1230 nach Preußen kam, um es zu erobern und zum Christenthum zu bekehren, stieß er auf ein kriegsgewohntes Volk, dessen Hauptwaffe die wuchtige Keule war, und das an Leibesgröße und Körperkraft den Angreifern sich vollkommen ebenbürtig zeigte. Dreiundfünfzig Jahre währte der hartnäckige, an Glückswechseln reiche Kampf; immer und immer wieder mußten neue Heere von Kreuzfahrern aus Deutschland nachkommen, endlich, 1283, wanderte der letzte Häuptling, der sich nicht unterwerfen wollte, mit den Seinigen nach Litthauen aus. Dieses Land unter seine Herrschaft zu bringen, gelang den Deutschen Rittern niemals, obgleich sie länger als zweihundert Jahre, mit zwar häufigen, aber stets nur kurzen Unterbrechungen, es bekriegten. Welcher Rasse die bezwungenen „Pruzzen" angehörten, ist zweifelhaft; einige halten sie für die Aestyer des Tacitus, andere, wohl richtiger, für einen slavischen Stamm; jedoch steht fest, daß ihre jetzt ausgestorbene Sprache, mit der noch lebenden lettischen und lithauischen, die litu-slavische Familie des großen indogermanischen Sprachstammes bildete. Hiernach ist dieser nordöstliche Theil Deutschlands germanisirtes, ehemals slavisches Gebiet, und die Bewohner sind der überwiegendsten Mehrzahl nach Deutsche.*)

Gegen diese bei uns allgemein anerkannten Wahrheiten schrieb im vorigen Jahr Herr de Quatrefages ein kleines Buch, betitelt La race prussienne, das in den Behauptungen gipfelte: „Hören wir auf die Geschichte allein, so sind die Preußen wesentlich Slaven; ziehen wir die anthropologischen Daten in Betracht, so sind sie Slavo-Finnen." Das würde nun weiter durchaus

---

*) „Von dem ganzen Gebiete, auf welchem einst der preußische Volksstamm der herrschende war und das auf 735 Q.-Meilen jetzt (1861) etwa 1,930,000 Einwohner zählt, gehören jetzt 493 Meilen zum deutschen, 185 zum polnischen, 57 zum lettischen (d. h. preußisch-lithauischen) Sprachgebiete, und zählen 1,450 000 Einwohner zur deutschen, 340,000 zur polnischen, kaum 140,000 zur lettischen oder, wie man hier noch sagen kann, zur (alt)preußischen Nation."

Richard Böckh: Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet.

nicht schaden, und wir hätten sicher nicht das Mindeste dagegen einzuwenden, sobald es richtig wäre; da es indessen sehr falsch ist, so lachte man über die komische Phantasterei und fertigte den kecken Erfinder der „preußischen Rasse" mitunter derb ab. Statt aber seine Irrthümer einzusehen, hielt Herr de Q. neuerdings im Museum der Naturgeschichte zu Paris eine Vorlesung über dasselbe Thema, wiederholte mit ruhiger Sicherheit seine früheren Sätze, und ließ den Vortrag in Nr. 2 der zweiten Serie der Revue Scientifique vom 13. Juli abdrucken. Da liegt er vor uns, eine merkwürdige Probe unwissenschaftlicher Leichtfertigkeit!

Wir wissen jetzt, sagt Herr de Q., aus Schädel- und Skelet-Funden, daß in der quaternären Epoche der Erde der Mensch in zwei Typen existirte, einem großen, langköpfigen und einem kleinen, brachycephalen. Ausgestorben sind diese Typen nicht, — wo ist ihre Nachkommenschaft geblieben? Mit Pruner-Bey, — nach ihm, fügt der höfliche Mann hinzu, — antwortet er: Sie leben dicht bei uns, mitten unter uns, bald mehr oder weniger rein, bald mehr oder weniger verändert durch ihre Mischung, ihre Verbindungen, ihre Kreuzung mit den Ariern, die aus Asien einwanderten und über die Urbewohner hin sich ausbreiteten. Da die Arier selbst große, schön gewachsene Leute und Langköpfe sind, so fällt es schwer die Nachkommen der quaternären Großen unter den heutigen Menschen herauszufinden, aber wo wir kleine Brachycephalen antreffen, wo wir sie gruppenweise antreffen, wo wir sie von Alters her und noch jetzt dicht neben schlanken Ariern antreffen, da können wir dreist schließen, wir haben direkte Nachkommen des kleinen, quaternären Menschentypus vor uns. All diese Bedingungen erfüllen unter Andern die Ehsten, die Lievländer, die Kuren, die sämmtlich zur Gruppe der Finnen gehören, und denen also kein arisches Blut in den Adern strömt, — was übrigens nach ausdrücklicher Versicherung des Herrn de Q. weder eine Schmähung noch eine Geringschätzung sein soll, denn Nachkommen des kleinen quaternären Typus finden sich auch in andern Ländern, und selbst in Frankreich.

Was nun Preußen betrifft, so erzählt Herr de Q., daß dort in der ersten historischen Zeit Slaven wohnten, die, von schwedischen Gothen vertrieben, Revanche nahmen, die Eindringlinge verjagten, dann vom 5. oder 6. Jahrhundert bis zum 13., bis zur Ankunft des Deutschen Ordens, unbehelligt von Fremden „von Kurland bis zur Oder" hausten, und fährt darauf leichten Herzens also fort:

„Das sind die historischen Rassen, die Preußen bevölkert haben. Läßt sich aus ihnen der physische Charakter der preußischen Bevölkerung erklären? Nein!

„Ein alter, deutscher Reisender, Herberstein, sagt von dieser Bevölkerung, sie scheine aus Riesen und Zwergen zusammengesetzt. Konnte die Kreuzung zweier Rassen von schlankem Wuchs eine ähnliche Mischung hervorbringen? — Unser Unglück hat pommersche Regimenter in Paris hineingeführt. Wir haben ihren Typus beurtheilen können. Zeigt er irgend eine Aehnlichkeit mit dem arischen? Mein Kollege, Herr Rochet, der als Künstler und Anthropologe in solchen Dingen doppelte Autorität besitzt, hielt sie für Tataren. Sagen wir Finnen, dann haben wir das Richtige.

„Verbinden wir die Zwerge Herberstein's mit diesem letzteren Stamm, weisen wir den Slaven und Gothen den Ursprung der Riesen zu, und wir haben auf die natürlichste Weise den Contrast erklärt, welcher diesen Reisenden in Erstaunen setzte."

Solche Nichtigkeiten schreibt ein Mitglied des Instituts! solche Lappalien hält er für Wissenschaft, er trägt sie öffentlich vor, er giebt sie in einem wissenschaftlichen Journal zum Druck!

Den Kritikern, welche ihn wegen des finnischen Elements in der preußischen Bevölkerung stark mitnahmen, entgegnet Herr de Q. mit triumphirender Selbstzufriedenheit und Siegesgewißheit:

„Ich begnüge mich meinen Angreifern gegenüber mit der Frage, wie sie durch bloße Mischung arischer Rassen den durch Herberstein seit dem sechzehnten Jahrhundert constatirten Charakter der in Rede stehenden Bevölkerung erklären? Wie geben sie Rechenschaft von dieser Nebeneinanderstellung von Riesen und Zwergen?"

Aber, Herr de Quatrefages, soll man Ihnen auf derartige Scherze ernsthaft erwidern? Durch Herberstein constatirt? Wie kommen Sie dazu, einzig auf die Aussage des alten, deutschen Reisenden eine funkelnagelneue Rassen-Theorie aufzubauen? Sagt der gute Herberstein wirklich, was Sie ihn sagen lassen? Sagt er es von dem Lande, von dem Sie zu reden beabsichtigen? Herberstein reiste im Jahr 1517, und dann nochmals im J. 1526 als Gesandter nach Moskau; 1549 erschienen seine Rerum Moscovitarum commentarii in Wien, — hat je ein anderer Reisender oder sonst irgend Jemand nach ihm bestätigt, was er von den Riesen und Zwergen berichtet? War es schwierig, Erkundigungen über die physische Beschaffenheit der Ostpreußen einzuziehen? Fragen dieser Art, auf welche Sie die Antwort schuldig bleiben müssen, obschon solche Fragen hier ganz berechtigt sind, ließen sich bedeutend vermehren, allein wir wollen ein Ende machen. Also kurz und gut: Erstens, Baron Herberstein sagt nicht, was Sie ihn sagen lassen; zweitens, Baron Herberstein spricht an der Stelle, welche Sie meinen, gar nicht von Preußen; drittens, Baron Herberstein ist kein Berichterstatter, auf den man sich ohne Weiteres verlassen darf.

In der Baseler Ausgabe des Herberstein'schen Werkes vom Jahr 1551 heißt es S. 116:

„In Samogithia hoc in primis admirandum occurrit, quod cum ejus Regionis homines procera ut plurimum statura sint, filios tamen alios corporis magnitudine excellentes, alios perpusillos, ac plane nanos, veluti vicissitudine quadam, procreare solent."

Samogitien ist nicht Preußen, und wunderbare Riesen- und Zwerg-Gestalten, von denselben Vätern gleichsam abwechselnd erzeugt, sind nicht Riesen- und Zwergfamilien nebeneinander. Warum aber glauben Sie dem Baron Herberstein die ganze Geschichte? Einige Sätze weiter heißt es bei ihm: „Provincia haec nemoribus sylvisque abundat, in quibus horrendae quandoque visiones fieri solent." Glauben Sie auch an den gräßlichen Spuk in den samogitischen Wäldern und an die vierfüßigen Schlangen, die unmittelbar nachher auftreten? Erlauben Sie mir, Ihnen unser nutzreiches Sprichwort: Trau, schau, wem — zur Kenntniß zu bringen.

Die Kölnische Zeitung hat Sie, nach Veröffentlichung Ihrer race prussienne, wie Sie mittheilen, einen savant menteur, einen naturaliste ignorant genannt, — mit welchem Grund, bleibe nach dem Vorangegangenen dahingestellt, — und hat Sie zehn Jahre älter gemacht, als Sie wirklich sind. Sie nehmen daraus Veranlassung, zu sagen:

„Diese Wuth dürfte mich zu dem Gedanken berechtigen, ich habe gut getroffen, und man beginne in Preußen zu fürchten, mein Büchelchen könne dazu beitragen, in Deutschland Erinnerungen zu wecken, welche nur künstlich genährte Leidenschaft in Vergessenheit gerathen ließ."

Schreiben wir diesen Satz nicht auf Rechnung Ihrer Eitelkeit, sondern auf das Conto Ihrer Kraft leicht, das zu glauben, was Sie wünschen. Wenn Sie jedoch aus Ihrer race prussienne

die Stelle citiren: „Die Verwendung der Anthropologie für Zwecke der Politik beruht fast immer auf Irrthum, und substituirt man den Begriff Rasse dem Begriff Nation, so kann das nur Krieg hervorrufen und den Haß verewigen," — wenn Sie dann fortfahren:

„Gewiß! bieten die neuesten Vorgänge nicht ein schlagendes Beispiel für die Wahrheit meiner Worte? Hat Preußen nicht Deutschland in Ketten geschlagen, ihm Leidenschaften aller Art eingeflößt, und es, man weiß nicht wohin geführt, nur dadurch, daß es sich für deutsch ausgab?" — wenn Sie an einer anderen Stelle versichern, Sie hätten bei Ihrer race prussienne nicht ausschließlich an Politik und Feindschaft gedacht, und dann fortfahren:

„Allerdings war es mir nicht unangenehm, im Namen der ernsten und fortschreitenden Wissenschaft zu zeigen, wie falsch die Vorurtheile sind, die man gegen uns rege macht und dann ausbeutet; es war mir nicht unangenehm, den Deutschen in's Gedächtniß zurückzurufen, daß die Preußen nicht ihre Brüder sind, was sie am Ende ebenso gut wissen, wie ich, und nur unter der Herrschaft augenblicklicher Leidenschaft vergessen haben," — wenn Sie sich dergleichen herausnehmen, so muß man Ihnen ein ernsteres Wort zurufen. Ein Mann, der über den Staat Preußen zu reden glaubt und als einzige Quelle seines Wissens nichts anzuführen hat, als den fabelhaften, dreihundert Jahre allen Bericht eines Reisenden über Samogitien, ein Mann, der Pommern mit Tataren und Finnen zusammenmengt, ein Mann, der nicht weiß, daß die Provinz Preußen etwas anderes bedeutet als der preußische Staat, ein Mann, für welchen Deutschland in Hannover und Baiern anfängt, sollte in keinem Lande der Welt einen öffentlichen Lehrstuhl besteigen; solch einem Manne versagen wir in Deutschland das Recht, „im Namen der ernsten und fortschreitenden Wissenschaft" das Wort zu ergreifen.

O. S. Seemann.

Schweiz.

Universitätsstudien der Frauen.

Auf der Universität Zürich befinden sich im Sommer-Semester 1872 unter 354 Studirenden 63 junge Damen, von denen 51 in der medicinischen und 12 in der philosophischen Facultät immatriculirt sind. Von diesen 63 Damen gehören, der Geburt nach, 2 der Schweiz, 4 Deutschland, 3 Oesterreich, 1 England und 54 Rußland an. Von den Russinnen studiren 44 Medicin und 10 Philosophie; von den übrigen neun studiren 7 Medicin und 2 Philosophie.

Der Professor der Anatomie und Physiologie in München, Herr Dr. v. Bischoff, hat sich in einer vor kurzem erschienenen Schrift: „Das Studium und die Ausübung der Medicin durch Frauen" mit aller Entschiedenheit gegen diese neue Richtung weiblicher Bestrebungen gewandt, und gelangte dabei namentlich zu folgenden Sätzen:

„Es fehlt dem weiblichen Geschlecht nach göttlicher und natürlicher Anordnung die Befähigung zur Pflege und Ausübung der Wissenschaften und vor Allem der Naturwissenschaften und der Medicin. Die Beschäftigung mit dem Studium und der Ausübung der Medicin widerstreitet und verletzt die besten und edelsten Seiten der weiblichen Natur: Sittsamkeit, Schamhaftigkeit, Mitgefühl und Barmherzigkeit, durch welche sich dieselbe vor der männlichen auszeichnet. Die Bildung weiblicher Aerzte läßt sich mit unsern staatlichen Einrichtungen auf Schulen und Universitäten nicht vereinigen. Ihre Theilnahme an dem an denselben ertheilten Unterricht stört und hindert denselben in unerträglicher Weise und gefährdet das sittliche Wohl der männlichen Theilnehmer auf das allerschlimmste. Die Ueberladung des ärztlichen Standes mit unbefähigten halbgebildeten weiblichen Handwerkern, wie sie allein von dem weiblichen Geschlecht zu erziehen sind, hemmt und stört die Fortbildung der ärztlichen Wissenschaft und Kunst auf das schädlichste. Diese Ueberladung mit weiblichen ärztlichen Handwerkern unter gleichzeitiger unausbleiblicher Verdrängung männlicher Aerzte gefährdet das sanitätliche Wohl des Staates im Frieden und Krieg auf die bedenklichste Art."

Hr. v. Bischoff gesteht, daß er selbst bisher noch keine Frauen unterrichtet habe, und erklärt sogar S. 41: „daß er weiblichen Zuhörern niemals den Zutritt zu seinen Vorlesungen gestatten werde". Die Sätze des Hrn. v. Bischoff beruhen demnach lediglich auf theoretischen Ansichten ohne alle praktische Unterlage. Dem gegenüber findet sich ein Professor der Universität Zürich, Mitglied des akademischen Senates, veranlaßt, aus den thatsächlichen Beobachtungen, die man daselbst in Bezug auf die Frauenstudien seit dem Jahre 1864 gemacht, in der „Allg. Ztg." Einiges mitzutheilen. Es soll damit keineswegs die Frage hinsichtlich des ärztlichen Berufes der Frauen entschieden werden, doch ist es jedenfalls interessantes Material zur künftigen Entscheidung der Frage. Wir entlehnen diesen Mittheilungen Nachstehendes:

„Das Frauenstudium hatte sich von 1864, wo die ersten zwei Damen von Rußland als Studirende sich meldeten, bis Ende des Sommers 1871 in langsamer Weise entwickelt und sich durch regelmäßigen starken Abgang gewissermaßen von selbst corrigirt. Von 25 in der medicinischen Facultät seit 1864 unterrichteten Damen waren 3 mit Prüfung und 7 ohne Prüfung abgegangen, während von 7 immatriculirten Philosophinnen 3 ohne Prüfung sich entfernt hatten. Es verblieben mithin im Sommer-Semester 1871 nur noch 15 Medicinerinnen und 4 Philosophinnen. Der Haupt-Zudrang von Damen ist erst im letzten Jahr erfolgt. Ihre Zahl stieg im Winter-Semester 1871/72 von 19 auf 31 und im Sommer-Semester 1872 von 31 auf 63."

„Mit dem Wachsthum der Quantität scheint gleichzeitig auch eine Verminderung der Qualität weiblicher Studirender eingetreten zu sein. Einige ausländische Damen der neuesten Generation sollen nicht dieselbe Altersreife und Vorbildung und denselben Ernst haben wie alle Damen der ersten beiden Generationen. Die Züricher Universitätsordnung bietet keine Handhabe, um unbefähigte Ausländer zurückzuweisen, weil sie, wie die Reglements fast aller Universitäten, nur von Inländern ein Maturitätszeugniß fordert. Es haben nun in neuester Zeit namentlich Russinnen von der in Zürich herrschenden Studienfreiheit einen umfangreichen Gebrauch gemacht. Von 63 weiblichen Studirenden sind 54 aus Rußland gebürtig. Manche Lehrer finden dieses Ueberwiegen des russischen Elementes nicht unbedenklich, weil die abnormen socialen Verhältnisse des großen Zarenreiches auch abnorme socialistische und nihilistische Ideen erzeugt haben, von denen man selbst einzelne Studirende angesteckt glaubt. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Vermuthungen, wofür uns die wirklichen Anhaltspunkte fehlen, näher einzugehen. Der gewaltige Unterschied, der in Rußland zwischen den höheren Klassen und dem eigentlichen Volke herrscht, und die politische und sociale Lage der Massen, erweckt in dem gebildeten Theile der Gesellschaft, welcher die ganze Kultur des Abendlandes in sich aufgenommen hat, ein starkes Streben nach Befreiung und vor Allem

nach Wissen. Dieses Streben durchdringt auch die Frauenwelt und hat bereits zur Gründung weiblicher Gymnasien in allen Gouvernementsstädten Rußlands geführt; allein es giebt — wie ein in St. Petersburg etablirter schweizerischer Arzt der „Neuen Züricher Ztg." schreibt — in Rußland noch keine Universität, die den Frauen völlig offen steht; es werden an den Universitäten nur sogenannte öffentliche Vorlesungen für Frauen in zweijährigem Curs gehalten. Viele Russinnen werden nun durch diese in ihrer Heimat bereits vorhandenen Bildungsgelegenheiten angeregt, auch ein vollständiges Fachstudium zu versuchen, wozu ihnen bisher fast nur Zürich Gelegenheit bot.

„Die Züricher Universität, welche nach dem ausdrücklichen Plane der Gründer „eine Hochburg deutscher Wissenschaft in der Schweiz" werden sollte und geworden ist, hat doch neben ihrem schweizerischen und deutschen auch einen internationalen Charakter; es begegnen sich germanische, romanische und slavische Elemente an der Züricher Hochschule und noch zahlreicher am eidgenössischen Polytechnicum in dem Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung auf allen Gebieten des Wissens, und das Slaventhum, welches sich mit fieberischer Hast allen neuen geistigen, socialen und politischen Strömungen — gesunden und ungesunden — zuwendet, betheiligt sich aus den angegebenen Gründen auch vorwiegend an dem Experiment des Frauenstudiums. Thatsache ist übrigens, daß die ersten hier studirenden Russinnen sich mehrfach dahin äußerten: daß sie im Innern ihres Landes, wo es auf weite Strecken gar keine Aerzte giebt, ihren künftigen Beruf auszuüben gedächten. Diese ausgesprochene Absicht wirkte ebenfalls auf manche hiesige Lehrer bestimmend ein, dem ganzen Experiment im Interesse der Humanität kein Hinderniß entgegenzustellen. Im übrigen hoffte man, daß auch alle deutschen Universitäten den Frauen ihre Thore öffnen würden. Da sich diese Erwartung bisher nicht erfüllt hat, so sieht sich die Züricher Hochschule in die exceptionelle Lage versetzt, den Andrang weiblicher Studirenden allein bewältigen zu sollen. Bisher hat nun allerdings das Gedeihen der Anstalt darunter keineswegs gelitten; denn die Zahl der Studenten hat sich von 1864 — 1872 stetig von 232 auf 354 vermehrt, und insbesondere die medicinische Facultät, welche im Winter 1864 nur von 107 männlichen Studirenden und einer Dame besucht war, zählte im Sommer 1872 bereits 208 Studirende, unter denen sich nun 51 Frauen befinden. Allein die Anzeichen eines noch größeren Andranges von Frauen haben manche Gemüther beunruhigt und die Ansichten über das hier versuchte Experiment etwas modificirt, so daß der akademische Senat von sich aus und im Interesse des Frauenstudiums die Regierung ersucht hat, für neu eintretende Frauen eine Prüfung anzuordnen." ...

Als Resumé der Beobachtungen in Zürich, heißt es dann schließlich: „Wir haben die vorstehenden Thatsachen und Zeugnisse deshalb mitgetheilt, weil das einseitige Verdammungsurtheil eines medicinischen Fachmannes nur durch andere Männer desselben Faches widerlegt werden kann, und weil unsere Gewährsmänner vor Herrn v. Bischoff den unbestreitbaren Vorzug haben, daß sie nicht nur als Lehrer seit Jahren Damen unterrichtet, sondern auch als praktische Aerzte in der Klinik Gelegenheit gehabt haben, die angehenden weiblichen Aerzte am Krankenbette zu beobachten, und die sorgfältige Untersuchung und das diagnostische Talent mehrerer Damen schätzen zu lernen und sie wegen umsichtiger Beobachtung und gewissenhafter aufopfernder Krankenbehandlung als Muster empfehlen zu können. Uebrigens hat der specielle bayerische Fachcollege des Herrn v. Bischoff, der Physiolog Professor Adolf Fick, vor seiner Berufung nach Würzburg, in Zürich ähnliche Erfahrungen wie seine übrigen Collegen gesammelt und bei der ersten Doctor-Promotion einer Dame gleichfalls öffentlich seine Anerkennung über die Antworten und Leistungen der Doctorandin in seinem Fach ausgesprochen.

„Die Gegner des Frauenstudiums können nun zwar einwenden: „daß es voreilig sei, aus erfolgten Promotionen Einzelner allgemeine Schlüsse zu ziehen"; allein wenn man auch den Werth von Promotions-Formalitäten bezweifeln kann, so wird man doch den ganzen Verlauf der Studienzeit wohl als Beweismittel ansehen dürfen. Wenn die studirenden Damen, wie es bisher in Zürich bei der ersten Generation der Fall war, ihr Fachstudium an einem Orte ganz absolviren und mithin mehrere Jahre beobachtet und in so mannigfacher Weise in den Laboratorien, Präparirsälen, am Krankenbett und in der schriftlichen und mündlichen Schlußprüfung erprobt werden können, so wird ein Urtheil über die Befähigung der Einzelnen wohl gegeben werden dürfen, und wenn ein solches Urtheil auch nur bei einem einzigen Individuum günstig ausfällt, so hat jedenfalls die Theorie von der Unmöglichkeit der guten Durchführung des Experiments ihre Hauptstütze verloren.

„Der praktische Erfolg der weiblichen Aerzte läßt sich allerdings schwer vorhersagen; allein ein Hauptfactor zur Aufstellung von Prognosen, die existirende Statistik, spricht eher günstig als ungünstig. In Amerika practiciren schon viele weibliche Aerzte mit Erfolg, und die beiden Schwestern Blackwell in New-York haben sich sogar eines großen Rufes zu erfreuen. In Europa liefern die weiblichen Aerzte erst geringen Anhalt für die Statistik, weil, soviel uns bekannt ist, sich erst zwei Russinnen in St. Petersburg und zwei Engländerinnen in London etablirt haben.

„Die erste Engländerin, Frau Garret-Anderson, hat ihr Diplom als Arzt von London und später auch dasjenige von Paris erhalten, und erfreut sich einer solchen Praxis und Anerkennung, daß sich im Publikum wegen ihrer vor kurzem erfolgten Verheiratung großes Bedauern öffentlich aussprach, so daß sie sich genöthigt sah, in den Zeitungen anzuzeigen, daß sie ihre Praxis keineswegs aufzugeben gedenke. Die zweite Engländerin ist die im Londoner Frauen-Hospital angestellte zweite Züricher Studirende.

„Von den beiden vielbeschäftigten St. Petersburger weiblichen Aerzten war die eine die erste Studentin in Zürich, welche sofort nach bestandenem russischen Staatsexamen eine umfassende Frauen-Praxis erhielt und sich, nach zuverlässigen nach Zürich gelangten Berichten, großen Vertrauens im Publikum erfreute.

„Zu den bisherigen praktischen Ergebnissen des Frauenstudiums gehört ferner die Thatsache, daß sich mehrere der weiblichen Studirenden Zürichs auch als poliklinische Praktikanten und in der Behandlung von Kranken sowohl im Spital als auch in einzelnen Häusern bereits bewährt und theilweise wegen ihrer Sorgfalt und Ausdauer bei den Patienten volle Anerkennung gefunden haben. Erst vor kurzem wurde im Verein jüngerer Aerzte in Zürich ein Fall verhandelt, in welchem der subtilen Diagnose einer Dame Anerkennung gezollt ward. Endlich ist es auch bekannt, daß die älteren weiblichen Studirenden Zürichs schon vielfach von leidenden Frauen zu Rathe gezogen worden sind, weil man ihnen das Vertrauen schenkt, daß sie die Leiden von Frauen vermöge ihrer Natur besser verstehen könnten.

„Es ist wohl unbestritten, daß Tausende von Mädchen und Frauen, welche sich jetzt scheuen, männliche Aerzte zu befragen oder sich doch oft viel zu spät und nur in den äußersten Nothfällen dazu entschließen, dereinst das Aufkommen weiblicher Aerzte als

eine Erlösung für ihr Geschlecht preisen werden. Das Bedürfniß ist gewiß vorhanden, aber es ist noch latent und konnte sich bisher nicht kundgeben. Herr v. Bischoff meint freilich, daß die Frauen sich viel lieber von männlichen Aerzten behandeln lassen würden, obwohl er die Frauen an einer andern Stelle seiner Schrift als „schamhaft, furchtsam ꝛc." schildert; allein er beweist dadurch nur, daß er sich mit seinem eigenen bessern Wissen und Gefühl im Widerspruch befindet."

Nord-Amerika.

S. S. Haldeman: Pennsylvanisches Deutsch.*)

Der Herausgeber des vorliegenden Beitrages zur vergleichenden Sprachkunde stellt uns in dem Pennsylvanischen Deutsch ein Gemisch von Oberdeutsch, Hochdeutsch und Englisch vor, wie es sich vor einem Jahrhundert in Amerika gebildet und seitdem fortgepflanzt hat. Er betrachtet diesen Dialekt als Gegenstand der Vergleichung mit anderen gemischten Sprachen, namentlich dem Englischen, dem Rumänischen und dem Hindustanischen. Der gelehrte britische Sprachforscher und Verfasser der „Early English Pronunciation", Hr. Alexander J. Ellis in London, hat diese für Deutsche, wie für Engländer gleich interessante, wissenschaftliche Arbeit mit einer Einleitung ausgestattet, in welcher er sagt, daß man daraus zu erkennen vermöge, wie das Pennsylvanische Deutsch nach denselben Sprach- und Lautveränderungs-Gesetzen, wie das Englische, entstanden sei, und daß man an der Hand des Ersteren die Urgeschichte des Letzteren vollständig sich construiren könne.

„Bis jetzt", sagt Herr Ellis, „ist auf die Beobachtung des Wachsthums und der Veränderungen lebender Sprachen noch sehr wenig Sorgfalt verwendet worden. Wir haben unsere philologische Energie auf das Studium todter Sprachen verwandt, die wir nicht auszusprechen verstanden, und waren daher genöthigt, mehr durch Buchstaben, als durch Töne zu vergleichen, welche Letzteren wir nur in der Gestalt kennen, die von Gelehrten verschiedener Zeiten ihnen zuerkannt worden. Die Form, in welcher sie ursprünglich geschrieben worden, ist und bleibt uns ein Geheimniß; diejenige, in welcher wir sie in den ältesten Handschriften finden, ist praktisch niemals gelehrt, sondern hat mühselig aus einer Masse von Lesarten zusammengelesen werden müssen; diejenige, die wir kennen, ist eine kritische, conjecturale Form, festgestellt von Männern, die durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet, aber meistens unbekannt mit den Gesetzen des Lautwechsels und der Veränderungen der Aussprache waren. Unsere ganze Orthographie stammt aus dem Mittelalter. Wir sind darum völlig außer Stande, die wahre Genesis der Sprache, sowohl was die Form, als was den Ton betrifft, ihren grammatischen und logischen Aufbau zu studiren und, was ein Hauptmoment der philologischen Untersuchung bildet, das Verhältniß des Gedankens zu dem ausgesprochenen Tone nachzuweisen. Wir können das Leben nicht durch alleiniges Studium von Fossilien erkennen. In dem vorliegenden Buche aber ist eine Richtung eingeschlagen, die uns zu lebendiger Erkenntniß führen kann."

*) Pennsylvania Dutch: a Dialect of South German with an Infusion of English. By S. S. Haldeman, A. M. Professor of Comparative Philology in the University of Pennsylvania. London, Trübner & Co., 1872. (70 S. gr. 8.).

Herr Haldeman, der Verfasser des kleinen Werkes, ist Professor der vergleichenden Philologie an der Universität zu Philadelphia. Er ist selbst von Pennsylvanisch-deutscher Abkunft, hat aber gründliche, englische und deutsche Studien gemacht. Der deutsche Dialekt, um den es sich handelt, wird vornehmlich in den südlichen und östlichen Bezirken des Staates Philadelphia gesprochen, ferner in einigen Bezirken Marylands, West-Virginiens, Ohio's, des westlichen New-York und selbst in Canada. Während die in diesem Jahrhundert eingewanderte deutsche Bevölkerung größtentheils in den Städten wohnt, leben die Pennsylvanisch-Deutschen meistens auf dem Lande. Letztere unterscheiden sich von den Ersteren besonders auch dadurch, daß sie keine solchen Liebhaber von Bier und Tabak sind. Auch ist ihnen der Begriff „Deutsches Vaterland", der den Neu-Deutschen so geläufig, gänzlich unbekannt.

Im J. 1742 wurde die Zahl der Pennsylvanisch-Deutschen auf 100,000 und im Jahre 1763 auf 200,000 geschätzt. Mehr als 300,000 Köpfe wird wohl ihre Zahl auch heutzutage nicht betragen, da sie sich durch Zuwanderung nicht vermehrt hat.

Der Verfasser liefert eine Phonologie des Pennsylvanischen Deutsch, ein Wörterbuch desselben, nebst Abhandlungen über den bestimmten und unbestimmten Artikel und die Syntax; ferner liefert er einen Vergleich dieses mit andern Dialekten, woraus hervorgeht, daß er keine Identität mit dem schweizer, dem bayerischen, dem schwäbischen und dem elsässischen Dialekt, sondern von allen Etwas habe. Von den „Breitmann-Balladen" sagt er, daß sie ebenfalls kein Pennsylvanisch-Deutsch, sondern ein mit deutschen Brocken und Phrasen vermischtes englisches Idiom seien, das sich der Dichter Leland selbst, ohne Beachtung der Lautveränderungs-Gesetze, ziemlich willkürlich zusammengesetzt habe.

Deutscher Bibliothek-Verein von Chicago.

Aus Chicago ist uns nachfolgender Aufruf zur Veröffentlichung zugegangen:

„Als im Verlaufe des letzten so entscheidenden Krieges zwischen Deutschland und Frankreich die alte Feste Straßburg belagert und in Folge der nothwendigen Kriegsmaßregeln ein Theil der berühmten Bibliothek jener Stadt eingeäschert wurde, — da erscholl ein allgemeiner Schrei der Bestürzung und des Bedauerns aus allen Theilen der civilisirten Welt. Und sobald nur die von der Kriegsfurie so schwer heimgesuchten Gegenden am linken Rheinufer des Friedens sich erfreuen und an einen Wiederaufbau des Zerstörten sich wagen konnten, bemühte man sich auch aller Orten, das Seinige zur Wiederherstellung oder Vervollkommnung jener schwer betroffenen Bibliothek beizutragen. Ueberall wurde es als Grundsatz anerkannt, daß öffentliche Bibliotheken nicht nur von großer nationaler, sondern universeller Bedeutung für Wissenschaft, Kunst und Fortbildung der menschlichen Gesellschaft seien.

„Schlimmer als je eine Stadt durch die Kriegsfurie, selbst während langjähriger Kriege, wurde Chicago am 8. und 9. October 1871 durch das Zusammenwirken einfacher Naturkräfte heimgesucht. Mit herzlichem Danke constatiren wir hier die Thatsache, daß aus allen Theilen der Welt reichliche Gaben zur Linderung der dem Brande nothwendig unmittelbar folgenden Noth hierher flossen, und Dank jener Beihülfe und der den Bewohnern Chicago's innewohnenden Energie dürfen wir sagen, daß in materieller Beziehung die der schrecklichen Katastrophe entsprungenen

Gefahren beseitigt sind. Aber um so mehr fühlen wir, daß an geistigen Hülfsmitteln wir einen Verlust erlitten haben, zu dessen Ersatz beizutragen wir an Jeden appelliren möchten, der an der Verallgemeinerung der geistigen Bildung, an der Fortbildung des menschlichen Geistes nur irgendwie Interesse nimmt. Zwar konnte Chicago nicht eine öffentliche Bibliothek wie die von Straßburg verlieren, da wir eine solche nie besessen; aber wir haben den Verlust von einer Anzahl kleinerer — verschiedenen Vereinen angehörenden Büchersammlungen zu beklagen. Wie viele Privat-Sammlungen von Büchern sind außerdem ein Raub der Flammen geworden, — Sammlungen, die der Eigenthümer im Verlauf eines Menschenalters mit Liebe und Fleiß, je nach Umfang seiner Mittel, zusammengespart hatte.

„Da nun solche Privat-Bibliotheken nur langsam und schwer wiederherzustellen sind, und da das Bedürfniß einer allgemeinen öffentlichen Bibliothek schon lange gefühlt wurde, so hat eine Anzahl von Bürgern sich entschlossen, die Sache mit Ernst in Angriff zu nehmen, und unsere jetzt tagende Staatsgesetzgebung hat schon ein Gesetz erlassen, kraft dessen die Stadt Chicago eine jährliche Steuer zur Errichtung und Instandhaltung einer öffentlichen Bibliothek erheben kann. Da es nun aus Gründen, die ohne Aufführung derselben wohl allseitig anerkannt werden, wünschenswerth erscheint, daß in deutscher Sprache geschriebene Werke über Kunst, Wissenschaft und Literatur einen ihrem Werthe entsprechenden hervorragenden Platz in dieser Bibliothek einnehmen, so hat sich ein Verein von Bürgern deutscher Zunge gebildet, dessen Zweck es ist, so bald als möglich einen Grund zur Ausführung des oben angedeuteten Gedankens zu legen. Als Mittel zum Ziele werden wir uns zwar auch der Selbstbesteuerung bedienen; Größeres zu erreichen, erwarten wir jedoch durch die thätige Beihülfe unserer Sprachgenossen im In- und Auslande und wendet sich der unterzeichnete Verwaltungsrath an alle deutsche Stammgenossen im Allgemeinen, sowie an alle öffentlichen oder Privat-Bibliotheken, Vereine, Schriftsteller und Verleger im Besonderen mit der Bitte, der öffentlichen Bibliothek zu Chicago solche Werke, welche Richtung immer dieselben vertreten mögen, geschenkweise zu überlassen, wie deren Ueberfluß oder Großmuth gestatten möge.

„England hat bereits mit anerkennungswerther Liberalität eine Schenkung seiner vorzüglichsten Literatur (bestehend aus ungefähr 10,000 Bänden zum Theil sehr seltener Werke) der hiesigen öffentlichen Bibliothek übermacht, und wir haben gerechten Grund zu der Hoffnung, daß Deutschland mit seinen reichen Literaturschätzen hinter diesem würdigen Beispiele nicht zurückbleibe.

„Wir dürfen es als eine einfache geschichtliche Thatsache hinstellen, daß die Deutschen hierlands stets bereit waren, in Zeiten der Noth ihrem gemeinsamen Vaterlande hülfreich beizustehen, wodurch sie in allen Fällen den erhebenden Beweis geliefert, daß selbst in der Fremde der Deutsche der Wiege und Heimstätte seines Ursprunges, seiner Bildung und Kultur nicht vergessen kann. Denen, welche in der Heimat zurückgeblieben, ist nun die Gelegenheit geboten, zu zeigen, daß sie ihrer deutschen Brüder im Auslande mit derselben werkthätigen Sympathie gedenken, und so das schöne Gefühl der Stammesangehörigkeit und den rein menschlichen Zug der Solidarität zu pflegen und zu erhalten bemüht sind.

Um die Entgegennahme resp. Weiterbeförderung solcher Gaben in Deutschland zu erleichtern, sind Correspondenzen mit hervorragenden Männern eingeleitet, auf deren lebhaftes Interesse für unsere Sache wir glauben rechnen zu dürfen, und werden deren Namen später bekannt gemacht werden.

Etwaige briefliche Mittheilungen wolle man gefälligst an den correspondirenden Sekretär, Herrn Philipp Stein, Chicago, Beiträge von Büchern 2c. unserm Commissionär, Herrn Bernhard Hermann in Leipzig einsenden.

Der Vorstand:
Geo. Schneider, Präsident der Ill. Nat. Bank, Präsident.
H. Claussenius, Consul des Deutschen Reichs, Vice-Präsident.
A. C. Hesing, Herausg. der Ill. Staatszeitung, Schatzmeister.
Max Eberhardt, Friedensrichter, Bibliothekar.
Carl Pröbsting, Landagent und öffentl. Notar, prot. Sekretär.
Philipp Stein, Rechtsanwalt, correspond. Sekretär.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Ben Dosa und seine Zeit.*)

Es ist die Art der Jugend in der Beurtheilung der Geschichte und des Lebens Licht und Schatten zu trennen, da Alles hell und freundlich, dort Alles düster und trübe zu finden und dieses Vorrecht ist ihr um so weniger zu mißgönnen, als es gewöhnlich nicht die Altklugen sind, die auch noch im Alter für klug gelten. „Wenn man in seiner Jugend keine Thorheiten begeht, wovon sollte man im Alter erzählen?“ sagt, wenn wir nicht irren, Altmeister Goethe. Auch junge Schriftsteller übertreiben gewöhnlich, plündern Himmel und Erde, um mit Steinen, Diamanten und Blumendiademen den Gegenstand ihrer Bewunderung zu schmücken; wenn sie es mit Geist, Wärme und guten Kenntnissen thun, so ist es allerdings die Aufgabe der Kritik, gegenüber den Ausschreitungen der übersprudelnden Jugend das richtige Sachverhältniß wiederherzustellen, aber es bleibt ihre Pflicht, auszusprechen, daß in dieser schlechten Arbeit die Verheißung künftiger guter liegt.

Mit diesen Anschauungen treten wir an die Arbeit des Hrn. Friedländer über Ben Dosa und seine Zeit. Wer ist Ben Dosa? Ein Talmud-Lehrer, der Ende des ersten und Anfangs des zweiten Jahrhunderts gelebt hat, ein Zeitgenosse des Titus und Josephus, von dem uns einige fromme Sprüche erhalten sind. So sagt er: „Nur die Weisheit hat Dauer, die in der Gottesfurcht wurzelt; nur die Weisheit wird bestehen, die sich in werkthätiger Liebe ausprägt; dagegen vergeht die Weisheit, die nicht in der Gottesfurcht wurzelt und in guten Werken sich äußert.“ Eine recht heitere Lebensanschauung spricht auch aus dem Satze, daß, wen die Menschen lieb haben, der auch der Liebling Gottes sei. Außerdem galt er für einen Wundermann und einen Heiligen, so sehr er sich auch gegen diese Verhimmelung sträubte und ständig das Wort im Munde führte: „Ich bin weder ein Prophet noch der Sohn eines Propheten.“ Das ist ungefähr Alles, was sich im Talmud über Ben Dosa findet, und Grätz z. B. hielt es für so winzig, daß er diesen Mann, der in die Geschichte des jüdischen Volkes gar nicht eingegriffen hat, auch gar nicht erwähnt. Und dieser Mann hat Gunst gefunden in den Augen des Hrn. Friedländer und ist von ihm zum Gegenstand einer größeren Monographie gemacht worden. Der Verfasser macht ihn zum Vermittler philosophischer Theoreme, die er wahrscheinlich gar nicht gekannt,

*) Ben Dosa und seine Zeit, oder der Einfluß der heidnischen Philosophie auf das Judenthum und Christenthum in den letzten Jahrhunderten des Alterthums, von Dr. H. Friedländer. Prag, Ottomar Beyer, 1872. (93 S.)

dichtet ihm Meinungen an, für die sich absolut keine Spur in den Quellen findet. Und dennoch können wir dem offenbar jungen Autor darob nicht allzusehr grollen. Die Wärme, die Lebhaftigkeit, der Schwung der Diction, dies Alles zeugt für den Ernst des Verfassers. Er hat sich aus Ben Dosa gleichsam sein Ideal eines Theologen herausgemeißelt und nun sucht er in schwärmerischer Bewunderung das Schönste auf den Fluren der Philosophie, der Theologie u. s. w., um den Gegenstand seiner Liebe damit zu schmücken. Wir können dieser Arbeit unsern Beifall nicht schenken, hoffen jedoch, daß der Verfasser, dem es an Gelehrsamkeit nicht fehlt, in reiferen Jahren auch reifere Früchte bringen werde.

Kleine literarische Revue.

— **Das Leben des Luftmeeres.***) Das Luftmeer war in unserer populären Literatur bisher ein wenig vernachlässigt worden, vermuthlich weil es der malerischen Schilderung weniger Anhaltepunkte bietet, als das Wassermeer, welches eine desto vielseitigere Darstellung gefunden hat. Wir glauben daher, daß Herr Hartwig mit seiner Absicht, die Luft in ihren physikalischen Beziehungen, den sie belebenden Meteoren und Thieren, den Wetterverhältnissen zu schildern u. s. w., einen anziehenden Stoff für seine in derartigen Zusammenstellungen bewährte Feder gefunden hat. Bereits die vorliegende erste Lieferung bringt vielfach interessante Kapitel, betreffend die Tiefe des Luftmeeres, seinen nach oben abnehmenden Druck, Zusammensetzung der Atmosphäre, Wolken, Wind und Wetter, Schall-Leitung und Echo u. s. w. Nur würden wir den Verfasser ersuchen, uns mit solchen Träumereien und Ungeheuerlichkeiten zu verschonen, wie die, Seite 53 von den kosmischen Nebeln im Weltraume, welche im Stande wären, plötzlich das gesammte Erdleben mit Einem Schlage zu vernichten. Er selber hat vermuthlich dergleichen noch nicht überlebt, und wir sollten denken, um „den stolzen Menschen, der so leicht vergißt, wie sehr seine Schwäche ihn stets an Demuth erinnern sollte“, einen „heilsamen“ Schrecken einzujagen, giebt es wohl thatsächlichere Mittel auf dem Erdballe, so daß man nicht erst im Weltall nach gefährlichen Nebeln zu fischen braucht, die mit Tod und Verderben auf ihn lauern. — Einen besonderen Reiz dürften die späteren Lieferungen durch die Berücksichtigung der Luftschifffahrt erhalten. Denn dieselbe hat im letzten Kriege eine derartige Rolle gespielt, daß man sagen könnte, die Franzosen seien zu Land und Wasser geschlagen worden, nur in der Luft nicht, und auch seitdem arbeiten sie mit allen Kräften daran, in dieser Kunst, welche man bei uns vielleicht mit Unrecht vernachlässigt, alle Nationen zu überflügeln. Höher freilich, als die Engländer Glaisher und Coxwell, deren berühmte Luftreise das erste Kapitel beschreibt, werden sie es wohl niemals bringen. Aber hoffentlich weiter in der Lenkung des Ballons, der mit den Genannten zu einer Höhe durchgegangen war, daß nur noch eine äußerste Anstrengung Coxwell's, welcher, nachdem sein Gefährte bewußtlos geworden war, die Ventilschnur mit den Zähnen erfassen mußte, da die Arme den Dienst versagten, Beiden das Leben rettete. Sie glaubten ca. 1½ Meilen von der Erde entfernt gewesen zu sein. Wir führen dies an, um zu zeigen, daß neben dem belehrenden auch das spannende und unterhaltende Element vertreten ist, und wünschen dem Buche, welches auf 7 Lieferungen berechnet ist, eine rege Betheiligung. E. Kr.

*) Populäre Streifzüge in das atmosphärische Reich, von Dr. Georg Hartwig. Mit Holzschnitten im Text und acht Illustrationen im Iris-Druck. Wiesbaden, M. Lischkopff, 1872.

— **Das Grabmal Ulrich's v. Lichtenstein.** Eine interessante Schrift erschien Ende 1871 zu Graz: „Ulrich's von Lichtenstein, des Minnesängers Grabmal auf der Frauenburg“, von Leopold Beckh-Widmanstetter, k. k. Oberlieutenant. Es ist darin ein höchst merkwürdiger Fund beschrieben, ein „Marmelstein“, den im vorigen Jahre ein Herr J. Rigler zu Frauenburg aufgefunden hat, mit einer Inschrift (lat.), einem Wappen und einer Kreuzesfigur nebst einer deutschen Beischrift: HIE. LEIT. VLRICH. DISES. HOVSES. REHTER. ERBE (im Charakter der Schrift um 1300). In der vorgenannten Schrift ist nun der Beweis, daß sich dies auf den berühmten Minnesänger Ulrich v. Lichtenstein beziehe, überzeugend dargelegt. Der Verfasser hat alles einschlägige Quellenmaterial fleißig gesammelt und mit Umsicht benutzt.

— **Elisabeth Browning.***) In keinem Lande Europa's liegen die erzählende Literatur und die Lyrik in so bedeutendem Maße in den Händen der Frauen, wie in England, nirgends ist ihnen aber auch die vorzügliche Begabung dafür bereitwilliger zugestanden worden, als in diesem Lande der Anomalien, das von einer Frau regiert wird und in dem das Gesetz mehr als irgendwo anders die Frau zur Sklavin des Mannes herabwürdigt, das Frauen in alle Gebiete des Wissens und Könnens eingreifen läßt und sie wieder in den einfachsten Lebensbedingungen mittelalterlich beschränkt. Die uns vorliegenden Gedichte machen uns zwar nicht mit einem neuen Frauennamen der englischen Literatur bekannt, denn Elisabeth Browning ist uns schon lange keine Fremde mehr, wohl aber verschaffen sie uns Gelegenheit, einen Gesammteindruck ihrer Arbeiten uns zu gewähren und dadurch ein richtigeres und bestimmteres Urtheil über sie zu gewinnen, als dies bisher zu erlangen war. Elisabeth Browning erscheint uns danach als ein sehr bedeutendes Talent, Form und Inhalt ihrer Gedichte decken sich vollständig, ihre Sprache ist einfach, klar und sinnig, ihre Bilder treffend und oft von überraschender Originalität. Wir würden eine gute Uebertragung einer Auswahl aus diesen Gedichten für eine Bereicherung unserer Literatur halten; natürlich müßte Alles wegbleiben, was specifisch englisch ist und ohne eine entschiedene Beeinträchtigung zu erfahren, seinem ursprünglichen Boden nicht entrissen werden darf. J. H.

— **Gesammelte Dramatische Bluetten.** Unter diesem Titel hat der bekannte Schriftsteller Poly Henrion, mit seinem wahren Namen L. K. von Kohlenegg, zwei Bände einaktiger Schwänke und Lustspiele erscheinen lassen, welche sämmtlich bereits an einem oder mehreren Theatern Deutschlands aufgeführt worden, wobei manche sich wohlverdienten Beifalls zu erfreuen gehabt haben. Die Sammlung enthält: Die Liebesdiplomaten; Mylord Cartouche; Meine Memoiren; Ein unschuldiger Diplomat; Castor und Pollux; Für nervöse Frauen; Geheiratet; Kammerwahlen im Carneval; Paragraph Drei; Ihr erster Kuß; Bridibi (nach Henry Rochefort) und Il Barbiere de Seviglia. Wie der Verfasser selbst angiebt, hat er diese Stücke mit besonderer Berücksichtigung für Liebhabertheater und Dilettantenbühnen ausgewählt, und diesen dürften

*) Poetry by Elizabeth Browning. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, Collection of British Authors.

sie denn auch, besonders wegen der Einfachheit der Inscenirung und der dazu erforderlichen geringen Personenzahl, mit Auswahl empfohlen werden.

Literarischer Sprechsaal.

Die Revue Politique et Littéraire vom 27. Juli bringt eine Anzeige und ein Inhalts-Resumé des ersten Heftes des vom Großen Generalstabe der Preußischen Armee herausgegebenen Werkes: „Der deutsch-französische Krieg". Die genannte Revue gehört zu den maaßvollsten und würdigsten Organen der französischen Journalistik, und namentlich der Verfasser der vorliegenden Anzeige, den wir an den unterzeichneten Initialien H. D. erkennen, unterscheidet sich durch seine gründliche Kenntniß deutscher Sprache, Sitte und Literatur von der großen Menge der über Deutschland, wie der Blinde über die Farbe, urtheilenden französischen Journalisten. Gleichwohl ist auch dieser Artikel nicht frei von der üblichen, bewußten Unwahrhaftigkeit gegen das Nachbarvolk und namentlich gegen dessen Kriegshelden und Staatsmänner, denen man freilich einen Hauptantheil an den weltgeschichtlichen Niederlagen Frankreichs in den Jahren 1870 und 1871 zuschreiben muß. Es ist, als ob man in diesem Lande gar nicht mehr wage, sine ira et studio über Deutschland zu schreiben, und als ob jeder Kritiker, der von einem deutschen Buche etwas Gutes zu sagen beabsichtigt, dies nur eingehüllt in Bitterkeit und Mißachtung thun könne, wenn er bei der großen Menge der französischen Leser nicht als Deutschenfreund verdächtigt sein will. Wie ist es anders, als durch bewußte Unwahrhaftigkeit zu erklären, wenn Herr H. D., der dem militairischen Theile des Buches bereitwillige Anerkennung zu Theil werden läßt, doch in dem Bericht, den der Große Generalstab über die Vorbereitungen giebt, die man in Preußen seit dem Jahre 1868 zu dem Kriege gegen Frankreich getroffen, einen unumstößlichen Beweis dafür findet, daß dieser Krieg von Preußen längst geplant gewesen und daß es eine Heuchelei des Königs von Preußen, eine offenbare Lüge der deutschen Diplomatie und Presse war, wenn sie im Juli 1870 hoch und heilig betheuerten, es habe diesseits überall der dringende Wunsch geherrscht, den Frieden der beiden großen Nachbarvölker aufrecht erhalten zu sehen? „Hr. v. Moltke", ruft der französische Kritiker, „ist nicht der Ansicht dieser friedlichen deutschen Seelen! Mögen sie nur sein Buch studiren — denn Er und niemand anders ist der Verfasser fast des Ganzen — ich denke mir, sie waren auf dieses offene Zugeständniß weniger vorbereitet, als früher auf den Krieg gegen Frankreich."

Wir sollten uns wohl nach dem Jahre 1866 nicht auf einen Krieg — wenn auch nur zunächst der Abwehr — vorbereiten und nicht die „Wacht am Rhein" gerüstet halten, als uns von Frankreich herüber weit und breit der Ruf „Rache für Sadowa!" „Das linke Rheinufer gehört den Franzosen!" in die Ohren gedonnert wurde? Wir sollten wohl die Hände ruhig in den Schooß legen, als die französischen Revolutionäre, nachdem sie erkannt, daß man dem Kaiser Napoleon III. mit einer Revolution à la 1830 und 1848 nichts anhaben könne, einen Krieg mit Preußen laut genug als das beste Mittel verkündeten, gleichzeitig den Kaiser los zu werden und die eigene Raubsucht zu befriedigen? Nicht für diesen Kaiser mit seinen abenteuerlichen Antecedentien, sondern für die offenbare Zielscheibe jener Feinde aller Dynastieen und alles europäischen Völkerrechtes, hegen die Hohenzollern, die Moltke, die Bismarck Sympathieen, ebenso wie sie aus ähnlichen Gründen der Friedens- und der Völkerrechts-Liebe Sympathieen für die vertriebenen Dynastieen von 1830 und von 1848 gehegt hatten. Es erscheint daher abermals als ein Beweis seiner bewußten Unwahrhaftigkeit, wenn der französische Kritiker die Vorrede zu dem Generalstabs-Werke, die er einer der Federn der Deutschen Reichskanzlei zuschreibt, für „ein ebenso heuchlerisches als servile Produkt" erklärt, weil darin nicht Napoleon III., sondern die französische Oppositionspartei, mit Einschluß der Ollivier und der Gramont, für den Ausbruch des Krieges verantwortlich gemacht wird.

Dem alten Straßburger Meistersinger, dem ehrenwerthen deutschen Volksdichter Daniel Hirtz, Drechslermeister in der Hauptstadt des Elsaß, ist kürzlich die wohlverdiente Auszeichnung zu Theil geworden, daß ihm die Tiedge-Stiftung zu Dresden ihr Ehrenmitglieds-Diplom übersandt hat. Auch dieser schlichte, deutsche Mann, dessen Gedichte in elsässischer, wie in hochdeutscher Mundart seit Jahren im Munde des Volkes leben, wird, wie der nicht minder gefeierte deutsch-elsässische Dichter August Stöber, von der französischen „elsässer Liga" in der brutalsten Weise angefeindet. In den Augen dieser Mulatten ist es ein Verbrechen, wenn ein Straßburger oder Mühlhausener in die Sprache seiner Vorfahren die Ergießungen seines Herzens kleidet und mit den Idealen eines Schiller, eines Goethe, mehr sympathisirt, als mit der Cameliendame und mit der Homme-femme eines Alex. Dumas. Schon der Vater Stöber's, Ehrenfried Stöber, gehörte als deutscher Musensohn und als Schüler des Dichters Pfeffel in Colmar, dem „Rheinischen Dichterbund" an, an dessen Spitze J. P. Hebel stand und der in Elsaß und Deutschlothringen über hundert Mitglieder zählte.

In diesem Augenblicke geht uns die betrübende Nachricht von dem Ableben des hochgeschätzten, auch den Lesern unseres „Magazin" seit Jahren in ehrenhaftester Weise bekannten, deutsch-elsässischen Dichters Carl Candidus zu. Einer alten elsässischen Familie angehörend, die seit zweihundert Jahren deutsche Religiosität und deutsches Gemüthsleben von Vater auf Sohn vererbt, einer Familie, welcher auch der edele Dichter Gustav Mühl in Straßburg angehört, hatte sich Carl Candidus dem Studium der Theologie gewidmet und war als Prediger der deutschen protestantischen Gemeinde nach Odessa berufen worden. Dort erfuhr er, daß sein liebes Elsaß wieder in den Schooß des deutschen Vaterlandes zurückgekehrt sei, und von dort aus gab er seine Freude über diese unerwartete nationale Wiedergeburt seiner Heimat in dankbaren deutschen Hymnen, wie in gemüthreichen Volksliedern zu erkennen, die er in elsässischer Mundart gedichtet. Eines derselben war im vorigen Jahre in der „Straßburger Zeitung" abgedruckt und hatte den Refrain: „Heidebrietsch! Mer syn wieder Dietsch!" Von einem Brustleiden heimgesucht, hatte sich Candidus nach dem Badeorte Feodosia in der Krim begeben, wo er am 16. Juli, 55 Jahre alt, verstorben ist.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] —— Berlin, den 17. August 1872. —— [Nº. 33.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Den Widersachern der exacten Wissenschaften.

Die Kunst ist lang und kurz ist unser Leben! Dieser Spruch der Alten gewinnt von Generation zu Generation an Wahrheit. Die kolossalen Errungenschaften auf allen Gebieten des Wissens häufen sich an, und der Einzelne vermag nur mehr einen winzigen Theil dieses mächtigen Körpers zu überschauen! Die Weisen des alten Griechenlands konnten das ganze Universum des damals Erkannten in ihrem Geiste vereinigen und ihren Mitlebenden wiederspiegeln; das Zeitalter der Humanisten hatte Männer, die auf der Höhe sämmtlicher Wissenschaften standen; ja noch bis weit in unser Jahrhundert hinein ragte in der Gestalt des großen Goethe ein Repräsentant jener allumfassenden Gelehrtheit. Heute ist Universalität des Wissens gleichbedeutend mit Halbwissen. Die einzelnen Disciplinen zerfallen in Specialitäten und eine einzige dieser Specialitäten ist oft mehr wie hinreichend, die Kraft und das Streben eines Menschenlebens auszufüllen. Besonders die Naturwissenschaften sind es, deren Gebiete in so ungeheurem Maße an Umfang zunehmen, denen jede neue Entdeckung nicht ein abgeschlossenes Ganze bietet, sondern vielmehr nur eine Perspective eröffnet auf ein endloses Gebiet weiteren Forschens — gleichwie die Hydra für jedes abgeschlagene Haupt dem, der sich anmaßte, sie zu bewältigen, drei neue Häupter bot!

So arbeiten jetzt auf den Wogen des Weltmeers, — in den Wildnissen ferner Zonen, — in der stillen Stube des Gelehrten — Hunderte und Tausende von emsigen Händen, von denkenden Geistern — ob als rastlose Sammler oder als tiefe Denker, als kühne Entdecker oder als willkommene fleißige Handarbeiter, an dem Ausbau des großen Werkes menschlicher Erkenntniß. Und immer größer wird das Errungene und immer größer wird die Arbeit.

Aber das Naturgesetz der Arbeitstheilung, welches dem Einzelnen für seine Thätigkeit nur ein kleines Feld anweist, beschränkt nicht zugleich auch den Gesichtskreis und das Interesse! Im Gegentheil, während der Wirkungskreis des Einzelnen immer mehr von dem Allgemeinen zu dem Speciellen gedrängt wird, wächst die Universalität des Interesses: die tiefere Erkenntniß der Einzelheiten bringt zugleich ein reiferes Verständniß — ein offeneres Auge für das große Ganze mit sich.

Die Erziehung der Jugend in unseren Tagen verbreitet sich über die Grundzüge aller Wissenschaften, und der Jüngling, der eine gute Schule verläßt, trägt den Keim in sich des Verständnisses für die Gesammtheit des heutigen Wissens. Wenn er in das Leben eintritt, muß er sich beschränken; er muß eine bestimmte Richtung wählen, die empfangenen Keime auszubilden; und der Dichter singt: Wollt Ihr etwas Großes leisten, setzet Euer Leben dran! Da heißt es: Beschränkung des Wirkens auf ein bestimmtes, eng begränztes Feld. Aber wenn auch der Naturforscher nicht gleichzeitig Fugen schreiben — der Philolog nicht zugleich Kometenbahnen berechnen kann, so braucht doch ein, einem anderen Fach Angehöriger nicht sein Interesse, z. B. für Geschichte, für Sprache und Literatur, an den Nagel zu hängen. Fachschriften zu lesen, ist freilich nur den Wenigsten vergönnt; aber, wie mit jedem Bedürfniß auch die Bedingungen zu seiner Befriedigung sich einstellen, so ist durch eine große Anzahl tüchtiger Zeitschriften, die sich in gemeinverständlicher Weise über alle nur denkbaren Gegenstände verbreiten, dem Fachmanne reichlich Gelegenheit geboten, sich über die Dinge, die außerhalb seiner engeren Sphäre liegen, zu unterrichten und sich einigermaßen au courant zu halten.

Zu den besten dieser Zeitschriften gehört das „Magazin für die Literatur des Auslandes", und es ist dieses Blatt dem Schreiber dieser Zeilen, wie unzähligen Anderen aus allen möglichen Fächern, seit vielen Jahren ein lieber Freund geworden, aus dem sie nach aufreibender Berufsthätigkeit Erholung, Belehrung und Anregung schöpfen.

Um so mehr aber kann man gerade von einem solchen Blatt verlangen, daß es, seiner Mission getreu, sich in seinen Gränzen halte und sich nicht in verletzender Weise Uebergriffe in andere Gebiete zu Schulden kommen lasse! Was für einen Eindruck muß es nun aber auf den Leser machen, wenn er, aus dem Ernste des Lebens in das heitere Reich der Kunst fliehend, sich in eine literarische Zeitschrift vertieft und plötzlich zu lesen kriegt, wie Jemand in durchaus unsachgemäßer Weise ihm in sein eigenes Handwerk pfuscht! Ich habe hier zunächst den Artikel in Nr. 26 d. Bl. (vom 29. Juni) über „Od und Ozon" im Auge (auf welchen ich hier nicht näher eingehen kann). Ich schrieb, gleich nachdem ich ihn gelesen, eine Erwiderung; als ich indessen damit fertig war, war auch mein Unmuth über besagten Artikel einigermaßen verrauscht; ich dachte schließlich: trop de bruit pour une omelette", und da meine Erwiderung etwas scharf ausgefallen war, so unterließ ich aus Rücksicht für den mir unbekannten Verfasser, sie zu veröffentlichen. Seitdem sind einige Wochen vergangen, und ich hatte die Sache schon halb vergessen, da zwingt mich der Aufsatz desselben Verfassers über „Hamann's Schriften und Briefe" (in Nr. 28 des Mag.) mein Stillschweigen zu brechen; denn alle die Theile meiner vorigen Erwiderung, die mir damals zu scharf erschienen, finde ich jetzt durch diesen zweiten Aufsatz mehr als gerechtfertigt! Und ich bin der Ueberzeugung, daß ein großer Theil der Leser dieses Blattes mir vollkommen zustimmen wird, wenn ich meiner Entrüstung

Worte verleihe. Ich glaube dies meinen Mitlesern und dem Blatte selbst schuldig zu sein, welches den Ruhm des deutschen Namens auf seinem Banner trägt. Denn was soll das Ausland zu einem Lande sagen, wo die heilige Wissenschaft frech verhöhnt werden darf! — und von wem? nicht vom zelotischen Jünger Loyola's; nein, von einem Manne aus der Schaar Derer, die sich die Ritter vom Geiste nennen. Und nicht in einem petroleumduftenden Schandblatt der Socialdemokraten, nein, in einer erlauchten Zeitschrift, die für ein auserwähltes Publikum erscheint, die berufen ist, über die Landesgränzen hinaus, über die Oceane die Leuchte deutschen Geistes zu tragen!

Kann man denn nicht Aufsätze über Hamann schreiben, ohne so empörende Ausfälle auf die Wissenschaft zu machen? Es ist wirklich traurig für unser aufgeklärtes Jahrhundert, daß der Naturforscher noch immer solchen Angriffen von solcher Seite ausgesetzt ist! Kreuzigen und verbrennen kann man zwar Gott sei Dank die Männer der Wahrheit nicht mehr, — aber man nörgelt an ihnen herum zum Uebelwerden! und man brandmarkt sich selbst, indem man in unwürdiger Weise ihr Heiligthum anfeindet.

Man wirft der Wissenschaft „Unfehlbarkeit" vor, weil ihre Meister von der unwissenden Menge Glauben fordern für die Geheimnisse, die sie nur ihnen enthüllt!

Man wirft ihr Gottlosigkeit und Mangel an „höherer Anschauungsweise" vor, weil sie in der Natur nicht die Willkür-Herrschaft eines Sultans, sondern das unbeirrte Walten ewiger, wundervoller Gesetze erblickt! — O! Ihr Lästerer, die Ihr die mühevolle Arbeit der Wissenschaft schmäht und aus Eurem stolzen Verstande heraus Euer Weltsystemchen construirt! Gehet hin in die Werkstatt des Forschers und sehet, wie er im Schweiße seines Angesichtes, mit Gefahr seiner Gesundheit — oft seines Lebens — die Erscheinungen zu ergründen sucht; wie er mit unsäglicher Mühe Thatsache um Thatsache feststellt, bis aus der Reihe der Thatsachen, aus der Uebereinstimmung der Erscheinungen dem Staunenden ein Gesetz entgegenleuchtet. Wie er dann voll Begeisterung von Neuem seine ganze Kraft daran setzt, die Aeußerungen dieses Gesetzes nach allen Richtungen hin zu erforschen; — und dies Alles mit dem vollen Bewußtsein, daß morgen, — heute, neue Entdeckungen gemacht werden können, die das ganze Resultat seiner Arbeit — seines Lebens über den Haufen (d. h. zu den überwundenen Standpunkten) werfen!

Und Anmaßung werft Ihr der Wissenschaft vor! Ich aber möchte Euch zurufen: Gehet hin und lernet Bescheidenheit von ihr. Denn die Wissenschaft ist bescheiden, wie kühn auch ihre Schlüsse, wie großartig auch ihre Errungenschaften sind: Keiner von Denen, die ihr dienen, vermißt sich zu glauben, er habe die Wahrheit gefunden für alle Zeiten. Keinem unserer großen Forscher fällt es ein, was er erforscht und was er zu erkennen glaubt, als unbedingt maßgebend hinzustellen; sie finden vielmehr Stolz genug darin, sagen zu können: Was wir erkannt, ist maßgebend für den heutigen Stand unseres Wissens. Und die Wissenschaft weiß, daß es eine Gränze giebt menschlicher Erkenntniß, aber sie weiß auch, wie unendlich weit der Weg noch ist bis zu jener Gränze; und sie forscht und dringt weiter, und ihre Befriedigung, ihr Lohn, ihre Loosung ist das Streben!

Wenn Ihr nun dies Alles gesehen und ein Weniges darüber nachgedacht habt, dann ziehet hin und schwinget das Schwert der Gerechtigkeit über die Schäden der Zeit, — kritisirt die socialen Mißstände (sofern Ihr etwas von Volkswirthschaft versteht), — kämpft für Eure Ideale, — macht Euch lustig so viel Ihr wollt über die Schwächen und Lächerlichkeiten der Menschen, — hetzt Eure Irrthümer todt in den Gassen des Lebens — aber haltet ein, wenn Ihr ankommt vor dem Tempel der Wissenschaft, auf dessen Altar die Göttin der Wahrheit thront — und wenn Ihr eintreten wollt, so entblößet Euer Haupt und gewähret den Priestern, was sie von Euch, was sie von der Welt fordern können: Achtung!

München. Theodor Göring.

Die „Philosophie des Unbewußten" und die Naturforschung.*)

In der obschwebenden Sache des Hrn. von Hartmann haben nur Zwei zugleich endgiltig zu entscheiden, der Philosoph und der Naturforscher. Freilich muß es ein Philosoph sein, der in der Naturforschung gründlich bewandert ist, aber auch ein Naturforscher, der die großen Errungenschaften der Philosophie auf's Genaueste kennt. Mögen die Einseitigen noch so stark protestiren, beide Wissenschaften, Philosophie und Naturwissenschaft, sind bereits so weit gediehen, daß Metaphysik ohne Physik gar nicht mehr fortzukommen vermag, aber auch Physik ohne Metaphysik stets im Dunkeln tappt, indem sie nie weiß, was sie an den Erscheinungen hat. Allem abstrakten Denken fehlt jeder reale Boden, und allem concreten Experimentiren fehlt jeder ideale Gehalt. Wir hätten gewünscht, daß der Verfasser vorliegender Schrift auch die Rechte der Philosophie mehr in Anwendung gebracht hätte. Wir gehen hier in unserm Urtheil vom Standpunkte der Philosophie aus. So viel steht schon von vorn herein fest, Herr von Hartmann ist von der edelsten Gesinnung erfüllt. Er ist reich an Geist, er besitzt philosophische Produktivität, er ist gründlich und vielseitig bewandert auf den Gebieten der spekulativen und empirischen Wissenschaften, und er hat eine außerordentliche Darstellungsgabe.

Herr von Hartmann hat sich durch sein Werk ein großes, doppeltes Verdienst erworben, einmal, daß er das Wesen des Unbewußten einer speciellen Durchforschung unterzog, sodann daß er, was jetzt unumgänglich nöthig geworden, die philosophische Thätigkeit mit der naturwissenschaftlichen vereinigt. Beide Verdienste fassen wir darin zusammen, daß unser Denker durch seine Philosophie des Unbewußten ein Ferment, ein befruchtendes Element in die Gesammtwissenschaft geworfen hat, welches von unabsehbaren, günstigen Folgen sein wird, ein Verdienst, welches ihm bleibt, und durch noch so viele Gegner nie beeinträchtigt werden kann. Indem wir solches unumwunden anerkennen, gehört doch auch dies zu unserer Offenheit, daß wir es darlegen, wie wir in unserer Weltanschauung, in den Ergebnissen unseres Nachdenkens mit den Resultaten Hartmann's im Princip, wie in der Durchführung fast ganz auseinandergehen, wenn wir in manchem Einzelnen uns auch wieder berühren. Halten wir das System Schopenhauer's für durchaus irrig, ja künftig sogar für unmöglich, so wird, obwohl die Hartmann'sche Darlegung eine selbständige Consequenz der Schopenhauer'schen ist, von der Philosophie des Unbewußten doch keineswegs das Gleiche gelten. Denn das Unbewußte ist unleugbar, es ist der Tiefgrund im Leben der Pflanze, des Thieres, des Menschen, zumal schon im Kinde, im Genius, wenigstens in dessen primitivem Schaffen, im

*) Philosophie gegen naturwissenschaftliche Ueberhebung. Eine Zurechtweisung des Dr. med. Geo. Stiebeling, von A. T. Berlin, Carl Duncker's Verlag (C. Heymons), 1872. (104 S.)

Wahnsinn, in der Krankheit des Körpers, im Wiederherstellungsproceß der Natur, im Wachen, wie im Traume, im Vorgefühl des Todes. Aber das Unbewußte als solches? Hr. v. Hartmann hat in der Untersuchung desselben eine Nordpol-Expedition unternommen, die, ungeachtet großer Gefahren, dem kühnen Segler vielfach geglückt ist. Aber die Erde ist noch lange nicht das Universum, und das Universum ist noch lange nicht dessen Urheber. Die Entdeckung einer Durchfahrt aus dem Unbewußten in's absolut Bewußte ist bis dahin unserm Denker noch nicht gelungen. Wir hoffen sie zuversichtlich von seiner Zukunft. In jenen arktischen Gebieten des Unbewußten ist es zuletzt doch unheimlich; es kommt in ihrem Eise auf die Länge kein Menschenleben mehr fort. Im Grimm der Kälte erfriert auch das Denken.

Was nun aber das Unbewußte betrifft — es müßte doch vor Allem festgestellt werden; soll damit das bezeichnet werden, was wenigstens der Mensch nicht weiß; dagegen wäre gar nichts zu sagen. Oder soll es das bedeuten, was auch an und für sich das Unbewußte ist, es stets gewesen und ewig bleiben wird. Ein solch absolut Unbewußtes ist schlechterdings unmöglich. Alles Unbewußte kann nur einstweilig sein. Es verhält sich mit dem Unbewußten und Bewußten ähnlich, wie mit dem Negativen im Verhältniß zum Positiven. Alles Negative ist nur am Positiven, nicht auch umgekehrt. Wäre nichts Positives, was könnte die Negative denn verneinen? Auch das Unbewußte drückt einen Mangel aus. Es ist nur unter der Voraussetzung möglich eines ewigen Sichbewußten. Das Unbewußte kann nur eingetreten sein, und muß wieder aufhören. Alles Unbewußte ist nur Heruntergekommenheit aus der Sphäre des Bewußten und Bewußtseins. Kurz, das Unbewußte ist kein prius, sondern nur ein posterius. Daher kann es auch nie Princip sein.

Dasselbe gilt vom Willen, wenn er blind oder gar dumm, aber auch, wenn er nur unbewußt ist. Nun aber ist der Schopenhauer'sche Wille doch auch das Princip unseres Philosophen, ein Wille, dem dann die Vorstellung zur Seite, oder vielmehr zunächst untergeben ist. Bloß naturwissenschaftlich kann gar nichts über die eigentliche Berechtigung des Unbewußten entschieden werden, daher wir die unten angezeigte Vertheidigungsschrift auch erst später in Betracht nehmen, welche sich gegen Hrn. Dr. Stiebeling richtet; dieser ist Materialist. Ein solcher hat gar kein Urtheil über Philosophie; er versteht nichts davon.

Das ist aber der gewaltige Fortschritt Hartmann's über Schopenhauer hinaus, daß er den Willen desselben mehr vertieft, mehr Licht über solchen verbreitet, wenn es auch das Licht über einem Abgrunde ist. Daher ist die Hartmann'sche Philosophie auch keine bloße Abzweigung der Schopenhauer'schen, sondern Hartmann hat sein eigenes System. Zwar es bleibt auch in diesem dabei, daß der Wille dumm ist, die Vorstellung anfangs nicht minder, aber Hartmann weist scharf nach, daß der Abgrund des Willens das Unbewußte ist, also ein grundloser Grund, freilich ein Widerspruch, der indessen für die Hartmann'sche Zukunft sehr erfolgreich sein kann. Obwohl es zwischen jenen beiden Denkern unzählige Uebereinstimmungen giebt, so ist das doch bei dem unsrigen eben der Fortschritt, daß es bei ihm zu einem entschiedenen Bruche zwischen dem Willen und der Vorstellung (Intellekt) kommt. Er holt viel tiefer aus, als Schopenhauer. Sein Unbewußtes hat etwas von Spürkraft, von präexistentieller Erinnerung an das Bewußte. Indem er den Ansatz zu seinem Fortschritt aus dem Unbewußten nimmt, holt er nur nicht weit genug aus, um zu entdecken, daß der allein rationelle Grund des Unbewußten das Bewußte ist.

Auch bei Schopenhauer ist schon der Versuch zu einem Bruche zwischen Wille und Vorstellung vorhanden, in seiner Erhebung zu den Platonischen Ideen, in seiner Anschauung des Kunstwerks, in seiner Askese, in seiner Anerkennung der Wiedergeburt, selbst der christlichen, wo der Wille, sage: der Wille, selbst bei dem Frankfurter frei wird! aber es hält nicht lange vor. Der Bruch dagegen bei Hartmann ist ein viel ernsterer; er ist ein erhabener, ein tief tragischer, denn er hat sogar einen großartigen, poetischen Charakter; er ist mit einer Wucht ausgeführt, mit einer spekulativen Phantasie, die in der Darstellung hinreißt; ein Drama für die dichterische Schöpferkraft eines Kalidasa. Dies ist der Wunsch des echten Genius in dem Hartmann'schen Werke. Hier steht der Denker auf dem Culminationspunkte seiner Spekulation. Von dieser Höhe aus hätte er das Gelobte Land aller Religion, Wissenschaft und Kunst sehen müssen. Sieht er es? Nein, daher er auch jählings wieder in seinen Abgrund des Unbewußten hinunterfällt, wenigstens metaphysisch, wenn auch nicht ethisch. Denn, ehe man sich dessen versieht, ist auch der Intellekt schon wieder der ganzen Despotie des blinden Willens verfallen. Folge daraus ist ein Pessimismus, der den Schopenhauer'schen noch um Vieles übertrifft, da Schopenhauer doch wenigstens zugiebt, es könnte sehr wohl in dem Dinge an sich eine ganz neue Ordnung der Welt sich vorfinden. Das, was Hartmann wieder vortheilhaft von Schopenhauer unterscheidet, ist, daß er doch einen Totalzweck der Geschichte und Existenz herausbringt, aber worin besteht dieser? Entsetzlich! Darin, daß das menschliche Individuum, ebenso wie bei Schopenhauer, in's Nichts versinkt, daß die Erlösung nur in der Loskettung durch den Tod vom bisherigen Jammer sich bewährt, wie die sittliche Ausdauer nur darin, daß wir wirken nach wie vor, daß wir bereitwillig als Opfer fallen für Nichts und wider Nichts. Wir sehen aus dieser Philosophie Hartmann's in ihrem Finale, daß unser Denker mit dem Unbewußten auch von dem unerschöpflichen Tiefsinne seines Bruches mit dem Willen durch den Intellekt kein rechtes Bewußtsein hat, wie weit solche Tiefe reicht. Er scheint nichts zu ahnen von der Herrlichkeit jenes Abgrundes, den er selbst gegraben hat, nichts davon, wie jener Bruch den des Geistes mit der egoistischen Natur, in höchster Instanz bedeutet, die Höllenfahrt des ringenden, natürlichen Menschen, aber auch die Himmelfahrt der Versöhnung des Geistes mit der Natur, der tiefste Lebensnerv der christlichen Erlösung. „O, felix culpa, quae dedisti talem redemptorem!"

Jener Kampf bei Hartmann zwischen dem Eigenwillen und dem Intellekt ist, recht betrachtet, der Dualismus zwischen Materie und Geist, zwischen dem Unbewußten und dem Gottesbewußtsein, zwischen Knechtschaft und Erlösung, daher das Wesen der christlichen Wiedergeburt; ein Dualismus, der auch für Wissenschaft und Kunst von tiefster Bedeutung ist. Auch das Christenthum deutet in seiner Wiedergeburt auf das Unbewußte in solchem Vorgange hin („Aber du weißest nicht, von wannen er kommt"). Kurz, jener Bruch und Kampf zwischen Wille und Intellekt bei Hartmann ist der Anlage nach eine ganze Tragödie; er ist schon an sich das Brechen vom Baume der halben Erkenntniß, aber für Hartmann, auf seinem jetzigen Standpunkte, noch nicht das ganze Bewußtsein vom Baume des Lebens und dessen reifer Frucht. Wir bringen bei dieser Gelegenheit einen andern der größten Genien aller Jahrhunderte, den heutigen Deutschen, die so leicht vergessen, in Erinnerung, der die Idee des Unbewußten in der vortrefflichsten Weise bereits mehrfach in Betracht zieht, die Hartmann'sche Untersuchung in mancher Hinsicht bestätigt, aber auch nicht die Gränze unangedeutet läßt. Wir wissen nicht, ob Herr von Hartmann vermuthet, wen wir meinen; wir bezweifeln

es sogar stark, daß er die betreffenden Stellen schon kennt. Wir verschweigen hier absichtlich den Namen jenes Unvergeßlichen, um ihn in einer andern Erörterung namhaft zu machen.

Sicher aber war es für Hartmann eine schwere Aufgabe, auf einem neuen Grunde das Gebände einer Metaphysik zu erheben, und in dasselbe die großen Entdeckungen der Physik (Naturwissenschaft) einzuarbeiten. Er hat sie bewundernswürdig gelöst, wenigstens zum Theil gelöst, freilich mit der gefährlichen Hinzunahme der problematischen Hypothese: Setzen wir den Fall, es gebe ein Urunbewußtes. Steht also dieser ganze Bau auch auf keinem unwandelbaren Grunde, eben weil das Unbewußte nur das mangelnde Bewußtsein, wie die Höhe der erfüllte Abgrund ist, so hat sich unser Denker doch durch jenen Ausbau der Mittel versichert, eine Philosophie des Bewußten emporzurichten, welche das Wissen zur positiven Ausführung bringt, während das Unbewußte gar nicht gewußt werden kann, und wir werden den ersten Bau höchst schätzenswerth finden, weil er den zweiten zur Folge hat. Wie komme ich, muß unser Denker sich fragen, zu dem ersten Ansatz, ja zu dem Objekte eines Unbewußten, wie gelange ich auf dem Wege meiner Untersuchung dazu, auszusagen, was ich als Wissen erkannt habe, so daß ich später mit ganz bestimmten Größen spekulire, wenn das Unbewußte nur ein X, nur imaginäre Größe, nur Illusion ist? Und wir antworten in seinem Namen, weil sich in jenem Unbewußten schon ein Subjekt ankündigt, welches der Träger desselben, welches unbedingtes Wissen, daher Ursubjekt ist, vor dem auch alle späteren „Illusionen" Hartmann's in Nichts zerfließen. Hartmann ahnt dieses, daher spricht er so oft im Verlaufe sein Wissen aus. Freilich muß er durch eine Menge von Widersprüchen hindurch, wie sie aber in jedem Systeme sich nachweisen lassen, und aus denen Hartmann's Gegner viel zu viel machen, weil sie nicht wissen, was philosophiren heißt. Zu diesen Widersprüchen gehört, daß sein Weltwille selbst unbewußt, sogar „dumm" ist, die Vorstellung nicht minder, dann jedoch wissen sie plötzlich wieder, dann auf lange wieder nicht, und dennoch gelangt der Denker zu der Idee einer Zweckmäßigkeit in der Natur, für die es bei ihm gar keinen Anhalt giebt, wenn der Wille, der Zwecke erreicht, nicht weiß, was er will. Das genirt aber unsern Forscher nicht, und auch das ist ein Moment seiner Denkergröße, daß er sich darum nicht kümmert, weil es ihn zu hastig fortdrängt zu weiteren Ergebnissen. Gleichwohl bleiben jene Nachweisungen eines erstaunenswerthen Zweckverfolgs in der Natur eine der imposantesten Partieen in der „Philosophie des Unbewußten", allerdings mit dem Defizit, daß Der nicht erkannt wird, der allein Zwecke haben und erreichen kann, da in ihm Bewußtsein und Vollkommenheit Eins sind. Man muß bei den materialistischen Gegnern Hartmann's, wie bei ihm selbst, der ein Mann von so umfassendem Wissen und ein so geistreicher Denker ist, sowie beim Verfasser der vorliegenden Vertheidigungsschrift oft unwillkürlich ausrufen: also das soll schon Bewußtsein, das schon Wille sein! Z. B. bei „geköpften Fröschen" und bei Gelegenheit der thierischen „Nervencentra" (S. 21), wo von einem „klarer oder dunkler bewußten Willen" gesprochen wird. Wille kann auf unserm Planeten nur dem Menschen zugeschrieben werden, ja der Wille ist bei diesem, sobald das Bewußtsein beginnt, nie abwesend, nie vollständig gleich Null. Es giebt keinen vernünftigen, sich bewußten, bloß latenten Willen. Aller Wille ist nothwendig und frei zugleich, freilich stets auch von einem Urbewußtsein abhängig. Ein Wille, der von sich nichts weiß, ein Wille, der nicht kann, was er will, ist gar kein Wille.

Noch ist zu bemerken, wie sehr sich so Viele der Heutigen sträuben, das Ursubjekt, Gott, zu erkennen, anzuerkennen. Sie sprechen von der Natur, sie sprechen vom All, sie machen der Philosophie mit Herrn Häckel bedeutende Zugeständnisse, sie sprechen vom Geist, aber sie winden sich, was sie können, Gott zu nennen. Als wäre nicht Gott Geist vor allem! Und dann, wie kommt ihr dazu, auch den Ausdruck All zu brauchen? Von Standpunkten des Unbewußten her, der in die Unendlichkeit unausmeßbar weit hinausstrebenden Natur wißt ihr nichts vom All. Vom Universum kann nur da die Rede sein, wo man die Idee desselben mit Recht für eine uns angeborene und nicht bloß anabstrahirte erkennt, und sie aus einem Urbewußtsein und nicht aus dem Unbewußten und der Natur ableitet.

Doch wir wenden uns jetzt der früher angezogenen Schrift: „Zurechtweisung des Dr. med. Geo Stiebeling" zu. Der Verfasser derselben, A. T., hat seine Vertheidigung Hartmann's gegen Stiebeling mit vieler Umsicht, mit Gewandtheit und Schärfe der Waffen geführt. Er weist nach, er motivirt, daß Herr Stiebeling die „Philosophie des Unbewußten" keineswegs studirt, daß er sie nicht einmal ganz gelesen habe. Das wäre allerdings stark, und berechtigte in keiner Weise, mit solcher Polemik gegen Herrn von Hartmann zu verfahren. Selbst wenn Herr Stiebeling nur die Absicht gehabt hat, gegen Hartmann's naturwissenschaftliche Behauptungen aufzutreten, so hatte er auch dazu kein Recht, da in jenem Werke die Resultate des Naturforschers mit dem des Denkers auf's Genaueste zusammenhängen. Der Verfasser der angeführten Broschüre giebt schlagende Beweise von der Flüchtigkeit, von dem einseitigen Verfahren, von der Unbekanntschaft mit der Gesammtheit der Naturwissenschaft, mit ihrer neuesten Literatur bei seinem Gegenmanne, so daß man vermuthen muß, Herr Stiebeling habe meist aus dem Beweise seiner zufälligen Wahrnehmungen, seiner Erfahrungen als praktischer Arzt, seiner ephemeren Lektüre, seiner materialistischen Handhabe agirt. An vielen Stellen überzeugt uns der Vertheidiger vollständig, an einigen schwanken wir, wem von Beiden wir Recht geben sollen; an den meisten müssen wir, was die Beobachtung der physikalischen Objekte betrifft, so weit es sich nicht um das Unbewußte der Metaphysik handelt, die Seite Hartmann's und des Verfassers nehmen. Nun tritt hier freilich ein Uebelstand zu Tage. Was ich mathematisch, logisch erkannt, was ich selbst gedacht und zum Wissen gebracht habe, das weiß ich. Das ist die ewige Unfehlbarkeit der Vernunft, der Wissenschaft als solcher, demnach der Philosophie. Sogar das, was ich naturwissenschaftlich selbst, und zwar denkend, wahrgenommen, mir evident gemacht habe, das weiß ich ein- für allemal. Anders verhält es sich mit den blos empirischen Forschungen eines Anderen. Und hier stoßen wir an die Gränze, an die Schranke aller Naturforschung, wie sehr diese auch für sich ausschließlich das Exakte in Anspruch zu nehmen pflegt. Bin ich selbst nicht beim Experiment, bei der Zergliederung zugegen gewesen, und nicht dies allein, habe ich nicht selbst experimentirt, zerlegt, so muß ich auf Treu und Glauben hinnehmen, was der Beobachter erkannt zu haben versichert. Ja noch mehr! Empirische Thatsachen reichen nie aus. Dem schärfsten Physiker können Täuschungen begegnen. Kurz, es giebt auf dem Gebiete der blos physikalischen Untersuchungen, Versuche, Beobachtungen, gar kein unumstößliches Wissen. Es giebt nur metaphysische Beweise, aber keine physischen.

Dennoch hat Herr T. die größte Wahrscheinlichkeit in den meisten Fällen für sich, und wir empfehlen unsererseits seine Apologie hiermit auf's Angelegentlichste, um Herrn von Hartmann vollauf gerecht zu werden. Schon das Inhaltsverzeichniß

spannt in hohem Grade. Wir stellen die Hauptmomente heraus. Der Verfasser beginnt mit einer Einleitung, der sich eine „Voruntersuchung“ anschließt. Hier wird von ihm zunächst und mit Recht Hartmann's „Philosophie des Unbewußten“ beleuchtet, dann aber alsbald das eigentlich Naturwissenschaftliche in Betracht gezogen, wobei u. a. der Abschnitt: „Annahme von Zwecken in der Natur“ sogleich von größter Wichtigkeit ist. Es folgt die Abtheilung: „Der unbewußte Wille in den selbständigen Rückenmarks- und Ganglien-Functionen“, wo denn Momente wie: „Bewußtsein geköpfter Frösche“, „Gesetz der Reflexbewegung“, „Der Wille niederer Nerven-Centra“ u. s. w. überaus interessant sind. Darauf: „Die unbewußte Vorstellung bei Ausführung der willkürlichen Bewegung“. Momente: „Groß- und Kleinhirn“, „Gehenlernen der Thiere“. Darauf: „Die unbewußte Vorstellung im Instinct“: Reichhaltige Beobachtung an Thieren, „Darwin's Ansicht über den Instinct“. Darauf die beiden Hauptabschnitte: „Die Verbindung von Wille und Vorstellung“, „Das Unbewußte in den Reflexbewegungen“ mit einer großen Mannigfaltigkeit von Momenten, z. B.: „Sprechenlernen der Kinder und Thiere“, „Das laute Denken“. Folgt: „Das Unbewußte in der Naturheilkraft“ und zwar: „Darwin's Theorie der Pangenesis“ Dies ist einer der glänzendsten Abschnitte. Nach unserm Ermessen, könnten Darwin's Hypothesen sich so fruchtbar erweisen, daß sie sogar für die Erweiterung der Unsterblichkeitslehre durchaus neue Gesichtspunkte eröffneten. Was die Wiederherstellungs-Kraft der Natur im Schlafe des Kranken betrifft, so ist sie bekannt, und wird hier bestätigt, so daß man zu der Vermuthung gelangt, daß auch die Chloroformirung unter gewissen Umständen jene Restauration durch die Natur so wenig stört, daß sie solche sogar befördert, bei vorsichtiger Anwendung. — Weiter der Abschnitt: „Der indirecte Einfluß bewußter Seelenthätigkeit auf organische Functionen“, Momente u. a.: „Hemmungen in der Entwickelung des Embryo“, „Der thierische Magnetismus“. Letzter Abschnitt u. a.: „Das Unbewußte in der Entwickelung des Eies“, „Ernst Häckel über Naturforschung und Philosophie.“— Ueber das Wesen des Instinkts werden sowohl von Hartmann, wie von seinem Vertheidiger die folgenreichsten Aufschlüsse gegeben. Die saubere Darstellung des Verfassers obiger Schrift verdient alle Anerkennung.

Was die Sprache, den Styl in dem Hartmann'schen Hauptwerke angeht, welchen seine Gegner so wenig zu schätzen wissen, so ist er vortrefflich, und spricht, wie echter Styl überall, die großartige Eigenthümlichkeit unseres Denkers aus, die zugleich sprachschöpferisch in der glücklichsten Weise, wie in allen seinen Schriften ist. — Zum Schlusse weisen wir noch hin auf die eben so tiefen, wie ausgezeichnet geschriebenen „Aphorismen über das Drama“ von E. v. Hartmann.*) Und zwar deshalb heben wir sie hier hervor, weil sie, zumal in den prägnanten Bemerkungen über die Tragödie, über den tragödischen Charakter der Erdexistenz, von unendlicher Tragweite sind und uns an einer ganz bestimmten Stelle, gleichsam auf der idealischen Höhe über jenem furchtbaren Abgrunde des Unbewußten, eine Philosophie des Bewußten von demselben Denker bereits in erfreuliche Sicht bringen.

Königsberg, Pr. Alexander Jung.

---

*) Berlin, Verlag von Wilhelm Müller, 1870.

Deutsche Männer des Elsaß.

Carl Candidus.

Der deutsch-elsässische Dichter Carl August Candidus, nächst den beiden Gebrüdern Stöber und neben Georg Zetter, genannt Friedrich Otte, der bedeutendste Sänger auf dem alsatischen Parnaß, ist für seine deutschen Freunde sehr unerwartet am 16. Juli 1872 zu Feodosia in der Krim, wo er für sein Leiden Heilung gesucht, erst 55 Jahre 3 Monate alt, verstorben. Candidus bekleidete in seinem letzten Jahrzehnd die Stelle eines deutsch-reformirten Pfarrers zu Odessa in Südrußland, nachdem er in früherer Zeit reformirter Seelsorger in der lothringischen Hauptstadt Nancy gewesen war. Er hatte im April 1817 zu Bischweiler im Unter-Elsaß das Licht der Welt erblickt und schon in früher Jugend die Liebe zur deutschen Muttersprache eingesogen, die ihn dann nach Wälsch-Lothringen und bis in die Steppen Rußlands begleitete und unter den ungünstigsten Verhältnissen zum deutschen Dichter und Schriftsteller werden ließ. Die Heimatberge des Wasgau-Waldes waren die Morgenwecker seines Liedes gewesen und dem Heimatlaut des grünen Vogesus, „des Riesen mit der Eichenkrone“, wie Ehrenfried Stöber ihn preisend genannt, hat er bis an seinen Tod die Treue bewahrt. Carl Candidus war Deutscher mit aller Kraft seiner Seele, aus tiefstem Gemüth heraus, und er blieb Deutscher inmitten aller ausländischen Eindrücke, die sein Lebensschifflein umwogt haben.

Zwei Elemente verschmolzen sich in diesem Charakter. Er war Dichter und zugleich Religionsphilosoph; der Verehrer und Pfleger der Geistesschätze von Jakob Grimm und der mit schlagfertiger Dialektik ausgerüstete Hegelianer trafen in ihm zusammen, und so hatte denn seine Lyrik neben dem Deutschthümlichen ein vorwiegend didaktisches Gepräge, das nicht nur in dem 1853 herausgegebenen und von Jakob Grimm eingeleiteten Canzonen-Cyclus „Der Deutsche Christus“, sondern auch in der vom Schreiber dieser Zeilen dereinst hier angezeigten Sammlung seiner „Gedichte“ (Leipzig 1869) klar und unbefangen hervortritt. Er hat einen harten Kampf mit der Form ausfechten müssen, denn er hat die Sprache seines Liedes selten lauter und rein gehört, aber eine epigrammatische Kraft des Ausdrucks und ein sinniges Verständniß für das dem vaterländischen Genius Angemessene, ist ihm zu Hülfe gekommen und hat dem Schwung seiner Begeisterung die Bahn bestimmt. Als das Elsaß mit Deutschland wiedervereinigt ward, hat er diese geschichtliche That in Freudenliedern gefeiert, seine Hoffnungen waren die seines Schwagers Gustav Mühl; gern wäre er, wenn Gelegenheit ihm geboten wurde, in sein geliebtes Elsaß zurückgekehrt und hätte, wo die Ill in den deutschen Rhein sich ergießt, mitgearbeitet an dem Wiederaufbau von deutscher Wissenschaft und Kunst.

Seine „Grundlagen zu einem Neubau der Religionsphilosophie“ haben ihn als einen tüchtigen strebsamen Denker kundgethan und zwar in deutscher Sprache, während seine im besten Französisch abgefaßte Polemik gegen die Irrthümer der Glanzsterne des philosophischen Frankreichs unter dem Titel: „Mes griefs contre ces Messieurs, par Madame de La Logique“ (später auch deutsch bei Hirzel in Leipzig erschienen) seine kaustische Schärfe und bei aller Hegelianischen Orthodoxie die Freiheit seines Standpunktes und die Tüchtigkeit seiner Gesinnung an den Tag gelegt hat. Der pantheistische Zug, der alle poetischen und prosaischen Hervorbringungen von Candidus durchweht, war übrigens auch ein deutscher Zug, der zunächst und

ursprünglich dem deutschen Naturgefühl entquillt, das sich mit dem Wonneschauer entzückter Begeisterung in das Meer der Erscheinungen stürzt. In Folge dieser Seelenstimmung wird man bei dem freisinnigen Rationalisten Candidus oft durch ein mystisches Dunkel, eine in räthselhaften Andeutungen sich bewegende Sprache überrascht. Candidus' Dichtung hat etwas Gnomisches; sie ist zuweilen eine Metaphysik des Gefühls, zuweilen aber auch herrscht die Philosophie fast allein. Der Dichter war und wollte nichts anderes sein, als ein Mitglied des deutschen Denkervolkes und wenn er auch die „deutsche That" der Waffengewalt mit Jubel begrüßt hat, war seiner eigenen Natur die Gedankenthat das Nächste und Heiligste. Es ist tief beklagenswerth, daß ein solcher Mann mit solcher Gesinnung dem Werke der Wiederverdeutschung seines Heimatgaues hat fern bleiben müssen und er seiner höchsten und eigensten Bestimmung durch einen vorzeitigen Tod entrissen ward. Er ist, wie Friedrich Otte von sich und von August Stöber gesagt, „der Treusten Einer" gewesen. Friede seiner Asche und Ehre dem Andenken des Ehrenmannes! Trauttwein von Belle.

Der Schulzwang in Elsaß-Lothringen.

Mit dieser Ueberschrift bringt der „Niederrheinische Kurier" von Straßburg folgenden beachtenswerthen Artikel:

„Vor hundert Jahren war kaum Einer unter Zehn im Elsaß, der lesen und schreiben konnte. Im Jahre 1833 erließ die französische Deputirten-Kammer ein Gesetz, nach welchem jede Gemeinde wenigstens Eine Schule (Primärschule) unterhalten mußte. Da stieg in kurzer Zeit die Volksbildung in Frankreich auf eine bis dahin ungekannte, ja unmöglich geglaubte Höhe. Die Städte, welche sich in dieser Hinsicht besonders hervorthaten, waren Paris, Lyon, Straßburg, Nanzig, namentlich aber Metz.

So blühte die schöne, segenbringende Pflanze, der wahre Baum des Lebens," die Volksbildung, erfreulich fort bis zum Jahre 1848. Nicht zufrieden mit dem, was während achtzehn Jahren die Regierung Louis Philipp's, was das Gesetz von 1833 für das Wohl des Volkes geleistet hatte, verlangte man nun mit Einem Schlage, der Schulunterricht solle allgemein, unentgeltlich und obligatorisch sein.

Allzuscharf aber schneidet bekanntlich nicht. Die Volksschulen geriethen, statt im ganzen Lande zu blühen, in Verfall; und als 1852 Louis Bonaparte Kaiser von Frankreich wurde, da machte der Gesetze, die das Volk um hundert Jahre zurückzubringen geeignet waren. Was wäre aus unserer Jugend geworden, wenn man die Unwissenheit noch lange so fortbegünstigt hätte?*)

Seit vielen Jahren leben die Deutschen unter dem süßen Joche des Schulzwanges. Und was ist denn eigentlich der Schulzwang? Es ist der Zwang zu allem Guten, der Grundstein zur Aufklärung, zur menschlichen Bildung, zur geistigen und moralischen Emancipation. Diesen heilsamen Zwang hatten die Deutschen, und wir hatten ihn bis 1871 nicht. Als es nun hieß: „Jetzt müssen alle Kinder in die Schule gehen", da war ich froh; denn ich dachte: jetzt sind die Kinder gerettet! Allein zu meinem großen Leidwesen mußte ich sehen, daß gar Viele doch nich hineingehen. Sehe ich doch täglich Massen von Knaben und Mädchen, die während der Schulzeit auf den Straßen unserer Stadt herumschlendern; die also nicht in der Schule sind. Das möchte ich der Regierung und allen Behörden recht warm an's Herz legen. „Die schönste und beste Gabe — möchte ich sagen — die Sie uns gebracht haben, ist der Schulzwang. Lassen Sie ihn aber illusorisch werden als todte Buchstaben, die zwar im Gesetze stehen, aber nicht zur Anwendung kommen, so rufe ich mit dem trauernden Pfarrer von N. aus: „Was wird aus diesen Kindern? Was soll aus unserer Jugend werden, wenn sie so fortfährt, dem alten Schlendrian zu folgen?"

*) Im Mai 1872, als die Kinder einer katholischen Gemeinde in der nächsten Nähe von Straßburg zur ersten Communion gingen, sprach der Pfarrer mit Thränen im Auge auf der Kanzel: „Von diesen Kindern allen kann keins geläufig lesen und schreiben, und nur wenige können das Vaterunser hersagen. Was wird aus diesen Kindern werden?"

Oesterreich-Ungarn.

Ludwig Steub über Tirol.

Seitdem die Brenner-Bahn Deutschland mit Italien verbindet, vergeht kein Jahr, das uns nicht eine recht ansehnliche Zahl von sogenannten Fremdenführern, Reisebildern und anderen Erzeugnissen schreiblustiger Reisenden über Tirol brächte. Es ist darin viel Lob und Tadel dem Lande zwischen der Kufsteiner und Veroneser Klause gespendet, viel neues aber nicht gerade gesagt worden. Erinnerungen an das Jahr 1809, wohlfeiler Spott über glaubenseinheitliche Pfaffen, oft gehörte Naturschilderungen, zwischen denen bekannte Schnaderhüpfel sich hören lassen — das ist etwa der immer wiederkehrende Inhalt solcher Bücher und Aufsätze, und wollen wir absehen von den Veröffentlichungen der Alpen-Vereine, so ist der Weg von Kufstein über Innsbruck nach Botzen und Meran und von da nach dem Gardasee die bequeme und schnelle Reiseroute der größten Anzahl jener Touristen gewesen, welche des Glaubens sind, in einer halben Woche genug erlebt zu haben, um mit ihren Erfahrungen die Mitmenschen belehren und unterhalten zu können. Die Nachfrage nach solcher Reise-Literatur ist aber groß, und das beste, was über tirolisches Land und Volk geschrieben worden, Ludwig Steub's „Drei Sommer in Tirol" war lange Zeit durch den Buchhandel unbeziehbar. Zwar erfreute dieser treffliche Schriftsteller die Verehrer seines Stiles und des Landes, dem er den wichtigsten Theil seiner literarischen Thätigkeit gewidmet hat, hin und wieder durch einzelne geistreiche und frische Aufsätze in der Augsburger Allgemeinen Zeitung über seine ethnographischen Studien in den Thälern des Inn und der Etsch — auch legte er diese Betrachtungen und Forschungen dem Publikum in Buchform unter dem Titel „Herbsttage in Tirol, München 1867" vor; ein alle Theile Tirols umfassendes Werk, welches eine gründliche Kenntniß des Volkes und der Geschichte mit einer geschmackvollen Form verband, besaß man nur in Beda Weber's Schrift, die aber jetzt auch veraltet ist.

Um so willkommener erscheinen uns die drei Bände tirolischer Wanderstudien, welche L. Steub unter dem alten Titel „Drei Sommer in Tirol", als zweite vermehrte Auflage herausgegeben, obgleich zwei Drittel neue Zuthat ist, der Rest vielfache Umänderungen, Verbesserungen und Zusätze zeigt und aus den drei Sommern sieben geworden sind.

L. Steub ist ein Thalwanderer; er verschmäht den Ruhm des alpinen Sport und zählt nicht mit unter denen, welche jung-

kräutiche Höhen der Alpenwelt zuerst erklommen haben; aber wohl hat er einen Ruf unter den Forschern über die Ortsnamen; er weiß mehr von der Geschichte der Städte und Dörfer und Burgen, welche er besucht hat, als er dem Leser seiner Bücher erzählt, hat sich eingehend in das urkundliche Material vertieft und verstanden aus demselben geistreiche und neue Folgerungen und Beweise für seine ethnographischen und linguistischen Behauptungen zu ziehen.

L. Steub hat in ebenso geistreicher, als gelehrter Weise die Ortsnamen als Leuchten benutzt, um über die dunkle, an historischen Nachrichten überaus arme vorchristliche Völkergeschichte der rhätischen Alpen neues Licht zu verbreiten. Daß die Resultate der absoluten Gewißheit entbehren, weiß er selbst am besten und spricht sich sogar in gemüthvoller Bescheidenheit oft mißbilligend über seine eigenen früheren Untersuchungen und Folgerungen aus, an denen die Phantasie allzueifrig mitgearbeitet hatte. In den „Herbsttagen aus Tirol" charakterisirt er selbst seine Forschung und Darstellung, indem er sich zugleich gegen jene Zunftgelehrten vertheidigt, welche ihn als „Dilettanten" glauben unbeachtet lassen zu müssen: „Zuerst soll der gestrenge Richter doch immer fragen, was der neue Forscher bringt und dann erst, ob er bei der Zunft gehörig immatrikulirt sei, oder nicht. Ohnehin dürfte man den Dilettanten in unserer Zeit schon deswegen ein wenig die Stange halten, weil diese Mittelwesen, gleichweit abstehend von den patentirten Lichtelfen der Gelehrsamkeit, wie von den gewöhnlichen irdischen Dickköpfen, mit ihrer angenehmen Feder manche gute Idee und hübsche Kenntniß unter die Leute bringen und sie an der Leine der Wissenschaft mit Geschmack zu führen wissen, während die wahrhaft Gelehrten ihr Zeug oft nicht so vorzutragen verstehen, daß man es mit Vergnügen lesen kann."

Unter den Ortsnamen hat Steub drei Gattungen gefunden, die neben und über einander liegen: eine deutsche, eine romanische und eine dritte, „der weder mit deutschem noch mit romanischem Schlüssel beizukommen und die daher auf das Urvolk, auf die Rhätier zurückzuführen ist." Wie weit er Recht hat, wenn er die Grundform dieser rhätischen Namen als gleich gebildet mit etruskischen Formen zusammenstellt, überlassen wir Fachgelehrten zur Entscheidung; uns will es scheinen, als ob die Sprache der Etrurier bei dem fühlbaren Mangel an schriftlichen Quellen noch zu wenig aufgehellt sei und in ihrer Unbestimmtheit zu wenig Handhaben biete, um in sprachvergleichenden Problemen Beweiskraft zu besitzen. Zu der rhätischen Wortklasse zählt Steub vorzüglich jene Ortsnamen, welche auf ls, rs, rns, rn endigen, wie Mals, Sils, Nauders, Salurn, Velthurns. Auf sicherem Grunde erhebt sich aber das Gebäude der romanischen Ortsnamen, deren letzte Ausläufer bis an die baierische Gränze streifen, wie denn hinter der Zugspitze nicht fern vom Eibsee noch ein Pontivessteg (ponte d'ives, Eibenbrücke), am Achensee ein Dalvazzenbach (rio d'ulvazza Rohrbach) und bei Hopfgarten die wegen ihrer herrlichen Aussicht ebenso berühmte, als wegen ihrer mehr als frugalen Kneipe verschrieene Salve (selva) ungefähr als Marksteine sich darbieten."

L. Steub's Talent für Auffassung und Darstellung ethnographischer Verhältnisse leuchtet aus jedem Aufsatze der „Drei Sommer in Tirol" hervor; er hat Land und Volk nicht, wie die meisten modernen Reiseschriftsteller, nur aus den Fenstern des Eisenbahnwagens gesehen, sondern hat sich wochenlang Studien halber in abgelegenen Gebirgsthälern aufgehalten und im Verkehr mit Geistlichen und Sennern, Professoren und Geisbuben des Volkes Sitte, Sprache und Anschauung ergründet. In früheren Jahren hat es ihn nach dem klassischen Süden getrieben; jetzt wandert er, wenn er seine Berufsthätigkeit durch eine Erholungsreise unterbrechen will, die Ströme seiner Heimat aufwärts und ist froh, wenn er, die Gränze seines bairischen Vaterlandes überschreitend, in tirolisches Gebiet einziehen kann. „Wer im bairischen Gebirg angenehm leben will, meint er, muß eigentlich nach Tirol gehen. Dort findet der harmlose Wanderer nicht allein Litaneien, Rosenkränze und Andachten, sondern statt schlechter Biere gute Weine, statt der unaufhörlichen Kalbsschnitzeln einen unerschöpflichen Schatz von Forellen, Hühnern, Spiel- und Auerhähnen, Gemsen, Rehböcken und feisten Schöpsen — Alles noch zu billigen Preisen — sowie Freundlichkeit und Aufmerksamkeit des Empfanges und der Pflege." Daß er in den Schilderungen seiner Wanderungen sich selbst nur als untergeordnete Staffage behandelt, ist das Zeichen einer literarischen Bescheidenheit, welche der Mehrzahl der schriftstellernden Touristen nicht eigen ist; ein anderer Vorzug seiner Publikationen ist ein erquickender Humor, der dem tadelnden Urtheile über sociale und politische Schäden die verletzende Spitze abbricht und mit ursprünglicher Frische sich über allerhand Widerwärtigkeiten und Unbequemlichkeiten wegzusetzen weiß. L. Steub klebt nicht an Kleinigkeiten und unwesentlichen Dingen, noch urtheilt er vom Einzelnen aus auf das Ganze; er blickt auf das Wesen der Erscheinungen und verwendet den vorübergehenden Eindruck, das Erlebniß der Stunde nur dann, wenn er dadurch die Gesammtvorstellung illustriren und veranschaulichen kann. Dies giebt auch den Aufsätzen, deren Entstehung 30 Jahre zurück liegen, einen dauernden Werth; wer, wie Referent, einen guten Theil der Wege, die L. Steub gewandert, nachgegangen ist und dann liest, was jener in diesen Thälern und in den Jahren 1842 und 1843 gesehen und erfahren hat, der wird, wenn er die Jahrzahl unter der Ueberschrift vergessen oder übersehen hat, in den meisten Fällen glauben, daß der Verfasser vor nur wenigen Jahren in jenen stillen Dörfern nach Sagen und Liedern und sonderbaren Namen gesucht hat.

Der erste Band behandelt das Unter-Innthal und giebt mit Ausnahme von drei Aufsätzen über das Zillerthal und das Duxer und Krimmler Joch nur Ergebnisse von Wanderungen aus den letzten Jahren; Brixlegg, Rattenberg und Brandenberg haben sich der besonderen Aufmerksamkeit des Verfassers zu erfreuen gehabt und das Passionsspiel zu Brixlegg ihm Stoff zu einer trefflichen Schilderung geboten. Im zweiten Theil geleitet uns Steub in das Ober-Innthal und Pusterthal, welches in der ersten Auflage des Werkes unbeachtet geblieben war, das aber mit seinen Bädern und Sommerfrischen im Jahre 1870 auf den Verfasser eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausgeübt hat.

Der dritte Band ist Südtirol gewidmet; dort, wo sich romanische und deutsche Elemente so wunderbar mischen, wo sich in der Natur die üppige Pracht des Südens mit dem strengen Ernst des Nordens vereint und Städte, Berge und Burgen eine fast überwältigende Fülle historischer Erinnerungen erwecken, hat L. Steub mit Vorliebe geweilt; in sechs verschiedenen Jahren hat er den Brenner überschritten, um im Thale der Etsch sich an dem anders geformten Lande und Volke zu erfreuen und mit beizutragen, daß jenen Vorposten deutscher Nationalität im Kampfe gegen das mit dem Ultramontanismus verbündete Romanenthum die Kraft nicht ermatte. Den Schlußartikel über „Luserna" wollen wir allen denen besonders empfehlen, welche sich bewußt sind, daß die Gränzen des deutschen Volkes weiter reichen, als die des deutschen Kaiserreiches.

R. Z.

Rußland.

Rußland unter Peter dem Großen.*)

I.

Der Deutsche Vockerodt über den Russen Peter.

Die Geschichtsschreibung der letzten Jahrhunderte ist in der glücklichen Lage, ihren Stoff rein und unverfälscht aus den Quellen selbst schöpfen zu können, die Geschehnisse deutlich und fertig in jenen Schriftstücken verzeichnet zu finden, die unsere tiefe deutsche Sprache als Urkunden bezeichnet, sie hat es nicht nöthig, Schriftstellern zu vertrauen, bei denen die Glaubwürdigkeit des Berichteten stets erst geprüft und die Ablenkung berechnet werden muß, die die geschichtliche Wahrheit durch ihre Brille erfahren hat. Und doch wäre unsere Kenntniß von dem tieferen Zusammenhange der Begebenheiten schmal und dürftig, doch wäre es um das, was den wahren Werth, den fördersamen Gehalt der Geschichte als Wissenschaft ausmacht, schlecht bestellt, wenn wir einzig und allein auf das urkundlich Ueberlieferte sollten angewiesen sein. Denn gar oft verschweigen die Urkunden und Acten, was wir gar am liebsten erfahren möchten und das, worüber wir am eifrigsten Aufschluß suchen, die Quellen und Ursprünge geschichtlicher Wendungen und Entwickelungen, vermissen wir in ihnen meist gänzlich. Kleine Zuge aus dem Leben bedeutender, weltgeschichtlicher Personen lassen uns oft die geheimen Triebfedern ihres räthselhaften Handelns erkennen, Winke, Andeutungen über Charaktere und Verhältnisse, erschließen manchmal das Verständniß eines Zeitraums, die Einsicht in ein bedeutendes, folgenreiches Ereigniß auf ungeahnte Weise. Und vollends Berichte, Aufschlüsse über Sitten und Zustände des Volkes, in dem die Wandlung, der Umschwung eingetreten, Bausteine zu jenem kühnen, gewaltigen Gebäude der Culturgeschichte, der Erkenntniß des Fortschrittes in der Menschheit, sie alle haben keinen Raum in dem steifen, amtsmäßigen Berichte der Urkunde. Es hat aber glücklicherweise zu allen Zeiten erleuchtete Menschen gegeben, die es der Mühe werth erachteten, was sie erschaut und erlebt, für spätere Geschlechter aufzuzeichnen, Berichte, aus denen die Geschichtschreibung gleichsam die Farben zu dem aus den Urkunden in Umrissen und Grundzügen scharf erkannten Zeitbilde entlehnt. Das Urtheil selbst des unbefangensten, redlichsten Forschers über eine Zeit, die er aus Acten und Urkunden ergründet hat, gleicht dem Gemälde der Landschaft, dem Bilde einer Person, in das der Künstler bei aller Treue, die er beabsichtigt, doch seine eigenthümliche Auffassung von dem gemalten Gegenstande hineinträgt. Das Urtheil des zeitgenössischen Beobachters, wenn es nur lauterer Quelle entspringt, gleicht dem Lichtbild, das in anspruchsloser Treue die Dinge wiedergiebt, wie sie sind. Mag das erstere künstlerisch vollendeter, tiefer angelegt und wirksamer sein, in geschichtlichen Dingen ist Treue, strenge Wahrhaftigkeit das erste Erforderniß, und dieses wird ohne Zweifel von letzterem erfüllt. Darum ist es verdienstlich, solche Berichte aus dem Schacht der Archive, in denen sie etwa verborgen liegen, an's Licht emporzufördern, die Geschichte erfährt oft daraus die heilsamste Förderung. Herr Professor Hermann aus Marburg hat sich nicht um die Wissenschaft allein, sondern auch um alle Gebildeten verdient gemacht, indem er die handschriftlichen Berichte Vockerodt's und Plever's aus den Archiven zu Berlin und Wien zum ersten Male herausgab. Besonders Vockerodt's Bericht über Rußland unter Peter dem Großen kann den eben gekennzeichneten Unterschied zeitgenössischer und nachschaffender Geschichtsschreibung auf's Deutlichste zeigen.

Es ist von vornherein höchst interessant, zu erfahren, wie im Geiste eines scharfdenkenden, unbefangenen Zeitgenossen die Persönlichkeit Peters des Großen sich gespiegelt haben mag, und in der That wird unsere Neugier und Erwartung von dem Gebotenen eigenthümlich überrascht. Es geht oft mit weltgeschichtlichen Größen, wenn sie in der Nähe betrachtet werden, wie mit mächtigen Bauwerken. Aus weiter Entfernung wird der Beobachter von der Mächtigkeit eines Gebäudes betroffen, vielleicht zu Bewunderung sich fortreißen lassen; kommt er näher, wird das Auge auf den Mangel an Ebenmaß, die Verschiebung und Verzerrung der Verhältnisse in allen Theilen aufmerksam, dann bleibt oft von der Bewunderung Widerwillen und Verletzung übrig. Von all den Zügen, die an dem Bilde solch einer Größe uns gründlich anwidern würden, enthalten die Urkunden keine Spur; pflichtmäßige Dienstbeflissenheit sorgt auch oft für deren Ausmerzung, und so bliebe im geschichtlichen Verlaufe in solch einem Bilde nur Licht übrig, wenn nicht die treuen Aufzeichnungen abseits stehender Zeitgenossen auch die Schatten uns aufbewahrten. Und so fällt denn auch ein schwerer Schlagschatten aus unserem Berichte auf Peter I., den die Geschichte wie eine Lichtgestalt mit dem Ehrennamen „der Große" verklärte. Und der Mann, der so uns berichtet, bietet alle Veranlassung, seinen Worten Bedeutung und Gewicht zuzuerkennen, eben so viel, als nöthig ist, ein geschichtliches Urtheil zu berichtigen.

Johann Gotthilf Vockerodt hatte als königlich preußischer Legationssecretär am russischen Hofe durch jahrelang fortgesetzte Beobachtung russischer Verhältnisse die besondere Berufenheit sich angeeignet, ein getreues Bild der Regierung Peter's I. der Nachwelt zu hinterlassen. Eingehende Kenntniß der Landessprache ermöglichte es ihm, mit Stockrussen in innigen Verkehr zu treten und seine so scharfen Beobachtungen auf die höchsten, wie auf die niedrigsten Kreise auszudehnen. Seine unabhängige Stellung und zugleich sein amtlicher Beruf verschafften ihm einen Einblick in das ganze Getriebe des russischen Staatswesens; seine häufigen Berührungen mit dem Hofe und den einflußreichsten Persönlichkeiten erschlossen ihm die tiefgehendste Erkenntniß in alle und selbst die verwickeltesten Beziehungen. Ausgerüstet mit all diesen Mitteln, mit der schärfsten Beobachtungsgabe, einer gediegenen Bildung und tüchtiger Sprachgewandtheit, war er ganz der Mann, einen Bericht über diesen so wichtigen Gegenstand, scharf und durchsichtig, vertrauenswürdig und bedeutungsvoll, anziehend und genußreich herzustellen.

Der Bericht stammt aus dem Jahre 1737, ist also dreizehn Jahre nach Peters Tode geschrieben. Aber Vockerodt hat Peter I. gekannt, lange Zeit sogar unter seiner Regierung schon sein Amt bekleidet; er ist also durchaus als Zeitgenosse zu betrachten.

Nirgends begegnen wir bei ihm einer Aeußerung, die uns zeigte, wie sehr etwa Vockerodt unter dem Eindruck von Peters mächtiger Persönlichkeit gestanden habe. Das Bild, das er von Peter dem Ersten — der Große war er noch nicht — in der Seele getragen, muß ein sehr düsteres gewesen sein, wir merken an keinem Worte, daß er unter dem Zauber einer weltgeschichtlichen Erscheinung gebannt sei. Kein Zug wohlthuender Menschlichkeit wird uns von ihm mitgetheilt, rauh und roh muß sein Auftreten, sein Gebahren gewesen sein. Der biedere Deutsche

*) Nach den handschriftlichen Berichten Johann Gotthilf Vockerodt's und Otto Pleyers, herausgegeben von Ernst Hermann. Leipzig, Duncker und Humblot, 1872.

ist darum keineswegs geneigt, in den Rohheiten Peters die Fehlgänge einer schönen Seele zu erkennen und müht sich nicht lange, sie zu erklären. Es war eine Lieblingsgewohnheit Peters, die er Zeit seines Lebens nicht aufgab, gewisse geistliche und kirchliche Bräuche mit der empörendsten Rohheit nachzuahmen und herabzuwürdigen. Die Scherze, die er bei solchen Gelegenheiten übte, sind so widerlicher Art, daß wir auf deren Schilderung bei Vockerodt hinweisen müssen. Hören wir Vockerodt's Urtheil!

„Was für Absichten Peter I. bei diesen abscheulichen Anstalten gehabt haben muß, darüber ist vielfältig von Russen und Ausländern raisonnirt worden. Diejenigen, die sich eingebildet, daß in allen Actionen dieses Monarchen eine fast übermenschliche Klugheit stecken müsse, haben hierin hieroglyphische Vorstellungen von dem vorigen und jetzigen Zustand der russischen Nation, und seinen ihrethalben angewandten Bemühungen zu finden vermeinet. Andere haben dafür gehalten, daß er sich dadurch über die römisch-katholische Hierarchie und per indirectum auch über seine Geistlichkeit moquiren wollte. Das Allernatürlichste aber ist, wenn man es als eine partie de debauche ansiehet, und zwar eine solche, die seinem Genie und Humeur ziemlich gemäß war. Denn er hatte so wenig in Plaisirs, als in anderen Dingen, so einem Menschen zur Zierde und Ergötzlichkeit dienen können, den allergeringsten Gusto, und verstund gar nicht darüber zu raffiniren. Alle seine Divertissements haben etwas Rüdes und Unfreundliches an sich. Die plumpesten Arten der Debauche waren ihm die allerliebsten, und nichts charmirte ihn so sehr, als wenn er Leute zwingen konnte, etwas zu thun oder zu leiden, was ihrer Natur widerstrebte. Wer einen natürlichen Ekel vor Wein, Oel, Käse, Austern und dergleichen Speisen hatte, dem wurde bei allen Gelegenheiten der Mund mit solchen Dingen vollgestopfet, und wer kitzeligt war und sich dabei am ungeberdigsten stellte, divertirete Petrum I. am allermeisten; daher denn viele, die sonst von Natur gar nicht kitzeligt waren, sich also stelleten, um sich dadurch bei ihm zu recommandiren." (20) Wenn schon nicht behauptet werden kann, daß diese Neigungen eine besondere Liebenswürdigkeit verrathen, so zeigen uns seine Lieblingsbeschäftigungen eine geradezu unmenschliche Verwilderung. Höchst ergötzlich ist es, wie Vockerodt mit seiner Freude an „mechanischen Künsten" auch die Thatsache in Verbindung bringt, „wie dann auch nachhero das Drechseln, Zähneausreißen, Wassersüchtigen das Wasser abzapfen, und andere dergleichen Kunststücke bis an sein Lebensende seine angenehmste Occupation gewesen" (50). Daß solche Zerstreuungen und Vergnügungen auf seine Geschmacksrichtung nicht gerade bildend und förderlich eingewirkt haben werden, könnten wir vermuthen, wenn es uns nicht Vockerodt ausdrücklich berichtete. „Die publiken Gebäude, die Petrus I. zu seiner Wohnung und Divertissement aufgeführet, sind eben nicht das Hauptstück, wobei ein Panegyrist, wenn er von diesem Monarchen eine große Idee geben wollte, sich meines Erachtens lange arretiren müßte" (89). „Er hatte auch Ambition genug, um seinen Namen durch magnifike Gebäude verewigen zu wollen. Sein Unglück aber war, daß er in der Architectur einen sehr schlechten Goût hatte. Er liebte kleine und niedrige Stuben, und eine Enfilade von vielen, aber enge gefaßten Zimmern. Ein geraumes und hohes Apartement embarassirte ihn, und da er bei Anlegung des Winterpalais, um die Egalité mit den benachbarten Häusern zu erhalten, die Etagen nothwendig höher, als er sonst gewohnt war, lassen mußte, ließ er in denen Zimmern, worin er selbst zu wohnen gedachte, den Platfond mit einem doppelten Boden ausfüttern, damit ja seine Stuben nicht zu hoch würden" (96). Aber seine Rohheit beschränkte sich in ihren Aeußerungen nicht auf sein Privatleben, ihren gefährlichen Einfluß bethätigte sie, wie es ja bei so viel Machtfülle in Einer Hand natürlich ist, erst wahrhaft in den Regierungsgeschäften. „So viel ist gewiß, daß das Ungemach und Seufzen seiner Unterthanen bei ihm gar wenig in Consideration gekommen, sondern daß er fast alle Menschen so angesehen, als wenn sie lediglich zu seinem Plaisir gemacht wären; ingleichen, daß er viele Actiones gethan, wovon man gar keine andere probable Raison anführen kann, als daß er ein Vergnügen gefunden haben müsse, anderen Menschen wehe zu thun, zum Exempel, wann er seine getreuesten und vornehmsten Diener, Feldmarschalle und Ministres, ob sie gleich krank wären, forcirte, en Masque, das ist, in Narrenkleidern, aber mit offenem Gesichte, in Schlag und Regen auf einen Wurstwagen herumzufahren; oder wann er das Frauenzimmer zwang, sich toll und voll zu saufen, und zwar nicht nur die Weiber, die vor sich dazu inclinirten, oder sonsten etwas verbrochen hatten, sondern auch die jüngsten und zartesten Mägdgen, die er noch dazu, wenn sie sich aus natürlichem Abscheu vor Debauchen zu stark weigerten, mit Ohrfeigen regalirte" (96). Er war auch gar nicht von so weicher Natur, daß er nicht etwa Blut hätte sehen können; er konnte zur Noth wohl auch selber Köpfe abschlagen, wie er es bei der Ausmetzelung der Strelitzen bewiesen, wobei er sich nicht allein in eigener hoher Person divertirte, sondern auch seine Bojaren dazu angetrieben" (29). Wir können aus diesen Strichen das Bild zusammensetzen, das Vockerodt von Peter als Menschen sich gebildet hat. Aber all diese Eigenschaften befähigten Peter nicht einmal zu einem unerschrockenen, löwenmuthigen Schlachtenführer; er dachte nicht daran, seine Person zu gefährden und hütete sich, zweimal gegen einen gefährlichen Feind vorzugehen; in schweren Lagen vermissen wir durchaus jenen starken Willen, den wir nach all den Proben hartherzigen Starrsinnes bei ihm vorauszusetzen das Recht haben; er kann sogar weinen im Schlachten-Unglück. Bei der Belagerung von Narwa erlitten seine vermeintlich so guten Truppen eine schmähliche Schlappe von den Schweden; er hatte seine Haut früher schon in Sicherheit gebracht. „Da er die Nachricht von diesem Unglück in Nowgorod erhielt, kleidete er sich in einen Bauernkittel, zog von Bast geflochtene Schuhe an, vergoß häufige Zähren und stellete sich so ungeberdig, daß sich niemand unterstund, ihm von Kriegssachen etwas vorzutragen. Die friedfertigen Generale, welche ihm den Krieg so ernstlich widerrathen, caressirte er ganz ungemein und gab sich alle nur ersinnliche Mouvements, um den König von Schweden auf friedliche Gedanken zu bringen, zu welchem Ende er ihm ungemein avantageuse und fast unglaubliche Conditiones offerirte" (42).

Frankreich.

Alexandre Dumas und sein neuestes Frauen-Ideal.

Das neueste dramatische Erzeugniß von Alexandre Dumas „La Princesse Georges", das eine Zeit lang allabendlich in Paris volle Häuser machte, muß doch jedenfalls als ein Produkt der neuen Aera gelten, verräth aber so wenig den gesunden Geist unserer Zeit, daß es ebenso gut vor zwanzig Jahren hätte geschrieben sein können, als nach der Vertreibung des verrotteten Napoleonischen Regime. Folgendes ist kurz sein Inhalt:

Severine, die Prinzessin, ist eine tugendhafte junge Frau,

die ihren Mann leidenschaftlich liebt. Der Prinz, ihr Gemahl, hingegen hat ein Verhältniß mit einer andern Frau Sylvanie de Terremonde. Rosalie, das ergebene Kammermädchen der Prinzessin, folgt dem verbrecherischen Paare nach Rouen und kehrt mit Beweisen seiner Schuld nach Paris zurück, die sie ihrer Gebieterin überliefert. Die Prinzessin, durch diese Mittheilung zur höchsten Wuth gereizt, ergießt in das Ohr ihrer Mutter die Schilderung des Unrechts, das ihr angethan worden. Diese alte Dame jedoch, die zweimal verheiratet gewesen und alle ihre Illusionen verloren hat, kennt nur eine Furcht, die vor Aergerniß, nur einen Wunsch, den, das Vermögen der Tochter zu retten; bei ihr also findet die Prinzessin wenig Sympathie für ihre Klagen. Bald darauf erscheint Hr. Galansow, der Notar der Familie, der vom Prinzen den Auftrag erhalten hat, vier Millionen Francs, die der Prinzessin gehören, flüssig zu machen. Später erfahren wir, daß dies Geld für die Nebenbuhlerin Sylvanie bestimmt sei. Nun trifft die beleidigte Frau mit ihrem Gatten zusammen, und ihre Empörung bricht in offener Anklage aus. Er erwiedert mit — Leugnen; er habe Sylvanie nur getroffen, um Briefe von ihr zurück zu erlangen, die aus einem früheren Verhältniß in ihren Händen geblieben; er habe sie überhaupt zum letzten Male gesehen; so lügt er kecklich — und ihm wird verziehen. — Im zweiten Akt befinden wir uns in einem Pariser Salon, in dem eine Menge reicher, übermüthiger und unbeschäftigter Damen, theils durch versteckte Andeutungen, theils durch deutliche Winke der Mutter der Prinzessin, einen klaren Einblick in das Treiben Sylvanie's gestatten, ihre Vergangenheit und Gegenwart enthüllen. Inzwischen conspiriren der Notar Galansow, das Mädchen der Prinzessin und der Diener des Prinzen mit einander, um den Prinzen von seiner Schuld zu überführen; ein Billet Sylvanie's, in welchem sie die Stunde für eine Entführung festsetzt, findet seinen Weg in die Hand der Prinzessin und zwar in dem Augenblick, wo die verhaßte Nebenbuhlerin sich unter den Gästen befindet. Durch einen so eklatanten Beweis von der Schuld ihres Gatten fast wahnsinnig gemacht, heißt Sylvanie sie, sich aus ihrem Salon entfernen. Sylvanie's Gemahl, ein rechtschaffener Mann, närrisch in seine Frau verliebt und schon halb durch sie ruinirt, erscheint und fragt nach seiner Frau. Die Prinzessin erzählt den Hergang. Er will den Namen des Liebhabers wissen; worauf die Prinzessin nur mit einem: Cherchez! antwortet. Er stürzt mit geladenem Pistol fort, um an der Thüre seiner Frau Wache zu stehen. Der Prinz, nichts ahnend, erscheint, spricht mit seiner Frau und will sich dann zu Sylvanie begeben. Da siegt die alte Liebe im Herzen der Frau, sie hält ihn zurück, und in diesem Augenblicke hört man einen Schuß, denn der eifersüchtige Gatte Sylvanie's hat einen anderen, minder schuldigen Nebenbuhler erschossen, der sich dem Zimmer seiner Frau genähert. Damit fällt der Vorhang.

Dieses Stück, dessen Sprache den ganzen bestrickenden Reiz und esprit, dessen Dumas Meister ist, entfaltet, war selbst für die abgehärtete Pariser Kritik zu stark. Ein Beurtheiler sagte, er würde weder seine Frau noch seine Schwester oder Tochter solch ein Stück sehen lassen. Diese Urtheile, sowie die Angriffe, die sein Stück „Une visite de noces“ erfuhr, haben Hrn. Dumas zu einer Entgegnung veranlaßt, in Form einer Ansprache an das „cher public“. Der Ton derselben ist wenigstens offen. Er sagt u. A.:

„Sie wollen Ihre Tochter nicht in mein Stück führen? Sie haben Recht. Ich muß Ihnen sogar ein für allemal sagen: Sie müssen Ihre Tochter überhaupt nicht in's Theater führen, nicht nur das einzelne Stück ist unmoralisch: der ganze Ort ist es. Wenn wir Menschen malen sollen wie sie sind, so muß es mit einer gewissen Derbheit geschehen, die nicht vor Aller Augen gehört. ...... Das Theater bietet ein Bild der socialen Sitten und Leidenschaften. Da diese bei uns unmoralisch sind, so muß nothwendigerweise das Bild auch unmoralisch sein.“ — Weiterhin giebt Herr Dumas die „Moral“ dieses seines Stückes an; es ist einfach die, daß die erste, die zweite, die dritte, die ganze Pflicht eines Weibes darin besteht, ihren Mann zu lieben und ihm zu verzeihen, wenn er sündigt. (Und daß diese Thätigkeit der Frau recht häufig in Anspruch genommen werden wird, läßt sich, nach obiger Schilderung des moralischen Zustandes in Frankreich, wohl erwarten.) Sie soll nicht zwei- oder dreimal, immer soll sie vergeben. „Die Prinzessin that Unrecht, als sie einen Augenblick schwankte, ob sie ihren Mann nicht in seinen Tod solle gehen lassen, sie that Recht, als sie aus Liebe ihn zurückrief“, und daher läßt Dumas fils als dramatische Vorsehung auch den Prinzen am Leben und opfert einen verhältnißmäßig Unschuldigen. In England und Deutschland kennt man für solche Fälle das Auskunftsmittel einer Scheidung; Dumas fühlt sich davon durchaus nicht befriedigt. Er sagt: „Ich bin noch zu keiner endgiltigen Entscheidung über dies Problem gelangt, ein Problem, welches weder die Religionen noch die Philosophen, noch die Gesetzgeber bisher genügend gelöst haben. Ich habe in das Herz meiner Heldin Das gelegt, was die Lösung für Alles im weiblichen Leben ist — die Liebe; und ich habe sie ihren strahlendsten fleckenlosesten Beweis ablegen lassen: das Vergeben.“

Wie aber muß es um eine Gesellschaft stehen, in der man von der Frau keine höhere Tugend erwartet, als diese? Und das ist derselbe Dumas, der vor etwa einem Jahre von einem sehr beunruhigenden Anfall von Moralität ergriffen wurde und zwei entsetzlich tugendhafte Briefe über die Sünden Frankreichs schrieb. Er machte seinen Landsleuten bittere Vorwürfe über ihre Frivolität, ihre Unbeständigkeit in jeder Hinsicht, ihre Laster und ihren Mangel an Aufrichtigkeit. Jetzt scheint er sich allen diesen Dingen als eben so vieler faits accomplis accomodirt zu haben. Das oben erwähnte Stück ist ein deutlicher Beweis davon. Für ihn und seine ganze „Schule“ ist die Lösung der Frauenfrage demnach höchst einfach. Die Frau bedarf weder einer gründlicheren Ausbildung als bisher, noch eines erweiterten Feldes für ihre Erwerbsthätigkeit; sie liebe so viel sie kann und verzeihe dem Manne Alles, auch das Unwürdigste, ertrage jede Schändlichkeit, und sie wird ihre Bestimmung vollständig erfüllt haben. Daß nebenbei in der Frau eine selbständige Seele wohnt, die, abgesehen vom Verhältniß zum Manne, ein Recht auf allseitige Entfaltung ihrer Eigenschaften besitzt, davon weiß Herr Dumas nichts.

Erlebnisse eines nicht ausgewiesenen Deutschen in Frankreich.

Unter dem Titel „In Frankreich“ (1870—71) liegt uns eine Broschüre vor*), welche die Erlebnisse eines nicht ausgewiesenen Deutschen während des deutsch-französischen Krieges schildert. Das Buch ist zum Besten des Unternehmens der Frau Marie Simon in Dresden: Errichtung einer Heilstätte für deutsche Invaliden, herausgegeben. So sehr genannte Anstalt aber auch die lebendigste Theilnahme des deutschen Volkes verdient, ist es doch nicht der Umstand, daß die Schrift einen Baustein zu ihrem

*) Darmstadt, G. Jonghaus'sche Hofbuchhandlung.



Emporsteigen beitragen will, welcher uns bestimmt, die Aufmerksamkeit unserer Leser darauf zu lenken, sondern der darin wehende, im edelsten Worte originelle Geist, die selbständige, vorurtheilslose Auffassung aller Ereignisse.

Der Verfasser, ein seit fünfundzwanzig Jahren in angesehener Lebensstellung in Frankreich lebender Deutscher, beseelt von warmer Liebe für sein Vaterland und zugleich von aufrichtiger Freundschaft für Frankreich, schildert die Kriegsereignisse in Briare, einem Städtchen an der Loire. Er, ein Hesse von Geburt, sieht seine Landsleute, in deren Reihen er selbst einen Bruder zählt, als Feinde in den Ort einrücken und sich auf diese Weise in die Rolle eines Vermittlers hineingezwungen, einer Aufgabe, der er sich mit ebensoviel Aufopferung wie Geschick unterzieht. Er löst dieselbe denn auch in einer so würdigen Weise, daß er sich dadurch die Hochachtung beider Parteien erwirbt.

Die Darstellung ist eine ruhige, leidenschaftslose, während sie doch durch lebendige Naturwahrheit das Interesse von Anfang bis zu Ende rege erhält. Mit gerechter Hand wägt der Verfasser die Vorzüge und Schwächen beider Nationen und überall weht uns der Geist der Versöhnung wohlthätig entgegen. Wie ergreifend sind die Worte eines Briefes, den der Verfasser nach dem Abzuge eines Detachements von Briare, der plötzlich in der Nacht, unter dem Gesange der Truppen erfolgte, von einer Französin erhielt, zu einer Zeit, wo es verpönt war, an den Deutschen etwas Gutes zu finden.

„Quoiqu'il arrive, je suis charmée d'avoir vu l'armée allemande! cette chose puissante, bien organisée; ces hommes qui arrivent comme un flot et s'en vont comme une mélodie. J'entends encore ces voix harmonieuses, qui s'élèvent dans la nuit! Quel charme, quelle douceur, quel ensemble et quelle simplicité! O race allemande! race ennemie de la mienne! je te salue et je t'estime! Ce n'est pas ma faute, il ne fallait pas qu'on te laissât voir à moi."

Ein solches Urtheil aus dem Munde einer Französin ist jedenfalls selten und schwerwiegend, und wir dürfen um so weniger einen Zweifel an dessen Aufrichtigkeit hegen, als der Mann, der es ausspricht, sich nicht scheut, auch mit den Schwächen seiner Landsleute ernst in's Gericht zu gehen.

Nord-Amerika.

Amerikanische Religionsschriften.

In Nord-Amerika, dem Lande unbegränzter Freiheit in religiösen Dingen, haben sich unzählige Sekten gebildet. Im Wesen des Sektenthums tief begründet aber liegt der Drang, Proselyten zu machen, ja man könnte behaupten, daß je weniger der Vernunft angepaßt eine Religionsform ist, desto mehr sind deren Anhänger bestrebt, ihr die möglichst weite Verbreitung zu schaffen. Als bekräftigenden Gegenbeweis könnte man auf diejenigen Religionsbekenntnisse hinweisen, die, wie der geläuterte Protestantismus und das geläuterte Judenthum, eben, weil sie am meisten vernunftgemäß, am wenigsten der Proselytenmacherei zugethan sind. Da nun aber der Nord-Amerikaner nebenbei ein eminent praktischer Mensch ist, so werden zu dem erwähnten Zwecke alle, auch die sonderbarsten Mittel in Bewegung gesetzt; in der Presse besonders alle möglichen Formen benutzt, auch die des Romans, der Erzählung.

Ein immerhin interessantes Erzeugniß dieser Gattung hat seinen Weg auch auf den deutschen Büchermarkt gefunden. „An den Pforten der Ewigkeit" oder: „Ein Blick in den Himmel"*), so nennt sich ein kleines Buch, das, in der Einkleidung des Tagebuches einer jungen Dame, deren Lebens- und Leidensgeschichte erzählt. Sie hat in einer der Schlachten des letzten Krieges der Union ihren einzigen Bruder und mit ihm jeden Halt des Lebens verloren. Die gewöhnlichen Tröstungen der Kirche gleiten ganz machtlos an ihr ab und sie droht der Verzweiflung ganz zu erliegen, als eine Tante mit ihrem kleinen Mädchen zu ihr kommt und eine völlige Umwandlung ihrer ganzen Empfindungsweise hervorbringt. Diese Tante nämlich hat vor einigen Jahren ihren über Alles geliebten Mann, einen Prediger, durch den Tod verloren. Trost in ihrem übergroßen Leide hat sie nur durch die Ueberzeugung gewonnen, die sie übrigens mit vielen Bibelstellen belegt, daß die seligen Geister, wenn auch nicht gerade im wahrnehmbaren Verkehr mit den Zurückgebliebenen stehen, so doch diese ungesehen immerfort umgeben, und daß jenes Leben nichts weiter sein werde, als eine verfeinerte und erhöhte Fortsetzung unseres irdischen Daseins, so daß wir hier schon Manches für dort speciell vorbereiten können.

Diese Doctrin, immer auf die Autorität der Bibel gegründet, die ja gar viele Auslegungen gestattet, ist mit einer Detaillirtheit ausgeführt, die oft hart ans Komische streift, so z. B. wenn von den Pianino's im Jenseits geredet wird; denn so innig überzeugt man auch immer von der persönlichen Fortdauer der Seele sein mag, jeder Versuch, sich das Wie dieser Fortdauer mit der Phantasie zu gestalten, bringt uns zu Vorstellungen, die sich sofort mit unserer Vernunft in Conflict setzen und daher einfach absurd erscheinen. Diese Schleier sind eben nicht zu lüften.

Jedoch — Alles, was tief betrübten und zerschlagenen Herzen wirklichen Trost zu gewähren, was schwere Seelenleiden zu lindern vermag, das sollte uns geheiligt sein. Wenn diese kleine Erzählung also auch in Deutschland Gebeugte aufrichten und Verlassene trösten kann, wie sie es nach Versicherung der Uebersetzerin in Amerika so vielfach gethan hat, so soll sie willkommen sein. Unsere große Zeit verlangt von den Einzelnen oft so schwere Opfer, zermalmt mit ihrem ehernen Schritte unbarmherzig so manche friedliche Existenzen, daß Alles, was versöhnlich, aufrichtend wirkt, uns willkommen sein muß.**)

Südpol.

Aufforderung zu einer Südpolar-Expedition.

Seit dreißig Jahren fast ruht die wissenschaftliche Erforschung der Südpolar-Gegenden gänzlich, während in der Zwischenzeit fast von Jahr zu Jahr neue Nordpolar-Reisen unternommen wurden, welche ebenfalls vorwiegend nur wissenschaftliche Zwecke verfolgten, da die Annahme eines offenen Polarmeeres und einer sogenannten nordwestlichen Durchfahrt von den Kundigen wohl längst als ein Traum erkannt ist, der sich beinahe jenem älteren Traume vom bewohnbaren Erdinnern zur Seite stellen kann. Dr. G. Neumayer hat in einem längeren sehr inhaltreichen Aufsatze, der als Separat-Abdruck aus der Zeitschrift der

*) Von Elizabeth Stuart Phelps. Mit Erlaubniß der Verf. übersetzt von A. v. S. — Lübben, Driemel und Sohn, 1871.

**) Diese innigen, rührenden Worte sind noch aus der Feder unserer verewigten Mitarbeiterin Marie Strahl geflossen. D. R.

Gesellschaft für Erdkunde für sich im Buchhandel erschienen ist*), sowohl einen vollständigen Ueberblick über die Geschichte der Erforschung der Südpolarländer, und den jetzigen Zustand unseres Wissens über dieselben — das Letztere in einer sehr instructiven Karte niedergelegt — gegeben, als ferner die Gründe dargelegt, aus welchen er die Wiederaufnahme dieser Untersuchungen dem deutschen Reiche an's Herz legt, und sich hier viel günstigere Erfolge verspricht, als im Norden.

Hr. Neumayer weist zunächst nach, daß das Fernerliegen der Südpolar-Gebiete überhaupt keinen Grund abgäbe, sie zu vernachlässigen, daß daraus auch gar keine in Betracht kommenden Mehrschwierigkeiten erwachsen. Die englische und amerikanische Marine habe sich ganz besonders durch solche Unternehmungen zu der Bedeutung und Uebermacht erhoben, welche ihr für jetzt alle Völker des Erdballes zugestehen müßten. Nun lade der Südpol besonders ein, durch eine viel sichere Aussicht auf größere geographische Entdeckungen, da hier das Geleistete mit Ausnahme der Forschungen von Bellinghausen (1820/21), Balleney und Wilkes (1839) und Roß (1842) so außerordentlich geringfügig sei. Der Verfasser glaubt besonders eine noch kaum verfolgte Route als Erfolg versprechend bezeichnen zu können, und schlägt vor, die Expedition vom Cap der guten Hoffnung ausgehen zu lassen, von dort nach der Kerguelen-Insel zu steuern, und dort, oder noch besser, wenn es angeht, auf der größeren der Mac-Donald-Inseln, außer Depots von Steinkohlen und ähnlichen Bedürfnissen, ein meteorologisches Observatorium zu errichten, dessen Beobachtungen hier unter dem 53. Grade südl. Br. von höchstem wissenschaftlichem Interesse sein würden. Von dort aus müßte in den Monaten December, Januar und Februar der Versuch gemacht werden, unter dem 73. Grade östlicher Länge, begünstigt durch eine dort den Packeis-Gürtel zurückdrängende warme Strömung, so weit als möglich südlich vorzudringen, die Gränzen von Wilkes-Land aufzusuchen und endlich eine Ueberwinterung in einem geeigneten Hafen zu versuchen. Auf ein Vordringen bis zum Südpole selbst rechnet der Verfasser vorläufig nicht, und hält überhaupt ein solches Unternehmen zunächst für weniger wichtig, es sei auch auf jenem Wege vorläufig so vieles Andere zu entdecken, namentlich an geographischen und geophysikalischen Wissenswürdigkeiten, daß das neu erstarkte deutsche Reich sich dort ein ewiges Angedenken stiften könne, um auch, indem man vielleicht die neuentdeckten Punkte mit dem Namen der Heroen des letzten Krieges bezeichne, durch eine wissenschaftliche That, die Epoche seiner Einigung zu bezeichnen.

Gerade in nächster Zeit eine solche Expedition durchzuführen, dazu ladet besonders ein astronomisches Ereigniß von ebenso großer Wichtigkeit als Seltenheit ein, welches hoffentlich schon an sich zur Ausführung ähnlicher Expeditionen drängen wird, nämlich der Venus-Durchgang am 8. December 1874. Bei der letzten Gelegenheit, als ein solcher Vorübergang dieses Planeten vor der Sonnenscheibe stattfand, im Jahre 1769, wurde bekanntlich Cook nach der Südsee entsendet, um im Gegensatze zu nördlicheren Stationen dort die erforderlichen Beobachtungen auszuführen, und von dieser Reise schreibt sich die erste genauere Kunde über die Südpolar-Regionen, und die endlich sichere Zerstörung des alten Seefahrer-Märchens vom großen Südkontinente. Der Venus-Durchgang bietet bekanntlich eines der wichtigsten Mittel, die Entfernung der Erde von der Sonne festzustellen, welche wir bis jetzt nur erst mit einer Unsicherheit von 100,000 geographischen Meilen kennen, deren Beseitigung aber mit ziemlicher Sicherheit von den nächsten zehn Jahren zu hoffen ist, da im Jahre 1882 schon wieder ein Venus-Durchgang stattfindet. Gerade eine der vorhin genannten Inseln würde aber sowohl zur Beobachtung dieses Durchganges eine der günstigsten Positionen sein, als auch als letzte Station für ein weiteres Eindringen in das Polarmeer, wozu auch die Zeit besonders günstig liegt, die oben angedeuteten Vortheile bieten. Da nun Deutschland bei jener wichtigen Veranlassung keineswegs in den zu ihrer Ausnutzung zu ergreifenden Schritten hinter anderen Nationen zurückbleiben wird, so erscheint es allerdings im höchsten Grade pekuniär, wie durch die Zeitumstände begünstigt und angezeigt, die Gelegenheit zu weiteren Entdeckungen auszunützen. Dieses Verdienst — einer neuen Inangriffnahme der Südpolar-Forschungen — möchten wir, sagt der Verfasser, unserer Nation vor anderen gesichert sehen. Hoffen wir, daß er sich in diesen Zielen von der Zustimmung der deutschen Regierungen, und wenn es nöthig wird, von der Opfer-Willigkeit des deutschen Volkes unterstützt sehen möchte, aber würde es nicht einer direkteren Anregung dieser wichtigen Frage bedürfen, als sie diese Broschüre giebt?

E. Kr.

*) Die Erforschung des Südpolar-Gebietes. Von Dr. G. Neumayer. Nebst einer Karte. Berlin, Dietrich Reimer, 1872.

Kleine literarische Revue.

— **Präsident Lincoln.** In Boston ist kürzlich eine sehr anziehende Lebensbeschreibung von Abraham Lincoln erschienen.*) Es wird uns darin der Bildungsgang des merkwürdigen Mannes, der sich aus der niedersten gesellschaftlichen Stellung bis zur höchsten der Republik, aus der Unkultur einer rohen Hinterwald- und Holzhauer-Bevölkerung zu den Anschauungen eines hochgebildeten Staatsmannes und Menschenfreundes emporgearbeitet, in eingehendster Weise geschildert. Das Ganze hat ein großes, psychologisches Interesse. Merkwürdig ist dabei der Mangel an richtigen, volkswirthschaftlichen Begriffen, welchen Lincoln mit seinem französischen Collegen Thiers vollständig gemein hatte und woran unstreitig die ihm fehlende, cameralistische Schulung die Schuld trug. Ihm hauptsächlich ist es zu verdanken, daß die Vereinigten Staaten jetzt dieselben Schutzzoll- und Handelsbeschränkungs-Wege wandeln, auf welche Frankreich durch die Weisheit des Herrn Thiers geleitet wird.

— **Ein Lieder-Codex Luther's.****) Der großherzogl. mecklenburgische Musikdirector O. Kade, ein gediegener Kenner älterer Compositionen und ein fleißiger Forscher auf diesem Gebiete, hat einen im Besitze des Buchhändlers H. Klemm in Dresden befindlichen Lieder-Codex Luther's vom Jahre 1530 mit einer Einleitung und musikgeschichtlichen Abhandlung: „Luther und Walther als Begründer des evangelischen Gemeinde-Gesanges" publicirt. Die höchst interessante und werthvolle Reliquie, auf

*) The Life of Abraham Lincoln: from his Birth to his Inauguration as President. By Ward H. Lamon. With Illustrations. Boston, Osgood, 1872.

**) „Ein feste burgk ist vnser Got!" Eine von dem großen Reformator eigenhändig benutzte und ihm von dem kursächsischen Kapellmeister J. Walther verehrte handschriftliche Sammlung geistlicher Lieder und Tonsätze. Herausgegeben von O. Kade. Dresden, Schrag'sche Buchhandlung (H. Klemm).

deren erstem Blatte von Luther's eigener Hand die Worte eingeschrieben: „Hat myr verehret mein guter Freund Herr Johann Walter, Componist Musice zu Torgaw, 1530, dem Gott gnade! Martinus Luther", ist ein in gepreßtes Schweinsleder gebundener, 271 Blätter mit 145 deutschen und lateinischen Liedern und Hymnen umfassender Band. Der Abdruck ist mit vielen Facsimiles und Noten-Beilagen ausgestattet, worunter die Choräle: „Ein feste burgk ist vnser Got!" „Gelobet seistu Jesu Christ!" „Vater unser im Himmelreich!" und „Dis sindt die Heilgen zehn gepot", worauf die ersten vier- und fünfstimmigen Bearbeitungen dieser Melodien durch Walther, zusammengestellt aus seinem Gesangbuch von 1524 und dessen späteren Ausgaben, folgen. Das ganze Buch ist eine der Zeit, in welcher sich ein neues großes Reformationswerk der katholischen Kirche vorbereitet, würdige Erscheinung.

— **„Der große Papyrus Harris."** *) Der Papyrus, dessen höchst interessanten und historisch wichtigen Inhalt Hr. Dr. Eisenlohr in dieser kleinen Schrift veröffentlicht, gehörte dem vor drei Jahren in Alexandrien verstorbenen Herrn A. C. Harris, Herausgeber der „Hieroglyphical Standards", und ist die schönste, größte, bestgeschriebene, besterhaltene aller auf uns gekommenen Papyrus-Rollen. Er ist nicht weniger als 40½ Meter lang bei 42½ Centimeter Breite. Das ganze Schriftstück besteht aus einer Anrede des Königs Ramses III. an seine Beamten und sein Volk. Es enthält eine ausführliche Schilderung alles dessen, was der König in der langen Zeit seiner Regierung, insbesondere für die Götter Aegyptens und deren Tempel, gethan, und eine Aufzählung der Geschenke, die er den Tempeln von Ober- und Unter-Aegypten verliehen; ferner eine Geschichte der Kriegsthaten und Eroberungen des Königs Ramses III., worin sich folgende Stelle befindet, die Hr. Dr. Eisenlohr auf die Mosaische Religions-Stiftung bezieht: „Andere Zeiten kamen hernach in Jahren der Noth: Es hatte sich ein syrischer Häuptling (unter den Großen Aegyptens) zum Fürsten gemacht; er brachte das ganze Land zum Gehorsam unter seiner einzigen Führung. Er versammelte seine Genossen; plünderte die Schätze des Landes. Sie hatten die Götter gemacht ähnlich den Menschen. Nicht wurden mehr Opfer dargebracht im Innern der Tempel. Es waren die Götterbilder umgestürzt zu ruhen auf der Erde. Sein Wille war mit seinem Plan in Uebereinstimmung." Der Verfasser bringt diese Stelle in Parallele mit einer Erzählung, welche Josephus dem ägyptischen Geschichtsschreiber Manetho entnimmt, um das hohe Alter des jüdischen Volkes zu erweisen, und die sich in seiner Schrift contra Apionem befindet, und sucht hieran den Nachweis zu knüpfen, daß die von Ramses erwähnte und von ihm nachmals unterdrückte Revolution gegen die Götter Aegyptens nichts Anderes, als die von Moses begründete Verehrung des einzigen und einigen Gottes gewesen sei.

— **Die Ehre im Spiegel der Zeit.** **) Unter diesem Titel giebt Herr Eduard Osenbrüggen, Professor in Zürich, als gründlicher Kenner des Rechtes, eine Studie über die Auffassung der Ehre bei den Deutschen und die Behandlung der Ehrverletzungen, wobei er sich vorwiegend auf die in den schweizerischen Gesetzen entweder noch vorhandenen oder doch bis vor ganz kurzer Zeit noch giltig gewesenen Bestimmungen stützt. Der Herr Verfasser geht dabei von der schon vor dreißig Jahren von Bluntschli ausgesprochenen Ansicht aus, daß in der deutschen Schweiz das Recht viel deutscher sei, als in Deutschland selbst, und darum findet er die Entwickelung und Gestaltung des Ehrbegriffes in der deutschen Schweiz am besten geeignet, daran wie in einem Spiegel die Ehre oder besser die Ehrbegriffe zu zeigen, wie sie sich im Laufe der Zeit gestaltet und verwandelt haben.

*) Ein wichtiger Beitrag zur ägyptischen Geschichte, ein 3000 Jahr altes Zeugniß für die Mosaische Religions-Stiftung enthaltend. Vortrag, gehalten im philosophisch-historischen Verein zu Heidelberg, von Dr. Aug. Eisenlohr, Docent der ägyptischen Sprache an der Universität Heidelberg. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1872 (38 S.).

**) Virchow-Holtzendorff'sche Sammlung gemeinverständlicher Vorträge. Berlin, 1872.

Literarischer Sprechsaal.

Unter dem Titel „Orthodoxe Angriffe auf Goethe" *) liegt uns eine in Breslau erschienene, kleine Schrift vor. Dieser Titel läßt kaum vermuthen, daß es sich hier nicht um eine persönliche Abwehr gegen eine Reihe von Gegnern, sondern bloß um Abfertigung der im bekannten Stile des Herrn Philipp von Nathusius in seinem eng- und strenggläubigen „Volksblatt für Stadt und Land" gegen eine der volksthümlichsten Perlen unserer Dichtung „Hermann und Dorothea" gerichteten Angriffe handelt. Freilich sind diese Angriffe, wie das ganze Jahrzehnde dauernde Gebelfer von Nathusius gegen den deutschen Heiden Goethe so haltlos und, da man vor den offenbarsten Entstellungen des Thatbestandes nicht zurückschreckt, so gewissenlos als möglich, aber die Sache ist eben ganz natürlich, da die strengkirchlichen Widersacher Goethe's eben nur den Zweck haben, seine Wundererscheinung, weil sie sich außerhalb des Bodens der Kirche herausbildete, so klein als möglich darzustellen, zum Beweise, daß außer der Kirche kein Heil sei. Will man gelegentlich einmal auf die stets sich wiederholenden Entstellungen der Orthodoxen eingehen, so darf dies am wenigsten in breiter Ausführung und im Tone des Aergers oder der Entrüstung geschehen, sondern man muß diese Herren ganz knapp in derber oder launiger Weise abfahren lassen, und, wie Goethe einmal sagt, den Spargel aus der Erde herausheben, ihn nicht bloß, so weit er grün ist und hervorguckt, abschneiden. Das, was Hoffmann gegen Nathusius vorbringt, ist freilich fast ohne Ausnahme richtig, aber manches konnte schärfer gefaßt werden, anderswo waren andere Punkte hervorzukehren, vieles, was als allgemein bekannt vorauszusetzen war, durfte nicht erörtert werden, sondern scharf, ohne weitläufige Entwickelung, geläufige Allgemeinheiten und allerlei fremde Aussprüche und Redensarten, dem Gegner auf den Leib gerückt werden. Dem Verfasser ist dabei das Unglück begegnet, einzelne Aussprüche ungenau anzuführen und sich auch sonst Verwechslungen zu Schulden kommen zu lassen, wie er z. B. einmal eine briefliche Aeußerung Karl August's Goethe zuschreibt. Wer sich mit Goethe irgend genauer beschäftigt hat, findet hier nichts Neues, vermißt dagegen meist Schärfe und Klarheit des Ausdrucks und manches, was das Unrecht des Gegners in sein volles Licht setzt. Wenn Nathusius sich so weit vergißt, daß er behauptet, das Gedicht sei kalt, so müßte man es bedauern, wenn es seine

*) Eine Abwehr von Wilh. Rud. Hoffmann. Breslau, Jos. Max & Co., 1872.

fromme Seele wirklich kalt ließe, aber selbst ein Mann, wie der Geschichtsforscher Hüllmann, der am wenigsten an Empfindsamkeit litt, konnte das Gedicht nie ohne Thränen lesen, und es ist bekannt, daß es dem Dichter selbst immer, wenn er es vorlas, Thränen in die Augen lockte. Was Hoffmann bei dieser Gelegenheit Nathusius entgegenhält, gehört weniger hierher und müßte richtiger bestimmt werden. Wenn Goethe nach Nathusius die überlieferte Geschichte dadurch verdorben haben soll, daß bei ihm die Auswanderung nicht durch eine Glaubensverfolgung veranlaßt und kein Gewicht darauf gelegt wird, daß Dorothea einen Gatten ihres Glaubens finde, so ist völlig übersehen, daß in der Geschichte selbst vor Allem auf die wunderbaren Wege der Vorsehung hingewiesen wird, und diese wunderbare Fügung ist auch der Kernpunkt unseres Gedichtes. Auf Anderes einzugehen verzichten wir. Uns scheint, daß die fünf Bogen, wie gut gemeint sie auch sein mögen, besser, wenn auch nicht ungeschrieben, doch ungedruckt geblieben wären. Da dieses aber einmal geschehen ist, so möge der gute Zufall sie Manchen in die Hände führen, die noch nicht wissen, welche unfromme Mittel den Frommen zu ihren Zwecken zu frommen scheinen. Vielleicht trifft sie einmal eine schärfere Geißel, doch wird auch eine solche sie nicht zu bekehren vermögen.

Soeben ist das ungemein reichhaltige Verzeichniß der Vorlesungen an der Reichs-Universität Straßburg im Winter-Semester, vom 21. October 1872 bis 22. März 1873, veröffentlicht worden. Mit Bedauern ersehen wir, daß der greise Professor Bruch, der bei Eröffnung der Universität die Functionen des Rector Magnificus bekleidete, vorläufig außer Stande ist, Vorlesungen für das bevorstehende Semester in der theologischen Facultät anzukündigen, sich jedoch event. eine spätere Anzeige vorbehält. Viele neue Disciplinen sind noch zu den Vorlesungen des Sommer-Semesters hinzugekommen, unter Anderem: Hieroglyphische Grammatik und Uebungen im Uebersetzen hieroglyphischer Inschriften, sowie die Tempel und Gräber Aegyptens und die Interpretation ausgewählter hieroglyphischer und hieratischer Texte, von Professor Dümichen; ferner Geschichte der Musik, Studien über Mozart und Lehre des Contrapunktes, vom Privatdocenten Dr. Jacobsthal. Die Besetzung der noch vacanten Lehrfächer der Astronomie, der germanischen und der romanischen Philologie wird voraussichtlich bis zum Beginne des Winter-Semesters stattfinden. Auch die meteorologischen Beobachtungen, die bis zum J. 1870 im Elsaß auf zahlreichen Stationen des Reichslandes stattfanden, sollten jetzt neu organisirt und mit einem Lehrstuhle der Universität in wissenschaftliche Verbindung gebracht werden.

Aus des afrikanischen Columbus, Dr. Schweinfurth, Berichten über seine Entdeckungen bisher ganz unbekannter Negervölker und Ländergebiete in Centralafrika bringt das neueste Heft von Petermann's „Geographischen Mittheilungen" den Abschnitt, welcher die Reise nach Dar-Fertit, einem der Gränzländer des oberen Nilgebietes, betrifft. Diese Reise hatte Schweinfurth unternommen, nachdem die Feuersbrunst in der Ghatta'schen Seriba ihn aller seiner Habseligkeiten beraubt hatte, und die Gründlichkeit, mit welcher gleichwohl alle seine geographischen, klimatischen, ethnologischen, botanischen und anderen wissenschaftlichen Beobachtungen aufgezeichnet sind, verdient daher um so mehr Bewunderung. Eine von ihm gezeichnete Karte von Fertit und den anstoßenden Bongo-, Djur- und Dinka-Ländern, worin seine ausgedehnte Reise-Route eingetragen ist, dient der Erzählung als Illustration. Gleichzeitig bringt der „Globus" von Richard Andree „Völker-Skizzen aus dem Gebiete des Bachr-el-Ghasal", von Dr. Georg Schweinfurth.

In der Pariser geographischen Gesellschaft hat man sich, nach den Berichten der Revue pol. et litt. vom 10. August, von der Richtigkeit der Nachrichten des Amerikaners Stanley über seine Auffindung Livingstone's in Ujiji, sowie von der Authenticität der Briefe des Letztern, vollkommen überzeugt. In der genannten Gesellschaft waren auch die Zweifel des Herrn Kiepert in Berlin zur Sprache gekommen, der in den Angaben Stanley's Humbug und Widersprüche mancher Art erkennen wollte, aber der anwesende französische Consul in Zanzibar, Herr de Vienne, erklärte diese scheinbaren Widersprüche und bemerkte, daß, wenn die englischen Consuln und er selbst auch anfangs einiges Mißtrauen gegen Stanley gehabt, dieses doch bald durch die positiven Nachrichten, die sie von ihm aus Kazeh, welches auf der Route nach Ujiji liegt und nur noch ein Drittel des Weges von diesem Orte entfernt ist, beseitigt wurde. Ebenso seien die ausgesprochenen Zweifel über die Authenticität der ersten Unterredung Stanley's mit Livingstone durchaus nicht zutreffend. Livingstone konnte unmöglich die Berichte, die er der Londoner geographischen Gesellschaft abzustatten hatte, ohne Weiteres dem Reporter des New-York-Herald zur Benutzung für dieses Blatt überlassen und erzählte ihm daher vorläufig nur das, was er früher schon nach Europa berichtet hatte. In der geographischen Gesellschaft von London wollte übrigens Sir Henry Rawlinson nächstens Mittheilungen über das Tagebuch Livingstone's machen, welches Stanley dem Sohne desselben, Herrn Tom S. Livingstone, mit einigen Briefen des Vaters überbracht hatte.

Was in den letzten Nummern Ihres Blattes zur Beschaffung von ganz einfachen, nicht kasernenartigen Arbeiter-Wohnhäusern empfohlen wird, ist sehr dankenswerth, namentlich in der Beziehung, daß das zu Bietende den Arbeitern als Selbsthülfe ermöglicht und auch jeder Schein von Armen-Wohnungen vermieden werden soll. Grundstücke, welche kaum einige Thaler Jahrespacht bringen, werden sicherlich mit einigen hundert Thalern der Morgen käuflich zu erwerben sein, was der pachtweisen Benutzung vorzuziehen sein dürfte, wie man auch finden wird, daß einstöckige Häuser sich massiv und mit warmhaltenden Luftschichten in den Wänden nicht viel theurer, als von Holz herstellen lassen werden. Was nützt dem Arbeiter, die Ersparniß einiger Thaler an seinen Wohnungs-Kosten, wenn er sie durch mehr Ausgaben für Brennmaterial erkaufen muß, der geringeren Dauerhaftigkeit, der vermehrten Ausbesserungskosten im Fachwerk-Hause nicht zu gedenken. — Nicht das schwächende Almosen, die kräftigende Selbsthülfe thut unserer Zeit in allen Beziehungen Noth. Sie müssen wir uns gegenseitig zu ermöglichen, zu erleichtern suchen. G. T.

Soeben erscheint in unserm Verlage: (131)

Ein psychologischer Blick in unsere Zeit.

Vortrag im wissenschaftlichen Verein in der Singakademie am 20. Januar 1872 gehalten von Professor Dr. **M. Lazarus.**

Zweiter unveränderter Abdruck. Velinpapier. gr. 8. 7½ Sgr.

„Selten mag man auf 29 Octavseiten einen so reichen und anregenden Gedankengehalt beisammen finden als hier. — Lange ist mir keine Schrift so klar, so frisch, so gesund, so seelenvoll unter die Hand gekommen, wie dieser im edelsten Sinne des Wortes populäre Vortrag!" . . . Gratzer Tagespost.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.) (132)

Pettenkofer, Dr. Max v., Beziehungen der Luft zu Kleidung, Wohnung und Boden. Drei populäre Vorlesungen gehalten im Albert-Verein zu Dresden am 21., 23. und 25. März 1872. Mit in den Text eingedruckten Holzstichen. gr. 8. Fein Velinpapier. geh. Preis 24 Sgr.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**
Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Simmelsammelsurium

aus

Briefen, gedruckten Büchern, aus dem Leben und aus ihm selbst

von

Karl von Holtei.

8. 2 Bände. Eleg. broch. Preis 3 Thlr.

Der greise Verfasser bietet in diesem Werke einen reichen Schatz an Welt- und Menschenkenntniß in mannichfaltigen, geistvollen Betrachtungen. Persönlichkeiten, eigene und fremde Maximen hat er besprochen und dadurch ein höchst anregendes Werk geschaffen, eine Lectüre für solche, die Einfälle und Gedanken zu suchen, zu finden, zu erwägen verstehen.

Reiter und Jäger.

Eine Erzählung in drei Büchern

von (133)

Fr. von Krane.

8. 2 Bände. Eleg. broch. Preis 3 Thlr.

Der Verfasser, welcher bisher nur auf dem Gebiete hippologischer Literatur aufgetreten und darin als Autorität bekannt und geschätzt ist, giebt in Vorstehendem eine höchst spannende Erzählung, die das Garnisonleben in einer kleinen Stadt, noble Passionen, Abenteuer unter Schmugglern und Wilddieben, großartige Lebensverhältnisse in elegantem und spannendem Stil lebenswahr schildert.

Vor Kurzem erschien in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin:

Das Leben Raphael's von Urbino

Italiänischer Text von **Vasari**, Uebersetzung und Commentar

von

Herman Grimm. (134)

Erster Theil: Bis zur Vollendung der Disputa und Schule von Athen.

Mit Raphael's Bildniss nach dem Original in der Münchener Gallerie, in Kreide gezeichnet von Ludwig Grimm, in Albertotypie und zwei Tafeln Facsimile in Photolithographie. Kupferdruckpapier. Gr. 8. Eleg. geh. Preis 4 Thlr.

In demselben Verlage ist im v. J. erschienen:

Herman Grimm: Zehn Ausgewählte Essays

zur Einführung in das Studium der Modernen Kunst.

Velinpapier. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 20 Sgr. — In Leinwand gebunden 2 Thlr.

Inhalt: Die Venus von Milo. — Raphael und Michelangelo. — Carlo Saraceni. — Albrecht Dürer. — Göthe's Verhältniss zur bildenden Kunst. — Jacob Asmus Carstens. — Berlin und Peter von Cornelius. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Schinkel. — Curtius über Kunstmuseen.

Im Verlage von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig** erschien soeben:

AUGUST KOBERSTEIN'S
GRUNDRISS DER GESCHICHTE
DER
DEUTSCHEN
NATIONALLITERATUR
FÜNFTE UMGEARBEITETE AUFLAGE
VON
KARL BARTSCH.

Zweiter Band:
a. u. d. T.:
Geschichte der deutschen Nationalliteratur
vom Anfang des 17. bis zum zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts.

„Die Neuere Zeit."

gr. 8. 21¼ Bogen. Preis 1 Thlr. 26 Ngr.

Die neue Auflage dieses berühmten Buches erscheint in fünf Bänden und werden die drei letzten Bände (Vom zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts bis zu Goethe's Tod) in rascher Folge ausgegeben werden. (135)

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen:

Untersuchungen
über
Shakespeare's „Sturm"
von (136)
Johannes Meissner.

Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Der Verfasser, der sich bereits als Mitarbeiter des Jahrbuchs der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft vortheilhaft bekannt gemacht hat, bietet hier ein Werk, welches durch die Fülle des benutzten Materials — worunter mehrere neue Quellen — sowie durch seine scharfsinnigen, keineswegs auf den Sturm allein bezüglichen Untersuchungen, unstreitig zu den besten Erscheinungen der neuern Shakespeare-Literatur gehört.

Dessau. **Albert Reissner.**

Delius'
SHAKSPERE
III. (Stereotyp-) Auflage
jetzt complet. (137)

2 starke Bände, broschirt: 5 Thlr. 10 Sgr.
In 2 feinen Halbfranzbänden: 7 Thlr.
Jedes einzelne Stück: 8 Sgr.
(Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, zunächst in der 2. Auflage geliefert.)

Elberfeld, Verlag von R. L. Friderichs.

Neuer Verlag von **R. Oppenheim** in **Berlin:** (138)

H. B. Oppenheim.

Der Katheder-Sozialismus.

Inhalt: Vorrede. 1) Sozialistische Recepte. 2) Ueber die neuen Arten der Arbeit und des Müssigganges. 3) Manchester-Schule und Katheder-Sozialismus. 4) Was bedeuten Realismus und Abstraction in der Volkswirthschaftslehre. 5) Volkswirthschaftl. Verirrungen. 6) Die Wohnungsnoth und der Kommunismus. 7) Ein offener Brief von K. Braun-Wiesbaden.

8. geh. Preis 15 Sgr.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen und Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Mattbaikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 24. August 1872. [Nº. 34.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Heinrich v. Treitschke's historische und politische Aufsätze.

Als das „Magazin" im Sommer 1866 zum erstenmal auf den kräftigen Vaterlandssinn hinwies, der Heinrich v. Treitschke's historische und politische Aufsätze durchweht, war der große Schicksalstag Deutschlands herangebrochen: es galt, die Verheißungen der Jahrhunderte zu erfüllen; die Wiedererstehung des deutschen Staats, in unendlich tiefer politischer und Gedankenarbeit aller Edelsten unseres Volks seit Menschenaltern vorbereitet, war durch entschlossenste That, durch Blut und Eisen zu verwirklichen. Es ist der Ruhm unseres Geschlechts, daß es in jenem großen Momente nicht klein erfunden wurde; aber selbst ein in hartem politischem Kampf gestählter Sinn trug es als ein schweres Loos, daß der politischen Wiedergeburt Deutschlands das schmerzliche Opfer eines, wenngleich kurzen, Bürgerkrieges zwischen Nord- und Süddeutschland nicht erspart blieb. Ueber alles Verhoffen hinaus haben wenige Jahre ausgereicht, die damals geschlagenen Wunden zu heilen, Jahre der größten inneren und äußeren politischen Erfolge, welche die gesammte deutsche Geschichte aufzuweisen hat. Alle trüben Weissagungen, die bald in der Maingränze eine Zerstückelung Deutschlands, bald in den Siegen des preußischen Heeres ein herannahendes Säbelregiment erblicken wollten, sind zu Schanden geworden vor dem offenkundigen Entwickelungsgange der deutschen Politik, welche den innern Ausbau unserer Verfassung durch eine solide Grundlage wirthschaftlicher und socialer Gesetzgebung gesichert und Deutschlands Machtstellung gegen das Ausland auf das Glänzendste und Nachhaltigste befestigt hat.

Unser Volk erkennt freudig an, daß diese Erfolge nicht errungen sein würden, wenn wir nicht zur rechten Zeit die rechten Männer an unserer Spitze gehabt hätten. Es bringt dem greisen Kaiser Wilhelm, dem leitenden Staatsmanne und den trefflichen Feldherren, deren Verdienste in ihrem vollen Umfang erst die Nachwelt würdigen kann, seinen Dank durch herzliches Vertrauen dar. Aber auch diesen Führern wäre das Werk nicht gelungen, hätte ihnen die Nation nicht, neben altbewährten kriegerischen Tugenden, ein erhöhtes Verständniß für die Aufgaben des Staats und selbstständigere Theilnahme am staatlichen Leben entgegengebracht. Man vergleiche die Jahre nach den Befreiungskriegen mit denen, die den Kriegen von 1866 und 1870/71 gefolgt sind, und man wird sich der ungeheuren Fortschritte bewußt werden, welche die politische Ausbildung unseres Volkes in den letzten zwei Menschenaltern gemacht hat.

Für uns Deutsche, die wir durch den ganzen Entwickelungsgang unserer Geschichte mit zwingender Nothwendigkeit zur Begründung eines nationalen Staats geführt worden sind, die wir wissen, wie diese Entwickelung neben der politischen und militärischen Arbeit des preußischen Staats auch durch die Geistesarbeit unserer Dichter und Denker, das Wissen unserer Gelehrten, den Fleiß unserer Industrie, kurz durch alle Factoren unseres Volkslebens langsam, fast zu langsam, vorbereitet und gefördert worden ist, — für uns giebt es nichts Lächerlicheres, als wenn ausländische Schriftsteller sich jetzt bemühen, die deutschen Einheitsbestrebungen als ein bloßes Kunstproduct, als eine Theorie hinzustellen, die von den deutschen Professoren zur Bemäntelung des preußischen Ehrgeizes und zur Beschwichtigung der deutschen Gemüther schlau ersonnen sein soll. Merkwürdig genug! Jahrzehnde hat der deutsche Professor der Spottlust unserer ausländischen Nachbarn als Zielscheibe gedient; jetzt, nach Königgrätz und Sedan, legt man ihm weltbewegende Zauberkraft bei und erblickt ihn in dem geheimnißvollen Zwielichte des politischen Verschwörers.

Wahr und erfreulich zugleich ist dies, daß die tiefere wissenschaftliche Erfassung von dem Wesen des Staats, die seit den Tagen Stein's und Hardenberg's auf deutschem Boden erwachsen und von den verschiedensten Ausgangspunkten her in den Werken deutscher Philosophen, Staatsmänner und Juristen durchgebildet worden ist, ihren Weg in das Volk gefunden und in ihm mächtig zur Belebung des politischen Pflichtgefühls mitgewirkt hat. In diesem Sinne hat die wegen ihres Idealismus nicht selten belächelte staatswissenschaftliche Literatur der Deutschen sich als eminent praktisch erwiesen.

Von der unvergleichlich lebendigeren Theilnahme, die unser Volk dieser Literatur gegenwärtig zuwendet, legen die rasch aufeinander folgenden Auflagen der Schriften Heinrich v. Treitschke's ein erfreuliches Zeugniß ab. Seine historischen und politischen Aufsätze, seit sechs Jahren zum viertenmal erschienen, gehören zu unsern am meisten gelesenen Büchern. Es prägt sich in ihnen die Anschauungsweise einer politischen Richtung aus, deren Einfluß im Steigen ist und die von Heinrich v. Treitschke nicht bloß in der gelehrten Doctrin, sondern auch in der Journalistik und im Parlamente mit glänzender Beredsamkeit vertreten wird.

In scharfem Gegensatz zu der Theorie der Manchestermänner, die in dem „Nacker von Staat" nur ein nothwendiges Uebel, eine Versicherungsgesellschaft zur Abwehr von Ruhestörungen aller Art erblickt, geht diese Richtung von der sittlichen Grundlage des Staats aus und legt ihm, indem sie mit seinem Begriff auch seine Aufgaben unendlich erweitert, eine ungleich umfassendere Macht bei. Sie bekämpft ferner als einen aus mangelhafter historischer Erkenntniß entsprungenen Irrthum jenes Musterbild des constitutionellen Staats, das für die moderne Verfassungs-

geschichte der europäischen Staaten von so außerordentlichem Einfluß gewesen ist. Unbekümmert um die Uebereinstimmung mit der Doctrin des Constitutionalismus, verlangt sie, daß die Gesetze des Staats der getreue Ausdruck des Charakters seines eigenen Volks sein sollen. Für Deutschland hält sie nach dem gesammten Gange unserer politischen Entwickelung und im Hinblick auf unsere zwar glänzende, aber von ernsten Gefahren nicht freie Lage eine starke Monarchie für unabweisbar geboten; von ihr erwartet sie die Vollendung des Einheitsstaats, der allein dauernd nach Außen und nach Innen die großen Aufgaben unserer Nation zu lösen im Stande ist. Gegenüber der wichtigsten Aufgabe, das Reich erstarken zu lassen, müssen die Wünsche nach Freiheit für jetzt zurückstehen.

Es ist immer gewagt, den Inhalt eines reichen politischen Strebens auf wenige Sätze zurückzuführen. Der vorstehende kurze Versuch einer Charakteristik richtet sich weniger an die inländischen Leser unseres Blattes als an das Ausland, dem das Wesen unserer Einheitsbestrebungen und die daraus vorzugsweise sich ergebende Besonderheit unserer Politik keineswegs so ohne Weiteres verständlich ist. Auch in Deutschland werden Treitschke's Ansichten über die inneren Fragen, wie er dieselben vornehmlich in den bedeutenden Abhandlungen über den Bundesstaat und den Einheitsstaat, sowie über das constitutionelle Königthum in Deutschland niedergelegt hat, auf's neue bei Vielen lebhaften Widerspruch erwecken. Noch Mehrere aber werden sich in der praktischen Auffassung ihrer Staatspflichten, durch diese selbst in ihren Uebertreibungen männliche Lehre vom Staat gekräftigt und befestigt fühlen.

Einem Mann wie Treitschke, der hinreichend dafür bekannt ist, der deutschen Würde dem Auslande gegenüber Nichts zu vergeben, ist es besonders zu danken, daß er jetzt, in den Tagen unseres Glückes und unserer Erhöhung, zur Mäßigung im Urtheil über ausländische Völker mahnt. Er erinnert daran, daß ihm, als die Schrift über den Bonapartismus zuerst erschien, oftmals einseitiger Nationalstolz vorgeworfen sei. „Heute habe ich die traurige Genugthuung, daß meine härtesten Urtheile über den politischen Charakter der Franzosen von jedem deutschen Zeitungsblatte überboten werden. Ich konnte mich trotzdem nicht entschließen, meine Worte zu verschärfen. Wir Deutschen haben nach den dreißiger Jahren selber erfahren, aus wie tiefem Falle ein starkes Volk sich wieder zu erheben vermag; es scheint mir unziemlich, den Besiegten nur Worte herber Verachtung zu bieten, so lange noch einige Hoffnung bleibt, daß der gänzliche Zusammenbruch der französischen Gesittung, dieses entsetzliche Unglück für die Bildung des Welttheils, abgewendet werden kann."

Möchten diese Worte, wie das Buch selbst, in Deutschland wie in Frankreich aufmerksame Leser finden! Es ist an der Zeit, daß der Ton der Verbitterung und Verachtung, der mehr in der Presse, als in dem wirklichen Verkehr der beiden großen mitteleuropäischen Völker, sich noch immer kund giebt, dem ernstlichen Verlangen nach gegenseitiger Achtung weiche. Den Siegern ziemt es, hierin mit gutem Beispiel voranzugehen.

Zum Schlusse nur noch eine kurze Notiz über die neue Anordnung des Buches. Statt der bisherigen zwei Bände enthält die gegenwärtige (4.) Auflage drei. In dem ersten sind die bisher zerstreuten biographischen Portraits aus der Literatur- und der politischen Geschichte als „Charaktere" aneinander gereiht; ihnen ist eine kurze Erinnerung an den treuen Vorkämpfer der deutschen Staatsidee, den tapfern Badenser Karl Mathy, neu hinzugefügt. Der zweite Band giebt unter dem Titel „Einheitsbestrebungen zertheilter Völker" den schönen Aufsatz über das deutsche Ordensland Preußen, die Abhandlung Bundesstaat und Einheitsstaat, die an das Charakterbild Cavour's angeschlossene Darstellung der Wiedererstehung Italiens und das vielberufene Essay über die Republik der vereinigten Niederlande. Den dritten Band, der die Aufschrift „Freiheit und Königthum" erhalten hat, eröffnet die Freiheit in Person. Ihr schließt sich die ausgezeichnete Kritik der neuern französischen Staatsentwickelung an. Das Gegenstück zu diesem Werk, das Herr Thiers auf Kosten der Republik zu Nutz und Frommen der Franzosen übersetzen lassen sollte, bilden die auf unsere eigene politische Lage bezüglichen Aufsätze über Parteien und Fractionen und über das constitutionelle Königthum in Deutschland. P. D. Fischer.

Theater-Comparationen.

Italien, Frankreich, England, Ungarn, Böhmen, Dänemark, Schweden und Rußland.

In einer Zeit, die solche Masse Vor- und Rathschläge zur Besserung und Hebung des Theaters und seiner Angehörigen hervorbringt, von des Director Wirsing apokryphischem Buche bis auf Georg Köberle herab, in dieser Zeit, da man die Intendanten in Conferenzen tagen sieht, die Schauspieler-Delegationen unter sich die Interessen ihres Standes berathen, ist's vielleicht nicht ganz unangemessen, sich auch einmal in fremden Ländern umzusehen, zu sagen, wie man dort das Theater versteht und sein Interesse zu wahren weiß.

Mit Italien, der Wiege der Künste, laßt mich beginnen! — Dort ist das Theater immer, wie jetzt im neuen deutschen Reich, ein freies Gewerbe gewesen, das Jeder treiben darf, der Lust und Geld dazu hat, oft auch nicht hat, wie aus den unzähligen Bankerotten der Impresarien, capi-comici, erhellt. Der Staat übt keine Oberaufsicht aus, stellt auch die Bühne nicht dem Kultus-Ministerium unter; stabile Bühnen, wie die unsere, giebt es dort nicht; es stehen auch in den kleinsten Städten die größten Theater, das Personal derselben wechselt mit jeder stagione, und die Unternehmer führen ihre auf starkes Papier gemalten Decorationen von einer Stadt zur andern; die Costüme sind großen Leihanstalten in Mailand, Rom, Neapel entnommen, meist prächtig und geschmackvoll. — Ein italiänischer Mime wechselt seinen Aufenthalt in jedem Jahre mindestens viermal; Pensions- und Versorgungs-Anstalten giebt es nicht, doch gehören viele italiänische Operisten der französischen „Association d'artistes dramatiques" an, in deren Registern ich ihre Namen las. Diese „association" hat kollegialisch allen Völkern der Erde die Theilnahme gestattet, doch nur von Einem, dem italiänischen, ist dies benutzt worden.

Die Leistungen der italiänischen Sänger sind auch in Deutschland als trefflich wohlbekannt; sie besitzen durch die Bank mehr musikalische Bildung, unterziehen sich auch strengeren, längeren Studien, als ihre deutschen und französischen Collegen. Diese größere Bildung der Stimme macht es ihnen möglich, ihre Kunst oft bis ins hohe Alter auszuüben.

Das recitirende Drama steht nun wohl auf niederer Stufe, als die Oper, auch in niederem Respect beim Publikum. Künstler, wie Adelaide Ristori, Marchesa del Grillo, ihr Schwager Ricci in Turin, machen freilich Ausnahmen; im Allgemeinen aber wird herzlich schlecht gespielt, und nur den Vorzug gebe ich den Darstellern vor den Deutschen: sie haben mehr Leidenschaft, mehr Hin-

gebung an die Sache. Einen faulen Schauspieler, wie ich so überaus viele in Deutschland fand, habe ich unter ihnen nie gesehen!

Der Italiäner ist von Natur sparsam, fast geizig, und da die Gehalte höher sind, als in Deutschland, so legen die Schauspieler Alle für ihr Alter etwas zurück; die hervorragenden Talente sind sogar steinreich; die Ufer der lombardischen Seen sind mit ihren Villen bedeckt, in die sie sich im Alter gern zurückziehen. Freilich verdiente vor zehn Jahren noch ein Tamberlik jährlich 36,000 Thaler. — Davon kann man schon was erübrigen!

In den ersten Jahren ihrer Carrière sind die italiänischen Künstler den Agenten, die ihre Ausbildungskosten bestritten, dienstbar, so lange, bis diese ihre Spesen und ein Kapital dazu durch sie verdienten; dann erst dürfen sie für ihren eigenen Beutel arbeiten. — Gesangsschulen und Professoren giebt es in Italien eine Menge; von einer Schule für's Schauspiel aber ist mir nichts bekannt geworden. Dichter und Componisten verkaufen ihre Werke stets, oft schon vor der Edition, an die Theater-Agenten, deren erster, ältester und begütertster Signor Ricordi in Mailand ist.

Frankreich ist allen Ländern an guten Institutionen für das Theater, seine Lieblings-Kunst, voraus. Die Einnahme der Dichter durch deren wohlgeordnete Tantièmen überwacht die Municipalität einer jeden Stadt, liefert allvierteljährlich die Beträge an die Hauptkasse der Autoren in Paris ab, von der die Letzteren wiederum halbjährlich ihre Einnahme beziehen. Von einer Uebervortheilung durch die Theater-Unternehmer, von einem gänzlichen Unterschlagen des dem Schriftsteller schuldigen Ehrensoldes kann in Frankreich in Folge dessen keine Rede sein.

Die Kunstschule in Paris besitzt die ersten Darsteller und Darstellerinnen der Hauptstadt als Lehrer. Vor einem auserlesenen Kreise von dilettanti haben die Schüler in jedem Vierteljahr eine Prüfung ihres Talentes, ihrer Fortschritte abzulegen. So roh und ungeschult, wie unsere Anfänger in der Regel sind, tritt in Frankreich Niemand auf die Bretter. Auch hier ist seit Napoleon III. die dramatische Kunst ein freier Broderwerb, und jeder Bierwirth darf, wie bei uns, sich als Director einer Bühne geriren. — Die darstellenden Künstler besitzen in der „Association d'artistes dramatiques“ eine Altersversorgungs- und Unterstützungs-Anstalt, die im Jahre 1860 bereits 5 Millionen Frcs. Eigenthum hatte, was in den letzten 11 Jahren sicherlich um ein Viertel der Summe angewachsen sein muß, wenn der Krieg und die Belagerung von Paris es nicht etwa geschädigt hat.

Ein Hoftheater, wie wir das verstehen, besitzt Frankreich so wenig, wie Italien und England, jedoch sind alle Theater ohne Ausnahme von Seiten des Staates sowohl, als der einzelnen Stadtbehörden reich subventionirt, und diese Subventionen neu zu votiren, war eins der ersten Geschäfte der National-Versammlung nach abgeschlossenem Frieden und nach Niederwerfung der Communards. — Die reiche Bürgerschaft Hamburgs kann sich im Gegensatze dazu heute noch nicht entschließen, das Gebäude des Stadttheaters, welches Privateigenthum des Rheders Slomann ist, anzukaufen, und es in usum artium miethfrei zu machen. — Sind unsere Nordalbingier nun etwa nicht Vandalen, wenn sie auch nicht gerade Pendülen stehlen?

Im Gegensatze zu Italien besitzen alle größeren Städte Frankreichs stabile Theater, und die Künstler machen sich gern seßhaft, wechseln nicht so oft und gern wie die Italiäner ihren Aufenthalt. — In Bordeaux, Nantes, Marseille giebt es Künstler, die fast ihr ganzes Leben in ihren resp. Stellungen geblieben, Bürger und Hauseigenthümer dort geworden sind. Ja, selbst in kleineren Provinzstädten schlagen sie gern ihren Wohnsitz auf. So hatte ich Gelegenheit, in Chalons sur Saône und in Beaune zu sehen, daß mehrere Herren und Damen vom Theater mit den ihnen befreundeten Bürgerfamilien dieser Städte im Sommer, da das Theater geschlossen war, die Weinberge und Landsitze ihrer Bekannten mitbewohnten.

Freilich ist das Streben jedes französischen Künstlers nach den Pariser Theatern, die den Ton für's ganze Land angeben, gerichtet, denn nur dort kann man schaffen, kann man Ruhm erreichen! aber: „non cuique contingit adire Corinthum!“ Wohl keine Nation der Erde sendet ihre komödienspielenden Kinder so weit in alle Welttheile herum, als die französische. In allen europäischen Ländern, in Nord- und Südamerika, im Norden Afrikas, Alexandrien, Cairo, in Algier und Oran, in Australien selbst giebt es französische Theater; alle Mitglieder derselben aber gehören ohne Ausnahme der „Association d'artistes“ an, steuern für diese ihre Beiträge, und empfangen vice versa von dieser Unterstützungen und im Alter Pension.

Das Theater in England gleicht in seinen äußerlichen Verhältnissen im Allgemeinen dem französischen: auch hier giebt es keine Hoftheater, sondern die großen Bühnen der Hauptstadt erfreuen sich bedeutender Subvention des Hofes, der aber mit ihrer Administration sich nicht befaßt. — Im Ganzen sind die Verhältnisse nicht so geregelt, so geordnet, wie in Frankreich, auch sind die kontraktlichen Verpflichtungen der Künstler andere; denn in London z. B. engagirt das eine, oder das andere Theater für die Serie einer gewissen Vorstellung ein Personal, das — sowie diese Pièce keine Zugkraft mehr ausübt — wieder entlassen wird. Manche Künstler wirken an einem und demselben Abende in zwei Londoner Theatern mit, die verschiedenen Unternehmern angehören. — Das wäre in Deutschland unstatthaft, und verwahren sich hier die Directoren strengstens gegen solches Auftreten ihrer Darsteller auf andern Bühnen, manche sogar, wie die Wiener Impresarien, verbieten ihnen das noch auf ein Jahr hinaus, wenn ihre Contracte schon erloschen! In England ist man nicht so engherzig.

Auch die englischen Autoren und Bühnen-Künstler haben Pensions- und Unterstützungs-Kassen gegründet. Eine Kunstschule, wie die Pariser, besitzt England nicht, die Anfänger nehmen — wie dies in Deutschland geschieht — bei einzelnen Darstellern Unterricht, die ihre Manier auf ihre Schüler übertragen, sie in ihnen fortpflanzen; darum sieht man heutzutage Einzelnheiten auf der englischen Bühne, die sich noch von Shakespeare selber herschreiben. — Der äußere Glanz, der Pomp der großen Londoner Theater übertrifft Alles, was anderswo geboten wird. Ich habe Aufzüge gesehen, die viele Hunderte auf der Bühne vorführten, und Viertelstunden und länger noch dauerten. Die Costüme sind stets in größter historischer Treue, und ohne jede Rücksicht auf Kleidsamkeit.

England besitzt eine große Menge guter Darsteller, doch gegenwärtig keine hervorragenden Genies, keinen Kemble, keine Ellen Tree. Die Künstler verdienen viel Geld, weit mehr, als ihre deutschen Collegen, geben es aber — wie ich gesehen habe — auch sehr leichtfertig wieder aus. Umgang in bürgerlichen Kreisen, wie sich dessen die französischen erfreuen, haben die englischen nicht, sie verkehren nur unter einander. Auch sie wechseln, wie die Italiäner, ihren Aufenthalt rasch und häufig, fast noch mehr, als diese, aber wie die Franzosen nach Paris, so streben die englischen Mimen stets nach London, dem Ziele ihrer Wünsche zu.

Ungarn besitzt ein, von der gesammten Nation wohlfundirtes, „Nationaltheater“ betiteltes Institut, dessen Mitglieder gut bezahlt und hochgeachtet sind; ob man für ihr erwerbsunfähiges Alter

sorgt, ist mir nicht bekannt geworden; ihre Kunst hat mir Achtung abgewonnen. Der hervorragendste ihrer zahlreichen Componisten ist wohl Erkel, ihr am öftesten auf dem Repertoir erscheinender und fruchtbarster Dramatiker Szigligethy, auch zugleich ein beliebter Schauspieler. Außer in Pest giebt es im Lande noch mehrere ungarische Bühnen, meist reisende Gesellschaften, die sich kaum bis zur Mittelmäßigkeit in ihren Leistungen erheben. Im Allgemeinen stehen die Künste, namentlich aber die dramatische, bei den Ungarn nicht sehr in Achtung, und „Komediasze“ ist fast ein Schimpfwort.

Kroaten, Slowenen, Serben besitzen seit einigen Jahren Nationalbühnen, doch keine Nationalliteratur, ihre Repertoire bestehen lediglich aus Uebersetzungen aus andern Sprachen, meist der deutschen und französischen. — Die Künstler stehen auf niederer Stufe.

In Böhmen hat man vor vielen Jahren schon Versuche gemacht, nationale, tschechische Theater zu schaffen; es hat niemals recht glücken wollen, die patriotischen Schriftsteller haben sich über die Maßen angestrengt für eine dramatische Literatur, aber es ist nichts besonders Bemerkenswerthes erschienen. — In mehreren Kreisstädten spielen tschechische Wandertruppen, in Prag, der Landes-Hauptstadt, giebt es ein stabiles Theater, dessen Leistungen aber ebenso schwächlich, als die der Provinzialen sind, und keinen Vergleich mit dem deutschen ständischen Theater vertragen. Dieses ist reich subventionirt und besitzt ein Pensions-Institut, an dem die tschechischen Künstler aber nicht participiren.

Polen hatte einst in Lemberg, Krakau und vor Allem in Warschau sehr gute nationale Theater; in Wilna, Lodz ꝛc. spielten Wandertruppen. — Vortreffliche Künstler waren Pfeiffer, Nowakowski, Starczewski, Davison's Schwiegervater. In ihrer Darstellungsweise ähneln die Polen den Franzosen, die Ungarn den Italiänern; die ersteren besitzen Leichtigkeit und Eleganz, die letzteren hinreißende Gluth. Die polnischen Künstler werden gut bezahlt, und stehen beim Publikum als Repräsentanten ihrer Nationalität in großer Achtung und Beliebtheit. Die polnische Bühne ist reich an Originalstücken, eine polnische Oper aber giebt es nicht. Pensions-Institute besitzt die polnische Bühne nicht.

Dänemark besitzt in Kopenhagen eine Nationalbühne, an der das ganze Volk das lebhafteste Interesse nimmt die der Hof sehr reich dotirt hat, deren Mitglieder den Charakter von Staatsbeamten tragen, Alle auf Lebenszeit angestellt sind und stolz auf ihre deutschen Collegen herabblicken, die sich solcher Auszeichnungen nicht rühmen können. — Die Literatur der dänischen Bühnen ist eine reiche, und viele ihrer Dramen sind in andere Sprachen, auch in die deutsche, übertragen worden. Das Kopenhagener Nationaltheater leistet ganz Vortreffliches, und man darf dreist behaupten, daß dort die Kunst auf das allerwürdigste kultivirt werde, und daß dieses Theater ein Vorbild für unsere Hofbühnen sein könnte.

In Schweden, Norwegen und den andern skandinavischen Ländern ist nur das königl. Theater in Stockholm erwähnenswerth, obwohl es lange nicht auf der Stufe des Kopenhagener steht.*) Seine Mitglieder haben nicht den Grad der Künstlerschaft der dänischen erreicht, und die Leitung des Institutes ist nicht von dem Geiste der dänischen beseelt, trotzdem Schweden gegenwärtig von einem hoch gebildeten Könige, der selbst ein begabter Musensohn, regiert wird. — Die Künstler der schwedischen Hofbühne sind indessen in der gleichen Stellung, wie die dänischen, sie sind Staatsdiener. Das Minderen-Theater in Stockholm ist eine Privat-Unternehmung, deren Darstellungen sich nicht über das Niveau des Friedrich-Wilhelmstädter, oder des Wallnerschen in Berlin erheben, die Gehalte der Mitglieder aber erreichen bei weitem nicht die Höhe derjenigen der letztgenannten Bühnen.

In Norwegen spielen Wandertruppen in dänischer, in Finnland solche in schwedischer Zunge; ihre Kunst ist so bescheiden, wie ihre Lebensstellung ärmlich.

Spanien, Holland, Belgien und die dortigen Theater habe ich nicht kennen gelernt, und enthalte ich mich deshalb, davon zu sprechen. Nun bleibt nur noch Ein Land, das umfangreichste übrig: Rußland.

Die Verhältnisse der russischen Nationalbühne sind die glänzendsten von allen. Die Theater von St. Petersburg, von Moskau, Warschau, Kiew, stehen unter kaiserlicher Administration, und diese verfügt über kolossale Summen. Kosten doch allein die Theater von St. Petersburg alljährlich eine Million Rubel In dieser Residenz spielten sonst verschiedene Körperschaften: das russische Schauspiel, die russische Oper, die italiänische Oper, das italiänische Schauspiel, das französische, das deutsche Schauspiel und das russische Ballet. Das italiänische Schauspiel, das von der Ristori dirigirt wurde, ist wieder eingegangen, die anderen Corporationen sind geblieben. Moskau besitzt zwei russische Theater, eins für die Oper und Tragödie, Ballet, das andere für das Lustspiel und Vaudeville.

Ich habe es hier nur mit dem russischen Nationaltheater zu thun; — die Künstler desselben gehen meist aus der kaiserlichen Theaterschule hervor, einem Institute, das nicht Seinesgleichen hat. Seine Eleven, die auf kaiserliche Kosten Wohnung, Kleidung, Kost, Unterweisung in allen Künsten erhalten, werden in zarter Kindheit schon aufgenommen, stehen von dem Momente ihres Eintritts in die Schule, im Staatsdienste, und sind nach vollendetem 26. Dienstjahre pensionsfähig; die höchste Pension beträgt 1200 Rubel Silber, ebenso ist auch der höchste Gehalt normirt; die sonstigen Emolumente übersteigen diese Summe sehr bedeutend, so daß die ersten Künstler sich bis auf 12,000 Rubel stehen. — Das russische recitirende Drama ist in seinen Leistungen der Nationaloper bei weitem überlegen. — Die verstorbenen Karatygin, Maximov, Sosnitzky, der noch lebende Shamoiloff, die Schulewa, Shamoilowa sind Darsteller ersten Ranges. Die russischen Schauspieler übertreffen an Einfachheit, an Naturwahrheit jede andere Nation, selbst die Franzosen; Uebertreibungen im komischen, oder im tragischen Genre, kommen nie bei ihnen vor; nie jagen, haschen sie nach Applaus. — Das bürgerliche Drama aber ist hauptsächlich das Feld ihrer Triumphe, und welcher Triumphe! Nie und nirgend habe ich das Haus so von Beifall dröhnen hören, als bei den Meisterschöpfungen der vorhin genannten Künstler.

Die schweren Lebenssorgen des deutschen Künstlers kennt der russische nicht; er erwirbt mehr, als er braucht, das Alter hat keine Schrecken für ihn, sein Kaiser versorgt ihn ja. Seine Lebensstellung ist die beneidenswertheste, man geizt nach seinem Umgang. — Als Maximov begraben wurde, folgten alle Professoren, alle Studenten der Petersburger Universität, alle Gilden seiner Leiche, der Kaiser selber sandte seine Equipagen, den Conduct zu führen. — Bei einer seiner Benefiz-Vorstellungen überreichte dem Bassisten Petrov eine Deputation der Kaufleute aus Kostin-noy-Dwor einen fußhohen Gold-Pokal, der bis zum Rande mit Imperials gefüllt war, zum Zeichen ihrer Anerkennung. Man schließe daraus, in welcher hohen Achtung russische dramatische Künstler bei ihrem Volke stehen.

Mit diesem Lichtbilde schließe ich meine Rundschau, der ich

*) Phänomene, wie Jenny Lind, die Nilssen, sind eben Ausnahmen.



den Wunsch noch beifüge, es mögen die deutschen Künstler bald in eine ähnlich glückliche Lage kommen und die Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen, welche ihre Collegen in Frankreich, Dänemark und Rußland seit langer Zeit schon behaupten.

Quod dii bene vertant!

Schweiz.

Die Genfer Convention und die freiwillige Krankenpflege.

I.

Reform-Vorschläge aus Rußland.

Neben dem blut- und feuerrothen Schreckensgespenst der Internationalen Nr. 1, hat sich im letzten Kriege der Genius einer andern Internationalen erprobt, deren Banner nur von dem Blute der Bruderliebe geröthet ist, und die nicht die socialen Mißstände der Welt, sondern die Wunden und Schmerzen der im Kampfe Geschädigten zu heilen bestrebt ist. Das 1863 in's Leben gerufene Institut der freiwilligen internationalen Krankenpflege bedurfte mit seinen idealen Zielen der Feuerprobe eines solchen Kampfes, um sich praktisch zu bewähren, zu läutern, herauszubilden. Hierzu hat der große Volkskrieg denn nun auch im ausreichendsten Maße Gelegenheit geboten, und es steht zu hoffen, daß auf den Grundlagen der hier gewonnenen Erfahrungen, der Orden zum rothen Kreuz eine Organisation gewinnen werde, welche für künftige Fälle — die übrigens der Himmel verhüten möge, — alle jene Unregelmäßigkeiten und Unvollkommenheiten ausschließen werde, die eben noch jüngst Grund zu allerlei berechtigten und weniger berechtigten Ausstellungen gegeben haben. Denn im Großen und Ganzen hat die freiwillige Krankenpflege das Außerordentlichste geleistet, und kein gerechter Beurtheiler wird sich durch gewisse Mißstände, die allen unvollendeten Einrichtungen ohne Ausnahme beiwohnen, verleiten lassen, dies zu verkennen. Bekanntlich war bereits vor zwei Jahren von Berlin aus die Frage angeregt worden, ob die Statuten der Genfer Convention nicht einer Revision und Bearbeitung unterzogen werden müßten, und es war zu diesem Zwecke damals eine Conferenz in Wien für das Jahr 1871 beantragt worden. Mit Recht hat aber das dortige Central-Comité gebeten, diese Conferenz noch hinauszuschieben, um die Erfahrungen des letzten Krieges vollkommen bei dieser Neu-Organisation ausnützen zu können.

Der Mitbegründer der Gesellschaft und jetzige Präsident des Hauptcomité's in Genf, Dr. Moynier, hat nun im Juni vergangenen Jahres Circulare an alle Zweig-Comité's gesendet, durch welche er zu speziellen Mittheilungen über ihre eigenen Leistungen und Erfahrungen während des letzten Krieges ersuchte, sowie namentlich um Begründung und Formulirung der daraus hergeleiteten Reform-Vorschläge, um so ein ausgiebiges Material zur Benutzung für die Conferenz zu gewinnen. Als eine Erwiederung auf diese Aufforderung liegt uns eine interessante Broschüre des kaiserl. russischen Collegien-Rathes und Oberstabs-Arztes Dr. O. Heyfelder vor*), welche Bericht giebt über die Thätigkeit des Verfassers als leitender Chef-Arzt der Lazarete zu Neuwied am Rhein und Lille in Frankreich. Im Vereine mit russischen, holländischen, englischen, französischen und deutschen Aerzten und eines gleichfalls aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengewürfelten Hülfspersonals erfreute er sich an den genannten beiden und andern Orten der günstigsten Erfolge, und das Bild, welches er von dem Zusammenwirken der den verschiedensten Gesellschaftsklassen angehörigen Helfer entwirft, ist ein überaus freundliches und aufmunterndes. Wir können hier natürlich nicht auf das reiche Material der ärztlichen Erfahrungen hinsichtlich der arzneilichen und operativen Behandlung, sowie über die Lazaret-Einrichtungen, welches Alles die genaueste Berücksichtigung des ärztlichen Publikums verdienen dürfte, näher eingehen. Aber einzelne allgemeine Bemerkungen können wir uns nicht versagen, hier anzuführen. Dr. Heyfelder war gleich nach der Capitulation von Metz an diesen Schreckensort geeilt, um sich dort 100 Schwerverwundete für das sanitarisch sehr bevorzugte Lazaret von Neuwied zu holen. Er fand daselbst gegen 16,000 Verwundete und Kranke, von denen etwa der zehnte Theil in Eisenbahn-Waggons während der rauhen Jahreszeit untergebracht war. Bei den schlechten Nahrungs- und Luft-Verhältnissen war die Aussicht, in Metz zu genesen, eine sehr geringe, und der Wunsch, mit hinweggenommen zu werden, ein allseitiger und dringender. Alle Verwundete, ohne eine einzige Ausnahme, mußten dort das Erysipel durchmachen, und der Hospitalbrand herrschte der Art, daß man in jener Zeit es aufgegeben hatte, zu operiren. Wirklich fand H. in dem großen Militair-Hospital, welches 1200 Kranke enthielt, nur noch zwei Amputirte und einige wenige Resecirte am Leben. Die mangelhafte Ernährung erschwerte die Wunden-Heilung außerordentlich, und man fand bei Untersuchung der Verwundeten in Neuwied, daß Fracturen in Metz während mehrerer Monate völlig auf dem Status quo geblieben waren, während bei guter Ernährung der Callus sogleich seine Verknöcherung begann. Sehr lehrreich ist das Bild, welches der russische Arzt von dem sehr verschiedenen Verhalten der französischen und deutschen Verwundeten und Kranken entwirft. Er sagt darüber: Im Ganzen, nachdem ich Hunderte der einen wie der andern Nationalität behandelt, tausende Kranke und Verwundete gesehen, kann ich eine große Verschiedenheit der Constitution und des Temperamentes nicht leugnen, und muß auch deren Einfluß auf den Verlauf der Krankheit zugeben. Durchschnittlich sind die Deutschen größer, derber, muskulöser gewesen, von blühenderem Aussehen, von ruhigerem Temperament, von stillerem Wesen und von mehr Ergebenheit in ihr Schicksal. Die Franzosen waren im Durchschnitt klein, sogar zierlich, andere untersetzt, kräftig, die meisten mager, blaß, von lebhaftem, ja feurigem Temperament, vielfach in trüber Verstimmung und aufgeregter Heiterkeit abwechselnd; leicht influenzirt durch einen Wechsel im Gang der Krankheit, leicht sich für krank haltend, aber auch in der Wirklichkeit leichter erkrankt. Geradezu auffallend war der Unterschied der Anästhesie bei beiden Nationen: Gesang, Geplauder, Geschrei, Geschimpf, Actionen, Gesten, Commando, Attaque bei den Franzosen; im Durchschnitt kurze und geringe Erregung, leichtes Einschlafen und ruhiger Schlaf bei den Deutschen. Intercurrirende Temperatur-Steigerungen, Frostanfälle, nervöse und entzündliche Zustände waren bei den Franzosen häufiger. Im Ganzen waren sie aber auch leichter anzuregen, und ihre Freude, ihr Dank war demonstrativer, als bei den Deutschen. In den Lagern, wie in den Lazareten, konnte man sie mit etwas harmlosem Geplauder in ihrem Jargon ganz enthusiasmiren. Fand sich einmal ein stiller, behäbiger, grobknochiger Bursche unter ihnen, so konnte man sicher sein, daß er

---

*) Bericht über meine ärztliche Wirksamkeit am Rheine und in Frankreich während des deutsch-französischen Krieges 1870—71. St. Petersburg, Kaiserliche Hofbuchhandlung (E. Röttger).

ein Elsässer war." Auch hinsichtlich der ärztlichen Behandlung ist das Urtheil des russischen Oberarztes im Allgemeinen für die Franzosen nicht günstig. Sie amputirten außerordentlich viel und mit entschieden ungünstigem Erfolge, während die deutschen Aerzte ihre operativen Eingriffe mehr auf Resectionen beschränkten. Auch zeigten sich Jene ziemlich unerfahren in den neueren chirurgischen Methoden, und in Lille mußte der Verfasser ihnen unter großem Zulauf von Professoren und Studirenden die Praxis des Gipsverbandes lehren.

Das Resumé seiner Erfahrungen giebt der Verf. im letzten Kapitel, wo er seine Reform-Vorschläge für die freiwillige Krankenpflege zusammenstellt. Er fand den Hauptmangel in der Abwesenheit einer festen Organisation, aus welcher fortwährend Competenz-Streitigkeiten zwischen Johannitern und dem rothen Kreuz, zwischen freiwilligen und officiellen Helfern, zwischen Militair-Behörden und auswärtigen Gesellschaften entsprangen, und wobei immerfort das Mißtrauen auf Seiten der Kriegführenden und das beleidigte Selbstgefühl auf Seiten der freiwilligen Helfer geweckt wurde. Als erstes Princip einer Verbesserung muß gelten, daß das Heranziehen aller Stände wünschenswerth und nothwendig, daß aber nur Mediziner dirigiren können, daß man jüngere energische Kräfte den älteren, wenn auch noch so wohlwollenden vorziehen müsse. Vor Allem aber müsse die Gesellschaft schon in Friedenszeiten praktisch organisirt werden, und nicht erst mit der Kriegserklärung, unvorbereitet wie sie ist, in Wirksamkeit treten wollen. Die freiwilligen Helfer müssen sich auf ihren Beruf praktisch vorbereiten, und es scheint dem Verfasser am geeignetsten, in ähnlicher Weise wie man von den entlassenen Regimentern die Cadres erhält, einen Stamm von Aerzten, Pflegerinnen und Wärtern zu bilden, welche für die im Kriege einzurichtenden Lazarete und Pfleger-Colonnen den Stab bilden, an welchen sich die zahlreichen neuen Kräfte anzuschließen hätten. Diese Cadres müßten sich alljährlich zu gemeinschaftlichen oder partiellen Uebungen versammeln, in Zelten und Baracken den Dienst an Reconvalescenten der Stadt oder Militair-Hospitäler erlernen, also z. B. den Kranken-Transport, An- und Auskleiden, Ernähren und Pflegen, Anfertigung von Verbandstücken aller Art u. s. w. Auch schlägt Heyfelder die alljährige Ausarbeitung von Programmen vor, welche, ähnlich den entsprechenden Arbeiten des Generalstabes, das Detail der im Kriegsfalle zu ergreifenden Wirksamkeit nach den neueren Erfahrungen klarlegen. Betreffs der Zulassung zur Mitgliedschaft einer internationalen Gesellschaft, die in einem Kriege wirken soll, von welchem man nicht weiß, wo er ausbricht, scheint ein kaum abzuweisendes Bedürfniß die Kenntniß mehrerer lebenden Sprachen zu sein; der Verfasser selbst hat Gelegenheit gehabt, die Mitwirkung z. B. einiger englischen Aerzte, welche weder französisch noch deutsch verstanden, als eine höchst unzureichende und oft geradezu störende, zu empfinden. Bezüglich der Mitwirkung der Frauen, für welche die Pflege der Verwundeten gleichsam als natürliches Recht und Pflicht erscheine, wünscht der Verfasser doch, daß sie sich mehr auf Herbeischaffung der Verband- und Erquickungsmittel, Beaufsichtigung der Wäsche und Küche, und auf die Krankenpflege im engern Sinne beschränke, sich aber selbst von der einfachsten chirurgischen Mithülfe zurückziehe, obwohl er zugiebt, einzelne Damen gesehen zu haben, die mit dem größten Geschick Verbände anlegten, chloroformirten u. s. w. Auch für die Aufgaben der Delegirten, Couriere und Fouriere der freiwilligen Krankenpflege finden sich sehr beachtenswerthe Winke, so daß wir die vorliegende Schrift für einen werthvollen Beitrag zur Organisationsfrage der freiwilligen Krankenpflege halten. Auch von anderen gewichtigen Autoritäten ist diese Nothwendigkeit einer Organisation in Friedenszeiten entschieden betont worden. Die Befürchtung, daß sich in Friedenszeiten wenig Personen zu einer derartigen freiwilligen Uebung einfinden würden, scheint uns nicht gegründet, wenigstens nicht für solche Elemente, die neben dem Triebe zu helfen, die klare Einsicht in die Nothwendigkeit gewisser Vorstudien besitzen. Und sollte nicht die Mitgliedschaft einer solchen Gesellschaft aus meist reineren Motiven erstrebt werden, als der so gesuchte Titel einer Mitgliedschaft „mehrerer gelehrten Gesellschaften?"

Auf einen höchst wichtigen Punkt der Genfer Convention hat der Präsident Moynier in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der Gesellschaften gerichtet, um die Mittel zur Verbesserung zu berathen, nämlich auf die auch im letzten Kriege, wenigstens französischerseits nicht immer respectirte Neutralität des ärztlichen und Hülfspersonals. Er schlägt zur Abhülfe die Bildung eines internationalen Tribunals vor, welches die ev. Uebertretungen der Genfer Convention vorkommenden Falls zu prüfen und rechtlich zu verurtheilen habe, und welches zu diesem Zwecke jedesmal aus Vertretern der nicht am Kampfe betheiligten Nationen aus den Reihen der freiwilligen Krankenpflege zu bilden sei. Wir haben nur das eine Bedenken gegen diesen sonst höchst angemessenen Vorschlag, daß einem solchen Tribunale von vornherein jede disciplinarische Gewalt abgehen würde; es könnte im gegebenen Falle nichts als ein Tadelsvotum aussprechen, wie es die öffentliche Meinung auch ohne dies und vielleicht mit nicht geringerem Nachdrucke kundgiebt.

E. Kr.

England.

Englische Correspondenzberichte.

I.

Miß Bateman und das englische Theater. — Die Vertretung deutscher, geistiger Interessen in England. — Novitäten der englischen und englisch-amerikanischen Literatur.

London, im August.

Nunc est pede libero — Jetzt ist Zeit für literarische Correspondenzen. In allen Wipfeln ist Ruh; Stilleben — the dead season — ruht über der Hauptstadt und alle Welt entfloh nach der Sea-side, nachdem alle Welt zuvor noch Fräulein Nilsson, die schwedische Nachtigall der italiänischen Oper einem französischen Kaufmann in der Westminster-Abtei mit englischen Brautgeschenken von mehr als 70,000 Thlr. Werth, unter den Klängen des deutschen Chorals „Nun danket Alle Gott" in die Arme geführt und als Mde. Rouzaud in die Schweiz abreisen gesehen hatte.

Auch die weniger internationale Miß Bateman, welche als Medea im Lyceum (sprich Leißióm) so lange im Verfluchen Pio Nono Concurrenz gemacht, und ebenfalls ungewöhnlichen Beifall gefunden hatte, ist für eine Zeit auf's Land in den Schatten kühlerer Denkungsart entschwunden.

Doch um nach dieser Hundstags-Einleitung einen ernsteren Ton anzuschlagen, so will ich Ihnen zunächst von der „Medea in Korinth" des Herrn W. G. Wills als einem vielgerühmten und in der That wirkungsvollen Werke berichten. Es ist eine Bearbeitung desselben Stoffes, den der Grieche Euripides, der Römer Seneca, der Deutsche Grillparzer, der Franzose Legouvé und An-

dere behandelt haben und also ebenfalls sehr internationaler Natur. Am wenigsten dürfte Wills dem Euripides, am meisten neben Legouvé unserm Grillparzer verdanken, schade nur, daß er sich überhaupt von Legouvé beeinflussen ließ; was der Stoff dadurch an theatralischen Knalleffekten gewann, hat er reichlich eingebüßt an poetischer Schönheit, und ferner spielt der Sänger Orpheus, den man, wie bei Legouvé, als Gegenbild zum kriegerischen Jason aufgestellt findet, eine recht unglückliche Figur. Vom Geiste des Euripides zeigt die Tragödie nichts, sie ist vielmehr ein modernes Effektstück, weit moderner noch, als die deutsche Version.

Frl. Bateman war als Medea nicht ohne tragische Kraft, wenn sie auch Frl. Ziegler oder Frl. Janauschek in derselben Rolle lange nicht erreicht. Sie schießt, indem sie das Barbarische darstellen will, allzu realistisch über die Gränzlinien der Kunst hinaus und zwar so weit, daß ihr Zank mit Jason geradezu an gewisse Auftritte in Petticoat-Lane erinnerte. Wundervoll gelang eine Scene, in welcher Medea den Zauberfluch ausspricht über das Gewand, welches ihrer Rivalin Verderben bringen soll. Ueber der Bühne ist schwarze Nacht und nur das Antlitz und die Arme der Zauberin in blutigrothem elektrischem Licht sichtbar. Sie spricht mit dumpfer Grabesstimme das schreckliche Gebet zu den Göttern des Acheron und der rollende Donner, welcher ihr antwortet, erschüttert die Nerven der Zuschauer wie eine Stimme aus der andern Welt. Wahrlich, wir haben nie eine so reine und schöne Wirkung der Kunst des Theater-Maschinisten erlebt.

Die hiesige Kritik pries schon das bloße Factum, daß die Vorführung einer tüchtigen Tragödie — wie diese Medea es immerhin ist — in London noch möglich und für eine Direction lohnend sei, als ein unerwartet erfreuliches Ereigniß. In der That zeigt schon eine flüchtige Orientirungs-Promenade durch die Londoner Haupttheater, daß die englische Bühne arg im Verfall ist. Die einsichtigen Engländer fühlen dies auch selbst. Einer der beliebtesten Dramatiker, Tom Taylor, stieß im August-Heft 1871 von The Dark-Blue einen durchdringenden Schmerzensschrei aus, und selbiger hatte die Wirkung, daß ein Meeting abgehalten und ein Comité gebildet wurde, welches eine Art von Musterbühne in Scene setzen soll. Tom Taylor will in seinem Aufsatz, der auch selbständig unter dem Titel „The Theatre in England" erschienen ist, der Comédie Française als Ideal nacheifern; damit dürfte er aber von vornherein auf falscher Fährte sein. Elegante und fein pikante Salon-Comödien werden unter englischen Händen nie recht gedeihen. Schauspieler und Dichter sollten vielmehr bei der verwandten deutschen Bühne, welche unter dem Einflusse Shakespeare's entstanden ist, und noch steht, in die Schule gehen. Aber was weiß man hier von Deutschland?! Genau so viel, wie wir selbst von Rußland, das heißt herzlich wenig. Nach den Schilderungen des Berliner Correspondenten des Daily Telegraph ist eine Verbrecher-Kolonie in Sibirien sogar noch ein Paradies gegen Berlin. Diese Zeitung, with the largest Circulation in the World, wie sie sich anpreist, ist freilich ein Käseblatt, aber es bleibt wahr, daß Deutschland in der Kunst, der Literatur, sogar in der Wissenschaft, hier nicht entfernt die Geltung und den Einfluß hat, wie Frankreich. Wir sind selbst daran schuld, indem wir wohl für unsere Vertretung gegenüber den Regierungen, aber nicht genug für Vertretung unserer civilisatorischen Leistungen bei den Völkern sorgen.

Wenn man die große Reihe der Londoner Sammlungen und Ausstellungen durchwandert, so findet man Frankreich überall, und man muß gestehen, meist sehr würdig, repräsentirt, von Deutschland aber Nichts oder so wenig, daß Nichts noch besser wäre (so auf der permanenten internationalen Ausstellung). Was Wunder, daß die Millionen von Besuchern dieser Londoner Ausstellungen den Eindruck mit sich nehmen, als fehle es Deutschland an großen Künstlern und an großen Leistungen!

Für die geistige Vertretung unseres Vaterlandes in England hat man bis jetzt nur unsere Emigranten, vorzüglich die politischen Flüchtlinge, sorgen lassen und ihnen sind wir für ihre Arbeiten in dieser Richtung, wie wir uns sonst auch zu den einzelnen Männern stellen mögen, entschieden zu Dank verpflichtet.

So wirkt Karl Blind noch jetzt auf's Erfolgreichste für die deutsche Sache. Germanische Mythologie und die deutschen Sagen und Märchen waren das Thema einer Reihe von Wandervorträgen, die er jüngst im Norden und Westen von England unter großem Beifall hielt, und in der Presse, vorzüglich in der schon erwähnten Monatsschrift The Dark Blue, tritt er bald (Mai 1872) mit Mazzini's Autorität für die deutsche Sache gegen Frankreich ein, bald (April 1872) unterrichtet er John Bull über die deutschen Meistersinger u. s. w.

Das anfangs des vorigen Jahres entstandene Dark-Blue (Schwarz-blau sind die Farben der Universität Oxford) in Format und vielleicht in Nachahmung des Rodenberg'schen „Salon", wird überhaupt von dem begabten Herausgeber John C. Freund in deutschem Geiste gehalten, und das muß uns um so mehr befriedigen, als das Blatt außerdem von vorzüglichen und zum Theil berühmten englischen Mitarbeitern bedient wird. Nur die geschmacklosen Kupfer kann man in dieses Lob nicht einschließen.

Zu demselben Kapitel „unsere Vertretung im Auslande" muß ich ihnen mittheilen, daß die „Londoner Zeitung" (Hermann) jüngst in die Hände des vielerfahrenen C. Kolb übergegangen ist. Das Blatt, erst ultraradikal, dann von der preußischen Regierung subventionirt, war arg vernachlässigt. Die neuesten ohne Subvention herausgegebenen Nummern sind in würdigem und patriotischem Tone gehalten und man darf für das mit manchen Schwierigkeiten kämpfende Unternehmen wohl eine noch lebhaftere Betheiligung der Landsleute hoffen.

Da ich einmal beim literarischen Klatsch bin, so will ich gleich eine ungenaue Notiz, die ich unter dieser Rubrik „Literary Gossip" im Athenaeum finde, berichtigen. Es handelt sich um das in Deutschland doppelt, bei Tauchnitz und bei Asher gedruckte Buch „A leaf in the Storm" von Ouida. Das in Amerika erschienene Werk von Ouida (übrigens pseudonym für die englische Schriftstellerin Mde. de Ramée) ist von Asher & Co. abgedruckt worden. Asher & Co. haben sodann, obwohl nur moralisch dazu verpflichtet, denn gesetzlich sind amerikanische Bücher bei uns vogelfrei, der Autorin ein anständiges Honorar angeboten. Ouida hat dasselbe aber verschmäht und das Buch an Tauchnitz verkauft, in dessen Verlag es nun ebenfalls erschienen ist. So wie mir der Sachverhalt mitgetheilt wird, steht also eine gerichtliche Entscheidung, auf welche das Athenaeum die englischen Autoren aufmerksam macht, nicht zu erwarten. Für amerikanische Bücher existiren bei uns ebensowenig Schutzgesetze, wie für deutsche Bücher in Amerika.

Des interessanten Buches Pennsylvania Dutch von Haldeman haben Sie bereits gedacht. Ich theile Ihnen danach folgendes Specimen des Pennsylvanischen Deutsch mit:

„Wii kummt es, daß 'n Deel jungi Leit nimmi deitsch leese un schwetse kenne, wann sii mool ‚jes' un ‚noo' saaghe kenne? Meim Nochber, dem Maardi Halsbendl sei eltest'r Suu, dår so deitsch waar wii Saurkraut, des schun siwwe mool ufgwärmt is, (Ich erinnere daran, daß Mr. Sauercraut oder Sourcrout, auch

Chourroux bei den Franzosen, der internationale Spitzname eines Deutschen im Auslande ist) — waar kärtslich emool in d'r Schtatt, un wi är wiid'r heem kumme iß, do waar är so englisch, daß är shiir gaar nimmi mit seim Daadi un Mammi schwetse kann. Sii si nau arik im Truwl un sei Daadi meent, sii mißt'n iin naus nooch Kniphaus'n schikke, f'r iin wiid'r deitsch tsu mache."

Ist das nicht — abgesehen von der schauderhaften Haldeman'schen Orthographie — gutes Dialekt-Deutsch? Selbst in dem Satze: Sii si nau arik im Truwl — Sie sind nun (dialektisch nu, nou, nau; englisch now) arg im Trubel, vermögen wir nicht, wie Professor Haldeman, englische Worte zu finden.

Ueber diese deutsch-amerikanischen Bauern, die ihre Nationalität so gut bewahrten — besser als die deutschen Kaufleute in England und Frankreich, deren Kinder selten noch deutsch sprechen — finden wir im deutsch-amerikanischen Conversations-Lexicon folgende Data mitgetheilt: Vor 1689 waren bereits verschiedene Tausend Deutsche in Pennsylvanien, 1763 schon 280,000. Der Mittelpunkt des deutschen Elements ist jetzt Allentown, wo es nur wenige Personen giebt, die ausschließlich englisch sprechen. In Lehigh County wird von 80 christlichen Gemeinden in siebenzig der Gottesdienst deutsch abgehalten. Allentown hat sieben deutsche Kirchen für 5 verschiedene christliche Confessionen, und neun deutsche Zeitungen, von denen wöchentlich publicirt werden: Der unabhängige Republikaner, 59 Jahre alt, der Friedensbote, 57 Jahre, der Lecha County Patriot, 43 Jahre, der Weltbote, 15 Jahre, mit 12,000 Abonnenten, und die Lutherische Zeitschrift. — Der Stadt- und Landbote erscheint täglich, der Jugendfreund halbmonatlich mit 20,000 Abonnenten, endlich Brobts theologische Monatshefte. — Seit Anfang 1869 wird in den öffentlichen Schulen deutsch unterrichtet. — Der „Adler" von Reading steht bereits im 74sten, der „Volksfreund" von Lancaster im 62sten Jahre.

Wie die deutsche Bevölkerung aus dem englischen, so hat auch umgekehrt die englisch sprechende Bevölkerung des Landes manche Worte aus dem Deutschen angenommen — It makes me greisslich (gruselig), He belongs to the freindschaft, Sourcrout, fawstnachts, smearcase (Schmierkäse) u. s. w. — und diesen widmet Haldeman ebenfalls ein Kapitel seines Buches. Endlich behandelt er in zwei Schlußkapiteln die sprachliche Seite von Leland's Hans Breitmann's Ballads, von denen übrigens die ältesten jetzt schon in zehnter Auflage vorliegen und deren Popularität im vorigen Jahre sogar in London ein Witzblatt unter diesem Namen: Hans Breitmann. An Anglo-Dootch-American weekly komico-phantastiko-strapatziko-philologikle Journal. Edited by Fritz Pompernikle, hervorrief. Leland ahmt bekanntlich den englischen Jargon nach, in welchem Deutschgeborene das Englische zu sprechen pflegen; Haldeman meint jedoch, daß Leland seine Sprache oft selbst und nicht übereinstimmend mit der Wirklichkeit bilde, so daß sie nicht als Objekt für Sprachforscher gelten könne, wie hoch übrigens auch ihr poetischer Werth sei.

Da ich von Leland spreche, muß ich Ihnen auch von der so eben in Philadelphia erschienenen vermehrten und verbesserten Auflage von „Meister Karl's Sketchbooks" berichten, schon weil der treffliche Autor sich in der Vorrede beklagt, daß ihm von einem früheren Recensenten seines Buches in Ihrem „Magazin" ein kleines Unrecht angethan sei. Indem er nämlich mit Stolz den Erfolg seines Buches in den verschiedenen Ländern, besonders auch den Beifall Washington Irving's erwähnt, sagt er von Deutschland: „In Deutschland traf Meister Karl Leser und Kritiker, welche es der Mühe für werth hielten, sich eingehend mit ihm zu beschäftigen, ihn rundweg auszuzanken für seine Fehler und ihn herzlich zu loben, wo er ihnen gefiel. So wurden in dem Berliner Magazin für Literatur des Auslandes die schwachen Punkte meines Werkes mit einschneidender Strenge bloßgelegt. .... Wenn aber der Kritiker Viel fand, was Tadel verdiente, so fand er doch auch viel, was sein Lob erweckte, und wie ich offen die Gerechtigkeit des ersten anerkannte, so habe ich zu hoffen gewagt, daß auch das Letzte nicht ganz unverdient war. In Einem Punkte indeß thut mir der Recensent im Magazin Unrecht: Ich hatte schon 19 dieser Skizzen geschrieben, ehe ich überhaupt irgend eine Zeile von Heine's Prosa-Schriften las, muß also dagegen protestiren, daß er mich einer bedachtsamen (deliberately) Nachahmung jenes großen Humoristen anklagt. Die fragmentarische und groteske Natur dieses Skizzenbuches und die Thatsache, daß ich in der Folge Heine's Reisebilder übersetzte, geben reichlich Grund für solch einen Irrthum."

Von andern neuen Büchern notire ich hier noch: Fables and Legends of Many Countries Rendered in Rhyme by John Godfrey Saxe (Boston 1872). Darin sind auch verschiedene Uebersetzungen aus dem Deutschen, so „König Erichs Triumph, von Seidl", die drei Masken, von Häring rc. Der nicht unangesehene Autor widmet das Buch seinen drei Töchtern, und diese werden denn hoffentlich auch Geschmack daran finden.

Endlich „Goethe: His Life and Works. An Essay by G. H. Calvert," (Boston 1872). Calvert führt einfach, aber begeistert, und darum wieder begeisternd in unserm Goethe seinen Landsleuten nicht nur den großen Dichter, sondern mehr noch den praktischen, harmonisch durchgebildeten Mustermenschen, als welchen wir ihn so gern verehren, vor.

Rußland.

Rußland unter Peter dem Großen.

II.

Peter, der Reformator seines Reiches.

Auch gegen die Veränderungen, die Peter in seinem Reiche vorgenommen, gegen all die Einrichtungen, die heute im Nebel geschichtlicher Entfernung bedeutend und erstaunlich erscheinen, verhält Boderodt sich berechnend und kühl. Es ist nicht die Art dieses feinsinnigen Beurtheilers, jede Neugestaltung zu rühmen wegen des Zerstörens und Aufräumens, das damit in Verbindung steht; er prüft erst sorgsam und dann fällt das Urtheil meist ungünstig aus. Es läßt sich ja auch nicht leugnen, daß bei näheren Betrachtungen all das, was Peter I. geschaffen, in seinen ersten Gründen auf jenen Nachahmungstrieb hinausläuft, der die Stufe des Kindesalters kennzeichnet. So groß inmitten der engherzigen Beschränktheit seiner Unterthanen sein kühnes Brechen mit allen Vorurtheilen uns erscheinen möchte, so sehr die rückhaltlose Anerkennung und Benutzung des Fremden und Ausländischen, verglichen mit der selbstherrlichen Dünkelhaftigkeit seines Stammes, uns zur Bewunderung Peters hinreißen könnte, wir werden abgestoßen und oft zum Lachen gereizt durch die blinde Herbeiziehung alles Fremden, weil es fremd, nicht weil es bei planmäßiger Wahl als dem Lande förderlich erkannt wurde. Das jämmerliche Tappen und Herumversuchen mit allen möglichen und unmöglichen Anerbietungen und Verbesserungs-Vorschlägen muß jeden günstigen Eindruck schwächen und verwischen. Seine Einrichtungen gleichen nur zu oft dem thörichten Beginnen jenes Dorf-

schulzen, dessen blindes Mißverständniß trotz aller wohlmeinendsten Absicht seine Ortschaft in Asche legte. Auf die Ursachen einer im Auslande mit Nutzen bestehenden Einrichtung pflegte Peter nicht weiter einzugehen; was anderwärts gut ist, muß, so dachte er, auch bei seinen Russen Rosen tragen. Sah er z. B. im Auslande, daß junge Leute auf Reisen geschickt werden zu ihrer Ausbildung, so glaubte er darin das Mittel gefunden zu haben, seine jungen Bojaren, mit Einem Schlage, der höchsten Verfeinerung zuzuführen, alle mußten in's Ausland und sollten als Apostel des Fortschritts heimkehren. Er übersah dabei nur, daß derjenige, dem die Grundbegriffe des Lesens und Schreibens abgehen, zuvor wichtigere Dinge zu thun hat, als zu reisen und in's Ausland zu gehen, von wo er dann natürlich nur ebenso roh und ungebildet wie zuvor zurückkommen kann. Dieses planlose Nachahmen fremder, oft der ungeeignetsten Muster, finden wir denn auch bei seinen redlichen Bemühungen um Hebung des Schul- und Unterrichtswesens in seinem Lande. Die Begierde, etwas darin zu leisten, war so brennend, daß er jeden, der mit einem Vorschlage kam, gewähren ließ, mit Vollmachten ausrüstete zur Einführung von Dingen, die in der kürzesten Zeit mußten beseitigt werden. In einem Lande, dem die Elementarschule fehlte, wurde nach dem Muster der französischen eine Akademie der Wissenschaften mit den großherzigsten Unterstützungen eingerichtet. Da sagt denn V.: „Seine Begriffe von den Wissenschaften waren nicht deutlich genug, daß er vor sich ein rechtes Choix machen können, welche von denenselben seinem Lande nützlich wären oder nicht. Die Berathschlagungen, so er desfalls mit einigen Gelehrten pflog, deren keinem die Beschaffenheit von Rußland recht bekannt war, machten seine Ideen noch confuser (103). Nicht günstiger urtheilt V. von jenen Bestrebungen, denen Peter I. mit Leib und Seele nachging, und in denen allein er eine tüchtige Kenntniß des Erstrebten und ein klares Verständniß des Erforderlichen beweisen und zur Geltung bringen konnte, von den Bestrebungen, Rußland zu einer Seemacht, seine Marine stark zu machen. Mit den schärfsten Gründen wird nachgewiesen, wie überflüssig im Grunde für Rußland eine mächtige Kriegsflotte wäre und wie all das Menschenglück und die zahllosen Menschenleben, die bei jenen Bestrebungen vernichtet würden, eigentlich Opfer eines unglückseligen Wahnes wären. „Wenn man nun alle die Data zusammen nimmt, daß nämlich die russische Schiffsflotte zur Defension des Reichs überflüssig, und zur Attaque der Nachbarn unbequem ist, auch kein Commercium und Navigation zu soutenireu hat, so giebt solches der Meinung dererjenigen große Wahrscheinlichkeit, welche davor halten, daß Petrus I. seinem Interesse weit besser gerathen, und viel größere Dinge auszurichten im Stande gewesen wäre, wenn er die erstaunenden Summen, die er sich seine Flotte kosten lassen, entweder in seiner Unterthanen Beutel gelassen oder auf Vermehrung seiner Landmacht gewandt hätte" (55).

Wenn aber diese geradezu krankhafte, überreizte Sucht Peter's, Rußlands Marine zu heben, von einem redlichen Willen unterstützt war und von lauteren Beweggründen ausging, so hängt dagegen die Gründung Petersburgs und die Verlegung der Hauptstadt dahin mit den Nachtseiten von Peters Natur zusammen. Es ist bekannt, daß Petersburg auf Morästen gegründet, in einer unwirthlichen Gegend gelegen ist; der Pesthauch, die Stickluft, die der Grund der Stadt aushaucht, kosteten und kosten das Leben vieler ihrer Bewohner. Petersburg zur Hauptstadt zu machen, war der schwerste Mißgriff, den Peter begehen konnte. Vom Mittelpunkte des Landes, der natürlichen Lage jeder Hauptstadt entfernt, brachte und bringt es die möglichst größte Verzögerung und Störung der Regierungsgeschäfte hervor und bis heute haben die Bestrebungen nicht aufgehört, jenen Fehler durch Verlegung der Hauptstadt nach einem andern Punkte wieder gutzumachen. Und mit welch ausgesuchter Härte wußte er seinen verderblichen Vorsatz auszuführen! War es doch neben der Ruhmsucht und dem Gelüste, mit Schiffen zu spielen, wozu er einen Hafen brauchte, hauptsächlich sein Haß gegen Moskau, an das ihn so viele trübe Jugenderinnerungen gemahnten, der ihn dazu trieb, die Hauptstadt des Reiches von ihrem natürlichen Orte nach Petersburg zu verlegen, das Herz an den unrechten Fleck zu setzen. Die ältesten Bojaren, die an Moskau durch die theuersten Bande geknüpft waren, zwang er, in Petersburg ihr Leben zu vergrämen. Planlos, wie er bauete, hieß er sie bald hier, bald dort Paläste bauen, so daß mächtige Gebäude ohne Einwohner standen und verfielen, weil es Peter beliebte, einen anderen Stadttheil für geeigneter zur Bebauung zu finden. Es war ihm auch leicht, aus Morästen und Wüsten Städte emporwachsen zu lassen, denn wo er wollte, mußte man sich niederlassen und anbauen. Fiel ihm ein, einen Hafen an einer Stelle zu bauen, nach der kein Handelsschiff vordringt, weil das Meer dort den größten Theil des Jahres zugefroren ist, dann mußte jedes Departement dort ein Gebäude aufführen, und seine Laune war erfüllt: Das Mißvergnügen über die Gründung Petersburgs und die erzwungene Ansiedelung daselbst muß ein allgemeines gewesen sein, denn V. zweifelt gar nicht, daß die Russen, „sobald nur der Damm, der sie anjetzo in Petersburg hält, durchbrechen und ihnen gestatten wird, ihrem Penchant zu folgen, ganz unfehlbar wiederum — nach Moskau — zu den Gräbern ihrer Altväter zurückkehren werden." (101)

Dieselbe Unbefangenheit, die Vockerodt in der Beurtheilung Peters und seiner Staatseinrichtungen sich bewahrte, bekundet er in der Schilderung des Volkes und seiner Sitten. Er stimmt nicht ein in den Chor derer, die in dem Russen gar nicht mehr einen Menschen zu erblicken vorgeben, er hebt vielmehr mit vieler Feinheit den tüchtigen Kern des russischen Volksthums hervor, der bloß „drei oder vier Salomones" bedürfte, um aus seiner thierischen Versunkenheit herausgehoben und gedeihlich emporgebracht zu werden. Es gewährt wahrhaft Vergnügen, dem gediegenen Manne in alle Verhältnisse Rußlands zu folgen, die er mit unnachahmlicher Gewandtheit uns klar macht. Handels-, Schul-, Militärwesen werden auf's Schärfste beleuchtet; in klarer übersichtlicher Eintheilung wird mit der ganzen Wirksamkeit Peters auch die Lage vor und oft auch nach ihm entwickelt.

Wir haben von der anderen Quelle dieses Buches, von Otto Pleyer, bis jetzt geschwiegen, denn er muß in jeder Hinsicht hinter Vockerodt zurücktreten. Wie man die Hand bloß in kaltes Wasser zu tauchen braucht, wenn sie dann laues heiß finden soll, so genügt, einen Theil der kleinen Pleyer'schen Schrift zu überwinden — denn es kostet Ueberwindung, sie zu lesen — um an Vockerodt's Darstellung einen Hochgenuß zu empfinden. Pleyer ist Geschäftsmann, der für die österreichische Regierung oft mit der russischen in Unterhandlung tritt und darüber nach Wien berichtet, aber sein Styl ist so steif, so ungenießbar, ja unverständlich, daß er ein Muster alten Amtsstyles bieten könnte. Er bringt das seltene Kunststück zu Stande, einen Satz von achtundfünfzig Zeilen herzustellen, der, wenn man ihn verstehen soll, wie eine mit immer kleineren angefüllte große Schachtel auseinandergelegt werden muß. Er schreibt lateinisch-deutsch, in Worten wie in Satzfügung. Vockerodt dagegen schreibt klar und schön, oft mit vieler Feinheit und reizender Schalkhaftigkeit, wie in dem Pracht-Kapitel IX.: „Wie weit die Russen sich in ihren

Kleidungen, Sitten, Gebräuchen und Neigungen verändert haben." Die gegebenen Proben werden zur Genüge gezeigt haben, wie treffend sein Ausdruck, welcher Kraft und Schärfe die deutsche Sprache bei ihm fähig ist, so daß man es bedauern muß, daß er, dem Geschmacke seiner Zeit folgend, sie mit fremden Lehnwörtern entstellte und verunreinigte. Sätze, wie: „Diese Handlung hat Petrus I. nicht von der Importance gefunden, daß sie seine Attention meritiret hätte" (66), oder „daß er vielmehr die Balance des Commercii zur Desavantage des Landes graviret" kommen neben wahren Blüthen vollendeten deutschen Ausdrucks in seinem trefflichen Berichte vor.

Die beiden Berichte sind vor der zweihundertjährigen Geburtstagsfeier Peters des Großen erschienen, wie es nach dem Bisherigen scheinen möchte, unwillkommene Gaben, sehr wenig geeignet zur Erhebung des gefeierten Mannes. Und doch scheint es bloß so! Man braucht bloß auf die Rohheit des Stoffes zu achten, den Peter zu bearbeiten hatte, um die Derbheit des Werkzeugs zu begreifen. Die Russen jener Zeit waren kein Volk, das durch schonende, vorsichtige Behandlung auf den Weg des Fortschrittes gebracht werden konnte. Es waren die Sitten „der Tataren von der güldenen Horde", die unter den Russen verbreitet waren; ganz andere Begriffe von Sitte und Menschlichkeit, als die europäischen, herrschten im Lande, pechschwarze Nacht des Aberglaubens und der Verdummung drückte die Geister. Laster der verderblichsten Art entvölkerten die Gegenden. „Kein Fest, sagt V., gehet vorbei, daß nicht in allen großen Städten viele gemeine Leute, die sich zu Tode gesoffen, oder besoffenen Muthes auf der Straße liegen bleiben, und erfroren sind, in die Polizeien gebracht werden, und wann ein Russe in Armuth und Noth geräth, ist nichts gemeineres, als daß er sein Leid zu vertreiben suchet, und so lange säufet, bis er die Eingeweide entzündet und in eine tödtliche Krankheit verfällt." Und in diese unmenschlichen Gewohnheiten und Zustände waren sie mit solcher Zähigkeit hineingewachsen, daß sie mit der äußersten Härte oft zur Aufgabe des gleichgiltigsten Mißbrauches mußten gezwungen werden. Als Peter z. B. bei der Verbesserung der Kleidung und der Gebräuche auch der Verwilderung der Bärte steuern wollte, hielt besonders der gemeine Mann mit solcher Hartnäckigkeit an der alten Art, den Bart zu tragen, fest, daß er lieber den „Kopf unter das Beil legen", als den Bart verlieren wollte, weil man sich einbildete, „Gottes Ebenbild werde geschändet, wenn ein Mensch dieses Zierrathes beraubt würde". Und so mußte denn der Synodus eine expresse Schrift publiziren lassen, worinnen sehr weitläufig deduciret wird, daß der Bart zum Ebenbilde Gottes nicht gehöre". Der Umstand, daß er eben in seinem Volke Niemand fand, der ihn verständnißvoll und theilnehmend in seinen wohlmeinenden Bestrebungen gefördert oder unterstützt hätte, drängte Peter noch mehr in das Ausland und wies ihn allein auf dessen Hülfe an. Dadurch ward der Widerspruch, die Unzufriedenheit im Lande nur um so größer, weil die Russen eine tiefe Abneigung gegen alles Fremde hatten. Und so wuchs auch seine Härte, zu der er von Natur geneigt war, durch Verbitterung und Argwohn immer mehr, daß es wohl zu glauben ist, wenn die Russen von ihm sagten: „er habe sich ein Plaisir gemacht, seine Nation rechtschaffen zu mortificiren". Aber seine Härte war oft und meist die des Gärtners, der nachsichtslos die wilden Schößlinge beschneidet, die die Kraft des Stammes verkümmern. Das Zeugniß, daß er das Beste für sein Land gewollt und erstrebt habe, wird ihm auch Vockerodt nicht vorenthalten haben; man merkt es seiner Darstellung an, daß er dem Streben und der Willenskraft Peters volle Anerkennung zolle, deren Uebermacht ihn dazu verleitete, planlos und ungestüm in jeder Veränderung das Heil des Reiches zu erblicken, und so hat er denn auch manch unnöthigen Schnitt in den Leib seines kranken Rußland gethan, weil er ihn zu seiner Heilung nöthig hielt. Und so kann Vockerodt's Bericht nicht einmal dagegen begründete Zweifel erwecken, daß die Geschichte mit Recht Peter als den Großen bezeichnet hat. Im Leben mögen alle die abstoßenden Züge der Rohheit und Wildheit Peter zu einem der widerlichsten Charaktere und zu einem hassenswerthen Menschen gemacht haben; der Weltgeschichte liegt es ob, über die Schwächen und Mängel hinwegsehend, die geschichtliche Persönlichkeit in ihrem Wollen und Wirken nach ihrer Bedeutung zu beurtheilen und diese Prüfung läßt ihn groß erscheinen. Es ist ja doch eine denkwürdige Erscheinung, daß ein Zweig so ganz aus der Art des Stammes schlage, daß der Einzelne so mächtig über die Denkweise und den Durchschnittszustand seines Volkes emporwachse, daß er dann das Aeußerste nicht scheut, im krampfhaften Eifer die am Boden kriechende Menge zu sich emporzuziehen. Vockerodt erzählt es selbst, wie Peter auf die Abstellung aller Mißbräuche in seinem weiten Reiche bedacht war und wie sehr er noch kurz vor seinem Lebensende auf die strengste Bestrafung von Unterschleifen und Bestechungen erpicht gewesen, daß man sicherlich noch viel von Rädern, Köpfen und Zutodeschmauchen würde gehört haben, wenn der Tod sein Vorhaben nicht abgeschnitten hätte. Er hatte die Riesenkraft des großen Wollens; ihm fehlte die klare Erkenntniß der Schwächen und Bedürfnisse seines Reiches. Er wußte, daß es krankte, doch den Sitz des Uebels erkannte er nicht, darum versuchte er alle Kuren, die dann gewöhnlich neue Leiden zu den alten häuften. Er meinte, er werde sein Volk auf der Bahn des Fortschrittes weiterschleudern können; er vergaß, daß die Feuchtigkeit sich in den Boden einsaugen muß, wenn eine Pflanze darauf blühen soll, daß die Gedanken des Fortschritts langsam und allmählich in die tiefsten Schichten eines Volkes hinabdringen müssen, um zu wachsen, anzuschwellen und das Land zu überströmen mit ihrem Segen. Er hat darum nicht so viel gewirkt und nicht so viel wirken können, als er gewollt hat, und nach Verhältniß der aufgewandten Mittel hätte erreichen sollen. Aber der Sturm, der über die Landschaft rast, die Gegend verheert und alles Wachsthum knickt, erschüttert den Luftkreis, reinigt ihn, daß man später auch seinen Nutzen empfindet. Peter I. war den Zeitgenossen, seinen Unterthanen nur der Wütherich, der Gewalthaber, der über Menschenglück und Menschenleben hinschritt, wie über Staub, der Nachwelt erscheint er als Wütherich — des Fortschritts, als Gewalthaber — der Aufklärung. Rußland und mit ihm die Geschichte der Menschheit muß ihm sein hohes Streben danken; wenn es je in die Zahl der gesitteten Völker ward aufgenommen, Peter der Große hat dafür gearbeitet. Aus seinen blutigen Saaten sprießt für Rußland die segensreiche Zukunft; er hat auf steinigem Boden pflügen und säen müssen. Es ist die Art der Pflugschar, den Boden aufzureißen, daß er klaffend aufnehme die Saat zu reichlicher Aernte. —b—nn.

Ostafrika.

Livingstone in Ujidji (Udschidschi).

Nachdem jetzt über die von dem berühmten Berichterstatter und Reise-Reporter des New York Herald über die Auffindung

von Livingstone zu Ujiji in Ost-Afrika nach Amerika und Europa gebrachten Nachrichten kein Zweifel mehr herrscht, theilen wir nach amerikanischen Blättern Einiges über diese Nachrichten mit:

David Livingstone hat von Ujiji ein Schreiben an James Gordon Bennett, Herausgeber des „N. Y. Herald" gesandt, worin er ihm Dank dafür zollt, daß er so gütig gewesen, ihn durch Herrn Stanley aufsuchen zu lassen: „Ich kam nach Ujiji nach einem Marsche von vier- bis fünfhundert Meilen unter einer sengenden Sonne, nachdem ich fast in Sicht des Zieles des geographischen Theiles meiner Aufgabe, von einer Anzahl moslemitischer Sklaven, die mir, statt freier Männer, von Zanzibar geschickt wurden, zur Umkehr genöthigt worden war. Fast jeder Schritt auf dem mühseligen heißen Wege verursachte mir schmerzhafte Anstrengung, und als ich Ujiji erreichte, war ich fast zu einem Skelett abgemagert." — Der Brief schildert dann den an Verzweiflung gränzenden Zustand Livingstone's und die Seligkeit, die er empfand, als er eine Karawane unter amerikanischer Flagge herankommen sah. Die Berichte, die ihm Stanley von den während Livingstone's Abwesenheit vorgegangenen mächtigen politischen Veränderungen in Europa und Amerika gab, von dem Erfolg des Atlantischen Telegraphenkabels, von Grant's Erwählung, von den Niederlagen Frankreichs u. s. w. fanden an ihm den aufmerksamsten Zuhörer; denn er war seit 1868 ohne Nachrichten von der Heimat gewesen, ausgenommen diejenigen, die er aus einigen Nummern der „Saturday Review" und des „Punch" sammeln konnte. Am Schlusse seines Schreibens ruft Livingstone die Hülfe des „Herald" zur Unterdrückung des Sklavenhandels an, der an der Ostküste Afrika's nach wie vor betrieben wird.

Die ungemein interessante Erzählung Livingstone's, den Berichten Stanley's zufolge, beginnt mit dem 15. März 1863, wo er mit einer Expedition von etwa 30 Mann von Zanzibar abging, und zuerst das linke Ufer des Rovuma-Flusses verfolgte. Aber seine Leute fingen an, unzufrieden und furchtsam zu werden; die Mehrzahl kehrte heim und streute als eine Erklärung über ihre Zurückkunft die Nachricht von seinem Tode aus. Die Sepoys verließen ihn zwar nicht, aber er mußte sie bald darauf verlassen, da sie meuterisch gesinnt waren. Im August 1866 kamen sie in das Land Myonda's in der Nähe des Nyassa-See's, wo Livingstone von Wikoteni, seinem besonderen Schützling, verlassen wurde. Nach mehrtägiger Rast machte der unermüdliche Reisende sich an die Erforschung eines absatzförmigen Ausflusses des Nyassa-See's, und hier geschah es, daß auch die bisher treu gebliebenen Johanna-Leute ihn verließen. Als Grund gaben sie an, daß ein Häuptling Namens Mazitu sich plötzlich auf's Plündern verlegt habe, und alle Reisenden, welche sich auf sein Gebiet wagten, mißhandle. Auch sie versteckten die eigene Feigheit hinter einem Gerüchte von Livingstone's Tode.

Im December 1866 sammelte der Letztere eine Anzahl Eingeborener und ging nördlich durch die Länder Babisas, Bobembenas und Berungas, sowie durch die Gegend von Londa vor. Bedeutendes Kopfbrechen verursachte ihm, als er sich dem Lande Cazembas näherte, ein schmaler Fluß, der Chambeze. Portugiesische Reisende hatten über die Existenz dieses Flusses berichtet und behauptet, er sei ein Nebenfluß des großen Zambesi-Stromes und stehe mit dem Nil in gar keiner Verbindung. Er beschloß, dieser Behauptung sofort nachzuforschen, und vom Anfang 1867 bis März 1869 verfolgte er diesen geheimnißvollen Fluß und bewies deutlich, daß derselbe keineswegs die Quelle des Zambesi-Stromes sei, wie man bisher geglaubt. Der Lösung dieser Aufgabe hatte er sich mit solchem Eifer gewidmet, daß die Eingeborenen ihn für geisteskrank hielten. Trotzdem ließ er nicht ab, und stellte fest, daß erstens der Zambesi und der Chambesi zwei verschiedene Flüsse sind, und zweitens, daß der letztere die Quelle des Nils bildet. Vom 11. Grad südl. Breite aus erreicht der Nil also die ungeheure Länge von 2600 Meilen.

Livingstone entdeckte ferner, daß der Liemba-See vom Tanganyika-See gespeist wird. Letzterer hat im Süden die nämliche Form wie der untere Theil des Königreichs Italien und ist 325 Meilen lang, 73 Meilen länger (mit 8 Gr. 42" S. Br. beginnend), als Burton und Speke angaben. Von dort ging Livingstone durch Marungu und kam an den kleinen sechs Meilen langen Moero-See, welcher — wie sich ergab — vom Chambeze gespeist wird. Er verfolgte den Chambeze durch drei Breiten-Grade, bis er sich durchaus davon überzeugte, daß derselbe mit dem Zambesi nichts gemein habe. Darauf kehrte er in das Land Cazembes und von dort nach Udschidschi zurück, wo er 1869 Briefe durch Boten ausschickte. Nach kurzer Rast wurde der obere Theil des Tanganyika-Sees untersucht und festgestellt, daß der Rusizi-Fluß in denselben, nicht aber aus demselben herausfließt, wie dies bisher vorausgesetzt worden war.

Dann ging Livingstone im Juni 1869 von Udschidschi auf eine andere Forschungsreise durch Uguhha aus, und nach 15 Tagereisen kam er nach Manyeme, einem Lande, dessen Inneres von keinem Fremden je besucht worden zu sein schien. Aber er wurde von weiterem Vorgehen durch gefährliche Fußgeschwüre abgehalten, die ihn zu sechsmonatlichem Warten nöthigten. Sobald er wieder hergestellt war, ging er nordwärts vor und kam an einen breiten Strom, den Lualaba, welcher in nördlicher, westlicher und südlicher Richtung floß. Muthmaßend, daß dies nur eine Verlängerung des Chambeze sei, welcher in den See Bangweolo, den Fluß Luapula und den See Moero fließt, kehrte er nach dem Kamolondo-See zurück und arbeitete sich von dort bis zum vierten Grade südlicher Breite durch, nachdem er endlich den Punkt gefunden, wo Lualaba und Chambeze zusammenkommen, und sonach den Beweis geführt hatte, daß beide ein und der nämliche Fluß sind. Er folgte dem Laufe des letzteren Flusses mehrere hundert engl. Meilen weit, bis etwa 180 Meilen von dem bereits erforschten Theile des Nils, als die Leute, die ihn begleiteten, meuterten und ihn verließen. Ohne Vorräthe und ohne Gefolge mußte er nach Udschidschi zurückkehren. Er traf dort am 16. October 1871 ein, und am 3. November 1871 traf Stanley dort mit ihm zusammen.

Am 20. November machten Beide eine 28tägige Reise nach dem nördlichen Ende des Tanganyika, dann kehrten sie nach Udschidschi zurück, und am 28. December gingen sie nach Unyanyembe, wo sie bis zum 14. März beisammen blieben. Dann reiste Stanley mit Briefen von Livingstone nach der Küste ab, während dieser noch zwei Probleme lösen will, erstens die Erforschung der 180 Meilen des Nil zwischen der bereits erforschten Strecke und dem Punkte, wo er zuletzt umkehren mußte, und zweitens die Erforschung von vier Quellen, welche dem Lualaba bedeutende Wassermassen zuführen sollen. Livingstone glaubt, dies in 16 bis 18 Monaten thun zu können, wogegen Stanley diese Zeit für kaum hinreichend hält.

Kleine literarische Revue.

— **Mittelhochdeutsches Lesebuch.** In zweiter Auflage liegt uns ein Mittelhochdeutsches Lesebuch von A. Heintze vor, das

auf vielen Gymnasien bereits eingeführt, die Jugend mit frischem patriotischem Geiste anhaucht, welches aber auch manchem Erwachsenen, der das Bedürfniß fühlt, einmal wieder wie in der Schulzeit die herrlichsten Schätze unserer älteren Literatur in der Ursprache zu genießen, dies in hohem Grade erleichtert. Eine gründliche und treffende Abhandlung des Autors über die pädagogischen Principien, welche einem derartigen Buche zu Grunde zu legen sind, findet man im „Pädagogischen Archiv" April 1864 S. 293—306.

— **Robert Ainsleigh.** Unter diesem Titel hat die beliebte und fruchtreiche englische Schriftstellerin, Mrs. E. Braddon, einen neuen dreibändigen Roman veröffentlicht, der bereits auch in Deutschland in englischer Ausgabe*) erschienen ist, während eine deutsche Uebersetzung nicht lange auf sich warten lassen wird.

Wie in allen Romanen der Mrs. Braddon und ihrer Collegin, der Mrs. Wood, spielt auch in diesem das Geheimnißvolle, Schauerliche eine Hauptrolle, doch hat die uns vorliegende Arbeit vor vielen anderen der Verfasserin den Vorzug, daß sich in ihr nicht nur Nachtseiten der bürgerlichen Gesellschaft spiegeln und Schauergemälde von der Phantasie entworfen und ausgeführt werden, sondern daß er auf geschichtlichem Hintergrunde ruht. Robert Ainsleigh, der Abkömmling einer vornehmen Familie, wird durch eine geheimnißvolle Verkettung von Umständen und durch eine unerhörte Gewaltthat nach Indien geschleudert, wo — der Roman spielt in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — die Engländer mit den eingeborenen Hindu-Fürsten um die Herrschaft kämpften. Scenen menschlicher Grausamkeit und Wildheit, Züge von Verrätherei, List, Bosheit und religiösem Fanatismus, wie sie hier geschildert und durch die beigegebenen Notizen als geschichtlich wahr verbürgt werden, vermag die kühnste Phantasie nicht zu ersinnen. Mrs. Braddon gebührt das Verdienst, das geschichtliche Material mit dem Faden des Romans in sehr angemessener Weise verbunden, die Knoten geschickt geschürzt und gelöst und dem Ganzen einen befriedigenden Abschluß gegeben zu haben. Ein höherer, ethischer Maßstab läßt sich natürlich bei Beurtheilung derartiger Erzeugnisse der Unterhaltungs-Literatur nicht anlegen.

Literarischer Sprechsaal.

Einen kleinen Beitrag zur Geschichte der Kriegführung der Franzosen gegen die Deutschen im Jahre 1870 lieferte der historische Verein von St. Gallen, indem er zu Anfang dieses Jahres zum Gegenstande seiner jährlichen Vereins-Publication das Tagebuch der „Erlebnisse eines St. Gallischen Freiwilligen der Loire-Armee" machte.**) Der Verfasser war nach der Schlacht von Sedan, aus Begeisterung für die neue französische Republik, mit mehreren anderen jungen Schweizern, nach Lyon gezogen, um dort als Freiwilliger in Gambetta's Armee einzutreten. Bekanntlich haben sich in demselben Falle auch eine Anzahl Dänen und Schweden, Belgier (die meistens Deserteure der neutralen belgischen Armee waren) und Italiäner befunden; sie wurden sämmtlich in Tours in ein Fremden-Bataillon eingestellt, dessen unwissende, sorglose Officiere, dessen verkommene, habgierige Unterofficiere aus Franzosen bestanden, welche den Fremden sofort einen sehr entmuthigenden Begriff von der Mannszucht und der Verpflegung der französischen Armee gaben. Bei den ersten Kämpfen gegen die Deutschen an der Loire wurde das Fremden-Bataillon auseinander gesprengt. Von tausend Mann sammelten sich etwa vierhundert wieder, die aber in dem zweiten Treffen bei Orleans, ohne eben etwas geleistet zu haben und fast ohne selbst zu wissen wie, in Gefangenschaft geriethen. Der St. Gallische Freiwillige wurde zunächst nach Coblenz und von da später nach Stade gebracht, und wie aus seiner Schilderung hervorgeht, hatte er sich über seine Lage als Gefangener weit weniger zu beklagen, als über die während seines französischen Freiwilligen-Dienstes. Der historische Verein von St. Gallen hat sich durch Publicirung dieser Schrift um das Schweizer Volk, dem dadurch die Augen über das militärisch-politische Treiben seiner französischen Nachbarn etwas geöffnet worden, sehr verdient gemacht.

*) Asher's Collection of English and American Authors. Berlin.

**) Gr. 4. 25 S. St. Gallen, Huber & Co., 1872.

William Hepworth Dixon, der schreibfertige Tourist, hat wieder einmal ein neues Buch vom Stapel gelassen, in welchem er die Schweizer zum Gegenstand seines aus Wahrheit und Dichtung zusammengesetzten Reiseberichtes macht.*) Mehr oder minder geistreiches Geplauder, historische und statistische Notizen, größere und kleinere Bruchstücke aus der Verfassung Zürich's, dem Schulplan Genf's, der Organisation des Bundesheeres, wechseln mit Schilderungen von Wolkenbrüchen, Erdrutschen, katholischen Festlichkeiten, und bilden zwar kein Ganzes, wohl aber ein Gemengsel, das freilich Niemand viel Nutzen oder Vergnügen schaffen, indessen auch keinem Menschen Schaden thun wird, wenn er es in einem Mußestündchen durchblättert.

Dasselbe, daß es nämlich keinen Schaden anrichten könne, darf allerdings nicht von anderem, noch viel oberflächlicherem Geschwätz gesagt werden, das Herr Dixon in der allerneuesten Zeit in einer panslavistischen Zeitschrift über angebliche deutsche Agitationen in den baltischen Provinzen hat drucken lassen und worauf der „Golos" als auf eine wichtige Offenbarung hinweist. Der politische Scharfblick des Herrn Dixon erkennt in Kur-, Liv- und Ehstland ein zweites Schleswig-Holstein, das zwar für jetzt noch vom Deutschen Kaiser und vom Fürsten Bismarck zurückgewiesen, jedoch vom deutschen Volke bald mit solcher Gewalt begehrt werden würde, daß dies schließlich zu einem Kriege Deutschlands gegen Rußland führen müsse. Dieses abgeschmackte Geschwätz wird Niemand einer Widerlegung werth erachten, der Deutschland und seine Ansichten über die baltischen Provinzen besser kennt, als Herr Dixon. Man schätzt hier den biedern Charakter der Deutschen in jenen Provinzen ganz nach Verdienst, aber man weiß, daß sie neben den Letten, Ehsten und Russen nur den zehnten Theil aller Bewohner der baltischen Herzogthümer bilden und daß es eine große politische Thorheit sein würde, die Gränzen des Deutschen Reiches nach dieser Seite hin ausgedehnt zu wünschen.

*) Die Schweizer, von William Hepworth Dixon. Aus dem Englischen. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, Verlag von Franz Duncker, 1872. (Auch ein autorisirter Abdruck des englischen Originals ist in demselben Verlage erschienen.)

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Mattbäikirchstraße Nr. 16.
Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 31. August 1872. [Nº. 35.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Zur Westpreußischen Säcularfeier, September 1872.

Ein Beamter Friedrich's des Großen in der neuen Provinz.

Das gute Andenken Domhardt's hat ein Anrecht auf Fortdauer. Wenn in diesem Sinne beschlossen worden ist, anläßlich der westpreußischen Säcularfeier, Domhardt, dem ersten Oberpräsidenten der Provinz Ost- und Westpreußen, eine (nebenfigürliche) monumentale Aufmerksamkeit zu erweisen, so ist dies wahrlich der Ehre nicht „zu viel".

König Friedrich äußerte (Oeuvres, T. VII, p. 39), die Stärke der Staaten beruhe auf den großen Männern, welche darin rechtzeitig geboren sind. Domhardt, „rechtzeitig" zur Stelle als Arbeits- und Ruhmesgehülfe des großen Königs, gehört zu diesen Giganten. In Bezug auf das 1772 aus dem polnischen regnum confusionis in den Bereich altfritzischer Volkswohlfahrts-Bestrebungen eintretende „Westpreußen" gebührt Domhardt in vollstem Maaß der Ehrentitel eines „moralischen Erobereres" und das hohe Lob eines „wohlwollenden und geschickten" obersten Verwaltungsbeamten der neuen Provinz.

Es sei in den folgenden Zeilen eine Erinnerung an Domhardt niedergelegt, die theils einer zuverlässigen Privat-Aufzeichnung*), theils amtlichen Schriftstücken entstammt.

Johann Friedrich Domhardt, geb. am 18. Septbr. 1712 zu Allrode im braunschweigischen Harz, war das erste unter vier Kindern eines im J. 1724 in Litthauen einwandernden tüchtigen Landwirths. Anfänglich in Halberstadt und dann im Tilsiter Gymnasium erhielt er seine Schulbildung. Von Haus aus zum Landwirth erzogen, übernahm Domhardt, 20 Jahr alt, nach seines Vaters Ableben, dessen Pachtung der k. Domaine Ragnit. Zwar begünstigten ihn bei diesem frühen Eintritt in ein selbständiges Berufsleben die guten praktischen väterlichen Anweisungen, sowie auch ein heller Verstand; jedoch am Nachhaltigsten unterstützte ihn bei Allem, was er erstrebte und erreichte, ein energischer Charakter: ausdauernde Arbeitslust, unermüdbare Thätigkeit.

*) Von der Hand einer im Domhardt'schen Hause erzogenen Enkelin.

Bald zeigte es sich, daß der junge Domhardt nicht ein Mann sei, der nur Gewöhnliches als „Amtspächter" zu leisten vermöge. Er vollführte nicht nur treffliche Verbesserungen der Ackerbebauung und Wiesenkultur, sondern errichtete auch ein Gestüt, welches in der Folgezeit zu den bedeutendsten in der Provinz Preußen gezählt wurde. Präsident v. Bredow, einer Mißärndte halber die k. Amtsgüter bereisend, staunte über die verständigen Antworten und Vorschläge, welche er von dem jugendlichen Ragniter Pächter erhielt, und prophezeite ihm eine glänzende Zukunft.

König Friedrich Wilhelm I., der zeitlebens in wahrhaft landesväterlicher Weise das national-ökonomische Aufblühen seines durch Pest schwer geschädigten litthauischen Territoriums förderte, hat bei seinen „Revuen" einzelne Domainen in eingehendster Weise inspicirt. Hierbei ließ er sich Rindvieh und Pferde vorzeigen, und hielt mit seinen Pächtern landwirthschaftliche Examina ab, die sich bis auf das kleinste Einzelne erstreckten. Der Eine oder der Andere, der sich bei dieser Gelegenheit durch guten Stand und Aufschwung der Wirthschaft die königliche Zufriedenheit erworben, erhielt, als Auszeichnung, einen silbernen Becher mit des Königs Namenszuge. Friedrich Wilhelm I., ein haushälterischer Herr, war mit dieser Ehrengabe nicht allzufreigebig; es erregte also Aufsehen, daß Domhardt, dieser noch so junge Amtspächter, vom Monarchen prämiirt und demnächst auch bei der Verwaltung des neuen k. Gestüts Trakehnen beschäftigt wurde. (Der König vereinte in Trakehnen 1732 die in verschiedenen älteren Gestüten der Provinz Preußen zerstreuten Zuchtthiere.) Der Domhardt'sche Ehrenbecher ist noch als Familien-Erbstück vorhanden.

König Friedrich II. machte, als Kronprinz, Domhardt's Bekanntschaft im September 1735, gelegentlich seiner im Auftrage des Königs ausgeführten Inspicirungsreise. Vier Jahre später wieder an Ort und Stelle, trat er zu Domhardt in nähere Beziehung, als der König seinem „Fritz" das Gestüt Trakehnen schenkte. (S. den Brief des Kronprinzen aus dem Lager bei Königsberg, den 23. Juli 1739, an Jordan; Oeuvres T. XVII, 56 — sowie an die Schwester in Bayreuth T. XXVII, 67.)

Der Kronprinz erkannte in Domhardt ein „Genie", und nahm ihn deshalb in petto zur künftigen Verwerthung im Civil-Staatsdienst. Bald nach seinem Regierungsantritt ernannte er Domhardt zum Rath bei der Kriegs- und Domainen-Kammer zu Königsberg. Bei nächster Vacanz wurde Domhardt zur Kammer nach Gumbinnen versetzt und gleichzeitig hier mit der alleinigen Aufsicht des (2 Meilen von Gumbinnen entfernten) Trakehner Gestüts betraut.

Domhardt blieb bis zu seinem Lebensende Director dieses Pferdezucht-Verbesserungs-Instituts. Die Reformen, welche er bei demselben durchführte, riefen einen vortheilhaften und andauernden Umschwung in der gesammten Pferdezucht der Provinz Preußen hervor. Domhardt lieferte fortan dem k. Marstall den vollen Bedarf an Pferden und Maulthieren. (Für Letztere legte Domhardt ein neues, besonderes Gestüt an.) Schließlich hatte König Friedrich der Gr. einen solchen Ueberfluß an werthvollen Trakehner Pferden, daß Fürst Potemkin für die Zarin Catharina neun porzellanscheckige Hengste mit 2000 Dukaten erkaufen konnte. „Mir sind dieselben für den Potsdamer Stall

zu theuer", ... erte der sparsame Monarch. — Daß in Ostpreußen die ... ezucht ein Erwerbszweig geworden ist, verdankt man den Domhardt'schen Bemühungen.

Kurz vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges erfolgte Domhardt's Ernennung zum zweiten Director der litthauischen Kammer, in Anerkennung der von Domhardt 1755 bethätigten Genauigkeit und Umsicht bei Erledigung belangreicher, unmittelbar vom König ihm übertragener Geschäfte. Während der folgenden Kriegsdrangsals-Zeiten kam Domhardt das Vertrauen bestens zu Statten, dessen er sich von oben zu erfreuen hatte, wegen seines regen Diensteifers und seiner altrömischen Integrität, und andererseits die ihm sich kundgebende allgemeine Hochachtung und Liebe, welche sich Domhardt bei den „administrés" erworben durch gewissenhafte Unparteilichkeit und humanes Verfahren. So geschah es denn, daß die Kriegsjahre die glänzendsten und ehrenvollsten wurden in Domhardt's Dienstleben.

Der König beorderte „aus eigener Bewegung" Domhardt zur Leitung der Verpflegung des in der Provinz Preußen gegen die russische Invasion versammelten Heerestheils. Jeder Schritt des vordringenden Feindes erzeugte grausame Kriegsspuren; die Landbewohner flüchteten schaarenweis, angstvoll ihre Habseligkeiten rettend —; Domhardt traf, mitten in dieser Verwirrung, mit ruhiger Besonnenheit die nöthigen Veranstaltungen für die Verproviantirung der Truppen und blieb dann bei der Armee, damit diese nicht durch gewissenlos-gewinnsüchtige Lieferanten benachtheiligt werde. Uebrigens gab er einem großartigen, kühnen und genialen Gedanken Gestalt: er bezeichnete dem Landvolk Sammelplätze und ernannte Amtspächter und Schulzen zu Führern eines irregulären Nebenheeres, um mit diesem den geschlagenen Feind bei seinem Rückzuge anzugreifen, oder, falls preußischerseits eine Entscheidungsschlacht vermieden würde, die Zähigkeit der preußischen Defensive zu unterstützen.

Zwar hinderte der Verlust der Schlacht bei Groß-Jägerndorf, den 30. August 1757, die Domhardt'sche „Massen-Erhebung"; indeß einzelne Abtheilungen des litthauischen Landsturms fanden Gelegenheit, kosakischer und baschkirischer Raub- und Zerstörungslust entgegenzutreten, als die Russen, wegen Lebensmittel-Mangel die von ihnen verwüsteten Gegenden verlassend, wieder heimwärts zogen.

Domhardt schloß sich den preußischen Husaren an, welche den zurückmarschirenden Feinden folgten, weil er dem arg verheerten Landstrich schnelle Hülfe zu bringen gewillt war. Während dieser Lokal-Recognoscirung sah Domhardt, wie sein eigenes Gut Wischwill, von den Russen in Brand gesteckt, durch die Flammen vernichtet wurde. Domhardt äußerte zu dem ihn begleitenden Kammer-Rath: „Im Dienst des Königs habe ich es erworben, im Dienst des Königs verliere ich es. Durch Fleiß erlangte ich Vermögen, jetzt bin ich wieder arm. Jedoch des Königs Dienst geht vor; reisen wir weiter."

Feldmarschall Lehwaldt, der damalige preußische Höchstcommandirende in Ostpreußen, rühmte dem Könige die Leistungen Domhardt's. Der Monarch belohnte seinen Eifer, indem er, ohne Rückfrage beim (Berliner) „General-Directorium", Domhardt mittelst Decret vom 25. October 1757 zum Präsidenten der Kammer in Gumbinnen ernannte. Die Berliner Zeitung vom 27. November 1757 berichtet dies in folgender sehr ehrender Form: „Se. Majestät haben den bisherigen Director der litthauischen Kriegs- und Domainenkammer, Herrn Domhardt, wegen seiner besonderen Eigenschaften und guten Verdienste, zum Präsidenten derselben allergnädigst ernannt, ihm auch ein ansehnliches Tractement bei dieser Charge angewiesen."

Domhardt übernahm seinen neuen Posten (im November gen. J.) nach Abberufung der Lehwaldt'schen Armee auf den pommerschen Kriegsschauplatz. Domhardt ließ es sich nun angelegen sein, Vorsichtsmaßregeln zu treffen wegen einer wahrscheinlichen Erneuerung der russischen Invasion. Er schickte die k. Kassen und Archive nach Cüstrin; er übergab die edelsten Trakehner Gestütspferde den zuverlässigsten Domainenpächtern; er beseitigte alle diejenigen Berichte und Listen, welche dem Feind einen Nachweis der ärarischen Einnahmen und Ausgaben in die Hand gegeben haben würden.

Zwar drangen die Russen im J. 1758 rasch bis zur Weichsel vor; sie fanden aber die Bewohner der Provinz Preußen in fester Anhänglichkeit an ihren König beharrend. Dies veranlaßte einen russischen Gewaltstreich. Man forderte den Huldigungseid für die Zarin. Domhardt's Festigkeit wurde durch diese Demüthigung auf harte Probe gestellt. Er fügte sich mit schwerem Herzen dem Zwang. In späteren Jahren bezeichnete er die Beeidigung für Rußland als den „bittersten Augenblick seines ganzen Lebens".

Domhardt mußte für des Feindes Rechnung die Finanz-Verwaltung innerhalb des litthauischen Kammerbezirks fortführen und befand sich dabei in sehr heikler Lage; denn die russischen Behörden waren durch Spione im Voraus unterrichtet von Domhardt's Abneigung gegen die neuen Gewalthaber. Jedoch der russische General-Gouverneur, v. Korff, welcher die bisherigen Einrichtungen als nichtverbesserungsbedürftig fand, seine eigenen Beamten dagegen als bestechlich kannte, war nicht in der Lage, auf die Mitwirkung fleißiger und geschäftskundiger preußischer Staatsdiener zu verzichten. Allerdings trat ein russischer Brigadier an Domhardt's Stelle; aber Domhardt amtirte nur wenig behemmt weiter, weil der „Staatsrath", welcher Domhardt überwachen und Nichts selbständig thun lassen sollte, das Vergnügen liebte und anstrengende Arbeit haßte.

Obwohl Domhardt Manches nicht hindern konnte, was russischerseits den preußischen Staats-Grundbesitz und den Wohlstand der Landeseinwohner schädigte, wußte er doch als hochpatriotischer und weltkluger Mann einige wesentliche Erleichterungen und einzelne vortheilhafte Maßnahmen zur Durchführung zu bringen. So bewirkte er, daß aus unverheimlichten Einnahme-Ueberschüssen eingeäscherte Dörfer und Vorwerke wieder aufgebaut wurden; die verheimlichten Geldreste aber verwahrte Domhardt treulich, um dieselben, trotzdem er dabei Freiheit und Leben wagte, seinem eigentlichen Landesherrn zu reserviren.

Lange schon war Domhardt ohne zuverlässige Nachricht über das Ergehen des Königs. Domhardt ließ einen treuen, schlauen Mann, Namens Strikker — seines Zeichens ein verarmter Schiffsrheder — sich aus dem Lande schleichen, um aus dem königlichen Hauptquartier Kunde zu holen über den Stand der Dinge. Der König befand sich zur Zeit in der Neumark (1758), bedroht durch das russische Hauptheer; er belohnte den Domhardt'schen Sendling reichlich, und übergab ihm ein Schreiben an Domhardt. Die Freude Domhardt's beim Empfang dieser königlichen Zeilen stimmte sich bald herab, als er aus denselben erfuhr, daß bei des Königs Armee Magazine und Kriegskassen beinahe erschöpft seien. Domhardt, statt zu verzweifeln, faßte rasch den wackern Entschluß, Geld und Proviant zu schicken. Zwar riethen Domhardt's vertrauteste Freunde ab von der Ausführung eines, der Sachlage nach gefährlichen und „fast abenteuerlichen" Vorhabens; Domhardt jedoch that, was er nicht unterlassen zu dürfen meinte.

Er wandte sich im Geheimen an den ihm als sehr zuverlässig und muthvoll bekannten, treu-patriotischen (1732 elternlos aus

Salzburg eingewanderten) Strumpfwirker Kapeller. Domhardt schilderte Diesem mit eindringlichen Worten des Königs Hülfsbedürftigkeit, und vermochte ihn, es zu wagen, 40,000 Thaler, die man ebenso rasch wie still gesammelt, nebst einigen im benachbarten Polen zusammengekauften Getraidevorräthen auf Umwegen zur Armee des Königs zu bringen.*)

Bei der Kapeller'schen Expedition und anderen Gelegenheiten, wo Domhardt Proben einer großgearteten Furchtlosigkeit ablegte, begünstigte ihn das Glück. Nebstbei vernachlässigte Domhardt aber auch nicht die angemessene Vorsicht. Der Hubertsburger Friede erlöste ihn aus einer langen schweren Zeit, voll Kummer und Gefahren.

Wenn das durch den Krieg verödete Litthauen trotz und noch während der russischen Occupation sein früheres Ansehen gewann, so ist dies Domhardt's Verdienst. Für das, was Domhardt geleistet und erduldet während der Kriegsjahre, erhielt er bald nach dem Friedensschluß (1763) des Königs Dankes- und Zufriedenheits-Versicherung in äußerst gnädiger eigenhändiger Zuschrift, nebst der Ernennung zum Präsidenten beider Kammern in der Provinz Preußen. Im J. 1766 ertheilte der König Domhardt Sitz und Stimme für alle Cameralsachen bei der Provinzial-Justiz-Oberbehörde.

Obwohl der große König nach dem siebenjährigen Kriege nie wieder zu seinen Unterthanen in der Provinz Preußen kam, um bei ihnen zu „inspiciren" — weil er ihnen die russische Eidesleistung nicht vergessen konnte — und somit sich nicht mit eigenen Augen davon überzeugte, daß Domhardt mit „reinen Händen" die Kriegsschäden-Vergütigungen der landesväterlichen Fürsorge gemäß zu vertheilen und verwenden bemüht gewesen war, entging es dem Monarchen nicht, daß die durch den Krieg hart mitgenommene Provinz, durch Domhardt's redliche Betriebsamkeit, bald zu erfreulichem neuen Flor gelangte. Friedrich anerkannte das von Domhardt Geleistete, indem er ihm und seinen Nachkommen das Adelsprädikat ertheilte, d. d. 19. Juli 1771, und die desfallsigen Motive in heraldischer Form darlegte: eine Korngarbe und ein Pferd (hindeutend auf die durch Domhardt's Einsicht und Eifer emporgehobene Landwirthschaft und Pferdezucht).

Domhardt's Hauptzierde war und blieb: unablässige Arbeitslust, unwandelbare Berufstreue. Im Sommer eilte er schon um 3 Uhr früh an's Schreibpult; aber Domhardt ist Nichts weniger als ein bloßer Aktenheld gewesen, denn er reiste so vielfach in seinem Bezirk umher, daß er auf's genaueste auch über die lokalen Verhältnisse orientirt war. Bei einer ermüdenden und bis in's Einzelne eindringenden Beschäftigung verlor Domhardt nie den weitsichtigen Blick. Seine höheren Orts angeregten Unternehmungen zeichnen sich aus durch Großartigkeit des Entwurfs.

Vor, bei und nach der Reintegration Westpreußens (1772) fiel Domhardt demgemäß eine hervorragende Rolle zu. Sie stellt sich uns dar als die arbeitsvollste und ruhmreichste Periode des Domhardt'schen Strebens und Schaffens; und man wird dem letzten Jahrzehnd von Domhardt's Wirksamkeit eine specielle Würdigung zuzuwenden haben bei der noch bevorstehenden Feier der 100jährigen Existenz der Provinz „Westpreußen" (1872, den 27. September, da an diesem Tage im J. 1772 dem Preußenkönig in Marienburg der Huldigungseid geleistet wurde).

Es ist in hohem Grade anziehend, sich Domhardt's Beziehungen zu seinem König in Angelegenheiten der Borussificirung Westpreußens zu vergegenwärtigen. Friedrich fungirte zwar selbst als westpreußischer Ober-Präsident; eifrigst bemüht um die „Organisation, Administration und Aufnahme der zu (Ost-) Preußen acquirirten Provinz" ertheilte er (mit Uebergehung des General-Directoriums) direct Domhardt seine Befehle, und erst nach Domhardt's Ableben wurde die westpreußische „Kammer" der Berliner Central-Verwaltungs-Behörde unmittelbar untergeordnet (Cabinetsordre vom 3. Januar 1782) —; aber „viel Verdienst" blieb Domhardt „übrig", Domhardt, dem Titular-Oberpräsidenten.

Alle westpreußischen Verwaltungs-Angelegenheiten wurden raschen Schritts erledigt von dem königlichen Herrn und seinem Mitarbeiter in der fernen Provinz. Kurze Berichte, immer nur auf einer Folioseite, und prompte Bescheide, meist mit umgehender Post. Alljährlich empfing Domhardt, zu gehöriger Ueberlegung und sachgemäßer Ausführung, eine „General-Instruction", ähnlich einem Operationsplan vom Kriegsherrn für einen detachirt commandirenden General.*)

Im März 1771 sagt Domhardt in einem Schreiben an den Monarchen, betreffs der Wiedererwerbung alles desjenigen, „was der Deutsche Orden vormals in Preußen besessen und, nachdem dieser von Polen eingeschränkt worden, alle Vorfahren Euer K. Majestät in der Krone und Chur haben entbehren müssen": „Die unter so manchen Drangsalen in diesen Distrikten seufzenden Protestanten, die den größten Theil der dortigen Einwohner ausmachen, werden Euer K. Majestät als ihren Erretter und Wiederhersteller ihrer Freiheit anzusehen Ursach haben und sich Höchstdero mit Sanftmuth und Gerechtigkeit verknüpfter Regierung willig unterwerfen, anstatt der Härte und Gewalt, die bisher fast ein jeder polnische Edelmann und katholische Geistliche ausübt."

Nachdem aus dem Reintegrations-Project ein „Werk" geworden — wir citiren dies Fridericianische Wort —, wurde vom Monarchen der national-ökonomische Feldmarschall „Vorwärts" v. Domhardt scharf beansprucht; denn in der neuen Weichsel-Provinz fand man die bedauerlichste Armuth und Unordnung. Am 27. October 1772 schreibt der „alte Fritz" an d'Alembert: „On m'a donné un bout d'anarchie à morigéner"; und er bezeichnete scherzweise sein neu „acquirirtes" Territorium als Irokesen oder Canadien.

Ein Paar kleine Züge genügen zum Nachweis, daß jenen Bildern vollständige Portrait-Aehnlichkeit innewohnt. Ein Domhardt'scher Bericht an den König (1773) belehrt uns: „Viele Starostei-Bauern mußten sich ohne Brod behelfen und von Wurzelwerk und schlechtem Gemüse leben." In einer k. General-Instruction (7. Juni 1775) heißt es: „Die meisten Häuser auf dem platten Lande sind mehr den Viehställen als menschlichen Wohnungen ähnlich." Dem Marienwerderschen Kammerbezirk fehlten im J. 1774 noch 211 Schullehrer, „damit die heranwachsende Landjugend nicht, gleich ihren Vätern, aller Erziehung und auch des nothdürftigsten Unterrichts beraubt sei." Am 26. Januar 1772 äußert Friedrich der Gr. in einem Briefe an seinen

*) Eine Tradition berichtet, Kapeller habe auch Rekruten mitgenommen, welche Domhardt ausgehoben. Thatsache ist, daß während der russischen Occupation junge Edelleute, Beamte 2c. 2c. und mit ihnen auch der „Hofmeister" in Domhardt's Familie, David Neumann — der nachmals gegen die Franzosen so standhafte Vertheidiger von Cosel — mit Lebensgefahr durch die russische Armee zu den Fahnen des Königs eilten.

*) Das 1866 bei Ernst Lambeck in Thorn erschienene Buch: „Westpreußen unter König Friedrich dem Gr." enthält ausführliche authentische Mittheilungen über diese Dinge.

Anaxagoras (d'Alembert): „Von allen europäischen Regierungen, mit Ausnahme der türkischen, ist die polnische die schlechteste."

Domhardt war bei den segensreichen Reformen und Umgestaltungen, welche der große König seinem polnischen „Anarchie-Zipfel" gab, des Monarchen rechte Hand. Domhardt vollzog durch Borussificirung eines vernachlässigten Territoriums und einer verwilderten Einwohnerschaft eine moralische Eroberung für Deutschland, Domhardt, unser ehrwürdiger Borusso-Germane. Dankbar haben es die durch ihn in bessere, menschenwürdige Lage Gelangten empfunden, was Domhardt für sie gethan, fürsorglich und unermüdlich; dankbar sollten aber auch füglich die Nachfolger dieser Liebesgaben-Empfänger zurückblicken auf den „treuen, großen Todten."

Domhardt's Diensteifer paarte sich mit Biederkeit und Herzensgüte. Ebenso wie sein königlicher Gebieter, hielt er sich frei von dem einseitigen Bestreben einer kurzsichtigen fiskalischen Plusmacherei. Neben dem, was voraussichtlich einen baldigen Aufschwung des Volkswohlstands, d. i. eine höhere Steuerkraft, herbeizuführen geeignet war, wurde auch Manches unternommen, was, zur allgemeinen und primitivsten Kulturförderung gehörig, erst der heranwachsenden Generation und deren Erben zu gute kommen konnte. So z. B. gebührt Domhardt der Ruhm der „Initiative" für Anlage eines Cadettencorps in Culm, weil es Sr. Majestät landesväterlichen Absichten entspräche, „einem großen Theil der Söhne des armen westpreußischen Adels eine bessere Erziehung zu geben, als sie bisher gewohnt gewesen, und sie dadurch zu ordentlichen Menschen zu machen." Der König genehmigte Domhardt's desfallsige Special-Vorschläge; und am 29. Juni 1776 meldet der Culmer Cadetten-Commandeur seinem General nach Berlin: „Die polnischen unerzogenen und fast nackten Junkers machen mir viel zu schaffen."

Obwohl die Einrichtungen und Verbesserungen in der neuen Provinz Domhardt's Zeit und Kraft überwiegend beanspruchten*), behandelte er die ostpreußischen Verwaltungs-Angelegenheiten keineswegs stiefmütterlich. Auch hier sorgte Domhardt für Urbarmachungen und Colonisationen. Der König zollte diesem mit der Menge der Arbeit sich steigernden Diensteifer seine gnädige Zufriedenheit und, geeignetenfalls, öffentlich sich kundgebende Hochschätzungs-Beweise (Lobsprüche bei der Revue in Mockrau, wo sich Domhardt alljährlich beim Monarchen einfinden mußte, und eine Gehaltszulage 1777).

Die letzte unter Domhardt's Hauptleistungen besteht in den schweren Mühen und Strapazen, denen er — ein bei emsiger Berufstreue ergrauter Mann — sich unterziehen mußte, um wegen Ausbruch des bayrischen Erbfolgekrieges die Truppen in den Provinzen Ost- und Westpreußen befehlgemäß zu mobilisiren, unterwegs zu verpflegen und rechtzeitig (trotz schlechter Wege, Nahrungsmittel-Armuth in einigen Gegenden und schwierigem Weichsel-Uebergang) über die Provinzial-Gränze zu expediren.

Diese Fatiguen und die Trübsal beim Verlust einer Gattin, mit der Domhardt in 40jähriger glücklicher Ehe gelebt, brachen Domhardt's Körperkraft. Zwar konnte er im J. 1780 noch bei der Mockrauer Revue erscheinen, und der König entließ ihn hier in freundlicher Weise mit den Worten: „Auf Wiedersehen"; aber le Roi propose, Dieu dispose. Krankheit und Tod behinderten ein Wiedersehen in Mockrau. Vergebens boten die Königsberger Aerzte ihre Kunst auf, Domhardt's Leiden zu beseitigen; vergebens aber auch forderten sie, Domhardt möge sich eine Zeit lang von allen Dienstgeschäften frei machen; vergebens baten ihn die Freunde, diesem Rath Folge zu leisten. Domhardt antwortete: „Man lasse mich doch so lange arbeiten, als ich kann."

Wochenlang bettlägerig und zuletzt in beiden Armen gelähmt, erledigte Domhardt dennoch seine Dienstsachen (lesend und dictirend). Domhardt's Zustand wurde demgemäß mit jedem Tage bedenklicher. Eine gänzliche Entkräftung führte am 20. November 1781, Abends 6 Uhr, den Tod herbei. Mit den Worten: „Jetzt werde ich mich ordentlich ausruhen", schied Domhardt aus einer rastlos der angestrengtesten Berufsthätigkeit gewidmeten Laufbahn.

Domhardt war von starkem Körperbau, von mittlerer Größe und etwas corpulent. Ein schönes (Tischbein'sches) Bild von ihm, in Lebensgröße, befindet sich in Bestendorf bei Preußisch-Holland. Domhardt's äußere Erscheinung hatte Gefälliges und Würdevolles. Der Schmiegsamkeit und Glätte eines Hofmanns fremd, zeigte sich Domhardt dennoch stets feingesittet und taktvoll; ohne durch Eigendünkel zu verletzen, hielt er das richtige Maaß von Selbstachtung inne.

Domhardt's Styl zeichnet sich aus durch Klarheit und Kürze. Im mündlichen Verkehr konnte Domhardt — wie dies bei gutherzigen Menschen leider oft der Fall — recht aufbrausend sein; indeß seine Gerechtigkeitsliebe behinderte es, daß Jemand dadurch unverdient litt. Auch war allseitig bekannt, in wie vollem Maaße Domhardt fähig und gewöhnt war, das Wohlbefinden Anderer sich angelegen sein zu lassen in amtlichen Dingen sowohl wie in der Privat-Wohlthätigkeit. Von Domhardt's persönlicher Opferwilligkeit ist uns akteumäßig ein Beispiel zur Hand. Nach der Erwerbung Westpreußens bat Domhardt an hoher Stelle „inständigst" um Beibehaltung der Salarien der Unterbeamten, „damit die guten Leute, die ich zur Beförderung des k. Allerhöchsten Interesses allhier gebrauche, nicht Noth leiden". Domhardt selbst war, seiner zahlreichen Familie halber, einer Gehaltserhöhung sehr benöthigt, und dieselbe wäre ihm auch wohl von Rechts wegen zuständig gewesen, vermehrter Arbeit und größerer Inspicirungsreisen halber (nach der „Acquisition" Westpreußens); aber er erklärte seine Gehaltszulage abhängig „von den Rücksichten auf's Ganze und der vorerst nöthigen Berücksichtigung jener Subaltern-Mitarbeiter."

In der Geschichte des preußischen Civil-Staatsdienstes ragt der „alte Domhardt" ehrwürdig und mustergiltig hervor — genügsam, arbeitseifrig, wohlwollend, geschickt. Für Deutschlands civilisatorische Machtentfaltung in Polnisch-Preußen war Domhardt ein wackerer Civil-Feldmarschall des guten „alten Fritz".

Gr. L. W.

*) Ende October 1772 schreibt Friedrich der Gr. an Domhardt, nachdem er ihm sein Winterpensum für Westpreußen zugetheilt: „Sie haben jetzt so viel zu thun, daß ich Sie jetzt nicht überladen muß mit mehr Arbeit." Im März 1775 erhielt Domhardt den umfangreichen, zeitraubenden und mühsamen Auftrag (von Königsberg aus), den ganzen Netzedistrikt zu bereisen, um „noch vor angehendem Sommer mit allem ersinnlichen Bedacht festzustellen, wie ein Bauergestüt dort auf's Beste zu etabliren sei."

Zeitgenössische Biographieen.*)

Der Wunsch, von dem Leben und Ergehen, dem Entwickelungsgange und den individuellen Beziehungen berühmter Men-

*) Biographische Skizzen von Alfred von Wurzbach. Hartlebens Verlag. Wien, Pest, Leipzig.

schen zu Andern wie zu dem, was sie geschaffen, Näheres und Eingehenderes zu erfahren, als die eigenen Werke auf den ersten Blick zu bieten scheinen, ist ein so allgemein verbreiteter, daß Biographien, Memoiren u. s. w. immer auf eine dankbare Aufnahme rechnen können. Die Lust, das Privatleben hervorragender nach Außen wirkender Menschen so recht ins Einzelne kennen zu lernen, ist aber bis zur Sucht ausgeartet; man scheut sich nicht, das Thun und Treiben der Lebenden gewissermaßen unter die Loupe zu nehmen, die hinterlassenen Briefe und Tagebücher Verstorbener in taktlosester Weise an das Licht zu zerren, und das, was einst vielleicht in einer schwachen Stunde der Freund dem Freunde schrieb, was als Nachhülfe für das Gedächtniß, als Mittel, sich selbst klar zu werden, aufgezeichnet ward, als „gangbaren Artikel" auf den Büchermarkt zu bringen. Erfreulich sind deshalb Arbeiten, welche bei dem Bestreben, das Bild einer der Mit- oder Nachwelt durch ihre Werke vertraut oder lieb gewordene Persönlichkeit zu zeichnen, die Umrisse dieses Bildes den Lebensverhältnissen des Betreffenden entlehnt, die Farben zur weiteren Ausmalung des Portraits nicht in den Privatbeziehungen, sondern in den Werken des Geschilderten sucht.

Erfreulich ist ein solches Verfahren nicht nur, weil es das angemessene und anständige, sondern weil es das allein richtige ist. Der Dichter, Künstler, Gelehrte, Staatsmann u. s. w. gehört der Welt nur so weit an, als er durch seine Werke zu ihr in Beziehungen tritt. Aus ihren Werken wird man sich ihren Charakter in allen Beziehungen, worauf es ankommt, am besten construiren und auch immer zu einem harmonischen Bilde gelangen, denn die Hauptzüge des Individuums stimmen mit dem, was es schafft, überein. Läßt man sich freilich auf das Anekdotenhafte, den Klatsch, ein, da findet man denn, was man eigentlich wissen könnte, daß auch große und bedeutende Menschen ihre Schwächen und Fehler haben, und an diese klammert man sich, statt sich an den Vorzügen zu erfreuen; man möchte das Licht ohne den Schatten und hätte gar nicht nöthig gehabt, den Schatten aufzusuchen.

Eine Behandlungsweise, welche sich frei von den gerügten Mängeln hält und jenen richtigen, angemessenen Weg überall festhalten zu wollen scheint, finden wir in einer Reihe biographischer Skizzen, welche Alfred von Wurzbach unter dem Titel „Zeitgenossen" neben seinem großen Werke, dem biographischen Lexikon Oesterreichs, begonnen hat, und deren erste Serie uns in zwölf, je vier Bogen starken Heftchen Miniaturformat erschienen ist. Dieselbe bringt die Biographieen von Ludwig Uhland, Carl Vogt, Ferdinand Lasalle, Alex. Dumas, Rossini, Arth. Schopenhauer, Alex. Herzen, Carl Gutzkow, Wilhelm von Kaulbach, Rich. Wagner, Bogumil Davison und Gräfin Hahn Hahn. Jedes Bändchen bildet ein abgeschlossenes Ganze, und ist mit Sorgfalt und strenger Unparteilichkeit gearbeitet. Freund und Feind, und was noch mehr ist, der Geschilderte selbst, müssen sich damit einverstanden erklären.

Schon einmal nach dem im Frühling dieses Jahres erfolgten Tode von Leberecht Uhlich hatten wir Gelegenheit, anknüpfend an die von ihm kurz zuvor veröffentlichten Gedichte, dem seinerzeit Hocherhobenen und Vielgeschmähten ein ehrendes Nachwort zu widmen. Anknüpfend daran, erwähnen wir heute einer kleinen erst nach Uhlichs Tode erschienenen, aber von ihm in den letzten Monaten seines Lebens verfaßten Schrift*). Der Verstorbene erzählt darin einfach, schlicht und treuherzig sein Leben, seinen Bildungsgang, sein Wirken und Streben. Wer dieses Buch in die Hand nimmt und einige Seiten liest, der wird es sicher auch zu Ende lesen, und wer dies gethan, der wird und muß, gleichviel welcher Confession er angehöre, gleichviel welchen religiösen oder politischen Standpunkt er einnehme, von aufrichtigster Hochachtung für diesen Mann erfüllt sein, ja sich in Liebe hingezogen fühlen zu diesem liebereichen Herzen, zu diesem reinen Kindergemüthe.

*) Leberecht Uhlich in Magdeburg. Sein Leben von ihm selbst beschrieben; mit Uhlich's Bild und Facsimile. Zweite Auflage. Gera, Verlag von Paul Strebel, 1872.

Uhlich schildert seine im Hause seiner einfachen wackeren Eltern in Köthen im Herzogthum Anhalt verlebte Kindheit und Jugend, seine Studienzeit, seine Thätigkeit als Pfarrer zuerst in Diebzig in Anhalt, dann in dem preußischen Dorfe Pömmelte und endlich an der Katharinenkirche in Magdeburg, und verbindet damit eine Geschichte der allmählichen Wandlung seiner religiösen Ueberzeugung, die vom Rationalismus, in dem er erzogen, endlich zu den Anschauungen überging, welche er als Prediger der freien Gemeinde zu Magdeburg zuletzt vertreten und bekannt hat. Dieses schrittweise Fortschreiten und Loslösen von dem Ueberlieferten ist höchst lehrreich und erfüllt mit um so höherer Achtung vor dem Manne, als man daraus ersieht, daß er nie etwas gelehrt, was nicht seine innerste Ueberzeugung gewesen, daß bei ihm Alles das Product fortschreitender Entwickelung und nicht eines gewaltsamen Umsturzes war.

Einen bedeutenden Wendepunkt in den Verhältnissen der freien Gemeinde, welche sich im Jahre 1845 in Magdeburg gebildet hatte, wie in Uhlich's Leben, bildete das Jahr 1848, das ihn auch in eine politische Thätigkeit brachte. Wir haben diesen Umstand immer beklagt und geglaubt, es wäre für die Sache, welche er vertreten, besser gewesen, wenn sie frei von allen politischen Beimischungen gewesen; Uhlich sieht dies anders an und erklärt: „Auch heute, ein Vierteljahrhundert später, gereut's mich nicht, und ich möchte diese Monate von 1848 nicht aus meiner Lebensschule missen."

Ueberhaupt ist er dankbar für jeden Lichtblick, den ihm das Leben schenkt, und nimmt auch die trüben Tage, an welchen namentlich die Reactionsperiode der fünfziger Jahre reich für ihn war, mit der Ruhe und Heiterkeit eines Weisen auf. Sein Lebensabend war ein heiterer; er nennt sich wiederholt einen glücklichen Menschen, trotzdem ihm das Schicksal auch in seiner Familie manchen herben Schlag bereitete, und es war ihm am Schlusse desselben vergönnt, Deutschlands große Tage, Deutschlands Wiedergeburt zu schauen.

Am 23. März 1872 schloß der Dreiundsiebenzigjährige die Augen. Magdeburg bereitete ihm ein Begräbniß, wie es nur Wenigen zu Theil wird und mit vollem Rechte durfte man sagen: „Ach, sie haben einen guten Mann begraben." J. H.

Oesterreich-Ungarn.

Adam Wolf: Die Aufhebung der Klöster in Innerösterreich, 1782—90.*)

Adam Wolf, der sich durch seine Publikationen um die Erkenntniß der österreichischen Verfassungs- und Verwaltungs-

*) Ein Beitrag zur Geschichte Kaiser Josephs II. Wien, Wilh. Braumüller, 1871. (174 S.)

zustände im 17. Jahrhundert verdient gemacht hat, bietet uns unter vorstehendem Titel ein Stück österreichischer Reformthätigkeit aus einer uns näher liegenden Zeit, mit der wir, so zu sagen, noch mehr „Fühlung" haben, dem Ende des 18. Jahrhunderts, der sog. Josephinischen Zeit. Viel ist über die Reformen des Kaisers Joseph II. geschrieben und gestritten worden, die Einen haben den Kaiser in den Himmel erhoben, die Andern unter den Zeitgenossen den Verfall der österreichischen Monarchie sichtbarlich aus seinen Werken herleiten wollen; erst allmählich hat sich eine gerechtere, objectiv gehaltenere Würdigung der gesammten Thätigkeit des Kaisers und ihrer Folgen für Oesterreich herausgebildet.

Einen Punkt freilich gab es immer noch, der, weil die innigsten Gefühle der Individuen berührend, noch immer nicht die ruhige Betrachtung gefunden hatte, die zu seiner Beurtheilung dringend nöthig ist — die religiösen Reformen Josephs. Dieser Frage, speciell der Kloster-Aufhebung in den Jahren 1782—90, tritt unser Autor näher, mit der besonnenen Ruhe und Unparteilichkeit, die, indem sie Thatsachen beibringt und auf ihnen fußend, ihre Schlüsse zieht, auch die Gegner zur Anerkennung der gewonnenen Resultate nöthigt. Verf. beschränkt sich auf die Darstellung der Kloster-Aufhebung in „Innerösterreich", Steiermark, Kärnthen und Krain, und indem er jede der drei Provinzen einzeln und in jeder die einzelnen Klöster, die damals aufgehoben wurden, betrachtet, sie in Bezug auf Insassen, liegenden und Geldbesitz, religiöse und wirthschaftliche Thätigkeit beschreibt und aneinanderreiht, gelangt er schließlich zu einer vollständigen Statistik derselben nach jeder Richtung, die allein uns eine klare Vorstellung gewährt von der Aenderung, die durch ihre Aufhebung in dem Verwaltungs-Organismus jener drei Provinzen herbeigeführt wurde, von dem Gewinne, den der Fiskus oder vielmehr die Religionsfonds-Kasse daraus zog, da Joseph II. hierbei nichts für sich gewinnen, sondern die ungleich vertheilten Mittel und Quellen, die eine Gegend durch ihren Ueberfluß überschwemmten, andere dürr und öde liegen ließen, nur besser, gerechter, gleichmäßiger vertheilen wollte.

Zwei verschiedene Epochen erkennt Wolf in dem Vorgehen des Kaisers: die erste, die das Jahr 1782 umfaßt und eine zweite, die sich über die Jahre 1783—90 erstreckt.

In jener ersten kommt die Idee des Kaisers: dem faullenzenden beschaulichen Leben der Bettelorden möglichst ein Ende zu machen, zu ihrem Ausdruck; 61 Klöster, darunter 50 Nonnenklöster — vorzüglich Karmeliterinnen, Klarissinnen, Dominikanerinnen — fallen dieser Idee in den drei Provinzen Innerösterreichs in Einem Jahre zum Opfer.

Die zweite Epoche beginnt mit dem Jahre 1783 und repräsentirt eine höhere, allgemeinere Auffassung des Kaisers. Es handelt sich für ihn nunmehr um eine Reorganisation der schlecht proportionirten Diöcesen und Pfarren. Im Gegensatz zum Papst und einem Theil der österreichischen Geistlichkeit führt der Kaiser seine Reform durch und macht Monstrositäten ein Ende, wie die, daß eine Pfarre bisweilen 10, ja 20 Filialen besaß. Derartige Filialen waren nun aber großentheils von Mönchen besetzt, die die Functionen der Pfarrer als Nebenämter übernahmen. Joseph geht an die Beseitigung dieser Mißbräuche; er beschränkt sich nicht mehr auf die Aufhebung von Mendikanten-Klöstern, sondern beseitigt principiell alle Klöster, die weniger als 20 Mitglieder besaßen; es fallen außerdem gerade die reichsten, die bestdotirten; ihr reicher Besitz, der in die Religionsfonds-Kasse fließt, genügt fortan zur Dotirung der Pfarrer eines ganzen Sprengels. So fallen auch die Klöster S. Lambrecht und Neuberg, von denen das erstere die Herrschaft über mehr als 100 Dörfer besitzt und dem Fiskus ein Vermögen von nahezu 2 Millionen Gulden, das Letztere ca. ½ Million Gulden zubringt.

Wogegen Verf. sich von vornherein verwahrt, das ist, die Persönlichkeit Josephs nicht falsch aufzufassen, wie dies im Parteigetriebe zu Ungunsten des Kaisers öfters der Fall gewesen. Er sieht in dem Kaiser neben einem aufrichtigen und bis zum Tode wahrhaft frommen Katholiken, nur den aufgeklärten Selbstherrscher des 18. Jahrhunderts; aus diesem seinem Bewußtsein der staatlichen Souveränetät allein seien auch die religiösen Reformen geflossen.

Sehr treffend weiß Verf. zum Schluß bei allgemeiner Würdigung der Thätigkeit Josephs auf diesem Gebiet sein Urtheil in folgenden Worten zusammen zu fassen: „Wer vermöchte die Werke der Liebe und Barmherzigkeit, den sittlichen Einfluß, der von diesen Klöstern ausgegangen ist, zu schildern? Wohl haben viele den Schritt über die Klosterschwelle bereut, viele sind der harten Zucht erlegen, Hochmuth und Tyrannei hat darin geherrscht wie überall, aber ebenso viele haben in den Klosterzellen die Rettung, den Frieden ihrer Seele, ihre Zuflucht und auch ihr Recht gefunden. — Die Frage, ob Kaiser Joseph II. im Recht oder Unrecht war, als er die Klöster aufhob, hat bis zur Gegenwart alle Parteien lebhaft beschäftigt. .... Seit die Kirche mit ihrem streng ausgebildeten, hierarchischen System sich vom Staate entfernt hatte, und dieser aus sich selbst heraus seine Umwandlung begann, war ein Conflict der Gewalten nicht mehr zu vermeiden. ..... Die Aufhebung der Klöster war nicht bloß eine kirchliche und politische, sondern ebenso eine durchgreifende, sociale Reform. Joseph II. hat damit Oesterreich vor einer Revolution von unten bewahrt, welche in Frankreich mit zerstörerischer Hand alles Kirchenthum vernichtete." J.

Aus Böhmen.

Die letzten Tage von Alt-Oesterreich.*)

Eduard Rüffer, der sich einbildet ein tüchtiger Stratege zu sein, weil er unter Garibaldi kämpfen gesehen, Eduard Rüffer, der deutsche Renegat, der, ohne die tschechische Sprache zu verstehen, eine „tschechisch-mährische militärische Wochenschrift" herausgiebt, Eduard Rüffer, der bereits ziemlich gekennzeichnete deutsche Redacteur der „Correspondance slave" — Eduard Rüffer ist unter die Romanschriftsteller gegangen. Wer seine strategischen Gedankensplitter gelesen, er selbst nennt sie strategische Schriften, glaubt, Rüffer dürfte eher ein erträglicher Romantiker sein; wer seinen Roman gelesen, glaubt wieder, er dürfte eher ein Stratege sein, und wer die Geistesprodukte gelesen, die seine Muse nach beiden Richtungen in die Welt geschickt, hält ihn weder für den einen noch für den andern. Der vorliegende Roman, welcher österreichische Zustände in höchst mangelhafter Weise schildert und seinen Titel nur damit rechtfertigt, daß er seine Handlung im Jahre 1865—1866 spielen und mit dem Tage von Königgrätz schließen läßt — dieser Roman hat einige Vorzüge, welche ihn weder dem großen noch dem kleinen Publikum empfehlen werden. Das einzig Gute an dem Roman ist, daß sein eigenes Ich in demselben sehr selten hervortritt, und daß er diesen Mangel an Selbstgedachtem und Selbstempfundenem durch eine Fülle von Citaten zu verdecken weiß, welche wirklich Zeugniß von einer großen Belesenheit geben. Die Vorzüge (Herr

*) Historischer Roman von Eduard Rüffer. Prag, 1872.

Eduard Rüffer wird es uns schon verzeihen, wenn wir die Nachtheile als Vorzüge hervorheben) bestehen zunächst darin, daß man seinen Roman — die fremden Autoren entlehnten Stellen abgerechnet — als ein Muster jenes Styls empfehlen kann, welcher jeder Feinheit und Eleganz entbehrt, dessen Vergleiche jeder höheren Anschauungsweise baar sind, welcher, um noch beim Style zu bleiben, fast ebenso viele Gemeinplätze als Citate enthält. Dieser Roman hat aber noch den Vorzug, daß man ihn keinem Leser empfehlen kann, welcher in einem Romane auch neben dem Zeit- auch ein Sittengemälde finden will, daß man ihn auch keinem züchtigen Mädchen in die Hände geben darf, da Unzucht und Nothzucht so manches Kapitel in demselben füllen. Daß sich österreichische Leser dieses Romans bei dem Verfasser für die Schilderung „Alt-Oesterreichs" nicht bedanken werden, ist bei dem Renegatenthum des Verfassers leicht erfaßlich, übrigens fand und findet man die geschilderten Zustände in jeder Großstadt; aber auch Preußen und speciell Bismarck werden dem Verfasser dieses Romans wenig Dank wissen, wenn sie lesen, durch welche Personen, durch welche Spione der Tag von Königgrätz vorbereitet wurde. Ein unterhaltendes Kapitel findet man aber doch in dem Romane, und zwar jenes, in welchem der Verfasser einige Leitartikel aus Brunner's jesuitischer Kirchenzeitung von diesem als handelnde Person vortragen läßt. Um den Geist des Kapitels aus wenigen Worten erkennen zu lassen, erlauben wir uns nur die kleine Stelle über Vernunft zu citiren, von welcher P. Brunner sagt: „Ist sie nicht vielleicht oft nur eine Vogelscheuche, mit der uns der Böse von dem grünen Erbsenfeld der bessern Erkenntniß fern halten will?"

Der eigentlichen Referenten-Pflicht nachkommend, sollten wir den Inhalt dieses Romans mittheilen, allein der Leser hat von demselben schon so viel erfahren, daß er füglich den ganzen Inhalt gern entbehren wird, wenn er noch erfährt, daß die ganze Romantik in der Schilderung einer Bärenjagd besteht, zu welcher der Bär erst importirt werden mußte, daß Bismarck's Spione ein ungarisches, in unweiblicher Rache schwärmendes Fräulein und ein preußischer volkswirthschaftlicher Schriftsteller, daß ein Parvenu, welcher eine polnische Sängerin soutenirt, die ihre Ehre in den Fluthen der Donau geborgen, daß ein österreichischer lüsterner Offizier, dessen Vater ein schlecht unterrichteter gräflicher Diplomat, und daß ein ungarischer, durch ewiges Schwanken seinen Nationalcharakter verleugnender Graf die Hauptfiguren in dem Romane.

Prag. Dr. —r—s.

Schweiz.

Die Genfer Convention und die freiwillige Krankenpflege.

II.

Staats- und völkerrechtliche Bedenken.

Das neueste Heft der von dem belgischen Rechtsgelehrten Rolin-Jaequemyns trefflich redigirten Revue de droit international veröffentlicht eine Denkschrift des Herrn Moynier aus Genf, worin dieser um das Zustandekommen der Genfer Convention hochverdiente Gelehrte auf Grund der Erfahrungen des deutsch-französischen Krieges Vorschläge macht, um den in das europäische Völkerrecht übergegangenen Stipulationen in Betreff der Pflege der Verwundeten und der Behandlung des Sanitätspersonals in künftigen Kriegen eine gleichmäßigere Anwendung zu sichern. Herr Moynier geht davon aus, daß die bloße moralische Sanction, mit welcher man sich beim Abschlusse der Genfer Convention begnügt habe, nicht ausreiche, um Verletzungen ihrer Vorschriften zu verhüten und zu ahnden. Für diesen Zweck bedürfe es vielmehr eines besonderen internationalen Gerichtshofes, dem die Befugniß beiwohnen müsse, auf Anrufung einer der dem Vertrage beigetretenen Regierungen, die Klagen über Verletzung der Convention zu untersuchen und die schuldig befundenen Personen sowohl zu Strafen, als auch zum civilrechtlichen Schadenersatz zu verurtheilen. Dieser Gerichtshof sei beim Ausbruch eines jeden Krieges sofort in der Weise zu bilden, daß der Bundespräsident der Schweiz durch das Loos drei neutrale Staaten bestimme, von deren jedem ein Schiedsrichter zu ernennen sei; ebenso habe jede der kriegführenden Parteien einen solchen zu ernennen. Diese fünf Schiedsrichter hätten sich an dem von ihnen zu vereinbarenden Orte als internationaler Gerichtshof zu constituiren, die Organisation des Tribunals und das vor demselben zu beobachtende Gerichtsverfahren näher zu bestimmen und in der soeben bezeichneten Weise Recht zu sprechen. Für Vollstreckung der von dem Tribunal verhängten Strafen, sowie für Einziehung der von ihm zuerkannten Entschädigungs-Summen soll die Regierung des Staates, dem der Verurtheilte angehört, verantwortlich sein. Die Urtheilssprüche des Tribunals seien allen der Convention beigetretenen Regierungen zur Veröffentlichung durch die officiellen Organe mitzutheilen. Die Kosten des Gerichtshofes sollen zu gleichen Theilen von den Kriegführenden bestritten werden.

Das Comité des internationalen Hülfsvereins für verwundete Krieger, dessen Vorsitzender Hr. Moynier ist, hat diesen Vorschlag einigen als Autoritäten im Völkerrecht anerkannten Juristen zur Prüfung übersandt. In der Revue de droit international werden die Antworten, welche darauf von amerikanischen, deutschen, englischen, spanischen und französischen Rechtsgelehrten eingegangen sind, mitgetheilt. Trotz des sehr verschiedenen Resultates, zu welchem diese Sachverständigen gelangen, stimmen sie in sehr erfreulicher Weise darin überein, das Princip internationaler Schiedsgerichte als ein heilsames und weiterer Entwickelung in hohem Grade fähiges anzuerkennen. Allein ihre Gutachten weisen mit Nachdruck auf die erheblichen Schwierigkeiten hin, welche der Anwendung dieses Princips im vorliegenden Falle entgegenstehen. Dem von Herrn Moynier geforderten internationalen Gerichtshofe würde nicht die Befugniß eines bloßen Schiedsgerichtes, sondern die volle Competenz eines zur Rechtsprechung in Civil- und Criminalsachen berufenen Tribunals zustehen müssen. Seiner Gerichtsbarkeit würden die Angehörigen der kriegführenden Staaten rücksichtlich der ihnen zur Last gelegten Verletzungen der Genfer Convention, und zwar sowohl in Bezug auf die criminalrechtlichen, wie auf die civilrechtlichen Folgen dieser Handlungen, zu unterwerfen sein. Es handelt sich somit um Ausnahmegerichte mit den weitgehendsten Befugnissen, die auf Anrufung der einen kriegführenden Partei über Ehre, Freiheit und Vermögen der Angehörigen des dem Kläger feindlichen Staates zu entscheiden haben würden. Da Hr. Moynier für die Einziehung der zugesprochenen Entschädigungssummen die Regierung des Verurtheilten haftbar machen will, so würden durch die Aussprüche dieses Tribunals den kriegführenden Staaten civilrechtliche Verbindlichkeiten von allerbedeutendstem Umfange auferlegt werden können. Weder mit der Souveränetät der Staaten, noch mit der Rechtssicherheit der Privatparteien, denen durch die Verfassungen ihrer Heimat meistens ausdrücklich Gewähr dafür ge-

leistet ist, daß sie nur vor ihren ordentlichen Richtern Recht zu nehmen haben, sind derartige Sondergerichte vereinbar.

Man könnte nun sagen, diese Bedenken seien vorwiegend formeller Natur und müßten zurücktreten, wenn es darauf ankomme, eine allen civilisirten Völkern gemeinsame, durch internationale Verträge geheiligte Einrichtung unter den Schutz einer besonders unparteiischen und wirksamen Justiz zu stellen. Aber ist es denn erwiesen, daß diese allerdings höchst erwünschten Eigenschaften den von Herrn Moynier vorgeschlagenen Tribunalen in so ganz besonderem Maße zu eigen sein würden? Auf Erfahrungen kann man sich hierfür nicht berufen, da der bisherigen Völkerrechts-Praxis internationale Gerichtshöfe mit criminalrechtlicher Competenz so gut wie unbekannt geblieben sind. Gegen die einzige derartige Institution, die in ihrer Competenz ungleich beschränkteren internationalen Rheinschifffahrts-Gerichte, sind vielfach bittere Klagen laut geworden. Die Zusammensetzung eines Gerichtshofes, dessen Mitglieder bei Ausbruch eines Krieges von den Regierungen einer gewissen Anzahl Staaten zu ernennen sind, würde voraussichtlich, auch wenn die Mehrzahl dieser Staaten neutral wäre, keineswegs lediglich im Interesse einer möglichst unparteiischen Rechtspflege erfolgen, sondern es würden sicherlich politisch-diplomatische Rücksichten schwer dabei in die Waage fallen. Noch viel bedenklicher steht es mit den Aussichten auf die besondere Wirksamkeit dieser internationalen Justiz. Eigene Executivgewalt kann dem internationalen Tribunal natürlich nicht beigelegt werden. Die Vollstreckung ihrer Entscheidungen wird also immer dem Staate obliegen, dem der Verurtheilte angehört. Wie nun, wenn die Regierung dieses Staates sich weigert, das von ihr für ungerecht erachtete Urtheil zu vollziehen? Sollen in solchem Falle etwa die neutralen Regierungen, oder diejenigen von ihnen, welche bei Ernennung des Schiedsgerichtes betheiligt waren, gehalten sein, gegen den rechtsverweigernden Staat die Waffen zu ergreifen? Das verlangt selbst Herr Moynier nicht. Er verläßt sich vielmehr auf die Macht — der öffentlichen Meinung. Also wiederum lediglich eine moralische Sanction, während sein Vorschlag gerade darauf ausgeht, an die Stelle dieser angeblich unzulänglichen Garantie eine wirksamere zu setzen. Man sieht, bei dem eigentlichen Kernpunkte verflüchtigt sich das Moynier'sche Project zu einem bloßen Schemen, und die schwierige Aufgabe, internationalen Verträgen eine von der Willkür der betheiligten Staaten unabhängige Anwendung zu verschaffen, bleibt auch hier ungelöst.

Deshalb will denn selbst derjenige der vorhin erwähnten Sachverständigen, welcher dem Vorschlage des Hrn. Moynier am lebhaftesten beipflichtet, Herr Achille Morin, Rath am französischen Cassationshofe, den zu errichtenden Tribunalen mehr die Befugnisse einer Enquête-Commission zur Feststellung der Thatsachen, als eine wirkliche Criminalgerichtsbarkeit beilegen. Wenn bei einer solchen Abänderung des Vorschlages einige der erheblichsten vorhin erörterten Bedenken wegfallen, so leuchtet doch ohne Weiteres ein, daß auch die also verminderte Aufgabe eine sehr schwierige bleibt. Bei der Schnelligkeit, mit welcher die kriegerischen Ereignisse sich im Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen vollziehen, würde die zur Untersuchung einer behaupteten Verletzung abzusendende internationale Commission in den allerseltensten Fällen in der Lage sein, ihre Feststellungen auf frischer That vorzunehmen. Sie würde sich auf Requisitionen an die verschiedenen Truppenbefehlshaber, um Zeugenvernehmungen u. s. w. beschränkt sehen, die nach militärischem Brauch nur durch die Dienstvorgesetzten erfolgen könnten. Da die Commission hierbei mit den Befehlshabern beider kriegführenden Theile correspondiren müßte, würde sie voraussichtlich auf beiden Seiten einem vielleicht in mehr oder weniger höfliche Formen gekleideten, aber sicherlich gleich schwer zu besiegenden Mißtrauen begegnen. Um dieses Mißtrauen nicht zu reizen, würde die internationale Commission bei ihren Schritten in weit höherem Grade Rücksicht auf die Kriegsereignisse und auf die besondere Lage der Truppenabtheilung, bei welcher sie sich gerade befände, nehmen müssen, als dies ein von dem betreffenden Staate selbst ernannter Untersuchungs-Kommissar nöthig hätte. Auch für die bloße Feststellung der Thatsachen lassen sich demnach von dem anspruchsvollen und verwickelten internationalen Apparat keineswegs zuverlässigere und schnellere Ergebnisse erwarten, als wenn den einzelnen Staaten, jedem bei sich selbst, die Durchführung der Genfer Convention überlassen bleibt.

Und kann denn wirklich als erwiesen betrachtet werden, daß die Staaten hierzu nicht ausreichend im Stande seien? Wir fragen, worauf denn diese von manchen Seiten mit so großer Sicherheit aufgestellte Behauptung sich gründet? Der Krieg von 1870/71 ist der erste und also einzige, während dessen die Vereinbarungen der Genfer Convention mit völkerrechtlicher Giltigkeit zur Anwendung gelangt sind. Nun sind allerdings mancherlei Klagen, die während des Krieges selbst von den kriegführenden Regierungen über Verletzungen der Convention durch den Gegner erhoben und von diesem in der Regel mit gleichen Anschuldigungen erwidert wurden, noch in lebhafter Erinnerung. Der bezügliche Notenwechsel, der während des Krieges selbst geführt wurde und naturgemäß nicht frei geblieben ist von der Erbitterung des gewaltigen Kampfes, kann demgemäß nur mit einiger Vorsicht als Beweismaterial benutzt werden. Offenbar würde es äußerst einseitig sein, das Urtheil über die Anwendung der Convention lediglich auf die gegenseitigen Anschuldigungen über ihre Verletzung zu stützen. Für die Behandlung, welche den Verwundeten und der Militär-Krankenpflege während des deutsch-französischen Krieges auf Grund der Genfer Convention zu Theil geworden ist, stehen uns reichhaltige und unbefangene Erkenntnißquellen in den Erfahrungen zu Gebote, welche unsere Krieger und unsere Gegner selbst gemacht haben. Je sorgfältiger man die zahlreichen Kriegserinnerungen vergleicht, die von Trägern des schwarzen wie des rothen Kreuzes von deutscher, französischer und neutraler Seite bereits erschienen sind, desto fester wird sich die Ueberzeugung begründen, daß noch in keinem Kriege mit solchem Eifer und solchem Erfolge für die Pflege der Verwundeten gewirkt worden ist, und daß noch niemals die internationale Privatthätigkeit in solchem Umfange für den Dienst dieser heiligen Sache sich hat entfalten können. Gegenüber der einstimmigen und allgemeinen Anerkennung, mit welcher die Verwundeten und die Gefangenen beider Nationen der ihnen unter dem Schutze der Genfer Convention allseitig gewidmeten Pflege gedenken, erweisen sich die Anschuldigungen über Verletzungen dieser Convention, selbst wenn man sie sämmtlich als völlig bewiesen annehmen will, als verschwindende Ausnahmen.

Auch diese Ausnahmen hätten vielleicht vielfach vermieden werden können, wenn die Vereinbarungen der Genfer Convention den Truppencommandeuren und den Soldaten selbst allgemeiner bekannt wären, und wenn die Convention selbst in manchen Punkten besser redigirt wäre. Dem letzteren Uebelstande ist leicht abzuhelfen. Man braucht sich eben nur zu einer Revision des Textes der Convention zu entschließen und hierzu neben den Vertretern der berufsmäßigen und der freiwilligen Krankenpflege einen oder einige völkerrechtskundige Juristen hinzuziehen. Spräche ein zu diesem Zwecke einberufener Delegirtencongreß sich

gleichzeitig dafür aus, daß die bei der Convention betheiligten Mächte die Hauptbestimmungen des Vertrages unter ihre Kriegsartikel aufnehmen und Verletzungen der Convention nach Kriegsrecht ahnden möchten, so würde ein solcher Beschluß, der lediglich eine Ergänzung des bereits bestehenden Vertrages ist, entschieden mehr Aussicht auf Annahme und Verwirklichung durch die betheiligten Regierungen haben, als der zwar viel glänzendere, aber in seinen Hauptpunkten unausführbare Vorschlag des Herrn Moynier. Eine Agitation für das Project dieses Herrn würde, wie wir offen bekennen, wirklichen Verbesserungen der Convention im Wege stehen und schwerlich geeignet sein, die Zahl ihrer Freunde zu vermehren. P. D. Fischer.

Belgien.

Flamändisch, Vlamisch oder Vlämisch?

Folgendes Schreiben ist uns aus München zugegangen:

„Ihre warme Theilnahme für den germanischen Volksstamm, der die belgische Ebene bewohnt, macht mir den Muth, einige Bemerkungen darüber an Sie zu richten. Der Name desselben wird in Deutschland sehr verschieden geschrieben, gewöhnlich Flamänder und flamändisch, obwohl dies bloß aus dem französischen flamand entlehnt, also ganz verwerflich ist.

Rich. Böckh in seinem Buche: „Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet" (1870) schreibt Vlaemisch. Dies kommt nicht etwa daher, daß der Verfasser den Laut ä mit dem Doppelvokale ae ausdrückte, denn er schreibt sonst immer Gränze und nicht Graenze u. s. w., sondern jedenfalls aus der Schreibart Vlaemsch, die den Südniederländern eigenthümlich ist. Indessen ist Böckh's Weise ganz ungerechtfertigt. Denn würde der Vlame zwischen dem m und dem sch noch ein i einfügen, so würde das e wegfallen müssen. So schreibt er z. B.: De Vlaem, der Vlame, dagegen: De Vlamen, die Vlamen. Wenn der Vokal die Silbe schließt, darf kein e angefügt werden, sondern nur wenn die Silbe auf einen Consonanten auslautet. Dies ist die allgemeine Regel, die nur in einigen speciellen Fällen eine Ausnahme erleidet. Statt das e, das bloß als Dehnungszeichen dient, gebraucht die neue holländische Orthographie die Verdoppelung des Vokals, also: Vlaam, Mehrzahl Vlamen, Figuur (Figur), Mehrzahl Figuren u. s. w. Vlaemisch zu schreiben rechtfertigt sich demnach nicht durch die nationale Schreibweise, ist vielmehr völlig verkehrt, um so mehr, als ein Deutscher, dem die Aussprache unbekannt ist, Vlämisch dafür sprechen würde.

In Ihrer geschätzten Zeitschrift schreiben Sie Vlamisch. Dies würde ganz gerechtfertigt sein, wenn es nicht mit dem gewöhnlich in diesem Falle angewandten Umlaute stritte. Wendet man im Deutschen den Ausdruck der „Vlame" an, so biegt man das abgeleitete Adjectiv in Vlämisch, ganz ebenso, wie man schwäbisch, holländisch von Schwabe und Holland sagt. Die Holländer schreiben Hollanders; sollte man denn nun ebenfalls Hollander ohne Umlaut schreiben? Da würde man aber gegen die allgemeine Sitte, die sich auch für Vlämisch entschieden hat, fündigen. Schreiben wir also Vlame und abgeleitet Vlämisch.*)

Ein anderer Punkt, den ich hier berühren möchte, betrifft die leidige Verschiedenheit der Orthographie in Belgien und in Holland, die hauptsächlich Schuld ist, warum man die Eine niederdeutsche Sprache für zwei verschiedene ausgegeben hat. Es würde sich vor Allem empfehlen, daß die Vlamen die neue holländische Schreibart annehmen, denn von der entwickelteren nordniederländischen Literatur kann das Umgekehrte nicht gut gefordert werden.*) Also statt ae - aa, ue - uu, au (bei langem a) aau u. s. w., eine Aenderung, die mit leichter Mühe anzuwenden ist. Es ist oft recht störend, wenn man z. B. den Namen Ysbrant in Holland unter IJ, in Belgien unter Y zu suchen hat.

Verwirrung bringt auch die in Belgien nach französischem Muster sehr gebräuchliche Mode, das van, de u. s. w. vor den Namen groß zu schreiben, und die Worte öfters gar unter deren Anfangsbuchstaben zu bringen; also z. B. Van Dyck, De Brouwer, unter V und D zu suchen, während man in Holland consequent van Dyck, de Brouwer schreibt und nach Dyck und Brouwer alphabetisirt. Was soll man denn dazu sagen, wenn man in dem einen Buche den Maler A. van Dyck unter V, in dem andern unter D zu suchen hat? Die neue Biographie nationale de Belgique giebt in der Beziehung kein nachahmenswerthes Vorbild, wenn sie z. B. bei dem Namen Adrian Brauwer (Brouwer) auf De Brauwer verweist, worunter ihn kein Mensch suchen würde.**) Ein gleichmäßiges Verfahren hierbei herzustellen, ist ja so leicht, und empfiehlt sich durch seine Zweckmäßigkeit so sehr, daß man sich nur wundern muß, warum man es noch nicht gethan. Die sogenannte holländische und vlämische Schriftsprache ist Eine, und es ist selbst nicht gerechtfertigt, die allerdings etwas verschiedenen Volksdialekte als einander fremd darzustellen. Wer wird denn z. B. behaupten wollen, ein Bamberger und ein Münchener bedienten sich verschiedener Sprachen!

Ihr rc. Wilhelm Schmidt."

Nord-Amerika.

George Elio und George Sand.

Ein amerikanisches Journal, der Boston Globe, veröffentlicht eine Charakteristik der englischen Schriftstellerin George Eliot (Mrs. Lewes, Gattin des bekannten Biographen Goethe's) und zieht darin eine Parallele zwischen der Engländerin und Frankreichs berühmter Schriftstellerin George Sand (Madame Dudevant). Wir erkennen an, daß dieser Vergleich manches Wahre

*) Der Grund, weshalb wir „vlamisch" und nicht „vlämisch" schreiben, ist, daß wir die Mißdeutung vermeiden wollen, die mit dem Worte „vlämisch" in Deutschland verbunden ist, wo man darunter etwas Ungeschicktes, Tölpelhaftes versteht. Wir haben uns in dieser Beziehung seit längerer Zeit der Zustimmung mehrerer unserer belgisch-niederländischen Freunde zu erfreuen. Ebenso scheint uns die unveränderte Uebertragung des niederländischen Wortes „Vlaming" dem deutschen Sprachgenius entsprechender, als das an „Flamme" anklingende „Vlame". D. Red.

*) Das, was der hochgeehrte Einsender hier wünscht, ist bereits seit mehreren Jahren in Folge der Beschlüsse der nord- und südniederländischen Sprachcongresse vereinbart und praktisch geworden. D. Red.

**) Das niederländische De hat nicht die Bedeutung des französischen de; es heißt so viel als der oder die, und weil die Franzosen das Le oder La vor dem Namen groß schreiben, machen sie es auch so mit dem niederländischen De, was jedoch für uns nicht maaßgebend sein sollte. D. R.

enthält, möchten aber doch George Sand gegen ein offenbar zu hartes Urtheil in Schutz nehmen, denn die „Lettres d'un voyageur“ sind nicht im Stande gewesen, uns vergessen zu lassen, was George Sand für die französische Literatur und damit gleichzeitig für die Literatur im Allgemeinen geleistet hat. Doch hören wir zuvörderst das amerikanische Blatt:

„Die merkwürdige Engländerin, welche unter dem Namen George Eliot schreibt, ist eine viel größere Frau, oder besitzt wenigstens einen weit umfassenderen Geist, als ihre unter dem Namen George Sand schreibende französische Zeitgenossin, und der Ruf der Engländerin ist nur deshalb kein so universeller geworden, wie der der Französin, weil jene die Leidenschaften nicht mit solcher Gewalt dargestellt hat, wie diese. George Eliots scharfer Verstand erwägt und beurtheilt mit Ruhe alle Eingebungen und Empfindungen ihres sympathischen Herzens. Sie betrachtet die Leidenschaften mit dem Auge der Seherin, aber sie schaut gleichsam durch diese Leidenschaften hindurch. Die Reflexion zügelt das Gefühl und läßt die Pflicht über die Begierden triumphiren. Nie werden wir bei ihr, wie in den Romanen der George Sand, stutzig gemacht durch einen praktischen Irrthum, welcher der ganzen Logik der Leidenschaft als Grundlage dient. Es wäre ungerecht zu behaupten, George Sand sei nicht gedankenreich; aber George Eliot ist mehr, sie ist eine Denkerin.

„Vergleichen wir die Verfasserin von Adam Bede und der Mühle am Floß, mit Schriftstellern wie Dickens, Thackeray, Reade und Trollope, mit Schriftstellerinnen wie Jane Austen, Mrs. Oliphant, Mrs. Gaskell und Charlotte Bronte, so erhalten wir den Eindruck, daß sie an Reichthum des Geistes und Weite des Blickes Allen überlegen ist. Sie versteht den individuellen Charakter, namentlich in seinen einfachsten, ursprünglichsten Formen mit einer seltenen Meisterschaft zu zeichnen und ist dabei eine philosophische Capacität. Sie ist in der That von allen Personen, die in diesem Jahrhundert Romane geschrieben haben, die einzige, die durch und durch geschulte Gelehrsamkeit und exactes Wissen mit einer systematischen Anschauung des Gesammtzweckes des menschlichen Lebens verbindet.

„Dies ist der Grund der großen Beliebtheit, deren sie sich unter den gebildeten Klassen Englands erfreut. Ihre Bewunderer bilden gewissermaßen eine Gemeinde, und selbst diejenigen, welche außerhalb dieses Kreises stehen und die ihr gezollte Bewunderung übertrieben nennen, können nicht umhin, einzugestehen, daß durch George Eliot der Beweis geliefert sei, eine Frau könne an Begabung und Wissen erfolgreich mit den besten männlichen Geistern in die Schranken treten.

„George Eliot's geistige Bedeutung, den Umfang ihres Wissens und den reichen Schatz ihrer Erfahrungen findet man in ihren Arbeiten nur angedeutet, denn sie giebt stets nur die Resultate ihrer Forschungen, nicht die Art und Weise, wie sie dazu gelangt ist. Kein Schriftsteller ist weniger geneigt zur Pedanterie, huldigt weniger dem Laster, mit vielen Worten wenig zu sagen als sie. Nur schüchtern kommt sie mit ihren feinen Beobachtungen zum Vorschein, oder sie läßt die Gedanken so natürlich aus den Charakteren und Personen hervorgehen, daß sie sich nirgend aufdrängen und von Lesern, denen es nur um die „Erzählung“ zu thun ist, leicht übersehen werden. Die Kraft ihrer Charakteristik, ihr Humor, ihr Pathos, ihr tiefes Gefühl, die eigenthümliche Einfachheit, Melodie, Anmuth und Schönheit ihres Styles werden aber allgemein anerkannt und gewürdigt.“

Wir schließen uns diesem Urtheile gern und willig an, glauben aber, Mrs. Lewes selbst würde protestiren gegen ein ihr auf Kosten von Dickens und Thackeray gezolltes Lob wie auch wir Namens des Verfassers der Wahlverwandtschaften und einiger noch lebender deutscher Romanschriftsteller Verwahrung dagegen einlegen, daß George Eliot von allen Personen, welche in diesem Jahrhundert Romane geschrieben haben, die einzige sei, welche durch und durch geschulte Gelehrsamkeit und exactes Wissen mit einer systematischen Anschauung des Gesammtzweckes des menschlichen Lebens verbinde.

Was endlich der Vergleich mit George Sand anbetrifft, so ist nach unserer Ansicht ein solcher gar nicht aufzustellen. Nicht die Schriftstellerinnen, die Französin und die Engländerin sind mit einander zu vergleichen. George Eliot bringt das Denken und Fühlen, den in gesetzlicher Freiheit geschulten Charakter des Engländers mit seinen Tugenden und Schwächen zur Anschauung; in George Sand ist das wilde Gähren des Franzosen, sein zügelloses Streben nach individueller Freiheit, schrankenloser Freiheit der Leidenschaft, die nur sich selber ein Gesetz ist, dargestellt. Die Ueberlegenheit der Engländerin, welche ihr die Amerikaner und auch wir, vermöge unserer geistigen und seelischen Verwandtschaft, zugestehen müssen, liegt in ihrer Nationalität; als Schriftstellerinnen sind beide Frauen gleich groß, und wollten wir ihnen eine Deutsche an die Seite setzen, so würde das allgemeine Urtheil sich wohl für Fanny Lewald entscheiden. ●

Kleine literarische Revue.

— **Eine historische Karte von Polen.** Herr Dr. Carl Wolff in Hamburg, dessen Karte: „Die mitteleuropäischen Staaten nach ihren geschichtlichen Bestandtheilen des ehemaligen Römisch-deutschen Kaiserreiches“ mit Recht den Beifall des wissenschaftlichen Publikums sich erworben, hat jetzt eine ganz ähnliche, historisch-kartographische Darstellung des ehemaligen Königreichs Polen herausgegeben.*) Diese Karte, welche mit einer bisher noch nicht zur Ausführung gebrachten Vollständigkeit und Genauigkeit — wobei wir nur Eines vermissen, nämlich die Gränzlinien des heutigen Königreichs Polen — sämmtliche Landschaften und Woywodschaften des untergegangenen polnischen Reiches, sowie die in den verschiedenen Theilungen abgerissenen, resp. wieder dem jetzigen Polen einverleibten Landstrecken in wissenschaftlicher Darstellung veranschaulicht, dürfte gerade jetzt über die Kreise geographisch-historischer Studien hinaus allgemeines Interesse für sich beanspruchen, als eben in der Provinz Westpreußen, diesem im J. 1772 in den Besitz Friedrichs des Großen übergegangenen, ehemaligen polnischen Landestheile, das hundertjährige Fest der glücklichen Wiedervereinigung des früheren preußisch-deutschen Ordenslandes mit der preußischen Krone feierlich begangen wird. Besonders im nordwestlichen, mit der Farbe von 1772 kolorirten Theile dieser Karte des ehemaligen Polen, von den Gebieten Danzigs, Marienburgs und Elbings bis nach Thorn, Graudenz und Heilsberg, wird man gern einen Blick auf dieses historische Gedenkblatt werfen, das den Contrast, welchen der preußische Antheil im Vergleiche mit dem russischen und dem österreichischen gewährt, so erfreulich zur Anschauung bringt.

*) Karte des ehemaligen Königreichs Polen, nach den Gränzen von 1772. Mit Angabe der Theilungslinien von 1772, 1793 und 1795. Maaßstab 1: 3,000,000. Bearbeitet von Dr. Carl Wolff. Hamburg L. Friederichsen & Co., 1872.

— **Theodor Schacht's Lehrbuch der Geographie** alter und neuer Zeit*) erscheint gegenwärtig in der von Dr. Wilhelm Rohmeier bearbeiteten achten Auflage. Das jetzt schon länger als vier Jahrzehnde in Lehrerkreisen benutzte und hochgeschätzte Werk, das von Karl Ritter und Alex. v. Humboldt als ein Ereigniß in der geographischen Literatur bezeichnet wurde, hat seinen Hauptwerth in der methodischen Behandlung des Gegenstandes, die es dem Lehrer leicht macht, den Blick der Schüler von der nächsten Scholle ihrer Heimat aus allmählich bis auf einen Standpunkt zu führen, der die Uebersicht des ganzen Erdballs gestattet. Diese Basis des Buches ist auch bei Bearbeitung der jüngsten Auflage beibehalten worden. Das Neue darin bezieht sich auf diejenigen Aenderungen, welche durch die Resultate der fortschreitenden Forschung und durch die Folgen der Zeitereignisse nothwendig geworden sind. Mit diesen Aenderungen aber hat das Buch nicht nur eine neue Bearbeitung, sondern eine vollständige Umarbeitung erfahren, welche sich natürlich auch auf die Anwendung des Metermaaßes in den betreffenden Zahlen erstreckt hat. Daß im Sinne des ersten Verfassers auch der politischen und Kulturgeschichte bis in die neuesten Vorkommnisse Rechnung getragen ist, darf kaum besonders bemerkt werden, und so bewahrt sich denn „der Schacht" den alten Ruf, in erster Reihe unter denjenigen Lehrbüchern zu stehen, welche die Geographie als die Wissenschaft der Erde, „wie sie bestimmend auf die Entwickelung des menschlichen Geistes wirkt und hinwiederum vom Geiste bestimmt und verändert wird", auffassen, behandeln und verbreiten.

— **„Der Katheder-Sozialismus"**, von H. B. Oppenheim**) stellt sechs Zeitungsartikel des Verf. zusammen, die er nach und nach gegen eine Anzahl von Männern veröffentlichte, welche dem vulgären Sozialismus in gewisser Art Vorschub leisteten, und bringt zum Schluß einen pikanten, offenen Brief von Karl Braun-Wiesbaden gegen Professor Adolf Wagner in Berlin. Bei der nicht zu unterschätzenden Menge unklarer Köpfe, denen sozialistische Vorspiegelungen für Evangelien gelten, sollte man vorsichtig im Gebrauch seiner Worte werden und den Führern, Sprechern und Zeitungsschreibern dieser Partei nicht Gelegenheit bieten, geachtete Namen für traurige Zwecke zu mißbrauchen. „Was — eben unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts — besonders tadelnswerth erscheint, das ist ein gewisses gedankenloses Coquettiren mit den sozialistischen Stichwörtern, ein gewisses Umschmeicheln des Arbeiterstandes, als ob er die Elite der Menschheit wäre, als ob er eine auserwählte Stellung unter allen Klassen zu beanspruchen hätte, als ob er durch angeborene Weisheit und Tugend zur Herrschaft im Staate berufen wäre." In der Sache sind die meisten der Herren, um die es sich handelt, von Oppenheim's Ansichten nicht eben weit entfernt, und mehrfach zollt er ihnen gebührendes Lob; er kritisirt nur die unpraktischen und nicht ausführbaren Vorschläge, welche sie zur Abhülfe von beiderseits anerkannten Uebelständen machen.

Er sagt: „Daß das soziale Elend unter Umständen ein Nothrecht des Staates begründet, auch in die Sphäre des Privatrechts einzugreifen und zumal den Arbeitsvertrag seiner Controle zu unterwerfen, wird von uns ebenso wenig geleugnet, als die Erziehungsgewalt des Staates an seinen durch Jugend oder Unbildung unmündigen und willensunfreien Bürgern. Aber daraus folgt noch lange nicht, daß man jedem offenen oder versteckten agrarischen Gesetze zustimme."

*) Achte vollständig neu bearbeitete Auflage von Dr. W. Rohmeier, Lehrer an der städtischen Handelsschule in München. 12 Lieferungen à 7½ Sgr. = 27 Kr. rhein. Mainz, C. G. Kunze's Nachf. 1872.

**) Berlin, Robert Oppenheim, 1872.

Literarischer Sprechsaal.

Die Académie des sciences morales et politiques in Paris scheint jetzt ausschließlich politische, nicht aber auch moralische Wissenschaft zu treiben. In ihrer Sitzung vom 19. Juli hat sich Hr. Franck, der gelehrte Kabbalist, nicht gescheut, das Andenken seines verstorbenen akademischen Collegen und Glaubensgenossen, des berühmten Orientalisten Salomon Munk, zu verunglimpfen, bloß weil dieser, ein geborener Deutscher, die deutsche Wissenschaft als den Quell seines Wissens niemals verleugnet hat. Bei Gelegenheit eines Berichtes über eine Arbeit des Hrn. Gust. v. Eichthal, den Ursprung des Namens Jehovah betreffend, sagte Hr. Franck, daß Eichthal diesen Namen „skalpirt" und daraus den Namen Javeh gemacht, nachdem ihm das Skalpirmesser zu diesem Zwecke von dem verstorbenen Munk geliefert worden, der seinerseits diese Weisheit den Lehren der Professoren von Göttingen und Heidelberg entlehnt habe. „Die Wohlthaten des Skalpirmessers", bemerkte Herr F., „kommen uns ausschließlich von Deutschland zu, diesem Lande der einfältigsten und gröbsten Pedanterie. Die Deutschen haben zwar Jehovah nicht skalpirt, aber sie haben ihm seinen Nimbus geraubt; sie haben ihn umgetauft und den Skalpirern unter einem entlehnten Namen ausgeliefert. Gleichwie Herr Renan ein Sohn des Deutschen Strauß, so ist Herr v. Eichthal ein Sohn des Deutschen Munk. Gleichwie Herr Renan nach dem Beispiele und unter den Aufstachelungen von Strauß zur Secirung Jesu veranlaßt worden, so hat Herr v. Eichthal unter der Aufstachelung Munk's die Secirung Jehovah's versucht. Bellum in excelsis Deo, et in terra pax hominibus bonae voluntatis — so lautet die preußische Version dieses Satzes." — Schade, daß Herr Renan in der akademischen Sitzung nicht anwesend war! Er würde den Skalp des talmudischen Thebaners in seiner ganzen Geschmacklosigkeit aufgedeckt haben.

In einer späteren Sitzung derselben Akademie bewies Herr Zeller, der eine Histoire d'Allemagne geschrieben, deren zweiter Band jetzt erwartet wird, daß Karl der Große kein deutscher Kaiser, kein Erbe Hermann's, des Cheruskers, sondern ein echter Sohn und ein Held Frankreichs war, zu dessen und des römischen Christenthums Ruhm allein er die heidnischen Sachsen bezwungen und sich ganz Deutschland unterworfen habe. Es ist kaum zu glauben, welche abgeschmackten, einer wissenschaftlichen Versammlung unwürdigen Bemerkungen gegen die Deutschen bei dieser Gelegenheit in der Akademie ausgesprochen wurden.

Der Schweizer Werner Munzinger, der jetzt an der Spitze eines muhammedanisch-ägyptischen Heeres steht, welches das alte christliche König- oder Kaiserreich Abessinien erobern und dessen jetzigen Kaiser Johannes vom Throne stürzen will, soll, wie die Augsburger Allg. Ztg. meldete, ein eifriger Jesuit sein, doch ist dem von Munzinger's katholischer Familie in Solothurn auf das Entschiedenste widersprochen worden. „Die religiöse Frage," sagt Herr Prof. Dr. Munzinger in Bern, „ist in Abessinien nicht in erster Linie. Vielmehr ist für Christen und Muhammedaner, die ein Herz für ihr Volk haben, die oberste Frage: in welcher Weise dem seit dem Tode Theodors noch schrecklicher ge-

wordenen Zustande des Landes, das von den wandernden Armeen seiner Könige und Gegenkönige, wie von Heuschrecken-Schwärmen, ausgefressen wird, ein Ende bereitet werden könnte". — In einem der letzten Hefte (VI.) von Petermann's „Geographischen Mittheilungen" liefert Munzinger eine, von einer sehr instructiven und vieles Neue darbietenden Karte begleitete Uebersicht seiner im J. 1871 unternommenen Forschungen in den Gebieten der Beni-Amer und Habab im nördlichen abessinischen Hochlande, das bereits unter ägyptischer Herrschaft sich befindet und dessen Bewohner vor sechzig Jahren zum Islam übergetreten sind. Sie sind sämmtlich Hirten, die von einem sogenannten Adel, den Nachkommen des Asgedé (Bet-Asgedé) sehr bedrückt werden und diesem, außer dem Tribut, den sie an Aegypten zu zahlen haben, auch noch besondere Steuern entrichten müssen. „Uebrigens aber," fügt Herr Munzinger hinzu, „bringt die Unterwerfung unter die ägyptische Regierung, welche natürlich nivellirt, nach und nach demokratische Ideen in's Land, da die Klienten wenig mehr zu fürchten oder zu hoffen haben".

„Das Büchlein von den Jesuiten," heißt ein „Volks-Katechismus"*) den der im Geiste des Kaisers Joseph II. thätige Prager „Deutsche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse" soeben in zahlreichen Exemplaren hat drucken lassen, um sie entweder gratis zu vertheilen oder zu 10 Kr. (2 Sgr.) das Exemplar, verkaufen zu lassen. Der Verfasser, Herr S. Gätschenberger, stellt in diesem Katechismus eine Reihe von Fragen aus dem Leben auf, wie: „Was sind innere Missionaire?" „Wer sind denn diese fremden Mönche und wodurch sind sie so mächtig?" „Zu welchem Zweck wurde der Jesuiten-Orden gegründet?" „Was ist die Politik ihres Ordens?" „Wie wissen die Jesuiten die Weltleute, besonders die Adeligen zu behandeln?" „Welches war das besondere Mittel der Jesuiten, wodurch sie alle Welt an sich zogen?" „Was haben die Jesuiten für verderbliche Grundsätze?" „Was ist die Lehre der Jesuiten von den wahrscheinlichen Meinungen?" „Was ist das für eine Methode, seinen Zweck zu erreichen?" „Was gestatten die Jesuiten den Richtern?" „Was sind die Folgen dieser Lehren?" Die Antworten auf diese Fragen werden mit Stellen aus den Schriften der Jesuiten belegt — Alles in einem volksthümlichen Tone, der sehr geeignet ist, allgemeinen Eingang zu finden.

Chicago, das vor etwa zehn Monaten fast gänzlich in Asche gelegt wurde, erhebt sich mit staunenswerther Geschwindigkeit. Damals waren 98,500 Menschen ohne Wohnstätte. Von diesen hatten 74,500 in 13,300 Häusern gewohnt. Heutigen Berichten zufolge sind in jedem Theile der Stadt bereits neue Wohnungen für 70,000 Menschen hergestellt worden. In dem südlichen Stadttheile, wo die Hôtels, Theater, Magazine und Läden sich befanden, und wo auf 460 Morgen 3650 Häuser niederbrannten, sind nun sogar mehr Häuser aufgebaut, welche die früheren an Schönheit, Werth und — was das wichtigste und beste ist — an Gediegenheit des Baues bei weitem übertreffen. Im ganzen beträgt die wiederhergestellte Straßenlänge sechsundzwanzig engl. Meilen. Trotzdem war in den ersten drei Monaten nach dem unglücklichen Brande nur wenig gethan worden, und auch im Winter konnte der Wiederaufbau nicht ganz so eifrig wie im Sommer betrieben werden. Die „Chicago Times" hofft, daß am 9. October, dem Jahrestage des Unglücks, der Welt das staunenswerthe Werk einer in einem Jahr aus ihren Ruinen erstandenen Stadt, ein Denkmal amerikanischer Energie und amerikanischen Unternehmungsgeistes werde gezeigt werden können. Das neue Chicago wird, wie das gewöhnlich bei wieder aufgebauten Städten der Fall ist, das alte Chicago in mancher Beziehung übertreffen. Anzuerkennen ist, daß, trotz der Arbeiter-Bewegungen überall in Amerika und Europa, die Arbeiter in Chicago unter keinem Vorwande zu einer Arbeits-Einstellung geschritten sind. Im übrigen hat auch der Handel der Stadt keineswegs gelitten, und wie sehr sich die ärmeren Classen des Wohlstandes mit erfreuen, geht daraus hervor, daß die Sparcassen-Einlagen seit dem letzten April etwa 2,000,000 Doll. betragen. Der diesjährige Adreßkalender Chicagos (City Directory) enthält 130,000 Namen, 20,000 mehr als im vorigen Jahre.

*) München, Verlag von E. H. Gummi.

Den zahlreichen, enkomiastischen Berichten der deutsch-amerikanischen Blätter über die musikalischen Leistungen des auf Einladung nach Amerika gekommenen Musikcorps des preußischen Gardegrenadier-Regiments „Kaiser Franz" entlehnen wir die nachstehende Notiz (Newyorker „Demokrat" vom 27. Juli): „Die Preußen gaben gestern ihr Abschieds-Concert in den Ver. Staaten, und wohl in dankbarer Erinnerung des überaus freundlichen Empfanges, welchen bei ihrer Ankunft von Deutschland die Stadt Hoboken den Berliner Kindern bereitet hatte, entschlossen sich die Letzteren, ihre Abschiedsmusik auf der Jersey-Seite des Hudson ertönen zu lassen. Unter den Auspicien des, die vereinigten Schützenbrüder von Hudson County würdig repräsentirenden Hauptmannes, Gesetzgebers und Hôtelbesitzers Hermann Busch von Hoboken fand das letzte Concert der Kapelle des Kaiser Franz Gardegrenadier-Regiments Nr. 2 im Schützenpark bei Union Hill statt. Aus allen Theilen von Hudson County waren die Deutschen herbeigeströmt, um die Preußen — von denen alleweile jedes Kind in Amerika spricht — blasen zu hören und blasen zu sehen. Wer nennt die Völker, zählt die Namen, die lauschend hier zusammenkamen? Hoboken stellte natürlich das stärkste Contingent, dann Jersey City, West Hoboken, Hudson City, Union Hill, Town of Union, Guttenberg, und selbst von Bull's Ferry und Fort Lee, Greenville und Bayonne waren die Deutschen gekommen, um sich durch die preußischen Hautboisten an die „traute Heimat ihrer Lieben", erinnern zu lassen. Die Kapelle tritt mit dem heute Nachmittag nach Bremen segelnden Dampfer „Weser" die Heimreise an, und an einem Abschiedsfeste wird es die Stadt Hoboken natürlich nicht fehlen lassen. Verschiedene deutsche Vereine von Newyork, Landwehrmänner u. s. w., werden sich an der Festivität betheiligen und die während ihres Aufenthaltes in Amerika mit Schmeicheleien aller Art überhäuften Preußen an Bord des Dampfers geleiten."

Seit langer Zeit existiren für alle Fächer Special-Kalender; für die Musiker fehlte ein solcher bisher. Ein soeben versandter Prospect benachrichtigt uns von dem demnächstigen Erscheinen eines von Bote u. Bock in Berlin herausgegebenen Musiker-Kalenders für 1873, der bestimmt ist, diesem von allen Musikern schon längst gefühlten Mangel abzuhelfen. Als Redacteur wird der königl. Musik-Director H. Krigar genannt, und bürgt dieser Name für sorgfältige und praktische Bearbeitung des umfangreichen Stoffes.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Rathhäuserstraße Nr. 16.
Verlag von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.



Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] ——— Berlin, den 7. September 1872. ——— [No. 36.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Deutsche biographische Literatur.

A. v. H.: „Margarethe Verflassen". — Dr. Rudolph Elvers: „Victor Aimé Huber". — Angel. v. Lagerström: „Biographisches Gedenkbuch". — C. v. Wurzbach: „Biographisches Lexikon".

Gewiß wäre es überflüssig, die hohe volkspädagogische Bedeutung der biographischen Literatur einer Zeit vorzudemonstriren, welche die Wiedergeburt der deutschen Nation dem Zusammenwirken ihrer besten Söhne unter Führung der klarsten Köpfe und stärksten Charaktere verdankt. Wohl aber mag die Erinnerung taugen, daß all die Helden und Staatsmänner, deren Namen für alle Zukunft mit diesen Riesen-Erfolgen verbunden bleibt, nimmer so weit gekommen wären, ohne die ernste sittliche Kraft, die unserm Volke innewohnt, und von den Geistesheroen, an denen es in allen Schichten keinen Mangel hat, stets lebendig erhalten wird. Diese daher verdienen nicht bloß gleich jenen biographische Denkmäler, sondern je leichter sonst die persönliche Erinnerung untergeht oder gar ihr Name niemals in weite Kreise dringt, desto nöthiger ist es, derlei Charaktere klar und wahr hinzustellen, damit sie erkannt und geliebt werden; die Nachfolge findet sich dann von selbst, und der Same, den das begränzte Wirken eines solchen stillen starken Wesens rings um sich ausgestreut, wird hinausgetragen in das ganze Volk.

In diesem Sinne sei denn das „Lebensbild"*), welches A. H. (wie wir hören eine protestantische Dame aus Hessen) der katholischen Kirche entnommen und von ihrer verewigten Freundin Margarethe Verflassen, des heiteren Rheines frisch kräftigem Töchterlein, der Welt aufgerollt hat. Muthet auch so manches Detail den nicht katholischen Leser sonderbar an, darüber kann sich doch kein Beschauer täuschen: was Gretchen so großartig liebenswürdig machte, war kein beschränkter Confessionalismus, sondern die, freilich in einem echten Christenthum stärkste, sicherste und lebendigste Menschenliebe. Jedenfalls hat das neu-katholische Jesuitenthum nichts damit zu thun, und möchten wir sehr zweifeln, ob dieses, das auf sein „Opfer der Vernunft" und den damit nothwendig verbundenen blinden Gehorsam so gewaltig bettelstolz ist, im Stande wäre, ein Gretchen Verflassen mit seiner unendlichen, klar gewollten Aufopferung für die Mitmenschen auch nur zu dulden und nicht vielmehr mit dem Schraubstock der alle Individualitäten tödtenden Regeln aus der Wurzel zu reißen. Die unerhörte Art, wie ein Montalembert von dieser Sippe behandelt wurde, die himmelschreienden Skandale, die sie sich der armen Schwester Lasaulx gegenüber im Leben und vor der Leiche erlaubte, machen es mehr als wahrscheinlich, daß Gretchen das, was sie ward: eine heitere rastlose Helferin für jede Noth, eben nur dadurch werden konnte, daß ihr sehnlichster Wunsch, in eine Congregation einzutreten, wiederholt vereitelt wurde und stets unerreicht blieb. Uebrigens starb sie eben auch zur rechten Zeit! Männer nach der Art Seiler's, wie ihr geistlicher Rathgeber, der eine hyperfromme Anwandlung mit der humoristischen Warnung „müssen denn die frommen Leute unausstehlich sein?" zurückwies, werden immer seltener; die Knabenseminarien, diese Brutstätten der Unnatur, sorgen dafür, daß derlei gesunde Anschauungen nicht aufkommen, die Diener der Kirche vielmehr immer unfähiger werden, die Welt und ihre Bedürfnisse zu erkennen, daß die Kluft zwischen Welt und Kirche immer größer werde, eine Kluft, welche erst durch die Entartung der Kirche entstand; denn wahrlich, weniger der unheilige Sinn der Weltleute, als die unchristliche geisttödtende Schule jener Männer hat sie aufgerissen, die im Gegensatz zu den bescheidenen nach den Stiftern sich nennenden alten Orden, anmaßend genug, die Gesellschaft Jesu heißen, was doch nur der Gesammtheit der Gläubigen zukäme, und diese in der Wurzel und Ausbildung unheilschwangere Schule, deren Verderblichkeit so viele deutsche Bischöfe zu spät erkannten, treibt, Dank der Schwäche und Unwissenheit so mancher Regierungsmänner, ihr Unwesen noch immer fort, erweitert jene Kluft immer mehr — zum allergrößten Schaden der Kirche selbst, welche dadurch ihrer Aufgabe entfremdet und der Gesellschaft feindlich gegenüber gestellt wird. Die Encyclika hat dies klar angezeigt; die neue Dogmenmacherei ist die allzu richtige Krönung des verwegenen Baues, der darob in sich selbst zusammenbrechen muß und wird. Der Gipfel ist erreicht, aber ein solcher, auf dem sich nicht horsten läßt; man muß wieder herab. Vielleicht könnte man in diesem Sinne, wie einst auch J. v. Görres die Reformation das nothwendigste, der Kirche heilsamste Ereigniß nannte, sogar den 19. Juli 1870 als eine erwünschte Krisis bezeichnen; aber das ändert nichts an der Sache, und es bleibt ewig wahr, was der sterbende Montalembert den um der Einheit willen sich Beugenden zudonnerte: Vous êtes des lâches!

Doch wohin führt uns der heilige Zorn, der jeden redlichen Denker auch und gerade in christlichen Kreisen bei der Erinnerung an das Treiben der Loyoliten ergreifen muß? Wir wollten ja nur auf ein Charakterbild aufmerksam machen, das uns aus der katholischen Welt vorgeführt wurde, kommen daher nochmals darauf, als auf eine der Herz und Geist stärkendsten originellsten Erscheinungen der Neuzeit zurück, indem wir schließlich noch beifügen, daß das frisch geschriebene Büchlein auch sehr

*) Hannover, Carl Meyer, 2. Aufl., 1871, mit Portrait.

interessante Notizen und Briefe von Clemens Brentano enthält, der auch ein „Heiliger" war, an dem die Neukatholischen vielleicht ihre Wunder erlebt hätten. Wenigstens ist es bisher fast überall so gekommen, wo sie sich ihrer Beute sicher glaubten; wir erinnern an Schulte, Maaßen, Florencourt u. a., die alle sich um Döllinger reihen; dem „Unfehlbaren" bleiben nur Nullen. Charaktere können diese Leute eben nicht brauchen; nur Charaktere aber geben der Gesellschaft einen Halt, sie sind die Grundsäulen, um die sich schließlich auch Alles schaart, die Hochwarten, zu denen sich Alles flüchtet, wenn die Stürme ringsum wüthen und die Wogen hochaufthürmend Vernichtung drohen. Und ein solcher festgefugter, stahlharter und doch liebreizender Charakter war, obgleich in kleinerem Kreise wirkend, unser herziges, frisches, einziges Gretchen. Möge das Bild, das die Freundin von ihr giebt, bewirken, daß sie noch im Tode Allen werde, was sie im Leben denen war, die sie kannten!

Trotz des äußerlich ohne Vergleich größeren Gebietes, in dem Huber lebte und wirkte, kann die nun zur Hälfte vorliegende Biographie*) desselben doch gleich hier angereiht werden. Denn in zwei Haupteigenschaften war er recht eigentlich ein Bruder der Obigen: in Stärke des Charakters und in Fülle der Menschenliebe. Die erste vermochte ihn, der für Freundschaft einen seltenen Sinn hatte, selbst alte starke Bande zu zerreißen, nur um nicht einer als falsch erkannten Richtung dienstbar zu bleiben oder zu werden. Es ist empörend und lächerlich zugleich, wenn Pygmäen an Charakter, wie der biographische Feinschnitzler Varnhagen, welcher sich von der Filigran-Arbeit der noch von ihm veröffentlichten „Denkmäler" und von des Tages Scherwenzelei in später Nachtstunde durch Loslassen alles tagüber mühsam zurückgehaltenen Giftes in seinen Tagebüchern erholte und ohne Kritik niederschrieb, was er eben aufgefangen oder in seiner Verbitterung gedacht hatte, wenn — sagen wir — ein Varnhagen und so manche Andere, die nie etwas thun ohne zu erwägen, was es an Orden, Stellen, Geld und Gunst, sei es bei Hof oder bei dem gebildeten liberalen Pöbel trage, sich erdreisten, geringschätzig von Huber als einem Reactionär und Pietisten zu reden! Wer wie Huber die untersten Volksklassen aus ihrer geistigen und materiellen Verkommenheit herauszuheben, ihnen zu eigener That und Selbständigkeit zu helfen sucht, der geht den noch vielfach tonangebenden liberalen Manchestermännern meilenweit voraus, statt wie jene Nergler meinen, hinter ihnen zurückzubleiben, und nicht der lebendige Glaube und dessen Bekenntniß, wie es Huber bewährt, macht den Pietisten, sondern der gedankenlose Quietismus, der seine Faulheit bemäntelt, indem er mit augenverdrehendem „unser Herrgott wird's schon machen" alle Sorgen allein auf Gott legt, seine Leidenschaften, indem er überall Strafgerichte Gottes über die Gegner seiner Meinungen wittert und wünscht, und seine Denkunfähigkeit oder Ungeneigtheit, indem er jeder Forschung mit demüthiger Ergebung in die göttliche Unerforschlichkeit aus dem Wege geht. Nichts von alle dem bei Huber, dem die pietistische Phrasenmacherei im Grunde des Herzens zuwider war, der nie müde wurde, Bausteine zum künftigen Brückenbau der neuen Gesellschaft zu legen und recht sehr der Meinung war, daß Gott gewiß niemals helfe, wo der Mensch nicht redlich das Seinige gethan hat, daher dieser nie aufhören dürfe, zu handeln und zu — denken. Vollends aber jene vermeintliche Einsicht in die göttliche Weltjustiz war ihm als das Uebermaß frevelhafter Heuchelei im Grunde der Seele zuwider. Das Buch des Dr. Elvers zeigt nun, wie dieser Charakter in einem auch äußerlich bewegten Leben geworden ist; das Bild ist psychologisch meisterhaft ausgeführt, aber auch vom höchsten kulturgeschichtlichen Interesse; denn Huber kam schon als Jüngling mit den hervorragendsten Männern in Deutschland und Spanien, in England und Frankreich in Verbindung; ja schon seine Knabenjahre sind nicht bloß für ihn bedeutsam; denn er war der erste und wohl auch der originellste Schüler v. Fellenbergs. Der Abschnitt unseres Buches, welcher diese Epoche behandelt, ergänzt in höchst anschaulicher Weise den Bericht, den Huber selbst darüber kurz vor seinem Tode in Gelzer's „Monatsblättern" gegeben; dieser hatte sich darin mit der freundlichen Nachsicht eines edlen Greises bemüht die Schattenseiten v. Fellenberg's zurücktreten zu lassen; Elvers ist zwar weit entfernt, diese Tendenz seines väterlichen Freundes zu vereiteln, aber er war ebenso diesem volle Gerechtigkeit schuldig und so wird uns erst hier das eigenthümliche Verhältniß klar, das zwischen Schüler und Meister nach und nach entstand. Auch Huber's Mutter, eine Tochter Heyne's, in erster Ehe Gattin des unglücklichen G. Forster, lernen wir hier besser kennen, als aus H. König's einseitigem Buche über Forster. Wohl ebenso geistreich, aber entschieden weiblicher und ungleich reiner, als ihre neuerlich durch das Waitz'sche Buch in Erinnerung gebrachte Zeitgenössin, die ihr wo nicht befreundete, so doch wohlbekannte „Karoline", theilt sie mit dieser die Zugehörigkeit zu den Geistesstarken ihrer Tage, hat aber das doppelte Verdienst voraus, zugleich eine emsige verdiente Encyclopädistin und eine in ihrer Sorge für die ideale Entwickelung ihres Sohnes wahrhaft großartige Mutter zu sein. Ihre Briefe an Victor Aimé sind wahre Perlen der Pädagogik und versöhnen mit so manchem, was uns in anderer Richtung verletzen könnte. So gewinnt das Buch eine sehr allgemeine Bedeutung. Der vorliegende erste Band enthält noch Huber's Wanderjahre, die nach wiederholtem Aufenthalt in Frankreich und England, nach seinen merkwürdigen durch die noch heute fesselnden spanischen Skizzen auch für die Literatur fruchtbar gewordenen Irrgängen jenseits der Pyrenäen und nach einer italiänischen Reise mit der Gewinnung einer festen Stellung als Gymnasiallehrer in Bremen und seiner dort eingegangenen ehelichen Verbindung abschließen. Nach dem reichen Inhalt und der schönen Form des hier Gebotenen kann man mit voller Spannung dem 2. Bande entgegensehen, welcher Huber's akademische Thätigkeit, seine Berliner Beziehungen und sein sociales Wirken, durch welches er zu den Ersten und Letzten unserer Nation gezählt zu werden verdient, schildern soll.

Das Gewicht, welches im Vorstehenden auf die Charakterbildung gelegt wird, drängt dazu, gleich hier eines Unternehmens zu gedenken, mit welchem Fräulein Angelika v. Lagerström, die sinnige Verfasserin der biographischen Skizzen „Edle Frauen", wieder vor das Publikum tritt. Man liebt es, in Kalendern und Tagebuchblättern jedem Tag historische Thaten oder Sinnsprüche aus den Klassikern zur Beherzigung beizusetzen. Frl. v. L. hat diesen Gedanken aufgegriffen und weiter geführt; in ihrem „biographischen Gedenkbuche"**) rollt sie für jeden Tag ein anderes Bild irgend eines durch Leben und Werke hervorragenden Charakters auf; sie hält sich in ihrer Wahl zunächst an die geschichtlich beglaubigten Daten, fügt aber, wo ihr ein solches für irgend einen Tag fehlt, die Skizze eines Mannes ein, hinsichtlich dessen für deren Träger eine derartige Zeitbestimmung mangelt oder nicht maßgebend ist. Kein Zeitalter, kein Volk, kein Stand, keine Religionsgenossenschaft bleibt unberücksichtigt; die Verf. hat einen unbefangenen Blick, der auf das ewig Große

*) Bremen, Müller, 1872, mit Portrait.

**) Gotha, J. Perthes, 1872. 2 Bände.

gerichtet ist und es überall zu finden weiß; sie glüht für alles Edle und Schöne, liebt daher jene, die es hochhalten und möchte gern, daß Niemand einen Tag vergehen lasse, ohne sich in der Erinnerung an eines jener Wesen zu stärken, die, ob auf Thronen oder in ärmlicher Hütte geboren, durch die Kraft ihres Charakters zu Königen wurden; denn nur wer sich selbst beherrscht, ist frei. Man darf hier keine ausgeführten Biographieen suchen; wer solche wünscht, den verweist die Verf. in den Anmerkungen am Schlusse des 2. und 4. Heftes auf ihre Quellen; ebenso wenig darf man die Hefte wie irgend ein Geschichts- oder Novellenbuch in einem Zuge lesen, das würde wegen des allen zu Grunde liegenden Gedankens: der Betonung des Charakters, ermüden, statt anzuregen. Wohl aber soll man es täglich zur Hand nehmen, die dem Tage eben gewidmete Skizze vornehmen und darüber meditiren; gewiß erfüllt es dann seinen Zweck, und der Leser geht mit heiligen Erinnerungen gestärkt an seines Tages Arbeit. So verdient die Sammlung den lebhaftesten Dank; doch regt sie eben auch durch das Anmuthige einzelner Skizzen neuerdings den Wunsch an, daß es der Verf. gefallen möge, ihrem eingangs erwähnten früheren Werke baldigst eine Fortsetzung folgen zu lassen; hatte sie damals, ihrem früheren Wohnsitze gemäß, die Originale für ihren Griffel meist in England gesucht, so möge sie, wieder heimgekehrt, nun auch ihren deutschen Schwestern die liebliche Kraft ihrer Feder widmen.

Wie bei dieser Sammlung das ethische, so steht bei dem Werke, von dessen Fortgang wir heute schließlich berichten wollen, das historische Element im Vordergrunde. Wir meinen Dr. C. v. Wurzbach's biographisches Lexikon der denkwürdigen Personen, welche seit 1750 im österreichischen Kaiserstaate geboren wurden oder gelebt und gewirkt haben.*) In dem Augenblicke, in welchem das Erscheinen der ersten Bände des von dem unvergeßlichen Könige Maximilian II. von Bayern angeregten biographischen Nationalwerkes der Deutschen bevorsteht, hat die Würdigung des Wurzbach'schen Unternehmens ein doppeltes Interesse. Die allgemeine deutsche Biographie soll die ganze deutsche Geschichte umfassen und in 20 Bänden zu 50 Bogen binnen 8—10 Jahren beiläufig 50,000 biographische Skizzen durch die Mitwirkung aller Fachgelehrten Deutschlands bringen; es steht somit ein der Nation würdiges, nach allen Richtungen sorgfältig ausgebautes Denkmal deutscher Kraft und Größe in Aussicht, an dem auch Oesterreich rücksichtlich seiner deutschen Bevölkerung den gebührenden Antheil haben wird. Allein die innige Verbindung, welche zum Heile beider Reiche, des deutschen und des österreichisch-ungarischen, in Zukunft ungetrübt bestehen soll, macht es sehr wünschenswerth, daß auch in dem letzteren ein ähnliches Unternehmen die genaue Kenntniß der in seinen Völkerschaften liegenden Kräfte vermittle und damit das Bewußtsein seiner Stärke nähre. In diesem Sinne nehmen wir daher mit Freuden Akt von dem glücklichen Fortgange des von Hrn. v. Wurzbach in großem Style angelegten und mit ungemeiner Rüstigkeit fortgeführten oben benannten Werkes, welches sich zwar der Zeit nach viel engere und nur bei älteren Familien durch beigegebene Rückblicke überschrittene Gränzen setzt, nämlich mit 1750 anhebt, dafür aber die vielen Völkerschaften des österreichisch-ungarischen Reiches zu berücksichtigen hat und von Einem einzelnen Manne hervorgerufen und geschrieben wird. Allerdings bringt dieser Umstand mit sich, daß der Verfasser in den seinen Studien fern liegenden Gebieten sich auf das ihm zugänglich gewordene Urtheil der Fachmänner stützen muß; allein bei der außerordentlichen Umsicht, mit welcher er diesem nachforscht, geschieht es ihm doch vergleichsweise nur selten, daß er irre geht, wie überhaupt im großen Ganzen die Genauigkeit seiner Daten alle Anerkennung verdient und jedenfalls durch die Reichhaltigkeit der Quellenangaben Gelegenheit zur Selbstnachforschung und Prüfung geboten ist. Von dem riesigen Fleiße und der ungemeinen Arbeitskraft des Verf. kann man sich beiläufig eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß in den seit 1856 bis nun erschienenen und mit „Prokesch" schließenden 23 Bänden auf 10,523 mit verschiedener (auch mit Perl-) Schrift bedruckten Seiten bereits an 12,000 biographische Skizzen mit möglichst vollständiger Angabe der eruirbaren Lebensdaten, der hervorragenden Thaten der Helden und Staatsmänner, der literarischen oder artistischen Werke der Gelehrten, Dichter und Künstler (sammt Verweisung auf die denselben gewordenen Kritiken), der Portraits, Denkmale und Wappen, sehr häufig mit umfassenden genealogischen Tabellen, geboten werden. Ursprünglich viel kleiner (auf nur 5000 Biographien im Ganzen) angelegt, wuchs das Werk dem Verfasser unter den Händen; es zählte am Schlusse des 3. Bandes schon 2000 Biographien und war erst im C.; so wurde es ungeeignet, im Privat-Verlage zu bleiben, da deutsche Buchhändler selten in der Lage sind, auf Jahre hinaus ihre Mittel durch solche Aufgaben zu binden. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften nahm es daher vom 3. Bande an unter ihre Fittige und veranlaßte vom 6. Bande an die Drucklegung in der Hof- und Staatsdruckerei. Dadurch ist nicht nur die weitere Herausgabe gesichert, sondern wurde es auch möglich, schon vom 6. Bande an die Brauchbarkeit des Ganzen durch Beigabe von Stammtafeln und Ausdehnung auf ältere Zeiten mittelst historischer Rückblicke zu erhöhen. Die folgende Tabelle gewährt einigen Einblick in das Gebotene und die allmähliche Erweiterung der Anlage:

1856	erschien	Bd.	1.	A bis Blumenthal	456	S.,				
1857	„	„	2.	Bninski bis Cordova	444	„				
1858	„	„	3.	Cormans bis Eger	432	„				
„	„	„	4.	Egervary bis Füchs	396	„				
1859	„	„	5.	Füger bis Gsellhofer	409	„				
1860	„	„	6.	Guadagni bis Habsburg Ludwig . . .	449	„				
1861	„	„	7.	Habsburg Magdal. bis Hartlieb . . .	416	„				
1862	„	„	8.	Hartmann bis Heyser	469	„	m.	2	geneal.	Tab.
1863	„	„	9.	Hibler bis Hysel .	470	„	„	1	„	„
„	„	„	10.	Jablonowski bis Karolina	484	„	„	2	„	„
1864	„	„	11.	Karoly bis Kiwisch und Nachträge A bis Kinsky.	434	„	„	9	„	„
„	„	„	12.	Klécel bis Korzizska	477	„	„	10	„	„
1865	„	„	13.	Kosarek bis Laykuer	480	„	„	4	„	„
„	„	„	14.	Leicherding bis Lenzi und Nachträge A bis Lager.	496	„	„	9	„	„
1866	„	„	15.	Leon bis Lomeni .	464	„	„	5	„	„
1867	„	„	16.	Landanio b. Marlow	475	„	„	3	„	„
„	„	„	17.	Maronvich b. Meszelény	471	„	„	2	„	„
1868	„	„	18.	Metastasio b. Molitor	469	„	„	7	„	„
„	„	„	19.	Moll bis Myslivecek	500	„	„	6	„	„
1869	„	„	20.	Nabielak bis Odelga	480	„	„	4	„	„
1870	„	„	21.	Odonnell b. Perenyi	486	„	„	7	„	„
„	„	„	22.	Pergen b. Prosradiszky und Nachträge A bis Born.	488	„	„	6	„	„
1872	„	„	23.	Podlaha bis Prokesch und Nachträge A bis Czulen.	381	„	„	7	„	„

*) Wien, Hof- und Staatsdruckerei.

Es sollen nun noch beiläufig 7 Bände folgen, für welche das Material bereits vollständig geordnet vorliegt. Oesterreich wird dann ein in seiner Art einziges biographisches Sammelwerk besitzen, welches weit über seine Gränzen hinaus nicht bloß dem Historiker, sondern insbesondere auch dem Ethnographen die reichste Ausbeute bieten und den Bewohnern des Deutschen Reiches sowohl wegen der schon oben betonten Interessen-Gemeinschaft, als auch vom nationalen Standpunkte wegen der vielen darin behandelten Deutschen, die, in Oesterreich geboren oder dahin „aus dem Reiche" eingewandert, daselbst gewirkt haben, von höchster Bedeutung sein muß. Einzelne Partien aber haben zudem den Werth emsig ausgearbeiteter Monographien; namentlich gilt dies von den genealogischen Artikeln über die großen Familien des Reiches, die vom 6. Bande an, in allen folgenden sich finden. (Die umfassendste ist die Arbeit über das Herrscherhaus Habsburg-Lothringen, welche von S. 119 des 6. B. bis S. 156 des 7. reicht, also 486 Seiten füllt) und von den Biographien der österreichischen Dichter und Künstler, in deren Würdigung die Hauptstärke des Verf. zu liegen scheint. Wir kennen selbe und sein merkwürdiges Sammel- und Ordner-Talent aus dem prächtigen Schillerbuche, das er 1859 herausgab; hier nun finden sich, selbstverständlich ohne die artistischen Beigaben, welche den Reiz jener Jubelschrift erhöhten, mehrere würdige Seitenstücke; vor allen seien davon die Artikel Haydn und Mozart genannt. Strenge Systematiker meinen zwar, die subjektiven Urtheile, welche Herr v. Wurzbach vielfach einmengt, seien vom Ueberfluß und in einem Werke, das vor Allem als Quelle dienen soll, ungehörig. Allein gerade hier gilt das superflua non nocent. Man vergleiche nur dieses und ähnliche Werke; gewiß wird man in anderen nur uchen, was man eben braucht; während in diesem die kernige Frische und soldatische Keckheit — möchten wir sagen — des Ausdruckes anmuthet, fesselt und anregt. Der Dichter verräth sich oft in diesen kühn hingeworfenen Schilderungen, und hat man auch zuweilen etwas gegen sein Urtheil einzuwenden, so hört man es doch gern. Ueberhaupt kann es gar nicht schaden, wenn unsere gelehrten Werke auch ein wenig für das Publikum genießbar gemacht werden; der Fachmann wird sich durch die Subjektivität des Autors doch nicht gefangen nehmen und von weiterer Untersuchung ablenken lassen, während die größere Menge nur durch solche Lebendigkeit der Darstellungen bewogen wird, ihnen Aufmerksamkeit zu schenken. Namentlich im Interesse eines Nationalwerkes ist also gerade die Art und Weise v. Wurzbach's angemessen und wiegt dagegen die Ersparniß von einem oder dem andern Bande, die durch Festhaltung eines bloß referirenden Tones möglich gewesen wäre, um so weniger, als zehn ungelesen bleibende Bände eine größere Verschwendung sind, denn die Ausgabe von 30 gelesenen, die vielleicht auf ein kleineres Volum hätten zurückgeführt werden können. Möge also Herr v. Wurzbach unbekümmert um hypergelehrte pedantische Nergeleien, aber unter gewissenhafter Beachtung begründeter Winke rastlos fortfahren; der Dank der Nachwelt ist ihm sicher!

Fromm und Frei, ein Zeitroman.

Der Verfasser des Romanes*), über den wir im Nachstehenden berichten möchten, hat ihn selbst einen „Zeitroman" genannt, und wir finden diese Bezeichnung so passend, daß wir keine bessere für die Ueberschrift zu wählen gewußt hätten. Dennoch würde man sich sehr irren, glaubte man, es sei dem Dichter darum zu thun gewesen, eine Episode der Welt- oder Tagesgeschichte in dem Momente, wo sich ihr das allgemeine Interesse zugewendet, schnell zu novellistren und eine Arbeit in die Welt zu schicken, für welche wir die Bezeichnung „Spekulations-Roman oder -Novelle" erfinden möchten, falls sie nicht vielleicht schon erfunden ist, denn sie liegt in unserer an solchen literarischen Spekulationen reichen Zeit wahrlich nicht fern.

Der Roman „Fromm und Frei" behandelt die ernsteste Frage der Gegenwart, die aber nicht von unserer Zeit geboren ist und nicht von ihr zu Grabe getragen werden wird, die kirchliche und Unterrichtsfrage, und reiht sich in dieser Hinsicht dem früher erschienenen Romane desselben Verfassers „Die Frau des Ministers" an. Wir möchten ihm vor dieser, mit vollem Rechte so sehr beifällig aufgenommenen Arbeit aber doch noch den Vorzug geben, denn unseres Erachtens nach hat sich der Dichter hier noch mehr „auf die Zinne der Partei" gestellt, noch mehr als in dem genannten Bilde, die grellen Töne vermieden.

Der eigentliche Held des Romanes ist ein junger Dorfschullehrer, dem von dem orthodoxen Pfarrer, seinem Vorgesetzten, jede freiere Gemüthsregung abgeschnitten, alle Bedingungen eines geistigen Lebens systematisch entzogen werden. Auf Veranlassung eines freisinnigen Advokaten, mit dem und einigen gleichgesinnten Freunden er allwöchentlich in der „Waldschenke" zusammen kommt, schreibt er einen Aufsatz über die Trennung der Schule von der Kirche, der Aufsehen und gränzenlose Erbitterung im Lager der Orthodoxen erregt. Er wird als Verfasser desselben entdeckt oder besser verrathen, aus seinem Amte entlassen und mit Gefängniß bestraft. Nach einigen Versuchen, eine andere Lebensbahn einzuschlagen, wendet Heinrich sich der Bühne zu, wird ein berühmter Schauspieler, ohne in diesem Berufe jedoch die erhoffte Befriedigung zu finden, und kehrt nach Jahren, reich an Ruhm und Geld, aber gebrochen an Leib und Seele, in die Waldschenke zurück, wo ihn noch spät ein beglückendes Band mit der ihm treu gebliebenen Jugendgeliebten vereint.

Wir beglückwünschen den Verfasser, daß er Heinrich Schauspieler werden und ihn nicht „unter die Literaten gehen" läßt, denn wir hatten dies bereits gefürchtet. Nicht bloß, daß in diesem Falle unser Held, trotz seines ihm nur zu gut gelungenen Aufsatzes, kein Talent dazu zu haben schien, ist dies das Auskunftsmittel, zu welchem im Leben, wie in der Dichtung die Mehrzahl der „Gemaßregelten" greifen, und es ist eine wahre Equickung, einem solchen auch einmal auf einem andern Lebenswege folgen zu dürfen, besonders wenn derselbe psychologisch so vortrefflich wie hier erklärt ist.

Friedrich Friedrich hat auch in diesem Romane wieder sein eminentes Erzählertalent, seine feine Beobachtungsgabe und Kunst der Charakterschilderung bewiesen. Er zeichnet keine Schablonen-Figuren, die erscheinen, weil ihnen der Verfasser diese oder jene Sentenz in den Mund legen will, sondern seine Gestalten leben, und wir fragen uns, ob wir Diesem oder Jenem denn nicht schon irgendwo begegnet sind, und doch haben wir es hier keineswegs mit bestimmten Individuen, sondern mit selbständigen, aber der Wirklichkeit abgelauschten Schöpfungen des Dichters zu thun. Der Verf. führt uns eine recht bunte Gesellschaft Personen aus den verschiedensten Lebenskreisen, von den verschiedensten Bildungsgraden, Altersstufen, Anschauungen und Gewohnheiten vor, aber jede einzelne ist fein ausgearbeitet, nirgend sind die Farben zu stark aufgetragen. Er hat Licht und Schatten gut vertheilt und

*) Fromm und Frei. Zeitroman von Friedrich Friedrich. Berlin, Hausfreund-Expedition (E. Graetz), 1872.

unseres Erachtens nach nur Einmal, in dem Verhalten des Banquiers gegen den Schreiber, zu grell und nicht ganz wahrscheinlich gezeichnet.

Man wird aus diesen Andeutungen erkennen, daß der Roman Vieles bringt. Fügen wir nur noch hinzu, daß er, was wir noch weit höher schätzen, als die gelungene Form, durchdrungen ist vom Geiste der Wahrheit, vom tiefsten sittlichen Ernst und sich in würdiger Weise in die Reihe der Kämpfer gegen katholische und protestantische Hierarchie stellt. J. H.

Johannes Müller: Lehrbuch der kosmischen Physik.*)

Die Naturwissenschaften sind in einem so rapiden Wachsthum begriffen, daß es immer schwerer wird, auch nur einen Ueberblick über das gesammte Gebiet derselben zu behalten. Jeder sieht sich deshalb gezwungen, sich auf das ihm Zunächstliegende zu beschränken, und vielleicht über die Chemie die Physik, oder über die Zoologie die Botanik, Mineralogie und Paläontologie zu vernachläßigen. Indessen giebt es Einen Zweig der Naturwissenschaft, welcher Allen ohne Ausnahme so nahe liegt, daß dessen Vernachlässigung mit Recht als Mangel an allgemeiner Bildung ausgelegt wird, während man es Niemanden übelnimmt, oder übelnehmen kann, wenn er von Chemie, Botanik, Zoologie rc. keine specielleren Kenntnisse besitzt. Wir meinen die allgemeine Physik des Weltalls, die kosmische Physik. Sie begreift die gesammten größeren Naturvorgänge und Naturprocesse, deren Zeuge der Erdbewohner ist, von den Bewegungen der Gestirne an, bis zu den nähern Beziehungen der Weltkörper unseres Planetensystems untereinander, und speciell die regelmäßigen Vorgänge, welche die Licht- und Wärmestrahlen der Sonne, sowie andere Einflüsse auf unserem Weltkörper in's Dasein rufen, und welche im Zusammenhange betrachtet werden müssen, um recht verstanden zu werden. Wir glauben nicht, daß in irgend einer Sprache ein Buch existirt, welches diese, jedem Gebildeten unerläßlichen Kenntnisse, in einer übersichtlicheren, verständlicheren und ansprechenderen Form bietet, als das Lehrbuch der kosmischen Physik von Prof. Dr. Johannes Müller in Freiburg.

Dieses im besten Sinne des Wortes populäre Werk, welches soeben in dritter Auflage erschienen ist, ist zwar gerade nicht im Tone einer leichten Unterhaltungslektüre abgefaßt, setzt aber nur bescheidene mathematische und physikalische Vorkenntnisse voraus, um dem Leser ein bequemer Führer in die Astronomie, Meteorologie und alle Erscheinungen des allgemeinen Erdlebens zu werden. Die Darstellungsweise schließt sich der in dem bekannten Lehrbuche der Physik des Verfassers durch sieben Auflagen bewährten Methode, zu welcher das vorliegende Werk eine Art Ergänzung bildet, an. Die Vorzüge dieser Methode treten besonders in dem astronomischen Theile hervor, in welchem wir die complicirtesten Bewegungen der Himmelskörper mit einer Klarheit entwickelt finden, die man in den sonstigen astronomischen Lehrbüchern meistens vergeblich sucht. Zahlreiche vortreffliche Illustrationen erleichtern das Verständniß überaus, und bilden zugleich einen Schmuck des Werkes. Das Letztere gilt namentlich auch von dem begleitenden Atlas, der neben den texterläuternden astronomischen und cartographischen größeren Abbildungen auch in Farbendruck ausgeführte landschaftliche Darstellungen enthält, wie die Ansicht des Zodiakal-Lichtes, des Donatischen Cometen, der Luftspiegelung in Abessinien, eines Mondhofes, Nordlichtes u. s. w., die das Buch zu einem Prachtwerke erheben. Die neue Auflage ist an Text und Abbildungen sehr erheblich gewachsen, da die zahlreichen neueren Errungenschaften der Physik, namentlich die spectral-analytische Methode, gerade diesen Zweig derselben so wesentlich erweitert haben. Unter den neu hinzugekommenen Tafeln des Atlasses heben wir insbesondere eine Protuberanzen-Tafel nach Zöllner, und eine Copie der Rutherfurd'schen Mond-Photographie hervor. Einzig in seiner Art, ein abgerundetes Bild der gesammten kosmischen Physik nach ihrem augenblicklichen Standpunkte bietend, wird das Werk jedem Büchertische zur Zierde gereichen, jedem befähigten Leser Freude und Genuß bereiten. Die Ausstattung macht in demselben Maße der Verlags-Handlung, wie der Text dem Verfasser Ehre. E. Kr.

*) Lehrbuch der kosmischen Physik von Dr. Joh. Müller, Professor an der Universität zu Freiburg. Zugleich als 3. Band zu sämmtlichen Auflagen von Müller-Pouillet's Lehrbuch der Physik. Mit 385 in den Text eingedruckten Holzschnitten und 25 dem Texte beigegebenen, sowie einem Atlas von 40 zum Theil in Farbendruck ausgeführten Tafeln. Braunschweig, Vieweg u. Sohn, 1872.

Oesterreich-Ungarn.

Die Zusammenkünfte Joseph's II. und Friedrich's des Großen.*)

Der siebenjährige Krieg war ausgekämpft. Die Zukunfts-Politik der europäischen Staatenlenker trat in eine neue Phase. Friedrich der Große war des Kriegshandwerks müde und verlangte, wie seine Memoiren (Band VI., S. 27 ff.) belehren, nach letzten friedlichen Tagen. Der scharf erwägende österreichische Diplomat, Fürst Kaunitz, sah seine Pläne, die sich in einem allgemeinen großen Bunde gegen Preußen concentrirt hatten, plötzlich durch den Thronwechsel in Rußland nach Elisabeth's Tode durchkreuzt. Preußen föderirte sich mit Rußland und Friedrich ward so vor der Verderben sinnenden Diplomatik des Fürsten Kaunitz gewahrt. Es kam ein Friede zu Stande, der Friedrich im vollsten Besitze seiner Lande beließ. Diese Umgestaltung der Dinge, die Kaunitz' Pläne zunichte machten, bewirkten, daß Letzterer andere Wege einschlug, um wenigstens die immer mehr wachsende Macht Preußens nicht fürchten zu müssen. Als Elisabeth den Thron von Rußland inne hatte, gab er sich lebhaft dem Gedanken hin, durch Föderation mit den größeren Mächten die preußische Macht zu untergraben. Wie hätte er also damals irgend Grund finden sollen oder wollen, eine bloße Defensivpolitik gegen die Macht an der Spree zu schaffen? Es lag ja im Interesse Rußlands, sowie Oesterreichs, als „natürliche Bundesgenossen“ auf Preußen und die Türkei ihre Hauptaufmerksamkeit zu richten. Daß dieses mit Elisabeth's Tode aufhörte, daß jetzt Rußland sogar mit Preußen in freundschaftliche Beziehungen trat, das hatte Kaunitz nicht vorhergesehen, das schien ihm unvorsichtig. (Instruktionen an Lobkowitz, Gesandten in Rußland, vom 3. November 1863.) Die Beziehungen Oesterreichs und Rußlands wurden und blieben also jetzt „kühl bis ans Herz

*) Die Zusammenkünfte Joseph's II. und Friedrich's II. zu Neisse und Neustadt“, von Adolf Beer. Wien, Carl Gerold Sohn, 1872. (145 S.)

hinan". Dies und die herantretende polnische Königsfrage machten Kaunitz immer mehr geneigter, eine Annäherung an Preußen zu suchen; doch gelang dies lange nicht, da zwischen Friedrich und Kaunitz alles Vertrauen mangelte und sie gegenseitig jeden Schritt und Tritt des Andern belauerten und beobachteten.

Im Jahre 1766 schien eine Annäherung möglich. Wegen eines von England beabsichtigten Krieges gegen Frankreich wollte Ersteres eine Verbindung zwischen England, Preußen, Rußland und Oesterreich zu Stande bringen; dies war Ursache, daß Preußen geneigt wurde, (auf Bemühung des Londoner Ministeriums) in eine förmliche Allianz mit Oesterreich zu treten. In diesem Annäherungs-Versuche sah jedoch Kaunitz einen Fallstrick, um Oesterreich bei Frankreich und England zu verdächtigen.

In dem Rescripte an General Nugent, österreichischen Gesandten in Berlin, vom 22. April 1766 heißt es in dieser Beziehung: „Es ist viele Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der ganze Antrag ein uns gelegter Fallstrick und gekünsteltes Werck seye, um sich selbsten verdienstlich, unsern Hof aber entweder bey Engelland oder bey Frankreich und vielleicht bey allen beyden verdächtig und gehässig zu machen, auch wohl gar durch unsere abschlägige Antwort den Argwohn zu erregen, als ob wir mit friedenstöhrerischen Absichten schon dermalen beschäftigt wären, und nur die Gelegenheit eines zwischen dem Haus Bourbon und Engelland entstehenden neuen Kriegs mit Verlangen erwarteten, um wegen wieder Eroberung der Schlesischen Landen einen neuen Versuch zu wagen."

Kaunitz versprach aber im Falle eines Seekrieges zwischen Frankreich und England sichere Neutralität. Nach diesem zeigten sich aber sowohl Preußen als Oesterreich immer mehr geneigt, wenn auch keine Allianz, — denn dies verhinderte die oben ausgesprochene Ansicht des österreichischen Kanzlers, — so doch freundschaftliche Beziehungen zwischen beiden Staaten herzustellen, obwohl es lange nicht gelang, bald aus Gegengründen des preußischen, bald des österreichischen Hofes. Namentlich schwankte hierin Kaunitz sehr bedenklich, der bald eine Zusammenkunft des Kaisers Joseph's II. mit Friedrich aus weithergeholten, unzähligen Gründen als schadenbringend für die österreichische Politik ansah, bald wieder darin einen fundamentalen Punkt für dieselbe fand. Diese hoch interessanten Beziehungen des preußischen und österreichischen Hofes nach dem siebenjährigen Kriege, die nach langem Hin- und Herschwanken endlich erfolgten Zusammenkünfte Friedrich's mit Joseph II. und zum zweitenmale auch mit Kaunitz, die persönlichen Erörterungen dieser Staatsmänner bilden den Inhalt der in der Anmerkung genannten, mit unendlichem Fleiße und großer Gewissenhaftigkeit bearbeiteten Schrift, die vor Kurzem aus dem „Archive für österreichische Geschichte" (XLVII. Bd., II. Hälfte, S. 383—527) besonders abgedruckt erschien. Der vortrefflichen, eingehenden Bearbeitung liegen eine Menge Dokumente, sämmtlich aus dem k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchive, zu Grunde. Ohne weiter auf den mannigfachen, für jeden Historiker werthvollen, detaillirten Inhalt der Schrift einzugehen, denn hier gilt's nur, auf das Buch selbst zu verweisen, sei bloß auf den sonderbaren „Catéchisme politique" des Fürsten Kaunitz, das hauptsächlichste Resultat dieser Zusammenkünfte, hingewiesen, den dieser für eine Art politisches Elixir betrachtete, der Preußen und Oesterreich zu Schiedsrichtern über Krieg und Frieden machen sollte und doch nur ein Verzeichniß von Allgemeinheiten ohne praktischen Werth war, wie schon allein der fünfte unter den 10 aufgestellten Punkten zeigt:

„5. La Cour de Vienne ne cherchera pas à se rapprocher de la Russie, et celle de Berlin en usera de même vis-à-vis de la France. Chacune d'Elles ne se permettra que des procédés honnêtes, et rien de plus vis-à-vis de l'Allié de l'autre, et s'il arrivait jamais, que la Russie fit des propositions d'Alliance à la Cour de Vienne, ou la Cour de Versailles à celle de Berlin, Elles se les communiqueront fidellement et au plutôt."

Diese Naivetät des scharfdenkenden Fürsten muß gerechte Verwunderung verursachen. Auch Friedrich war sehr überrascht, wußte dies aber zu verbergen und zeigte erst später, wie wenig er diesen Catéchisme achte und für präjudicirend ansehe, als er am 15. November 1770 durch seinen Gesandten Rhode ein von ihm eigenhändig geschriebenes, jedoch nicht unterzeichnetes Exemplar dem Fürsten übermitteln ließ. Rbr.

„Intime Briefe aus Prag."

Nächstens erscheint hier ein merkwürdiges Buch, man kann wohl sagen: ein literarisches Unicum. Es ist die Separatausgabe der ersten hundert Nummern einer Reihe von Episteln, die seit zwei Jahren unter dem Titel „Intime Briefe aus Prag" in der Wiener Wochenschrift „Montags-Revue" anonym erschienen sind. Allwöchentlich bringen diese Briefe skandalöse Enthüllungen aus dem tschechischen Oppositions-Lager und pikante Mittheilungen aus dem Leben und Treiben der nationalen Ober- und Untergötter. Dem den böhmischen Partei-Kämpfen Fernstehenden werden diese Artikel allerdings wenig Interessantes bieten — was kümmern ihn die dunkeln Ehrenmänner Skrejschovsky, Hattala, Schick, Vilimek, Jerzabek und Samczuralek? In Prag aber haben die „Intimen Briefe" namentlich im vorigen Sommer ungeheueres Aufsehen erregt. Sie veranlaßten sogar eine hitzige Fehde zwischen dem Blatte der (bekanntlich mit den Feudalen und Clericalen verbündeten) Alttschechen und dem Organe der radicalen Jungtschechen. Nur der persönlichen Intervention des „Vaters der Nation", Palacky's, gelang es damals, die empörten Wogen zu beruhigen und den Frieden zwischen den „Alten", die einige namhafte Vertreter der Jungtschechen-Partei als Verfasser der besonders gegen die Alten gerichteten Episteln gebrandmarkt hatten, und den Jungen wieder herzustellen.

Die Collection dieser Briefe soll durch ein angehängtes alphabetisches Namensverzeichniß der in denselben abconterfeiten obscurorum virorum ein förmlicher Schematismus der tschechischen Koryphäen werden. Jedenfalls ist das neue Buch mehr als ein gewöhnliches Pamphlet, es ist ein bedeutsames Charakteristikon der Zustände in Böhmen. Entschieden aus jungtschechischer Feder stammend — der unbekannte Verfasser gerirt sich zwar als Deutscher, aber sein genaues Unterrichtetsein in den Vorgängen des nationalen Parteilebens, sowie die ganze Schreibweise der mitunter recht witzigen Artikel kennzeichnen ihn deutlich genug als Tschechen — erschließen die Intimen Briefe einen klaren Einblick in das dunkle Getriebe der tschechisch-nationalen Machinationen. Mag es uns auch mit Widerwillen erfüllen, wenn wir den Verfasser mit der genauen Ausführlichkeit eines gewissenhaften Polizeiagenten allwöchentlich seine Berichte abstatten sehen — die Intimen Briefe bleiben doch immer ein wichtiger Beitrag zur Kenntniß der Lage in Böhmen, und ihre Lektüre wäre besonders jenen mit unseren Zuständen nicht Vertrauten zu empfehlen, die, wie es vor einiger Zeit Hr. Gustav Rasch gethan, die tschechische Bewegung als das Ringen eines für die Freiheit, für seine Existenz kämpfenden Stammes begrüßen. Die Männer, die gegenwärtig an der Spitze dieser Bewegung stehen, arbeiten nicht

für die Freiheit; Hand in Hand mit dem Clerus und dem Feudal-Adel arbeiten sie für sich allein, betrügen das Volk und sind darüber bereits insgesammt reiche Leute geworden. Hiefür bringen die Intimen Briefe eine Reihe unwiderleglicher Beweise.

Die Hetzjagd, welche die Alttschechen, voran Skrejschovsky, der Eigenthümer des in deutscher Sprache erscheinenden Tschechenblattes „Politik", nach dem geheimnißvollen Briefschreiber veranstalteten, ist bisher erfolglos geblieben. Einmal glaubte ihn Skrejschovsky in der Person des bekannten jungtschechischen Publicisten Karl Sabina (recte Sovina) ertappt zu haben, doch gelang es dem jungtschechischen Blatte „Narodni Listy" die angegriffene Ehre ihres Parteigenossen glänzend wiederherzustellen. Bekanntlich wurde vor Kurzem Sabina, der, nebenbei gesagt, einer der wenigen wirklich genialen Köpfe der Tschechen ist, und dessen Romane in der That werth wären, in's Deutsche übersetzt zu werden, als Polizei-Spion entlarvt. Die Beweise dafür wurden aus dem Polizeiamte gestohlen, wie ja überhaupt bei allen Unternehmungen der tschechischen Opposition Brief- und Aktendiebstähle und Spionage eine Hauptrolle spielen. Die nationalen Führer hielten ein förmliches Vehmgericht über den entlarvten Verräther ab und verurtheilten ihn zur Verbannung. Skrejschovsky und Consorten geriethen natürlich über den Sturz ihres Todfeindes in unbändigen Jubel. Die bei dieser Gelegenheit auf's Neue auftauchende Behauptung, Sabina sei der Autor der „Intimen Briefe", wurde von der Redaction der „Montagsrevue" als unbegründet erklärt. Der „Intime Brief"-Schreiber selbst bemerkte in seinem nächsten Artikel, er wolle Sabina's Schurkerei nicht vertheidigen, aber Thatsache sei es, daß nur der schnöde erzlose Egoismus der tschechischen Parteimänner, die einen ihrer besten Köpfe darben ließen, es verschuldete, daß Sabina in einer Lage, wo ein Anderer nach der Pistole langt, nach der Klingel am Polizeigebäude griff. . . .

Wenige Tage nach dieser Affaire widerfuhr auch Herrn Skrejschovsky etwas sehr Unangenehmes. Er wurde wegen eines betrügerischen Manövers, das er sich in Angelegenheit der Inseratensteuer zu Schulden kommen ließ, eingesperrt. Mit der Geschichte dieses Manövers schließt das erste Hundert der „Intimen Briefe".

Prag, Ende August. Sintram.

England.

Englische Correspondenzberichte.

II.

Die Komödie der Tichborne-Affaire. — Bund deutscher Männer. — Livingstone. — Büchner's Kraftstoffel in England und Amerika. — Shakespeare ein Buchdrucker. — Das British Museum.

London, Ende August.

Mit Vorliebe beginne ich meine Berichte mit dem Theater, weil dies einer der Punkte ist, wo wir Deutschen uns den Engländern gegenüber stark fühlen dürfen. Das Covent-Garden-Theater, welches die letzten 25 Jahre dem englischen Drama verschlossen war, ward noch im August wieder eröffnet und will sich bestreben wie früher, Haupt-National-Theater zu werden. Eine neue Hoffnung! Aber „Babil and Bijoo, phantastisches Drama in 15 Tableaus, mit Musik, Ballet und Spectacle", heißt das Eröffnungsstück. Es ist wieder nichts! Kürzlich besuchte ich das „Vaudeville-Theatre", wo seit langer Zeit Sheridan's klassische Charakter-Komödie „School for Scandal" gegeben wird, aber — for scandal!

Gleichwohl scheint es den Engländern nicht an großen Schauspielern zu fehlen. „Kläger" Tichborne z. B. zählt viele Tausende von Anhängern, und schon hat man ihm eine Statue gesetzt: Am Eingange von Mde. Tussaud's Wachsfiguren-Cabinet steht er in täuschender Lebenswahrheit. Aber was geht Sie Tichborne an?! höre ich verehrliche Redaction im Geiste ausrufen. Nur Geduld! Ein neues literarisches Erzeugniß, eine umfangreiche Wochenschrift, liegt mir bereits in neun Nummern vor: „The Tichborne News and Anti-Oppression Journal, a Weekly Newspaper and Advocating Fair Play for Everyman." Unter dem Motto: „See not thy brother persecuted" läßt sie am Attorney-General und allen andern Personen, die nicht an des „Klägers" Echtheit glauben wollen, kein gutes Haar und sie selbst hat — „Haare auf den Zähnen." In der Nummer 9 vom 10. August finde ich u. A. eine von 3771 Einwohnern von Southampton an das Parlament gerichtete Petition, worin entschieden die Partei des „Klägers" gegen den Attorney-General genommen wird. Die Sache scheint sich in der That dadurch immer mehr zu verwirren, daß noch andere Galgenvögel an dem Raub theilzunehmen suchen, indem sie dem „Kläger" mit günstigen Zeugenaussagen beistehen. In London werden für die zweite Hälfte des August nicht weniger als vier Tichborne-Meetings angekündigt.

Einige Aehnlichkeit mit genannten Meetings haben, leider muß ich es sagen, die hiesigen „Massenversammlungen der Deutschen." Der „Bund Deutscher Männer", wie ich höre, ein ziemlich radikaler Arbeiterclub, berief die erste Versammlung, um über die Feier eines Nationalfestes am 2. September zu beschließen. Es entwickelten sich aber bald so wahnwitzige Reden, daß die Mehrzahl der vorhandenen vernünftigen Leute davonlief, und so bekam ein Schock internationaler Schwefelbanditen die Oberhand und beschloß die Feier eines „internationalen Verbrüderungsfestes". Die nächste zahlreicher besuchte „Massenversammlung" stellte jedoch die ursprüngliche Idee eines Nationalfestes wieder her und von zwei späteren Versammlungen in der vorigen Woche ist die eine national, die andere international gewesen; indeß wird wohl aus der Sache nicht viel werden, da die bessere deutsche Gesellschaft, als deren Haupt-Krystallisationskern der Turnverein gelten kann, an jenen „Massenversammlungen" nicht betheiligt war. Der Turnverein, der natürlich ein nationales Kolorit trägt, ist übrigens zur Zeit in seinen officiellen Stimmen auch übel auf Deutschland zu sprechen. Er hatte eine Anzahl Vertreter mit großen Illusionen zum Bonner Turnfest geschickt, und jetzt macht man das Vaterland oder gar den Fürsten Bismarck dafür verantwortlich, daß der liebe Gott sie einregnen ließ.

Da ich einmal bei den Meetings bin, so darf ich auch das grandiose „Stanley-Meeting" nicht vergessen, dessen Familien-Aehnlichkeit mit den Tichborne-Meetings ich indeß nicht zu behaupten wage, da ja Colonel Grant mit seinen Zweifeln bei der hohen und theilweise allerhöchsten Versammlung so kläglich abgefallen ist. Die Zeitungen constatiren, daß Stanley's Persönlichkeit einen ganz vortrefflichen Eindruck machte und daß sein Rednertalent und seine Darstellungsgabe wahrhaft bezaubernd wirkte. Ich will nur notiren, daß, außer den gesammelten Korrespondenzen Stanley's an den New-York-Herald, nächstens bei Sampson, Low u. Co. ein zweites Werk von 500 Seiten, mit zahlreichen Holzschnitten nach Stanley's eigenen Zeichnungen, einer Karte seines Weges 2c., erscheinen wird. Hiesige Journale haben bereits einige Illustrationen gebracht; diese machen jedoch

theilweise — besonders Stanley's Begegnung mit Livingstone — den Eindruck von „Schlachtenbildern".

Aus wie verschiedenen Ursachen zieht doch der Mensch in fremde Welttheile hinaus! Dr. Livingstone geht aus Forschereifer, Stanley aus reiner Unternehmungslust, um einen verschollenen weißen Mann in Afrika aufzusuchen (und er findet ihn auch glücklich dadurch, daß er in Central-Afrika mit allerlei Lärm-Instrumenten Spectakel macht); der Kaufmann zieht aus um Geld, der Missionar um Proselyten für seine Religion zu machen, und der große Materialist Büchner will nächstens nach Amerika gehen, um — nun um Vorlesungen über die Vortrefflichkeit des Materialismus zu halten. Es ist kein Zweifel, daß es ihm glücken wird. Die englische Uebersetzung seines neuesten Werkes durch W. S. Dallas (Asher & Co., 1872), die unter dem Titel „Man in the Past, Present and Future" erschien, wird bereits von nicht weniger als vier verschiedenen Verlegern in Amerika gleichzeitig nachgedruckt.

Besonders interessant und neu ist der letzte Abschnitt des Werkes, welcher die Zukunft des Menschengeschlechts behandelt. Büchner entwickelt hier eine Ethik, welche zeigt, wie sich der theoretische Materialismus sehr gut mit praktischem Idealismus verträgt. Die Fortbildung der Menschheit in der Richtung auf Freiheit, Kultur und Glück für Alle ist sein Ziel und sein Maßstab für alle Handlungen. Da aber Büchner nur die Entwickelung von der Zelle bis zum menschlichen Gehirn betrachtet, so ruht sein System auf schwachen Füßen. Die Naturforscher wollen ja beweisen, daß unsere Erde einmal erstarren, in die Sonne stürzen muß u. dgl. Wo bleibt die Moral, wenn das Gehirn der Menschheit irgend einmal einfriert oder von der Sonne zu Brei gedrückt wird? Diese Lücke in der Ethik des Materialismus kann nur die reine Speculation ausfüllen, etwa so: Am Anfang der Ewigkeit war aller Stoff Urnebel und alle Kraft Rotation, Bewegung. Ein Theil der Kraft wurde Wärme, dann Licht, dann chemische Kraft. Wenn ich einen Stab schwinge, so nehme ich zuerst nur Bewegung wahr, schwinge ich ihn schneller, so fühle ich Wärmewellen von ihm ausgehen, dann sehe ich Lichtwellen und endlich entdecke ich unsichtbare Wellen mit chemischer Wirkung. Bewegung, Wärme, Licht, chemische Kraft sind nur neue höhere Evolutionen derselben Urkraft. Ein Sonnenstrahl, der grüne Pflanzenblätter berührte, zeigt keine chemische Kraft mehr, denn Pflanzenblätter erscheinen schwarz auf der Platte des Photographen. Chemische Kraft geht in die Pflanze über und bildet die Zelle und erscheint in neuer höherer Evolution als pflanzliche Vegetationskraft. Aus der Zelle entwickelt sich nach Büchner das menschliche Gehirn, aus der Vegetationskraft die animalische Lebenskraft und endlich die menschliche Vernunft. Weshalb sollte nun mit der menschlichen Vernunft diese Evolution plötzlich aufhören, oder woher wissen wir, ob sich nicht irgendwo im Weltall schon eine neue höhere Evolution vollzogen hat? Was hindert den Materialisten also an „Englein im Himmel" oder gar an einen Gott, ein immanentes Evolutions-Princip zu glauben? Nichts! Der Stoff ferner wandelt sich mit der Kraft und die neue, ich will sie englische Vernunft nennen, wird eines feineren Stoffes als Eiweiß und Phosphor zu ihrer Offenbarung bedürfen, eines Stoffes, der nicht einfriert und sich nicht zu Brei drückt, wenn unsere Erde einmal vom Teufel, will sagen, von der Sonne geholt wird. — Worin bestand der bisherige Fortschritt innerhalb der Menschheit? In der Vergrößerung der menschlichen Vernunft. — Wodurch geschah dies? Erstens, durch Vermehrung der Menschenzahl, zweitens, durch Verbreitung der Kultur, drittens, durch Vertiefung der Kultur. — Welches sind also die Hauptpostulate der materialistischen Ethik für die Zukunft? Eben die fortgesetzte Vergrößerung der menschlichen Vernunft auf den genannten drei Wegen. — Da ist mein Katechismus fertig und ich behaupte, daß dies System, für welches ich mir das Erfindungspatent ausbitte, nicht schlechter ist als die übrigen. Jedenfalls wird das erste Postulat dieser Ethik den Beifall der jüngeren Philosophen finden.

Um auf Büchner's Buch zurückzukommen, so liegen mir darüber gerade ein Dutzend Kritiken verschiedener englischer Zeitschriften vor, vom Standard an, der sich dadurch äußerst unheimlich berührt fühlt — nun ich habe zwei Bilder zur Auswahl — wie Gretchen vor Mephisto, oder wie die Fledermans vor der Laterne, bis zu den Wohlwollenden, welche, wie auch der Uebersetzer Dallas selbst, die Bedeutung des Buches unter Protest gegen Büchner's Folgerungen in socialer und besonders in religiöser Richtung, anerkennen. Unbedingte Anhänger darf Dr. Büchner in England wenig erwarten. Die jüngste, Epoche machende Rede des Präsidenten der „British Association", Dr. Carpenter in Brighton, „der Mensch als Erklärer der Natur", welche ja auch von deutschen Journalen schon wiedergegeben ist, charakterisirt wohl am besten die Stellung der großen Mehrzahl der naturforschenden Freigeister in England. Sie stehen mit der Geistlichkeit durchaus auf gemüthlichem Fuße.

Da berührt mich nun ein anderes Buch besonders sympathisch. Es heißt Shakespeare a Typographic (London, Trübner & Co., 1872), dessen Autor W. Blades mit viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn nachweist, daß unser Shakespeare ein gelernter Buchdrucker war. In der ersten Hälfte des Werkchens wird mit Anführung der betreffenden Gründe entwickelt, was dem großen Dichter sonst schon für Professionen anbewiesen worden sind, nämlich: Fleischer, Schulmeister, Wollhändler, Landwirth, Pferdejunge, Advokatenschreiber, Wundarzt, Anatom, Chemiker, Physiologe, Psychologe, Irrenarzt, Prophet, Soldat, Schiffer, Musiker, Botaniker, Entomologe, Ornithologe, Zoologe, Ethnologe, Alchymist, Zauberer, Kryptokatholik, Protestant, Bibelkenner, Hochkirchlicher, Atheist, Lord Bacon und endlich eine rein mythische Person. Im zweiten Theil des Werkes wird gezeigt, daß Sh., ebensogut wie diese Metiers, auch das eines Buchdruckers verstand, und dagegen läßt sich wenig einwenden; dagegen ist der fernere Beweis, daß er alle jene erwähnten Special-Fächer aus den Büchern lernte, welche er in seiner vierjährigen Lehrzeit bei Vautrollier setzte und druckte, nicht so einleuchtend. Uebrigens ist das Werkchen mit Humor geschrieben; auch hat Blades eine neue Methode entdeckt, die Druckfehler bei Shakespeare und anderen Autoren seiner Zeit besser aufzufinden, welche, wenn vielleicht nicht sehr fruchtbringend, doch recht scharfsinnig ist. Anstatt mit dieser, will ich Sie jedoch lieber mit dem Resultat einer kleinen Untersuchung des Präsidenten der philologischen Gesellschaft, Alex. J. Ellis (Athenaeum No. 2338), unterhalten. Mein weiland Buchbinder in Berlin sprach den Namen Shakespeare's zu meinem großen Aerger beharrlich Schakspêr aus. Ellis beweist jetzt, daß das Sprachgefühl dieses schlichten Bürgers ganz richtig geahnt hat, und daß der Dichter von seinen Zeitgenossen keineswegs Schääkspier, sondern wirklich Schakspêr genannt worden ist.

Zum Schluß will ich noch aufmerksam machen auf die prachtvollen „British Museum Photographs" von W. A. Mansell u. Co., gegen Tausend einzelne Platten in der Größe von 12 und 10 Zoll mit 5000 Objecten, welche, wie wohl kein zweites Werk, geeignet sein dürften, bei wissenschaftlichen Vorlesungen aller Art Dienste zu leisten und zumal denjenigen Gelehrten, welche diesen wunderherrlichen Mikrokosmos aus eigener Anschauung kennen, unschätz-



bare Erinnerungen zu erwecken. Ich schreibe diese letzten Zeilen im Lesezimmer des British Museum, dem schönen Central-Kuppelraum, wo man aller kleiner Sorgen und Plagen des gelehrten Handwerks durch die höflichste Bedienung und den besten Comfort überhoben, frei über alle geistigen Schätze, welche die Menschheit seit Anbeginn aufgestapelt hat, gebietet. Mehr als 40,000 Bände der wichtigsten Werke stehen im Kreise herum, drei Etagen hoch aufgestapelt, so daß ich nur zulangen darf; wünsche ich aber ein anderes Werk, so darf ich es nur in den frei zu benutzenden General-Katalogen, welche den inneren Ring des Saales einnehmen, nachschlagen und notiren, und ehe fünf Minuten vergehen, bin ich im Besitz des Gewünschten. Hier giebt es kein „Verliehen!" oder „Nicht da!" oder gar „Nur an hellen Tagen aufzufinden!" erbauliche Antworten, wie man sie in Berlin nach 24stündigem Warten mindestens zweimal auf drei Anfragen zu bekommen pflegt. Wir sind natürlich lange nicht reich genug, um auch für die Wissenschaft erhebliche Ausgaben machen zu können, aber weshalb sind wir außerdem noch so schrecklich unpraktisch! Jeder, der in Berlin schon mit dem Stoßseufzer „Man kann ja doch kein Buch bekommen", verzichtet hat, überhaupt die k. Bibliothek zu benutzen, wird diese Klagen gerechtfertigt finden. Mir fehlt hier der Raum, die Legion der Uebelstände in Berlin aufzuzählen, nur eine bescheidene Anfrage möchte ich mir an die Bibliothekare erlauben: Auf wie viele der einlaufenden Bestellzettel können sie nicht das gewünschte Buch verabfolgen? Ich wette, daß allermindestens neunzig Procent nutzlos geschrieben sind, und daraus mag man sich denn einen beliebigen Schluß ziehen.

Doch um nicht gar zu ungemüthlich zu schließen, will ich noch ein Postscriptum hinterher schicken:

Major Francis Doyne Dwyer ist mit einer Biographie des bekannten Dichters Charles Lever beschäftigt. Lever hat 1828 in Göttingen studirt und dort Verbindungen verschiedener Art angeknüpft. Sein Biograph hofft nun, daß ein oder der andere Leser des „Magazin" im Stande sein wird, ihm noch fernere Mittheilungen über Lever zu machen, die einen Platz in seiner Biographie verdienen.

Spanien.

Gott im heutigen Spanien.*)

„Der Mensch wird nicht Mensch, so lange Gott Gott ist. — Der Mensch bedeutet die Wissenschaft, Gott die Unwissenheit. — Der Mensch ist die Wahrheit, Gott die Lüge." — Dies sind die Schlußworte einer uns vorliegenden Broschüre „Gott" von dem Spanier Francisco Suñer y Capdevila. Die Lectüre dieser Schrift hinterläßt ein Bedauern über die Irrwege, welche zu gehen der menschliche Geist befähigt ist; speciell aber müssen wir beklagen, daß von einem Weibe diese spanische Broschüre mit einem empfehlenden Vorwort dem deutschen Publikum zugänglich gemacht worden. Die Schrift verdient an sich keine Besprechung; einem deutschen Denker kann sie nur als das Erzeugniß eines hirnverrückten Phantasten erscheinen. Allein der Umstand, daß, gleich dem Verfasser, in Spanien noch viele den gebildeteren Kreisen Angehörige so denken, sobald sie sich von den Fesseln der Kirche losgelöst, wie dies während der Berathungen der spanischen Cortes im Jahre 1869 über das Verhältniß der Kirche zum Staat hervorgetreten, zwingt uns zur Betrachtung der Ursachen dieses Phänomens.

Der spanische Charakter zeichnet sich durch zwei Eigenschaften aus, durch einen festen Royalismus und durch strenge Religiosität. In keinem Lande haben unter regelmäßigen Verhältnissen die Herrscher so viel Autorität besessen, wie die Könige von Spanien, trotzdem durch alte Gesetze den Provinzial-Junten in der inneren Verwaltung hohe Befugnisse eingeräumt waren, und ebenso behauptete sich nirgends der Katholicismus als Staats-Religion in so bestimmt ausgeprägter Gestalt als in Spanien. Ein Land, das durch Jahrhunderte die Inquisition und die Autodafé's als Mittel zur Erhaltung des religiösen Sinnes betrachtet hat, muß auch in der Religion und in den mit ihr zusammenhängenden Traditionen den Mittelpunkt alles Denkens und Empfindens sehen. Daher bildet der Katholicismus den Ausgangspunkt für alle wissenschaftlichen Untersuchungen rein speculativer Natur, und es äußert sich deshalb in Spanien, seitdem das christliche Element das maurische verdrängt hat, die Philosophie entweder in den Fesseln der bestehenden Religion befangen, oder gegen dieselbe polemisirend. Zur reinen Voraussetzungslosigkeit, ganz von den kirchlichen Traditionen abstrahirend, dazu vermochte sich in Spanien das Denken nicht zu erheben, weil es durch das reale Leben zu sehr influirt wurde. Der gebildete Spanier ist entweder Theist oder Atheist in der krassesten Form, die ein Deutscher kaum zu fassen vermag. Die Frage nach der Existenz Gottes bewegt sich allein um den Gedankengang: ist der von der Kirche gelehrte Gottesbegriff richtig, oder ist diese Lehre eine Lüge, und der Gott, der durch die Kirche uns schulmeistert, wäre nur eine Popanz, die von einem einzelnen Stand zu niederträchtigen Zwecken durch viele Jahrhunderte verwendet worden. Dagegen finden speculative Untersuchungen über die Form, unter welcher man sich die Gottheit vorzustellen habe, in Spanien keinen fruchtbaren Boden. Ob man darunter ein transmundanes Wesen, das durch eigene Kraft aus dem Nichts das All' erschaffen, oder es aus sich entwickelt hat, zu verstehen habe, oder ob die Gottheit der Welt immanent ist und so die Weltidee mit der Gottesidee zusammenfällt, diese Fragen haben für den gebildeten Spanier kein Interesse, weil sie mit seinem religiösen Leben in keinem concreten Zusammenhange stehen. Glaubt er an die Existenz Gottes, so glaubt er auch an die von der Kirche gelehrte Dreieinigkeit und an die Heiligen, wird er aber durch Lebensverhältnisse zum Mißtrauen gegen die Religion gedrängt, dann wird er polemisch, er richtet die Pfeile seines Scharfsinnes gegen die einzelnen Momente der geschichtlichen Traditionen der Kirche und hält sich, sobald er diese als Hirngespinste erkannt und lächerlich gemacht hat, für berechtigt, Atheist zu sein, das ganze Sein für etwas Unsicheres, Zufälliges aufzufassen.

Ein klarer Abdruck dieses allgemeinen Charakters ist die genannte Schrift von Francisco Suñer. Dieselbe macht sich zur Aufgabe, im modernen Spanien ein allgemeines Verständniß der neueren Wissenschaften anzubahnen und glaubt durch eine schroffe Opposition gegen die positiven Glaubenslehren, sowie gegen jede religiöse Empfindung überhaupt den ersten Schritt dazu zu thun. Nicht nur der geoffenbarte Gott, sondern auch der Gottesbegriff befinde sich zu der Wissenschaft in einem Gegensatz. „Der philosophische Grundgedanke unserer Zeit ist die reine Beobachtung. Die unseren Sinnen erreichbare Körperwelt und die Bedingun-

*) Gott, von Francisco Suñer y Capdevila. Aus dem Spanischen, nebst einer Einleitung von Hedwig Henrich. Zürich, Verlags-Magazin, 1872.

gen, unter denen Veränderungen dieser Körper stattfinden, ist unsere Wissenschaft. Sie umfaßt nichts, was nicht sinnlich wahrnehmbar, durch Auge und Gefühl uns vermittelt wäre. Gott, der nicht Raum in der Wissenschaft hat, wird darum die erste und bevorzugteste Zielscheibe all' meiner Angriffe sein, rauh und ungeschminkt, wie Alles, was aus meiner Feder kommt."

Den wissenschaftlichen Beweis aber für diese Behauptung bleibt uns der Verfasser schuldig. Wie in seinen jüngeren Jahren seine Gemüthsempfindungen die Grundlage seiner Religiosität bildeten, so bilden jetzt ebendieselben die Grundlage seiner Gottesleugnung und seiner beschränkten Anschauungen von der Wissenschaft. Leopold Auerbach.

Finnland.

Der finnische Dichter Zacharias Topelius.

Eine englische Uebersetzung seiner „Erzählungen eines Feldscheers" (Fältskärns Berättelser) giebt der Newyork Tribune Anlaß zu folgenden Bemerkungen:

„Der in unserm Vaterlande noch ganz neue Name dieses Dichters hat in Europa's Norden echt nationalen Klang; er bezeichnet einen Genius, der in Versen wie in Prosa den wahren Geist seiner Heimat, dessen äußeres Leben wie das verborgene innere, dolmetscht. Topelius ist (obgleich er, setzen wir hinzu, gleich Runeberg, nicht in finnischer, sondern in der wesentlich verschiedenen schwedischen Sprache dichtet) ein so echter Sohn Finnlands, so eingelebt in dessen ganzes Wesen, daß es in allen seinen Schriften sich kund giebt. Er ist in der Hütte des Bauern wie im Palaste, in der Wildniß wie im Volksgewühl, in der mystischen Welt wie in der scharf ausgeprägten Wirklichkeit zu Hause. Alles ist wahr und lebensvoll in seinen historischen Romanen, denen sittliche Reinheit noch höheren Werth giebt. ..... Die „Erzählungen eines Feldscheers" erklärt man für sein bedeutendstes Werk*). Sie beginnen mit den letzten Jahren des Heldenkönigs Gustav Adolf und enden unter Gustav des Dritten Regierung, im Zeitalter einer bis dahin nie erlebten Blüthe der Literatur und schönen Künste Schwedens. Topelius ist ganz unparteiisch in seinen Urtheilen, hat einen ruhigen gleichförmigen Styl, und strebt nie nach unnatürlichen Effekten. ... Aus den Werken dieses Mannes lernen wir, daß Finnland eine Kultur, einen Volksgeist und eine Literatur besitzt, die sein Volk mit in die erste Reihe der gesitteten Nationen stellen.

Zur finnländischen Zeitschriftenkunde.

Die Zahl der von Anfang dieses Jahres ab herauskommenden Zeitschriften Finnlands beträgt 43, von denen 23 in Suomi-Sprache und 20 in schwedischer erscheinen. Helsingfors allein besaß bis jetzt drei der Letzteren; nun ist ihnen unter dem Titel „Morgenblatt" (Morgonbladet) ein viertes beigesellt. Der Ansicht des uns regelmäßig zukommenden Kirjallinen Kuukauslehti zufolge wird dieses „Morgenblatt", obgleich es Vielen entbehrlich erscheinen dürfte, eine große Lücke ausfüllen. Unsere „Allgemeine Zeitung" (Finnlands Allmänna Tidning), sagt der Berichterstatter, ist officieller Stimmführer der Regierung; das „Hauptstadts-Blatt" (Hufvudstadsbladet) ist vorzugsweise allgemeiner Anzeiger für Helsingfors;*) sonach hat das „Tageblatt" (Dagbladet) seit Jahren unter dem schwedisch redenden Theile des Publikums beinahe literarische Alleinherrschaft geübt. Daß diese Zeitung immer einem rohen Materialismus gehuldigt und folglich in Sachen der Religion wie der Nationalität zu Grundsätzen sich bekannt, welche keineswegs die unsrigen sind, mag hier auf sich beruhen; schlimmer ist der Umstand, daß es die in Suomi-Sprache erscheinenden Blätter nach besten Kräften mit Schmähungen und Verleumdungen verfolgt und überhaupt eine sehr zweifelhafte Gesittung bekundet. In Sachen des Volksthums verheißt das „Morgenblatt" Billigkeit für Alle, und stellt der schwedisch redende Theil unserer Bewohner sich auf dieselbe Basis, so wird ihm hoffentlich nicht mehr entgehen, daß auch wir nichts als Billigkeit beanspruchen. Selbst die Moralität des „Tageblatt" kann durch den neuen Collegen und Mitbewerber nur gewinnen."

Im weiteren Verlaufe seiner Betrachtung beklagt das erwähnte „Literarische Monatsblatt" den in Finnlands Zeitschriften noch immer vermißten Geist einträchtigen Zusammenwirkens, äußert aber auch sein Wohlgefallen daran, daß die Zahl der in finnischer Sprache (Suomi) abgefaßten Blätter schon etwas überwiegend ist.

Kleine literarische Revue.

— **Das Deutsche Reich, nach Sam. Pufendorf.** Im J. 1667 war unter dem Autor-Namen Severinus von Monzambano, eine lateinisch geschriebene, staatsrechtliche Arbeit über die Verfassung des Deutschen Reiches erschienen, die sowohl wegen ihrer freimüthigen, politischen Anschauungen, als wegen ihres Abweichens von der damals landläufigen, Aristotelischen Theorie der Staats- und Regierungsformen, allgemeines Aufsehen erregte. Natürlich wurde diese Schrift, eben wegen ihrer sogenannten Neuerungen, wegen ihrer Ankämpfung gegen herrschende Ideen, die man bloß, weil sie alt und hergebracht waren, nicht wollte antasten lassen, ein „ruchloses Werk" genannt, dessen pseudonymer Verfasser auf allen Universitäten die heftigsten Angriffe erfuhr. Wie groß war nun das gelehrte Erstaunen, als sich nachmals, in der revidirten neuen Ausgabe des Buches der Professor des Natur- und Völkerrechts in Heidelberg, Samuel Pufendorf, als der wahre Verfasser entpuppte. Allerdings hatten jetzt seine bei ihrer ersten Veröffentlichung als paradox erschienenen Gedanken über Kaiser und Reich, über das traurige, römisch-deutsche Imperium, über die verderbliche österreichische Haus-Politik der Habsburger, über weltliches und geistliches Regiment der kleineren Fürsten, über eine „Staatsverfassung ohne Vor- und Ebenbild", wie die deutsche, schon allgemeineres Verständniß und Zustimmung gefunden. Ja, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte eine solche Achtung vor dem geschichtlich-politischen Scharfblick des Verfassers der Schrift von Monzambano, daß er ihn, als Brandenburgischen Historiographen nach Berlin berief, wo Pufendorf am 16. October 1697 verstorben ist.

*) Die englische Uebersetzung (von Selma Borg und Maria Brown) ist betitelt: The Surgeons Stories, an historical novel

*) Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß das widerwärtige Wort Annonce jetzt auch in Finnland sich einschleicht.

Es ist überraschend, welche Lichtblicke die Arbeit Pufendorf's über das Deutsche Reich von 1667 auf die Verfassung des Deutschen Reiches von 1870 fallen läßt. Es hat dieser Umstand Anlaß zu einer geistvollen Rede gegeben, die der Professor der Rechte, Dr. Otto Franklin in Greifswald, vor einigen Monaten bei seinem Antritte des Rectorats gehalten.*) In ganz ähnlicher, patriotischer Weise, wie der Verfasser, hat auch bereits der berühmte Christian Thomasius, ein persönlicher Freund Pufendorf's, bald nach seiner Habilitation in Halle, wo er Vorlesungen über P.'s Werk hielt, dasselbe commentirt und es den jungen Akademikern als ein Vorbild ihrer künftigen Bestrebungen zur „Einigung des Reiches“ und zur „Förderung seines wahren Nutzens“ empfohlen.**)

— **Tausend und Eine Nacht,** die alten und ewig jungen arabischen Märchen, erscheinen jetzt abermals in einem neuen, schön geschmückten Gewande auf dem Büchermarkte. Die Rieger'sche Verlagshandlung in Stuttgart veranstaltet nämlich eine erneute Ausgabe der anerkannt besten deutschen Uebersetzung dieses morgenländischen Märchengedichtes, nämlich der vollständig und treu nach dem Urtext gearbeiteten Uebertragung von Dr. Gustav Weil, Professor der morgenländischen Sprachen an der Universität Heidelberg. Die uns gegenwärtig in den ersten vier Heften vorliegende Auflage ist die vierte der Weil'schen Uebersetzung; sie ist vollständig umgearbeitet, mit vielen belehrenden Anmerkungen und einer Einleitung versehen, und mit zahlreichen Holzschnitten — das ganze Werk soll mehrere Hundert enthalten — geziert. Man kann das letztere Wort, was auf Holzschnitte bekanntlich nicht immer anwendbar ist, hier mit gutem Rechte brauchen; die Illustrationen bilden, so viel wir davon gesehen, nach Zeichnung und Ausführung wirklich eine Zierde des Werkes.

— **„Die neuen Reichs-Goldmünzen und die deutsche Mark als Rechnungs-Einheit.“** Im Verlage der Lüderitz'schen Buchhandlung ist kürzlich von H. F. Kameke, dem Verfasser des Schnellrechners, eine kleine Broschüre erschienen, welche Niemand ohne Nutzen aus der Hand legen wird. Dieselbe giebt nämlich, nach einer kurzen Einleitung über die Verhältnisse der Gold- und Silberwährungen zu einander, einen kurzen historischen Ueberblick über die Einführung neuerer Goldmünzen in den verschiedenen Ländern Europa's, von den Dukaten oder Florin's an, welche zuerst 1252 (?) in Florenz geprägt wurden, den Lübeck'schen (1340) und rheinischen Goldgülden (1370), deren Namen sich nun auf eine Silbermünze vererbt hat, bis zu den nach dem spanischen Worte piastola (Plättchen) genannten Pistolen, welche zuerst 1640 in Frankreich unter dem Namen Louisd'or und 1713 (die Jahreszahl 1513 des Textes ist natürlich ein Druckfehler) in Preußen als Friedrichsd'or eingeführt wurden. Es folgt die Darlegung der Motive, aus welchen man nicht den Franc, welcher auf der Pariser internationalen Münz-Conferenz (1867) als Einheit vorgeschlagen worden war, hat annehmen mögen, und ferner die Mark dem Gulden vorgezogen. Es werden alsdann das ganze Gesetz betreffs der Ausprägung der Reichs-Goldmünzen, nebst den hauptsächlichsten bei der Verhandlung im Reichstage daran geknüpften Vorschlägen wiedergegeben, und schließlich in einer zweiten Abtheilung, die Rechnungsvorzüge des neuen Münzsystems dargelegt. Dieser Abschnitt ist auf das Beste den praktischen Bedürfnissen angepaßt, so daß die kleine Schrift nach allen Seiten zur Benutzung bestens empfohlen zu werden verdient.

*) Das deutsche Reich nach Severinus von Monzambano. Greifswald, Akademische Buchhandlung (J. Bindewald), 1872.

**) Eine gute deutsche Uebersetzung des „Severinus von Monzambano“ hat Herr Dr. Harry Breßlau (Berlin, 1870) herausgegeben.

— **Bibliographie auf dem Gebiete der Novellistik.** In neuerer Zeit sind uns folgende Novitäten zugegangen:

Die Rose von Heidelberg. Historischer Roman aus dem Pfälzerkriege, 1689—1693, von L. v. Robiano. Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig. 5 Bände.

Hinter den Coulissen. Erinnerungen und Biographien aus der Theaterwelt, von Max Ring. Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig. 2 Bändchen.

Die Fürstentochter, von Armand. Verlag von Carl Rümpler, Hannover. 3 Bände.

Fränzchen Sebastiani, von Gustav vom See. Nebst einem Anhange: Ueber den St. Bernhard. Carl Rümpler, Hannover. 1 Band.

Selbst errungen. Roman von Alfred Graf Adelmann. Verlag von Carl Rümpler, Hannover. 3 Bände.

Reiter und Jäger. Eine Erzählung in drei Büchern von Fr. v. Krane. Eduard Trewendt, Breslau. 2 Bände.

Die ersten Glieder einer langen Kette. Roman von Ernst Freiherrn v. Bibra. Verlag von Richter und Kappler, Nürnberg und Leipzig. 3 Bände.

Neue Erscheinungen von Asher's Collection of English Authors (British and American):

The Laird of Norlaw, by Mrs. Oliphant. 2 volumes.
The Harveys, by Henry Kingsley. 1 volume.
Middlemarch, by George Elliot. (Book 4. Three Love Problems.)*)
How it all happened and other stories, by Mrs. Parr. 2 volumes.
Country Stories, old and new, by Holme Lee. 2 volumes.
The Room in the Dragon Volant, by Le Fanu. 1 volume.

Literarischer Sprechsaal.

Die am 1. September durch Se. kaiserliche Hoheit den Kronprinzen des Deutschen Reiches eröffnete, geschichtliche Ausstellung kunstgewerblicher Gegenstände Berlins im Zeughause bietet, trotz der angeblichen Armuth unserer Stadt an solchen historischen Reliquien und der sogenannten Nüchternheit der norddeutschen Einrichtungen, dennoch ein reiches und lehrreiches Material, wie es in dieser Weise wohl noch kaum zusammengestellt sein mag, und bliebe die Ausstellung länger, als die zwei Monate, auf welche die Darleiher sich ihres Besitzes entschlagen haben, bestehen, sie könnte sich dreist mit den Sammlungen Londons (in South Kensington) und Münchens, sowie mit der Ambraser Sammlung Wiens messen. Aus Schlössern, Museen, Privatbesitz, der Minutoli- und der Hahnemann-Sammlung und aus dem Gewerbe-Museum sind die erlesensten Stücke gewerblicher Kunst, die Berlin besitzt und die, nächst einem dem älteren Mittelalter gewidmeten Compartiment ungefähr die vier

*) Von „Middlemarch“ erscheint jetzt eine autorisirte deutsche Uebersetzung, von Emil Lehmann, bei Franz Duncker in Berlin. Uns liegen die ersten drei Halbbände vor, deren das Ganze acht umfassen wird.

Jahrhunderte von 1450—1840 umfassen, zusammengestellt, und es ist namentlich an Möbeln, Webereien, Stickereien, Thon, Glas, Porzellan, Metall, Waffen und Kleinkünsten eine wahre Mustersammlung geschaffen. Noch mehr aber zeichnet sich dieselbe durch die systematische Art der Aufstellung aus, deren Verdienst dem Dr. Jul. Lessing und dem Hauptmann Ising gebührt. Letzterer hat in der Vorhalle des Zeughauses die herrliche Waffen- und Rüstungs-Sammlung zu vortrefflicher Anschauung gebracht. Dr. Lessing aber hat den ihm überwiesenen Raum in Abtheilungen zerlegt und diese in streng historischer Ordnung als Zimmer vollständig möblirt und ausgestattet. Von der spät mittelalterlichen Zeit führt diese Reihe von Compartimenten über die italiänische und deutsche Renaissance zur Berliner Spät-Renaissance, der Zeit des Großen Kurfürsten, die sich dreist mit dem Zeitalter Louis XIV., auch was die deutsche Kunst betrifft, messen kann, und dann über die Barock- und Rococo-Zeit in den Zopfstyl, aus dem uns dann die Uebergangs-Epoche Friedrich's des Großen, ferner die üble Zeit, der man in der Kunst den Namen „Empire" gab, und die Rückkehr zur Nüchternheit in den Tagen nach dem Befreiungskriege rettete. Mit dem hellenischen Aufschwung der Tage Schinkel's schließt diese Anordnung.

Verschönert wird das Ganze durch die mächtigen Gobelins, mit welchen der Sammlungsraum vom übrigen Zeughause abgetheilt ist, und durch die überreichen keramischen Schätze, die an der Hauptfront in Schränken aufgestellt sind. Möchte der erste Versuch dieser Art von Leih-Ausstellungen, zu denen die Existenz des Gewerbe-Museums die Veranlassung gab, den inländischen Handwerker belehren und das Ausland, das ja zum Theil noch reicher ist, als wir, reizen, mit uns durch diese Art systematischer Aufstellung in die Schranken zu treten.

„Die neue französische Republik," ist ein Artikel überschrieben, den das Organ der liberal-demokratischen Partei in Brüssel, „La Discussion" vom 25. August, enthält. „Worin besteht der Unterschied, ruft das belgische Blatt, zwischen der Regierung Napoleon's III. und der des Herrn Thiers? Ist etwa die Presse in Frankreich freier, sind die Theater moralischer, ist das Selfgovernment zur Wahrheit geworden, ist die Gewissensfreiheit mehr geachtet, als früher? Weniger als jemals wissen die Bewohner der Städte und des platten Landes in Frankreich etwas davon! Die ganze staatsbürgerliche Thätigkeit dieses Volkes von 38 Millionen ist in zwei oder drei großen Städten concentrirt, wo Factionen ohne Moral und ohne Gewissen einander die Gewalt streitig machen. Während Herr Thiers Revuen abhält, Experimente mit Kanonen anstellt und die „Revanche" vorbereitet, läßt er Frankreich in tiefer Unwissenheit verkommen und überläßt er die Landleute, die zuletzt doch den Kern der Nation ausmachen, dem Fanatismus der Bischöfe und der Gnade der geistlichen Congregationen."

In ähnlicher Weise drückt sich das Journal des Débats (vom 22. Aug.) über den Zustand Frankreichs aus: „Was soll man," ruft es, „von jener Leichtigkeit sagen, mit welcher wir von einem Tage zum andern den Gegenstand unserer Huldigungen wechseln, indem wir uns heute mit einem Könige, morgen mit einem Kaiser und übermorgen mit einem republikanischen Präsidenten glücklich preisen? Sollte dies ein Beweis für jenen obstinat monarchischen Sinn sein, den gewisse Forscher in uns entdeckt und nachgewiesen haben? Nein! Weder monarchische noch republikanische Neigungen haben damit etwas zu schaffen! Was man darin zu erkennen vermag, ist höchstens ein neues Merkmal von dem unverbesserlichen Leichtsinn und der Frivolität unserer Sitten und Gewohnheiten: Wir haben die bittersten, traurigsten Unfälle erfahren und in Folge dessen nur ein um so lebhafteres Bedürfniß, uns zu zerstreuen und zu amüsiren."

Sogar das Organ des Herrn Thiers, das „Bien public", fand sich in diesen Tagen zu folgenden Bemerkungen veranlaßt: „Eine der ureigensten Seiten unseres französischen Charakters ist, daß wir uns für geborene Politiker halten. Mancher, der Anstand nehmen würde, in einem Spezereiladen Gehülfe zu sein, weil es ihm an den nöthigen Kenntnissen fehlt, fühlt sich gleichwohl im Stande, den Staat zu regieren. Unsere Geschichte ist reich an solchen Beispielen. Daher alle jene Staatsmänner, jene Abgeordneten, jene Minister und Generale, die in schwieriger Lage hinter ihren Aufgaben weit zurückblieben; daher jene Schlachten, die entweder durch Zufall gewonnen wurden, oder, wenn nun ein solcher Glücksfall nicht eintrat, durch Unfähigkeit verloren gingen."

Herr Prof. Dr. v. Bischoff in München antwortet in der Augsb. Allg. Ztg. (Nr. 233—34) auf die gegen ihn gerichtet gewesene Denkschrift eines Professors in Zürich über Universitäts-Studien der Frauen (Nr. 32 des „Magazin"). Herr v. Bischoff läßt sich durch die in Zürich gemachten, wenigen Erfahrungen durchaus nicht überzeugen, daß seine frühere, auf das Zeugniß von Jahrhunderten und Jahrtausenden der Kulturgeschichte sich stützende Thesis: „es fehle dem weiblichen Geschlechte nach göttlicher und natürlicher Anordnung die Befähigung zur Pflege und Ausübung der Wissenschaften und vor Allem der Naturwissenschaften und der Medicin" unrichtig sei. „Ich schließe," bemerkt er in seiner Erwiderung, „mit der wiederholten Aufforderung, sich nicht durch einzelne Experimente und selbst nicht durch Leistungen einzelner Persönlichkeiten in einer Sache täuschen zu lassen, über welche die Erfahrungen von Jahrhunderten entschieden haben. Die Frauen sind nicht zur Pflege der Wissenschaften berufen, darüber kann kein Zweifel mehr herrschen. Darin liegt für sie, welche so unendlich viele andere und nicht minder wichtige Aufgaben für die menschliche Gesellschaft haben, nicht die geringste Herabsetzung. Die Medicin aber ist das am allerwenigsten geeignete Studium für die Frauen, einmal weil seine Aufgaben und Anforderungen die allerschwierigsten sind, und zweitens weil deren Lösung und Ueberwindung die Verläugnung und Verletzung der besten Seiten der weiblichen Natur erfordert. In ersterer Beziehung lasse man sich nicht durch den noch unvollkommenen wissenschaftlichen Standpunkt der Medicin täuschen. Er begünstigt scheinbar das Betreiben derselben mit unvollkommeneren Kräften und Befähigungen, erfordert aber in der That im Gegentheil gerade das höchste Maaß derselben. Wer es gut meint mit den Frauen, der fordere sie nicht auf, sich auf einen Weg zu begeben, der ihnen auf die Dauer weder innere noch äußere Befriedigung gewähren kann. Sehr beherzigenswerth ist in dieser Hinsicht ein in der Newyorker Abendpost erschienener, in der London Medical Times and Gazette 1872, p. 519, wiedergegebener Brief einer amerikanischen Aerztin, welche Medicin studirt, „in Ehren" (wie sie sagt) den Doctorgrad erworben und fünf Jahre lang „mit Erfolg" prakticirt. Sie warnt alle Frauen, diesen Weg einzuschlagen, den sie, obwohl gesund und kräftig, aufgegeben hat, weil sie nicht im Stande war, mit jungen Männern im ärztlichen Berufe zu concurriren."

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.
Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. · **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] ——— **Berlin, den 14. September 1872.** ——— **[Nº· 37.**

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Denkwürdigkeiten des Frhrn. v. Stockmar.*)

Es ließ sich erwarten, daß Denkwürdigkeiten aus den Papieren eines Mannes, dem „von seinen Freunden in den regierenden Häusern von Belgien, Coburg, England und Preußen" ein Grabdenkmal gewidmet wurde, manches Schätzenswerthe enthalten müßten, und diese Erwartung bestätigt sich vollkommen; fast jedes Capitel des umfangreichen Buches verbreitet neues Licht über den besprochenen Gegenstand, und die Gegenstände, theils Personalien fürstlicher oder sonst hochgestellter Personen, theils politische Begebenheiten, sind alle von mehr oder minder allgemeinem Interesse.

Stockmar, (geb. 1787, gest. 1863) den Prinz Leopold von Coburg als praktischen Arzt während der Befreiungskriege in den Lazareten und im Felde kennen lernte, wurde von ihm, als er die englische Thronerbin heiratete, zum Leibarzt ernannt, vertauschte jedoch diese Stellung bald mit der eines Hofmarschalls und Sekretairs. Nachdem Leopold den belgischen Thron bestiegen, gab Stockmar den Dienst auf, und lebte nun unabhängig, im Genuß einer Pension, als vielfach zu Rath gezogener Freund des Königs, oft in Geschäften, besonders aber in der Familienpolitik verwendet. So geschah es, daß er dem Prinzen Albert, der Königin Victoria, deren Kindern, vornehmlich der jetzigen Kronprinzessin von Preußen nahe trat, daß er sah und erfuhr, was nur Wenigen zu schauen und zu wissen vergönnt war, und daß er mehr als einmal gute Samenkörner zur rechten Zeit in den rechten Boden legen durfte. Die kurze Biographie, welche der Sohn den Denkwürdigkeiten des Vaters vorausschickt und diese selbst verbürgen es, Stockmar war durch und durch eine ideal strebende Natur, und ein Mensch von scharfem, praktischem Blick, von umfassendem Verstande, großer Energie, vollkommener Uneigennützigkeit und seltener Hingebung.

Ueber sein Verhältniß zum Prinzen Albert sagt Gustav Freytag: „Wer Wesen und Bildung des Prinz-Gemahls, wie es in den „Speeches and Addresses" jetzt auch weiteren Kreisen vertraulich geworden ist, näher betrachtet, der wird mit starken Zügen dieselbe deutsche und freie Auffassung und dieselbe Methode politischer Bildung ausgeprägt finden, zu welcher Stockmar gekommen war. Jede Erscheinung zu verfolgen bis zu ihrem Ursprung, den Verlauf großer politischer Ereignisse mit dem gespannten Interesse eines Naturforschers zu betrachten, zur Grundlage der Beurtheilung aller irdischen Verhältnisse immer moralische und ethische Forderungen zu nehmen, einen festen Glauben an die Güte der menschlichen Natur zu bewahren, dem Perfectionstrieb der menschlichen Gesellschaft fest zu vertrauen, auch bei Verirrungen und Verbildungen der Individuen und Staaten nicht an der heilenden Kraft zu verzweifeln und die eigenen Hilfsmittel immer auf das Gute, nie auf das Schlechte im Menschen zu begründen, das wurde die letzte Grundlage für das Urtheil und Handeln des Prinzen wie seines Lehrers. Auch in der Unterhaltung konnte man eine ähnliche Methode der geistigen Arbeit beobachten, — beide liebten, sich und Anderen in deutscher Weise das Einzelne durch allgemeine Gesichtspunkte zu befestigen, beide hatten große Freude an wohlgeordneter Erörterung, in beiden war dieselbe souveräne Verachtung gegen den Schein ohne entsprechenden Inhalt". Und Stockmar's Sohn fährt in der biographischen Skizze ergänzend fort: „In dem Verhältniß zu Stockmar erscheint nun der Prinz ganz besonders liebenswerth. Denn wenn St. im Umgang sehr anziehend war, so war er andererseits in der Form durchaus nicht höfisch, etiquettenmäßig, sehr geradezu, ein wenig tadelsüchtig, ein wenig schwarzsichtig, von rücksichts- oft schonungsloser Offenheit gegen die Fürsten, deren Vertrauen er genoß, fast noch mehr als gegen andere Menschen; sehr fest und entschieden in seinen Ansichten, von großer Selbständigkeit und eigener Initiative, sobald er einmal einen Auftrag in fremden Angelegenheiten übernommen hatte. Er war also für einen Fürsten kein bequemer Umgang, wenn dieser nicht eigenen Werth und Kraft genug fühlte, sich über die künstlichen Scheidewände und Formen hinwegzusetzen, die sich zwischen Fürsten und gewöhnliche Sterbliche stellen, und ganz frei als Mensch dem Menschen gegenüber zu treten, sich rein menschlich zu geben und das rein Menschliche zu suchen."

Die vier ersten Capitel der Denkwürdigkeiten behandeln den Abbruch des Verlöbnisses der Prinzeß Charlotte mit dem Prinzen von Oranien, Leopold's Bekanntwerden mit der Prinzeß, die Heirat, der Prinzessin Tod, die Verheiratung des Herzogs von Kent, und die Geburt der jetzigen Königin von England. Das fünfte Capitel ist der Candidatur Leopold's zum griechischen Thron gewidmet, das sechste und siebente Wellington und Polignac. Des letzteren Plan zur Umgestaltung der Karte Europa's legt ein merkwürdiges Zeugniß dafür ab, daß gewisse Gelüste in Frankreich zu allen Zeiten und unter allen Regierungen bestanden haben. Die vier folgenden Capitel erörtern eingehend die belgische Sache, das zwölfte betrifft die Regelung der Frage der englischen Jahresrente, die Leopold als Gemahl der Prinzeß Charlotte bezogen hatte, und auf die er unter gewissen Bedingungen freiwillig verzichtete als er die belgische Königskrone

*) Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Christian v. Stockmar. Zusammengestellt von Ernst v. Stockmar. Braunschweig, Friedrich Vieweg, 1872.

annahm. Capitel dreizehn und vierzehn beziehen sich auf englische Angelegenheiten, und das letztere hat besonderen Werth durch den Einblick, welchen es in das Getriebe der constitutionellen Regierung gewährt, insofern es den Einfluß des Königthums lebendig zur Anschauung bringt. Das Lager von Kalisch im September 1835 und die Heirat der Königin von Portugal mit Ferdinand von Coburg sind die Themata des nächsten Capitels. Ueber jenes Lager entschlüpften dem Fürsten Wittgenstein in der Zerstreuung die Worte: „Mein Gott, wie ist das alles gênant! Es thut mir nur leid um den alten Herrn, [Friedrich Wilhelm den Dritten] daß wir uns so blamiren; denn wir machen mit allen unsern Spielereien den Leuten nicht bange." Bis zum einundzwanzigsten Capitel gehen die Mittheilungen über den englischen Thronwechsel, die Regierungsanfänge der Königin Victoria, die ersten Jahre ihrer Ehe mit dem Prinzen Albert, den Pathenbesuch Friedrich Wilhelm's des Vierten, die hohen Gäste i. J. 1844, besonders den russischen Kaiser. Dann ruft ein Capitel die spanischen Heiraten ins Gedächtniß, die zu ihrer Zeit so gewaltigen Staub aufwirbelten, und deren Bedeutung jetzt, man kann wohl sagen, vollständig verschwunden ist. St.'s Ansichten über die Entwickelung in Preußen seit Berufung des vereinigten Landtags machen den Uebergang zum zweiundzwanzigsten Capitel, welches die deutschen Angelegenheiten des Jahres 1848 in vielfach aufhellender Weise zur Sprache bringt. Bis 1856 begleiten die vier folgenden Abschnitte den Gang der politischen Ereignisse in Europa und den orientalischen Krieg. St. pflegte regelmäßig den Winter und Frühling am englischen Hofe als dringend eingeladener Gast, die übrige Zeit des Jahres im Schooße seiner Familie in Coburg zu verleben, wenn ihn nicht politische Missionen nach Frankfurt a. M., Erfurt oder Berlin führten. Im Frühjahr 1857 kehrte er von England nach Deutschland zurück, um es nicht wieder zu verlassen. Die beiden Schlußcapitel der Denkwürdigkeiten enthalten König Leopold's Regierungsjubiläum die belgische Krisis von 1857 wegen des Wohlthätigkeitsgesetzes, St.'s Ansicht von den englischen Zuständen in seinen letzten Lebensjahren, und als Anhang zwei kurze Aufsätze von ihm über die erste Kammer in der constitutionellen Monarchie, und über den Verfassungseid des Heeres.

Der Geschichtsfreund wird in dem reichhaltigen Buche der Stockmar'schen Aufzeichnungen manche bisher nicht bekannte Einzelheiten entdecken und jeder Gebildete sich der anregenden Gedanken erfreuen, welche es in großer Fülle darbietet. Zur Probe theilen wir noch zwei Stellen mit. Bei Gelegenheit des Sturmes, der in der englischen Presse 1853 gegen den Prinzen Albert tobte, heißt es: „Den feiner Fühlenden oder schärfer Blickenden blieb der tiefere Gegensatz nicht verborgen, in dem die echt deutsche Natur des Prinzen zu einem gewissen beschränkten, engen, britischen Conservatismus stand. Das Wesen des Deutschen ist: Geistesfreiheit, d. h. beständiges Streben nach Wahrheit. Dieses Streben aber hat etwas Anti-Conservatives. Es beruhigt sich nicht bei dem Bestehenden, weil es besteht; es mißt und wägt dasselbe immer wieder nach einem höhern Maß und Gewicht; es übt eine fortwährende Kritik an dem Vorhandenen. So war denn der Prinz seiner Natur nach dem Fortschritt politisch, social, wissenschaftlich und religiös zugeneigt, und seine Bestrebungen für die Verbesserung des höheren und niederen Unterrichtes, sowie für die Lage der arbeitenden Klassen, seine aufgeklärt protestantische Richtung, seine furchtlose Verweisung auf die Wissenschaft, auf die Naturgesetze, deren Erkenntniß den Menschen zu leiten habe, konnte den trägen Anhängern des Alten nicht behagen, denen das Denken mit Recht als das eigentlich revolutionäre Element in der Menschheit verhaßt ist. Auf der andern Seite konnte er aber ebenso wenig dem rohen Radicalismus gefallen, da er beständig auf Bildung, Sittlichkeit und Religion als die Bedingungen jedes wahren Fortschrittes hinwies."

Und bei seiner Betrachtung des segensreichen Einflusses, den König Leopold auf Belgien übte, sagt Stockmar: „Die Einbildung, die Wünsche, der Wille der Regierer vermögen, als unabhängige Kräfte gedacht und geübt, nichts, auch gar nichts über den geordneten Verlauf der menschlichen Verhältnisse. Dieser Verlauf erfolgt nach großen, ewigen, ehernen Gesetzen. Ihnen sich zu fügen, vermag der arme Mensch freilich nur so weit, als er sie erkennen kann. Es ist ihm jedoch eine approximative Erkenntniß vergönnt. Vor Allen muß der sich ihnen fügen, der zum Herrscheramt berufen ist. Seine Pflicht ist daher, harmonisch mit dem höchsten Gesetz und für dasselbe zu wirken, so daß er dem geschickten treuen Werkmeister gleiche, der große Elementarkräfte auf einzelne beabsichtigte Verrichtungen zu leiten und anzuwenden und dafür zu sorgen hat, daß die wirkende Kraft im rechten Maße an die rechte Stelle gelange, wie dies die Natur der moralischen oder materiellen Dinge erfordert, die er entweder ins Leben zu fördern oder weiter zu entwickeln oder nur zu erhalten hat. Von dieser Anschauung scheinen die meisten der heutigen Herrscher in Europa nichts zu wissen, denn sie befolgen ein anderes, ihr gerade entgegengesetztes Princip. Nicht dienend, leitend, unterstützend stehen sie den menschlichen Dingen vor, sondern meisternd setzen sie der unwandelbaren, allmächtigen, moralischen Ordnung, die das Weltall zusammen hält, ihre persönlichen Vorstellungen, Neigungen, Launen, Leidenschaften entgegen. In dieser Verblendung spielen sie und erschöpfen sich wie Kinder; sie bauen in der Zuversicht des allein selig machenden Glaubens jenen unwiderstehlichen Kräften Dämme von Sand entgegen, die die bloße Wucht der gestemmten Fluth durchbrechen muß, und sie thun dies zum offenbaren, wenn auch vorübergehenden Nachtheil menschlicher Kultur, Sitte und Wohlfahrt. Daher nehme ich mir die Freiheit, den meisten unserer heutigen Herrscher den Titel Regenten, Staatsmänner abzusprechen und sie Krisenmacher zu nennen. Der einzige Erfolg, den ihre Bestrebungen bisher gehabt haben, und auch künftig haben werden ist, daß sie ihrer selbst spotten, ohne es zu ahnen. Freilich, der da droben weiß besser als wir hier unten, wozu diese Krisenmacher im Großen und Ganzen nöthig sind."

Ein alter Forscher in neuem Gewande.

Koberstein's Geschichte der deutschen National-Literatur, von Karl Bartsch.

Ebenso wie die Erforschung und kritische Sichtung der Schätze unserer altdeutschen Literatur, darf das Urtheil über die hauptsächlichen Vertreter derselben gegenwärtig wohl im Wesentlichen als abgeschlossen betrachtet werden. Wir sagen ausdrücklich: im Wesentlichen; denn so wie auch jetzt noch die unermüdliche Forschung von Zeit zu Zeit immer von Neuem wieder einen werthvollen Fund aus dem unerschöpflichen Schachte jenes großen geistigen Vermächtnisses unserer Altvordern zu Tage fördert, so ist es andererseits natürlich, daß in einzelnen Punkten, hinsichtlich dieser oder jener Seite eines der Hauptprodukte der altdeutschen Literatur oder hinsichtlich dieses oder jenes minder bedeutenden Dichters das ästhetische Urtheil unserer Literarhistoriker

abweicht. Wie sehr sich aber im Allgemeinen im Laufe der Zeit auf Grund der mühevollen darauf verwandten Geistesarbeit ein einheitliches in sich fertiges Resultat hinsichtlich der altdeutschen Literatur herausgestellt hat, das beweist die unverkennbare und, wie uns scheint, immer deutlicher hervortretende Aehnlichkeit, welche die neuerdings erschienenen hervorragenden Werke über die Geschichte dieser Literatur an sich tragen.

Einen Beweis dafür liefert der kürzlich ausgegebene erste Band der von Karl Bartsch bearbeiteten fünften Auflage der Koberstein'schen Geschichte der deutschen National-Literatur.*) Schon die äußere Anordnung des Stoffes, das Verhältniß zwischen Text und Anmerkungen, bietet eine solche Aehnlichkeit mit der leider unvollendet gebliebenen Literaturgeschichte Wilh. Wackernagel's, welche auch zeitlich etwa bis zu der Epoche reicht, mit welcher der vorliegende erste Band der Koberstein'schen Literaturgeschichte abschließt, daß man beide Werke, ohne die Titel anzusehen, fast verwechseln könnte. Aber auch dem Inhalte nach findet sich eine große Uebereinstimmung in den Urtheilen beider Forscher vor, ebenso wie andererseits Beide wieder sich den Urtheilen und Anschauungen von Gervinus vielfach angeschlossen haben, was schon die häufigen Citate aus dem Werke von Gervinus bezeugen. Hiermit ist selbstverständlich nicht die geringste Herabsetzung eines der genannten drei, um die Darstellung unserer Literatur gleich hochverdienten Werke ausgedrückt. Ganz im Gegentheil verdient die Selbstlosigkeit, mit welcher jeder der drei Meister sich begnügt, das Urtheil des andern, wenn es das Richtige schon in treffender Weise gesagt hat, lediglich zu wiederholen und zu bestätigen, alle Anerkennung. Bildet diese Selbstlosigkeit doch im Gegentheil einen sehr erfreulichen Gegensatz zu jener Sucht, die sich heutzutage leider auf manchen Gebieten der Schriftstellerei geltend macht, nur um etwas Neues, originell Geistreiches zu sagen, allgemein giltige und anerkannte Anschauungen und Urtheile umzustoßen oder anzufechten. Und in den genannten drei Werken, wie auch der eben erschienene erste Band der Koberstein'schen Literaturgeschichte auf jedem Blatte wieder bezeugt, findet sich ja eine so große Summe selbständiger Forschung, selbständigen scharfsinnigen Urtheils und umsichtiger Darstellung vor, daß sie getrost, jedes für sich, ein vollberechtigtes Einzeldasein, im Interesse der Erkenntniß der Wahrheit und zum Besten des deutschen Leserpublikums für sich in Anspruch nehmen können.

Am meisten weicht die Koberstein'sche Literaturgeschichte in der vorliegenden Bearbeitung in Betreff der Begränzung der einzelnen literaturgeschichtlichen Epochen von ihren Vorgängerinnen ab, und hier finden sich allerdings einige wesentliche Punkte, denen wir nicht zustimmen können. An und für sich ließen sich schon im Allgemeinen hinsichtlich der Reihenfolge der Darstellung einige Einwände erheben. Es begegnet dem gelehrten Forscher gar zu leicht, daß er bei seiner Behandlung nur den gelehrten Leser vor Augen hat, dem das Material schon, gleich dem Verfasser, an sich im Wesentlichen bekannt ist, nicht einen größeren Leserkreis, welcher eben über die einzelnen Erscheinungen der Literatur der Reihe nach aus dem vorliegenden Buche die erste Kenntniß schöpfen will. Es werden daher wohl Autoren oder Werke schon früher erwähnt und Betrachtungen über die einzelnen Seiten ihres Schaffens angestellt, während der ungelehrte Leser doch von der Existenz dieser Autoren oder dieser Werke erst in einer späteren Partie des Buches Kenntniß erhält. So wird beispielsweise über den Reim in Otfried's Evangelien-Harmonie schon auf Seite 37, gelegentlich der altdeutschen Verskunst überhaupt, gehandelt, während die eigentliche Vorführung und Erörterung des Otfried'schen Gedichtes erst Seite 71 erfolgt. Aehnlich verhält es sich mit dem Heliand, über dessen alliterirenden Vers ebenfalls schon Seite 32, in der allgemeinen Darstellung der althochdeutschen Verskunst gesprochen wird, während doch das Gedicht selbst dem Leser erst von Seite 70 an bekannt gemacht wird.

Ein wesentlicher Punkt hinsichtlich der Anordnung des Koberstein'schen Buches ist die Gränzscheide, welche dasselbe zwischen dem Mittelalter und der neueren Zeit aufstellt. Während die altdeutsche Literatur nämlich in dem Koberstein'schen Werke übereinstimmend mit der üblichen Auffassungsweise in die althochdeutsche und mittelhochdeutsche, d. h. in die Zeit vom vierten bis Anfang des zwölften und von da ab bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eingetheilt wird, läßt Koberstein die neue Zeit nicht, wie sonst gewöhnlich, mit der Reformation beginnen, sondern er beginnt seine dritte Epoche, welche er dann bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts ausdehnt, schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, indem er als Gränzscheide die Reihe von Unglücksfällen gelten läßt, welche um die Mitte des 14. Jahrhunderts über Deutschland hereinbrachen, wie die Feindschaft zwischen Kaiser und Papst, die schwarze Pest, die Hungersnoth u. dergl. unglückliche Ereignisse, welche allerdings zum Theil eine Veränderung der Stellung der deutschen Stände zu einander bedingten. Nun soll ja gar nicht geleugnet werden, daß manche literarische Erscheinungen im 15., ja schon im 14. Jahrhunderte, wie namentlich die schon von da ab beginnende Ausbildung und höhere Bedeutung der Prosa ihrem Wesen nach zur neueren deutschen Literatur gehören, deren Vorläufer sie bilden. Im Ganzen und der Hauptsache nach wird man aber doch, wie wir meinen, besser thun, an der alten Eintheilung festzuhalten, die zweite Hälfte des vierzehnten, sowie einen Theil des fünfzehnten Jahrhunderts noch der Zeit des Verfalls der mittelalterlichen Literatur hinzuzurechnen und die neuere Zeit erst mit der Mitte des fünfzehnten oder der Gränzscheide des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, d. h. mit der deutschen Reformation zu beginnen. Jedenfalls ist es befremdlich, wie es gegenwärtig in Folge der Koberstein'schen Eintheilung geschieht, epische Gedichte wie den großen Rosengarten von Worms, das Eckenlied und das Lied vom Riesen Siegenot in einem Zuge mit Rollenhagen's Froschmäuseler, und Lyriker, wie Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein in demselben Abschnitte behandelt zu sehen, welcher das Kirchenlied Luther's und seiner Zeitgenossen, eines Paul Speratus, Nicolaus Decius und Michael Weiße zum Gegenstande hat.

Es kann, wie gesagt, nicht scharf genug hervorgehoben werden, daß den eigentlichen tiefen Einschnitt zwischen der alt- und neudeutschen Literatur die Reformation bildet, mit welcher die neudeutsche Literatur ebenso beginnt wie die alte deutsche Literatur mit der Einführung des Christenthums ihren Anfang genommen hatte, während die Höhezeit der neudeutschen Literatur ebenso mit dem durch Friedrich's II. Auftreten erwachenden nationalen Bewußtsein anfängt, wie die Blüthe und die Höhezeit der altdeutschen Literatur mit dem politischen Machtaufschwunge des deutschen Volkes unter den Hohenstaufen zusammengefallen war. Die sich daraus ergebenden vier großen Perioden der deutschen Literatur, d. h. 1) die Zeit vom 8. bis gegen das Ende des 11. Jahrhunderts, oder die althochdeutsche, auf

*) August Koberstein's Grundriß der Geschichte der deutschen National-Literatur. Fünfte umgearbeitete Auflage von Karl Bartsch. I. Band. Leipzig, bei F. C. W. Vogel.

dem neu eingeführten Christenthum basirende Literatur, 2) die Zeit von Ende des 11. bis Anfang des 15. Jahrhunderts oder die mittelhochdeutsche, mit der politischen Machtstellung des deutschen Reiches sich erhebende und sinkende Literatur, 3) die Zeit vom Anfang des 15. bis Ende des 17. Jahrhunderts oder die erste große, mit dem Ringen des deutschen Volkes auf geistlichem Gebiete zusammenfallende Epoche der neudeutschen Literatur, und 4) die Zeit vom Anfange des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, oder die zweite mit dem Wiedererwachen des nationalen Bewußtseins und dem Ringen des deutschen Volkes auf politischem Gebiete zusammenfallende große klassische Epoche der neudeutschen Literatur, werden hiernach, wie uns scheint und wie wir schon früher an anderer Stelle nachgewiesen haben, die unumstößlichen Gränzscheiden in der Entwickelung der Literatur des deutschen Volkes sein, an denen jede deutsche Literaturgeschichte festhalten muß.

Wir sehen davon ab, Weiteres zur Empfehlung des Koberstein'schen Werkes, welches uns zu der obigen Bemerkung Anlaß gab, hinzuzufügen. Das Werk, dessen weitere vier Bände demnächst in rascher Aufeinanderfolge erscheinen werden, bedarf einer solchen Empfehlung nicht. Es genüge, zu constatiren, daß das Werk, nachdem es in dieser neuen Ausgabe mit allen neueren Resultaten der Wissenschaft bereichert ist, während es keiner der vorhandenen deutschen Literaturgeschichten an gediegenem Urtheile nachsteht, die meisten derselben an Vollständigkeit des Materials übertreffen dürfte. K. Biltz.

Oesterreich-Ungarn.

Das Theater in Ungarn.

Ihr werthes Blatt brachte einen Artikel über europäische Theaterzustände und berührte auch die ungarischen. Erlauben Sie mir Ihren Beitrag zu vervollständigen, theilweise zu rektifiziren. Der Artikel hebt hervor, daß die dramatische Kunst bei uns nicht hoch in Achtung steht und „komédiás“ fast ein Schimpfwort ist. „Komédiás“ bedeutet als Schimpfwort im ungarischen dasselbe, was „Komödiant“ im deutschen; Schauspieler heißt aber „szinész“, und dieser als Apostel der Sprache und Nationalität stand immer in hoher Achtung. Es genügt zur Bekräftigung das einfache Faktum hervorzuheben, daß die dramatische Kunst in Ungarn ihre Entstehung im vorigen Jahrhundert den Nationalitäts-Bestrebungen verdankt.

An der Spitze des ungarischen Theaters steht das Pester reich dotirte Nationaltheater mit einer Filial-Bühne in der Schwesterstadt Ofen. Die Mitglieder dieses Institutes genießen nach einer bestimmten Zeit lebenslängliche Pension aus den hierfür bestimmten Fonds. Dieses Theater hat eine glänzende Vergangenheit; es hatte Künstler ersten Ranges (die bedeutendsten: Megyeri, Szentpéteri, Josef Tóth, Egressi (Egreschschi), Fánczi (Fantschi), Bartha, Lendvai). Seit dem Tode Egressi's (1866) und Josef Tóth's (1870) [edle Kräfte für Helden- und Charakter-Rollen] sind, statt der Tragödie, das Konversationsstück und das Volksstück mehr in den Vordergrund getreten, weil die jetzigen Stützen des Institutes — vor Allem: Frau Cornelie Prielle und mit ihr Szigethi, Frau Szathmári, Szerdahelyi, mehr für das Konversationsstück geschaffen sind. Die ungarische dramatische Literatur ist so reich, daß man das Repertoire großentheils aus Originalstücken zusammensetzt. Bedeutendste dramatische Schriftsteller sind: Szigligeti, der heuer sein hundertstes Stück aufführen läßt, Dobsa (Dobscha), Katona, Graf Ladislaus Teleki, Szigethi, Kövér (Köwer), Czakó (Zako), Koloman Tóth, Vahot, Mor. Jókai, Obernyik, Stefan Toldi, Rákosi (Rakoschi, Dóczi u. A. Die Production ist jetzt eine so bedeutende, daß in diesem Momente bei unserm Theater 15 Originalstücke angenommen sind. Zur Hebung der dramatischen Literatur dient der vom Grafen Teleki gegründete Preis mit jährlich 100 Dukaten für das bühnenfähigste Concurrenzstück, dann der vom Grafen Karácsonyi (Karatschonyi) gegründete Preis von 200 Dukaten für das absolut beste Stück. Endlich besteht noch ein jährlicher Preis von 100 Dukaten für das beste Volksstück. Die beiden ersten Preise werden von der ungarischen Akademie für Wissenschaften, der letztere vom Nationaltheater ertheilt. — Pest wird in einigen Jahren auch seine große ungarische Oper (bis jetzt wirken Drama und Oper in Einem Hause) und sein ungarisches Volkstheater haben; die Arbeiten sind in Angriff genommen.

Noch ein Wort über die Zustände der Provinzialbühne: Fast jede Stadt hat ihr theilweise sehr hübsches stabiles Theater entweder fertig oder eben in Bau begriffen. Die besten Bühnen der Provinz sind die von Debrezin und Klausenburg.

Die Provinzial-Schauspieler sind als Corporation organisirt, halten jährlich einen Congreß, wählen einen obersten Rath, der ihre Angelegenheiten schlichtet und haben seit einigen Jahren einen Pensionsfond für Provinzial-Schauspieler, zu welchem jedes Mitglied eine bestimmte Quote seiner Gage beiträgt. Sie haben eine besondere Agentur, ihre Zeitung und bestehen derzeit aus Eintausend und zehn Mitgliedern. Die Provinzialkräfte (die Debreziner recht gute Gesellschaft ausgenommen) sind nicht immer gut; einige Talente findet man auch unter ihnen, die dann für Pest gewonnen werden; die Mehrzahl aber entspricht nur den Anforderungen kleiner Städte.

Ofen, Ende August. A. B.

Frankreich.

Marie Amélie, Königin der Franzosen.*)

Die Katastrophen der Bourbons und der Orleans.

Das Leben der Gemahlin Ludwig Philipp's hat, nach der Natur seines Inhalts, einen hohen historisch-politischen Werth. In der Person von Marie Amélie, „Königin der Franzosen“, hat eine Frau von trefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens den ersten Platz nach dem Staatslenker, oder, wenn man will, neben demselben eingenommen, eine unleugbar ehrenhafte, brave und nicht bloß oberflächlich gebildete Frau, eine Persönlichkeit, welche zu den Pflichten der „Landesmutter“ eigens vorher bestimmt schien. Auch wenn das Leben einer solchen Frau von ihrem Geheimschreiber geschildert wird, darf man sich ein schätzbares und anregendes Bild von ihrem Walten versprechen, natürlich immer ein schmeichelhaftes, aber welcher Maler eines weiblichen Portraits, wenn er ein Hofmann war, hätte nicht gern geschmeichelt? Es giebt Frauen-Charaktere, die durch die günstigste Auffassung und Darstellung nichts an ihrer wahrheitsgetreuen

*) Auguste Trognon, Vie de Marie Amélie, reine des Français. Paris, Michel Lévy frères, 1871. III et 489 pages gr. in-8.

Würde und an dem Adel ihrer Erscheinung verlieren, denn die Größe der Frauennatur besteht darin, liebenswürdig zu sein und die Hervorhebung der liebenswürdigen Seiten eines auch in der That achtbaren weiblichen Charakters wirkt daher immer erfreulich und erweckt ein Gefühl von Befriedigung. So ist das Buch, welches der Geheimschreiber August Trognon auf Befehl der Orleanischen Prinzen über das Leben ihrer wackeren Mutter veröffentlicht hat, ein angenehm und erbaulich zu lesendes Werk; es ist zugleich ein Werk, dem der Staatsforscher wie der Historiker Beachtung zu schenken hat, indem die geschilderte Persönlichkeit im Mittelpunkte der großen Tages- und Weltereignisse stand und ein gar merkwürdiges Stück europäischer Geschichte miterlebt hat.

Marie Amélie war bekanntlich eine der Töchter König Ferdinand's IV. von Neapel und Marie Carolinens, seiner ebenso talentvollen und energischen, als leidenschaftlichen und herrschsüchtigen Gemahlin, die von ihrer Mutter, der Kaiserin Maria Theresia, viele bedeutungsvolle Charakterzüge, nur nicht den Geist der Mäßigung und klaren Besonnenheit geerbt. Die Schwächen Marie Carolinens von Neapel sind weltkundig, zumal ihr Verhältniß mit Lord Acton ihren Ruf in keiner Weise erhöht hat, allein eine Frau von ungewöhnlichen Gaben war sie gewiß, und ihre Kindererziehung ist trotz ihres Beispiels nicht ihr Schlechtestes gewesen. Die zwei Söhne, der Herzog von Calabrien und der Prinz von Salerno und die fünf Töchter, in deren Reihe Marie Amélie die vierte war, empfingen von tüchtigen Lehrern ihre Bildung, die Mädchen unter der einsichtsvollen Leitung der Frau d'Ambrosio, Wittwe eines berühmten neapolitanischen Advokaten. Daß dabei das religiöse Element der Erziehung durchaus nicht vernachlässigt ward, darf keinesweges auffallen; daß es aber viel von der Färbung des neapolitanischen Katholicismus annahm und die gesundesten Anschauungen mit einem Ferment abergläubischer Werkheiligkeit durchzogen wurden, ist ebensowenig staunenswerth. Der Mensch athmet auch die geistige Atmosphäre seines Himmelsstrichs ein und Marie Caroline von Oesterreich war sehr jung nach Neapel gekommen, zu jung, um die feste Bahn ihrer kaiserlichen Mutter, deren Frömmigkeit jeder Uebertreibung abhold gewesen, immer genau einhalten zu können. So hat die spätere Königin der Franzosen niemals die italiänische Prinzessin verleugnet, obwohl sie ihrer deutschen Großmutter ein starkes Maß deutscher Biederkeit verdankte und der Grundton ihres Wesens unzweideutig an die deutsche Heimat ihrer Mutter erinnert hat.

Der Biograph der Gemahlin Ludwig Philipp's hat das von ihr selbst geführte Tagebuch und andere eigenhändige Aufzeichnungen der Königin zu unbeschränkter Verfügung gehabt und er hat sich sehr geschickt darin gezeigt, auf dieses vortreffliche Material gestützt, an der Hand der äußern Vorgänge das innere Leben seiner Herrin uns aufzuschließen. Marie Amélie ist nicht bloß eine begünstigte Natur, sie ist kein verschwenderisch ausgestatteter Liebling des Glücks gewesen, sie hat die höchsten Höhen, aber auch tiefe Abgründe des Frauenschicksals erfahren müssen, doch war die Liebe ihres Gatten, der patriarchalische Geist des Orleanischen Familienkreises und in ganz vorzüglicher Weise die innige Verehrung, mit der ihre Kinder an ihr gehangen haben, immer ein mächtiger Trost in den schweren Stürmen, die das Haus Orleans so oft umtobten! Für ihre Charakter-Entwickelung war es eine Wohlthat, daß sie ihren Mann nicht allzu früh kennen lernte und sie andererseits durch ihre häusliche Erziehung vor den nachtheiligen Einflüssen, welche die Umgebung ihrer Mutter darbot, geschützt ward. Mit 27 Jahren wurde sie die Lebensgefährtin des Sohnes von „Philippe Égalité", und es muß sogar als ein Akt von Vorurtheilsfreiheit aufgefaßt werden, daß die Schwester der unglücklichen Marie Antoinette eine ihrer Töchter dem Sprößling des bittersten und verhängnißvollsten Feindes jener königlichen Dulderin an's Herz legen konnte. Indessen Ludwig Philipp war nichts weniger als revolutionär in seinem Auftreten; er besaß, wofern nicht seine Popularitätssucht in's Spiel kam, bis zur Meisterschaft die feinen Formen des Hofmann's; man hätte denken können, daß er seines Vaters Gesinnungsgenossen, den Marquis von Lafayette, studirt hatte, der im Punkte persönlicher Liebenswürdigkeit alle Vorzüge des alten und neuen Frankreichs vereinigte, aber auch aus Schwäche für seine Volksbeliebtheit in denkwürdigen Tagen der politischen Krisis die Pflichten der Ritterlichkeit, ja selbst die seiner persönlichen Würde vergaß! ..... Der Mann, dem Marie Amélie in Leid und Freud unerschütterlich treu zur Seite stand, war in vielen Stücken ein vortrefflicher Mensch, er war talentvoll, bescheiden, anspruchslos, mit Maßen und mit Vorsicht ehrgeizig, ihn schmückten alle oder doch die meisten Tugenden des Privatmanns, nur war er nicht das, was man im eigentlichsten Sinne einen Charakter nennt. Ludwig Philipp ließ sich von den Ereignissen treiben, und seine Gemahlin hat es oft bitter empfunden, daß dem so war. Ludwig Philipp hat nie eine Situation beherrscht, auch nicht die günstigsten seines politischen Lebens, denn sogar seine eigene Thronbesteigung und die spanische Heirat seines jüngsten Sohnes, die Triumphe seiner Orleanischen Hauspolitik, waren ihm mehr durch die Umstände aufgedrungen, als freie Handlungen staatsmännischer Ueberlegung, was auch die Verhängnisse, die sich an beide Thatsachen knüpften, bis zur Evidenz herausgestellt haben. Das Bild, welches Herr Trognon von Ludwig Philipp's Charakter giebt, scheint die volle Wahrheit zu enthalten. Den männlichen Theil in dieser Ehe vertrat Marie Amélie, die schlichte, biederherzige, ihrer Würde wie ihrer Pflichten stets eingedenke Frau, die den unbefangenen Maßstab der Verhältnisse nie aus dem Auge verlor. Sie war es, deren würdiger und fester Haltung Ludwig Philipp unter der Restauration seine immerhin glänzende Stellung verdankte, während sein Prunken mit Prachtmöbeln, Staatskarossen und goldverbrämten Livréen ihm höchstens den Neid und die Mißgunst des Bourbonischen Hofes zuzog und vieles Gute, das seine Gemahlin gestiftet, wieder verdarb. Aus Eitelkeit konnte der sparsame Herzog von Orleans prachtliebend sein und sogar gelegentlich verschwenden, wo er am liebsten nur zusammengescharrt hätte. Man ist häufig gegen Ludwig Philipp ungerecht gewesen, weil man seine politischen Mißgriffe zu Ausgeburten schlauer Berechnung machte, sein Schwanken und seine Unthätigkeit für gereifte staatsmännische Weisheit ausgab. Sicherlich war er durchaus nicht beschränkt, sondern ein heller und scharfer Kopf, aber in den großen Katastrophen seines Vaterlandes versagte sein Scharfblick, weil in solchen Momenten Geist, Herz und Charakter in Correspondenz stehen müssen und frei emporstrebende Willenskraft leider nicht zu seinen Haupteigenschaften gehört hat!

Die Jahre der Restauration waren für die Ehe Marie Amélie's die glücklichsten. In jener Zeit stand Ludwig Philipp im Hintergrund der Ereignisse und konnte seinerseits die drastischen Fehler seiner liebwerthen Vettern in aller Ruhe und Gemüthlichkeit mit ansehen. Das Palais-Royal war die Stätte seines häuslichen Paradieses, und hier neben dem Gatten seiner tüchtigen, einsichtsvollen Frau war der treffliche Hausvater ganz in seinem Element. Hier verstand er sich auch auf gute Hauspolitik, denn er hat es meisterhaft verstanden, die streng kirchlichen Nei-

gungen seiner Gemahlin mit den Anforderungen moderner Erziehung und freierer Geistesbildung vollkommen in Einklang zu setzen. Als Ludwig XVIII., der dem Herzog von Orleans die Verbrechen seines Vaters nicht recht vergeben konnte (ich sage, die Verbrechen, denn z. B. Verwandtenmord, die Abstimmung für den Tod Ludwig's XVI. war ein Verbrechen), im Herbst 1819 verbieten wollte, daß der junge Herzog von Chartres, Ludwig Philipp's ältester Sohn, um die Früchte des Gymnasial-Unterrichts zu genießen, eine öffentliche Erziehungs-Anstalt besuche, entschied Marie Amélie durch einen wahrhaft mustergültigen Brief an den König, dem sie all' die reichen Vortheile der öffentlichen Unterweisung gerade der Einseitigkeit gegenüber, der junge Prinzen bei der Palast-Erziehung, bei schmeichlerischen Lehrern u. s. w. verfallen, mit Beredsamkeit entwickelte, die Zurücknahme des Verbots. Ludwig XVIII. erklärte sich von diesen Eröffnungen befriedigt, und der spätere Liebling seines Hauses und seines Volkes trat am 9. Nov. 1819 in das Pariser „Collège Henri IV.“, dessen Cursus er sechs Jahre lang durchgemacht hat und nach ihm alle seine Brüder!

Es war im 19. Jahrhundert das erste Beispiel einer bürgerlichen Prinzen-Erziehung! Und was hat es gefruchtet? Der Schreiber dieser Zeilen hält die Republik für die einzige in Frankreich noch mögliche Staatsform, weil sie die einzige ist, welche die Ordnungspartei nicht spaltet, aber selbst der Verurtheiler des dynastischen Ehrgeizes der Orleans muß anerkennen, daß in den Nachkommen Ludwig Philipp's, in seinen Söhnen wie in seinen Enkeln uns Persönlichkeiten vor Augen treten, welche jedwedem bürgerlichen Beruf nur Ehre machen und die, wenn ihnen keine Prinzen-Mitgift in die Wiege gelegt worden wäre, aus eigener Kraft auf ihrem Lebenswege sich Bahn brechen könnten, auf die Geistesschätze vertrauend, welche ihre Erziehung ihnen in Fleisch und Blut einverleibt hat. Das ist der alleinige Grund, weshalb die Bürger des 19. Jahrhunderts einige Sympathie für diese Männer empfinden, wennschon ihr politisches Verhalten nicht ganz fehlerfrei ist.

Erfahrungen werden im Leben gemacht, um unbeachtet zu bleiben: das lernt man aus den Privatgeschichten wie aus den Weltgeschichten der Staaten und Völker. Die Tragik des Falles der einzelnen Throne in Europa spricht seit 90 Jahren im Lapidarstyl dafür. Wenn Carl X. sich der Reaction der royalistischen Ultra's mit Allem, was an ihm war, überlieferte, war der Untergang des legitimen Thrones mathematisch gewiß: es bedurfte keiner großen staatsmännischen Begabung zu dieser Voraussicht. Indem Carl X. von Bourbon am 8. August 1829 das Ministerium Polignac berief, hatte er seiner Monarchie das Todesurtheil verkündet; die Frauen in seiner Familie, zumal die Herzogin von Angoulême und die Herzogin von Berri fühlten das, das Orleanische Ehepaar wußte es, und als am 26. Juli 1830 der Herzog von Orleans in der Morgenfrühe seiner Gemahlin das inhaltschwere Moniteurblatt vorwies, das die Auflösung der Deputirtenkammer und die Wiedereinführung der Censur enthielt, hatte er Recht, diesen Akt einen Staatsstreich zu nennen, und Marie Amélie hatte Recht, von diesem Staatsstreich das Ende ihres häuslichen Glücks zu datiren. „Mon bonheur est fini“, rief sie aus, als der Herzog ihr das Zeitungsblatt reichte. Es ist charakteristisch für den Geist, der in den Sälen des Palais Royal waltete, daß die jungen Prinzen an demselben 26. Juli in ihr Collège geführt wurden und Ludwig Philipp sie am folgenden Tage auch die Schwimmschule besuchen ließ. Wegen der Schwimmstunde befragt, gab der Herzog den Lehrern die klassische Antwort: „Warum denn nicht? Mein Bruder Beaujolais ist sogar den 10. August hingegangen!“ Er meinte den 10. August 1792. Für einen Bourbonischen Prinzen war es freilich nicht eben taktvoll, an diesen Tag des Umsturzes der Monarchie zu erinnern. Das Hodie mihi, cras tibi ist den Erdengöttern oft dann am wenigsten gegenwärtig, wo die Hinfälligkeit irdischer Größe am krassesten in die Augen springt. Wir wollen ununtersucht lassen, ob Ludwig Philipp Carl X. gegenüber alle Ermahnungen, welche die Loyalität ihm vorschrieben, erschöpft hat. Seine Rolle war durch die historischen Präcedenzien viel zu genau vorher bestimmt, als daß er nicht das äußerste hätte versuchen müssen, um die legitime Monarchie auf den verfassungsmäßigen Weg wieder zurückzuführen. Marie Amélie hat behauptet, er habe keine Vorstellungen gespart, denn sie hatte Verständniß für die politische Nothwendigkeit eines solchen Betragens. Und ihr richtiges Verständniß erstreckte sich noch bedeutend weiter. Sie bebte vor dem Gedanken an die Uebernahme der Krone zurück; sie fand diese Succession unehrenhaft, und mit dem feinen Nervensystem einer hochsinnigen Frau hatte sie ein klares Vorgefühl, daß die Krone des neuen Bürgerkönigs ihm eine Dornenkrone sein werde! In der That kann man die gesammte Regierungsgeschichte Ludwig Philipp's an der Kette der gegen ihn gerichteten Emeuten und Attentate entwickeln. Keinem Fürsten ist so oft nach dem Leben getrachtet worden als ihm, keine Frau auf dem Throne hat so oft für Leben und Gesundheit ihres Gatten und ihrer Kinder zittern müssen, als Marie Amélie! Wie ein Wunder erscheint es, daß diese Dulderin ein Alter von 83 Jahren elf Monaten hat erreichen können! Aber noch wunderbarer muß es den Beobachter jener convulsivischen Regierungsepoche anmuthen, daß die doctrinären Gesinnungsgenossen des Herrn Guizot über den Ausgang der Februartage des Jahres 48 sich überhaupt Illusionen zu machen im Stande waren. Die republikanischen Emeuten vom 18. October 1830 und vom 17. September 1831, der ebenso furchtbare Aufstand vom 5. und 6. Juni 1832 (bei Gelegenheit der Beerdigung des General Lamarque), die April-Tage des Jahres 1834 in Paris und Lyon, das Attentat des Fieschi (1835), das des Alibaud, das des Meunier, der Aufstandsversuch des Prinzen Louis Bonaparte in Straßburg, der des Barbès in Paris (Mai 1839), die Landung des Prinzen Bonaparte bei Boulogne, das Attentat des Darmès am 15. October 1840, welches nach lärmenden Straßen-Auftritten stattfand und die fortdauernde Gährung der Gemüther bezeichnete, der erneute Ausbruch der anarchischen Zuckungen im Jahre 1847 waren ebenso viele als traurige Belege der geringen Festigkeit des Juli-Thrones gewesen. Wenn irgend Jemand in der königlichen Familie, so hatte die Gemahlin Ludwig Philipp's das Bewußtsein der drohenden Gefahr. In den Reform-Banketten sah sie den Anfang vom Ende des Orleanischen Königthums voraus, und gern hätte sie den König zum rechtzeitigen Nachgeben bestimmt. Aber die Hartnäckigkeit Ludwig Philipp's wurde nur durch Guizot's Verblendung überboten. Die abmahnende Stimme der Gattin und der Kinder des unglücklichen Fürsten verhallte in dem heranbrausenden Sturm, und auch die muthige That Helenen's von Orleans, der würdigen Schwiegertochter Marie Amélie's, ward gegenstandslos, weil die französische Deputirtenkammer bei dem Siege der Republik keine Krone mehr zu verschenken hatte! So treibt das eiserne Geschick die Familie Orleans zum zweitenmale in die Verbannung nach England. Ludwig Philipp erliegt seinem Kummer schon im dritten Jahre nach seinem Sturz, die charakterstarke Marie Amélie überlebt des Gatten Hinscheiden noch 16 Jahre, geliebt, fast angebetet von den Ihrigen, in der vollen Würde

des Familienhaupts eines königlichen Stammes, noch im Exil dessen einzige Größe und kurzes Glück anspruchslos und edelherzig bekundend. Sie ist im Glanze des Bourbonischen Hofes, dann auf der Höhe der königlichen Macht wie in den Tagen des Sinkens und Verbleichens der Orleanischen Herrlichkeit größer gewesen, als ihr Gemahl, und sie verdient daher die Anerkennung der Mit- und Nachwelt, die ihr das ehrende Zeugniß ausstellt, daß sie an dem Guten, welches das Königthum ihres Mannes gestiftet, sehr vielen Antheil gehabt, an den Irrthümern und den Mißgriffen dieser Regierung dagegen keinerlei Schuld getragen hat. Marie Amélie hat eben ihre Pflicht erfüllt. Das ist das beste Lob auf dem Thron wie im Privatleben, und in beiden Sphären ist der Mensch fehlbar!

Trauttwein von Belle.

Nord-Amerika.

Die gefährlichen Klassen von New-York.

„The Dangerous Classes of New-York" *) ist der Titel eines Buches, hinter dem — zumal in jetziger Zeit — man sehr geneigt ist, Aufklärung über die Millionen Diebe, die Straßen-Demagogie und andere dortige Scandalgeschichten zu suchen. Das Werk von Brace bietet weniger Picantes, doch unendlich mehr.

Waren die Schilderungen aus New-York, die wir in den letzten Monaten lasen, sehr dazu angethan, in uns den pharisäischen Hochmuths-Gedanken „Ich danke Dir, Herr, daß Berlin nicht New-York ist", zu erwecken, so finden wir hier ein Bild entrollt von einer so großartigen, in der amerikanischen Stadt wohnenden und wirkenden Humanität, daß Bewunderung und Verehrung sich in unser Herz schleichen.

Brace schildert nicht bloß in anziehender Weise, bald Rührung, bald Entsetzen erregend, die Lage der Armen und Elenden in der großen Stadt; er macht nicht allein Vorschläge, um dem Pauperismus und dem Verbrechen, welche das Gemeinwesen bedrohen, abzuhelfen, sondern er zeigt auch, bis ins kleinste Detail eingehend, wie er selbst und eine Reihe von andern Männern und Frauen mit ihm, in zwanzigjähriger Arbeit, durch vernünftige, auf Erkenntniß der Naturgesetze beruhende Institutionen, wirklich bis zu einem recht erheblichen Grade geholfen haben.

Die erste Bedingung für eine wirksame Hülfe war eine genaue Kenntniß der niedrigsten Klasse. Unter dem Titel „Pionier-Arbeit" giebt Brace die Resultate der Forschungen in den armen Stadttheilen, den Fiebernestern und Verbrecher-Winkeln und schildert, wie der Boden bereitet wurde, um die Fundamente der Humanitäts-Bauten darauf aufführen zu können. „Man glaube nicht, sagt er, daß allein Paris den Gräueln eines Kommunisten-Aufstandes ausgesetzt sei; aus einer 20jährigen Erfahrung kann ich versichern: genau dieselben explosiven socialen Elemente schlummern auch unter der Oberfläche des New-Yorker Lebens. Die Zahl der heimatlosen und vagabundirenden Jugend von New-York schwankt zwischen zwanzig- und dreißigtausend jährlich. Zwölftausend heimatlose Kinder kommen allein unter die humane Zucht unserer Gesellschaft. Diesen müssen bei Zusammenstellung der gefährlichen Klassen Alle hinzugefügt werden, die professionsmäßig Verbrecher sind, welche aber Wohnstätten haben. Dann folgt ein bedeutender Theil der großen unwissenden Masse — mehr als 60,000 Personen über zehn Jahre können in New-York nicht ihre Namen schreiben — welche in glücklichen Zeiten gerade den Kopf über Wasser halten, aber durch Armuth und Mißgeschick niedergedrückt werden und mit Neid und Gier blicken auf alle die Zeichen von Wohlstand und Luxus um sie herum, während sie selbst nichts haben als Mühsal, Dürftigkeit und unaufhörliche Plage. Würde das Gesetz seine Hand für eine Zeit lang von ihnen nehmen — wir würden eine Explosion von dieser Klasse her erleben, welche diese Stadt wandeln möchte in Asche und Blut."

Nachdem Brace so das eigenste Interesse des wohlhabenden Bürgers bei seinen Unternehmungen betheiligt hat, bespricht er in vier Kapiteln die Ursachen des Pauperismus und Verbrechens, welche er eintheilt in solche, die sich beseitigen lassen, und solche, die sich ihrer Natur nach nicht ganz beseitigen lassen. Unter den Letzten heben wir hervor: „Die Folgen der Auswanderung". Mit der Loslösung vom heimatlichen Boden fühlt sich der Emigrant auch von der gesellschaftlichen Beaufsichtigung und Beurtheilung, der er zu Hause unterworfen war, befreit und es lockern sich die moralischen wie die religiösen Bande. Daher kommt es denn, daß von den 49,423 Gefangenen der Stadt New-York i. J. 1869 nicht weniger als 32,225 Fremdgeborene waren, davon 21,887 Irländer, während zu Hause in Irland die Criminalstatistik günstiger als in England oder Schottland ist. Es gestalten sich indeß auch hier die Verhältnisse günstiger. Schon sind die Schutzeinrichtungen sehr vervollkommnet und auch die Qualität der Einwanderer ist eine bessere als früher, denn jetzt sind es meist Landleute, die nach dem Westen gehen und selten ohne Mittel und vorwiegend Deutsche.

Der Trunksucht gegenüber thun die Temperanzvereine manches Gute. Das völlige Abschwören alles Trinkens ist die beste Kur und Brace hat viele Menschen so heilen sehen. Aber die Kur ist nicht allgemein anwendbar und es bleibt wichtiger, daß Staat und Private mit aller Macht darauf hinarbeiten, die Branntweine durch leichtere Getränke zu ersetzen. Es würde schon ein Gewinn sein, wenn man die amerikanische (auch englische) Mode des hastigen Hinunterstürzens am Schenktisch durch die deutsche Art des Trinkens in Räumen mit Tischen und Bänken, die zum längeren Aufenthalt eingerichtet sind, ersetzen könnte. Brace suchte in freien Lesezimmern, mit Kaffee-Ausschank, mit öffentlichen Vorträgen, mit unschuldigen Arten von Vergnügungen, den Schnapsläden Concurrenz zu machen. Jede Stunde im Reading-room war dem Schnapsladen abgewonnen. Brace's Erfolg war hier indeß ein verhältnißmäßig geringer, selbst wo er einen berüchtigten Straßendemagogen und Preisboxer bekehrt und zum Vorsteher seines Reading-room gewonnen hatte.

Ursachen zu Verbrechen und Pauperismus sind ferner Uebervölkerung der ärmeren Stadtbezirke, Mangel an Erziehung und Bildung, Veredelung schlechter Neigungen, Zügellosigkeit der Leidenschaft.

Man kann nicht genug die Heiligkeit und Festigkeit der Ehe betonen. Familien, die von den Vätern verlassen sind und Kinder der „freien Liebe" spielen noch vor den „Waisen" und den „Stiefkindern" eine erschreckende Rolle in der Verbrecher-Statistik. Fast alle Prostituirten rekrutiren sich aus diesen Klassen und sind höchst selten eigentlich „Gefallene". Von den Straßenmädchen sagt B.: Die Verbindung von Kindlichkeit und undisciplinirter Gereiftheit, die man bei ihnen findet, macht es äußerst schwer, ihnen zu helfen, und setzt sie endlosen Leiden und Gefahren aus. Sie haben, wie ein Kind, Großmuth, eine oft ergreifende Auf-

*) By Brace. New-York, 1872. (London, Trübner.)

opferungsfähigkeit, gelegentliche Frische des Impulses und Wünsche der Reinheit, aber ihre Leidenschaften stürmen auf sie mit der Kraft der Gereiftheit. Ihre Lage scheint, wenn sie über 15 Jahr alt sind, durchaus hoffnungslos.

Ueber die Bildungszustände sagt B.: In den Vereinigten Staaten sind 5,660,074 Illiteraten (relativ also nur halb so viel wie in England), in der Stadt New-York allein giebt es 62,238 Personen über zehn Jahre, welche nicht schreiben können, davon 53,781 Fremdgeborne. Die Zeit ist gekommen für Einführung des allgemeinen und obligatorischen Unterrichtes des Volkes, durch welchen „die leitende Macht Europas" groß wurde. Schon hat auch der Congreß ein National-Büreau der Erziehung organisirt und so einen Theil der Sorge der Einzelstaaten auf sich genommen.

Einen besondern Werth legt Brace auf die Religion. Wehe denen, welche die Armen und Elenden der Religion und ihrer unvergleichlich wirkungsvollen Tröstungen berauben wollen! Wiewohl aber B. so sehr Geistlicher ist, daß er bisweilen in den biblischen Predigerton verfällt, so kämpft er doch beständig gegen den sektirerischen Geist, der in seine reinen Humanitäts-Anstalten einzudringen sucht. Ganz besonders tadelt er die katholischen Geistlichen, daß sie nur ihre Macht über den verkommenen irischen Pöbel zu bewahren suchten, zum selbstlosen Helfen aber nirgend bereit seien. Seine Besprechung, wie jene durch confessionelle Schulen die städtischen Freischulen beeinträchtigten, gipfelt in dem Ausruf: „Lieber Freischule ohne Religion, als gar keine Freischule". Wenn jede Sekte in der Schule nur auf ihre specielle Herrschaft hinarbeiten will, so wird am Ende gar nichts aus der Volkserziehung. Wir können hier nicht entfernt alle Fragen berühren, die vom Verfasser erörtert und aus einer 20jährigen Erfahrung heraus detaillirt beantwortet werden. Wir kommen zu dem, was er selbst an Humanitäts-Anstalten Neues schuf, das sich bewährte. Alle Anstrengung, dem Pauperismus und dem Verbrechen zu begegnen, schien so lange nur von geringerer Wirkung, als sich B. an die Erwachsenen wandte, denn zäh und eingewurzelt waren meist die verderblichen Eigenschaften in ihrem Körper und Geiste. Almosengeben z. B. befördert eher den Pauperismus, als daß es ihm abhilft. (In London allein werden jährlich 25 Millionen Dollar von Gesellschaften an Arme vertheilt ohne entsprechende Wirkung.) Almosen nehmen, nicht geben, muß vielmehr die Parole sein. Sparpfennige den Armen ablocken, sie reichlich verzinsen und aufhäufen, das sollten sich die Wohlthätigen zum Ziele machen. Brace gab Erziehung statt Almosen, wenigstens nie Almosen ohne gleichzeitige Erziehung.

Er richtete seine Hauptarbeit darauf, die folgende Generation, die Kinder der Armen und Elenden, die von Schmutz, Laster und Verbrechen umgeben, fast stets wieder zu Armen und Elenden heranwachsen, für die Menschheit zu retten. 1853 gewann zuerst die „Children's Aid Society of New-York" festere Gestalt und wählte zu ihrem executive offices eben den Verfasser dieses Buches, der früher Schriftsteller und Zeitungs-Herausgeber war, sich jedoch bald völlig den Humanitäts-Arbeiten widmete und Geistlicher wurde, zu ihren weiteren Vorstehern aber eine Anzahl von Menschenfreunden der verschiedensten Sekten. — Es galt sowohl das Vertrauen des Armen zu gewinnen, dem geholfen werden sollte, als des Reichen, der das Geld spenden mußte. Das Letzte geschah durch geschickte Benutzung der Presse, mit welcher B. von früher her in intimer Verbindung stand. Unablässig wurden dem Publikum in den Tagesblättern mit romantisch ergreifenden, christlich erbauenden, wissenschaftlich belehrenden Schilderungen, die Schicksale und das Treiben der armen Kinder und ihre Rettung für die Menschheit durch den Verein vorgeführt und das Interesse des Lesers für das Detail, für jeden einzelnen Fall zu erwecken gesucht. In unserm Buch ist eine Anzahl solcher Zeitungsartikel mitgetheilt.

Man begann mit den heimatlosen Knaben, den „Straßen-Arabern" der Weltstadt; die Polizei nennt sie „Straßen-Ratten" und in der That nagen sie wie Ratten an den Fundamenten der Gesellschaft. Aber wie Ratten huschten sie auch weg, sobald man sich ihnen mit Licht nähern wollte und mit List und Ausdauer mußte man Jeden einzeln unter civilisirende Einflüsse zu bringen suchen. Man begann mit öffentlichen Sonntags-Versammlungen für Knaben und errichtete dann das erste sogenannte „Logirhaus für Zeitungs-Jungen", Newsboys Lodging-House, in welchem obdachlose Knaben für wenig Geld Bett und Essen fanden. Aber die schlaue Jugend merkte doch sogleich, daß die Unternehmer nichts bei der Sache verdienten; also, so folgerten sie, mußte man sonst irgend etwas Verdächtiges mit ihnen vorhaben. Sie kamen in Masse, aber nur um sich für dieses „Etwas" zu rächen. Es ist rührend-komisch zu lesen, wie die „Straßen-Araber" mehr als einmal ihren Wohlthätern Bombardements mit faulen Aepfeln und noch schlimmeren Früchten als Belohnung zu Theil werden lassen, wie sie aber doch schließlich zu bürgerlich brauchbaren Menschen von diesen Aposteln der Humanität bekehrt werden, mit einer Ausdauer, wie man sie sonst nur bei Missionären findet, wo es gilt Proselyten für ihre Religion zu machen.

An die Logirhäuser schlossen sich bald „Industrieschulen" und „Lesehallen". Es folgten „Logirhäuser für junge Mädchen", „Nachtschulen" &c. und endlich ein System der Emigration, vermittelst dessen die Straßen-Ratten von New-York nach dem Westen, wo Arbeitskräfte äußerst knapp sind, übergeführt und einzeln bei Farmern untergebracht werden. Dies System bewährt sich außerordentlich gut. Der Ackerbau und das freie Landleben besiegen in erstaunlicher Weise die Vagabunden-Triebe im Blut des Stadtstrolches. Man könnte sagen, der Ackergrund desinficirt nicht allein unreine Stoffe, sondern auch unreine Geister. Bis jetzt sind schon 25,000 Strolche von New-York (Knaben und Mädchen) nach dem Westen evakuirt, mit 15 Dollar Kosten pro Kopf für Agenten, Reise und Einkleidung zusammen, und nur 4 pCt. davon schlugen nicht ein; diese 4 pCt. obenein meist Bursche über 14 Jahr. Die bildungsfähigeren jüngeren Elemente gediehen fast immer gut, und Mancher schwang sich sogar schon zum selbständigen Farmer empor. Vermittelst dieses Systems können jetzt jährlich 5000 New-Yorker Kinder nach westlichen Farmen übergeführt werden.

Zur Zeit hat die Gesellschaft in Thätigkeit: vier Logirhäuser für Knaben, welche bereits gegen Hunderttausend verschiedene Obdachlose beherbergt haben und seit 1861 ein Logirhaus für Mädchen mit bis jetzt 10,225 Gästen. Mit dem Letzteren verbunden ist eine Dienstboten-Erziehungs-Anstalt und eine Maschinen-Nähe-Schule, wo jetzt in einem Jahre 1200 arme Mädchen auf der Maschine nähen lernen und so in Stand gesetzt werden, ein bis zwei Dollar pro Tag zu verdienen. Da die Maschinen von den Fabrikanten geschenkt oder geliehen worden, so waren die Kosten unbedeutend, während andererseits daselbst 15,429 Kleidungsstücke für Arme gefertigt wurden. Ferner hat die Gesellschaft fünf Lesehallen, dann zwanzig „Industrieschulen" für solche Kinder, die für die „Freischule" zu elend, verkommen und undisciplinirt sind, die ohne diese Schulen vollständig wild aufwachsen würden und die mit vieler Mühe und vieler Klugheit dazu gepreßt werden müssen, sich hier einem Civilisirungs-Proceß zu unterwerfen. Endlich waren während des Winters 1870—71 elf

Nachtschulen in Thätigkeit, wo diejenigen Kinder, welche über Tag in den verschiedenen Fabriken arbeiten, des Abends unterrichtet werden.

Die Wirkung dieses großartigen Erziehungs-Apparates weist B. aus der Kriminalstatistik nach. Unter vielem Andern folgende Zahl: 1860 wurden an weiblichen Herumtreibern verhaftet 5880, dagegen 1871 nur 548, während die Bevölkerung der Stadt stieg von 814,224 in 1860 auf 915,520 in 1870. Wenn dies nun auch wohl nicht ganz der Effekt der Childrens Aid Society u. s. w. sein wird, so muß man auf der andern Seite die Ausnahmestellung New-Yorks als Einwandererhafen in Anschlag bringen. Die gesammten Anstalten kosten nicht mehr als 200,000 Dollar jährlich, davon 109,000 Dollar von verschiedenen öffentlichen Autoritäten, das Uebrige durch Privatwohlthätigkeit aufgebracht. Soviel, meint B., spare die Stadt allein durch die Minderausgabe für Polizei und Justiz. Was für eine gewaltige Summe von Elend, von Verzweiflung, von Verbrechen hat aber die Menschenliebe dem Gemeinwesen gespart! Mag Brace auch die Erfolge seiner Anstalten vielleicht etwas zu rosenfarbig schildern, die Kritik muß verstummen vor dieser wahrhaft ergreifenden und bezaubernden Menschenliebe, die neben dem hellsten Geist aus jeder Zeile des Buches hervorleuchtet und welche die Lektüre desselben, obwohl sich auf den nahezu 500 Seiten tausendfach dieselbe Geschichte von der Rettung menschlicher Wesen für die Menschheit wiederholt, zur denkbar angenehmsten macht.

Johannes Meißner.

Abessinien.

Munzinger und Kaiser Johannes von Abessinien.

Die „Spenersche Zeitung" vom 4. September enthält einen Artikel über die „wahre Lage der Dinge von Abessinien", der augenscheinlich einen mit den Verhältnissen Aegyptens, sowie der Landschaften am Rothen Meere, namentlich Massava's und der nordabessinischen Hoch- und Gränzlande sehr vertrauten (vermuthlich einem Consulate in Oberägypten nahestehenden) Deutschen zum Verfasser hat. Darin wird zunächst der Nachricht widersprochen, daß Werner Munzinger an der Spitze eines ägyptischen Heeres in das Gebiet Kassa's von Tigré, des jetzigen Kaisers Johannes II. von Abessinien, kriegerisch eingerückt sei; vielmehr habe derselbe nur das abessinische Hochland (Bogos, Maria, Hebub, Halhal und Bedschun) besetzt, dessen Bewohner bereits seit längerer Zeit von dem verderbten und des christlichen Namens nicht werthen, abessinisch-koptischen Bekenntnisse zum Islam übergetreten und dem Khedive tributär seien. Im Bogos-Lande bilde nur noch Keren eine christliche Oase inmitten moslemischer Völkerschaften, die den abergläubischen Autochthonen an Kultur sehr überlegen seien. Ferner wird Alles widerlegt, was von dem angeblichen Jesuitismus Munzinger's, sowie über dessen politische Gesinnungen im Interesse Frankreichs geschrieben worden, und am Schlusse des Artikels heißt es:

„Man sieht also aus dem Obigen, daß Munzinger, weit entfernt, ein blinder Anhänger der Jesuiten oder der katholischen Missionäre gewesen zu sein, vielmehr sein Amt als Consul mit der größten Unparteilichkeit verwaltet hatte.

„Werfen wir einen kurzen Ueberblick auf die jetzigen Zustände im eigentlichen Abessinien: Kassa also, der jetzt als Johannes II. den Kaisertitel führt, ist so ziemlich Herr des Landes. Fast alle Feinde, die er vor seiner Krönung noch hatte, haben ihn jetzt entweder anerkannt, oder sind von ihm besiegt und unterworfen worden. Ras Teferri hatte sich schon vorher mit ihm ausgesöhnt und ist jetzt einer seiner besten Generale, der im Augenblick eine Expedition gegen den noch nicht unterworfenen Theil der Galla in der Nähe von Magdala befehligt. Ras Woronya, der Nachfolger Gobasye's in der Herrschaft über Amhara, diese wichtigste Provinz von ganz Abessinien, hat sich gleichfalls mit Kassa versöhnt und wurde von ihm in seinem Gouvernement bestätigt. Mestiate, die Fürstin der Wollo-Galla, ist zur Zeit so zu sagen Gefangene Meneleks, des Königs von Schoa. Dieser letztere ist der einzige bedeutendere Feind, der jetzt noch gegen Kassa im Felde steht. Man erinnert sich, daß ein Brief Dr. Schimpers vom Februar 1870, der Kassa's Krönung beschrieb und zur Zeit die Runde durch alle Zeitungen machte, von der prekären Stellung des neuen Kaisers sprach. Damals war sie allerdings eine solche. Kassa hatte sogar in seiner engeren Provinz mächtige Rebellen wie Aba Kaissi und Welde Jesus, einen der schlauesten Führer der Empörer in Habesch. Beide wurden von Kassa's Truppen gänzlich geschlagen und ihre Armeen aufgelöst. Aba Kaissi irrt jetzt als gemeiner Räuber umher und Welde Jesus scheint verschollen. Allerdings fehlt Kassa noch viel zum Prästigium Theodors zu seiner Glanzzeit. Bis jetzt ist es ihm noch nicht gelungen, Menelek zu besiegen, ja sogar im Wollo-Galla-Lande soll er eine Schlappe erlitten haben; auch konnte er noch nicht bis nach Gondar vordringen, das immer noch als Hauptstadt angesehen wird und wo er als Kaiser eigentlich residiren sollte.

„Die Beziehungen zu dem Auslande haben immer in Abessinien viel Einfluß auf Hebung des Prästigiums eines Fürsten oder das Gegentheil. Die prachtvollen Geschenke der englischen Regierung, worunter eine vollständige silberne Rüstung mit Panzerhemd, werden ohne Zweifel Kassa bei seinen Unterthanen in ein glänzendes Licht setzen. Dagegen dürfte das Resultat der ägyptischen Expedition ihm moralisch mehr schaden, als materiell. Materiell schädigt es ihn gar nicht, denn die eroberten Gegenden waren ihm nur nominell unterworfen. Aber sein Prästigium wird ohne Zweifel darunter leiden.

„Endlich noch ein Wort über die gleichfalls aus Dr. Schimper's Brief in alle Zeitungen übergegangene Excommunication Kassa's am Tage nach seiner Krönung durch einen abessinischen Geistlichen. Da der neue Kaiser sich vom Abuna, dem Oberhaupt der ganzen abessinischen Geistlichkeit, krönen ließ und ein sehr eifriger Anhänger der abessinisch-koptischen Confession ist, so ist diese sogenannte Excommunication und Abendmahls-Verweigerung doppelt auffallend. Man könnte fast auf den Gedanken kommen, daß dieser Geistliche wirklich edle religiöse Motive gehabt habe, indem er den Lebenswandel Kassa's nicht billigte und deshalb ihm die Communion verweigert hätte. Dem ist aber nicht so. Solche Motive, wie sie z. B. einst den heiligen Ambrosius beseelten, als er dem Kaiser Theodosius das Abendmahl verweigerte, sind den verderbten abessinischen Geistlichen gänzlich fremd. Dieser Geistliche war ganz einfach ein fanatischer Anhänger der vertriebenen katholischen Missionäre und seine ganze Anrede an Kassa geschah nur im einseitigen Partei-Interesse jener Mönche. Eins muß man ihm übrigens lassen, daß er wenigstens Muth gezeigt hat, freilich auch nur relativen, denn er konnte ziemlich gewiß sein, daß man einen Priester nicht hinrichten werde. Das Märtyrerthum behält übrigens zu allen Zeiten und in allen Ländern seinen Reiz für die Fanatiker."

Kleine literarische Revue.

— **Der Beruf des Staates und der Gemeinde in der socialen Frage.***) Der Geheime Regierungsrath, Ober-Bürgermeister a. D., Theodor Körner, giebt in sechs Artikeln einen „Beitrag zur Lösung dieser Frage im deutschen Reichsstaate, unter Anschluß an bestehende Verhältnisse", und betritt in der 67 Seiten langen Broschüre einen Weg, auf welchem ihn das Interesse des Lesers unausgesetzt begleitet. Die Themata der sechs Artikel lauten: 1. Einleitung. Die Lage der socialen Frage im Allgemeinen. 2. Die sociale Frage nach ihrer rechtlichen Begründung im Staate. 3. Die sociale Frage vom Standpunkte der Volkswirthschaft. 4. Der Beruf der Gemeinde in der socialen Frage. 5. Der neue Gemeindeorganismus für leistungsfähigen Nährstand. 6. Der Staat und die Staatshilfe in der socialen Frage — Offenbar ist der Verfasser ein gründlicher Kenner der einschlagenden Verhältnisse, er spricht deutlich und ohne Rückhalt, immer zur Sache, und seine Vorschläge sind, wie uns scheint, wirklich ausführbar. Schon jetzt bestehen vielfach Vereine um unverschuldete Noth zu lindern, um den Mitgliedern solcher Vereine leichteren Credit zu verschaffen, ihnen zu billigeren Lebensmitteln und Rohmaterialien zu verhelfen u. s. w., aber sie sind durchaus unzureichend, „weil die Gesellschaftshülfe immer noch auf zu kleine Kreise sich beschränkt, daher zu kraft- und mittellos ist, weil sie noch nicht alle Schichten der bürgerlichen Gesellschaft umfaßt und durchdringt, weil sie endlich des organischen Elements entbehrt, welches sie mit den Organen im Staatsverbande in fruchtbare Wechselwirkung setzt. Bei alledem und trotzdem bildet diese gesellschaftliche Wirksamkeit einen überaus werthvollen — wenn auch im ganzen Lande noch vereinzelt stehenden — Stamm zur weiteren Verpflanzung, einen gesunden Kern, in vielseitigem Verständniß und ausdauernder Willenskraft, welcher nur der richtigen Pflege und der anregenden Wärme zur fruchtreichen Entfaltung bedarf; deshalb sagen wir auch mit voller Ueberzeugung: Die sociale Frage kann und darf in ihrem **ersten** aber hochwichtigen Stadium nicht anders als auf dem Wege ihres eigenen Ursprunges, nämlich dem **socialen Wege der Gesellschaft selbst** in ihrer freien, aber allgemein und organisch auszubildenden Entwickelung, ihre Lösung erhalten." Was der Gemeinde, und was, in letzter Stelle, dem Staat obliegt, um bessere Zustände herbeizuführen, das zeigt in systematischer Folge der Körner'sche Beitrag. Der außerordentlich reichhaltige Stoff macht ein näheres Eingehen auf Einzelheiten an dieser Stelle unmöglich; wir können die durchdachte Arbeit nur angelegentlich empfehlen.

— **Heidnisch-germanische Alterthümer.** Von den, vom Director des Mainzer römisch-germanischen Central-Museums Dr. Lindenschmidt herausgegebenen „Alterthümern unserer heidnischen Vorzeit", liegen uns heute die beiden ersten Hefte des dritten Bandes vor. Schon die beiden ersten vor dem Kriege von 1870 erschienenen Bände dieser trefflich redigirten, periodischen Zeitschrift enthielten so viel des Neuen und sorgsam Verarbeiteten, daß die Wiederaufnahme des Unternehmens nach beendigtem Kriege alle betreffenden Kreise gewiß mit Genugthuung erfüllt hat. Das erste Heft des diesjährigen Bandes enthält die Zusammenstellung und Beschreibung einer Anzahl in den Gräbern von Waldalgesheim gefundener antiker Geräthschaften, die auf sechs dem Hefte beigegebenen Tafeln sauber lithographirt sind. Außerdem bringt uns dies erste Heft eine sehr eingehende und von ebenso großer Sachkenntniß wie Unparteilichkeit zeugende Abhandlung des Herausgebers: Ueber Ursprung und Herkunft einer Anzahl Denkmale des sogenannten ältern Eisenalters, insbesondere der Geräthe aus Gold, Erz und Eisen, welche zugleich mit etruskischen Erzgefäßen in den Grabhügeln des Rheingebiets gefunden werden. Dieselbe führt in kritischer Weise den Nachweis, daß die Auffassung, diese Funde seien die Residuen einer uralten, einheimischen Industrie, eine ganz irrige sei, indem sie mit andern einheimischen Geräthschaften nichts gemein haben, den römischen und etruskischen Alterthümern dieser Gattung dagegen durchaus gleichen. Schließlich läßt L. einen Mahnruf an die Häupter der Wissenschaft erschallen, das Streben der Jüngern mehr auf die Entstehungszeit dieser bei uns zahlreichen Geräthschaften, als welche die drei letzten Jahrhunderte der römischen Republik bezeichnet wird, zu lenken, einen Mahnruf, der hoffentlich die Berücksichtigung finden wird, die er in vollem Maße verdient. Z.

— **Stimmen des Mittelalters wider die Päpste und ihr weltliches Reich.***) Wenn die zu einem Fundamental-Uebel gewordene Beherrschung des Papstthums durch den Jesuitismus mit allen Mitteln, vorzüglich auch auf dem Wege der Presse bekämpft wird, so ist das gut; wenn wir indeß unter dieser Firma mit einer gewaltigen Fluth von Schriften überschüttet werden, so werden wir sie doch zunächst darauf zu prüfen haben, welches ihr eigentlicher Zweck ist, und ob sie überhaupt einen ernsten Zweck verfolgen, welches die innere Berechtigung des Verf. zur Herausgabe einer solchen Schrift war, inwiefern er den von ihm beabsichtigten Zweck wirklich erreicht hat. Der Verf. der Stimmen des Mittelalters, Herr E. Pirazzi, hat eine Tragödie „Rienzi" geschrieben, die wir leider nicht das Vergnügen haben zu kennen; er hat dazu Vorstudien gemacht in den Classikern des italiänischen Mittelalters, Dante, Petrarca u. A. Diese Vorstudien nun hatte der Verf. zusammengestellt, um sie als Stimmen des Mittelalters wider die weltliche Herrschaft der Päpste zu publiziren. Da kam der Krieg von 1870 und mit ihm der Zusammenbruch des Restes des Kirchenstaats — und die Schrift P.'s war gegenstandslos geworden. Doch der Verf. wußte sich zu helfen. Seit dem Kriege beschäftigten die Folgen des Unfehlbarkeits-Dogmas, das Verhältniß der Jesuiten zum Papste die ganze politische Welt. P. schrieb alsbald ein Kapitel über das Papstthum des 19. Jahrhunderts, fügte die Worte: „Im Lichte der Gegenwart" seinem ersten Titel hinzu und sandte das innen und außen so vermehrte Werk in die weite Welt.

Doch Scherz bei Seite, wozu sollen die 129 Seiten dieses Buches dienen? Das erste Drittel enthält Citate aus und Bemerkungen über die großen italiänischen Dichter und Machiavelli, die sich weder durch Originalität noch durch Tiefe auszeichnen. Das zweite Drittel, ca. 40 Seiten, ist eine Biographie Rienzi's, der natürlich den Verf. der Tragödie „Rienzi" in hohem Maße interessirt, uns aber aus Geschichtswerken zur Genüge bekannt ist; das letzte Drittel endlich, ein Anlauf zur hohen Politik, endet da, wo er begonnen, bei großen Worten und frommen Wünschen.

*) Berlin, 1872. Verlag von F. Guttentag (D. Collin).

*) Im Lichte der Gegenwart dargestellt von Emil Pirazzi. Leipzig, E. Bidder, 1872.

Der Verf. würde vielleicht, falls er ein Buch schreiben wollte, ganz gut im Stande gewesen sein, eine Studie über Rienzi zu schreiben, inwiefern sich dieser phantastische Volksheld für die Bühne eignet, der Darstellung der Päpste und ihres Regiments sind seine Kräfte nicht gewachsen, und er überläßt solche Aufgabe billig den Ranke und Sybel, den Huber und Friedrich. J.

— **Agrikultur-Chemie.** In der Landwirthschaft spielt heutzutage die Chemie eine nicht weniger wichtige Rolle, als in den Gewerben, der Industrie und Technik; sie schafft hier weniger Neuerungen als dort, aber sie hilft den Ertrag des Bodens vervielfachen, die Verarbeitung der landwirthschaftlichen Erzeugnisse erleichtern und vervollkommnen. Eine höchst schätzenswerthe Mithülfe: denn wenn die Preise der Nahrungsmittel in den letzten Jahrzehnden nicht ganz in demselben Verhältniß wie die des Bodens und der Arbeit gestiegen sind, so verdanken wir dies vielfach der Agrikultur-Chemie, welche ermöglichte, derselben Bodenfläche die doppelte Menge von Feldfrüchten abzugewinnen, welche sie früher gab. Der Landwirth, welcher auf der Höhe seiner Zeit steht, kann ihrer nicht mehr entrathen. Da nun die neueren chemischen Experimente und Erfahrungen, soweit sie auf den ökonomischen Betrieb Bezug haben, gewöhnlich nur sehr allmählich aus den Berichten von Instituten, Versuchsstationen und Gesellschaften ihren Weg in technologische und landwirthschaftliche Zeitungen finden, so muß die Begründung eines eigenen „Central-Blattes für die Agrikultur-Chemie und rationellen Wirthschaftsbetrieb" von Dr. R. Biedermann*) als ein durchaus zeitgemäßes und dankenswerthes Unternehmen begrüßt werden. In diesem Central-Blatte werden die den Landwirth interessirenden naturwissenschaftlichen und vorzugsweise die chemischen Abhandlungen, welche in den wissenschaftlichen Journalen des In- und Auslandes zerstreut erscheinen, allmonatlich gesammelt, und in einer übersichtlichen, kritisch gesichteten Zusammenstellung zur Kenntniß des betheiligten Standes gebracht. Die vorliegenden Hefte des ersten Jahrganges dieser Monatsschrift zeigen in den Rubriken: Boden — Dungung — Thierproduktion — Pflanzenproduktion — technische Gewerbe, eine Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit des Inhalts, daß den Abonnenten ein zweifellos bedeutender Nutzen aus der Kenntnißnahme desselben erwachsen muß.

— **Venus Urania.****) Wenn außerordentliche Gewandtheit im Gebrauch der Sprache, große Fülle der Wörter, seltene Reimfertigkeit, drollige Einfälle, spaßhafte Schilderungen lächerlicher Situationen, schöne Klangwirkung und schwungvolle Diktion ausreichten, um den komischen Dichter zu vollenden, dann wäre sicher Ernst Eckstein ein bedeutender, aber, wie geistreich und talentvoll er auch ist, er zeigt nie warme Hingabe an irgend ein Ideales, und ohne sie ist man kein Dichter. Alles Ironisiren, Tadel und Lob gegen und für Andere und sich selbst, heißt doch nur stark in der Negative sein, ein Positives im Leben nicht anerkennen; wie komisch daher auch die Einzelheiten wirken, das Ganze hinterläßt keinen werthvollen Eindruck. Diese mitunter sehr derben Schlinggewächse des Scherzes könnten auf die Länge, zweihundert Seiten hindurch, sich einzig halten, wenn man einen festen Stamm des Ernstes deutlich gewahr würde, um den sie sich ranken, der sie trägt; allein Pietät für irgend etwas Heiliges oder Erhabenes, einen Contrast gegen die unaufhörliche Spöttelei dieser Hunderte und Hunderte stromartig hinrollender Ottaverime bringt unser Autor nirgends zu erquickender Geltung. Allerdings ergreift er Partei für das Gute, das auch schließlich zum Siege gelangt, allein er thut es, als ob er sich vor jedem Enthusiasmus förmlich genire; er thut es in einer mokanten Weise, als fürchte er den Vorwurf der Sentimentalität und Schwäche, wenn er den leichtfertig satirischen Ton irgendwo einmal fallen ließe. So gewinnt man für keine der auftretenden Personen Interesse, man bleibt kühl vom ersten Vers bis zum letzten, und wundert sich nur wieder und wieder ob der staunenswerthen Geschicklichkeit, mit welcher die kunstreiche Form einen im Grunde mageren Inhalt scheinbar so mühelos verschleiert und amüsant macht. Das Wegfallen der Strophen, die mit sichtlichem Behagen lüsterne Scenen ausmalen, würde dem Produkt sehr zum Nutzen gereicht haben, und die Berufung auf Homer und Schiller, um solche Auswüchse zu rechtfertigen, läßt an keckem Uebermuth Nichts, an feinem Geschmack aber gar Manches zu wünschen übrig.

— **Gute Gedanken.***) Es mag gar kein übles Thema für einen Humoristen sein, die Gedankengänge eines recht einfältigen, sehr unpraktischen, aber gewaltig von sich eingenommenen Menschen bloszulegen, zumal wenn er es, wie unser Autor, versteht, ihn mit sehr verschiedenartigen Elementen und Charakteren in Berührung zu bringen und komische Situationen herbeizuführen, — nur will die entsprechende Form gefunden sein, und Burnand hat sie nicht gefunden; denn die, welche er anwendet, wirkt geradezu störend; sie ist unmöglich, noch abgesehen davon, daß viel behagliche Länge und Breite mitunter auf wenig Witz und unbedeutenden Gehalt kommt. Die „guten Gedanken" bewegen sich durchweg in der ersten Person. Muß das und das lernen. Gehe die Treppe hinauf. Fahre ab. Ziehe die Bettdecke über den Kopf. Ich schlafe. Ich bin im richtigen Zuge. Meine Gedanken schwingen sich auf, u. s. w. Die Form des Tagebuches hat gewiß ihre Berechtigung; allein so verwendet wie hier, erinnert sie den Leser jeden Augenblick an das Unwahre, das Undenkbare des ganzen Machwerkes und stört den Genuß des wirklich Komischen, Drolligen und Lächerlichen, das in reichem Maße vorhanden ist. Die Uebersetzung liest sich im Allgemeinen vortrefflich, um so mehr beleidigen Anglicismen wie „Der Bediente sagt, er denkt, das wird's nun thun, Herr. Budels sagt: das wird's thun. Ich sage: oh ja, das thut's vollkommen." „Was ein Mund." „Daß man sich nicht vorgestellt wird."

Literarischer Sprechsaal.

Die bisherigen Verhältnisse der Kirche zum Staat sind mit der Zeit so unhaltbar geworden, daß eine Aenderung sich als unabweisliches Bedürfniß herausgestellt hat. Mit den landläu-

*) Leipzig, Luckhardt'sche Verlagsbuchhandlung, 1872.

**) Venus Urania. Satirisches Epos von Ernst Eckstein. Stuttgart A. Körner, 1872.

*) Gute Gedanken von F. C. Burnand. Aus dem Englischen. Cassel, 1872. Verlag von Theodor Kay. Königliche Hof-Kunst- und Buchhandlung.

figen Schlag- und Stichwörtern, Trennung von Kirche und Staat, freie Kirche im freien Staat, läßt sich die ungemein schwierige und verwickelte Angelegenheit nicht abfertigen, und wir empfehlen den Sachverständigen dringend, denen aber, die nichts von der Sache verstehen, sie aber begreifen wollen, noch viel dringender eine kleine Broschüre*), welche kurz die vollständigen Grundzüge einer Verfassung der Kirche nach ihrer Trennung vom Staate darbietet. Der anonyme Verfasser wählt den Bibelvers „es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste" zum Motto, nicht ohne Grund, wenn man die langwierigen Arbeiten und die zu überwältigenden Hindernisse kennen lernt, um welche es sich handelt, ehe ein befriedigenderer Zustand eintreten kann. Und doch muß das Werk begonnen und trotz aller Mühseligkeit vollendet werden. Den einzuschlagenden Weg, die neu zu bildenden Organe, ihre Gestaltung und Funktionen giebt der Verfasser an; er schont das Bestehende, so weit es bei der nothwendigen Umwandlung irgend Schonung erträgt, und faßt das leitende Princip seiner Darlegung dahin zusammen, „daß das bisher bei dem Landesherrn als Summepiskopus liegende, und durch seine Organe ausgeübte Kirchenregiment auf die Kirche und die von ihr zu bestimmenden Organe übergeht, während der Staat sein Aufsichtsrecht über alle Lebensäußerungen der Kirche nur in dem Umfange aufrecht erhält, welcher ebenso zum Schutz der Kirche und der Sicherstellung ihrer Verfassung genügend, wie zur Beseitigung eventueller Uebergriffe und Ausschreitungen und zur Wahrung der bürgerlichen Rechte seiner Angehörigen ausreichend ist."

In der Sitzung der Pariser Akademie der Inschriften vom 2. August zeigte Herr Longpérier die Abdrücke eines alten Petschafts mit zwei Siegeln vor, welches aus dem 13. Jahrhundert stammen und von einem sogenannten „Juden-König von Narbonne" herrühren soll. Das eine dieser Siegel trägt in hebräischer Sprache die Inschrift: „Kalonymos, Sohn des Königs Todros", während die andere einen mit einem kriechenden Löwen geschmückten Schild zeigt mit der Umschrift: „Seh Mumet Judeu de Nerbo". Dieser Mumet oder Kalonymos war, wie Herr Longpérier vermuthet, ein Enkel des von dem berühmten jüdischen Reisenden Benjamin von Tudela erwähnten Rabbi Kalonymos ben Todros, der im Jahre 1160 gelebt. Aus welchem Grunde er oder sein Vater „Juden-König von Narbonne" genannt worden, machte die Akademie zum Gegenstand ihrer Erörterung, wobei zur Sprache kam, daß der außerordentlich reiche Mumet oder Kalonymos ben Todros (Theodor) eines der vielen jüdischen Opfer Philipp's des Schönen war, der in Narbonne nicht weniger als zwanzig Häuser confisciren ließ, die dem Kalonymos gehörten. Der Archivar Mouynès in Narbonne hat ein Document aus dem Jahre 1307 aufgefunden, worin diese Confiscation angeordnet und der seiner Reichthümer Beraubte: „Mometus Taurossius rex judaeus Narbonae" genannt wird. Im Mittelalter legten die Juden den angesehensten und gelehrtesten Männern ihres Glaubens den Titel „Nassi (Fürst)" bei, und daraus scheint in ironischer Weise „König" gemacht worden zu sein.

*) Suum cuique. Die Verfassung der Kirche nach ihrer Trennung vom Staate. Eine kirchen-politische Abhandlung. Breslau, Wilh. Gottl. Korn, 1872.

Zu einer Conferenz, welche über die sociale Frage, im principiellen Gegensatze zu der im „volkswirthschaftlichen Congresse" vertretenen Manchester-Schule, in Eisenach abgehalten werden soll, ist die folgende Einladung ergangen:

„Die Unterzeichneten erlauben sich, Ew. ꝛc. zu ersuchen, an einer privaten Besprechung theilzunehmen, welche den 6. und 7. October in Eisenach über die sociale Frage stattfinden soll. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Zukunft des Deutschen Reiches, wie die Zukunft unserer Kultur überhaupt, wesentlich schon davon beeinflußt sein wird, wie unsere socialen Zustände in allernächster Zeit sich gestalten, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß diese Gestaltung wiederum ganz wesentlich davon abhängen wird, wie die Gebildeten und Besitzenden, wie die öffentliche Meinung, die Presse und die Regierungen sich zu der socialen Frage stellen, haben die Unterzeichneten, Männer aller politischen Parteien, von denen sie annehmen zu können glaubten, daß sie Interesse und sittliches Pathos für die Frage haben und daß sie das absolute laissez faire et laissez passer in der socialen Frage nicht für das Richtige halten, zu der Besprechung aufgefordert. Sie geben jedem der Eingeladenen anheim, noch ein oder zwei gleichgesinnte Männer aus dem Kreise seiner Bekannten und Gesinnungsgenossen zu der Besprechung aufzufordern. Was die Unterzeichneten bei der Besprechung erhoffen, ist eine Annäherung auseinandergehender Meinungen, eine Verständigung wenigstens in den brennendsten Punkten der socialen Frage. Und da sie glaubten dieses Ziel um so eher zu erreichen, je concreter die Fragen behandelt würden, so haben sie in Aussicht genommen, daß die Besprechung sich zunächst auf folgende Punkte concentriren solle, welche die nachstehenden Herren kurz einzuleiten übernommen haben: 1) Arbeitseinstellungen und Gewerkvereine Professor Dr. Schmoller. 2) Die deutsche Fabrikgesetzgebung in ihrer Ausführung und Weiterbildung: Professor Dr. L. Brentano. 3) Die Wohnungsfrage: Geh. Ober-Regierungs-Rath Dr. E. Engel. Einige der Unterzeichneten haben übernommen, einige Tage vorher in Eisenach einzutreffen, um dort die nöthigen Vorkehrungen zu treffen; sie werden zum „Halben Mond" zu erfragen sein.

v. Blanckenburg, General-Landschafts-Rath (Zimmerhausen bei Plathe). Borchert jun., Fabrikant (Berlin). Dr. J. Eckardt, Redacteur (Hamburg). Dr. E. Engel, Geh. Ober-Regierungs-Rath (Berlin). Dr. Gneist, Professor (Berlin). v. d. Goltz, Professor (Königsberg). Dr. B. Hildebrand, Professor (Jena). Dr. v. Holtzendorff, Professor (Berlin). Dr. Knies, Professor (Heidelberg). Dr. Meitzen, Geh. Regierungs-Rath (Berlin). Dr. Mithoff, Abgeordneter (Göttingen). Dr. Nasse, Professor (Bonn). Quistorp, Commercien-Rath (Stettin). F. Reichenheim, Fabrikant (Berlin). Dr. Riehl, Professor (München). Dr. W. Roscher, Geh. Hof-Rath (Leipzig). Dr. Schmoller, Professor (Halle). Sombart, Rittergutsbesitzer und Fabrikant (Ermsleben am Harz). Dr. v. Sybel, Professor (Bonn). Dr. v. Treitschke, Professor (Heidelberg). Max Wirth, Director des eidgenössischen stat. Bureaus (Bern). Dr. A. Wagner, Professor (Berlin). v. Wedell-Malchow, Rittergutsbesitzer (Malchow bei Rechlin).

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Rathhäuslirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 21. September 1872. [Nº 38.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Franz Grillparzer's sämmtliche Werke.*)

Die Deutschen haben einen neuen Classiker bekommen! Der Strom deutscher Nationalliteratur, aus dem Deutschlands Völker, an seinen Ufergeländen hingebreitet, sich freuend ihrer Stammesart, die reinen, heiligen Fluthen des Zusammengehörigkeits-Gefühles schöpfen, hat einen reichen Zufluß, einen mächtigen Arm in sich aufgenommen. Die gemeinsame Freude an dem Geistesgute, den Schätzen seiner Sprache ist das höchste, das stärkste Einigungsmittel eines Volkes, ist das zauberische Band, das über Markstein und Gränzpfahl, über Bergrücken und Wasserscheide die versprengten, gleichsprachigen Stämme und Glieder aneinanderschließt. In seinem letzten Grunde ruht das Einheitsgefühl eines Volkes auf seiner Sprachgleichheit; der Besitz einer Nationalliteratur bleibt eines wahren Volksthums sicherste Gewähr. Mit jedem Zuwachs, den jene erfährt, kommt gleichsam ein Stück Volksbewußtsein hinzu. Darum wird das Erscheinen eines Dichtwerks, das ein Gemeingut des Volkes zu werden bestimmt ist, allgemein freudig begrüßt; die Freude gilt dem Schönen wie der Verstärkung und Erbreiterung, die das eigene Volksthum darin findet. Und wie lebhaft und innig muß die Freude da sein, wo von getrenntem, verfremdetem Stamme der neue Schatz dem Muttervolke dargebracht wird, gleichsam ein Unterpfand dafür, daß über alle äußere Trennung siegend das Einheitsgefühl die Geister verbindet. Tausendfältig wird in unseren Tagen der feste Bund Deutschlands und Oesterreichs besiegelt; das schönste Zeichen dieser Zusammengehörigkeit bietet der deutsch-österreichische Stamm, indem er dem deutschen Volke gerade jetzt die gesammelten Schätze des größten seiner Dichter darbringt. Der österreichischste von Deutsch-Oesterreichs Dichtern, endlich wird er Alldeutschlands Eigenthum, Franz Grillparzer hat seinen Cotta gefunden.

Die Deutschen haben einen neuen Classiker bekommen! In Deutschlands Dichterwald ist ein mächtiger Stamm aufgestiegen, mit herrlichem Laubwerk und weithin schattendem Gezweige, der Labung bietet jedem, der ihm naht und noch laben wird die Geschlechter der Nachwelt. Ein entwickelter Stamm steht vor den Augen der entzückten Welt, einst sah man seine Blüthe und seitdem ward er nicht gesehen. Franz Grillparzer ist ein neuer Classiker. Einundachtzig Jahre und sechs Tage ist er alt geworden; er hat den Ruhm nicht erlebt, der jetzt Geringeren zu Theil wird, als er war, seine Werke gesammelt zu sehen. Man könnte seinem Volke darüber grollen, wüßte man nicht, daß er selbst ihre Sammlung und Herausgabe bei Lebzeiten nicht sehen mochte. Wie um Dornröschen in der Fabel, war längst der Vergessenheit dichte Hecke um ihn emporgewuchert; jetzt erst, nachdem er nicht mehr ist, wird die Pracht offenbar, die um ihn verborgen war. Die ihn wahrhaft kannten und verehrten, waren nur wenige, den Meisten war sein Name ein halbverklungener Ton. Er war der berüchtigte Dichter der „Ahnfrau", von der man wie von ihm den Namen kannte, vielleicht auch der Dichter der „Medea", die aber nur durch die große Kraft der Darstellerinnen getragen zu werden schien. Jetzt, wo eine Gesammtausgabe in zehn Bänden seine Werke den weitesten Kreisen zuführt, wird die wahre Kenntniß des Dichters aufgehen, seine rechte Würdigung erblühen. Jetzt erst wird sich sein Geist in seiner vollen Tiefe und Ausdehnung offenbaren, unvollständig oder gar nicht gekannte Seiten seines Wesens werden hervortreten, zur vollen Schätzung seines Genius, seiner Dichtergröße wird die Welt erst jetzt gelangen. Gleich der erste Band der Sammlung bestätigt die Behauptung. Hier sind von Joseph Weilen's Hand zum ersten Male die Gedichte gesammelt, mit liebevoller Emsigkeit aus längst vergessenen Taschenbüchern, Almanachen und Flugschriften zusammengetragen oder aus des Dichters eigenen Handschriften herausgegeben, in denen sie versprengt sich fanden, wie Crystalle im Muttergestein. Ein Urtheil über Grillparzer als Lyriker war vor dieser Sammlung nicht möglich. Da alle Zeitangaben für die Entstehung der Gedichte fehlten, so konnte eine Reihenfolge der Zeit nach nicht beobachtet werden; sie mußten eine Eintheilung und Gruppirung nach der Verwandtschaft des Inhaltes erfahren, und so sind sie denn in vier Abtheilungen gegliedert worden: I. Leben und Lieben; II. Poesie und Musik; III. Heimat und Fremde, und IV. Vermischte Gedichte, „daß sie ein übersichtliches Gesammtbild des reichen Gemüths- und Geisteslebens des verewigten Dichters zu bieten vermögen".

Die Unmöglichkeit, Grillparzers Gedichte ihrer Zeitfolge nach zu ordnen, ist für ihn kennzeichnend. Sonst pflegen wohl Zeitangaben bei Gedichten überraschendes Licht auf die wechselnden Seelenzustände und in ihrer Folge und Gesammtheit auf die Entwickelung des Dichters zu werfen. Bei Grillparzer wären sie von untergeordneter Bedeutung, ihr Fehlen ist weniger beklagens-

*) 10 Bde. Mit dem Bildnisse des Dichters. Stuttgart, J. G. Cotta, 1872.

werth. Denn durch sein Leben ist eine große Grundstimmung gezogen; nie wich der Schwermuth finstere Macht von seiner Seele. „Grüne, blumige Wiese, bemerkt sinnig Holtei von seinem Namen, von erquickenden Bächlein durchrieselt, von unzähligen Blüthen geschmückt und an Grillen reich. Das träfe zu: nomen et omen!" Aber seines Wesens Grund war nicht von leichten, vorüberfliegenden Grillen bloß durchschwärmt, eine düstere Wolke brütete mit schweren Schatten über seiner Seele, die seiner Freude Helligkeit dämpften, seines Schmerzes Düster aber erhöhten. Wie es dunkeln, schwarzen Körpern in der Natur eigen, daß die Sonnenstrahlen, die sie treffen, sie finster lassen, in ihrem Innern aber sich aufspeichern zu schneller Gluth, so sog sein düsteres Gemüth selbst aus freudvollen Begegnissen, glücklichen Lagen nur verstärktes, glühendes Empfinden; heller, lichter Freude blieb der Eingang versagt. Was eine unbeschreibliche Anmuth in seine Dichtungen hineinhaucht, ist das Elegische, in seiner Verse bezauberndem Wohllaut zittert ein schmerzvoller Ton. Aber er war ein zu heller Geist, sein Verstand war zu scharf, als daß er dem Trübsinne alleinige Herrschaft über sich verliehen hätte. Grundlose, weltschmerzliche Gefühle, unbestimmtes, schwächliches Empfinden hatten keinen Raum in seiner großen Seele, nie ließ er ziellos vom Herzen sich hinreißen. Sein Denken war ein abgeklärtes, scharfes, sein Geist ein hoher, überlegener, und so war sein Ernst nur der Schmelz, den seine Weisheit über sein Empfinden goß. Ein deutlich Zeichen von der Gesundheit seines dichterischen Geistes, der inneren Wahrheit seines Empfindens giebt seine Naturbetrachtung. Zartsinnig und empfindungsvoll deutet er die stummen Erscheinungen der Natur, des Pflanzenlebens schweigende Offenbarungen, aber nie ist er geneigt, seinen Schmerz in die vieldeutige Natur hineinzutragen; nicht wie Lenau nimmt er aus ihr den Stachel neuer Leiden, sie wirkt lindernd, sänftigend auf sein Weh. Die Läuterung, die im Schmelztiegel seiner Weisheit des Empfindens trüber, ungestümer Guß erfahren, zeigt sich auch äußerlich darin, daß am Schluß seiner Gedichte nicht wie bei anderen der Schmerz zum wildesten Austönen gelangt, vielmehr meist gemildert oder überwunden ist. Aus tiefstem Seelenharme spricht eben bei ihm die Milde des Weisen; seine Gedichte machen den Eindruck der Sonne, die durch die Wolken bricht.

So wäre der Charakter seiner Dichtungen gewesen, auch unabhängig von äußeren Fährnissen, nach dem eingeborenen Zug seines Geistes und Gemüthes. Daß aber seine weiche, empfindsame Seele trotz gedrückter Lagen, kümmerlicher Verhältnisse, daß sie trotz aller Verkennung und Kränkung, die tief in sie schnitten, nicht erschlaffte, nicht erlahmte in ihrem kühnen Fluge, ja daß sein Dichten von der betretenen Bahn nicht abirrte, ist das höchste Zeugniß für seinen Genius. Der Glaube an die Dichtkunst war das stille, heilige, ewige Feuer, das auf seines Herzens Altar flammte; das Dichten war ihm Bedürfniß, innere Nöthigung, wie der Sonne ihr Leuchten, der Rose ihr Duften. Mit Glück ist an die Spitze der Sammlung das erhabene Gedicht: Abschied von Gastein, gestellt. Bedeutsam steht es am Eingang, in mächtig beredten Worten und Bildern enthält es sein Dichten als inneren Beruf gekennzeichnet. Wie nach der Morgenländer Ansicht, der Regentropfen, der in die Felsenritze eindringt, darin zur Perle wird, so gestaltete sich in des Dichters Herzen jedes Schmerzgefühl zum blendenden, blitzenden Juwel, „und was euch so entzückt mit seinen Strahlen, es ward erzeugt in Todesnoth und Qualen". Wie sehr sein Glaube an die Dichtkunst und an seinen Beruf für sie ihn durchflammte, zeigt das Gedicht: Bretterwelt. Nachdem die ganze Bitterkeit seiner Verstimmung zum Ausdruck gekommen, mit Hogarth'schem Pinsel das Theaterpublikum gezeichnet ist, ruft er der Muse, die zurückschaudernd vor diesem Bilde nicht vor das Volk will, die herrlichen Worte zu:

> Es ist ein heilig Amt! — ich soll, du mußt! —
> Auch wisse nur: Die Schlimmsten von den Schlimmen,
> Wie hart ihr Frost wie fern sie der Natur,
> Im Heimlichtiefsten blieb ein Fünkchen glimmen,
> Mit Qualm bedeckt und kalter Asche nur.
> Erreichst du das mit deines Athems Wehen,
> Dann sprüht's und knistert's und ein Flämmchen blinkt,
> Zwar bläulich schwach, dem Auge kaum zu schauen,
> Doch wärmt's den Pulsschlag, wie er steigt und sinkt.
> Am Arme seines Nachbarn im Gedränge
> Fühlt jeder die gesteigert fremde Gluth,
> Und über sie kommt das Gefühl der Menge,
> In dem der Mensch verzehnfacht, schlimm wie gut.
> Der weiß, er theilt im Blicke mit sein Wissen,
> Der Fühlende im Athem sein Gefühl,
> Was Einzeln war, ist seinem Selbst entrissen,
> Zählt nur als Woge, schwindend im Gewühl.
> Dann sind sie dein. — Darum vom Aug' die Wolke! —
> Dann sprechen wir zu Dem und Diesem nicht,
> Dann sprechen wir zum Menschengeist, zum Volke,
> Und die sind's werth, daß man mit ihnen spricht. (140)

Das Bewußtsein von der Hoheit der Sache, deren Priester er war, für die er von feurigen Gluthen sein Innerstes durchströmt fühlte, wappnete den schüchternen Mann mit kräftigem Selbstvertrauen, die Zufriedenheit mit dem Geschaffenen, das Genüge an sich selber sind helle Sterne in seines Herzens einsamer Nacht. „Wie Größe selbst sich kennt", ist er der seinigen und ihrer Dauer sich bewußt. Bezeichnend ist dafür der Schluß der Einleitung, die er seinen Tristia ex Ponto vorsetzt, jenem Strauße herrlicher Blüthen, den er selbst gebunden hat:

> „Vernichtung!" — Sei's — Mag, was ich bin, entschweben
> Im ew'gen Wirbeltanz der flücht'gen Zeit,
> Trotz sei geboten dir! Dies Blatt soll leben,
> Wenn meines Seins Atome längst zerstreut.
> Zertritt mich auch der Fuß der nächsten Stunde,
> Doch leb' ich ewig in der Nachwelt Munde. (54)

Dieses feste Bewußtsein panzerte ihn auch gegen die Verkleinerung und Herabsetzung, die er vielfach erfahren hatte, ohne daß sie seine Schaffenskraft brachen.

> „Will unsere Zeit mich bestreiten,
> Ich laß' es ruhig gescheh'n,
> Ich komme aus andern Zeiten
> Und hoffe in andre zu geh'n." (78)

sagt er in einem seiner Sinngedichte. Oder in bitterer Form in dem herben Gedichte: den Zeitgenossen:

> „Für eure Enkel dicht' ich meine Lieder,
> Die klein wie eure Väter und wie ich." (133)

Scharfe Erkenntniß der Dichtkunst und ausgeprägte Selbstschätzung haben ihn zu einem strengen Richter aller Bestrebungen in der Dichtung gemacht, seinem Urtheil Herbigkeit und Schärfe verliehen, wie seine Weisheit und Empfindungstiefe die Frucht des Humors hervorgehen lassen mußten. Die Wucht und Schneidigkeit seines Tadels hat er denn reichlich über Strebungen und Leistungen unserer Zeit ergehen lassen, die Entladungsschläge seines „Xeniengewitters" treffen zum Theil noch Lebende. Wie es bei überlegenen Geistern, bei scharfer Auffassung der Dinge zu gehen pflegt, war auch das Sinngedicht die Lieblingsgattung seiner leichteren Muse. Blitzartige Pointen, ätzender Spott

beißender Witz sind die Kennzeichen von der Gelungenheit seiner Epigramme. Wie der scharf gewetzte Stahl in's reinste Blau sich zu hüllen pflegt, so mildert das Verwundende, Schneidende seiner Gedichte jene lächelnde Schalkhaftigkeit nicht selten, die in so bezaubernder Weise seinem Gespräche geeignet haben soll. Und es sind nicht lauter Dolchspitzen in seinen Epigrammen, manch tiefsinnige Bemerkung, manch bedeutungsvolles Wort beleuchten darin mit scharfem Lichte die verschiedensten Gebiete der Kunst und Wissenschaft; in manchem Ausspruch liegt der erlösende Ausdruck, die glücklichste Kennzeichnung für eine Anschauung, eine Geistesrichtung.

Und der Mann, der so meisterhaft den Bogen des Epigramms zu führen wußte, wie scharfgespitzte, leichtbeschwingte Pfeile seine launigen Einfälle abzuschnellen liebte, überrascht uns öfters wohlthuend durch süße Milde, unverkünstelte Schlichtheit in seinen lieblichsten Gedichten. Was die abgeklärteste Weisheit mit unbefangenem Kindersinne gemein hat, der treffend anspruchslose, naive Ausdruck eines Gedankens oder Gefühles begegnet in bezaubernder Weise uns bei ihm. Diese kindliche Naivetät, diese künstlerische Unverkünsteltheit hängt mit der natürlichen Einfachheit seines Wesens zusammen. „Nichts von Mode war in ihm, nichts von bloßem Schimmer, Alles wahrhaft und ehrlich", sagt einmal Laube. Er selbst hat diese Seite seines Geistes und Gemüthes mit Vorliebe in seinen Dichtungen geäußert und betont. So sagt Kreusa zu Jason: „Ich weiß ein anderes Mittel: Ein einfach Herz und einen stillen Sinn"; so ruft er „dem Vaterland" zu:

„Denn was der Mensch erdacht, erfand,
Als Höchstes wird er finden:
Gesund, natürlichen Verstand
Und richtiges Empfinden." (181)

Darum gelang ihm oft mit den einfachsten Mitteln, mit wenigen Strichen ein deutliches Stimmungsbild zu entwerfen; darum entströmt nicht selten ein rührend inniges Lied dem hellen, reinen Quelle in seiner Brust. Wenige, wie hingehauchte Worte genügen, und unser Herz schwingt mit in den Schmerzenserzitterungen seines Gemüthes, mit der größten Lebendigkeit, in voller Deutlichkeit steht ein Gefühl, ein Gedanke vor uns.

Empfindsamkeit, Verschüchterung des Gemüthes, haben den Dichter nie die Oeffentlichkeit suchen und lieben lassen; er führte ein Knospenleben und darum beschäftigt er sich in den meisten seiner Gedichte nur mit sich selbst. Aber er ist nicht antheilslos an den Ereignissen der Zeit vorbeigeschritten, sein reger empfänglicher Geist blieb nicht unberührt von den großen Fragen der Zeitgeschichte, und wenn er auch nur äußerst selten und mit Widerstreben sein Seherwort in die Welt hinausrief, sein Nachlaß hat uns manch gewaltige Leistung aufbewahrt, die aufmerksame Beobachtung der Zeitereignisse ihm abgerungen hat. Die großartige Selbständigkeit und Eigenart seines Denkens und Urtheilens kommt hierbei am Deutlichsten zum Vorschein. Wie er in der Tagespolitik, die er mit besonderem Interesse verfolgte, gewöhnlich abweichend von der allgemeinen, öffentlichen Meinung urtheilte und Partei nahm, so erscheint er auch in seinen Gedichten, die Gestalten oder Geschehnisse aus der Zeitgeschichte betreffen, durchweg von der kühnsten Unbefangenheit, dem Freimuth der eigenen Ueberzeugung. Ob er in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Richtung sei, darum hat er sich nie gekümmert; er hat nie um den Schein jener Volksthümlichkeit gebuhlt, die mitheult, wo Alle heulen. Er hat selbst diese seine Art gekennzeichnet, indem er die Dichter der allgemeinen Begeisterung verdammte:

„Das Mittel ist probat für alt und jung.
Nur blieb es fremd den schöpferischen Meistern,
Beim Mangel eigener Begeisterung,
Sich aus der allgemeinen zu begeistern." (153)

Aber er hat sich nicht störrisch und finster in absichtlichen Gegensatz zur Zeitströmung gestellt. Die Freiheitsgluth des Jahres 1848 hat ihn miterwärmt, er wünscht aufrichtig Helle und Erleuchtung seinem geliebten Oesterreich, er wollte die Freiheit, aber er haßte das Prunken und Wortemachen mit leeren, freiheitrufenden Worten; er wollte Befreiung durch Thaten, nicht durch Reden. Bezeichnend sagt er selbst:

„Freiheitsverse herzubeten,
Scheint Gedicht mir im Gedicht,
Denn die Freiheit braucht Musketen,
Arme, aber Füße nicht." (153)

Die Eigenthümlichkeit seines Urtheils zeigt sich in vielen Gedichten der dritten Abtheilung: Heimat und Fremde. Er bewundert den ersten Napoleon — dem dritten droht er schon 1853 „das Gelächter" an, — worin er wie in der Verachtung Englands mit Heine übereinstimmt. Er verurtheilt die allgemeine Begeisterung für die Griechen, beklagt die verlassenen Polen, besonders in dem erhabenernsten Gedichte: Warschau. Wie in rauschenden Kataракten rollt die Zornfluth seiner Verse gegen „Rußland". Seine Liebe zum Kaiserhause spricht sich in dem feierlichen, stimmungsvollen Gedichte: Vision, ergreifend aus. Wie tief es ihn schmerzte, wenn diese seine Anhänglichkeit, die auch in einem Gedichte auf die Genesung des nachmaligen Kaisers Ferdinand sich zeigt, „boshaft mißdeutet" wurde, hat er in einem ergreifenden Gedichte: „Klage" geäußert. Den lichtfreundlichen, freiheitliebenden Charakter des Dichters lassen auch die mächtigen, gleichsam vom Pulsschlag der Geschichte durchzitterten Strophen seines bekannten Gedichtes: „Die Ruinen des Campo vaccino in Rom" — aus dem Frühjahr 1819 — hindurchtönen.

Alle aber, die verschiedenartigen Erzeugnisse seines Genius, tragen den Stempel seines hohen Geistes an sich, glückliche Formvollendung eignet ihnen allen. Er hatte eben viel von den Griechen, zu denen er so eifrig in die Schule gegangen; wie die Dichtungen jenes formenfrohen Volkes waren die seinen vollendet, gleichsam fertig aus dem Haupt gesprungen. Sein ästhetisches Feingefühl, sein hochgebildeter Kunstsinn, der sich besonders in seinen gedankenreichen, tiefsinnigen Gedichten über Poesie und Musik ausspricht, haben im Verein mit seiner außergewöhnlichen Begabung seinen Schöpfungen jene wunderbare Ebenmäßigkeit und Rundung verliehen, die sie zu Mustern machen. Die plastische Deutlichkeit, die den Gebilden seiner Phantasie eignete, wurde meist gehoben durch die Sauberkeit und Schärfe seines Ausdrucks. Es ist ein Zauber seiner Sprache, daß sie zu mitthätigem Lesen herausfordert, nicht Alles sagt, zwischen den Zeilen Vieles finden läßt, durch Schärfe und Gedrungenheit überrascht und anregt. Das Epigrammartige eignet ihr in gutem und schlimmem Sinne. Wenn sie dadurch scharf, deutungstief, kernhaft und markig wurde, so verfällt sie andererseits manchmal dadurch in Härte und Ungelenkigkeit. Meist ist der Ausdruck treffend, bezeichnend, zum geflügelten Worte geeignet. Die Engländer nennt er: „Die Brutus mit Pfefferdüt' und Elle", ruft ihnen zu:

„Der Wollsack eurer Freiheit Hochaltar." (201)

An Preußen geht das Wort:

„Kaum wächst ja Brod auf deinen sand'gen Flächen,
Der Geist allein: Dein Acker und dein Pflug." (202)

Wenn aus einem so reichen Leben vielleicht der Gedichte

mehr erwartet werden sollten, als in der That sich finden, so mag des Dichters Antwort genügen, die er schon früh (1827) gegeben, daß er „Tonnen Goldes schuldig“ sich wähnte, „was sollt' er sich mit Groschen plagen?“, daß er auf Edelwild lud sein Rohr, „warum hat er nicht Schrot geladen?“ (40). Nur aus dem Großen und Vollen wollte er arbeiten, nur auf das Drama ging sein Sinn; begrüßen wir das Kleinere, was er zurückgelassen, als Späne seiner Lebenswerke, als Diamantsplitter seiner Gedankenbarren.

Cotta hat die köstliche Gabe in schöner Hülle dargebracht, würdig des Inhaltes ist die Ausstattung. Dem ersten Bande geht eine allgemeine Würdigung des Dichters von Heinrich Laube's Freundeshand voran, wie dieser auch jedem Drama die erforderlichen geschichtlichen Bemerkungen folgen läßt. Joseph Weilen hat den ersten Band gesammelt, an einzelnen Stellen eine erklärende Anmerkung angebracht und die Sammlung mit einem „alphabetischen Verzeichniß der Anfangsworte von Grillparzer's sämmtlichen Gedichten“ versehen. Die Bände II.—VII. enthalten, der geschichtlichen Folge nach gereiht, die Dramen, sowohl die bereits bekannten und gedruckten Stücke und Fragmente, als die, deren Veröffentlichung bei Lebzeiten der Dichter mit ängstlicher Sorgsamkeit verhindert hatte; es sind dies: „Libussa“, „Ein Bruderzwist in Habsburg“ und „Die Jüdin von Toledo“. Nicht aufgenommen, auf des verewigten Dichters Wunsch, wurden: „Blanka von Kastilien“, der erste dramatische Versuch des fünfzehnjährigen Grillparzer, der nach Laube's Versicherung Spuren bedeutenden Talentes verrathe, und andere kleinere dramatische Jugendarbeiten. Die letzten Bände werden zwei Erzählungen, die bereits gedruckt waren: „Der alte Spielmann“ und „Das Kloster bei Sendomir“, eine ausführliche Abhandlung über das spanische Theater, eine große Fülle werthvoller Aphorismen und, was das Wichtigste ist, eine bis zum Jahre 1836 reichende, für die Akademie der Wissenschaften in Wien, deren Mitglied er seit ihrer Gründung war, geschriebene Selbstbiographie des Dichters und ein Tagebuch seines Pariser und Londoner Aufenthaltes, „eine willkommene Ergänzung seiner Selbstbiographie“ enthalten.

Wenn der gesammte Schatz seiner Schöpfungen der Nation vorliegen wird, die Kenntniß seiner Dichtungen durch diese Gesammtausgabe und Einzelausgaben seiner Dramen und Gedichte, mit denen die Verlagsbuchhandlung einem Wunsche von ganz Deutschland entgegenzukommen beabsichtigt, in die weitesten Kreise des Volkes wird gedrungen sein, dann werden immer wachsende Beliebtheit und Volksthümlichkeit es erweisen, ob das deutsche Volk den Worten Heinrich Laube's beipflichtet, die er in seiner Festrede auf Grillparzer am 15. Januar 1871 gesprochen:

„Franken hat seinen Goethe, Schwaben seinen Schiller. Seit einem halben Jahrhundert fragt man, welcher Stamm wird denjenigen Dichter hervorbringen, welcher Schiller und Goethe zunächst treten darf? Nun! heute können wir es aussprechen: Der österreichische Stamm hat ihn hervorgebracht, sein Franz Grillparzer darf Wolfgang Goethe und Friedrich Schiller zunächst treten.“

David Kaufmann.

Aus Moscheles Leben.*)

Mit einem gewissen Mißtrauen nahmen wir dieses Werk, von dem bis jetzt nur der erste Theil erschienen, der zweite aber noch unter der Presse befindlich, zur Hand. Mit Mißtrauen in doppelter Hinsicht: erstens, weil so viel und nicht immer Gutes, über die Künstler geschrieben wird, dann aber auch, weil das Werk von der Frau des Verewigten veröffentlicht wurde, wir also auf große Parteilichkeit gefaßt sein mußten. Und wie sehr haben wir uns in unserer Voraussetzung getäuscht!

Das Buch, dessen Styl ein vorzüglicher, bildet ein Stück Kultur- und Zeitgeschichte. Eine wahrhaft seltene Bescheidenheit, welche auch den Künstler zierte und gänzliche Unparteilichkeit führten die Feder seiner Gattin. Er gehörte zu den Auserwählten, welche Ueberfluß an Freunden, Mangel an Feinden haben und diesen Umstand durch seine echte, im Herzen begründete Liebenswürdigkeit und Humanität im weitesten Sinne des Wortes, als ganz natürlich erscheinen lassen.

Moscheles war ein wahrhaft glücklicher Mensch; wir zählen zu seinen aufrichtigsten Verehrern und möge uns daher der Ausspruch verziehen werden, daß, so hoch wir auch seine Compositionen schätzen, deren er so viele und treffliche geschaffen, denselben doch ein gewisses Etwas fehlt, das nur durch schwere Gemüthskämpfe errungen wird — vielleicht ist gerade sein im Ganzen sorgenloses Leben die Ursache. Es fehlt ihnen die tragische Größe, welche Beethoven kennzeichnet, dessen Freund Moscheles, im edelsten Sinne, sich nennen konnte. War er es doch, der, durch seine höchst einflußreichen Connexionen und aufrichtige Theilnahme, den Lebensabend dem Tonheros so wesentlich erleichterte, worüber das Tagebuch durch Notizen, Briefe rc. genauen Aufschluß giebt.

Einen sehr rühmenswerthen Charakterzug von Moscheles bildete seine rastlose, angestrengte Thätigkeit, selbst während körperlicher Leiden, welche ihm Zimmerarrest auferlegten. Ueber die so vielfach sich darbietenden Zerstreuungen und Vergnügungen, denn wenige Künstler wurden wohl so gefeiert, wie er in England und Paris, vergaß er nie die regelmäßige Arbeit und fühlte sich nur dadurch wahrhaft befriedigt und beglückt.

Wie wir dies fast bei allen bedeutenden Menschen finden, war auch Moscheles von der höchsten Pietät für seine Eltern erfüllt und genoß wahrscheinlich auch deshalb ein so selten schönes Familienglück, das er in der Verheiratung mit einer Hamburger Kaufmannstochter fand, welche ihm mehrere Kinder schenkte und ganz in ihrem so hoch begabten Gatten aufging, dessen guter Genius sie bis ans Ende blieb. Sicher war auch dieses innige Familienleben, die geistige Gemeinschaft, welche Mann und Frau verband, die Ursache, daß der Künstler sich den bei allen Gelegenheiten hervortretenden, offenen Sinn für alles Große und Schöne bewahrte, was auch nicht in das Reich der Musik gehörte.

Wie viele Tagebücher bringen uns auch diese, dem Werk zu Grunde liegende, meistens von Moscheles Hand geschriebene, manche höchst interessante Aufschlüsse über bedeutende Persönlichkeiten, mit denen er in seinem vielbewegten Leben zusammentraf, von denen wir besonders die Begegnungen mit Paganini und Walter Scott hervorheben.

Höchst wohlthuend berührt die aufrichtige Anerkennung, welche der Meister seinen Kunst- und Zeitgenossen rückhaltslos zollte, und documentirt sich darin, wie in so vielen Andern, die Reinheit seines Gemüthes, der gänzliche Mangel an Neid, Dinge, die nicht allzu häufig, gerade in der Künstlerwelt, angetroffen werden.

Moscheles hatte ein seltenes Improvisationstalent und machte damit großes Furore; selten verging ein Concert, ohne daß er sich genöthigt sah, dem Publikum zu Liebe, das ihn mit begeistertem Applaus belohnte, sich in freien Phantasien zu ergehen. Einer seiner Zeitgenossen, mit dem er mehrfach in Beziehung trat, der auch zu den „Gottbegnadeten“ durch sein reiches Talent

*) Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von seiner Frau. Leipzig, Duncker und Humblot, 1872.

und seine Seelengröße gehörte, der Musikdirector J. A. Lecerf, ein geborener Leipziger, † 1868 in Dresden, welchem wir die persönliche Bekanntschaft mit Moscheles verdanken, stellte hinsichtlich seines Spiels und Phantasirens nur Liszt über ihn, dem er allerdings die Palme zuerkannte. Es bedarf indessen wohl kaum einer Erwähnung, daß er die Compositionen von Moscheles denen von Liszt bei weitem vorzog.

Mit wahrer Freude sehen wir der Fortsetzung der musikalischen Biographie entgegen, welche gewiß das Interesse Aller in Anspruch nehmen wird, denen das Wort „Musik" die Ahnung von etwas Höherem in der Brust weckt und unbedingt gehörte Moscheles zu ihren edelsten Jüngern. P. H.

Oesterreich-Ungarn.

Aus Böhmen.

Erinnerungen und Betrachtungen eines alten Patrioten.*)

Eine eigenthümliche Empfindung beschleicht jeden ehrlichen Deutschen, der keinen Haß, sondern Mitleid mit der ihm gegenüber stehenden Nationalität empfindet, welche sich einbildet, daß die Deutschen sie verderben wollen — eine eigenthümliche Empfindung beschleicht einen solchen Deutschen, so oft er erfährt, daß irgend eine hervorragende oder hervorragen wollende tschechische Persönlichkeit eine politische Abhandlung vom Stapel gelassen. Die Empfindung, welche den Deutschen beim Durchlesen von der oben genannten Schrift Maly's ergreift, ist aber von der gewöhnlichen dadurch verschieden, daß man nicht weiß, ob man Herrn Maly wegen seines Freimuths bewundern, belächeln oder bedauern soll. Herr Maly erklärt in seiner Broschüre, daß die Loyalität, welche die Tschechen gegen die Dynastie zu erkennen gegeben, eitel Humbug; daß die „ausgeschriene" Anhänglichkeit an das Haus Habsburg nur Heuchelei gewesen; daß die Ausbrüche der Loyalität stets nur einen officiösen Anstrich hatten, und wenn sie aus patriotischen Kreisen gekommen (unter diesen patriotischen Kreisen muß man natürlich nur die exclusiv-tschechischen betrachten, welche einen österreichischen Staatenverband perhorresciren), diese Ausbrüche bloß den Zweck hatten, die nationale Bewegung aus politischen Rücksichten von jeder Verdächtigung zu reinigen. In Herrn Maly erkennt man, wenn man seine Broschüre zu lesen begonnen, einen doppelten Schwärmer, d. h. einen Schwärmer, von dem man nicht recht weiß, ob er für sich, oder ob er im Namen der Nation schwärmt; dabei entwickelt er eine Anschauungsweise, die ihm kaum den Beifall der ganzen Nation erwerben wird, wenn man auch annehmen will, daß sie ebenfalls in dem Worte „König" die Personifizirung des böhmischen Staates und die Autonomie des Vaterlandes betrachtet.

Bei alledem ist Herr Maly ein Schelm eigener Art, ein ganz besonderer Kauz. Er sah es im Voraus, daß seine Expectorationen zu den gerechtesten Bedenken und zur Verurtheilung der Nation führen können, als deren Tonangeber er auftritt. Darum baute er sich auch ein Hinterpförtchen mit der Bemerkung, daß die mangelnde Anhänglichkeit an die Dynastie u. s. w. in den Jahren 1815 bis 1830 angetroffen wurde. Wir wollen nicht mit Herrn Maly rechten und nicht die Nation anklagen. Ersteres nicht, weil wir Herrn Maly nur als das Instrument betrachten, welches die Töne wiedergiebt, die durch das Einblasen einzelner, ja vielleicht eines einzigen der tschechischen Matadore entstanden; letzteres wollen wir um so weniger, als die Nation leider nicht die Ausdrücke eigener Denkungsweise, eigener Empfindungen zu erkennen giebt und schon „Steiniget ihn" gerufen, wo sie Tags vorher noch „Hosianuah" geschrien; sie folgt dem Worte ihrer sogenannten Führer, die man als vereinzelte Leithammel betrachten kann. Nebenbei konnten wir aber doch nicht die Frage unterdrücken, ob die von Herrn Maly geschilderten Anschauungen und Zustände nur für die Jahre von 1815 bis 1830 passen? Unser Gedächtniß reicht bis in die genannten Jahre hinein, wir haben auch die Geschichte Tschechiens, wir sagen absichtlich die Geschichte Tschechiens, von damals mit Aufmerksamkeit verfolgt, wo wir als Halbverbannte in Leipzig mit den hervorragendsten Männern von damals in Verbindung standen und dann zumeist nur in den „Grenzboten" Gelegenheit hatten, unsere mitunter wehmüthigen Betrachtungen niederzulegen, allein mit Entschiedenheit könnte man erklären, daß Herr Maly nicht die Zustände von damals geschildert. Ob sie aber nicht eher für die Zeit passen, wo man Slavencongresse nach Prag berufen, Pfingstaufstände provocirt, politische Wallfahrten unter ethnographischem Aushängeschilde angetreten, dem rothen Prinzen in den Hôtelräumen des „Schwarzen Rosses" gehuldigt, Memoranda nach Paris geschickt, welche den Franzosen den kürzesten Weg nach Böhmen zeigen — dies auseinander zu setzen, entspricht nicht der Tendenz dieser weitverbreiteten Blätter, aber dem Autor der „Erinnerungen und Betrachtungen", diesem „alten Patrioten" wollten wir dies nur sagen, damit er wisse, daß wir ihn genügend verstanden. Dr. —s—r.

*) Von Jakob Maly. Prag, 1872.

Niederlande.

Marnix von Sainte-Aldegonde.*)

In Middelburg, der Hauptstadt der niederländischen Provinz Seeland, wo in den ersten September-Tagen der von süd- und nordniederländischen Mitgliedern zahlreich besuchte, zwölfte „Sprach- und literarische Congreß" stattfand und wo die Vlamingen sich eines besonders herzlichen Empfanges von Seiten der Holländer zu erfreuen hatten, fand gleichzeitig die Einweihung eines Denkmals des ritterlichen Marnix von Ste. Aldegonde statt, der vor drei Jahrhunderten Antwerpen das letzte Bollwerk der niederländischen Freiheit in Flandern und Brabant, gegen Alexander Farnese und die Tyrannei Spaniens vertheidigte, und der darum von beiden Theilen der niederländischen Nationalität, von Holländern wie von Vlamingen, als Heros und politischer Märtyrer verehrt wird.

Marnix, in Brüssel geboren, war in Genf erzogen, wo ihm mit dem Abscheu vor dem Treiben des römischen Priesterthums Begeisterung für bürgerliche Freiheit und nationale Selbständigkeit eingeflößt worden war. Er dachte, aus seinem Vaterlande ein mächtiges freies Reich zu machen, aber bald erkannte er, daß Südniederland (Belgien) allein zu schwach sei, um den Feinden der Freiheit gegenüber ein solches Ziel zu erreichen. Sein Ideal wurde nun die Wiedervereinigung Süd- und Nord-Niederlands

*) Nach der belgischen Discussion vom 8. September.

als unabhängiges Land unter der Aegide der Gewissensfreiheit. Die Verschiedenheiten des Stammes, der Sprache und des Glaubens zwischen Vlamingen und Wallonen schreckten ihn nicht zurück; religiöse Duldsamkeit und politische Rechtsgleichheit schienen ihm die Mittel, alle Hindernisse zu überwinden.

Marnix wandte sich, um Unterstützung für seine Idee zu finden, nach Deutschland. Er erschien, als Abgeordneter der Niederlande, auf dem Reichstage in Worms, wo er begreiflich zu machen sich bestrebte, daß es auch ein dringendes Interesse Deutschlands sei, die Niederlande einig und unabhängig zu sehen. Nachstehende Worte, die er an den Deutschen Reichstag in Worms gerichtet, könnten auch heutzutage noch als vollständig zutreffend gelten:

„Hat Deutschland nicht zu allen Zeiten die innigsten Beziehungen zu den Niederlanden gehabt? Besteht nicht zwischen beiden Völkern Einigkeit der Ansichten und Neigungen, Wort- und Sprach-Verwandtschaft, Gemeinsamkeit des Handels und der Verträge? Die germanische Familie sollte sich jetzt enger als jemals mit den Belgiern und Holländern verbinden; Alles fordert sie dazu auf: die Verhältnisse der Vergangenheit wie die Noth der Gegenwart, besonders aber die Sache der Unabhängigkeit der Völker."

Sein Vermögen und seine Kenntnisse stellte Marnix ebenso wie seine Freiheit und sein ganzes Leben in den Dienst seiner Ueberzeugungen. Er weihte den Niederlanden sein mächtiges Wort, seine glänzende Feder, seine diplomatischen Talente und besonders sein tapferes Soldaten-Schwert. Er nahm den gefahrvollen Posten eines Bürgermeisters von Antwerpen an, als es galt, diese alte, reiche, germanische Stadt gegen das Eindringen und das Vorherrschen des romanischen Fanatismus zu schützen. Ja, er war der letzte Kämpfer für die nationale Unabhängigkeit Südniederlands.

Und diesem Manne hat seine Vaterstadt Brüssel ein Denkmal verweigert, während sie Geld genug für das Monument eines Ausländers, des Generals Belliard, besaß! Jenem echt niederländischen Heros ist nun in der holländischen Stadt Middelburg ein von Belgiern und Holländern gemeinsam gestiftetes Denkmal gesetzt.

Marnix, der in so manchen Stücken dem ritterlichen Ulrich von Hutten glich, war auch, wie dieser, ein humanistischer Gelehrter. Er hat unter Anderem die Psalmen aus dem Hebräischen in's Vlamische übersetzt und eine wissenschaftliche Darstellung der kirchlichen Differenzen seiner Zeit und der Reformation geliefert. Sein Wahlspruch war „Repos ailleurs!"

La Discussion fordert die Vlamingen unserer Zeit auf, sich an Marnix und seinen Zeitgenossen ein Beispiel als Patrioten und freie Männer der That zu nehmen und jede fernere Gemeinschaft mit Clericalen und Jesuiten von sich zu weisen. Trotz der drei Jahrhunderte, die uns von jenen unseren Vorfahren trennen, sind sich die Situationen doch merkwürdig gleich. Damals, wie heutzutage, war eine der Hauptfragen, welche die Welt bewegten, der Kampf zwischen dem germanischen Protestantismus und dem römischen Katholicismus; damals, in jenem um Gewissensfreiheit kämpfenden 16. Jahrhundert, blickten die hochbegabten Männer unseres Landes, wie heutzutage, voll Theilnahme und Hoffnung auf diesen Kampf gegen den theokratischen Absolutismus. O, möchten wir heutzutage einen glücklicheren Ausgang erleben, als unseren Vorfahren vor dreihundert Jahren beschieden war!

England.

Englische Correspondenzberichte.

III.

Tragi-komische Erzeugnisse der Londoner Presse. — Aus dem Lager der rothen Internationalen. — Der völkerrechtliche Congreß über Verbrecher-Auslieferung in Washington. — Jesuiten und Dr. Cumming. — Deutsches Fest in London.

London, im September.

Neulich schrieb ich Ihnen von einer Zeitung „Tichborn News"; im Anschluß daran referire ich heut über einige ähnlich wunderbare Blasen, die aus dem Hexenkessel „Londoner Presse" herausbrodeln.

The Tichborne Gazette ist die eine, welche ebenso, wie die Tichborne News sich lediglich mit der Vertheidigung des großen Schwindlers abgiebt. Die mir vorliegende Nr. 7 bringt eine neue Liste von freiwilligen Beisteuern zur „Tichborne-Vertheidigung", welche das hübsche Sümmchen von ca. 3000 Thalern umfaßt. Ein schwungvolles Gedicht darin „Englishmen be up and doing" ist besonders rührend:

Can you see one, like the Claimant
Cast in dungeons dark and cold u. s. w.

Ein zweites tragi-komisches Erzeugniß der hiesigen Presse sind: „The Matrimonial News and Special Advertiser, ein wöchentliches Journal, welches der Beförderung von Heiraten und ehelichem Glück gewidmet ist". Der Name sagt genug und ich will nur hinzufügen, daß wir es nicht etwa mit einer Eintagsfliege zu thun haben, wie die vorliegende Nummer 125, Vol. II. beweist und daß ich diese Nummer in einem Laden der Aldersgate-Street kaufte, der noch ein ganz besonderes Zutrauen erweckte durch die Ueberschrift: „Hier lebte Shakespeare im Jahre 1596". Sollte eine deutsche Jungfrau, wenn sie dies liest, ihr Herz höher klopfen fühlen, ich bin zu jeder indiscreten Vermittelung an den Editor Pandarus der „Matrimonial News" bereit.

Eine andere, London eigenthümliche Erscheinung ist auch „The Illustrated Police News". Ein Herostrat unserer Zeit braucht nicht mehr einen Dianen-Tempel von Ephesus anzustecken.*) Die „Illustrirte Polizei-Zeitung" bringt ihn in effigie auf die Nachwelt, wenn er nur einen Stecknadelknopf stiehlt. Die viel Aufsehen erregende „Chelsea-Tragödie", deren Gegenstand der Selbstmord zweier deutscher Spitzbuben in einem hiesigen schlechten Hause ist, wird z. B. nicht allein durch Schreckensbilder der Betheiligten verherrlicht, auch Aerzte und Zeugen sehen sich in besonderen Brustbildern abconterfeit.

Das anziehendste hiesige Blatt jedoch verspricht zu werden: La Fédération, Journal Révolutionaire Socialiste, mit französischem und englischem Texte neben einander, welches erst vor wenigen Wochen neben der älteren französischen Zeitung von London „L'Union Démocratique" vom Stapel lief. Es wird von dem Communisten Vésinier herausgegeben und beginnt sein Dasein mit einem wüthenden Angriff auf seinen deutsch-internationalen Petroleum-Bruder Karl Marx. Da werden nun einige Coulissen-Geheimnisse ausgeplaudert, welche das Schreckgespenst der Internationalen in einer ziemlich lächerlichen Blöße zeigen. Von Karl Marx heißt es u. A.: Seit seinem Eintritt in den Generalrath

*) Ein sehr werthvolles Stück von diesem Tempel (d. h. von dem neueren) ist übrigens kürzlich im British Museum angekommen und sogleich von Mansell & Co. photographirt worden.

1865 hat er Zwietracht gesäet und Dank seinen Intriguen mit den Tolain, Fribourg und Limousin hat er alle französischen, in London lebenden Delegirten, mit einer einzigen Ausnahme, gezwungen, ihre Entlassung zu geben. Die Italiäner mußten dasselbe thun und ebenso einige Delegirte von verschiedenen andern Nationen. Er ist es, der seitdem dem Generalrath den wirren, exclusiven, despotischen Geist eingehaucht hat, aus welchem die ebenso gehässigen, als lächerlichen Ukase gegen die Personen oder die Sektionen, welche ihm mißfielen, entsprangen.

„Er ist es, der die autokratischen Beschlüsse des Baseler Congresses herbeiführte, er, der da die geheimen Zusammenkünfte und Conferenzen erfand und in Scene setzte, welche die Internationale zu einem wahrhaft jesuitischen Inquisitions-Tribunal umbildeten, wo der Wille des Meisters Gesetz war, und wo alle diejenigen, welche das Unglück hatten, ihm zu mißfallen, geheim und unerbittlich seinem Hasse zum Opfer fielen, verurtheilt, ausgestoßen und entehrt wurden ohne Warnung und ohne Macht sich zu vertheidigen.

„Dank dem Einflusse dieses Herrn, ist die Internationale . . . ein Werkzeug in der Hand weniger principienloser Anführer geworden, welche sie nur gebrauchen zur Befriedigung ihres niedrigen Ehrgeizes, ihrer gemeinen Leidenschaften und ihrer persönlichen Interessen. Er ist es, dem man verdankt, daß in den Generalrath diese Heerde von Kammerdienern kam, welche nach dem Hut greifen, wenn der Herr befiehlt.

„Er ist es, der durch die weit hergeholte Prahlerei und Uebertreibung in den Manifesten, welche er den Generalrath veröffentlichen ließ, die Verfolgungen, Verbannungen und Verurtheilungen über die Internationale brachte und ihre Unterdrückung in verschiedenen europäischen Staaten veranlaßte.

„Er ist es ferner, der die großen inneren Spaltungen hervorrief und jene Secessionen im Jura, in Genf, in London, in Spanien, Deutschland und in Italien, wo 40 Sectionen sich vom Generalrath in London lossagten, indem sie beschlossen, einen Congreß in Neuchatel abzuhalten. Und wenn die Internationale sich auflöst, ist er es, dem man's verdankt" u. s. w. Dann soll Marx der Londoner Deutschen Sektion, deren Mitglied er ist (sie zählt übrigens nicht einmal, wie ich Ihnen neulich schrieb, ein Schock Mitglieder), als sie sich von ihm lossagen wollte, eine werthvolle Bibliothek entführt haben u. s. w.

Auch auf seine alten Petroleum-Brüder von der Pariser Commune ist Herr Vésinier schlecht zu sprechen. Wo, fragt er, habt Ihr die 420,000 Francs gelassen, die in der Caisse au Commerce et aux Subsistance waren? Mr. Viard muß es wissen, der jetzt in London auf so großem Fuße lebt. Wo sind die 800,000 Frcs., welche noch in der Nacht vom 27. zum 28. Mai 1871 in der Kasse der Rue Haxo waren? u. s. w. Herr Vésinier hat offenbar nichts davon abbekommen. Die Nummer zwei beginnt mit der Nachricht, daß die Redacteure dieses edlen Blattes aus einer sogenannten „Assemblée des proscrits" herausgeworfen worden seien, sowie, daß sie auch auf dem Redactionsbüreau einen bedenklichen Besuch von Herrn Goullé „Commandant d'état-major" und einem anderen Gesellen mit einem fürchterlichen Knotenstock gehabt hätten, daß Herr Vésinier nicht unbewaffnet spazieren gehe u. s. w. — Wünschen wir denn dem würdigen Blatt, daß es sich noch recht lange halten und nach Verdienst Schläge austheilen und empfangen möge!

Die Existenz solcher tollen Zeitungen wie die vier oder fünf hier besprochenen, ist charakteristisch für das hiesige weltstädtische Leben, nicht, wie ich wohl kaum hinzufügen darf, charakteristisch für die Londoner Presse, welche sich ja bekanntlich im Allgemeinen durch Gediegenheit und durch große Wahrhaftigkeit ebenso sehr, wie durch Billigkeit und durch schlechten Druck auszeichnet.

Ein Warschauer Correspondent machte im „Magazin" jüngst bei Gelegenheit einer neuen Copernicus-Edition die Bemerkung, daß wir Deutsche ein seltsames Unglück mit dem Zuspätkommen haben. Da finde ich auch wieder so ein Beispiel in dem officiellen Bericht über den Völkerrechts-Congreß zur Verhinderung und Unterdrückung des Verbrechens u. s. w. in Washington 1872.*) Die amerikanische Regierung hatte als Grundmaterial für die Arbeiten des Congresses die europäischen Staaten um Beantwortung von 69 Fragen gebeten. Alle beeilten sich, diese Berichte einzuschicken, und wir finden dieselben hier abgedruckt — man kann sich denken, ein wie unschätzbares Buch dies ist — nur Deutschland kam zu spät.

Siehe p. 163. „XI. Das Deutsche Reich."

„Ende Februar oder Anfang März empfingen wir einen Brief von Herrn Steinmann, Rath im Ministerium des Innern, der speciell die Strafsachen unter sich hat, und welcher vom Minister mit dem Bericht für Deutschland beauftragt war; darin sagte er, daß der Bericht fertig wäre und in wenigen Tagen befördert werden würde. Die Ankunft desselben ist bis jetzt, da dies gedruckt wird (15. Mai), vergeblich erwartet worden. Wir fürchten, daß irgend ein Post-Unglück das Ausbleiben verschuldet. Was aber immer der Grund sein mag (ob dieser oder irgend ein anderer) der Nichtempfang des Documentes wird tief bedauert und muß von Allen als ernstlicher Verlust für die Wissenschaft gefühlt werden."

Außer den verschiedenen Regierungsberichten enthält das Buch noch viel anderes Material — ich erwähne z. B. einen Bericht von Brace über die großen New-Yorker Präventiv-Anstalten — so daß es in der That eine eminente Bedeutung und nicht bloß für den Criminal-Fachmann beanspruchen darf.

Das hiesige Deutsche Fest am 2. September fand, wie ich Ihnen schon voraussagte, nur geringe Betheiligung, etwa 400 Personen und lediglich Handwerker mit Weib und Kind, fiel aber sonst, vom schönsten Wetter und einer reizenden Landschaft begünstigt, recht gut aus. Ein Extrazug führte die Festtheilnehmer vorbei an der Ruine von Waltham Abbey, wo King Harold einst begraben ward und wo später unter Heinrich VIII. der lustige Sir Henry Colt eine Schaar fetter Mönche auf verbotenen Wegen beim nahen Nonnenkloster ertappte, einfing und vor den König brachte, der sich an ihrem Anblick baß ergötzte. So berichtet Fuller in seiner Kirchengeschichte. Ja, so etwas passirte auch schon vor drei Jahrhunderten, obgleich es damals noch keine Eisenbahn-Conducteurs gab.

Wer klopft da? ruft der Höllenpförtner in Macbeth. Traun, es ist ein Jesuit! Ein Doppelzüngler, der Verrath genug beging um Gotteswillen, aber doch dem Himmel kein X für ein U machen konnte! Na, komm herein, Doppelzüngler! Und sieh, da ist er: „Black Robes or Sketches of Missions" etc. von Robert P. Nevin (Philadelphia, 1872). Nevin beweist, geschickt, wie immer ein Jesuit, daß keine Geistlichen anderer Bekenntnisse den wilden Völkern Amerika's so viel Heil gebracht haben, als die Jesuiten. Ist das nicht gerade jetzt, wo wir in den neuen Gräueln der südamerikanischen Republiken wieder einige Früchte der Jesuiten-Beglückung an's Licht treten sehen, eine lächerliche Unverschämtheit?

Uebrigens beginnt man jetzt auch in London, sich mehr gegen

*) International Congress on the Prevention and Repression of Crime, including penal and reformatory treatment etc. Washington, Government Printing office, 1872.

die jesuitischen Einflüsse zu regen. Einen Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung über den Katholicismus in England, in welchem dem Ministerium Gladstone ein Liebäugeln mit den Jesuiten vorgeworfen wurde, hörte ich jüngst in der Kirche von dem berühmten schottischen Redner Dr. Cumming vortragen. Dr. Cumming, der seit mehr als zwanzig Jahren durch öffentliche Meetings und auf der Kanzel gegen die Jesuiten wirkt, verdient dieserhalb und als eifriger Freund Deutschlands wohl auch bei uns geschätzt zu werden. Als Redner spricht er nicht direkt zum Herzen, sein Vortrag fließt ohne Gewitterstürme dahin, kaum sind leichte Wellen einer Erregung bemerkbar, aber gleichwohl erzielt er durch seinen Scharfsinn, seine umfassende Gelehrsamkeit und besonders durch seinen feinen Spott eine bedeutende Wirkung. Ich weiß nicht, was es mit seinen Weltuntergangs-Prophezeiungen für eine Bewandtniß hat; seine polemischen Schriften gegen Jesuiten und gegen päpstliche Unfehlbarkeit aber sind so vorzüglich, daß sie auch unter den gebildeten deutschen Katholiken verbreitet zu werden verdienten.

Doch wir waren auf dem Extrazuge zum deutschen Feste, als das Gespräch natürlich auf die Jesuiten kam und jetzt sind wir in Broxbourne angelangt. Vom Fest selbst dürfte zu berichten sein, daß nach deutscher Handwerker-Sitte recht viel, aber doch nicht nach englischer zu viel getrunken wurde, daß die Musikbande zwar sehr schäbig aussah (ich vermuthe fast, eine reizende Karikatur im neuesten „Graphic" mit der Unterschrift „The German Band" hat sie zum Modell genommen), daß sie aber sonst mit übermenschlicher Anstrengung für die Ehre der Nation eintrat, der Nation und Profession, dies beides fällt hier zusammen, denn jede Musikbande wird in London kurzweg „Deutsche Bande" genannt, und endlich, daß es dem Fest auch nicht an einem wirklich schönen Trinkspruch fehlte. Der letzte Vers desselben lautet:

Stoßt mit mir an, es gilt der Deutschen Treue,
Des Vaterlandes felsenfestem Hort
Ein Hoch und wieder und ein Hoch auf's Neue!
Jetzt, Winde, tragt den Gruß zur Heimat fort.

Da man sich jedoch auf die Winde nicht völlig glaubte verlassen zu können, so hat man dem „Magazin" diesen Gruß anvertraut.

Schweiz.

Zur Entstehungsgeschichte des eidgenössischen Bundes.

Diese Frage behandelt G. Geilfus in drei Vorträgen.*) Die beiden ersten beschäftigen sich mit der Tellsage, wie weit ihr ein historischer Werth zukomme, und der dritte Vortrag giebt eine sich streng an die historischen Urkunden haltende Darstellung, der Befreiung der drei Waldstätte Schwyz, Uri, Unterwalden von fremdem Joche und ihre Vereinigung zur gemeinsamen Abwehr fremder Gewalt. Trotzdem der Verfasser bei dieser Darstellung von den sagenhaften Ausschmückungen jener Ereignisse sich frei hielt, so haben doch die Thatsachen dadurch nichts an Interesse und kulturhistorischer Bedeutung verloren. Die individuelle Seite der Entstehungsgeschichte des eidgenössischen Bundes, wie sie in der Tellsage sich hervorkehrt, tritt zurück, und das wichtige Ereigniß zeigt sich als das Ergebniß einer gleichmäßigen patriotischen Einwirkung aller Betheiligten ohne Standesunterschied. Was so die Geschichte an Romantik verliert, gewinnt sie an Wahrheit; sie läßt den Charakter, welcher noch jetzt die Schweizer-Cantone auszeichnet: die natürliche Neigung zu vereintem Handeln für gemeinsame Zwecke, schon in jenem ersten Schritt derselben in das politische Leben erkennen. — Nach der Darstellung des Verfassers der erwähnten Schrift, soll hier kurz die Geschichte der Befreiung und der Vereinigung der drei Waldstätte Uri, Schwyz und Unterwalden wiedergegeben werden:

Im Jahre 853 übergab Ludwig der Deutsche seiner Tochter Hildegarde das von ihm gegründete Kloster des Fraumünsters in Zürich, welches er mit seinen Gütern im Ländchen Uri beschenkte, „mit Kirchen und Häusern, Leibeigenen beiderlei Geschlechtes, allerlei Grundbesitz und Auflagen und Einkünften." Die Schenkungs-Urkunde lautete ausdrücklich, daß „kein öffentlicher Richter, noch Graf, noch sonst ein Beamter sich die Jurisdiction über die Bewohner des Ländchens anmaße, weder über Freie noch Unfreie; und daß alle sich enthalten sollten, denselben Steuern, Abgaben oder Bussen aufzuerlegen." In diesem Zusammenhange verblieb Uri bis zur Regierung Friedrich II. Diesem Kaiser erschien das Gebiet für eine Verbindung zwischen Deutschland und Italien von hohem Werth; er nahm deshalb die Abtei zu seinen eigenen Händen und gewährte so Uri und der Stadt Zürich die unmittelbare Stellung zum Reiche. Dieser thatsächliche Zustand erlangte für die Urner eine formale Bestätigung vom römischen König Heinrich VII., der ihnen durch eine Urkunde von 1231 feierlich und auf ewige Zeiten zusicherte, daß sie niemals mehr vom Reiche getrennt werden sollten.

Die Schwyzer standen unter der Schirmherrschaft der Grafen von Lenzburg und ihrer Erben, der Grafen von Habsburg, bis zum Jahre 1240, in welchem ihnen Kaiser Friedrich II. ohne Wissen des Schirmherrn eine Urkunde ausstellte, in der er erklärt, daß er sie als freie Leute in seinen und in des Reiches Schutz nehme, und ferner gelobt, sie nie von des Reiches Herrschaft veräußern und trennen zu lassen. Auf solche Art war Schwyz ein reichsfreies Land geworden und der Graf von Habsburg hatte über die freien Männer kein anderes Recht, als das der hohen Gerichtsbarkeit, das er als Graf des Zürichgau's im Namen des Kaisers übte.

Während so Uri in ganz legalem Wege, Schwyz dagegen durch einen die Rechte der Grafen von Habsburg einseitig aufhebenden Akt unter den Hohenstaufen zur Reichsunmittelbarkeit gelangten, hat Unterwalden keine Urkunde für seine Reichsunmittelbarkeit aufzuweisen; es blieb bis zu seiner selbständigen Befreiung von fremder Oberhoheit den Grafen von Lenzburg, Frohburg und Habsburg hörig. Diese verschiedenartigen Verhältnisse hinderten die durch Urkunden anerkannten reichsunmittelbaren Waldstätte keineswegs, mit den hörigen Unterwaldnern sich zur Behauptung ihrer Freiheit zu vereinigen. So schlossen sich die Männer von Unterwalden an die Schwyzer an, als diese zu den Waffen griffen, um die Kirche und die Feinde Friedrich's II. und unter diesen auch den Grafen Rudolf von Habsburg-Laufenburg zu bekriegen.

Der deutsche König Rudolf von Habsburg erkannte die Reichsunmittelbarkeit Uri's an, dagegen nicht die der Schwyzer. Dieselben erfreuten sich aber zugleich mit den Unterwaldnern unter seiner Herrschaft einer geordneten Verwaltung, die für die ungewissen Vortheile der Reichsunmittelbarkeit genügenden Ersatz boten. Als aber Rudolf am 16. Juli 1291 in Germersheim starb, und man allenthalben im Reiche die Schrecken des wieder aus-

*) Zur Entstehungsgeschichte des Eidgenössischen Bundes. Drei Vorträge von Georg Geilfus. Winterthur, Bleuler-Hausheer u. Co., 1872.

brechenden Faustrechtes zu fürchten begann, da schlossen die drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden mit dem Wald ein ewiges Bündniß. Die Urkunde desselben, welche wir ihrem ganzen Wortlaute nach noch besitzen, ist datirt vom 1. August 1291, also etwa 14 Tage nach dem Tode Rudolf's. Schon die Kürze dieser Zeit beweist es, daß wir es hier mit einem längere oder kürzere Zeit vorbereiteten Ereignisse zu thun haben, und daß höchst wahrscheinlich Verabredungen für den Fall getroffen worden waren. Hier mögen die Zusammenkünfte von den Abgeordneten aus den drei Ländern auf dem Rütli stattgehabt haben, für welche jedoch auch früher bei der ersten gegen Habsburg gerichteten Verbindung zu Gunsten Friedrich's II. ein Platz sich finden ließe.

Dies ist in den Hauptzügen die Geschichte von der Entstehung des Eidgenossenbundes, wie sie aus den vorhandenen Urkunden geschöpft ist. „Vermissen wir auch in dieser Darstellung", schließt der Verfasser die besprochene Schrift, „die idealisirten Menschengestalten, die sich so tief in unser Gemüth eingeprägt und uns als schöne Vorbilder vorgeleuchtet haben, so fällt es doch nicht schwer, auch aus der der Wirklichkeit entsprechenden Geschichte Eigenschaften herauszufinden, welche uns den Gründern der Eidgenossenschaft gegenüber mit tiefgefühlter Achtung erfüllen und uns Stoff bieten, neue Ideale zu schaffen. Welch' unentwegte Ausdauer gehörte dazu, um fast ein ganzes Jahrhundert hindurch, durch mehrere Generationen das Ziel der Befreiung unentwegt fest zu halten! Wie viel ruhige Besonnenheit wurde erfordert, alle Verhältnisse, welche dem Befreiungsplane günstig waren, richtig zu benutzen und jeden glücklichen Zufall sogleich zu ergreifen, wenn er auch nur in geringem Maße zur Lösung der Hauptaufgabe beitragen konnte! Wie viel örtliches Interesse mußte bei Seite gesetzt werden, als das reichsfreie Land Uri dem aufstrebenden Land Schwyz, und später beide den nach gleichem Ziele ringenden Unterwalden, die helfende Hand reichten! Wieviel Standesvorurtheil mußte fallen, als in allen Waldstätten Freie und Unfreie sich verbanden, um den Boden zu ebnen, in welchen das zarte Reis des eidgenössischen Freiheitsbaumes eingesenkt wurde! Das eben lehrt die urkundenmäßige Geschichte, daß der Schweizerbund seine Entstehung nicht der That eines Einzelnen oder Einzelner, sondern dem treuen Zusammenwirken Aller zu verdanken hat. Mit vollem Rechte sagt Liebenau: „Aufopferung und Tapferkeit, vorab die Einigkeit, welche alle Störungen zu überwinden stark genug war — das sind die drei Tellen von Uri, Schwyz und Unterwalden.""

Leopold Auerbach.

Rußland.

Der russische Adel, nach Herbert Barry.

Aus einem englischen Werke von Herbert Barry: „Das heutige Rußland", worin das oberflächliche Buch, welches Dixon über Rußland geschrieben, mit großer Schärfe gegeißelt wird, theilen wir nachstehendes Bruchstück mit:

„Die höhere Aristokratie Rußlands ist eine verbrauchte und unnütze Rasse. Obschon die großen Herren eine sorgfältige Erziehung empfangen, besitzen Wenige von ihnen reellen Werth. Fließend sprechen sie Alle mehrere Sprachen, sie grüßen mit einer Anmuth, die einem Tanzmeister Ehre machen würde; sie haben gute Manieren und reden das Kauderwälsch der feinen Welt; sie verstehen sich außerordentlich auf Weine, Pferde und Schauspiele; sie sind Epikuräer, was Tafel und Toilette betrifft, aber es ist nichts Ernsthaftes in ihnen, sie sind keine Männer; eine Reihe ausschweifender und frivoler Generationen hat die Rasse entnervt. Von der Wiege auf in Luxus und Weichlichkeit aufgewachsen, behalten sie weibische Gewohnheiten ihr Leben hindurch. Ihre Kinder sind wahre Puppen, lächerliche, kleine Hampelmänner, die beim kleinsten Regentropfen für ihre Lackstiefel und schönen Kleider zittern. Wenn ich an das gesunde, kräftigende Leben eines englischen Schülers denke, so empfinde ich Mitleid mit den armen, kleinen Geschöpfen, die ich die Straßen entlang trappeln sehe, hinter sich eine Gouvernante, die ihnen unaufhörlich Anstand predigt. Die Knaben gleichen den Mädchen so sehr, daß sich über die Letzteren nichts Besonderes sagen läßt, es wäre denn, daß sie alle Fehler ihrer Brüder noch übertreiben.

Kurz, die hohe Aristokratie bildet eine frivole und unsittliche Gesellschaft, eine Art schmarotzenden Auswuchses am sozialen Körper. Unter dem Kaiser Nikolaus waren alle jungen Leute gehalten, unter irgend welchem Titel dem Staat zu dienen; jetzt ist das nicht mehr obligatorisch, obschon die Aemter, die von der Regierung abhängen, nur mit den Söhnen vornehmer Familien besetzt werden. Besonders gern treten sie in die Garde. Ihr Dienst besteht darin, eine schöne Uniform zu tragen, auf den Plätzen St. Petersburgs Soldat zu spielen und sich zu amüsiren. Die letzte Beschäftigung ist die mühsamste. Man trifft sie massenhaft an allen Vergnügungsorten; wie sollte man ohne sie in der Oper, im Concert, beim Ball auskommen?

Diese verzogenen Kinder des Glücks haben eine liebenswürdige Seite des Charakters: man kann unmöglich bessere Reisegesellschafter finden. Uebermüthig gegen ihre Landsleute, sind sie Fremden gegenüber freundlich und zuvorkommend, auch sind sie bis zu einem gewissen Punkt wohl unterrichtet, d. h. sie wissen genau die Kleinigkeiten, welche für sie den eigentlichen Kern des Lebens ausmachen. Die Vorgänge im Jockey-Club und der Oper sind in ihren Augen die einzig interessanten. Fast alle spielen vortrefflich Karten, aber Auskunft über die Alterthümer ihres Landes, über seine Geschichte, seine Kolonieen, seine inneren Hülfsquellen darf man von ihnen nicht fordern. Sie würden ebenso verlegen um eine Antwort sein, wie eines Tages ein Postillon, den ich nach einem Erdwerk fragte, das von den Tataren vor Alters in der Nähe von Kosloff errichtet worden war. Der Mensch fuhr ihm alle Tage vorbei und seine Vorfahren hatten, wahrscheinlich unter der Knute, daran gearbeitet. Es handelte sich um eine lange, sehr niedrige Brustwehr mit einem Graben davor, und so augenscheinlich ein Werk von Menschenhand, als wäre es von Ziegeln gewesen. Doch mein Postillon wußte nichts darüber zu sagen, als: es ist ein Hügelchen.

Die Einsichtsvollsten der großen Herren begreifen die Fehler eines Erziehungssystems, das darauf hinausläuft, hübsche Tänzer und schimmernde Hofschranzen heranzubilden, und haben außerdem klugen Rath von einem hohen Würdenträger, einem unterrichteten Mann erhalten, der vor zwei oder drei Jahren die Universität Kertsch inspicirte. „Meine Herren", sagte er ihnen, „suchen Sie Ihre Söhne wie Männer zu erziehen. Ich erkenne an, daß die heutige Generation geschickt ist, wenigstens auf der Oberfläche. Die jungen Leute sind wohlerzogen, machen im Salon eine gute Figur, sprechen geläufig französisch und andere lebende Sprachen, — allein im Grunde wissen sie absolut gar nichts. Reden Sie mit ihnen und Sie werden sehen, daß die Mehrzahl keine Bildung

in dem Sinne hat, in welchem die civilisirten Nationen das Wort verstehen. Wohlan, meine Herren, lassen Sie sie lateinisch, griechisch, Geschichte lernen; machen Sie Männer aus ihnen." Man befolgte den Rath, und auf die Vorstellungen desselben Würdenträgers entschied der Kaiser die Frage zu Gunsten des klassischen Unterrichts, trotz der Opposition fast des gesammten Ministerrathes.

In einigen Familien, die den sozialen Pflichten weniger große Wichtigkeit beilegen, verfällt die Erziehungsmethode in das entgegengesetzte Extrem. Da sieht man zehn Jahre alte Pedanten von früh bis spät zum großen Nachtheil ihrer Gesundheit und Intelligenz in ihre Bücher vertieft. Knaben und Mädchen werden sehr jung in die Welt eingeführt, und von diesem bedeutungsvollen Moment an nimmt die Gesellschaft sie vollständig in Anspruch, zum Schaden jeder ernsthaften Beschäftigung. Es giebt in Petersburg mehrere gelehrte Gesellschaften, aber wenige Mitglieder der Aristokratie gehören zu ihnen.

In jeder Provinzialstadt findet man eine Masse von Leuten, die, mit Recht oder Unrecht, behaupten, adelig zu sein. Diese lächerlichen Behauptungen kommen hier noch häufiger vor, als in Deutschland. Ehemals war jeder Grundbesitzer von Adel; seine Nachkommen sind Adelige geblieben und bleiben es für immer.*) Daraus folgt, daß eine Menge von Menschen, die auf den untersten Stufen der Gesellschaft stehen, sich mit dem Adelstitel brüsten, der außerdem von Rechtswegen jedem Tschinownik, d. h. Regierungs-Beamten, zukommt. Auch verleihen gewisse Universitätsgrade den Adel.

Die Tschinowniks, in dem Gymnasium oder der öffentlichen Schule ihres Distrikts gebildet, zeichnen sich weder durch Intelligenz noch durch Kenntnisse aus. Selten verstehen sie eine andere Sprache als die russische, ihr Wissen beschränkt sich auf die Elemente dessen, was zur Ausübung ihres Berufes erforderlich ist, und auf eine Anzahl Kartenspiele. Sie essen gewaltig, schlafen tief und fast immer, und widmen die seltenen Augenblicke ihres Wachseins dem Spiel oder sie besuchen das Theater ihres Wohnortes. Sie bilden — und bildeten besonders vormals — eine stolze Clique, welche die Gesellschaft der Kaufleute, die von den Adelskreisen streng ausgeschlossen sind, verachtet. Die Frauen, denen die Hülfsquelle des Zirkels und jede auch nur nominelle Beschäftigung fehlt, führen ein wo möglich noch müßigeres und unthätigeres Leben, als ihre Männer. Sie thun buchstäblich nichts als essen, schlafen und klatschen. Ich bin oft in das Innere ihrer Häuser gedrungen und kann sagen, ich sah niemals ein Buch in ihren Händen; eine Bibliothek ist ihnen ein Gegenstand des Erstaunens.

Der Leser wolle sich gütigst erinnern, eine wie hervorragende Rolle die lebenden Sprachen in der russischen Erziehungsmethode spielen; er wolle bedenken, daß die Tschinowniks in allen Provinzialstädten, wo sie thatsächlich und offiziell die Regierung vertreten, zahlreich vorhanden sind, und er wird aus der folgenden Anekdote ersehen, daß ich ihren Mangel an Bildung nicht übertrieben habe.

Einer meiner Freunde wurde auf der Reise zu mir durch einen eben gefrierenden Fluß aufgehalten. Da das Eis nicht stark genug war, einen Menschen zu tragen, so mußte mein Freund die Wirkungen eines zweiten Frosttages abwarten. Er verstand kein Wort russisch und brauchte nothwendig einen Dolmetsch, den man jedoch in der ganzen Stadt vergeblich suchte. Nach fruchtlosen Anstrengungen entdeckte man endlich eine französische Lehrerin, aber nicht ein einziger Tschinownik noch eines ihrer Kinder verstand französisch, deutsch oder englisch. Ich kenne die Stadt, von der ich rede, genau. Unter fünfzehntausend Einwohnern sprechen höchstens vier französisch.

Um die Bemerkungen über die russische Aristokratie zu beenden, citire ich die Ansicht eines der gelehrtesten Professoren Moskau's: „Der vornehme Russe", sagte er mir eines Tages, „ist ein lasterhafter, auf einen Barbaren gepfropfter Franzose." Bezieht man dieses Urtheil auf die ganze Aristokratie, welche eine große Zahl gescheidter und hervorragender Personen in sich schließt, so fällt es zu streng aus, und wenn ich diesen Ausspruch eines vom ganzen Adel geschätzten Mannes mittheile, so geschieht es nur um zu zeigen, daß meine eben ausgesprochene Meinung nichts Uebertriebenes hat. Als Ganzes aufgefaßt, verdient die Aristokratie den Tadel, den ich über sie verhängte, und es versteht sich von selbst, daß ich nur mit der Gesammtheit rechnen, nicht aber auf individuelle Ausnahmen mich einlassen kann.

Mehrere Jahrhunderte lang hat der russische Adel das Wohl und Wehe von Millionen Menschen in den Händen gehabt. Von seinen Leibeigenen unabhängig und mit absoluter Gewalt über sie ausgerüstet, konnte er Alles mit ihnen anstellen; — man braucht nur Rußland zu durchwandern, um zu sehen, daß er seine Aufgabe nicht gelöst hat. Nun ist seine Herrschaft vorüber; die Zeit ist hin, in welcher der Zufall oder die Geburt aus jedem Sohn eines Adeligen einen König im Kleinen machte.

Was sehen wir, nun es allmählich heller wird? Eine entnervte und verweichlichte Rasse, die mit starken Schritten ihrem Untergange entgegeneilt. Dem Volke, das ihr anvertraut war, und das sie so lange unterdrückte und mit Füßen trat, genügten zehn Jahre der Freiheit, um der Welt zu zeigen, was es unter menschlichen und aufgeklärten Herren geworden wäre."

Kleine literarische Revue.

— **Der Madonna-Cultus.***) Von seinen frühesten Anfängen, „diesem neuen Heidenthum", wie Nestorius ihn nannte, verfolgt Dr. Spörri die Entwickelung des Madonna-Dienstes in einem interessanten Vortrage bis zu unserer Zeit. Man sieht hier förmlich dem Geiste des Menschen bei seiner Arbeit zu, wie er, um Bedürfnissen bald der Logik, bald der Empfindung genug zu thun, eine Gottheit entstehen läßt, sie mit Attributen ausrüstet und diese nach den Umständen sachgemäß verändert. Die ersten Christen, welche die Rückkehr des Meisters zur Erde noch zu erleben hofften, wissen von einer heiligen Jungfrau gar nichts. Später, als es nothwendig wird, das Versprechen der herrlichen Wiederkunft, die allzulange auf sich warten läßt, umzudeuten in eine Verherrlichung des irdischen Lebens Jesu, als es darauf ankommt, die göttliche Abkunft mit der irdischen Erscheinung zu verknüpfen, wird eine Mutter Gottes erforderlich. Entsprechend dem göttlich-menschlichen Ideal, bildet sich nun ein männliches

*) Die englischen Adelstitel vermehren sich bekanntlich nicht durch Vererbung, sondern jeder Titel (der stets mit Grundbesitz verknüpft ist), wird immer nur durch eine Person vertreten. Mitglieder der adeligen Familien, für welche kein solcher Titel vorhanden ist, gehören dem Bürgerstande an. Anm. d. Uebersetzers.

*) Ueber den Cultus der Madonna. Vortrag gehalten im Verein für Kunst und Wissenschaft zu Hamburg von Dr. Hermann Spörri, reform. Prediger. Hamburg 1872. Seippel u. Leopoldt.

Princip der Gerechtigkeit und ein weibliches der Gnade, jenes vertreten durch Christus den Weltenrichter, dieses durch Maria die Gnadenmutter. Weil aber die Gnade der sündigen Menschheit viel nothwendiger ist, als die Gerechtigkeit, steigert sich die Verehrung der heiligen Jungfrau, welcher der Sohn keine Bitte abschlagen kann, allmählich über die Verehrung des Vaters und des Sohnes hinaus; Maria wird die wichtigste Persönlichkeit des christlichen Himmels, da sie die einflußreichste ist. Die Reformation bringt auch im Katholicismus zeitweilig eine Abschwächung des Madonnen-Cultus zu Wege; dann nimmt der Orden Jesu ihn kräftig wieder auf, und wir haben das Dogma der unbefleckten Empfängniß zu unserer Verwunderung im neunzehnten Jahrhundert verkünden gehört. Mit diesem Dogma in enger Verbindung steht das andere von der Unfehlbarkeit des Papstes. Spörri sagt darüber: „Je weniger die Gestalt der Maria eine geschichtlich erfüllte und sittlich bestimmte war, um so eher konnten in ihrem Cultus die individuellen und subjectiven Bedürfnisse fessellos zur Geltung kommen, die poetische Schwärmerei der Gebildeten nicht nur, sondern auch die dunkeln Instinkte des Volksgemüths. Aber freilich nur um so nothwendiger wurde es, das Gegengewicht gegen diesen Subjectivismus in die unverrückbare Autorität zu legen: es ist nur der innere Zusammenhang, welcher Gesetzlosigkeit und Despotismus verbindet, wenn auf die höchste Verherrlichung der Maria das andere Dogma folgte, welches den Papst für unfehlbar erklärt."

— **Lingg's dunkle Gewalten.***) Unter diesem gemeinsamen Namen hat Hermann Lingg einen Kranz epischer Dichtungen aneinandergereiht, welchen wir als eine neue schöne Gabe dieses hochbegnadeten Dichters freudig willkommen heißen. In seiner bekannten meisterhaften Behandlung der Sprache und Form führt uns der Dichter hier eine Reihe von Bildern vor, von denen jedes die „dunkeln Gewalten", welche im Menschenherzen wohnen, und nur allzu leicht Macht erhalten, die Leidenschaften, nach ihren verschiedensten Gestalten und Wirkungen schildert. Alles, was den Menschen bewegt und vorwärts treibt, was ihn zu den Sternen erhebt und in den Abgrund schleudert, jede Neigung, jede Anlage, nach ihren beiden Endpunkten, zur Tugend oder zum Laster werdend, spiegeln sich in diesen Dichtungen wieder, durch alle aber zieht sich wie ein elektrischer Faden, diejenige Leidenschaft, welche Engelsluft und Höllenqualen bereiten — den Menschen zum Gott oder zum Teufel machen kann — die Liebe. Zum Theil hat Lingg ältere Stoffe benutzt, dieselben aber meistens vollkommen selbstständig behandelt, zum Theil sind es Erzeugnisse der eigenen Phantasie, denen er Gestalt und Form verliehen. Der Ausgang der Dichtungen ist zumeist ein tragischer und mehrfach hochpoetischer; weniger will uns der spöttische, wir möchten sagen „moderne" Ton gefallen, der in einem der Gedichte „Frappirt" angeschlagen wird; ein tragischer Ausgang wäre uns auch hier sympathischer gewesen. Dagegen waren wir hocherfreut über das der Reihenfolge nach letzte Gedicht „Im Elsaß." Hier werden die dunklen Gewalten besiegt durch die reine Liebe, und schön und voll klingt das Lied des deutschen Dichters im Gruße an das wiedergewonnene deutsche Land aus.

— **Ostfriesland, wie es denkt und spricht.****) Unter diesem Titel liegt uns eine Sammlung der gangbarsten ostfriesischen Redensarten und Sprichwörter vor, welche von den Herren W. G. Kern und W. Willms (correspondirende Mitglieder des plattdeutschen Centralvereins in Berlin) herausgegeben und erklärt, und durch ein gelehrtes und lehrreiches Vorwort des Hrn. Dr. W. J. Jütting eingeleitet worden ist. „Auch das plattdeutsche Sprichwort, wegen seines mitunter drastischen Inhaltes so oft über die Achsel angesehen", sagt Herr Jütting, „hat nicht bloß eine sprachliche, sondern auch didaktische hohe Bedeutung für die hochdeutsche Verkehrs- und Schriftsprache, wie für die Volksbildung überhaupt. — Wir Lehrer und Freunde des Volkes und der plattdeutschen Sprache haben vor Anderen die Pflicht, die Schätze dieser Sprache, insonderheit die Sprichwörter zu sammeln und die besten derselben in die hochdeutsche Sprache hinübergleiten zu lassen, so weit ihre Form dies gestattet. Zu dem Zwecke ist auch die vorliegende reiche Sammlung herausgegeben." — Der Zweck scheint uns um so mehr erfüllt, als die Herren Herausgeber eine nicht geringe Belesenheit und Kenntniß der Sprachwissenschaften, sowie einen feinen Takt in der Deutung und Anwendung der Sprichwörter bekunden. Auch die Eintheilung ist übersichtlich und verständnißvoll und daß das Buch bei Gönnern der plattdeutschen Sprache eine recht günstige Aufnahme gefunden, davon liefert es selbst den besten Beweis, indem es in zweiter Auflage vorliegt.

— **Ein Roman aus dem baltischen Leben.***) Läßt auch dieser Roman, was Composition und Charakterschilderung und Stil anbetrifft, manches zu wünschen übrig, so möchten wir ihn doch der Aufmerksamkeit der Leser empfehlen, weil er im Gewande der Dichtung recht interessante Schilderungen der russischen Ostsee-Provinzen, namentlich Kurlands, bringt und die Verhältnisse dort vielfach von einem anderen Gesichtspunkte beleuchtet, als dies von einzelnen Schwärmern, welche einen Krieg zwischen Deutschland und Rußland wie eine Art von Kreuzzug predigen, geschieht. Den Deutschen wird die schwere Schuld, welche sie gegen die eingebornen Letten haben, in nachdrücklicher Weise vorgehalten und dargethan, daß sie ärnten, was sie gesäet haben, wenn jetzt dieses Element, das zu germanisiren sie geflissentlich unterlassen, zum Werkzeuge der Russifizirung der Provinz gemacht wird.

— **Eine neue Arbeit von Wilkie Collins.****) Seit der englische Schriftsteller Wilkie Collins die englische und auch die deutsche Lesewelt durch seinen Roman „The Woman in White" in Aufregung und Spannung versetzt hat, sieht man jedem Erzeugniß seiner Feder, wenn auch nicht in allen, so doch in gewissen Kreisen, erwartungsvoll entgegen, selbst nachdem manche neuere Arbeit den aus der Vergangenheit abgeleiteten Hoffnungen nicht entsprochen hat. Die vorliegende Novelle zeigt den Verfasser wieder in seiner ganzen Originalität. Die Arbeit ist nicht in Kapitel, sondern in einzelne Scenen getheilt, und es ist ihr, wie bei einem Theaterstück das Verzeichniß der darin auftretenden Personen vorangeschickt. Was den Inhalt selbst betrifft, so ist darin auf den Raum eines Bandes eine heimliche Ehe, Sklavenhandel, Betrug, Mord, Diebstahl und einige andere geringere Verbrechen zusammengedrängt, so daß der Leser aus der Spannung nicht herauskommt. Das Buch ist aber sehr geschickt componirt und gut geschrieben und wird sicher in Deutschland in englischer Sprache, wie in der wohl schwerlich ausbleibenden Uebersetzung viele Leser finden.

*) Epische Dichtungen von Hermann Lingg. Stuttgart, G. J. Göschen, 1872.

**) Bremen, Kühtmann's Buchhandlung.

*) Wilhelm Wolffschild, ein Roman aus dem baltischen Leben, von Theodor Hermann. Mitau, E. Behres Verlag, 1872.

**) Collection of British Authors; Tauchnitz Edition, Leipzig.

Literarischer Sprechsaal.

Es ist ein glücklicher Gedanke, wenn Professor M. Baumgarten seine soeben in der Sammlung „Deutscher Zeit- und Streitfragen"*) erschienene Abhandlung „Der Protestantismus als politisches Princip im deutschen Reich" mit den Worten beginnt: Als der deutsche Orden in Preußen vergebens den deutschen Reichstag um Schutz gegen die Polen bat, hat Luther das „neue Deutschland" (wie das Ordensland damals oft genannt wurde) gerettet durch seinen Rath an den letzten Hochmeister Albrecht aus dem Brandenburgischen Hause, sich der protestantischen Bewegung anzuschließen. Als vor nunmehr gerade hundert Jahren der rechtliche Erbe des deutschen Ordens, König Friedrich II. von Preußen, die einst an die polnische Fremdherrschaft verloren gegangene Westprovinz des alten Ordenslandes für Deutschland wieder erwarb, da war es hauptsächlich der in dieser Provinz mehr als in irgend einem andern unter polnischer Herrschaft befindlichen Gebiete, fortgeschrittene, Kultur und Humanität fördernde Protestantismus, der dem deutschen Geiste und der durch ihn bewirkten vollständigen Austreibung der polnischen Unkultur die Wege bahnte. Ja, er ist es, der im diametralen Gegensatze zu dem das Volk fanatisirenden und verdummenden Pfaffen- und Jesuiten-Regiment, jetzt, bei der Jubelfeier des Jahres 1772, das treue Westpreußen als ein würdiges Glied des stolzen wiedergeborenen Deutschen Reiches erscheinen läßt. Wie hier im äußersten Osten, so dürfte wohl auch dermaleinst, wenn erst die erregten Gemüther ruhiger geworden und des Tages Leidenschaften dem unverwirrten Sinne deutschen Familien- und Geisteslebens gewichen sein werden, in den wiedergewonnenen äußersten, westlichen Gränzmarken des Reiches, in Elsaß und Deutsch-Lothringen, wo der alte kräftige, noch nicht von Muckern und feilen Hofdienern angefressene Protestantismus viele Tausende von deutschen Familien zu seinen treuen Anhängern zählt, dieser einen besseren Damm gegen fremde Ueberfluthung bilden, als selbst die tapfere, unüberwindliche Wacht am Rhein ihn darbietet.

Im Germanischen Museum zu Nürnberg sind nunmehr die bei der Weigel'schen Auction in Leipzig, sowie die durch Ankauf der Haßler'schen Sammlung und sonstige Ankäufe gemachten Erwerbungen für die älteste Geschichte der größten unserer nationalen Erfindungen, der Buchdruckerkunst und des Bilderdruckes, aufgestellt. Sie umfassen eine stattliche Reihe von Metall- und Holzschnitten vom 14. Jahrhundert bis in die 90er Jahre des 15. Jahrhunderts, an welche sich sodann die bereits früher im Museum aufgestellten Werke Wohlgemuth's und seiner Zeitgenossen, A. Dürer's und seiner Zeitgenossen, Schüler und Nachfolger bis in's 17. Jahrhundert anschließen. Eine zweite Reihe ist speciell dem Buchdrucke gewidmet und umfaßt zunächst Proben xylographischer Bücher, dann Proben der ersten Drucke mit beweglichen Lettern (Gutenberg, Pfister, Fust und Schöffer); ihnen folgen Proben der Werke der meisten hervorragenden Drucker des 15. Jahrhunderts, sowohl in Deutschland, als der in Italien druckenden Deutschen, wobei auf Holzschnittwerke besondere Rücksicht genommen ist. Auch diese Serie enthält viele Seltenheiten und manche Unica. — Die Schrotblätter und Teigdrucke sind mit den Niellen zu einer dritten Serie vereint, die gleichfalls, sowohl durch die Zahl, als die relative Schönheit der Blätter bedeutend ist. — In der vierten Serie wurden in der Reihe, welche längst zur Darlegung der Uebersicht des Entwickelungsganges des Kupferstiches aufgestellt ist, die älteren Abtheilungen durch die neu erworbenen seltenen Blätter verstärkt. — Für die Manuscripten-Sammlung war das Museum so glücklich, ein umfangreiches, aus 24 Blättern bestehendes Fragment einer Bibelhandschrift vom Beginne des 6. Jahrhunderts zu erwerben, das nunmehr in der Auslage zur Darstellung des Entwickelungsganges der Buchschrift und inneren Bücherausstattung den Beginn bildet und auch das Auge der Laien durch die monumentale Schönheit der Schrift erfreut.

Im römisch-florentinischen Diritto legt ein hochgestellter italiänischer Arzt, Dr. Antonio Bottoni in Ferrara, Zeugniß ab gegen die von der „Gesellschaft der Pariser Aerzte" ausgesprochenen Verleumdungen der deutschen Militairärzte, welche angeblich die Genfer Convention verletzt und die in ihre Hand gefallenen französischen Verwundeten schlecht behandelt haben sollen. Bottoni erklärt, daß er den Feldzug als Arzt in der von Garibaldi geführten Vogesen-Armee mitgemacht. Es seien bei dieser Gelegenheit viele Hunderte von schwer Verwundeten in deutsche Gefangenschaft gerathen, die er nachmals aufgesucht, und nicht ein Einziger habe sich über die ihm widerfahrene Behandlung beklagt; Alle vielmehr hätten die Humanität der deutschen Aerzte gerühmt. Ja, Manche versicherten sogar, sie fühlten sich unter deutscher ärztlicher Pflege viel wohler und sicherer, als unter de oft sehr leichtsinnigen Behandlung französischer Chirurgen.

In der „Tribüne" lesen wir: „Friedrich Friedrich's humoristische Schriften" erfreuen sich einer immer größeren Verbreitung. Nachdem sie bereits in das Englische und Französische übersetzt sind, erscheint gegenwärtig von den „Ehemännern und Ehefrauen" eine dänische Uebersetzung von Henry Goldschmidt in Kopenhagen und gleichzeitig ist „Lust und Leid hinter den Coulissen" von dem Prof. G. B. Bozza Bagnera in das Italiänische übersetzt. Diese kleinen vortrefflichen Skizzen werden zuerst in der Rivista Drammatica veröffentlicht, um dann als Buch zu erscheinen.

Aus dem amerikanischen Zeitungs-Verzeichniß für 1872 ergiebt sich, daß die Vereinigten Staaten 507 täglich, 105 dreimal, 110 zweimal, 4750 einmal wöchentlich, 81 alle zwei Wochen, 91 halbmonatlich, 685 monatlich, 4 alle zwei Monate, 55 vierteljährlich erscheinende Zeitschriften besitzen, im Ganzen 6432, und zwar 449 mehr als im vorigen Jahre. Florida allein hat kein Tageblatt. Es haben 663 Zeitungen mehr als 5000 Abonnenten. Von religiösen Zeitschriften giebt es 302, landwirthschaftlichen 105, Schulzeitungen 95, Handels- und Finanzblättern 76. Von den Zeitungen sind 283 deutsche, 23 französische, 12 skandinavische, 8 spanische, 6 niederländische, 5 italiänische, 6 böhmische, 1 portugiesische, 3 wallisische und 1 tschirokesische.

---

*) Herausgegeben von Fr. v. Holtzendorff und W. Oncken. Berlin, Lüderitz (C. Habel), 1872.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Markgrafenstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 28. September 1872. [No. 39.

Inhalt.

Benachrichtigung.
Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.
Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Zeitfragen.

I.

Als Einleitung zur Schul-, Arbeiter- und Frauen-Frage.

Seit dem letzten großen Kriege richtet sich die allgemeine Aufmerksamkeit weniger auf die wechselseitigen Beziehungen der europäischen Staaten zu einander, als auf die sogenannten socialen Fragen, die, gleichwie die hohe Politik, einen internationalen Charakter haben, ohne doch deshalb eine Regelung durch ein gemeinsames Einvernehmen der davon berührten Staaten zu erheischen. Diese Fragen bestehen theilweise schon viele Jahre, doch erfreuen sie sich in der Wissenschaft und in der Tagesliteratur seit Herstellung friedlicher Zustände in Europa einer erhöhten Aufmerksamkeit; zum Theil aber sind sie als wahrhaft allgemeine europäische Fragen, als Vorwürfe, welche in jedem civilisirten Staate eine Erledigung fordern, erst seit Abschluß des deutsch-französischen Krieges hervorgetreten. Die Arbeiterfrage und die Frauenfrage gaben schon lange den Stoff zu theoretischen Erörterungen und zu praktischen Experimenten; dagegen ist die Schulfrage, besonders das Verhältniß des Staates und der Kirche zur Schule, erst seit kurzer Zeit ein Gegenstand politischer Erörterungen.

Diese Frage, betreffend das Verhältniß des Staates und der Kirche zur Schule, hat zwar in Preußen schon eine parlamentarische Vorgeschichte, von der Regierung jedoch dieses Staates und ebenso von Oesterreich, Frankreich, England, Italien ist sie erst seit einem Jahre in den Bereich ihrer Aufgaben gezogen worden. — In Preußen gab dazu der völlige Umschwung aller Verhältnisse die Veranlassung; die Infallibilitäts-Erklärung des Papstes diente von vorn herein nur als Gelegenheit, bei dem Systemwechsel den Schein des Conservatismus seitens der Regierung zu wahren. Erst nach den ersten Schritten, nachdem einmal der Ultramontanismus als eine dem Staat gegenüberstehende Bestrebung dargestellt worden, zwang das schroffe Gegenübertreten gegen die Beschlüsse des jüngsten Concils die Regierung zu Maßregeln, die vielleicht anfangs von ihr nicht gewollt wurden, und wird wohl in Zukunft, falls es der Regierung nicht gelingt, stets die Zügel in Händen zu halten, zu Consequenzen führen, wie sie nicht anders von dem weitgehendsten Fortschritt erstrebt werden. — Ebendieselben Veranlassungen liegen in Oesterreich den jüngsten Reform-Bestrebungen im Gebiete des Schulwesens zu Grunde. Anfangs, nach den Niederlagen im Jahre 1866, leitete darauf hin die zur Herrschaft gelangende liberale Strömung und dann in Folge der Infallibilitäts-Erklärung die Aufhebung des Concordats. — In Frankreich dagegen und in England bildet vornehmlich die Erkenntniß von dem hohen Einfluß, den die deutsche Schulbildung auf die Siege im deutsch-französischen Kriege gehabt, den Beweggrund für die gegenwärtigen Versuche, das Schulwesen zu reorganisiren; die kirchlichen Verhältnisse des Staates kommen dabei nicht ernstlich in Frage. — In Italien aber leiten die dort waltenden allgemeinen Verhältnisse auf eine Entkleidung der staatlichen Institute von dem bisher in ihnen enthaltenen kirchlichen Charakter, auf eine Trennung des Staates von der Kirche, um so jeden Conflict mit der staatlich anerkannten geistlichen Souveränetät des Papstes zu vermeiden. Während in den anderen genannten Staaten die Regierungen bestrebt sind, die kirchliche Autorität der Staatsgewalt zu unterwerfen und so für die Staatszwecke nutzbar zu machen, liegt es gegenwärtig im Interesse der italiänischen Regierung, die kirchliche Gewalt den Staatsinstituten möglichst fern zu halten, die Trennung des Staates von der Kirche in wörtlicher Bedeutung durchzuführen. Denn die Concessionen, welche Italien nach der Einnahme Roms dem Papstthum machen mußte, würden dasselbe bei jeder Annäherung der Regierung dominiren lassen; der Staat würde nicht die kirchliche Autorität für seine Zwecke nutzbar machen, sondern die Kirche würde sich des Staates für ihre Zwecke bedienen. Italien leidet an einem Ausnahmezustand in Beziehung auf das Verhältniß des Staates zur Kirche, und deshalb unterliegen die einzelnen Fragen, die sich darauf beziehen, in diesem Staate einer anderen Auffassung, als in den übrigen civilisirten europäischen Staaten.

Gleichwie die Schulfrage, erfreut sich die Arbeiterfrage seit dem letzten Kriege einer aufmerksamen Betrachtung seitens der Regierungen. Charakteristisch ist, daß zuerst das französische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, bald nach dem Aufstand der Pariser Commune, in einer Circularnote die europäischen Regierungen von der hohen Gefährlichkeit der „Internationale" zu überzeugen versuchte und auf gemeinsame Maßregeln zur Abwehr drang. Diese Note machte hohes Aufsehen, sie wurde vielfach in der Tagesliteratur besprochen, ohne jedoch von irgend welcher Wirkung zu sein. Da die Forderungen der Arbeiter und ihrer Vereine vielfach berechtigt sind, so läßt sich diese Frage nicht durch rein polizeiliche Maßregeln lösen; gerade umgekehrt, sie würde durch ein derartiges Vorgehen der Regierungen sehr schnell zu einem gewaltsamen Ausbruch kommen. Die deutsche Reichsregierung erkannte die hohen Schwierigkeiten, denen sie sich unterziehen würde, sobald sie sich unmittelbar an

der Lösung der socialen Frage betheiligt, und hielt deshalb mit den namhaftesten Vertretern der einzelnen politischen Parteien, welche praktische Erfahrungen in diesem Gebiete hatten, Vorberathungen zur gehörigen Informirung. Welche Anschauungen nachher in den maßgebenden Kreisen der deutschen Reichsregierung über die bezeichnete Frage vorwalteten, ist nicht bekannt geworden; nur so viel weiß man, daß sich Fürst Bismarck veranlaßt fühlte, bei seiner Zusammenkunft mit Graf Beust zu Gastein im Spätsommer 1871 die sociale Frage in den Kreis der gemeinsamen Besprechungen zu ziehen und eine deutsch-österreichische Conferenz zur Lösung derselben anzuregen. Es sollten auf derselben die Mittel, durch welche eine völlig vorurtheilsfreie Lösung dieser Frage unter gleichmäßiger Berücksichtigung der dabei Betheiligten erzielt wird, und das unmittelbare Verhalten der Regierungen zu dieser Frage festgestellt werden. Diese Conferenzen, welche im August dieses Jahres abgehalten werden sollten, sind wieder auf den Herbst verschoben worden, weil die Vorarbeiten dazu besonders in Oesterreich Resultate ergeben haben, die eine Verzögerung nothwendig machen.

Weniger ernst ist die Frauenfrage, obgleich sie an Bedeutung den vorher besprochenen nicht nachsteht. Zu lärmenden Demonstrationen hat dieselbe es nur in England und Amerika gebracht, indem daselbst Frauenvereine eine politische und civile Gleichberechtigung mit den Männern fordern. Die Frauen wollen das Recht haben, die meisten der Lebensstellungen einnehmen zu können, welche gegenwärtig allein den Männern zustehen; sie wollen die politischen Volksrechte, welche in constitutionellen Staaten von den Männern allein ausgeübt werden, ebenfalls ausüben dürfen. Theoretisch läßt sich diesem Verlangen nichts entgegenstellen, da von Natur jeder Mensch dazu das Recht hat, wozu er die Macht besitzt, und der moderne Rechtsstaat als seine vorzüglichste Aufgabe betrachtet, die natürlichen Berechtigungen der einzelnen Individuen, soweit es ein Gemeinleben gestattet, zum gehörigen Ausdruck zu bringen. Die Fähigkeit aber dem weiblichen Geschlecht zu den gegenwärtig von den Männern betriebenen Beschäftigungen abzusprechen, wäre einseitig; diese Ansicht basirt allein auf der Mädchen-Erziehung, wie sie thatsächlich besteht. Dieselbe bezweckt nur die allgemeine Ausbildung des Geistes und Gemüthes und zieht so den weiblichen Geist von jeder speciellen Forschung einzelner Gebiete der Wissenschaft und Kunst ab. Von Natur aber ist das Weib, wenn auch nicht in einem so hohen Grade, als der Mann, zu jeder geistigen Thätigkeit, welche für das Leben einen Werth hat, geeignet.

Wie gesagt, theoretisch läßt sich dem Verlangen der Frauen nach civiler Gleichberechtigung mit dem Manne nichts entgegenstellen; praktisch jedoch ist die Ausführung dieser Forderung nach den thatsächlichen Resultaten der weiblichen Erziehung zu beschränken. — Augenblicklich haben sich sogar in Deutschland die Eisenbahn-Vorstände für eine Verwendung der Frauen im Subalterndienste im Gebiete der Eisenbahn und Telegraphie ausgesprochen; nur scheint die Regierung mit diesem Gedanken sich noch nicht befreunden zu wollen. Daß die Frage, ob die Frauen im höheren Eisenbahndienste Verwendung finden können, nicht zur Erörterung kam, das liegt einfach in der augenblicklichen Nutzlosigkeit einer solchen Erörterung, weil es keine einzige Reflectantin mit den genügenden Vorkenntnissen geben würde.

Im Allgemeinen giebt man bei dieser Frage den Forderungen der Frauen meist nach, wenn sich die Forderungen sofort in's Praktische übersetzen lassen, oder, mit anderen Worten, wenn die thatsächlichen Vorbedingungen zur Realisirung dieser Forderungen vorhanden sind. Dagegen halten sich die maßgebenden Kreise zurück, die Frauen in der völligen Realisirung ihrer Wünsche zu unterstützen, Einrichtungen zu treffen, wodurch das heranwachsende Frauengeschlecht für ein Eintreten in die praktischen Lebensbeschäftigungen geeignet gemacht wird. Und dies mit Recht. Die Frau hat von Natur das Recht zur civilen Gleichberechtigung mit dem Manne, aber sie hat auch von Natur Pflichten, welche den aus jenem Rechte fließenden Consequenzen gegenüberstehen, Pflichten, welche sie an die engen Gränzen des Hauses, der Familie fesseln. Diesem Gegensatze gegenüber kann sich der vorurtheilsfrei denkende Mann nur passiv verhalten; er läßt die Frauen gewähren, soweit sie die thatsächliche Berechtigung haben, kümmert sich aber nicht um die Mittel, welche diese thatsächliche Berechtigung herbeiführen. So haben es die Frauen erwirkt, an einigen Universitäten zu medicinischen und philosophischen Vorlesungen und nach gehörig absolvirten Studien zu einer Prüfung zugelassen zu werden, und ebenso bekleiden sie in einzelnen Ländern schon jetzt Lebensstellungen, die sonst ausschließlich den Männern zukamen.

Von einem anderen Gesichtspunkte aber, als die civile Gleichberechtigung der Frauen, muß ihre politische betrachtet werden. In constitutionellen Staaten gilt die Volkssouveränetät als die Grundlage des gesammten Staatswesens, alle die Verordnungen und Einrichtungen des Staates sind als die Willensäußerungen der Volksgesammtheit zu betrachten, welche durch ihre Organe, Fürst (Regierungs-Chef) und Volksvertretung, in's Dasein treten. Unmittelbar äußert sich das allgemeine Volksrecht nur in den Wahlen zu den gesetzgebenden Körperschaften, wozu in allen constitutionellen Staaten nur die Männer berechtigt sind. In Amerika und in England agitiren nun Frauen für eine Ausdehnung des Wahlrechts auch auf die Frauen. Diese Frage soll in Verbindung mit einer allgemeinen Betrachtung des politischen Volksrechts, des Wahlrechts überhaupt, erörtert werden.

In einer Schrift: „Zum inneren Frieden im Reiche"*) hat sich der Verf., Herrmann v. Hanneken, General-Lieutenant z. D., zur Aufgabe gemacht, jene vorher besprochenen Fragen einer eingehenden Erörterung zu unterziehen und sie in einer Form zu lösen versucht, welcher man praktische Brauchbarkeit nicht absprechen kann. Einzelne Ansichten, die der Verfasser ausspricht, sind originell und deshalb sehr gewagt. Da es aber dem Verfasser, wie das ganze Buch beweist, zu thun ist, sein Theil zur Lösung jener socialen Fragen beizutragen und nicht Nebenabsichten zu realisiren, da derselbe ferner sich bei seinen Vorschlägen und ihrer Begründung nie aus der concreten Welt in abstracte Theorien verliert, so verdienen jene originellen Anschauungen eine eingehende Beleuchtung, welche in den folgenden drei Betrachtungen über die politischen Volksrechte, über das Schulwesen und über die Arbeiterfrage gegeben werden soll. — Nur Ein Fehler mehr äußerer Natur geht durch das ganze Buch; dasselbe hat einen zu pietistischen und zu prononcirt germanischen Ton. Wir bezweifeln gar nicht, daß der Verfasser ein gleich aufrichtiger Christ und deutscher Patriot ist, aber es stört, in den wissenschaftlichen Leistungen desselben diese persönlichen Anschauungen zu sehr hervortreten zu sehen. Die Vereinigung des Christenthums mit dem Germanenthum machte die Deutschen am Ehesten geeignet, jene socialen Probleme wahrhaft human zum Austrag zu bringen, und deshalb bezieht sich der Verfasser bei seiner Darstellung fortwährend auf die „christlich-deutschen" Grundlagen, welche eine wahrhaft gute Lösung der socialen Fragen allein ermöglichen. Unter diesem Ausdruck versteht aber der

*) Mainz, Verlag von Victor v. Zabern, 1872.



Verfasser nichts anderes, als was man im Allgemeinen unter dem Begriff: human versteht, nur daß er den Deutschen allein wahrhafte Humanität zuertheilt. Leop. Auerbach.

Neue Gedichte von Hoffmann von Fallersleben.*)

Zu den „Streiflichtern", welche in einer zweiten, vermehrten Auflage vor uns liegen, bietet uns der 74 jährige Dichter der „Unpolitischen Lieder" eine ganze Reihe von Dichtungen, die sich, wie die Mehrzahl seiner früheren poetischen Produkte, durch Einfachheit, Sinnigkeit und schalkhaften Humor auszeichnen. Die brennenden Fragen der Gegenwart und die großen, welthistorischen Ereignisse der letzten Jahre, sind selbstverständlich nicht spurlos an Hoffmann's Muse vorübergegangen. Dies mögen nachstehende Proben beweisen:

Walther von der Vogelweide.

„Der Walther von der Vogelweide war
Der ersten Sänger einer seiner Zeit.
Er sang von Gott und Welt, von Kirch und Staat,
Von Vaterland, von Lieb' und Frühlingslust.
Er hat gegeißelt Pfaff und Edelmann,
Des Kaisers nicht, noch Papstes selbst geschont;
Und keinem ist es eingefallen je,
Daß er ein schlechter Dichter deshalb war,
Weil er sich in die Politik verlor
Und sprach von seines Vaterlandes Leid.
Wie albern, daß man unser einem nie
Verzeiht, was man an Walther ehrt und rühmt!
Daß der ein schlechter Dichter wird genannt,
Der nicht verschweigt, was faul in Kirch' und Staat,
Und ihren Frömmlern, ihrem Heuchlerpack
Ganz ungescheut die volle Wahrheit zeigt!
„Politisch Lied, pfui, ein garstig Lied!"
Das sagt von Walther erst, und dann von uns!"

In dem Gedichte „Kein Mitleid" sprach er sich seiner Zeit für einen energischen Krieg mit Frankreich und gegen jede falsche Milde aus; dasselbe schließt also:

„Den Menschen Mitleid, wo sie Menschen sind!
Mit ihnen Friede! mit der Sünde Krieg,
Ja, mit der Sünde heut' und ewig Krieg!"

Die industrielle Speculationssucht und Gründungswuth geißelt der Dichter in dem „Die Industrieritter" überschriebenen Gedichte. Auf die Unfehlbarkeit des Papstes und das reichsfeindliche Streben der Jesuiten zielt das Gedicht: „Die Ultramontanen"; dagegen behandeln „Die Arbeiterfrage keine Frage" und „Die Arbeit" die sociale Frage. Das letztgenannte Gedicht lautet also:

„Die Arbeit macht uns selbstbewußt und frei,
Und nur wer frei, kann wahrhaft glücklich sein.
Die Arbeit sorgt, daß du mit Anstand lebst,
Sie nährt und kleidet dich mit Weib und Kind,
Und bietet dir die Mittel zum Erzieh'n,
Zum Unterricht für künftigen Beruf.
Daß Arbeit schändet, ist ein Vorurtheil,
Ein albern Vorurtheil, das schwer sich rächt,
Doch immer noch bei dummen Leuten herrscht,
Die lieber vornehm betteln, als daß sie
Anständig sich verdienten eignes Brot.
Der schwerste Stab, es ist der Bettelstab,
Der schwerste Gang, es ist der Müßiggang,
Die schwerste Arbeit ist die Bummelei.
Merk's dir, mein Sohn! Mit Fleiß und Redlichkeit
Gelangst du an ein ehrenvolles Ziel.
Die Arbeit ist der Menschheit Angelstern.
Aus ihr nur sprießt des Volkes Glück und Heil.

*) Streiflichter. Von Hoffmann von Fallersleben. Berlin, Franz Lipperheide, 1872.

Belgien.

Zur Ehre des vlamischen Dichters Dautzenberg.

Am 23. September wurde zu Elsene, einer Vorstadt von Brüssel, an der Grabstätte des Dichters, das Denkmal enthüllt, das ihm seine Verehrer, Freunde der in Belgien leider noch immer als Aschenbrödel behandelten vlamischen Muse, gesetzt haben. Es hatte sich zu diesem Zwecke eine Commission gebildet, bestehend aus den Herren Conscience, Dodd, Hiel, Stroobant, Willems, van der Straaten und van de Sande, denen sich alle vlamischen Vereine des Landes durch Beiträge anschlossen. Dautzenberg war nicht bloß einer der liebenswürdigsten und gemüthlichsten Dichter in vlamischer Sprache; auch als deutscher Dichter hat er sich vielfach mit Glück versucht, und als Vorkämpfer des germanischen Stammes in Belgien, als einer der Ersten, der seine niederländischen Landesgenossen auf die Geistesschöpfungen Deutschlands, als auf ihren naturgemäßesten, wohlthuendsten Labequell hinwies, verdient sein Name auch unter uns in Deutschland bekannt und geehrt zu bleiben.

Bei der feierlichen Enthüllung des Denkmals waren die angesehensten, der Literatur, der Kunst und dem Theater gewidmeten Vereine von Vlamisch-Belgien vertreten. Mehrere Reden wurden gehalten, unter anderen von Professor van Driessche. Der hochgeachtete Bühnendichter und dramatische Künstler Felix van de Sande trug nachstehende Dichtung von Emanuel Hiel vor:

Bij de onthulling van Dautzenberg's gedenkteeken.

Wie zijn oord mit den harte bemint, die schijnt mij der wereld-
Burgeren vromste te zijn; wie dankbaar alle de weldaën
Immer voor oogen herroept, die hij daar sinds zijner geboorte
Mochte genieten, hij eert in waarheid de rechten der menschheid:
Hem zij de krone beschoren, die dichters den edelsten schenken.
Dautzenberg.

Zoo zong de man en ook zoo was zijn leven,
Eenvoudig, rein en steeds de geest vol gloed
Voor 't schoone, ware en goede hoogverheven,
Gelijk de star, die ons verlichten moet.
Waar andren door den ijdlen roem gedreven
Voorthollen als een opgejaagde vloed,
Daar blijft hij, goede genius, lievend zweven,
En al wat mint wordt blij door hem begroet.

O dichter zijn! — het lijdend volk beminnen,
Het diep beminnen! niet gelijk een dwerg
Die kruipt op's volkes schoudren, slechts de zinnen
Verleidt en streelt, of heimlik bloed en merg
Uit spier en beendren zuigt met 't hart te winnen
Door laffen kwijnzang! — O dit dwaas geterg
Der rede liet u, man, niet koel van binnen,
En gij zongt zacht, maar frisch, o Dautzenberg!

**

En hij zong zacht, maar frisch!.. Gezonde zangen
Gesproten uit de bron die eeuwig welt,
't Gedacht, doorblaakt met jeugdig minverlangen
Zoo als het door de borst van liefkens snelt;
Verlicht met wat de erinring op kan vangen
Van vriendschap, vroomheid, wat het hart vertelt,
En waar de geest blij tintlend aan blijft hangen
Gelijk de dauw die in de bloemen smelt.

O dichter zijn! door dorp en veld te dwalen
Met oogen voor natuurgenot niet blind,
Het leven tot in 't kleinste te achterhalen
En kind te worden met 't eenvoudig kind!
Dan op te gaan tot waar de starren stralen,
En zangen juichend werpen in den wind,
Die klinken als het lied der nachtegalen
Ter eer van Hem, die gansch het heelal mint.

O dichter zijn! den boezem voelen blaken
Met sterker gloed dan in den vuurberg gloeit!
Zich zelf een tooverwereld kunnen maken
Waar menschenliefde geurend glanst en bloeit!
O dichter zijn! het heil te mogen smaken
't Recht luid te melden, wat de geest verfoeit
De domheid als 't vergift des volks te laken,
Dat nog in duisternissen ligt geboeid.

Gelijk ons Vlaandern, 't ligt zoo diep gezonken
In domheid, lafheid, schande en geestesdwang!
Ach, dikwijls voor dit land zijne oogen blonken
Van gramschap! — dikwijls door zijn kloek gezang
Heeft hij verraders aan den paal geklonken,
En zoo belet des Vlamings ondergang!
Ja, heeft hij steeds den flauwen moed geschonken,
Verpletten dorst hij ook de basterdslang.

Germanje, broederland, gij, ons verlichting!
De Meester loofde u immer tusschen ons!
Hij wees op uwe wetenschap als richting;
Door liedren mild en zacht als biegegons
Vermeldde hij der Duitschers vrome stichting;
Door zangen, helder als het klokgebons
Verkondde hij uw voorbeeld als verplichting:
In werk en leed te wezen sterk als brons!

Hoog Dautzenberg! hem was die taak beschoren! —
Des Meesters geest dale op ons, jongren, af;
Zijn heilig woord ga niet voor ons verloren,
Het klinkt: verlicht en sticht, verhuijnt niet laf!
Des willen wij in eeuwige eer doen gloren
Zijne eedle deugd; — dan 't voorbeeld dat hij gaf
Gevolgd ... zoo zullen wij der menschheid aanbehooren,
Zoo leeft en heerscht zijn beeld nog boven 't graf!

England.

Ueber die dem menschlichen Geiste innewohnende Welt-Anschauung.

Die Versammlung der britischen Gesellschaft für die Beförderung der Naturwissenschaften wurde bei ihrem diesjährigen Congresse zu Brighton durch ihren derzeitigen Präsidenten Dr. W. B. Carpenter mit einer Rede eröffnet, die eine sehr entschiedene Stellung gegenüber den heutzutage herrschenden materialistischen Neigungen des Gros der Gelehrten und Ungelehrten einnimmt. Ihre Tendenz gipfelt darin, zu zeigen, daß die moderne Naturwissenschaft, weit entfernt davon, die ältesten Ueberzeugungen des Menschen bezüglich seiner Stellung in der Welt und seiner höheren Bestimmung, zu widerlegen, oder als Kindheits-Vorurtheile zu zerstreuen, vielmehr dahin gehe, sie zu stützen und sie zu beweisen. Der Specialforscher werde, wie immer, auch heute noch auf Abwege geleitet werden, aber wer das Ganze der Naturwissenschaften überblicke, werde nicht umhin können, den centralisirenden Zug derselben zu erkennen. Der Vortrag ist lang und auf viele Einzelnheiten eingehend, so daß wir uns hier beschränken müssen, mehr den Geist, als den Inhalt desselben wiederzugeben.

Der Redner begann damit, an dem Beispiele von Kepler und Newton den Charakter eines wahren Naturforschers zu erläutern, der nach Schiller darin bestehe, die Wahrheit mehr zu lieben, als sein System. „Was bedeutete", frug er, „jene Aufregung, welche Newton hinderte, seine Rechnungen (über den Fall des Mondes) zu Ende zu führen, und welche ihn zwang, einen Freund mit ihrer Vollendung zu beauftragen? Es war nicht der Gedanke seiner eigenen Erhabenheit, sondern vielmehr die Anschauung der großen Ordnung des All's, welche in diesem Augenblicke seinem Geiste sich enthüllte, und bis in seine Grundtiefen den ruhigen und festen Verstand Newton's erschütterte. Wir finden den Beweis davon in jenem schönen Gleichnisse, in welchem er sich mit einem Kinde vergleicht, welches an den Ufern des weiten Oceans der Wahrheit einige Schneckenschaalen aufliest, ein Vergleich, der allen Zeiten zum Beweise seiner wahrhaften Weisheit und zugleich seiner Bescheidenheit dienen wird." Nicht alle Naturforscher aber besitzen jene Selbstlosigkeit, daß sie wie Kepler der Wahrheit zu Liebe, ihren liebsten Speculationen entsagten, oder jene Universalität des Blickes, welche stets über die einzelnen Forschungs-Resultate hinweg, den Zusammenhang des Ganzen im Auge behält. Die meisten Naturforscher sind, und müssen es der Natur der Sache nach sein, Specialisten; ihre Interpretation der Natur bleibt in Folge dessen eine einseitige, eine persönliche Anschauung. Im Allgemeinen zwar wird die Weltanschauung eines Naturforschers weniger individuell sein, als diejenige des Malers oder Dichters, weil sie sich auf genauere Kenntniß von Thatsachen gründet, die einer vielfachen Verificirung unterworfen worden sind, auf Forschungs-Methoden und Schlußfolgerungen, deren Richtigkeit allgemein anerkannt wird. „Der Gelehrte betrachtet das Weltall wie ein ungeheueres vor ihm aufgeschlagenes Buch, dessen Charakter er zunächst entziffern muß, um darauf seine Sprache zu erlernen und endlich die in dieser Sprache ausgedrückten Ideen verstehen zu können. Dieses Buch enthält sehr viele Capitel, welche äußerst verschiedene Gegenstände betreffen, und da unser Leben viel zu kurz ist, als daß ein einziger Mensch dieses ganze Werk umfassen könnte, müssen sich an seiner Interpretation sehr viele Geister betheiligen, die nicht nur durch die Ausdehnung, sondern auch durch den Charakter ihrer Fähigkeiten sehr ungleich sind. Indessen, wenn auch in verschiedener Manier, arbeiten sie doch Alle in demselben Geiste. Jeder folgt seiner bestimmten Richtung, aber Alle gehen von denselben Grundlagen aus. Eine Erscheinung nun, welche gleichmäßig die Güte ihrer Methoden, als auch die Einheit der Natur beweist, das ist die täglich vollkommener hervortretende Uebereinstimmung unter denjenigen Forschern, die sich zu verständigen wissen; — es verschwinden die momentanen Deutungs-Verschiedenheiten, ebensowohl weil man die Sprache der Natur inzwischen besser verstehen gelernt hat, als indem man auch tiefer in ihre Ideen eindringt, dergestalt, daß Wege, die früher in entgegengesetzter Richtung aus einander zu führen schienen, sich

wieder zu einander biegen, um endlich in demselben Ziele zu münden."

In jedem Zweige der Wissenschaft stellt einer ihrer Bearbeiter auf besondere Betrachtung gegründete Meinungen auf, die er für richtig hält, die eine gewisse Anzahl von Gelehrten, welche sich von dem Werthe seiner Methode und der Fähigkeit seines Geistes überzeugt haben, theilen, aber welche nichts desto weniger vorläufig persönliche Ansichten bleiben. Erst nach einer langen oft widerstrebenden Kritik werden sie, sofern es ihre Natur überhaupt zuläßt, in die Ueberzeugung der Masse, in den „Gemein-Verstand" (common sense) übergehen. Noch können sie richtig oder falsch sein, denn auch der Gemein-Verstand irrt, aber er irrt seltener als der einzelne Verstand. Das Sprichwort: Volkes Stimme, Gottes Stimme, gilt auch in den Fragen der Wissenschaft: der Gemein-Verstand ist eine reale Macht. Er ist langsam und vorsichtig im Aufnehmen neuer Wahrheiten und Irrthümer, zähe im Festhalten derselben. In wieviel Dingen, in denen sich nun vergessene Philosophen mit tausend persönlichen Ansichten bekämpft haben, hat nicht der Gemein-Verstand endlich den Platz behauptet! Man könnte vielleicht, sagt Carpenter, zeigen, daß der Werth dieser endlichen Entscheidung des gemeinen Verstandes daher rührt, daß dieser sich nicht auf eine gesonderte Reihe von Erfahrungen stützt, sondern auf eine unbewußte Zusammenstellung unserer Gesammterfahrungen, nicht auf den Glanz einer begränzten Reihe von Schlußfolgerungen, sondern auf den Einklang unseres gesammten Denkens gegen ein bestimmtes Centrum hin.

Es giebt Forschungsgebiete, auf denen der gemeine Verstand ohne Weiteres das Richtige trifft, weil er ohne Weiteres urtheilsfähig ist, wie z. B. in den Fragen über das Alter des Menschengeschlechts, wobei das gemeinsame Vorkommen von Steinwaffen mit den Knochen vorweltlicher Thiere, sofort den Gemein-Verstand überzeugte, daß der Verfertiger jener Steinwaffen mit jenen zum Theil ausgestorbenen Thieren gleichzeitig gelebt haben müsse. Es giebt aber viel zahlreichere Wissensgebiete, auf denen der Gemein-Verstand nicht so unmittelbar urtheilen kann, aus Mangel an den zur Competenz nothwendigen Vorkenntnissen. Alsdann muß sich der Gemein-Verstand einer Zeit zunächst in einem einzelnen Individuum concentriren, und in einem persönlichen Urtheil vorläufig seine Ansicht niederlegen. Dabei zeigt es sich nun, daß dieses den Gemein-Verstand einer Zeit sich vollkommen zu eigen gemacht haben kann, um doch in seinem Urtheile wiederum zu straucheln. Der Redner erinnerte an die Geschichte der Geologie. Es stritten hier zunächst die Meinungen der Parteigänger einer feurigen und wässrigen Entstehung der Erde mit einander, und nachdem die Ersteren gesiegt, glaubte man sich die Aufeinanderfolge der verschiedenen Erdschichten nur durch Annahme zahlreicher gewaltiger Natur-Revolutionen erklären zu können. Lange blieben die hierüber aufgestellten persönlichen Ansichten herrschend, aber schließlich kam der Gemein-Verstand, und frug durch den Mund Lyell's, warum es denn früher auf der Erde anders zugegangen sein sollte, als heute, und ob man nicht die thatsächlichen Veränderungen auch durch allmähliche Umbildung der Verhältnisse erklären könne, ohne zu Katastrophen zu flüchten, deren Wesen aller Erfahrung widerspreche. Damit waren die persönlichen Ansichten, deren Annahme gewiß Vielen die größte Ueberwindung gekostet, beseitigt; der Gemein-Verstand war in einer Weise zur Geltung gekommen, die sich eben darin ausspricht, daß man heute ohne Schwierigkeit und Mißtrauen unseren geologischen Theorien beistimmen kann.

Wir sehen hier zwei Methoden neben einander, die zu demselben Ziele gelangen, die mühsame Forschung, und den einfachen Schluß: warum sollte es früher anders gewesen sein, als heute? Die Erstere wurde aufgehalten durch den Widerstreit persönlicher Meinungen, bis sie zu dem vor aller Geologie im natürlichen Menschenverstande gelegenen Schlusse zurückkam, es sei früher auf der Welt zugegangen wie heute. Sollte man daher nicht schließen dürfen, der Gemein-Verstand sei in gewissen, nicht unmittelbar zu erledigenden Endresultaten der Forschung, bei denen das Volk Ueberzeugungen, und der Gelehrte Zweifel hegt, ebenso sicher basirt, wie die Mathematik, deren Schlüsse niemals trügen, obwohl sie anfänglich auf unbeweisbaren Begriffen ruhen? Und jene Ueberzeugungen, ohne die der Mensch nirgends bestehen kann, sollten gar keinen wissenschaftlichen Werth haben: Gesetzlos entstehende, aus dem Nichts geborene Vorstellungen?

Carpenter verweilt einen Augenblick bei der großen Streitfrage der Philosophie, ob alles Wissen auf Erfahrung beruhe, oder ob es auch unmittelbares (angeborenes) Wissen giebt. Er sucht die entgegengesetzten Meinungen der Philosophen über diesen Punkt in der Annahme zu vereinigen, „daß die unmittelbaren Anschauungen einer Generation stets das Produkt der von den vorhergehenden gemachten Erfahrungen seien". Damit nimmt er einen stufenweisen Fortschritt des menschlichen Denkvermögens an, der fortwährend zu einer reicheren Aernte führen müsse. Das Erlernte der vorigen Generation sei auf diese Weise bereits für die folgende zu „einer zweiten Natur" geworden. Der Redner erinnerte dabei, daß sich mit dieser seiner Ansicht über geistige Vererbung, auch das Oberhaupt der englischen Erfahrungs-Philosophen, John Stuart Mill, im Princip einverstanden erklärt habe. Einen Beweis für dieselbe findet er in dem Umstande, daß neue Ideen und Aufstellungen, welche von der gleichzeitigen Generation nur mit dem größten Widerstreben aufgenommen werden, der nächsten bereits als selbstverständlich, unabweisbar oder nothwendig gelten. So ist es mit der Theorie von der Bewegung der Erde um die Sonne, mit den Newton'schen Entdeckungen, so überall ergangen, wo neue Grundwahrheiten begründet wurden. Aufgestellt, oder wenn man will, geahnt, waren die meisten derselben schon lange vor dieser Begründung, die oft mehr den Charakter einer endlichen Bestätigung und eines Beweises lange gehegter Vermuthungen, als den neuentdeckter Wahrheit trägt. So ahnten mehrere Philosophen des Alterthums bereits das wahre Weltsystem, und das Gesetz von der Einheit der Naturkräfte lag zahlreichen philosophischen Systemen zu Grunde, lange bevor Mayer von Heilbronn 1845 die ersten Sätze desselben formulirte. Es fragt sich, ob es sich nicht mit den Grundwahrheiten aller Religionen, die überall dieselben sind, ähnlich verhalten möchte, und ob sie nicht ebenso wie einzelne naturwissenschaftliche Anticipationen, endlich ihre einhellige Bestätigung durch den wissenschaftlich fortgeschrittenen Gemein-Verstand finden müssen.

Zum Schlusse richtet der Redner die Aufmerksamkeit darauf, daß lange nicht Alles, was wir als unveränderliches Naturgesetz ansehen, bestimmten Anspruch auf diese Bezeichnung habe. Zahlreiche chemische Gesetze z. B. seien nichts als Regelmäßigkeiten, die ihre Ausnahmen haben, bloße Verallgemeinerungen von Erscheinungen. Wir geben den nun folgenden Theil der Rede bis zum Schlusse in wörtlicher Uebersetzung: „Eine Ausnahme-Erscheinung, so bekannt, daß sie kaum noch die Aufmerksamkeit erregt, auf welche sie Anspruch hat, möge uns lehren, immer der unbekannten Ausnahmen eingedenk zu sein, welche die Natur darbieten kann. Nächst dem Gesetze der allgemeinen Anziehung der Materie, giebt es keins, welches allgemeiner wirksam wäre, als dasjenige der Ausdehnung der Körper durch die Wärme.

Wenn man das Wasser und ein oder zwei andere Substanzen ausnimmt, kann man diese Ausdehnung eine unabänderliche Thatsache nennen, und für die Gase läßt sich dieses Gesetz in ebenso bestimmter Form aussprechen, als das der allgemeinen Anziehung. Mithin würde der Wirkungskreis dieses Gesetzes als ein ebenso allgemeiner gelten, wenn obige Ausnahmen unbekannt wären. Allein man findet, daß das Wasser, welches zwischen 4 Gr. C. und dem Siedepunkte gleichmäßig dem Gesetze folgt, und nachher ebenso dem speciellen Gesetze der Ausdehnung der Dämpfe, eine Ausnahme macht, indem es sich von + 4 Gr. bis zum Nullpunkt ebenfalls ausdehnt, und daß es unmöglich ist, diese Abweichung von der Allgemeingiltigkeit des Gesetzes zu erklären.*) Und was noch seltsamer bei der Sache ist, wir können, indem wir ein wenig Salz in dem Wasser auflösen, die Ausnahme verschwinden machen: in Wirklichkeit fährt das Meerwasser auch zwischen 4 Gr. und 0 Gr. fort, sich zusammenzuziehen, ganz wie für den übrigen Theil der Thermometer-Scala.

So führt uns genaueres Studium dahin, zu erkennen, daß das, was wir als allgemeine Naturgesetze betrachten, nur menschliche Anschauungen sind, und als solche menschlichen Irrthümern unterworfen, daß sie die Ideen des großen Urhebers der Natur vielleicht wirklich ausdrücken, vielleicht aber auch nicht. Behaupten, daß diese Gesetze von selbst wirken, und daß sie die Macht, welche sie allein wirken zu lassen vermag, ausschließen oder unnütz machen, erscheint mir ebenso anmaßlich, als unphilosophisch. Es ist nur dann erlaubt, von einem Gesetze zu sagen, daß es gewisse Erscheinungen regele und leite, wenn man annimmt, daß dieses Gesetz der Ausdruck der Wirksamkeit einer leitenden Macht sei. Mir ist es passirt, mich in einer großen Stadt zu befinden, welche sich während zweier Tage in der Macht einer entzügelten Bevölkerung befand. Die Furcht und der Zweifel hatten die Autorität der Behörden aufgehoben; die Gewalt, über welche sie verfügten, war durch den Mangel einer entschlossenen Führung gelähmt. Die Gesetze standen im Codex, nur die Macht sie anzuwenden, fehlte. Während dessen vollführte die Gewalt des Bösen ihr schreckliches Werk; Feuer und Plünderung zerstörten Erbe und Eigenthum der Bürger, ohne unterdrückt zu werden; endlich erschien eine neue Regierung, und die Herrschaft des Gesetzes wurde wiederhergestellt.

Nunmehr sind wir zu dem Culminationspunkte der Natur-Auslegung durch den menschlichen Verstand gelangt, zu der Erkenntniß der Einheit der Macht, von welcher die Natur-Erscheinungen verschiedene Offenbarungen sind. Dies ist der Punkt, auf welchen jetzt alle wissenschaftlichen Untersuchungen hinzielen. Die Verwandelbarkeit der physischen Kräfte, ihre Beziehung zu den Lebenskräften, und das innige Band, welches zwischen den Thätigkeiten von Geist und Körper besteht, ein Band, welches nicht weggeleugnet werden kann, wie man es auch auffassen möge, Alles erhebt uns zu einem einzigen und demselben Schlusse; die Pyramide aber, deren Spitze diese philosophische Schlußfolgerung ist, hat ihre Basis in den primitiven Instinkten der Menschheit. Unsere Ahnen bezogen ebenso wie die unwissenden Wilden unserer Tage jede Veränderung, bei welcher sie die menschliche Hand nicht thätig sahen, auf eine besondere Intelligenz. So theilten sie nicht nur die Bewegungen der Himmelskörper, sondern alle Natur-Erscheinungen besonderen Gottheiten zu. Diese Gottheiten hatten übermenschliche Macht, aber man hielt sie auch menschlicher Leidenschaften fähig, und menschlichen Launen unterworfen. In dem Maße, als man die Einheit der Natur bestimmter erkannte, bekleidete man einzelne dieser Gottheiten mit einer höheren Macht, während man andere als ihnen untergeben betrachtete. Man schrieb den Hauptgöttern, welche über den Wolken thronen, eine ungetrübte Majestät zu, während man den Untergottheiten erlaubte, in menschlicher Hülle zur Erde herabzusteigen. In dem Grade, in welchem das wissenschaftliche Studium der Natur vorwärtsschritt, gewann die Idee von ihrer Harmonie und Einheit jeden Tag eine größere Gewißheit. Auch finden wir bei den aufgeklärtesten griechischen und römischen Philosophen die sichere Erkenntniß der Einheit des erhabenen Geistes, dem die Natur ihre Ordnung verdankt, denn sie glaubten bestimmt, wie das unser Dichter (Pope) so schön ausgedrückt hat:

> Alles sind Theile nur eines unendlichen Ganzen,
> Dessen Körper die Welt, und dessen Seele die Gottheit.*)

Die Wissenschaft der neueren Zeit hat eine bestimmtere Richtung genommen. Indem sie ihre Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Ordnung in der Natur richtete, hat sie sich gänzlich von der Theologie getrennt, deren Aufgabe darin besteht, die Ursache derselben aufzusuchen. Aber jene Richtung der Wissenschaft ist durchaus gerechtfertigt, einmal wegen der vollständigen Unabhängigkeit ihres Gegenstandes, und ferner durch das historische Factum, daß sie stets in der Verfolgung der Wahrheit, so wie sie sich in der Natur findet, durch die Eingriffe der Theologen gehemmt und gestört worden ist. Wenn aber umgekehrt die Wissenschaft, ihre Gränzen überschreitend, sich die Stelle der Theologie anmaßt, und ihre Ansicht von der Ordnung in der Natur als eine hinreichende Erklärung ihrer Ursache ausgiebt, so erstürmt sie ein Gebiet, auf welches sie kein Anrecht hat, und fordert mit Unrecht die Feindseligkeiten derjenigen heraus, welche ihre besten Freunde sein müßten. In Wahrheit, während die geheimsten Triebe der Menschheit ebenso wie die tiefsten Forschungen der Philosophie, den Geist als einige und alleinige Quelle der Kraft erweisen, ist es die Aufgabe der Wissenschaft, die Einheit der Macht zu beweisen, die in den Weiten und in der unendlichen Mannigfaltigkeit des Alls wirkt, und den Zusammenhang ihrer Enthüllung in der langen Reihe der Jahrhunderte zu verfolgen."

Ernst Krause.

Frankreich.

Frankreich und die Civilisation.

Wenn wir uns hier, in den Spalten des „Magazin", daran machen, den Artikel einer andern Zeitschrift ausführlich zu analysiren und zu besprechen, so geschieht dies nicht nur des Interesses wegen, das der betreffende Artikel selbst erweckt, sondern eben so sehr des Verfassers wegen, indem er anzeigt, welches die Gedankenrichtung der denkenden Männer Frankreichs, welches auch jetzt noch die Vorurtheile eines philosophisch gebildeten Kopfes sind, der den Nutzen mancher richtigen und fruchtbaren Idee durch einzelne, stationair gewordene irrige Anschauungen mindert und oft aufhebt.

*) Der Redner überließ es seinen Zuhörern, sich hierbei zu erinnern, welch' ungemein wichtige Rolle gerade jene kleine, unerklärliche Ausnahme im Erdleben spielt, und wie es ohne dieselbe auf Erden ganz anders aussehen würde.

*) All are but parts of one stupendous whole,
Whose body nature is, and god the soul.

Der Artikel, um den es sich hier handelt und dem wir nur zum Schlusse einige resumirende Bemerkungen hinzufügen wollen, erschien in Nr. 52 der Revue scientifique unter dem Titel: Die Civilisation als eine Ansammlung von Kraft betrachtet (La civilisation comme force accumulée). Sein Verfasser ist Herr L. Dumont.

Was ist Civilisation, fragt der Verf. in der Einleitung und geht in Beantwortung der aufgeworfenen Frage die verschiedenen, dafür aufgestellten Definitionen durch. Civilisation, sagen die Oekonomisten, ist das sociale Factum der Zunahme des Reichthums, eine Erklärung, mit der sich auch Proudhon, sonst der schärfste Gegner der Oekonomisten, einverstanden erklärt. Jedoch ist sie, nach unserm Verfasser, zu eng, da sie nicht die civilisatorischen Momente im Menschen selbst, seine physiologische und geistige Entwicklung, seine sittlichen und politischen Lebens-Gewohnheiten umfaßt.

Eine der ersten entgegengesetzte Erklärung gab Guizot. Für ihn war Civilisation die Entwicklung der politischen Einrichtungen der Völker, mit besonderer Berücksichtigung des englischen Volkes und seiner entwickelten Verfassung. Guizot selbst freilich gestand ein, daß er die innere Entwicklung des Individuums dabei unberücksichtigt lasse, seine Definition also unvollständig sei. Ganz das Gegentheil von ihm lehrt sein Widerpart Buckle. Nach ihm sind die staatlichen Einrichtungen die Folge, nicht die Ursache der Civilisation. Jener sieht in der englischen Verfassung das Muster einer Verfassung überhaupt; dieser die Verkörperung jahrhundertelangen Unrechts der bevorrechtigten Klassen und ihren Kampf gegen die civilisatorischen Ideen der Menschheit. Doch auch Buckle faßt das Wesen der Civilisation einseitig auf und zwar als den Fortschritt der Wissenschaften, geistige Kultur, den Kampf und Sieg des menschlichen Geistes über die ihn umgebende Natur. Er läßt also unberücksichtigt das Verhältniß von Mensch zu Mensch, das sociale Element neben dem physischen. In dem, den Händeln des Kontinents entzogenen, durch seine Lage gesicherten England sitzend, rüttelt er unbefangen an dem Centralismus staatlicher Organisation und strebt unbewußt zur socialen Desorganisation, zur Anarchie.

Alle angeführten Definitionen, Zunahme des Reichthums, der politischen Entwicklung, des geistigen Fortschritts, geben also Elemente der Civilisation, nicht diese selbst, die vielmehr auf dem Zusammenwirken aller dieser beruht. Für dieses handelt es sich, den richtigen Ausdruck zu finden.

Ein in die Augen springender Charakterzug der Civilisation ist, daß sie das Resultat eines voraufgegangenen Fortschritts ist. Sie selbst dagegen ist so zu sagen ein statisches Moment: die Summe an Wissen, Haben, Können, Gewöhnung, die wir von Früheren überkommen haben und der Nachwelt vergrößert hinterlassen sollen, eine Aufspeicherung von Fähigkeiten, Anlagen, Werthen, philosophisch ausgedrückt: eine Anhäufung von Kräften in der Gesellschaft und für die Gesellschaft. Von Kräften! Was sind nun Kräfte? Die moderne Wissenschaft erkennt in den physischen Vorgängen nur Kräfte an; in derselben Art ist die Gesellschaft nichts als eine Organisation lebendiger Kräfte, und in ihr wiederum der Einzelne und sein Wollen, Fühlen und Denken. Wir haben hier demgemäß ein doppeltes Moment zu berücksichtigen, in der letzteren Beziehung eine Ansammlung von Kräften in der Gesellschaft selbst, in der ersteren die physische Unterwerfung der Natur-Elemente im Dienst der menschlichen Gesellschaft. Nun ist der Mensch freilich nicht nur productiv, sondern auch consumirend; für die Civilisation kommt er nur in Betracht, insofern er mehr producirt als consumirt. Der Ueberschuß der Production über den Consum in physischer, geistiger und sittlicher Beziehung ist gleichbedeutend mit der Zunahme der Civilisation. Indem nun dieser Zuwachs an Civilisation den Menschen wiederum in Stand setzt, für seine Vervollkommnung und höhere Ausbildung zu sorgen, bildet er einen zweiten Faktor. Denn wie in der Physik die organische Anpassung der Theile die Reibung des Ganzen vermindert, seine Wirksamkeit erhöht, so wirkt auch in moralischer Beziehung die Organisation der Kräfte, die Theilung der Arbeit. Zur Erprobung der Richtigkeit der aufgestellten Theorie ist ihre Anwendung zunächst auf die natürlichen, dann auf die menschlichen Verhältnisse erforderlich.

Zunächst ist ein Quantum von Arbeit nicht immer Capital, sowie dieses wiederum nicht immer das Product von Arbeit ist. Es giebt destructive, unproductive, ganz aufgezehrte Arbeit. Wenn also auch nicht stets Product, so ist das Capital doch immer Bedingung der Arbeit und seinerseits Folge der Ersparniß. Daher ist der Wunsch der Socialisten, das Capital nach dem Quantum aufgewandter Arbeit vertheilt zu sehen, ein ungerechtfertigter; nur das Quantum der Ersparniß darf die Vertheilung des Capitals regeln und regelt sie in Wirklichkeit. Die Gegenwart aber muß sparen, um die Segnungen des Capitals in der Zukunft zu ermöglichen.

Eigenthum und freie Verfügbarkeit über dasselbe, vom Communismus heftig angefeindet, sind doch die Grundlagen für Anhäufung des Capitals, d. h. zur Verminderung des Elends. Ungerecht ist also der Wunsch allgemeiner Gleichheit auch schon nach den Bedingungen der Darwin'schen Lehre, wenn sie auf sociale und sittliche Verhältnisse übertragen wird. Denn wenn der Capitalist nach Vergrößerung seines Capitals strebt, so strebt gleicherweise der Arbeiter nach Vervollkommnung seiner von den Vorfahren überkommenen Werkzeuge, seiner Leibesorgane.

Die Theorie auf bestimmte Individuen, ein bestimmtes Volk, z. B. die Franzosen, angewandt, ergiebt nun, daß diese eins der sparsamsten Völker der Erde sind. Frankreich erspart jährlich, nach mäßigster Schätzung, 3 Milliarden; doch ist die Nation als Gesammtheit nicht so weise, als die Individuen. Sie gestattete den letzten Regierungen, sich auf Abenteuer einzulassen, die durch Verdoppelung der Staatsschuld in den letzten 20 Jahren den sechsten Theil der Ersparniß zu Zinszahlung erforderlich machen. Zudem giebt es einen Faktor im socialen Leben der Franzosen, der freilich die Ersparniß des Einzelnen fördert, der Gesammtheit dagegen schädigt; dies ist die Verhinderung des normalen Bevölkerungs-Zuwachses. Diese Thatsache führt den Verfasser darauf, das zweite Element der Civilisation, den in dem Menschen liegenden Werth, näher zu erörtern. Dieser ist einer dreifachen Betrachtung fähig nach der Zahl der Bevölkerung, ihrem Durchschnittsalter und der Intensität ihrer Lebenskraft.

Da der Mensch ein Organismus von Kräften ist, deren Stärkung den ganzen Menschen zu einem stärkeren, mehr vermögenden macht, so wirkt die Bevölkerungs-Zunahme eines ganzen Volkes auf dessen allgemeine Stärkung hin. Wichtig für ein Land ist nun das richtige Verhältniß der Masse des Capitals zur Masse der Arbeitskräfte, da eins auf das andere unmittelbar einwirkt; ungesund ist die einseitige, ungleichzeitige Erhöhung des einen dieser beiden Elemente im Verhältniß zum anderen, wie dies in Frankreich der Fall ist. Dieses Land geht im Verhältniß zu anderen Staaten zurück. Sachsens Bevölkerung verdoppelt sich in einer Zeit von 45 Jahren, die Frankreichs in 198 Jahren. In einem halben Jahrhundert wird Deutschland 60, Frankreich 45 Millionen Einwohner haben. Ursachen dieses Mangels sind Hemmnisse in der bürgerlichen Freiheit, späte

(Vernunft)-Heiraten, statt der Heirat aus Neigung, das Arbeiten auf eine bestimmte Rente hin, nicht aus Berufsfreudigkeit, endlich auch der gesundheitsschädliche Einfluß großer Fabrikstädte auf die arbeitenden Klassen.

Fast der siebente Theil Frankreichs (8 Millionen Hectaren) ist noch unbebaut. Hier ist Platz für Capital und Arbeit. Hier ist der Flächenraum von 12 Departements zu erobern, während der Krieg nur drei gekostet hat. Dies ist die einzig richtige Revanche bis zu dem Zeitpunkt, wo eine andere vorbereitet sein wird!

Was den zweiten Punkt, das durchschnittliche Lebensalter betrifft, so steht Frankreich darin den meisten andern Nationen voran. Dabei wird auf das, aus diesem Grunde um so fühlbarere Uebel des Krieges hingedeutet, daß er gerade das kräftigste Arbeitsalter dahinraffe und daß er hauptsächlich an dem auf allen Gebieten gleichen Mangel an Arbeitskräften schuld sei.

Auch in Bezug auf Intensität der Lebenskraft steht Frankreich hoch. Der Werth des Individuums besteht in dem Grade der Ausbildung seiner Organe und Anlagen. Diese Anlagen sind zum großen Theil ererbt, „Instinkte", die Persönlichkeiten, wie Nationen charakterisiren. Bestimmt werden diese Persönlichkeiten jedoch erst näher durch die höchstmögliche Ausbildung ihrer Instinkte und Gewohnheiten. Es fragt sich nun, welche Gewohnheiten gut sind, d. h. die Civilisation fördern. Nach der aufgestellten Theorie sind dies diejenigen, die das physische oder geistige Productionsvermögen des Menschen erhöhen. Ein Kriterium für die Höhe dieser Ausbildung bei einem Volke ist nun der Zustand der Künste und Wissenschaften bei ihm. Diese nämlich sind das Zeichen einer hochgesteigerten, über das Bedürfniß weit hinausgehenden Production, wie ihre geschichtliche Entwicklung dies bezeugt.

Die Franzosen haben sich oft gerühmt, wegen ihrer geistigen Fähigkeiten an der Spitze der Civilisation zu stehen. Engländer und Deutsche geben ihnen indeß in dieser Hinsicht in nichts nach. Nur in Bezug auf einige Eigenschaften stehen sie diesen Völkern voran. Das ist ihr guter Geschmack, ihr Gefühl für Schönheit und Anmuth, die sich nicht allein in den schönen Künsten, sondern ebenso sehr in ihrer Industrie, ja im täglichen Leben documentiren. Nur die Franzosen haben ein Theater (?), ihre Maler sind die ersten der Welt (!). Diese hohe Ausbildung des Geschmacks ist vorzüglich eine Folge der ästhetischen Einwirkung ihrer Hauptstadt.

Neben den Gaben des Geschmacks zeichnen sie sich durch die der Einbildungskraft: Witz, Schlagfertigkeit, Reichthum der Phantasie, aus. Doch haben sie auch die Fehler ihrer Tugenden. Das Vorherrschen des Geschmacks lähmt ihre philosophischen Instinkte, die hohe Ausbildung der Phantasie schadet der der Vernunft. So haben sie neben hervorragenden Gelehrten wenig Volksbildung, wenig Sinn für die historischen Wissenschaften.

Diese Fehler setzen die Franzosen vor Allem in der Politik ernsten Gefahren aus. Es ist daher nöthig und nützlich, die socialen Verhältnisse und Einrichtungen auch in Bezug auf diese zu prüfen. — In der socialen Ordnung sind zwei Dinge zu berücksichtigen: Freiheit der Person und Zweckmäßigkeit des Staatsorganismus zur Sicherung und Förderung dieser Freiheit. Für den Staat kommt es nun nicht, wie bei den Individuen, auf die Entwicklung der Anlagen des Einzelnen, sondern auf die historische Entwicklung der Nation an (!). Bei langer innerer und äußerer Ruhe gewöhnt man sich leicht daran, die Regierungsgewalt als etwas Ueberflüssiges anzusehen, sie nach jeder Richtung hin zu beschränken. Eine Nation aber, die ihre Regierung schwächt, setzt den Bestand ihrer Civilisation in Gefahr und setzt sich selbst der Anarchie oder Unterjochung, bisweilen beiden zugleich aus." Eine Staatsverfassung wird nie durch destructive Handlungen, fundamentale Umwälzungen gefördert, sondern nur durch allmähliche Vervollkommnung des Verwaltungsorganismus. Gute Verfassungen sind das Werk von Jahrhunderten. — Zu scharfe Controle der Regierungsgewalt ist auch schon darum unnöthig, weil jede Regierung in Contakt mit der Stimmung des Volkes bleiben muß. Ihr Fall ist fast stets die Folge ihrer eigenen Corruption.

Zur Sicherung der Ordnung und des Rechts entlehnt die Regierung dem Lande selbst ein Quantum von Kräften. Das Maaß für den Werth einer Regierung als Element der Civilisation betrachtet, ist danach das Verhältniß der Leistungen, die sie von den Besteuerten fordert, zu denen, die sie ihnen bietet. Jede gute Regierung weist einen Ueberschuß der Leistungen über die Anforderungen auf.

Was die Zellen im physischen, sind die Individuen im Staatsorganismus. Wie dort wird auch hier durch Anpassung der einzelnen Kräfte, durch Trennung der Funktionen, oder Theilung der Arbeit die Fähigkeit des Ganzen erhöht. Wie die niedrigsten Organismen nur ein Organ für die verschiedensten physiologischen Functionen besitzen, so vereinigen die Staatsgewalten der mindestcivilisirten Völker alle Zweige staatlicher und bürgerlicher Thätigkeit in sich. Ihre Entwickelung findet statt durch Ueberlassung der ihnen nicht gemäßen Thätigkeit an die Individuen.

„Betrachten wir die Sache von diesem Gesichtspunkt", fährt der Verfasser fort, „so finden wir, daß Frankreich sich durch einen doppelten Irrthum vom Wege des Fortschrittes entfernt hat. Einerseits haben die aufeinander folgenden Revolutionen die Macht des Staates betreffs seiner eigentlichsten Funktionen verringert, andererseits streben die öffentliche Meinung und die Gewöhnung der Nation dahin, die Regierungsthätigkeit weit über ihre normalen Gränzen hin auszudehnen."

Die nothwendig dadurch erzeugten Uebel sind mangelndes Ansehen der Regierungsgewalt einer-, Bevormundung aller selbstständigen Geister andererseits.

Die Revolutionen haben dem Lande je eine Oppositionspartei hinterlassen, die Coalition dieser Oppositionsparteien lähmt von vornherein jede neu sich erhebende Regierungsgewalt. Dazu gesellt sich ein unklarer Idealismus, ein Utopismus sozusagen, der alle möglichen Anforderungen ohne Gegenleistung an den Staat stellt und zum Communismus hinstrebt. Der allmähliche, zuletzt sichtbar hervortretende Einfluß dieser Sinnesrichtung auf die Regierung giebt sich in den verschiedenen Phasen des Protectionismus, der religiösen, rechtlichen, socialen Bevormundung durch den Staat zu erkennen.

Auch die Universität „mit ihrer Metaphysik und ihrem übertriebenen Kultus der Form" ist nicht schuldfrei an dem Verhängniß, das über Frankreich hereingebrochen ist. Sie hat die Illusionen genährt und Illusionen waren das Einzige, was man der „brutal-practischen" Wissenschaft der Deutschen entgegenzusetzen vermochte. Sie haben zum äußeren Kriege einen inneren hinzugefügt. Wann werden wir aufhören, ruft der Verfasser aus, Phrasen für Gedanken, Wortfülle für Wahrheit zu halten; wann durch allgemeine Volksbildung den Intriganten und Demagogen den Boden ihrer Wirksamkeit zu entziehen? Vor seinem übertriebenen Idealismus hat Frankreich sich zu hüten, zurückzukehren zu den gesunden Begriffen einer nüchternen Logik der Thatsachen. Der Nutzen, den Frankreich aus seinem Unglück zieht, ist der der Erkenntniß einiger seiner Fehler. Vielleicht ist es nur so tief gefallen, um

sich um so stolzer wieder aufzurichten! Wenn die Franzosen aber ihre Fehler ablegen, so sollten sie vor Allem dem Vorurtheil entsagen, das civilisirteste Volk zu sein, ein Vorurtheil, das von vornherein der schwerste Hemmschuh der Civilisation ist.

Wir haben uns, wie gesagt, länger bei vorstehendem Artikel aufgehalten, einmal des Inhalts, dann auch des Mannes wegen, der ihn verfaßt hat.

Unleugbar enthält die Arbeit viel Interessantes, manches Neue, eine Zusammenfassung von Gedankenreihen, wie sie in dieser Form selten erscheint.

Eine andere Frage freilich ist die nach der inneren Berechtigung der vom Verfasser formulirten Theorie. Und da scheint es uns schwach bestellt zu sein mit einer Lehre, die ihr System auf Grund der geistigen und sittlichen Kräfte aufbaut, ohne doch das Wesen dieser Kräfte definiren zu können; die alles Mögliche und Unmögliche zusammenfaßt für einen bestimmten, praktischen Zweck. Denn daß ein solcher auch dieser Arbeit zu Grunde liegt, und zwar offen ausgesprochen, der, den Franzosen den Weg zu innerer Reconstruction von Staat und Individuum und in der Folge zur Rache, zur Revanche gegen den verhaßten Feind, zu zeigen, darauf deutet der Gang des Verfassers, der von der Definition der Civilisation zur Tagespolitik absichtlich oder unabsichtlich hinführt und dieser den letzten und bedeutendsten Theil der Arbeit vindicirt. Wann werden die französischen Gelehrten wieder anfangen, die Wissenschaften um ihrer selbst willen zu pflegen, und ist dies bei dem Volkscharakter in den nächsten Jahrzehnden überhaupt zu gewärtigen? F.

Italien.

War Cagliostro der Prophet der Zerstörung der Bastille und des Ausbruchs der Revolution?

Der sogenannte Graf Cagliostro steht zu unserer klassischen Literatur bekanntlich dadurch in einer direkten historischen Beziehung, daß Goethe in seinem, zuerst 1792 erschienenen Lustspiel „Der Großcophta" eine dramatische Charakterzeichnung jenes problematischen Phänomens versucht hat. Goethe selbst hat sich über sein persönliches und künstlerisches Interesse an diesem Sujet mehrfach geäußert, und ist darüber nachzuschlagen in seinen sämmtlichen Werken, Ausgabe in 40 Bänden von 1840: Annalen, Band 27, Seite 9, zu 1789; dazu Cophtische Lieder, Band 1, Seite 103; Campagne in Frankreich vom Jahre 1792, Band 25, Seite 159, 211; Italiänische Reise, Band 23, Seite 314 u. f., datirt Palermo, 13. und 14. April 1787, woselbst Goethe's Besuch bei Cagliostro's*) Mutter und Schwester erzählt wird.

Seit den vierziger Jahren ist das Interesse für den merkwürdigen Italiäner, der zuletzt der römischen Inquisition zum Opfer fiel, mannigfaltig wieder erwacht. Alexander Dumas père schilderte ihn als Romanfigur in seinen vielbändigen „Memoiren eines Arztes" aus der Zeit vor und während der großen Revolution, und Scribe benutzte ihn als heitere Comödien-Figur in seinem Operntexte „Cagliostro" (Paris 1844). Der „Deutsche Pitaval" brachte eine quellengemäße, von modernem Geiste belebte Monographie über „Cagliostro" und die „Halsbandgeschichte" in seinem Bande von 1845. Um dieselbe Zeit sind in Deutschland über dieses Sujet zwei Dramen von Trautmann und Holbein entstanden, die aber nur als Manuskripte existiren. Als Robert Springer kürzlich in seinem 1871 bei Otto Janke erschienenen historischen Romane „Gräfin Lichtenau" (d. i. Wilhelmine Enke, die Geliebte Friedrich Wilhelm's II. von Preußen) den Uebergang des Potsdam-Berliner Geisteslebens aus dem Regime Friedrich's des Großen in das seines Nachfolgers schilderte, zog auch er eine Cagliostro-Figur in seine geistvollen Bilder hinein, die freilich thatsächlich mit dem historischen Cagliostro nicht identisch ist, da derselbe zu der hier portraitirten Zeit erweislich nicht in Berlin gewesen ist.

Als soeben in der Miniaturausgabe der „Universalbibliothek"*) erschienen, liegt uns ein Drama „Die beiden Cagliostro oder Ein Wettstreit der Magie" (neue Bearbeitung) von Robert Giseke vor, von welchem der Verfasser selbst sagt, daß es sich bei dieser seiner Geschichts-Phantasie nicht um die specielle Persönlichkeit des historischen Cagliostro handelt, sondern daß er vielmehr im Allgemeinen jene geschichtliche Gattung räthselhafter, scheinbar wunderthätiger Magier früherer Jahrhunderte hat personificiren, daß er einen „Doctor Faust im Rococo-Costüme" hat bühnenmöglich machen wollen. — In Betreff der Bemerkung ferner, die R. Giseke in den kurzen Anmerkungen zu seinem Drama macht, daß er beim Zurückgehen auf die gleichzeitigen Quellenschriften Cagliostro's „Sendschreiben an die französische Nation vom 20. Juni 1786" im Original nicht aufzufinden vermocht habe, sind wir in Stand gesetzt, folgende ausführliche Mittheilung als Nachtrag der Cagliostro-Literatur hier unsern Lesern zu bieten:

„Die geistvolle Monographie über den sogenannten Cagliostro im „Pitaval" von 1845 ist als Autorität deutscher Geschichtsschreibung und als erschöpfende Darstellung des Gegenstandes, soweit ein solcher der Criminalistik entschlüpfter Hokuspokus-Mythus überhaupt urkundlich zu fixiren ist, vor den concurrirenden Darstellungen aller übrigen europäischen Literaturen unfraglich anzuerkennen. Nur in Betreff eines Punktes darin, und zugleich zur allgemeinen Beleuchtung der Entstehung eines derartigen Mythus, haben wir eine Ergänzung zu derselben zu liefern, und das ist die Lösung der Frage:**)

Ist Cagliostro's angebliches Sendschreiben an die französische Nation vom 20. Juni 1786, worin er die Revolution von 1789 und die Zerstörung der Bastille prophezeien soll, historisch nachzuweisen?

Eine solche großartige Prophezeiung nämlich ist der Kern der Sage vom Magier Graf Cagliostro, durch welchen dieser Name eine gewisse welthistorische Berühmtheit erlangt hat. In allen Biographien über ihn ist diese Thatsache angenommen, so in der erwähnten des „Neuen Pitaval", Bd. 8, S. 147, und auch z. B. in der von Bülau in „Geheime Geschichten und räthselhafte

---

*) Sein eigentlicher Name war Joseph Balsamo und Palermo seine Heimat. Gervinus in seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts", Band II. Seite 82, erwähnt einen Abbate Balsamo, der in den sicilianischen Zerwürfnissen um 1810 und 1811 in national-constitutionellem Sinne sich einen ehrenvollen politischen Namen verdient und auch gedruckte Memoiren hinterlassen hat.

*) Eine neue Sammlung vornehmlich älterer, aber zum Theil auch neuester Dramen und anderer für Popularität geeigneter Werke, im Verlage von Philipp Reclam in Leipzig. — Preis jedes Heftes: zwei Silbergroschen.

**) Der folgende Nachtrag zur Cagliostro-Literatur ist eine von dem Verfasser des vorerwähnten Dramas, Herrn Dr. Robert Giseke, herrührende Original-Untersuchung, die uns derselbe in dankenswerther Weise zu Gebote gestellt hat. D. Red.

Menschen", Bd. 1, Leipzig 1850, S. 325; ferner von Th. Carlyle, in dessen ausgewählten Schriften, deutsch, Bd. 1, Leipzig 1855, S. 154. — Als ursprüngliche Quelle für diese und alle anderen Darstellungen ergiebt sich die Biographie: „Leben und Thaten des Joseph Balsamo, sogenannten Grafen Cagliostro. Aus den Akten des 1790 in Rom wider ihn geführten Processes gehoben und aus dem in der päpstlichen Kammerdruckerei erschienenen italiänischen Originale (von 1791) übersetzt. Zürich 1791." (Auch in französischer Uebersetzung, Paris 1791.) Daselbst heißt es auf S. 44 und ferner: „Endlich (nach seiner Entlassung aus der Bastille, Juni 1786) mußte er Frankreich verlassen und kehrte abermals nach London zurück. Kaum war er dort angekommen, als er sogleich Wort hielt, anderswo seine Stimme gegen die Minister und den Hof von Frankreich ertönen lassen zu wollen. Sein erstes war eine Zurückforderung an den König gegen zwei der vornehmsten Beamten der Bastille, Chesnon und de Launay, indem er sie beschuldigte, daß sie ihm während seiner Gefangenschaft einen großen Theil seiner beträchtlichen Habschaften entwendet hätten .... Er gab einem seiner Anhänger (in Paris?) den Plan eines aufrührerischen, an das französische Volk gegen die königliche Macht und das Regierungssystem zu richtenden Sendschreibens. Der, welcher den Antrag hatte, machte den Aufsatz dazu und schickte ihm denselben nach London. Er war mit solchen aufrührerischen Farben verfaßt, daß der englische Verleger Schwierigkeiten machte, ihn zu drucken. Der Graf Cagliostro brachte ihn doch dazu und nachdem das Sendschreiben in verschiedene Sprachen übersetzt worden, machte er damals, sowie nachher, damit einen merklichen Gewinn .... Wohl können wir Erwähnung thun, daß in dem besagten an die französische Nation erlassenen Sendschreiben man sehr deutlich von einer nahen Revolution spreche. Man weissage, daß die Bastille werde niedergerissen und zu einem Spaziergange werden; man verkündige, daß in Frankreich ein Fürst regieren werde, der die lettres de cachet abschaffen, die Generalstaaten zusammenberufen und die wahre Religion wieder einsetzen werde. So schrieb Cagliostro aus London nach Paris am 20. Juni 1786."

Da die Generalstände von Frankreich, und zwar mit Verdoppelung des dritten Standes auf Necker's Rath, bekanntlich von Ludwig XVI. auf den 5. Mai 1789 nach Versailles berufen, da die außergerichtlichen lettres de cachet der Regierungswillkür von demselben Könige bekanntlich am 23. Juni 1789 aufgehoben worden waren, und da endlich die Bastille am 14. Juli desselben Jahres 1789 gestürmt und zerstört worden war, wobei der Gouverneur de Launay um das Leben kam: so wäre diese in den Akten der römischen Inquisition, laut einer Druckschrift von 1791, prätendirte Prophezeiung nur dann eine thatsächliche Prophezeiung, wenn sich ihre Verkündigung durch Cagliostro vor den in Rede stehenden Ereignissen des Jahres 1789 documentiren und speciell, wenn sich ein „Sendschreiben an die französische Nation", datirt vom 20. Juni 1786, mit dem vorstehenden angeblichen Inhalt, literarisch nachweisen läßt.

Aufmerksam gemacht auf das in verschiedenen Quellenschriften bald in den Januar, bald Februar und bald Juni verlegte Datum des fraglichen „Sendschreibens", habe ich auf den speciellen Inhalt desselben zurückgehen wollen und die Entdeckung gemacht, daß dasselbe in den mir zur Einsicht gegebenen Druckschriften von fünf unserer ansehnlichsten norddeutschen Staatsbibliotheken nicht nur nicht aufzufinden ist, sondern daß auch der angeblich staatsfeindlich gegen Frankreich gerichtete Inhalt desselben mit anderen als authentisch geltenden Schriftstücken von und über Cagliostro im Widerspruche steht.

Es ist ersichtlich, daß die Verhaftung Cagliostro's (23. Aug. 1785) und die damit erfolgende Einleitung des Halsbandprocesses fast die gesammte über ihn noch existirende gleichzeitige Flugblätter- und Broschüren-Literatur erst veranlaßt hat.

Aus der Zeit vor dem Processe ist mir nur eine Broschüre über Cagliostro bekannt: „Ein Paar Tröpflein aus dem Brunnen der Wahrheit, ausgegossen vor dem neuen Thaumaturgen Caljostros. Am Vorgebürge, 1781", auch mit der Jahreszahl 1791 nachgedruckt, als deren Verfasser an andern Orten Hofrath B. in W...r bezeichnet wird. Diese, im Uebrigen wenig sagende Broschüre enthält — offenbar als wohlgemeinte Warnung für den abenteuernden Raisonneur — auf S. 40 die Mittheilung: „So viel kann ich Sie versichern, daß man in W. ein ordentliches Tagebuch über ihn gehalten und Nichts unangemerkt gelassen hat, was zur Entwickelung der Wahrheit dienen könnte. Sollte man das Resultat, was von selbst daraus fließt, hartnäckig bezweifeln wollen, so könnte das eine ordentliche Herausforderung auf das Tagebuch werden."

Es sind späterhin zwei solche Tagebücher, aus Warschau und aus Mitau, theilweise nicht in entschieden feindseliger Absicht, während und bald nach dem Halsband-Processe in der That erschienen: „Cagliostro in Warschau im J. 1780, aus dem französischen Original. 1786" und „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau im J. 1779", von Constantia v. d. Recke, geb. Gräfin v. Medem, herausgegeben 1787 bei Fr. Nicolai in Berlin und Stettin.

Zu gleicher Zeit erschien ein „Schreiben des Grafen von Mirabeau, die Herren Cagliostro und Lavater betreffend, aus dem Französischen, Berlin und Libau 1786", eine Schrift, die es glaublich macht, daß der für Charakteristik jener Zeit noch heute höchst interessante „Essai sur la secte des Illuminés" (Paris 1789, deutsch 1790, auch unter dem Titel „Ist Cagliostro Chef der Illuminaten? Gotha 1790", mit erläuternden Anmerkungen vermuthlich von Weißhaupt) ebenfalls von Mirabeau herrühre.

Fernerhin giebt es aus den Jahren 1785 bis 1787 vier auf den Proceß bezügliche Broschüren, die entweder dem Grafen Cagliostro selbst zugeschrieben werden oder von seinen juridischen Rathgebern herzurühren das Ansehen tragen. Diese vier Broschüren sind:

1. „Mémoires authentiques pour servir à l'histoire du comte de Cagliostro. Seconde édition, 1785."

Aus dem Inhalte geht hervor, daß diese angeblichen Memoiren nach dem Beginne der Untersuchungshaft Cagliostro's geschrieben sind. Sie bieten die älteste gedruckte Quelle seiner fabelhaften Vorgeschichte dar. Eine deutsche Uebersetzung liegt vor als „Glaubwürdige Nachrichten zur Geschichte des Grafen Cagliostro, aus dem Französischen, 1786", und in „Aechte Nachrichten vom Grafen Cagliostro, aus der Handschrift seines entflohenen Kammerdieners. Berlin, 1786". Ein entsprechendes kritisches Urtheil über die Mémoires authentiques fällt der Neue Pitaval Bd. 8, S. 17.

2. „Mémoire pour le Comte de Cagliostro accusé, contre M. le Procureur General accusateur. 1786. — Motto: monsieur de Cagliostro ne demande que tranquilleté et sûreté, l'hospitalité les lui assure" u. s. w.

Das französische Original hiervon ist abgefaßt nach dem ersten Verhöre Cagliostro's am 30. Januar 1786; die deutsche Uebersetzung (Hamburg 1786) fügt eine Bittschrift Cagliostro's bei vom 24. Februar 1786; zwischen diese beiden Daten ist also das erste Erscheinen zu verlegen. Und zwar wäre diese Schrift als eigentlich „authentische Memoiren" Cagliostro's zu bezeichnen,

da er selbst darin von sich in erster Person spricht und am Schlusse, mit Contrasignatur des Rapporteurs, des Advocaten und des Procurators, als le Comte de Cagliostro unterzeichnet, während die vorerwähnten Memoiren von ihm in dritter Person sprechen und keine Unterschrift tragen. Das orientalische Märchen seiner Herkunft wird von ihm zum großen Theile bestätigt. Der Neue Pitaval führt dieses Memoire unter dem Titel „Mémoire justificatif" auf. Im Uebrigen ist der Inhalt sowohl dieser, als der ersten Broschüre durchaus loyal gehalten. Cagliostro wendet sich am Schlusse an die Franzosen mit den Worten: „Franzosen! ... Wollt Ihr gut und gerecht sein? Fraget nicht, aber hört und liebt denjenigen, welcher stets die Könige achtete, weil sie in den Händen Gottes sind, und die Regierungen, weil dieser sie beschützt, und die Religion, weil sie sein Gesetz ist, und das Gesetz, weil es die Ergänzung jener ist, und die Menschen endlich, weil sie wie er Gottes Kinder sind."

3. „Mémoire pour le comte de Cagliostro, Demandeur, contre Me Chesnon le fils, commissaire au châtelet de Paris, et le sieur de Launay, Gouverneur de la Bastille, Defendeurs. 1786. — Motto: il est parti, accoutumé à se soumettre, sans murmure, aux volontés des rois."

Auch hier spricht Cagliostro in erster Person von sich selbst und giebt eine Ergänzung und Fortsetzung des vorigen Memoires. Er erzählt die Geschichte seines Processes, seine Gefangennehmung, seine Freilassung, seine Abreise von Paris und Boulogne (16. Juni) und erwähnt seine Anstellung einer Gegenklage wegen Schadenersatzes, aus London vom 21. Juni 1786, mit den Worten:

„Durch gerichtliche Ausfertigung in meiner Gegenwart, vom 21. Juni, habe ich vor die Vogtei (Châtelet) von Paris vorladen lassen sowohl den Commissair Chesnon, den Sohn, als Herrn von Launay, um verurtheilt zu werden, mir wieder zu erstatten oder wieder erstatten zu lassen 15 Rollen mit je 50 Doppellouisdors u. s. w."

Diese Gegenklage wäre also angestrengt einen Tag nach dem Datum, welches, wie oben citirt, das fragliche criminelle prophetische „Sendschreiben an die französische Nation" tragen soll. Da übrigens dieses Memoire nach diesem Act vom 21. Juni keine weitere Thatsache aufführt, so wäre es nicht absolut unmöglich, daß auch dieses vom selben 21. Juni datirt sein könnte; wollte man dann diesen 21. Juni für den citirten 20. gelten lassen, so könnte man versucht sein, dieses „Mémoire pour le Comte de Cagliostro Demandeur" als das famose „Sendschreiben" anzusehen. Eine möglicher Weise prophetisch zu nennende Drohung enthält dasselbe allerdings, und zwar in dem Satze:

„Dem Könige ist gehorcht; ich habe das Meer gesetzt zwischen Frankreich und mich; aber .... die Anstrengungen meiner Feinde werden die Wahrheit nicht verhindern, bis zum Throne zu gelangen, wenn der schreckliche Tag der Gerechtigkeit (de la Justice) endlich gekommen sein wird."

Auch hier am Schlusse richtete er eine Anrede direct an die französische Nation:

„Franzosen! Wahrhaft edelmüthige und wahrhaft gastfreundliche Nation! Ich werde niemals weder das rührende Interesse, das Ihr an meinem Schicksal genommen habt, noch die süßen Thränen vergessen, die Eure Begeisterung mich hat vergießen lassen. ...

„Ich bin vertrieben aus Frankreich! Bewohner dieser glücklichen Gegend, liebenswürdiges und zartfühlendes Volk, empfanget die Abschiedsgrüße eines Unglücklichen, der vielleicht würdig ist Eurer Achtung und Eures Bedauerns. ..... Welche Gegend er auch bewohnen wird, glaubet, daß er sich standhaft als ein Freund des französischen Namens erweisen wird" 2c. 2c.

Diese Broschüre ebenfalls ist, mit Gegenzeichnung des Advocaten und des Procurators, von Cagliostro signirt.

Daß jedoch dieses Schriftstück nicht das von der Biographie nach den Akten incrimirte „Sendschreiben" wirklich ist, geht aus der folgenden Broschüre hervor.

4. „Lettre du Comte de Cagliostro au peuple anglais. Pour servir à suite de ces mémoires. 1787." Nach den Criminalakten soll hierin das fragliche „Sendschreiben an die französische Nation" von Cagliostro als das seinige anerkannt sein. Diese Behauptung muß sich auf folgende Aeußerung beziehen:

„Ich bin in Dover am 18. Juni vorigen Jahres angekommen. Mein Memoire gegen die Herren Chesnon et Launay (also die eben besprochene Broschüre) erschien zu Paris kurze Zeit nach meiner Ankunft in London. ... Einige Zeit nach der Publication dieses Memoires erschien eine Uebersetzung eines meiner Briefe, in welchem ich mein Herz ausgeschüttet und denjenigen meiner Feinde genannt hatte, über den ich mich am meisten beklagen mußte."

Das „Sendschreiben an das englische Volk" enthält ferner das Datum, daß Cagliostro am 20. August 1786 vor die französische Gesandtschaft in London beschieden war, um zu vernehmen, daß Seine Majestät ihm erlaube, frei nach Frankreich zurückzukehren und dort zu bleiben bis zur Entscheidung seines Processes gegen die Herren Chesnon und de Launay. Cagliostro fand es nicht für gerathen, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen. Er hielt sich noch eine Weile in London auf und ging dann, aber nicht mehr mit der vollen früheren Ostentation, über Deutschland, Schweiz und Tirol nach Italien, wo die Fortschritte der angeblich von ihm prophezeiten Revolution von 1789 offenbar den unglücklichen Beschluß seines tragischen Schicksals durch die päpstliche Gerichtsbarkeit provocirt haben.

Vergeblich aber habe ich den Wortlaut der verhängnißvollen Revolutions-Prophezeiung aufzufinden gesucht und kann wohl behaupten, daß er in die vorhandene deutsche Historiographie nicht übergegangen ist. Nur eine authentische Hinweisung habe ich in der gleichzeitigen Publicistik gefunden, und das ist in dem „Journal von und für Deutschland, herausgegeben von Sigmund Freiherrn v. Bibra, Domcapitularen und Regierungspräsidenten zu Fulda, fünfter Jahrgang 1788", woselbst sich im 11. Stücke der „Auszug eines Schreibens über Cagliostro vom December 1788" befindet. Darin heißt es: „Cagliostro kam nach Roveredo. ... Er durfte nur sagen: Durch seinen Brief aus London habe er das Ministerium gestürzt, seinen Freund Necker wieder erhoben, die Parlamente an ihre Pflichten, Vorzüge und Rechte erinnert, dem Könige die Augen geöffnet, die lettres de cachet in ihrer ganzen Häßlichkeit dargestellt und laute Stimmen für das Wohl einer unterdrückten darbenden Nation hervorgerufen, ... mag auch Cagliostro noch so schlecht französisch sprechen, Cagliostro darf nur sagen: der Comte Cagliostro hat dieses geschrieben, dieses gethan, — und auch der Kosmopolit gehört zu den Bewunderern, nennt ihn mit Allen den Menschenfreund, den Königslehrer, den größten Menschen u. s. w."

Auch diese Mittheilung stimmt somit mit der Darstellung der italiänischen Biographie nicht überein. Fast alle vom „Neuen Pitaval" citirten gleichzeitigen Broschüren habe ich durchgesehen, aber keinen weiteren Anhalt dafür gefunden. Nur zwei französische Broschüren, die aber in keiner mir bekannten Geschichtsdarstellung erwähnt werden und die man deshalb für apokryphisch, vielleicht für später nachgemacht ansehen kann, könnten Veranlassung geben, die prätendirte Prophezeiung als Anekdote gelten zu lassen:

1. „Ma correspondance avec M. le comte de Cagliostro. — Hambourg, aux dépens de la société des Cagliostriens, 1786“ bringt einen Brief an Cagliostro mit der Anrede:

„Ich habe mit vielem Schmerze jene Phrase Ihres Briefes gelesen, durch welche Sie mir anzeigen, daß unsere Capitale Sie nicht mehr besitzen wird, als bis die Bastille eine öffentliche Promenade geworden sein wird! Helas! Mein lieber Graf, es wird also Ihren Adepten und Freunden nur noch die Hoffnung übrig bleiben, dort einst Ihre Gebeine anzubeten.“

2. „Les prophéties de St. Cagliostro et son arrivée à Paris.“ (Ohne Druckort und ohne Jahreszahl.)

Diese Schrift ist ironisch gehalten; sie läßt in einem angeblichen Briefe Cagliostro's vom 26. November 1789 denselben seine bevorstehende Ankunft in Paris aus Tirol ankündigen, um sein Versprechen zu halten, daß er nach Paris zurückkehren werde, wenn die Bastille zerstört sein, und man auf ihrem früheren Platze spazieren gehen würde, — ein Versprechen, welches, wenn er es je gegeben hätte, Cagliostro bekanntlich nicht erfüllt hat. Die Prophetie des St. Cagliostro, die diese Broschüre im Uebrigen enthält, ist die Erzählung eines Traumes, den Cagliostro in der Nacht des 14. Juli 1789 in Brixen in Tirol über die Zerstörung der Bastille gehabt und seiner Frau, der reizvollen Lorenza Feliciani, erzählt haben will, — eine Prophetie, die freilich in einem Briefe vom 26. November keinen imposanten Eindruck macht.

Und dennoch existirt eine journalistische Prophezeiung von der Abtragung der Bastille. In der „Leipziger Zeitung“ Nr. 217 vom 6. November 1786 ist in einer Pariser Correspondenz vom 21. October zu lesen: „Man versichert jetzt, daß die Demolition der Bastille gewiß beschlossen worden sei.“

Bei der nothwendigen Loyalität der damaligen Presse ist anzunehmen, daß eine Zeitung einen derartigen Beschluß von einer Abtragung eines Gouvernements-Gebäudes nur dann mittheilen konnte, wenn er irgend wie von Regierungsseiten in Erwägung gezogen war. Sollte aber eine solche Erwägung von irgend einer Seite einen Bezug auf den Halsband-Proceß gehabt haben, so war die wichtige Person, die dazu die Veranlassung hätte geben können, nicht der „Großkophta der ägyptischen Loge“, sondern der mit ihm zugleich angeklagte und eingekerkerte Cardinal Prinz von Rohan, der frühere französische Gesandte in Wien, der unglücklich getäuschte Verehrer Marie Antoinettens. Dieser ist in dem citirten Artikel der „Leipziger Zeitung“ unmittelbar vor der mitgetheilten Voraussagung ausführlich erwähnt, und welchen Eindruck in Frankreich der Eingriff der weltlichen Gewalt gegen die in Jahrhunderten kaum je verletzten Personalprivilegien eines Prälaten hervorgerufen hat, davon zeugen die alsbald dagegen eingewandten Reclamationen der höchsten Geistlichkeit Frankreichs. (Zu vergleichen: „Sammlung authentischer Nachrichten zur Aufklärung in der verwickelten Sache des Prinzen Cardinal von Rohan, 1786.“) Da nun, wo die persönlichen und diplomatischen Beziehungen dieses galanten Kirchenfürsten zum Halsband-Proceß in ein Verhältniß treten, da knüpfen sich die unenthüllbaren Intriguen der europäischen Interessen an die seltsame Cagliostro-Comödie.

Wenn diese gelegentliche Untersuchung den Ruhm Cagliostro's als Prophet verkleinern sollte, so sei hier andererseits zum Verständniß dieser historischen Specialität hinzugefügt, daß man sehr wohl die Behauptung aufstellen könne, dieser Magus sei das nächste gleichzeitige Vorbild, das Goethe bei der Schöpfung seines Faust vor Augen gehabt habe. Goethe's eigene Bemerkungen über sein Interesse für den Unbegreiflichen habe ich bereits aufgeführt. Ich bemerke noch, daß der erste Commentar zur Erklärung der seit 1790 erschienenen Goethe'schen Faustdichtung betitelt ist: „Historisch-kritische Untersuchung über das Leben und die Thaten des als Schwarzkünstler verschrieenen Landfahrers Doctor Johann Faust's, des Cagliostro seiner Zeiten. Leipzig, Dykische Buchhandlung, 1791.“*)

Kleine literarische Revue.

— **Woltmann's Baugeschichte Berlin's.** Dr. Alfred Woltmann, Professor der Kunstgeschichte am Polytechnicum zu Karlsruhe, hat die Vorlesungen, die er im Jahre 1868 an der Berliner Universität über die Baudenkmäler und die Baugeschichte unserer Stadt gehalten, zu einer historisch-kritischen Darstellung verarbeitet, die jetzt in einem überaus interessanten, mit neunundzwanzig Illustrationen ausgestatteten Buche vor uns liegt.**) Gerade jetzt, wo Berlin, nach großen geschichtlichen Ereignissen, in eine neue Phase eingetreten, nachdem es aus der Hauptstadt der Mark Brandenburg, aus der Residenz Friedrichs des Großen, der Mittelpunkt des neuen Deutschen Reiches und eine Weltstadt im politischen Sinne des Wortes geworden, scheint eine von wissenschaftlich-künstlerischer Hand geschriebene Baugeschichte der Stadt den richtigen Moment zu ihrer Publication ausersehen zu haben. Wir besitzen zwar eine solche schon in Karl Seidel's „Berlins Architectur in kunstwissenschaftlicher Hinsicht“, aber abgesehen davon, daß diese bereits mit dem Jahre 1829 abschließt, besaß Seidel, der eine entschieden receptive, weibliche Natur war, nicht kritische Schärfe genug, um neben den in die Augen springenden Schönheiten der Architektur auch ihren organischen Zusammenhang mit der ganzen europäischen Kultur- und Kunstgeschichte zu würdigen. Woltmann, der für seine Arbeit gründliche Studien gemacht, hat zwar, da ihm eine ebenso gründliche Durchführung und Vollendung derselben in Berlin nicht vergönnt war, kein akademisches Kunstwerk in der Weise Lübke's geliefert, dem das Buch gewidmet ist, aber man wird nirgends den unterrichteten Forscher neben dem eingehenden, durch den bloßen Schein sich nicht blenden lassenden Kritiker vermissen. Wir hoffen, auf das Ganze ausführlicher zurückkommen zu können, und bemerken vorläufig nur, daß das Buch in eilf Kapitel mit folgendem Inhalt zerfällt: 1) Berlin im Mittelalter; 2) Unter den Hohenzoller'schen Kurfürsten; 3) Der erste König und Schlüter; 4) Unter Friedrich Wilhelm I.; 5) Friedrich der Große und Knobelsdorff; 6) Die spätere Zeit Friedrichs des Großen; 7) Bis zur Schwelle des 19. Jahrhunderts; 8) Schinkel; 9) Die Zeit Friedrich Wilhelms IV.; 10) Privatbau, Bürgerthum und neuer Aufschwung; 11) Die jüngste Zeit.

— **Lübeckische Zustände im Mittelalter.*****) Unter diesem Titel ist unlängst eine Reihe von fünf Vorträgen erschienen, die der

*) Orientirung über den Wissenschaftszweig der unübersehbar reichen magikologischen Literatur im Allgemeinen findet man in der „Zauberbibliothek des hessen-darmstädtischen Kirchenrathes Horst (6 Bde., Mainz, 1820—1826).

**) Die Baugeschichte Berlins bis auf die Gegenwart, von Dr. Alfred Woltmann, Professor rc. Berlin, Gebrüder Pätel, 1872 (312 S. gr. 8).

***) C. W. Pauli: Lübeckische Zustände im Mittelalter. Vorlesungen, gehalten in den Jahren 1850—68. Nebst einem Vortrage über deutsche Rechtsverhältnisse im Mittelalter. Lübeck, 1872. C. Bolhövener,

Natur des Vortrags gemäß auf ein kleineres Publikum berechnet, sich jetzt durch ihre Veröffentlichung im Druck an das deutsche Publikum im Allgemeinen wohl wenden und die Kritik Sachverständiger herausfordern, umsomehr als der gelehrte Apparat der Forschung in Form angehängter Noten und Citate jedem der Vorträge mit beigegeben ist. Die Vorträge selbst behandeln verschiedenartige, wohl nur durch das Band gemeinsamer Beziehung auf dieselbe Stadt verknüpfte Gegenstände, abgesehen vom ersten, der unter dem Titel: Ueber einzelne Erscheinungen des deutschen Mittelalters, die Begriffe des Faustrechts, der Fehde, der Vehme oder des heimlichen Gerichts, die bisher vielfach verkannten und mißdeuteten, in ihr rechtes Licht zu setzen, ihre Berechtigung, ihren Nutzen für die Zeit ihrer Blüthe darzuthun versucht. — Der zweite Vortrag „Ueber die Streitigkeiten der Stadt Lübeck mit dem Bischofe Burchard von Serken" behandelt die Persönlichkeit dieses eigensinnig und die Stadtgerechtsame übergreifenden Kirchenfürsten aus dem Ende des 13. Jahrhunderts auf Grund der von dem Verf. in den Lübeckschen alten Stadtbüchern aufgefundenen Notizen, einer Quelle, die auch für die 3 letzten Vorträge: „Beiträge zur Lübeckischen Geschichte aus den Stadtbüchern" die Zeit von 1370 und später behandelnd „Verschiedene Mittheilungen aus den älteren Stadtbüchern" über Wetten und Aehnliches und über die frühere Bedeutung Lübecks als „Wechselplatz des Nordens" die maaßgebende ist. Ueber den größeren oder geringeren Werth dieser Arbeiten, die für ein engeres Publikum berechnet, doch mit großer Sorgfalt ausgearbeitet und mit zahlreichen Quellen und Belägen ausgestattet sind, wollen wir uns eines definitiven Urtheils enthalten; nur die eine Bemerkung können wir nicht unterdrücken, daß wir, bei aller Anerkennung vor einer offen und ehrlich ausgesprochenen Meinung, mag sie der unsrigen auch noch so entgegengesetzt sein, uns dennoch des Staunens über die politisch-socialen Anschauungen des Verfassers nicht enthalten können, der nur ein Wort der Verdammung hat für alles das, was wir den Geist unsrer Zeit zu nennen gewohnt sind. J.

— **Holtei's Simmelsammelsurium.***) Der Titel, welchen Karl von Holtei für das neuste Werk gewählt, mit welchem er, der Allbekannte, Vielgewanderte vor das Publikum tritt, kennzeichnet sofort was man bei der Lektüre zu erwarten hat, und das Vorwort bricht von vornherein jeder Kritik die Spitze ab. „Nein, Bücher schreiben will ich nicht mehr. Mir fehlen Erfindungsgabe, lebhafte Phantasie, rege Darstellungskraft. Ich darf den Lesern nicht mehr zumuthen, sich mit mir hinzuschleppen durch blumenleere Gefilde! Anderseits aber gradezu abtödten und dann wegwerfen was von Gedanken, Bildern, Erinnerungen, Vergleichen, Nutzanwendungen vor und neben ihm sich rührt, das will auch der Greis nicht, das wird kein billigdenkender Mensch verlangen." In dieser Weise führt der Verfasser sein Simmelsammelsurium aus Briefen, gedruckten Büchern, aus dem Leben und aus ihm selbst ein; in diesem Sinne muß es vom Publikum und von der Kritik empfangen werden. — Können wir nicht leugnen, daß manche Spreu darunter ist, so finden sich andererseits auch viele Goldkörner; sehen uns Kindern der Neuzeit Holtei's Ausfälle gegen alle Erfindungen, alle Errungenschaften derselben komisch und befremdend an, so müssen wir doch zugeben, daß manche seiner Bemerkungen in dieser Hinsicht den Nagel auf den Kopf treffen und Auswüchse unserer Zeit vorzüglich geißeln. Namentlich dem älteren Leser, in dessen Jugend Holtei's Blüthezeit fiel, der sich in jüngeren Jahren an seinen „Vierzig Jahren," seinen „Vagabonden" erfreute, wird auch das vorliegende Buch eine willkommne Gabe sein, denn er findet den alten, jungen, Verfasser darin immer wieder, der uns hoffentlich noch mit manchem Produkte seiner Feder erfreuen wird. J. H.

*) 2 Bände. Breslau, Eduard Trewendt, 1872.

— **Musiker-Kalender.** Dieser kürzlich von uns angekündigte neue Kalender ist nunmehr ausgegeben worden*) und wird den Erwartungen der betreffenden Kreise gewiß entsprechen. Zunächst ist der Schreibkalender ganz vortrefflich ausgestattet: jeder Tag mit der Erinnerung an einen berühmten oder geschätzten Musiker, der an diesem Tage geboren oder gestorben ist, so wie mit einer Wochen- und einer Stunden-Eintheilung von 8 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends, woran sich Honorar- und andere Tabellen schließen. Demnächst folgt ein Rückblick auf die hauptsächlichsten Ereignisse der Musikwelt im vergangenen Jahre und endlich ein sehr umfassender musikalisch-statistischer Wegweiser in Berlin und in allen anderen großen, sowie in den mittleren Städten Europas. Das Büchlein hat ungemein viel Verlockendes und Anziehendes für Musikfreunde, die über das, was diese Kunst betrifft, Notizen lieben, oder sich machen wollen.

Literarischer Sprechsaal.

Oscar II., der neue König von Schweden, ist ein Kenner und Verehrer der deutschen Literatur, im Gegensatze zu seinem verstorbenen Bruder Carl XV., der französische Verse machte und ein incarnirter Feind deutscher Ideen war. Oscar II. hat Goethe's „Tasso" in's Schwedische übersetzt und sich in der Dichtung schwedischer Original-Dramen nach deutschem Muster versucht, welche pseudonym im Druck erschienen und in Stockholm aufgeführt wurden, jedoch hier keinen sonderlichen Beifall fanden.

Prinz Edmund Radziwill, von großmütterlicher Seite mit dem preußischen Königshause nahe verwandt, ist in Folge der streng katholischen Erziehung, die er von polnischen Präceptoren erhalten, nicht bloß Priester geworden, sondern seiner ganzen Geistesrichtung nach in einen ultramontanen Römling umgewandelt. Als Vicar zu Ostrowo im Großherzogthum Posen, hat er soeben unter dem Titel „Die kirchliche Autorität und das moderne Bewußtsein" eine Schrift erscheinen lassen**), worin der Protestantismus als außerhalb des Christenthums stehend, die Infallibilität dagegen als unanfechtbar dargestellt und das entschiedene Recht der Kirche dem Staate gegenüber vertheidigt wird. Es versteht sich von selbst, daß dabei das neue Deutsche Reich besonders schlecht wegkömmt, während das alte Polnische Reich, dieses in der ganzen Weltgeschichte unübertroffene Beispiel eines mißregierten, lüderlichen und unheilvollen Staates, als Märtyrer des Ehrgeizes seiner europäischen Nachbaren gepriesen wird.

*) Bote und Bock's Musiker-Kalender für das Jahr 1873. Unter Redaction von Hermann Krigar. Berlin, Bote und Bock; B. Behrs Buchhandlung.

**) Breslau Aderholz.

In Schottland ist kürzlich die Frage über die Zulässigkeit der Frauen zu medicinischen Universitätsstudien Gegenstand einer gerichtlichen Verhandlung gewesen und in der Hauptsache zu Gunsten der Frauen entschieden worden. Der Senat der Universität Edinburg hatte nämlich mehreren Damen die nachgesuchte Erlaubniß verweigert, medicinische Vorlesungen hören zu dürfen, und die Damen wandten sich darauf mit einer Klage an das Gericht, worauf der Richter, Lord Gifford, das Urtheil abgegeben, daß kein Gesetz vorhanden sei, durch welches Frauen von dem Rechte ausgeschlossen werden, auf schottischen Universitäten den Grad eines Doctors der Medizin zu erwerben, und daß diese Universitäten vollständig befugt seien, denjenigen Frauen, welche die gesetzlichen Bedingungen erfüllt haben, diesen Grad zu ertheilen. Da das Urtheil jedoch nicht soweit geht, den Universitäten auch das Recht abzusprechen, den Frauen den Zutritt zu ihren Vorlesungen zu verweigern, so haben sich die klägerischen Damen nicht dabei beruhigt, und wollen noch einen Schritt weiter gehen. Eine dieser Damen, Miß Sophia Jex-Blake, hat unter dem Titel Medical Women in Edinburg (Oliphant u. Co.) eine Schrift über diesen Gegenstand veröffentlicht, die einige interessante, bisher nur wenig bekannte, historische Nachweisungen enthält. In England und Schottland hat es bis zu der Zeit, wo das Recht der Ausübung der Heilkunde an die Bedingung eines von den Universitäten zu ertheilenden medizinischen Diplomes geknüpft wurde, zahlreiche weibliche Aerzte und Wundärzte gegeben. Im Jahre 1421 wurde dem König Heinrich V. (wahrscheinlich von männlichen Aerzten) eine Petition überreicht, worin gebeten wurde, „that no woman use the practyse of fisik under payne of long emprisonment.*) Selbst noch einige Jahre nach Begründung der „Corporation der Collegien von Aerzten und Wundärzten in England" hat es dort praktizirende weibliche Aerzte gegeben; denn Stat. 34, King Henry VIII. c. 8 besagt wörtlich: that the Companie and Fellowship of Surgeons of London, mynding onlie their own lucres and nothing the profit or ease of the diseased or patient, have sued, vexed and troubled divers honest persones, as well men as women, whom God has endued with the knowledge of the nature, kind and operaçon of certeyne herbes, rotes and waters, and the using and ministering them to suche as be payned with customable diseases**) worauf das Statut von König Heinrich VIII. befiehlt, „daß diese ehrbaren Personen auch fernerhin, ohne gerichtliche Verfolgung, Plackerei, Strafe oder Verlust ihres Vermögens sollen praktiziren dürfen." Erst als man den ärztlichen Frauen medizinische und anatomische Studien und Prüfungen auferlegte, haben sie die Praxis in England, keineswegs aber ihr betreffendes, altes Recht aufgegeben.

Karl Gutzkow nimmt sich in einem Artikel der „Allg. Ztg.," „Die Madrider Loose" überschrieben, der Staatsgläubiger Spaniens an, die sich neuerdings wieder von spanischen Staats- und Stadtbehörden haben betrügen lassen, obwohl es bereits seit einem halben Jahrhundert in Spanien ein sanctionirter Grundsatz ist, Staats- und andere öffentliche Schulden weder zu bezahlen noch zu verzinsen. Das Ayuntamiento von Madrid schloß vor wenigen Jahren ein Anlehen ab, das mit einer Prämien-Lotterie verbunden war, und diese Leimruthe hat, allen früheren Lehren zum Trotz, auch deutsche Kapital-Gimpel wieder angelockt. Zwei Jahre lang ging Alles in bester Ordnung; schon im dritten aber zahlten die Madrilenser weder Prämien noch Zinsen. Gutzkow ereifert sich darüber dermaßen, als ob er selbst unter den Angeführten sich befände. Er ruft die Manen Lope de Vega's und Calderon's an, ihre Begriffe von Ehre mit denen ihrer sauberen Nachkommen von heute zu vergleichen; er preist den Cid und selbst Karl V. als Muster der Treue und des Rechtes, von denen man in Spanien, seitdem Loyola und die Gesellschaft Jesu im Besitz der Volksherrschaft seien, nichts mehr wisse; er citirt ganze Paragraphen aus des Jesuiten Balthasar Gracian's (von Arthur Schopenhauer übersetztem) „Handorakel," um zu beweisen, daß die „Madrider Loose" nur darum nicht gezogen, die Zinsen der spanischen Staats- und Stadtschulden nur darum nicht bezahlt werden, weil dieser jesuitische Macchiavell in seinem „Handorakel" lehrt: daß man die Fülle des eigenen Unglücks dadurch müsse zu mindern suchen, daß man davon soviel als möglich auf die Schultern Anderer vertheilt; ja, er kommt zuletzt noch auf die Juden in Berlin und auf ein unkoscheres Hühnchen, um dessenwillen ein hiesiger Rabbiner von jüdischen Zeloten angegriffen werde, um darzuthun, wie verkehrt Lasker's Opposition gegen das Jesuiten-Gesetz im deutschen Reichstage gewesen sei.

Herr Sacher Masoch nennt sein neues, unter dem Titel: „Zur Ehre Gottes" erschienenes Buch*) ein „Zeitgemälde" und hat dazu wohl insofern eine Berechtigung, als dasselbe eine jetzt grade in Deutschland brennend zu nennende Frage — die der Jesuiten — behandelt, oder besser, zu behandeln vorgiebt. In Wirklichkeit wird in einer stark an den „Ewigen Juden" von Eugen Sue erinnernden Manier ein Jesuit geschildert, der, mit einer Ordre seines Oberen versehen, in ein böhmisches Dorf kommt und dort zur Erreichung seines Zweckes, die Gründung eines Ordenshauses, Tod und Verderben in einen kleinen Kreis trägt, Mord, Brand, Plünderung, Judenhetze, Ehebruch und andere Schandthaten veranlaßt. Eugen Sue hat in seinem vielbändigen Roman kaum so viel Verbrechen und Unwahrscheinlichkeiten zusammengehäuft, wie es dem Verfasser des Zeitgemäldes „Zur Ehre Gottes" gelungen ist, in den Rahmen eines einzigen Bandes zu bringen und wenn wir aufrichtig sein sollen, so richtete sich unsere Empörung beim Lesen des Buches nicht gegen den Jesuiten, sondern gegen den Verfasser, der hier einmal wieder das Maaß des Erlaubten weit überschritten und an Schilderung wahnsinniger Sinnlichkeit, bacchantischer Ueppigkeit das Unglaubliche geleistet hat. Es ist wahrhaft zu beklagen, daß die deutsche Sprache zur Hervorbringung von Produkten gemißbraucht wird, die ihrer ganzen Entstehung nach nur auf slavischem Boden gewachsen sein können oder, um auch den Slaven nicht zu nahe zu treten, auf einem slavischen Boden, wo die ursprüngliche Rohheit, überzogen mit einem Firniß von Hypercultur, in Fäulniß übergegangen ist.

*) daß keine Frau, bei Strafe langer Einsperrung, medizinische Praxis betreibe.

**) daß die Innung und Genossenschaft der Wundärzte von London, die nur ihren eigenen Geldgewinn bezwecken, und nicht den Nutzen oder das Wohl der Kranken oder Patienten, gewisse ehrbare Personen, sowohl Männer als Frauen verfolgt, geplagt und beunruhigt haben, welche Gott ausgestattet mit der Kenntniß der Natur, Art und Behandlung gewisser Kräuter, Wurzeln und Wasser und des Gebrauchs und der Anwendung derselben bei denen, die mit gewöhnlichen Krankheiten behaftet sind.

*) Leipzig, Ernst Julius Günther, 1872.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51

/.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 5. October 1872. [Nº. 40.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Jean Paul, die heutige Philosophie und Naturwissenschaft.

I.

Das Unbewußte und der Wille.*)

Die Nachwelt steht in dem Rufe, unter allen Umständen gerecht zu sein. Wir wollen ihr die Ehre dieses Rufes in keiner Weise schmälern. Im Gegentheil, wir glauben selbst daran. Nur ist allerdings schwer zu bestimmen, wann solche Gerechtigkeit eigentlich eintritt. Vielleicht verhält es sich ähnlich damit, wie mit der Auferstehung, über welche die Theologen auch nicht einig sind, wann sie beginnt, ob bald nach dem Tode oder erst nach Aeonen. Auch kommt es nicht darauf an, denn den Gestorbenen wird die Zeit nicht mehr lang, wie sie den edelsten, größten Geistern auch schon hienieden nie lang geworden ist.

Die Nachwelt scheint es allerdings oft ebenfalls mit Jahrhunderten, Aeonen, zu halten, und nur Einigen wird die Auferstehung der Gerechtigkeit sogleich zu Theil, oder doch bald nachdem sie von hinnen gegangen sind. Auch Jean Paul scheint bei den Deutschen lange warten zu müssen. Zwar wurden ihm Weimar und eine große Zahl deutscher Frauen schon bei Lebzeiten gerecht. Die neueste Zeit ist aber wieder meistens stumm über ihn geworden. Schon sein hundertjähriges Jubiläum wurde, zur Schande nicht Weniger sei es gesagt, schläferig, unwürdig begangen. Bereits sind vierzig und fast sieben Jahre seit Richter's Tode verflossen. Die Nachwelt als solche beobachtet bis zur Zeit noch immer ein unverantwortliches Schweigen über einen der erstaunenswerthesten, herrlichsten Genien. Nur Einzelne machten eine rühmenswerthe Ausnahme und wußten im Vereine mit den Engländern ihre Verehrung nicht stark genug auszudrücken. Das aber muß gebucht werden, daß Literarhistoriker, wie Gervinus und Vilmar, vollständig armselig und geistlos über ihn geurtheilt haben, eine Unmündigkeit und Stumpfheit über Jean Paul verriethen, die beide ebenso barbarisch wie himmelschreiend sind. Daß ihnen ein großer Troß Nachplapperer, wie fader Gesellen, folgte, ist ganz in der Philister-Ordnung Deutschlands, Leute, die, wenigstens geistig, Zeit ihres Lebens nie über Krähwinkel hinausgekommen sind. Es ist das bleibende Verdienst Rudolph Gottschall's, unsern Richter vortrefflich charakterisirt und mit den größten Genien auf Eine Stufe gestellt zu haben.

Giebt es doch auch noch immer Menschen unter uns, die für Goethe kein anderes Gebiet ausfindig zu machen wissen, und sich dessen auch gar nicht schämen, als daß er der Belletristik angehört habe! Daß er für den Kulturstaat gewirkt, daß ihm die Naturwissenschaft außerordentliche Entdeckungen verdankt, ist ihnen völlig unbekannt geblieben. Aehnlich unwissend sind sie über Jean Paul. Von seinen Romanen haben sie etwas gehört, jedoch auch nur gehört; daß aber der Dichter des „Titan", der Verfasser der bewunderungswürdigen „Vorschule der Aesthetik", der Humorist, der seines Gleichen nicht hat, daß er auch in der Philosophie unvergleichlich, dabei unabhängig von jedem Systeme dasteht, daß er auch hier von einem Reichthume der Ideen, von einer erstaunenswerthen Fernsicht ist, daß er in der Naturwissenschaft nicht bloß die speciellsten Kenntnisse besitzt, sondern auch hier eine Kritik ausübt, die dem Realen völlig gerecht wird, aber ihm auch überlegen ist durch Gedanken, die in's Herz der verborgensten Dinge treffen, davon wissen so Viele der Heutigen gar nichts. Schopenhauer muß Jean Paul, den er einen „höchst eminenten Geist" nennt, fleißig gelesen haben, so daß, ihm unbewußt, sogar treffende Vergleiche, die er macht, zuvor schon von Jean Paul gemacht worden sind.

Wie steht nun dieser gewaltige, erhabene Genius zur heutigen Philosophie? Wie verhält er sich zur heutigen Naturwissenschaft? Zum Theil mit außerordentlicher Divination beistimmend, zum Theil mit scharfer Polemik abweisend. Ist er in der Sprache überhaupt ebenfalls einzig, so ist auch auf jenen Gebieten sein Ausdruck so vollendet charakteristisch, daß wir bekennen, noch nie habe uns Jemand so lebendig in die Untersuchungen und Verhandlungen eingeführt. Seit Plato hat noch Niemand wie er so Phantasie und Wirklichkeit mit scharfem Verstande, mit überzeugender Combination zu verbinden gewußt. Dabei besitzt er die wundersame Kunst, daß er, auch wo er blos zu referiren gesteht, wirklich ohne jede Verfälschung berichtet, aber eben in seiner, ihn von jedem Andern unterscheidenden Weise, so daß er die Behauptungen mit historischer Treue zwar wiedergiebt, aber ihre Unhaltbarkeit, ihre Unwahrheit mit göttlichem Humor auch in's hellste Tageslicht rückt.

Bekanntlich ist es das „Unbewußte", welches an der Tagesordnung heutiger Philosophie sich befindet. Ahnt etwa unser Denker noch nichts von diesem Thema? Bekämpft er es? verlacht er es? Er feiert es vielmehr; er ist desselben in vielen Beziehungen inne geworden. Nun folgert er daraus; nun weiß er aber auch vortrefflich ihm die nur endliche Dauer seines Reiches anzuweisen. Und wie er es nachweist, wie er zugleich beweist, es stehen bei diesem göttlichen Jean Paul das warme Herz und der helle Kopf immer im gesunden, vollständigen Lebensrapport, und es steht über diesem ganzen Proceß und im Hintergrunde aller Erscheinungen „der Unendliche" als Schöpfer und Herr eines Weltreiches, dessen Bewußtsein keinen Anfang, kein

*) Vergl. „Magazin" Nr. 33, über „die Philosophie des Unbewußten."

Ende hat. Nirgend sind hier in Jean Paul's Universum der Intelligenz „Kohlensäcke", wie die Astronomen die vermeint leeren Stellen am äußern Firmamente nennen, nirgend ist bei Jean Paul Raum für einen unvernünftigen, dummen „Willen", aus dem alles Leben dennoch stammen solle, und welcher selbst der absolute Kohlensack wäre, ein absolut Leeres, welches noch dazu existiren, und gleichwohl weder von Sich, noch von Anderem etwas wissen solle!

Doch wie spricht sich Jean Paul über das „Unbewußte" aus, und wie vermag er dessen relative Rechte zu sichern, vielmehr nachzuweisen?

Wir citiren hier einige Stellen aus seiner „Selina", die sein erhabener Schwanengesang war; nur daß der Dichter- und Denker-Schwan mitten in seinem Platonischen Hymnus von hinnen mußte, so daß ein neidischer Dämon nur einige dieser himmlischen Töne uns zugeweht hat, während er die anderen uns entriß, in eine gränzenlose Ferne trug.

Jean Paul bemerkt dort einmal: „Wir machen von dem Länderreichthum des Ich viel zu kleine oder enge Messungen, wenn wir das ungeheure Reich des Unbewußten, dieses in jedem Sinne wahre innere Afrika, auslassen. Von der weiten vollen Weltkugel des Gedächtnisses, drehen sich dem Geiste in jeder Sekunde immer nur einige erleuchtete Bergspitzen vor, und die ganze übrige Welt bleibt in ihrem Schatten liegen." — Und ferner: „Es bleibt nichts übrig für den Aufenthalt und Thron der Lebenskraft, als das große Reich des Unbewußten in der Seele selber." — Ferner: „Man sieht bei gewissen Menschen sogleich über die ganze angebaute Seele hinüber, bis an die Gränze der aufgedeckten Leerheit und Dürftigkeit." — Also auch hier stoßen wir auf obigen Kohlensack. — Jean Paul fährt fort: „Aber das Reich des Unbewußten, zugleich ein Reich des Unergründlichen und Unermeßlichen, das jeden Menschengeist besitzt und regiert, macht den Dürftigen reich und rückt ihm die Gränzen in's Unsichtbare." — Und wiederum: „Ist es nicht ein tröstlicher Gedanke, dieser verdeckte Reichthum in unserer Seele? Können wir nicht hoffen, daß wir unbewußt Gott vielleicht inniger lieben als wir wissen, und daß ein stiller Instinkt für die zweite Welt in uns arbeite, indeß wir bewußt uns so sehr der äußeren übergeben?" — Und weiter: „Wir sehen ja täglich, wie das Bewußte zum Unbewußten wird, wie die Seele ohne Bewußtsein die Finger nach dem Generalbasse regt, indem sie jenes auf neue Verhältnisse und Handlungen richtet. Wenn man die Muskel- und Nerven-Durchkreuzung kennt, erstaunt man über Zuckungen und Drucke der kleinsten Art ohne bewußtes Wollen." — Endlich: „Ebenso gut können nicht blos diese eroberten Plätze rückwärts, sondern sogar das ganze Reich des Unbewußten einmal als Reich des Bewußten erobert werden."

Deutlicher kann man wohl nicht kund geben, daß man sich auf die tiefe, unendliche Bedeutung des „Unbewußten" versteht, daß man aber immer damit absieht, im Gegentheil erkennt, daß alles relativ Unbewußte das absolute Bewußtsein voraussetzt.

Und wie nun derselbe Jean Paul, indem er die Vorläufer des heutigen Materialismus, die klobigen und doch so geistschwachen Maschinenbauer des Weltalls und des Menschen selbst bekämpft — er ahnt es nicht, welchen Schwertschlag bis zur Vernichtung er zugleich der Tollheit gewisser Naturforscher der Gegenwart versetzt, welche vermessen und blödsinnig genug sind, aus feister Materie ‚und roher Kraft das Vorhandensein einer Welt und ihrer Intelligenz erklären zu wollen. Das höchst Interessante, fast Wunderbare dabei ist, daß wir aus den Richter'schen Erörterungen und Widerlegungen früherer Behauptungen die heutigen Absurditäten gewisser Schwachköpfe schon herauszuhören meinen, ja sogar Einige von denen, die in unsern Tagen als ehrenwerth, groß, edel, scharfsinnig bezeichnet werden müssen, die sich indessen auch zu Folgerungen hinreißen ließen, die jeder wissenschaftlichen Begründung entbehren. Selbst einem und anderm heutigen Naturforscher-Namen von Ruf begegnen wir bei Jean Paul (was freilich meist ein neckisches Spiel des Zufalls ist), daß wir unsern Augen kaum trauen, so paßt es auf Heute; so daß solcher Name einer früheren Zeit gleich lautet mit dem der jetzigen oder doch nur mit einem Buchstaben von dem heutigen abweicht.

Citiren wir auch hierfür einige prachtvolle Stellen aus dem Aufsatze Jean Paul's: „Frage über das Entstehen der ersten Pflanzen, Thiere und Menschen". (Vgl. Jean Paul's „Museum"), Stellen, die den geneigten Leser nur anreizen sollen, dort die ganze köstliche Darlegung zu lesen, zu studiren.

Richter verbreitet sich anfangs besonders über die, welche schon damals, ebenso wie heute, mit ihrer Weltbetrachtung über die Maschine nicht hinausgelangen. Es ist von größtem Gewicht, wenn er sagt: „Keine Bescheidenheit ist zu groß, wenn man, wie ich, so vielen gelehrten und tiefen Naturforschern sich entgegen zu stellen wagt, nicht etwa sie zurechtweisend, sondern nur scheu bekennend, daß man von ihnen selber nicht zurechtgewiesen werden, und daß ihre dicken Bücher nicht viel schwerer wiegen, als das erste Blatt Mosis." — Darauf läßt er in seiner einzigen, die Rüge bereits enthaltenden Weise jene „organische Maschinenlehre" sich aussprechen, worauf er mit seiner ganzen imposanten Ueberlegenheit und Wucht hervortritt und antwortet.

Da heißt es denn u. a.: „In den ersten Glühjahrhunderten der jungen Erde — sagen die organischen Maschinenmeister — wurden durch das Zusammentreten der größeren Wärme und Gährung, der dichteren Luft, der Electricität und des Galvanismus, wahrscheinlich die Wasserthiere als die unvollkommensten zuerst gebildet: und zwar wurde mit den größten, mit den Ammonshörnern angefangen." — Weiter heißt es: „Ebenso, sagt Darwin, (vielleicht ein Vorfahr oder Verwandter des jetzigen), laufen vielleicht alle Thiere in wenige ein, ja die ganze Thierwelt spann sich vielleicht aus einem einzigen Fleischfädchen an." Vgl dessen „Zoonomie". Jean Paul hebt im Folgenden besonders den Unsinn der behaupteten Elternlosigkeit hervor. Er läßt die Wahnwitzigen weiter schwatzen: „Wem solche organische Geburten ohne Eltern im Welt-Mai unbegreiflich vorkommen, weil das geistige Kunstgebäude des Lebens alle chemischen, electrischen und andere mechanischen Baukräfte zu übersteigen scheint: einem solchen braucht man nur zu zeigen, daß jetzt im Welt-October täglich dasselbe wiederkommt. Man nenne z. B. die Eingeweide-Würmer, welche bloß durch kränkliche Schwäche eines fremden Körpers entstehen und ferner, was alle Möglichkeit der Eltern ausschließt, sogar Eingeweide-Würmer im Ei einer Henne." — (Vgl. Voigt's Magazin, IV. I.)

„Du willst", sagen die Maschinenbauer ferner bei Jean Paul, „über frühere größere Schöpfungen, da die Erde noch ihre eigene Sonne war und vom Teige aller Keime und von Lebensmilch schwoll und mit Jahrtausenden an ihren brutheißen Gewirken brüten und auswirken konnte, Du willst über frühere größere Schöpfungen derselben staunen, fragen, ja zweifeln?"

„Allerdings will ich's und thu' es", antwortet er, und besteht darauf, daß ihm „der organische Maschinenmeister" „Eier oder Eltern" statt gemeinschaftlich zusammenwirkender „Elementen-Kräfte" nachweise.

Wie das nun im obigen, vortrefflichen Aufsatze Jean Paul's seinen weiteren, höchst interessanten Verlauf nimmt, indem er

immer speciellere Beobachtungen, Behauptungen jener „Maschinenmeister“, aber auch denkender Naturforscher anführt, glaubt man bisweilen Stellen in Schopenhauer's Hauptwerk oder in Hartmann's „Philosophie des Unbewußten“ zu lesen, zumal wo dieser auf naturwissenschaftliches, zoologisches Detail, auf das an's Fabelhafte gränzende Erhaltenwerden thierischer Lebenskeime und Wiedererweckung derselben eingeht. In gedrängter Kürze theilen wir einige der frappantesten Einzelnheiten der Art aus Jean Paul mit, sollten wir auch bald vor-, bald zurückgreifen müssen in der Fülle des Dargebotenen.

Da heißt es denn u. a.: „Diese Erscheinungen sind nicht erklärende, sondern selber zu erklärende. Warum aber will man nicht lieber annehmen, daß alle diese Organisationen schon als Eier und Körner vorher in den Elementen vielleicht Jahrtausende lang umgeschwommen, ehe sich die entwickelnde äußere Mutterhülle für sie vorgefunden? Sogar vollendete Thiere halten den ganzen Scheintod im Eise des Winterschlafs und andere, wie Krokodile und Schlangen, ihren im heißen ausgetrockneten Schlamme des Sommerschlafes so viele Monate aus, daß ihr Schlaf durch Verlängerung der Kälte und Hitze noch bis zu unbestimmten Gränzen auszudehnen wäre. Blieben nicht Kröten in hundertjährigen Eichen und in noch älterem Marmor unbeschädigt eingeschlossen? — Die Kleisteraale kann man nach Bonnet, so oft man will, zu Scheinleichen eintrocknen lassen, und sie doch nach vielen Jahren mit einem Tropfen Wasser gleichsam wie mit Nervensaft wieder in's Leben zurücktaufen!“

In welcher jähen Ueberstürzung der Behauptungen unsere heutigen „Maschinenbauer“ und Materialisten jene obigen, mit denen es Jean Paul zu thun hat, weit hinter sich gelassen haben, und doch mit den früheren stammverwandt sind, gewahrt man mit einem gewissen Schauder — der auch unsern scharfen, hellen Denker erfaßt —, indem man nicht blos fürchtet, es könnte auf dem Wege heutiger Materialisten eine Verstandesstörung früher oder später eintreten, sondern man überzeugt sich, daß sie trotz aller Berufung auf Thatsachen der Beobachtung, als neueste Thatsache bereits eingetreten ist.

Das K. Statistische Bureau und das Seminar für Statistik und Volkswirthschaftslehre in Berlin.

Bei dem Interesse, welches nicht bloß unter den betreffenden Fachmännern, sondern auch bei allen mit volkswirthschaftlichen Ideen befreundeten Laien, die principiellen Differenzen erregen, die in neuerer Zeit zwischen den Vertretern der Manchester- oder Adam Smith'schen Schule, d. h. des unbedingten Freihandels und des laisser passer und laisser faire einerseits und den sogenannten Katheder-Socialisten, d. h. der deutschen Schule der „Physik der Gesellschaft“ andererseits ausgebrochen sind, wird das Erscheinen eines Buches, das über den vornehmsten Sitz der letztgedachten Schule, über das mit dem k. preuß. Statistischen Bureau verbundene Seminar für Statistik und Volkswirthschaftslehre, sowie über die Geschichte jenes im Jahre 1805 gegründeten ersten deutschen statistischen Bureaus, belehrende Auskunft ertheilt, gewiß Vielen willkommen sein. Herr Leon Puslowski, ein russischer Pole und außerordentliches Mitglied des „Statistischen Seminars“, hat sich der Ausarbeitung dieses allerdings nur nach bekannten Quellen zusammengestellten, doch immerhin verdienstlichen Versuches unterzogen, der in einem typographisch vortrefflich ausgestatteten Buche vor uns liegt.*) Wir freuen uns, in Herrn Puslowski einen Ausländer begrüßen zu können, der mit vorurtheilsfreiem Blicke das entschieden deutsche Institut beurtheilt und darstellt, dessen Verdienste um die Kenntniß der „Physik der Gesellschaft“ und der „Physiologie des Staates“ auch im Inlande noch nicht genügend bekannt und gewürdigt sind und das er allen anderen Ländern als eine wahrhafte Muster-Anstalt bezeichnet.

Nachdem in dem ersten Abschnitte des vorliegenden Versuches die Vorgeschichte des Statistischen Bureaus, der ersten Anfänge staatlicher Volkszählungen in Preußen und vergleichender Uebersichten der administrativen Zustände des Landes berührt worden, ist der zweite Abschnitt dem geschichtlichen Entwickelungsgange der Anstalt in den Jahren 1805 bis 1872 gewidmet, wobei die Lebensskizzen und die wissenschaftlich-literarische Wirksamkeit der vier Männer, welche in diesem Zeitraume das Institut geleitet, Leopold Krug's, J. G. Hoffmann's, C. F. W. Dieterici's und Ernst Engel's, im Zusammenhange mit der fortschreitenden Entwickelung der Wissenschaft und der volkswirthschaftlichen Freiheit, dargelegt werden, worauf im dritten Abschnitt eine Uebersicht der Organisation und Verwaltung des Statistischen Bureaus geliefert wird, zu dessen Ressort im Laufe der letzten Jahrzehnde auch die Redaction des amtlichen Kalender-Materials und das „meteorologische Institut“ traten.

Der vierte Abschnitt des Werkes ist dem Statistischen Seminar, dieser Schöpfung Engels im Jahre 1861, gewidmet, die sich bald zu einer ausgezeichneten Schule für Verwaltungs-Beamte aufgeschwungen, an welcher nicht bloß Preußen, sondern auch Angehörige aller anderen deutschen Staaten und Ausländer (Russen, Polen, Italiäner, Griechen 2c.) sich mit Nutzen betheiligt und dies zum Theil bereits auch durch werthvolle literarische Arbeiten documentirt haben. Die Mitglieder dieses Seminars haben, wie Herr Dir. Engel in einer Note zu Brentano's Abhandlung über „die abstrakten und die realistischen Volkswirthe“ bemerkt, soweit sie schriftstellerisch hervorgetreten, hinlängliche Beweise dafür abgelegt, daß sie an genannter Bildungsstätte — Dank dem Reichthum ihres Thatsachen-Materials — besser denn irgendwo lernten, die wahre Natur der volkswirthschaftlichen Dinge zu erkennen und zu beurtheilen — während die „Generalpächter und Monopolisten der wahren Volkswirthschaft“ immer nur „untrügliche Naturgesetze“ erfanden und verfeinerten, die außer ihnen kein anderer Sterblicher zu sehen und zu begreifen vermochte.

Ein Institut, an welchem Männer wie Engel, R. Böckh Dove, Hanssen, Magnus, Helwing, A. Wagner, Meizen u. A. wirkten, konnte nicht anders, als in ideenfördernder und nachhaltiger Weise auf den Bildungsgang der nachmaligen Staats- und Verwaltungsbeamten wirken, die größtentheils bereits in einem vorgerückten Stadium ihrer Carrière — als Assessoren — in das Statistische Seminar eintraten. Einzelnen Vorträgen haben, als Hospitanten, auch höhere Ministerialbeamte, Mitglieder der Gesandtschaften in der Hauptstadt des Deutschen Reiches, praktische Mediziner, Militairs 2c. beigewohnt. Im Gegensatze zu der bloß receptiven Thätigkeit der Zuhörer auf Universitäten, betheiligen sich die Mitglieder des Statistischen Seminars an den Discussionen über wissenschaftliche Fragen und die vorgetragenen Lehrsätze. Die Erweiterung des Begriffes der Statistik zu einer Physik der menschlichen Gemeinschaften hat Herr Engel

*) Das K. Preuss. Statistische Bureau und seine Dependentien, Geschichte, Organisation und Verwaltung. Von Leon Puslowski. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht, (168 S. gr. 8.)

in einer Abhandlung der Zeitschrift des Statistischen Bureaus, Theil III.: „Das Statistische Seminar und das Studium der Statistik überhaupt" in sehr einleuchtender Weise als Ziel hingestellt.

Der fünfte und sechste Abschnitt des vorliegenden Buches sind der gediegenen, fachwissenschaftlichen Bibliothek und den Publikationen des Statistischen Bureaus gewidmet, wobei auch erwähnt ist, was der Herausgeber unseres „Magazin" in dankbarer Weise zu bestätigen hat, daß in den Jahren 1853 bis 1855 eine ganze Reihe von Besprechungen hervorragender Werke auf dem Gebiete der ausländischen Statistik, größtentheils aus der Feder von Richard Böckh geflossen, mit der Unterschrift K. St. B., in den Spalten dieser Zeitschrift veröffentlicht worden ist. Unter den selbständigen Publikationen des Statistischen Bureaus nennen wir besonders: die in den Jahren 1849—1858 erschienenen „Tabellen und amtlichen Nachrichten über den preußischen Staat" (10 Bände), die im Jahre 1860 an deren Stelle getretene „Zeitschrift des K. Preuß. Statistischen Bureau", das vom Director Engel in's Leben gerufene amtliche Quellenwerk „Preußische Statistik", herausgegeben in zwanglosen Heften, von denen bis Mitte 1872 bereits 24 Hefte erschienen und die vier Abtheilungen: Bevölkerungs-Statistik — Handel, Industrie und Verkehr — Landwirthschaft — Meteorologie und Klimatologie umfassen, und endlich, last not least, das „Jahrbuch für die amtliche Statistik des preußischen Staates", von welchem der erste Jahrgang im August 1863 ausgegeben wurde, während der zweite Jahrgang 1867 und der dritte 1869 erschien. Diese reichhaltigen Jahrbücher behandeln alle Momente der Staats-Oeconomie, der Finanzen und der Steuern, der Posten und Telegraphen, des Bergbaues und der Eisenbahnen, des Handels, der Gewerbe und der Schifffahrt 2c. in Essays, unter deren Bearbeitern besonders die Herren Engel, Böckh, K. Brämer und Meizen hervorzuheben sind. Seit dem Jahre 1864 sind mit der „Zeitschrift" auch noch Ergänzungshefte über Versicherungswesen 2c., sowie literarische Beilagen verbunden.

Mit der am 1. Januar 1869 erfolgten Gründung einer „Verlagshandlung des K. Statistischen Bureau" gingen sämmtliche Publikationen des Letzteren in den Debit derselben über. Dieser Verlag wird demnächst auch die ersten literarischen Ergebnisse der allgemeinen Volkszählung vom Jahre 1871 publiciren, und zwar in einem Werke über die Gemeinden und Gutsbezirke des preußischen Staates, woran es bisher noch gänzlich gefehlt hat. Indem das Statistische Bureau die Herausgabe eines solchen Werkes nach dem von der General-Commission für die Volkszählung des Jahres 1871 festgestellten Plan unternimmt, befriedigt es ein in vielen Kreisen lebhaft empfundenes Bedürfniß. Ein zweites Werk, das demnächst vom Statistischen Bureau vorbereitet und herausgegeben wird, führt den Titel: „Die landräthlichen Kreise, Aemter und selbständigen Städte des preußischen Staates" und ist, auf Anordnung des Ministeriums des Innern, nach den Mittheilungen der Landräthe, Amts- und Kreishauptleute und Magistrate bearbeitet und zusammengestellt.

Erläuterungen zu Schiller's Gedichten.

Vor uns liegen zwei Schriften, welche in nicht unwürdiger Weise die Schiller-Literatur bereichern helfen. Dr. W. Tobien*) hat es unternommen, eine Anzahl kleinerer und größerer Dichtungen Schiller's, welche trotz ihrer Popularität doch im einzelnen durchaus nicht allgemein verständlich und allgemein verstanden sind, durch eine eingehende und meistens recht ansprechende Erklärung besonders der reiferen deutschen Jugend zugänglicher zu machen. Zuerst bespricht der Verfasser die Gedichte, welche dem Sagenkreise des trojanischen Krieges entnommen sind, wie z. B. Kassandra, Hektor's Abschied u. s. w.; dann erläutert er die Dichtungen, welche uns in die Welt der Götter- und Heldensagen des griechischen Alterthums und in die aufdämmernde Geschichte des Griechenvolkes versetzen, wie z. B. die Götter Griechenlands, Klage der Ceres, die Kraniche des Ibykus, der Ring des Polykrates u. s. w. Die vierte Abtheilung behandelt eine rein geschichtliche Erscheinung auf Italiens Boden, Pompeji und Herkulanum, ein Lebensbild aus der alten Römerwelt im Lichte dichterischer Verklärung. Im fünften Abschnitte verlassen wir das klassische Alterthum und betreten den Boden des Mittelalters, das Zeitalter der christlichen Romantik; hierher gehören folgende Gedichte: Der Kampf mit dem Drachen, der Taucher, der Graf von Habsburg, Ritter Toggenburg u. s. w. Daran schließt sich das auf eine Gegend in der Schweiz Bezug nehmende „Berglied". Der sechste Abschnitt enthält die Erklärung von Gedichten, welche — nicht selten mit einem religiösen Anklange — das Reich der Ideale feiern; die siebente Abtheilung bringt Dichtungen, welche die Macht und Kraft der Poesie und des Gesanges darstellen. Den Schluß des Buches endlich bilden Parabeln und Räthsel, Sprüche des Confucius u. s. w. — Die Auswahl und die Ordnung der besprochenen Gedichte dürften im Ganzen wenig zu tadeln sein; auch die Erklärung derselben bietet manche Lichtpunkte dar, obschon sie sich vielfach in's Breite verliert und nicht selten geradezu trivial wird. So z. B. sind Erläuterungen von Worten, wie „nimmer", „Mannen", Donnerwort" (sämmtlich auf S. 77), für die reifere deutsche Jugend jedenfalls vollkommen überflüssig.

Einen wissenschaftlich höhern Standpunkt, als die Schrift von Tobien, nimmt die Arbeit von Heinrich Viehoff*) ein, welche Schiller's sämmtliche Gedichte erläutert und auf ihre Veranlassungen, Quellen und Vorbilder zurückzuführen sucht, daneben aber noch eine interessante Varianten-Sammlung enthält. Das verdienstvolle Werk hat bereits die vierte Auflage erlebt und ist einer gänzlichen Umarbeitung unterzogen worden; es umfaßt zwei Bände und erscheint in 12 Lieferungen à 5 Sgr. In der dritten Lieferung kommt die Besprechung der Gedichte der Anthologie zum Abschluß, während die vierte und fünfte Lieferung die Erläuterungen der Gedichte der zweiten Periode (1785—1790) zu Ende bringt. Wir treten mit dem Frühling 1785, in welchem Schiller nach Leipzig übersiedelte, in einen neuen Lebensabschnitt des Dichters ein, und erkennen dies auch bald an dem Charakter seiner Lyrik. „Der Himmel seiner Poesie," sagt der Verfasser, „fängt an, sich zu läutern; die Wolken des Bombastes, der Ueberspanntheit, der Unklarheit und des Ungeschmacks, die den Glanz des auch aus seinen Erstlings-Gedichten hervorleuchtenden Genies noch verdunkelten, beginnen sich zu zerstreuen, wenn auch noch nicht gänzlich aufzulösen".

Der Autor ist vollständig Herr des Stoffes, den er behandelt, und hat die einschlägige Literatur mit Verstand, Fleiß und Umsicht zu Rathe gezogen. Wir können seine Arbeit allen Literatur- und Schillerfreunden insbesondere nur empfehlen. Bekanntlich hat Viehoff Goethe's Gedichte in ähnlicher Weise, wie die Dichtungen Schiller's, erläutert.
R. D.

*) Erklärung ausgewählter Gedichte von Schiller. Von Dr. W. Tobien. Elberfeld, B. Hartmann (K. Volkmann's Nachf.), 1872.

*) Schiller's Gedichte erläutert von Heinrich Viehoff. Stuttgart, Carl Conradi, 1872.

England.

Die parlamentarischen „Prigs".

Im englischen Parlamente hat besonders während der letzten Session eine grausame Art von Rednern überhand genommen. Sie werden unübersetzbar Prigs genannt. Das Lexicon, auch das beste, läßt uns hierbei, wie bei unzähligen anderen idiomatischen und technischen Ausdrücken und Wortformen, im Stiche. Ich will deshalb diese Herren Prigs aus ihrer Wirksamkeit zu erklären suchen. Die immer noch zunehmende Anarchie in der parlamentarischen Hergebrachtheit, die Lockerung in der Partei-Disciplin, der Individualismus und die Eitelkeit der einzelnen Mitglieder, endlich vielleicht auch die Aussicht auf immer ausgedehnteres Wahlrecht hat der eingebildeten Mittelmäßigkeit ein überaus stolzes Bewußtsein verliehen. Deshalb läßt sie mit steigendem Wohlgefallen immer längere Redensarten zum Halse heraushängen. Wir Deutsche kennen diese Krankheit auch schon aus Volksversammlungen und Parlamenten und übersetzen den englischen Ausdruck dafür, „priggishness", zwar nicht fein, aber viel treffender mit „Sprechdiarrhöe". Es war diesmal die vorherrschende Seuche unter den Parlaments-Mitgliedern.

Früher gab es fünf bis zehn eigentliche Redner, welche Alles entscheidend durchsprachen. Die andern 650 Mitglieder machten es sich bequem, schwänzten und ließen sich nur für wichtige Abstimmungen aus den Clubs, aus den Kneipen, ja weit von ihren Landsitzen und Reisen her zusammen-„whippen". Die Redner sprachen gut, meist mit Sachkenntniß und entscheidend, wie denn die sogenannte gefeierte Majorität auch bei constitutionellster Freiheit und Ehrlichkeit fast immer nur Schein war. Beiläufig gesagt, hat sich nur aus diesem Grunde das Unfehlbarkeits-Dogma von dem Segen der Majoritäts-Regierung so lange erhalten, weil wenigstens in ruhigeren Zeiten die unselbständige, kenntnißlose, leithammelbedürftige Mehrheit sich von der Autorität und der Sachkenntniß der Einzelnen führen oder treiben ließ. Jetzt glaubt jedes Schaf ein Hirt zu sein und theils selbst, theils durch vermeintlich abgerichtete Hunde, ganze Heerden auf die einzig wahre Weide zu treiben. Jeder spricht und wartet, ohne auf die Vorgänger zu hören, mit steigender Ungeduld auf den Augenblick, wo er aufspringen und seine gemeinplätzige Abhandlung über das dünn besetzte, lärmende, lachende, schlafende Haus hinwässern darf. Keine Scham mehr, kein bescheidenes Verstummen, kein aufmerksames Ohr. Was auch verhandelt wird, der Prig lauert nur immer auf eine Gelegenheit, ja nur auf eine Pause, um loszuschreien, daß er über irgend einen, gar nicht hierher gehörigen Gegenstand das Haus, das Land und die übrige Menschheit aufklären werde und müsse. So verkündete beispielsweise ein solcher Sprechwütherich gleich im Anfange, daß er sehr bald während der Sitzungsperiode die Aufmerksamkeit des Hauses auf den vollständigen Unsinn aller vorhandenen Gesetze lenken würde. Ein gewiß drei Minuten langes Hohngelächter nahm dieser Prig nur als einen Ausbruch der Unwissenheit tief unter seiner Höhe. Ein gesunder Mensch hätte sich gründlich geschämt, aber im höchsten Stadium der jetzt herrschenden Seuche beharrt er nur um so stolzer auf seinem Recht, wie Shylock auf seinem Pfund Fleisch.

Noch toller klang der Antrag: „Dieses Haus wünscht seine Ueberzeugung auszusprechen, daß die Landesregierung angewiesen werden solle, das Wahre, Schöne und Gute zu fördern."

Diese doktrinären Prigs, welche aus philosophischen und socialen Schriften sich Essays zusammenstoppeln, sie auswendig lernen und im Parlamente für die Stenographen und die Zeitungen pathetisch herdeclamiren wollen, sind noch lange nicht die schlimmsten. Viel empörender verfährt und spricht der commerzielle „Prig." Nach ihm muß das ganze Land und die größeren zwei Drittel des Wassers kaufmännisch gebucht und unter Soll und Haben gruppirt werden. Durch Seifensiederei reich geworden, durch Reichthum Abgott ausgedehnterer Wählermassen, dadurch Parlamentsmitglied, beurtheilt er alle Staats-, Gelehrten- und Kirchensachen auf Grund seiner Sachkenntniß in der Seifensiederei, und zwar Seifensiederei, wobei man reich wird. Deshalb vor allen Dingen keine Luxusausgaben für Kunst, Wissenschaft, Diplomatie u. s. w. Johann, der muntere Seifensieder beweist auch ganz unumstößlich, daß die meisten Ausgaben dafür zu hoch seien, Manches überhaupt gar nicht nöthig und endlich Alles viel, viel billiger fabricirt oder bezogen werden könne. Er selbst läßt durch eine halbstündige Rede nicht undeutlich hindurchschimmern, daß er als Gesandter oder Mitglied des Ministeriums für viel weniger Geld viel bessere Waare zum Ein- oder Abseifen liefern würde. Wenn man ihm auch beweist, daß die Geschäfte eines Seifensieders und Ministers oder Gesandten doch wesentlich von einander geschieden seien, er giebt es nie zu. Die anderen Herren sind ja Alle nicht sachverständig. Was sind sie, die auf Universitäten oder im Staatsdienste nie mit dem Volke in Berührung gekommen? Unwissende Herren gegen ihn, der als Lehrjunge Kleider bürsten und Stiefel wichsen mußte, gegen ihn, den self-made-man aus dem Volke!

Wollte man eine gelehrte Physiologie dieser Sprechianisten zum Besten geben, so würde eine ziemliche Menge von Species und Abarten wie in der Zoologie und Botanik herauskommen und die beiden Hauptklassen: commerzielle und gelehrte Prigs, mannigfach abschattiren. Hier nur noch ein Wort über letztere. Sie geben dem Unterhause oft den Anschein, als bestehe es aus einem Handwerker-Vereine, für dessen Mitglieder sich mit Enthusiasmus freiwillige Schulmeister und Vorleser auf die Bühne drängen, um das Universalmittel gegen alle socialen Uebel: Bildung, Bildung, Bildung, in harte Köpfe zu trichtern. Zwar können die meisten dieser auserwählten Herren ebenfalls noch viel Belehrung brauchen, wenn nur die Herren Lehrer selbst etwas gescheiter wären und die drängende parlamentarische Thätigkeit nicht in unerträgliche Länge zögen. Das Unterhaus ist trotz der vorherrschenden Mittelmäßigkeiten keine politische Elementarschule. Dieser gelehrte Prig ist noch zu jung und glüht vor Begierde, schon seit Jahrhunderten abgedroschene Gemeinplätze, längst abgethane sociale oder politische Redensarten als einzige Rettungsmittel für die Constitution, für den Fortschritt, für das Heil der Welt im Allgemeinen bombastisch auszuposaunen. Er hat für jede Frage ewige, allgemeine Grundwahrheiten. Soll ein Aufschlag oder Knopf an Soldaten-Uniformen geändert werden, so ruht er nicht eher, als bis er seine auf drei Stunden Dauer berechnete Rede über die Gottlosigkeit des Krieges und die Wohlthaten eines gesicherten Friedens anfangen und so lange fortsetzen kann, bis er sich unter dem allgemeinen Hohngelächter heiser geschrieen oder vom Sprecher zum Abtreten verurtheilt oder sich vor vollständig geleerten Bänken der Wirkung seiner Weisheit bewußt geworden ist.

Jede Krankheit ansteckender Art hat eine allgemeine, in der Luft, in gesellschaftlicher Blutverderbniß liegende Hauptursache; so muß auch dieses Rede-Laster etwas Faules im englischen, vielleicht im Parlamentarismus überhaupt bedeuten. Warum erwies sich Palmerston beinahe funfzig Jahre lang, nur mit gerin-

gen Ausnahmen, mächtiger als alle Majoritäten? Warum hat Gladstone gegen die mächtigsten Oppositionen so viel Neuerungen durchgesetzt und sich so lange gehalten? Bismarck ist ein noch schlagenderes Beispiel. Wofür? Für die sich immer wiederholende, wenn auch von dem durch Phrasen verflochtenen Liberalismus theils übersehene, theils geleugnete Thatsache, daß der intelligente, praktische, muthige Staatsmann allein grade in entscheidenden Dingen eine größere Majorität ist, als fünf bis sechshundert Schafe von der feinsten Wolle. Ohne daß sie es wissen und trotz ihres Stampfens mit einem Vorderfuße, wie es Böcke der Heerde drohender Gefahr gegenüber zu thun pflegen, folgen sie doch in ehrlicher Schafsnatur ihren Leithämmeln. Grade der lange gefürchteten Demokratisirung des Wahlrechts und der geheimen Abstimmung gegenüber, scheint der älteste und souveränste Parlamentarismus praktisch beweisen zu wollen, daß dieses Gerede mit allen seinen Pfiffigkeiten für Erzielung von Majoritäten bald für, bald gegen Dies und Jenes lächerlich, langweilig, ohnmächtig oder sogar verderblich wird und nach Schiller „Mehrheit Unsinn sei, weil man die Stimmen wägen und nicht zählen darf," um darunter die wirkliche Stimme der Wahrheit, der Sachkenntniß, des Fortschritts herauszufinden. Der von neunundneunzig Procent der Engländer unverstandene oder verhöhnte alte, mürrische Thomas Carlyle, der unlängst, wie ein vermückerter Schuster gekleidet, auf besonderen Wunsch der deutschen Kaiserin vor der hohen Frau im preußischen Gesandtschaftshotel in London erschien, um deren Dank und Anerkennung entgegen zu nehmen, hat schon seit einem Menschenalter die Aufgabe und das wahre Wesen aller freiheitlichen und gebildeten Staats- und Regierungskunst gepredigt und den Schwindel, die Ohnmacht, das sich selbst und Andere betrügende Phrasenwerk des Constitutionalismus blosgelegt. Für ihn, wie auch thatsächlich immer in der Weltgeschichte, giebt es nur einzelne Genies von Gottes Gnaden, von gründlicher, ausgebreiteter Sachkenntniß und moralischem Muthe, welche die Welt bewegen und selbst oft nach tragischem Tode mächtiger werden als ganze Armeen, geschweige Parlamentsmassen, welche von willkürlich zusammengetrommelten und gleich hernach wieder auseinanderbröckelnden, unwissenden Massen gewählt, den Willen und die Weisheit von so und so viel Millionen Menschen vertreten und sogar zum gesetzlichen Ausdruck bringen sollen. So etwas klingt zwar noch durch ganz Europa, vielleicht noch mehr durch die übrigen Welttheile, wo man auf Majoritäts-Regierung wie auf das höchste Ziel der Freiheit hinarbeitet, empörend ketzerisch; aber daraus muß man sich nichts machen. Sokrates, Buddha, Mohamed u. s. w. waren zu ihrer Zeit von Majoritäten lange verfolgte und manchmal sogar als Verbrecher bestrafte Ketzer. Die englischen Prigs sind vielleicht dazu bestimmt, die Hohlheit und Unerträglichkeit dieses Majoritäts-Schwindels recht zu bekunden und der Carlyle'schen Freiheits- und Cultur-Religion auch im Staatswesen offene Geltung zu verschaffen: der Tyrannei des Genius, der Intelligenz, der Sachkenntniß und der daraus entspringenden Schöpfer- und Thatkraft. Darin liegt zugleich der Trost für alle vom französisch gebornen Constitutionalismus gequälten Culturstaaten. Sicherlich wird bald eine Zeit kommen, wo man des abgedroschenen Phrasenwerks auf politischen Rednerbühnen müde, sich wieder von einzelnen, wahrhaft großen Männern voller Genius und Kenntniß auf den Bahnen des Fortschritts führen lassen wird. Es ist eigentlich immer geschehen, nur während des letzten Jahrhunderts mehr oder weniger unter dem Scheine der Massen-Majorität. Wo sie wirklich bestimmte, gerieth man meist auf Irr- und Umwege. Man wird aber auch hier einsehen, daß der grade Weg immer der beste ist, selbst wenn er erst durch Wüsten oder Felsen gebrochen werden muß.

Diese Worte werden wieder Aergerniß für den Herrn in München sein, der mir einmal im „Magazin" selbst alle möglichen Verbrechen gegen die Wissenschaft vorwarf. Ich konnte nichts in diesem Angriffe finden, als schweren Aerger des Verfassers, keinen Angriff, keine Widerlegung. So kann ich nachträglich auch nichts zur Linderung dieses Aergers beitragen, und hoffe sogar mit etwas Schadenfreude, daß er sich auch diesmal wieder einen Artikel abärgern und der Redaction zusenden werde.

H. Beta.

Mrs. Somerville über den Ausbruch des Vesuv.

Das Victoria Magazine theilt einen Brief mit, den Mrs. Somerville, deren Arbeiten über Physik und Geologie mit sehr großer Anerkennung genannt werden, bei Gelegenheit des neuerdings stattgehabten Ausbruches des Vesuvs geschrieben hat. Die Mittheilung ist um so interessanter, als die Dame, welcher es vergönnt war, das wunderbare, entsetzlich schöne Naturschauspiel aus der Nähe zu beobachten und zu studiren, gegenwärtig in ihrem zwei und neunzigsten Jahre steht. Sie schreibt in einem Briefe an eine Freundin, dem eine von ihr eigenhändig angefertigte Zeichnung des Vesuvs beigefügt ist, Folgendes:

„Der Vesuv hat einen so herrlichen und furchtbaren Ausbruch gehabt, wie seit Menschengedenken nicht. Der Ausbruch geschah ganz unerwartet. An einem lieblichen Abende fuhren wir nach Santa Lucia, um dort einen schönen Strom Lava zu sehen. Als mir das Mädchen am andern Morgen den Kaffee brachte, bemerkte ich, es scheine zu donnern. „Nein, nein", antwortete sie, „es ist das Gebrüll des Vesuv, der plötzlich zu speien begonnen hat." Wir gingen sogleich aus und verbrachten den Morgen an einem dem Vesuv gerade gegenüberliegenden Fenster des Hotels von Santa Lucia. Der Feuerschein war im Tageslichte nicht sichtbar, aber der dahinfließende Lavastrom entsandte Rauch und Dunst; der Rauch fiel nieder und der Dunst lag darüber, weiß wie geschmolzenes Silber und sehr schön. Mir erschien der Anblick während des Tages schöner als während der Nacht. Es donnerte unaufhörlich und zuweilen, wenn es besonders stark war, fühlten wir, wie unsere Stühle sich unter uns bewegten. Ich kehrte Abends nach Hause zurück und sah somit nur eine Ecke des Lavafeldes, welches die ganze Gegend bedeckte und Eine große Feuer-Cascade bildete. Am Sonntag Morgen war ich erstaunt über die ringsum herrschende Finsterniß; ich blickte hinaus und sah die ganze Landschaft eingehüllt von einem dichten Aschenregen, welcher mindestens zwei Tage anhielt. .... An dem Abende, wo der große Ausbruch stattfand, fuhren M. und M. nach Portici. Für mich war dies zu weit; denn ich bin sehr schwach, mein Geist ist aber ganz klar, denn ich lese und löse mit derselben Leichtigkeit wie früher Fragen der höheren Algebra.

„.... Der Ausbruch hat alle unsere Gäste aus Neapel vertrieben. Sie flohen, während wir umhüllt, von dem Aschenregen, weder Himmel, noch Erde, noch Meer sehen konnten. Am Montag Morgen konnte ich nicht zum Lesen sehen, obgleich unser Haus 15 Meil. (englische) vom Vesuv entfernt liegt. Am Sonntag Abend erwarteten die Neapolitaner ein Erdbeben, und viele brachten die Nacht in ihren Equipagen zu; es war dies sehr unwissenschaftlich von ihnen, denn der Vesuv war ja ein Sicherheits-Ventil gewesen, das Dampf in Menge abgelassen hatte. Ich saß den gan-

zen Tag an einem Fenster und erfreute mich an dem erhabenen Anblick; der Verlust an Menschenleben war mir damals noch nicht bekannt."

Belgien.

Das Institut der Kindergärten.

Die Verehrer Fröbel's werden in dem Buche, dessen vollständigen Titel sie unten angezeigt finden,*) das Bestreben des Verfassers erkennen, das jetzt wohl bei allen gebildeten Völkern wenigstens versuchsweise eingeführte Institut der Kindergärten auch bei unsern westlichen Nachbarn populär zu machen und in französischer Sprache pädagogisch zu begründen. Es freut uns, es aussprechen zu können, daß der Schreiber dieser Geschichte eines belgischen Kindergartens mit Eifer und Liebe in den Geist Fröbel's eingedrungen ist und seinen Ideen in der Darstellung des Kindergartens wenigstens nach einer hauptsächlichen Richtung hin ebenso verständnißvollen, als beredten Ausdruck gegeben hat.

Es ist jedenfalls der Kindergarten in Lüttich, dessen Geschichte Herr Octave Masson erzählt. Er läßt uns der Eröffnung der Anstalt beiwohnen und führt uns durch alle jene Schwierigkeiten hindurch, welche die Lehrerinnen, die „Maitresses", beim Anfange ihrer Wirksamkeit mit aller Mühe und Geduld zu überwinden hatten, bis zu dem Zeitpunkte, wo die älteren Zöglinge, angeregt zu weiterer Gedankenarbeit, empfänglich für das Schöne und folglich auch für das Wahre und Gute, ausgerüstet mit dem Sinn für sittiges Betragen, geschickt und erzogen in der Liebe zur Thätigkeit, die Anstalt verlassen. Die Entwickelung der Erziehungs-Grundsätze, wie sie sich zwischen solchem Anfang und Ende hinzieht, bietet dem Kenner der Fröbel'schen Schriften nicht wesentlich neue Gesichtspunkte dar. Es kann jedoch ersprießlich sein, auf einige Besonderheiten jener Anstalt hinzuweisen.

Man scheint in Lüttich den Kindergarten als eine verbesserte Auflage von Bewahr-Anstalt zu handhaben. Die Eröffnung zeigt ein nichts weniger als einnehmendes Bild. Es waren etwa 40 Kinder von 2 bis 7 Jahren geradezu von der Straße aufgelesen worden (der Verfasser läßt sie sogar aus dem Rinnsteine herausgezogen werden), um an ihnen ein Liebeswerk höchster Art zu vollbringen. Man mußte sie reinigen, ihre gröbsten Unarten beseitigen, ihr Geschrei nach der Freiheit der Straße stillen, sie an die veränderte Sphäre gewöhnen, bevor man an die eigentliche Arbeit der Erziehung gehen konnte.

Die Lehrerinnen waren der katholischen Confession zugehörig. Um mit katholischen Gebräuchen beim täglichen Gebete nicht zu verletzen, versicherte man sich nicht allein der Zustimmung von den Eltern der in einem dissentirenden Cultus aufwachsenden Kinder, sondern setzte auch die Behörde in Kenntniß, die darüber wachte, daß jeder Glaube gewissenhaft respektirt werde. Danach erst genügte man der confessionellen Pflicht, das Zeichen des Kreuzes vor dem Gebet mit den Kindern einzuüben.

Eine eigenthümliche Rücksicht auf die Gesundheit wird beobachtet, indem man jedem Kinde täglich einen Löffel voll Leberthran eingiebt.

*) Octave Masson. L'école de Froebel. Histoire d'un Jardin d'enfants. Simples récits pour servir de guide aux mères de famille et aux institutrices des écoles gardiennes et des salles d'asyle. Accompagné de 18 planches gravées. Bruxelles, F. Claassen, 1872.

Der Unterricht begreift: die dem Begriffsvermögen der Kinder entsprechenden Kenntnisse, die für ihr Alter geeigneten Handarbeiten, die ersten Elemente des Zeichnens, das Singen im Chor. Damit werden körperliche Uebungen verbunden. Ferner giebt die Anstalt Gelegenheit zu einem Primär-Unterrichte, welcher mit den letzten Klassen der Communal-Schulen correspondirt; er enthält, außer der Entwickelung des ursprünglichen Programms, das Studium der Muttersprache, d. h. Lesen, Schreiben und das Elementare der Grammatik, sowie das Studium der Arithmetik und Geometrie.

Eine deutsche Lehrerin ist dem Institute beigegeben.

Masson's Buch ist zur Instruction von Müttern und Kindergärtnerinnen geschrieben. Es gewährt genaue Anleitung, wie ein Fröbel'scher Kindergarten einzurichten und zu leiten ist. Die Lehren und Winke, die es den Lehrerinnen giebt, sind gewiß sehr beherzigenswerth. Bei alledem haben wir darin Eines vermißt. Der Accent des Buches liegt auf der Richtung, in welcher sich die Entwickelung der Verstandeskräfte bewegt. Es verwerthet erschöpfend die Idee Fröbel's, daß man das Kind vom ersten Alter an mit belehrendem Spiele umgeben müsse, um ihm die Arbeit zum Vergnügen und, sagen wir, zum Bedürfnisse zu machen. In diesem Sinne ist das Eine der beiden aus Fröbel's Schriften entnommenen Mottos vortrefflich erfüllt. Hinter dem anderen Motto aber: „Möge uns das Kind als ein lebendiges Pfand der Gegenwart, der Güte und der Liebe Gottes erscheinen", ist jedoch, wie uns dünkt, die Schrift erheblich zurückgeblieben. Wir vermissen den Nachdruck auf die Entwickelung des Gemüthslebens im Kinde. Bei aller Mühe, welche sich die Lehrerinnen zu geben haben, um beim Unterrichte auch Anstand, Sitte, Selbstbeherrschung zu fördern, den Sinn für das „Schöne, Wahre und Gute" zu wecken, macht der ganze Apparat den Eindruck, als ob er nur ein Aeußerliches bezwecke. Die Stellung der Lehrerinnen zu den Kindern, so scheint es uns, müsse, nach dem Buche, der Wärme rechter Liebe entbehren, müsse kalt bleiben. Wenn man sich Mühe gegeben hat, die Kinder daran zu gewöhnen, daß sie die Lehrerinnen „Madame" statt „femme" anreden, so hat man wohl davon abstrahirt, den Kindern das herzliche in dem Verkehre mit einer echten Mutter ersetzen zu wollen. Das „würdige Lächeln", mit dem die Lehrerin zuweilen ihre Zöglinge ermuntern soll, erscheint mehr ein Ausfluß der Gnade, als der Liebe. Der Letzteren aber bedarf es, wenn der Kindergarten seine Aufgabe allseitig erfüllen soll. In diesem Punkte, meinen wir, darf Fröbel verlangen, in der Geschichte des Lütticher Kindergartens, wie in dem Kindergarten selbst, noch ergänzt zu werden. G. H.

Italien.

Ein Ausflug nach Calabrien.

Zu den unbekanntesten Landschaften Europa's gehört die dem Jonischen Meere zugewendete Südküste des italiänischen Festlandes. Während in hellenischer Zeit ein reicher Kranz blühender Griechen-Städte diese bereits der Homerischen Dichtung bekannten Gestade umgab und sie zu gefeierten Stätten der Kultur, ja des Luxus erhob — wer kennt nicht die Namen von Sybaris und Kroton, Thurii, die Ruhestätte Herodots, Metapont, Tarent, Lokri, Herakleia? —, haben verkehrte Wirthschaft, schlechte Regierung und überwucherndes Pfaffenthum dahin gewirkt, daß

die Heimat der großgriechischen Philosophie verarmt, verödet und zu einem Schlupfwinkel von Briganten geworden ist. Noch jetzt, nachdem Süditalien seit mehr als einem Jahrzehnd durch den Anschluß an den neuerstandenen nationalen Staat der völligen Stagnation entrissen worden ist, bilden die calabrischen Provinzen, Spitze und Sohle des Stiefels von Italien, mit den wilden Waldgebirgen im Innern und ihren zerrissenen, an Häfen armen Küsten ein unwirthliches Gebiet, das von nordischen Reisenden beinah gänzlich unberührt bleibt. Ein Ausflug in diese terra incognita gehört daher selbst in diesen Tagen, da das Reisen epidemisch geworden ist, entschieden zu den Seltenheiten.

Nicht bloße Touristen-Laune, sondern wissenschaftlicher Forschertrieb war die Veranlassung, daß der als Geolog rühmlich bekannte Professor Gerhard vom Rath aus Bonn im April vorigen Jahres einen Streifzug durch Calabrien unternahm. Die während desselben in die Heimat gerichteten Reisebriefe bilden den Inhalt des vorliegenden Buches.*) Bietet dasselbe auch, wie natürlich, fast auf jeder Seite Beobachtungen und Mittheilungen über die geognostischen Verhältnisse des Landes, so war das Augenmerk des Reisenden doch keineswegs lediglich auf diese Dinge beschränkt; er suchte vielmehr nach allen Richtungen sich möglichst eingehende Kenntniß von den eigenthümlichen Zuständen des Landes und seiner Bewohner zu verschaffen, wozu ihm die Empfehlung des Ministers Sella, sodann aber auch das Ansehen, welches die deutsche Wissenschaft und, Gott sei Dank, der deutsche Name überhaupt, in Italien genießt, nicht wenig förderlich waren.

Von Neapel mit dem Dampfschiff über Messina nach Reggio gelangt, konnte Prof. v. Rath zu seiner Weiterreise an der Küste des Jonischen Meeres bereits eine Strecke der Eisenbahnlinie benutzen, welche hoffentlich in wenig Jahren eine vollständige Verbindung zwischen Tarent und Reggio herstellen und damit der modernen Kultur den Eintritt in diese entlegenen Gebiete ermöglichen wird. Schon jetzt ist die Umwandlung erkennbar, welche sich in Folge dieser Bahnlinie vollzieht. Die Bevölkerung kehrt aus den unwegsamen Schluchten der Waldgebirge, in welche sie sich während des Mittelalters vor den Raubzügen der Corsaren und der noch schlimmeren Plage der Fieberluft geflüchtet hatte, zurück an das lebenspendende Meer. Durch den Bahnbau werden die Flußläufe, die sich durch massenhaftes Steingeröll verstopft und in fiebererzeugende Sümpfe verwandelt hatten, eingeengt und geregelt, Sumpfstriche getrocknet, Brunnen eröffnet, Ländereien, welche Jahrhunderte unbebaut lagen, von neuem kultivirt. Mit Vergnügen bemerkte der deutsche Professor überall die energische Hand einer Staatsverwaltung, die ernstlich daran arbeitet, diese so lange und so schmählich verwahrlosten Provinzen, deren Annection der Schreiber dieser Zeilen 1861 von aufrichtigen italiänischen Patrioten, als eine schwere Gefahr für das junge Königreich, laut beklagen hörte, in lebendige und befruchtende Berührung mit dem wirthschaftlichen und dem geistigen Leben der Nation zu bringen. Es sind meist Piemontesen, welche als Beamte hierher gesendet werden, Männer, die an Arbeit und an Disciplin gewöhnt sind, und trotz der anfänglich unbequemen Rauhheit und Steifheit ihres Auftretens dem Südländer auf die Dauer doch durch ihre Zuverlässigkeit und Thätigkeit Achtung und Vertrauen einflößen.

Freilich ist die Aufgabe, die ihnen gestellt ist, noch keineswegs gelöst. Die Schwierigkeiten, mit denen der neue Staat hier zu kämpfen hat, sind unermeßlich. Das System der Bourbonen-Herrschaft hat tiefe Spuren hinterlassen, die dem Fortschritte überall schwere Hemmnisse bereiten. „Keine Schulen, keine Straßen," mit diesen Worten bezeichnete der patriotische Syndikus von Siderno dem Reisenden hinlänglich die Lage der calabrischen Provinzen unter dem früheren Regimente. Viele Städte und Dörfer mit mehreren Tausend Einwohnern hatten gar keine Schulen. Wie es mit den Straßen bestellt war, leuchtet aus der Thatsache ein, daß Siderno, eine Stadt von 6000 Einwohnern, erst jetzt mit der nur eine deutsche Meile entfernten bischöflichen Stadt Gerace (7000 Einw.) durch eine fahrbare Straße verbunden wird. Die Bourbonen trachteten stets nur, die Bevölkerungen zu trennen, vor Allem Sicilien und Neapel, dann aber die Verbindungen der Provinzen mit der Hauptstadt und unter einander, ja den Verkehr von einer Stadt zur andern, möglichst zu erschweren. Um aus den Provinzen nach Neapel zu reisen, bedurfte es einer besonderen Erlaubniß, die nur schwierig ertheilt ward. Bildung und Studium machten verdächtig.

Straßen und Schulen sind von der italiänischen Regierung mit vollem Nachdruck in Angriff genommen. Allein in der südlichsten der drei calabrischen Provinzen sind mehr als 100 deutsche Meilen Fahrstraßen theils vollendet, theils im Bau. Elementarschulen befinden sich jetzt in jeder Gemeinde, freilich nur für Knaben, da der Mädchen-Unterricht Sache der Privatthätigkeit ist, und eine Vereinigung der Knaben und Mädchen selbst in den Elementarschulen als unangemessen betrachtet wird. In Siderno war zur großen Freude der gebildeteren Familien vor Kurzem eine Mädchenschule von einer piemontesischen Dame gegründet worden. Aber auch unter den Männern und Knaben ist noch immer die Zahl der analfabetti nicht gering. „Herr, scheltet nicht auf uns", entgegnete dem Reisenden auf seine Vorwürfe an einer anderen Stelle Italiens ein zwölfjähriger Knabe, „der barone hält uns keinen Schullehrer, der Priester ist schlecht und faul und giebt uns keinen Unterricht."

Der Priester ist aber nicht blos schlecht und faul, er ist auch der Regierung abgeneigt, oft in offener Feindschaft mit ihr, und am allerwenigsten gewillt ihr bei den Bestrebungen für die Bildung des Volks zu helfen. Calabrien weist eine ungemein zahlreiche Geistlichkeit auf. Man zählt in beiden jenseitigen Calabrien, bei einer Gesammtbevölkerung von 738,560 Seelen (1866), nicht weniger als zwei Erzbisthümer und zwölf Bisthümer. Hätten sich, sagt Prof. v. Rath sehr mit Recht, in den langen Jahrhunderten ihres Einflusses die zahlreichen Welt- und Ordensgeistlichen nur in Etwas des Volks, dieser von der Natur so begabten Menschen, angenommen und denselben Unterricht angedeihen lassen, wie anders stände es jetzt um das Volk. Als der Reisende im Gespräch über das Brigantenwesen einmal die Frage aufwarf, ob denn nicht die Geistlichkeit Einfluß auf die wilde Waldbevölkerung des Innern besitze und zu ihrer Civilisirung beitragen könne, lautete die Antwort seiner italiänischen Gastfreunde: „Quelli sono più briganti dei briganti" (die sind schlimmere Briganten als die Briganten selbst).

Wie Jeder, der Italien mit dem Wunsche, neben den Kunstdenkmälern auch die heutige Bevölkerung des schönen Landes kennen zu lernen, bereist hat, lobt Prof. v. Rath die Höflichkeit und Anmuth der Sitten der gebildeten Italiäner, die feine und edele Gastfreundschaft, die sie dem Fremden erzeigen. Sehr wohlthuend war es ihm, nicht blos unter den gebildeten, sondern auch bei ganz einfachen Leuten aus dem Volke entschiedenen und laut ausgesprochenen Sympathien für Deutschland zu begegnen. An der gastlichen Tafel des würdigen Syndicus von Siderno wandte sich das Gespräch auf deutsche Wissenschaft und deutsche Dichtung.

*) Ein Ausflug nach Calabrien. Von Prof. Gerhard vom Rath. Bonn, Adolph Marcus, 1871. 157 S. Gross-Oct.

Mehrere der anwesenden Italiäner sprachen mit Bewunderung von Humboldt's Kosmos. Der Hausherr aber bemerkte zu dem Deutschen: „In meinem Alter muß man sich beschränken. Deshalb lese ich schon seit mehreren Jahren nur in vier Büchern, davon wir zwei den Geisteshelden Eurer Nation verdanken: Humboldt's Kosmos, die Dichtungen Goethe's, di quel vostro gigante, unseres großen Dante, und endlich die Bibel." Von dem „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn" behauptete der treffliche Mann, nie habe ein Italiäner die Schönheit seines Vaterlandes trefflicher dargestellt, als Goethe in diesem Liede.

Den Besuch des großen Waldgebirges der Sila mußte der Reisende auf Anrathen der italiänischen Behörden aufgeben, da das Brigantenwesen in den unwegsamen Schluchten dieses Hochwaldes noch immer nicht vollständig ausgerottet ist. Indeß gab ihm auch die Wanderung längs der Meeresküste Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten dieses Landes kennen zu lernen. Die zahlreichen Gewässer, die sich von den Bergen herab nach kurzem Lauf ins Meer ergießen, tragen sämmtlich den Charakter südlicher Waldströme; im Sommer trocken, ohne eigentliches Bett, überschwemmen sie, wenn der Schnee des Gebirges schmilzt, weithin die Umgegend, reißen das fruchtbare Ackerland mit ihren wilden Fluten hinweg oder bedecken es mit Schutt und Geröll. Noch furchtbarer sind die Verwüstungen durch Erdbeben. Am 4. October 1870 Nachmittags um 6 Uhr hörten die Bewohner von Cosenza, der Hauptstadt von Calabria citra, plötzlich einen gewaltigen, anhaltenden, vibrirenden Donner, dem binnen Kurzem drei heftige Erdstöße folgten. Durch den Donner gewarnt, hatte sich der größte Theil der Bevölkerung aus dem Innern der Häuser ins Freie retten können. Mehr als hundert Häuser in der Stadt wurden so beschädigt, daß ganze Mauern neu aufgeführt werden mußten. Das Erschütterungs-Gebiet umfaßte die ganze Provinz; vom tyrrhenischen bis zum Jonischen Meer hatte die Erde gebebt; auf den Gipfeln der Sila waren die Stöße nicht minder verheerend gewesen, als nahe an der Küste. Im Ganzen waren 1600 Häuser in der Provinz zerstört worden. Kaum vergeht ein Jahr ohne mehrfaches Erbeben der Erde. Nicht blos durch den Schaden, den sie anrichten, sondern fast mehr noch durch die stete Bedrohung mit jäh hereinbrechender Vernichtung sind die Erdbeben für Cosenza und sein Gebiet ein großes Hinderniß auf dem Wege des nationalökonomischen Fortschritts.

Von der Mündung des Busento an, fand denn unser Reisender die Züge trostloser Verlassenheit immer schärfer ausgeprägt. Welcher Gegensatz zu dem Bilde, das uns griechische und römische Schriftsteller von der Fülle des Lebens an diesem Gestade entwarfen! Die Ebene von Sybaris, der hochberühmten Stadt, welche in ihren Kriegen Hunderttausende (fremder) Streiter ausrüstete, diese Ebene, die vor 25 Jahrhunderten vielleicht eine Million Menschen ernährte, ist jetzt völlig unbewohnt, ein weites Jagd-, Sumpf- und Weideland, nur belebt von Büffeln, Ebern, Wölfen, Füchsen 2c. Von der Stadt selbst ist nicht die leiseste Spur zurückgeblieben. Was bei jener berühmten Zerstörung durch die Krotoniaten der Wuth der Menschen entging, ist von den Elementen vertilgt worden. Dem Reisenden kamen, als er diese vor Jahrtausenden so belebten Gestade still, lautlos, fast menschenleer sah, die Worte in Erinnerung, mit denen Plinius gewisse Stätten früherer Cultur und Herrlichkeit in Arabien bezeichnet: „Nunc sunt solitudines." Plinius ahnte wohl nicht, daß dem einst blühendsten Theil Italiens dasselbe Schicksal der Verödung vorbehalten sei, wie jenen arabischen Distrikten. — Doch diesen melancholischen Eindrücken entreißt uns bald der frische Hauch der Gegenwart. Schon jetzt ertönt an diesen so lange verlassenen Ufern der Ton der Dampfpfeife; von Tarent her brausen die Eisenbahnzüge, die bald das ganze Gestade dieses schönen Meeres umgürten werden. Der Strom des Verkehrs, der das classische Emporium von Brindisi aufs Neue zu einem Hauptpunkte für die Verbindung Europa's mit dem fernen Osten gemacht hat, ist kraftvoll genug, um auch andere verödete Häfen Süditaliens mit neuem Culturleben zu erfüllen.

F.

Griechenland.

Die Universität von Athen.

Ueber das numismatische Museum in Athen hat jüngst Prof. A. Postolakas einen Katalog herausgegeben, der sehr gerühmt wird. G. Finlay liefert einen Aufsatz darüber im Athenäum vom 31. August, p. 283—84, welchem wir folgende erfreuliche Notizen über die Fortschritte der Universität von Athen, in den letzten zehn Jahren, entnehmen.

Unter König Otto herrschte in Sachen der Universität dieselbe Schläfrigkeit, welche überhaupt für jene Regierung charakteristisch war. Das Gebäude blieb halb vollendet mit ungetünchten Mauern, und faulende Gerüste gaben ihm das Aussehen einer vorzeitigen Ruine. Das Innere war so unzulänglich, als das Aeußere melancholisch, die Hörsäle ungenügend in der Zahl, die National-Bibliothek eine Masse von Büchern, die ohne Classification in Haufen aufgestapelt waren, die numismatische Sammlung ohne Ordnung in Säcken verpackt. Ein vernachlässigtes Gebüsch entstellte die eine Seite der Universität und ein großer, schlecht geebneter Platz verunzierte die Front. Sobald aber König Otto aus Griechenland vertrieben war, begann die Universität sich jugendkräftig zu rühren und bemühte sich eifrig, ihre Lage durch eigene Anstrengung zu verbessern. Die Regierung konnte vielleicht nicht viel thun, aber sie that auch Vieles nicht, was sie hätte thun können.

Phrearites, Prof. des römischen Rechts, war kurz nach der Revolution von 1862 zum Prytanis oder Präsidenten gewählt, und durch dieses Mannes unermüdliche Energie in Ueberwindung aller Hindernisse wurde das Gebäude vollendet. Er begann ohne Verzug mit den Fonds der Universität selbst, welche müßig lagen, und hoffte, durch einen Appell an den Patriotismus seiner auswärtigen Landsleute, das weiter nöthige Geld zu beschaffen. Aber es kamen nur langsam Beiträge ein, und der Bau würde ebenso langsam fortgeschritten sein, wenn nicht ein wohlhabender Grieche in Rußland, Herr Benardakes, Schenkungen von circa 25,000 Thalern gemacht hätte.

Auch Prof. Phrearites Nachfolger im Prytanen-Amt ermüdeten nicht in ihren Anstrengungen, und eine Reihe von Verbesserungen wurden ausgeführt, welche die Nützlichkeit der Universität vermehrten und ihr Aussehen verschönerten.

Baron Sina von Wien hat ferner auf einer Seite der Universität ein prächtiges Gebäude von pentelischem Marmor aufgeführt, welches er der Nation darbietet als Palast der künftigen hellenischen Akademie für Kunst und Wissenschaft. Die Gabe würde selbst für einen großen Souverain ein reiches Geschenk sein und ein Schmuck selbst für das Athen besserer Tage.

Das nächste große Werk, welches von der Universität unternommen wurde, war das Arrangement der National-Bibliothek und dies erwies sich als ein noch schwierigeres Unternehmen, wie

die Vollendung des Gebäudes. Nach ein oder zwei ungenügenden Versuchen wurde zuletzt ein Plan ausgeführt, demzufolge die Bücher wissenschaftlich geordnet, die Lesezimmer für das Studium bequem gemacht sind und es den Studenten, wie Fremden, auf jede Weise erleichtert wurde, die Bibliothek zu benutzen. (Wollte Gott, man könnte bald dasselbe von der Berliner Bibliothek sagen.)

Das Museum für Naturgeschichte und Mineralogie, reich an fossilischen Ueberbleibseln ausgestorbener Thiere, welche man auf dem pentelischen Berge und in anderen Theilen Griechenlands fand, ist ebenfalls sorgfältig geordnet worden.

Der Katalog der Sammlung alter Münzen im National-Museum, von welchem der erste Band erschien, ist wahrscheinlich dasjenige Werk, welches zuerst und am meisten allgemein den fremden Gelehrten bekannt werden wird, und es wird, wo immer man es sieht, der Universität Ehre bringen.

Nord-Amerika.

Religiöse Kämpfe in amerikanischen Schulen.

Wie der „New-Yorker Demokrat" berichtet, haben in mehreren Schulen des Fleckens Hunters Point auf Long Island die Schüler sich wiederholt und in ärgerlichster Weise gegen das Bibellesen in der Schule empört. Die Vorfälle haben zu unangenehmen, tumultuarischen Auftritten geführt, eine große Aufregung in Hunters Point hervorgerufen und man fürchtet, daß sie nicht lokalisirt bleiben, sondern sich auch auf andere Orte verpflanzen werden.

Der Berichterstatter des Demokrat sieht in diesen Krawallen ein starkes Argument für Diejenigen, welche das Einstellen des Bibellesens in den öffentlichen Schulen im Interesse des bürgerlichen und religiösen Friedens verlangen und hofft, daß sie in dieser Hinsicht Gutes wirken können. Von der andern Seite findet er sie aber höchst beklagenswerth, weil sie zeigen, wie weit bereits die religiöse Unduldsamkeit und der confessionelle Streit, sowie der Geist der Auflehnung gegen Gesetz und Ordnung in Familie, Schule und Gemeinde der Staaten der Union eingedrungen sei. Und wem verdanke man diese betrübende Erscheinung? Der „allein seligmachenden Kirche", welche den Kampf, den sie unlängst in Europa entzündet habe, auch auf den confessionslosen Boden Amerikas verpflanzen wolle.

Die über die Vorgänge in Hunters Point angestellte Untersuchung hat ergeben, daß die Empörung von den Kindern katholischer Eltern angezettelt ward. Daß aber der Plan zu der Rebellion nicht in deren Köpfen entstanden, sondern auf die Anreizungen der katholischen Religionslehrer zurückzuführen ist, liegt auf der Hand, wenn man bedenkt, daß die katholische Kirche den Laien das Lesen der Bibel verbietet.

Auch für uns dürften diese Vorgänge ein größeres Interesse haben, als sie an und für sich schon als Charakteristik der sich bei der amerikanischen Jugend beiderlei Geschlechtes — die Rädelsführerin in der einen Schule war ein Mädchen — sehr früh entwickelnden Energie dient. Von der einen Seite erhalten wir dadurch einen neuen Beweis, mit welcher Beharrlichkeit die ultramontane Maulwurfs-Arbeit, man könnte beinahe sagen, auf dem ganzen Erdkreis ausgeführt wird und wie es einer ebenso muthigen aber auch viel unablässigeren „Wacht an der Tiber" bedarf als am „Rheine" geübt ward. Von der andern Seite können auch wir die Mahnung wegen der „confessionslosen" Schule beherzigen, denn auch bei uns beruht die nationale und bürgerliche Wohlfahrt mit darauf, daß die verschiedenen Religions-Gesellschaften im Frieden mit einander leben.

Kleine literarische Revue.

— **Biographische Beiträge zur Geschichte der Toleranz.***) Die drei Vorträge, in welchen der Verfasser das Ergebniß seiner Studien mitgetheilt hat, beweisen ein sehr spezielles und verständnißvolles Eingehen in die geschichtlichen Verhältnisse und Personen der Zeiten, aus denen die Objekte der biographischen Darstellung entnommen sind. Es ist insbesondere die älteste kirchenpolitische Geschichte, auf deren Gebiet sich der Verfasser sehr bewandert zeigt. Das erste große Beispiel eines Kampfes zu Gunsten der Toleranz bringt er aus dem dritten Jahrhundert; der Held dieses Kampfes ist der heilige Cyprian; Bischof von Karthago, und der Kampf selbst ist gegen den damaligen Fanatismus des christlichen Märtyrerthums gerichtet. Das zweite Beispiel ist Margarethe von Navarra, Schwester des Königs Franz I. von Frankreich. Der Verfasser sucht in dieser zweiten Skizze das psychologische Räthsel zu lösen, daß Margarethe, während sie in der Liebe zu ihrem Bruder sich allem unterwarf, was dieser im Interesse des Staates zur Aufrechthaltung des reinen Katholicismus thun zu müssen glaubte, im Herzen sich mehr und mehr zum Protestantismus bekehrte. Das dritte Beispiel endlich ist der überaus lehrreiche Lebenslauf jenes kernhaften, überzeugungstreuen und vertrauensvollen Admirals Coligny, General-Lieutenant des protestantischen Bundes, mit dessen Ermordung Carl IX. von Frankreich das Zeichen zur Bartholomäusnacht gab. — Wir freuen uns, versichern zu können, daß die Vorträge selbst im Geiste echter Toleranz, ja mehr als dies, mit der Objectivität eines dem freien Streben holden Historikers gehalten sind und, obgleich lange vor der kirchenpolitischen Bewegung der Gegenwart entstanden, doch gerade in Bezug auf diese Bewegung gelesen zu werden verdienen. Nicht unerwähnt wollen wir den Nachweis des Verfassers lassen, daß Kaiser Wilhelm durch die Oranier im neunten Grade von jenem Coligny abstammt.

— **Die Kunst im Handwerk.****) Der Verfasser des in Rede stehenden Buches, welcher in Wien die Stelle eines Custos am k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie bekleidet, hat mit seiner Arbeit ein recht verdienstliches Werk geliefert, da eine zweckmäßige Zusammenstellung des Wissenswerthesten über Technik und Geschichte der Kunstgewerbe für den Gebrauch des nicht fachmännischen Publikums bisher nicht existirte. Daß aber ein derartiges Nachschlagebuch zum Bedürfniß geworden ist in einer Zeit, welche den Arbeiten der sogenannten technischen Künste das lebhafteste Interesse entgegenbringt, — das kann man täglich in Museen und Ausstellungen erfahren. Abbildungen sind dem Buche nicht beigefügt, weil deren Beigabe aus dem Taschenbuche ein Lehrbuch gemacht haben würde. Die Absicht des Verfassers

*) Vom Lic. th. Henri Tollin, zweitem Pfarrer an der reform. Kirche in Frankfurt a. O. Zum Besten des Gustav-Adolph-Vereins. Frankfurt a. O., G. Harnecker, 1872.

**) Die Kunst im Handwerk. Von B. Bucher. Wien, Wilhelm Braumüller, 1872.



ging aber nur dahin, eine Schrift zu liefern, die als ein Vademecum zu Rathe gezogen werden könnte den wirklichen Gegenständen gegenüber, deren Betrachtung ja doch durch die besten Illustrationen nicht ersetzt werden kann.

Bei der Anordnung des Stoffes folgte der Autor im Wesentlichen dem vom k. k. österreichischen Museum angenommenen System.

Was die Kunstindustrie schafft, muß, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, zweckmäßig sein, gleichzeitig aber den Gesetzen der Schönheit entsprechen; es muß „das Nützliche durch die ihm angepaßte Form und Verzierung veredeln". Damit ist im Großen und Ganzen das Gebiet abgesteckt und zugleich ein Grundgesetz der Aesthetik des Kunstgewerbes gewonnen.

Was den speciellen Inhalt des Buches anlangt, so enthält dasselbe eine genügende Beschreibung der verschiedenen Baustyle; es behandelt die verschiedenen Zweige der textilen Kunst, der Lack- und Emailarbeiten, der verschiedenen Arten der Malerei, die Schrift-, Druck- und graphischen Künste, die Buchbinderei, die Glasarbeiten, die Keramik, die Holz-, Stein- und Metallarbeiten u. s. w. Kurzum, das Buch ist ein willkommener und nicht unnützer Begleiter bei dem Besuche kunstgewerblicher Museen und Ausstellungen, ein treffliches Nachschlagebuch für Laien.

R. D.

— **Deutsch-amerikanische Bibliothek.** Von der durch den unternehmenden und um die Literatur der Deutschen in Amerika verdienstvollen Buchhändler E. Steiger im Jahre 1872 in's Leben gerufenen „Deutsch-amerikanischen Bibliothek" ist seit kurzer Zeit der dritte Band*) erschienen. Derselbe enthält eine Novelle und eine Erzählung von Karl Dilthey (Julian Werner), von denen die erstere, „Die schönsten Tage einer Tänzerin" betitelt, die Zeiten schildert, in denen die viel geliebte und viel gehaßte Lola Montez in Bayern allmächtig war, während die andere, „Mein Onkel Fischer in Baltimore", die Schicksale eines Auswanderers nach Amerika darstellt. Beide Arbeiten empfehlen sich, ganz abgesehen von dem interessanten Stoffe, durch eine frische und lebenswarme Erzählungsweise. Die beiden ersten Bände der genannten Bibliothek enthalten einen äußerst anziehenden Roman von dem leider zu früh verstorbenen, talentvollen Reinhold Solger: „Anton in Amerika", ein würdiges Pendant zu G. Freytag's „Soll und Haben". Die von Herrn E. Steiger in New-York gegründete „Deutsch-amerikanische Bibliothek" ist, nach den vorliegenden Proben zu urtheilen, wohl der Theilnahme des deutschen Publikums werth und kann durch alle Buchhändler und Zeitungsagenten, oder auch direct von E. Steiger, bezogen werden.

R. D.

— **Musiker-Novellen.****) Wie der Gesammttitel andeutet, handeln die drei uns in einem Bande vorliegenden Novellen: „Die Preis-Composition", „Studien eines verabschiedeten Waldhornisten" und „Emil Lange" jede von den Leiden und Freuden eines Musikers, und durch alle zieht sich, hübsch und sinnig erzählt, eine Herzensgeschichte, die zum guten, fröhlichen Ende führt. Ohne gerade auf einen tieferen poetischen Werth Anspruch machen zu können, sind diese Novellen doch sauber gezeichnete Bilder, bei denen man gern einen Augenblick verweilt.

*) Deutsch-amerikanische Bibliothek; III. Band. Novellen und Erzählungen von Karl Dilthey. New-York, E. Steiger, 1872.

**) Von Georg Scheurlin. Hannover, Carl Rümpler, 1872.

Literarischer Sprechsaal.

Zwei Söhne von Deutschen sind es, die jetzt als die vornehmsten englischen Gegner des neuen deutschen Reiches in Großbritannien gelten: der Prinz von Wales und der erste Lord der Admiralität, Herr Göschen, oder Goshen, wie er seinen deutschen Namen zu anglisiren liebt. Ersterer hat, wie ein Londoner Korrespondent der „Allg. Ztg." berichtet, diejenigen französischen Gemälde, welche die deutsche Kriegführung in pöbelhafter Weise insultiren und die vom diesjährigen Salon in Paris sogar von der nichts weniger als deutschfreundlichen Ausstellungs-Commission aus Rücksichten des Anstandes zurückgewiesen worden waren, ankaufen und sich dafür von der deutschfeindlichen Presse Frankreichs und Englands preisen lassen, ohne seinem sonst sehr schreibseligen Privatsecretair ein Wort des Widerspruchs zu gestatten. Herr Göschen ist noch weiter gegangen, als Se. Königl. Hoheit, indem er, als erster Lord der Admiralität, der englischen Kanalflotte den Befehl ertheilte, Herrn Thiers in Havre feierlich zu begrüßen, was der Befehlshaber derselben, Cap. Vansittart, mit den Worten bekräftigte, daß er sich glücklich schätze, zu dieser Ehre der Vertretung Englands auserseheu worden zu sein. Auch bei früheren Gelegenheiten schon, und selbst im Parlament hat sich Herr Göschen durch ausgesprochene Antipathie gegen seine deutsche Abstammung bemerklich und in den Augen humanistischer, das Andenken ihrer Vorfahren stets in Ehren haltender Briten verächtlich gemacht.

Großes Wesen machen die glorios die Trompete der Selbstanpreisung blasenden französischen Blätter von einem in diesem Jahre zum erstenmal in Frankreich stattgefundenen wissenschaftlichen Kongreß, in der Weise der seit fünfzig Jahren bestehenden deutschen Wanderversammlung der Naturforscher und Aerzte und der ihr nachgebildeten British Association. Die Versammlung fand in der ersten Hälfte des Monats September in Bordeaux statt, wo etwa sechshundert Männer zu diesem Zwecke zusammengetreten waren, von denen jedoch mehr als die Hälfte aus Bordelesern selbst, und zwar wiederum der Mehrheit nach aus Weinproduzenten und reichen, für wissenschaftliche Erörterungen wenig Sinn habenden Geschäftsleuten dieser Stadt bestand. Nun, diese sollten ja nur das Geld herbeischaffen, das zu dem pomphaft vorbereiteten Apparate des Kongresses gebraucht wurde. Im übrigen kam es darauf an, zu zeigen, über welche Fülle von Intelligenz das heutige Frankreich und selbst die „Provinz" zu gebieten habe, und so fehlte es denn auch nicht an Sectionen für alle möglichen Zweige der Naturwissenschaft, sowie an angekündigten Vorträgen buntester Art. Hören wir, was ein französisch schreibender Ausländer, ein Belgier, der ebenfalls in Bordeaux war, darüber in der Brüsseler „Discussion" sagt: „Kaum wußte hier die Bevölkerung etwas von der Existenz des Kongresses; die Bordeleser haben wenig Interesse dafür gezeigt, namentlich die Damen haben sich vollständig fern davon gehalten. Allerdings muß auch zugestanden werden, daß es wenig Anziehendes hat, Sitzungen beizuwohnen, in welchen fast gar keine Discussion stattfindet, und wo man sich darauf beschränkt, gleichwie in der Akademie, ganze Serien mehr oder weniger langer, ungedruckter Abhandlungen vorzulesen, die sehr oft nicht die mindeste Beziehung zu einander und zu dem wissenschaftlichen Zwecke des Congresses haben. Mehrere der Herren Vortragenden haben auf die Nothwendigkeit bestanden, daß man sich allgemein von der Ueberzeugung durchdringen lasse, Frankreich, um Revanche zu nehmen, müsse wissenschaftlich werden, weil fortan der

Krieg eine Wissenschaft geworden. Allerdings wissen sich diese Herren dadurch in ihrer Eigenschaft als Gelehrte eine schöne Stellung zu schaffen: sie machen sich zu Leitern der Zukunft ihres Vaterlandes, während zur selbigen Zeit die Offiziere der Armee aller Grade nach wie vor ihre Zeit im Kaffeehause verbringen, wo sie Absinth trinken und Domino spielen. Was wird das Ende von dem Allen sein? Nun, qui vivra verra!"

Von den bereits in unserem Blatte erwähnten „Erlebnissen eines St. Gallischen Freiwilligen in der Loire-Armee" ist kürzlich die zweite Auflage ausgegeben worden.*) Es ist diese Schrift eines der Zeugnisse des Auslandes wider die fortdauernden Verleumdungen der deutschen Kriegführung durch die französische Presse. Noch ganz kürzlich war das Bien Public, dieses officiöse Organ des Herrn Thiers, so unverschämt, zu behaupten, daß in Deutschland viele französische Kriegsgefangene aus Mangel an Nahrung und weil man ihnen nichts gereicht, um auch nur ihre Blöße zu bedecken, gestorben seien. Unser schweizerischer Freiwilliger von der Loire-Armee, der nach der zweiten Schlacht bei Orleans in die Gefangenschaft der Bayern gefallen war, giebt, während er seine französischen Kameraden als eine Räuberbande charakterisirt, den deutschen Soldaten das Zeugniß der Rechtschaffenheit und Barmherzigkeit. In Coblenz, wohin er transportirt worden war, erhielt er durch Vermittelung der ausgezeichneten deutschen Feldpost ein Schreiben aus der schweizer Heimat mit Geld zu seiner Sustentation, und wie ihm, so hat unzähligen französischen Gefangenen die deutsche Feldpost-Einrichtung Unterstützung und Labung verschafft. Wir waren selbst Zeuge, wie die französischen Gefangenen (unter denen viele rohe Gesellen aus Afrika sich befanden) in Berlin bei ihrer Ankunft auf den Bahnhöfen von Damen und Herren mit belegten Butterstollen, mit Cigarren &c. und aus den Volksküchen mit ähnlichen nahrhaften Speisen bewirthet wurden, wie sie die ausmarschirenden preußischen Truppen erhalten hatten. Zum Theil hatte die Kaiserin Augusta die Kosten dieser Bewirthung getragen; zum Theil waren sie durch das preußische Kriegsministerium bewilligt, oder durch freiwillige Beiträge aufgebracht worden. Gleichzeitig wurden den Gefangenen stets „Postkarten" überreicht, auf denen sie den Verwandten in Frankreich Nachricht über ihre Lage geben konnten, und denen, die des Schreibens nicht kundig waren, leisteten deutsche Federn den Liebesdienst, ihr französisches Dictat zu Papier zu bringen. Wir haben die Baracken der Gefangenen in Spandau, Glogau und anden Orten besucht und überall fröhliche Leute gefunden, die sogar hier und dort Liebhaber-Theater erbaut hatten, wo sie kleine Stücke aufführten, und wozu sie, wie in Spandau, ein autographirtes französisches Journal voll Witz und Leben herausgaben. Allerdings sind von den 350,000 Gefangenen etwa 20,000 in Deutschland gestorben, aber zum Theil an Krankheiten, wie die Pocken, die sie aus Frankreich mitgebracht und die sie in Deutschland, wo diese Krankheit bis dahin kaum mehr gekannt war, überall durch Ansteckung verbreitet hatten. Viele Deutsche sind in Folge dessen Opfer der Anwesenheit ihrer französischen Gäste geworden.

Die unglückliche Lage der Juden in den Donau-Fürstenthümern ist abermals der Gegenstand einer kürzlich in Berlin erschienenen, uns vorliegenden, kleinen Schrift.**) Wenn irgend etwas, so ist die barbarische Behandlung, die diese Fürstenthümer — nicht bloß die Moldau und Wallachei, sondern auch Serbien, Montenegro — seitdem sie selbständig und halbsouverain geworden, ihren armen jüdischen Mitbürgern zu Theil werden lassen, ein Beweis ihrer Staats-Unreife und weit hinter dem moralischen Standpunkte der Türkei befindlichen Gesittung. Der Verfasser, der sich in dieser Schrift hauptsächlich mit Serbien beschäftigt, giebt in erster Reihe den Wühlereien des gegen alle nichtslavischen Nationalitäten unduldsamen Panslavismus die Schuld an den zunächst die Juden, in weiterer Consequenz aber auch die Deutschen, die Magyaren &c. treffenden Verfolgungen in den Donau-Fürstenthümern. So lange Fürst Milosch lebte und regierte, der sich im Gegensatze zu seinem Rivalen Karageorgiewitsch, von panslavistischen Verbindungen und Umsturz-Ideen fernhielt, waren die Juden in Serbien unbehelligt und im Besitze aller bürgerlichen Rechte und Freiheiten. Erst zur Zeit der Zwischenregierung des Sohnes von Karageorg, der in Moskau, sowie unter den Slaven Oesterreich-Ungarns, politische Verbündete besaß, sowie nach dem Tode Milosch's, dessen Sohn Michael sich dadurch populär zu machen glaubte, aber gleichwohl nachmals ein Opfer panslavistischer Verschwörer wurde, ist in Serbien dem Hasse gegen Alles, was nicht slavischer Nationalität, Thür und Thor und sogar die Pforte des Gesetzes geöffnet worden, indem die Skuptschina veranlaßt wurde, den Paragraphen der serbischen Verfassung, der den Juden bürgerliche Gleichheit verliehen hatte, aufzuheben. Gegenwärtig sind die Juden auf die Hauptstadt Belgrad beschränkt, während man ihnen den Wohnsitz und alle Geschäfte im Innern Serbiens untersagt hat. Vergebens hat sich England wiederholt bemüht, in diesem Lande seinen Einfluß zu Gunsten einer menschenfreundlichen Behandlung der Juden geltend zu machen. Der Verfasser sagt am Schlusse seiner Schrift:

„Die Erfahrung hat gelehrt, daß bei den Serben und Rumänen weder wohlgemeinte Rathschläge, noch freundschaftliche Vorstellungen, noch Collectivnoten zum Ziele führen. Demnach geht unser ceterum censeo dahin, daß die garantirenden Mächte die Serben und Rumänen zur strikten Beobachtung der internationalen Verträge und zur Beseitigung aller Ausnahme-Gesetze, welche im flagranten Widerspruche mit den Hatti-Scherifs von 1830 und 1834 und mit dem Pariser Tractate von 1856 stehen, auffordern, widrigenfalls sie jenen Ländern ihr Protectorat entziehen und sie ihrem Schicksal überlassen würden, indem die Großmächte nicht länger dulden dürfen, daß unter ihrer Protection, die doch eher dem schwächeren und gerechten Theile gebührt, eine Classe von steuerpflichtigen Bürgern als Sclaven, als addicti glebae, behandelt werde. Außerdem sollten die Cabinette ihren dortigen Agenten eine strenge Handhabung der Capitulation vorschreiben und vorkommenden Falles die verfolgten Israeliten mittelst derselben schützen. Was wir hier für die Juden verlangen, werden die Großmächte (vielleicht mit Ausnahme Rußlands) doch über kurz oder lang für ihre eigenen Staatsangehörigen zu thun gezwungen sein."

---

*) St. Gallen, Huber & Co. (F. Fehr), 1872.

**) Die Judenfrage in den Donau-Fürstenthümern. Von Dr. Bernhard Levy. Berlin, Julius Levit.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.
Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.



Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 12. October 1872. [№ 41.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Des einigen deutschen Reiches Musikzustände.*)

Die Musik ist in unseren Tagen einer der wichtigsten Factoren des öffentlichen Lebens geworden; wenn Herr v. Beust, als er sein ministerielles Scepter noch über Sachsen schwang, in einer jetzt fast vergessenen Rede das deutsche Lied eine Macht nannte, so dürfte dies noch mehr von der Musik überhaupt gelten. In keiner Kunst haben wir Deutsche Annäherndes geleistet, was wir in der Musik fertig gebracht, und wenn man Shakespeare als den größten germanischen Dichter bezeichnet, so können wir ihm in Beethoven einen deutschen Künstler ohne Zaudern ebenbürtig zur Seite stellen. Und alles das hat die Nation geleistet, als sie noch politisch ohnmächtig war und in ihrer Uneinigkeit dem Auslande zum Spott diente. Bekanntlich ist es aber eine hergebrachte Anschauung, daß Nationen zur Zeit ihrer politischen Blüthe auch in den Künsten das Größte leisten sollen. Dies wird durch das Beispiel Griechenlands, Englands und Spaniens bewiesen. Es wäre dabei freilich erst zu untersuchen, ob ein solcher Satz auf alle Völker Anwendung fände, und weiter, ob sich das Nämliche von allen Künsten und allen Kunstarten behaupten ließe.

Jedenfalls ist es natürlich, daß sich einem Musiker, der, wenn er nicht an seinem Berufe als denkender Mensch verzweifeln soll, auf eine weitere Zukunft seiner Kunst hoffen muß, und daß sich deßhalb ihm jetzt, wo Kaiser und Reich wieder aufgelebt sind und Deutschland groß und geachtet dasteht, die Anschauung aufdrängt, auch die Musik müsse zu einem neuen Leben erwachen und ihren Theil an der wiedergewonnenen Volkskraft haben. Daran schließt sich naturgemäß die Frage, welches der gegenwärtige Zustand dieser Kunst, und inwiefern eine solche Hoffnung berechtigt sei.

Ueber den gegenwärtigen Zustand seiner Kunst nun will Herr Meinardus, der Verfasser des vorliegenden Buches, seine Leser orientiren. Wenn er selbst sagt, daß er leider vielfach den Ton von Jeremiaden habe anstimmen müssen, so müssen wir unsererseits zugeben, daß ihm des einigen deutschen Reiches Musikzustände mehr als hinreichend Grund dazu geben. Wir wollen nicht verschweigen, daß wir mit Herrn Meinardus in seiner Auffassung Wagner's durchaus nicht übereinstimmen können, es auch außerdem für gänzlich ungerechtfertigt halten, Wagner und die neue deutsche Schule zu identificiren, was ungefähr dasselbe ist, als wenn Jemand Goethe einen Romantiker nännte, weil Goethe's Ruhm hauptsächlich den Romantikern seine definitive Anerkennung verdankt und diese vorgaben, in seinen Principien die deutsche Literatur weiterzuführen und sozusagen eine Goethe'sche Schule zu bilden. Die Abneigung gegen Wagner hat es Herrn Meinardus unmöglich gemacht, die Musik in irgend eine Beziehung zu der Weiterentwicklung der anderen Künste zu setzen, auch über die Zukunft derselben und die Aufgaben des Musikers weiß er nicht recht etwas Bestimmtes zu sagen. Er räth ihr, zurückzukehren zur „Einfachheit, gesetzlichen Wahrheit, wahren Gesetzlichkeit und deutschen Ehrfurcht vor dem sittlich Schönen und Guten." Das sind vortreffliche Rathschläge! Der Strom der Zeit rauscht indessen unaufhaltsam vorwärts und es hilft nichts, ihm Umkehr zu predigen. Nach vorwärts muß, auch wer ihn beherrschen will!

Diese Vorwürfe treffen jedoch das Buch selber eigentlich nicht, und können wir deßhalb, wenn wir von ihnen absehen, demselben fast überall aus vollem Herzen zustimmen. Herr Meinardus nimmt nacheinander alle Zweige der Musik durch, welche sich ins öffentliche Leben hineinerstrecken. Das Volkslied hat seine productive Kraft verloren, selbst die nationale Weise des letzten großen Krieges zählte schon ein Alter von dreißig Jahren. Immer mehr verdrängen gemeine Gassenhauer die alten schönen Weisen. Hier kann nur die Jugenderziehung Abhülfe schaffen, die von vornherein den musikalischen Menschen so bildet, daß ihn jene musikalischen Zoten anwidern. Auch die Militärmusik könnte viel zur Hebung der Volksmusik beitragen, während sie leider meist nur geistlose Märsche oder banale Opern-Melodien popularisirt. Auch die Leierkasten dienen vielfach, jene Gassenhauer umherzutragen, und müßten unseres Erachtens einer ästhetischen Controle unterworfen werden. Weiter bespricht der Verfasser die traurigen Verhältnisse der sogenannten Conservatorien, den Stolz des trockenen Wissens oder die Halbbildung, welche sie befördern, sowie den Leichtsinn, ja die Liederlichkeit, welche sie mehrfach in schlechten Geruch gebracht haben. Die eigentlich deutsche Musik ist noch immer die Instrumental-Musik, und so bleiben die Hofcapellen auch jetzt noch gewissermaßen ein Hort der deutschen Musik. Leider werden ihre Mitglieder aber durch Ueberarbeitung meistens zu Tagelöhnern degradirt; an ihren Spitzen stehen vielfach Männer ohne eigentliches Kunstgefühl, hochgekommen durch die Verhältnisse oder durch Unterstützung irgend einer Coterie, entweder Handwerker oder ohne die Fähigkeit, über ihre in den Knabenjahren von der Kunst gewonnenen Anschauungen hinauszukommen. Dem Volke selbst tritt die dramatische Musik am Energischsten ins Bewußtsein. Der Verfasser spricht ausführlich über unsre Bühnenmisère, und verleiht seiner Indignation über den Deutschland schändenden Kultus französischer Unzüchtigkeit à la Offenbach kräftigen Ausdruck.

*) Zwölf Briefe von Ludwig Meinardus. Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung. 1872.

Selbst die Café chantants werden von ihm gemustert, und gewiß mit Recht, denn um Kunstzustände zu charakterisiren, muß man sie in ihre letzten und schmutzigsten Ausläufer selbst verfolgen. Was sie bedeuten, hat wohl in den letzten Monaten jeder Berliner erfahren, denn ihnen verdankt er es, daß seine Ohren vom Morgen bis zum Abend mit dem sogenannten „Tingeltangel-Liede" zermartert worden sind.

Eine größere Ausführung widmet der klassisch gebildete Verfasser der Kirchenmusik und dem sogenannten Kirchenstile, indem er die Auffassung zu bekämpfen sucht, als gäbe es einen besonders für Oratorien qualificirten Kirchenstil. Wir stimmen ihm hierin durchaus bei: mag jeder Gott auf seine Weise loben, nur freilich muß man heraushören, daß er sich mit Göttlichem beschäftigt. Was er über die Weiterexistenz des Oratoriums als Kunstgattung überhaupt sagt, erscheint uns einigermaßen zweifelhaft. Endlich werden auch Gesang- und Tonkünstler-Vereine, sowie Konzerte und Musikfeste geschildert. Der Männergesang besonders fröhnt einer fast unerträglichen Mittelmäßigkeit: Beweis ist die über zwei Welten sich erstreckende Popularität von Franz Abt. Auch über die Konzert-Programme giebt es viel zu klagen, ihr geschmackloses Durcheinander, ihre ermüdende Ueberhäufung. Letzteres gilt auch von den Musikfesten, deren festliche Stimmung sonst immerhin dem wirklich künstlerischen Reproduciren einen sehr günstigen Boden darbietet. — Wie gesagt, Herr Meinardus hat Recht, seine Briefe als Jeremiaden zu bezeichnen, aber dieselben sind leider überall begründet. H. H.

Jean Paul, die heutige Philosophie und Naturwissenschaft.

II.

Die Mechanik der Natur- und Geisteskraft.

Jean Paul, in seiner wahrhaft humanen und im edelsten Sinne des Wortes liberalen, stets großartigen Weise, in seiner unausgesetzten Anschauung des ganzen kosmischen Lebens, im Größten wie im Kleinsten, weiß den präcisesten Unterschied zu machen unter seinen Zeitgenossen, zwischen jenen rohen Assistenten bei der Beobachtung und Analyse, Zergliederung des einzelnen Naturobjekts, welche von der Natur als Ganzem keine Ahnung haben, sondern immer nur von dem Gliede, welches sie eben tasten, Handlanger, welche noch heute den Namen bloßer Feldscheerer verdienen, wie man früher die Unter-Chirurgen zu nennen pflegte, die zur Hand sind, abzuschneiden auf Befehl ihrer Obern was abgeschnitten zu werden verdient, da es todt ist, und nur das Leben noch stört — er weiß einen Unterschied zu machen zwischen ihnen und Denen, welche dem Wesen alles Lebens wirklich auf der Spur sind, welchen es gewiß ist, daß es eine ihrer Selbst, wie des Universums sich bewußte Welt-Copula giebt, ein Band, welches von keiner Analyse, und wäre es die Spektralanalyse, erreicht, geschweige denn mit der Scheere, mit dem Messer eines Prosektors zerschnitten werden kann. Um so mehr bedauert schon Jean Paul, daß auch einige edlere Naturforscher sich zu Hypothesen fortreißen lassen, welche nie als wissenschaftlich sich bewahrheiten werden, da sie den Ursprung der Vernunft verkennen, da sie diese nicht an den Anfang der Dinge schon setzen, sondern sie sich nur erst im Causalnexus, im Fortgange des Lebensprocesses gefallen lassen, ohne zu fragen, wo und was oder vielmehr Wer ihr Ursprung ist. Und Jean Paul opponirt aufs Stärkste dagegen, und wird von jenem Schauder ergriffen, dessen wir schon oben erwähnten.

So heißt es bei ihm an dem angeführten Orte: „Begehen wir überhaupt nicht einen Fehler, daß wir die höheren Kräfte aus niederen entwickeln wollen und entstehen lassen, anstatt die Leiter umgekehrt an den Himmel anzusetzen, um auf ihr zur Erde herab zu steigen? Im niederen Wesen erscheint nur die Einschränkung und Hülfe des höheren. Unser Bewußtsein unserer Selber ist der Schlüssel der Welt, aber mehr der untermenschlichen als der übermenschlichen."

Woher kommt, setzen wir hinzu, all' das Vorbeifahren an dem, was das Wesen der Dinge ist, gerade meist von Seiten der sogenannten exakten Wissenschaft? Es kommt größtentheils daher, daß so Viele unserer Physiker auf dem Gebiete der Ideen völlige Fremdlinge sind; daß sie von einem geordneten Kosmos (dem vollendeten Ganzen) keine Vorstellung haben; daß sie immer nur an den Theilen der Sinnen-, der Erscheinungswelt, um jene zu zerlegen und wieder zu zerlegen, herumtasten und experimentiren; daß ihnen der heutige Darwin mit seinem „Kampf um die Existenz" ein willkommenes Leckermahl bereitet hat, an dem sie sich recht gütlich thun und wähnen, nun sei auch die Arbeit vollzogen, und die Welt bedürfe keiner anderen Erklärung mehr. Sie bedenken nicht, daß nicht Kampf, sondern Sieg das Höchste ist. Sie erkennen nicht, daß Reibung der Gegensätze, daß die Thatsache, daß Eines das Andere verdrängt und frißt, der Umstand, daß es einen Krieg Aller gegen Alle giebt, nur erst das Chaos ist, welches in allem zeitlichen und räumlichen Werden allerdings stets noch vorhanden sich zeigt, welches aber im Ganzen des kosmischen Seins überwunden sich offenbart. Unsere heutigen Maschinenbauer und rohen Materialisten, welche noch unverändert die Welt und den Menschen für eine Maschine erklären, würden den dumm nennen, welcher nach einem herrlichen Tonstück, etwa auf dem Fortepiano, sich aufmachte, um die Maschine, das Instrument in seine Tasten, Saiten, Hämmerchen, Stifte, Schrauben, den Resonanzboden zu zerlegen, um den Vogel zu entdecken, zu greifen, der so ergreifend, selbst Maschine im Maschinenkäfig, gesungen hat. Mit welchem Eigenschaftswort aber sollen wir den belegen, der den Körper des Menschen zergliedert, und weder im Kopfe noch im Rückenmark, weder im Cerebral- noch im Gangliensystem den Vogel der Seele entdeckt, und daraus den Schluß zieht, es giebt keine Seele. Und machen diese mehr als bornirten heutigen Naturforscher es mit Gott etwa anders, indem sie als Astronomen das Firmament mit dem Kometensucher durchforschen, mit Teleskop und Spektralanalyse die Sonne durchspähen, um einen leibhaftigen Gott zu sehen, wo möglich zu hören, und da sie ihn so nicht finden, behaupten: es ist kein Gott?

Nun weiß aber dieser atheistische Empiriker und Materialist von Heute sich Ersatz zu verschaffen. Er schafft sich eine neue Mythologie in zahllosen Atomen, ja er schafft sich und seines Gleichen ein exquisites Zwei-Göttersystem, genannt Affenvater und Affenmutter, denen wir Menschen unsere Existenz verdanken sollen. Und blicken wir hier auch in einen Abgrund des Ungethümen, des Fratzenhaften, Widerlichen, ja des Wahnsinns und der Unmöglichkeit, so werden wir noch gar von einem Terrorismus der Zukunft geschüttelt, von dem Schrecken, es könnte die Wissenschaft selbst verrückt werden, d. h. freilich nur die, welche sie repräsentiren wollen; es könnte und sei bereits die Tollheit, Raserei epidemisch geworden, denn es ist zur Schande des 19. Jahrhunderts in Wahrheit und als ausgemachte Thatsache zu constatiren, es giebt gegenwärtig in Deutschland, Frankreich, England, es giebt in beiden Hemisphären bereits eine Affengemeinde, deren fungirende Priester namhafte Naturforscher sind, die sich selbst für exakte Affen halten. Nur wolle man sich

och ja sehr hüten, auch solche Forscher eines derartigen Fanatismus zu zeihen, die von dem ganzen Ernste und dem erhabenen Probleme der gesunden Wissenschaft erfüllt sind, welche die wissenschaftliche Methode und Untersuchung in der strengsten Strenge ausüben, und auf ihrem Wege nur beiläufig zu Hypothesen gedrängt werden, die sie vielleicht sehr bald wieder aufgeben, wenn sie, rastlos fortschreitend, zu neuen Entdeckungen gelangen. Zu diesen schätzenswerthesten, edelsten Forschern, ehrenwerth in jedem Betracht, gehört jedenfalls auch der heutige Darwin. Bekanntlich war ja auch der treffliche, unvergeßliche Melchior Meyr der leiblichen Abstammung des Menschen von einem Affen gar nicht abgeneigt, so stark kann der Beste sich verirren.

Im Uebrigen aber sind die Verirrungen der Maschinenbauer — denn jedes Thier ist ja nach ihnen Maschine — allerdings bis zum Gräßlichen und Rasenden fortgeschritten. Das, was Jean Paul erst noch mit bloßer „Angst" erfüllte, macht in Bezug auf menschliche Unvernunft heute auf uns den Eindruck des Entsetzlichen.

Friedrich Richter sagt in der obigen genialen Darstellung von dem damaligen „Darwin": „Schon die bloße Angst, die jeden bei Darwin's Satze befällt, und ihm das Herz einkerkert, daß aus einem Lebensfädchen sich der ganze Weltknäuel aufzwirnt zur Wabe der Schöpfung, treibt zu weiteren, sogar kühnen Forschungen und — Annahmen. Woher aber überhaupt der angeborene, kaum der Theoriensucht weichende Abscheu vor einem geistigen Entstehen aus Körper-Mächten, vor jedem Uhr- und Räderwerk, das der Uhrmacher macht? — Ich frage woher; aber ich antworte: daher, weil wir selber ein viel höheres Bilden und Schaffen nicht nur kennen, sondern auch treiben, ja jedem niedrigeren, um es nur einigermaßen zu begreifen, unseres unterlegen müssen."

Und so entschieden hat Jean Paul auch darin Recht, und ahnt unsere Gegenwart, daß durch das heutige Irrenhaus-Wesen unserer Maschinenbauer und rohen Materialisten alle Errungenschaft bisheriger Psychologie, Anthropologie und Physiognomik von Grund aus gefährdet wird. Verweilen wir nur bei der letzteren einen Augenblick.

Betrachtet die Physiognomie der klügsten, schönsten und edelsten Thiere außer dem Menschen, meinetwegen den Elephanten, das Pferd und den Löwen. Vergleichet sie meinetwegen auch mit den unansehnlicheren und den dümmeren. Vergleichet sie aber auch mit dem Gesichtsausdruck des Menschen. Welche Unterschiede werden sich sofort herausstellen, welche Klüfte sich aufreißen! Zähmt, züchtet, dressirt, schult so viel ihr wollt, die beanlagteren, edleren Thiere. Es wird eine immense Verschiedenheit des Ausdrucks obwalten zwischen dem nichtssagenden Gansauge, dem blödsinnigen Schafskopf auf der einen, zwischen dem Blicke des Elephanten, des Pferdes, des Löwen auf der anderen Seite. Aber werdet ihr trotz aller Thiererziehung und -Züchtung je dem klügsten Thiere das entlocken können, was man Verklärung des Fleisches und Gesichtes an lebenden Menschen und sogar an Todten noch nennt? werdet ihr je einem Elephanten-, Pferde-, Löwenauge den Ausdruck des „Sonnenhaften" geben können? So sehr ist ein Unterschied zwischen Fleisch und Fleisch, zwischen Auge und Auge, zwischen Thier und Mensch, zwischen Instinkt und Geist.

Wie viel schärfer, weiter hinausdringend der Blick eines Adlers, eines Falken auch sein mag, als der eines Menschen, das Thier kennt sehr wohl den Unterschied zwischen Tag und Nacht, sein Instinkt noch dazu leitet es sicher auf jeder Fährte, aber das Thier sieht doch eigentlich die Sonne nicht, und sieht nicht den Sternenhimmel, es glotzt das Licht nur an, wie weit es ihm nützlich ist, zur Befriedigung seiner Sinnesbedürfnisse dient. Warum sieht es dennoch eigentlich die Sonne nicht, warum nicht den Sternenhimmel? Weil es von beiden kein Bewußtsein hat, weil es beide nicht denkt, weil der Unterschied zwischen dem Endlichen und Unendlichen in stockfinstere undurchdringliche Nacht beim Thier gehüllt ist.

Hier wollen wir schließen, indem wir uns damit begnügen, auf ein Geisteserzeugniß unseres unvergleichlichen Jean Paul dringend hingedeutet zu haben, welches meisterhaft darlegt, daß eine Mechanik des Himmels, der Erde, des Thieres und nun gar noch des Menschen, wenn sie das Gesammtwesen aller dieser, den letzten und absoluten Grund der Dinge darlegen soll, eine der größten Dummheiten ist, die je ein menschliches Gehirn ausgeheckt hat. Es ist freilich ein Vorzug des Menschen, daß er so dumm sein kann, wie das Unvermögen dazu ein Mangel des Thieres ist. Viel gefährlicher am Menschen ist es, wenn er aus Ueberschuß des Verstandes einen Schuß bekommt. Diesen Selbstschuß haben die heutigen Materialisten sich gegeben, d. h. sie sind übergeschnappt, sie leiden an speculativem oder physikalischem Wahnsinn, sie haben Selbstmord an ihrer Vernunft begangen.

Alexander Jung.

Hürtigheim, eine elsässische Landpfarrei.*)

Der rege Sinn für die Erforschung ihrer Landesgeschichte hat die Elsässer immerdar ausgezeichnet und Werken über dieselbe zum Dasein verholfen, welche eine weit über die Gränze des Landes hinausreichende Bedeutung haben. Aber ein so bevölkerter Landstrich mit einer so alten Civilisation und einer so mannigfaltigen Gruppirung des Anbau's birgt eine ungewöhnlich starke Fülle ortseigenthümlicher Besonderheiten und die bunteste Mosaik von Lokalgeschichten tritt daher dem allgemeinen Charakterbilde der alsatischen Vergangenheit ergänzend und erläuternd zur Seite. Dazu kommt die Verschiedenartigkeit des religiösen Bekenntnisses der Einwohner, die nach Katholiken, Lutheranern, Reformirten und Israeliten sich scheiden, und obgleich der Katholicismus mehr als volle zwei Drittheile der Gesammtzahl umfaßt, haben die kirchlichen Zustände einen großen Farbenreichthum aufzuweisen. Es ist an jedem einzelnen Orte unter diesen vielseitigen Gesichtspunkten in der That mehr geschehen, als man unter anderen Umständen erwarten dürfte; jede einzelne Landpfarrei, wofern sie an der großen Heerstraße liegt, könnte einen Schatz von historischen Berichten liefern.

So ist es nichts Wunderbares, wenn ein kleines Dorf in der Umgegend von Straßburg Stoff zu Anknüpfungen an die wichtigsten Phasen der alsatischen Entwickelung gewährt. Eine in kernigem Deutsch geschriebene Monographie, betitelt: „Eine Elsässische Landpfarrei," welche aus der Feder des dortigen Pfarrers A. Erichson sehr anziehende „geschichtliche Mittheilungen" über die Landgemeinde Hürtigheim enthält, ist ein schönes Beispiel hiervon. Der Professor der evangelischen Theologie, Herr Baum in Straßburg hat das allerliebste Büchlein mit einigen kräftigen Worten und sachgemäßen Mahnungen einge-

*) Eine Elsässische Landpfarrei. Geschichtliche Mittheilungen über Hürtigheim, von A. Erichson, Pfarrer daselbst. Straßburg. Silbermann'sche Buchdruckerei, G. Fischbach, Nachfolger 1872. (VI. u. 29. S.)

leitet, indem er den elsässischen Landsleuten die hohe Bedeutung der kirchlichen Lokalgeschichte an's Herz legt. Dieselbe ist nun zwar keineswegs bisher vernachlässigt worden, sondern sie wurde im Gegentheil seit den letzten drei Jahrzehnden recht wacker und erfolgreich gepflegt, aber es waren doch die kleineren Landgemeinden, wie es auch nach der Natur der Verhältnisse nicht anders sein konnte, ein wenig dabei zurückgeblieben und gar manches Erhebliche blieb in dunkelen Winkeln versteckt. Nun erwäge man jedoch, daß die Geschäfte einer Landpfarrei den Seelsorger ganz vorzüglich zum Studium der Ortsgeschichte auffordern. Er tritt seiner Gemeinde um vieles näher, wenn er sich mit ihrer Geschichte vertraut erweist und ihre Zustände aus den Anfängen kennen gelernt hat. Die Idee der geistigen Gemeinschaft mit den Pfarreingesessenen war es also, die Herrn Pfarrer Erichson zu seiner Arbeit befeuert hat. Und aus dieser liebevollen Hingabe an die Interessen des Orts ist eine zwar anspruchslose, aber achtbare und nachahmungswürdige Frucht entsprossen.

Die Landgemeinde Hürtigheim, in einer Urkunde von 778 Hirtunghaim, anno 1147 dagegen Hirtincheim genannt, ist ein lutherisches Pfarrdorf im Canton Truchtersheim unweit Straßburg. Es hat von alten Zeiten her dem Straßburger Patricier-Geschlechte der Herren von Zorn, und zwar den beiden Linien der Zorn von Plobsheim und der Zorn von Bulach, gemeinschaftlich gehört, jedoch zum vierten Theil auch dem Bischof von Straßburg, zu welcher Theilhaberschaft am Lehn im 17. Jahrhundert noch die aus Irland eingewanderte Familie der Mackau kam, deren Einer, Franz Joseph von Mackau, der 325ste Stättmeister (d. h. adelige Bürgermeister) von Straßburg, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts den Namen „Baron von Hürtigheim" annahm. Denselben Namen führte auch noch sein Sohn. Uebrigens haben die streng katholischen Mackau, welche den lutherischen Charakter des Dorfs unangetastet ließen, bis auf unsere Tage in der Geschichte des Elsasses einen ehrenvollen Ruf; die schändlichen Unterschleife, mit welchen unter Ludwig's XV. Regierung der königliche Prätor Freiherr Franz Joseph Klinglin die Stadt Straßburg dem Bankerutt nahe brachte, sind dazumal von dem „Freiherrn von Hürtigheim" zuerst aufgedeckt worden; es würde am Platze gewesen sein, wenn Herr Erichson dieses Verdienst des Hürtigheimer Franz Joseph Mackau erwähnt hätte. Dieser Mann hat außerdem höchst ausgezeichnete Nachkommen gehabt, unter Andern unter Ludwig Philipp's Regierung den berühmten Admiral Mackau.

Seine Evangelisirung verdankt Hürtigheim seinen im Reformations-Zeitalter sofort übergetretenen lutherischen Halbeigenthümern, den Herren von Zorn. Es ging im Anfang jener Epoche bei der Besetzung der Pfarrstellen etwas tumultuarisch zu, denn die Anzahl der ordinirten Geistlichen, welche der neuen Lehre sich zuwandten, war im Elsaß wenigstens keineswegs groß. Christoffel, Arzt am Blatterhause zu Straßburg, ist der erste evangelische Pfarrer von Hürtigheim gewesen, immerhin ein Mann von Gelehrsamkeit, der seinen Collegen zu Ittenheim, der ein Buchdrucker, den Amtsbruder von Illkirch, der ein Schuster, den in der Ruprechtsau, der ein Gärtner, und den evangelischen Pfarrer von Breuschwickersheim, der seines Zeichens ein Bauer von Ittenheim war, an Kenntniß des „lauteren Evangeliums" unzweifelhaft übertraf. In Zeiten voll Sturm und Drang sucht man sich zu behelfen. Und die Pfarrstellen in der Umgegend Straßburgs waren durchaus keine Pfründen; die Besoldung der Seelsorger war selbst für die damaligen Geldverhältnisse geradezu erbärmlich; im 16. und 17. Jahrhundert hatten Hürtigheim und das benachbarte Handschuhheim einen gemeinsamen Pfarrer, der in Straßburg wohnte, meist ein Candidat der Theologie oder „Seminarist" war und kaum einen halben Gulden wöchentlich von jeder Gemeinde bekam. 1554 klagt ein solcher Märtyrer der Pflichttreue, „daß seine Besoldung kaum hinreiche, in Straßburg sein Kostgeld und auf den Dörfern den Wirth zu bezahlen und ihm nie erlaube ein Kleid oder ein Buch zu kaufen." — Im 18. Jahrhundert belief sich die Besoldung auf 60 Viertel Frucht zu 60 Gulden gerechnet, obgleich alle Lebensbedürfnisse schon damals bedeutend im Preise gestiegen waren. Nachmals wohnte der Pfarrer für Hürtigheim in Oberhausbergen, und ein Bauer von ersterem Orte mußte ihn jeden Sonntag gegen Entgeld von sieben Viertel Frucht auf's Jahr zum Gottesdienst abholen. Winters kam er schon am Sonnabend und ertheilte nothdürftig den Religionsunterricht. Es war eine sogenannte „Reitpfarre."

Unter den Geistlichen, die im 17. und 18. Jahrhundert an der Spitze von Hürtigheim standen, glaubt der Verfasser nur Oseas Schadaeus (Hosea Schade) hervorheben zu müssen. Der hat 1586 bis 1626 gelebt und ist weniger durch seine von Herrn Erichson erwähnten ziemlich unsauberen Controversschriften gegen das „apokalyptische Thier," als durch seine leider nicht genannte patriotische Verherrlichung des Straßburger Münsters berühmt, nämlich durch sein: „Summum Argentoratensium templum: Das ist: Ausführliche und Eigendtliche Beschreibung deß viel künstlichen, sehr kostbaren und in aller Welt berühmten Münsters zu Straßburg." (Straßburg 1617, in 4. mit Kupferstichen von Isaak Brunn.) Oseas Schadaeus hat nur während der zwei Jahre 1607 und 1608 zu Hürtigheim die Stelle verwaltet; danach ward er Pfarrer in dem später zum Katholicismus zurückgekehrten Düttlenheim, dann, in Straßburg angestellt, Diakon zu Alt St. Peter und Pfarrer zu St. Nicolai. Er hat tüchtig an dem Werke geholfen, daß von den Fanatikern beider Parteien der dreißigjährige Krieg zusammengeblasen ward.

Was dieser fürchterliche Krieg für das Elsaß zu bedeuten gehabt, davon hat auch Hürtigheim, so klein es war, zu erzählen gewußt. Noch 1660 klagt die „Renovatio Hürtigheimischen Kirchengutes" über die traurigen Folgen, die das Elend der Kriegsjahre über den Ackerbau und Güterbestand gebracht, über die Zerstückelung, Verschuldung und Verschleuderung, welche auch die wieder angebauten Grundstücke entwerthe. Es waren 1648 nach dem Friedensschlusse nur noch 27 Haushaltungen am Orte übrig; die Führung der Kirchenregister war gänzlich in Verfall gerathen, die nach Straßburg geflüchteten Einwohner hatten ihre Taufen, Ehen und Beerdigungen an ihrem Zufluchtsorte einschreiben lassen und auf dem Dörflein hatte man nur an das nackte Leben gedacht. So tief war der Wohlstand der Gemeinde gesunken, daß die Fenster und das Gestühl in der Kirche nebst der Bretterwand um den Friedhof, welche die Soldaten während des 30jährigen Krieges zertrümmert hatten, erst anno 1680 u. 1682 wieder ausgebessert wurden! . . . Wenige Jahre vorher, anno 1676, bald nach Turenne's Sieg bei Türckheim im Münsterthal, wurde ein blos zinnerner Abendmahlskelch mit Patene gekauft, „weil man wegen der streiffenden französischen Partheien den silbernen Kelch auf's Land nicht getrauete mit sich hinauszunehmen." Auf die Greuel des 30jährigen Krieges war die Schreckenszeit der Bourbonischen Eroberungskriege gefolgt, und als diese ein Jahrhundert verschollen waren, haben die Schrecken der französischen Revolution das Andenken an die schweren Trübsale der Großväter aufgefrischt.

Wir schließen hier unsere Andeutungen über den reichen Inhalt des Erichson'schen Büchleins. Die alte St. Velten- („oder Valentin-") Kapelle, die den Katholiken trotz der Reformation ein Heiligthum blieb, ist 1864 durch ein geräumiges, lichtvolles

Gotteshaus ersetzt worden, und die in allen Stürmen der Zeit unerschüttert gebliebene evangelische Gemeinde erfreut sich eines kräftigen Wachsthums. Unter den Fittichen des Geistes der Duldung und Versöhnlichkeit, dem sie ihre Erhaltung verdankt, wird sie sicher in Frieden fortwachsen und den neuen Zeiten entgegenreifen, welche die Vorsehung den deutschen Landen und mit ihnen dem Elsaß bereitet. Trauttwein von Belle.

Oesterreich-Ungarn.

Maurus Jókai.

Mehr als fünf Jahre sind vergangen, seitdem Ungarn nur in Beziehung auf die auswärtige Politik zugleich mit dem cisleithanischen Oesterreich von einem Reichsministerium geleitet wird, sonst aber eine politische Selbständigkeit besitzt, und während dieser Zeit hat sich die Befürchtung nicht realisirt, die ungarischen Volksführer würden die einmal festgesetzten Gränzen der Autonomie ihres Landes verrücken und den Versuch machen, Ungarn von Oesterreich ganz loszulösen. Die ungarische Nation giebt das seltene Beispiel einer hohen Selbsterkenntniß und Selbstbeherrschung, trotzdem sie von Natur zur Eitelkeit und zu übertriebenem Selbstvertrauen hinneigt. Sowohl die Deakisten als auch die Linke halten fest an der Dynastie Habsburg und sehen nur in dem Zusammenhang mit dem übrigen Oesterreich die Sicherheit ihrer staatlichen Existenz und Selbständigkeit. Wenn aber ein Volk, welches durch eine eigenthümliche geschichtliche Entwickelung in eine völlige Zusammengehörigkeit mit ihm fremden Nationalitäten gerieth und so seine politische Selbständigkeit verlor, zur Wiedererlangung des verlorenen Gutes berechtigt ist, so ist es gewiß dasjenige, welches sich in diesem Bestreben maßvoll beweist und die realen Verhältnisse zu berücksichtigen versteht. Nur wenige Jahre besteht das selbständige Königreich Ungarn, aber keiner, der politische Thatsachen zu würdigen versteht, zweifelt an die Fortexistenz dieses Staatswesens, befürchtet die Wiederherstellung der Zustände vor 1867. In der kurzen Zeit hat Ungarn bewiesen, daß es zur Selbstverwaltung, zur politischen Freiheit befähigt sei, daß es verstehe, einmal erlangte Rechte zu wahren.

Welchen Umständen hat aber dieses Land zu verdanken, daß es so rasch aus der politischen Abhängigkeit in die Selbständigkeit sich hineinleben konnte? — Seiner eigenthümlichen und doch gesunden Kultur-Entwickelung, seiner eigenen ausgebildeten Sprache und seiner schönen Literatur. Diese bildet das Hauptfeld der geistigen Thätigkeit der ausgezeichneteren Geister Ungarns, und sie erfuhr auch in der kurzen Zeit des Bestehens der modernen ungarischen Literatur eine Ausbildung, die ihre Bellettristik auf eine fast ebenso hohe Stufe stellt, sowohl in Beziehung auf den Inhalt, als auch auf die Darstellungsform, wie die deutsche und englische Bellettristik. In Ungarn sind die meisten hervorragenden Politiker Schriftsteller und die vorzüglicheren Schriftsteller Romanciers. Daher der innige Zusammenhang der ungarischen Bellettristik mit den nationalen Bestrebungen, die außerordentliche Einwirkung dieser Literatur-Gattung auf die nationale Erhebung, eine Einwirkung, wie solche in keinem andern Lande durch ein specielles Gebiet der Literatur hervorgebracht worden.

Die Berechtigung dieser Behauptung beweisen die vorliegenden humoristischen Erzählungen von Jókai.*) Diese Erzählungen führen nicht nur den Titel: „humoristische“, während sie thatsächlich nur spaßig sind, wie die meisten sogenannten Erzeugnisse der deutschen Literatur, sondern sie sind wirklich humoristisch; Ernst und Scherz sind innigst durch einander verwebt, die Misère des Lebens und die heiteren Episoden desselben wissen sie in einer knappen und doch gefälligen Sprache naturgetreu wiederzugeben; eine empfindende Seele würde stellenweise mit Thränen in den Augen lachen. Der Leser bewegt sich fortwährend im ungarischen Volks- und Gesellschaftsleben; er hat nicht die Mühe, Einleitungen zu überwinden, um die verschiedenen ihm vorgeführten Situationen sich zurechtzulegen, sondern er findet sich durch die natürliche und deshalb klare Darstellungsform mitten im Gedrang sofort zurecht. Der Dichter schildert nicht seine Schöpfungen, bevor er sie handelnd einführt, sondern er läßt sie gleich hervortreten, und schon aus den ersten Handlungen erkennen. Die Charakterbildungen Jókai's sind einfache, natürliche und sprechen deshalb uns sofort an oder stoßen uns sofort ab; so ermüdet weder der Leser, wie bei der Lectüre vieler englischer Romane, noch fühlt er sich nach einer mehrstündigen Lectüre abgespannt, wie bei den französischen Romanen.

Ein ungarischer Kritiker, der daneben selbst vorzüglicher Romanschriftsteller, schrieb über Jókai: „Er ist nicht bloß Schriftsteller, er ist wahrhafter Dichter. Im Humor weicht er in nichts den besten englischen, in der Leichtigkeit in nichts den graciösesten französischen Schriftstellern, und an humaner Weltanschauung in nichts den deutschen. Sein Genie schlüpft überall durch und bricht sich überall Bahn, gleich dem Sonnenstrahle. Jedes Werk ist so sehr sein eigen, von einer so besonderen Individualität, die kaum nachahmbar, von Niemanden übertreffbar und durch Andere durchaus nicht ablernbar ist. Er schreibt viel**) und leider oft sehr flüchtig; aber auch das Flüchtige ist in einem oder anderen Bezuge höchst interessant, oft sogar hinreißend. Seine der ungarischen Welt entnommenen Typen sind außerordentlich wahr, Fleisch und Blut, ja noch mehr, ungarisch an Seele und Gemüth. Als Naturschilderer stets kurz, doch geborener Maler, zaubert er mit künstlerischen Strichen im Nu ein Tableau hin, das auch in Erinnerung dessen, der jene Gegend nie sah, fortlebt und sinnlich begreifbar ist.“ Leopold Auerbach.

Aus Böhmen.

Zwei confiscirte politische Schriften.

Wir könnten es geschichtlich nachweisen, daß schon die Urväter der feudalen Cavaliere Böhmens sich von Zeit zu Zeit als Publicisten versucht. Die Lorbeeren, welche diese dafür, natürlich zu allermeist bei ihren Gesinnungsgenossen gepflückt, ließen auch den Gaugrafen von Smeczea, den halben Vater des „Vaterland“ — der andere halbe Vater des unter dem Titel „Vaterland“ in

*) Achtzehn humoristische Erzählungen von Maurus Jókai. Aus dem Ungarischen übersetzt von einem Landsmanne und Jugendfreunde des Dichters. Zwei Bände. Bremen, J. Kühtmann's Buchhandlung, 1872.

**) Jókai, jetzt erst 47 Jahre alt, veröffentlichte in kaum mehr als zwanzig Jahren 140 Bände, welche 23 größere Romane, 7 Dramen, 314 Novellen enthalten, welche in 513,000 Bänden in Ungarn verbreitet sind. In's Deutsche übertragen ist neben den hier besprochenen Erzählungen einer der neuesten Romane Jókai's „Schwarze Diamanten“ (1871, 5 Bde.).

Wien erscheinenden ominösen Blattes ist Graf Leo Thun — ließen auch den Hrn. Grafen Heinrich Clam-Martinitz nicht ruhen, und dem Beispiele seiner edlen Väter folgend, gab er anonym eine Broschüre heraus, „Der Wahlsieg der Verfassungstreuen in Böhmen im April 1872 und seine Bedeutung im österreichischen Verfassungsleben", welche in Leipzig das Licht der Welt erblickte. Wir glauben es gern, daß Hr. Graf Clam-Martinitz Gründe dafür gehabt, seinen Namen nicht auf die Broschüre zu schreiben; einer derselben dürfte der sein, daß er zu dieser Schrift nicht viel zu schreiben hatte. Gleich jenem Schriftsteller, den Bulwer in seinem „Eugen Aram" so trefflich schildert, schnitt er nicht einzelne Stellen, sondern ganze Leitartikel aus der in Prag erscheinenden „Politik" heraus, welche sich das Verdienst anrechnen darf, in möglichst unelegantem Style in deutscher Sprache die deutschen Verhältnisse zu schmähen. Ja, nicht einmal in den einleitenden Bemerkungen kann sich der anonyme Verfasser rühmen, seinen eigenen Gedanken zu begegnen, denn den modernen Constitutionalismus, „diesen ganzen Modus moderner Völkerbeglückung für einen großen Humbug erklären" hat vor ihm schon so mancher Andere gethan.

Speciell auf die Verhältnisse in Böhmen übergehend, wo zwei Nationalitäten in ungleicher Bevölkerung neben einander leben, glaubt der Verfasser, daß ein Nationalitäten-Gesetz die Herrschaft der einen Nation über die andere verhüten könnte und schlägt dazu jenes Gesetz vor, welches von den Tschechen unter der unseligen Aera Hohenwart ausgearbeitet wurde, und das bei tiefeingehendem Studium nur eine Suprematie der Tschechen über die Deutschen in Böhmen erkennen ließ. Dem Verfasser war es aber nicht um dieses Nationalitäten-Gesetz, sondern ihm war es darum zu thun, vom feudalen Standpunkte die jetzige verfassungstreue Majorität im böhmischen Landtage zu verunglimpfen, sie durch eine Verdrehung der Verhältnisse als eine ungesetzliche zu verschreien, und dies vermochte er eben nur durch jene Citate aus der „Politik", deren betreffende Nummern wegen ihren, die öffentliche Ruhe störenden Inhalts confiscirt wurden. Was ist aber eine Confiscation unter unsern Verhältnissen, wo es höchstens möglich wird, alle Post-Exemplare einer Zeitung in Beschlag zu nehmen — es wird selten einen Abonnenten dieses Blattes in Prag geben, dem nicht jede confiscirte Nummer trotz aller Umsicht zugekommen, und so konnte auch der Verfasser jener Broschüre zu allen confiscirten Nummern der „Politik" gelangen, die er nun zur Erheiterung seiner Gesinnungsgenossen excerpiren konnte, denn Leser, welche nicht gleicher Gesinnung, werfen die Schrift kaum zur Hälfte gelesen, gewiß mit Verachtung weg.

Wenn man weiß, welche Agitationen sich die tschechisch-feudale Partei bei Landtagswahlen bedient, wie sie z. B. die Bauern ganzer Gegenden aufgehetzt, einem adeligen Zuckerfabrikanten keine Zuckerrübe zu verkaufen, weil er gegen die feudale Wählerliste gestimmt, muß man darüber verächtlich lachen, wenn der Verfasser, wie es seiner Zeit auch in der „Politik" geschehen war, darüber klagt, daß die Regierung sich eine Partei zu schaffen bestrebt, was doch bekanntlich ein constitutioneller Usus. Noch verächtlicher muß man das Klagen des Verfassers über den „Chabrus" finden (ein Ausdruck im jüdischen Jargon für gesellschaftlich abgemachte Geschäfte), durch welchen mehrere deutsche Güter in Böhmen angekauft, während es notorisch ist, daß dieser „Chabrus" schon von feudalen Cavalieren geübt worden, ehe verfassungstreue Gutsbesitzer daran gedacht, sich auf diese Weise eine Wählerstimme zu verschaffen. In neuester Zeit ist es auch klar geworden, auf welche Weise Tschechen zu Güterbesitz gelangen konnten, die wenige Wochen vorher noch keine Ahnung davon hatten, Herr einer Domäne zu sein. Die Živnostenka banka (ein tschechisches Bankinstitut) und die Záložna (Vorschußkassen) wußten darüber das allermeiste zu erzählen. Daß diesem Beispiele auch verfassungstreue Geldmänner folgten, und ohne in gesellschaftlichen Verkehr zu treten, sich für eigene Rechnung zum Fortbesitz Domänen in Böhmen kauften, indeß die vom tschechischen Chabrus gekauften nach der Landtagswahl wieder zum Losschlagen kamen, und daß durch diesen Güterankauf der Constitutionellen die Zahl der verfassungstreuen Wähler jene der feudalen überstieg und dadurch die Regierung eine Majorität im böhmischen Landtage erlangte — das erfüllte schon damals, das erfüllt noch jetzt den Verfasser mit einem tiefen Ingrimm, dem er in der Broschüre in einem eigenen Capitel „Kritik der rectificirten Wählerliste", in einer nichts weniger als noblen Schreibweise besondern Ausdruck verleiht. Nach Antecedentien urtheilend, fand es der Statthalter für gerathen, für den Wahltag besondere Vorbereitungen zu treffen; durch dieselben wurde natürlich jede Ausschreitung ferngehalten, und da keine Ruhestörung vorgekommen, frugen damals die Tschechen, frägt heute der anonyme Broschürenschreiber, wozu diese Vorkehrungen gesollt, und doch wissen alle sehr gut, was sich an solchen Tagen ohne Vorkehrungen Alles zugetragen.

Nach ganz eigenthümlichen Deductionen bringt Graf Clam die Gründung eines Credit foncier mit diesen Landtagswahlen in Verbindung, und macht dann der Regierung Vorwürfe, daß sie denjenigen, welche sich im Interesse der Verfassung bei den Landtagswahlen besonders hervorgethan, Auszeichnungen zugedacht. Der Herr Graf scheint es vergessen zu haben, daß Minister Hohenwart für viel geringere, die Verfassung schädigende Dienstleistungen Ordensdecorationen zu vertheilen sich veranlaßt fand. Den Schluß der Broschüre bilden einige zu Gunsten der Feudalen tönende, herausgerissene Zeitungsexcerpte, denen einige Betrachtungen angehängt sind, die wahrlich nicht ohne Beigeschmack von Gemeinheit.

Nach der Inhaltsangabe wirft sich nun die Frage auf, warum diese Broschüre in Prag confiscirt wurde. Rechtfertigen läßt sich wohl alles, muthmaßlich darum, weil die meisten Zeitungsblätter, welche das Material zu derselben lieferten, ihrer Zeit in Prag ebenfalls confiscirt wurden. Ob aber durch die Confiscation der Zweck, die Weiterverbreitung zu verhüten, erreicht wurde, läßt sich mit einem entschiedenen „Nein" beantworten, da sich die Beschlagnahme nur auf Prag beschränkte und man diese Broschüre aus Wien und noch näher liegenden Orten beziehen konnte.

Unerklärlich erscheint die Confiscation der zweiten Broschüre: „Die Corruption in Oesterreich. Ein Beitag zur Charakteristik der österreichischen Verhältnisse, Leipzig, 1872". Weniger sicher als bei der ersten, läßt sich bei dieser deren Verfasser angeben, Eines steht dabei fest, daß sie aus der Feder eines Journalisten geflossen, dem seine Stellung bei irgend einem verfassungstreuen Blatte verleidet wurde, und der dafür aus unüberlegter Rancune über die ganze Partei und vorzüglich über die verfassungstreue Regierung herfällt. Den Umständen aber, die nach seiner Angabe nur in Oesterreich gefunden werden sollen, begegnet man auch in anderen Staaten. Auch in manchem andern Staate findet man, daß der Schwindel, die Bestechlichkeit, die Käuflichkeit der Gesinnung, der niedrigste Eigennutz nicht nur daselbst angetroffen werden, sondern daß man sie mitunter wie unvermeidliche Dinge betrachtet, welche nun einmal zum menschlichen Leben gehören und daß man ihre Anwendung sogar, wenn dieselbe nur nicht mit dem Gesetze in Conflict bringt, als ein Zeichen von persönlicher Thätigkeit anerkennt. Wir brauchen in dieser Beziehung nicht nach Amerika zu zeigen,

wir würden dergleichen auch in Europa da und dort finden, was der gereizte anonyme Verfasser der genannten confiscirten Broschüre nur in Oesterreich anzutreffen angiebt. Und daß man denjenigen, der durch sie Einfluß, Reichthum, Titel, hohe Ehrenstellen erworben hat, ganz besonders ehrt und achtet, das sei ebenfalls eine Corruption, der man nach des Verfassers Ansicht nur in Oesterreich in gleichem Maße wie in Frankreich begegnet, die wir aber auch in andern Staaten Europa's, z. B. in Spanien nachweisen könnten, wenn es uns überhaupt darum zu thun wäre, in diese als Eintagsfliege zu betrachtende Broschüre tiefer einzugehen. Wenn der Verfasser glaubt, daß er durch seine Broschüre in Oesterreich einen überzeugenden Zweck erreichen könne, so ist er gewiß im gewaltigen Irrthume, und darum war es wahrhaftig nicht nöthig, auch diese Broschüre mit Beschlag zu belegen. Wer sie durchliest wird erkennen, daß dem Verfasser nur Neid und ähnliche Rücksichten geleitet, gegen den verstorbenen Dr. Max Friedländer zu schreiben, der in seinen publicistischen Kinderjahren ein größeres Talent gewesen als es der Anonymus jemals zu werden im Stande ist, wenn er sich auch darauf etwas einbilden mag, das Concordat als die erste politische Corruption in Oesterreich zu bezeichnen. Der Börsen-, Gründungs- und Actienschwindel ist ebenfalls kein ausschließliches Eigenthum Oesterreichs, so wenig, wie der Credit foncier, dem man dem Wesen nach in den meisten Staaten Europa's begegnet. Daß Anonymus den Staatsbahnverkauf (resp. die neunzigjährige Verpachtung unter Minister Bruck) als das ausschließliche Produkt einer politischen Corruption bezeichnet, zeigt wie wenig er die damaligen Zeitverhältnisse in Oesterreich kennt oder studirt hat. Wie der Verfasser endlich dazu kömmt, die jüngsten Landtagswahlen in Böhmen als das Produkt der „Corruption in Oesterreich" zu bezeichnen, darüber ist er die eingehenden Beweise schuldig geblieben. Der das Prioritätsrecht besitzende feudale „Chabrus" beweist ihm, daß sie, wenn wirklich, nur das Produkt einer tschechisch-feudalen Corruption. Während wir diese Zeilen schreiben, wird sich der Anonymus schon überzeugt haben, daß seine Schrift ohne Erfolg geblieben, und darum unterbleibt jedes weitere Eingehen in dieselbe. Dr. — s — r.

Italien.

Die Quellen der römischen Petrus-Sage.

Im Februar dieses Jahres fand bekanntlich in Rom eine Disputation katholischer und protestantischer Theologen über die römischen Reisen des Apostel Petrus statt. Der Papst hatte wider Erwarten seine Einwilligung dazu gegeben, daß katholische Theologen den Kampf aufnehmen und die geschichtliche Begründung der durch Tradition überkommenen Sage durchführen sollten. Der Eindruck, den die Disputation zurückließ, war kein befriedigender. Weder die Angreifer noch die Vertheidiger schienen über den Gegenstand gehörige Quellenstudien gemacht zu haben.

Nicht lange nach diesem Ereigniß veröffentlichte Professor Lipsius in Kiel eine Schrift, betitelt: „Die Quellen der römischen Petrus-Sage, kritisch untersucht*)"; in welcher er mit wissenschaftlicher Schärfe die einzelnen Quellen gehörig sichtet und somit die kulturhistorische Bedeutung der Petrussage klar erkennen läßt. Die Schrift hat keineswegs zum Zweck, kritisch zu untersuchen, ob Petrus wirklich in Rom gewesen, oder nicht, denn dieses Moment mußte als ein sagenhaftes, als historisch unerweisbar der ganzen Untersuchung vorausgesetzt werden. Allein unter welchen Gesichtspunkten die Christen der ersten Jahrhunderte die Sage über die Reise des Petrus nach Rom kennen gelernt, dies konnte durch eine kritische Quellen-Untersuchung erkannt werden, und zu dieser Erkenntniß hat auch Lipsius durch das genannte Buch sehr viel beigetragen.

Die Schriften, aus welchen wir die Petrus-Sage kennen, zerfallen in drei große Gruppen, die nach ihrem Ursprung und nach ihrer Tendenz wesentlich verschieden sind. Bekanntlich hielten die ersten christlichen Gemeinden noch fest an dem jüdischen Recht, erst durch Paulus befreite sich das Christenthum von den jüdischen Vorschriften und Ceremonien, indem es zu dem eigentlichen Kern seines Glaubens die Göttlichkeit Jesu machte. In dieser verjüngten Form erlangte das Christenthum unter den Heiden zahlreiche Anhänger, die von den palästinensischen christlichen Gemeinden Heiden-Christen genannt wurden. Sie selbst wurden mit dem Namen „Ebioniten" (Arme) bezeichnet. Aus den Heiden-Christen sonderte sich wiederum eine Sekte ab, die durch eine Nutzbarmachung der zur Zeit geltenden Philosophien für den christlichen Messiasglauben vom Glauben zur Erkenntniß zu gelangen versuchte, die Gnostiker. Die Heiden-Christen, die zwischen den Ebioniten und den Gnostikern eine vermittelnde Stellung einnahmen und auch bald die zahlreichsten und meisten Gemeinden bildeten, bezeichneten sich schon im zweiten Jahrhundert des Christenthums als die katholische allgemein giltige Kirche.

Diese drei ersten Ausläufer des Christenthums hatten über das Leben und Wirken des Apostel Petrus selbständig sich einen Sagenkreis ausgebildet, so daß ursprünglich drei Petrus-Sagen, eine ebionitische, eine gnostische und eine katholische existirten, die in den späteren Jahrhunderten einen Mischungs-Proceß erlitten. Diese Mischung zu analysiren machte sich, wie schon bemerkt, Lipsius zur Aufgabe, und prüft zu diesem Zweck zuerst die ebionitischen Quellen der Petrus-Sage, darnach die katholischen Acten des Petrus und Paulus und zuletzt die Ueberreste von gnostischen Acten beider Apostel.

*) Kiel, Schwers'sche Buchhandlung, 1872.

Rußland.

Die Werkstätte musivischer Bilder bei St. Petersburg.

So wie St. Peters Dom zu Rom, ist auch der Isaaksdom in Petersburg ein Unicum; es giebt in der Welt nicht seines Gleichen! Der Riesentempel ist von außen mit geschliffenem grauen Granit, von innen mit Marmor aller Farben bekleidet; von vier Seiten führen kolossale Treppen aus dem ersteren Gestein zu einer Colonnade, die den Bau umgiebt, die rothen hohen Porphyr-Säulen sind sämmtlich Monolithen. Zu schwindelnder Höhe baut sich die Kuppel auf; von der sie außen umgebenden Galerie hat man die reizendste Aussicht auf die Zaarenstadt mit ihren Vorstädten auf die grünbebuschten Newa-Inseln, blickt ostwärts auf die Paläste und Parks von Gatschina, Pawlowsk, Zarskojeselo und Katherinenhof, Newa aufwärts, in weiter Ferne sieht man den Ladoga mit Schlüsselburg, — des „armen Iwan" Gefängniß, — abwärts die Schlösser Oranienbaum und Peterhof, mit seinem himmlisch schönen Garten und den großartigen Wasser-

künsten; schließlich begränzt den Umblick der Finnische Meerbusen.

Wer je hier oben stand und schaute, der wird den Anblick nie vergessen, und würde er tausend Jahre alt. Ist das Aeußere des Domes über die Maaßen prächtig und überwältigend, so birgt sein Inneres gleichen Glanz. Vor allem Andern muß das einzige Fenster der Kirche genannt werden: es ist wohl hundertfünfzig Fuß hoch und zeigt in herrlichster Glasmalerei das Bild des Christos redemptor mit der Kreuzesfahne. Ist's nicht ein herrlicher Gedanke, das Sonnenlicht nur durch des Heilands Gestalt in dessen Tempel fallen zu lassen, ihn somit als Lichtesspender der Gemeinde darzustellen? In keiner deutschen Kirche habe ich solch' hehren Gedanken je so verkörpert gesehen! Den Hochaltar, den Bogen über ihm, die vielen Seitenaltäre schmücken Oelgemälde von den Künstlern Brüllov, Neef und Bassin; (sie zu remplaciren durch die unvergänglichen Mosaiken, gründete der Kaiser Nikolaus die Werkstatt im Dörfchen Alexandrowski an der Newa). In der Kuppel schwebt des heiligen Geistes Sinnbild, eine weiße Taube aus dem Marmor von Carrara gemeißelt, von 5 Fuß Höhe, 6 Fuß Flügelbreite, die, von dem Boden unter ihr gesehen, nicht größer, als eine natürliche erscheint. Die Stufen, die zum Hauptaltar führen, die äußern Säulen desselben, wie die Balustrade, sind von geschliffenem Malachit, die innere aber Lapislazuli. Von Gold und Edelsteinen strotzen die Altäre.

Das ist der heilige Raum, der die musivischen Bilder, von denen ich eigentlich reden will, aufnehmen soll; — darum jetzt zu ihnen!

Alexandrowski ist ein freundlich Dörfchen, 4 bis 5 Werst etwa, am linken Newa-Ufer hingestreckt, von Petersburg ostwärts gelegen; viel reiche Residenzler haben sich hier angebaut, bewohnen es den Sommer über, haben es mit Villen aller Art und Styl geschmückt. Hier liegt die große Porzellanfabrik, von der großen Katharine angelegt, die die Prachtvasen geliefert, welche die Schlösser der deutschen Fürsten, namentlich der preußischen, schmücken, die wir in Charlottenburg und Potsdam bewundern.

In der Nachbarschaft erheben sich die Gebäude der Mosaiken-Fabrik; sie enthalten eine Glashütte, ein chemisches Laboratorium, das Atelier der Künstler, in dem die Bilder gefertigt werden und das Magazin für fertige Farbenstifte. — In der Glashütte sind einzig Landeskinder, Russen, beschäftigt, sie machen die Roharbeit, das Glas; im Laboratorium, wohin sie dieses liefern, arbeiten lauter Deutsche; sie geben den Gläsern, die sie vor dem Löthrohr wieder schmelzen und mit Farbestoffen mischen, die Tinten alle, welche das Bild, das sie herstellen wollen, erfordert, das Bildniß selber geht aus römischen Händen hervor, — die Künstler gehören sämmtlich der heiligen Siebenhügel-Stadt an. — In drei Etagen über einander fertigen sie die Riesenbilder, Copien der vorerwähnten Oelgemälde in der Isaaks-Kirche, an deren Platz sie treten, sobald sie fertig sind. Ein Kasten von Granit, gleichwie ein Mumien-Sarg, von selber Höhe und Breite, wie das Originalbild, wird innen mit einer Lage von Cement bestrichen; in ihm befestigen die Künstler die gefärbten Stifte von 5 Zoll Länge, denen sie die nöthige Gestalt durch Schleifung ihrer Seitenflächen geben. — Vor zehn Jahren, als ich das Institut besuchte, besaß man dort bereits mehr als 40,000 verschiedene Nuancen solcher Farbenstifte. Die Bilder gehören sämmtlich der byzantinischen Schule an; den Goldgrund derselben, die leichteste mechanische Arbeit vollziehen Russen, die sehr gelehrigen Schüler der Italiäner. — Ist ein Bild vollendet, wird es horizontal in seinem Kasten, mit dem es Eins geworden, umgelegt, man schleift nun und polirt die Oberfläche wie einen Spiegel mit Smirgel und dem allerfeinsten Sand; — ist's so abgeschliffen, sind alle Unebenheiten verschwunden, hält man es, in nächster Nähe selbst, für ein Gemälde, nicht aber für Mosaik.

Da die Farbe das Material total durchdrungen, hat das Bild eine Dicke von 5 Zoll, trotzt jeder Witterungs-Unbill, ja selbst Verletzungen, da man bei solchen es nur tiefer abzuschleifen braucht, um es in integrum zu repariren. — Der Gründer dieser Anstalt ist Professor Rafaelli, seit mehreren Jahren bereits mit 3000 Rubeln pensionirt; er brachte seine Jünger mit von Rom, die stets durch Neuankommende sich recrutiren. Ein jedes Bild kostet dem Kaiser ein Minimum von 30,000 Rubeln; die Arbeit selber aber wird mit etwa 6000 Rubeln honorirt, wahrscheinlich zu ungleichen Theilen, da die Fertigung der Köpfe, Hände mehr Kunst erfordert, als die der Gewandung und gar des goldenen Grundes. — Erwägt man, daß die Vollendung eines Bildes drei Jahre unausgesetzter fleißiger Arbeit bedarf, muß man erkennen, daß das Verdienst dabei bei Weitem größer ist, als der Verdienst! — Bis heute hat das Atelier lediglich für die Kirche des heil. Isaak geschafft, ob es — wenn sie versorgt, auch Profangegenstände schaffen werde, ist mir nicht bekannt, wohl aber verlautet, Kaiser Alexander wolle das Institut als allzukostspielig eingehen lassen. Das wäre wahrlich schade!

W. Radloff: Volksliteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens.*)

Der mit unendlichem Fleiß und unter Ueberwindung bedeutender Schwierigkeiten stets rüstig fortschreitende Sammler hat jetzt den vierten Band seines Werkes erscheinen lassen. Neben dem Original giebt er eine sorgsame deutsche Uebersetzung, welche nothwendig ist, um seine interessanten Sammlungen einem größeren Kreise zugänglich zu machen. Von Völkern, die wir kaum dem Namen nach kennen, welche uns nur in den undeutlichsten Umrissen als rohe Barbaren vorschweben, erhalten wir hier Proben einer umfassenden, unser Gefühl freilich hier und da verletzenden, oft jedoch auch tiefergreifenden Volksliteratur. Sie sind bei den Turkstämmen aufgezeichnet, welche die Flußgebiete des Om, Irtysch und Tobol bewohnen. Alle diese verschiedenen Stämme, welche nie ein politisches Ganzes gebildet haben, und die zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Bedingungen dem Einfluß der südlichen und westlichen Nachbaren erlegen sind, zeigen jetzt in Betreff ihrer Sprache ein buntes Gemisch von Dialect-Nüancen. Die Dialect-Zersplitterung ward noch dadurch vermehrt, daß der Islam an einzelnen Stellen festere Wurzeln schlug, und daß dort die muhamedanische Gelehrsamkeit und die in mündliche Rede übergegangene und dadurch verdorbene Büchersprache auf die gesprochene ihren zersetzenden Einfluß übten. Der eingedrungene Fanatismus hatte einen harten Kampf mit dem Volksgeist zu bestehen, dem er bei den Kirgisen der nördlichen Steppe erlag, während er bei den Tara- und Tobol-Tataren einen vollständigen Sieg über das Volksthümliche in Anschauung und Sprache davontrug, so daß dort nur die ältesten Greise sich noch der Sagen und Lieder von den Thaten ihrer Vorfahren erinnern. — Alle diese Umstände vermehrten

*) Die Sprachen der türkischen Stämme Süd-Sibiriens und der Dsungarischen Steppe v. Dr. W. Radloff. I. Abtheilung Proben der Volksliteratur. Uebersetzung. IV. Theil. St. Petersburg, 1872. Buchdruckerei der kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

natürlich noch die Schwierigkeiten, welche der Erforscher dieser neu entdeckten Beiträge zur Kulturgeschichte der Menschheit zu überwinden hatte, und um so dankbarer müssen wir das Resultat seiner Mühen aufnehmen. Der vorliegende Band enthält Mährchen, in denen hier und da auch alte historische Erinnerungen anklingen, nebst einer bedeutenden Anzahl von Erzählungen und Mährchen, die erst unter muhamedanischem Einfluß Verbreitung gefunden, so wie einige rein muhamedanische Legenden, welche einen Blick in die religiösen Anschauungen gestatten.

Wildphantastisch, ohne Maß und Ziel erscheinen die Mährchen-Helden und Heldinnen, welche die rohe Phantasie dieser Stämme verkörperte; ihre höchste Bewunderung erregt eine wunderbare, selbst die weiten Gränzen des Mährchenhaften beinahe überspringende Entfaltung einer rohen Körperkraft, welche die unglaublichsten Thaten verrichtet. Der Kampf um des Kampfes willen wird gefeiert, Mord und Todschlag bedarf keiner anderen Motivirung als der, daß der Stärkste, der Held, eben dadurch den Beweis seiner kannibalischen Stärke liefert. Alle Moral, ja beinah jedes ethische Bewußtsein mangelt. Wir fühlen es durch, daß diesem wilden Volke das civilisatorische Element gefehlt hat, das die Cultur des Bodens mit sich bringt. Mit Jagd und Viehzucht fristete es nothdürftig das harte Leben „in der fahlen Steppe, wo kein Vögelchen fliegt, in der gelben Steppe, wo die Elster nicht fliegt,“ und wild und trüb wie ihr Dasein war, ward auch ihre Poesie. Denn wie sehr sich auch das allgemein menschliche, überall wiederkehrende Element stets gleich bleibe, so zeigt sich doch in der Behandlung und Darstellung immer das Eigenthümliche des Volkscharakters. Auch vorliegende Sammlung ist ein naiver, treuer Spiegel der Anschauungen, Sitten und Bräuche der Völkerstämme, bei welchen sich diese Form der Mährchen gebildet. Zug für Zug tritt das Bild ihres Wesens daraus hervor. Sie stehen uns im Ganzen fremd und eigenartig gegenüber, Erzeugnisse einer uns sehr fern liegenden Welt, in deren Leidenschaften uns zu versetzen kaum gelingen wird. Es fehlt, wie schon erwähnt, natürlich durchaus nicht an Anklängen an allgemein verbreitete Mährchen, doch meist sind es nur einzelne Züge, die aufgenommen worden, und welche in jeder Mährchen-Literatur wiederkehren, wie der Gebrauch der Schlafnadel, die gehäuften Verwandlungen, die sich gegenseitig zu vernichten suchen, die höhere Begabung des dritten oder jüngsten Kindes u. s. w. Nur bei vereinzelten — welche meist den Stempel des Muhamedanismus tragen — können wir einen durchgehenden Zusammenhang mit großen Cyklen erkennen, wie z. B. in „Der Bettler“ S. 492, welches zu dem so sehr weit verbreiteten Mährchen von der Thiersprache gehört, das von Indien über West-Asien und Europa bis in die Mitte von Afrika reicht.*) Die vorliegende Form nähert sich am meisten der in 1001 Nacht auftretenden. Doch es würde hier zu weit führen, auf die Varianten im einzelnen aufmerksam zu machen. Wir wollen nur noch „Jirtüschlük“ Seite 443 erwähnen, das zu dem Kreise der Mährchen von den wunderbar begabten Menschen gehört, und diese Gaben in's Ungeheuerlichste ausdehnt. „Die drei Söhne“ sind ein im orientalischen Geschmack variirtes „Tischchen deck dich,“ „Salamja der Herrscher“ eine reizende, poetische Bearbeitung des gestiefelten Katers, dessen Stelle hier ein Füchschen einnimmt. Die Erzählung „Der Dieb“ gehört zu dem großen Cyklus, dessen älteste uns bekannte Fassung das ägyptische Mährchen von König Rhampsinit's Baumeister und dessen Sohn ist; „Jyhanza“ gehört zu den Schwanen-Jungfrauen.

*) S. Benfey, Orient und Occident, Bd. 2. S. 133.

Neben der Prosa finden wir auch Proben der Volkspoesie, einzelne Lieder und balladenartige Dichtungen; zuweilen geht auch in den Erzählungen die Prosa unvermittelt in gebundene Rede über, durch die häufig der den meisten Volksweisen eigene Mollton hindurchklingt, wie in dem ergreifenden, wahrhaft poetisch erzählten Mährchen „Tajyr und Säurä“, wo die todten Liebenden (nachdem Tajyr enthauptet worden, hat sich Säurä, ihn umarmend, erstochen), die im Leben gewaltsam getrennt, im Grabe stets wieder vereinigt gefunden werden, so oft man sie auch getrennt hatte; endlich begräbt man sie diesseits und jenseits des Meeres, aber „als man nach vierzig Tagen herauskam, war nach Gottes Befehl bei dem Kopfe des Tajyr eine Pappel gewachsen, bei dem Kopfe der Säurä war auch eine Pappel gewachsen. Die bei Säurä's Kopf gewachsene Pappel hatte sich mit der bei Tajyr's Kopfe gewachsenen Pappel nach dem Befehle Gottes verbunden und so standen sie, sich über das Meer wölbend, da. Auf den Gipfeln dieser Bäume spielten Störche und Nachtigallen. Als man nachschaute, wandelten Tajyr, der Herrscher, und Säurä, die Fürstin, zwischen diesen Störchen und Nachtigallen; auf Tajyr's Schulter war der goldene Panzer, auf Säurä's Kopf war die treffliche Mütze, in ihrer Hand hatte sie ein treffliches Tuch, so wandelten sie zwischen den Störchen und Nachtigallen.

M. B.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Grammatik der hebräischen Sprache, von H. Arnheim.*)

Es ist eine befremdende Erscheinung, daß unter den vielen, besonders in Deutschland erschienenen Lehrbüchern und Lehrgebäuden der hebräischen Sprache fast kein einziges, wahrhaft wissenschaftliches einen Juden zum Verfasser hat. Wollte man den Antheil, den eine Gesellschaftsklasse an einer Wissenschaft nimmt, nach den Leistungen bemessen, die der Büchermarkt von ihm aufweist, man müßte eine von der Wirklichkeit widerlegte Gleichgiltigkeit der Juden gegen ihre angestammte Sprache annehmen. Mancher dürfte, um dies zu erklären, an jenen vielfach behaupteten Mangel an allem Sinn für Grammatik denken, der dem Juden, oder gar dem Semiten überhaupt eignen soll, sicherlich mit Unrecht. Die Behauptung jenes Mangels ist ein gehässiges Vorurtheil, das von der wissenschaftlichen und täglichen Erfahrung widerlegt wird. Die Araber, gewiß reine Semiten, haben tiefeinschneidende, in's Einzelne gehende Untersuchungen über die Wort- und Satzformen ihrer Sprache angestellt und dabei Feinsinn und Schärfe der Beobachtung bekundet; von ihnen angeregt haben die Juden des Mittelalters eine Grammatik der hebräischen Sprache ausgebildet, Jahrhunderte bevor es einem Fremden beigekommen, an ihre Erforschung heranzutreten. Allerdings hat die spätere Ausbreitung des Talmud-Studiums, besonders in den Jahrhunderten der Neuzeit, bis Moses Mendelssohn derartig die Geister beschäftigt, daß für grammatische Studien kein Raum blieb und diese fast in Vergessenheit geriethen, aber da waren sie eben verdrängt, nicht aus mangelnder Anlage für sie vernachlässigt. Mendelssohn und die Männer, die mit ihm an der Lichtverbreitung unter der deutschen Judenheit gearbeitet haben, erkannten mit richtigem Blicke, daß die hebräische

*) Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Dr. D. Cassel. Berlin, Louis Gerschel, 1872.

Sprache das geeignetste Mittel sei, die Juden mit deutscher Bildung bekannt zu machen, und so ging auch aus ihrem Kreise die Wiederbelebung der hebräischen Grammatik aus. Aber bloß die Kenntniß der Sprachlehre ward durch die Bemühungen jener Männer verbreitet; wissenschaftliche Erkenntniß wurde durch sie weder angebahnt noch gefördert. Während so die Juden gewissermaßen mit der praktischen Erlernung der hebräischen Grammatik beschäftigt waren, gingen die Gelehrten, besonders Deutschlands, an deren wissenschaftliche Ergründung und Vertiefung und gewannen so einen unerreichbaren Vorsprung. Hierin scheint die Lösung des Räthsels zu liegen, warum die Betheiligung der Juden an dem wissenschaftlichen Ausbau der hebräischen Grammatik bisher eine so spärliche war. Es war eben nach den grundlegenden Untersuchungen und umfassenden Darstellungen, die diese Wissenschaft bereits erfahren, schwer, einen neuen Versuch zu den gemachten hinzuzufügen.

Und doch müßte die hebräische Grammatik von den Juden, wenn sie nur in wissenschaftlichem Geiste sich mit ihr befaßten, vielfache Förderung und tiefere Begründung erwarten. Sind ja die Juden immer noch die Hüter des hebräischen Sprachschatzes, verstehen sie es doch immer noch allein, mit den spärlich vorhandenen Resten ihrer geistigen Muttersprache leicht und gewandt, mit klassischer Schöne sich auszudrücken; sind sie doch die Einzigen, denen die weiten Gebiete der Mischna und des Talmud bekannt und geläufig, die noch vielfach von den Sprossen der letzten Triebkraft in der hebräischen Sprache, wie von üppigem Nachwuchs überdeckt sind. Manche dunkle Erscheinung in der älteren Sprache harrte ihrer Aufhellung, manche in ihrer Vereinzelung auffällige Form und Ausdrucksweise bedurfte nur weiterer Beispiele und Belege ihres Vorkommens, um deutlich und regelmäßig zu werden, und wo anders konnte alles dieses erholt werden, als in jenen Schatzhäusern der späteren Sprache. Der erste große umfassende Versuch, im angedenteten Sinne die Grammatik der hebräischen Sprache zu schreiben, geht von einem Juden aus, der, wie Wenige, mit dem ganzen Sprachgute seines Volkes vertraut war, sein Leben der Erforschung und Erklärung seiner Erscheinungen und Gesetze gewidmet hatte, von dem am 15. September 1869 verstorbenen gefeierten Gelehrten, Heimann Arnheim.

Dem Werke selbst geht eine gedrängte, in möglichster Objektivität gehaltene „Lebensbeschreibung des Verfassers“ voran, die von seinem Sohne, Dr. Joseph Arnheim, als dankenswerthe Zuthat zu dem Ganzen gegeben ist. Mit Recht schreibt der rühmlichst bekannte Herausgeber, Dr. David Cassel, dieser einleitenden Skizze kulturhistorisches Interesse zu. Die knappe Darstellung läßt an dem Entwickelungsgange des Mannes erkennen, wie mit ihm wieder einer jener Märtyrer der Erkenntniß zu Grabe getragen wurde, die ihre Bildung mit ihrem Lebensglück bezahlt, den Uebergang der deutschen Judenheit aus ihrer mittelalterlichen Finsterniß in's Licht der Neuzeit an sich erfahren haben. Mit den glänzendsten Gaben des Geistes ausgestattet, gerüstet mit jener Ausdauer und Beharrlichkeit, die die höchsten Erfolge sichert, hätte Arnheim in jedem Wissenszweige, dem er sich zugewendet, Bedeutendes geleistet und lohnende Ehre eingeheimst, wenn nicht die Verhältnisse ihn zu jenem kummer- und beschwerdereichen Berufe des jüdischen Lehrers bestimmt hätten, der wenigstens das Gute hatte, seine Kräfte der jüdischen Wissenschaft und vorzüglich der hebräischen Grammatik und Exegese zu erhalten. Durch glühenden Wissenseifer geleitet, wußte er sich selbst zu gediegener Bildung emporzuringen; unterstützt von seinen seltenen Geistesgaben erwarb er sich ausgebreitete, tiefgehende Kenntnisse der klassischen, der vorzüglichsten neueren Sprachen, wie auch des Arabischen und Syrischen. Ein äußeres Anerkennungszeichen für seine mühevolle, aufopfernde Thätigkeit als Lehrer wurde ihm im Jahre 1840 in der Verleihung des Oberlehrer-Titels von der Regierung zu Theil. Im Jahre 1849 fand er durch die Stiftung eines edelgesinnten Mannes, Zaller Cohn, die Mittel, als Rabbiner der Gemeinde Glogau mit mehr Muße und Seelenruhe seiner wissenschaftlichen Thätigkeit sich zu widmen. Vom Jahre 1860, in dem er sein Amt niederlegte, bis zu seinem Tode lebte er ganz der Wissenschaft und vorzüglich als Frucht jener Jahre liegt seine hebräische Grammatik vor uns, die in allen Theilen den liebevollen Fleiß ihres großen Verfassers zeigt.

Er hat es nicht erlebt, den Ruhm dieses Werkes zu schauen. David Cassel hat der ehrenvollen Pflicht sich unterzogen, es herauszugeben. Der milde, versöhnliche Geist des Verfassers spricht aus seinem Buche, leidenschaftslose Bekämpfung oft mit schlagender Sicherheit bestrittener falscher Meinungen und Behauptungen, echt wissenschaftlicher Geist sind seine adelnden Vorzüge. Durchaus selbständig ist der Weg, in dem Arnheim vorgegangen; das Vortragen einer oft scheinbar unwissenschaftlichen Aufstellung beruht nicht auf Unkenntniß der entgegenstehenden Ansicht, sondern auf planvollem Verwerfen derselben. Wie sollte man auch Unkenntniß da vermuthen, wo eingehende Vertrautheit mit der ganzen einschlägigen, selbst neuesten Literatur uns entgegenleuchtet? Und nicht allein die Vertrautheit mit der hebräischen Sprache befähigte ihn dazu, ein nutzbringendes Lehrbuch ihrer Grammatik zu schreiben, ihm war auch tiefe Erkenntniß des Baues anderer Sprachen, feinsinniges Eindringen in fremde Erscheinungsformen in hohem Grade eigen. Darum findet man bei ihm denn oft überraschende Belege, lichtbringende Herbeiziehungen verwandter Bildungen aus fremden Sprachgebieten. Am förderſamsten aber sind, wie zu erwarten stand, die späteren Spracherscheinungen des Hebräischen benutzt, in deren Anführung eine staunenswerthe Gelehrsamkeit sich offenbart. Diese Hinweise sind meist in die Anmerkungen verwiesen, die daher eine durchgängige Gediegenheit bekunden und eine Zier des Werkes bilden. In den mit unermüdlicher Ausdauer gesammelten Beispielen verbirgt sich oft eine neue, ungeahnte Auffassung schwieriger Schriftstellen, deren das Buch eine große Anzahl erläutert und oft übersetzt. Hier kam dem Verfasser die Lieblingsthätigkeit seines Lebens, die Schrifterklärung mit der reichen Erfahrung, die er darin erworben hatte, trefflich zu Statten. Besonnenheit und Wahrheitsliebe, die den Mann zierten, kennzeichnen seine Forschung. Weit entfernt, auf dem Triebsande haltloser Vermuthungen wissenschaftliche Luftschlösser aufzuführen, war er nur bemüht, das nach vielfacher Prüfung Festbleibende, Gesicherte in sein Werk aufzunehmen; „vor lauter Theorie die Praxis, vor vagen Hypothesen den Sprachgebrauch übersehen“, war nicht seine Sache. Diese Besonnenheit behütete ihn davor, in jeder Abweichung und Veränderung eine Ausnahme und Unregelmäßigkeit, für die nach den Angaben anderer Grammatiker die hebräische Sprache eine ganz ausnehmende Vorliebe zu haben scheint, anzunehmen und zu behaupten. Er theilt nicht die unwissenschaftliche Scheu „ängstlicher Gemüther, die sich scheuen, Etwas im rezipirten Texte zu ändern“, manche scheinbare Ausnahmen, meint er unbedenklich, „dürfen der Nachlässigkeit der Abschreiber und Drucker zugerechnet werden“. Aber der Geist der Mäßigung schützte ihn auch hierin davor, zu weit zu gehen, ihn, der die tiefste Achtung vor dem masoretischen Texte hatte, im Jahre 1836 schon die Zeit nicht mehr fern hielt, „wo eine

auf breite und tiefe Grundlage gebaute Exegese das Riesenwerk der Masorah in seine vollen Rechte einsetzen wird". Die langjährige Erfahrung als Lehrer hat jene schöne Kunst weiser, übersichtlicher Stoffvertheilung in ihm ausgebildet, die in dem Werke sich ausspricht. Dadurch hat es neben seiner wissenschaftlichen, unbestreitbaren Bedeutung eine hohe praktische Verwendbarkeit. Schärfe und Knappheit des Ausdrucks, die unerläßlichen Bedingungen eines Lehrbuchs, sind mit Verständlichkeit und Glätte der Sprache glücklich darin vereint. Auch die Angabe der hebräischen Terminologie, die im geschichtlichen Verlaufe bei den hebräischen Grammatikern für die einzelnen Begriffe sich ausgebildet, wird der Lehrende und Lernende als schätzbaren Bestandtheil begrüßen. Wenn, und man kann dies bei der Trefflichkeit des Inhalts nur wünschen und erwarten, eine neue Auflage des Buches wird nöthig geworden sein, dann werden ein Index und eine Zusammenstellung der erklärten Schriftstellen als eine nöthige, bisher vermißte Zuthat sich anschließen müssen. Der verewigte Verfasser hat sich um den Dank der Nachwelt verdient gemacht, der er ein schönes Vermächtniß, den geistigen Niederschlag seiner langjährigen Forschungen in abgeklärter Form hinterlassen hat.

Es ist ein schwieriges Unternehmen, den Verlag jüdischer Werke in unseren Tagen zu versuchen. Aber der Nachlaß des Verewigten enthält manche Bereicherung der Wissenschaft, die durch den Druck ihr zugeführt werden kann. Im Zunz'schen Bibelwerk hat Arnheim viele, zum Theil die schwierigsten Bücher der heiligen Schrift bearbeitet. Nach der Art jenes Werkes ist uns nun die Uebersetzung gegeben, deren Begründung aber vermißt wird. Diese oft gar sehr nöthige Begründung soll in den handschriftlichen Erklärungen Arnheim's noch vorhanden sein. Eine Auswahl aus diesen dürfte dem Wort- und Sachverständniß der heiligen Schrift manch tiefen Wink, manches Goldkorn der Erklärung bringen. D—d K—un.

Kleine literarische Revue.

— **Das Elsässische Schulblatt von Th. Hatt.** Seit Anfang 1871 erscheint in deutscher Sprache zu Straßburg (beim Universitäts-Buchhändler Friedrich Bull, Gewerbslaubstraße 44) ein „Elsässisches Schulblatt, Special-Organ für Erziehung, Unterricht und amtliche Berichte in Elsaß-Lothringen", welches „unter Mitwirkung von Lehrern und Schulmännern" Herr Theophil Hatt, früher evangelischer Direktor der Realschule zu Markirch, jetzt Kreis-Schulinspector zu Molsheim im Unter-Elsaß, herausgiebt. Wir begrüßen diese einsichtsvoll redigirte Zeitschrift, welche sich von jeder extremen Richtung fernhält und die wichtigsten Fragen des gesammten Schul- und Volksunterrichts ernst und gründlich abhandelt, mit warmem Beifall. Inniges Wohlwollen für das heranwachsende Geschlecht und richtiges Verständniß der sehr schwierigen Aufgaben des Lehrers (die in Elsaß-Lothringen schon aus sprachlichen Gründen doppelt schwierig) reden deutlich und klar aus den Spalten des Blattes, ebenso eine tüchtige Collegialität, welche die vorurtheilsfrei gewürdigten Standes-Interessen der Lehrerschaft mit den wahren Bildungszwecken der Schule ohne Zwang und Pedanterie zu vereinigen weiß. Ein lobenswerthes Taktgefühl hat den Herausgeber und seine Mitarbeiter dahin geleitet, vor Allem die Idee der Vermittelung des Neuen mit dem Alten in's Auge zu fassen, und dieses versöhnliche Einwirken ist gewiß eine der bedeutsamsten und segensreichsten Obliegenheiten des Volkslehrers nach der Lage der Zeit und der Volksstimmung im Elsaß. Freilich ist in einem Lande, das nach der politischen Maxime der Centralisation regiert wird, der Geist der Verwaltungs-Behörden von umfassenderem Einfluß, als der gute Wille der Schulmänner, aber, da diese für die Zukunft des Landes arbeiten, so steht zu hoffen, daß allmählich die Principien der deutschen Selbstverwaltung, gegenüber der französischen Centralisation sich geltend machen dürfen, wenn die Bildung selbstdenkender und selbstthätiger Individuen vorschreitet und eine Umwandlung in der Denkweise der Massen sich vollzieht. Zuletzt hat doch immer jeder Mensch und jeder Ort sein Geschick in der eigenen Hand, und Diejenigen sind allerwegen die besten Patrioten, welche an dem Schicksale ihres Landes nicht verzweifeln, sondern an dem Wohle desselben mit frischem Muth und in frischer Kraft mitarbeiten zum gedeihlichen Ziel. Der Geist wahrhafter Menschenbildung ist überall ein befreiender und erlösender, und Er gerade wird es sicher vollbringen, daß das Elsaß sich selbst wiedergegeben und mit sich selbst und seinen Zuständen ausgesöhnt wird. T. v. B.

— **Die Breslauer Handelskammer.** Der vor kurzer Zeit erschienene Jahresbericht der Handelskammer in Breslau: „Breslaus resp. Schlesiens Handel und Industrie im Jahre 1871"*) enthält ein sehr reichhaltiges Material für die Erkenntniß der industriellen Entwickelung der genannten Stadt und Provinz. In allgemein faßlicher und doch gründlicher Darstellung wird über die Bestrebungen der Breslauer Handelskammer und über die bestehenden Verhältnisse, die an sie im vergangenen Jahre herantraten, berichtet. — Ein besonderes Interesse gewähren die Mittheilungen über die Buchdruckerei und über die periodische Presse in Breslau. Es bestehen dort gegenwärtig 12 Buchdruckereien, und dieselben beschäftigen 240 Gehilfen, 70 Lehrlinge und 190 andere Arbeiter. Die Gesammtzahl der Schnellpressen ist 43, darunter 4 vierfache, 8 doppelte und 31 einfache. Drei Druckereien, in denen die drei größeren Zeitungen gedruckt werden, arbeiten mit Dampfkraft, eine derselben besitzt drei, die anderen je eine Maschine. — Im Jahre 1871 erschienen in Breslau 18 Zeitungen und Anzeigeblätter, von denen 14 nur eine Abonnentenzahl von 160—1230 hatten. Die übrigen vier Zeitungen sind die Breslauer Morgen-Ztg. (versteuerte im Jahre 1871 16000 Exemplare), Schlesische Ztg. (12000 Ex.), Breslauer Ztg. (6700 Ex.), Schlesische Volks-Ztg. (3500 Ex.).

Literarischer Sprechsaal.

Eine in Leipzig bei J. F. Hartknoch seit dem 1. October als Wochenschrift erscheinende „Jüdische Volkszeitung", herausgegeben von J. Klingenstein in Ingelheim, zeichnet sich vor vielen ähnlichen gleichzeitigen Publicationen durch einen entschieden deutschen Grundzug, sowie durch Fernhaltung jedes pharisäischen oder reformatorischen Partei-Eifers gegen die verschiedenen Richtungen im Judenthum aus. Zwar wird dem Indifferentismus ebenso, wie dem Fanatismus, entgegengetreten, jedoch nur mit den Waffen der Humanität und mit dem Streben, Liebe des Nächsten und Einigkeit zu fördern. Gleichzeitig wird von vornherein gegen die Annahme protestirt, als sei mit dem

*) Breslau, Druck v. Wilh. Gottl. Korn. 1872. (Selbstverlag der Handelskammer.)

Titel „Jüdische Volkszeitung" der Begriff eines noch jetzt bestehenden, vom übrigen Volke des Vaterlandes sich absondernden Bestandtheiles verbunden. „Wir sind eine Religionsgesellschaft, nicht mehr ein Volk; wir sind treue und thätige Glieder des Volkes, unter dem wir leben". Ein Artikel über das neue Deutsche Reich, der gegen die Ausführungen von Prof. Baumgarten in seiner Schrift: „Der Protestantismus als politisches Princip im Deutschen Reich" gerichtet ist, schließt mit folgenden Worten:

Mögen die Religionsgesellschaften die Wahrheiten ausbilden und verbreiten, die sie als die heiligen Grundfesten des zeitlichen Glückes und der ewigen Seligkeit betrachten. Mögen sie Alle (nach Lessing's und Nathan's Ausspruch) „ihren Ring als denjenigen bezeichnen, der vor Gott und Menschen angenehm macht"; es trachte Jeder, „die Kraft des Steins in seinem Ringe an den Tag zu legen". So werden sie das Beste des Staates und das Heil des uns Allen gleich theuren Vaterlands fördern mit bester Kraft! Aber dort oben auf dem Kaiserstuhl soll ein Richter thronen, der „die Ringe Alle gleich hoch schätzt, wenn sie vor seinen Richterstuhl gebracht werden und sich erproben durch des echten Ringes Kraft".

Unter dem in der Anmerkung genannten Titel*) hat Herr Adolf Kohut eine Zusammenstellung der Aussprüche von Lessing, Schiller und Goethe über das Pfaffenthum herausgegeben. „Ich habe", bemerkt der Herausgeber am Schlusse der Vorrede, „diese Blumen-, oder, wenn man will, Dornenlese nach alphabetischer Reihenfolge geordnet und nur dasjenige angeführt, was mit dem Pfaffenthum irgendwie in Berührung steht. Auslassungen der drei Klassiker über Dogmen und Symbole, wie z. B. das Kreuz und die Dreieinigkeit, habe ich zu erwähnen vermieden, um nach keiner Seite hin Anstoß zu erregen, da Lessing, Goethe und Schiller die größte Achtung vor jedem individuellen religiösen Gefühl hatten und nur gegen die Pfaffen aller Confessionen bald mit Keulenschlägen, bald mit prickelndem oder gutmüthigem Humor einige Plänkeleien oder Guerillas-Kriege unternahmen." — Wir hätten gewünscht, daß der Herausgeber an Stelle der äußeren alphabetarischen Reihenfolge in einem inneren, systematischen Zusammenhange die bezeichneten Aussprüche unserer Dichterheroen wiedergegeben hätte. Die Erkenntniß der Anschauungen derselben wäre dadurch erleichtert und eine klarere. Aber auch so hat die genannte Schrift ihren Zweck erreicht. Durch die Zusammentragung jener Aussprüche lernt man erst in Wahrheit kennen, welcher Dinge unsere Dichter das Pfaffenthum für fähig halten und welche schädliche Einwirkung auf das staatliche Leben sie ihm zuschreiben. A.

„Der Schlesier", „Szlązak", heißt eine seit dem 1. October zu Pleß in Oberschlesien (Moras) in deutscher und polnischer Sprache erscheinende Wochenschrift für die polnisch sprechenden Landleute und kleinen Bürger Oberschlesiens. Gegenüber den polnischen Hetzblättern und Brandschriften, mit welchen die klerikal-demokratische Partei seit einiger Zeit unter dem unwissenden, leichtgläubigen Landvolke dieses Theiles der Provinz das Gift des Fanatismus, des Rassen- und Klassen-Hasses, sowie des Mißtrauens gegen deutsche Kultur, verbreitet, ist das neue, Aufklärung und internationalen Gemeinsinn fördernde Blatt ein wahrer Segen Gottes.

*) Unsere drei Dichterheroen und das Pfaffenthum. Ein Trifolium klassischer Zeugen gegen Ultramontanismus, Jesuitismus und Muckerthum. Von Adolf Kohut, Leipzig, A. Hermann's Verlag, 1872.

Das in Brüssel erscheinende vlamische Volksblatt De Kerels stellt die Behauptung auf, daß die jetzt in den vorgeschrittensten Productionsländern Europa's eingetretene Theuerung, ja Unerschwinglichkeit aller Lebensmittel und häuslichen Bedürfnisse eine Folge des von den meisten dieser Länder befolgten Freihandels-Systems sei. Unser Land, sagt das Blatt unter Anderem, bringt weit mehr Nahrungs- und Bekleidungs-Stoffe hervor, als es für seine fünf Millionen Einwohner bedarf, man sollte daher glauben, daß man bei uns wohlfeiler leben könne, als in anderen Ländern wo weniger producirt wird, als man bedarf. Aber das Gegentheil ist der Fall. In London sind die meisten Lebensmittel, die wir dorthin senden, billiger als in Brüssel. Auch wenn die Aerndten bei uns noch so reich, kommt es jetzt niemals vor, daß Butter, Eier, Brot ꝛc. im Preise billiger werden; dieser steigt vielmehr mit jedem Jahr mehr. Es geht uns wie dem Bauern, der sein eigenes Getraide theuer verkauft, um fremdes Brod noch viel theurer zu bezahlen. Allerdings ist das Tagelohn unserer Arbeiter ebenfalls gestiegen, aber dies reicht doch nicht hin, die Folgen des Freihandels, an denen wir leiden, zu paralysiren.

Bis jetzt ist der Fortschritt, den der Volksunterricht in Rußland gemacht, noch immer, trotz der aufgeklärten Fürsorge der Regierung, sehr gering, da es dem Lande an Lehrern, besonders aber an Volksschullehrern fehlt. Im Gouvernement Kostromá gab es zu Anfang 1872 in Ganzen 282 Bildungs-Anstalten, d. h. eine auf 4178 Einwohner. Die Zahl der Lernenden verhielt sich zu den Lehrenden wie 1:115 und zwar unter den Männern wie 1:64, unter den Frauen wie 1:342. Eigentliche Volksschulen gab es 262. Die Zahl der Schüler betrug 7926 (6584 Knaben, 1342 Mädchen), mit andern Worten in den Volksschulen wurden nur 1/26 sämmtlicher Kinder von 7—15 Jahren unterrichtet. Dabei darf man nicht vergessen, daß ein bedeutender Bruchtheil der Schüler nur auf dem Papier besteht, ein anderer sich notorisch in der traurigsten Verfassung befindet. Bedeutend besser steht es im Gouvernement St. Petersburg oder Ingermanland. Hier kommen auf eine Bevölkerung von ca. 500,000 Seelen (mit Ausschluß von Petersburg selbst) ca. 200 Schulen; um einen Normalzustand herzustellen, fehlen allerdings noch ca. 700. Im benachbarten Ehstland ist dieser Stand bereits erreicht. In den letzten 10 Jahren hat sich die Anzahl der Volksschulen dort verdoppelt; in diesem Augenblicke giebt es daselbst keine einzige Gemeinde ohne Schule mehr, manche größere zählen deren zwei. In Livland kommen in dieser Hinsicht noch manche Lücken vor; auch beaufsichtigt die Schulen fast ausschließlich die Domainen-Verwaltung, welche auf den sogenannten „Krongütern", deren es in Livland eine sehr beträchtliche Anzahl giebt, fast Nichts für die Schulen thut. Noch schlimmer gestaltet sich dieses Verhältniß in Kurland, welches zum dritten Theil Domaine ist: hier fehlen noch 118 Volksschulen, fast durchweg auf den Krongütern, während der Unterricht auf den Privatgütern wohl am meisten vorgeschritten ist.

Dieser Nummer liegt bei: 1) Von Haus zu Haus. Literarische Mittheilungen der Verlagsbuchhandlung Otto Spamer in Leipzig. 1872. Nr. 2.

2) Prospekt betreffend Protestantische Vorträge über die wichtigsten Glaubensfragen. Verlag von F. Henschel in Berlin.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Mattthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] — **Berlin, den 19. October 1872.** — **[Nº 42.**

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Ein deutsches Denkmal Wilhelms des Oraniers.

Dem großen Begründer der niederländischen Freiheit und der oranischen Dynastie, zu dessen Nachkommen in weiblicher Linie auch der regierende Deutsche Kaiser gehört, soll auf der Schloßruine zu Dillenburg, seiner Wiege in Nassau, ein Denkmal errichtet werden, zu welchem am 29. Juni 1872 der Grundstein gelegt worden. Niederländer und Deutsche, an deren Spitze sich die Prinzessin Marianne der Niederlande (vermählt gewesene Prinzessin von Preußen) befand, hatten sich zu diesem Zwecke in patriotisch germanischer Weise zu einem Feste vereinigt, das eine wahrhaft erfreuliche internationale Kundgebung war. J. K. Hoheit die Prinzessin Marianne hat dem Grundstein eine Urkunde beifügen lassen, die hier vollständig folgt:

„Zur Erinnerung an Wilhelm von Oranien, Grafen zu Nassau, genannt der Verschwiegene, welcher heute vor dreihundert Jahren sein Stammschloß verließ, um die hart bedrängten Niederlande vom spanischen Joche und Gewissenszwang zu befreien, hat sich ein Comité gebildet und beschlossen, auf der Schloßruine einen Thurm zu erbauen, welcher den Namen Wilhelmsthurm führen soll und dazu bestimmt ist, Gegenstände in seine Räume aufzunehmen, welche von Wilhelm oder dessen Nachkommen als Andenken bis auf unsere Zeit erhalten worden sind.

„Zur Erreichung dieses Zweckes hat sich das Comité angelegen sein lassen, sowohl im Deutschen Reiche als in den Niederlanden freiwillige Beiträge zu sammeln, und ist bis heute, den 29. Juni des Jahres 1872 nach Christi Geburt, soweit vorgeschritten, daß in Gegenwart der unterzeichneten Miterbauerin der Grundstein zum Wilhelmsthurm auf dem Schloßberg gelegt werden kann. Möge der Bau, welcher über diesem Stein errichtet werden soll, unter Gottes allmächtigem Beistand ausgebaut werden und ungezählte Jahre auf dem Felsengrunde stehen, welcher das Schloß der Nassau-Dillenburger trug, ein Denkmal des größten Mannes seiner Zeit, des Hortes der Gewissensfreiheit, der er zum Opfer fiel, des unerschütterlichen Kämpfers für die Freiheit des Volkes, das ihn noch heute Vater des Vaterlandes nennt. Zeugniß dieser Gesinnung zu geben, hat diese Urkunde unterschrieben

Dillenburg, 28. Juni 1872.

(L. S.) Marianne von Nassau-Oranien, Prinzessin der Niederlande."

Bisher hat das in Dillenburg zu dem Zwecke der Errichtung des Wilhelmsthurmes zusammengetretene Comité nur in den Stammlanden des großen Mannes und in den Niederlanden das Interesse für dieses Denkmal zu erwecken gesucht, und haben seine Bemühungen den Erfolg gehabt, daß schon über 8000 Thlr. Beiträge, und zwar zum größeren Theile aus Holland, ihm zugeflossen sind. Um jedoch das begonnene Werk zur würdigen Vollendung zu bringen, bedarf es noch bedeutender Geldmittel. Zwar sind zu dem Denkmal bereits von den hohen deutschen Nachkommen Wilhelms Beiträge eingegangen, doch auch das Deutsche Volk sollte sich betheiligen und die Gelegenheit ergreifen, um in Anerkennung der Bestrebungen Wilhelms, des heldenmüthigen Vorkämpfers für religiöse und politische Freiheit, dem Volke der Niederlande 300 Jahre nach dessen Befreiung brüderlich die Hand zu reichen zum Bau dieses Denkmals auf des Helden Geburtsstätte.

Herr Aug. Gail, Schriftführer des Comité in Dillenburg, sagt in seinem betreffenden Aufruf: „Möge dieses gemeinsame Werk beitragen zur Einigkeit zwischen zwei stammverwandten Völkern, und mögen deshalb patriotische deutsche Männer uns unterstützen und dafür wirken, daß es eine Sache des deutschen Volkes werde, wie es bereits eine Angelegenheit des niederländischen geworden ist. Ich bitte Sie, in Ihrem Kreise dafür wirken zu wollen und bin zur Entgegennahme von Beiträgen gern bereit."

Der socialwissenschaftliche Congreß in Eisenach.

Der Congreß in Eisenach, dessen principielle Gegner ihm den Spitznamen einer Versammlung der „Katheder-Socialisten" beigelegt hatten, hat sich nicht, wie Jene in Flugschriften und Zeitungs-Artikeln prophezeiten, als ein Rückschritt, sondern als ein Fortschritt zur weiteren Entwickelung der wirthschaftlichen Freiheit dargethan. Der „volkswirthschaftliche Congreß", der vor zwanzig Jahren, an ähnliche Bestrebungen in Frankreich und England sich anschließend, vollständige Freiheit der Gewerbe, des Handels und des Verkehrs proclamirt hatte, hat zu jener Zeit und im folgenden Jahrzehnd durch seine Wanderversammlungen in Deutschland, wo zum Theil noch der Zopf des Zunftzwanges, der Gewerbe-Unfreiheit, der Schutzzoll-Manie und der Abschließung gegen jede Freizügigkeit herrschte, allerdings durch Läuterung der herrschenden Ideen sehr viel Gutes gewirkt, aber seit der Zeit der politischen Umgestaltung Deutschlands, seit Gründung des Norddeutschen Bundes und noch mehr seit der Erfüllung der großen Idee eines nationalen deutschen Reiches, ist es mehr und mehr zum Bewußtsein des deutschen Volkes gelangt, daß mit der Verkündung der bloßen wirthschaftlichen Freiheit, mit dem Principe des laisser faire und laisser aller, nicht bloß keine Bürgschaft für die Fortdauer dieser Freiheit gegeben, sondern geradezu einer

socialistischen Revolution Thür und Thor geöffnet sei. Vergebens hat man an den volkswirthschaftlichen Congreß die Anforderung gestellt, er möge auf Mittel sinnen, wie den Mißbräuchen des Coalitionsrechtes, der Freizügigkeit zwischen Stadt und Land, des Börsenwuchers ꝛc. durch die Gesetzgebung vorzubeugen sei; er berief sich auf seine Grundsätze à la Adam Smith, Cobden und Bright, in deren englischem Fahrwasser er das einzige Heil Deutschlands erblickte. Er glaubte, ein Uebriges gethan zu haben, wenn er der Gesellschaft Sittlichkeit und Hingebung an die allgemeinen Interessen predigte. Diese Gesellschaft aber, die von materiellen und egoistischen Interessen ausschließlich beherrscht wird, spottet über solche wohlfeile Moralpredigten. Nur die Macht des Staates kann, wenn er zugleich von der Macht der Sittlichkeit und der Freiheit durchdrungen ist, dem Egoismus der entfesselten Menge die nöthigen Schranken setzen. Und von diesem Gedanken zeigte sich auch der Congreß von Eisenach durchdrungen, auf welchem die verschiedensten Autoritäten auf dem Gebiete der National-Oekonomie Deutschlands vertreten waren und wo wir nur den wackern Schulze-Delitzsch, einen Mitbegründer des volkswirthschaftlichen Congresses, von welchem er sich jedoch im Verlaufe der letzten Jahre, wegen der völlig unpraktisch gewordenen Wirksamkeit desselben losgesagt, mit Bedauern vermißt haben.

Zur Orientirung über die Ideen des Socialcongresses von Eisenach theilen wir Nachstehendes aus der Rede mit, die Herr Professor Schmöller aus Halle bei Eröffnung der Berathungen gehalten hat:

„Der tiefe Zwiespalt, so führte Redner ungefähr aus, der durch unsere gesellschaftlichen Zustände geht, der Kampf, welcher heute Unternehmer und Arbeiter, besitzende und nicht besitzende Klassen trennt, die mögliche Gefahr einer uns zwar fernen, aber doch deutlich genug drohenden socialen Revolution, haben seit einer Reihe von Jahren auch in weiteren Kreisen Zweifel erregt, ob die auf dem Markt des Tages unbedingt herrschenden volkswirthschaftlichen Doctrinen, die in dem volkswirthschaftlichen Congreß ihren Ausdruck fanden, immer die Herrschaft behalten werden. Redner schildert dann ausführlichst die in der Wissenschaft der Nationalökonomie mit der Aenderung der politischen Verhältnisse immer schärfer hervorgetretenen inneren Gegensätze, die endlich bei einer im Juli zu Halle versammelten Anzahl von Beamten, Abgeordneten, Professoren und Journalisten den Plan zur heutigen Versammlung gezeitigt haben, um zu besprechen, was zu thun sei. Der Charakter der Versammlung gebiete es, nicht Principien zu debattiren, sondern sogleich in mediam rem zu gehen, die wichtigsten, im Augenblicke schwebenden Reformpunkte herauszugreifen, wie die Frage der Arbeits-Einstellungen, der Gewerksvereine, der Fabrik-Gesetzgebung und die Wohnungsfrage, und zu versuchen, in ihnen zu einem praktischen Resultate zu kommen. Die Einberufer der Versammlung kommen überein in einer Auffassung des Staates, die gleich weit von der naturrechtlichen Verherrlichung des Individuums und seiner Willkür, wie von der absolutistischen Theorie einer Alles verschlingenden Staatsgewalt ist. Sie betrachten den Staat niemals, wie das Naturrecht und die Manchester-Schule, als ein nothwendiges, möglichst zu beschränkendes Uebel; immer ist ihnen der Staat das großartigste sittliche Institut zur Erziehung des Menschen-Geschlechts. Aufrichtig dem constitutionellen System ergeben, wollen sie doch nicht eine wechselnde Klassen-Herrschaft der verschiedenen einander bekämpfenden wirthschaftlichen Klassen; sie wollen eine starke Staatsgewalt, welche, über den egoistischen Klassen-Interessen stehend, die Gesetze gebe, mit gerechter Hand die Verwaltung leite, die Schwachen schütze, die unteren Klassen hebe; sie sehen in dem 200jährigen Kampfe, den das preußische Beamtenthum und Königthum für Rechtsgleichheit, für Beseitigung aller Privilegien und Vorrechte der höheren Klassen, für Emancipation und Hebung der unteren Klassen siegreich gekämpft, das beste Erbtheil des deutschen Staatswesens. Ihr Urtheil über die Arbeiterfrage gründe sich auf diese Anschauungen. Sie geben zu, daß die Arbeiter sich heute etwas besser kleiden und nähren, daß vielleicht nicht so viele Tausende heute eines langsamen Hungertodes sterben, wie in vergangenen Jahrhunderten. Aber es scheint das ein geringer Trost. Es müsse in erster Linie gefragt werden, ob die Lebensbedingungen, unter denen die meisten Arbeiter heute leben, ihre sittlichen und wirthschaftlichen Fortschritte wahrscheinlich machen. Die Geschichte habe gelehrt, daß alle höhere Cultur, wie die der Griechen, Römer und anderer Völker, an den Gegensätzen zwischen gebildeten und weniger gebildeten Klassen zu Grunde gegangen, und ähnliche Gefahren seien für unsere Cultur zu befürchten, wenn es nicht gelingt, auf Grund unserer Rechtsgleichheit, unserer allgemeinen Schul- und Wehrpflicht, sowie auf Grund all' der Reformen, an denen die Gegenwart arbeitet, die unteren Klassen soweit zu heben, zu bilden, zu versöhnen, daß sie in Harmonie und Frieden sich in den Organismus der Gesellschaft und des Staates einfügen. Unzufrieden mit den bestehenden socialen Verhältnissen, erfüllt von der Nothwendigkeit der Reform, predigen die sogenannten „Kathedersocialisten“ keine Umkehr der Wissenschaft, keinen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse; sie protestiren gegen alle socialen Experimente. Sie erkennen nach allen Seiten das Bestehende, die bestehende volkswirthschaftliche Gesetzgebung, die bestehenden Formen der Production, die bestehenden Bildungs- und psychologischen Verhältnisse der verschiedenen gesellschaftlichen Klassen als die Basis der Reform an; sie wollen keine Aufhebung der Gewerbefreiheit, keine Aufhebung des Lohnverhältnisses, aber sie treten ein für eine maßvolle, mit fester Hand durchgeführte Fabrikgesetzgebung; sie verlangen, daß nicht ein sogenannter freier Arbeitsvertrag in Wahrheit zur Ausbeutung des Arbeiters führe, sie verlangen die vollste Freiheit für den Arbeiter, bei Feststellung der Arbeitsverträge mitzureden, selbst wenn er die Ansprüche erheben sollte, die scheinbar mit dem alten Zunftwesen eine gewisse Analogie haben. Sie verlangen, daß die Freiheit überall durch die Oeffentlichkeit controlirt werde, sie verlangen ein Fabrik-Inspectorat, ein Bank- und Versicherungs-Controlamt, eine Enquête in Bezug auf die sociale Frage.“

Zeitfragen.

II.*)

Die politischen Volksrechte. — Die Frauen und das Wahlrecht.

Allgemeine Volksabstimmung, allgemeines Wahlrecht, classificirtes Wahlrecht, das sind die drei Hauptfactoren, unter welchen gegenwärtig in constitutionellen Staaten die Volkssouveränetät zum Ausdruck gelangt. In sehr kleinen Staatswesen, wie in mehreren Schweizer-Cantonen, ruht das Hauptgewicht der Staatsleitung auf sogenannten Plebisciten, in größeren Staatswesen auf dem Wahlrecht, das entweder ein unbeschränkt gleichmäßiges ist oder nach der Höhe der Steuersumme, die der Staatsangehörige entrichtet, bestimmt ist. Da nun in

*) Vergl. Nr. 39 des „Magazin“.



Europa alle bedeutenderen Staatswesen von einem Umfange sind, daß in ihnen die politischen Volksrechte direkt nur in der Wahl der Volksvertreter sich äußern, so versteht man auch im Allgemeinen unter jenen Rechten κατ' ἐξοχήν das **Wahlrecht**.

In den meisten modernen constitutionellen Staaten entwickelte sich der Constitutionalismus aus der Forderung des Volkes, über die Verfügung der materiellen Mittel, welche es für die Erhaltung des Gemeinwesens hergiebt, Kenntniß zu haben und mitzubestimmen. Das erste Recht des Volkes in seiner Betheiligung an der Leitung des Staates äußerte sich daher meist in dem Steuerbewilligungs-Recht; anfangs hatten die Volksvertreter nur über neu aufzulegende Steuern mit der Regierung mitzuberathen und zu bestimmen; erst allmählich dehnte sich dieses Recht auf alle Gebiete aus, welche durch die Steuern und sonstigen Staatseinnahmen unterhalten werden. Gegenwärtig hat in constitutionellen Staaten die Volksvertretung das Recht der Gesetzgebung und der jährlichen Bestimmung des Staatshaushalts-Etats innerhalb der Gränzen der bestehenden Gesetze. Historisch haben sich diese ausgedehnten Volksrechte aus dem Steuerbewilligungs-Recht entwickelt, und es scheint deshalb berechtigt, auch bei der Zusammensetzung der Volksvertretung diejenigen, welche mehr Steuern zahlen, auch mehr zu begünstigen. Die Wahlen zu dem preußischen Abgeordnetenhause geschehen bekanntlich nach diesem System. Die Staatsangehörigen sind nach der Einkommensteuer, welche sie dem Staate leisten, in drei Klassen getheilt, welche gleichviel Vertreter wählen. So kommt es vor, daß in der ersten Klasse 5 Urwähler einen Wähler wählen, während in der dritten oft 200 Urwähler an diesem Act zusammenwirken. — Historisch hat dieses Wahlsystem, wie gesagt, eine hohe Berechtigung; aber vom rein kritischen Standpunkte aus ist es völlig zu verwerfen. Das Recht des Volkes zur Theilnahme an der Leitung des Staates beruht nicht auf seinen materiellen Leistungen für die Erhaltung des Staates, sondern darauf, daß das Volk in seiner Gesammtheit selbst der Staat ist, und daß es deshalb ganz allein berechtigt ist, über sein eigenes Schicksal zu bestimmen. In größeren constitutionellen Republiken geschieht dies allein durch die Volksvertretung, in constitutionellen Monarchien zugleich durch den Fürsten und die Volksvertretung, indem diese beiden Organe ihrer Wesenheit gemäß in die Regierungsgeschäfte sich theilen. Diese Auffassung der Volksrechte entwickelte sich nicht aus historischen Thatsachen, sondern sie ist eine absolut richtige, sie bedarf nicht der Rechtfertigung, sondern nur der gehörigen Präcisirung für ihre practische Verwerthung.

Da nun an den Einrichtungen des Staates alle Angehörigen in einer Weise participiren, die keineswegs mit den Abstufungen in der Steuerzahlung übereinstimmt, so darf auch für das Wahlrecht die Steuer nicht zum Maßstab genommen werden. Leistet Einer dem Staate mehr Steuern als zwanzig andere, so bedarf er auch der Schutzmittel des Staates zur Erhaltung seines Vermögens viel mehr, als die andern Minderbegüterten. Nur die **persönlichen Pflichten** der Unterthanen dem Staate gegenüber dürfen den Maßstab für das Wahlsystem abgeben, und da in fast allen civilisirten Staaten die Staatsangehörigen gleichmäßige persönliche Pflichten dem Staate gegenüber haben, so hat allein das allgemeine Stimmrecht zur Wahl der Volksvertretung eine Berechtigung.

Dieses Wahlsystem wird gegenwärtig als der reinste Ausdruck des Constitutionalismus gehalten, und die bedeutenderen Volksvertretungen werden dadurch hergestellt. In Deutschland genießt es seit der Herstellung des Norddeutschen Bundes eine allgemeine Anerkennung; nur die beschränkende Bestimmung ist damit verknüpft, daß die Abgeordneten keine **Diäten** erhalten.

Die Diätenfrage ist keine Parteifrage; weder steht sie in einem principiellen Zusammenhang mit dem Constitutionalismus, noch mit dem Liberalismus; allein sachgemäße Gründe können bei der Entscheidung dieser Frage maßgebend sein. Bei der Feststellung der Norddeutschen Bundesverfassung wurde vornehmlich geltend gemacht, daß durch das allgemeine Wahlrecht Elemente in die Kammer kommen könnten, welche die Volksvertretung als einen Lebenserwerb auffassen, falls mit der Vertretung Diäten verknüpft sind. Die Einwirkung solcher Existenzen aber auf die Gesetzgebung des neu gebildeten Gemeinwesens würde durchaus schädlich sein. Dieses Motiv war das einzig stichhaltige, welches gegen die Einführung von Diäten vorgebracht wurde und muß auch so lange berücksichtigt werden, als die Thatsache besteht, daß die Mehrzahl des Volkes bei der Ausübung seines Wahlrechtes von subjectiven Erregungen sich hinreißen läßt. Diese Thatsache verliert jedoch mit der Zeit immer mehr an Boden. Das Volk in allen seinen Schichten wird jetzt durch seine Wahlen zum Reichstage daran **gewöhnt**, seine Vertreter in Kreisen zu suchen, die durch eine gewisse Unabhängigkeit sich auszeichnen. Es ist zu erwarten, daß, nachdem die Wahlen zum Reichstage dreimal unter Ausschließung der Diäten geschehen, auch später, wenn die Diäten eingeführt werden, diese neue Bestimmung auf den Ausfall der Wahlen nur wenig modificirend einwirken werde. Daß aber überhaupt die Einführung von Diäten erstrebt wird, dies ist durch die realen Verhältnisse durchaus gerechtfertigt. Ebenso wie jede andere Thätigkeit für das Staatsinteresse mit einem materiellen Aequivalent verknüpft ist, soll dies auch bei der Reichstags-Thätigkeit sein, die gewiß bei gewissenhafter Pflichterfüllung zeitraubend und schwierig ist. Aber diese Thätigkeit ist eine Ehre? Auch die anderen Staatsdienste sind ehrenvolle, ja, sie erscheinen zum Theil noch ehrenvoller, als die Volksvertretung, und doch gilt bei ihnen der Brauch: je ehrenvoller, desto höher die Remuneration für die Ausfüllung des Amtes. — Man kann im Allgemeinen sagen, die Diätenfrage ist an sich von **nebensächlichem Werth**; unter regulären Verhältnissen wird das allgemeine Stimmrecht, mögen die Abgeordneten Diäten erhalten oder nicht, zu einem gehörigen Ausdruck gelangen; nur dadurch, daß die Majorität der Reichsvertretung durchaus eine Einführung der Diäten fordert, wird **thatsächlich** diese Frage zu einem Principienstreit, da die hartnäckigen Gegner der Diäten dann beweisen, daß sie das allgemeine Stimmrecht in Verbindung mit Diäten gewissen Sonderinteressen für absolut schädlich erachten.

Die wesentlichen Beschränkungen des allgemeinen gleichmäßigen Stimmrechtes sind überall, wo es zur Geltung gelangt ist, dieselben. **Unmündige und weibliche Staatsangehörige** sind von diesem allgemeinen Recht ausgeschlossen. Ebenso zeitweise die, welche öffentliche Unterstützungen aus Armenfonds erhalten, und Bescholtene. Diese Ausnahmen beweisen, daß die Gesetzgeber nur selbständigen Bürgern, welche eine gewisse Garantie für vorurtheilsfreie Anschauungen bieten, das Wahlrecht gestatten wollen. Nun behaupten die Verfechter der sogenannten Frauen-Emancipation, daß auch die Frauen wahlberechtigt sein sollen. Dieselben seien in ihren Anschauungen gewiß so reif, wie die Mehrheit der stimmenden Bürger. Unter den Gründen, die dagegen geltend gemacht werden, ist der beachtungswertheste folgender: In einem Staate habe nur der das Recht zur Theilnahme an der Leitung desselben, welcher auch die allgemeine Bürgerpflicht übt, einige Zeit der Armee sein Leben und seine Thätigkeit zu widmen. Gleiche Rechte, gleiche Pflichten, und umgekehrt.

— Diese Phrase hat eine innere Berechtigung; nur muß sie anders angewendet werden, als es speciell bei der Frauenfrage geschieht. Wenn Frauen nicht heerespflichtig sind, so beruht dies nicht auf einem Privileg, sondern auf der natürlichen Beschaffenheit des weiblichen Geschlechtes, und dieser Umstand kann keineswegs als Grund für eine Ausschließung der Frauen vom Wahlrecht betrachtet werden. Es müßten ja dann alle militäruntauglichen Männer vom allgemeinen Wahlrecht ausgeschlossen werden. Diese aber sind nicht ausgeschlossen, weil die Natur zwar stiefmütterlich gegen ihren Körper gehandelt hat, nicht aber gegen ihren Geist. Und dasselbe müßte auch für das weibliche Geschlecht gelten.*)

Theoretisch giebt es keinen Einwand gegen die Forderung nach politischer Vollberechtigung der Frauen. Dieselben sind geistig befähigt, an den Wahlen zu den Volksvertretungen Theil zu nehmen. Nur practisch haben die Frauen so lange kein Recht auf eine Realisirung ihrer Forderungen, als sie durch ihre Erziehung und spätere Lebensthätigkeit den Gebieten der politischen Thätigkeit, an welcher das Volk Theil nimmt, fern stehen. So lange die Mädchen-Erziehung allein eine allgemein geistige Ausbildung ohne bestimmte reale Ziele zur Aufgabe hat, so lange ferner der anerkannte Wirkungskreis dieses Geschlechtes das Haus ist, so lange fehlt ihm auch die Berechtigung, an Gebieten mitzuwirken, an die sie nicht durch reale Interessen geknüpft sind. Die meisten Gesetze, welche von den Volksvertretungen zugleich mit den Regierungen berathen und sanctionirt werden, betreffen thatsächlich nur das männliche Geschlecht, und deshalb hat auch dieses nur ein Recht, an jenen Acten theils durch Wahl, theils durch directe Abstimmung Theil zu nehmen. Gelingt es jedoch den Frauen im Laufe der Jahre, in den Lebensverhältnissen und Thätigkeiten gleichmäßig mit den Männern zu wirken, gelingt es ihnen in der Weise, die wir als die einzig richtige in der Einleitung dieser Betrachtungen bezeichnet, die civile Gleichberechtigung mit den Männern zu erreichen, dann steht auch praktisch nichts der politischen Gleichberechtigung der Frauen mit den Männern im Wege. Denn von Natur ist das Weib zu allen den staatlichen Aufgaben eines Bürgers ebenso befähigt, wie die große Anzahl der Männer; nur die Sitte und Gewohnheit giebt ihnen eine Lebensrichtung, welche sie den staatlichen Interessen entfremdet.

Es wird vielfach der Einwurf gemacht, daß die Gleichberechtigung der Frauen mit den Männern jenen den Sinn für Häuslichkeit, für alle die Tugenden, welche das weibliche Geschlecht auszeichnen und das Leben der Männer verschönern, nehmen würde, daß die Ehe das durch die Liebe geheiligte Institut zu einer geschäftsmäßigen Association sich gestalten werde. — Selbst wenn dieser Einwurf berechtigt wäre, dürften wir deshalb den Frauen die civile Vollberechtigung nicht vorenthalten; es wäre nichts anderes als ein ganz ungerechtfertigter Egoismus. Aber thatsächlich ist der hervorgehobene Einwurf ganz unbegründet. Worauf beruht er? Auf den traurigen Erfahrungen, daß viele den anständigen Kreisen angehörende Mädchen, welche selbständig für ihre Existenz als Gouvernanten, Lehrerinnen Sorge tragen müssen, in ihren Anschauungen einseitig, pedantisch werden und den rechten Sinn für Häuslichkeit verlieren. Diese traurigen Erscheinungen aber treten hervor, weil eben jedes anständige, gebildete Mädchen selten eine andere Lebensstellung findet, als die Stellung einer Hauslehrerin oder Kinder-Erzieherin. Diese Stellung behagt ihrer engen Gränzen wegen den Wenigsten; sie ist oft mit Kränkungen und Beschämungen verknüpft, die nur nachtheilig auf den Charakter und die Lebensansichten der Betroffenen einwirken müssen. Wie aber in Zukunft, sobald sich die Frauen Zugang zu den höheren Lebensthätigkeiten erworben, der weibliche Geist und Charakter sich entwickeln wird, läßt sich aus den bisher gemachten Beobachtungen nicht ermessen, und deshalb liegt jedem Manne die Pflicht ob, die gegenwärtigen Bestrebungen der Frauen ruhig gewähren zu lassen, sie weder zu verhindern, noch durch Hülfeleistung zu fördern.

Herr von Hanneken versucht in dem schon (Nr. 39) besprochenen Werke, den Frauen im Staate eine Stellung zu verleihen, welche durch ihren hohen moralischen Werth die civile und politische Vollberechtigung der Frauen ersetzen soll. Der wahrhaft humane Staat (oder, wie der Verfasser sich ausdrückt, der christlich-deutsche Staat) hat als Basis die durch die eheliche Vereinigung des Mannes mit der Frau sich bildende Familie. „Durch wen besteht der Staat? Das Alterthum beantwortete diese Frage höchst einseitig, indem es alle Rechte auf die männlichen Mitglieder des Staates häufte und die andere Hälfte der Menschheit, die weibliche, fast rechtlos ließ. Dem Christenthum zunächst war es vorbehalten, gegen diese Ungerechtigkeit anzukämpfen und den Frauen, wenigstens innerhalb des religiösen Bewußtseins, gleiche Berechtigung mit den Männern zuzusprechen. Die einzig richtige, weil der ewigen göttlichen Bestimmung entsprechende Gleichstellung der Frauen im weltlichen Staate konnte es aber doch nur anbahnen, nicht durchsetzen; das war vielmehr den Deutschen vorbehalten, bei denen der einzelne Mann und die einzelne Frau nur sehr begränzte, wenn auch nach den Geschlechtern verschiedene Rechte hatten, und erst in der Vereinigung beider, in der Familie, die volle Berechtigung innerhalb der Volksgemeinschaft eintrat, die zwar durch den Mann nach Außen geltend gemacht wurde, die aber erst erworben wurde durch seine Verbindung mit der Frau." (S. 20.) Der Mann wird erst dann wahrhaft ein Staatsbürger, wenn er eine Familie gegründet. Nicht die Unbescholtenheit, die Erwerbsfähigkeit, die Großjährigkeit gewähre eine so hohe Garantie, daß der Staatsangehörige sein politisches Recht, das Wahlrecht, im Interesse des Staates gebrauchen werde, gleichwie die Verehelichung. In der Regel gelangen dem Menschen die Interessen seiner Nebenmenschen nicht eher zum vollen Bewußtsein, als bis er nicht mehr ausschließlich für sich allein, sondern auch für Andere durch seine eigene selbständige Thätigkeit zu sorgen hat.

„Bei den alten Deutschen traten bei Entscheidungen, die das Wohl des ganzen Volkes betrafen, nur die Familienväter in den Ring und hielten Berathung, die Jünglinge blieben außerhalb desselben, durften nicht mitberathen und hatten nur die Verpflichtung, bei der Ausführung der getroffenen Beschlüsse mitzuwirken. Nur sehr großer Kriegsruhm, großer Besitz oder hohes Alter, verbunden mit anerkannter Lebensweisheit, gestatteten ausnahmsweise auch denen, die nicht Haupt einer Familie waren, an den Berathungen und der Beschlußfassung theilzunehmen. In dieser alten deutschen Einrichtung liegt aber die einzig mögliche, auch dem Christenthum entsprechende Emancipation der Frauen und zugleich auch das Mittel, den oben erwähnten Uebelständen

*) Uebrigens stünde nach einer politischen Vollberechtigung der Frauen nichts im Wege, sie zur Heerespflicht heranzuziehen. Bisher beruhte die weibliche Krankenpflege im Kriegsheer auf freiwilliger Leistung; es würde von ungemein höherem Werthe sein, wenn Frauen zu einem bestimmten Procentsatze der Bevölkerung jährlich für jenen Dienst ausgebildet würden, und so genügende Kräfte beim Ausbruch eines Krieges sofort vorhanden wären.



des allgemeinen gleichen Stimmrechts zu begegnen und es zu einer heilsamen, die Dauer und Wohlfahrt des modernen Staates fördernden Einrichtung umzugestalten." (S. 44.)

Durch die Beschränkung des Wahlrechts auf die Familie würden jetzt bestehende Ausnahmen, führt der Verfasser zur Empfehlung seines Vorschlages aus, theils wegfallen, theils seltener hervortreten. Wegfallen könnte dann die Bedingung der Großjährigkeit, weil das Eingehen in die Ehe eine Garantie für das Vorhandensein der nöthigen geistigen Reife giebt, ferner könnte wegfallen die Ausschließung des activen Militairs vom Wahlrecht, da nur die älteren Unterofficiere und die Officiere eine Familie gründen können und diese die hohe geistige Selbständigkeit erlangt haben werden, bei der die Ausübung des Wahlrechts der Disciplin nicht mehr schädlich werden kann. (?) Ausgeschlossen vom Wahlrecht wären aber dann die Umsturz-Männer, welche meist nicht verheiratet sind oder von ihrer Familie sich völlig losgelöst haben, und ebenso der katholische Clerus.

Dieser Neuerung, welche Herr von Hanneken in beredter Darstellung und logischer Durchführung fordert, läßt sich eine theoretische Anerkennung nicht versagen. Aber sie ist thatsächlich undurchführbar, weil durch dieselbe alle bestehenden Verhältnisse völlig umgewälzt würden, weil den geltenden Anschauungen über Staat und Staatsbürger zu sehr entgegengetreten wird, und, was die Hauptsache ist, weil die Nothwendigkeit für eine so weittragende Veränderung des Staatslebens nicht vorhanden ist. H. v. Hanneken findet es harmonischer, den Staat auf die Familie zu gründen und hält diese Auffassung für Deutschland historisch berechtigt. Dies ist wohl richtig. Aber die realen Verhältnisse haben, wie überall, auch in Deutschland seit Jahrhunderten darauf hingearbeitet, den Staat auf das Individuum, welches mit den vielen anderen Individuen das Gemeinwesen bildet, zu gründen und demgemäß alle staatlichen Einrichtungen den Einzelnen zugänglich zu machen. Und von diesem Princip läßt sich weder behaupten, daß es einen schädlichen Einfluß auf die Entwickelung der Staaten ausgeübt, noch daß es vom reinen Rechtsstandpunkt aus zu mißbilligen sei. Wenn aber die Frauen-Emancipation der einzige reale Zweck ist, welcher Hrn. v. Hanneken zu seinen Reformvorschlägen veranlaßt, so fehlt eben seinen Vorschlägen Alles, was jenen Zweck realisiren kann. Diejenigen Frauen, welche auf die politische Gleichberechtigung mit den Männern dringen, wünschen, als selbständige Individuen, diese Berechtigung, damit sie bei den Einrichtungen des Staates die Interessen ihres Geschlechts wahrnehmen können, und dieses Ziel erreichen sie keineswegs, wenn sie nur die Macht erlangen, durch ihre Hand den Gatten zum vollberechtigten Staatsbürger zu machen.

Leop. Auerbach.

England.

Das industrielle Papstthum und dessen Sklaven.

Die alten Römer feierten ihre Saturnalien und die mittelalterlichen Deutschen ihre Narrenpapst- und Eselsfeste. Alle Jahre einmal wurde die soziale Ordnung umgekehrt, und die obersten herrschenden Gewalten mußten unterste Knechtsgestalt annehmen und das souveräne Volk bedienen. Das war Humor, Witz und Spott. Man ließ sich's alle Jahr einmal sehr wohl gefallen. Jetzt soll im Ernste dauernd eine verkehrte Welt geschaffen und gestaltet werden. Nur wer grob mit Händen oder Handwerkszeug arbeitet, heißt ein Arbeiter. Die wahrhafte geistige Arbeit, welche allein Freiheit, Cultur und Civilisation schafft und gestaltet, wird nicht mehr anerkannt und ist von den arbeitenden Klassen so gut wie geächtet. Dieser materielle Arbeiter erhebt sich in der ganzen civilisirten Welt immer klassenstolzer und massenhafter gegen Capital und Capacität. Die sogenannte „Internationale" will in der ganzen Welt die materielle Arbeit zur politischen und sozialen Herrschaft bringen. Viel mächtiger und compacter streben die „Trades-Unions" oder Gewerks-Genossenschaften in England nach demselben Ziele, für dessen Erreichung sie die selbstmörderischsten und verbrecherischsten Mittel nicht scheuen. Außerhalb England's haben wohl nur Wenige eine richtige Vorstellung von diesen Gewerks-Genossenschaften. Es ist wohl daher Zeit, auf deren Umfang Mittel und Ziel aufmerksam zu machen, um so mehr, als sie sich jetzt auch auf die Landarbeiter und Tagelöhner ausgedehnt haben, durch besondere Vertreter mit Parlamentsmitgliedern unterhandeln und nach dem Schlusse des politischen Parlaments als selbständiges sociales sich fürchterlich zu machen suchen.

Die Gewerks-Genossenschaften fingen ganz wirthschaftlich und wohlthätig als auf je einen Ort beschränkte Verbrüderungen an. Sie dehnten sich zu „provinzialen," je einen Landstrich umfassenden aus. Diese erweiterten sich wieder zu „nationalen" über das ganze Land. Damit wuchsen auch ihre Ansprüche und Forderungen. Jetzt ist es ziemlich so weit gekommen, daß die Zimmerleute, Maurer, Schreiner, Tischler u. s. w. des ganzen Landes je eine einzige Trade-Union bilden. Die wenigen gleichartigen Arbeiter außerhalb dieser Verbände gelten mehr oder weniger für geächtet und vogelfrei und können sich in ihrer Selbständigkeit immer weniger halten, da die Häuptlinge der einzelnen Verbände mit Hülfe ihrer geheimen Polizei und ihrer Unterdrückungsmittel überall hinreichen, um diese noch freien Männer zu bedrohen oder gar gewaltsam arbeitsunfähig zu machen. Der Massenhaftigkeit gegenüber, verschwindet die Selbstbestimmung, die freie Entschließung und Arbeit immer mehr, da die nationalen Verbände fast in jeden Winkel des Landes reichen. Die vereinigten Bergwerks-Arbeiter bestehen aus 60,000 Mitgliedern, von den Maschinenarbeitern sind beinahe 50,000 und von den Zimmerleuten gegen 12,000 ihrer Freiheit beraubt, da sie nur nach den zum Theil drakonischen Gesetzen und Zwangsmaßregeln ihrer Häuptlinge arbeiten dürfen. Jeder dieser Verbände wächst unter Druck und Bedrohung jedes Jahr um zwei- bis dreitausend Mitglieder. Bedenkt man nun, daß sich etwa eine Million dieser nationalen Arbeiter in etwa zweitausend einzelnen Gewerks-Genossenschaften für ein und dasselbe Ideal: „für weniger Arbeit mehr Lohn," verbunden haben und jährlich etwa sieben Millionen Thaler für Verwirklichung dieses Ideals aufbringen müssen, so wird man schon zugeben, daß sie eine mächtige Armee des socialen Krieges gegen Capital, Capacität und Kultur bilden. Die Mitglieder der größeren Genossenschaften müssen fünf Schillinge Eintrittsgeld und wöchentlich eine Steuer von einem Schilling, also jährlich achtzehn Thaler für die Führung dieses socialen Krieges steuern. Ihre Wirksamkeit ist zum Theil zehn, zwanzig Jahre alt, so daß man sich nur wundern muß, weshalb sie mit dieser Macht der Vereinigung und des Kapitals für Erreichung ganz fester, materieller Zwecke noch nicht weiter gekommen, der socialen, wirthschaftlichen Ordnung noch nicht gefährlicher geworden sind.

Das Geheimniß dieser Schwäche liegt zum Theil an ihren Häuptlingen, zum Theil in dem wirthschaftlichen Wahnsinn ihrer Mittel und Ziele. Die Herren an der Spitze, obgleich durch die demokratischsten Gesetze und Vorsichtsmaßregeln gebunden, regie-

ren in der That doch als willkürliche Despoten, nicht nur über ihre Sklaven, sondern auch über deren Gelder. Nichts Demokratischeres als diese Gesetze und Statuten der einzelnen Genossenschaften, und dabei oft eine mehr als Napoleonische Corruption in Bezug auf Verwaltung und Verwendung der Gelder, besonders in den kleineren District-Vereinen. Diese zerfallen mehr oder weniger in Zweiglogen, welche von einem Centralcomité aus staatlich und polizeilich behandelt und mißhandelt werden. Nach diesen Gesetzen und Statuten, sind diese einzelnen Logen und Abzweigungen ultrademokratisch souverän, aber die Centralcomités behalten mit der Hand auf der Kasse und mit der Macht, einzuschüchtern und zu bestrafen, immer die Oberhand. Ueber allen Gesetzen steht ihnen die Disciplin, die Einheit, der Gehorsam.

Noch schlimmer wirthschaften oft die Generalräthe der großen Landesgewerksgenossenschaften, der sogenannten „amalgamated societies". Diese Generalräthe residiren und regieren stolz von London aus. Zwar können sie nach jedem halben Jahre zur Hälfte durch Neuwahlen abgesetzt und erneuert werden, aber sie sitzen doch meist fest. Es gehören zwei Drittel der Stimmen aller im Lande verstreuten Vereinsmitglieder dazu, um eine ihrer Entscheidungen für ungiltig zu erklären und durch ein sogenanntes Plebiscit umzuändern; aber sie haben alle, wie es scheint, etwas Napoleonisches und wissen die demokratisch freien Massen so zu zügeln, daß sie unabhängig tyrannisiren. Wie ist dies aber so durchweg möglich?

Nun, wie war denn dem Napoleon möglich, achtzehn Jahre lang auf demokratischer Grundlage als kaiserlicher Despot das ganze Land zu demoralisiren und zu tyrannisiren? Er galt als die wahre Schutzmacht gegen das rothe Gespenst des Arbeiterstaates. Umgekehrt gelten diese Tyrannen der Gewerks-Genossenschaften als die Macht-Mittelpunkte gegen das Kapital und den dasselbe schützenden Staat. Daher gilt trotz aller demokratischen Gesetze und Statuten die Strategie und Disciplin mehr als alle demokratische Freiheit. Sie führen ja einen socialen Krieg gegen das Kapital, und unter den Waffen schweigen die Gesetze. Unter dem Feldgeschrei strenger Unterordnung und Disciplin in diesem Kriege, ohne welche kein Erfolg möglich ist, muß jeder Widerspruch, jede Regung der Vernunft, jede Hinweisung auf den wirthschaftlichen Unsinn schweigen. Die gefürchtete Internationale erweist sich vielleicht wirklich als bloßes rothes Gespenst ohne Fleisch und Blut und Hirn, weil die Mitglieder der obersten Behörde nie einig werden können und so Jeder meint und thut, was er will. Die genossenschaftlich gefesselten Arbeiter sind in der Meinung vereinigt, daß sie einen wirklichen Krieg um ein bestimmtes, ihnen genau faßliches Ideal: „Für weniger Arbeit mehr Lohn," führen und so streng militärisch zusammenhalten müssen. Daher kommt unter ihnen keine freie Regung auf, wenigstes nie ungestraft.

Im Ganzen scheint man überall in den gebildeten Staaten mehr Furcht vor der Internationalen zu haben, als vor diesen Gewerksverbindungen. Sicherlich mit Unrecht! Erstere kommt aus blutigen Phrasen und idealischer Wuth mit verschiedenen Graden von Zerstörungs-Wahnsinn gegen bestehende Gesetze des Staates, der Gesellschaft und der Sittlichkeit nicht heraus. Diese Irrenhäuselei ist durchweg französischen Ursprungs, und die Commune während der Kriegszeit gilt immer noch als Ideal, nur daß man es ärger machen und möglichst Alles verbrennen und zerstören müsse. Die englischen Arbeiter lachen darüber und haben die Redner wieder und immer wieder als hohle Phrasen-Schwindler aus ihrer Mitte gestoßen. Hepworth Dixon, der über Alles schreibt, hat der Welt auch eine geheime Geschichte der Internationalen zum Besten gegeben. Darin ist auch viel Phrase, aber in folgenden Worten steckt die wesentliche Weisheit über englischen und französischen gewerksgenossenschaftlichen und internationalen Gegensatz: „Der englische Arbeiter ist nicht für Formeln und Systeme; er kümmert sich nicht um Redeblumen und abstracte Ideen; aber er ist empfindlich genug, wenn man ihm auf die Hühneraugen tritt oder ihm der Magen knurrt; die englischen Arbeiter verlangen Thaten, nicht Phrasen. Einem Franzosen aber sind Worte auch schon Thaten."

Hiermit kommen wir hinter die Geheimnisse dieser Hunderttausende von praktisch verschwornen Engländern. Nichts klingt vernünftiger und practischer, als das Bestreben, die Lage der Arbeiter zu verbessern, aber wie dumm, verbrecherisch und selbstmörderisch sind die Mittel! Sie arbeiten grade für ihr Verderben. Nur einige Beispiele: In den meisten Genossenschaften sind Fleiß und Geschicklichkeit bei schwerer Strafe gradezu verboten. Oberstes Gesetz ist: durchweg möglichst wenig und schlechte Arbeit und dafür möglichst hohen Lohn. Darin besteht die demokratische Gleichheit. Wer sich durch vorzügliche Leistung auszeichnet, gilt für einen verdammten Aristokraten und Verräther. Daher wird auch Arbeit auf Accord oder per Stück als sträflich verfolgt. Auch die Maschinen, welche meist mechanische Geschicklichkeit und den schnellsten Fleiß übertreffen, gelten als Feinde und werden möglichst schlecht behandelt, oft absichtlich verdorben oder gradezu bekämpft, wenn neue oder Verbesserungen an alten eingeführt werden sollen. Durch diese und andre praktische Thaten werden überhaupt alle Erzeugnisse der Industrie theurer und auf dem Weltmarkte immer weniger konkurrenzfähig. Es wird weniger producirt und dieses Wenige immer schlechter und theurer. Da nun jeder Arbeiter durchweg nur in einem einzigen Industrie-Zweige Producent ist, in allen übrigen aber bloß Consument, bringt er es im besten Falle nur in diesem neuen Zweige zu einem höheren Lohn, mit welchem er dreißig, vierzig und mehr gewerksgenossenschaftlich vertheuerte Artikel 50—100 Procent höher bezahlen soll. Dadurch kommt er natürlich immer mehr in die Klemme. So sucht er immer und immer wieder höheren Lohn zu erzwingen. Alle andern Arbeiterarten machen es auch so. So schraubt sich alle Industrie, alle Lebensbefriedigung immer wieder in größere Mängel, in größere Theuerung hinein. Dabei verschlingen die Strikes seit Jahren, gleichsam mit doppeltem Rachen, immer größere Summen. Vielleicht fände ich jetzt grade wieder gegen zwanzig in der Ausführung begriffene Strikes heraus, welche etwa sechzigtausend Arbeiter zum Müßiggang verdammen. Um diese gegen Hunger zu schützen, müssen drei Mal so viel Arbeiter besondre Steuern zahlen, abgesehen davon, daß sie als Genossenschafts-Mitglieder regelmäßig jede Woche fünf bis zehn Silbergroschen, also jährlich etwa zehn bis zwanzig Thaler, in die Genossenschaftskasse zahlen und außerdem sich wieder und immer wieder an Polizeimaßregeln und Verbrechen gegen ketzerische Mitglieder oder freigebliebene Arbeiter betheiligen müssen. Die Strikes sind in allen Größen und Umfängen so abgedroschen und zweckwidrig erkannt, daß nur noch mit den unsinnigsten und fürchterlichsten Zwangsmaßregeln neue Arbeits-Einstellungen in's Werk gesetzt und auf so und so viel Wochen und Monate aufrecht erhalten werden können. Geheime Ueberfälle, Zerstörung von Werkzeugen, Plünderung, sogar Mord und Brand kommen gegen einzelne Nichtmitglieder oder im Geheimen arbeitende Genossen seit Jahren immer wieder vor. Größere Genossenschaften wenden manchmal ganze Armeen an, um einzelne Fabriken und freie Arbeit zu unterdrücken Sie erklären

einzelne Etablissements in Acht und lassen sie von polizeilich organisirten Mitgliedern umstellen, um von auswärts her gewonnene Arbeiter mit Geld oder Gewalt zurückzuhalten. Den Mitgliedern ist das Zusammenarbeiten mit freigebliebenen Menschen bei hoher Strafe verboten, und Letztere werden nicht selten bei Nacht und Nebel an Werkzeugen, Eigenthum oder persönlich geschädigt. Es ist schon vorgekommen, daß sie die Wohnung eines freien, fleißigen Arbeiters mit explodirenden Stoffen füllten, welche ihn während der Nacht in die Luft gesprengt haben würden, wenn das Verbrechen nicht vorher entdeckt worden wäre. Auch mißliebige Mitglieder, welche gegen die Tyrannei murren oder sonst ketzerische Gesinnungen verrathen, werden in Bann gethan, so daß niemand mehr mit ihnen sprechen und verkehren darf. Ja, in ihrem Wahnsinn liegt Methode!

Natürlich haben die Arbeitgeber nothgedrungen auch lernen müssen, sich gegen dieses Papstthum des Müßiggangs und der Gelderpressung mit vereinter Kraft zu wehren. Die häufigste Maßregel ist, daß sie, wenn einem einzelnen Arbeitgeber ein Strike droht, das lock-out in allen ihren Fabriken zu beschließen, d. h. alle Arbeiter werden von der Arbeit ausgeschlossen, die Fabriken stehen still, damit durch die Arbeit der Strike nicht genährt werden könne. Zuweilen bewilligen sie auch ungerechte Forderungen, um etwa eine große Bestellung auszuführen. Hernach erklären sie, daß sie nur gegen einen viel geringeren Lohn die Arbeit fortsetzen können. Die Arbeiter müssen nun entweder nachgeben oder sich ein lock-out gefallen lassen. Summa Summarum leiden alle Betheiligten, die ganze Industrie, der ganze Nationalwohlstand, alle Kultur, am meisten aber die Arbeiter darunter; denn die Kriegskosten müssen zuletzt immer von ihnen getragen werden. Die höheren Productionskosten, der künstliche Mangel — dies Alles nöthigt die Konsumenten im ganzen Lande, die Theuerung auf ihre Erzeugnisse zu schlagen. So ist die Folge dieser gewerksgenossenschaftlichen Religion: für weniger Arbeit mehr Lohn, die, daß überhaupt weniger und schlechtere Industrieartikel und Lebensbefriedigungsmittel vorhanden und diese theurer sind. Für die Theuerung müssen die Arbeitermassen entweder durch mehr Geld oder durch mehr Mangel und Hunger büßen. Dabei ist nicht zu übersehen, daß gerade diese Arbeiter, welche wirthschaftlich und gesellschaftlich höher steigen und sich sogar zur herrschenden Klasse machen wollen, durch diese gewerksgenossenschaftliche Praxis materiell und moralisch unterjocht werden, daß sie wie unter der ärgsten spanischen Inquisition aufhören, nicht nur in der Gesinnung, sondern auch mit ihren Händen und Werkzeugen, im Benehmen, Sprechen und Denken freie Menschen zu sein.

Es ist demüthigend, nicht nur für England, sondern auch für das ganze durchstrikete Europa, daß solcher selbstmörderische Wahnsinn so lange herrschen, sich sogar immer bedrohlicher ausbreiten konnte, daß alle die klar erkannten volkswirthschaftlichen und Verwerthungs-Gesetze diesen gewerkgenossenschaftlichen und internationalen Irrlehren gegenüber alle Belehrungskraft verloren zu haben scheinen; aber es ist immer so in der Weltgeschichte, welche wesentlich nur durch apagogische Beweise fortschreiten und Irrthümer aus den Köpfen und Einrichtungen der Massen oft durch Jahrhunderte lange Arbeit heraustreiben muß. Vielleicht sind sie in England nun bald so weit. Die gewerblichen Schiedsrichter kommen schon hier und da zu segensreicher Anerkennung und Wirksamkeit. Unter den Arbeitern bricht vielleicht selbst früher oder später ein geharnischter Protestantismus gegen die Unfehlbarkeits-Dogmen der Unionspäpste aus. Das politische Parlament ist geschlossen, aller Rang und Reichthum geflohen. Die eröffneten neuen Arbeiter-Parlamente liefern hoffentlich diesen Herbst schon den Beweis, daß wenigstens einige Männer von Einsicht und Ehre durch unendlichen Schaden klug geworden sind und den Muth gewonnen haben, ihre 95 Sätze gegen das Arbeiterpapstthum laut zu verkündigen und durch die Presse wirksam zu machen. H. B.

Oesterreich-Ungarn.

Das ungarische Volkslied.

„Durch ihre Lieder sieht man den Völkern in's Herz und lernt das bessere Theil in ihnen schätzen und lieben." Dieser Ausspruch Bodenstedt's kennzeichnet prägnant den Werth der Studien über die Poesie eines Volkes. Mit Berufung auf denselben soll auch hier eine flüchtige Skizze über das ungarische Volkslied versucht werden; wir benützen hierbei eine kürzlich erschienene Abhandlung Ludwig Aigner's*), der durch seine literarhistorischen Studien und Leistungen auf diesem Gebiete sich bereits manches schätzbare Verdienst erworben hat und von dem eine Sammlung ungarischer Volkslieder in deutscher Sprache demnächst veröffentlicht wird.

Das Volk der Ungarn oder Magyaren besitzt großen Reichthum an Phantasie, ein leicht erregbares Gemüth, Lust und Liebe zu heiteren, rauschenden Vergnügungen, wobei aber der Sprung in's Extrem nicht ausgeschlossen ist. Ja, es ist dieser rasche Wechsel, dieser unvermuthete Umschlag von dem Gipfel der jubelnden Freude in den Abgrund klagender Wehmuth oder dumpfer Trauer ein Charakteristikon des ungarischen Volkes, das im Sprichworte von sich sagt: „Weinend erlustigt sich der Magyare". Auch die ungarische Musik und der ungarische Tanz haben dieses eigenthümliche Gepräge an sich. In sanften, weichen Molltönen hebt das Andante an und ladet zu ruhigen, rhythmischen Bewegungen ein; es ist da ein Sehnen und Seufzen, das ungestillte Verlangen, die vordrängende Begierde nach der nahenden und entweichenden Geliebten ausgedrückt; doch — plötzlich schlägt der Ton in Dur über, das Tempo wird rascher und rascher, und im rasenden Fluge, im betäubenden Wirbel stürmt der Jüngling mit der endlich erhaschten Geliebten dahin, um ebenso plötzlich mit dem Tonrückfalle wieder in das vorige Sehnen und Schmachten zurückzusinken.

So auch das ungarische Volkslied, das nach einer richtigen Bemerkung Aigners stets mit der Melodie zugleich, ja sogar derselben nachgeboren wird. „Sagen wir es geradezu heraus: Beim Volksliede geht die Melodie dem Worte voran und führt erst dazu. Wir waren wiederholt Zeugen, daß bei Rekrutenstellungen die von ihren Söhnen scheidenden Mütter nach dem ersten Schmerzenssturme auf der Erde hockend, ohne Worte Klage-Melodien anstimmten. Ihr Schmerz fand also den ersten harmonischen Ausdruck nicht im Worte, sondern in der Melodie." . . . Diese Wahrnehmung kann man auch bei andern östlichen Völkern machen. In Ungarn trifft man z. B. bei Rumänen und Serben Weiber und Mädchen, die in langgezogenen Klageliedern ohne Worte ihren Schmerz bekunden. „Und so auch der Sohn des Volkes. Wenn eine starke Leidenschaft sein ganzes Wesen ergreift, wird er den Ausdruck seiner Gefühle, die Erleichterung der ge-

*) In ungarischer Sprache erschienen: A magyar népdalról („Ueber das ungarische Volkslied") Pest, 1872.

preßten oder überfluthenden Brust sicherlich im Gesange (oder im Pfeifen) suchen und finden. Die Melodie ist hier immer entscheidend; denn das ungarische Volk achtet nicht darauf, ob Melodie und Text stets im Einklange zu einander stehen.

Das ungarische Volkslied scheidet sich inhaltiich in erzählende und Gefühlslieder; zu ersteren gehören: Balladen und Romanzen; zu letzteren: Liebes-, Vaterlands-, Krieger-, Pußten-, Hirten- und Weinlieder. Dazu kommen noch Spottgesänge, Tanz- und Kinderreime, Hochzeitssprüche, Todtengesänge, Räthsel und Scherzfragen. Die ungarischen Volkslieder wurden theils von der Kisfaludy-Gesellschaft gesammelt, die im Jahre 1846—49 drei Bände und soeben wieder zwei Bände veröffentlicht hat; theils gaben Einzelne (wie z. B. der unitarische Bischof Joh. Kriza, Julius Pap, der Historiker Kol. Thaly u. A.) Volkslieder-Sammlungen heraus, so daß ein beträchtliches literarisches Material vorliegt.

Die ungarische Ballade hat den Charakter des Sprunghaften, Halbverhüllten, bloß Andeutenden der Ballade des Nordens an sich. Wir finden auch hier jene gedrängte, Mittelglieder überspringende, lebhaft dramatische Darstellung; doch fehlt die dämmerige Mystik, fehlt das nebelhafte Geschlecht der Feen, Elfen und anderer Nachtgespenster. Der Ungar ist kein Freund grübelnder Schwärmerei. Die ungarische Ballade führt von der Exposition oft durch eine Frage mitten in die Handlung, die in den Wechselreden der Personen knapp angedeutet und rasch ihrem meist blutigen Ende zugeführt wird. Spannung, rasche Wendungen, wirkungsvolle Dialoge gestalten ein völlig dramatisches Bild. Charakteristisch ist der Mangel des Reims in der ungarischen Ballade, die überdies auch des effektvollen Refrains entbehrt. Doch trifft man großen Reichthum an Ana- und Epiphoren, Alliterationen und Parallelismen.

Der Stoff der ungarischen Volksballaden ist meistens aus Liebesgeschichten geschöpft und mit wenigen Ausnahmen tragischer Natur. Die Mutter, welche ihre gefallene Tochter auf das Schaffot schickt; der Heidenkönig, der den Geliebten der Tochter in den Kerker wirft und das flehende Mädchen zu Tode tritt; der Jüngling, der seine Geliebte vor Eifersucht ermordet; der ermordete Bursche, den Vater und Mutter vergeblich wecken, und der erst auf Liebchens Ruf aufwacht; der Jüngling, der die treulose Geliebte zu Tode tanzt; des Sultans Tochter, die zwei ungarische Ritter aus ihres Vaters Kerker befreit und mit ihnen entflieht; die Brautschau des Prinzen, der die Reiche verschmäht und die Arme zum Weibe nimmt; die Braut, die in der Heimat ihres Bräutigams todt anlangt; das treulose Weib, das, während ihr Mann im Sterben liegt, mit Anderen kost; der Mann, der seine Frau mit dem Buhlen vereint findet und beide tödtet; die Klage der wider Willen einem Räuber Vermählten; die Tochter, die ihre Mutter im Kerker schmachten läßt; der Baumeister, der zur Befestigung der Mauer sein Weib in das Fundament mauert; — das sind die Stoffe, die der ungarischen Balladen-Poesie zu Grunde liegen und Anlaß zu oft ergreifenden Situationen geben.

Viele dieser Stoffe und Motive sind nicht specifisch ungarisch, es sind allgemein menschliche oder auch entlehnte darunter; anderseits berühren sich einzelne Züge und Anschauungen mit denen anderer Völker. So z. B. das Einmauern der Frau zur Festigung des Gebäudes, oder wenn aus den Gräbern zweier Liebenden, von denen eines vor, das andere hinter dem Altare sich befindet, eine weiße und eine rothe Lilie emporwachsen, die so lange sproßten, „bis sich Eins in's Andere schlang". Derlei Anschauungen trifft man bei Schweden, Schotten, Italiänern, Neugriechen, Bretonen und insbesondere auch im deutschen Volksliede wieder.*) Das Aussenden der Taubenpost ist ebenfalls ein solch gemeinsamer Zug, und wenn in einer Ballade die Königstochter plötzlich stirbt, weil ihr Geliebter, trotz der angesteckten Fackel, bei nächtlicher Ueberfahrt in den Wellen der Donau ertrunken ist, so mahnt das wieder an ähnlichen Balladenstoff bei Engländern und Deutschen.

Von der besondern Liebe des ungarischen Volkes für diese tragischen Liebesromanzen spricht auch der Umstand, daß man dieselben in verschiedenen Gegenden des Landes in mannigfach veränderter Gestalt antrifft. Von besonderer Rauhigkeit des Charakters sind einzelne Balladen des Széklerlandes; sie bekunden, daß im Mittelalter der Siebenbürgische Edelmann über Weib und Kind ganz frei verfügen konnte. In dieser Beziehung haben die Volksgesänge auch kulturhistorischen Werth.

Trotz des Interesses und des poetischen Werthes, den diese erzählenden Lieder besitzen, kennzeichnen sie doch nicht das eigentliche ungarische Volkslied. Das ungarische Volk beschäftigte sich nämlich weniger mit seinem Vaterlande und dessen Geschichte, weil diese beiden dem armen Leibeigenen, politisch Rechtlosen sehr fernliegende, gleichgiltige Dinge gewesen. Aus diesem Grunde giebt es unter den epischen Volksliedern nur sehr wenige historischen Inhaltes. Um so reichhaltiger dagegen ist der rein lyrische Liederschatz. In dieser subjectiven Lyrik offenbart sich fast ausschließlich die poetische Schöpfungskraft des ungarischen Volkes. Und trotz der Tausende von Liedern, die man hier schon kennt, ist ein großer Theil derselben dennoch bisher unaufgezeichnet geblieben.

Unter den Liedern nehmen die eigentlichen Liebeslieder die erste Stelle ein, nicht bloß nach der Anzahl, sondern auch nach dem innern Werthe. Von der zum Ausbruch gelangten Liebesschwärmerei bis zur Glückseligkeit des Besitzes, von den Höllenqualen verschmähter Liebe bis zur jubelnden Freude der liebesreichen Zustimmung, von dem sehnsuchtsvollen Seufzen und Sehnen nach der fernen Geliebten bis zur schmerzhaften Enttäuschung betrogener Liebe, sind all die Stufenleitern der Empfindung hier vertreten. In hundert und aber hundert Wendungen kommt der Liebe Lust und Leid zum Ausdrucke, und wenn dieser auch nicht immer kunstgerecht ist, so entspringt er doch dem wirklichen Gefühle, ist wahr und natürlich. Charakteristisch für die Grundstimmung des ungarischen Liebesliedes ist die sinnliche Glut, die hier in die Erscheinung tritt. Die Liebe erfaßt den Jüngling urplötzlich beim Anblicke des Mädchens, und dann empfindet er ein unsagbares Gefühl der Angst, er zittert und entbehrt der Ruhe. Wo er weilt, beschäftigt ihn die Geliebte, er gedenkt ihrer bei der Arbeit, hinter dem Pfluge, im Garten; sie erscheint ihm im Traume. Doch auch des Mädchens Sinn ist gefangen; sie blickt sehnsuchtsvoll über den Gartenzaun zum „braunen Jüngling" auf dem Acker. Das ermuthigt ihn und er findet Gelegenheit, seine Gefühle zu offenbaren. O welch ein Glück, da er diese erwiedert findet! Aber die Eltern sind Gegner dieser Liebe, und die Geliebten können sich nur heimlich, des Nachts finden; bei Tage schaut der Bursche sein Mädchen nur aus der Ferne, doch er ist zufrieden; denn er vertraut ihrer Treue. Und womit vergleicht er nicht seine Geliebte! Sie ist vor Allem

*) Man vergl. hierüber die schöne Abhandlung Koberstein's „über die in Sage und Dichtung gangbare Vorstellung von dem Fortleben abgeschiedener menschlicher Seelen in der Pflanzenwelt" im „Weimarer Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst", Band I. S. 73 ff.

„seine Rose" (besonders gern gebraucht), seine „weiße Lilie", aber auch „sein Täubchen", sein „theurer Schatz", sein „süßes Mädchen" u. s. w. Größer wird der Schmerz der Liebenden, wenn sie sich trennen müssen: Der Bursch muß hinaus in die Fremde; da „sieht er auch die glänzende Sonne sich verdunkeln", allein er tröstet sich und baut auf eine glückliche Wiederkunft. Desgleichen das Mädchen. Allein „Zeit und Weile" sind ungleich. Es verwelkt die Rose, die keinen Stamm hat, darum welkt auch das Mädchen, fern vom Geliebten, und zweifelnd fragt sie sich, ob er sie wohl noch liebt? Doch es kommt ein Brief, der Trost vom Geliebten bringt. Er ist auch in der Ferne treu geblieben. Freilich hat er auch heiße Sehnsucht nach der Heimat, und es bricht der Bursch in stürmischen Jubel aus, wenn er endlich des Dörfleins altersgrauen Kirchthurm wieder erblickt. Nun erhält die Treue den Lohn, und der beglückte Gatte fordert seine „Rose" auf, ihm in's Auge zu blicken, um daraus zu lesen, daß sie, sein „Engel", sein „glänzender Stern", darin weile; seines Herzens Schlag sei das treue Abbild des ihrigen, und, selig im Besitze seiner Liebe, fragt er sein Weib: „Nicht wahr meine Süße, meine Liebe, unser ist das Himmelreich, eines größeren Glückes bedarf es nicht"? . . .

Stürmische Glut der Empfindung, Bilderreichthum, Farbenpracht, blumige Sprache offenbaren sich in diesen Liedern, die mit gleicher orientalischer Ueberschwenglichkeit die Lust wie den Schmerz der Liebe besingen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir auch diese Seite des ungarischen Volksliedes eingehender charakterisiren. Nur so viel sei bemerkt, daß im ungarischen Liebeslied die untreue Geliebte im Herzen des Betrogenen ein tiefes Weh zurückläßt, der nur selten durch jugendlichen Lebensmuth oder einen gewissen Leichtsinn sich darüber hinwegsetzt; doch ist dem Ungarn jene tiefe Schwermuth fremd, wie solche im slavischen Volksliede vorherrscht.

Das ungarische Volkslied giebt auch Zeugniß von einer gemüthlichen Naturanschauung; die gesammte Natur wird in's Mitleid gezogen; ihr werden die Bilder und Vergleiche entlehnt, um die Geliebte zu verherrlichen, die Größe der Liebe, der Freude oder des Wehes zu veranschaulichen; ihr entnimmt der Liebende am liebsten die Bezeichnungen für den Gegenstand seiner Liebe, und der Natur offenbart er seine Lust und klagt er sein Leid.

Den Eingang des ungarischen Volksliedes bildet meist eine mehr oder minder zutreffende, naheliegende Metapher; oft wird in einem ganzen Liede jede Strophe mit einer solchen eröffnet, ohne der einheitlichen Stimmung des Ganzen zu schaden. Ein nettes Liedchen von hoher Innigkeit möge hier Platz finden:

Wär' ich ein Röslein schön,
So würd' ich bald vergehn;
Mich sähe Niemand an,
Mich liebte Niemand dann.

Nenn' mich kein Röslein drum,
Noch eine and're Blum':
Die holden Blümlein all'
Versengt der Sonne Strahl.

Wenn es ja könnte sein,
Ein Täubchen wollt' ich sein,
Wo flög' ich wohl nicht hin,
Könnt' ich auf Flügeln zieh'n!

Kein Röslein will ich sein,
Kein Täubchen, zart und fein,
Ich will, Herzliebster mein,
Nur dein sein ganz allein!*)

Bemerkenswerth bleibt, daß trotz der Liebesgluth vor und im Anfange der Ehe das ungarische Volkslied das spätere Familienleben nicht mehr besingt; oder höchstens gedenkt es dessen nur so, daß die Frau sich über den Mann beklagt oder dieser die Untreue seines Weibes, oder den Pfarrer verflucht, der sie einst zusammengethan. Das deutet auf einen Mangel an tieferem Gefühl und läßt auf ein gelockertes Familienleben schließen."

Auffallend ist die geringe Anzahl patriotischer und Soldaten-Lieder, da das ungarische Volk doch durch seinen kriegerischen Geist bekannt ist. Die Ursache dieser Erscheinung liegt wohl in den früheren politisch-socialen Zuständen Ungarns, wo die große Masse des Volkes in Leibeigenschaft schmachtete, also wenig Anreiz fand, sich für das Vaterland zu begeistern. Doch fehlt es an Kriegsgesängen aus den Tagen der wiederholten Empörungen und Revolutionen nicht; insbesondere fruchtbar an geharnischten Schlachtenliedern waren die Jahre 1848—49, als das ungarische Volk sich erhob, seine jüngst erworbene Freiheit mit seinem Blute zu vertheidigen. Da hätten den kräftigen Burschen nicht der Mutter Schmerz, nicht der Geliebten Thränen zurückgehalten. Anders ist es freilich, wenn er für „die Deutschen" rekrutirt wurde und in das „große Italien, das liebe Vaterland des Deutschen" (sic) marschiren mußte. Da wünscht er wohl, daß die Locomotive zersprengen möge, damit man ihn nicht wegführen könne, und er schaut weit lieber die zwei Thürme seines Heimatortes, als „die zweiunddreißig Thürme von Mailand". Sein einziges Labsal ist der Kautabak, den er besingt; denn das Kasernenleben hat wenig Annehmliches; es ist einförmig, langweilig. Wie sehnt er sich nach Hause, und welche Freude, wenn er daheim in den Armen seines Liebchens ruhmvolle Tage verleben wird." . . .

Eine besondere Specialität des ungarischen Volksliedes sind die Pußten- und Hirtenlieder, bei denen natürlich der Pußten-Räuber, der „szegény legeny" („arme Bursche") die Hauptrolle spielt. Diese Freibeuter der ungarischen Pußten sind noch immer Lieblinge des gemeinen Volkes, das in ihnen keine Räuber oder Mörder, sondern nur Freiheitshelden erblickt, die sich gegen kleinere oder größere Tyrannen kühn erheben und ihnen trotzen. Darum verräth es dieselben der Polizei nicht, führt diese oft irre und beherbergt den Betyáren, der höchstens dann auf einen Verräther trifft, wenn dieser an ihm Rache nehmen will. Diese Rolle übernehmen nicht selten die verschmähten Geliebten der Räuber. Die Poesie dieser Feinde der menschlichen Satzungen ist natürlich ihrem Leben angemessen; ungezügelte Freiheitslust, Verherrlichung des ungebundenen Räuberlebens, Lobpreisung der geliebten Rosse, deren Schnelligkeit der Räuber gar oft sein Leben verdankt, Verspottung der Verfolger und Anhänglichkeit an die Geliebte sprechen sich darin aus. Die Trias von „Wein, Weib und Gesang" umspannt des Betyárs höchste Seligkeit.

Besonders arm ist das ungarische Volkslied an gemüthlichen Kinderliedern; die Scherz- und Spottlieder, die Tanzreime und Werbelieder (bei Reichstagslieder) entbehren meist des poetischen Werthes und arten nicht selten in rohe Beschimpfung und ehrenrührerische Verunglimpfung aus. Hier und da findet sich ein humoristischer „Rhythmus", d. i. in Thierfabel gekleidete Spottgesänge vor. Leichengesänge zeugen von tiefem Gefühle, und die Scherzräthsel tragen meist zweideutiges Gepräge an sich.

Alles in Allem genommen, wird man Hrn. Aigner zustimmen, daß sich in den ungarischen Volksliedern das magyarische Volk als ein solches zeigt, „das zwar hier und da ungeschliffen, aber im Allgemeinen edel denkend, freiheitsliebend und voll

*) Nach L. Aigner's Uebersetzung.

gesunder Lebensanschauung erscheint, welche überwiegende gute Eigenschaften bei seinen Fehlern dieses Volk dennoch liebenswürdig und achtenswerth machen". Hr. Aigner möge uns bald mit weiteren Gaben beschenken!

Ofen. Prof. J. H. Schwicker.

Italien.

Italiänische Concetti in ihrer Beeinflussung Shakespeare's.

Ein Wink für die heutigen jungen Dichter.

„Der echte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln, und nähert sich dem Meister." Nicht etwa um meinetwillen, um die Wiederberührung eines bekannten, gar oft behandelten Gegenstandes in anmaßlicher Weise zu entschuldigen, führe ich diesen inhaltvollen Ausspruch Goethe's an. — Er erscheint bedeutend namentlich auf dem Kunstgebiete und besonders fruchtbar bei Betrachtung des Shakespeare'schen Riesengenius. Dann soll er hier vornehmlich als Vordersatz dienen zu einem aus dem in der Ueberschrift bezeichneten Stoff leicht hervorspringenden praktisch literarhistorischen Wink an die heutigen Dichter aller Nationen.

Es giebt, so zu sagen, Kulturgeschichtsjahrzeiten — mehr oder weniger günstig den Früchten dieses oder jenes Zweiges des geistigen Strebens der Menschheit. So denn auch in der Poesie. Eine solche herrliche Jahreszeit war die Zeit Shakespeare's. Der reichste Welterfahrungs-Segen der neuen Geschichte ward der Dichtkunst; vor Allem die freie noch jugendliche protestantische Anschauung des Menschenherzens, glücklich umschanzt von dem sichern Inselboden, wo, wenn auch damals noch nicht die volle politische Freiheit, doch eine starke Grundlage in dem bereits seit Jahrhunderten geübten persönlichen Freiheitssinn des Engländers sich vorfand. Das gab, wie dem Volke und der Zeit, so auch der Poesie trotz des erweiterten Weltblickes, eine der antiken Poesie ähnliche Naivetät. — Die Bildung eines bestimmten Zeitalters führt aber bei der Poesie, wie bei jedweder andern Kunst — oft ihr halb oder ganz unbewußt — Manches mit sich, was die Folgezeit befremdet. Denn eine neue Weltanschauung hat sich geltend gemacht. Dies Befremdende erstreckt sich bisweilen bis in's Innere der Gegenstände und erscheint dann der späteren Welt, mit mehr oder weniger Recht, als Unvollkommenheit. Shakespeare's großer Genius indeß, der da das allgemein Menschliche in seinen tiefsten Tiefen erfaßt und darum mit göttlichen Seher-Augen ganze Zeitalter voraus blickt, macht uns gewöhnlich vergessen, auch was uns hier und da nicht ganz richtig in ihm erscheint. Bisweilen jedoch ist jenes Fremdartige mehr äußerlicher (rhetorischer) Art. Dahin dürfte vor Allem gehören seine oft zu sehr zugespitzte Rede und Gegenrede, seine, wenn auch immer originellen, doch manchmal zu gehäuften Antithesen und Bilder. Es lag dies aber in der rhetorischen Bildung der Zeit, welche die Engländer mit Recht von der damals ästhetisch gebildetsten Nation, den Italiänern, auf ihren Weltmarkt brachten; mit Recht von dem Volke, das durch die unter ihm vorlängst und zuerst vorgehende Renaissance zuerst zur Mustergiltigkeit sich erhoben hatte. Freilich gingen die italiänischen Dichter schon damals — schon von Tasso an — in ihrer Diction über das rechte Kunstmaaß hinaus — die Zeit der sogenannten Concetti.

Die Erscheinung solcher künstlich zugespitzten, oft in bloße Wortspiele ausartenden Redeformen hat sich mehr als einmal in der Literaturgeschichte aller Völker gezeigt und wiederholt sich mit einer gewissen Nothwendigkeit zu gewissen Zeiten. Der Grund dieser Künstlichkeit liegt klar vor Augen. Sie pflegt stets einzutreten, wenn begabte junge Talente in hitzigem Ehrgeize kunstvollendete Meister mit noch größerer Kunst zu überbieten sich unterfangen, wobei sie denn dem wahren Kunstgeleise unvermerkt entgleiten.

War nicht schon Euripides gekünstelter als Aeschylos und Sophokles, ebenso Ovid gegen Virgil und Horaz, die Alexandriner gegen die Poeten des Perikleischen Zeitalters; ja in unserer vaterländischen Literatur die Dichter der romantischen Schule gegen Goethe und Schiller, und früher schon die zweite schlesische gegen die erste? Die zweiten Schlesier waren ebenfalls von jenen Italiänern beeinflußt; denn die Macht derselben auf Europa zeigte sich seit Mitte des 16. Jahrhunderts als eine überaus große. Auf England wirkte sie schon seit Chaucer (1300), der sich den Boccacio zum Muster nahm; später durch die trefflichen Meister Ariosto und Tasso, gegen deren hohen Kunstwerth aber, namentlich des Ersteren, die gleichfalls von Albion bewunderten und nachgeahmten Zeitgenossen Shakespeare's, Guarini und Marino bedeutend abstehen. Diese Letzteren sind die eigentlichen Vollender der schwülstigen Künstelei und der Concetti. Die Marinisten nun und — Shakespeare! Er, der Urkräftige, gegenüber diesem Dufte einer fast abgestandenen Ueberkultur. Er, der das Unwesen ganz durchschaute, der seinen Aerger nicht verhält über seine „äffischen Landsleute", die so viel abgeschmackte Moden aus Italien hereingeschleppt (vgl. Richard II. A. 2. Sc. 1), dessen wahre künstlerische Größe er übrigens recht wohl erkannte (vgl. Wintermärchen V. 2.) — er fügt sich dennoch der leidigen Mode! Ja, aber nirgends vielleicht bekundet sich der Shakespeare'sche Geist gewaltiger, als in diesem Falle, indem er an der Mode, die der Menschen Tyrannin immer war und bleibt, sich dadurch rächt, daß er sie mit Mächtigkeit seinen hohen Zwecken dienstbar macht. Wie hoch bewundernswerth ist er, wenn er dieses platte Material sich dienen läßt, das Ungeahnte daraus hervorzuzaubern. Da gestaltet er einen bloßen Vorwitz zum geistvollsten Gleichniß, dort gehäufteste Antithesen zu nachdrücklichsten und erschütterndsten Reden. Wohl mag der in ihm überreich quellende Bilderborn manchmal etwas übersprudeln, doch man gewahrt es kaum; Alles gleicht sich gewöhnlich aus in der lebensvollen Anschaulichkeit seiner Bilder. In seinen Vergleichungen bis zur kürzesten Metapher herab kommt ihm ja niemals irgend Einer gleich, und vielleicht nur der treffliche Meister Ariosto nähert sich ihm ganz, während alle übrigen Italiäner fernab hinter ihm zurückbleiben. Nicht um das Allbekannte zu beweisen, nur um in kürzester übersichtlicher Zusammengedrängtheit das Verhältniß Shakespeare's zu den Italiänern möglichst zu verlebendigen, seien einige wenige charakteristische Beispiele und Proben hier angeführt.

Shakespeare.

Bassanio im Kaufmann von Venedig (I. 1.) vergleicht sein Schuldverhältniß zu seinem Freunde Antonio, diesem in's Gesicht, mit den Pfeilen, die er spielend als Knabe abzuschießen gepflegt, wobei er, wenn er manchmal einen verloren, stets gleich mit rechter Aufmerksamkeit einen zweiten in der nämlichen Richtung abgeschossen, wodurch er denn nicht nur den letzten, oftmals auch den ersten Pfeil wiedergefunden. So möge der gütige Gläubiger auch, ungeachtet des nicht bezahlten ersten Darlehns, es doch bei

ihm mit einem zweiten versuchen; er selbst werde dabei das Ziel recht in's Auge fassen. und zweifle er nicht, der Freund werde mindestens die letztere, vielleicht beide Schuldposten wiedererhalten.

Abgesehen von der trefflichen Charakteristik des Tones unter zwei so vertrauten Freunden, ist dies witzige Gleichniß dem Deutschen wohl ganz besonders eindringlich, weil er selbst schon gewissermaßen es gemacht und in seiner Sprache niedergelegt besitzt im Worte: vorschießen. — Nun Einiges in der Ursprache. King John III. 1.: Blanche. The lady Constance speaks not from her faith (religiös kirchlicher Glaube). But from her need. Constance. O, if thou grant me need, Which only lives but by the death of faith (Treu und Glauben). That need must needs infer this principle — That faith would live again by death of need; O, then tread down my need, and faith mounts up; Keep my need up, and faith is trodden down. — — Richard III. 1. 2. Richard (zur Anna Warwick) This hand, which, for thy love, did kill thy love (geliebten Mann) Shall for thy love kill a far truer love (sich selbst als Liebhaber). — Cymbeline III. 4. Imogen. What tenderst thou that paper to me with A look untender (deutsch unübersetzbar).

Italiäner.

Tasso (1544—95). Gerusal. lib. II: O spettacolo grande, ove a tenzone Sono amore e magnanima virtute; Ove la morte a vincitor si pone In premio, ei' mal del vinto è la salute. — — Marino (1569—1625) im Adone: Già parmi veder, veggio pur certo Tra due chiuse palpebre un cielo aperto. — È vestito (die Nachtigall) di penna un vivo fiato, Una piuma canora, un canto alato, — Innanzi ai raggi della cui beltade Lo stupor di stupor stupido cade. — Con tal lusingo il lusinghiero amante La lusinghiera Dea lusinga e prega. — — Guarini (1537—1612) in den Madrigalen: Simile al seme suo fecondo nasce: Sol crudel il cor vostro Quasi ingrato terren produce un mostro, ah di voi troppo indegno; Chè se'n lui spargo amor, ne mieto sdegno — E chieggio per giustissima mercede, D'un amor, d'una fede, D'un languir per bellezze al mondo sole sola solo il mio sole — Son rasformato in voi, che non son io; Come sarò d'altrui, se non son io?

Aus diesen kurzen Proben, meinen wir, dürfte sowohl die unverkennbare Verwandtschaft der shakespearischen Sprache mit der der italiänischen Dichter, als auch der große Vorzug der ersteren vor der letzteren erhellen. Wir sprachen freilich fast nur von Stellen ernsteren Inhalts. Mehr Anstoß pflegt man allerdings zu nehmen an der Redeweise der Lustspiele des großen Meisters, wo der heitere, äußerst witzreiche Dialog oft im Uebermaße in Wortwitzspielen sich bewegt, die (abgesehen von denen, die nur im Englischen möglich) unserer jeweiligen Kulturstufe wohl nicht mit Unrecht widersteht. Und hier in der Komödie können wir es uns nicht verhehlen, daß das obenbezeichnete zeitlich Fremdartige unserer veränderten Weltanschauung entgegentritt, welche sogar theilweise andere Kunstgesetze mit sich gebracht. Ja sogar, obwohl ungleich seltener, in einzelnen tragischen Stellen wird uns das fühlbar. So z. B. in jener oben angeführten Rede der Constanze (König Johann), wo die bittren Worte in ihrer Zugespitztheit der Wirkung der darauf folgenden mit vollem Rechte jesuitisch-spitzfindigen des Cardinals (einem wahren Meisterstück dramatischer Charakteristik) nach meinem Gefühle, doch einigen Eintrag thun, weil die Form beider Reden nicht scharf genug von einander absticht. Trotzalledem aber, und wie begründet auch unsere Einwendungen, namentlich gegen den Shakespeareschen Lustspiel-Ton, seien, bleibt unbestreitbar, daß der große Meister zu demselben vollkommen berechtigt war, da er ja, wie jeder echte Lustspieldichter, nichts anderes sollte und wollte, als ein getreues Abbild geben des gesellschaftlichen Lebens und Conservirens seiner Zeit, aus welcher auch dieser Geist ebensowenig ganz herauszutreten vermochte, wie Homer und Sophokles aus der ihrigen.

Und aus dem letztern Punkt ergiebt sich eben mit Leichtigkeit eine praktische literarhistorische Lehre an alle heutigen talentvollen Dichter, welche allerdings vor den ernsten Shakespeare-Studien unsrer Tage vielleicht etwas schwerer zu erfassen sein mochte. — Setzen wir Shakespeare als eine größte Offenbarung der Poesie — so ist es nothwendig, daß sie alle nach ihr folgenden neuen Weltgeschichts-Gestaltungen gleich einem Sauerteig durchdringe. Da schafft denn der Weltgeist auf diesem poetischen Gebiete allerwärts nicht nur oft neue dichterische Geister, die weihevoll hindurchgedrungen durch jene Offenbarung, sie weiter befördern in ihrer Zeit, sie verkündigen in ihrer Sprache an ihre Nationalität; nicht nur solche schafft der Weltgeist, sondern auch, wenngleich seltener, im rechten Zeitpunkt, dieselben von solcher Größe, daß sie selbst als eine theilweise neue Offenbarung erscheinen. Ich brauche hier nur von unsern deutschen Dichtern zu reden. Denn (mit Stolz können wir uns rühmen) unter uns Deutschen hat sich dergleichen zugetragen. Welche europäische Cultur-Nation blickte nicht längst schon, und blickt nicht jetzt noch, unwillkürlich mit Bewunderung und Verehrung, als auf ein unvergleichliches Vorbild, auf Meister Goethe? Mittelbar oder unmittelbar, bewußt oder unbewußt, hat er Byron wie Manzoni, Walter Scott wie Oehlenschläger, ja selbst den eiteln Victor Hugo beeinflußt, trotzdem er selbst in seiner Bescheidenheit es für Anmaßung hält, wenn er sich mit Shakespeare vergleichen wollte, trotzdem er wirklich in dramatischer Dichtkunst zu den allerersten Größen nicht zählt. Es lebt aber in ihm ein großer poetischer Naturdämon, der sein Jahrhundert ganz durchfühlend und ganz verkündigend, als ein echter Seher noch in weiteste Ferne hinausblickt. Hier nur ein Wort von seiner poetischen Ausdrucksweise. Sie ist dem Culturstreben des 18. und 19. Jahrhunderts gemäß, im Epischen wie im Dramatischen, den edelsten Dichterwerken der Antike nachgeschaffen und in einer so originellen Vollendung zwar, daß sie europäisch werden mußte. Sie ist entschieden heute, was zu Shakespeare's Zeiten die italiänische Art war. Und der Deutsche sollte jetzt noch shakespearisch-italiänisch schreiben wollen? Aus Unüberlegtheit gerathen noch viele Shakespearemanen auf diesen Abweg, die dann um so unerträglicher werden, wenn sie in ihrer dramatischen Diction sich nicht etwa von einem gründlichen Studium des englischen Textes leiten lassen, sondern die (wie immerhin in ihrer Art classische) Schlegel'sche Uebertragung geradezu nachahmen. Nachahmen sollen sie ja auch Goethe nicht, sondern aus der Herzens- und Geistessphäre ihres Jahrhunderts heraus sollen sie dichten, in welcher ihnen freilich die Sprache unseres Altmeisters sowie seiner Genossen, Lessings, Schillers Herders u. A. ebenso nothwendig und natürlich entgegentreten muß, wie einst Tasso und Marino dem Shakespeare.

Wie sie doch keine Ahnung haben, diese Shakespearomanen, wie mitleidig ironisch der hochvorzügliche Geist, lebte er heute wieder auf, ihnen gegenüberstehen müßte. — Laßt uns nicht an seiner Schale hängen, welche die Temperatur der Zeit ihm einst anwehte und wieder verwehte; dringen wir vielmehr tiefer und tiefer in sein Ewiges ein, das ist eine würdigere und für uns segensreichere Art der Verehrung, als die jener ästhetischen Orthodoxen und Pietisten.

Dr. Richard Treitschke.

Orient.

Arabische Handschriften der Königl. Bibliothek von Berlin.*)

Die Königl. Bibliothek zu Berlin ist durch die Munificenz der Könige, besonders Friedrich Wilhelm's IV., in den Besitz einer großen Sammlung arabischer Handschriften gekommen und sind hier wissenschaftliche Schätze von der größesten Bedeutung aufgehäuft. Zu dem alten schon an sich nicht unbedeutenden Bestand und der alten Sammlung von Dietz sind in neuerer Zeit zwei Sammlungen von Wetzstein, dann die große Sammlung von Sprenger und endlich die von Petermann getreten. Es ist nicht zu leugnen, daß die drei letzten Sammlungen mit großer Umsicht gemacht sind. Obwohl dieselben in eine verhältnißmäßig späte Zeit, d. h. in eine Periode fallen, in welcher die Hauptfundorte im Orient schon ausgebeutet waren, bieten sie doch für viele Zweige der Literatur ein recht reiches Material. Es ist somit diese Sammlung durch ihre Vollständigkeit von der größesten Bedeutung, wenn auch viele der Handschriften neueren Ursprungs, manche defect und neu ergänzt sind. Dabei fehlt es der Sammlung an einigen höchst werthvollen alten Dichterwerken nicht, worunter besonders die al mufaddalyjat hervorzuheben sind. Leider war die Benutzung dieser Sammlung den Forschern dadurch erschwert, daß ihnen der Ariadne-Faden fehlte, sich in diesem Labyrinth zurechtzufinden; es fehlte ein übersichtlicher Katalog, welcher sogleich auf den ersten Blick die Gruppen der zusammengehörigen Werke vorführte, denn die einzelnen, von den Sammlern nur zum allgemeinen Ueberblick eingereichten und unter Vorbehalt gemachten Verzeichnisse, welche größtentheils nur auf der Bibliothek eingesehen werden konnten, genügten zu einer wissenschaftlichen Orientirung doch nur im Allgemeinen. Die umsichtige Verwaltung der Königl. Bibliothek hat diesen Mangel gar wohl erkannt und vielfach Anstrengungen gemacht, demselben abzuhelfen. Die Arbeit wurde einigemal zwar begonnen, aber nicht durchgeführt. Ein Handschriften-Katalog erscheint zuerst wegen des vielen äußerlichen Beiwerks als eine leicht zu bewältigende Arbeit, doch bietet derselbe auch den gründlichsten Kennern der Literatur ganz unberechenbare Schwierigkeiten. Eine ungemein große Belesenheit, großer Scharfblick und sichere Combination werden oft gefordert, um in wenigen Zeilen die Wichtigkeit der einzelnen Handschriften dar- und mit ähnlichen Erscheinungen der Literatur zusammenzustellen.

Die Schwierigkeiten wachsen bei den in neuerer Zeit erworbenen Handschriften, in welchen oft die Defecte von neuerer Hand ergänzt wurden, und diese Ergänzung zu der im Orient jetzt neu erwachten Industrie der Manuscript-Fälschung benutzt wird. Dabei muß der Verfasser eines Katalogs der strengsten Selbstüberwindung fähig sein. Wie nah liegt die Versuchung bei diesem oder jenem Werke länger zu verweilen, eine kleine Lese der dort behandelten Stoffe für sich einzuheimsen. Folgt man dieser Versuchung, ist die Vollendung des Katalogs in unerschaubare Ferne gerückt. Wie oft ist es aber der deutschen Gründlichkeit begegnet, daß sie Werke so anlegt, daß ihre Vollendung in Jahrhunderten nicht abzusehen ist. Will denn der Gelehrte allein unter allen Geschöpfen ewig leben? So blieb der große Schatz so lange ungehoben; wer wagte es den Schleier zu lüften?

Wir freuen uns, in dem vorliegenden Werk des Professor Dr Ahlwardt die Lösung dieser Schwierigkeiten für einen Zweig der arabischen Literatur, für die poetischen, die schönwissenschaftlichen, literargeschichtlichen und biographischen Werke begrüßen zu können. Von den etwa 4000 Werken sind 1237 beschrieben, und zwar in einer solchen Anordnung und Uebersichtlichkeit, daß dieser Katalog, da die einzelnen Zweige chronographisch geordnet sind, uns bei der Reichhaltigkeit der Sammlungen wie eine Art Literaturgeschichte für diese Fächer entgegentritt. Diesem Zwecke diente auch die Durchforschung der Sammelwerke, wodurch es dem Verf. gelang, die einzelnen Stücke derselben bei den einzelnen Verfassern mit einzufügen und so eine klare Zusammenstellung aller den einzelnen Autoren angehörigen Bruchstücke zu liefern. Nur wer einmal ein solches Sammelwerk selbst genauer angesehen, kann die große Arbeit ermessen, welche oft in wenigen Seiten in diesem Katalog niedergelegt ist.

Die arabische Poesie bildet zwar das Hauptfach für die Studien des Prof. Ahlwardt und war er für diesen Theil der Handschriften somit ganz besonders vorgebildet, doch ist es bei der wissenschaftlichen Kraft, den Kenntnissen und dem kritischen Scharfblick des Verf. sicher zu erwarten, daß auch die anderen Fächer von ihm durchforscht werden und, wie er es uns verheißt, in etwa fünf Jahren alle zu Berlin aufgespeicherten arabischen Handschriften dem Gelehrten in kurzer Uebersicht vorgeführt werden. Möge der Dank und die Anerkennung, welche einer solchen Arbeit gebührt, dem Verfasser rückhaltlos gezollt werden! F. D.

*) Verzeichniss arabischer Handschriften der Königl. Bibliothek zu Berlin aus den Gebieten der Poesie, schönen Literatur, Literaturgeschichte und Biographik, von W. Ahlwardt, Professor an der Universität. Greifswald, L. Bamberg, 187'. (19 Bog. gr. Oct.)

Kleine literarische Revue.

— **Eduard Arnd's Geschichte der Gegenwart.** Der Verfasser veröffentlichte in diesem Jahre von seiner Geschichte der Gegenwart den dritten Band: „Geschichte der Jahre 1867—1871. (Europäische Staaten),"*) in dem er mit der Gründung des Norddeutschen Bundes beginnt und mit der Herstellung des neuen Deutschen Reiches schließt, also einen Theil der Weltgeschichte behandelt, in dem die vaterländische Geschichte den ersten Platz einnimmt. Es gab keinen Gegenstand von europäischer Bedeutung, an dem nicht auch der Norddeutsche Bund betheiligt war. Ueberhaupt bildete die Entwicklung des neuen deutschen Staatswesens die Hauptsorge der übrigen europäischen Großmächte, da sie in unmittelbarster Weise dadurch berührt wurden. Während Oesterreich durch seinen letzten Krieg geschwächt, durch die innere Zwietracht seiner Völkerschaften zerrüttet, planlos hin und herschwankte, von Rachegedanken gegen Preußen erfüllt, doch nicht die Kraft und den Muth hatte, eine entschieden deutsch-feindliche Politik zu verfolgen, verharrte Rußland in der seit dem Krimkriege ihm eigenen zuwartenden Stellung, allein bemüht, die bisherigen freundschaftlichen Beziehungen zu Preußen aufrecht zu erhalten. Nur Frankreich rüstete unentwegt, um die Einigung Deutschlands, die nur noch eine Frage der Zeit war, zu verhindern und Preußen die Früchte seines Sieges im Jahre 1866 zu entziehen. Während des Bestehens des Norddeutschen Bundes verzogen sich die Kriegswolken niemals vom politischen Firma-

*) Leipzig, Duncker und Humblot, 1872.

ment und alle Interessen der europäischen Mächte wurden fast allein von den auswärtigen Angelegenheiten in Anspruch genommen. Besonders in Deutschland wurden die inneren Fragen von den auswärtigen zurückgedrängt und die Parteifragen verloren der großen nationalen Frage gegenüber an Interesse.

Eduard Arnd verstand es auch, frei von jeder Partei-Vorliebe, allein auf nationalem Boden sich haltend, diese bewegungsvolle Zeit zu schildern. Seine Darstellungsform ist zugleich interessant und wissenschaftlich. Er begnügt sich nicht mit der Aufzählung und Beschreibung der Zeitereignisse, sondern auch ihren Zusammenhang und die ihnen zu Grunde liegenden Momente versucht er zu beleuchten, der allgemeinen Kenntniß zugänglich zu machen. Sein Patriotismus verleitet ihn nicht zu einer Ueberschätzung seiner Nation und zu einer gehässigen Beurtheilung ihrer Feinde. — Durch diese Vorzüge sticht die vorliegende Zeitgeschichte vortheilhaft von der von W. Menzel im vergangenen Jahre veröffentlichten Geschichte desselben Zeitraumes ab.

— **Wider den Nachdruck.** Unter diesem Titel veröffentlicht der als Autorität auf dem Gebiete des Urheberrechts anerkannte Geh.-Rath Dr. Otto Dambach soeben eine kleine Sammlung*) von Aussprüchen berühmter deutscher Gelehrter, Schriftsteller und Dichter älterer und neuerer Zeit über Nachdruck und Nachbildung. Auf wenigen Blättern erhebt hier unter dem Vortritte Dürers und Luthers eine Wolke von Zeugen kraftvoll die Stimme, um für das Recht der literarischen und künstlerischen selbstschöpferischen Geisteskraft und Arbeit einzutreten und ihre Ausbeutung durch das schimpfliche Gewerbe des Nachdrucks zu brandmarken. Die ersten Sterne unserer Literatur sind hier vertreten; neben Goethe, Schiller, Lessing, Wieland, Jean Paul glänzen Kant, Fichte, Hegel; an Heines scharfes Witzwort, das die Dichter vogelfrei nennt wie die Nachtigallen, reiht sich Jacob Grimms ernste und würdige Erörterung über die Begränzung des Autorschutzes durch den Anspruch der Nachwelt auf Freigabe der zum Gemeingut gewordenen geistigen Hinterlassenschaft. Es wird in diesen Aussprüchen ein kleines Arsenal von Geisteswaffen aller Art dargeboten, schwere Streitkolben rechtsphilosophischer Deduction und leichtgefiederte epigrammatische Spottpfeile, Alles handlich und wohlgeordnet und strahlend von Sauberkeit, wie es guten Zeughäusern geziemt. Auch durch die äußere Ausstattung anziehend, sei die kleine Sammlung der Aufmerksamkeit Aller empfohlen, die sich davon überzeugen wollen, daß unsere gegenwärtige Nachdrucks-Gesetzgebung das Ergebniß einer gesunden und auf soliden geistigen Grundlagen beruhenden Rechtsbildung ist. F.

— **Erziehung der weiblichen Jugend.** Hr. Julius Zenske hat in einer kleinen Preisschrift**) einen neuen Beitrag zur Literatur der Frauenfrage geliefert. Seine Arbeit zerfällt in zwei Haupttheile, von denen der erstere die Frage behandelt: „Welches ist die Eigenart der weiblichen Natur und Bestimmung?“ Der Verfasser faßt hier zunächst die physische Natur des Weibes in's Auge, hebt dann die ethische und intellectuelle Seite der weiblichen Bildung hervor und verlangt schließlich auch bei höheren Töchterschulen die Berücksichtigung des ästhetischen Elementes. Der zweite Theil der in Rede stehenden Schrift beschäftigt sich mit den einzelnen Lehrfächern, welche für zweckmäßig eingerichtete, höhere Töchterschulen wünschenswerth und nothwendig sind. Hier betont der Verfasser ganz besonders den Religionsunterricht, will jedoch demselben keine „tendenziöse Richtung auf Frömmelei“ verliehen wissen. „Die religiöse Bildung“, sagt er S. 25, „muß um so mehr vertieft werden, als dem Weibe eine gründliche wissenschaftliche Bildung versagt ist.“ Die Mittel, welche Herr Zenske angewandt wissen will, um die Vertiefung der religiösen Bildung zu erreichen, scheinen uns indessen doch gar sehr aus der Rüstkammer der orthodoxen Rechtgläubigkeit geholt zu sein. So heißt es z. B. S. 26: „Die Psalmen, Sprüche, sowie kirchliche Kernlieder (?), welche gelernt werden, müssen ebenso, wie die fünf Hauptstücke des Katechismus durch regelmäßige Wiederholung zum festen Besitz gebracht werden.“

Dieser eine Satz charakterisirt hinlänglich die Richtung des Verfassers und wäre für uns hinreichend gewesen, die Arbeit desselben nicht mit dem Preise zu krönen. R. D.

— **Die letzte Reckenburgerin.***) Mit Vergnügen machen wir auf diesen Roman von Damenhand aufmerksam, dem wir ein sehr warmes Lob spenden können. Die Verfasserin schreibt einen klaren, festen Styl; sie weiß das Interesse stets wach zu erhalten, obgleich sie dem Leser sehr bald den Einblick in die einfache Intrigue gestattet. Ihre Darstellung ist lebendig und anschaulich, die Charakteristik klar und ansprechend. Das Ganze durchweht eine reine und frische, zuweilen freilich — durch den Charakter der meist selbst erzählenden Heldin bedingt — etwas herbe Atmosphäre. Mit besonderer Kunst weiß die Verfasserin das Interesse des Lesers zu einer antheilvollen Selbstthätigkeit anzureizen, und seiner Phantasie die Ausmalung und Vertiefung mancher nur angedeuteten Situation zu überlassen. Ueberhaupt giebt der Roman mehr die Resultate der Leidenschaften, als die psychologische Entwickelung ihrer Entstehung und Einwirkung.

Wir wollen nichts von dem fesselnden Inhalt verrathen, können aber doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die reizende, schwache Dorl uns lebhaft an die schöne, unglückliche Hetty Sorrel (Adam Bede v. George Eliot) erinnerte. — Besonders hervorheben möchten wir die Schilderung des kleinstädtischen Stilllebens, dessen Mittelpunkt die verarmte adelige Familie bildet, die trotz des Mangels aller äußerlichen Mittel so sicher in dem festgewurzelten Bewußtsein ihres höheren Standpunktes ruht. Diese Partie, die kurze Kindheit und Jugendzeit der Heldin, ist ein wahres Kabinetsstück. Wir leben mit den Menschen, deren eigenthümlich engbegränztes und doch in sich völlig harmonisches Dasein wir da vor uns sich entfalten sehen. Es ist ein Stück Stillleben, mit der Sauberkeit und Feinheit jedes Details, mit der realistischen Meisterschaft ausgeführt, wie wir sie in den besten Genrebildern der alten Niederländer so gern bewundern.

M. B.

— **„L'art libre.“** Unter diesem Titel erscheint seit dem 1. Januar d. J. in Brüssel in halbmonatlichen Lieferungen ein gediegenes Journal auf dem Gebiete der Kunst und der Aesthe-

*) Berlin, Jul. Springer, 1872.

**) Ueber die Eigenart der weiblichen Natur und Bestimmung und die daraus gefolgerte Gestaltung des höheren Töchterschulunterrichtes. Von Julius Zenske. Berlin, R. Oppenheim, 1872.

*) Die letzte Reckenburgerin. Roman von Louise von François, Berlin, O. Janke, 1871.

tik.*) Herausgeber desselben ist Herr Camille Lemonnier, kein Franzose, sondern ein vaterländisch treuer Belgier, der für die niederländische Kunst einen offenen Sinn und ein tiefes Verständniß hat. Das in jeder Nummer dieser Zeitschrift wiederholte Programm derselben lautet:

„Die Künstler sind heutzutage, wie sie es fast zu allen Zeiten waren, in zwei Parteien getheilt: in die Conservativen um jeden Preis und in diejenigen, welche meinen, die Kunst könne sich nur unter der Bedingung erhalten, daß sie sich umgestaltet. Jene verdammen diese im Namen des ausschließlichen Cultus der unmittelbaren Ueberlieferung; sie behaupten, daß man der Nachahmung gewisser Schulen oder gewisser bestimmter Meister nicht entsagen könne, ohne zu Grunde zu gehen. Unsere Revue hat die Aufgabe, diesen Dogmatismus zu bekämpfen, der die Negation aller Freiheit, alles Fortschrittes ist, und der auch die Mißachtung unserer alten nationalen Schule, ihrer berühmtesten Meister und originalsten Kunstwerke in sich begreift. Die Art libre erkennt alle Schulen an und achtet jede Originalität als ebenso viele Manifestationen des Erfindungsgeistes und der Naturbeobachtung. Sie glaubt, daß die zeitgenössische Kunst um so reicher und gedeihlicher sein werde, je zahlreicher und mannigfaltiger diese Manifestationen sind. Ohne die außerordentlichen Dienste zu verkennen, welche die Ueberlieferung als Stützpunkt der Kunst geleistet, kennen wir für die Studien des Künstlers keinen andern Ausgangspunkt, als den, von welchem zu allen Zeiten die Erneuerung der Kunst ausging, nämlich die freie, individuelle Interpretation der Natur."

Diesem Programme gemäß, ruft der Herausgeber den Ausstellern im Brüsseler Salon von 1872 zu:

„Ich sage den Künstlern: Gehöret eurem Jahrhundert an! Es geziemt euch, die Geschichtschreiber eurer Zeit zu sein, sie so darzustellen, wie ihr sie sehet, so auszudrücken, wie ihr sie empfindet, und zwar nach allen Seiten, unter allen Formen und in allen Manifestationen der Schwäche und Größe dieser Zeit. Ich kenne nichts Größeres und Bewegenderes, nichts, was unserer und der Nachwelt würdiger wäre, als das treue, herzergreifende Bild des Lebens mit allen seinen Thränen und seinen Freuden, mit seinem Enthusiasmus und seinen Thorheiten, des Lebens, wie wir es mit Seele und Leib, mit unseren Sitten und Gewohnheiten, mit unserem Schauder und Zorn, mit unseren Schmerzen und Hoffnungen, mit unserem Haß und unserer Liebe durchleben."

Wir glauben zur Empfehlung der Zeitschrift nichts Besseres, als ihre eigenen Worte anführen zu können.

Literarischer Sprechsaal.

Man hat bei uns zu Lande gar keinen Begriff von dem Skandal und dem persönlichen Gezänk, das die bevorstehende Neuwahl eines Präsidenten der Vereinigten Staaten in allen Zeitungen der Republik erregt, von denen die Blätter der sogenannten republikanischen Partei für die Wiederwahl des bisherigen Präsidenten Grant und die der sogenannten demokratischen Partei für die Wahl des Herausgebers und Redacteurs der Tribune, Horace Greeley, sind. Der „Newyork Demokrat" bemerkt in Bezug auf diesen Zeitungs-Skandal: „Das Verleumden, Schmähen und Beschmutzen des persönlichen Charakters und der Privatverhältnisse der Candidaten für das höchste Nationalamt ist bei den Präsidentschafts-Campagnen in diesem Lande von jeher Mode gewesen. Die unbefleckte Tugend und die erhabenen Dienste Washington's schützten selbst ihn nicht gegen die boshaften Angriffe seiner politischen Feinde; Jefferson, der reinste Patriot und vollendetste Gentleman, der jemals lebte, wurde von dem Schmutz, der auf seinen guten Namen geworfen wurde, wörtlich schwarz gemacht; Jackson wurde als ein Meuchelmörder, Zänker, Ignorant und Tyrann verschrieen, und der geduldige, demüthige, edle Lincoln als Affe lächerlich gemacht und als ein brutaler und blutdürstiger Dämon angeklagt. Aber auch hierin kann das amerikanische Volk, oder wenigstens Diejenigen, welche sich als die Vertreter seiner öffentlichen Meinung in Schrift und Wort geriren, über seinen „progress" berichten, und die Epigonen lassen ihre Vorväter auch in dieser Vervollkommnung, nach dem Gesetze der Entwicklungstheorie, hinter sich zurück."

Die Polarforschung, die in den drei letzten Jahren unausgesetzt viele und umfangreiche interessante Resultate ergeben hatte, hat auch wieder in diesem Sommer bedeutende Fortschritte gemacht, obgleich die ersten Nachrichten aus dem Eismeere eben erst anfangen einzutreffen. Unter Anderem ist das Land im Osten von Spitzbergen, welches seit 255 Jahren auf verschiedenen Stellen der Karten herumspukt, und zuerst in diesem Jahre von Kapitän Altmann aus Hammerfest erreicht wurde, von Kapitän Nils Johnsen aus Tromsö im August zum zweiten Male erreicht, betreten und näher erforscht worden. Nähere Berichte darüber werden demnächst in Petermann's „Geographischen Mittheilungen" nebst den Karten von Johnsen und Altmann publicirt.

Die Verlagsbuchhandlung von N. Trübner & Co. in London kündigt ein in englischer Sprache abgefaßtes Werk des geschätzten italiänischen Geschichts- und Sprachforschers Professor Angelo de Gubernatis in Florenz über vergleichende Thier-Mythologie, unter dem Titel „Zoological Mythology, or the Legends of the Animals", in zwei Bänden an.*) Gubernatis gehört der neuen Schule der namentlich in Deutschland ihre ausgezeichnetsten Apostel besitzenden Wissenschaft der vergleichenden Grammatik und Mythologie an und sein Werk über die „Sagen von den Thieren" darf daher auch bei uns auf erwartungsvolle Theilnahme zählen.

Die „Gesellschaft für polnische Literatur und Geschichte" in Paris hat eine Preisfrage über folgendes Thema ausgeschrieben: „Es soll die Verschiedenartigkeit der geschichtlichen Entwickelung des Rechtes, der politischen Institutionen, der socialen Verfassung, der Ideen, Sitten und Gewohnheiten, sowie des Charakters nachgewiesen werden, welche, im Gegensatze zu den panslavistischen Theorieen, das polnische Volk im Vergleiche mit den anderen slavischen Völkerschaften, besonders mit ihrem östlichen und ihrem byzantinischen Zweige, auszeichnet; demnächst sollen auch die gemeinsamen Eigenschaften, die in den gedachten Richtungen die Polen mit dem romanisch-germanischen Europa verbinden, dargelegt werden". — Die polnische literarisch-historische Gesellschaft tritt mit dieser Preisaufgabe den panslavistischen Phantasieen der Moskowiten und Jungtschechen entgegen; sie will die besondere Individualität der polnischen Nation wahren, die sich während der zehn Jahrhunderte ihrer historischen Existenz herausgebildet hat.

*) Preis in Brüssel jährlich 5 Frcs. für 24 Hefte. Bruxelles, Bureau de la Revue. 17 rue montagne de Sion.

*) Jeder Band 450 S. gr. 8. Preis gebunden 30 Shill. (10 Thlr.)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthaikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 26. October 1872. [Nº 43.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland.

Die gegenwärtigen ultramontanen Bestrebungen in Deutschland und die Bemühungen der Reichsregierung, dieselben unschädlich zu machen, haben für Alles, was zur Beleuchtung der Stellung der katholischen Kirche in Deutschland beitragen kann, ein allgemeines Interesse wachgerufen. Wie es kam, daß das Papstthum solch hohe Gewalt über die Gemüther so Vieler erlangt, daß es die kirchlichen Würdenträger so ganz seiner Autorität unterworfen, die Beantwortung dieser Fragen hat für uns jetzt neben dem allgemein kulturhistorischen Interesse eine eminent praktische Bedeutung; sie gewährt uns die Mittel, die verletzbaren Seiten des Papstthums zu erkennen, anzugreifen und dadurch hoffentlich zum Siege zu gelangen. Denn die Ziele des Papstthums und die Mittel zu denselben sind nicht durch einzelne Aeußerungen oder Verordnungen erkennbar, sondern allein durch eine umfassende und klare Einsicht in einen längeren Zeitraum seiner Geschichte. Da es keineswegs in der Absicht der römischen Curie liegt, die Interessen der einzelnen Staaten, in denen die katholische Kirche Anerkennung genießt, direct zu schädigen, sondern allein der natürliche Gegensatz in den Zielen des staatlichen Lebens und des kirchlichen jenen schädlichen Antagonismus zwischen Staat und Kirche hervorruft, so sieht man auch nicht in den einzelnen Kundgebungen des Papstthums direct staatsgefährliche Anschauungen offen hervortreten; nur in ihrem Zusammenhang beweisen sie, daß ihre Motive und Ziele denen der einzelnen Staaten entgegengesetzt sind.

Dr. Heinrich Schmid, Professor der evang. Theologie in Erlangen, veröffentlichte vor Kurzem ein Werk, betitelt: „Geschichte der katholischen Kirche Deutschlands von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart".*) Die zweite Hälfte, die das Werk beschließen soll, ist ihrer Vollendung nahe. Der vorliegende erste Band beschäftigt sich mit der Darstellung der Verhältnisse der katholischen Kirche in Deutschland während der Aufklärungs-, Revolutions- und Restaurations-Zeit, von Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur Juli-Revolution, also während eines Zeitraumes, in welchem die für die gegenwärtige Stellung der katholischen Kirche im Staate maßgebenden Thatsachen eintraten und zur Geltung gelangten. Schon dieser Umstand spricht für den hohen praktischen Werth des genannten Buches. Denn man kann, ohne eine genaue Kenntniß der Geschichte des Katholicismus in Deutschland während jenes Zeitraumes, weder die Schwierigkeiten ermessen, welche gegenwärtig dem Reiche in seinem Kampfe gegen das Papstthum entgegentreten, noch die Mittel, wodurch sie sich beseitigen lassen. Wie die ganze Autorität der Kirche auf rein geistigen Grundlagen basirt, so sind auch die Schwierigkeiten, welche der Schmälerung oder Beseitigung dieser Autorität sich entgegenstellen, rein geistige; sie müssen deshalb in ihrer Ausdehnung und Bedeutung gehörig erfaßt werden, ehe sie für genau fixirte Gegenmaßregeln einen concreten Anhalt bieten.

Was aber das Schmid'sche Werk besonders auszeichnet und für die Gegenwart werthvoll macht, das ist bei der fortlaufenden Darstellung der einzelnen Bestrebungen innerhalb der katholischen Kirche Deutschlands die Berücksichtigung, in wie weit dieselben auf dem Boden der katholischen Kirche sich gehalten, und in wie weit sie aus diesem Kreise herausgetreten und als akatholische bezeichnet werden müssen. So erlangt man einen klaren Blick in die Gränzen des Katholicismus und in die Ausschreitungen, welche seitens der Ultramontanen und der Aufklärer versucht wurden. — Die officiellen Aeußerungen der Reichsregierung und ihr thatsächliches Vorgehen in der Gegenwart beweisen, daß es keineswegs in der Absicht der Leiter unseres Staatswesens liegt, den Katholicismus zu bedrücken; vielmehr wollen sie denselben in eine harmonische Beziehung zum Staate setzen, und halten deshalb ihre Bemühungen sowohl vom formal-rechtlichen, als auch vom politischen Standpunkte aus gerechtfertigt, die katholische Kirche in Deutschland von ihren Auswüchsen, die in einem directen Widerspruch mit dem Staatsleben stehen, zu befreien. Was aber wahrhaft katholisch ist, was ultramontan und was akatholisch, dies zu präcisiren macht sich das vorliegende Werk zur Aufgabe. Bei der Betrachtung der fortschrittlichen Bestrebungen der einzelnen katholischen Kirchenlehrer, bei der Darstellung der Bemühungen des heiligen Stuhls für Erhaltung und Erhöhung seiner Autorität, stellt sich der Verfasser auf die Principien der katholischen Kirche und würdigt so in objectiver Weise jene einzelnen Bestrebungen. Seine individuellen Ansichten über die behandelten Fragen läßt der Verfasser gar nicht hervortreten, ja, der Leser kommt in Versuchung, zu glauben, daß der Verfasser ein strenger Katholik sei und mit tiefem Bedauern jede Ausschreitung aus den seit Hunderten von Jahren fixirten Bahnen seiner Kirche berichtet. Diese wahrhaft vorurtheilsfreie Erhebung des Verfassers in Fragen, in denen Jeder von Natur sich zur Aeußerung seiner persönlichen Anschauungen hingezogen fühlt, giebt dem Buche außer jener geschilderten praktischen Bedeutung auch für die Dauer einen ganz außerordentlichen wissenschaftlichen Werth.

In einer Einleitung stellt der Verfasser im Umriß die Mo-

*) Erste Hälfte. München, R. Oldenburg, 1872.

mente dar, welche den Zusammensturz der deutschen Reichskirche hervorriefen. Unmittelbar bewirkten dies die mit der französischen Revolution zusammenhängenden Ereignisse, mittelbar die der Revolution vorhergegangene Zeit der Aufklärung, die auch an den tausendjährigen Pfeilern der katholischen Kirche rüttelte. Die Aufklärung innerhalb des Katholicismus machte sich zuerst bemerkbar, als ein Streben des deutschen Episcopats nach Unabhängigkeit von der römischen Curie, dann aber, da diese Bestrebung durch innere Uneinigkeit in den Sand verlief, als religiös-reformatorische Bestrebungen, die sehr rasch aus den Schranken des Katholicismus, ja des Christenthums überhaupt heraustraten. — Der Indifferentismus des katholischen Clerus in Deutschland ließ ohne einen nennenswerthen Protest i. J. 1803 die Säcularisation der rheinischen Bisthümer geschehen; nur die römische Curie erkannte die volle Bedeutung dieses Ereignisses.

Pius VII. erließ noch bevor die Säcularisation vollzogen war, am 2. October 1802 einen bewegten Brief an den Kurfürsten von Mainz (Dalberg), worin er ihn beschwört, er möge, als der erste der Kurfürsten und Erzkanzler des Reiches, Alles anwenden, um das drohende Unglück zu verhüten. Mehr konnte der Papst, der um seine eigene Existenz zu kämpfen hatte — Rom befand sich in der Gewalt der Franzosen — vorerst nicht thun.

Die Länder, welche jetzt vertheilt wurden, waren bis dahin rein katholische Staaten, wohl abgeschlossen von dem Einfluß des Protestantismus. Der Landesherr konnte ganz nach katholischen Grundsätzen regieren und Alles nach diesen gestalten. Zudem waren diese Fürsten vielfach gebunden durch ihr Capitel, und es hatten an der Regierung viele Cleriker Antheil. Mit der Säcularisation hörten diese Staaten auf, in diesem Sinne rein katholische zu sein.

Die Länder des linken Rheinufers waren an eine Macht gefallen, welcher nichts ferner lag, als das katholische Gesetz und die katholischen Interessen; die Länder des rechten Rheinufers, von denen keines in seinem bisherigen Territorialbestande verblieb, waren zum großen Theil sogar in die Hände protestantischer Fürsten gekommen. Diesen konnte man nicht zumuthen, daß sie in specifisch katholischem Geiste regierten; der Verkehr aber dieser Katholiken mit den Protestanten, mit denen sie die gleichen Fürsten, die gleichen Gesetze, die gleichen Landesinteressen theilten, hob auch sie über die enge katholische Sphäre hinaus und hauchte sie mit jenem freien Geiste an, der dem Protestantismus eigen ist. Aber auch da, wo jene Länder an katholische Fürsten kamen, war der Geist, in dem sie regiert wurden, ein anderer, die neue Zeit, die angebrochen war, übte auf jeden Staat, selbst auf den, der am meisten ein katholischer geblieben war, ihre Wirkung aus.

Daß eine solch neue Zeit angebrochen war, das war es, was der Papst wohl fühlte. Die Wirkungen dieser neuen Zeit traten allerdings allmählich nur zu Tage. Das zunächst Tretende war eine völlige Desorganisation der Kirche dieser Länder. Nicht nur, daß ein Theil der Kirche, die jenseits des Rheins liegende, gänzlich von Deutschland abgerissen wurde, sondern auch diesseits des Rheins blieben ja die wenigsten bischöflichen Diöcesen unzerrissen, und die Kirche mußte wie von Neuem sich aufbauen.*)

Der Wiener Congreß gab der katholischen Kirche Deutschlands die einmal säcularisirten Güter nicht wieder. Ohne formell auf die völlige Herstellung der alten Zustände zu verzichten, resignirte thatsächlich die Curie darauf, und sie richtete alle ihre Sorgfalt auf die geistliche Restauration der Kirche in Deutschland, auf die enge Verknüpfung derselben mit sich selbst. Seit dem Jahre 1815 concentrirte die Curie ihre Bemühungen auf das Ziel, das deutsche Episcopat sich völlig zu unterwerfen und so der katholischen Kirche in Deutschland, zum Ersatz für den Verlust der weltlichen Herrschaft, eine außerhalb des Reiches bestehende Stütze zu verleihen. Es erhoben sich dagegen offen einzelne hervorragende katholische Geistliche, so der Fürst-Primas von Dalberg, der Bischof von Wessenberg, und empfahlen die Gründung einer deutschen Nationalkirche, die ihre innere Verwaltung selbständig führen solle. Anfangs wurden sie auch von deutschen Fürsten und Staatsmännern in ihren Bestrebungen unterstützt. Aber der allgemeine Indifferentismus der Laien für rein kirchliche Angelegenheiten, die Intriguen der Curie, welche es verstand, die einzelnen deutschen Fürsten durch Concordate oder sonstige Abmachungen mit sich in ein Einvernehmen zu setzen, das Wiederaufleben des Jesuiten-Ordens in Deutschland, welcher in katholischen Kreisen die Gemüther für die ultramontanen Zwecke gründlich bearbeitete, unterdrückte jene für Rom so gefährliche Idee der Errichtung einer deutschen Nationalkirche. Im Allgemeinen setzte sich der geschilderten Bestrebung des heiligen Stuhles kein störendes Hinderniß in den Weg. Es hatte eine Zeit gegeben, in der die Bischöfe gern eine oppositionelle Stellung gegen den Papst einnahmen. Das war die Zeit der Aufklärung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Damals zeigte der Staat noch wenig Gelüste, Einfluß auf die kirchlichen Verhältnisse zu üben, und damals war nur die Curie die Gränze der Macht der Bischöfe; darum hatten die Bischöfe damals die Neigung, die Macht der Curie zu schwächen.

Die Stellung der Bischöfe in den einzelnen Ländern war aber von der Säcularisation an eine andere geworden, sie hatten von dem Gipfel ihrer Macht gar sehr herabsteigen müssen, sie waren nahezu Beamte des Staates geworden. Von da an schlossen sich die Bischöfe enger an den Papst an; denn an diesem hatten sie doch noch einen Rückhalt gegen den Staat, von dem sie fürchten mußten, daß er ohne solchen noch viel rücksichtsloser gegen sie verfahren würde. Sie hatten auch seit dem Abschluß der Concordate die Nothwendigkeit erkannt, der Kirche größere Selbständigkeit zu verschaffen und sie von den Eingriffen des Staates zu befreien. Auch das vermochten sie nicht mit eigenen Mitteln. So gewann der Papst an den Bischöfen der einzelnen Länder Bundesgenossen.

Es fehlte ihm aber auch nicht an solchen in der niederen Geistlichkeit und unter den katholischen Laien. Freilich stellte sich diese Bundesgenossenschaft langsam und nur partiell ein. Es vollzog sich allmählich eine Scheidung in liberal und ultramontan gesinnte Katholiken.

Die Liberalen hatten sich in die neuen Ordnungen, welche seit 1803 eingetreten waren, gefunden; sie gönnten den Protestanten die gleichberechtigte Stellung, die ihnen mit den Katholiken zu Theil geworden war; sie wollten Theil haben an der geistig freieren Bewegung, welche sich im Laufe dieser Zeit eingestellt hatte und welcher die Curie Einhalt thun wollte.

Die Ultramontanen stellten sich auf die Seite der Curie, in der Erwägung, daß die Katholiken fest zu ihrem Haupte halten und ihn zum Mittelpunkt der Einheit machen müßten, wenn die katholische Kirche wieder wie früher eine Macht werden sollte. — Mit diesem Streben, für die katholische Kirche die frühere Machtstellung wieder zu erobern, hing es dann auch zusammen, daß man wieder glaubenseifriger wurde und zu den Dogmen wie zu dem Kultus der Kirche wieder die alte Stellung einnahm; denn der Gedanke lag nahe, daß die Untreue, welche man nach dieser

*) Schmid, a. a. O. S. 127 ff.

Seite hin vielfach begangen hatte, mit eine Ursache zur Abnahme der Macht der Kirche gewesen sei. — Hatte nun der Papst an den Katholiken dieser Art Bundesgenossen, so war ihm damit auch ein Bundesgenosse an der Masse des Volkes gewonnen, welcher diese Richtung naturgemäß die verständlichere und zugänglichere war.*)

So standen die Verhältnisse des Ultramontanismus des katholischen Clerus in Deutschland im Jahre 1830; die Grundlagen für eine völlige Centralisirung des Katholicismus waren somit vorhanden.

Ein besonders für die Gegenwart sehr interessanter Abschnitt in dem besprochenen Werke ist der über die römische Propaganda. Da die näheren Befugnisse dieses noch jetzt bestehenden Institutes nicht sehr bekannt sein dürften, so soll hier kurz nach der Darstellung in jenem Abschnitt das Wesentlichste wiedergegeben werden.

Die katholische Kirche hat etwa vom 13. Jahrhundert an dem Missionswesen große Aufmerksamkeit geschenkt. Es waren vor Allem die Mönchsorden der Franziskaner und Dominikaner, später der Orden der Jesuiten, denen sie die Aufgabe des Missionirens zuwies. Im Jahre 1622 errichtete dann Gregor XV. eine Cardinals-Congregation, der er die Leitung sämmtlicher Unternehmungen zur Verbreitung des Glaubens sowohl unter den Ungläubigen als unter den Ketzern übertrug; es ist die berühmte congregatio de propaganda fide. Sie sollte das gesammte Missionswesen in die Hand nehmen. Als die Congregation gestiftet wurde, bestand sie aus 13 Cardinälen, 2 Prälaten, einem Ordensgeistlichen und einem Secretair. Ihre Competenz erstreckt sich über die gesammte Kirche in partibus infidelium, begreift sonach jede Verfügung und sonstige Thätigkeit, welche unmittelbar oder mittelbar darauf abzielt, Ungläubige, Ketzer oder Schismatiker zur Kirche zu bekehren. Sobald ein Geschäft unter diesem Gesichtspunkt behandelt werden konnte, war sie berechtigt, in den Jurisdictionskreis jeder der übrigen Curialbehörden einzugreifen: denn sie war die einzige Behörde, durch welche die gesammten Beziehungen der Kirche in partibus infidelium vermittelt wurden. — Zum Gebiet der Propaganda wurde alles Land der Erde gerechnet, das nicht rein katholisch ist und unter einem katholischen Fürsten steht, und alle diese Länder wurden in Provinzen der Propaganda eingetheilt. Außer Frage ist es, daß auch die protestantischen Länder dahin gerechnet wurden, sowie es auch ausgemacht ist und von katholischer Seite nicht geleugnet wird, daß im Gebiet des Protestantismus Missionen der Propaganda existiren.

Einen Einblick in die Aufgaben, die die Propaganda sich stellte, gewähren die Mittheilungen des Secretairs Cerri aus dem Jahre 1677. Er beklagt, wie wenig man sich in Niederdeutschland und namentlich an der Ostsee mit der Mission Mühe gebe. Durch die Collegien von Fulda, Wien, Grätz, Dillingen, Ollmütz und Rom habe zwar der heilige Stuhl für jene Provinzen hinlänglich gesorgt; man lasse aber in diesen Schulen nicht aus den ketzerischen Landen, sondern nur aus den katholischen Zöglinge zu, und zwar nur Söhne reicher und vornehmer Eltern, denen es nicht einfalle, in den bezeichneten Gegenden auf Mission zu gehen. Cerri schildert überhaupt die Jesuiten als selbstsüchtige Leiter solcher Anstalten. Indeß, fährt er fort, seien wenigstens die Kapuziner als Missionare über Norddeutschland zerstreut; und in den braunschweigischen Landen halte die Propaganda einen apostolischen Vicar, der Bischof sei und, von dem katholischen Herzog unterstützt, in Hannover residire. . . . Die Fürsten der sächsischen Kreise seien dem katholischen Glauben günstig gestimmt, .. die ärgsten Ketzer seien in den Hansestädten und diese hielten auch die benachbarten Fürsten vom Uebertritt ab. Man müßte genauen Bericht von ihnen haben und dann besonders von ihren inneren Zerwürfnissen Vortheil für die Kirche zu ziehen suchen. In Hamburg seien etwa 3000 Katholiken und diese hätten eine kleine Kirche vor der Stadt. . . . — In dieser Weise ist bis zum Jahre 1803 Mission in dem protestantischen Deutschland getrieben worden.*)

Geschieht es auch von da an noch; ist das protestantische Deutschland noch in dem gleichen Sinne Missionsland; haben die Missionen, die unleugbar noch in Wirksamkeit stehen, die der Redemptoristen u. s. w., noch die Protestanten zum Objekt?

Diese Frage bejaht O. Mejer in seinem Werke über das norddeutsche apostolische Vicariat (II., 248—326); dagegen leugnet Schulte (System des allgem. Kirchenrechts 1856, S. 238, not. 1) mit Entschiedenheit, daß Deutschland in diesem Sinne noch Missionsland sei. — Schmid versucht die Behauptung Mejers zu vertheidigen.

*) Schmid a. a. O. S. 325 ff.

*) Schmid, S. 226.

Bergius: Grundsätze der Finanz-Wissenschaft.

Der wackere Regierungsrath Bergius hat die Veranstaltung einer zweiten Auflage seines tüchtigen Werkes „über die Grundzüge der Finanz-Wissenschaft mit besonderer Beziehung auf den preußischen Staat“**) leider nur kurze Zeit überlebt. In ihm starb einer der hervorragendsten Repräsentanten des preußischen Beamtenthums alten Schlages, das, von der Reaktion ebenso wie von der Revolution gefürchtet, dem preußischen Staate eine so gleichmäßige Bewegung im gediegenen Fortschritte zu verleihen gewußt hat. Auf jeder Seite seines Buches zeigt sich die Bestätigung dieser Bemerkung. Da ist nicht eine Spur jener Schmiegsamkeit und Lenksamkeit, mit welcher sich heutzutage manche weniger tief angelegte Autor-Naturen mit allen Strömungen der zeitigen Bewegungen abzufinden wissen; keine kleinste Konzession an dieses oder jenes staatsrechtliche Dogma, keine Sorge, durch glatte Redensarten Klippen des Anstoßes da oder dort zu vermeiden. Die Geschichte und das Recht sind ihm die alleinige Richtschnur für die Darlegung seiner finanzwissenschaftlichen Grundsätze, und an ihrer Hand geht er seinen Weg mit einer so peinlichen Gründlichkeit und, wenn wir uns dieses Ausdrucks hier bedienen dürfen, so knorrigen Selbständigkeit, als ob niemals Ministerial-Rescripte seine amtliche Laufbahn umzogen hätten.

Der Verfasser war Mitglied des Breslauer Regierungs-Kollegiums und Docent an der dortigen Universität. Sein Werk ist aus den in der letzteren Eigenschaft von ihm gehaltenen Vorlesungen entstanden. Es ist aber keineswegs in den Nimbus des Kathederwesens gehüllt; im Gegentheil, der Verf. selbst erwähnt, daß man dem Werke den Vorwurf machen möchte, nicht gelehrt genug zu sein. Aber gerade durch den Umstand, daß es aus der Erfahrung heraus geschrieben ist, wird es in unsern Augen empfohlen. Der Weg des Verf. vom Gymnasium zur Universität ist durch das Comtoir gegangen, und erst spät lief er am Katheder aus. In dieser Laufbahn liegt das Geheimniß der Anziehungs-

**) Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, F. Guttentag (D. Collin) 1871.

kraft, die das Buch, einmal aufgeschlagen, auf denjenigen übt, welcher sich in dem verzwickten und verworrenen Felde des Finanzwesens orientiren will. Es ist kein Buch, das in der Zwangsrichtung einer Schule geschrieben ist und Theoreme zum Besten giebt, unter den Beobachtungen des wohlbenutzten Lebens ist es gereift, und so wird es auch denjenigen am meisten ansprechen, der sich das Wirken im praktischen Leben zum Ziele genommen hat.

Noch ist Eins zu bemerken: Bergius bemerkt, es werde keiner Rechtfertigung bedürfen, daß er bei seinem Thema die politische Seite nicht übergangen habe. Bei dem heutigen Stande der Staatswissenschaften würde das freilich auch nicht wohl möglich gewesen sein. Bei alledem aber war Bergius offenbar kein Politiker, kein Staatsmann; er würde sonst haben zugeben müssen, daß bei der Führung des Staatsruders zuweilen Situationen eintreten, wo das Recht mit seinem Anspruche auf unbedingte Beachtung vor den Rücksichten der Zweckmäßigkeit zurücktreten muß. Wie es niemals möglich sein wird, die Lasten des Staats in vollkommener Gleichmäßigkeit auf die Schultern der Einzelnen zu legen, so müssen wir auch daran verzweifeln, einen vollkommenen Rechtsstaat aufzurichten, so lange es noch nicht gelungen ist, die Selbstsucht in den Individuen und in den Völkern bis auf die kleinste Spur auszulöschen.

Alfred Meißner.

1. Die Kinder Rom's.*)

Wie lebhaft bedauern wir es, wenn ein schönes Bild, das wir bisher immer gern und bewundernd betrachtet, durch einen unglücklichen Zufall einen Fleck, einen Riß bekommt, der seine Harmonie stört! Wie viel betrübender ist es aber noch, einen Mann, zu dem wir bisher nur bewundernd emporgesehen, in dessen Schöpfungen wir stets Anregung und Befriedigung gefunden, plötzlich freiwillig von der Höhe seiner künstlerischen Leistung herabsteigen zu sehen. Oder sollte es nicht freiwillig sein? sollte die Noth des Lebens, der nimmer rastende Kampf um das Dasein, die Künstlerhand anspornen, die Feder schneller und flüchtiger zu führen, um den Anforderungen des Tages genug zu thun? Hat es doch auch das große, das geeinte Deutschland noch nicht dahin gebracht, seine geschätzten Schriftsteller so zu stellen, daß drückende Sorge ihnen fern bleibt. Lassen wir doch unsere Dichter und Denker noch immer darben, und besteht nicht unsere ganze Dankbarkeit darin, ihnen ein Denkmal zu errichten, wenn sie der Noth des Lebens erlegen sind?

Unwillkürlich drängten sich uns diese Bemerkungen auf, nachdem wir die „Kinder Rom's“ von Alfred Meißner durchgelesen. Referent muß zwar eingestehen, daß die neue Roman-Literatur im ganzen nicht allzuviel Anziehungskraft auf ihn ausübt, doch Meißner's Roman versprach ihm mehr, und er griff voller Erwartung nach seinem Werke; doch nur um es schnell enttäuscht wieder aus der Hand zu legen.

Die „Kinder Roms“ sind ein sehr zeitgemäßes Zeitbild, ein Tendenzroman, ein Stück aus der Geschichte des Kampfes, den Joseph II. gegen die Uebermacht der Kirche führte; es ist mit Geschick herausgegriffen und bietet der Gegenwart eine beachtenswerthe Parallele dar. Es fehlt den vier Bänden nicht an interessantem Stoff, durchaus nicht; der Stoff drängt sich massenhaft entgegen, ganz sensationel. Doch diese Masse ist nicht künstlerisch bewältigt; nicht die Personen in ihrer Charakter-Entfaltung sind Träger des Interesses, das am bloßen Stoff haften bleibt, in den sie hineingezogen werden. Keiner der Handelnden bietet uns eine tiefere psychologische Studie; sie sind Typen, nach einer schon längst fertigen Schablone zugeschnitten, Typen, denen der Dichter gar zu wenig künstlerische Belebung eingehaucht hat. Dabei ist die Sprache flüchtig, zuweilen verletzend unästhetisch im Ausdruck, wie z. B. S. 111.: „Beide (Held und Heldin) tobten die stürmische Freude der Ueberraschung in erstickenden Umarmungen aus.“

Das Einzige beinah, worin der Dichter hervortritt, sind die Jahreszahlen, bei denen die Phantasie vorherrscht, wenn er Kaiser Joseph im Jahre 1769 zu Katharine in die Krim reisen, und ihn am 9. März 1770 der Pforte den Krieg erklären läßt! Des Kaisers Reise fällt bekanntlich in das Jahr 1787; die Kriegserklärung erließ er am 9. Februar 1788. Oder sollten diese falschen Daten etwa Druckfehler sein, von denen es überhaupt wimmelt?

Wir bedauern, so scharf tadeln zu müssen, wo wir so bereitwillig nur wärmste Anerkennung gezollt hätten, aber gerade weil wir den Verfasser so hoch stellen, sind unsere Anforderungen an seine Leistungen auch desto höher gespannt. Von einem Manne, dem unser letzter großer Dichter schrieb: „Ich freue mich sehr, daß Sie nicht bloß so viel poetische Begabniß an den Tag legen, was ich Ihnen gleich abmerkte, als ich Ihren Zizka las, sondern daß Sie auch ein so feines Ohr für deutsche Prosa haben, was viel seltener noch als Poesie bei den Deutschen angetroffen wird. Wahrheit im Fühlen und Denken hilft Einem sehr viel in der Prosa“ — dürften wir wohl erwarten, daß er der Forderung des Kunstwerks nach Form und Inhalt auch im Roman genüge!

M. B.

2. Aug. Gottl. Meißner, von seinem Enkel geschildert.

Rococo-Bilder.*)

Der letztere, sehr glücklich gewählte Titel des vorliegenden Buches charakterisirt den Inhalt treffend; es sind wirkliche Bilder, die uns Alfred Meißner da bringt, Bilder aus einer weit hinter uns liegenden Zeit, die uns in ihrem Thun und Treiben fern und fremdartig, wie im Rococostyl erscheint; aber gleich den reizenden das Auge mit ihren frischen Farben und pikanten Contouren anziehenden Bildchen des berühmten Rococo-Künstlers, weiß auch der Darsteller dieser Berichte uns seine Skizzen anschaulich und lebenswarm aus dem Rahmen entgegen treten zu lassen. Nach Notizen aus dem Nachlaß seines Großvaters — August Gottlieb Meißner, seiner Zeit beliebter und vielgelesener Schriftsteller — die der Herausgeber „mit Hervorhebung des Wichtigeren geordnet und gruppirt, um daraus, wie aus Mosaiksteinen, ein Bild der Gesellschaft, der Kunst und des Lebens in Böhmen zu Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts hervortreten zu lassen“ führt er an uns in fein skizzirten, lebensvollen Darstellungen eine Reihe der interessantesten Persönlichkeiten und Begebenheiten jener in jeder Beziehung reichbewegten Zeit in flüchtigen Zügen vorüber. Das ohne große Schicksale im ruhigen Gleichmaß verlaufende Leben des Mannes, dem wir diese unter dem unmittelbaren Eindruck der Erlebnisse niedergeschriebenen Notizen verdanken — dessen liebenswürdige und ehrenwerthe Per-

*) Die Kinder Rom's. Roman von Alfred Meißner. Berlin, Otto Janke.

*) Rococo-Bilder nach Aufzeichnungen meines Großvaters. Von Alfred Meißner. Gumbinnen, Wilhelm Krausenek 1871.

sönlichkeit, ohne besonders betont zu werden, doch deutlich aus dem Ganzen hervortritt — brachte ihn mit sehr vielen seiner bedeutendsten Zeitgenossen in Berührung, z. B. mit Joseph II., mit Schiller, Beethoven, Mozart, Da Ponte, Jean Paul, Casanova, Saint Germain. Der Fürst von Ligne, der geistreiche Memoirenschreiber, zählte zu seinen speziellen Verehrern. Er erlebte in Prag den kurzen, aber bedeutenden Aufschwung im geistigen Leben, den Joseph's Reformen hervorgerufen, wie auch die große Reaction, die Krönung Leopold's, die erste Aufführung des „Don Juan" — in einer drastischen Schilderung erhalten wir die bekannte Erzählung vom Niederschreiben der Ouverture — des „Titus;" die Errichtung der Prager Maler-Akademie u. s. w. Es liegt meist ein eigenthümlicher Reiz in der Darstellung längst vergangener Erlebnisse, wenn sie nach persönlicher Anschauung geschildert sind, ohne die Veröffentlichung im Auge gehabt zu haben. So bieten auch diese Blätter manch interessanten Zug, der neue Details über das Leben manches bedeutenden Mannes aus alter Zeit bringt. Die Darstellung ist durchgearbeitet, Styl und Sprache präcis und klar, was wir im Gegensatz zu dem in dieser Hinsicht an den „Kindern Rom's" gerügten Mangel anerkennend hervorheben wollen. Wir begegnen in diesen Bildern mancher Persönlichkeit, die in dem oben erwähnten Roman benutzt worden.

Schließlich sei uns gestattet, einen Zug anzuführen, der den böhmischen Adel von damals in eigenthümlich naiver Weise charakterisirt: „Die Ankunft Macco's — tüchtiger Portraitmaler — in Prag war unmittelbar in die Zeit nach dem Regierungsantritt des jungen Kaisers (Franz) gefallen. Der Prager Landtagssaal bedurfte eines neuen Portraits, und so forderten die Stände den Künstler auf, ihnen Franz II. zu malen. Aber Macco war verwöhnt, der Preis, den er verlangte, war den Ständen zu hoch, die erst unlängst, bei Leopold's Krönung so horrende Ausgaben gemacht hatten. Da hatte in der darüber berathenden Landtagscommission der Graf Clam-Martinitz eine luminöse Idee. „Meine Herren," wandte er sich an die Ausschuß-Mitglieder, „wir haben vor nicht langer Zeit viel Geld für ein Portrait Kaiser Leopold's ausgegeben und überhaupt uns viele Ausgaben wegen eines Kaisers gemacht, der nur die kürzeste Zeit regiert hat. Heute verlangt der Maler eine ungebührlich hohe Summe für ein Bild Franz II. Wer kann sagen, ob diesem ein längeres Leben bestimmt ist? Unsere Pflicht ist es, mit dem Gelde des Landes zu sparen. Ich wüßte einen Ausweg, der uns doch zu einem Gemälde von Macco verhülfe, ohne daß dieses uns viel kosten würde. Er könnte auf dem Bilde Sr. Maj. Leopold II. den Kopf wegkratzen und diesen mit dem Kopfe des jetzt Regierenden übermalen. Es ist einleuchtend, daß die Figur mit dem Krönungs-Ornat ganz gut bleiben kann." Die Mitglieder der Commission stießen sich nicht an die Pietätlosigkeit des Einfalls, der eigentlich einer Enthauptung des Verstorbenen gleichkam, sie fanden den Vorschlag vielmehr so ausgezeichnet, daß er mit Einstimmigkeit angenommen wurde. Macco wurde wieder vorgerufen und der Antrag an ihn gestellt. Aber er lehnte ihn ab und jetzt erhielt ein anderer Maler, der wohlfeiler arbeitete, die Bestellung." M. B.

3. Werinherus, Gedicht in 12 Gesängen, von Alfred Meißner.*)

Eine neue poetische Gabe vom Bodensee; ein kleines Epos, schlicht erzählt, einfach gereimt, ohne allen künstlichen Schmuck und doch ein Kunstwerk, welches in hohem Grade das Merkzeichen jedes echten Kunstwerkes trägt: Es gewährt einen immer steigenden Genuß, je mehr wir in den Geist des Gedichtes eindringen und unversehens wird es uns zum Lieblingsbuch, welches wir wieder und wieder durchblättern, ohne daß es je aufhörte uns zu fesseln.

Es ist so schlicht und einfach, so episch volksthümlich, daß wir modern Gebildete, die wir an aalglatte, elegante und kunstvolle Verse, an himmelstürmende Rodomontaden, an die psychologisch ausführliche Entwickelung jeder Handlung gewöhnt sind, uns angeweht fühlen, wie von dem Geiste einer vergangenen naiveren Zeit. Der Dichter erzählt uns, was sie sagen und was sie thun, concentrirt und sprungweise, aber wunderbar anregend zum Träumen und Grübeln, — wie das Alles doch so geschah, wie Lust und Leid doch so beisammen wohnen im Menschenleben, und Jugend und Schönheit und das glühende Empfinden eines gottbegnadeten Sängers so nahe beisammen mit Sünde und Gram und Tod. Es steigt aus dem Gedichte, wie aus den Ur-Epen der Völker, eine eigenthümlich sagenspinnende Kraft; man möchte jede Zeile fast ausdehnen zu einem neuen Gedicht, das schon fertig darin zu liegen scheint.

Werinher, der Minnesänger in der Mönchskutte, ist der Held, der Dichter des bekannten holden Liedes:

Du bist min, ich bin dîn.

Du bist mein, ich bin dein,
Des sollst du sicher sein.
Du bist eingeschloss'n in meinem Herzen,
Verloren ist das Schlüsselein,
Du mußt jetzt immer drinnen sein u. s. w.

Zu Tegernsee im Refectorium fragen sich die Mönche, wo bleibt nur Bruder Werinher, die Zierde unseres Ordens so lang? Vor zwei Jahren erkor sich der edle Graf von der Wolfratsburg ihn als Begleiter. Im Frühling zogen sie aus, eine muntere Schaar von Rittern und Reisigen gen Salzburg. Werinher, der feurig ritterliche Jüngling in der Mönchskutte, hoch zu Roß, neben zwei holden Frauenbildern, der Gräfin und ihrer Nichte Maria, denen er begeistert erzählt von der Schönheit des klassischen Alterthumes, welche sich den Blicken des jungen Gelehrten erschlossen hat; so die heidnische Sage von der Venus Cypria:

„Ihr hat der Vater einen Krug gegeben,
Mit Süßigkeit und Thränen angefüllt,
Er steht im Saale, wo die Götter leben,
Von einer goldnen Wolke halb verhüllt.
An ihn will jeder seine Lippen setzen,
Und setzt sie auch, und süßer Rausch wird sein,
Doch so viel süße Tropfen ihn drauf letzen,
So viele Thränen weint er dann hinein."

Ach, auch er muß aus diesem Kruge trinken, Maria muß es ihm anthun, Maria, die nach Salzburg reist, um den Schleier zu nehmen. Der Mönch und die Novize im Kloster zu Salzburg werden ein Liebespaar. Sie fliehen, aber die Landsknechte am Thor der Stadt, ereilen noch zuletzt das schon glücklich vollbrachte Wagstück. Die Gräfin, welche selbst den schönen Mönch mit unerwiderter Gluth verfolgte, rächt sich. Maria stirbt vor Scham und Gram. Werinher wird eingekerkert, aber bald fordern die Mönche seines Klosters ihren berühmten Bruder zurück.

Wieder sehen wir — jetzt ist es Spätherbst — einen Zug von Rittern und Reisigen, in dessen Mitte Werinher nach Tegernsee zurückkehrt, aber wie anders, als vor 30 Monden, da er auszog. Gebrochen an Leib und Seele, wird das arme junge Blut

*) Leipzig, 1872.

mit gar zu vielen Thränen die wenige Süßigkeit bezahlen, die er schlürfte aus dem Kruge der Venus Cypria.

Wieder zum Schluß wie am Anfang geschieht Umfragen im Kloster nach Bruder Werinher — jetzt genannt der Gärtner (historisch Gartenaere), es ist nach langen Jahren — da findet man ihn auf seinem Lieblingsplätzchen am See —

„Und er war todt, der Hüter weißer Rosen —
Denn weiße Rosen zog er sonder Zahl."

Ein Kranz von weißen Rosen war einst das erste Liebeszeichen seiner Maria gewesen und in Blumen nicht mehr, in Gedichten pflegte er ihr Andenken.

Schon die schöne Symmetrie, in der sich Anfang und Schluß gegenüberstehen, diese kunstvolle doppelte Einrahmung des ganzen Gedichtes zeigt die Hand eines Meisters.

Die Ausstattung des Büchleins ist elegant, doch stören mehrfach Druckfehler. Auf S. 44 fehlt ein ganzer Vers, den wir nach einer MS.-Notiz des Dichters nachtragen. Werinher sagt zu der Gräfin, die in verführerisch griechischer Gewandung um seine Liebe buhlt:

„Einst wart Ihr schöner! Wie Ihr vor mir steht
Könnt Ihr wohl Sturm erregen in den Sinnen,
Könnt Ihr verführen — doch kein Herz gewinnen.
Noch einmal ruf' ich: Einkehr und Gebet!"

Im Verlage von F. W. Grunow in Leipzig erscheinen Alfred Meißner's gesammelte Schriften, 18 Bände, jetzt auch in einer billigeren Volksausgabe. J. M.

Oesterreich-Ungarn.

Die Geschichte der deutschen Kultur im Osten.*)

Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen, dessen Thätigkeit in diesen Blättern bereits anerkennend besprochen wurde, hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß es ihm nicht ausschließlich darum zu thun ist, aus alten Aktenbündeln und Eselshäuten interessante Details aus dem Leben unserer Vorfahren zu Tage zu fördern, sondern daß sein Streben vor Allem dahin geht, das Stammes-Bewußtsein der Deutschen im Böhmerlande wach und rege zu erhalten. Die Berechtigung des deutschen Nationalstolzes darzuthun, war denn auch der Zweck der Festrede bei der diesjährigen Wanderversammlung des Vereins, die, äußerst zahlreich besucht, am 30. Sept. in Karlsbad stattgefunden hat.

Die Rede ist in den kräftigen Farbentönen gehalten, die ein solcher festlicher Anlaß erheischt, aber dabei ist das Bild, das sie von der deutschen Kultur-Arbeit im Osten entwirft, nicht verhüllt vom Nebel der Phrase, sondern es behandelt den Gegenstand in einer Reihe frischer, lebendiger Schilderungen. Denselben sei hier Einzelnes entnommen; so vor Allem die humoristische Episode, die den Antheil der deutschen Frau an der nach Osten vordringenden Germanisation und Civilisation behandelt.

„Schon in den frühesten Zeiten scheinen Böhmens Herzoge gar wenig Herzensfreude an den Schwestern Libussa's und Wlasta's gefunden zu haben, denn gar gern wallten sie hinaus an die Höfe der deutschen Großen, um sich dort eine blonde deutsche Frau zu holen. Schon Boleslaus II. (967—999) erwählte Emma von Burgund zur Gemahlin, und Brzetislaus, der Schönste der Tschechen, der Sohn der Liebe Udalrich's und der lieblichen Wladyken-Tochter Boschena, den die tschechischen Romantiker unserem Siegfried und dem hellenischen Paris gleich feiern, führte zum großen Schmerze manches echt nationalen Gemüthes, Judith, die Tochter des Grafen von Nordgau, in romantischer Fahrt heim. Ja noch mehr, die Glanzgestalten des tschechischen Herrschergeschlechtes der Przemisliden hatten deutsche Frauen: Wenzel I. — Kunigunde von Staufen, Ottokar I. — Adelheid von Meißen und Wenzel II. Jutta von Habsburg." — Von den deutschen Mönchen, die auch ein gutes Stück Kultur-Arbeit vollzogen in Böhmen, Polen, Ungarn ꝛc., bemerkte der Redner, daß, während heute der Mönch wegen Aberglaubens oder Arbeitsscheu in den öden Klostermauern nutzlos verträumt, die Mönche damals Bahn- und Wegebrecher der Kultur waren, wackere Arbeiter mit der Hacke und mit den Waffen des Geistes.

Ihnen standen treu zur Seite die eigentlichen Ansiedler, die deutschen Bauern. Diese deutschen Bauern, deren Ahnen schon nach Boleslav II. mit Pflug und Axt hereinkamen, haben sich durch die tausendjährige Geschichte ihrer Arbeit wohl das Recht erworben, diesen Boden ihre Heimat zu nennen. Was wäre Böhmen heute, was die Gränzstriche von Mähren, Kärnthen, Steiermark u. s. w. ohne die unermüdliche Arbeit dieser „deutschen Eindringlinge?"

Rege halfen diesen auch die deutschen Kaufleute. War doch Samo, der um's Jahr 623 der Wenden König wurde, selbst ein deutscher Kaufmann. In jener Zeit, ohne Verkehrsmittel und ohne Sicherheit, war es eine bedeutende That, Waaren nach fremden Ländern zu führen, und doch erscheinen deutsche Kaufleute sehr früh an den slavischen Höfen. Wie in politischer und geographischer Hinsicht hing Böhmen auch in kommerzieller vollkommen von Deutschland ab. Der Handel nach Südosten mit dem Hauptstapelplatze Regensburg ging auf der Straße der Donau. Im J. 1158 entdeckten Bremer Kauffahrer die baltischen Küsten, so daß das der deutschen Colonisation erschlossene Gebiet sich bis tief in den finnischen Meerbusen erstreckte und tief im Slaven-Gebiete in der großen Handelsstadt Jumne, wo gegenwärtig Wollin liegt, traf der sächsische Kaufmann mit dem griechischen zusammen, ebenso im heiligen Kiew in Rußland. Aus jenen kleinen Anfängen entstand auch der bis jetzt noch unbezwungene deutsche Vorposten im Ostseegebiet.

Die herrlichen Früchte deutschen Schaffens zerstörte mit Einem Schlage die schreckliche Hussiten-Zeit. Sie läßt kaum die Wurzeln deutscher Kultur zurück, die wieder frisch treiben mußten und die denn auch, freilich nicht überall, wieder getrieben haben. Traurig ist es, solche Segnungen so vergolten zu sehen! Es gemahnt an Hamerling's Worte:

„O Menschengeschlecht, wie der Sonne Kuß mit dem Anger
Die Blumen, mit schlammigem Sumpfe die Pest zeugt
So auch leuchten die großen Gedanken im Himmel des Geistes,
Aber ihr Strahl, meist trifft er im Herzen nur wüsten
Schlamm und so weckt er statt Blüthen nur gährende Fäulniß."

Aus solcher Fäulniß stiegen die Schreckensgestalten des Hussitismus.

Mit Bitterkeit gedachte der Redner noch der Renegaten des deutschen Stammes. Besonders wies er auf die deutschen Magyaronen hin, deren Haltung, wie auch in diesen Blättern schon betont wurde, jedes patriotische Herz mit Schmerz erfüllen muß. Hat doch erst kürzlich einer der Wortführer dieser Leute einen förmlichen Brandartikel gegen die wackeren Deutschen Sieben-

---

*) Karl Renner's Festrede bei der Wanderversammlung des Prager deutsch-historischen Vereins. Karlsbad, 1872.

bürgens losgelassen, weil diese ein nationales Programm aufgestellt und beschlossen haben, sich im Pester Reichstage fortan nicht mehr blindlings in Allem und Jedem der Regierungspartei anzuschließen.

Oesterreich — schloß Herr Renner — muß das bleiben, als was es gegründet worden ist, die deutsche Ostmark gegen Slaven und Magyaren. Die Deutschen in Oesterreich haben nicht nur Anspruch auf Gleichberechtigung, sondern auf Mehrberechtigung. Wir müssen verhüten, daß nicht, statt der Bauherren, die Kärrner regieren. Und was 1658 im Kriege gegen die Schweden der große Kurfürst Friedrich Wilhelm in einem Aufrufe „an die ehrlichen Deutschen" sagte, das sei auch jetzt mutatis mutandis den Deutschen Oesterreich-Ungarns zugerufen: „Gedenke ein Jeder, der kein slavisches oder pfäffisches Brod essen mag, was er für die Ehre des deutschen Namens zu thun hat, um sich gegen sein eigenes Blut und gegen sein eigenes Vaterland nicht zu versündigen! Gedenke ein Jeder immer und ewig, daß er ein Deutscher ist!" Jos. Willomitzer.

Schweiz.

Die öffentlichen Bibliotheken der Schweiz.*)

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß öffentliche Büchersammlungen, wofern sie mit Fleiß und Einsicht benutzt werden, nicht blos zu den vorzüglichsten Bildungsmitteln gehören, sondern auch, was ihr Verhältniß zur Gesammtheit der Bevölkerung anlangt, einen sicheren Maßstab des Urtheils über die Höhe der Culturstufe des betreffenden Landes darbieten. Die größten und umfangreichsten Staatsgebiete sind aber keineswegs diejenigen, welche in der Pflege des Bücherwesens voranleuchten, sondern gerade den mittleren und kleineren politischen Besonderheiten gebührt auf diesem Felde die Palme des Ruhms. Von der kleinen Schweiz, deren Volksunterricht zu einer in seiner Art seltenen Vollkommenheit entwickelt ist, wird ihre südliche Nachbarin, die italiänische Militär-Monarchie, an Zahl und wohl auch an Inhalt der Bibliotheken um das Zehnfache übertroffen, während an Umfang Italien die Schweiz um das Achtfache überragt. Wie weit aber gar Rußland in dem fraglichen Punkte hinter den Mittelstaaten Europa's zurücksteht, braucht kaum erst angedeutet zu werden! Nur allein Deutschland, kraft der reichen Fülle seiner individuellen Gestaltung, wetteifert hierin mit der stammverwandten Republik, die einst aus deutschen Keimen hervorgegangen. Doch ist es zweifellos, daß die Schweiz sogar mehr geleistet hat, als ihr Mutterland.

Ein zu Anfang 1872 erschienenes Werk, herausgegeben von der Schweizerischen Statistischen Gesellschaft, gewährt einen klaren Einblick in den massenhaften Reichthum an Bücherschätzen, welchen der Bienenfleiß der schweizerischen Sammler zusammengebracht hat. Herr Dr. Ernst Heitz in Basel zählt in dieser von ihm bearbeiteten und redigirten Publikation, die den Titel führt: „Die öffentlichen Bibliotheken der Schweiz im Jahre 1868," allein 2006 öffentliche Büchersammlungen auf, über welche statistische Nachweise erlangt werden konnten, und macht außerdem noch 84 Bibliotheken namhaft, deren Existenz festgestellt ist, die aber keine Notizen an die Statistische Gesellschaft eingesandt haben. Die Gesammtzahl der öffentlichen Bibliotheken der Schweiz belief sich also für das Jahr 1868 auf 2090. Um dieselbe Zeit besaß das Königreich Italien deren nur 210! Allerdings vertheilen sich die 2090 Bibliotheken der Schweiz in sehr ungleicher Weise auf die einzelnen Kantone. Zürich steht in erster Linie mit 267, hat also auf 32 Quadratmeilen 57 Bibliotheken mehr, als das über 5800 Geviertmeilen sich erstreckende Königreich Italien! In den öffentlichen Bibliotheken des Kanton's Zürich befanden sich in dem gedachten Jahre 311,766 Bände, von denen 130,444 benutzt worden waren. Auf Zürich folgen Aargau mit 254 und Waadtland (Pays de Vaud) mit 253 Nummern, dann erst kommt der große Kanton Bern mit 228 öffentlichen Bibliotheken und gleich darauf Solothurn mit 177 und St. Gallen mit 138. Neuenburg (Neufchâtel), das 96 Bibliotheken besitzt, und Luzern mit deren 95 sind nach diesen am reichlichsten versehen; die wenigsten Büchersammlungen haben die Urkantone, sowie Zug und Appenzell-Inner Rhoden, welches letztere eigentlich nur 3 Bibliotheken aufweist. Sämmtliche dem Publikum geöffnete Bibliotheken der Schweiz enthielten 1868 nicht weniger als 2,490,312 Bände, von denen 1,103,135 Bände Leser gefunden hatten. Der Gesammtkostenaufwand betrug für das Jahr 283,794 Francs.

Man muß aber nicht annehmen, die französische Schweiz werde in diesem Fache durch den deutschen Theil stark überflügelt. Bei den französisch redenden Kantonen ist das reformirte Element vorherrschend und daher nicht wunderbar, daß daselbst viel gelesen wird und ein lebhaftes Bildungsstreben sich kundgiebt. Wenn auf die deutsche Schweiz 1556 Bibliotheken fallen oder 1 auf 1208 Einwohner, so kommen auf die französische Schweiz 512 dergleichen oder 1:1274, was kein großer Unterschied ist, wogegen die italiänische Schweiz nur 22 Bibliotheken zählt oder 1:5620. Umgekehrt sind die 15 alten Kantone mit 1290 Bibliotheken versehen und kommen hier 1347 Einwohner auf 1 Bibliothek, während in den sieben neuen Kantonen (die erst seit 1815 Kantonalrang besitzen) sich 800 öffentliche Büchersammlungen vorfinden und sich das Verhältniß auf 1:1141 stellt. In Baselstadt, das zugleich die älteste Hochschule der Schweiz enthält, kommen 390 Bände auf 100 Einwohner, demnächst folgt Genf, wo 252, dann Obwalden, wo 209 Bände auf 100 Einwohner kommen. Der Halbkanton Obwalden, der mit Nidwalden zusammen den Kanton Unterwalden bildet, rettet also in bibliothekarischer Hinsicht die Ehre der Urkantone, die solchergestalt auch nicht so ganz verwahrlost sind.

Natürlich giebt es unter den 2090 Bibliotheken der Schweiz sehr viel Volks- und Jugendbibliotheken, und zwar machen dieselben sogar vier Fünftheile der Gesammtheit aus. Ebenso zeigt dies Verhältniß, daß die meisten dieser Sammlungen erst in der Neuzeit angelegt wurden. Dennoch sind die wissenschaftlichen Bibliotheken ihrerseits von achtbarer Bedeutung und ansehnlichem Umfang; zwei derselben reichen bis zum Jahre 1000 nach Christus zurück, nämlich die Klosterbibliotheken von Maria-Einsiedeln und St. Gallen, fünf sind zwischen 1001 und 1500 angelegt, 17 stammen aus dem sechzehnten, 20 aus dem siebzehnten, 42 aus dem achtzehnten Jahrhundert, 45 weitere sind zwischen 1801 und 1820 gestiftet worden. Seit 1821 begann aber der reißend schnelle Aufschwung des Bibliothekwesens, denn allein von 1821 bis 1840 traten 285 neue Bücheranstalten hinzu, von 1841—1850 ihrer 322, von 1851—1860: 427, von 1861—1870: 671, während von 170 andern Bibliotheken die Entstehungszeit unbekannt ist. Mit dem

*) Die öffentlichen Bibliotheken der Schweiz im Jahre 1868. Nach dem von der Schweizerischen Statistischen Gesellschaft gesammelten Material bearbeitet von Dr. Ernst Heitz (Les bibliothèques publiques de la Suisse en 1868). Basel, Schweighäuser, 1872. 157 S. 4.

Jahre 1821, sieht man, treibt die in Massen producirende populäre Literatur und das steigende Bedürfniß nach Vervielfältigung der Lesezirkel die Zahl der Bibliotheken in die Höhe, allein auch die wissenschaftlichen Sammlungen wachsen gleichzeitig an Bändezahl und bereichern sich in allen Fächern. In der Stadt Zürich z. B. umfaßten 1868 die verschiedenen gelehrten Sammlungen über 200,000 Bände, darunter die 1629 errichtete Stadtbibliothek für sich schon mit 100,000 Bänden, das Eidgenössische Polytechnikum mit 11,685 (im Jahre 1855 gestiftet), die Kantonallehranstalten mit 40,000 Bänden, dann die Naturforschende Gesellschaft mit ihrer 1746 angelegten Bibliothek, welche 1868 auf 15,000 Bände angeschwollen war, die Medicinische Bibliothek mit 12,000, die Juristische mit 6000, die der Antiquarischen Gesellschaft mit 4000 Bänden. Von den größeren Sammlungen der übrigen Kantone erwähnen wir nur die anno 1460 gestiftete „Oeffentliche Bibliothek" von Baselstadt, welche 94,000 Bände umfaßt, die Kantonsbibliothek von Luzern mit 80,000 Bänden, die 1528 angelegte Berner Stadtbibliothek mit 75,000, die Aarganer Kantonsbibliothek mit 60,000 Bänden.

Sehr verdienstlich sind die Angaben, welche Herr Dr. Heitz in seiner reichhaltigen Uebersicht über das Zeitungswesen der Schweiz veröffentlicht. Er nennt den Aufschwung dieser Literatur, wie er seit 40 Jahren hervorgetreten ist, mit Recht „kolossal". Nach Bernoulli, erschienen im Jahre 1828 in der Schweiz 29 Zeitungen, darunter 7 2mal wöchentlich, 16 1mal wöchentlich, 1 2mal und 4 1mal im Monat, 1 jährlich 1mal; die Urkantone (Schwyz, Uri und Unterwalden), sowie Glarus, Freiburg, Solothurn, Wallis und Neuenburg hatten keine! Im Jahre 1870 erschienen dagegen allein 227 politische Zeitungen, darunter 44 mindestens 6mal in der Woche; dazu kommen 29 Amtsblätter, ferner 33 Zeitschriften über Theologie und religiöse Literatur, 25 über Nationalökonomie, Handel und Gewerbe, 5 Schulzeitungen, 5 Militärzeitungen, 3 Zeitschriften für Jurisprudenz, 2 über Medicin und Pharmazie, 7 vermischten wissenschaftlichen Inhalts, 16 für Land- und Forstwirthschaft, 23 für Unterhaltungs-Lectüre, 12 Modenzeitungen und 20 Anzeige- und Fremdenblätter. Im Jahre 1851 hat das eidgenössische Postdepartement 7,508,985 schweizerische Blätter im Inlande und nach Deutschland versandt, 1861 deren schon 17,485,178 und im Jahre 1870 sogar 30,874,065 Blätter d. h. Nummern von solchen. Außerdem werden, nach den Ausweisen des Baseler Oberpostamts, noch jährlich viele Hunderttausende von Nummern ausländischer Zeitungen gelesen: französische, italiänische, englische, belgische, amerikanische und selbst spanische, vor allem aber deutsche Zeitungen und Zeitschriften in gewaltiger Menge. Wenn die leselustigen Schweizer von all' diesen Neuigkeiten nicht genugsam belehrt werden, so brauchen sie nur nach St. Gallen zu pilgern und in der dortigen Stiftsbibliothek, der ehrwürdigsten der Schweiz, die alten Folianten nachschlagen und aus den berühmten Handschriften und Inkunabeln, zumal aus den alten Baseler Drucken, entnehmen, welch' eine hervorragende Stelle ihr Vaterland in der Geschichte des menschlichen Wissens und Könnens einnimmt!

Trauttwein von Belle.

Nord-Amerika.

Zur Statistik der nichtamerikanischen Bevölkerung der Vereinigten Staaten.

Nach dem, von dem Departement für Statistik in Washington herausgegebenen Bericht über den letzten Census der Vereinigten Staaten, betrieben 12,500,000 Einwohner derselben eine produktive Beschäftigung, und von diesen sind 2,698,000 Ausländer. Den Nationalitäten nach, sind darunter 940,164 Irländer, 836,502 Deutsche, 301,179 Engländer und Walliser, 72,000 Schotten, und den Rest bilden Skandinavier, Franzosen, Chinesen und Canadier. Die fast gleiche Anzahl der ein Geschäft betreibenden Irländer und Deutschen ist einer der interessanteren Punkte dieser Zusammenstellung. Die schnelle Vermehrung des deutschen Elementes hat bereits Beachtung erregt, und es stellt sich jetzt heraus, daß das Verhältniß geschickter Arbeitskräfte unter den Deutschen weit größer ist, als unter den Irländern.

Es sind 308,000 Deutsche mit Fabrikation verschiedener Art beschäftigt, gegen 264,000 Irländer, was eine Mehrheit von 44,000 zu Gunsten der ersteren giebt. Wirklich aber ist das Verhältniß ein noch weit größeres zu Gunsten der deutschen Nationalität. Die gewöhnlichen Arbeiter und Dienstleute nämlich erscheinen in folgenden Verhältnissen: Deutsche 96,432 gewöhnliche Arbeiter und 42,866 dienende Personen, total 139,298 Personen aus der Summe von 836,502. Die Irländer dagegen zählen 229,199 gewöhnliche Arbeiter, 144,955 dienende Personen, total 375,155 aus der Gesammtzahl von 990,164. Hiernach ist die überwiegende Fertigkeit der Deutschen schlagend illustrirt. Die Schweden, Dänen und Norweger treiben vorwiegend Ackerbau. Die Engländer, Schotten und Walliser sind meist Handwerker.

Die Anzahl der Minen-Arbeiter in den Ver. Staaten beläuft sich auf 152,000; es giebt 944,000 Zimmerleute, 171,000 Schuhmacher, 160,000 Schneider und 224,000 Mühlenarbeiter. Wir zählen 40,736 Advokaten, 126,570 Lehrer, 7800 Zahnärzte, 5519 Musiker, 62,000 Aerzte und Wundärzte, 44,000 Geistliche, 5286 Zeitungsschreiber und 40,000 Drucker. Vielleicht ein Viertel der in diesen Berufsthätigkeiten beschäftigten Personen sind Ausländer. Die Einwanderung hat während des letzten Jahrzehnts viel zu den Hülfsquellen unserer Nationalwohlfahrt beigetragen, und der nächste Census wird eine weitere große Zunahme zeigen.

Frankreich.

Autonomie des Medizinalcorps der Armee.

Aus dem eben erschienenen, die militairische Krankenpflege behandelnden Werke von Léon Le Fort*) theilen wir folgendes Abschnitt mit, der auch für die Mehrzahl unserer Leser von Interesse sein dürfte:

„Die erste der in Frankreich durchzuführenden Reformen ist die, welche dem Corps der Militair-Aerzte eine wirkliche Autonomie verschafft. Heute existirt diese Autonomie nicht, und die militairische Kranken-Pflege ist im Kriegs-Ministerium nicht einmal direct vertreten, sie bildet da nur eine Section der Verwaltung. Allerdings giebt es einen Gesundheitsrath der Armee, aber er hat nur eine berathende Stimme. Artikel 17 des Decrets vom 23. März 1852 lautet: „Er ist beauftragt, unter der Autorität des Kriegs-Ministers, so weit es die Heilkunst betrifft, alle Zweige des Gesundheits-Dienstes zu überwachen und zu leiten, und den Minister über alle einschlagenden Fragen aufzuklären. Er giebt

*) La chirurgie militaire et les sociétés de secours, en France et à l'Étranger, par Léon Le Fort, professeur agrégé à la Faculté de médicine de Paris.



eine berathende Stimme bei der Ernennung der Gesundheits-Beamten für die verschiedenen Abtheilungen des Dienstes. . . . In der gemischten Commission (sie besteht aus einem Divisions-General, zwei Intendanten und drei ärztlichen Inspectoren) nimmt er Theil an der Klassificirung der Beförderungs-Vorschläge, wenn es zur Wahl kommt."

Diese Unterordnung unter die Autorität des Ministers wäre in jeder Hinsicht gerechtfertigt, wenn sie direct wäre. Unglücklicherweise ist sie nur indirect, und da der Zwischen-Beamte, thatsächlich wie rechtlich, der Verwaltungs-Director ist, so repräsentirt die Verwaltung, d. h. die Intendantur, beim Gesundheitsrath die Person des Ministers.

Autonomie existirt außerdem bei keinem Grade der Rangordnung, gleichviel ob im Frieden, oder im Krieg. Im Frieden stehen die Militair-Hospitäler unter der Oberaufsicht, unter der directen Verwaltung des militairischen Unterintendanten, von welchem alle zu seinem Bezirk gehörenden Sanitäts-Beamten abhängen. Im Kriege werden die Ambulanzen, die Hospitäler, der Sanitäts-Dienst auf dem Schlachtfelde von der Intendantur dirigirt; selbst der General-Stabsarzt der Armee steht unter der Autorität des General-Intendanten. Dieser Intendant oder seine directen Vertreter entscheiden, ob dieses oder jenes Gebäude die nöthigen Bedingungen erfüllt, um in ein Hospital verwandelt zu werden; sie bestimmen die Zahl der Kranken, welche ein Saal aufnehmen soll; sie wählen die Städte, nach welchen die Evacuationen stattfinden sollen, und höchstens halten sie sich nicht für befugt, die Kranken zu bezeichnen, die transportabel sind.

Der einzige Grund, den man gegen die Emancipation der militairischen Krankenpflege anführt, ist die Nothwendigkeit einer möglichst vollständigen Einheit der Leitung; aber könnte nicht der gesammte Sanitätsdienst dem General-Stabsarzt der Armee anvertraut werden? Das Corps der militairischen Gesundheits-Beamten hat dasselbe Anrecht auf Autonomie, wie das Ingenieur- oder Artillerie-Corps, wie die Intendantur selbst, weil es, wie diese Specialcorps, besondere Verrichtungen und Bedürfnisse hat und besondere technische Kenntnisse erfordert. Man wird einwerfen, das Corps der Gesundheits-Beamten brauche Transportmittel, Material, und die Aerzte würden deshalb immer sich an die Intendantur wenden müssen. Der Einwand besitzt nur einen Scheinwerth. Aus der Thatsache, daß die Sanitäts-Beamten Material brauchen, folgt keineswegs mit Nothwendigkeit, daß man die Leitung des Sanitäts-Dienstes denen anvertrauen müsse, welche den Auftrag haben, jenes Material zu unterhalten, und nicht vielmehr denen, die allein im Stande sind, das Material nützlich für die Kranken und Verwundeten anzuwenden. Daß man überhaupt diesen Einwand erheben kann, liegt daran, daß in allen Zweigen des französischen Verwaltungs-Dienstes Confusion herrscht. Dasselbe Material dient bald zum Transport der Kranken, bald zum Transport der Lebensmittel und Kriegs-Vorräthe der Armee, so daß es in dem Augenblicke fehlt, in welchem unsere Verwundeten es am meisten nöthig haben. Es ist dringlich, in der französischen Armee die Fortschritte einzuführen, die seit lange in ausländischen Heeren verwirklicht sind, und später werden wir nachweisen, daß, nach dem Beispiel Oesterreichs und Preußens, das Gesundheits-Corps sein besonderes Material eben so haben muß, wie das Ingenieur- und Artillerie-Corps. Ich glaube nicht, daß es einen Militair giebt, der vorschlagen könnte, man solle der Intendantur die Leitung des Artillerie-Materials anvertrauen, es ihr überlassen, die Kanonen und Munitions-Wagen dahin zu schicken, wo die Artilleristen sie vielleicht brauchen würden. Die Medicin-Kasten, die Ambulanz-Wagen, die Tragkörbe und Sänften sind für die Militair-Krankenpflege, was die Kanonen für die Artillerie sind.

Noch ein letztes Argument haben wir zu behandeln. Im Kriege, sagt man, ist der General-Intendant beim Ober-Kommandirenden der directe Vertreter des gesammten Verwaltungs-Dienstes; ihm allein werden die Entwürfe des Heerführers anvertraut, und er vermittelt an die Aerzte, wie an seine übrigen Untergebenen, die Befehle, die zum Gelingen der geplanten Operation nothwendig sind. Dem Gesundheits-Corps Autonomie gewähren, daß hieße dem General-Stabsarzt der Armee Zutritt zum Kriegsrath verstatten. Wir werden unseren Kollegen nicht die Beleidigung zufügen, ernsthaft ein Argument zu bekämpfen, das sich darauf reducirt, den General-Stabsarzt einer Armee, d. h. einen Larrey, einen Michel Levy anzuklagen, sie seien eines Verrathes, wenn auch nur aus Leichtfertigkeit, fähig.

Die beste Methode, zu beweisen, daß dem militairischen Sanitäts-Corps Autonomie gegeben werden kann und soll*), besteht darin, zu zeigen, daß sie in den Heeren der Großmächte Europas vorhanden ist. Für Italien müssen wir jedoch eine Ausnahme machen; dort ist die militairische Krankenpflege kaum besser organisirt, als in Frankreich. Allein eben jetzt beschäftigt man sich mit dem Studium eines neuen Entwurfes, und man kann überzeugt sein, daß Italien es verstehen wird, aus den Lehren Nutzen zu ziehen, welche ihm die Erfahrung anderer Nationen geliefert hat.

In Oesterreich ist ein Ober-Generalarzt, ein Hofrath mit dem Grade eines General-Majors, mit der obersten Leitung des Corps betraut. Ein aus Professoren der Specialschule für militairische Heilkunde zusammengesetzter Beirath unterstützt ihn und regelt mit ihm alle Dienst-Angelegenheiten. In Rußland besteht im Kriegs-Ministerium eine besondere Abtheilung unter dem Titel „Departement der Medicinal-Angelegenheiten," an dessen Spitze der General-Stabsarzt der Armee steht. Von ihm hängen alle Militair-Aerzte ab; er ernennt sie zu höheren Graden, wobei er jedesmal ihre unmittelbaren ärztlichen Vorgesetzten zu Rathe zieht. Nur im Garde-Corps üben die militairischen Befehlshaber einen indirecten, aber thatsächlichen Einfluß auf die Beförderung der Gesundheits-Beamten zu höheren Graden, insofern sie bei den Vorschlägen interveniren.

Auch in Preußen genießt das ärztliche Personal seine Autonomie. Der königliche Befehl vom 20 Februar 1868 drückt sich folgendermaßen aus: Die Gesammtheit der Militair-Aerzte des Land-Heeres und der Flotte, im activen Dienst oder im Urlaube, welche den Rang von Officieren oder Unterofficieren haben, bildet das Sanitäts-Corps. An der Spitze des Sanitäts-Corps steht

*) Am Ende des letzten Krieges war es ein Arzt, Herr Robin, Professor der medicinischen Fakultät in Paris, dem in Bordeaux die administrative Leitung des Gesundheits-Dienstes anvertraut wurde. Mitten in der Desorganisation, die in Folge unserer Unglücksfälle überall herrschte, konnte sich die heilsame Wirkung des ärztlichen Elementes auf dem Gebiete seiner Competenz unmöglich zeigen. Doch glauben wir zu wissen, daß ein nicht veröffentliches Dekret die Grundzüge der Emancipation der militairischen Chirurgie entworfen hatte. Der Dienst sollte durch die Wirksamkeit der directen ärztlichen Oberbeamten, gemäß der militairischen Rang-Ordnung, von Statten gehen, unter der Autorität des Ministers und der kommandirenden Officiere.

Das Gesundheits-Corps, dem die Sorge für Medizin, Chirurgie und Pharmacie oblag, stand, wie alle Körperschaften der Armee, unter der administrativen Controle der militairischen Intendantur; aber die im Hospitaldienst beschäftigten Verwaltungs-Beamten sollten in allem, was den Dienst betrifft, jedem Befehl der Militair-Aerzte gehorchen.

der General-Stabsarzt der Armee. Und der zweite Artikel fügt hinzu: Der General-Arzt eines Armee-Corps befehligt die Gesammtheit der Militair-Aerzte im Bezirk seines Corps, gleichviel welche Functionen diese Aerzte in den Truppenkörpern, den Garnisonen, oder militairischen Anstalten erfüllen; außerdem bewerkstelligt er in seinem Bezirk die Recrutirung der Militair-Aerzte. Der älteste Ober-Stabsarzt jeder Division waltet, diesem Befehl gemäß, im Haupt-Quartier der Garnison als Divisions-Arzt.

Was die innere Amtirung dieses Corps anlangt, so ist die Autonomie eine so vollständige, daß nicht nur der Ersatz des ärztlichen Personals, sondern auch die Beförderungen in den unteren Graden den Ober-Aerzten der Armee-Corps*) zustehen, die immer als Beauftragte des General-Stabsarztes handeln; vom Rang eines Flügel-Adjutanten jedoch, wird der vom General-Arzt eines Armeecorps gemachte Vorschlag an den General-Stabsarzt befördert, und die Ernennung vom König unterzeichnet.

Einheit der Leitung, aber Leitung unter Verantwortlichkeit von Fachmännern, ist das Prinzip, (es wurde zuerst von den Vereinigten Staaten im Secessionskriege aufgestellt) auf welchem die in Preußen 1868 durchgeführte Reform beruht. Die damals ernannte Commission sollte die Verbesserungen erwägen, welche die Erfahrungen des böhmischen Krieges an die Hand gaben. Sie war der Ansicht, daß Alles, was zur Krankenpflege gehöre, im Kriegs-Ministerium eine besondere Abtheilung bilden müsse, die in unmittelbarem Verkehr mit dem Minister stehe. Diese Abtheilung, deren Spitze der oberste Beamte der medicinischen Militär-Angelegenheiten einzunehmen hätte, sollte Alles umfassen, was den Gesundheitsdienst, die Hospitäler und den Unterricht in der Militär-Heilkunde anging, in den Personen eben sowol, wie in den Sachen.

Dieser Ansicht entsprechend erfolgte am 28. September ein Befehl des Kriegs-Ministers von Roon, welcher beim Kriegs-Ministerium eine Militär-Medicinalabtheilung einführt, an deren Spitze der General-Stabsarzt der Armee steht. Zu ihrem Geschäftskreis gehören laut diesem Befehl: die militärische Gesundheitspflege, Sanitäts-Polizei und Statistik der Armee, medicinisch-technische Untersuchung und Begutachtung bei Entschädigungs- oder sonstigen Ansprüchen der Invaliden, Versorgung der Armee mit medicinischem Material, mit Verbandzeug, mit chirurgischen Instrumenten, Verwaltung der Hospitäler im Frieden, im Kriege und bei Belagerungen, Regelung aller Angelegenheiten, die den Gesundheitsdienst betreffen, medicinische Militäranstalten, Militär-Pharmacie, Lazaret-Gehülfen und Krankenwärter.

In den Vereinigten Staaten genießt, wie wir oben gesehen haben, das militärische Medicinalcorps vollständige Unabhängigkeit und Autonomie, und die chirurgischen Resultate im Secessions-Kriege sind wunderbar gewesen.

Möge die neue Einrichtung der Militär-Krankenpflege in Frankreich die Emancipation des Gesundheits-Corps zum Ausgangspunkt nehmen. In Amerika erreicht man die Wunder nur durch ein Zusammentreffen von Umständen, durch beständige Eintracht des Willens, einen allgemeinen Geist der Initiative und der Kühnheit, durch Beharrlichkeit in den Anstrengungen, — Eigenschaften, die nicht im Charakter der Mehrzahl der Nationen der alten Welt liegen. Wunder würden wir also nicht erreichen, wenigstens aber Resultate, die vom Mißgeschick der Vergangenheit sich wesentlich unterschieden; wir würden Unglückliche retten, welche das Verbleiben im jetzigen Zustande der Dinge zum Tode verurtheilt."

*) Die preußischen Armee-Corps bilden eine gleichförmigere Einheit als die französischen, eine Einheit von ungefähr 30,000 Mann. Das Gebiet des Norddeutschen Bundes war vor dem letzten Krieg in zwölf Militär-Bezirke getheilt und jedem Bezirk entsprach ein Armee-Corps.

Kleine literarische Revue.

— **„Die Entwickelung des Menschengeschlechts.** Ein Promemoria für den deutschen Reichstag, ein Katechismus für das deutsche Volk.*)" Der ungenannte Verf. dieser kleinen Schrift bekennt sich zu den Materialisten. Ihm ist Gott die uranfänglich seiende Materie, mit welcher die Kraft vereinigt ist, damit die Materie ihr Dasein bethätigen könne. Aus der uranfänglichen Einheit, in welcher Kraft und Materie sich befanden, gerathen beide in Widerstreit miteinander, indem sich die Kraft, der Geist, für sich allein bethätigen will. Die Kraft, als Eigenschaft der Materie, kann sich aber nur in der Materie bethätigen. Diese Bethätigung nun hat die Schöpfung mit all' ihren mannigfaltigen Formen hervorgerufen. Alles Geschaffene muß nothwendig so sein, wie es ist; nirgends ist Freiheit (auch im menschlichen Wollen nicht), überall Nothwendigkeit. Der Mensch spiegelt am vollkommensten die ganze Materie wieder, und er ist es, welcher sich am meisten dem Ziele der Schöpfung genähert hat, dem Ziele nämlich, nach Durchlaufung aller möglichen Formen, welche der Widerstreit zwischen Materie und Kraft hervorruft, in die uranfängliche Einheit von Materie und Kraft, d. h. in Gott, zurückzukehren. Um dahin zu gelangen, muß der Mensch drei Stufen ersteigen: Religion, Kunst und Wissen. Noch stehen wir auf der niedrigsten Stufe, der Religion. Auf der Stufe des Wissens werden wir eine Zeit vollkommenster Glückseligkeit erleben, denn das Wissen ist die erstrebte Vereinigung von Kraft und Materie. In der Religion nun hat der Verf. das Haupthinderniß der weiteren Entwickelung erkannt. Um möglichst rasch über diese Stufe hinwegzukommen, wird der Reichstag angerufen! Der Autor legt ihm den Entwurf einer neuen Staatsverfassung zu Füßen, bei welchem Elaborat sich der Autor aber unvermuthet sehr bescheiden darstellt. Wir dachten, er würde die Religion gänzlich abschaffen; er will jedoch nur den Staat von ihr emancipiren, Civilehe einführen, die Schule von der Kirche trennen &c. Merkwürdig ist es, daß in dieser Verfassung der Strafrichter noch Raum hat. Denn da, wie der Autor ausdrücklich sagt, es keine Freiheit des Willens giebt, jeder Mensch vielmehr so handeln muß, wie er handelt, so kann auch Niemand zur Verantwortung gezogen werden. Der Verf. will auch in der That in der Strafe nicht vergelten, sondern den Uebelthäter nur unschädlich machen. Dann hat er aber nur die Wahl zwischen zwei Strafen: der Lebensentziehung oder der lebenslänglichen Einkerkerung. Beides möchte der Entwickelung der Menschheit nicht besonders förderlich sein! Abgesehen von dergleichen Widersprüchen (der größte Widerspruch ist die Existenz der Schrift selbst!), geben wir dem Verf. zu bedenken, daß seine Zeit vollkommener Glückseligkeit schwerlich noch eine Menschheit in seinem Sinne antreffen wird. Er selbst hat ja schon ein die Erbschaft der Menschheit übernehmendes vollkommeneres Wesen bereit, und so möge er sich an die Fabel von jenem Esel erinnern, dem sein Herr ein Dasein ohne Speise und Trank angewöhnen wollte; aber eben als nach der Meinung des Herrn das Ziel erreicht werden sollte, legte sich Langohr hin und starb.

*) Berlin, Eugen Grosser. 1872.

— **Caroline Bauer.***) Die illustrirte Zeitschrift „Ueber Land und Meer" machte einen ausgezeichneten Griff, als sie diese Erinnerungen veröffentlichte. Hier nun sind die Blätter zu einem hübschen Bande vereinigt, in ununterbrochenem Genusse kann sich der Leser dem freundlichen Eindrucke dieser Plaudereien hingeben, hinter deren anmuthigem Mittelpunkt von Petersburg aus, einst folgender journalistischer Steckbrief erlassen wurde: „Reisepaß unsrer hochgefeierten Karoline Bauer. Dem ersten Engel der deutschen Bühne in St. Petersburg, dem C. Bauer, wird hiermit die Bewilligung zur Rückreise ertheilt. Zu näherer Kenntlichkeit fügen wir folgende Personalbeschreibung bei: Heimat: Ueberall zu Hause. Charakter: Alle Abende einen neuen, — jeder vortrefflich. Stand: Anstand. Figur: Poetisch. Alt: In der Kunst, sonst jung. Angesicht: Maiblume. Augen: lassen Alles blau erscheinen. Haare: Locken (natürliche). Zähne: dreimal zehne und zwei. Unterschreibt gewöhnlich: Alles Schöne und Gute. Mit ihr reisen von hier ab: die Kunst, ihre stete Gesellschafterin, — Thalia, Euphrosyne und Aglaja ihre Kammermädchen, — die Anmuth, ihre Erzieherin, — der Geschmack, ihr Garderobier, — der Frohsinn, ihr Leibarzt. Besondere Kennzeichen: hat auf der linken Seite ein rechtes Herz und spielt in Trauerspielen mit Lust; sie ist sanft und doch hinreißend; sie ist in allen Rollen zu Hause und giebt doch immer viel Gastrollen; sie ist eine ausgelernte Spielerin, und doch gewinnt Der, welcher mit ihr spielt; sie ist die sanfteste Person und hat doch viele Auftritte, die allgemeine Sensation erregen; sie hat einen kleinen Fuß und macht doch große Fortschritte. Es bestrebte sich Alles, sie nicht vom Orte zu lassen, und doch rief man sie immer heraus; ihr Ruf ist fest begründet und fliegt doch durch ganz Europa. Nach diesem Signalement werden alle Behörden ersucht, sie auf ihrer Reise freundlich aufzunehmen und schmeichelhaft zu empfangen. Alle Erdenleiden und Uebel sind auf's Strengste angehalten, ihr kein Hinderniß in den Weg zu legen. Alle Herzen sind beordert, sie auf ihr Verlangen frei ein- und auspassiren zu lassen und ihr mit Huldigung und Verehrung den gebührenden Vorschub zu leisten." Die älteren Berliner Verehrer der Bühne werden die Richtigkeit des Passes aus der großen Zeit des Königstädtischen Theaters, Ludwig Devrients, der Crelinger rc. bestätigen, sie werden aus dem Buche werthvolle Erinnerungen schöpfen können. Wir Uebrigen, die wir jene Zeit mit ihrem Theater-Enthusiasmus kaum noch zu begreifen vermögen, thun wenigstens durch das farbenreichste Kaleidoskop einen köstlichen Blick in das romantische Land der Coulissen, in welchem die Verf. viel Rosen mit ausnahmsweise wenig Dornen gepflückt zu haben scheint. Wohl ihr indeß, daß sie sich aus dem vergoldeten Glanze des Podiums in eine glänzende Lage des realen Daseins hinübergeschwungen hat, von welcher aus sie uns mit der olympischen Heiterkeit eines Goethe den farbigen Abglanz ihres kränzereichen Jugendlebens freudig hat zeigen können.

— **Neue Erzählungen von Friedrich Friedrich.****) Der ebenso talentvolle wie beliebte Schriftsteller bewegt sich in den uns vorliegenden neuen Erzeugnissen seiner Feder wieder auf einem Gebiete, das er schon häufig und immer in erfolgreicher Weise betreten hat. Es sind Criminalnovellen, die er uns darbietet und zwar enthält der erste Band „Wider das Gesetz" eine ganze Reihe höchst spannender, mit großer Naturwahrheit und tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens geschriebener Erzählungen, welche fast sämmtlich einen Conflict zwischen dem Gesetze in unserer Brust und dem geschriebenen Buchstaben des Gesetzes schildert, während dieser Conflict in einer den Raum eines andern Bandes einnehmenden größeren Erzählung „Nur ein Diener" noch mehr vertieft und weiter ausgeführt ist. Was wir an Friedrich's Erzählungen neben ihrem poetischen Werth immer so gern hervorheben und was geeignet ist, sie im besten Sinne des Wortes zu populären Schriften zu machen, das tritt auch bei diesen wieder recht deutlich an's Licht: Einfache, klare Darstellung, Wahrhaftigkeit und sittlicher Ernst. J. H.

*) Aus meinem Bühnenleben Erinnerungen von Caroline Bauer, herausgegeben von Arnold Wellmer. Berlin, R. v. Decker. 1871. Mit dem Bildniß der Verfasserin in Photographie.

**) Berlin, Verlag von B. Brigl.

— **Englische Bibliographie.** Aus der bei Bernhard Tauchnitz in Leipzig erscheinenden Collection of British Authors sind uns zugegangen:

Madame La Marquise and Other Novelties by Ouida; in one volume.

The Irish Sketch-Book by W. M. Thackeray; two volumes.

Aurora Leigh by Elizabeth Browning, one volume.

Prose and Poetry by Bret Harte, two volumes.

The Woman I loved and the Woman who loved me, and Toscan Wedding by Isa Blagden, one volume.

Without Kith or Kin by Georgina M. Craik, two volumes.

A Golden Sorrow by Mrs. Cashel Hoey, two volumes.

Carlino and Other Stories by John Ruffini, one volume.

Von der Collection of British and American Authors aus dem Verlage von A. Asher & Co. in Berlin liegt uns vor:

A Bridge of Glass by F. W. Robinson, in two volumes.

Wir behalten uns vor, auf einzelne dieser Werke zurückzukommen.

Von den British and American Standard Authors with Biographical Sketches, Introductions and Explanatory Notes, welche Dr. Ph. F. Ahn für den Gebrauch in Schulen und zum Privatunterrichte im Verlage von Ernst Fleischer in Leipzig publicirt, liegt uns der siebente Band vor, enthaltend: A Selection from the Sketch-Book of Washington Irving.

Hieran anschließend möchten wir gleichzeitig erwähnen, daß in demselben Verlage auch ein bekanntes französisches Werk für den Schul- und Privatgebrauch eingerichtet, erschienen ist, nämlich: Le Philosophe sous les Toits, Journal d'un homme heureux, publié par Émile Souvestre; mit grammatischen und sachlichen Anmerkungen und einem vollständigen Wörterbuch, herausgegeben von Dr. Ed. Hoche.

— **Der Sprach-Unterricht durch Briefe.***) Zu den besten Hülfsmitteln zur Erlernung fremder Sprachen, namentlich der englischen, gehört zweifelsohne der briefliche Sprach- und Sprechunterricht nach der Methode von Toussaint-Langenscheidt. Von diesem gemeinnützigen Buche ist bereits die neunzehnte, fast unveränderte Auflage erschienen. Das Werk ist mit seltenem Fleiße, großer Klarheit und Gründlichkeit abgefaßt und empfiehlt sich ganz besonders zum Selbststudium; der Erfolg, welchen dasselbe bisher gehabt hat, spricht deutlich für seine Zweckmäßigkeit. D.

*) Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der englischen Sprache. Berlin, G. Langenscheidt, 1872.

Literarischer Sprechsaal.

Petermann's „Geographische Mittheilungen", Heft XI., bringen mit Bezug auf die Berichte über die neueren Afrika-Forschungen des Dr. Livingstone eine Kritik aus der Feder von E. Behm, worin die Ansicht ausgesprochen wird, daß die von L. während der letzten Jahre entdeckten und bereits in weiter Ausdehnung verfolgten Gewässer nicht, wie er glaubt, den Nil, sondern dem Congo angehören. „Diese Ansicht", sagt Herr Behm, „wird von geographischen Fachmännern allgemein getheilt, sie tritt in den zahlreichen Schriften und Discussionen über Livingstone's und Stanley's Berichte öfters hervor, insbesondere suchte sie sich auf der Versammlung der British Association zu Brighton geltend zu machen, obgleich gegenüber einem mit den einschlagenden geographischen Fragen unbekannten, von der Persönlichkeit und Redefertigkeit Stanley's hingerissenen Auditorium mit dem kläglichsten Erfolg, und da sie bisher einer festen Begründung noch entbehrte, so drückte sie mehr ein die Wahrheit ahnendes Gefühl, als ein unweigerlich anzunehmendes Ergebniß ermittelter Thatsachen aus. Diese Unsicherheit war durch die Unzulänglichkeit der bisher ins Feld geführten Gründe bedingt, man stützte sich auf Höhen-Angaben, die, bei der Art, wie sie gewonnen wurden, nur ein geringes Maaß von Genauigkeit beanspruchen können, und auf die Wassermasse der in Betracht kommenden Flüsse. Beides reicht aus, um den Lualaba vom Nil zu trennen, nicht aber, ihn dem Congo zuzutheilen; dazu bedarf es eines dritten Elementes, das, in dem Wechsel der Jahreszeiten enthalten, glücklicher Weise frei ist von Fehlern der Instrumente und Irrthümern der Beobachter. So gewiß die Sonne in unserem Winterhalbjahr über der südlichen, in unserem Sommerhalbjahr über der nördlichen Halbkugel steht und so gewiß in der Tropen-Zone ihr Zenith-Stand den Regen und mit ihm das Anschwellen der Flüsse bringt, so sicher kann aus dem Vergleich der Regen-Zeit und Fluß-Schwellen geschlossen werden, daß der Lualaba keinem der nord-hemisphärischen Ströme angehört; auf der Süd-Hemisphäre besitzt aber Afrika nur einen einzigen, den Congo, welcher die gewaltige Wassermasse des Lualaba aufzunehmen vermöchte."

Von Maurus Jókai's zahlreichen, und im Original in mehr als einer halben Million Exemplaren verbreiteten Romanen giebt es schon seit langer Zeit sowohl englische, holländische, französische und italiänische, als russische, tschechische, rumänische, ja türkische Uebersetzungen; aber jetzt erst bemüht man sich, und von verschiedenen Seiten zugleich, diesen genialen, besonders im Humoristischen liebenswürdigen Erzähler auch in der deutschen Literatur durch einige seiner besten Werke einzubürgern. So publicirte das „Athenäum" in Pest von Jókai, deutsch, den vierbändigen Roman „Die guten alten Táblabiró's", die 4 Bände „Ein ungarischer Nabob", dessen 4 Bände Fortsetzung: „Karpáthy", sowie die, auch von deutscher Kritik schon beachteten 5 Bände „Schwarze Diamanten", während der Roman in 3 Bänden „Politische Moden", deutsch, eben zur Versendung kam. — Rautmann in Pest brachte in 4 Bänden: „Wie man grau wird", und Kühtmann in Bremen die 2 Bde. der, deutsch dem Fürsten Bismarck gewidmeten „Humoristischen Erzählungen". Gegenwärtig zeigt Otto Janke in Berlin das demnächstige Erscheinen der 3 Bände des Jókai'schen Romans „Die armen Reichen" an, deren Abdruck bereits in Heft 23 bis 25 des „Romanmagazin des Auslandes" begann; und die Hausfreund-Expedition (E. Grätz) bringt ebenso rasch Jókai's vor wenig Tagen erst fertig gewordenen allerneusten Roman in 5 Bänden „Der Goldmensch". Eigens für den Berliner „Bazar" schrieb der ungarische Humorist die Novelle „Optische Täuschung"; während die 6 Bände seines früheren Romans „Und sie bewegt sich doch" nächstens deutsch, gleichfalls in norddeutschem Verlag, erscheinen. Endlich bringt das Abendblatt der „Post" seit dem 27. September als Feuilleton, Jókai's humoristischen Roman „Der neue Gutsherr", der im Original schon drei Auflagen erlebte.

Le Livre d'Or du Bagne*) betitelt sich ein französisches Buch, das es sich zur Aufgabe gemacht hat, in einer Reihe von größeren und kleineren Gedichten ein Bonapartistisches Pantheon oder vielmehr Bagno zu liefern, d. h. Napoleon III., seine Familie, seine Freunde, Vertraute und Helfershelfer zu geißeln. Wir müssen uns auf eine einfache Anzeige des Buches beschränken, denn die meisten Gedichte entziehen sich durch den darin vorwaltenden burschikosen Ton, der bisweilen an Victor Hugo erinnert, der kritischen Analyse. Characteristisch für den jetzt in Frankreich herrschenden Geist mag das Buch sein; für eine Bereicherung der französischen Literatur vermögen wir es jedoch nicht zu halten, weder nach Form und Inhalt, noch der Sprache nach.

Die Verlags-Buchhandlung von Hoffmann & Campe in Hamburg kündigt das bevorstehende Erscheinen des literarischen Nachlasses des Fürsten Pückler an, dessen Sichtung und Herausgabe Fräulein Ludmilla Assing übernommen hat. Es sind hauptsächlich Reisetagebücher, kleinere Essays und des Fürsten reicher Briefwechsel mit der vornehmen und der literarischen Welt. Ob jedoch zur Publication der Briefe die Erlaubniß der zum Theil noch lebenden hohen oder berühmten Correspondenten eingeholt ist, möchten wir bezweifeln.

Auf die, ihn betreffende Bemerkung am Schlusse des Artikels „Die parlamentarischen Prigs" entgegnet „der Herr in München", daß er nur dann „Artikel sich abärgert", wenn man Gegenstände lächerlich macht, die ihm heilig sind. — Den genannten Artikel, in welchem Manches ihm wie aus der Seele gesprochen ist, hat derselbe mit vielem Vergnügen gelesen, und kann dem Verfasser nur dankbar dafür sein. Wenn er die darin ausgesprochenen politischen Anschauungen auch nicht vollkommen theilt so gesteht er ihnen doch Berechtigung zu. Im Uebrigen weiß er die Person von der Sache zu trennen, und bittet den Verfasser, ein Gleiches zu thun.

*) Par Louis Labarre. Librairie Européenne de C. Muquardt, Bruxelles, 1872.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 2. November 1872. [Nº. 44.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Diesjährige Plenar-Versammlung der historischen Commission der Akademie der Wissenschaften in München.

Bericht des Secretariats.

Die diesjährige Plenarversammlung der historischen Commission wurde in den Tagen vom 7. bis 10. Oktober abgehalten. Da der Vorstand, Geheimer Regierungsrath von Ranke in Berlin, am Erscheinen durch Krankheit verhindert war, übernahm der ständige Secretär, Geheimer Rath von Giesebrecht, die Leitung der Verhandlungen. In die Commission ist zufolge königlicher Ernennung neu eingetreten als ordentliches Mitglied Professor Dümmler aus Halle, als außerordentlicher Professor Kluckhohn von München. Außer ihnen betheiligten sich an den Sitzungen von den auswärtigen ordentlichen Mitgliedern die Professoren Hegel aus Erlangen, von Sybel aus Bonn, Waitz aus Göttingen, Wegele aus Würzburg und Weizsäcker aus Straßburg, von den einheimischen Professor Cornelius, Reichsrath v. Döllinger, Oberbibliothekar Föringer, Geheimer Cabinetsrath a. D. Freiherr von Liliencron, Reichs-Archivdirector von Löher und Reichsarchivrath Muffat.

In der Ansprache, mit welcher der Secretär die Versammlung eröffnete, gedachte er besonders des großen Verlustes, welchen die Commission jüngst durch den Tod ihres Seniors, des Staats- und Reichsraths Georg Ludwig von Maurer, erlitten. Der Verstorbene hatte in den letzten Jahren an den Arbeiten der Commission lebhaften Antheil genommen und nach dem Ableben J. Grimms der oberen Leitung bei der Sammlung der Weisthümer sich selbst unterzogen.

Der in herkömmlicher Weise über die Arbeiten des abgelaufenen Jahres erstattete Geschäftsbericht ergab, daß sämmtliche Unternehmungen im regelmäßigen Fortgang begriffen sind. Eine große Zahl von Bibliotheken und Archiven sind abermals für die Publicationen der Commission durchforscht worden, und haben die Mitarbeiter derselben dabei stets die dankenswertheste Förderung durch die Behörden der Bibliotheken und Archive gefunden.

Seit der vorjährigen Plenarversammlung sind folgende Werke in den Buchhandel gekommen:

1) Die Recesse und andere Akten der Hansetage von 1256 bis 1430. Bd. II.
2) Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Bd. XI. Geschichte der Technologie, von Karl Karmarsch. Bd. XII. Geschichte der Zoologie bis auf Joh. Müller und Charles Darwin, von J. Victor Carus.
3) Briefe Friedrichs des Frommen, Kurfürsten von der Pfalz, mit verwandten Schriftstücken, gesammelt und bearbeitet von A. Kluckhohn. Zweiter Band, zweite Hälfte. 1572—1576.
4) Jahrbücher der deutschen Geschichte. Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig, von Eduard Winkelmann. Erster Band. König Philipp von Schwaben. 1197—1208.
5) Bayerisches Wörterbuch, von J. A. Schmeller. Zweite, mit des Verfassers Nachträgen vermehrte Ausgabe, bearbeitet von G. K. Frommann. Lieferung VII.
6) Forschungen zur deutschen Geschichte. Bd. XII.

Andere Publicationen stehen, wie sich aus den von den Leitern der einzelnen Unternehmungen im Laufe der Verhandlungen erstatteten Berichten ergab, in naher Aussicht.

Von der Geschichte der Wissenschaften wird schon in den nächsten Tagen die Geschichte der Philosophie, von Geh. Rath Zeller in Berlin bearbeitet, erscheinen. Voraussichtlich wird auch im Laufe des nächsten Jahres der Druck der Geschichte der Nationalöconomie von Geh. Rath Roscher in Leipzig und der zweiten Abtheilung der Geschichte der Chemie von Geh. Rath Kopp in Heidelberg begonnen werden können.

Von der umfassenden, unter Professor Hegels Leitung veranstalteten Sammlung der deutschen Städtechroniken ist zunächst der vierte Band der Nürnberger Stadtgeschichten, bearbeitet von Professor von Kern in Freiburg, zu erwarten. Der Druck dieses Bandes wird in einigen Wochen vollendet sein und dann sogleich der erste Band der Cölnischen Chroniken, von Dr. H. Cardanus in Cöln und Dr. C. Schröder in Leipzig bearbeitet, der Presse übergeben werden. Auch ein zweiter Band Braunschweiger Chroniken wird, nach den Mittheilungen des Archivars Hänselmann in Braunschweig, im Laufe des nächsten Jahres druckfertig hergestellt werden.

Von den deutschen Reichstagsacten liegt der zweite Band, welcher die Zeit von 1388 bis 1397 umfaßt, im Manuscript vollendet vor und wird der Druck desselben sogleich beginnen. Dieser Band umfaßt 312 Nummern, von denen zwei Drittheile bisher ungedruckt waren. Der dritte Band ist so weit vorbereitet, daß Professor Weizsäcker denselben bald folgen zu lassen hofft; er wird die Thronveränderung, ihre Vorbereitung und die nachfolgende Krönung Ruprechts umfassen, wie auch die Verhandlungen mit der Curie wegen seiner Anerkennung. Inzwischen sind auch die Arbeiten für die Zeiten K. Sigmunds und Albrechts II. durch Bibliothekar Dr. Kerler in Erlangen eifrig und mit Erfolg fortgesetzt worden; die Sammlungen haben durch neues werthvolles Material unerwartete Bereicherungen erfahren. Um auch die Arbeiten für die Epoche Friedrichs III. schneller zu fördern, ist Dr. Ebrard in Straßburg als neuer Mitarbeiter eingetreten.

Zur Vervollständigung der Sammlungen für die Hanserecesse hat Dr. K. Koppmann sich längere Zeit in Danzig, Königsberg in Preußen, Riga und Reval aufgehalten. Um Weihnachten

wird der dritte Band der Recesse begonnen werden, so daß die Vollendung desselben im Laufe des nächsten Jahres zu erwarten ist.

Von den Jahrbüchern der deutschen Geschichte sind mehrere Abtheilungen in Bearbeitung. Der erste Band der Geschichte K. Heinrichs III., von Dr. E. Steindorff in Göttingen, lag in der Handschrift vollendet vor. Für die Zeiten Lothars von Supplinburg und Konrads III. hofft man in Dr. W. Bernhardi in Berlin einen geeigneten Bearbeiter zu gewinnen. Für die Fortsetzung der Geschichte Karls des Großen sind Verhandlungen eröffnet.

Die Arbeiten für die Wittelsbachsche Correspondenz sind nach allen Seiten gefördert worden. Die Correspondenz Kurfürst Friedrichs III. von der Pfalz ist zum Abschluß gebracht. Da es im Interesse des Unternehmens schien, zur Vervollständigung der älteren pfälzischen Abtheilung auch die Correspondenz Johann Kasimirs zu veröffentlichen, beschloß die Commission, diese Publication, welche etwa zwei Bände umfassen wird, vorzubereiten und beauftragte mit den Vorarbeiten Dr. Fr. von Bezold hierselbst; auch Professor Kluckhohn sagte seine Beihülfe bei der Forsetzung dieser Abtheilung zu. Von der älteren bayerischen Abtheilung, welche unter Leitung des Reichsarchivdirectors von Löher steht, ist der erste Band der „Briefe und Akten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf Bayerns Fürstenhaus", bearbeitet von Dr. A. von Druffel, im Druck so weit vorgeschritten, daß er bis Neujahr 1873 erscheinen kann; die Sammlungen für den zweiten Band sind bedeutend vervollständigt. Auch für die jüngere pfälzische und bayerische Abtheilung, beide von Professor Cornelius geleitet, sind die Sammlungen durch archivalische Reisen bereichert worden. Was die jüngere pfälzische Abtheilung betrifft, so hat der Druck des zweiten Bandes der „Briefe und Akten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges", bearbeitet von Dr. M. Ritter, bereits begonnen; dieser Band wird die Zeit von der Gründung der Union bis zum Tode Heinrichs IV. von Frankreich (1608—1610) umfassen. Zur Beschleunigung der weiteren Arbeiten für diese Abtheilung ist Dr. Baumann als Mitarbeiter angestellt worden. Für den ersten Band der jüngeren bayerischen Abtheilung, welcher nach einer einleitenden Uebersicht über das erste Jahrzehnd der Regierung Herzog Maximilians die Akten für die Zeit von dem Donauwörther Ereigniß bis zum Abschluß des ersten Conflicts zwischen Union und Liga (1607 — 1610) darbieten wird, ist besonders der Mitarbeiter Dr. F. Stieve thätig gewesen, und sind die Vorarbeiten so weit vollendet, daß man im Winter nächsten Jahres den Druck zu beginnen hofft.

Die Sammlung der Weisthümer wird mit dem in Bearbeitung begriffenen Register-Band demnächst zum Abschluß gelangen. Das Wortregister, welches unter Leitnng des Professors R. Schröder, Professor Birlinger in Bonn bearbeitet, wird jedenfalls im Laufe des nächsten Jahres der Presse übergeben werden können.

Mit der siebenten Lieferung ist der erste Band der neuen Ausgabe von Schmeller's Bayerischem Wörterbuch abgeschlossen worden. Dieser Band umfaßt die bei weitem größere Hälfte der Arbeit. Da auch der zweite Band bereits im Druck begonnen ist und die achte Lieferung in kurzer Zeit veröffentlicht werden kann, geht das Hauptwerk des berühmten bayerischen Sprachforschers in dieser erneuten Gestalt nun schnell der Vollendung entgegen.

Die Zeitschrift: „Forschungen zur deutschen Geschichte", in Gemeinschaft mit Director v. Stälin und Professor Wegele von Professor Waitz redigirt, wird in der bisherigen Weise fortgesetzt werden.

Auch die auf den Antrag des Geh. Raths von Ranke und des Reichsraths von Döllinger unternommene allgemeine deutsche Biographie, deren Redaction sich Freiherr v. Liliencron unterzogen hat, wird im nächsten Jahre in die Oeffentlichkeit treten. Der Druck des ersten Bandes, welcher im Wesentlichen durch den Buchstaben A. ausgefüllt wird, beginnt Neujahr 1873. Wie zu erwarten stand, hat das Unternehmen die allgemeinste Theilnahme gefunden. Die Zahl der Mitarbeiter ist auf über 200 gewachsen, und unter ihnen finden sich die Namen der hervorragendsten Historiker aus allen deutschen Ländern. Das Werk, dessen rasche Vollendung gesichert ist, wird sich jedem Gebildeten ebenso nützlich erweisen, wie es zugleich als ein glänzendes Ehrendenkmal dastehen wird, welches durch die hochherzige Fürsorge der bayerischen Könige für die historischen Studien dem deutschen Volke errichtet wurde.

Zeitfragen.

III.*)

Das Schulwesen.

Das Verhältniß der Schule zur Kirche bildet in allen den Ländern, in welchen eine freiere Richtung bei der Fortentwickelung der politischen Einrichtungen herrscht, eine der wichtigsten Fragen des Staatslebens. In Frankreich und Oesterreich harrt sie noch immer einer Lösung, in Italien dagegen und Preußen ist sie gelöst worden; in Italien durch die — wenn auch noch in vielen Punkten nur theoretisch — durchgeführte allgemeine Trennung des Staates von der Kirche, in Preußen durch das in diesem Jahre erlassene Schulaufsichtsgesetz.

Das preußische Schulaufsichtsgesetz spricht deutlich aus, daß die Schule allein unter der Autorität des Staates stehe, daß die Kirche als ein selbständiges Institut auf das Schulwesen keinen Einfluß übe. Die Schulen sind durchweg Staatsinstitute, es kommt ihnen ein kirchlicher Charakter nicht zu. Die Frage daher, soll das öffentliche Schulwesen confessionell oder confessionslos sein, ist durch das Schulaufsichtsgesetz dahin erledigt, daß die Schulen an sich einen confessionellen Charakter nicht haben können, da auch der Staat einen solchen nicht hat.

Nur in Beziehung auf den religiösen Unterricht hat jene Frage noch jetzt in Preußen eine Bedeutung. Ist der religiöse Unterricht als integrirender Theil des ganzen Schulunterrichts zu betrachten? Ist es nothwendig, sich bei demselben der von den einzelnen Kirchen gelehrten Glaubenssätze zu bedienen, oder ist es zulässig, einen allgemeinen religiösen Unterricht, der allein auf den sittlichen Anschauungen des Staates und der zeitigen Kultur basirt, gleichmäßig in allen Schulen einzuführen? Und wenn es nothwendig erscheint, die von den einzelnen Kirchen geoffenbarten Glaubenssätze beim Religionsunterricht zu berücksichtigen, ist dann derselbe auf die Zeit, die dafür im Lehrplan angesetzt ist, zu beschränken, oder hat der Lehrer das Recht, auch in den übrigen Lehrstunden, wenn sich nur irgend die Gelegenheit bietet, auf die positive Religion, welche er vertritt, einzugehen?

Für die Beantwortung dieser Fragen kommen bei dem höheren und bei dem Volksschulwesen verschiedene Momente zur Geltung.

Bei den sehr eng gezogenen Gränzen des Unterrichts, welcher

*) Vergl. Nr. 39 u. 42 des „Magazin."

für die Volksschulen bestimmt ist, ist es durchaus nothwendig, daß dem Lehrplan derselben der religiöse Unterricht als integrirender Theil einverleibt wird. Dieser bildet an den Volksschulen fast das einzige Gebiet, welches dem Geiste und Herzen Nahrung giebt zu einer harmonischen, edlen Entwickelung. Wollte man die Religion ausschließen und sie dem Privatunterricht überlassen, so ist bei den kümmerlichen Verhältnissen der meisten Familien, welche die Volksschule benutzen, zu befürchten, daß sehr viele Kinder ohne jede religiöse und sittliche Belehrung aufwachsen würden. Der religiöse Unterricht ist in der Volksschule durchaus nothwendig und in jedem Falle heilsam.

Die Beschaffenheit dieses Unterrichts hängt durchweg von der allgemeinen Bildungsstufe der Schüler ab; je mehr sie geistig vorgeschritten sind, desto mehr sind sie auch befähigt, den Religionsunterricht in einer abstracteren Form zu empfangen, von der absoluten Güte der sittlichen Vorschriften durchdrungen zu werden. Da aber die Volksschule auf einen nur sehr geringen Bildungsgrad der Schüler Rücksicht nehmen darf, so wird auch die Religion und Moral in der concretesten Gestalt, die diese Gegenstände zulassen, gelehrt werden müssen. Am stärksten befestigen sich bei dem wenig gebildeten Menschen die moralischen Grundsätze, wenn sie an bestimmte Ereignisse, die durch ihr Alter und durch ihren Einfluß auf die vergangenen Generationen und auf die nächste Umgebung geheiligt sind, geknüpft werden. Diese Anknüpfung aber gewähren fast allein die von der Kirche gelehrten und geheiligten Traditionen. Sie begleiten das Kind von der Geburt bis in das spätere Alter und machen es so von vornherein geeignet, alle sittlichen Lehren und Handlungen, welche mit ihnen in einen Zusammenhang gebracht werden, mit Ehrfurcht zu betrachten.

Herr v. Hanneken, der in seiner von uns erwähnten Schrift bei seinen einzelnen Vorschlägen im Ganzen genommen auf dem realen Boden der Thatsachen sich hält, entwickelt für den religiösen Unterricht in der Volksschule eine Ansicht, die nur theoretisch eine Berücksichtigung verdient. Er negirt die Nothwendigkeit des confessionell-religiösen Unterrichts in der Volksschule und fordert nur die Unterweisung in der rein christlichen Lehre. Wie schon früher bemerkt worden, bildet die Grundlage der in jener Schrift entwickelten Anschauungen der christliche Staat, d. h. ein Gemeinwesen, dessen vollberechtigte Angehörigen Christen sind. Da nun die kultivirten Staaten Europas nicht nur christliche, sondern auch andersgläubige Bürger haben, so würde der Vorschlag des H. v. Hanneken, in die Praxis übertragen, wiederum nur den confessionell-religiösen Unterricht empfehlen, nur daß er ohne Grund in Beziehung auf die christliche Confession die innerhalb derselben im Laufe der Jahrhunderte gebildeten Unterconfessionen zu ignoriren wünscht. „Aber ganz kann und darf die christliche Lehre, die ja die Grundlage aller positiven Moral ist, nicht von der Volksschule ausgeschlossen werden, eine Vorarbeit für den religiösen Unterricht wird stets wünschenswerth, ja nothwendig sein. — Bisher ist die Volksschule schon meist confessionell geschieden; schon in der Schule wird im Sinne und unter Aufsicht einer bestimmten Kirche unterrichtet, und nichts befördert die religiöse Unduldsamkeit und Ueberhebung mehr, als diese confessionellen Volksschulen, die dadurch eine wahre Pflanzstätte zukünftigen Haders und dauernder Zwietracht werden, falls der Staat nicht mit nie ruhender Energie durch seine Organe diesem stets neu sich erzeugenden Uebel steuert."

Dieses Uebel war nicht durch die Verschiedenheit der Confessionen erzeugt worden, sondern durch die Vertreter derselben, die Geistlichkeit, so lange sie unmittelbaren Einfluß auf die Schulen ausübte. Wie gegenwärtig aber in Preußen das Verhältniß der Schule zur Kirche besteht, sind derartige Befürchtungen ungerechtfertigt. Ist einmal der confessionell-religiöse Unterricht nicht zu umgehen, dann mag er auch in einer Weise stattfinden, welche sich den confessionellen Anschauungen der Schüler vollkommen anschließt.

Und in der That, die oben angeführten Bedenken lassen den confessionell-religiösen Unterricht in der Volksschule nicht umgehen. Es wird dann allein an dem geistigen und sittlichen Bildungsgrad des Lehrers liegen, daß dieser Unterricht nicht einseitig auf Geist und Gemüth des Schülers wirkt und derselbe die allgemein giltigen sittlichen Grundsätze allein mit seinen confessionellen Traditionen verbunden glaubt. Ganz besonders ist es die Aufgabe des Lehrers, bei allen Gelegenheiten, die ihm sein Amt bietet, die Sittenlehre, frei von den confessionellen Traditionen, seinen Schülern vorzutragen und in ihren Geist zu verpflanzen; nur in den Stunden, die speciell für den Religionsunterricht bestimmt sind, soll er die sonst frei vorgetragenen sittlichen Grundsätze mit den kirchlichen Ueberlieferungen in einen innigen Zusammenhang bringen. Freilich gehören hierzu Lehrer, die durch ihre sittliche Bildung das Vertrauen erwecken, daß sie scharf die Moral von der Confession zu trennen wissen und in der angegebenen Weise bald die Sittenlehren frei von den religiösen Traditionen, bald in Zusammenhang mit denselben vorzutragen und zu lehren vermögen. — Auch die Errichtung von Simultanschulen, wo die thatsächlichen Verhältnisse es gestatten, würde dazu beitragen, die Trennung der Moral von der Confession während des allgemeinen Unterrichts aufrecht zu erhalten. Es dürften in Orten, in welchen mehrere religiöse Gemeinden seßhaft sind, nur Simultanschulen eingerichtet werden, auch wenn jede Religionsgemeinde die Mittel für die Herstellung einer eigenen Schule besitzt.

Der confessionell-religiöse Unterricht läßt sich in der Volksschule nicht gut umgehen; aber er ist durchaus zu beschränken auf die Stunden, die speciell für den Religionsunterricht bestimmt sind. In allen anderen Lehrstunden darf jedoch nichts an eine bestimmte Confession erinnern. Die ethischen Betrachtungen, welche sich an die einzelnen Lehrgegenstände knüpfen lassen, müssen frei von allen Beziehungen zur Confession, der die Schüler und der Lehrer zufällig angehören, sein. Denn nichts wirkt einseitiger auf die sittliche Bildung des Kindes, als der Glaube, daß Sitte und Confession in einem inneren Zusammenhange zu einander stehen. Es muß stets belehrt werden, daß die kirchlichen Traditionen nur dazu dienen, die Tugend in seinem Gemüthe zu befestigen, daß diese Tugend aber durch sich allein ihre Berechtigung habe.

Als nächste Consequenzen dieser Betrachtung ergeben sich: daß in keiner Volksschule, mögen auch alle Schüler und Lehrer Einer Confession angehören, das Lesebuch, welches dem Unterricht zu Grunde liegt, einen confessionellen Charakter haben darf, daß ferner an den Schulen, an denen mehrere Lehrer fungiren, nur der Lehrer, welcher den religiösen Unterricht leitet, der Confession, welche er bei diesem Unterricht berücksichtigt, angehören muß, bei der Anstellung der übrigen Lehrer aber dürfen keine confessionellen Rücksichten walten — und daß schließlich an den Schullehrer-Seminarien der confessionell-religiöse Unterricht einen Theil des ganzen Unterrichtsplanes, wesentlich in derselben Form, wie in der Volksschule, bildet.

Nur in Einem Punkte gestattet die Einrichtung der Seminarien einen noch weiteren Fortschritt. Es steht nichts im Wege, gesetzlich zu bestimmen, daß nur Simultan-Schullehrer-Seminarien eingerichtet werden, da es keinen preußischen District, für

den ein Seminar bestimmt ist, giebt, in dem nicht mehrere Confessionen vertreten sind. Mögen auch einer Confession nur wenige Familien angehören, die zu der durch die Simultan-Einrichtung gebotenen Erhöhung der Kosten nicht berechtigen, der allgemeine Nutzen, der dem Staate durch die Verleihung des Simultan-Charakters an möglichst viele Schulen und an die Seminarien erwächst, wiegt vollständig seine Mehrausgaben auf.

Die Frage, ob der confessionell-religiöse Unterricht vom Schulunterricht auszuschließen sei oder nicht, wurde in Preußen in Folge ganz anormaler Zustände zur Parteifrage. Der Liberalismus predigte unbedingte Confessionslosigkeit der Schulen und der Conservatismus innigen Zusammenhang der Schule mit der Kirche, nicht allein confessionell-religiösen Unterricht, sondern auch Confessionalität der Schule an sich. Seit Jahren hatte sich die falsche Ansicht in den preußischen Regierungskreisen Bahn gebrochen, daß zur wahrhaften Conservirung der bestehenden Staatszustände eine confessionell-pietistische Richtung gehöre. Wo es galt, die Confessionen und ihre Vertreter zu begünstigen, da trat die Regierung dafür auf, selbst auf die Gefahr hin, die Verfassung zu verletzen. Die der Regierung gegenüberstehende Partei fiel dadurch naturgemäß in das entgegengesetzte Extrem, die Confessionalität vom Unterricht völlig zu trennen, ohne dabei zwischen Volks- und höherem Unterricht, zwischen Principien und den thatsächlichen Verhältnissen zu unterscheiden. Seitdem aber die preußische Regierung sich geneigt zeigt, den Wünschen des liberalen Fortschrittes im Gebiete des Schulwesens Rechnung zu tragen, äußert sich auch bei der liberalen Partei eine den realen Verhältnissen angemessene Mäßigung; wenigstens ließ sich bei den im Juni d. J. stattgefundenen Conferenzen über das Volksschulwesen unter Vorsitz des Ministers Falk keine Stimme hören, welche den religiösen Unterricht in der Schule absolut verdammt.

Zu welchen traurigen Resultaten man gelangen würde, falls von der Volksschule der religiöse Unterricht ausgeschlossen und so dieses wichtige Erziehungsmittel der Willkür Fremder überlassen wird, darüber gestattet eine vor Kurzem erschienene Schrift ein, wenn auch nicht allseitiges, so doch ein klares Urtheil zu bilden. Dieselbe, betitelt: „Das Leben Jesu, für das Volk bearbeitet von Dr. Friedrich Mook"*), enthält in ihrem ersten Hefte, welches dem Verfasser dieser Artikel zu Gesicht gekommen, durchweg eine geflissentliche Verspottung der christlichen Grundlehren in einer, gelinde gesagt, schülerhaften Form. Würden die Eltern ihre Kinder, welche in der Schule in den Grundlehren ihrer Confession nicht unterrichtet werden, sie durch solche Literatur damit bekannt machen, so wären die Folgen gewiß so schädliche, wie wenn der religiöse Unterricht von bigotten Geistlichen ausgeht. So lange gesonderte religiöse Confessionen bestehen und auf das menschliche Leben einen Einfluß ausüben, so lange auch muß sich der Staat das Recht vorbehalten, in einer dem allgemeinen Besten entsprechenden Form, den Schüler in seinen religiösen Glauben einzuführen.

Was hier bemerkt worden, bezieht sich, wie schon oben angedeutet wurde, auf die Volksschule. Auf das höhere Schulwesen haben jene Bemerkungen keine Anwendung. Bei diesem ist der religiöse Unterricht überhaupt von untergeordnetem Einfluß auf die Bildung des Schülers, und deshalb verdienen in den höheren Bildungsanstalten die allgemeinen Nachtheile des religiösen Unterrichts volle Berücksichtigung. Es wurde oben zwar versucht, zu zeigen, wie wenig dieser Unterrichtsgegenstand auf das allgemeine Wesen der Schule unter einer gewissenhaften Leitung des Schulwesens einzuwirken braucht, aber in der Praxis ist unleugbar ein derartiges tolerantes Maßhalten schwer durchführbar, selbst wenn die Schulbehörden von den besten Absichten durchdrungen sind. Dazu kommt noch, daß die Schulvorstände und Lehrer hierbei eine hohe Selbständigkeit haben und einer nachträglichen Controle sich leicht entziehen können. Diese Bedenken können für die Volksschule, in welcher der religiöse Unterricht eines der Hauptbildungsmittel des menschlichen Geistes ist, keine Berücksichtigung finden, wohl aber für die höheren Schulen, in denen das Hauptgewicht der Bildung auf ganz anderen Lehrgebieten beruht und der Religionsunterricht eine mehr formale Bedeutung hat.

Weniger bestimmter Art ist die Frage über die Form der allgemeinen Reorganisation des Schulwesens. Hierbei existiren in Preußen nicht so sehr concrete Mißstände, die nur zu beseitigen sind, damit die bezüglichen Einrichtungen den Anforderungen genügen, sondern die ganze Grundlage des Schulwesens war bisher eine derartige, wie sie sich mit einer freien Entwickelung des menschlichen Geistes wenig verträgt. Die bekannten Schul-Regulative des Herrn Geheimrath Stiehl, welche dem Seminar-Präparanden- und Volksschulunterricht zur Richtschnur dienen, sind, abgesehen von den einzelnen unvernünftigen Momenten, die sie enthalten, in ihren Principien für die Ausbildung des menschlichen Geistes überhaupt, besonders aber für die Ausbildung künftiger Volksschullehrer verderblich. Durch die Vorschriften über den Volksschul-Präparanden- und Seminar-Unterricht zieht sich ein gleichmäßiges Bestreben, den geistigen Lehrstoff durch die Lehrform zu verknöchertem, greifbarem Material umzuwandeln und so in rein technischer Weise den vorgeschriebenen Lehrstoff den Schülern einzutrichtern. So gelangt der Schüler wohl zu einem äußerlichen Kennenlernen der ihm vorgetragenen Gegenstände, nicht aber zu einem geistigen Erfassen, zu einem Eigenmachen derselben. Das Gedächtniß des Schülers erhält durch die vorgeschriebene Lehrmethode Vorrath, dagegen geht sein Geist leer aus; für seine allgemein menschliche und nationale Bildung ist in der Schule nichts gethan und erst später, wenn gerade dieser Schüler mit dem Leben viel zu kämpfen hat, verarbeitet sich allmählich der im Geiste angesammelte Wissensstoff und er wird zu einem geistigen Eigenthum des herangewachsenen Menschen. Die Vielen aber, welche aus der Volksschule nicht in die große Menge hinausgestoßen werden und durch eigene Anstrengung sich aufrecht erhalten müssen, sondern in einen bestimmten ruhigen Lebenslauf eintreten, haben keine Gelegenheit, ihren Gedächtnißkram in ein wahrhaftes Wissen umzuwandeln, und sie bleiben während ihres ganzen Lebens geistig und sittlich beschränkt.

Dies ist der allgemein principielle Fehler der Regulative. Im Seminar-Unterricht gelangt jedoch derselbe zu einem klareren Ausdruck, als im Volksschul-Unterricht. Er äußert sich bei der Ausbildung der künftigen Schullehrer darin, daß ihnen derselbe Lehrstoff (nur in speciellerer Weise) angeeignet wird, wie den Schülern der Volksschule, und zugleich die Fertigkeit, diesen erlernten Stoff in der beschriebenen Manier auf ihre künftigen Schüler zu übertragen. Die Fertigkeit, aber nicht die Fähigkeit — denn zu letzterer gehört die geistige Erkenntniß, in welchen Gränzen des allgemeinen Wissens der Lehrstoff sich bewegt, welcher für die Volksschule bestimmt ist, das selbständige Erfassen des genetischen Entwickelungsganges, des vorgeschriebenen Lehrstoffes und der angränzenden Gebiete. Dies aber fehlt dem allein seminaristisch

*) Zürich, Verlags-Magazin, 1872.

herangebildeten Lehrer, da ihm in derselben geistlosen Form das Wissenswerthe eingetrichtert wird, wie er es später mit seinen Schülern in der Volksschule macht.

Geringachtung der Lehrform gegenüber dem Lehrstoff — dies ist der Grundfehler der Regulative. Es wird diese Maxime in ihnen nicht ausgesprochen; gerade umgekehrt, in ihren allgemeineren Vorschriften heben sie das geistige Erfassen des Lehrstoffes als nothwendig hervor, aber diese allgemeinen, unbestimmten Anordnungen sind nichtssagend gegenüber den positiv gehaltenen und speciellen Vorschriften über den Lehrstoff, der durchaus zu einem bestimmten Zeitraum vollständig dem Gedächtnisse des Schülers, man darf wohl sagen, einverleibt werden muß.

Es ist bisher den Regulativen hauptsächlich der Vorwurf gemacht worden, daß sie das Gebiet des Wissens ungebührlich beschränken. — Diesem Vorwurf widmet Herr Stiehl in seiner im Juni d. J. veröffentlichten Flugschrift: „Meine Stellung zu den drei preußischen Regulativen vom 1., 2. und 3. October 1854"*) eine ganz besondere Aufmerksamkeit und zeigt, wie sowohl die materiellen Mittel des Staates — die geringen Lehrerbesoldungen — als auch die Sphäre, aus der die Seminar-Zöglinge hervorgehen, es gerathen sein ließen, das Wissensgebiet für die Volksschule und ihre Lehrer möglichst zu beschränken. — Thatsächlich ist dies aber nicht der Hauptvorwurf, sondern nur ein secundärer, welcher den Regulativen zu machen ist. Bei den Fortschritten, welche in den letzten Jahrzehnden die mit dem Leben zusammenhängenden Wissenschaften gemacht, sind zweifellos die von den Regulativen gesteckten Gränzen der realistischen Bildung der Volksschullehrer zu erweitern. Aber diese Erweiterung könnte noch immer auf Grund der bestehenden Bestimmungen geschehen. Was jedoch die Regulative geradezu ungeeignet macht, als Basis für eine Umgestaltung des Volksschulwesens zu dienen, das liegt nicht in dem Umfange des Lehrstoffes, den sie bestimmen, sondern in der Form, die sie für die Anwendung dieses Lehrstoffes vorschreiben.

Nicht die Menge, sondern die Beschaffenheit des Wissens ist es, die den Menschen an Geist und Herz bildet und ihn geeignet macht, Lehrer und Vorbild der Jugend zu sein. Unsere gegenwärtige Aufgabe bei der Reorganisation des Schulwesens ist deshalb nicht, den Wissenskreis der Volksschulen und Lehrer-Seminarien auszudehnen, für den Eintritt eines Lehrer-Aspiranten in das Seminar mehr Vorkenntnisse zu fordern, als in den Regulativen bestimmt sind, bei dem das Seminar verlassenden Lehrer in Beziehung auf den Wissensstoff mehr Ansprüche zu machen, als es bisher geschehen. Vielmehr hat sich augenblicklich die Aufmerksamkeit des Staates darauf zu richten, daß die Vorbildungsschulen der künftigen Volksschullehrer eine Organisation erhalten, die dazu beiträgt, daß das in ihnen gelehrte Material in der besten Form von den Schülern erfaßt und in Anwendung gebracht werden kann.

Je mehr der Staat von der Leistungsfähigkeit der Seminarlehrer versichert ist, desto weniger bedarf er der Vorschriften für die Heranbildung der künftigen Lehrer. Diese Vorschriften dürfen nur ganz im Allgemeinen den Wissenskreis der ausgebildeten Seminar-Zöglinge bestimmen, um nach Außen hin eine gewisse Gleichförmigkeit zu erzielen, die Einzelheiten aber, welche sich in dem so bestimmten Wissenskreis befinden, in wie weit sie gelehrt und im Gedächtniß bewahrt werden sollen, ferner die Form, in welcher sie dem Zögling zur geistigen Auffassung dargeboten werden, müssen sie dem freien Ermessen der Seminarlehrer überlassen.

Was für die Volksschule gilt, gilt in gleichem Maaße für den höheren Unterricht. Auch bei diesem liegt nicht der Hauptfehler in den Gegenständen des Unterrichts, sondern in der Lehrform, in dem Ueberwiegen des Technischen über das Geistige. Daß das Studium des klassischen Alterthums im Gymnasialunterricht vorzüglich berücksichtigt wird, ist durchaus gerechtfertigt. Es giebt keinen so den jugendlichen Geist heranbildenden und veredelnden Stoff, als jenen Lehrgegenstand. Aber wie wird derselbe dem Schüler beigebracht? In einer Form, daß das Studium des klassischen Alterthums einem Schüler von lebendigem und selbstständigem Geiste verhaßt wird und er von demselben, sobald er das Gymnasium verläßt und sich nicht zu philologischen Studien entschließt, nichts mehr wissen will. Nicht um den Schüler für alles Schöne und Gute empfänglich zu machen, wird er in die alte klassische Literatur eingeweiht, sondern um seine Kenntniß der bezüglichen Sprachen zu einer möglichst hohen technischen Fertigkeit zu erheben. Durch die ganze Form der Ueberwachung des höheren Unterrichts seitens der Regierung, besonders aber durch die Prüfungen, welche nicht von den Lehrern, sondern von einem bisher mit den Schülern in gar keinem Zusammenhange stehenden Schulrath geleitet werden, wird der Lehrstoff zu einem geistesbeschwerenden, lästigen Gedächtnißkram umgewandelt. Denn da es bei Prüfungen, die nur einige Tage oder Stunden dauern, nicht möglich ist, den Stand der wahrhaften Geistesbildung des Schülers gehörig zu taxiren, so gelten bei denselben als Schätzungs-Objecte die im Gedächtniß bewahrten Kenntnisse, und Lehrer und Schüler sind von dem gleichmäßigen und alleinigen Streben beseelt, die für das glänzende Bestehen eines solchen Examens nothwendige Fertigkeit zu verschaffen, resp. sich anzueignen.

Herr v. Hanneken, auf dessen Schrift hier bereits mehrmals eingegangen worden, findet den Hauptfehler des höheren Unterrichts in Preußen in der „oft bis zur Abgötterei gesteigerten Pflege der Sprachen und Geschichte, der Politik wie Literatur des sogenannten klassischen Alterthums". An die Stelle dieses Unterrichts-Gegenstandes wünscht er gesetzt zu sehen: Deutsche Mythologie und Sprache, Geschichte und Literatur. — Dieser Wunsch ist ganz ungerechtfertigt. Wenn auch die moderne deutsche Kultur bedeutend höher steht, als die antik-klassische, so eignet sich jene doch nicht zur hauptsächlichen Grundlage der höheren Geistesbildung, weil sie noch nicht abgeschlossen, weil wir selbst und die späteren Geschlechter in ihr leben und sie fortbilden. Der jugendliche Geist bedarf aber vor Allem der gehörigen Sammlung, der ruhigen und klaren Erkenntniß, und diese bietet die abgeschlossene Kultur des klassischen Alterthums, auf welcher die moderne Kultur basirt. Erst wenn sich der menschliche Geist durch das Eindringen in jene gebildet, erst dann ist er geeignet, selbständig und selbstbewußt die Erzeugnisse der lebenden Kultur zu würdigen und in ihr mitzuwirken. Leop. Auerbach.

*) Berlin, Besser'sche Buchhandlung, 1872.

H. Hölty: Bilder und Balladen.*)

Was ist ein Dichter ohne Phantasie? Es ist ein Flachland, eine Landschaft Grau in Grau, eine Niederung ohne jeden Höhenzug, ohne Wechsel von Schatten und Licht; es ist ein Frühling

*) Bilder und Balladen von Hermann Hölty. Hannover, Carl Meyer, 1872.

ohne die Nachtigall, die ihn besingt, eine Erde ohne Sonne, ein Firmament ohne Sternenhimmel; es ist höchstens eine Fingerfertigkeit auf dem Clavier, ein Tasten-Spectakel ohne Ausdruck, eine sogenannte Clavier-Phantasie ohne Phantasie. Man sollte dergleichen für eine Unmöglichkeit halten, und doch wie Viele klimpern heute so auf dem Instrument der Sprache, und haben Zulauf zu ihren Concerten! Wie Viele der modernen Dichter beobachten Länge und Kürze der Sylben, sind correct im Verse, im Reime, sie sind sogar elegant in ihrem Spiele, pikant in der Pointe, sie werden gelesen, viel gelesen, aber uns friert, wenn wir sie lesen; der Lenz dieser Epigonen ist starrer Winter des Nordens, die Eisblume wuchert üppig am Fenster, das Rennthier scharrt im Schnee, und findet ein dürftiges Moos.

Wie ganz anders und das gerade Gegentheil ist der Dichter, den wir heute unseren Lesern empfehlen. In ihm lebt und gestaltet und triumphirt eine Phantasie, um die jeder, auch der feurigste südländische Dichter ihn beneiden könnte. Und doch beherrscht er sie, nicht sie ihn. Wo sie das Verlangen hat, excentrisch zu werden, in den Abgrund des Unendlichen sich zu stürzen, da reißt er sie auch schon zur Sonnenhöhe empor, und wo sie der Sonne zu nahe zu kommen in Gefahr ist, da zwingt er sie in die Bahn der Erde zurück, auf daß sie nicht verblendet, vermessen werde, sondern das gemeinsame Gesetz des Erhabenen und Schönen zugleich erfülle; aber welche Fülle des Lebens auch, welche Mannigfaltigkeit in dieser Bewegung!

Schon wie er mit den Mächten der Natur und des Geistes verkehrt, wie er sie uns zu Gehör, zur Anschauung bringt, beweist, welch eine Weite des Daseins und Seins dieser Dichter beherrscht, ohne je durch die Uebermacht eines Gegenstandes zurückgetrieben zu werden. Alles wird lebendig unter seiner Hand, folgt den Tönen seiner Lyra. Er durchdringt die Sinnenwelt, indem er jedes ihrer Objekte schildert, wie es lebt und liebt, wie es mitfungirt und -agirt auf der Weltbühne des Alls. Daher bei unserm Dichter die bezaubernde, uns in eine höhere Existenz rückende Personification aller Naturwesen, und doch kein pantheistisches Chaos, kein Fließen und Verschweben ineinander, sondern Jedes bleibt Jedes, ist durch seine eigene Seele lebendig, und so kommt es zu einem Seelen-Reigen, den Jeder wahrnimmt, der sich auf Natur und auf Geist wahrhaft versteht, ein Reigen seliger Monaden, die ihn selbst in ihre Tänze hinein wirbeln. Die Sprachen hier sind mannigfalt, aber wir verstehen, was das brandende Meer, der rauschende Wald, der brausende Sturm, das feste, starrende Gebirg uns sagt, was der Tag uns verkündet, die heimliche Nacht uns ausplaudert. Auch die Schauer, die Schrecken, bleiben nicht aus, doch die Wonnen, die Entzückungen überwiegen und siegen.

Ein ganz eigenthümlicher Zug dieser trefflichen „Bilder und Balladen", die unsre reiche Lyrik noch bereichern, ist der, daß sie uns von der innigsten, zartesten Empfindung aus, von der Innerlichkeit des tiefften, lyrischen Gemüths die ganze Weite der Poesie vergegenwärtigen, uns auf ihre höchsten Höhen versetzen. Es ist längst bemerkt worden, daß in jedem echten Drama auch Lyrik und Epik mitklingen. Aber auch das darf das ästhetische Urtheil sich nicht entgehen lassen, daß es Dichtungen giebt, wenn sie auch sehr selten sind, in welchen auf der lyrischen Saite auch die epische schon ertönt, die lyrische Phantasie so gewaltig wird, der Rapport mit der Außenwelt, mit den Vorgängen, Handlungen, daß wir bereits mitten im Drama der kosmischen Mächte uns nicht blos befinden, sondern uns selbst darin bewegen. Die vorliegenden Gedichte sind solcher Art, und eben deshalb so durchaus originell und voller Leben.

Das, was der ausgezeichnete Dichter so bescheiden nur „Bilder" nennt, es sind zugleich oft reizende Lieder, die kein umsichtiger Componist sich entgehen lassen wird; desgleichen seine „Balladen" sind kleine, anmuthige Epen. Und wie das alles im Stillen erwacht im „Vorfrühling", „Am Mummelsee", immer stärker ansteigt, auf den Flügeln des Sturmes sich wiegt, mit „Sonne und Meer" vertraut wird, auf Wolken dahin fährt, allen Zeiten des Jahres ihre Wunderreize ablauscht; der sonnenhellen Offenbarungen des Tages sich freut, aber auch in die Geheimnisse der Nacht sich versenkt, vernehmen wir in all' dem einen, echten, jugendfrischen, zugleich in alle Lebensalter eingeweihten Dichter. An jeder Naturerscheinung hat er seine Freude, und weiß sie auch uns zu bereiten. Er kennt keine Furcht, er scheut keine Gefahr. Der Blitz ist seine Augenlust, und der Donner ist sein Ohren-Labsal. Und wie dieser auch kracht und lange nachdröhnt, der Dichter hört auch noch „die Wunderpfeife", die irgend ein Dämon bläst, und vernimmt gleicher Zeit den geisterhaften Choral, das stärkste Forte und das leiseste Piano der „Aeolsharfe:" Die Mythologien des Südens und des Nordens weiß er für seine „Bilder und Balladen" auszubeuten, daß neue Gestalten daraus hervorspringen; der „Sommernachtstraum" und der Wintertraum, der „Schwarzwald" und das „Hochgebirge", der „Föhrenbaum", der „Schneeberg", selbst „das falbe Blatt" bringen ihm die seltensten Schätze an den Tag, die süßesten Grüße aus fernen Regionen. Er ist ein Liebling des Himmels und der Erde, ein Priester der Natur und wahrhaft christlicher Frömmigkeit; er versteht sich auf die Eigenart, selbst auf die Temperamente aller Nationen, der Geschlechter, der Individuen; sie müssen ihm Rede stehen, und ihm ausplaudern, ob Leichtsinn, ob Schwermuth sie bewegt.

Wie würde unser Herder nach diesem Dichter getrachtet haben, um seine „Stimmen der Völker" mit einigen der schönsten, tiefsinnigsten noch zu verstärken! Auch für des „Knaben Wunderhorn" sind hier vom Dichter selbst die süßesten Weisen und Melodien bereits gesetzt; man braucht sie dort nur einzuordnen. Wie es Dichter-Philosophen giebt, so ist der unsrige ein Dichter-Musiker. Aber eben weil er in diesen „Bildern und Balladen" so vielseitig ist, und uns stets zu überraschen vermag mit dem, was Alles auf seinem Poeten-Register verzeichnet ist, um in den mannigfaltigsten Tönen laut zu werden, uns in den wundersamsten Geisterverkehr hineinzuziehen, und eben weil ihn nicht blos das Kleinste, das Zarteste, sondern auch das Größte, das Erhabenste am Herzen liegt, was Andern in Liebe gespendet sein will, so genügt ihm auf die Länge selbst die so magische Laute nicht; er greift zur Harfe, zum Psalter, um Den zu preisen, dem Natur und Geschichte ihr Dasein verdanken, auf daß am Ende der Zeiten, vorübergehend schon jetzt, die ganze Sinnenwelt verklärt werde, trotz alles Nachtgrundes des Erden-Elendes und aller Schwärze der Melancholie; daher der sinnige Dichter, und ob hier auch mit Absicht oder nicht, so bedeutsam schließt mit den Gedichten: „An Gott," „Der Schwarzwald" und „Die Naturverklärung".

Ein solcher Dichter, wie der unsrige, fehlt unsrer Gegenwart ganz besonders. Es ist jetzt Mode, mit dem Jammer der Existenz groß zu thun. Man könnte das ruhig hingehen lassen, wenn die Großthuer ob solcher Prahlerei vor Allem sich selbst recht jämmerlich fänden. Aber auch mit dem Schmerz, mit der Wehklage ist es ihnen kein Ernst. Sie rühmen sich der Poesie der Verzweifelung, doch sie spielen nur mit der Verzweifelung. Sie verschreien auch ihrerseits die Erde als pessimistisch, sogar die Existenz als solche, dabei jedoch verathen sie die äußerste Daseinslust im Haschen nach Genuß, für den sie auch eifrigst ihre Leser erziehen. Früher war es doch weigstens noch der Cultus

des Genius, jetzt ist es der der fünf Sinne. Seitdem alle Seele, aller Geist in die Acht erklärt sind, braucht der Poet des Tages weder Begeisterung noch Heroismus, um das Leben mit Tapferkeit zu überwinden; er braucht nur zu „amüsiren“ und zwar auch nur für den Augenblick, länger spannt er nicht, denn allem bloß äußern Genuß folgt Ueberdruß.

Es ist jetzt in einem großen Theile unsrer Literatur und Gesellschaft guter Ton geworden, nichts mehr zu bewundern, von keinem Phänomen der Natur und der Intelligenz bis zum Staunen gepackt zu werden. Der heutige Materialismus hat dem geschickt in die Hand gearbeitet. Es versteht sich Alles von selbst. Auch der Himmel mit Sonne, Mond und Sternen, wie das Gehirn des Menschen, sie drücken nach diesen Bethörten keine Gedanken, keine Ideen mehr aus, sie irrlichteriren und phosphoresciren nur noch; worüber soll man da außer sich sein? Lau und flau, unrührbar, sehr reservirt im Ernsten und Komischen, das ist die moderne Losung. Der Autor, der Dichter gähnt, und der Leser, der Zuhörer gähnt, denn Gähnen steckt an.

Es giebt, Gott sei gedankt, in Deutschland noch zahlreiche Ausnahmen von so elender Tagesstimmung, die zuletzt eine Nation ruiniren könnte. Wir haben an den Franzosen, an einer gewissen Fanfaren-Poesie, großsprecherisch, Lärm schlagend, ein warnendes Beispiel. Nehmt euch vor den Phrasen in Acht; sie strangulіren, sie entgeisten auch den brillantesten Geist! Bis zur deutschen Nation ist jenes ausländische Großthun noch nicht vorgedrungen; unsre besten, noch lebenden Dichter sind davon noch nicht angesteckt worden, sie haben in letzter Zeit Wunderthaten auch in der Poesie vollbracht, wie unsere deutschen Helden Wunderthaten des Krieges. Seid aber dennoch auf eurer Hut! Nehmt euch in Acht, ihr Denker und exacten Forscher, vor jedem bloß encyklopädischen Wissen, vor jedem neuen „System der Natur“; erkennt, daß das Universum nicht bloß sich selber beweist, sondern Gott vor Allem in seiner unendlichen Herrlichkeit! Religion, Philosophie und Poesie haben nur einen und denselben Ursprung. Unser Dichter verkündet es mit jedem Tone, den er anschlägt.

Ueber dieses nähere Wie seiner Weltanschauung hier noch, Einiges. Eben weil er die Natur so lebendig faßt, erscheint sie uns in seinen „Bildern und Balladen“ nirgend abstrakt, nirgend entseelt, zurückgeführt durch das bloße Experiment auf Stoff und Kraft. Er bevölkert sie nicht erst auf dem Wege der Dichtung, durch verfälschende Phantasie, sie ist schon bevölkert von Wesen, die dem unsrigen von uran verwandt sind. Sie erscheint in seiner dichterischen, aber nie unwahren Darstellung nicht wie ein gespenstisches, großes Wachsfiguren-Kabinet, oder wie eine mechanisch-gelenke und doch so steife Automaten-Sammlung, sondern das Universum ist ihm eine fortwährende Ausstellung lebendiger Wunderwerke, die aber durch die Sprache von ihrem Banne befreit werden, indem die Poesie das Zauberwort hat, welches sie erlöst; ein Wunder wird durch das andere verständlich, die Sinnenwelt durch die Geisterwelt.

Welcher phantasievolle Mensch, noch dazu von der Sehnsucht nach Gott beschwingt, von dem Durste nach Wahrheit gequält, von dem Reize der Schönheit erregt, vom Erhabenen überwältigt und doch immer wieder erfaßt, fühlt sich nicht gedrungen, alles Endliche zu überwinden? Kein metaphysischer Aufschluß genügt seinem Verlangen, kein bloß physikalisches Experiment stillt seinen Durst. Selbst Raum und Zeit, ob sie auch unendlich sind, engen ihn ein. Noch dazu jeder Körper in jenem hat eine Gränze, und jedes Ereigniß in dieser hat einen Anfang und ein Ende in seinem Verlauf. Jeder Verkehr mit seines Gleichen, und wären es die auserlesensten Menschen, wird eingeschränkt durch Raum, durch Zeit, durch Verhältnisse, sogar durch die Organismen der Individuen, durch ihre anderweitige Thätigkeit, durch die Lebensdauer. Kurz, der Mensch hat die Ahnung, das Verlangen nach dem Verkehr erweiterter Persönlichkeiten, nach der Gegenseitigkeit und der Verständigung aller Weltwesen. Einer der tiefsten Denker, tüchtigsten Naturforscher, Fechner (Mises) erschließt uns eine so potenzirte Existenz in seinem herrlichen „Büchlein vom Leben nach dem Tode.“ Wer die köstlichen „Bilder und Balladen“ unseres Hölty in sich aufzunehmen versteht, wird dessen inne werden, in welchem Grade es einem Dichter von solcher Geistesfülle und Sinnigkeit verliehen ist, auf dem Fittiche der Poesie eine andere Daseinsweise uns zu vergegenwärtigen, als unsere tagtägliche, irdische, indem er, ohne das Diesseits je hintenanzusetzen, uns auch mit dem Jenseits in Verkehr bringt, so daß wir mit den Geistern für leblos gehaltener Dinge Umgang pflegen, die uns spüren lassen, welche noch unerschlossenen Keime in unserm Seelenleben vorhanden sind, welche Welten einer höheren Ordnung der Existenz in uns noch schlummern.

Und so wenig ist unser Poet der Wirklichkeit, die wir jetzt die unsrige nennen, abgewendet, so warm ist er betheiligt an Allem und Jedem, was das deutsche Vaterland betrifft, daß er in einigen seiner Gedichte, in feuriger und meisterhafter Weise auch die letzten Triumphe Deutschlands in all' ihrer Größe darstellt. — Und was er auch im Satirischen, in der Ironie, im Humoristischen mit den schärfsten Pfeilen zu treffen weiß, besagt uns sein anmuthig geselliges Gedicht „Beim Diner.“ Wir gäben gern Proben dieser lieblichen Poesieen, wenn wir nicht sogleich das Ganze jedem empfänglichen Leser wünschten. Möchte das Segen spendende Büchlein auch den nächsten Weihnachtstisch schmücken! Wahrlich, dieser unser jetziger Hölty ist der würdigste Enkel des früheren, würdig, nicht bloß einem neuen Hainbunde anzugehören, sondern berufen, ihn zu stiften.

Alexander Jung.

Oesterreich-Ungarn.

Die deutsche Wacht an der Moldau.

Die „Augsb. Allgemeine“ brachte jüngst eine Reihe von Artikeln, in denen nachgewiesen wurde, daß „in Böhmen außer der Sprache schon längst nichts mehr slavisch sei“. — Es mag diese Behauptung etwas Hyperbel sein oder zum Wenigsten recht stark wie eine subjective Meinung aussehen, aber immerhin läßt sich wenigstens Prag trotz seiner tschechischen Straßen-Aufschriften und Firmen nicht mit Moskau, Kiew, Warschau, Belgrad ꝛc. in Eine Kategorie zählen, wie mit Recht auch der Correspondent der „Augsb. Allg.“ zur Bekräftigung seiner Ansicht erwähnt. Der Charakter letztgenannter Städte ist ein unbedingt slavischer, während Prag, trotz des stockslavischen Jungtschechenthums, bei weitem mehr das Gepräge einer deutschen Stadt an sich trägt. Dafür sind eben die Deutschen in der Moldaustadt treue Hüter und rührige Pfleger ihrer Nationalität und bleiben so in ihrer patriotischen Wirksamkeit ein stetes, starkes Hinderniß für die Realisirung jungtschechischer Herzenswünsche, die „alten Eindringlinge“ in das Land Krok's zu geduldeten Miethsparteien zu degradiren. Gerade die stete Opposition, das perennirende Gegenüber beider Nationen ist es, das das Gefühl der eigenen Natio-

nalität immer lebendig erhält, und daher rührt es, wenn sich das Deutschthum in Prag, wie in keiner andern deutschen Stadt, so innig concentrirt und auch auf dem Gebiete des Wissenswerthen und Gemeinnützigen so manches Schöne und Anerkennenswerthe leistet. — In Keil's „Europa" (Leipzig) wurde diese Thatsache in einer neueren Nummer hervorgehoben und Prag und der Deutschen Bestreben daselbst, als Exempel für die Deutschen des großen Vaterlandes dargestellt — dabei aber vergessen, daß die Nothwehr der Deutschen in Böhmen in den Städten des großen Deutschlands solches nicht erheischt.

„Knowledge is power" lautete Baco's von Verulam Wahlspruch, und das erkennt der Deutsche in Böhmen. „Wissen ist Macht" — und mit dieser Macht will er sich sein Recht erkämpfen und hat es auch bis jetzt ritterlich gethan. Wenn die Slaven Böhmens auf einer verhältnißmäßig weit höheren Stufe der Kultur, als ihre Stammesgenossen im Osten und Süden stehen, so dürften sie nur — wenn Dankbarkeit ihnen keine fremde Tugend wäre — im Deutschen ihren Erzieher verehren. Nicht bloß der Contact mit dem Deutschen hat sie gebildet und kultivirt, sondern wirkliches, actives Eingreifen von Seite des Deutschen hat sie in dieser Hinsicht geleitet und gehoben, weil eben Letzterer mit ihnen zu thun, zu verkehren hatte und er in ihnen seine nächsten Nachbaren, seine Landesgenossen, seine Mitbürger sah. Welches Lehrgeld lohnte seine Arbeit? — — Wer kennt nicht die alte Geschichte von dem Bauern und der Schlange? Fabula docet — — —

Der Deutsche erfreut sich nun zum Danke der nichts weniger als gleichgiltig lassenden Situation der ununterbrochenen Defensive. Nothwehr ist am Platze! Nothwehr mit den Waffen des Geistes, die bis jetzt noch immer den Tschecho-Slaven in Schach hielten. Diese Nothwehr führt zur geistigen Defensiv-Allianz der deutschen Elemente; sie hat hier den Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen, der so rastlos thätig ist und seit seinem zehnjährigen Bestande so Außerordentliches gewirkt hat, geschaffen; diese Nothwehr hat auch den „Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse" hervorgerufen, der seine Mitglieder in allen deutschen Gegenden Böhmens, oft im kleinsten Dörfchen zählt und nicht minder Ersprießliches wie der Erstgenannte bis jetzt geleistet hat. Gründung und Unterstützung von Volksbibliotheken, Empfehlung und Verbreitung von Druckwerken zur Förderung gemeinnütziger Kenntnisse, Herausgabe solcher Schriften, öffentliche Vorträge, Bestellung von Wanderlehrern, das sind die Mittel, mit denen dieses nutzbringende Institut seine erhabene Aufgabe löst. Von den Werken, die der Verein bis jetzt publicirt und im deutschen Volke bereits verbreitet hat, seien nur hervorgehoben: der Katechismus der Staatsverfassung Oesterreichs, Carl Vogt's Vorträge über die Urgeschichte der Menschheit, das Büchlein von der Unfehlbarkeit für den Bürger und Landmann, das Büchlein von den Jesuiten; von den gemeinnützigen Vorträgen, die auch in Druck gelegt und ebenfalls verbreitet werden: Kaiser Joseph II. (von J. Wiltschko), die Stellung der Deutschen in der Geschichte Böhmens (v. L. Schlesinger), die Gegenreformation und die Jesuiten (von C. Grün), Geognosie und Landwirthschaft (von Alfr. Purgold).

Der „Deutsche Volkskalender", den dieser Verein unter der Redaction des trefflichen Jul. Lippert alljährlich herausgiebt, zählt gewiß zu dem Besten des Besten in diesem Literaturzweige; die günstige Besprechung, die er bei seinem Erscheinen immer in in- und ausländischen Blättern findet, rechtfertigen diese Behauptung. Auch heuer wurde in ihm den Deutschen ein treffliches Buch mit reichem und gediegenem Inhalte geschenkt, wofür schon Namen wie: Jul. Lippert, C. Neumann-Strela, Carl Grün, J. Födisch, Rud. Benfey 2c. als Mitarbeiter bürgen. „Einen König unter den Arbeitern des Geistes, einen von denen, welche Fürsten nicht zu adeln brauchen" — Gotthold Ephraim Lessing bringt das Titelbild. Warum gerade ihn? Giebt es nicht noch andere Mächtige des Geistes im deutschen Lande? „Das deutsche Volk hat wol glänzendere Namen", heißt es im Texte zum Titelbilde, „aber wenige, die sie tragen, sind so von echtem deutschen Schlage, so rein im Schrot und Korn, wie er, des deutschen Wesen treuer Eckart!" — Und treue Eckarts des Deutschthums in Böhmen, die Verfechter ihrer Nationalität wollen ja Böhmens Deutsche auch sein! „Lessing's Geist ist seither in Palast und Hütte gedrungen, deutsches Wesen hat den Sieg davon getragen. Deutschland ist nach Außen gesichert, nach Innen geeint, und nun geht es eben an die siegreiche Schlacht gegen die Wälschen, die sich in unser eigen Heimwesen geschlichen — Lessing's Testament wird Alle einen müssen, ehe schönere Tage für die Menschheit kommen. Und sie werden kommen! Wie es betrübend scheint, daß wir nach hundert Jahren zum Theil noch um dieselben Güter ringen, um die die Besten jener Zeit gerungen, so ist erhebend und tröstend zugleich, uns eins zu wissen im Streben mit jenen vor solcher Zeit, und heute eins zu wissen mit uns ein ganzes Volk!"

Und dies ist es, was den Deutschen hinter den böhmischen Wäldern so wacker streiten läßt: die Einheit im Streben, Leben und Kämpfen mit dem großen Muttervolke, die gemeinsamen Interessen mit ihm, das ist ihm Trost für alle Widerwärtigkeiten dieses Behauptungs-Kampfes inmitten einer fremden Nation, dieses spornt ihn an, unermüdet und mit Einsetzung seiner besten Kräfte seine Rechte als Repräsentant des großen deutschen Namens wacker zu verfechten. J. Neubauer.

Italien.

Das Leben Pisani's.*)

Ein großer, stattlicher Band, die Blätter dickstes, glänzendes Pergamentpapier, der Druck splendid in jedem Sinne, die ganze Ausstattung im höchsten Grade Pracht-Exemplar, so tritt diese Lebensbeschreibung vor uns hin, und erweckt durch ihre anspruchsvolle Erscheinung Erwartungen, die der Inhalt keineswegs erfüllt. Statt der Geschichte eines Lebens, erhält man nur bruchstückartige Bilder eines Daseins, das selbst nur ein Bruchstück geblieben (wenn es nicht ganz und gar dem Reiche der Fiction angehört), da der Held, ein italiänischer Jüngling unserer Tage, seinem Leben gewaltsam ein Ende macht, und zwar auf der Leiche einer Dame, einer verheirateten noch dazu, die er nur einmal im Theater gesehen, die er nie gesprochen hat, und für die er dennoch eine verzehrende Leidenschaft gefaßt. Außerdem freilich krankt Alberto Pisani an allgemeiner Unbefriedigung, da er, obwohl reich, jung und gesund, bis dahin nichts Rechtes mit seinem Leben und seinen Gaben anzufangen gewußt hat und seines zwar tugendhaften, aber nutzlosen Wandels überdrüssig geworden ist.

Man wird zugeben, daß wenn Werther zu diesem Bilde ge-

*) Vita di Alberto Pisani, scritta da Carlo Dossi. Milano, Luigi Perelli, 1870.

sessen, der Maler nur eine Karrikatur des Originals hervorgebracht hat.

Wenn so in den Motiven zu diesem seltsamen Buche sich deutscher Einfluß fühlbar macht, so ist dagegen in der Behandlung und Darstellungsweise ein französisches Element unverkennbar, und zwar scheint gerade die neuere französische Literatur von Einfluß gewesen zu sein. In die Erzählung, wenn man die skizzenhaften Bilder so nennen will, eingestreut — verwebt kann man unmöglich sagen — sind eine Menge kurzer Geschichtchen, oft nur Situationsbilder, die in Erfindung und Darstellung den naiven Reiz haben, der so oft die neueren französischen Erzeugnisse dieses Genres kennzeichnet, leider aber auch oft jenen raffinirten, der aus einer Vermischung des Lüsternen mit dem Grausigen, des Naiven mit dem Frivolen entsteht, mit Einem Worte in jenem Verwischen der Gränze zwischen erlaubt und unerlaubt, in welchem die Franzosen Meister sind.

Für uns Deutsche hat es ja eigentlich kaum des glücklich geführten Krieges bedurft, um uns über die Verwerflichkeit dieser ganzen Richtung aufzuklären; ja der Einfluß französischer Literatur auf deutsches Wesen scheint uns so gründlich beseitigt, daß wir im Gegentheil davor warnen möchten, das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten, nicht geflissentlich den Reiz der Anmuth zu unterschätzen, der immerhin den bessern Erzeugnissen französischer Literatur innewohnt, und der unserm Stil, unserer Darstellungs- und Erzählungsweise oft schmerzlich mangelt.

Die italiänische moderne Roman-Literatur aber scheint nach der vorliegenden und ähnlichen Erscheinungen zu schließen, sich noch über Gebühr unter französischem Einfluß zu befinden. Kanonen sind zwar nicht im Stande, Ideen todtzuschießen; dennoch darf man hoffen, daß die durch Deutschland bewirkte physische und moralische Niederlage Frankreichs auch dazu beitragen wird, den schädlichen Einfluß seiner unmoralischen Literatur auf andere Nationen zu mindern und zu entwurzeln. So wird vielleicht Italien, das uns mittelbar Venedig und Rom verdankt, auch durch uns lernen, das französische Joch in literarischer Beziehung abzuschütteln.

Wer übrigens die Ausgabe von 20 Lire nicht scheut, dem rathen wir doch, die Vita di Alberto Pisani zu kaufen; viele der kleinen Skizzen geben ein recht deutliches Bild modernen Lebens in Italien. Als Stilprobe möge hier die kürzeste derselben folgen:

Der Korb.

Es war höchst einfach. Stelle dir vor, daß ich, in eine enge Gasse biegend, auf eine ganz alte Frau stoße, die ganz klein, ganz unbeweglich unter einer hohen Last von Körben sitzt. Einer derselben war herabgefallen, und die arme Frau vermochte nicht, sich danach zu bücken, entweder, weil sie vor Alter schon zu steif war, oder weil sie fürchtete, das künstliche Gleichgewicht der andern Körbe in's Schwanken zu bringen. Inzwischen saß auf einer Thürschwelle ihr gegenüber ein Kerl, der seine Pfeife rauchte und dazwischen sie höhnisch auslachte.

Was ich that, du hättest es auch gethan; ich wiederhole es, die Sache war so höchst einfach. Dennoch fühlte ich, indem ich meinen Weg fortsetzte, im allertiefsten Winkel des Herzens eine eigenthümliche Befriedigung. Die Verwunderung der Alten, einen „Herren" so freundlich zu finden, ihre gerührten Danksagungen klangen in mir nach. In der That, hatte sie mir nicht sogar Belohnungen in jener Welt verheißen?!

Aber wir brauchen diese nicht zu verlassen: jedes gute Werk trägt dem Wohlthäter Frucht wie dem, für welchen es geschieht. Was mich betrifft, so hatte ich, aufrichtig gesagt, nichts weiter zu erwarten. Aber zu gleicher Zeit erinnerte ich mich voll Mitleids jener reichen Brummbären, die nicht wissen, wo sie eine Unze Herzensbefriedigung kaufen sollen, und ich fragte mich verwundert, wie es käme, daß nicht gerade der Egoismus sie dazu triebe, Gutes zu thun.

Und es giebt noch so viele Körbe aufzuheben auf der Erde!

England.

Volkswirthschaftliche Perspectiven in England.

Im October 1871 hielt der bekannte Volkswirth William Newmarch vor der Jahresversammlung der Social Science Association in Leeds einen interessanten und klaren Vortrag über die neuesten wirthschaftlichen Erscheinungen in England, welchen uns ein anderer Engländer, John Fretwell jun., kürzlich*) in lesbares Deutsch übersetzt hat, um dazu beizutragen, „daß die deutsch und englisch sprechenden Völker — welche nicht allein in Europa, sondern auch in Amerika und den Colonien in so enge Berührung mit einander kommen — sich gegenseitig verstehen und achten lernen".

Newmarch gehört zur Partei des „Laisser faire", der Manchesterschule, welche alle Einmischung der Staatsgewalt zurückweist, doch findet er — dieselbe Beobachtung machen wir auch in Deutschland — daß seine Partei in letzter Zeit an Boden sehr viel verloren hat.

Newmarch ist ferner Optimist in hohem Grade. Er findet die wirthschaftlichen Zustände Englands wohl verbesserungsbedürftig im Einzelnen, aber im Ganzen sehr gesund und glücklich, und schließt mit einer schönen Verherrlichung seines schon so alten und doch ewig jungen Britanniens. „Ein Land wird nicht alt durch Zeitverlust, sondern durch Abnahme an Tugend, Geist und Muth. — Und weil sich bei uns keine anderen Alterssspuren zeigen, als Weisheit, Geduld und die Hülfsmittel, welche die Erfahrung giebt, so dürfen wir mit Vertrauen einer Zukunft entgegenblicken, in welcher die von unseren Vätern hinterlassene kostbare Erbschaft an Wissen und Freiheit uns nur zu einem noch größeren mächtigeren Staate erhebt, als je zuvor."

Einen fast noch stärkeren Optimismus, was speciell die Arbeiterfrage anbetrifft, athmet eine andere, kürzlich erschienene Schrift, welche Herrn Lujo Brentano als Autor ahnen läßt.**) Dieselbe schildert die neuesten Arbeiter-Bewegungen in England nach englischen Quellen, Times-Artikeln rc., giebt das „Gewerbliche Schiedsgesetz 1872" deutsch wieder u. s. w. Hiernach sind die englischen Arbeiter im Allgemeinen politisch loyal, sogar „in hohem Grade zugänglich für conservative Anschauungen". Bei den jüngsten Kämpfen zwischen Capital und Arbeit zeigten sie einerseits eine anerkennenswerthe Mäßigung, so daß das „Gewerbliche Schiedsgesetz" fast überall eine friedliche Beilegung entstehender Conflicte hoffen läßt, andererseits „hüten sie sich sorgfältig, rein politische Fragen mit rein wirthschaftlichen zu verbinden. Und an Socialismus, wie man ihn im Auslande kennt, denken sie nicht entfernt". Eine ähnliche Auffassung herrscht in

*) Berlin, Lüderitz, 1872.

**) Zur Geschichte der englischen Arbeiter-Bewegung i. J. 1871. Leipzig. 1872.

den englischen Regierungskreisen, wie die von den Zeitungen jüngst mitgetheilte Antwort auf die Forderung Spaniens, England möge der Internationalen in London entgegentreten, beweist. Jene, bei revolutionswüthigen Bevölkerungen, Spanien, Frankreich, so regierungsbedrohliche Internationale ist für England ungefährlich.

Sollte sich nun der deutsche Arbeiterstand im Ganzen so sehr von dem englischen unterscheiden? Jedenfalls ergiebt sich für uns daraus die Lehre, daß wir uns unsererseits hüten müssen, politische Fragen ohne Noth in den socialen Kampf hineinzutragen. Wir sind selbst daran schuld, wenn die Arbeiter ihre Interessen mit dem blutrothen Republikanismus in einen Topf werfen, geradeso wie wir Protestanten und Freigeister durch unsere unkluge Polemik und Zusammenwürfelung von Ultramontanismus und Katholicismus verschuldet haben, daß so viele ursprünglich gute Patrioten in's ultramontane Lager übergegangen sind und noch übergehen.

Um auf England zurückzukommen, so finden wir den allgemeinen Optimismus Newmarch's bestätigt durch folgende Zahlen, welche wir dem praktisch sehr brauchbaren Statesmans Year-book for 1872*) entnehmen. In zehn Jahren ist in Großbritannien und Irland der Gesammtwerth der Imports und Exports gestiegen von 377 — auf 547 —, die Eisenbahn-Einnahmen von 262 — auf 350 —, die Nationalschuld gefallen von 802 auf 737 Millionen Pfd. Sterl. Bei weiterer Betrachtung der wirthschaftlichen Verhältnisse — nehmen wir England (mit Wales) für sich —, 71 pCt. der Gesammtbevölkerung. Die Zustände in Irland sind krankhaft, die in Schottland, $^{1}/_{10}$ der Gesammtbevölkerung, sind in moralischer Beziehung (Verbrechen und Schulen) günstiger, sonst nicht ganz so günstig als in England. Die Bevölkerung in England-Wales stieg 1861—71 von 20 auf 22,7 Millionen, welche in 4,26 Millionen Wohnhäusern leben, also $5\frac{1}{4}$ Einwohner pro Haus. Das Wachsthum betrug von 1851—61 nur 11,93, von 61—71 dagegen 13,15 pCt. Und zwar kommen auf

die städtische Bevölkerung	1851—61 . . .	19,39	Procent,
	61—71 . . .	18,02	
auf die ländliche Bevölkerung	1851—61 . . .	4,15	
	61—71 . . .	7,32	

welche Zahlen ein Abnehmen der Strömung nach den Städten anzudeuten scheinen.

Die Anzahl der Armen stieg ziemlich entsprechend der Volkszunahme von 9,0 auf 10,8 Hunderttausende, dagegen blieb die Zahl der Verbrechen bei allerdings großen Schwankungen ziemlich gleich, verringerte sich also im Verhältniß zur Bevölkerung.

Die Zahl der Schulen stieg sehr bedeutend, auch zeigt sich eine relative Zunahme der Volksbildung, noch immer aber bleibt in Großbritannien (ohne Irland) etwa ein Drittel, (speciell in Schottland ein Viertel) der schulpflichtigen Kinder ununterrichtet. 1870 standen in schulpflichtigem Alter 2,215,000 Kinder, während nur 1,453,000 die Schulen besuchten. Von den Leuten, die sich verheirateten, konnte jede fünfte Person nicht ihren Namen schreiben. Diese letzten Zahlen decken die schwächste Seite der englischen Institution auf, aber schon ist ein neues scharfes Volksschulgesetz (1870) erlassen, welches auch hier die Unterlassungssünden früherer Zeit gutmachen soll. Ja man will jetzt nicht allein die gesammte englische Jugend schreiben und lesen lehren, sondern gleich den rechten Weisheits-Extract, die Volkswirthschaftslehre selbst, als obligatorischen Lehrgegenstand in alle Schulen einführen. Newmarch giebt uns eine hierauf bezügliche Denkschrift, welche die Social Science Association 1870 an den Unterrichtsminister richtete. Es heißt darin: „Der Kampf zwischen Capital und Arbeit hätte gemildert — wo nicht gar verhindert werden können — wenn die Bevölkerung von Jugend auf, ehe ihr Geist durch falsche Lehren beeinflußt ward, die Grundwahrheiten der Volkswirthschaft gelernt hätte." Zugleich wird hingewiesen auf die von William Ellis begründeten Birbeck-Schulen, in welchen bereits mit großem Erfolge Volkswirthschaft gelehrt werde. Der Minister antwortete, daß die Staats- und Volkswirthschaft bereits zu den facultativen Gegenständen der amtlichen Lehrer- und Schüler-Prüfungen gehören und Mr. Brodie, einer der Königl. Schulinspectoren, habe es schon übernommen, den Unterricht in dieser Wissenschaft in einige der größten Volksschulen einzuführen.

Wir glauben nicht, daß man bei uns in Deutschland an dem Gedanken, schon den Kindern der Arbeiter socialistische Mäßigung per baculum einzubläuen, Geschmack finden wird. Man hat bei uns genug daran zu thun, ihnen Schreiben und Rechnen und einige allgemein menschliche Tugenden beizubringen. Erst wenn wirthschaftliche Fragen an den Arbeiter herantreten, ist es Zeit, ihm nach besten Kräften in öffentlichen Vorträgen &c. darauf Antwort zu geben, sonst möchte das Strikemachen gar schon in der Schule anfangen. — Ein Spötter könnte Herrn Newmarch und seinen Manchestermännern ferner sagen: Euer erster volkswirthschaftlicher Grundsatz ist die Zurückweisung aller Staatseinmischung in sociale Angelegenheiten; wie könnt Ihr vom Staat verlangen, daß er Eure Grundsätze seiner Jugend als sociale Grundwahrheiten lehre, da Ihr ja mit dieser Forderung an sich schon Euren ersten Grundsatz als falsch hinstellt? Herr Newmarch ist indeß kein Doctrinair und wie sehr er in der Theorie gegen alle Staatseinmischung polemisirt, so verschmäht er doch in Praxi keineswegs Gesetze und Maßregeln, welche Ordnung in die sich wild bekämpfenden socialen Kräfte bringen und sie so zum Wohl des Ganzen lenken sollen.

Neben der Einführung der Nationalöconomie als Unterrichtsgegenstand in die Volksschule, sieht Newmarch den Hauptfortschritt der letzten Zeit darin, daß diese Wissenschaft mit Bestimmtheit sich abwendet von der früheren abstracten, deductiven Methode „und wie jeder andere Gegenstand der geistigen Untersuchung in unserer Zeit zur Wissenschaft der Beobachtung, der Erfahrung und der Induction geworden ist". Die deductive Folgerung aus scheinbaren Prämissen sei leichter als das mühsame, trockene, geduldige Sammeln genauer Thatsachen, darum finde man auch in allen Zweigen des Wissens eine so große Neigung für abstracte Speculation und fast als nothwendige Folge ein anmaßendes dogmatisches Auftreten.

Der Vortrag Newmarch's giebt, wie gesagt, ein klares Bild von den neueren Erscheinungen auf diesem Gebiet in England, doch müssen wir uns versagen, weiter auf die Einzelnheiten einzugehen. Nur noch eine Stelle zum Schluß:

„Keinem Geschichtsschreiber der Zukunft wird die Aufgabe erspart werden, mit Hülfe der Volkswirthschaftslehre Umwälzungen in dem Zustande der Nationen und Klassen erklären zu müssen, die man bisher auf persönliche, politische und religiöse Ursachen zurückgeführt hat. Die vor 4 Jahren von der Universität Oxford veröffentlichten Untersuchungen des Herrn Rogers über „Landwirthschaftliche Preise und Arbeitslöhne in England

*) The Statesman's Year-book. Statistical and Historical Annual of the States of the Civilised World. Handbook for Politicians and Merchants, for the Year 1872. By Fred. Martin. Ninth annual Publication. Revised after official returns. London, Macmillan, 1872.

im 12. und 13. Jahrhundert"*) enthalten eine ganz neue Darstellung der socialen Geschichte Englands in der Uebergangsperiode, welche sie behandeln und zeigen bis ins Kleinste den weittragenden und mächtigen Einfluß, welchen Arbeitslöhne, Preise und Epidemien auf den Fortgang der englischen Politik und auf die Macht des Königs zur Zeit des ersten Plantagenet ausgeübt haben."

Joh. Meißner.

Rußland.

Die neue Petersburger „Russische Revue".**)

Die von Tag zu Tag für Europa steigende Wichtigkeit des russischen Zarenreichs, welche von den kurzsichtigen Anhängern veralteter politischer Doctrinen vergeblich bestritten wird, fordert von selbst die Aufmerksamkeit aller Gebildeten auf die Entwickelung seiner Zustände heraus. Rußland ist das jüngste Mitglied des „europäischen Concerts", aber nicht nur nach dem Umfang seiner Herrschaft das größte, sondern auch eines der kräftigsten und thätigsten. In aller Stille, ohne nutzlosen Lärm und prahlende Redensarten vollzieht sich im Innern des Riesenstaates eine Umwandlung, welche das russische Volk für den Contact mit den Verhältnissen des Abendlandes geschickter und geeigneter machen soll, die ungeheuren Hülfsquellen des Bodens und der Arbeitskraft seiner Massen dem Weltverkehr übergiebt, und dem besitzenden Theile der russischen Gesellschaft klareren Einblick in das Ganze der europäischen Cultur eröffnet. Nicht nur seine gewandte Diplomatie und der Nachdruck seiner Waffen, diese unzertrennlichen Factoren seines politischen Auftretens, sondern auch sein stetes Bemühen um die bessere Verwerthung seines Menschen-Kapitals und beziehungsweise um die geistige Belebung seiner Massen, wie seine unaufhaltsame Annäherung an die Brennpunkte der Civilisation des Westens, erheben Rußland auf eine viel höhere Stufe der politischen und culturhistorischen Bedeutung, als es vordem einnahm und trotz seiner äußeren Macht einnehmen konnte. Diese Thatsache verschafft den Organen für die Verbreitung der Kunde über Rußland ein mehrfach verstärktes Interesse. Rußland ist in Europa viel zu wenig bekannt und das Slaventhum, dessen Hauptvertreter es ward, ist im Westen viel zu tief unterschätzt. Die trübselige Katastrophe des unglücklichen Polens hat an dieser oberflächlichen Geringschätzung das Meiste verschuldet, aber auch eine Art Trägheit der Mittel- und Westeuropäer, sich die slavische Welt zu betrachten, ihre Natur und Eigenthümlichkeit, ihre Sprachen, Sitten und Strebungen zu erforschen und sich mit ihren Lebensmomenten auf vertrauteren Fuß zu stellen, hat dabei mitgewirkt. Es erscheint gewiß an der Zeit, daß manches hierin Versäumte nachgeholt wird, denn es könnte sonst auch wohl sich ereignen, daß man zu spät die Versäumniß bedauern würde.

Ein leider schon 1867 abgeschlossenes Unternehmen, das über ein Vierteljahrhundert im besten Ruf gestandene „Archiv für wissenschaftliche Kunde Rußlands", welches Professor Erman, ein vorzüglicher Rußland-Kenner, von 1841 ab (in 25 Bänden), besonders mit Rücksicht auf die geographisch-ethnographischen Verhältnisse, zu Berlin herausgab, ist gerade in den Jahren der bedeutsamsten Metamorphosen des Zarenreichs unersetzt geblieben, während Wolfsohn's „Russische Revue", welche seit 1862 in Leipzig herauskam und 1865 einging, allzu früh von ihrem wissenschaftlichen Programm sich entfernte und zuletzt fast ganz der Belletristik anheimfiel. Deshalb ist es doppelt erfreulich, daß sachverständige Männer in Petersburg selbst gegenwärtig zur Herausgabe einer neuen „Russischen Revue" geschritten sind. Sie führt den Nebentitel „Monatschrift für die Kunde Rußlands" und hat, indem sie unter Verantwortlichkeit von Carl Röttger, dem Besitzer der Kaiserl. Hofbuchhandlung. H. Schmitzdorff in St. Petersburg, veröffentlicht wird, zwar unleugbar einen officiösen Anstrich, aber nach Ausweis der im ersten Hefte mitgetheilten Proben ebenso unleugbar wissenschaftlichen Werth, weil sie auf der Basis eines streng wissenschaftlichen Programms beruht. Dasselbe ist ausgedehnt genug; alle Fächer des menschlichen Wissens, insofern sie zur Landeskunde des Reiches beitragen, sind ausgiebig vertreten und durch namhafte Kräfte.

Die Einleitung ist, statt mit einem Raisonnement, mit einer gedrängten Uebersicht über die „Staatliche Organisation des russischen Reiches" gemacht. Der Artikel ist, wie der Verfasser unter dem Text mittheilt, aus den Detailberichten des Wojenno-Statistiekoj Sbornik (Militair-Statistischen Magazin) entnommen, d. h. einem Sammelwerke, dessen IV. Band, Rußland behandelnd, von Offizieren des Generalstabes unter Redaction des Generalmajors Obrutschew 1871 herausgegeben ward. Zumal die Reformen in der Rechtspflege und in den Gemeindeverfassungen verdienen hier Aufmerksamkeit, die gegebenen statistischen Notizen sind gewiß werthvoll, doch verläuft sich die Darstellung gar zu oft in eine trockene Nomenclatur. Institutionen lernt man nur kennen, wenn man in deren inneres Leben und praktisches Wirken eingeführt wird, bloße Aufzählung ihrer einzelnen Functionen reicht für diesen sehr wohl begründeten Zweck allerdings nicht hin.

Einen anregenderen Eindruck gewinnt man dagegen von dem nächstfolgenden Artikel: „Das Russische Turkestan, seine Bevölkerung und seine Beziehungen", einer aus Selbstanschauung geflossenen Arbeit des ethnographischen Reisenden P. Lerch, welcher die Völker des Landes zwischen Sir und Amu, die Kirgisen, Kaisaken (nicht Kosaken) und Usbeken genau studirt und auch die Reste antiker und mittelalterlicher Kultur aufmerksam untersucht hat. Die Statistik der turkestanischen Nomaden ist mit großem Eifer zusammengestellt, obgleich die Schwierigkeit der Herbeischaffung dieses so schwankenden Materials geradezu unerhört genannt werden muß. Ein zweiter Artikel im nächsten Hefte wird die Beziehungen Russisch-Turkestans zu den Nachbarländern schildern und daran einen Bericht über die Thatsachen knüpfen, welche Rußlands bisheriges Vorschreiten in Central-Asien bedingt haben.

Der dritte Artikel aus der Feder des vor etwa zehn Jahren aus Frankfurt am Main nach Petersburg berufenen Consistorialraths H. Dalton, eines protestantischen Vermittelungs-Theologen gemäßigt positiver Richtung, bespricht vorsichtig-zurückhaltend, jedoch mit offenbarer Sympathie den im Schoße der griechisch orthodoxen Kirche entstandenen „Verein der Freunde geistlicher Aufklärung" in St. Petersburg und Moskau, welcher am 14. Februar 1872 am erstgenannten Orte zunächst in einer Anzahl von 40 Mitgliedern zusammentrat und schon am 26. März d. J. auf Grund einer befürwortenden Resolution des „heiligen dirigirenden Synod's" durch dessen Oberprocurator

*) Rogers (J. E. Thorold) Hist. of Agriculture and Prices in England. 2 vol. London, Macmillan 1866. Berlin, Asher & Cie.

**) Russische Revue, Monatsschrift für Kunde Rußlands. Herausgegeben von Carl Röttger. I. Jahrgang, 1. Heft. St. Petersburg 1872, Verlag der Kaiserl. Hofbuchhandlung H. Schmitzdorf (Carl Röttger).

die Nachricht von der kaiserlichen Genehmigung des Programms der Petersburger Section empfing. Der Erzbischof Wassiljew, welcher der russischen Kirche in Paris vorgestanden, der Oberpriester Janischew, der die russische Kapelle in Wiesbaden verwaltet und sich daselbst mit der deutschen Theologie vertraut gemacht hat, und der Professor Ossinin, ein Theilnehmer an dem Münchener Altkatholiken-Congresse von 1871, gehörten zu den hervorragenden Namen unter den Gründern des Vereins. Man sieht hieraus, mit welcher Wachsamkeit die russische Regierung die geistigen Bewegungen Mitteleuropa's verfolgt, namentlich zwar in Rücksicht auf den Kampf mit der römisch-katholischen Kirche, in welchem die Altkatholiken ihr als Bundesgenossen erscheinen. Möchte sie sich in dieser Voraussetzung nur nicht getäuscht haben! Die drei Hauptpunkte des orthodoxen Reform-Programms, wie Herr Dalton sie angiebt, sind zu kennzeichnend für die Situation, um nicht hier angeführt werden zu dürfen. Die Wirksamkeit der Petersburger Section sollte auf folgende Ziele gelenkt werden:

1. auf die Annäherung zwischen dem Clerus und der weltlichen Gesellschaft und Förderung des Gedankenaustausches über Fragen, welche die rechtgläubige Kirche treffen;

2. die Verbreitung gesunder Anschauungen von der wahrhaften Lehre, den historischen Schicksalen und den derzeitigen Desiderien der rechtgläubigen Kirche durch Schriften und Vorlesungen, wissenschaftliche sowohl als populäre;

3. mit den Vorkämpfern der rechtgläubigen Wahrheit im Auslande Beziehungen zu unterhalten, ihnen einen moralischen Halt zu bieten und zur Läuterung der Ansichten über die orthodoxe Kirche im Auslande mitzuwirken.

Die Stellung der griechisch-orthodoxen Kirche zum Auslande ist also ein vorzügliches Augenmerk des Vereins und zweifelsohne der politische Gedanke, welcher die russische Regierung bei der Begünstigung dieser Agitation beseelt. Es ist freilich ein gewagtes Experiment, der Anstoß zu einer Reformbewegung im Schooße einer sehr stationair gewordenen Kirchengemeinschaft, welche gerade die protestantischen Beschreiber des russischen Reiches als so überaus stationair geschildert haben! Herr Consistorialrath Dalton, der die Sache vom Standpunkte der evangelisch-reformirten Rechtgläubigkeit betrachtet, schenkt den Ideen des Erzbischofs Wassiljew natürlich seine warme Sympathie, kann jedoch seinerseits „den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Verein seine ganze Aufmerksamkeit der Heimat zuwende und den Blick nicht allzu sehr in die Ferne möge schweifen lassen." In der That ein pium desiderium! Wer indeß den Zusammenhang dieser Verhältnisse politisch und kulturhistorisch ansieht, wird wohl im Wesentlichen anders urtheilen, als Herr Dalton. Die griechisch-russische Kirche ist eine Autoritätskirche so gut als die römisch-katholische und in der Richtung auf den Staat noch mehr als diese. Man hat die Kirche des Zarenreiches, zuweilen selbst über Gebühr, des Cäsareopapismus bezichtigt; jedenfalls muß daher äußerst fraglich sein, inwiefern mit diesem unbeugsamen Kirchenbestande die freie Discussion der Gewissensfragen sich verträgt? Leicht ist es, dergleichen Debatten anzuregen und zu leiten, so lange man das Heft des geistlichen Schwertes fest in Händen hält, wenn aber der Widerstreit der kirchlichen Gegensätze hitziger wird, entschlüpft es eben so leicht und der Andrang der neuen Ideen, den man vom Auslande her provocirte, reißt alle Marksteine und Grenzpfähle hinweg. Wohl scheint es möglich, daß die Pläne des „Vereins der Freunde geistlicher Aufklärung" starken Erfolg haben und im ausgedehntesten Maße Boden gewinnen, dagegen ist auch nicht minder wahrscheinlich, daß die russische Kirche mit dem Kern ihrer Lehren in den Strudel hineingerissen wird, ja, daß man sie selbst über den Haufen rennt. Die „Aufklärung" war vor einem Jahrhundert in Frankreich die Mutter der Revolution, und zwar gerade deshalb, weil der Zustand des Landes stationair geworden war; Rußland aber ist der Neuling in der europäischen Cultur, und statt im Westen geistige Propaganda machen zu können, fällt es täglich mehr dem Einflusse des Abendlandes anheim.

Der vierte Artikel der Revue, von J. Matthäi verfaßt, schildert die polytechnische Ausstellung in Moskau im Jahre 1872. Ein farbenreiches Bild wird hier vor unseren Augen aufgerollt, die russische Industrie zeigt sich bereits zu einem mächtigen Aufschwunge emporgewachsen, und es ist namentlich dabei die große Zahl nationalrussischer Namen unter den Ausstellern beachtenswerth. Der Berichterstatter lobt am meisten, daß die Moskauer Ausstellung, indem sie die verschiedenen technischen Manipulationen jedes einzelnen Gewerbes zur Anschauung gebracht habe und folglich im eigentlichsten Sinn des Worts eine polytechnische Ausstellung gewesen sei, den Hauptcharakter eines Volksbildungsmittels an sich getragen habe, was nicht nur in der pädagogischen Abtheilung an dem Fröbel-Hause nebst Kindergarten (Pavillon No. 11), sondern in allen Abtheilungen, den naturgeschichtlichen wie den technologischen, hervorgetreten sei. Man braucht die Lobsprüche des Herrn Matthäi nicht als unumstößliche Sätze aufzufassen, noch sie wegen ihrer patriotischen Färbung in Zweifel zu ziehen: sicher bietet das Mitgetheilte dem Unparteiischen die Gewißheit, daß jene Moskauer Industrie-Ausstellung eine sehr merkwürdige und bedeutende gewesen ist; so auch in Demjenigen, was das Ausland beigesteuert hat. In der schon erwähnten pädagogischen Abtheilung zeichneten sich von den deutschen Bildungsanstalten aus naheliegenden Gründen besonders die würtembergischen aus. Eine specielle Aufforderung des russischen „Ministers der Volksaufklärung" hatte den würtembergischen Unterrichtsminister veranlaßt, eine Repräsentation sämmtlicher Zweige des öffentlichen Unterrichts anzuordnen, und deshalb waren auf der Ausstellung z. B. die Stuttgarter Töchterschule, das Polytechnikum und die Baugewerbeschule, die kaufmännische Bildungsschule, die Gewerbe-Fortbildungsschule, die Volksschule und die gelehrte Realschule vertreten.

Den Schluß des ersten Heftes der „Russischen Revue" bilden „kleine Mittheilungen", Literaturbericht und russische Bibliographie. Die erstgenannten sind sehr mannigfaltig, denn sie betreffen Rußlands Eisenbahnen, deren reißend schnelle Vermehrung dem Leser sich aufdrängt, indem im April 1872 bereits 43 Eisenbahnen, worunter nur zwei Staatsbahnen (von 194 Werst), zusammen mit 12,903 Werst oder 1843²/₇ geographischen Meilen Länge vorhanden waren, dann die Thätigkeit der Gesellschaft der Aerzte in Kasan, welche wegen der Wanderungen der asiatischen Krankheiten von hoher Wichtigkeit ist, ferner die Salzausbeute Rußlands, die Runkelrüben-Zuckerfabrikation daselbst und endlich die Bevölkerungsstatistik von Petersburg. Diese letztere zumal ist sehr interessant und entnehmen wir aus den beigebrachten officiellen Angaben, daß die Residenz nach der Volkszählung im December 1869 667,207 Seelen umfaßte. Davon waren 56,56 pCt. männlichen und 43,44 weiblichen Geschlechts. Zu obiger Zahl kamen noch 756 im Findelhaus befindliche Kinder, sodaß sich die Totalsumme der Bevölkerung auf 667,963 beläuft. Dem Religionsbekenntniß nach, befanden sich darunter: 557,173 Griechisch-Orthodoxe, 3138

Raskolniki, 355 armenisch-gregorianische Christen, 20,882 römische Katholiken, 76,831 Protestanten, 6654 Juden, 2071 Muhamedaner, 103 Heiden 2c.

Der Muttersprache nach, waren 566,102 Russen, 11,157 Polen, 46,498 Deutsche, 5077 Schweden, 2099 Engländer und Amerikaner, 3104 Franzosen, 444 Italiäner, 16,085 Finnen, 3735 Ehsten, 1850 Letten, 540 Lithauer u. s. f.

Dem Stande nach enthielt Petersburg 54,398 Mitglieder des Erb-Adels, 40,186 des persönlichen Adels, 336 der Kloster-Geistlichkeit, 5777 der Welt-Geistlichkeit, 4130 erbliche Ehrenbürger, 2860 persönliche Ehrenbürger, 22,333 Kaufleute, 123,267 Bürger, 17,678 Handwerker, 32,516 Soldaten im Frontdienst befindlich, 6447 Soldaten nicht in der Fronte dienend, 11,335 auf unbestimmten Urlaub entlassene, 15,333 verabschiedete Soldaten, 66,495 Mitglieder von Soldatenfamilien, 17,205 Finnländer (d. h. dem finnischen Staatswesen Angehörige, also nicht unbedingt National-Finnen), 17,771 Gewerbtreibende verschiedener Art, 207,007 Bauern, 21,335 Ausländer, 798 Personen ohne Standesangabe.

Unter den 21,335 Ausländern Petersburgs haben sich Ende 1869 allein 12,718 Angehörige des deutschen Reiches befunden, nämlich Preußen und Norddeutsche 11,019 und Süddeutsche 1699. Dagegen gab es nur 1709 Engländer, 2199 Franzosen, 1079 Oesterreicher, 551 Schweizer (eine verhältnißmäßig sehr geringe Zahl), 427 Italiäner, 1269 Schweden und Norweger, 469 Dänen, 192 Niederländer, 133 Belgier, 22 Spanier und Portugiesen, 73 Griechen, 26 Rumänen, 119 Türken und Montenegriner, 20 Perser, 6 Bucharen, 96 Nord- und Süd-Amerikaner und 227 Personen, deren politische Nationalität nicht bestimmt angegeben war.

Wir schließen unseren Bericht mit diesen interessanten Details und sprechen die Hoffnung aus, daß die „Russische Revue" für Alle, die deutsch lesen, eine wahre Fundgrube der Rußland-Kenntniß und ein streng unparteiisches Emporium internationaler Verständigung werden möge! Trautwein von Belle.

Kleine literarische Revue.

— **Alexander, Trauerspiel von Hans Herrig.***) Seit dem gewaltigen Siegeslaufe der deutschen Waffen ist die Erinnerung an die Kriegshelden des Alterthums in der deutschen Literatur wieder beliebt geworden und hat die alte Hinneigung unserer Dichter zur Behandlung antiker Stoffe, welche schon unserer neueren Classicität weit voranging, wiederum frische Nahrung empfangen. Ein uns hier vorliegendes Drama eines jugendlichen Verfassers ist der Verherrlichung des macedonischen Heldenkönigs Alexander gewidmet. Jener Welteroberer, der in der Blüthe des Lebensfrühlings mit dem Schwert in der Faust ein gigantisches Reich gründet, ist ein begeisternder Vorwurf für die in Thatendrang schwelgende Jugend, wie andrerseits das Pathos, welches die Gestalt eines Alexanders beseelt und beherrscht hat, dem Pathos des eigenen Zeitalters aus Wahlverwandtschaft entspricht. Herr Hans Herrig steht, wie es scheint, mit seinem ganzen Gefühl in der durch seinen Stoff bezeichneten Richtung und hat einen achtbaren Fleiß und ein unleugbares dichterisches Talent auf die Verarbeitung seines ihn anheimelnden Themas verwendet. Auch hat er den tragischen Kern der Entwickelung richtig getroffen und an der Maßlosigkeit des Siegers und der überschäumenden Riesenkraft, die zuletzt in übermüthige Schwäche versinkt, scharf und klar ausgeprägt. Die Dichtung ist Richard Wagner zugeeignet; aber stände dies auch nicht auf der dritten Seite des Büchleins, die Schule, der dieses Drama entsproß, ist unverkennbar. Der Funke, der bei dem Verfasser gezündet hat, stammt aus der Werkstatt, in welcher der Ring der Nibelungen geschmiedet ward. Daher die Vorliebe für das titanische Einherschreiten des Helden und für einen Charakter, dessen Leidenschaft ungeheuerer Dimensionen bedarf. Der Alexanderzug des Prinzen Georg von Preußen trat uns bei der Lesung dieses neuesten Alexander-Gedichtes wie von selbst vor die Seele. Aber der erlauchte Dichter hat das ethisch-humane und das kulturhistorische Moment der Tragik des Macedoniers mehr in den Vordergrund gestellt. Die Scene des Symposion, in welcher Klitus von seinem Könige erstochen wird, hat auch Hans Herrig mit warmem Eifer behandelt und ihr eine nicht zu verkennende dramatische Wirkung verliehen, doch ist der Widerstreit des Helenenthums und des Asiatismus, dem der Macedonier, ein Halbgrieche nur, zu huldigen begann und der in dieser Scene dramatisch gipfelt, von G. Conrad heller beleuchtet und aus reicheren Gesichtspunkten veranschaulicht worden. Indessen, wie dem auch sei, das Drama des Herrn Hans Herrig ist eine wackere Arbeit und wir sind fern davon, an dieselbe den anspruchsvollsten und darum einen ungerechten Maßstab zu legen.

T. v. B.

— **Im Labyrinth der Seele.***) Ein geheimnißvoller, beängstigender Titel, und geheimnißvoll und düster sind auch die beiden Novellen, welche uns unter diesem gemeinsamen Titel vorliegen. Sowohl „der Fund im Biscayischen Meerbusen", wie „die Thalmühle" enthüllen dunkle Falten der menschlichen Seele, aber sie thun es mit kundiger Hand, in ansprechendem Gewande und mit Beobachtung des Maaßes. Außerdem zeichnen sich die gewählten Stoffe durch eine Originalität der Erfindung aus, zu der wir den Verfasser nur beglückwünschen können.

— **Sphinx.****) Unter diesem Namen liegt uns eine Sammlung von Räthseln, Charaden, Logogryphen, Palindromen und Akrostichen vor, welche sich sehr weit über das Niveau dessen erheben, was uns gewöhnlich in diesem Bereiche geboten wird und die wir nach Form und Inhalt mit gutem Gewissen eine künstlerische Leistung nennen können. Der Verfasser hat den glücklichen und unseres Wissens neuen Gedanken gehabt, nicht nur die Räthsel in wohlgeformte und wohlklingende Verse zu bringen, sondern ein Gleiches auch mit den Auflösungen zu thun, so daß auch dieser Theil der Sammlung ein höheres Interesse gewährt, als den Rathenden über seinen höheren oder geringeren Scharfsinn zu belehren. Bemerkenswerth ist auch der Prolog, durch welchen wir erfahren, daß diese Räthsel entstanden sind auf dem Schmerzenslager, daß der, welcher sie aufgab, während dieser Zeit an den Wunden blutete, welche er empfangen, indem er das Räthsel der deutschen Einheit lösen half. J. H.

*) Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt (Sigismund Wolff). 116 Seiten, 8. 8.

*) Zwei Novellen von Adolf Palm. Leipzig, Ernst Julius Günther.

**) Von Philipp Tagfrey, Leipzig, Wilhelm Baensch, 1872.

Literarischer Sprechsaal.

Allen denen, welche sich hinter das Axiom „das Haus die eigentlichste Sphäre des Weibes" verschanzen, um der Frau die Bethätigung im weitern Kreise zu verkümmern, tritt die englische Zeitschrift „Revolution" in sehr energischer Weise entgegen. „Gut", heißt es dort, „wir wollen die Wahrheit dieses Satzes einstweilen einräumen; das Weib ist allerdings mit all den Eigenschaften ausgerüstet, welche ihre Wirksamkeit innerhalb des Kreises, der ihr Liebstes — ihren Gatten, ihre Kinder, ihre Eltern oder Geschwister — umschließt, zu einer segensreichen machen können; dort wurzeln alle Fasern ihres Herzens, all ihr Ehrgeiz concentrirt sich in dem Bestreben, dieses ihr von der Natur zugewiesene Königreich zu einem Paradiese zu machen. Aber, wenn Ihr der Frau diese Thätigkeiten so gern, so uneingeschränkt zuerkennt, wie oft laßt Ihr ihr denn die Freiheit, dieselben auszuüben? Wie viele Frauen sind denn Herrscherinnen im Hause, dieser ihrer „eigentlichen Sphäre"? Der Gatte bestimmt vorerst den Ort derselben; die Frau muß natürlich da wohnen, wo er wohnen will oder muß und findet sich in diesen Umstand ohne Widerrede. Er richtet dann gewöhnlich das Hauswesen nach seinem Gutdünken ein, und die Gattin fügt sich nur zu gern seiner überlegenen Einsicht und Weltkenntniß. Wollt ihr nun einwenden, dies Alles sei sein gutes Recht, da seine Arbeit ja die Mittel zur Bestreitung des Haushaltes erwirbt, so entgegnen wir euch: daß es so ist, beweist eben nur die Trüglichkeit eueres Satzes. Der Mann bestreitet der Frau das Eine, die Bethätigung nach Außen, und gewährt ihr nicht das Andere, dessen Besitz sie doch für jene Beschränkung entschädigen soll, die Herrschaft im Innern. Das Recht auf diese häusliche Hohepriesterschaft aber, mit deren Theorie ihr so gern großmüthig um euch werft, erkennen wir der Frau nicht einmal zu: die Herrschaft des Hauses, sie sei getheilt zwischen Beiden, so gut wie jede sociale Berechtigung zwischen Mann und Weib getheilt sein soll."

Ein Verein in Leeds hat die Errichtung einer Universität für Frauen in Angriff genommen. Die Fonds zur Herstellung der nöthigen Gebäude hofft man durch Subscription zu beschaffen; als zu wählende Localität wird Cambridge oder die nächste Umgegend dieser Stadt bezeichnet. Der Spectator, eine Zeitschrift, die der viel geschmähten „Frauenfrage" eine rationelle und billige Behandlung angedeihen läßt, knüpft an die Nachricht von dem obigen Vorgang einige Bemerkungen über die Nothwendigkeit solcher hohen Bildungs-Anstalt, durch welche dem weiblichen Geschlechte die Vortheile geboten werden, in deren Genuß sich die männliche Jugend seit einigen Jahrhunderten befindet, und läßt es sich besonders angelegen sein, die von Einigen gehegte Besorgniß, als werde durch eine Klasse durchgebildeter Frauen ein gefährlich revolutionärer socialer Einfluß geschaffen werden, zu zerstreuen. Er weist auf den Umstand hin, daß die geistig am höchsten verfeinerten Stände sich meist allzu vorsichtig und der conservativsten Richtung allzu geneigt bezeigen, und führt an, wie die Universitäten, selbst London, die jüngste, „radicalste" dieser Anstalten in England, niemals revolutionäre Agitatoren zu ihren politischen Vertretern wählen. Hauptzweck der für den Nießbrauch des weiblichen Geschlechts zu schaffenden alma mater soll übrigens sein, nicht etwa die dort gebildeten Frauen mit männlichen Doctoren, Advocaten und Geistlichen competiren zu lassen, sondern sie zu befähigen, die gründliche Bildung der weiblichen Jugend zu unternehmen; Spectator ist der Ansicht — ob mit Recht oder nicht, wollen wir dahin gestellt sein lassen, daß die höchste Ausbildung des weiblichen Intellects nur den Frauen mit Erfolg in die Hände gelegt werden könne.

Der spanische Dichter Don Juan Eugenio Hartzenbusch, der in Spanien geborene Sohn eines Deutschen aus Köln, hat in Verbindung mit einem anderen poetischen Sohne des katholischen Rheinlandes, Johann Fastenrath, dem Dichter der in sechs Auflagen publicirten deutschen Kriegs- und Siegeslieder von 1870, unter dem Titel „Pasionarias de un Aleman-Español" (Passionsblumen eines Deutschspaniers), eine Reihe von Aufsätzen Fastenraths über das „Passionsspiel in Oberammergau" herausgegeben.*) Eine andere deutschspanische Kundgebung des Letzteren wird demnächst unter dem Titel „La Walhalla y las glorias de Alemania" erscheinen.

Das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" bringt folgende Notiz: „Die Presse Deutschlands hat vielfach zu interessanten Vergleichungen mit dem Zeitungswesen in England, Frankreich und Nordamerika Veranlassung gegeben. Nicht minder interessant dürfte eine Vergleichung der sechs größten illustrirten Zeitschriften Deutschlands untereinander sein. Den ersten Rang nimmt die „Gartenlaube" ein mit 310,000 Abonnenten bei zwanzigjährigem Bestehen, den zweiten die in elf Sprachen erscheinende „Modenwelt" mit 165,000 in Deutschland gedruckten Exemplaren bei nur achtjährigem Bestehen. Der dritte und der vierte Platz gebühren „Ueber Land und Meer" mit 150,000 Abonnenten bei vierzehnjährigem und dem „Bazar", der wie die „Modenwelt" gleichfalls in vielen Sprachen erscheint, mit 140,000 Abonnenten bei achtjährigem Bestehen. Sodann folgen das „Daheim", welches soeben seinen achten Jahrgang beendet, mit 80,000 Abonnenten, und die seit 29 Jahren bestehende Leipziger „Illustrirte Zeitung", die, wenn auch weniger Abonnenten als die vorgenannten Blätter zählend, dennoch nach Inhalt und Ausstattung einen hervorragenden Platz in der deutschen Journalistik behauptet. Setzen wir die Dauer des Erscheinens zu der Höhe der Auflagen in Beziehung, so ergiebt sich für jedes Jahr ein Zuwachs an Abonnenten: 1) auf die „Modenwelt" 23,571; auf die „Gartenlaube" 15,500; 3) auf „Ueber Land und Meer" 10,714; 4) auf das „Daheim" 10,000; 5) auf den „Bazar" 7,777. Im Ganzen hat die deutsche Journalistik, was die illustrirten Blätter betrifft, sich jedenfalls weit über die ähnlichen Unternehmungen des Auslandes erhoben. In Deutschland selbst aber nimmt die Modenwelt, welche an Abonnentenzahl den zweiten Rang erwarb, an Abonnenten-Zuwachs jetzt unter allen Zeitschriften den ersten ein." Letztere ist wohl hauptsächlich ihrem sehr billigen Preise (12½ Sgr. und mit sehr saubern colorirten Modekupfer-Tafeln 25 Sgr. vierteljährlich) zuzuschreiben.

*) Madrid, Rivadeneyra, 1872.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Marienkirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 3 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 41

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 9. November 1872. [Nº. 45.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Geschichte der deutschen Einheits-Bestrebungen.*)

Der Verfasser dieses Werkes, K. Klüpfel, ist schon früher an die complicirte Aufgabe gegangen, die Einheits-Bestrebungen der Deutschen geschichtlich darzustellen. Im Jahre 1853 veröffentlichte er die Schrift „Die deutschen Einheits-Bestrebungen in ihrem geschichtlichen Zusammenhange." Das Buch erschien zu sehr unglücklicher Zeit, und obwohl der Verfasser niemals die Hoffnung aufgegeben hatte, die politische Einigung Deutschlands durch Preußens durchgreifende Kraft zu Stande kommen zu sehen, so ist es doch begreiflich, daß er jetzt, nachdem diese Hoffnung in unerwartet glänzender Weise erfüllt ist, das Bedürfniß fühlen mußte, der damaligen, aus engen Verhältnissen hervorgegangenen, mit geschnürter Brust geschriebenen Schrift, ein Werk folgen zu lassen, in welchem der freie Athem auf dem glücklich erklommenen hohen Standpunkte der deutschen Einheit zu spüren ist.

Erstaunliche Leistung, der fünfzigjährigen Vierschachpartie zwischen Oesterreich und den Mittelstaaten, Preußen und dem deutschen Volke in allen ihren verworrenen Zügen, in ihren offenen oder versteckten Operationen, Angriffen und Vertheidigungen, in ihren Erfolgen und Mißerfolgen eine lichtvolle Darstellung zu geben. Erstaunliche Geduldsarbeit, die unzähligen Vorschläge, welche insbesondere seit dem März 1848 wie Luftblasen in der Wasserquelle an die Oberfläche kamen und wieder verschwanden, in ihrer Ursache und ihrer Vergeblichkeit darzulegen. Qualvolles Beginnen, den Nachweis zu liefern, daß es der Kraft einer ganzen Nation, weil sie durch Mangel an gutem Willen auf der einen, durch Mangel an politischer Einsicht auf der anderen Seite nicht vorwärts, sondern wie in brodelndem Kessel im Kreise herumgetrieben wurde, nicht gelingen sollte, ihr so naturgemäßes Ziel zu erreichen, und daß der eiserne Zwang, angewandt von der unbeugsamen Energie eines einzigen Mannes, nothwendig war, um die Nation, trotz ihres Widerspruches, auf die ihr gebührende Höhe zu führen.

Ist es ein wahrscheinlich nur Wenigen erspart gebliebenes Gefühl, bekennen zu müssen, daß man diesen Mann in seiner vorbereitenden Thätigkeit nicht verstanden, in politischer Kurzsichtigkeit und Partei-Verblendung seine Pläne, trotz aller Andeutungen, nicht geahnt hat, so darf es andererseits der Nation zur Genugthuung gereichen, daß er sein Werk doch immerhin auf Gedanken gestützt hat, welche schon vor seinem eigentlichen Wirken in der Nation geboren waren.

Als Bismarck die Maingränze schuf, ging ein Schrei der Entrüstung über die Zerreißung Deutschlands durch die Nation. Es war dies ein kräftiger, hochwillkommener Beweis von dem gehobenen Nationalgefühl der Deutschen. Aber von großer politischer Sehkraft zeugte diese Aufwallung nicht. Hätte man auch nur ein Wenig rückwärts in die Geschichte geblickt, so würde man jene That, die nothwendige Flagge zur Einigung Deutschlands, richtiger haben würdigen können. Denn kein Geringerer als der Freiherr vom Stein war es, welcher zur Bismarckschen Realität die Vorzeichnung gemacht hatte. Seine Denkschrift über die künftige Verfassung Deutschlands vom Jahre 1812 enthält den hellseherischen Gedanken, daß, wenn eine Monarchie als das beste Mittel zur Sicherung der Unabhängigkeit Deutschlands bezeichnet werden müsse, eine solche vollständige Einheit doch wegen des Dualismus von Oesterreich und Preußen unmöglich sei, und daß man sich daher vorläufig mit einem Uebergangszustand, mit einer Theilung Deutschlands nach der Mainlinie, zu begnügen haben werde. Die Vorschläge des Freiherrn modificirten sich freilich später, aber praktischer wurden sie nicht! Das größte Hinderniß für die Neugestaltung eines mächtigen Deutschland, den Dualismus der beiden Großmächte, hatte er richtig erkannt, ohne jedoch sich dazu erheben zu können, der Nothwendigkeit von dem Ausschluß Oesterreichs Ausdruck zu geben.

Der Ruhm, dies mit der denkbar größten Bestimmtheit, mit tiefdurchdachter Begründung gethan zu haben, gebührt dem Würtemberger Pfizer. Nachdem Pfizer zuerst in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen" 1831 den Rechtstitel Preußens auf die Hegemonie in Deutschland nachgewiesen, legte er 1842—1845 über die Gestaltung des Reiches auf dieser Grundlage einen Plan vor, welcher, wäre er im Jahre 1866 oder 1871 publicirt worden, als das genaue Programm Bismarcks hätte gelten können. Alles, was in den letzten sechs Jahren zum Aufbau des Reiches geschaffen worden, ist in den Pfizer'schen Schriften vorgedacht: Der Zurücktritt Oesterreichs, die deutsche Centralgewalt in Preußens Händen, die Berufung eines deutschen Parlaments nach Berlin, neben diesem die Wirksamkeit einer Vertretung der deutschen Fürsten, d. h. des Bundesraths u. s. w. Man weiß, durch wie viele stürmische Verhandlungen, Vorschläge, Ereignisse und Wirrungen Pfizers Gedanke verdunkelt worden ist. Desto größer ist unsere Pflicht, auf ihn zurückzuweisen, der nach alledem schließlich so glänzend in die Wirklichkeit getreten ist.

Die Forderung, ein Organ für die wirthschaftlichen Interessen des Zollvereins, eine Vertretung der Consumenten, ein Zollparlament zu schaffen, wurde, so viel ersichtlich, zuerst wiederum von einem Würtemberger, Ludwig Frauer, Gymnasial-Professor, formulirt. Er war es, welcher schon 1858 in der Braunschweiger Reichszeitung das Bedürfniß einer Volksvertretung neben den Zollconferenzen nachwies und die Erweiterung derselben zu politischer Competenz empfahl. Im Jahre 1861 fand sich die-

*) Geschichte der deutschen Einheits-Bestrebungen bis zu ihrer Erfüllung 1848—1871. Von K. Klüpfel. Erster Band 1848—1865. Berlin. Julius Springer. 1872.

selbe Forderung in einer Denkschrift ausgesprochen, welche der Hamburger Verein für Freihandel damals hatte ausarbeiten lassen. Ganz präcise richtete der Verein seinen Vorschlag darauf, die Zollvereins-Vertretung aus einer alle Volksklassen repräsentirenden, also unmittelbar gewählten Versammlung bestehen zu lassen. Zu derselben Zeit aber hatte auch Bismarck schon sein sich in ähnlicher Richtung bewegendes Programm vertraulich an Freunde mitgetheilt. Der überaus lehrreiche Brief vom 18. September 1861 (durch Hesekiel in dem „Buch vom Grafen Bismarck" veröffentlicht) enthält die bezeichnende Stelle: „Ich sehe außerdem nicht ein, warum wir vor der Idee einer Volksvertretung, sei es am Bunde, sei es in einem Zoll- oder Vereins-Parlament, so zimperlich zurückschrecken. Eine Institution, die in jedem deutschen Staate legitime Geltung hat, die wir Conservative selbst in Preußen nicht entbehren möchten, können wir doch nicht als revolutionär bekämpfen!"

Es wird dem großen Staatsmanne gewiß nicht zu nahe getreten durch den Nachweis, daß er nicht mit allen von ihm dienstbar gemachten Ideen die Priorität gehabt. Seine Größe besteht eben darin, die Mittel, wo er sie immer findet, ob in sich oder in der Geschichte, für die gegebene Lage zu verwerthen. Sein ist die That! Das Wie dieser Thaten hat in Klüpfel einen warmen und erwärmenden Darsteller gefunden. Vielleicht ist noch nirgends so durchsichtig, so überzeugend nachgewiesen worden, wie Bismarck nicht nur thatsächliche Verhältnisse, sondern auch psychologische, ja völkerpsychologische Argumente zu festen Faktoren seiner Berechnungen werden läßt. Die Schiebung der dänischen Wirren bis zur Zerhauung des österreichisch-deutschen Knotens — der erste Band von Klüpfels Geschichte endet mit dem Jahre 1865 — ist ein eminenter Beweis dafür. Daß mit dieser Vertiefung in das Schaffen des Staatsmannes, Klüpfel ein fast unbedingter Verehrer desselben geworden, kann nicht Wunder nehmen. Wenn ihm schon die Erscheinung Bismarcks als eine Erlösung von der Misère, von dem Dinten-Sumpfe der deutschen Frage willkommen sein mußte, so konnte ihm die Art, wie der Eiserne seine Sache hinausführte, nur die Erfüllung seiner eigenen glaubensvollen Weissagung bedeuten. So hatte er, der Süddeutsche, den beneidenswerthen Vorzug, einer Beschämung zu entgehen, welche Millionen seiner deutschen Mitbürger nicht erspart werden konnte: der Beschämung, sich in der Politik der letzten zehn Jahre gründlich getäuscht zu haben. Für diese, glauben wir, ist Klüpfels Geschichte besonders geschrieben!

Titanen und Pygmäen.*)

Unter dem drastischen Titel „Titanen und Pygmäen" hat der Jurist und Philosoph Dr. Leonhard Freund in München, irren wir nicht, ein Schlesier von Abstammung, eine Reihe kritisch-literarischer Studien über Gegenstände des Staatslebens und der Gesellschafts-Wissenschaft veröffentlicht, welche die brennenden Fragen der Gegenwart mit scharfer, oft schonungsloser Sonde anzufassen bestrebt sind. Der Verfasser ist ein Mann der fachmäßigen Gelehrsamkeit, er hat die Societäts-Philosophie des berühmten süddeutschen Mystikers Franz v. Baader, der in neuester Zeit nicht blos an dem Würzburger Facultäts-Professor Franz Hoffmann, sondern auch an dem Königsberger Schriftsteller Alexander Jung, einen eifrigen Apologeten gefunden hat, zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen erkoren und ohne für Baader unbedingt Partei zu ergreifen, macht er doch aus der Burg der Baader'schen Societäts-Philosophie heraus, keineswegs glimpfliche Ausfälle auf die publicistischen Koryphäen des Tages. Es geht etwas wild und kraus in diesen Scharmützeln her, zu welchen der Autor an einer massenhaften Literatur sich ein buntscheckiges Kriegsmaterial herbeigeschafft hat. Wir begegnen hier einem Manne von durchaus unabhängiger und allem Anschein nach von gemäßigt republikanischer Gesinnung, aber zugleich einem Denker, der durch seine enge Verschwisterung mit einer bestimmten System-Philosophie, überhaupt durch die ganze transscendentale Richtung seines Denkens vielen seiner am besten angelegten Erörterungen die Spitze abbricht und in Lob und Tadel häufig das Maaß gerechter Würdigung überschreitet. So hoch der Unbefangene Baader's metaphysische Verdienste anschlagen mag, dieser Philosoph ist doch immerhin angesichts der heutigen Staats- und Gesellschafts-Praxis kein leibhaftiger Kanon, dem am wenigsten die protestantische Wissenschaft des Nordens, an die Herr Freund sich besonders zu wenden scheint, große Geneigtheit besitzt anzuerkennen. Indem der Autor seine Bemerkungen in das Kleid Baader'scher Formeln hüllt, giebt er vor Allem die Actualität seiner Kritiken preis, er verflüchtigt in dem Element metaphysischer Abstractionen die praktische Wucht seiner Angriffe und macht viele derselben dem Nichtkenner Baader's geradezu unverständlich. Die Baader'sche Philosophie ist eben selbst auf den höchsten Staffeln der deutschen Bildung zu wenig bekannt, als daß sie für die Betrachtung der Zeitfragen ein gemeingiltiges, geschweige denn ein leicht faßliches Kriterium böte. Man darf seitenlange Erklärungen des Herrn Freund getrost unterschreiben, auch in das Lob über einige seiner Titanen rückhaltlos einstimmen, allein weder durch dieses Lob noch durch die entsprechenden Seitenhiebe wird man sich erquicklich berührt fühlen. Im Namen des self government der engeren Lebenskreise die eigenthümlichen Interessen der „Gesellschaft" dem Walten bureaukratischer Staatsallmacht entziehen, ist sicher eine Tendenz, der lediglich die stillen Anhänger des Polizeistaates und des Absolutismus der Metternich-Epoche ihre Anerkennung versagen. Hierin drückt Herr Freund die innerste Seelenstimmung aller wahrhaft Freigesinnten aus. Die Gesellschaft mit ihren natürlichen und ihren genossenschaftlichen Gruppen ist heute nicht mehr ein selbstloses Werkzeug der Staats-Omnipotenz. Sie ist, seit das Princip der Association einen sonst nie geahnten Umfang des Wirkens erreicht hat, sogar viel mächtiger als der von ihr Anleihen erhebende Staat. Das darf auch der Gegner des Socialismus behaupten. Folgt aber daraus mit Nothwendigkeit, einen einzelnen System-Philosophen, wie Franz v. Baader social-politischen Irrthümern als Muster oder Folie entgegenzustellen? Würde eine unmittelbare Kritik des heutigen Standes der socialen Frage nicht ungleich ergiebiger gewesen sein?

Eine Schlußbemerkung, die einen Hauptpunkt des Buches trifft, sei noch gestattet. Es ist für die jeweilige Situation unserer socialen Forschung überaus charakteristisch, daß der Autor vorliegender Streifzüge von der Idee eines substantiell feindlichen Gegensatzes zwischen Staat und Gesellschaft ebenso stark beherrscht wird, als Diejenigen, welche er mit äußerster Entschiedenheit bekämpft. Er steht mit den bureaukratischen Absolutisten unter dem Zauber derselben Wahnvorstellung. Dies heißt aber, dem Gegner durch eine Hinterthür die eigene Burg

*) Titanen und Pygmäen. Wanderungen auf wissenschaftlichen, politischen und socialen Gebieten von Leonhard Freund, beider Rechte und der Philosophie Doctor. Berlin, 1871. Verlag von F. Henschel. (VII und 292 Seiten gr. 8.)

öffnen! Wäre die Gesellschaft als solche der Inbegriff von allem Privategoismus, die wahre Pandorabüchse der Selbstsucht, und jedweder Staatsordnung ein Pfahl im Fleisch, dann hätten ja die Anbeter der Staatsallmacht vollkommen Recht und der Polizeistaat wäre das politische Ideal der Menschheit! Glücklicherweise ist es nicht so. Die realistische Staatslehre unterscheidet am Staate einfach drei Elemente: Staatsgebiet, Staatsgesellschaft und Staatsgewalt, sie erweist also von vornherein, daß von Staatswegen die Gesellschaft todtschlagen, nichts Anderes ist, als die Arme absäbeln, welche den Staat ernähren!

Trauttwein von Belle.

Zur deutschen Münzreform, nach Roscher.

Das zweite Heft der „Deutschen Zeit- und Streit-Fragen", (herausgegeben von Fr. v. Holtzendorf und W. Oncken) enthält eine Abhandlung von Wilhelm Roscher: „Betrachtungen über die Währungsfrage der deutschen Münzreform". Von der mit dem Gesetz vom 7. December 1871 in Deutschland eingeleiteten Münzreform ausgehend, untersucht Roscher die Frage, welche Währung — Goldwährung, Silberwährung, gemischte Gold- und Silberwährung — im Allgemeinen und besonders für Deutschland die beste sei, und gelangt zu dem Resultate, daß die Reichsregierung die Durchführung der reinen Goldwährung zur Aufgabe habe. Schließlich bespricht er den Weg, den die Regierung ohne hohe Verletzung der einzelnen Interessen zu dieser Umgestaltung einzuschlagen habe. — Zunächst seien die Kosten zu erwägen, die mit dem Uebergang der Silberwährung zur Goldwährung in einem Lande verknüpft sind. Unter regulären Verhältnissen müßte der größte Theil des Silbers exportirt und Gold dafür importirt werden. Je größer das Land, und je größer sein Bedarf an Münze, desto höher steigert sich dann der Preis des Goldes auf dem Weltmarkte. Als England in den Jahren 1820—22 zur Wiederherstellung seiner Baarcirculation eine außerordentliche Nachfrage von etwa 15 Millionen Pf. St. in Gold veranlaßte, wurde hierdurch vorübergehend der Preis des Goldes auf dem Weltmarkte um 4,4 Proc. gesteigert. Wenn Deutschland seinen Münzbedarf von 350 Millionen Thlr. Silber in Gold umsetzen wollte, so würde dies, nach den gemäßigtsten Berechnungen, einen Gesammtaufwand von 15—30 Millionen Thlr. erfordern. Nur in Folge der kolossalen Kriegsentschädigungs-Summe, welche Frankreich zum großen Theil in Gold an Deutschland zu zahlen hat, sind die Kosten bei dem bezeichneten Uebergang der deutschen Währung keine bedeutenden. Halten die Franzosen, trotz ihrer jetzigen Finanzbeschwerden, ihr bisheriges System der Mischwährung, unverdrängt durch Papierwährung, bei, so könnte der ganze Vorgang für uns nahezu kostenlos in der Weise durchgeführt werden, daß beinah alles französische Gold nach Deutschland und beinah alles deutsche Silber nach Frankreich abflösse, d. h. also Frankreich in dieselbe factische Silberwährung, wie vor 1850, zurückfiele.

Eine zweite hohe Schwierigkeit bei der Umgestaltung der Währung bestehe in der Alteration der Schuldverhältnisse. In der Natur eines jeden Währungs-Wechsels liegt es, daß eine allgemeine Beschädigung der Schuldner viel minder wahrscheinlich ist, als eine allgemeine Beschädigung der Gläubiger. Schon das Uebertragen der Währungs-Qualität von dem einen Edelmetall auf das andere muß den Preis jenes herabdrücken, dieses in die Höhe treiben. Auch besteht der für den Staat bequemste und wohlfeilste Weg, die Umwandlung zu bewerkstelligen, darin, daß man das neue Metall gegenüber dem alten zu hoch tarifirt. Goldschmidt hält deshalb in seinem Handb. für Handelsrecht (I. 2, S. 1175) dafür, daß bei Schuldverhältnissen die Umrechnung des Silbers zu Gold nach dem Cours zur Zeit der Schuldentstehung oder wenn derselbe innerhalb einer kurzen Zeit ein sehr schwankender war, nach dem mittleren Cours eines bestimmten Zeitraums zu geschehen habe. Dieser Ansicht stimmt Roscher bei und versucht sie in der besprochenen Schrift practisch für die gegenwärtige deutsche Münzreform zu verwerthen. Vor dem Währungs-Wechsel soll erst durch Gesetze der Convertirungs-Maßstab (etwa 15,32 = 1) für alle älteren Schuldverhältnisse festgesetzt werden. Das nöthige Gold wird sodann vom Staate beschafft, geprägt und die Silberthaler werden gegen jene Goldmünzen nach dem vorhergegangenen Convertirungs-Gesetz eingewechselt. Auf diese Art trägt, wie billig, der Staat die Kosten des Währungs-Wechsels, indem jeder Besitzer von bisherigen Landes-Silbermünzen, so lange es diese giebt, dieselben zu dem obigen Durchschnittscurse gegen Gold umwechseln kann, auch wenn der Goldwerth in Folge der geänderten Währung steigen sollte. Der Durchführung dieses Vorschlages steht das Münzgesetz vom 4. December 1871 nicht im Wege.

A.

Oesterreich-Ungarn.

Oesterreichisches im Zwielichte der Satire. *)

„La satire, dit-on, est un métier funeste, qui plait à quelques gens et choque tout le reste" —; die Satire ergötzt und verletzt; ist sie ja auch der Schild, hinter dem die Wahrheit muthig und ohne Scheu ihr Recht verficht. Die Grundregeln des Sittengesetzes, die Fundamentalsätze des Schönen und Guten, allgemein gefühlte und anerkannte Wahrheiten, auf Erfahrung und Erfolg gegründete Gebräuche und so usuell gewordene Einführungen — gegen die Willkür und gegen entgegengesetzte, sichtlich fehlerhafte, rein subjektive und oft lediglich egoistische Ansichten zu vertheidigen, oder solche widersprechende Praktik im Interesse der Wahrheit, des Guten und des allgemeinen Wohles zu geißeln, das ist der erhabene, aber auch alleinige Zweck der Satire. Witz, Humor und Sarkasmus seien dann ihre Waffen! Ist die Enthüllung der Wahrheit dem Einen lieb, so werden natürlich alle Jene, die Ursache zur Entstehung des satirischen Produktes gegeben haben, Grund genug finden, ein wenig Aergerniß zu nehmen. Das weiß der Satiriker im Vorhinein sehr wohl, kennt aber als Wahrheitsfreund keinerlei discrete Enthaltung. Keine andre Dichtungsart vermag sich selbst so sehr, nur durch sich die eigene Berechtigung zu geben, wie eben die Satire; ihre Rechtfertigung findet sie ja rein in ethischen Gründen, aber auch nur so lange ist sie motivirt, als die sie schaffenden Ursachen und ihr Zweck das Prädikat „ethisch" vollständig verdienen. Sie ist nicht mehr ethisch, wenn sie entweder selbst in den Fehler, den zu rügen die echte Satire eben berufen ist, verfällt und dem Bestehenden gegenüber aus lauter Eigendünkel des Satirikers, dessen eigene subjektive Ansichten predigt, oder dieser auf

*) Cheirisophos' des Spartiaten Reise durch Böotien. Gotha, Fr. A. Perthes, 1872.

Kosten der Wahrheit in den Tag hinein satirisirt und geißelt Mißbräuche und tadelhafte Thatbestände unterschiebt, die blos in seiner Anschauung der Dinge bestehen, vielleicht auch eine Satire schreiben will, die endlich nichts weiter sein soll als eine ergötzliche Spielerei, ein humoristisches, leichtes Getändel und muthwilliges Geplänkel, — wozu er aber andere als „Sündenböcke" hernimmt! Unehrlich ist der Satiriker auch dann, wenn er sich gegen die Unparteilichkeit versündigt, von etwas feindseligem Standpunkte aus Mißliches nur dort findet, wo er es gern sucht, dasselbe anderwärts aber geflissentlich übersieht.

Das wäre ziemlich ein allgemeines Raisonnement über satirische Dichtung; — ist aber gewiß am Platze, wenn wir eine jüngst erschienene Satire über Oesterreich und Oesterreich's Kultur: Cheirisophos' Reise durch Böotien, näher analysiren wollen.

Dieselbe behalf sich mit dem wohlfeilen Mittel durch komische Anachronismen und allerdings für bloße Unterhaltungslektüre genugsam ergötzliche Gräcisirung österreichischer Verhältnisse einigen Effekt zu erzielen. Ridendo dicere verum darf die echte Satire, aber nie über dem ridere die veritas vergessen. Sobald auf Kosten der Gerechtigkeitsliebe und der unparteiischen Objektivität sich Humor und Sarkasmus oder gar trivialer Stil sich breit machen, ist auch der Charakter der Satire verloren gegangen. „Χειρισόφου τοῦ Σπαρτιάτου περὶ τῆς ἐν Βοιωτίᾳ πορείας ξυγγραφή," als Pasquill — denn dies ist die wahre Bezeichnung der Schrift — leidet mehr oder minder an allen Fehlern, die, wie oben erwähnt, die ehrliche Satire um ihren Namen bringen. Neu-Böotien (Oesterreich) ist das Land der tiefsten, der primitivsten Prosa, der Wohnort wilder Karduchen-Völker, die von Apollon und den Musen blutwenig wissen. Und wenn Cheirisophos auf seiner Wanderung durch dasselbe dennoch ein Theater vorfand, so hatte dies mit den Musen nicht das Allermindeste zu schaffen, — es ist „eine abendliche Volksbelustigungs-Anstalt, wo man für 10 Denare nach Herzenslust lachen und bei erhöhten Preisen für fünfzig Denare weinen und schaudern und sich gruseln lassen kann." — Cheirisophos bereitete sich dies Vergnügen und besuchte das Theater, in welchem gerade ein Stück von Tettigmoiros gegeben wurde, das viel in „Schicksal" machte. Da Tettigmoiros vor acht Tagen in hohem Alter verstorben war, wurde zuvor in einem Prologe sein Lob gesungen und seine Büste bekränzt. So erzählt Cheirisophos. Im Uebrigen bemüht er sich wacker, den von den böotischen Bauern hochverehrten Tettigmoiros recht lächerlich und unbedeutend darzustellen. Und wer ist Tettigmoiros? Kein Anderer, als Franz Grillparzer, dem das außer-böotische, deutsche Publikum gleich hinter Goethe und Schiller seinen Platz zu geben, keinen Anstand nimmt. „Wie um Dornröschen in der Fabel", hieß es in Nro. 38 dieser Blätter, wo dem großen österreichischen Dichter eine pietätvolle warme Würdigung zu Theil wurde, „war längst der Vergessenheit dichte Hecke um ihn emporgewuchert; jetzt erst, nachdem er nicht mehr ist, wird die Pracht offenbar, die um ihn verborgen war. Die ihn wahrhaft kannten und verehrten, waren nur Wenige, den Meisten war sein Name ein halbverklungener Ton. Er war der berüchtigte Dichter der „Ahnfrau", von der man wie von ihm den Namen kannte, vielleicht auch der Dichter der „Medea", die aber nur durch die große Kraft der Darstellerin getragen zu werden schien." Zu den Vielen, die ihn nicht kennen, zählt wohl auch unser gewandter Satiriker, und dies in Verbindung mit einer ungerechten Voreingenommenheit brachte ihn zu dem böswilligen Spott über das Schicksalsdrama die „Ahnfrau", den er aber nur auf Rechnung der Wahrheit zu Wege bringen konnte, denn die Oesterreichisch-Böotier wußten dem Genius ihres Dichters eine andere Ovation als die durch die Aufführung seiner „Ahnfrau" darzubringen.

Aehnliche satirische Rache — ungerecht und unwahr — enthält die ganze Schrift, und der Verfasser gerirt sich nicht selten in seinen Ausdrücken und mit seiner satirischen Lauge echt karduchisch und böotisch, — und die Karduchen Oesterreichs mit ihren Ungeziefern — den „Bremsen" — könnten ihm recht gut die Landsmannschaft antragen.

Einige Aufmerksamkeit verdient die Charakterisirung des mittleren und höheren Schulwesens in Oesterreich-Böotien. Der Professor dictirt den „jungen Rangen" seine normative Muster-Uebersetzung, was einen doppelten Vortheil hat, indem dabei Zeit und Verstand gespart wird und der Schüler beim Abiturienten-Examen die vorgelegte Stelle übersetzen kann, ohne den Text anzusehen oder die richtige Seite aufgeschlagen zu haben. Die Hausaufgaben der Schüler seien als unnütz abgestellt, damit nicht der Willkür eigener Denkthätigkeit Thür und Thor geöffnet würde; dafür werden schriftliche Arbeiten vom Lehrer dictirt und den Schülern „eingepaukt." Kurz, die Uebung der Denkkraft, Verständniß der fremden Sprachen und der Wissenschaften überhaupt seien in diesen „Drillanstalten" illusorische Resultate, — ja gehaßte! Und Abstellung solcher Uebelstände im Schulwesen sei in Böotien eine unmögliche Sache: — „gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!" Die höheren Schulen sind erst die wahren Capua's alles geistigen Lebens: Commersiren, Trinkcomments und Paukereien, von den „Staatsmusageten", denen die Leitung des ganzen Studienwesens in Neuböotien anheimgestellt ist, noch protegirt, sind die einzigen Ideale der böotischen studirenden Jugend. Das Studiren selbst besteht in „mechanischem Einochsen der Collegienhefte."

Ist im Schulwesen Oesterreichs wohl auch manches flau und faul, — es war in diesen Blättern schon mehrmals die Rede davon — so ist die Charakterisirung unseres böotischen Wanderers nicht blos zu grell und zu derb, sie ist — unwahr, boshaft! Die Satire darf wohl oft zum Mikroscop werden, damit die Wahrheit auch Kurzsichtigen einleuchtet, aber solcher grobkörniger, vierschrötiger Stil geziemt der echten, beachtenswerthen Satire nicht. Diese kennt im Gegentheil viel Galanterie, mit der sie der Wahrheit das Wort redet und dadurch nur ihren züchtenden Stachel noch fühlbarer und wirksamer macht. Der griechische Major a. D. Anabasidiopulos Cheirisophos braucht da noch Schule!

Es könnte behufs der Refutation der cheirisophischen Schilderung böotischer Zustände ebensoviel zusammengeschrieben werden, als der menschenfreundliche Major selber gethan hat, doch dürfte solches entbehrlich sein, da Neu-Böotien nicht so fernab liegt, um alle Kenntnisse von diesem seltsamen Karduchenlande nur aus genannter Reisebeschreibung schöpfen zu müssen. Alle, die einige ethnologische und ethnographische Kenntnisse besitzen, seien nur noch zu Schiedsrichtern aufgerufen, ob Cheirisophos wirklich Recht habe, wenn er in seinen weiteren Schilderungen erzählt, wie die böotischen Landleute ihre Vergnügungen in Raufereien, in Wein, Flötenspiel, im Müßiggange und — im Todtschlagen finden. Bei solchen barbarischen Sitten ist es kein Wunder, wenn Phoibos Apollon als Landläufer aus dem Lande spedirt wird.

Was der Sittenmaler noch ferner über die Hyperoreer und Hyperkranischen (Ultramontanen), dann über den Archiereus (Papst), die Altdodonäer (Altkatholiken) und die Thiererziehungs-Anstalten, in denen Schimpansen zur „Mechanik des Denkens" gelangen, erzählt — mit diesem ist er über den Zweck seiner

Arbeit hinausgegangen oder hat denselben wieder mit unehrlichen Mitteln erreichen wollen. Oesterreich-Böotien hat auf diese Erscheinungen kein Monopol; es ist also kein Grund vorhanden, solche blos hier zu geißeln, wie Cheirisophos mit wenig Witz und viel Behagen thut!

Soll'e der wohlwollende Herr Major mit dem königl. persischen Kronenorden sich wieder einmal versucht fühlen, seine Zuchtruthe über das österreichische Karduchenland zu schwingen, — so wünschen wir ihm mehr Witz, Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe, jedoch weniger Vorurtheil und Voreingenommenheit.

Rbr.

Frankreich.

Die Vergleichungen Deutschlands mit Frankreich.

Wenn ein anmaßlicher Bursche im Vollgefühle seiner Kraft die Veranlassung vom Zaune bricht, um über einen ruhigen Menschen herzufallen, den er schon oft straflos mißhandelte, und an dem er wieder einmal sein Müthchen zu kühlen denkt, diesesmal aber arg beschädigt und stark blutend heimgeschickt wird, so hat es nichts Auffallendes, daß der schlimm Enttäuschte in blinder Wuth eine Weile schreit und tobt, derbe Schimpfworte ausstößt, mit Redensarten von baldiger Wiedervergeltung um sich wirft, und seinem Aerger und Schmerz Luft macht, so gut er eben kann. Auch darüber kann Niemand sich wundern, daß der Vollstrecker der nothwendig gewordenen Execution in der Aufregung so manches sagt, was er bei ruhigem Blut besser für sich behalten hätte, allein je weniger er den Mund voll nimmt, je früher er schweigt, und je versöhnlicher er thatsächlich auftritt, desto humaner und gebildeter wird er sich zeigen und desto höher wird die urtheilsfähige Mit- und Nachwelt ihn schätzen. Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, wäre es besser gewesen, Ludwig Brunier hätte sein neuestes Werk*) „Deutschland und Frankreich" nicht geschrieben, denn es glorificirt Deutschland auf Kosten Frankreichs. Freilich, die Absicht, möglichst unparteiisch zu prüfen, Freunde und Feinde gleichmäßig zu hören, das Für und Wider genau zu erwägen, läßt sich nicht wohl verkennen, die Ausführung entspricht jedoch der Absicht keineswegs, die Unparteilichkeit fällt in die Brüche, weil die Vertheilung von Licht und Schatten auf beiden Seiten sehr verschieden geräth, und der Eindruck, welchen das Buch während des Lesens macht, und der vollkräftig zurückbleibt, wenn man die zweihundert und einige Blätter vollendet hat, thut mehr wehe als wohl. Unzählige Citate werden angeführt, Geschichtchen und Anekdoten bilden anmuthige Inseln auf dem leicht dahinfließenden Strom der Darstellung, das In- und das Ausland erschöpfen sich in den widersprechendsten Aeußerungen des Lobes und des Tadels; auf deutscher wie auf französischer Seite passiren die Laster und Fehler, bis zu den Schwächen hinunter, und die guten Eigenschaften und Vorzüge bis zu den Tugenden hinauf eine große Revue, und das Resultat der langen, mitunter gar seltsamen Heerschau soll nicht nur darin bestehen, daß Deutschland jetzt endlich auch nach Außen die Führerstelle erlangt hat, die ihm, seiner inneren Vortrefflichkeit nach, längst schon gebührte, sondern daß die Deutschen überhaupt die erste Nation der Erde sind. Unsere Körper und unser Geist, unsere Gedankentiefe, Gründlichkeit und Mäßigung, unsere Langmuth Bildung, sogar unsere Bescheidenheit, Alles, Alles soll unvergleichlich schön sein und herrlich; nur das äußere Auftreten, die sogenannten Manieren lassen noch einiges zu wünschen übrig. Wollte der Himmel, es wäre so; aber selbst wenn es so wäre, stände es uns an, dergleichen auszusprechen, es auf siebenundzwanzig Druckbogen des Längeren und Breiteren zu erörtern? Mit der Bescheidenheit verhält es sich wie mit der Unschuld, beide ertragen kein klares Bewußtwerden; haben sie einmal vom Baum der Erkenntniß genascht, wissen sie von sich und verkünden sie mit eigenem Munde ihr Dasein, so wird diese Lebensäußerung ihr Tod. Wir Deutsche sind wahrlich nicht schlechter, als die anderen Kulturvölker, aber wir wollen uns bei Leibe nicht einbilden, etwas Besseres vorzustellen; mögen Andere uns loben um unserer Vorzüge willen, uns ziemt es nicht, die Augen zu verschließen vor dem, was jene voraushaben, am wenigsten aber sollen wir in ausländische Fehler verfallen und Prahlhänse werden.

An der Hand der Geschichte sucht Herr Brunier den Beweis zu führen, daß Grausamkeit, Hochmuth, Eitelkeit, Prahlerei, Lügenhaftigkeit, Raubsucht, Unduldsamkeit, Habsucht, Servilismus, Unwissenheit und Selbstüberschätzung Nationaleigenschaften der Franzosen sind. Einzelnen allerdings könne man Gelehrsamkeit, Sinn für Gerechtigkeit, wahre Geistes- und Herzensbildung, Uneigennützigkeit und Menschenwürde nicht absprechen, im großen Ganzen jedoch trage die Nation den Stempel so ziemlich aller bekannten Laster. Im großen Ganzen verbleibt ihr nichts als der Firniß der Gewandtheit, des Esprit, und der feinen Manieren. Drängt sich da nicht unwillkürlich die Frage auf: und mit diesen, verhältnißmäßig kläglichen Mitteln gelang es den Franzosen dennoch, die Rolle in der Geschichte zu spielen, die sie bekanntlich gespielt haben, den Standpunkt in Wissenschaften, Künsten und Industrie zu erreichen, den sie notorisch einnehmen? Eine Rechnung, deren Endergebniß offenbar falsch ist, muß einen Fehler enthalten. Der Beweis, abgesehen von den Persönlichkeiten der Königin Isabeau, welche die Franzosen uns Deutschen, und Katharinas von Medici, welche sie den Italiänern mit Recht zuschieben werden, reicht immer nur zu für die einzelnen Fälle, und die verübten Scheußlichkeiten bekommen ihr vorzugsweise entsetzliches Aussehen nur durch das breite und hohe Piédestal, auf dem sie sich darstellen. Paris, Frankreich, — was da vorfiel, davon hallte die Welt ganz anders wieder, als wenn dasselbe in Polen, Ungarn, Dänemark oder Schweden sich ereignete, und was Katholiken und Protestanten einander in Deutschland, England, Schottland und Irland zufügten, war um kein Haar besser, als die französischen Greuel. Unter den Vierfürsten, — so nennt der Verfasser gern die deutschen Duo- und Sedez-Souveräne, — gab es nicht wenige, die an Gleichgiltigkeit gegen das Befinden ihrer Unterthanen, an Selbstsucht, Bosheit und jeder Verruchtheit den schlechtesten Königen Frankreichs nicht nachstanden, und denen es an diensteifrigen Vollstreckern ihrer Gebote, an entgegenkommenden Sklaven ihrer Lüste nie mangelte. Die prägnanteste Schilderung des französischen Nationalcharakters liefert Tocqueville in seinem meisterhaften l'ancien régime et la révolution, und da Brunier sie nicht erwähnt, so möge sie hier ihre Stelle finden: „Wenn ich die Nation selber betrachte, so finde ich sie ungewöhnlicher, als irgend ein Ereigniß ihrer Geschichte. Gab es je eine auf Erden, die solche Gegensätze in sich faßte, und so bis auf's Aeußerste in jeder ihrer Thaten ging, die mehr von Eindrücken und weniger von Grundsätzen sich leiten ließ, und daher stets schlimmer oder besser handelte, als man von ihr erwartete, bald unter das gewöhnliche Niveau der menschlichen

*) Deutschland und Frankreich, von Ludwig Brunier. Bremen, 1873. Verlag von F. Kühtmann's Buchhandlung.

Natur sank, bald sich hoch über dasselbe erhob? Ein Volk so unveränderlich in seinen Grundinstinkten, daß man es noch in den Bildern wiedererkennt, die vor zwei oder drei Jahrtausenden von ihm entworfen wurden, und zugleich so veränderlich in seinen Tagesgedanken und Geschmacks-Richtungen, daß es schließlich sich selbst einen überraschenden Anblick bietet, und oft eben so erstaunt wie das Ausland dasteht, wenn es besieht, was es eben gethan hat; mehr zum Stubenhocken und zum alten Schlendrian geneigt, als irgend ein anderes, so lange man es ungestört läßt; aber wenn es einmal gegen seinen Willen aus seinem Hause und seinen Gewohnheiten herausgerissen worden, bereit, bis ans Ende der Welt zu dringen und jedes Wagestück zu unternehmen; von unlenksamem Temperament, aber stets der Willkür- oder sogar Gewaltherrschaft eines Fürsten folgsamer, als der regelmäßigen und freien Regierung seiner besten Mitbürger; heut der erklärte Feind jedes Gehorsams, morgen knechtisch mit einer Art von Leidenschaft, welche die zur Knechtschaft begabtesten Nationen nicht erreichen können; am Faden zu führen, so lang Niemand Widerstand leistet, nicht zu regieren, sobald irgendwo das Beispiel des Widerstandes gegeben worden, und deshalb stets seine Herrscher täuschend, die zu viel oder zu wenig Furcht vor ihm haben; niemals so frei, daß an Unterwerfung gar nicht zu denken wäre, niemals so unterworfen, daß es das Joch nicht noch abzuschütteln vermöchte; geschickt zu Allem, aber ausgezeichnet nur im Kriege; mehr ein Anbeter des Zufalls, der Gewalt, des Erfolgs, des Schimmers und Lärms, als des echten Ruhmes; des Heroenthums fähiger als der Tugend, des geistigen Schwungs mehr als des gesunden Menschenverstandes; geeigneter, riesige Pläne zu entwerfen, als große Unternehmungen bis an das Ende durchzuführen; die glänzendste und gefährlichste unter den Nationen Europa's, und ganz dazu gemacht, abwechselnd ein Gegenstand der Bewunderung, des Hasses, des Mitleids, des Schreckens, nie aber der Gleichgiltigkeit zu werden." Ein so kurzer und zugleich so treffender Abriß unseres deutschen Wesens dürfte schwerlich vorhanden sein.

Dem Fortschritt der Civilisation würde es mehr nützen, den Streit aufzugeben, welches Kulturvolk die erste Violine im Konzert der Menschheit ein für allemal spielen solle. Bis jetzt haben sie nach einander die Führerrolle übernommen, das eine hat das andere gewaltsam abgelöst; augenblicklich giebt Deutschland den Ton an. Ist die Hoffnung eine utopische, die Zeit werde einst kommen, in welcher sie einsehen, daß sie einander nicht entbehren können, und daß es ersprießlicher sei, Schulter an Schulter neben einander, als gleichberechtigte, sich gegenseitig ergänzende Glieder eines strebsamen Ganzen, friedlich zu arbeiten? Jedenfalls führen Bücher, wie das hier besprochene, von diesem Ziele weit ab; sie säen nicht Liebe sondern Haß, wenn man in Frankreich Notiz von ihnen nimmt; uns selbst aber in Weihrauch-Dämpfe zu hüllen, ist weder unseren Augen noch unseren Lungen zuträglich.

O. S. S.

England.

„Hercules" und „König Wilhelm."

Wer ist der Stärkste von Beiden? Dies ist eine Frage, die wir bei allem Patriotismus noch nicht mit voller Ueberzeugung beantworten können. Letzterer ist größer, hat beinahe einen ebenso starken Panzer und trotzt außerdem auf eine strotzendere Masse von Keulen, während Ersterer offenbar das dickste Fell hat, das ganz vollkommen kugelfest sein soll.

„Hercules" und „König Wilhelm" sind beide die stärksten Panzer-Kriegsschiffe: Ersteres ein englisches, Letzteres der König der neuen deutschen Flotte.

Der „Hercules" gilt als der Sieger nach einem langen, mörderischen Bürgerkriege in England, welcher meist auf der Land- und Sandzunge an der Themsemündung auf Shoeburyneß geführt ward. Hier wurden nämlich seit vielen Jahren die Kriege zwischen den immer stärker werdenden Schiffspanzerscheiben und immer mörderlicheren Artilleriegeschossen zu Gunsten der letzteren entschieden, bis man endlich den „Hercules" mit einer Haut überzog, durch welche kein bis jetzt bekanntes oder nur erdenkliches Kanonen-Ungeheuer seine vollkommensten und schwersten Centnerkugeln hindurch zu schmettern im Stande sein soll. Und daran wird man wohl glauben, wenn man sich eine Vorstellung macht, wie massiv und dick dieses Fell ist. Dieser „Hercules" sieht auf dem Wasser wie eine sehr leichte, beinahe stutzerhafte Kriegsfregatte aus, so daß man gar nicht glaubt, seine sichtbare glatte Haut könne aus elf Zoll dicken Eisenwänden bestehen. Mit dieser Stärke war man aber, wie wir gleich sehen werden, durchaus noch lange nicht zufrieden, da man sich gleich von vornherein nicht mehr auf Sechshundertpfünder von Kugeln, sondern auf doppelt so schwere, also zwölfhundertpfündige, aus achthundert bis tausend Centner wiegenden Artillerie-Ungeheuern herausdonnernde Eisenmassen gefaßt macht. Und auch diesen hoffen der „Hercules" und seine Nachfolger ein undurchdringliches Fell entgegenzusetzen. Worauf beruht dieses Vertrauen? Nun auf der Dicke, Massivität und Zusammensetzung dieses Felles. Dies besteht also zunächst aus einem neun Zoll dicken, außen ringsherumlaufenden soliden Eisengürtel, der inwendig auf folgende Weise gefüttert ist. An der Eisenhaut laufen inwendig zwölf Zoll dicke, dichte Balken von dem elastischsten und eisenartigsten Holze des Teakbaumes, welche mit 1½ Zoll dicken Eisenplatten an die Eisenhaut festgeschraubt sind. Die Zwischenräume sind wieder mit Teakholz solid ausgefüllt und letzteres erhält durch schmiedeeiserne, sieben Zoll dicke Rahmen wieder die beispielloseste Widerstandsfähigkeit. Die jetzigen sechshundertpfündigen oder künftigen hundertcentnerigen Kugeln oder Keulen der größten Stahlkanonen würden sich also, um hier durchzukommen, durch folgende Hindernisse einen Weg bahnen müssen: erstens durch eine neun Zoll dicke Eisenhaut, zweitens zwölf Zoll dickes Teakholz, drittens, wieder durch anderthalb Zoll dickes Eisen, viertens durch einen Eisenrahmen mit Teakholz gefüllt und zehn Zoll dick, fünftens durch achtzehn zoll dicke Teak-Wände, sechstens, noch eine Eisenhaut und siebentens durch die inneren Eisenrahmen, also im Ganzen durch eine vierundfünfzig Zoll dicke Panzerhaut, von welcher elf Zoll aus solidem Eisen und dreiundvierzig Zoll aus dem solidesten und widerstandkräftigsten Holze bestehen. Man messe sich vierundfünfzig Zoll vor den Augen aus und mache sich dann eine Vorstellung von diesem dicken Felle des „Hercules." Vor einigen Jahren würde der kühnste Eisenmann und See-Kriegsheld so etwas für unmöglich gehalten und spöttisch gesagt haben: wie könnte ein solches Monstrum wohl nur auf dem Wasser schwimmen? Aber es lief nicht nur der „Hercules" ganz leicht in die Themse hinaus, sondern er erwartete auch noch ungeheure Ladungen von tausendcentnerigen Eisenmassen in Form von Kugeln und Kanonen, Mannschaften, Kohlen und Lebensmitteln, ohne daß ihm der Muth sank. Und was hatte er bereits in sich!

Der „Hercules" ist in gerader Linie dreihundertvierzig Fuß lang und in der Mitte neunundfünfzig Fuß breit. Der Tief-

gang ist auf einundzwanzig Fuß und die Last auf 5226 Tonnen berechnet, welche jedoch auf mehr als achttausend Tonnen steigen kann. Die Maschinen für die Schraube können 7200 Pferdekraft und eine Geschwindigkeit von vierzehn Knoten in der Stunde entwickeln und dabei von einem einzigen Manne gelenkt und geleitet werden. Für Ingenieurs muß dieses Maschinenwerk ein wahres Wunder sein. Wir verstehen davon nichts und begnügen uns blos mit einigen Angaben. So haben die kupfernen Wasserverdichtungsröhren in gerader Linie eine Länge von zwölf englischen Meilen, durch welche das Wasser entweder vom Schiffsraume unten oder auch aus dem Meere vermittelst Appold'scher Centrifugalpumpen bis zu hundertundzwanzig Tonnen in der Minute getrieben wird. Diese Pumpen werden durch besondere Dampfmaschinen getrieben. Auch die Art der Dampf-Entwickelung und die Einrichtungen, wodurch die zwölfhundert Pferdekräfte mitten im vollsten Sturme plötzlich von der ganzen Maschinerie abgelenkt werden können, sollen Meisterstücke sein. Der Schaft, durch welchen die Dampfkraft auf die Schraube wirkt, wiegt sechshundertsechsundneunzig Centner; die zweitlängste Schraube vierhundertsiebzig Centner. Die acht Dampfkessel werden aus 40 ungeheuren Oefen in hitzigster Arbeit gehalten, um durch dreitausendsechshundert Röhren stets die nöthigen zwölfhundert bis siebentausendzweihundert Pferdekraft zur Verfügung zu stellen.

Was führt nun aber der „Hercules" für Keulen in Form von Kanonen? Es scheint, als sollte er mehr auf seine Unverwundbarkeit, als seine Verwundungskraft stolz sein; denn er erhält auf dem Hauptdeck bloß eine Batterie von acht, je achtzehn Tonnen schweren gereifelten Kanonen, deren jede fünfhundertpfündige Kugeln werfen kann. Auf die Vorderseite des Decks kommt eine Kanone für Dreihundertpfünder, ebenso auf die Hinterseite. Das obere Deck ist bloß mit vier kleineren Kanonen versehen.

Die deutsche Eisenfregatte „König Wilhelm", ebenso groß wie der „Hercules" und ziemlich ebenso stark bepanzert, hat eine Batterie von sechsundzwanzig Kanonen für Dreihundertpfünder in solcher Aufstellung, daß sie auf einer Breitseite gleichzeitig aus siebzehn Kanonen ungeheuern tausendfachen Tod weit hinausschleudern kann. Mit anderen Worten „König Wilhelm" ist im Stande, gleichzeitig neunzig Centner Artillerie-Geschosse abzuschicken, während der „Hercules" mit seinen blos zehn Kanonen sich auf zwanzig Centner beschränken muß, so daß die beiden Herren, wenn sie sich einmal duelliren sollten, Jeder besondere Aussicht auf Sieg haben mag. „König Wilhelm" ist ziemlich ebenso stark gepanzert und hat mit seinen Waffen bei jeder Breitseite ein Uebergewicht von siebzig Centnern in der Zahl. Da diese auch mit mehr Kraft und Feuer sausen, mag sogar der „Hercules" Ursache haben, für sein beispiellos dickes Fell zu fürchten; denn wenn irgend eine Macht diesen Panzer durchbohren kann, so ist es sicher „König Wilhelm", da alle die anderen sechs englischen und die eilf französischen Panzerkriegsschiffe (die fünf mehr machen den Engländern bedeutende nervöse Kopfschmerzen) alle bedeutend schwächer in der Haut, wie in ihrer Artillerie-Kraft sein sollen, als „König Wilhelm". Und solche Ungeheuer werden nicht so leicht und schnell gebaut.

Trotz großer Eile und ängstlichen Eifers brauchte man zwanzig Monate, um den „Hercules" in seinem Rohbau zu vollenden, und es gehörte noch ein ganzes Jahr dazu, um ihn zu voller Kampfbereitschaft zu bringen. Vorher kostete es viel Zeit und Kopfbrechens, um die Pläne und Modelle dazu anzufertigen, so daß, nach diesem Beispiele zu schließen, vier Jahre zur vollen Herstellung eines solchen Panzer-Ungethüms gehören. Wir wissen nicht genau, wie viel Zeit „König Wilhelm" in Anspruch nahm, werden aber darüber, wie über seine ganze Composition und seeflottige Individualität wohl bald hinreichenden Aufschluß erhalten.

„Hercules" hat einen doppelten, zellenförmigen Boden, drei Fuß von einander, dessen Zwischenräume durch wasserdichte Längen- und Quer-Bindebalken stark und stämmig ausgefüllt sind. Durch Fortsetzung derselben im Schiffsraume sind nicht weniger als siebzig wasserdichte Abtheilungen entstanden. Das Hauptdeck besteht aus Eisen mit Ueberdielung; das obere Deck aus Stahl. Beide Enden des Schiffes sind noch ganz besonders gepanzert und die Batterie im Hauptdeck genießt noch einen ganz außerordentlichen Schutz durch zwei sich durchschneidende Verschläge an beiden Enden, die aus zwölf Zoll dicken Teak-Bohlen und sechs Zoll dicken Eisenplatten bestehen. Alle Bestandtheile und deren Zusammensetzung werden als Meisterstücke ihrer Art gerühmt; doch wollen Kenner schon behaupten, daß der „Hercules" als Kriegsfregatte auf nichts stolz sein könne, als auf sein dickes Fell und sonst gradezu eine Mißgeburt sei. Besonders wird getadelt, daß er nur auf drei Tage Kohlen-Vorrath einnehmen könne und seine Dampfschwingen außerdem durch eine ungeheure Takelage von ungeheuren Masten, Segeln und Zubehör in seiner Flugkraft nur behindert werde. Dadurch bekommt er oben ein Ansehen, wie ein Kriegslinienschiff alter Zeit, das sich nur auf die nautische Kunst des Segelns und die Benutzung der Winde verlassen konnte. So ein eisernes Ungeheuer aber darf seine Kraft und sein Vertrauen nur auf den Dampf setzen. Jeder Wind in den Masten kann leicht hinderlich werden und im Sturme sogar allen Dampfpferdekräften die Knochen zerbrechen und das unbeholfene Eisenmonstrum trotz seiner ungeheuren Panzer wie eine Nußschale am Felsen zerschmettern. Alle Meister der Kriegsdampfer sollen der Meinung sein, daß kein solch' eiserner Riese im Stande sei, in einem Sturme durch bloße Segelkraft, auf welche sich der „Hercules" jedesmal nach drei Tagen auf dem Meere allein verlassen will, von Felsen und Klippen zurückgehalten zu werden.

Beim „König Wilhelm" sind nicht nur diese Fehler vermieden, sondern er soll auch außerdem noch Ursache haben, auf besondere Vorzüge stolz zu sein, welche durch eine wissenschaftlich und praktischtüchtige Mannschaft, wie sie sich schon im dänischen Kriege gleichsam durch Herculesse in der Wiege, d. h. kleine Kanonenboote, bewährte, zur höchsten Zuversicht auf Sieg und Ehre gesteigert werden können.

Die größte Dickfelligkeit von brutalen Panzern ist nicht im Stande, Inhalt und Geist zu ersetzen. Wir sind mit Recht stolz auf unsere Bildung und inhaltvolle Cultur. Da diese aber sich gern als Macht des Friedens geltend macht, wollen wir allen diesen Ungeheuern zum Trotz hoffen, daß die modernen Gottheiten, Minerva und Merkur, mit ihren für Frieden und Freiheit gesegneten Schwingen und ihrem echt menschlichen Geiste sich mächtiger erweisen werden, als alle geistlosen Dickfelligkeiten und mörderischen Erfindungen des Mars. Oft soll ein Wort mächtiger sein, als eine ganze Armee. Vielleicht wird bald eins gesprochen, das sich auch mächtiger erweist, als Mars und Marine.

H. B.

Italien.

Religiöse Phantasien.

B. Castiglio's Redenzione.

Aehnlich wie in Deutschland, fühlen sich in Italien die Gemüther erregt über den augenblicklichen Zustand der Kirche —

ihrer Kirche, des Katholizismus. Dort wie hier scheint die Verkündigung des letzten Dogmas von der Unfehlbarkeit des Papstes den Bann gebrochen zu haben, der vorher lethargisch die Geister betreffs religiöser Fragen gefangen hielt. Gab es vorher in der Bevölkerung hauptsächlich nur zwei Ausdrucksweisen der religiösen Anschauung, gedankenlose Unterwerfung des großen Haufens unter die Satzungen der Kirche und völliges Abwenden der Gebildeteren von diesen Satzungen, so macht sich jetzt im instinktiven Vorgefühl der möglicherweise nahe bevorstehenden Gefahren, die von Seiten der Hierarchie drohen, eine Reaktion geltend, schwierige Glaubensfragen in einer die denkenden Geister befriedigenden Weise zu lösen; freilich nicht in der in Deutschland beliebten Weise. Keine Ansätze zur systematischen Reformation eines entarteten Systems, wie sie das Wesen des deutschen Altkatholizismus ausmachen, haben sich bisher in Italien wahrnehmen lassen. Man scheint es dort vorzuziehen, anstatt an das augenblicklich Vorhandene anzuknüpfen, auf längst Vergangenes zurückzugreifen und aus den Prinzipien des christlichen Glaubens heraus einen Neubau von Grund aus vornehmen zu wollen. Schwerlich dürfte dieser Weg heutzutage als der praktischere erscheinen; dennoch könnte man sich auch ihn gefallen lassen, wenn er mit scharfer Kritik betreten und konsequent durchgeführt würde.

Dieses Lob können wir freilich einer Schrift nicht ertheilen, die uns heute von einem Italiäner in angesehener Lebensstellung, B. Castiglio in Florenz, unter dem vielversprechenden Namen: Redenzione (Erlösung) vorliegt. Freilich ist sie erst so zu sagen eine Einleitung, der in 5 ferneren Folgen die Entwickelung des eigentlichen Systems folgen soll; doch können wir uns von dem ganzen Versuch wenig versprechen, wenn wir die planlose und unklare Methode beobachten, der der Verfasser in dieser Einleitung folgt. Die Schrift kann uns nur in sofern interessiren, als sie, soviel wir wissen, die erste ist, die darauf ausgeht, mit den Altkatholiken und auch den Protestanten Deutschlands in ein bestimmtes Verhältniß zu treten, wenn dies freilich auch nur darin besteht, sie von der Unvollkommenheit ihrer Prinzipien zu überzeugen, und zu des Verfassers Anschauungen hinüberzuleiten.

Was wir vorhin von der Unklarheit und Planlosigkeit der Schrift sagten, wird genugsam schon aus der Angabe ihrer Disposition hervorgehen. Dieselbe wendet sich in einem ersten Abschnitt an die Altkatholiken, in einem zweiten an die Protestanten Deutschlands, um beiden die Unvollkommenheit ihrer religiösen Prinzipien nicht kritisch zu erläutern, sondern dogmatisch zu verkündigen; sie gibt in ihrem dritten Theile eine Uebersetzung und Erläuterung der Briefe des Apostels Paulus an die Galater, Korinther und Epheser und schließt mit einer Reihe thesenartiger Nutzanwendungen. — Soviel wir bei der Lektüre der Schrift haben herausfinden können, zeigen sich nur zwei Ideen, darin: 1) Das Wesen der christlichen Religion erhellt allein und vorzüglich aus den Schriften des Apostels Paulus und 2) nicht das einer falschen Auffassung fähige Wort — mag es auch die Bibel heißen — darf zur Grundlage des Glaubens gemacht werden, sondern der demselben innewohnende Geist, die Wahrheit oder wie der Verfasser sich ausdrückt: die Wahrheit der Wahrheiten. — Ueberhaupt charakterisirt ihn Exaltation wie der Ideen so auch der Ausdrucksweise; er jagt erträumten Idealen nach, deren einstmalige Verwirklichung er in der Lehre S. Pauls zu erkennen glaubt, und indem sein Blick gen Himmel gerichtet ist, verliert er die irdische Spur unter den Füßen, auf der wir allein ihm nachfolgen könnten. Er verachtet daher alle irdische Weisheit und sucht die Errungenschaften des menschlichen Geistes herabzusetzen gegen diejenigen des Glaubens, als einzig wahre, ewige. Doch Alles, was er zur Motivirung dieser letzteren anzuführen vermag, sind Worte, Ausrufe und Fragen! Zur Kennzeichnung seiner Auffassung, wie seines Stils, mögen folgende zwei Proben dienen:

Zunächst Abschnitt IV. des zweiten, „Protestantismus-Unvollkommenheit" betitelten Theils: die Wahrheit der Wahrheiten.

„Und daher (redet er die Protestanten an) seid Ihr die Nächsten (zur Wahrheit). Ich wurde als Katholik geboren. Als ich ein Jüngling war, wurde ich dem Rationalismus in die Arme getrieben, und das war die Zeit, in der ich nichts, was vom Katholizismus herkam, glaubte noch ehrte. Und als ich dann erkannte, wie der religiöse, der politische Rationalismus und das Kriterium der Majoritäten-Wahrheit zum Uebermuth, zur Frechheit, zur Verwirrung hinführte ...., da erschien mir der Katholizismus mit seiner Communion in einer einzigen unbestreitbaren Wahrheit, als der Weg des Heils.

„Und ich ging vorwärts und immer vorwärts und endlich ...

„Endlich begriff ich, daß das Heilmittel nicht in der Rückkehr zum Katholizismus, sondern in dem weitern und immer weitern Fortschreiten auf dieser Bahn bestand, an deren äußerste Gränze euere Theologen und Philosophen sich klammern, um so die Wahrheit zu sehen.

„Und die Wahrheit muß Innen und Außen sein; eins und das andere erklären und in dem einen und andern sich erweisen.

„Und die Wahrheit muß so beschaffen sein, daß im Hinblick auf sie alles Gute sich kräftigt, alles Böse sich schwächt.

„Und die Wahrheit muß derart sein, daß sie jeder anerkennt, er mag wollen oder nicht, daß sie nicht überredet, sondern überzeugt.

„Die höchste Wahrheit ist den Gelehrten die mathematische Wahrheit. Und die Wahrheit der Wahrheiten soll mehr sein als mathematische Wahrheit.

„Die höchste Wahrheit der Philosophie ist das Selbstbewußtsein. Und die Wahrheit der Wahrheiten soll mehr sein als Selbstbewußtsein.

„Die höchste Wahrheit ist den Katholiken die Beständigkeit der Tradition, der Ausspruch der Päpste und Conzilien. Und die Wahrheit der Wahrheiten soll höher stehen als Tradition, Conzilien und Papst-Beschlüsse.

„Die höchste Wahrheit ist euch die Bibel. Und die Wahrheit der Wahrheiten soll mehr sein als die Bibel, mehr als jede geschriebene Offenbarung.

„Alle diese Wahrheiten, Mathematik, Selbstbewußtsein, Tradition, Bibel müssen ihre Erklärung finden in der Wahrheit der Wahrheiten" u. s. f.

Nachdem C. zum Schluß dann noch einmal die Nutzanwendung gezogen, daß alle Erkenntniß dieser Welt eitel und unvollkommen, daß das Heil nur von Glaube und Liebe zu erwarten sei, wendet er sich zuletzt an diejenigen, bei denen er diese Eigenschaften am Höchsten entwickelt sieht, an die Frauen:

„Wenn Eine Hoffnung mich tröstet, so ist es die auf die Frauen.

„Und so sage ich zu den Frauen: Die Wahrheit ist die Liebe, der Zorn ist die Falschheit. Der Wahrheit entstammt die Zuneigung, der Falschheit der Zwist. — Ihr Mütter, Schwestern, Töchter, Verwandte habet die Folgen des Krieges gesehen. . . .

„Die Wahrheit liegt in dem Worte. Und in dem Worte ist die Wahrheit augenscheinlich. Und sie erscheint nicht, erweist sich nicht, bleibt nicht von Falschheit frei, wenn sie nicht in der einfachsten Substanz des Wortes, in dem mütterlichsten, elementarsten, allgemeinsten Dinge zum Ausdruck gelangt: im Alphabet. Dieses

zu verstehen und richtig zu verstehen, darin besteht Alles. Diejenige Mathematik zu verstehen, die im Alphabet, in dem heiligen Kreuz instinktiv operirt, kalkulirt, ausgleicht; dies klärt die falsche, erläutert die wahre Auffassung aller Geister.

„Das Wort den Kindern, ihr gebt es ihnen vor allen, ihr Mütter! Wenn ihr einst im Alphabet den Kindern die in die Augen springende Bedeutung, die natürliche Mathematik, die Wahrheit zu geben im Stande sein werdet, dann wird der Herrschaft des Heroismus, der Stärke, die des Heroismus der Liebe nachfolgen" u. s. f.

Man sieht, an die Stelle der Erkenntniß soll nach dem Verf. der unbegränzteste Glaube treten, der Glaube an seine Auslegung des Evangeliums, den er eben so dogmatisch von allen übrigen Menschen fordert, als die katholische Kirche von ihren Untergebenen den Glauben an ihre Dogmen.

Von einem Versuche aber, der Dogmen durch neue Dogmen zu stürzen unternimmt, kann man sich leider wenig versprechen.

J.

Rußland.

Die deutschen Zeitungen Rußlands.

Folgende Notizen zur Statistik der deutschen Zeitungen Rußlands werden vielleicht Ihren Lesern nicht unwillkommen sein: An der Spitze der täglich herauskommenden deutschen Zeitungen stehen, schon naturgemäß dazu durch ihre privilegirte Stellung berufen, die zwei Petersburger Journale: „Nordische Presse" und „St. Petersburger Zeitung". Obgleich die „Nordische Presse" erst seit 1870 existirt, so hat sie sich doch in dieser kurzen Zeit ihres Bestehens viel Liebe und einen großen Anhang zu erwerben gewußt. Gegründet von dem früheren Chef-Redacteur der „Rigaschen Zeitung", versteht sie es, mit klarem ruhigen Geiste die innern Angelegenheiten Rußlands einer tactvoll und unparteiisch gehaltenen Kritik zu unterziehen. Täglich referirt sie aufs Eingehendste über die politischen Begebenheiten in Rußland und macht sich dadurch dem deutsch lesenden Publikum, welches sich über die Vorfälle in der großen nordischen Monarchie unterrichten will, ganz unentbehrlich. — Weniger leistet in dieser Hinsicht die „St. Petersburger Zeitung." Sie enthält sich nämlich seit Jahr und Tag aufs Skrupulöseste jeder Beurtheilung der russischen Zustände und jedes Commentars der Regierungs-Beschlüsse. Dadurch fällt natürlich ihre Rubrik „Inland" höchst mager und uninteressant aus. Der Grund aber, warum sie so consequent bei diesem einmal gefaßten Entschlusse beharrt, kann nur darin zu suchen sein, daß sie durch früheres Mißgeschick zu sehr gewitzigt ist, um es (wie 1868) noch einmal auf eine Unterdrückung auf sechs Monate ankommen zu lassen. Sonst ist die vorherrschende Tendenz der Petersburger Zeitung: das Deutschthum hochzuhalten und gegen den blinden Eifer der Deutschenfresser zu schützen. Mit hingebendem Eifer und mit unerschütterlicher Festigkeit verfolgt sie dieses Programm in allen Wechselfällen des politischen Lebens, und eine Feindin der Deutsch-Feinde, vertritt sie mit glänzender Beredtsamkeit die germanische Sache an den Ufern der Newa. Ihr Hauptverdienst erwarb sich aber die deutsche St. Petersburgerin in den Jahren 1868 und 1869, in jener Zeit, wo der moskowitische Eisbär ein so ungeberdiges Geschrei anstimmte; denn damals vermochten nicht die Verfolgungen der Hofcammarilla nicht die pöbelhaften Invektiven der slavischen Presse die St. Petersburger Zeitung abzuhalten, Liv-, Est- und Kurland gegen die ebenso ungerechten als wilden Angriffe der moskowitischen Partei zu schützen. Freilich mußte sie dies Vergehen, wie schon oben angedeutet, mit einer Confiskation und einer halbjährigen Unterdrückung büßen.

Indem ich die übrigen deutschen Zeitschriften Petersburgs für heute übergehe, wende ich mich sogleich zu den wichtigsten und einflußreichsten baltischen Zeitungen. Unter diesen ist das tonangebende und leitende Blatt die „Rigasche Zeitung". Unter der geistvollen Redaction des Herrn Julius Eckardt hatte sie ihren Glanzpunkt erreicht. Die liberalen und freisinnigen Tendenzen auf ihr Banner schreibend, brach sie der neuen Aera, welche mit den großartigen Reformen des Kaisers Alexanders II. begann, durch das geflügelte Wort, soweit es sich auf dem Wege der Publicistik erreichen ließ, Bahn in den baltischen Provinzen. Sie zog sich zwar durch ihre liberale Haltung den Haß der strengconservativen Adelspartei zu; doch dies bewirkte nur die noch größere Verbreitung des talentvoll geschriebenen Blattes und befestigte ihr wohlerworbenes Ansehen als erstes Blatt der Ostsee-Gouvernements. Als die Animositäten zwischen den deutschen und slavischen Zeitungen immer acuter wurden, trat die „Rigasche Zeitung" energisch gegen die Aufreizungen eines Katkov und Krajewski auf. In dieser Periode wurden darin Artikel veröffentlicht, welche voll männlich-deutschen Geistes würdig waren, in ganz Deutschland den lebhaftesten Wiederhall zu finden. Doch auf diesen Aufschwung folgte eine krasse, alle Individualität und jede freiere Aeußerung lähmende Reaktion. Die Censur wurde auf das Ungeheuerlichste verschärft und die „Rigasche Zeitung" verlor sogar ihr altes Privilegium, den Doppel-Adler ihrem Texte vorzusetzen. In diese neue Ordnung konnte sich der deutsche Geist Eckardt's nicht finden, und es war daher natürlich, daß die Redaktion in andere Hände überging. Jetzt befindet sich die Zeitung in einem Stadium merklicher Erschlaffung und jede Nummer trägt den unverkennbaren Stempel der gleichgiltigen Resignation.

Eine rührige und glückliche Concurrentin entstand der Rigaschen Zeitung in der „Zeitung für Stadt und Land." Dieses Blättchen, welches ebenfalls in Riga täglich erscheint, steht zwar an Umfang jedem der drei genannten Journale nach, aber was die sittliche Gediegenheit betrifft, so steht es auf derselben Stufe wie diese. Sie verfolgt ihre im Ganzen conservative Richtung mit Würde und deutscher Festigkeit. Dieser letzte Umstand wird hoffentlich mit dazu beitragen, der „Zeitung für Stadt und Land" in immer weiteren Kreisen Eingang zu verschaffen und ihr Leser zu erwerben, die bisher ihrem Wirken fernstanden.

Mit diesem aus vollem Herzen kommenden Wunsche verlasse ich jetzt die Journalistik der baltischen Metropole, um noch einige Worte über die übrige Provinzial-Publicistik hinzuzufügen. In dieser gebührt der erste Rang und die größte Beachtung unstreitig Dorpat, und wir werden uns daher zuerst mit seinen beiden täglich herauskommenden Zeitungen beschäftigen müssen. Von jenen beiden Blättern ist unbedingt die „Neue Dörpt'sche Zeitung" die durch talentvolle Redaction hervorragendere und angesehenere. In ihr findet gewiß jedes deutsche Wort ein Plätzchen und einen angemessenen Raum. Kein Wunder daher, daß zwischen ihr und einem Blatte, wie der „Golos", nur allzuoft ein erbitterter Federkrieg geführt wird und scharfe Bemerkungen zu Tage gefördert werden, die man lieber ungeschrieben wüßte. Im Gegensatz zu der lebendigen, frischen, anregenden und festen Haltung der „Neuen Dörpt'schen Zeitung" steht leider die „Alte

„Dörpt'sche Zeitung." Altersschwäche ist nur das hervorragende Merkmal derselben.

Wenig läßt sich die „Reval'sche Zeitung" vernehmen. Wenn es aber geschieht, so kann man überzeugt sein, daß ihre Ansicht auch die des ganzen Landes ist. Mit überzeugendem Eifer trat sie den unsinnigen Ehsten-Auswanderungen entgegen, und noch jetzt läßt sie keine passende Gelegenheit vorüber, um auf die Bodenlosigkeit dieser Velleitäten nachdrücklich hinzuweisen. Hierin liegt ihr Hauptverdienst, und unsere Provinzen können nicht genug dankbar dafür sein.

Vollständig unbedeutend wäre die „Libau'sche Zeitung", wenn sie nicht durch ihre ganz konfuse Haltung zeitweilig die allgemeine Unzufriedenheit erregt hätte. Ihre Kirchthurms-Politik in der baltischen Eisenbahn-Frage veranlaßte sie sogar, sich der moskowitischen Preß-Clique in die Arme zu werfen. Um eine unausführbare Marotte durchzusetzen, machte sie mit der größten Insolenz gegen die baltische Presse Front und fiel natürlich mit ihrem Eisenbahn-Antrage glänzend durch. Jetzt scheint sich ihre Hitze gelegt zu haben, und augenscheinlich will sie wiederum in vernünftigere Bahnen einlenken.

Als Schluß diene noch die erfreuliche Umkehr der „Moskau'schen Deutschen Zeitung" von ihren früheren Irrwegen. Sie befolgt jetzt mit lobenswerthem Nachdruck ein Programm, das stracks dem früheren des Hern Wolman zuwiderläuft.

Nord-Amerika.

Amerikanisches über Europa.*)

Es ist schwer, ja beinah unmöglich, die Verhältnisse in denen wir leben, die Umgebungen in denen wir aufgewachsen, so objectiv zu betrachten und darzustellen, daß wir uns durch keinerlei liebgewordene Gewohnheit beeinflussen lassen. Dagegen ist es interessant und belehrend, den Eindruck zu beobachten, den das uns Gewohnte und Altbekannte auf denjenigen macht, der ihm ganz fremd, ohne Vorliebe wie ohne Abneigung mit freiem Blick entgegentritt und es unbefangen auf sich einwirken läßt. Dies Gefühl ward sehr lebendig beim Lesen des vorliegenden Buches, worin ein Amerikaner die in Europa empfangenen Eindrücke schildert. Der Verfasser ist ein Mann, dessen früher erschienenes Werk „My Summer in a Garden" — Referenten leider unbekannt — von der amerikanischen Presse sehr gelobt ward, ein Urtheil, in das wir, nach dem Inhalt des vorliegenden zu schließen, wohl mit einstimmen dürften. — Mit freiem, sicherm, schnell und scharf beobachtendem Blick übersieht der Bürger einer neuen, noch im Werden begriffenen Welt die ihm so fremden, ihm oft so eigenthümlich scheinenden Verhältnisse einer alten, sich zum Theil schon überlebt habenden. In schnellem Fluge führt er uns über Paris und London, durch die Niederlande an den Rhein, in die Alpen, nach Bayern und endlich in das sonnige Land der Goldorangen, wo jeder Schritt über die Gräber der großen Vergangenheit führt. Besonders angezogen hat uns die frische, lebendige Schilderung des kaiserlichen Paris vor den Schreckenstagen, ohne Ahnung der nicht gar fernen, furchtbaren Verwüstung (1868). Am meisten hat uns natürlich die Partie des Buches interessirt, welche Deutschland gewidmet ist und welche auch der Verfasser mit besonderer Vorliebe behandelt zu haben scheint. Es that unserem deutschen Herzen wohl, solche Worte zu lesen wie: „One gets to love Germany and the Germans as he does no other country and people in Europe". — Mit klarem Blick überschaut Herr Warner auch die politischen Verhältnisse, und das Kapitel über den Ultramontanismus ist leider noch immer nicht ad acta zu legen. Unendlich vieles hat sich freilich seitdem (1868) in den deutschen Verhältnissen so gründlich und so glücklich umgestaltet, daß wir wünschen, der amerikanische Beobachter möge seinen Besuch in unserem Vaterlande recht bald wiederholen, sich auch den Norden Deutschlands einmal betrachten, und seinen Landsleuten von dem geeinten Kaiserreich berichten.

Das Buch will nicht eigentlich belehrend sein; es hat allen schwerfälligen Unterrichtungs-Ballast über Bord geworfen, aber die Darstellung giebt trotz, oder vielmehr gerade wegen ihrer pikanten Leichtigkeit ein anschauliches, lebensvolles Bild der geschilderten Gegenstände; sie weiß oft mit wenigen feinen Strichen diesem Gegenstand selbst gleichsam individuelles Leben einzuhauchen. Dabei durchzieht das Ganze ein gewisser trockner Humor, der den besseren amerikanischen Schriftstellern häufig eigen, und eine leichte Ironie, die beständig über ihrem Gegenstande schwebt und der Darstellung eine pikante Würze verleiht. Nur darf man das Buch nicht in Einem Zuge lesen, sondern muß mit dem Autor hier und da rasten. Die bunten Bilder zeigen eine gewisse leichte Gleichmäßigkeit der Behandlung, die es angenehmer macht, sie langsam und vereinzelt aufzurollen und jedes für sich zu betrachten. Sehr schön ist die Darstellung Sorrents; es ist als läge warmer Sonnenglanz über der ganzen Schilderung dieses Stückchen Paradieses.

M. B.

*) Saunterings, by Charles D. Warner. Boston, James R. Osgood & Co., 1872.

Kleine literarische Revue.

— **Der Kalender aller Kalender** ist und bleibt der in Leipzig bei J. J. Weber erscheinende „Illustrirte".*) Der vorliegende achtundzwanzigste Jahrgang bietet zahlreiche Verbesserungen und Erweiterungen in Stoff und Anordnung dar. Das „Calendarium" ist so reich und mannigfaltig, wie kein anderes. Die Geschichtstafel behandelt die interessante Periode von 1524 bis und mit 1534 und giebt zu mancherlei Vergleichungen mit der Gegenwart Stoff. In der „Illustrirten Chronik" sind im Geschichts-Abschnitt die Kultur-Bewegungen in Kirche und Gesellschaft und deren Verhältniß zum Staate besonders hervorgehoben. Die versuchte Ausdehnung der päpstlichen Macht, welche durch unfehlbare Ansprüche die ehedem besessene Herrschaft über Regierungen und Völker, über das Familienleben in allen seinen Beziehungen wieder zu gewinnen und den Fortschritt der Zeit in Erkenntniß und Wissenschaft zurückzudrängen sucht, sowie andererseits die Bestrebungen der Socialisten, die eine vollständige Umwälzung in Staat und Kirche, in Eigenthums- und Erwerbs-Verhältnissen, wie überhaupt in allen gesellschaftlichen Zuständen, zu erwirken bemüht sind, erfahren vom wissenschaftlichen Standpunkt aus ihre Beleuchtung und Würdigung.

*) Illustrirter Kalender für 1873. Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Volksleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. 28. Jahrgang, mit 72 in den Text gedruckten Abbildungen, 12 Sternkarten und 12 Monats-Vignetten. Pr. 1 Thlr. Leipzig, J. J. Weber.

Mit Bezug auf die im Jahre 1873 bevorstehende Weltausstellung in Wien wird ein Blick auf die großen Fortschritte geworfen, die das gewerbliche Leben seit 1867, der Zeit der Weltausstellung von Paris, überall gemacht hat. Im geographischen Abschnitte der Chronik finden die Neugestaltungen und Forschungen in allen fünf Welttheilen in vollständiger und übersichtlichster Weise ihre Stelle. Das selbständige Vorgehen Deutschlands in Geschmack und Sitte, die Emancipirung vom Uebergewichte Frankreichs, welches Land bisher allen Völkern das Gesetz der Mode vorschrieb, ist im „Frauen-Kalender" treffend geschildert. Der statistische Theil des Jahrbuchs hat außerordentlich an Vollständigkeit und Vergleichungs-Objekten gewonnen. Ebenso hat der literarische, der wissenschaftliche und der Kunst-Kalender an Reichthum zugenommen. Die Illustrationen sind, wie man sie von der Verlagshandlung der „Illustrirten Zeitung" erwarten kann, überraschend durch ihre Mannigfaltigkeit und Gediegenheit.

— **Steffens, Trewendt und die ethnologische Zeitschrift.** Dem wissenschaftlich ernsten und vielseitigen Kalender der „Illustrirten" reihen sich die leichtgeschürzten Musen der beiden norddeutschen Volkskalender Steffens*) und Trewendt**) in gewohnter, liebenswürdiger Weise an. Beide bringen wieder jene von den Versen volksbeliebter Dichter, wie Holtei, H. Kletke, E. Meyer u. A. erläuterten Stahlstiche anmuthiger Genrebilder, die in beiden Kalendern einen fast zum Verwechseln gleichen Character haben. Steffens hat sich diesmal mit einer kleinen Novelle von Paul Heyse: „Er soll dein Herr sein", sowie mit einer Skizze des „wieder unser" gewordenen, altdeutschen Straßburg, von Julius Rodenberg, zu schmücken gewußt. Carl Ruß schildert einen Besuch bei dem Schimpanse und dem Orangutang des Berliner zoologischen Gartens, und ohne sich für oder gegen die Lehre Darwin's zu erklären, weiß der Herausgeber des beliebten Journals „Die gefiederte Welt" in populärer Weise das Menschenähnliche in jenen Thieren zu schildern, die, wenn sie auch körperlich dem Genus homo sehr nahe kommen, doch was das sapiens betrifft, ihm viel ferner stehen, als der Elephant, der Hund, der Kanarienvogel und selbst die Ameise. Das bloß mechanische Nachahmungs-Vermögen hat mit der Denkkraft des Menschen nicht das Mindeste gemein. Einen anderen Besuch bei einem Schimpanse, und zwar dem des Berliner Aquarium, schildert das neueste Heft der Zeitschrift für Ethnologie,***) wo Herr Dr. Carl Nißle einen förmlichen Nekrolog dieser vielbewunderten und wegen ihres baldigen Ablebens vielbetrauerten „Molly" liefert. Herr Nißle versichert, daß sich der „Charakter" und die „Begabung" seiner Heldin ohne alle Anleitung und Dressur entwickelt haben, doch sind wir nicht geneigt, dies für unbedingt richtig zu halten. Welche Schule Molly durchgemacht, bevor sie nach Berlin kam, weiß Herr Nißle ebenso wenig, als wir. Daß dasselbe Heft der ethnologischen Zeitschrift, deren Herausgeber bekanntlich keine unbedingten Verehrer der Darwin-Vogt'schen Affen-Anthropologie sind, auch noch anderweitige Beobachtungen (von Brehm, Hermes u. A.) über den Schimpanse enthält, ist jedenfalls ein glückliches Zusammentreffen.

*) Steffens Volkskalender, 1873. Berlin, Louis Gerschel.

**) Trewendt's Volkskalender, 1873. Breslau, Eduard Trewendt.

***) Herausgegeben, unter Mitwirkung Virchow's, von A. Bastian und R. Hartmann. Berlin, Wiegandt und Hempel.

— **Kohl's Nordwestdeutsche Skizzen.** Bremen zum Mittelpunkt wählend, machte der wohlbekannte Reisende J. G. Kohl die Weser hinauf und hinab, ostwärts zur Elbe und westwärts zur Ems eine Menge von Ausflügen, und sammelte das Ergebniß seiner Beobachtungen und Studien in einer Reihe von unterhaltenden und belehrenden Skizzen*), deren erster Theil nun in zweiter Auflage uns vorliegt. Die Absicht des Verfassers, ein Gesammtbild des nordwestlichen Deutschland zu entwerfen, ist ihm vortrefflich gelungen. Nur Wenige dürfte es geben, die nicht viel Neues und Wissenswerthes aus der Lektüre der höchst anschaulich geschriebenen Aufsätze erfahren werden; man ahnt nicht, welche Fülle eigenthümlichen, noch fast ganz unbekannten Stoffes auf topographischem und ethnologischem Gebiet in unserer Nähe vorhanden ist. Als im Jahre 1863 das Buch in erster Auflage erschien, waltete zum zweiten Mal der glücklicherweise jetzt gründlich verstorbene Bundestag in Frankfurt. Ihm lag damals die Entscheidung über einen Krieg ob, der komischer Weise um den Besitz des Steinhuder Meeres zwischen Hannover und Bückeburg entbrannt, und in einer Nacht von den Hannoveranern, am folgenden Tage aber von den Bückeburgern mit heftigem Schießen in die Luft und großem Trompetengeschmetter geführt worden war. Es ist schade, daß die zweite Auflage nicht mittheilt, welcher Friede diesen Frosch- und Mäuse-Krieg glücklich beendet hat. Als besonders interessant heben wir die Kapitel über das Steinhuder Meer, den Besuch im Dom zu Verden, das schwimmende Land von Waakhusen, und die Pfropfenschneider bei Delmenhorst hervor.

— **„Herz und Geld".****) Die Bezeichnung Polizeiroman wird sicherlich zwei Klassen von Lesern irre führen. Offenbar ist sie darauf berechnet, solche Sensationssüchtige anzulocken, die sich gern an den Erzählungen von verwegenen Verbrecherstückchen in ihrer sichern Sopha-Ecke ergötzen, zugleich aber wird dieser Titel alle zarter empfindenden Naturen zurückschrecken, die sich mit geheimem Schauder von Allem, was an Verbrechen streift, abwenden. Jene werden sich arg getäuscht finden, ein Paar ganz unnöthige Scenen in einem Hamburger Verbrecher-Schlupfwinkel abgerechnet, hat die hohe Polizei mit der ganzen, höchst harmlosen Geschichte gar nichts zu schaffen, und die andere Leserklasse, die vor dem Titel Polizeiroman flieht, könnte die zartesten Empfindungen der Liebe und Freundschaft, in unsäglicher Breite geschildert, genießen, ja, und dies ist so ziemlich das einzige Lobende, was wir von dem Buche zu sagen wüßten: die jüngsten Jungfräulein könnten dreist sich in die drei Bände vertiefen, so wenig Anstößiges kommt darin vor.

Literarischer Sprechsaal.

Am 23. October verstarb in Brüssel, im Alter von 71 Jahren, Dr. W. Coremans, einer der um germanische Sprachwissenschaft und Literatur verdientesten belgischen Gelehrten. In Brüssel geboren, ist Coremans als Publicist zuerst in Deutsch-

*) Nordwestdeutsche Skizzen. Fahrten zu Wasser und zu Lande in den unteren Gegenden der Weser, Elbe und Ems. Von J. G. Kohl. Zweite Auflage. Erster Theil. Bremen 1873. Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung.

**) Ein Polizeiroman von F. Ch. B. Avé-Lallemant Dr. b. R. Hannover, Karl Rümpler, 1871. 3 Bde.

land aufgetreten, und zwar lebte er eine Zeitlang in München und nachmals auch in Stuttgart, wo er sich mit Uhland und Gust. Pfizer eng befreundete. Coremans war einer der frühesten Vorkämpfer der deutschen Einheit, von welcher allein er Deutschlands politische Freiheit erwartete. Im J. 1846 redigirte er in München ein Journal unter dem Titel „Freie Presse", worin er diese Idee entwickelte, die ihm jedoch vielfache gerichtliche Verfolgungen und zuletzt auch Kerkerstrafe zuzog, nach deren Abbüßung er sich zunächst in die Schweiz und dann nach seinem belgischen Vaterlande zurückzog. Er hörte nicht auf, gleichzeitig in deutscher, französischer und vlamischer Sprache zu schreiben, zu dichten, und historische und politische Arbeiten zu publiciren. Zwei seiner bekanntesten Schriften sind: „La Belgique et la Bohême, traditions, coutumes et idées populaires" und „L'année de l'ancienne Belgique". Im königlichen Archiv zu Brüssel erhielt er eine Anstellung als Conservator, und zahlreiche, von ihm herrührende Einrichtungen bezeugen dort seinen Fleiß und seine Wirksamkeit. Gleichwohl wurde der siebzigjährige Greis von dem jesuitischen Minister des Innern, Korvijn van Lettenhove, plötzlich des Dienstes entlassen, weil er während des deutsch-französischen Krieges in den ihm zu Gebot stehenden, öffentlichen Blättern, namentlich in der „Zweep", entschieden Partei für Deutschland genommen und mit patriotischem Eifer gegen die sittenlose Französirung Belgiens aufgetreten war. Vergeblich bat er den König der Belgier um Beistand in seiner durch jene Minister-Willkür herbeigeführten persönlichen Noth. Das Einzige, was er nach langen Verhandlungen erreichte, war ein Pensions-Almosen, das zu klein war, um davon zu leben und eben nur ausreichte, seinen Tod zu beschleunigen.

Die kürzlich von einem Belgier, Herrn Edouard Delinge, herausgegebene und in Brüssel publicirte französische Uebersetzung von Goethe's „Hermann und Dorothea"*) begrüßen wir gern als ein neues Zeugniß für das in den Südniederlanden mehr und mehr zur Erscheinung kommende Bestreben, deutsches und französisches Geistes- und Gefühlsleben zu vermitteln. Besonders diese liebliche Dichtung Goethe's, welche die Rückkehr einer deutschen Tochter des Elsaß in den Schooß des Mutterlandes feiert, eignet sich dazu, vergleichende Blicke auf das häusliche, wie auf das öffentliche Leben der Familien und der Gemeinden beider Nachbarländer zu werfen und ein richtiges Verständniß der unterscheidenden, wie der übereinstimmenden Momente Beider zu gewinnen. Der Uebersetzer hat den Ton des Originales vortrefflich wiederzugeben verstanden, obwohl er natürlich keine Hexameter dichten durfte, da der französische Sprachgeist keine reimlosen Verse kennt. Wir theilen zur Probe die Einleitungs-Strophe des ersten Gesanges mit:

Non vraiment, jusqu' ici, la place ni les rues
Si desertes jamais ne me sont apparues.
La ville est-elle vide ou morte tout à fait?
De tous nos citadins, c'est à peine, en effet,
Même dans ce quartier, s'il en reste cinquante,
Bien qu'au milieu du jour la foule y soit fréquente.
La curiosité, que ne peut-elle pas?
Voici qu'en ce moment chacun presse le pas
Pour guetter ces proscrits que plus rien ne protége.
D'ici jusqu'à la route où passe le cortége
Il faut marcher une heure: on y court cependant,
A travers la poussière et par un ciel ardent,
Je me garderai, moi, de bouger de ma place
Pour voir ces pauvres gens que de leur gîte on chasse;
Avec le peu qu'il a sauvé sur le butin
Ce peuple a dû quitter l'autre rive du Rhin,
Si belle, et nous survient en ce doux coin de terre,
La fertile vallée, heureuse et solitaire
Dont il suit, en fuyant, les sinuosités.

*) Hermann et Dorothée, poème de Goethe, traduit en vers par Edouard Delinge. Bruxelles, N. A. Lebègne & Co., 1872.

Der österreichische Graf Hans Wilczek, der im vorigen Sommer eine Nordpol-Expedition unter Führung des Commodore Freiherrn v. Sterneck auf eigene Rechnung unternahm und dazu dasselbe norwegische Schiff „Isbjörn" gemiethet hatte, auf welchem Oberlieutenant Payer seine erste Nordpolfahrt gemacht, ist, wie die Köln. Ztg. meldet, einer jüngst an seine Familie eingetroffenen Depesche zufolge, kürzlich in Kasan angelangt. Er hat den „Isbjörn" an den Petschora-Mündungen verlassen, dem der Expedition affiliirten Photographen den Transport seiner reichhaltigen Sammlungen über Bergen nach Wien überlassend. Der Graf selbst wird mit den ihn begleitenden Herren in circa 14 Tagen Petersburg erreichen und hat vor, etwa Mitte November in Wien einzutreffen. Die Schaluppe „Isbjörn" ist am 4. October nach Tromsö zurückgekehrt. Sie hatte vergebens versucht, Giles-Land, welches mit Eis umgeben war, zu erreichen. Sie ging daher östlich nach Nowaja-Semlja, wo sie mit dem Dampfschiff „Tegetthoff", welches die zweite österreichische Expedition unter Leitung der Herren Weyprecht und Payer führt, zusammentraf. Die Eisverhältnisse waren, wie der Führer des „Isbjörn" berichtet, so ungünstig, daß die Offiziere des Dampfschiffes beschlossen, auf Nowaja-Semlja zu überwintern, um nächstes Frühjahr die Reise um die Nordküste dieses Landes herum fortzusetzen, und falls sich kein offenes Wasser bis zu den Polen findet, zu versuchen, längs der Nordküste Asiens bis zur Behringsstraße vorzudringen.

Im „Geselligen Lehrer-Verein" zu Berlin hielt vor einigen Tagen Herr Waldstedt einen Vortrag über die neuen deutschen Schulen im Elsaß, die er besucht hatte. Mit Rückert's Worten:

Nun werden teutsch die Gauen,
Vom Wasgau bis zur Pfalz,
Und wieder wird man bauen
Hier eine Kaiserpfalz,

führte der Redner die Zuhörer durch die Schulen, durch Straßburg, Bar, Colmar, Markirch, Gebweiler, Mühlhausen, Schlettstadt ꝛc., wie durch die Dorfschulen des Elsaß. Ueber den Besuch des Lyceums zu Straßburg im neuen Schuljahr 1871/72 theilte Redner mit, daß dasselbe von 404 Schülern, welche wiederum in 9 Klassen vertheilt sind, besucht wird, von welchen 90 Kinder Elsässer, 301 eingewanderte Deutsche, 13 Ausländer sind, die wiederum 301 evangelische, 83 katholische und 20 israelitische Kinder repräsentiren. Die Dorfschulen, die zuerst kaum besucht waren, weisen jetzt schon durchschnittlich 40—80 Knaben und Mädchen auf. Deutsche Schulkräfte thun das Ihrige, eine deutsche Jugend im Elsaß großzuziehen.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] — Berlin, den 16. November 1872. — [N° 46.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

D. F. Strauß: Der alte und der neue Glaube.*)

Die christlich-kirchliche Gemeinschaft bietet gegenwärtig den Anblick einer gewaltigen, von den geistigen Mauern des Dogmen-Glaubens eingeschlossenen Menschenmasse dar, in welcher ein unheimliches Gedränge stattfindet. Nach den verschiedensten Richtungen hin stoßen zahlreiche Haufen gegen einander; im Katholicismus widerstreben die Altkatholiken dem Ansturm der Verehrer des unfehlbaren Papstes, im Protestantismus ringt der Protestanten-Verein nach Luft vor den beklemmenden Satzungen der Orthodoxie, und inmitten dieser Hauptströmungen wühlen, bald nach rechts, bald nach links, hier vor- dort rückwärts, heftig bewegte Nebenzüge. Aus Furcht, jeden Halt zu verlieren, und ins Bodenlose zu fallen, wagt keiner den altgewohnten Raum zu verlassen, obschon eine große Menge der Eingeengten unter dem Mangel an frischer Luft schmerzlich leidet, und gern nach einem gesünderen Ort entweichen möchte, wenn sie nur Sicherheit empfinge, daß auch außerhalb jedes Kirchenglaubens fester Grund vorhanden ist, für alle höheren Güter des Lebens, für Sittlichkeit und Humanität, für Wissenschaft und Kunst. Im Namen derer, welche bereits auf freiem Gebiet sich bewegen und der wohlthätigen Wirkungen einer neuen Weltanschauung sich bewußt geworden, — er nennt sie „wir" ohne ein Mandat vorzuweisen, und muß also auf Widerspruch gefaßt sein, — erhebt David Friedrich Strauß mächtig die Tuba, und schmettert in die Kriegsrufe der Dogmen-Vertreter ein hellklingendes „Bekenntniß" hinein, vortrefflich geeignet, zu den Ohren Vieler zu schallen. Den alten Glauben und die moderne Wissenschaft stellt er in klaren, scharfen Umrissen einander gegenüber, um auf diese Weise jeden Denkenden in den Stand zu setzen, selbst sich ein Urtheil darüber zu bilden, auf welcher Seite „der in menschlichen Dingen nicht zu vermeidenden Dunkelheiten und Unzulänglichkeiten mehr sind."

*) Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß von David Friedrich Strauß. Leipzig, S. Hirzel, 1872.

Jede Sekte des Christenthums erhebt den Anspruch, die eigentlich rechtmäßige zu sein, das wahre Christenthum zu enthalten und zu verkünden; will man keine vernachlässigen und keine bevorzugen, so bleibt nichts übrig, als die christliche Religion in der Gesammtheit ihrer einzelnen Confessionen zu sehen. Das allen Gemeinschaftliche unterzieht Strauß einer kurzen aber vollständigen Prüfung. Mit fester, wohlgeschulter Hand sondirt er jedes Hauptdogma; er zeigt die unausfüllbare Kluft, welche zwischen dem Wortlaut der Symbole und dem modernen Bewußtsein der gebildeten Mehrzahl sich geöffnet hat, und antwortet schließlich auf die Frage: „Sind wir noch Christen?" mit den Worten: „wenn wir nicht Ausflüchte suchen wollen, wenn wir nicht drehen und deuteln wollen, wenn wir Ja Ja und Nein Nein bleiben lassen wollen, kurz, wenn wir als ehrliche, aufrichtige Menschen sprechen wollen, so müssen wir bekennen: wir sind keine Christen mehr."

Allein damit ist der erste Theil des Thema nur zur Hälfte erschöpft. Das Christenthum ist nur eine Form der Religion; man kann religiös sein, ohne sich für einen Christen zu erklären; also lautet die zweite Frage: „Haben wir noch Religion?" Mit der Antwort: „ja oder nein, je nachdem man es verstehen will", dürften die „wir" vollkommen einverstanden sein. Erblickt man das Wesen der Religion in dem Gefühl der Abhängigkeit von etwas mit Worten nicht Auszudrückendem, durchaus Unnennbarem, so ist Niemand ohne Religion. Ob er das seiner klaren Erkenntniß Unzugängliche Gott, Universum oder irgend wie anders bezeichnet, wird gleichgiltig.

„Gefühl ist Alles;
Name ist Schall und Rauch
Umnebelnd Himmelsgluth —"

und aus vollem Herzen antworten wir freudig Ja. Denkt man hingegen durch Kniebeugen, Opfern, Beten, Glauben u. s. w. Einfluß zu erringen auf das Unaussprechliche, und hält man diese Thätigkeit für Religion, so ist unsere Antwort jedenfalls: nein, diese Sorte der Religion kennen wir nicht. Aber gegen Manches, was dieses Kapitel sonst noch enthält, werden Viele, die Strauß zu den Seinen rechnet, Protest einlegen. Zuerst gegen seine Behandlung der Unsterblichkeit. Kein Argument verschlägt gegen den Gläubigen, der einfach sagt: Wenn ich das Wie und das Wo meines Glaubens angeben könnte, so glaubte ich nicht mehr, sondern ich wüßte; ich fühle mich unsterblich, und das Gefühl ist unwiderleglich, seiner selbst gewiß, sogar wenn es als krankhaft erkannt wird, was in diesem Fall übrigens unmöglich ist. Da sich weder die Bejahung noch die Verneinung erweisen läßt, so wäre es besser, die Angelegenheit jedem Einzelnen anheim zu stellen. Etwas viel Schlimmeres widerfährt Strauß in seiner Polemik wider den Pessimismus. Er sagt: „Wir wollten erproben, ob unser Standpunkt, dem das gesetzmäßige, lebens- und vernunftvolle All die höchste Idee ist, noch ein religiöser zu nennen sei, und schlugen darum Schopenhauer auf, der dieser unsrer Idee bei jeder Gelegenheit in's Gesicht schlägt. Dergleichen Ausfälle wirken auf unsern Verstand als Absurditäten; auf unser Gefühl aber als Blasphemien. Es erscheint uns vermessen und ruchlos von Seiten eines einzelnen Menschenwesens, sich so keck dem All, aus dem es stammt, von

dem es auch das bischen Vernunft hat, das es mißbraucht, gegenüberzustellen. Wir sehen eine Verleugnung des Abhängigkeitsgefühls darin, welches wir jedem Menschen zumuthen. Wir fordern für unser Universum dieselbe Pietät, wie der Fromme alten Stils für seinen Gott. Unser Gefühl für das All reagirt, wenn es verletzt wird, geradezu religiös." Also um zu probiren, ob er noch auf religiösem Standpunkte sich befinde, schlägt Strauß die Schriften eines von ihm zum Studium empfohlenen Philosophen auf, der eine andere höchste Idee vertritt, als die Straußische, und siehe da, der Versuch gelingt prächtig. Der Experimentirende fängt augenblicklich an, kraftvoll zu schmähen, klopft sich empört an die Brust und ertheilt sich sodann das beruhigende Zeugniß, er habe geradezu religiös reagirt. Aeußert sich die religiöse Reaction des neuen Glaubens so ungeberdig, dann sei es dem alten, noch nicht so fein gebildeten, verziehen, daß er zeitweilig zu Ehren seiner höchsten Idee auch ein Schrittchen weiter ging. Auf diesem Wege befindet sich der Wortführer seiner Partei hoffentlich ganz einsam und allein. Was sollen ferner die Sophistereien gegen den Pessimismus? Die philosophischen Grundbegriffe Schopenhauer's, v. Hartmann's und ihrer Anhänger sind: Wille und Vorstellung. Im Verlauf ihrer Untersuchungen gelangen sie zu dem Resultat, der Wille habe sich geirrt, als er sich objectivirte, und hätte besser gethan gar nicht in's Dasein zu treten. Der ist ein genügsamer Philosoph, dem diese Grundbegriffe und dieses Ende genügen; wer aber beides als unzureichend erkennt, der soll widerlegen, oder schweigen; nur soll er keine Sophistik treiben. Das thut Strauß, welcher drucken läßt: „Wenn die Welt ein Ding ist, das besser nicht wäre, ei so ist ja auch das Denken des Philosophen, das ein Stück dieser Welt bildet, ein Denken, das besser nicht dächte. Der pessimistische Philosoph bemerkt nicht, wie er vor Allem auch sein eigenes, die Welt für schlecht erklärendes Denken für schlecht erklärt; ist aber ein Denken, das die Welt für schlecht erklärt, ein schlechtes Denken, so ist ja die Welt vielmehr gut". Mit dem Maß, mit dem du missest, sollst du gemessen werden. Wie würde es Strauß, der seine höchste Idee „vernunftvoll" nennt, gefallen, wenn er zu hören bekäme: ist dein All vernunftvoll, so ist jede Schandthat, jede Unsittlichkeit, jede Verrücktheit, lauter Stücke deines All, vernunftvoll. Welche Logik hat dem letzten Satz des Citates zur Geburt verholfen? Angenommen ein Schwachkopf fände David Friedrich Strauß im Grunde sehr gescheidt, folgte daraus wirklich, Strauß sei vielmehr das Gegentheil? Ferner die Behauptung: „jede wahre Philosophie ist nothwendig optimistisch, weil sie sonst sich selbst das Recht der Existenz abspricht." Hat man hinter sich die Dogmen zertrümmert, um sie vor sich wieder aufzupflanzen? Jede Philosophie sucht die Welt zu begreifen, jede versucht es auf ihre besondere Art, eine versammelt mehr Anhänger um sich als die andere, eine erhält sich längere Zeit lebendig, als die andere, man mag die eine als irrend nachweisen, der anderen zustimmen, aber jeder wahren Philosophie ihr bestimmtes Endziel a priori vorschreiben, ihr befehlen, wo sie pflichtschuldig am Ende sich einzustellen hat, heißt die Philosophie und alles Philosophiren vernichten, es sei denn, daß der Kommandirende der Unfehlbare, Allwissende ist, der endgiltig entscheidet, welches die allein selig machende Philosophie ewig sein soll und muß. Die Frommen alten Stils werden gewiß nicht ermangeln, diese traurigen Stellen zum Beweise für die reale Existenz des Teufels heranzuziehen, denn sichtlich hat er hier den Verfasser geritten. Der Tiefe, Klarheit und Wissensfülle, die in den Auseinandersetzungen über Polytheismus und Monotheismus, über den religiösen und philosophischen Gottesbegriff, über das Absolute und Persönliche als göttliche Eigenschaften zu Tage treten, thun die Mißgriffe natürlich keinen Abbruch. Das Vortreffliche bleibt vortrefflich, auch wenn in seiner Nähe Widerwärtiges sich befindet.

Vom alten Glauben geht Strauß zur Darlegung des neuen über mit der Frage, „Wie begreifen wir die Welt?" Er beantwortet sie mit dem sauber gearbeiteten Abriß der Lamarck-Kant-Laplace-Geoffroy St. Hilaire-Goethe-Darwinschen Fortbildung und Umwandlungslehre, die bekanntlich noch empfindliche Lücken aufweist, wissenschaftlich noch nicht endgiltig feststeht, noch vielen Aenderungen und Verbesserungen zugänglich ist. Allein mag sie im Laufe der Zeit selbst wesentlich anders sich gestalten als sie jetzt aussieht, der alten Schöpfungstheorie, die in unsern Schulen gelehrt wird, hat sie den Todesstoß versetzt. Das Räthsel des Seins werden wir niemals lösen und das Auftreten der Atome und ihrer Kräfte niemals erklären oder begründen können, aber daß die Dinge nicht so sich verhielten, wie unsere Jugend es vortragen hört, das wissen wir bestimmt. Eingestürzt ist uns das Jahrtausende alte Gebäude, und zum neuen haben wir hier und dort einen Stein, einen Balken, ein wenig Mörtel, aber noch keinen Plan, noch kein irgend wie ausreichendes Material. Vorläufig behilft sich Jeder so gut er kann, meistens elend genug. Die Kräftigsten und Muthvollsten arbeiten und hoffen auf eine bessere Zukunft, Manche suchen und finden in einem seltsamen Pessimismus einen verwunderlichen Trost, Andere beißen in den Apfel gemäßigter Resignation, und die Masse lebt hin, wie sie zu allen Zeiten gelebt hat, plagt sich mit dem Denken so wenig als möglich, kümmert sich nicht darum, daß es zuweilen unheimlich knistert und kracht in ihrer baufälligen Wohnung, wird aber dermaleinst unbefangen in das neue Haus einziehen, sobald man es ihr, fertig gebaut und wohnlich ausgestattet, zur Benutzung darbietet.

Erwiderte man früher auf die uralte Frage,

„Was soll all der Schmerz und die Lust?"

mit diversen Redensarten, die damals schon Keinen auf die Dauer befriedigten, und nun allesammt ganz unbrauchbar geworden, so fordert die neue Weltanschauung eine neue, eine genügende Antwort, und das Kapitel „Wie begreifen wir die Welt?" muß sie enthalten. Strauß beginnt den Abschnitt, welcher zur letzten Frage, „Wie ordnen wir unser Leben?" hinüberleitet, mit den Worten: „Sofern wir also noch von einem Weltzweck reden, bleiben wir uns bestimmt bewußt, daß wir uns lediglich subjectiv ausdrücken, und daß wir nur das darunter verstehen, was wir als das allgemeine Ergebniß des Zusammenspiels der in der Welt wirksamen Kräfte zu erkennen glauben." Und was glauben wir zu erkennen? „Müssen wir so schon bei jedem Theilganzen im Universum, dergleichen das Leben unserer Erde ist, daran festhalten, daß es seinen Zweck zwar in immer höheren Manifestationen, doch an sich in jedem Augenblick erreicht: so gilt von dem Universum als dem unendlichen Ganzen ausschließlich das Letztere. Das All ist in keinem folgenden Augenblicke vollkommener als im vorhergehenden, noch umgekehrt; es giebt in ihm überhaupt einen solchen Unterschied zwischen früher und später nicht, weil in ihm alle Stufen und Stadien der Ein- und Auswicklung, des Auf- und Absteigens, Werdens und Vergehens neben einander bestehen und sich gegenseitig in's Unendliche ergänzen." Mit anderen Worten: das All hat keinen Zweck, denn ein Zweck, der nicht ein Gegenstand des Strebens, sondern in jedem Augenblick ein Erreichtes, ein Fertiges ist, ist kein Zweck. Hat aber das Universum keinen Zweck, so läßt sich für

sein Theilganzes, die Erde, wenig Gutes erwarten. In der That findet sich, daß sie immer höhere Manifestationen veranstaltet, um einem anderen Theilganzen das Gleichgewicht zu halten, das sich mit immer tieferen Manifestationen beschäftigt, wobei ihr der Trost bleibt, daß, wenn sie die tieferen bewerkstelligt, ein anderes Theilganze die entsprechenden höheren übernehmen wird, damit das All keine Einbuße, Störung oder Veränderung erleidet. Gestehen wir doch ein, daß wir von den Zwecken der Erde, der Sonne, des Mondes, der Fixsterne und des Universums nichts, rein gar nichts wissen,*) daß wir den Zweckbegriff nur bei Thieren und Menschen anwenden, nicht aber ihn auf uns ganz fremde Verhältnisse übertragen dürfen, es sei denn mit dem Bewußtsein, daß wir nur **bildlich** reden. Die Natur hat Zwecke, geradeso wie die Nacht eine Person ist. Wir sagen ganz richtig, die Nacht kommt, die Nacht ist schwarz, so lange wir bedenken, daß dieses Subject nur eine von uns gebildete Abstraction ist. Wir sagen ganz richtig, es ist zweckmäßig, daß das Wasser sich wieder ausdehnt, wenn es unter vier Grad Celsius kalt wird, aber wir dürfen nicht vergessen, daß **wir** den Zweck in diese Ausdehnung hineintragen, wie **wir** die Nacht kommen und schwarz sein lassen. Das Zweckmäßige ist das uns Zuträgliche, das Unzweckmäßige das uns Hindernde oder Schädigende. Die Natur, das All, der Zweck, — wir machen uns da mit lauter Abstractionen zu thun und befinden uns auf gefährlich glattem Boden; wenn wir nicht aufpassen, gleiten wir aus, ehe wir's gedacht. Die Erde und das Universum haben mit einem Zweck im eigentlichen Sinn gar nichts zu schaffen. Wie natürlich uns auch die Fragen sich aufdrängen, wozu das Leid, wozu das Leben, wozu die Welt u. s. w., sie sind falsch gestellt, und müssen daher abgewiesen, nicht scheinbar beantwortet werden. Nur die **bewußte** Thätigkeit darf man nach ihrem Zweck fragen, der darin besteht, einem empfundenen Bedürfniß abzuhelfen; der Zweck ist stets Befriedigung eines Verlangens. So lange wir nicht die Bedürfnisse der Natur, des All's kennen, dürfen wir ihnen nicht Zwecke beimessen. Der Drang zur metaphysischen Dichtung ist ein Verführer, vor dem man nicht genug sich selber in Acht nehmen und Andere warnen kann. Er hat Strauß zu Versicherungen über Erde und Universum verleitet, die dem Poeten wohl anstehen mögen, deren der Philosoph sich besser enthalten hätte. Also nicht: zu welchem Zweck sind wir da — die Frage ist falsch; wir **sind** keine Zwecke, wenigstens wissen wir nichts davon, sondern wir **haben** Zwecke, und es bleibt eine wohl aufzuwerfende Frage: „Wie ordnen wir unser Leben?"

Strauß erörtert sie ziemlich ausführlich im vierten Kapitel; er versucht sich in einer Grundlage für Moral und Religion, er zieht das Verhältniß unserer höheren und niederen Anlagen, die Ehe, die Stämme, die Völker, Frieden und Krieg, Monarchie und Republik, und vieles andere hierher Gehörige in den Kreis seiner Betrachtung; — auf den kürzesten Ausdruck gebracht würde die Antwort, welche der obigen Frage zu Theil wird, lauten: so, daß wir die humansten Zwecke mit den wirksamsten Mitteln erreichen; Schade nur, daß damit, wie mit Allgemeinheiten stets, nichts gewonnen ist. Welche Bestrebungen human sind, welche nicht, ob dieses Mittel wirksamer sei oder jenes, ob, beispielsweise, die Vertheidiger oder die Angreifer der Todesstrafe den humanen Standpunkt einnehmen, ob das allgemeine Wahlrecht oder eine gewisse Beschränkung desselben dem Wohl des Staates förderlicher sei, ob man eine Aristokratie begünstigen oder bekämpfen solle, ob der Krieg bei den Menschen dieselbe unentbehrliche Rolle spiele, wie das Gewitter in der Natur, oder ob nicht, darüber wird Streit herrschen unter den Anhängern der Dogmen, gewiß aber auch unter „uns", und Strauß verkündet in diesem Kapitel nur sein persönliches, immerhin interessantes Credo. Eine Stelle daraus dürfte besonderes Aufsehen erregen: „In der Monarchie ist etwas Räthselhaftes, ja etwas scheinbar Absurdes; doch gerade darin liegt das Geheimniß ihres Vorzugs. Jedes Mysterium erscheint absurd, und doch ist nichts Tieferes, weder Leben noch Kunst noch Staat, ohne Mysterium." Auch diesem Ausspruche fehlt es nicht daran.

Den Schluß bilden zwei Zugaben, „Von unsern großen Dichtern", und „Von unsern großen Musikern"; keineswegs bloße Anhängsel, sondern organische Theile des Ganzen. Die Leistungen des nüchternen Verstandes, die Schätze der Wissenschaft allein gewähren der modernen Weltanschauung nicht volle Befriedigung; auch sie bedarf der Erbauung, des Trostes, der Erhebung, und findet sie in der Kunst, vorzugsweise in der Poesie und Musik.

„Man wendet ein, das sei doch immer nur eine Auskunft für Gelehrte, mindestens Gebildete; für den schlichten Mann aus dem Volke sei das viele Lesen und Studiren nicht. Ihm fehle dazu die Zeit und das Verständniß. Unsere Dichter insbesondere seien ihm noch zu hoch. Für ihn sei die Bibel, die verstehe er. Verstehe er? Die Bibel? Wie viele Theologen verstehen sie denn? wollen sie verstehen? Ja, man meint die Bibel zu verstehen, weil man gewohnt ist, sie nicht zu verstehen. Auch trägt der heutige Leser sicher ebensoviel Erbauliches in sie hinein, als er aus ihr entnimmt. Von Büchern wie die Offenbarung Johannis und die meisten Propheten des alten Testaments gar nicht zu reden; aber man soll doch ja nicht meinen, daß Lessings Nathan oder Goethes Hermann und Dorothea schwerer zu verstehen seien und weniger „Heilswahrheiten", weniger auch goldene Sprüche enthalten, als ein Paulinischer Brief oder eine Johanneische Christusrede. Und eben wenn künftig auch unsre Bauernkinder in der Dorfschule weniger mit palästinischer Geographie und Juden-Geschichte, mit unverständlichen Glaubenssätzen und unverdaulichen Sprüchen geplagt werden, wird um so mehr Zeit übrig bleiben, sie zur Theilnahme an dem geistigen Leben des eignen Volks, zum Mitschöpfen aus seinen so reichen Kulturquellen heranzubilden."

Die Zugaben des Buches enthalten Strauß's Auffassung und Werthschätzung von Lessing, Goethe, Schiller, Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven. Sie zeichnen sich aus durch warme Empfindung und glänzende Sprache; man mag verschiedener Ansicht sein über einzelne Urtheile, im Ganzen werden sie jeden, der Sinn hat für Literatur und Musik, sehr wohlthuend berühren.

Wenn kühle Erwägung allein oder auch nur zum größeren Theil das menschliche Leben beherrschte und regelte, so würde die neueste Arbeit des berühmten Autors, trotz mancher Auswüchse und Mißgriffe, sicherlich einen großen Einfluß gewinnen auf die Entwickelung unserer Verhältnisse, wesentlich beitragen zur friedlichen Beendigung leidenschaftlich geführter Kämpfe, und kräftig einwirken auf die Beseitigung falscher Skrupel und quälender Wahngebilde; allein was vermag ruhige Ueberlegung gegen die Großmächte des Menschengeistes, die dunklen Gefühle, die blinden Leidenschaften, die unklare Angst, angeerbte Gewohn-

*) Wir wissen doch wohl, daß das Universum mit seinen Sonnen, Fixsternen, Erden, Monden ꝛc. Ein Ganzes ist, dessen All-Einheit und mathematische Hinaufführung zu einer Spitze und Urkraft der Universums-Pyramide von der Naturwissenschaft mehr und mehr erkannt und nachgewiesen werden dürfte. D. R.

heit und eingewurzelte Vorurtheile? Haltbar sind die religiösen Zustände der Gegenwart nicht, und die Bedingungen, unter denen heutzutage etwas Besseres Wurzel schlagen soll, sind himmelweit verschieden von dem, was jemals in früherer Zeit stattfand, wenn ein Glaube neu keimte. Der Kern, welchen Strauß zu pflanzen unternimmt, hat keine Aussicht, ein Frucht und Schatten spendender Baum zu werden, aus ihm kann nur Gesträuch und Buschwerk hervorgehen, brauchbar und dankenswerth, aber kein Ersatz für den rettungslos absterbenden Wald. Der Menschheit zu helfen vermag nie ein Einzelner; auch das Christenthum war das Werk Vieler; die Zukunft liegt vorläufig in tiefes Dunkel gehüllt, aber dem Dunkel folgte bis jetzt immer der Tag.

„Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
„Von ihrem künft'gen Futter sprechen?
„Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
„Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
„Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los,
„Und eilt auf Fittigen der Rose in den Schooß."

O. E. Seemann.

Der gegenwärtige Zustand der Stellar-Astronomie.

Von dem Handbuche der allgemeinen Himmelsbeschreibung, welches den Herausgeber der naturwissenschaftlichen Zeitschrift „Gäa", Herrmann J. Klein, zum Verfasser hat, ist vor Kurzem der zweite Band*) erschienen, welcher auch als selbständiges Werk einzeln käuflich ist, und in ebenso umfassender Weise den Fixsternhimmel behandelt, wie der Erstere die Sonne mit den sie umkreisenden Gestirnen. Wir finden hier mit dem größten Fleiße eine außerordentliche Menge von Daten, Beobachtungen und Bestimmungen gesammelt, so daß man alles Dasjenige, was in irgend einem Theile dieses wichtigsten Theiles der Sternkunde bisher geleistet wurde, übersichtlich zusammengestellt findet. Wir wollen hiernach versuchen, von dem gegenwärtigen Zustande der Stern-Astronomie, durch kurze Repetition der hauptsächlichsten in den einzelnen Abschnitten dieses Buches angeführten Resultate, ein anschauliches Bild zu entwerfen. Nach einer kurzen historischen Einleitung über die Einführungszeiten der Sternbildernamen, kommt der Verfasser auf den unendlichen Weltraum und die ihn erfüllende Materie, der man seit den ältesten Zeiten den vieldeutigen Namen des Aethers beigelegt hat, zu sprechen, ohne hierbei übrigens der neueren Anschauungen zu gedenken, welche diese Materie im Zustande der höchsten Verdünnung, aus denselben Stoffen bestehend annimmt, welche die Weltkörper selbst bilden. Der Verfasser hält die vielbesprochene Abnahme der Umlaufszeit des Encke'schen Kometen wirklich für einen Beweis von dem Dasein einer solchen Widerstand leistenden Materie im Weltraum, sowie namentlich für ihre größere Dichtigkeit in der Nähe größerer Weltkörper, während die Beweiskraft dieses noch nicht hinlänglich aufgeklärten Falles, von anderen Seiten einfach bestritten wird, da andere telescopische Kometen durchaus nichts von einer ähnlichen Verengerung ihrer Bahn bemerken ließen. Sehr überraschend sind die Resultate, welche Huggins hinsichtlich der Wärmestrahlung einzelner Fixsterne erhalten hat; er fand sie unter den beobachteten Sternen am stärksten bei Arctur, Regulus und Sirius, doch auch bei andern Sternen merklich, und meistens größer, als die oft gänzlich fehlende Wärmestrahlung des Vollmondes. Sehr umfangreich ist die Darlegung der Versuche einer Reihung der Fixsterne nach ihrer Lichtstärke, ein Gebiet, welches in neuerer Zeit besonders vielfach bearbeitet wurde, so daß die Herschel'schen Aufzeichnungen hierüber vielfach ergänzt und präcisirt werden konnten. Insbesondere hat Ludw. Seidel in den fünfziger Jahren mit dem Steinheil'schen Prismen-Photometer, eine Reihe wichtiger Bestimmungen vollführt, die an Schärfe vielleicht noch durch die später von F. Zöllner mit seinem Astrophotometer erzielten Resultate übertroffen werden. Aus den langen Beobachtungsreihen, deren Ergebnisse ausführlich mitgetheilt werden, mag hier die Bemerkung genügen, daß die Lichtmenge, welche die gesammten 136 Sterne, zwischen den Größen 1 und 3,4 am nördlichen Himmel ausstrahlen, nur 13½ mal so groß ist, als die von Einigen als Einheit angenommene Lichtstärke des Sternes Wega oder 3 mal so groß, als die Helligkeit von Sirius allein, nur 1½ mal so groß, als die des Jupiter in mittlerer Opposition und gar nur ½ so stark, als das Licht der Venus in ihrem mittleren, größten Glanze.

In dem Abschnitte über die farbigen Sterne wird der Häufigkeit des rothen Lichtes gedacht, und der Catalog der 280 rothen Sterne wiedergegeben, welchen D. Schjellerup entworfen und sodann die numerische Zusammenstellung Struves, über die Farben der Doppelsterne aufgeführt. Es ergiebt sich aus der Letzteren, daß bei den meisten (375) Doppelsternen die Farben der Componenten gleich sind, bei anderen (101) ähnlich, und bei 120 sehr verschieden. In der letzteren Kategorie sind die beiden Sterne in 104 Fällen gelb und blau, oder bläulich, während unter den gleichfarbigen Doppelsternen gar keine blauen, und nur wenige mit grünlichem Lichte vorkommen, die weitaus größte Zahl vielmehr weißes Licht und etwa ein Fünftel gelbes Licht ausstrahlen. Die Anzahl der mit bloßem Auge sichtbaren Fixsterne ist nicht größer gefunden worden, als sie bereits ältere Schätzungen veranschlagten, nämlich gegen 6000 für den nördlichen und südlichen Himmel zusammen. Die großartigen von Argelander veranstalteten und erst in neuerer Zeit vollendeten Bonner Stern-Cataloge ergeben der Sterne 1. bis 9. Größe des nördlichen Himmels, welche bisher auf den Karten eingetragen wurden, eine solche Anzahl, daß wenn man den südlichen Himmel im Mittel für ebenso sternreich ansieht, die Gesammtzahl der Fixsterne bis zur 9. Größe ca. 600,000 betragen würde, darunter 16 Sterne erster und 70 zweiter Größe. Karl von Littrow endlich hat durch eine geistreiche, in ihren controllirbaren Resultaten sehr gut bewährte Rechnungsmethode gefunden, daß man mit Einschluß der 16. Größe, also der irgend noch wahrnehmbaren Sterne, die Gesammtzahl der sichtbaren Sterne auf 1200 Millionen schätzen dürfe.

Der reichhaltige Abschnitt über die in ihrem Lichte veränderlichen Sterne, welcher die Ergebnisse der neueren Untersuchungen von Heis, Argelander, Schönfeld und Winnecke zusammengefaßt, ergiebt das merkwürdige Resultat, daß die Periode der meisten veränderlichen Sterne entweder zwischen 1 und 20, oder zwischen 250 und 400 Tagen liegt, so daß von hundert genau beobachteten veränderlichen Sternen, 13 der kürzeren und 42 der längeren Periode angehören, welche letztere sich also der Dauer eines Erdenjahres nähert. Ein sehr deutlich hervortretendes Gesetz offenbart sich dabei in der Zu- und Abnahme des Lichtes, indem der weitaus größte Theil der periodischen Sterne

---

*) Der Fixsternhimmel nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten und einer farbigen Spectral-Tafel. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn, 1872. 373 S. in gr. 8.

viel schneller an Licht zu-, als abnimmt. Dies deutet auf eine durch das Universum verbreitete, verwandte Ursache in der Constitution der veränderlichen Sterne selbst. Schönfeld schließt aus dem Umstande, daß er ⅘ der von ihm untersuchten veränderlichen Sterne mit rothem oder orangerothem Lichte leuchtend fand, daß die Ursache des Wechsels von ähnlicher Natur, wie bei unserer Sonne sein möchte, welche letztere bekanntlich ebenfalls ihre von dem Auftreten der Sonnenflecke abhängige, regelmäßige Periode größester und geringster Helligkeit hat, ohne daß man selbst bei diesem nächsten Fixsterne bereits die Ursache dieses regelmäßigen Wechsels zu ergründen vermocht hätte. An die veränderlichen schließen sich die sogenannten neuen Sterne an, von denen manche nur veränderliche mit langer Periode sein werden. Wir haben früher in dieser Zeitschrift (Jahrgang 38, Nr. 18) von dem glücklichen Umstande berichtet, welcher die englischen Spectrologen Huggins und Miller einen 1866 in der nördlichen Krone neu auflodernden Stern untersuchen ließ, wobei das Auflodern von dem Brande oder Glühen einer großen Wasserstoff-Masse abgeleitet wurde, die sehr plötzlich hervorgedrungen sein mußte, da die Helligkeit innerhalb weniger Stunden von derjenigen eines Sternes 6. Größe bis zu der eines Sternes zweiter Größe stieg, aber nach einigen Monaten wieder zu der früheren geringeren Helligkeit zusammenschwand. Klein hält obige Erklärung für entschieden unrichtig und glaubt mit größerer Wahrscheinlichkeit annehmen zu dürfen, daß jene, und vielleicht alle ähnlichen Erscheinungen in der Fixsternwelt auf den Sturz irgend eines andern Weltkörpers von beträchtlicher Größe, also vielleicht eines Planeten, auf den betreffenden Fixstern zu erklären seien. Er kehrt also zu der Erklärung zurück, welche schon Newton für die neuen Sterne gab, indem er sie als Brand und Zerstörung eines Weltkörpers auffaßte.

Aber die Veränderung des Lichtes und der Farben ist keineswegs der einzige Wechsel, welchen der Fixsternhimmel darbietet, denn auch ihre Stellungen sind bekanntlich keineswegs so feste, wie der Namen andeutet. „In Folge der eigenen Bewegungen, welche gegenwärtig bei einer sehr großen Anzahl von Fixsternen bereits erkannt, und ihren numerischen Werthen nach, annähernd bestimmt, bei allen aber als theoretisch nothwendig anzunehmen sind: verändern sich im Laufe der Zeit die Gruppirungen der Gestirne, welche nach der kindlichen Ansicht der Alten an der Himmelssphäre „eingeheftet" sein sollten; es zerreißen die Bande der uralten Stern-Constellationen. Der glänzende Sirius hat seit den Tagen der Erbauung Roms seinen Ort am Himmel um mehr als anderthalb Vollmondbreiten verändert, Arctur um mehr als 3 Vollmondbreiten, und α im Centauren fast um fünf. Der merkwürdige weiter unten noch zu erwähnende Doppelstern Nr. 61 im Schwan würde, falls seine gegenwärtige Eigenbewegung seiner scheinbaren mittleren entspricht, in 250,000 Jahren den ganzen Himmel umwandern. Die bedrückende Größe dieser Periode tritt überwältigend hervor durch die Geringfügigkeit der Maaßeinheit, die wir in der Umlaufsdauer der Erde um die Sonne, zum Grunde legen. Dennoch verweilt der menschliche Geist mit einer Art von Wohlgefallen bei der Betrachtung solcher ungeheuren Perioden, und von einem eigenthümlichen Reize umhüllt, erscheint der Gedanke an den Ocean der Zeit, der hinweggerauscht, zwischen dem Zusammentreten der vier Sterne des südlichen Kreuzes zu dieser schönen Constellation und dem Zerreißen derselben; der Jahresfülle, die verfließen wird, bis das Sternbild der nördlichen Krone zerfallen, oder der Gürtel des Orion aufgelöst ist." Der Verfasser giebt nach dieser Einleitung die reichhaltige Tafel der Bewegungsgrößen, welche Mädler an Sternen 1.—5. Größe gemessen und auf ein Säculum berechnet hat, wobei das wichtige Ergebniß gewonnen wurde, daß häufig bei den Sternen derselben Gruppe eine gemeinsame Bewegung nach derselben Richtung wahrzunehmen ist. Mädler hat bekanntlich die Vermuthung ausgesprochen, daß unsere Sonne und vielleicht ein größerer Theil der Fixsternwelt um ein gemeinsames Centrum, d. h. einen wahrscheinlich nur virtuellen Schwerpunkt kreise, welcher in der Plejadengruppe liege. Andere Beobachtungen sind indessen dieser Hypothese nicht gleichmäßig günstig, denn während man an den Sternen der Zwillinge und des Krebses eine gemeinsame Bewegung nach Südosten bemerkt, ist diejenige der Sterne des Stieres nach Südwesten gerichtet. Bei zahlreichen Sternen ist die Richtung der Eigenbewegung entschieden derjenigen analog, welche man aus verschiedenen Gründen der Sonne zuschreibt. Dies findet jedoch keineswegs bei allen statt, und Proktor fand sich zu der Annahme gedrängt, daß die Sterne, welche solche gemeinsame Bewegungen besitzen, besondere Systeme bilden, die als Glieder zwar dem großen Milchstraßensysteme angehören, aber noch inniger unter einander verbunden sind. Aus der ausführlichen Mittheilung der Beweggründe, welche Mädler zu der oben angedeuteten Hypothese führten, ergiebt sich, daß dieselbe wohl innere Wahrscheinlichkeit besitzt, doch weit entfernt ist, überzeugende Beweisgründe für sich anführen zu können. Die Hoffnungen, welche man an die Spectralanalyse geknüpft, durch sie Aufschlüsse sowohl über die Richtung, als über die Schnelligkeit der Eigenbewegung verschiedener Fixsterne zu erhalten, scheinen sich leider nicht zu bestätigen. Aus dem Abschnitte über die Parallaxen der Fixsterne entnehmen wir, daß der merkwürdige Stern 61 im Schwan, welchen Bessel's Messungen so berühmt gemacht haben, nach der neueren Revision und Wiederholung der Rechnungen von Auwers über 400,000 Sonnenweiten oder 8 Billionen geographische Meilen von uns entfernt ist, eine Strecke, welche das Licht in 2305 mittleren Tagen durchläuft. Als der uns Nächste unter den Fixsternen, deren Parallaxe man bestimmt hat, erschien α Centauri, dessen Entfernung wenig über 200,000 Sonnenweiten beträgt, während der Polarstern beinahe 3 Millionen Sonnenweiten entfernt ist, und die meisten helleren Fixsterne vermuthlich noch unvergleichlich weiter. In dem Abschnitte über die Doppelsterne findet man den über 30 Seiten langen Catalog derselben von Struve, nächst Herschel dem fleißigsten Beobachter dieser Zwillingsgestirne, welche uns den Beweis liefern, daß die Gravitations-Gesetze noch in den fernsten Himmelsräumen wirksam sind. Sehr interessant sind die am Schlusse dieses Capitels mitgetheilten Untersuchungen von Clark und Auwers, welche die bereits von Bessel geäußerte Vermuthung, daß Sirius und Procyon ebenfalls Doppelsterne seien, vollständig bestätigt haben. Clark hat 1862 bereits den Begleiter des Sirius beobachtet, obwohl seine Helligkeit nur 1/500 der Helligkeit des Sirius beträgt. Aus den Bahnbeobachtungen berechnete Auwers, daß die Masse des Sirius 13,76 Sonnenmassen, diejenige seines Begleiters 6,71 Sonnenmassen betrage!

In der Darstellung unseres Wissens über die Sternhaufen und Nebelflecke hat der Verfasser eine sehr anziehende Zusammenstellung der Ansichten Herschel's über die Nebelflecken gegeben, wie sie sich nach und nach in ihm ausbildeten, und endlich dazu führten, einen großen Theil derselben als werdende Welten anzusehen. Seine Untersuchungen sind in neuerer Zeit von zahlreichen bewährten Forschern fortgeführt worden, und wichtige neuere Ergebnisse dabei gewonnen. Besonders der sonderbar gestaltete große Orion-Nebel und die veränderlichen

Nebel im Stier sind der Gegenstand wiederholter und verschiedenartiger Forschungen gewesen. Bei dem Orion-Nebel wurde mit Sicherheit nachgewiesen, daß die zahlreichen Lichtpunkte desselben weder durchschimmernde Sterne, noch, wie man sonst annahm, in demselben neu entstandene Sterne sein können, sondern vielmehr nur intensiver leuchtende Nebeltheile vorstellen, in denen aber die leuchtenden Gasmassen keineswegs bereits in den Zustand flüssiger oder gar fester Massen übergegangen sind. Die Beobachtungen der beiden berühmtesten Spectrologen Huggins und Secchi stimmen hierin vollkommen mit einander überein. Man kann also hier die Entstehung eines ganzen Sternsystems in der Verdichtung eines glühenden Nebels von ungeheurer Ausdehnung in ihren Anfangsstadien beobachten. Das Spectrum der helleren Punkte des Nebels besitzt nämlich durchaus denselben Charakter wie dasjenige der ganzen Masse, nur daß die Helligkeit an diesen Stellen stärker ist, während man in dem Spectrum anderer Nebelsterne bereits deutlich einen festen glühenden Kern erkennt, innerhalb des leuchtenden Gases, welches ihn umgiebt. Bezüglich der veränderlichen Nebel ist der merkwürdige Umstand wahrgenommen worden, daß sich eine ganze Anzahl dieser bald neu erscheinenden, bald wieder verschwindenden Gebilde im Sternbilde des Stieres befindet, doch wird freilich andererseits die schnelle Veränderlichkeit der Nebel überhaupt in Abrede gestellt. Bekanntlich hat man die elliptische oder linsenförmige Gestalt einiger Nebelflecke oder Sternhaufen insofern mit dem architektonischen Bau des gesammten Fixsternhimmels in Verbindung gebracht, daß man annahm, das nähere Sternsystem, welchem unsere Sonne angehört, habe ebenfalls eine linsenförmige Gestalt, dessen scharfer Rand durch die Lage der Milchstraße bezeichnet werde. Auch die hierauf bezüglichen Arbeiten sind von dem Verfasser sorgfältig in einem besonderen Abschnitte zusammengestellt worden, und scheinen sich die neueren Ansichten dahin zu neigen, daß die Erscheinung der Milchstraße dadurch hervorgebracht werde, daß die einzelnen Fixsternsysteme sich im Raume in einer schmalen Schicht anordnen, deren Durchschnittsfläche eben durch die Milchstraße angedeutet werde. Die unregelmäßige Gestaltung der Letzteren und die weite Entfernung, in welcher wir telescopische Sternhaufen neben dieser dichteren Schicht erblicken, deuten an, daß wir hier nicht etwa von einer mittleren Ebene der Stern-Anordnung in ähnlichem Sinne sprechen können, wie bei den nahezu in eine Ebene fallenden Bahnen der Planeten unseres Sonnensystems, sondern daß es sich in der Vertheilung der Sterne durch den Raum nur um eine Hauptschicht handelt, die sich vorwaltend nach zwei Richtungen durch den Raum dehnt. Der große Fixstern-Complex, zu welchem unser Sonnensystem gehört, befindet sich indessen nahezu in der mittleren Ebene dieser Sternschicht, wie denn überhaupt von den beiden Herschel'n mit völliger Sicherheit constatirt wurde, daß die größte Häufigkeit der Sternhaufen — 225 von 263, die sie im Ganzen zählten — in die Milchstraße fällt, während sich unauflösbare Nebel in vielen andern Gegenden des Himmels ebenso häufig finden. Daß wir die Milchstraße nicht in einem ganz ununterbrochenen Lichtschimmer leuchten sehen, rührt wahrscheinlich nicht von der Endlichkeit der Schichten, sondern von der allmäligen Auslöschung des Lichtes im Raume her; denn so lange man es bisher vermocht hat, die raumdurchdringende Kraft unserer Telescopen zu vermehren, sind stets neue Sterne in der Milchstraße aufgetaucht. Die dunklen Zwischenräume der Milchstraße, in denen der ältere Herschel phantasievoll die Verwüstungen der Zeit im Weltenraume zu erblicken vermeinte, sind ebenso wie die sogenannten „Oeffnungen" des Sternhimmels, und die Kohlensäcke des Tropenhimmels, wohl nichts als eine Art perspectivischer Durchsichten, wie sie die ganze Anordnung und Lage der einzelnen Systeme gegen einander bedingen mag, ohne nähere Beziehung zu der Dichtheit der Sternhaufen, welche zuweilen an dem Rande dieser Abgründe stehen, und durch den Contrast die Dunkelheit derselben vermehren. Ueber die Ausdehnung des unsern Blicken zugänglichen Welteuraumes hat Herschel gelegentlich bemerkt, daß sein 40füßiges Telescop einen Sternhaufen noch erkennen lasse, wenn derselbe 35175 Sternweiten von uns entfernt sei. Unter Berücksichtigung der Lichtauslöschung — die in neuerer Zeit genauer studirt wurde — schrumpft diese Entfernung auf 787 Sternweiten zusammen, entsprechend 15500 Billionen Meilen. Diese Entfernung zu durchlaufen gebraucht der Lichtstrahl 12200 Jahre. Wegen der in bedeutenden Distanzen schneller zunehmenden Lichtaufsaugung kann dieser letztgenannte Abstand für kein Gebilde der Himmelsräume, selbst von den größten Telescopen, sehr bedeutend überschritten werden. „Hier stehen wir an der Gränze des menschlichen Forschens; hier ist das Ufer, von wo aus man vergeblich die Nebel zu durchdringen sucht, welche über dem Ocean des Sein's lagern."

Das letzte Capitel des Buches bringt, von Dr. O. Buchner gearbeitet und durch mehrere Holzschnitte, sowie durch eine prachtvolle Farbentafel illustrirt, eine sehr übersichtliche Zusammenstellung der bisherigen Resultate der Spectralanalyse am Fixsternhimmel. Aus derselben ergiebt sich, daß die meisten Fixsterne ihrer physikalischen Beschaffenheit nach, die größte Aehnlichkeit mit unserer Sonne besitzen, daß nämlich ihr Licht von einem glühenden Kerne ausgestrahlt wird, und Theile desselben durch eine aus gleichartigen Stoffen bestehende Atmosphäre absorbirt werden. Die Verschiedenheiten dieses Lichtes sind so unbedeutend, daß man danach nur vier verschiedene Kategorien von Fixsternen aufstellen konnte. Stofflich scheinen sie aus größtentheils denselben chemischen Grundkörpern gebildet zu sein, aus denen Sonne und Erde bestehen, in den seltensten Fällen nur fehlt unter denselben das Wasserstoffgas, doch ist es nur ausnahmsweise in glühendem Zustande vorhanden. Die Farben der Fixsterne werden bedingt durch das Absorptionsvermögen ihrer Atmosphären und der Wechsel ihrer Helligkeit oder Farbe ist stets begleitet von dem Auftreten neuer Gruppen von Absorptionslinien im Spectrum. Die nicht in Sternhaufen auflösbaren Nebelflecke zeigen sich aus glühenden Gasmassen bestehend, und die in denselben auftauchenden helleren Punkte sind keineswegs immer Sterne, sondern häufig nur gasige Verdichtungen.

Schon aus der vorstehenden kurzen Uebersicht ergiebt sich wohl, daß der Inhalt des Werkes, aus welchem dieselbe gezogen werden konnte, ein sehr anziehender ist. Von seiner Reichhaltigkeit und Vollständigkeit, welche diejenige aller ähnlichen Werke weit übertrifft, können wir eine adäquate Vorstellung zu erwecken, hier nicht versuchen. Dem Astronomen von Fache vermag das Werk eine ganze Bibliothek zu ersetzen, dem Laien aber eine Idee zu geben von dem geradezu unendlichen Beobachtungs-Material, welches erforderlich war, um unsere Weltanschauung und unser Wissen von der Sternenwelt zu dem immerhin noch sehr unbefriedigenden Zustande zu erheben, auf welchem sie sich heute befinden.

Ernst Krause.

Deutsche Geschichte.

1) **Wolfgang Menzels: Geschichte der Deutschen bis auf die neuesten Tage. 6. Auflage.***)
2) **Th. Griesinger: Illustrirte Geschichte der Deutschen. Bd. I.****)

Seit den Kriegen des letzten Jahrzehnts, besonders seit der Wiedererstehung eines geeinigten Deutschlands, mehren sich die Geschichten des deutschen Volkes in erfreulicher Weise. Welche angemessenere Lectüre kann man dem Volke, der heranwachsenden Generation vor Allem, in die Hand geben, als eine getreue, gut begründete Darstellung seiner Vergangenheit, um sich an ihr zu erquicken und zu erwärmen, aus ihr zu lernen, was die Größe eines Volkes ausmache, was man zu meiden und was zu erstreben habe.

Erfreulich ist es dabei, daß man nicht unbedingt das Neue sucht, sondern auch gern zu Altbewährtem zurückgreift, wenn dies sich in einer der Gegenwart angemessenen Weise umgestaltet. So erscheint augenblicklich eine neue — die sechste — Auflage von W. Menzels bekannter Geschichte der Deutschen in einer neuen Bearbeitung des greisen Verfassers, und zwar zur Erleichterung der Anschaffung in einzelnen Lieferungen von je vier Bogen, deren dreißig das ganze Werk zum Abschluß bringen sollen.

Der Werth der Menzel'schen Geschichte ist oft besprochen und als bekannt vorauszusetzen, wir können uns daher mit wenigen Bemerkungen begnügen, zu denen uns die erste uns vorliegende Lieferung der neuen Auflage Veranlassung giebt.

Mit Recht geht der Verfasser, zur Erläuterung des Geistes seiner Arbeit, auf die Geschichte ihrer Entstehung in der Vorrede zurück. Als er im Jahre 1824 als ein von den Demagogen-Riechern verfolgter deutscher Burschenschafter und Turner in der Schweiz als Verbannter lebte, habe er, da ihm das Wirken für sein Volk in der Heimat unmöglich gemacht gewesen, ihm indirect auf diese Weise zu nützen gesucht, daß er ihm einen treuen Spiegel seiner Vergangenheit vorhielt, um ihm so die Ideen nahe zu legen, in denen der Jüngling von damals lebte und webte. Welcher Unterschied zwischen damals und jetzt, wo die kühnsten Erwartungen einer durch die Freiheitskriege begeisterten Jugend voll in Erfüllung gegangen sind! Damals schrieb er sein Buch für die Deutschen als Flüchtling und Verbannter auf fremdem Boden, jetzt widmet er die neue Auflage seines trotz aller ungünstigen, früheren Verhältnisse vom deutschen Volke dennoch gut aufgenommenen und gern gelesenen Werkes, von einer der süddeutschen Hauptstädte aus dem Kaiser Wilhelm, dem ersten des neuerstandenen Reiches. Liegt nicht in diesem rein äußerlichen Moment ein Stück Geschichte, charakteristisch für die letzten 50 Jahre! Und wohl gönnen wir diesem bewährten und unermüdlichen Veteranen der deutschen Geschichts-Literatur die hierin liegende Genugthuung, denn er ist derselben werth, und sein Werk behauptet auch unter den neueren Erscheinungen auf diesem Gebiet einen würdigen Platz.

Die erste Lieferung umfaßt die Urgeschichte des deutschen Volkes und seine Entwickelung bis zur Völkerwanderung, das erste Buch des Ganzen, und schließt mit dem sorgsam gearbeiteten Kapitel über die Sitten der Germanen ab. Die Beherrschung des einschlägigen Quellen-Materials durch den Verfasser, die Klarheit und Präcision seiner Sprache brauchen wir bei dieser neuen Auflage nicht besonders hervorzuheben, sie sind von früher her bekannt.

Auch die Ausstattung, Druck und Format des Buches sind gut und zweckentsprechend und so läßt sich annehmen, daß die neue Auflage den Kreis der Leser des Buches noch ansehnlich erweitern wird.

Griesingers „Illustrirte Geschichte der Deutschen" ist auf einen größeren Umfang berechnet. Der ca. 40 Bogen starke, erste Band umfaßt in vier Büchern die deutsche Geschichte bis zum Jahre 911. Das Ganze dürfte daher, in denselben Dimensionen fortgeführt, fast zu sehr anschwellen. Wir glauben, daß größere Knappheit dem Buche nicht geschadet, wenn auch die Arbeit des Verfassers nicht eben erleichtert hätte. Offenbar bemüht sich der Verfasser, eine den größeren Volksklassen und der Jugend zusagende Sprache zu führen; doch kann man klar und voraussetzungslos reden und schreiben, ohne sich zu sehr dem Kindesidiom selbst zu nähern. Größere Präzision und eine etwas weniger sich herablassende Ausdrucksweise wird, unserer Ansicht nach, der Fortsetzung nur förderlich sein können. J.

*) Stuttgart, 1872. A. Kröner.

**) Stuttgart 1872. Vogler u. Beinhauer.

Oesterreich-Ungarn.

Prinz Eugen von Savoyen.

Prinz Eugen, „der edle Ritter", ist eine der wenigen historischen Gestalten unseres Volks, über die die Stimme der Nachwelt einig ist in Lob und Preis. Er genießt daneben den für manche große Männer bedenklichen Vortheil, daß seine Thaten durch mündliche und schriftliche, prosaische wie dichterische Ueberlieferung bis in das geringste Détail den Späteren überliefert ist, so daß diese ihr Lobesvotum mit vollster Begründung haben abgeben können. Was indeß den wahrhaft großen Mann charakterisirt, die Volksthümlichkeit seines Namens und seiner Persönlichkeit, trifft bei Eugen in vollstem Maaße zu: kaum ist die Phantasie des deutschen Volkes um einen anderen Kriegshelden neuerer Zeiten geschäftiger und fruchtbarer gewesen, als für ihn. Eine Darstellung seines Lebens und seiner Thaten, die dieses Namens würdig ist, haben uns indeß erst die letzten Jahrzehnte gebracht: dem verdienten, österreichischen Archivar und Geschichtsschreiber Arneth war es vorbehalten, eine diplomatische Geschichte des Prinzen Eugen zu schreiben, die sich durch ihre Genauigkeit und Wahrhaftigkeit nicht minder auszeichnet als durch ihre gefällige Form. Nicht von diesem zur Genüge erörterten und gewürdigten Werke wollen wir sprechen, sondern von einer Broschüre des österreichischen Professors H. M. Richter, die sich wohl im Anschluß an Arneths Werk mit der Persönlichkeit Eugens befaßt und die als die Zusammenfassung von mehreren Vorträgen, im Wiener Militär-Casino gehalten, sich giebt.*)

Die Richtersche Broschüre empfiehlt sich gleichsehr durch ihre übersichtliche Disposition, wie durch die Klarheit und Gefälligkeit ihres Styls. Sie giebt in der That ein anschauliches Bild von dem Leben und Wirken Eugens, als Feldherr, Staatsmann und Freund der Wissenschaften. Was man in ihr nicht findet, vielleicht auch nicht suchen sollte, ist die tiefere Auffassung ihres Helden, seine Erfassung von dem Momente aus, das ihn zu einer welthistorischen Persönlichkeit stempelt, und gerade auf dieses Moment wollen wir unsere Aufmerksamkeit lenken.

*) Prinz Eugen von Savoyen. Zwei Vorträge von Dr. H. M. Richter, Wien, 1872, Alfred Hölder.

Zur wahren Beurtheilung seiner Leistungen gehört vor Allem die Würdigung der Verhältnisse des Wiener Hofes und der österreichischen Monarchie in den letzten Jahrzehnden des 17. Jahrhunderts. Eugen trat in dem Augenblicke in den Dienst Kaiser Leopolds I., als die unzählbaren Schaaren des Sultans der Osmanen die Donau hinauf zur Belagerung Wiens drängten (1683), als die Werthsachen der kaiserlichen Familie in Eile zusammengepackt wurden, um dieser auf ihrer Flucht aus der Hauptstadt die Donau hinauf zu folgen.

Man könnte sagen, daß mit der Ankunft Eugens die Dinge in Oesterreich eine andere Wendung nahmen und sie behielten, so lange der Prinz die Leitung der Geschäfte hatte, d. h. fast bis zu dem Augenblick seines im J. 1736 erfolgten Todes.

Als er nach Oesterreich kam, war dieses Land auf zwei Seiten, im Osten und im Westen, von den Türken und den Franzosen gleich sehr bedroht, die Staatsverwaltung so verfahren, daß man sich eigentlich in einem chronischen Staatsbankerotte befand. Fast keine hervorragende Persönlichkeit war am Hof und in der Regierung anzutreffen und was das schlimmste war, das Oberhaupt des Staates selbst, Kaiser Leopold war eine Persönlichkeit, die selbständiger Impulse fast unfähig war.

Die Kriegs- und Heldenthaten Eugens in Ungarn wie in Italien und am Rhein sind bekannt und seine taktischen wie strategischen Leistungen oft anerkannt und gerühmt. In ihrer wahren Größe können sie jedoch erst dann empfunden und gewürdigt werden, wenn man Einsicht erlangt in das Parteigetriebe am Hofe, das jede energische und kühne Leistung hemmen zu müssen, in die Verwaltung der Kriegsangelegenheiten durch den Wiener Hofkriegsrath, die jeden Erfolg von vornherein unmöglich zu machen schien.

Wenn es Eugen trotzdem gelang, die österreichische Monarchie, man könnte fast sagen, wider ihren Willen, zu retten, so gebührt dieses Verdienst nicht minder als seinem Feldherrn-Talent und seiner Tapferkeit, seiner Charaktergröße. Eugen war ein Mann im vollen Sinne des Wortes; er verfolgte gute, große Ziele und ließ sich in ihrer Erreichung weder durch die Niedertracht Einzelner noch durch die Ungunst der Verhältnisse abschrecken. Er ist eine jener glücklichen, positiven Naturen, die überall, wohin sie treten und unter welchen Umständen auch immer, fördernd, neuernd, umgestaltend einwirken, Naturen, an denen sich der Neid, die Eifersucht und Mißgunst, alle schlechten und kleinen Leidenschaften machtlos brechen.

Charakteristisch für die Persönlichkeit Eugens, für seinen Genius ist es, daß er, wenn die Noth des Augenblickes es fordert, allen Sätteln gerecht ist. Ist die Maschine des Hofkriegsraths so verfahren, daß die dringendsten und großartigsten Unternehmungen, aus Mangel an Sold und Ausrüstungs-Gegenständen, einem unglücklichen Ausgange zueilen, so wird Eugen, aus dem Felde zurückberufen, an die Spitze der Kriegsverwaltung gestellt und weiß diesem schwerfälligen Verwaltungskörper neues Leben einzuhauchen. Treten ungünstige politische Conjunkturen ein und drohen die kaiserlichen Allianzen sich unwiderstehlich zu lösen, so bereist Eugen die Höfe der befreundeten Mächte und der Reichsfürsten und weiß durch den Zauber seines Namens, sowie den Reiz seiner persönlichen Liebenswürdigkeit, die gelockerten Bande wieder fester zu knüpfen. Sucht die spanisch-jesuitische Hofpartei durch geheime Intriguen ihn, den Retter des Staates, in dem sie die Verkörperung des ihr entgegengesetzten Prinzips sieht, selbst zu stürzen, so weiß er durch sein sicheres und offenes Auftreten nicht nur das Unheil von sich selbst abzuwehren, sondern auch den Staat in den ihm vorgeschriebenen, richtigen Bahnen zu halten: kurz, wo eine Gefahr für den Staat sich zeigt, im Kriege und in der Politik wie in der innern Verwaltung, da ist es wieder und immer wieder Eugen, der rettend und helfend auftritt, der Hort Oesterreichs in Noth und Gefahr.

Noch bewundernswerther erscheint uns die Persönlichkeit Eugens, wenn wir wahrnehmen, wie der große Feldherr und Staatsmann für Kunst und Wissenschaft, für alle höhere Bildung ein eben so warmes Herz und feines Verständniß hat, wie für die großen Staatsaffairen. Und nicht nur erscheint er hierin als der vornehme Kunstmäcen, der hervorragende Geister etwa durch Geldprämien von oben herab belohnt und unterstützt, oder in der Unterhaltung mit ihnen, in der Sammlung von Kunstschätzen und werthvollen Schriften allein seine Beruhigung findet. Auch hier wieder erweist er sich wahrhaft groß durch die Art seiner Förderung von Kunst und Wissen. Er strebt energisch nach einer allgemeineren Verbreitung gesunder Erkenntnisse in dem Staatswesen, dem er angehört und das gerade diese Seite nationaler Erziehung bisher arg vernachlässigt hat; er versucht, wenn auch für den Augenblick vergebens, im Verein mit dem Philosophen Leibniz die Begründung einer Societät der Wissenschaften in Wien; er feuert durch seine wohlgewählte Gemäldesammlung im Belvedere bei Wien Andere zu ähnlichem Streben an; er wendet endlich auch seine ganz besondere Aufmerksamkeit neben der Philosophie der ihr so nahe verknüpften Naturwissenschaft zu. Erhebt er sich so, durch die Vereinigung der größten praktischen Fähigkeiten mit wissenschaftlichen Anlagen schon weit über die Mehrzahl seiner Standes- und Berufsgenossen, so tritt hier noch ein Moment hinzu, was seinem Charakter ebensoviel Ehre macht, wie jene seinem Geiste — die Bescheidenheit, Wahrhaftigkeit und Anmuth seines Wesens. Kaum sollte man bei einem Kriegshelden, der den größten Theil seiner Mannesjahre im Felde verbringt, die Liebenswürdigkeit und feine Sitte für möglich halten, die von Eugen durch die Zeitgenossen uns übereinstimmend berichtet werden. Die Berichte seiner größten Siege an den Kaiser erwähnen mit keiner Silbe seiner eigenen Verdienste, während sie der höchsten Anerkennung seiner Untergebenen voll sind; seine Offenheit endlich entsprang aus wahrer Charaktergröße und machte mehr als Ein Mal die Intriguen seiner Gegner zu Schanden.

Wenn der Mangel von Schwächen und Fehlern bei einem großen Manne eine seltene Vollkommenheit andeutet, so dürfte dies bei dem Prinzen Eugen in hervorragendem Maaße der Fall sein. Obgleich er in einem Zeitalter voll Mängel und sittlicher Gebrechen geboren war, hat die scharf nachforschende Geschichte dennoch in der langen, glänzenden Laufbahn Eugens keine That zu verzeichnen gehabt, die einen Schatten auf das Bild dieses großen Mannes geworfen hätte. Und das Volk, das mit instinktivem Gefühl seine großen Männer erkennt mit ihren Licht- und Schattenseiten, hat für den Prinzen Eugen kein anderes Beiwort gefunden, als das des „edlen Ritters".

J.

Vörösmarty's Ban Marót.

„Sollte Jemand die Geschichte des ungarischen Dramas für das deutsche Publikum zu schreiben unternehmen, würde er mit Bedauern wahrnehmen, wie wenig noch geschehen ist, um die Hauptwerke der ungarischen Dramatik dem eigenen Urtheile der deutschen Lesewelt zugänglich zu machen; er würde es demgemäß

auch natürlich finden, daß die einschlägige Kritik in den allgemeinen Literaturgeschichten den Charakter der Oberflächlichkeit nicht verleugnet. Einem Unternehmen, wie dem erwähnten, soll nun die von uns bezweckte Sammlung von Uebertragungen als Vorarbeit dienen."

Mit diesen Worten leitet Herr Dr. Michael Ring das Werk ein, welches er sich vorgesetzt, nämlich die Uebertragung ungarischer Meisterwerke ins Deutsche.*) Er beginnt mit Vörösmarty, dem er, nach dem Urtheile Franz Toldy's, bei lyrischer Ueppigkeit und epischer Breite, streng abgerundete Gestaltung, bei reicher Erfindung durchsichtige Klarheit auch in der weitläufigen Verwickelung, psychologisch correcte und scharfe Charakterzeichnung, so wie von der tiefgreifendsten Kraft des Genies bewegte Affektschilderung zuschreibt. Mehr als alle diese Vorzüge scheint ihm jedoch die Eigenartigkeit des nationalen Gepräges dazu angethan zu sein, das Interesse des deutschen Lesers für Vörösmarty's Poesie in Anspruch zu nehmen.

Ohne die Richtigkeit des vorstehenden Urtheils anzweifeln und ohne das Verdienst schmälern zu wollen, welches sich der Uebersetzer unstreitig erworben hat und erwirbt, indem er dem deutschen Publikum eine ihm bis jetzt noch sehr wenig erschlossene Poesie zugänglich macht, können wir doch nicht sagen, daß das erste uns vorliegende Drama „Ban Marót" den Eindruck auf uns gemacht hätte, welcher für uns das Kriterium einer wirklich auf der Höhe stehenden Tragödie ist, nämlich, daß sie uns erschüttert, rührt und erhebt. Wohl fühlen wir uns tief erschüttert, wohl erfaßt uns eine gewisse Rührung über das Schicksal des Ban, aber wir können uns für diese Menschen nicht erwärmen; sie stehen uns nicht menschlich nahe und heben sich auch nicht wie in der griechischen Tragödie in plastischer, unerreichbarer Ruhe und Erhabenheit ab. Vor allen Dingen empfinden wir aber keine Erhebung und keine Läuterung nach der Lektüre dieses grausen Dramas, und sollten wir uns gar eine Aufführung desselben vorstellen, so müßte dies eine Seelenqual für den Zuschauer sein, die sich bis zum physischen Unbehagen steigern könnte.

Wir möchten mit diesem Urtheile nicht dahin mißverstanden werden, als ob es ein abfälliges für das Unternehmen sein sollte; im Gegentheil, wir begrüßen es, wie Alles was geeignet scheint, die verschiedenen Völker einander näher zu bringen, mit Freuden, wünschen ihm einen guten Fortgang und sehen weiteren Erscheinungen auf diesem Gebiete mit lebhaftem Interesse entgegen.

J. H.

Nord-Amerika.

Franz Lieber

Ueber den Waffenhandel der Union mit Frankreich während des Krieges von 1870/71.

Die außerordentlich bedeutenden Waffenkäufe, welche während des deutsch-französischen Krieges für Rechnung der französischen Regierung in New-York und anderen Plätzen der Vereinigten Staaten stattfanden, haben bekanntlich zu mannigfachen Erörterungen Anlaß gegeben. Aergerliche Enthüllungen über Unterschleife und Betrügereien, welche die französischen Agenten sich gegen ihr Gouvernement erlaubt haben sollten, führten zu einem Scandal-Processe gegen Herrn Place, den Generalconsul der französischen Republik in New-York, wobei sich trotz der schließlichen Freisprechung des Hauptangeschuldigten, die bodenlose Leichtfertigkeit Gambetta's und seiner Gehülfen bei Verwaltung der Staatsgelder in grellstem Lichte offenbarte. Gleichzeitig stellte sich heraus, daß ein sehr erheblicher Theil der für die Heere der Nationalvertheidigung angekauften Waffen aus den öffentlichen Arsenalen der Vereinigten Staaten herstammte, und daß die Verkäufe direct von den Beamten der Union an die Agenten der französischen Regierung bewirkt worden waren. Das Aufsehen, welches der Proceß Place diesseits und jenseits des Atlantischen Oceans hervorrief, legte den leitenden Kreisen der Union die Verpflichtung auf, nähere Ermittelungen über das Sachverhältniß vorzunehmen. Der Senat der Vereinigten Staaten setzte eine besondere Commission nieder, um alle von der Bundesregierung während des mit dem Monat Juni 1871 abgelaufenen Jahres bewirkten Waffen- und Munitions-Verkäufe zu untersuchen. Demselben Gegenstande widmete die Finanz-Commission des Congresses bei Feststellung der Ausgaben des Kriegsdepartements eine ausführliche Erörterung. Die von beiden Commissionen an ihre Auftraggeber erstatteten Berichte sind im Druck erschienen. Sie lassen an Umfang nichts zu wünschen übrig; derjenige der Senatscommission zählt über 600 Seiten. Trotzdem sind beide Berichte weit davon entfernt, den Kern der Fragen zu erfassen, auf welche es bei dem ganzen Handel eigentlich ankommt. Denn während es auf der Hand liegt, daß der Schwerpunkt darin beruht, ob Verkäufe von Kriegsmaterial eines neutralen Staates an die Agentur einer kriegführenden Macht völkerrechtlich gestattet sind, beschränkten sich die amerikanischen Politiker im Wesentlichen darauf, die Zulässigkeit der fraglichen Geschäfte vom Standpunkt ihres eignen Staatsrechts zu prüfen. Hierbei gelangte der Bericht der Senats-Commission zu dem Ergebniß, daß, da der Congreß den Kriegsminister der Union im Jahre 1868 mit dem Verkaufe der überflüssigen Waffen und Kriegsvorräthe beauftragt habe, und da mit diesem Verkaufe bereits vor Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland und Frankreich begonnen worden sei, die Bundesregierung berechtigt gewesen sei, diese Operation während des Krieges fortzusetzen und daß sie in Washington selbst „an Friedrich Wilhelm (sic) oder an Louis Napoleon in Person jede beliebige Quantität von Kriegsvorrath habe verkaufen können ohne die Pflichten der Neutralität zu verletzen, wenn diese Verkäufe nur im guten Glauben und ohne jede Absicht, die Kriegführung zu beeinflussen, sondern einfach in Ausführung des gesetzlich gebilligten Vorhabens, die überschüssigen Waffen ꝛc. zu verkaufen, stattgefunden hätten."

Wenn! Ein deutscher Leser kann nicht umhin, bei dieser verhängnißvollen Partikel an den klugen Schäfer des Abtes von St. Gallen zu denken und an die Antwort, die ihm der „kurrige" Kaiser der Bürgerschen Ballade auf sein „Wenn" gab. Die Herren Senatoren der Vereinigten Staaten haben jedoch in diesem etwas starken Wenn kein Hinderniß erblickt, die Sache in bester Ordnung zu finden; der Congreß war ganz derselben Meinung und — Brutus ist ein ehrenwerther Mann.

Somit wäre die Sache für diesmal praktisch abgethan. Aber wir freuen uns, daß ein Staatsgelehrter, der schon bei manchem wichtigen Anlaß gegen den alle Moral und alles Rechtsgefühl überwuchernden Krämersinn der Yankee-Politiker mit Erfolg aufgetreten ist, die Stimme des guten Gewissens, die trotz alledem im Volke der Vereinigten Staaten noch Anklang zu finden

*) Dramatische Meisterwerke der Ungarn. I. Michael Vörösmarty's Ban Marót, metrisch übersetzt von Dr. Michael Ring. Pest, 1872. Ludwig Aigner.

vermag, auch bei dieser Gelegenheit mit Nachdruck hörbar gemacht hat. In dem soeben erschienenen Hefte der in diesen Blättern wiederholt mit verdientem Lobe erwähnten trefflichen Revue de droit international et de législation comparée (vierter Jahrgang Nr. III.) veröffentlicht unser Landsmann Franz Lieber einen Aufsatz über den Waffenhandel in Rede, worin er die Nothwendigkeit betont, das Völkerrecht in Zukunft vor Interpretationen, wie sie im Berichte der Senatscommission zur Anwendung gebracht sind, durch ausdrückliche internationale Vereinbarungen zu schützen. Er weist schlagend nach, daß Amerika bei dem besagten Handel Deutschland gegenüber sich desselben Verfahrens schuldig gemacht hat, welches in der Alabama-Frage eine so lebhafte Entrüstung gegen die englische Regierung in Amerika erregte. Wie der Alabama-Streit dazu geführt hat, daß die von England bestrittene Verpflichtung, die Ausrüstung feindlicher Schiffe im neutralen Gebiet zu verhindern, durch förmlichen Vertrag völkerrechtlich sanctionirt wurde, so schlägt Professor Lieber vor, den Verkauf von Kriegsvorrath durch neutrale Staaten an die kriegführenden Parteien durch eine Convention zwischen den Weltmächten ausdrücklich zu verbieten. Zur Motivirung dieses Vorschlages erinnert Fr. Lieber daran, daß bei Ausbruch eines jeden Krieges auch bei den neutralen Nationen zwei Strömungen sich geltend machen, von denen die eine die Pflichten der Neutralität möglichst eingeschränkt wissen will, während die andre sie ins Ungemessene zu erweitern strebt. Eine objective Feststellung und Abgränzung dieser Pflichten ist daher nicht überflüssig. Sie ist aber auch sehr wohl ausführbar, denn die Idee der Neutralität entwickelt sich, trotz aller Hindernisse, die ihr der Eigennutz und die Parteisucht in den Weg legen, mit unwiderstehlicher Kraft als ein Product unserer fortschreitenden Civilisation. Von diesem Standpunkt aus tritt Lieber den Skeptikern, die an der Vervollkommnung des Völkerrechts verzweifeln und darüber spotten, daß man noch Verträge schließe, die ja doch immer wieder verletzt würden, mit kraftvollem Idealismus entgegen. Ist es denn, fragt er, mit den Gesetzen des Strafrechts und des Civilrechts nicht ebenso? Und ist es mit den Vorschriften der Moral, mit denen der Religion etwa anders? Ist es nicht trotzdem von höchster Wichtigkeit, einen Rechtssatz klar zu formuliren und als Vorschrift mit verbindender Kraft aufzustellen? Das Gesetz geht im Verlaufe der Zeit ins Leben über und gewinnt an Wirksamkeit. Trotz der Tausende und Millionen von Mordthaten, die seit Moses begangen sind, hat er doch nicht vergebens das „Du sollst nicht tödten" auf seine Gesetzestafeln geschrieben.

Aber der internationale Vertrag, für den Franz Lieber so beredt plaidirt, soll sich weiter erstrecken. Er soll nicht bloß die Pflichten der Neutralen außer Zweifel stellen; er soll auch bei den Kriegführenden selbst das Uebel des Krieges in mancher Hinsicht in feste Gränzen bannen. Er möge dem Privateigenthum zur See diejenige Unverletzlichkeit zuerkennen, die ihm auf dem Lande durch den Kriegsgebrauch der civilisirten Völker bereits seit langer Zeit beigelegt wird. Und er möge die Personen sowie das Eigenthum der Fremden, auch wenn dieselben Unterthanen des feindlichen Staats sind, vor der Wiederkehr von Verletzungen schützen, wie sie das französische Volk während des letzten Krieges in unerhörtem Maße gegen die in Frankreich wohnhaften Deutschen begangen hat. Endlich fordert Lieber, als ein echter Deutscher, die völkerrechtliche Sanktionirung des literarischen Urheberrechts.

Wenn diese Vorschläge hier zur Kenntniß eines deutschen Leserkreises gebracht werden, so erfüllen wir zugleich eine Pflicht der Pietät gegen den in Deutschland und in Amerika hochgeachteten Juristen, von welchem sie als würdiger Abschluß einer langen der Wissenschaft und der Humanität geweihten Laufbahn und als ein Vermächtniß für die Zukunft aufgestellt worden sind. Franz Lieber, von dessen Ableben uns vor wenig Wochen die Botschaft zuging, war ein Berliner von Geburt und hat sich, in den zwanziger Jahren durch die Demagogenriecher aus Deutschland vertrieben, in Amerika als Lehrer des öffentlichen Rechts an der Universität zu Charlestown in Carolina und als Verfasser mehrerer bedeutender juristischer Werke, unter denen seine 1853 in Philadelphia in englischer Sprache erschienene Schrift über die bürgerliche Freiheit und die Selbstregierung in den Vereinigten Staaten wissenschaftlich das hervorragendste ist, hohes Ansehen erworben. Allezeit der deutschen Heimat treu zugewandt, hat er seine Theilnahme an den Geschicken des Vaterlandes stets als Anwalt der deutschen Sache in Amerika mit rühmlichstem Eifer bethätigt. Als ihm die Freude zu Theil wurde, Deutschlands lang ersehnte Erhebung noch mitzuerleben, war seine Feder unermüdlich, für das gute Recht der deutschen Nation und zur Bekämpfung der Sympathien seiner amerikanischen Landsleute für die gallische Republik, einzutreten. Wir haben seiner Zeit an dieser Stelle einen Theil der kräftigen Argumente mitgetheilt, mit denen er die Trugschlüsse französischer Publicisten gegen die Wiedervereinigung von Elsaß und Lothringen mit dem Deutschen Reiche siegreich zu bekämpfen wußte. Der oben berührte Aufsatz in der Revue de droit international, vielleicht sein letztes Wort, ist eine nicht minder kräftige Mahnung zum Frieden und zur Versöhnung. Er schließt mit dem schönen Satze:

„Es ist heutzutage unmöglich, daß civilisirte Nationen sich abseits halten von dem Völkerrechte, welches sie alle mit Einem Bande zu vereinigen strebt!" P. D. Fischer.

England.

Die Macht der Menge.

Unsere Großstädte und die Volksmassen darin, ihre Versammlungs- und Vergnügungs-Orte werden immer größer und unheimlicher. Große, zusammengedrängte Volksmassen, ohne einen höheren Geist geeinigt und gefesselt, sind immer eine unangenehme, wenn nicht widerliche Erscheinung. Trotzdem hat ein solches Gedränge, unübersehbar Kopf an Kopf, eine unerklärliche Anziehungs- und Zauberkraft. Das vielköpfige, kopflose Ungethüm scheint mit besonderem Wohlgefallen sich selbst zu sehen und zu bewundern. Der Haufen wird durch seine eigne Anziehungskraft immer größer und scheint oft aus der Vielköpfigkeit einen eignen, einzigen Kopf und Willen zu bilden. Diesem folgt dann jeder Einzelne wie willenlos. Der unglückselige Darwin, welcher die ganze gelehrte und ungelehrte Welt in die Bande einer neuen Phraseologie schlug, hat uns trotz seiner vermeintlichen Affen-Theorie über unsere wirklichen Vorfahren noch im Dunklen gelassen. Diesen Punkt könnte man wohl leicht durch den Nachweis aufklären, daß unser Urahne ein Schaf, ein Leithammel gewesen sein muß, weil der menschliche Zusammen- und Ablaufs-Instinkt gar zu mächtig und zugleich schafköpfig ist.

Nun unter allen Umständen ist eine Volksmasse immer des Studiums werth. Welch seltsame Macht menschlicher Sympathie und gleichsam moralischer Centripetalkraft liegt in den sich rasch bildenden Zusammen- und Aufläufen! Oft zieht und fesselt sie

eine einzige Thatsache, ein einziges Gefühl zusammen, und dann meint jeder Einzelne in diesem vieltausendgliederigen Geschiebe die unbändige Gewalt aller Köpfe und Glieder in sich zu haben. Nur dadurch erklärt sich die Gewalt der Emeuten, Revolutionen und sonstiger vulkanischer Ausbrüche der sogenannten öffentlichen Meinung des electrisch durchzuckten Volksgeistes. Jede öffentliche Aufhäufung von Volksmassen gleicht einer electrischen Batterie, die sich ihre eigene bindende Flüssigkeit bildet. Man mag diese Magnetismus, Electricität oder Od nennen; es ist jedenfalls etwas davon oder etwas Aehnliches. Und da selbst die Wissenschaft oft um Neuigkeiten, um neue Stoffe und Forschungsgebiete verlegen ist, könnte sie im Dienste des öffentlichen Wohles, der Völkerbeherrscher und Staatsmänner, welche für die Geheimnisse der öffentlichen Meinung und der oft plötzlich sich unbewußt zu einem Gedanken, zu einer Begeisterung oder Wuth zusammenballenden Volksmassenkraft keinen Sinn, kein Auge haben, dieses Fluidum, diese electrische Batterie zusammengelaufener Volksmassen genauer zu erforschen? Die Meinung, daß eine gehörige Polizei- und Militärmacht solche Haufen leicht zersprengen könne, bestätigt sich immer nur so lange, als diese Massen nicht eine wirkliche electrische Batterie ihres Gefühles und Geistes bilden. Ist dagegen die Batterie wirklich durch einen gemeinsamen Geist gleichsam geschlossen, so übt sie nicht nur sofort eine dämonische Macht aus, sondern verstärkt sich auch fast mit jedem Augenblicke durch neuen Zulauf. Schon diese Massenhaftigkeit übt auf gegnerische Kräfte einen moralisch lähmenden Einfluß aus, so daß die Polizeisäbel oder die Militärkanonen sich schwach fühlen. Eine zusammengelaufene Volksmassenwuth hat dann nicht selten wenigstens einige Stunden Zeit, um während derselben die Bäume und Früchte langer Friedens- und Culturzeiten zu vernichten. Die Staatsgewalt macht dann wohl hinterher mit dem strafenden Arme der Gerechtigkeit über kurz oder lang wieder sogenannte Ordnung, aber auf welchen Trümmern materieller und moralischer Verwüstung! Die Menge, selbst wenn sie gebildet im Theater oder in einer politischen Versammlung sitzt, hängt für ihren einheitlichen Ausbruch von Begeisterung oder Wuth gar zu oft von bloßen Zufällen einer irrthümlichen Vorstellung, einer Phrase ab. Das sie durchzuckende Fluidum ist für den Augenblick oft so gewaltig und berauschend, daß auch die einzelnen Vernünftigen, davon angesteckt, mitschreien. Wir erinnern an das Schiller'sche Distichon.

„Sieht man sie einzeln, sind sie leidlich klug und vernünftig,
Doch in corpore gleich wird euch ein Dummkopf daraus."

Und dann ist es noch eine Wohlthat, obgleich mit der Dummheit Götter selbst vergebens kämpfen. Oft wird, wie in Irland und Frankreich, oder wie in einem Berliner Biergarten, eine blutdürstige Wuthmasse daraus, welche wie unlängst neben dem Berliner Bockberge eine ganze Fabrik und einen ganzen Garten und mehrere unschuldige Privatwohnungen zerstörte, weil ein betrunkener Junge, der in dem Privatgarten sich bei Zerschlagung einer Spiegelscheibe die Hand blutig verwundet hatte, aus dem Garten hinausgewiesen worden war. Das Schlimmste ist, daß selbst gebildete Menschen in Theatern, Kammern, öffentlichen Berathungen sehr oft dem augenblicklich sich bildenden Massengeiste einer glänzenden Phrase, einer Tagesstimmung unterliegen und dann ganz hülflos einer reinen unverfälschten Dummheit die Heiligkeit eines einmüthigen oder wenigstens Majoritäts-Beschlusses verschaffen können. Die einzelnen Goldkörner in dem schmutzigen Sandstrome sind dann unsichtbar und gelten als nicht vorhanden. Die scharfe Spitze eines richtigen Urtheils verschwindet wie eine Nadel in dem Fuder Heu für Ochsen.

Hieraus nur einige Moral. Man soll die Volksmassen sich nicht selbst überlassen, nicht dem Zufalle etwaiger Ereignisse oder herrschender Phrasenmacher. Das ist Sache der Polizei, der Staatsgewalt. Aber wir Einzelnen, die wir uns als Einzelne für klug und vernünftig zu halten berechtigt glauben, sollten daher auch keine Mühe scheuen, den herrschenden Phrasen und Phrasenmachern das Handwerk zu legen. Das größte Unglück unserer Zeit ist ganz gewiß die Herrschaft der Phrase und ihrer Helden in der Presse und im Volke. Diese Phrasen können, wenn nicht allseitig und alle Tage bekämpft, leicht einmal die Siegesgewalt einer ganzen Armee gewinnen.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Die Gesangbuch-Frage im Judenthum.*)

Die Stürme, welche das religiöse Leben der Gegenwart bewegen und die Kirche, die dem Frieden geweihte Stätte, zum Kampfplatz der divergentesten Meinungen machen, sie haben auch die Synagoge nicht verschont. Das Judenthum, von jeher mit einer lebhaften Empfindung für die Vortheile der Kultur und der Einrichtungen in civilisirten Ländern begabt, hat ein außerordentliches Talent bekundet, als es im Anfang dieses Jahrhunderts aus dem Ghetto zur Theilnahme an der Civilisation gerufen wurde, sich den neuen Verhältnissen rasch anzuschmiegen; jetzt ist dieser Assimilirungs-Proceß in ganz Deutschland, höchstens einige vergessene Winkel in den Provinzen Posen und Preußen ausgenommen, längst abgeschlossen, und die Juden haben von Uebelwollenden den Vorwurf zu erfahren, daß sie sich allzu lebhaft an dem neuerwachten deutsch-nationalen Leben betheiligen, daß ihr Antheil an dem Aufschwung des politischen, literarischen, wissenschaftlichen und commerciellen Verkehrs unvergleichlich größer ist, als sich nach dem Procentsatze der Bevölkerung erwarten ließe. Dieser Vorwurf wird allerdings nur von denen erhoben, welche sowohl den Juden, wie dem deutschen Reiche übelwollen, und wir glauben in der That, es giebt keine Genossenschaft, in der die Rankünen gegen das neue Deutschland so zu den verschwindenden Ausnahmen gehört, als gerade die jüdische. Ganz natürlich, denn ihr Vollbürgerrecht ist gerade so alt, als das neue Reich, ihre Hoffnungen waren von jeher auf die Männer gerichtet, welche eine Heilung der politischen Schäden nur von der Einigung des Vaterlandes erwarteten, und ihr Eintritt in die Kultur war erst erfolgt, nachdem der nationale Gedanke der belebende Hauch unserer Literatur geworden war. Der Separatismus ist für sie identisch mit dem Ghetto, mit der Unbildung, mit den gelben Flecken, die die Juden einst auf ihren Kleidern trugen, und den etlichen blauen Flecken, mit denen der Uebermuth ihren Rücken zeichnete.

Diese rege Theilnahme an der modernen Kultur bewirkte es, daß eigentlich alle die Postulate, welche die liberale Partei auf kirchlichem Gebiete stellt, zuvörderst das der völligen Autonomie der Gemeinden, innerhalb des Judenthums verwirklicht sind. Sehen wir z. B., auf welchem Wege das israelitische Gebetbuch, welches den Anlaß zu dieser Betrachtung bildet, entstanden ist: Die Breslauer Gemeinde-Verwaltung, selbstverständlich aus Laien zusammengesetzt, glaubte, es sei ein

*) Israelitisches Gebetbuch für die öffentliche Andacht, von Dr. M. Joël. Berlin, Louis Gerschel, 1872.

Bedürfniß vorhanden für ein neues Gebetbuch, für eine Amendirung des alten synagogalen Gottesdienstes; es wird eine Commission niedergesetzt, in welcher die Geistlichkeit Sitz und Stimme hat, aber sie hat kein größeres Recht, als jedes andere Mitglied dieser Commission; nur die Gründe der Theologen, nicht ihr Amt, geben den Ausschlag, und dieses Hervortreten des Laien-Elementes macht keineswegs diese Genossenschaften zu einem Sodom und Gomorrha, aus denen alle Religion gebannt ist oder wo sie höchstens zu einem Schattenbilde wird, sondern wir finden friedfertiges Einvernehmen zwischen Geistlichkeit und Gemeinde; die erstere ist keineswegs einflußlos, sondern hat ein kräftiges Wörtlein dreinzureden, und dieses Wörtlein gewinnt eine um so größere Kraft, als es dieselbe nur aus seiner innern Tüchtigkeit und aus der freiwilligen Achtung und Unterordnung der Gemeinden schöpft, nicht aber wie ein sic volo sic jubeo, stat pro ratione voluntas uns ganz unzeitgemäß in's Ohr schrillt. Wir treffen bei den Juden durch diese Autonomie keineswegs eine Erstarrung des religiösen Lebens, sondern eine Opferwilligkeit für religiöse Zwecke, welche Bewunderung erregt. Berlin's schönstes Gotteshaus ist jetzt bekanntlich ein jüdisches; in Breslau ist gleichfalls ein jüdischer Tempel errichtet worden, der als ein architectonisches Meisterstück bezeichnet wird, und so sieht fast jede größere Stadt in ihrer Mitte Prachtbauten entstehen, welche der Erbauung der Israeliten gewidmet sind und welche beweisen, daß die Autonomie keineswegs die Religiosität vernichtet, sondern die latente religiöse Wärme weckt und entfesselt.

Freilich, wer nur befriedigt ist, wenn auch auf dem Gebiete der Religion Alles dieselbe Uniform trägt, wer davor zurückschreckt, daß das religiöse Gefühl sich verschiedenartig äußert, hier ein orthodoxeres, dort ein freisinnigeres Gepräge trägt, wer gern haben möchte, daß allen Bäumen Eine Rinde wachse, und glaubt, die Einheit der kirchlichen Gemeinschaft könnte verloren gehen, wenn der Gemeinde-Freiheit ihr Recht wird, dem wird das jüdisch-religiöse Leben in einem andern Lichte erscheinen, denn mannigfach und vielgestaltig allerdings sind die Formen, in denen sich das religiöse Gefühl in Israel äußert. Aber es ist interessant zu sehen, wie viel Zugeständnisse selbst die freisinnigsten Gemeinden auch ohne die Wache eines Oberkirchenrathes machen, um die Einheit nicht aufzuheben, das Band, welches der religiöse Kultus unter den Juden bildet, nicht zu zerreißen. So werden in Deutschland fast überall noch viele Gebete in hebräischer Sprache recitirt in der löblichen Absicht, um jedem Glaubensgenossen die Betheiligung am Gottesdienste zu ermöglichen und dem aus den entferntesten Landen Kommenden, wenn er in das Gotteshaus eintritt, anzuzeigen, daß er unter Gleichgesinnten weilt.

Aber die Einführung von deutschen Gebeten war oft ganz unabweisbar, weil die Kunde des Hebräischen unter Frauen fast gar nicht vorhanden ist, weil sie auch unter Männern immer mehr schwindet und weil endlich der Ausdruck der religiösen Empfindung am Wärmsten und Erbaulichsten in der Muttersprache wirkt. Ohne der hebräischen Sprache, der Sprache der Psalmen, Hiob's und der Propheten den Vorzug streitig machen zu wollen, daß sie weit mehr, als jede andere sich zum Ausdruck des religiösen Gedankens eigne, war doch die Nothwendigkeit, neben ihr auch deutschen Klängen die jüdischen Tempel zu öffnen, eine zu dringende, um lange unberücksichtigt zu bleiben. So errang sich das deutsche Element neben der Predigt auch einen Platz in den Gebeten.

Aber der jüdische Kultus litt noch an andern Gebrechen, welche den modernen Sinn störten. Es ist nicht ohne Grund von einem jüdischen Gelehrten, der sich allerdings das Beten überhaupt nicht sauer werden ließ, gesagt worden: „Die Juden beten Bücher"; war auch der Stoff noch so trefflich, er störte durch seine Fülle; noch heute beten die Israeliten an den meisten Orten am Versöhnungstage einen Octavband von 700—800 Seiten. Diese Fülle leitet sich daher, weil bei den Juden religiöse Erbauung und Belehrung oft zusammenfielen, weil die Gebete Betrachtungen in sich schlossen, die sich zumeist an den Verstand wendeten. Es hatte also schon seinen Grund, daß die Juden „Bücher" beteten, aber da diese Stücke in einem Style abgefaßt waren, welche ohne genaue Kunde des Hebräischen, der Bibel und des Talmud nicht verstanden werden konnten, so waren sie unbeschadet ihres Inhalts für die Synagoge unnützer Ballast. Jedoch ihn ganz zu beseitigen war weder gerathen noch möglich, denn das Gefühl läßt sich nun einmal nicht ausschließlich von rationellen Gründen bestimmen, es hängt an gewissen Formeln, die es von Kindheit her übernommen hat; ein Mann, der auch im politischen Leben als Abgeordneter der preußischen Fortschrittspartei eine hervorragende Rolle gespielt hat, sagte, als in seiner Gemeinde der allwöchentliche Festgottesdienst vom Sabbath auf den Sonntag verlegt werden sollte, er sei für seine Person dagegen, denn am Sabbath ziehe ihn häufig weniger das religiöse Gefühl, als die Pietät gegen seinen Vater, als die langjährige Gewohnheit in's Gotteshaus; am Sonntag fallen diese Hebel weg. Am Abend des Versöhnungstages, bekanntlich des größten jüdischen Festes, wird bei der Eröffnung des Gottesdienstes eine Formel vorgetragen, deren Inhalt nicht besonders erbaulich ist und sogar schon hin und wieder Anstoß gegeben hat, aber diese Formel wird mit einer feierlich-düstern Melodie recitirt, und diese Melodie übt selbst auf den freisinnigsten Juden einen solchen Zauber, daß Gemeinden, die diese Formel abgeschafft haben, eine andere mit ähnlichem Rhythmus eingeführt haben, um nur die Melodie zu retten.

Dieser nicht unberechtigte Irrationalismus äußert sich nun auch darin, daß viele Juden auch die Stücke, die sie nicht verstehen, nicht gern gestrichen haben möchten. Wie nun dem Uebelstand steuern, daß das Gebetbuch nicht zu einem unbegriffenen Formelkram werde? Sachs, der allzufrüh verstorbene Rabbiner der Berliner Gemeinde, half dadurch, daß er in dem von ihm edirten Gebetbuche wohl die hebräischen Stücke beibehielt, aber mit trefflichen deutschen Uebertragungen versah. Sein glänzendes Talent gestaltete treffliche Dichtungen, die zweifellos erbaulich wirkten und diese Stücke für viele Gemeinden gerettet haben. Geiger jedoch und nach ihm Joël in ihren Editionen sind auf diesem Wege nur zum Theil Sachs gefolgt; sie haben Vieles ganz ausgeschieden und das Uebrige weniger übersetzt als reproducirt. Die von Joël edirte Arbeit unterscheidet sich von den Sammlungen, die bisher dem synagogalen Gottesdienst gedient haben, dadurch, daß sie Vieles aus den alten Formeln, was den Freisinnigen nicht zusagt, eliminirt, daß sie jedoch bei der Umschmelzung des vorhandenen Stoffes mit größerer Vorsicht und Schonung als Geiger und die extreme Reform zu Werke gehen. Sodann sind nach der Analogie der evangelischen Gemeinde Reichenbach in Schlesien, wo bei dem Gesangbuchs-Streite mit dem Consistorium zur Beruhigung der Gemeinde und der Kirchenbehörde der simultane Gebrauch der alten und neuen Lieder eingeführt worden ist, auch in dem von Joël edirten und zunächst für Breslau bestimmten Gebetbuche die alten hergebrachten Formeln zum Abdruck gekommen, so daß eben Jeder nach seiner Façon beten kann. Jedenfalls wird die schöne Arbeit Joël's dazu beitragen, den Frieden und die Andacht in den jüdischen Ge-

meinden zu fördern. Sie ist eben als ein Compromiß zwischen Orthodoxie und Aufklärung anzusehen, wobei aber die letztere keineswegs zu kurz gekommen ist.

Kleine literarische Revue.

— **Ein deutsches Soldatenleben.** *) Der Name v. François hat, trotz des ausländischen Klanges, einen guten Klang in der deutschen Armee und seit Kurzem durch die vortrefflichen Romane von Louise v. François auch in der deutschen Literatur. Das uns vorliegende Buch, in welchem eine Tochter des Hauses François die Lebensschicksale ihres Vaters, des General-Lieutenants Karl v. François, nach dessen hinterlassenen Memoiren erzählt, rechtfertigt diesen Ruf nach beiden Seiten, denn wir erhalten das interessante Leben eines Kriegers in künstlerisch abgerundeter Weise dargestellt.

Karl v. François, der Abkömmling einer durch die Emigration nach Kursachsen gekommenen französischen Hugenottenfamilie, hatte, als er 1855 in hohem Alter zu Potsdam starb, ein sehr bewegtes, thatenreiches Leben hinter sich. Er war anfänglich in kursächsischen, dann in preußischen Diensten, wurde, wie viele seiner Berufsgenossen, durch die Katastrophe des Jahres 1806 aus seiner Carrière gerissen. In würtembergische Dienste getreten, wurde er durch die Mißgunst seiner neuen Kameraden in zahlreiche Händel verwickelt, wegen eines Subordinationsfehlers von dem despotischen Könige Friedrich zum Tode verurtheilt, im letzten Moment zwar begnadigt, aber als Gefangener auf Lebenszeit nach dem Hohen-Asperg geschickt. Durch eine mit namenloser Kühnheit ausgeführte Flucht gewann er seine Freiheit wieder, kehrte nach vielen Kreuz- und Querzügen, auf welchen er seinen Unterhalt zum Theil als Tanzlehrer und Declamator gewann, in die Heimat zurück und nahm in hervorragender Weise an der Erhebung unter Schill Theil. Bei Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Rußland ging er, nachdem ein Versuch, in englische Dienste zu treten, mißglückt war, über die russische Gränze, fand Aufnahme in der russischen Armee, machte daselbst den russischen und den darauf folgenden Befreiungskrieg der Jahre 1813 und 14 mit, und kehrte als Major mit Orden geschmückt zu seiner Familie zurück, die seit lange keine Kunde seines Daseins mehr erhalten hatte. Später trat er wieder in preußische Dienste über und avancirte bis zum General-Lieutenant.

Es ist ein höchst interessantes Bild, das wir hier in flüchtigen Umrissen gezeichnet, und wir dürfen wohl sagen, daß die Tochter, welche es in liebe- und pietätvoller Weise ausführte, dem Vater ein schönes Denkmal gesetzt und sich ein Verdienst um die deutsche Memoirenliteratur erworben hat. J. H.

— **Berthold Auerbach's Kalendergeschichten,** welche, gesammelt in zwei Bänden und in zwanzig Lieferungen (à 5 Sgr.), in der Hoffmann'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erschienen, liegen nunmehr vollständig vor uns.*) Es sind wohl auch einige schwäbische Dorfgeschichten unter den gesammelten Erzählungen des gemüth- und geistvollen Dichters, aber die meisten derselben bewegen sich in den Kreisen des deutschen Bürgerthums; sie erzählen Manches von Schiller, von Hebel, von Friedr. Rückert, von Heinrich Simon und von vielen anderen edeln Geistern, und kein einziges Blatt ist darin, das uns nicht etwas zu denken und mitzuempfinden giebt. Vieles beweist auch in diesen Geschichten, wie sehr der Dichter lange vor den Jahren 1866 und 1870 in populärer Sprache für die Idee der deutschen Einheit unter Preußens Führung gewirkt hat. Mit ästhetischer Wirkung sind dabei die während eines Jahrzehends für Auerbachs Volkskalender von deutschen Meistern, wie Wilh. v. Kaulbach, Adolf Menzel, Paul Meyerheim, Moritz Oppenheim, Ludw. Richter, Julius Schnorr, Moritz v. Schwind, Paul Thumann u. A. gezeichneten Bilder zur Illustration des Textes benutzt, der dadurch in der That zu einem Buche geworden, das um die Zeit der Weihnachts- und Neujahrs-Geschenke „zur guten Stunde" erscheint.

— **Paul Heyse's gesammelte Werke.** **) Wir haben bereits der ersten Bände der von der Besser'schen Buchhandlung in Berlin veranstalteten Ausgabe der gesammelten Werke von Paul Heise gedacht. — Die ersten drei Bände enthielten die Dichtungen Heise's in Versen, die folgenden fünf bringen Novellen in Prosa und die letzten zwei Dichtungen in dramatischer Form. Heyse's Dichtungen, besonders seine Novellen, sind rühmlichst bekannt und bedürfen keines Wortes der Empfehlung. Eine südliche Phantasie, eine vorzügliche Individualisirung der einzelnen Charaktere, eine naturgemäße und doch wahrhaft künstlerische Schilderung der Gemüthsaffecte, diese Eigenschaften machen die Heyse'schen Novellen zu den spannendsten, geistvollsten und künstlerisch vollendetsten Producten der deutschen Belletristik. Möge eine zahlreiche Verbreitung der gegenwärtig veranstalteten Gesammtausgabe den Dichter bewegen, auch in Zukunft dem bisher von ihm cultivirten Genre seine Kraft zu widmen. Seine Vorzüge können nur in knapp zusammengetragenen Geistesproducten, in Novellen, wahrhaft zur Geltung gelangen; in größeren Romanen treten sie wohl auch hervor, aber sie gelangen weniger klar zum Bewußtsein des Lesers. L. A.

Literarischer Sprechsaal.

In der Sitzung der Berliner Juristischen Gesellschaft vom 9. November erstattete Herr Prof. v. Holtzendorff, der seit Jahren mit Erfolg bemüht ist, das Interesse des juristischen und des großen gebildeten Publikums in Deutschland auf die wichtigen socialen Probleme des Gefängnißwesens hinzuleiten, Bericht über den im Juli d. J. in London zusammengetretenen inter-

*) Karl v. François. Ein deutsches Soldatenleben nach hinterlassenen Memoiren von Clotilde von Schwartzkoppen. Schwerin i. M. 1873. A. Hildebrand's Verlag.

*) „Zur guten Stunde". Gesammelte Volkserzählungen von Berthold Auerbach. In zwei Bänden (Pracht-Einbände mit dem Portrait des Verfassers in Golddruck) mit 334 in den Text gedruckten Bildern. Stuttgart, Carl Hoffmann, 1872.

**) Zehn Bände. Berlin, Verlag von W. Hertz. (Besser'sche Buchhandlung.) 1871 — 1872.

nationalen Gefängniß-Congreß. Neben offiziellen Vertretern fast sämmtlicher Culturstaaten der alten und neuen Welt hatten sich auf dem Congresse, welchen angeregt zu haben ein Verdienst des Nordamerikaners Dr. Wines ist, Männer der Wissenschaft und der Praxis, Gelehrte, Staatsbeamte, Politiker und Menschenfreunde aus Amerika und allen Theilen Europa's eingefunden, darunter die amtlichen Leiter des Gefängnißwesens und die Vorsteher der vorzüglichsten Gefängniß-Anstalten; auch Frauen, die sich bekanntlich in England und Amerika bei den zahlreichen Vereinen für die Besserung jugendlicher Verbrecher und bei den humanitären Bestrebungen für den Unterricht der Gefangenen in hervorragender Weise praktisch betheiligen, waren in nicht unbedeutender Anzahl erschienen. Der Bericht des Vortragenden, welcher den Congreß als Abgeordneter der Berliner Juristischen Gesellschaft besucht und an dessen Verhandlungen persönlichen Antheil genommen hat, gewährte in gedrängter Kürze ein übersichtliches Bild der Fülle von Fragen, welche den Gegenstand der Tagesordnung gebildet hatten, sowie des reichen Austausches von Erfahrungen und Gedanken, in dem das hauptsächliche Ergebniß der Versammlung zu erblicken ist. Von besonderem Interesse war die Parallele, welche der Berichterstatter zwischen England und Deutschland zog. Wissenschaftlich steht — dies trat auf dem Congreß mit eindringlicher Klarheit zu Tage — gegenwärtig unser Vaterland an der Spitze der auf die Verbesserung des Strafrechts und der Strafvollziehung gerichteten Bewegung. Im Vergleich mit unseren Gesetzen springen die Fehler des englischen Criminalrechts in die Augen: die unvernünftig lange Dauer der schweren Freiheitsstrafen, der unserer Zuchthausstrafe verwandten penal servitude; die ebenso unverständige Kürze der Freiheits-Entziehungen bei Delicten gegen das Eigenthum, die beispielsweise dazu führt, daß in Liverpool manche Personen innerhalb weniger Jahre siebzigmal im Stadtgefängnisse wegen derselben Vergehungen eingesperrt wurden; ferner das Festhalten an der Prügelstrafe als Strafmittel, dessen die englische Praxis namentlich gegen die stets als Beispiel citirte Klasse der Ehefrauen-Prügler (woman-beaters) nicht entrathen zu können meint. Andererseits ist uns England, und mit ihm Nordamerika, weit überlegen in der Theilnahme und der werkthätigen Unterstützung, welche alle auf das Gefängnißwesen gerichteten Bestrebungen bei der gebildeten Bevölkerung des Landes finden. Die Verhandlungen über die jugendlichen Gefangenen, welche der Vortragende als den Glanzpunkt des Congresses bezeichnete, boten den festländischen und vorzugsweise den deutschen Mitgliedern ein lehrreiches Bild von der großartigen Wirksamkeit, welche in England und in Amerika von Vereinen und Privatpersonen in dieser Richtung entwickelt wird; sie hinterließen den wohlthuenden Eindruck eines energischen, echt religiösen Pflichtgefühls, das sich großen und wichtigen Aufgaben der Gesellschaft zugewendet hat und in dem sich die unverwüstliche Lebenskraft des englisch-amerikanischen Selfgovernments glänzend offenbart. — Die in der Vorbereitung begriffenen gedruckten Verhandlungen des internationalen Gefängniß-Congresses, in dessen Zustandekommen wir ein beachtenswerthes Zeugniß fortschreitender Gesittung und Humanität erblicken, bieten vielleicht später Anlaß, auch in diesen Blättern auf einige wichtige Punkte der Discussionen zurückzukommen.

Die tschechische Literatur ist um ein recht seltsames Werk bereichert worden, — ein Buch, das bereits vor seiner kürzlichen Publication durch die tschechische Gelehrtengesellschaft „Matice ceska" eine Geschichte hatte. Diese Gesellschaft veröffentlichte nämlich unlängst ein „Originalwerk": „Die Vereinigten Staaten Amerika's und ihre Verfassung; nach den neuesten Quellen zusammengestellt von dem Museum-Custos Jacob Malv", (Verfasser der „loyalen Broschüre", die ihrer Zeit einiges, obzwar ungerechtfertigtes Aufsehen erregte). Der produktive Herr Verfasser des Werkes hat sich aber, wie die „Narodni Listy" nachweisen, seine Arbeit etwas leicht gemacht und die gelehrte Gesellschaft „Matice ceska", sowie die gesammte literarische Ehre seiner Nation arg compromittirt. Das ganze Werk ist von der ersten bis zur letzten Zeile Plagiat und insofern recht interessant, als es die wortgetreue Abschrift einer vom genannten Verfasser vor mehreren Jahren veröffentlichten Uebersetzung der Geschichte Amerika's von Washington Irving ist. Der neuen als „Originalprodukt" edirten Abschrift ist vom Verfasser ein Schlußwort beigefügt, das bei dem ersten Werke, damals allerdings „Originalübersetzung", fehlte, aber selbst dieses ist, nach den „Narodni Listy", aus einem tschechischen Conversationslexicon „Slavnik naucni" abgeschrieben, dessen Artikel nach der beigegebenen Chiffre „Pok", kaum der Feder Malv's entstammen dürfte. — Die gelehrte Gesellschaft „Matice ceska" scheint, solchen Vorkommnissen zufolge, eine gründliche Kenntniß der nationalen Literatur zu besitzen, was jedenfalls mit Hinsicht auf den Umfang dieser Literatur auffallen muß.

Die Direktion der „Rheinischen Eisenbahn" hat in sehr anerkennenswerther und nachahmungswürdiger Weise die Gründung einer gewerblichen Fortbildungs-Schule unternommen, welche einen Cursus für die Lehrlinge ihrer Werkstätten bietet und zugleich zur Hebung des Arbeiterstandes im Allgemeinen dienen soll. Die in der Gemeinde Nippes hergestellte Schule bezweckt nach dem Statute, jungen Leuten, welche sich dem Eisenbahndienst oder einem andern technischen Berufszweige widmen wollen, eine passende Vorbildung zu geben, soweit dieselbe in einem zweijährigen, an die oberste Classe der Elementarschule sich anschließenden Cursus erlangt werden kann. Die Mittel zur Unterhaltung der Schule, welche Mitte des October eröffnet worden, werden, soweit sie nicht durch das eingehende Schulgeld gedeckt werden, von der „Rheinischen Eisenbahn-Gesellschaft" gewährt, welche ein zweckentsprechendes Schulgebäude mit einem Kostenaufwande von ca. 30,000 Thlr. errichtet und bereits den Dirigenten und zwei Lehrer engagirt hat. Als nächste Aufsichtsbehörde der Schule fungirt ein Curatorium. Dasselbe besteht aus dem Spezial-Direktor der „Rheinischen-Eisenbahn-Gesellschaft" oder dessen Stellvertreter als Vorsitzenden, dem Dirigenten der Anstalt und zwei auf Vorschlag der Direktion der „Rheinischen Eisenbahn-Gesellschaft" von der k. Regierung zu bestätigenden Mitgliedern, sowie endlich aus dem Oberbürgermeister der Gemeinde Nippes. Die an der Anstalt thätigen Lehrer werden auf Vorschlag des Curatoriums von der Direktion der „Rheinischen Eisenbahn-Gesellschaft" ernannt; die Qualifikation derselben wird der k. Regierung nachgewiesen. Die Schule hat vorläufig zwei Classen; der Cursus dauert in jeder derselben ein Jahr und beginnt im Anfang des Monats Oktober. Die Gegenstände, in welchen unterrichtet wird, sind: Deutsch, Schönschreiben, practisches Rechnen, Mathematik, Physik, Chemie, Technologie, Geographie und Geschichte, Bauconstructions-Lehre, Zeichnen, Buchführung und Volkswirthschaft.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien und ist in jeder Buchhandlung vorräthig:

Max Jähns, Roß und Reiter in Leben und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen. Eine kulturhistorische Monographie.

2 Bände. gr. 8. Preis 5 Thlr. 20 Sgr. (198)

Dies Buch, welches von der gesammten deutschen Kritik übereinstimmend als eine ausgezeichnete wissenschaftliche Leistung begrüßt wird, ist zugleich so frisch und unterhaltend geschrieben, daß es Jedermann, vor allem jedem Pferdefreunde angelegentlich empfohlen werden kann.

Im Verlage der **C. G. Lüderitz'schen Verlagsbuchhandlung Carl Habel in Berlin, 33 Wilhelmsstraße**, sind erschienen und durch jede Buchhandlung und Postanstalt zu beziehen:

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff.

VII. Serie: Heft 145 bis 168 umfassend. Jahrgang 1872.

Im Abonnement jedes Heft nur 5 Sgr.

In dieser neuen Serie sind bereits erschienen:

Heft 145. Prof. **J. Bona Meyer** (Bonn): **Arthur Schopenhauer.** Einzelpreis 8 Sgr.; 146. Prof. **Foerster** (Berlin): **Johann Keppler.** 6 Sgr.; 147 u. 148. Prof. **Bernhard Stark** (Heidelberg): **Aus dem Reiche des Tantalus und Kroesus.** Eine Reisestudie. 18 Sgr.; 149. Prof. Dr **A. Fick** (Würzburg): **Der Kreislauf des Blutes.** 7½ Sgr.; 150. Dr. **Ed. Doehler** (Brandenburg a. H.): **Die Orakel.** 6 Sgr.; 151. Prof. **C. Rammelsberg** (Berlin): **Ueber die Meteoriten und ihre Beziehung zur Erde.** 6 Sgr.; 152. Prof. **Ed. Osenbrüggen** (Zürich): **Die Ehre im Spiegel der Zeit.** 6 Sgr.; 153. **K. v. Seebach** (Göttingen): **Ueber die Wellen des Meeres und ihre geologische Bedeutung.** 6 Sgr.; 154. Dr. **A. Winckler** (Leipzig): **Die deutschen Reichskleinodien.** 7½ Sgr.; 155. Geh. Med.-Rath **Flemming** (Schwerin): **Ueber Geistesstörungen und Geisteskranke.** 6 Sgr.; 156. **Max Wirth** (Bern): **Die sociale Frage.** 8 Sgr.; 157. Prof. **Buchenau** (Bremen): **Petroleum.** 7½ Sgr.; 158 und 159. Dr. **Carl Abel** (Berlin): **Ueber den Begriff der Liebe in einigen alten und neuen Sprachen.** 12 Sgr.; 160. Prof. **H. Weger** (Nürnberg): **Der Graphit und seine wichtigsten Anwendungen.** 6 Sgr.; 161. **L. Bamberger** (Mainz): **Zur deutschen Münzgesetzgebung.** 6 Sgr.; 162. Dr. **K. Masing** (Dorpat): **Die tragische Schuld.** 6 Sgr.; 163. Prof. Dr. **Münter** (Greifswald): **Ueber Corallenthiere.** Mit einer Tafel Lith. 10 Sgr.

Serie I, II, III, IV, V, VI (Jahrgang 1866—1871), der **Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, Heft 1—144 umfassend, sind, complet brochirt, zum Subscriptionspreis à 4 Thlr., gebunden in Halbfranzband à 4 Thlr. 20 Sgr., durch jede Buchhandlung zu beziehen.**

(199)

Deutsche

Zeit- und Streit-Fragen.

Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart.

Herausgegeben von

Fr. v. Holtzendorff und W. Oncken.

Jahrgang I. 1872. Heft 1 bis 16 umfassend.

Im Abonnement jedes Heft nur 7½ Sgr.

In diesem Jahrgang sind bereits erschienen:

Heft 1. Dr. **Heinrich Lang** (Zürich): **Das Leben Jesu und die Kirche der Zukunft.** Einzelpreis 10 Sgr.; 2. Prof. Dr. **Roscher** (Leipzig): **Die Währungsfrage der deutschen Münzreform.** 10 Sgr.; 3 u. 4. **F. Perrot** (Rostock): **Deutsche Eisenbahnpolitik.** 18 Sgr.; 5. Ritter **von Schulte** (Prag): **Das neue Ordens- und Congregationswesen der katholischen Kirche.** 10 Sgr.; 6. Prof. Dr. **F. W. Stahl** (Giessen): **Die Arbeiterfrage sonst und jetzt.** 10 Sgr.; 7 u. 8. **J. C. Bluntschli: Rom und die Deutschen.** (I. Römische Weltherrschaft und deutsche Freiheit, II. Der Jesuitenorden und das deutsche Reich.) 18 Sgr.; 9. **Baumgarten** (Rostock): **Der Protestantismus als politisches Princip im deutschen Reich.** 10 Sgr.; 10. **Mähly** (Basel): **Der Roman des XIX. Jahrhunderts.** 10 Sgr.; 11. **H. Beta** (Berlin): **Die Geheimmittel- und Unsittlichkeits-Industrie in der Tagespresse.** 10 Sgr.; 12. **Zachariae** (Göttingen): **Das Schöffengericht.** 12 Sgr.; 13. Prof. Dr. **Beck** (Giessen): **Das Grundübel in der modernen Jugendbildung.** 12 Sgr.

Im Verlage von **Quandt und Händel in Leipzig** ist erschienen:

Die alttestamentliche Literatur

in einer Reihe von Aufsätzen

dargestellt von (200)

Theodor Nöldeke,

Professor in Straßburg.

Preis 1½ Thlr.

Die Entstehungsgeschichte des alten Testaments von einer Autorität auf diesem Gebiete im besten Sinne populär dargestellt.

Bei **S. Hirzel in Leipzig** erschien soeben:

Friedrich Chr. Dahlmann

von (201)

Anton Springer.

Zweiter Theil (Schluß).

gr. 8. Preis 2 Thlr. 28 Gr.

Karl Mathy.

Geschichte seines Lebens

von

Gustav Freytag.

Zweite Auflage

gr. 8. Preis 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Gr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die

evangelische Alliancedeputation

an Kaiser Alexander zu Friedrichshafen.

Zur Abwehr der groben Entstellungen und Verleumdungen des Herrn von Wurstemberger (zu Bach bei Bern).

Von (202)

Constantin von Tischendorf,

der Theol., der Philos. und der Rechte Dr.

8. Geh. 8 Ngr.

Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig.

Soeben erschien:

Winckelmann.

Sein Leben,

seine Werke und seine Zeitgenossen.

Von (203)

Carl Justi.

Zweiter Band.

Winckelmann in Italien. Mit Skizzen zur Kunst- und Gelehrtengeschichte des 18. Jahrhunderts. Mit Portrait des Cardinal Albani.

Erste Abtheilung.

gr. 8. 25½ Bogen. geb. 3 Thlr.

Die zweite (Schluß-) Abtheilung (circa 30 Bogen) erscheint Mitte November d. Jahres.

Delius'

SHAKSPERE

III. (Stereotyp-) Auflage

jetzt complet. (204)

2 starke Bände, broschirt: 5 Thlr. 10 Sgr.

In 2 feinen Halbfranzbänden: 7 Thlr.

Jedes einzelne Stück: 8 Sgr.

(Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, zunächst in der 2. Auflage geliefert.)

Elberfeld, Verlag von R. L. Friderichs.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Herman Grimm: Zehn Ausgewählte Essays

zur Einführung in das Studium der Modernen Kunst.

Velinpapier. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 20 Sgr. — In Leinwand gebunden 2 Thlr.

Inhalt: Die Venus von Milo. — Raphael und Michelangelo. — Carlo Saraceni. — Albrecht Dürer. — Göthe's Verhältniß zur bildenden Kunst. — Jacob Asmus Carstens. — Berlin und Peter von Cornelius. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Schinkel. — Curtius über Kunstmuseen. (205)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Soeben erschien der erste Jahrgang von

Meyers Deutsches Jahrbuch.

Encyklopädische

Ueberschau über die Geschichte und das Kulturleben des vergangenen Jahres.

Im Verein mit zahlreichen Fachgelehrten herausgegeben von *O. Dammer.*

Geh. 2½ Thlr.

Hauptrubriken des Inhalts: (206)

Geschichte (*v. Wydenbrugk, H. Prutz*).
Literatur (*A. Stern, Bartling*).
Künste (*Bruno Meyer*).
Geographie (*R. Andree*).
Naturwissenschaft (*Klein, Ratzel, E. Krause, Otto Dammer*).
Physiologie und **Medizin.**
Volkswirthschaft (*Lammers, Clement*).
Landwirthschaft (*Birnbaum*).
Technologie (*Otto Dammer*).
Kriegswesen.
Die deutschen Universitäten.

Der Gedanke des „Jahrbuchs" ist aus unseren „Ergänzungsblättern" hervorgegangen, hat sich aber die dankbarere Aufgabe gestellt, den Inhalt grösserer Zeitabschnitte, als für die Journalform zulässig ist, unter dem Gesichtspunkt einer organischen Anordnung zu subsummiren und so ein wissenschaftliches Orientirungsmittel zu schaffen, welches nach allen Seiten hin einen freien ununterbrochenen Ausblick über die Begebenheiten und Zustände eines jeden Jahres gewährt.

Bibliographisches Institut in Hildburghausen.

Verlag der **C. G. Lüderitz'schen Verlagsbuchhandlung, Carl Habel,** in **Berlin, 33 Wilhelmsstraße:**

Rammelsberg, C. F., Dr. und Prof. an der Universität und der Gewerbe-Academie zu Berlin, **Grundriß der Chemie,** gemäß den neueren Ansichten. Der unorganischen Chemie dritte Auflage. Preis 2 Thlr. 6 Sgr.

Kameke, H. F., Verfasser des Schnellrechners ꝛc., **Die neuen Reichs-Goldmünzen** und die Deutsche Mark als Rechnungseinheit. Preis 6 Sgr.

— —, **Ausführliche Zins-Tabellen für die neue Deutsche Mark.** Preis 10 Sgr.

— —, **Metrische Fundamentalzahlen** zur augenblicklichen Ermittelung des Quadratinhaltes jeder Kreisfläche und zur schnellen und leichten Berechnung des sehr genauen Kubikinhaltes aller vollen und hohlen Cylinder von Eisen, Stein, Holz u. s. w. Preis 10 Sgr. (Befindet sich unter der Presse und erscheint Anfang November cr.)

Goldammer, H., Der Kindergarten. Handbuch der Fröbel'schen Erziehungs-Methode, Spielgaben und Beschäftigungen. Nach Fröbel's Schriften und den Schriften der Frau B. v. Marenholtz-Bülow bearbeitet von H. Goldammer. Mit Beiträgen von B. v. Marenholtz-Bülow. Zweite Auflage. Mit 80 Tafeln Abbildungen. Preis 2 Thlr. 20 Sgr. — Eleg. in Ganzleinen geb. 3 Thlr. 10 Sgr. (207)

= Bitte um Angebote. =

Von **Van Erath Codex diplomaticus Quedlinburgensis** suche ich ein gutgehaltenes vollständiges Exemplar zu kaufen.

Quedlinburg. (208)
Chr. Frdr. Vieweg's Buchhdlg.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Kinder- und Hausmärchen

gesammelt durch die (209)

Brüder Jacob und Wilhelm Grimm.

Kleine Ausgabe. Mit 8 Bildern in Farbendruck.
Velin-Ausgabe in Leinwand gebd. 1 Thlr.
Gew. Ausg. in Farben-Umschlag gebd. 15 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.



Herausgegeben von
J. Lohmeyer.
Unter künstlerischer Leitung von
Oscar Pletsch.

Preis des Heftes gr. 4. Velinpapier
1 Mark = 10 Sgr. = 36 Kr. rh.
6 Hefte bilden einen Band.

Die **„Deutsche Jugend"** vereinigt zum ersten Male die gefeiertsten Meister deutscher Kunst und Dichtung und die hervorragendsten unserer Jugendschriftsteller zu einem freudigen Zusammenwirken für die Jugend und ist bestrebt, in ihrem für Knaben und Mädchen bestimmten Inhalt nur Mustergültiges in Wort und Bild zu bieten.

Die Bandausgabe bildet zugleich eines der reichhaltigsten und schönsten Weihnachtsbücher. (210)

Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

MEYERS
HANDLEXIKON

gibt in ***einem Bande*** *Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntniss und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereigniss, Datum, einer Zahl oder Thatsache* ***augenblicklichen Bescheid.*** *Auf 1965 kl. Octavseiten über 52,000 Artikel, mit vielen Karten, Tafeln und Beilagen.*
Preis 3½ Thlr., in schönem Ledereinb. 5 Thlr.
Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expediteure.
Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 3 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 23. November 1872. [No. 47.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Religion und Sittlichkeit.

Ein Beitrag zur Lösung unserer Kardinal-Zeitfragen *)

Vorliegende Schrift hat ganz besonders unser Interesse gefesselt, einmal des Stoffes halber, dann aber auch durch die klare objektive Beleuchtung des „Für" und „Wider" bei den Streitfragen: Trennung von Staat und Kirche, confessionslose Schulen oder nicht, Civilehe, Stellung der Consistorien, Gränzen der Lehrfreiheit, sowie durch die Schärfe in der Abgränzung der Begriffe, welche im Laufe der Jahrhunderte so ganz ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben, wie z. B. Religion — welcher Begriff willkürlich mit Confession identifizirt ist, als auch durch die vorurtheilsfreie Kritik der verschiedenartigsten Parteistellungen. Der Verfasser kann mit vollem Recht behaupten: „Meine Ansichten dürften in kein Partei-Programm vollständig hineinpassen." — Er steht über den Parteien.

Nachdem der Verf. in einer kurzen Einleitung den sachlichen wie persönlichen Anlaß zu dieser Schrift dargelegt, außerdem seinen Standpunkt klar gezeichnet, der eben in jenen oben citirten Worten zu erkennen ist, schließt er die Einleitung mit den Worten: „Freund ist mir Plato, Freund Sokrates, doch mehr Freund ist mir die Wahrheit" — und geht zur Sache selbst über. Da kommt es ihm nun vor Allem darauf an, den Begriffen: Religion, Sittlichkeit, Gewissen, Confession auf den Grund zu gehen — und es ergiebt sich dabei eine durchaus den bisher landläufigen Erklärungen ganz verschiedene Definition. Religion und Sittlichkeit an sich sind ihm Eins, sie haben ihre „gemeinsame Wurzel in der menschlichen Persönlichkeit." In der Vollendung des Menschseins also kommen diese beiden Begriffe nicht getrennt zur Erscheinung; in jedem einzelnen Menschen, wie er nun einmal ist, aber hat der „Strom des Creatürlichen", der in seinem Innern fluthet, das Gottesbewußtsein (Religion) vom Selbstbewußtsein (Sittlichkeit) getrennt, und diese Trennung, verschuldet durch die Schwäche der menschlichen Natur, hat man willkürlich als ursprünglich angenommen. In Folge dieser willkürlichen Trennung hat sich die „Religion" zur „Confession" herausgebildet, in welcher sie mit „niederen Elementen" gemischt erscheint, die vor dem „sittlichen Standpunkt oft nicht bestehen können."

Diese Begriffsverwirrung von Religion mit Confession hat unermeßliches Unheil erzeugt. Man denke nur an die Religionskriege, Judenverfolgungen und die fortgesetzten Streitigkeiten der einzelnen Kirchen.

Dem Verf. gipfelt das Menschsein in dem Selbstbewußtsein, in der Selbstbestimmung und der daraus folgenden Selbstthätigkeit.

Das Selbstbewußtsein, unzertrennlich von der Selbstbestimmung, ist ihm identisch mit dem „Gewissen", welches er als „das Centralorgan" der menschlichen Persönlichkeit bezeichnet, „jenes innere persönliche Heiligthum, das der Gottesgeist in dem persönlichen Menschengeiste sich aufbaut."

In dem Sinn des Verf. besteht die Religion nicht neben der Weltbildung, sondern sie durchdringt dieselbe, „ruht doch unsere ganze Kultur auf solchem religiösen Grunde"; es kann sich der einzelne Mensch wie die Gemeinschaft, der Staat, den religiösen Einflüssen nicht entziehen.

Vom Staat verlangt der Verf. Parität im wahren Sinne des Wortes, gleiches Maaß der Freiheit für alle in ihm vertretenen Confessionen, nöthigenfalls Beschränkung, „für welche letztere nur die Staatsidee maßgebend sein kann."

Was ist Staatsidee? — Dem Verf. genügt nicht die Rechtssphäre, welche man meistentheils dem Staat zuweist; er stellt höhere Anforderungen an den Staat.

Mit Hinweis auf die R. Rothe'sche Auffassung des Staates und seines Verhältnisses zur Kirche, nach welcher letztere vollständig in den Staat aufgehen soll und einer scharfen Beleuchtung der praktisch angewendeten Grundsätze der Bulle „Unam sanctam" Bonifaz' VIII., nach welcher die Kirche als die Sonne, der Staat als der Mond erscheint, kommt er zu seiner Forderung, der Staat habe an der Lösung der socialen Frage sich zu betheiligen, er habe „eine allgemeine Sphäre der Sittlichkeit zu beherrschen." — Je vollkommener der Staat, — desto näher kommt er der Idee der Kirche.

Die Kirche hat ihre besondere Aufgabe, wie ihre Rechte, die ihr vom Staat nicht verkümmert werden dürfen, wie der Staat seinerseits sich keine Eingriffe seitens der Kirche gefallen lassen darf. Kirche und Staat werden bei möglichst vollendeter Lösung ihrer Aufgaben sich einander ergänzend und fördernd, arbeiten an der Herstellung des Gottesreiches auf Erden.

Bei der Gränzregulirung, wie sie nöthig ist, da Staat und Kirche in Wirklichkeit nicht fördernd für einander thätig sind, sondern schädigend gegen einander wirken, theilt der Verfasser der Domaine des Staates: Ehe, Schule und Vereinsleben zu, welcher drei Institutionen die Kirche sich willkürlich bemächtigt hatte.

*) „Ueber die Gränzen des confessionellen Elementes im Bereiche der sittlichen Gemeinschaft." Von Dr. Wilhelm Falkenheimer, erstem Pfarrer der Oberneustädter Gemeinde und städtischem Schulreferenten in Kassel. Kassel, Theod. Kay. 1872.

Bei aller Anerkennung der Heiligkeit der Ehe, ist es dem Verfasser nicht durchaus nothwendig, daß die Ehe von einem Geistlichen eingesegnet werde, sondern, da er den Staat als einen der Kirche ebenbürtigen, sittlichen Faktor anerkennt, spricht er ihm auch das Recht zu, durch seine Beamten wahre Ehen abschließen zu lassen, wie man ja auch die Ehescheidungen durch Staatsbeamte vollziehen läßt.

Die Civilehe ist keine Tochter der französischen Revolution, sondern hat ihren Ursprung auf viel ältere Daten zurückzuführen. Luther sagt in seinem Traktat über Ehesachen: „Die Ehe ist ein äußerliches, weltliches Ding, wie Kleidung und Speise, Haus und Hof" — „ich wehre mich fest, rufe und schreie, man solle die Ehesachen der weltlichen Obrigkeit lassen"—; im XVI. Jahrhundert, heißt es in einer würtembergischen Kirchenordnung ausdrücklich: „auf dem Rathhause" geschlossene Ehen sind als zu Recht anzuerkennen. Der Verf. beruft sich außerdem auf eine Kabinetsordre König Friedrich Wilhelm's IV., in der es heißt: „daß an eine korrekte Behandlung in Ehesachen erst dann zu denken sei, wenn auch für diejenigen, welche innerhalb einer anerkannten Kirchengemeinschaft stehen, die kirchliche Form der Ehe nicht mehr als obligatorisch betrachtet werde" — und schließt die Beweisführung seiner Forderung für die Civilehe mit den Worten: „man dient dem Interesse der Kirche am besten, wenn man den Zwang der kirchlichen Eheschließung beseitigt." — Allerdings verlangt er keine Beschleunigung der Aufhebung in der Form der konfessionellen Eheschließung, sondern Wahrung der ehrwürdigen Sitte des Volkes, so lange es sich bei derselben wohl fühlt.

Die Eheschließung oder Gründung der Familie führt ihn auf die Schule. Nachdem er die hierorts ja auch vielfältig besprochene Frage, ob konfessionelle, oder konfessionslose Schulen, von allen Parteistandpunkten und nach allen Seiten hin beleuchtet hat, faßt er das Gesagte kurz zusammen in dem Satze: „Der Begriff der Schule fordert nicht die „Konfessionsschule", die ihrer Natur nach exclusiv sein muß, wohl aber eine echt nationale Schule, in welcher auf die Konfession gebührende Rücksicht genommen wird, womit auch den Forderungen der Verfassung vollkommen Genüge geschieht."

Wir hätten nach dem Vorangegangenen den Schluß gezogen, der Verf. verlange, daß die echt nationale Schule jegliche Spur des Confessionalismus aus sich vertilgen müßte und waren überrascht, daß er fordert, daß die Schule auf die Confession „gebührende Rücksicht" nehme. — Aus dem Bereich der Schule geht der Verf. in die „sittliche Gemeinschaft der Erwachsenen", das Vereinsleben, über. Ueberzeugt, daß der Staat anerkennt, „die freie Vereinsthätigkeit fördere ein gesundes, öffentliches Leben", stellt er an ihn die Forderung (und zwar scheint ihm diese Forderung durch das Staatsinteresse dringend geboten), daß er die confessionell gearteten Vereine vor den nicht confessionellen nicht begünstige, oder auf confessionelle Färbung wirke, denn die Vereinsthätigkeit, auf welchem Gebiete sie auch wirke, hat mit dem kirchlichen Leben an sich nichts zu thun. Der Verf unterscheidet drei Gruppen der Vereine: 1) confessionell gefärbte (katholische Gesellen-Vereine, evangelische Jünglings-Vereine, christliche Herbergen), 2) solche, die nicht auf confessionellem Grunde ruhen (Arbeiter-Fortbildungs-Vereine, Consum-Vereine, Credit-Vereine, Productiv-Genossenschaften), 3) social-demokratische Vereine. Die zweite Kategorie erklärt er als die aufrichtigste Stütze des Staates, die dem Particularismus am wirksamsten entgegenarbeitet; der dritten hat man den Rücken gewandt. Der ersten Kategorie läßt man höheren Orts Begünstigung zu Theil werden. Dagegen spricht der Verf. mit ganzer Entschiedenheit, — der Staat darf die Richtung der confessionell gefärbten Vereine nicht begünstigen, ohne seinem Princip untreu zu werden; der Reichskanzler hat mit vollem Rechte die „confessionelle Partei-Bildung" im Reichstage scharf gegeißelt.

Mit ganz besonderer Freude haben uns die Anschauungen des Verfassers über das Vereinsleben erfüllt. „Die Arbeiter-Fortbildungs-Vereine müssen von religiösem Geiste durchweht sein, wenn sie nicht zu Brutstätten des rohen Materialismus herabsinken sollen, aber dazu bedarf es weder der Scheidung nach Confessionen, noch einer besonderen religiösen Etikette." Zeugt es nicht von dem hohen, echt religiösen Standpunkt des Verfassers, wenn er weiter sagt: „Die spezifisch-religiösen Bedürfnisse mögen die Einzelnen in der Kirche befriedigen, der Herzschlag des Vereinslebens muß die selbstverleugnende, hingebende Liebe sein, welche das Sichtbare dem Unsichtbaren opfert und damit ihren religiösen Charakter ausweist. Auf die Gefahr hin, daß man mir einen veralteten Standpunkt zum Vorwurf mache, bleibe ich dabei, daß hoch über all jenen „eisernen Naturgesetzen", von denen Riccardo und Lassalle reden, über der nothwendigen Wechselwirkung von Angebot und Nachfrage, über der Abhängigkeit des Arbeitslohnes von dem Preise der nothwendigen Lebens-Bedürfnisse u. s. w. das freie Gesetz der Liebe walten muß, wenn die Nothstände der Arbeiterklasse, soweit es in dem unvollkommenen Erdenleben möglich ist, beseitigt werden sollen. Ohne die vom Christenthum der Welt verkündigte Brüderlichkeit, ohne jene Liebe, die den Menschen nicht auf das sehen läßt, was sein eigen, sondern auf das, was des Anderen ist, wird keine Staatshülfe oder Selbsthülfe etwas ausrichten können. Diese Liebe giebt der an sich hohlen Form des Gesetzes erst den wahren, würdigen Inhalt."

Wir kommen nach diesen Worten des Verfassers, die seine Persönlichkeit, wie seinen in der vorliegenden Schrift dargestellten Standpunkt am besten kennzeichnen, zum Schluß unserer Mittheilung, mit der wir eben nur auf diesen werthvollen Beitrag zur Lösung einer großen Zeitfrage haben hinweisen wollen. Wir können dieses Werk nicht dringend genug Jedem empfehlen, dem es, wie dem Verf. vor Allem um „Wahrheit" zu thun ist. Es regt zum Denken an und ermuthigt zum Streben nach dem Höchsten, das eben nur zu erlangen, wenn man sein ganzes Sein in den treuesten Dienst der Wahrheit stellt; und nur ein Leben in diesem Dienst ist des Lebens werth.

Möchten recht viele Leser die Freude bei der Lectüre dieser Schrift empfinden, welche wir hatten und für welche wir dem Verfasser unsern wärmsten Dank sagen.

Der alte und der neue Glaube von Strauß.*)

Offener Brief an Herrn Dr. David Friedr. Strauß.

Die „National-Zeitung" bringt in ihren Nummern 504 6 unter der wohlbekannten Chiffer „K. Fr." eine Beurtheilung Ihrer Schrift „Der alte und der neue Glaube", welche mit

*) Die neueste Schrift des berühmten Verfassers des „Lebens Jesu" hat in der ganzen gebildeten Welt ein so gerechtes Bedenken und Aufsehen erregt, daß es, nachdem wir in Nro. 46 eine erste kritische Anzeige derselben geliefert, unseren Lesern gewiß nur willkommen sein wird, wenn sich noch eine Reihe anderer Stimmen darüber vernehmen lassen. D. R.

folgenden Worten schließt: „Die Philosophie, indem sie ausruft, mit der Kirche, mit dem Christenthum, mit der Religion ist keine Einigung, wie keine Erneuerung möglich! gesteht nur ihre Unfähigkeit ein, über die Gemüther der Menschen, über die Seele der Menschheit Macht zu gewinnen. Für die Mehrzahl der Menschen wird, ein Göttliches zu glauben und zu ahnen ein unabweisbares Bedürfniß bleiben." — Wer an die Richtigkeit der Braniß'schen Definition von der Philosophie als „der Lehre des sittlichen Denkens über alle Erscheinungen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" glaubt, wird vorstehenden Schlußsatz unweigerlich unterschreiben müssen, denn das Denk-Vermögen ist kein Ahnungsvermögen und von letzterem, im Vereine mit ersterem, ist die Religion — nach Channing: die Lehre von der Abhängigkeit des Menschen von seinem Schöpfer und der hieraus erwachsenden Pflichten" — vollständig zu begreifen und erschöpfend zu beurtheilen. Ihrer Seits haben Sie dagegen in Ihrer Schrift vollkommen Recht, wenn Sie behaupten, das Christenthum könne der Menschheit ferner nicht Genüge thun, noch könne der Unsterblichkeits-Glaube aufrecht erhalten werden. Ihr Recht in beiden Fällen ist jedoch an äußerst wesentliche Voraussetzungen geknüpft.

In Betreff des Christenthums möchte Ihr Urtheil nur berechtigt sein, soweit Sie das Christenthum der zeitherigen Kirche meinen, keineswegs wohl aber, soweit das wissenschaftlich erfaßte, vom Mythus abgelöste Christenthum Christi in Frage kommt. Erkennt man aus der Bibel — wie es mit vollendeter Sicherheit möglich ist — daß der erhabene Begründer eines, allgemeine Beglückung der Menschheit bezweckenden Gottesreiches auf Erden sich zwar als den vorverkündigten Gottgesandten hat geglaubt wissen wollen, nie und nimmer aber als Gott, noch Gott-gleich, so wird es allen Menschen möglich, ihm in seiner unermessenen Liebe zur Menschheit nachzufolgen, in begeisterter Dankbarkeit zu ihm, dem nicht mehr höher, sondern uns gleich geschaffenen, für uns in den Tod gegangenen, edelsten und weisesten aller Menschenfreunde zu entbrennen. Lieben wir unsere Brüder und Schwestern, wie Christus sie geliebt, und sie zu lieben uns empfohlen hat, dann ist der Himmel auf Erden gesichert. — Nicht also das Christenthum als unbefriedigend zu beseitigen, sondern es nach seiner Ursprünglichkeit in der ganz unübertrefflichen Lehre Jesu herzustellen, darf unserer Aller, auch der Philosophen Aufgabe sein, deren sittliches Denken nebenbei noch die Pflicht in sich schließt, mit den Ergebnissen ihres Denkens kein Aergerniß zu geben, nicht ohne dringendste Noth Tausenden ihrer Mitmenschen geistig wehe zu thun.

Ihre zweite Behauptung in Betreff der nicht längeren Glaubhaftigkeit der Unsterblichkeit dürfte in ihrer Richtigkeit dadurch bedingt sein, daß Sie hierbei sich selbst und Ihnen Gleichgesinnte verstehen. Für diese möchte es allerdings leider keine Unsterblichkeit geben, insofern Letztere — mit der Warnung Jesu in Betreff der Berufenen und Auserwählten übereinstimmend — nicht füglich denen zu Theil werden kann, welche den allein zur Unsterblichkeit befähigten göttlichen Funken in unserer Seele, das Ahnungs-Vermögen des einstigen Gottschauens, gleichwie die Sehnsucht nach näherer Erkenntniß der höheren Gotteswerke und nach steigender Vollendung sich haben verkümmern und rauben lassen. Ein Aufsatz in Nro. 20/71 dieses Blattes sucht, unter der Ueberschrift „Vom Mißbrauch des freien Willens", diese Unsterblichkeits-Ansicht des Näheren auszuführen, darauf hinweisend, wie dieser schöne Glaube kein Gegenstand bestimmten Wissens, nur gläubigen Vertrauens sein könne. — Einer gelehrten Dame, welche einst vergeblich Beweise für die Unsterblichkeit verlangte, sich selbst aber gleich wenig befähigt erklärte, die Nicht-Unsterblichkeit zu beweisen, ward der freundliche Rath gegeben, da weder das Eine noch das Andere sich mathematisch bestimmt darthun lasse, lieber an den dichterisch lieblichen „Engel", als an den widerwärtigen „Leichenstaub" zu glauben. Zu allen Zeiten wird dies jedoch Geschmacks-Sache bleiben und nur zu wünschen sein, daß unsere wissenschaftliche Ansicht über Religion und Christenthum niemals weder den Feinden freier Wissenschaft — den sogenannten Schwarzen — in unvorsichtiger Weise Waffen in die Hand giebt, noch den rohen Zerstörern geistiger Bildung und Gesittung — den sogenannten Rothen — in die Hand arbeitet. Jeder von uns sei oder werde berechtigt, zu eignem, selbständigem Glauben, Niemand aber sei berechtigt, seinen Glauben oder sein Wissen für unfehlbar, noch für alleinseligmachend auszugeben.

Ein Freund freier Wissenschaft.

Robert Franz.*)

Die Tonkünstler Deutschlands haben nicht immer ein auf Rosen gebettetes Leben, und das alte Dichterwort Leßmann's ist noch immer wahr: „Arme Künstler! Euer Schönstes dankt die Nachwelt Eurem Schmerz; was Ihr schufet, preist die Zunge; was Ihr littet, ahnt kein Herz."

Unter den Nachfolgern Mendelssohn's und Schumann's im deutschen Liede hat wohl keiner den echt deutschen Ton der Innigkeit so wahr und warm getroffen wie Robert Franz. Ihm war es vorbehalten, für eine ganze Reihe von Leidenschaften, vor Allem aber für das Gegentheil der Leidenschaft, für die Resignation, Ton und Ausdruck zu finden. Nicht das geringste Verdienst Franzens ist seine Selbstbeschränkung, daß er selten über das Lied hinausgeht, und sich nur ausnahmsweise zu Publikationen auf dem Gebiete der vokalen Kirchenmusik erhoben; sie ist aber auch daran schuld, daß er nur kleinen Kreisen, nur eigentlichen Verehrern des Liedes bekannt geworden. Ihn kennen aber und ihn lieben pflegt Eins zu sein. Hunderte von schönen Gesängen und darunter ganze Serien von immer wieder gesungenen haben Hunderten und Tausenden von Zuhörern in Deutschland, in ganz Europa, ja in Amerika (denn in der Stadt Boston ist ein eigener Franz-Kultus) so manchen vergnügten Abend, so manche Herzenserbauung bereitet. Wie es aber in dergleichen Dingen zu geschehen pflegt, so hat man selten die Frage gestellt: wer ist Franz? wo lebt er? wie sieht er aus? in welchen Verhältnissen ist dieser reiche Liedergenius zu dem geworden, was er ist? Und gerade jetzt, wo einige Monographien über ihn geschrieben sind, die mit Interesse gelesen werden, müssen wir aus diesen mit Schmerz vernehmen, daß der Mann nicht zu den unbedingt Glücklichen gehört. Glücklich freilich ist er, wenn man einen Tonkünstler glücklich nennen darf, dem es gegeben ward, Allem, was in seiner Seele liegt, Ausdruck zu leihen, mit dem Pfunde, das ihm Gott mitgegeben, zu wuchern, seine irdische Mission in reichem Maße zu erfüllen; glücklich auch, insofern er wissen kann, daß die Gemeinde seiner Verehrer ihn liebt, bei ihm Trost und Erhebung sucht und findet, und glücklich endlich, weil ihm sein Schicksal das Glück, das man im Hause findet: ein gutes

*) Robert Franz, von Franz Liszt, Leipzig, Leuckart 1872.
Robert Franz, eine Studie von A. W. Ambros, Leipzig Leuckart, 1872.

Weib und brave Kinder, nicht vorenthalten hat. Und dennoch ist so mancher wunde Punkt, der, wenn auch nicht Heilung, so doch Linderung finden könnte in diesem Künstlerleben. Franz ist nicht mehr jung, seine Produktionskraft nicht mehr frisch und er selbst gewöhnt, nur Sachen ersten Ranges zu veröffentlichen. Er, der schon als Jüngling ganze Reihen von Compositionen, die Allen, nur dem Meister selbst nicht völlig gefielen, dem Feuertode zu weihen, nicht anstand, würde sich eher die rechte Hand haben abnehmen lassen, ehe er sie zu Niederschrift von Dingen, die er selbst nicht für vollkommen würdig hielt, benutzen mochte. Und während er bei vorgerückten Jahren genöthigt ist, seinen Erwerb durch ganz vortreffliche Editionen und Arrangements klassischer Tonwerke zu suchen, hat ihn eine schwere Nervenkrankheit überfallen.

Unter den ausgrabenden Forschern, welche unter dem Boden der Jahrhunderte die Schätze der Vorzeit suchen, finden, und der erstaunten Mitwelt darstellen, möchte er jetzt einer der ersten sein. Deutschland dankt ihm, wie wenig anderen, die Wiederbelebung ganzer Reihen von klassischen Tongebilden. Aber diese mühselige und zeitraubende Bergmanns-Arbeit muß der Mann mit dem geschwächten Körper und auf Kosten der eigenen, wie bemerkt, nicht mehr so schnell fließenden Produktion leisten, gepeinigt von einem Nervenleiden, das ihm den Gebrauch seiner Hände erschwert und das ihn für einen ganzen Theil der Tonwelt, namentlich für die höhere Lage, fast so taub gemacht hat, wie es sein großer Kunstgenosse Beethoven war, und dazu peinigt ihn gar oft das Leiden, welches, eine Folge nervösen Ohrensausens, mit dem Ausdruck „unfreiwillige Musik" bezeichnet wird. Tonempfindungen, die er zu hören glaubt, verfolgen und stören ihn bei der Arbeit. Wenn in diesem Moment die Theilnahme seiner Jünger eine größere sein muß und sein wird, so werden sich diese Blätter freuen, durch die gegenwärtige Hindeutung einen Beitrag dazu liefern zu können.

Die Monographie über Robert Franz in dem von uns bereits besprochenen „Bunten Blättern" des trefflichen Ambros ist in einem Separat-Abdruck erschienen und der gelehrte Musikforscher hat nicht angestanden, ihm die Palme seiner Kritik zu reichen, ihn den ersten Liedersänger und den liebenswürdigsten Mann seiner Zeit zu nennen. — Heute verweisen wir aber noch auf eine andere, neuerdings erschienene Schrift eines guten alten Bekannten, und auch eigentlich nur alte Worte im neuen Gewande sind es, welche der vortreffliche Franz Liszt herausgegeben hat. Ist er doch auch in allen Sätteln gleich gerecht, dieser wunderbare Ritter, der erst den Flügel beherrschte wie Keiner vor ihm und eine neue Schule der **ausübenden** Kunst hervorrief. Und wie er sich dann als Tonsetzer bewährt, wie er ferner als Dirigent, als Apostel für die von ihm vertretene Richtung gewirkt hat, so führt er auch meisterlich die Feder des Schriftstellers in Ausdruck und Stil gleich gewandt; am letzten Ende und trotz der Kutte, die er als Halbmaske trägt, ein heiterer, gemüthvoller Mann und trotz der ungarischen Herkunft und des internationalen Lebens ein echter deutscher Musiker. Nicht das Geringste an Liszt sind aber seine psychologischen Erfahrungen, und der Blick, den er in Franz thut, ist wohl tiefer gewesen, als es einem Andern vergönnt gewesen. Geradezu schlagend sind die Erfahrungen, die Liszt aus persönlichem Verkehr, noch mehr aber, die er aus Verkehr mit den Tonschöpfungen von Robert Franz gezogen. Niemand wird das kleine Buch ohne Theilnahme lesen können, Niemand den Abend bereuen, den er im Verkehr mit zwei edlen Geistern zugebracht, und sollte es eine Leserin sein, der die Natur eine schöne Stimme gegeben hat, so wird sie nicht zum Mindesten dem alten Tonmeister für die Hinweisung danken, die er auf so manches schöne und weniger bekannte Lied gerichtet. Der männliche und thatkräftige Leser wird das Vaterland und sich selbst ehren, wenn er einem der edelsten Geister der Nation nach Kräften zu den Dingen hilft, die ihm noch fehlen und die sein Leiden lindern können: einer erweiterten Anerkennung, und wo sich die Gelegenheit bietet, einer Verbesserung der äußern Lage des vortrefflichen Künstlers. L. L.

Oesterreich-Ungarn.

Ein neuer ungarischer Lustspieldichter.

Die erste dramatische Novität der Herbstsaison bildeten die „Neuen Menschen" von Stefan Toldy, einem Sohne Franz Toldy's, des würdigen Begründers der ungarischen Literaturgeschichte. Der Verfasser gehört zu den talentvollsten und fruchtbarsten Mitgliedern der jüngeren Generation. Seine ersten, meistens historischen Versuche veröffentlichte er theilweise noch vor Beendigung seiner akademischen Laufbahn; größeren Erfolg aber erndtete er erst mit seiner im Jahre 1868 erschienenen freisinnigen Flugschrift über die Reform der katholischen Kirche, welche nicht nur mehrere Auflagen erlebte, sondern auch in's Deutsche übersetzt wurde. Er wandte sich nun mit ganzem Eifer der politischen Literatur zu, und obwohl er früher auch mehrere belletristische Arbeiten verfaßte, so ließ er einige Jahre dieses Feld beinahe ganz unbebaut. Erst in diesem Jahre, nach längerer Pause, erschien wieder eine belletristische Arbeit aus seiner Feder. Dies war sein erstes größeres Lustspiel, die „Guten Patrioten". Kurz darauf kam ein einbändiger, aber ziemlich dickleibiger Roman („Anatole"), welchem wieder ein, dem Namen nach, historisches Werk, eigentlich aber eine politische Parteischrift auf dem Fuße folgte, welche die Ereignisse der letzten 5 Jahre im Sinne und zu Gunsten der regierenden Reichstags-Majorität beleuchtet. Die „Guten Patrioten" gingen kaum über die Bretter, und der Verfasser überreichte schon dem Nationaltheater sein zweites Lustspiel, die im vorigen Monate gegebenen „Neuen Menschen".

Dies wäre in den Hauptzügen die bisherige literarische Thätigkeit eines schon anerkannten und noch mehr verheißenden jungen Schriftstellers, den wir hier nur als Lustspiel-Dichter näher betrachten wollen.

Beide Werke sind nicht sowohl Lustspiele, als vielmehr politische Tendenzstücke; darin wurzelt ihre Schwäche und zugleich ihre Stärke.

Die Handlung der „Guten Patrioten" dreht sich um einen Eisenbahnbau. Ein junger, im Auslande, bei seinem wegen der letzten Revolution im Exil lebenden Vater aufgewachsener Ungar kehrt in seine Heimat zurück und wird von der Regierung in die Provinz gesandt, um, als ihr Bevollmächtigter, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, welche von den zwei projektirten und die ganze Umgebung in Aufruhr versetzenden Bahnlinien die zweckentsprechendste sei. Als er an Ort und Stelle ankommt, ist schon Jedermann über seine Mission im Klaren. Beide Parteien suchen ihn durch die verschiedensten Mittel, durch das immer verfängliche Feuer der weiblichen Augen und durch Verheißungen aller Art für ihre Sache zu gewinnen, und obwohl nur der Egoismus den Hebel ihres Eifers bildet, so brüsten sich doch beide mit dem uneigennützigsten Patriotismus. Auf beiden Seiten be-

finden sich sowohl Regierungsanhänger, wie Oppositionelle, die jetzt trotz ihrer verschiedenen Parteistellung, durch ihren Eigennutz geleitet, gemeine Sache mit einander machen, und sogar ihre politische Parteistellung nach der Entscheidung dieser Angelegenheit zu richten gesonnen sind. Unser junger Mann schlägt aber alle ihre Stürme siegreich zurück, da er sie alsobald durchblickt und zur Entdeckung gelangt, daß eigentlich keine der projektirten Linien, sondern eine dritte, von beiden Parteien vernachlässigte, weil ihrem Eigennutze nicht förderliche Strecke den Interessen des Landes entspricht. Als dies die beiden, sich bis jetzt mit den gehässigsten Ränken befehdenden Parteien erfahren, vergessen sie auf einmal ihren gegenseitigen Haß, um nun vereint ihren Egoismus, oder, wie sie sagen, die Sache des Vaterlandes zu verfechten. Aber trotz aller ihrer Machinationen fällt der Sieg, zwar erst nach manchen Wechselfällen, endlich doch unserem Helden anheim. Die Bahn wird in der durch ihn angedeuteten Richtung geführt, und er heiratet obendrein ein unschuldiges, liebes Geschöpf, welches ihn im Kampfe unterstützt hatte.

Die Grundidee des Stückes ist zwar nicht neu, Benedix z. B. hat sich in seinem „Bahnhofe" eines ziemlich ähnlichen Stoffes bedient; doch sind Auffassung, Bearbeitung, Intrigue und die einzelnen Personen der beiden Stücke so grundverschieden, als es bei Nationen so verschiedenen Charakters, wie die Deutschen und Ungarn, gar nicht anders möglich ist.

In seinem zweiten Stücke, in den „Neuen Menschen" handelt es sich um die sociale Gleichstellung der bürgerlichen, respective jüdischen Elemente in der ungarischen Gesellschaft. Held des Stückes ist wieder ein junger Mann, und zwar ein adeliger Sprößling, der aber selber zu den neuen Menschen gehört, indem er, die Vorurtheile seiner Klasse verwerfend, überall die Männer der Arbeit zur Geltung zu bringen sucht. Er erscheint auch nur darum in dem Badeorte, wo die Handlung spielt, um einen reichen israelitischen Kaufmann aufzufordern, er möge als Candidat in einem Bezirke auftreten, wo unser Held durch seinen Einfluß die Wahl sichern kann. Die meisten adeligen Herren sträuben sich im Anfange gegen den „Skandal", schließen sich aber später doch seiner Partei an, da sie meistentheils seiner reizenden Tochter den Hof machen und sich mit dem Vater der Angebeteten natürlich nicht verfeinden wollen. Nur Einer, ein altconservativer Graf, bleibt standhaft und tritt nun selbst als Reichstags-Kandidat auf, um so die Wahl des Kaufmannes zu vereiteln. Mit der Zeit bereuen auch die Uebrigen ihren voreiligen Entschluß und wollen nun den alten Kaufmann durch Einschüchterungen zum Rücktritte bewegen. Allein unser Held flößt stets wieder neuen Muth seinem Candidaten ein. Während der Zeit hat sich zwischen dem jungen Edelmanne und der Tochter des Kaufmannes eine zarte Liebesintrigue entsponnen, die aber in Folge des koketten Starrsinnes beider Theile zu keinem erwünschten Ziele führt. Die wenn auch erfolglose Tändelei beunruhigt immerhin die allerliebste, aber auch etwas aristokratische Schwester des jungen Mannes, und um die Mesalliance ihres Bruders zu verhindern, spornt sie die Anbeter der Schönen zur raschen Bewerbung an. Ein herabgekommener Edelmann ist der Erste, welcher um ihre Hand anhält. Der kaufmännische Vater weist ihn barsch zurück, was den Landjunker so sehr verletzt, daß ein heftiger Wortwechsel stattfindet. Da erscheint plötzlich der Sohn des Kaufmannes und verlangt Genugthuung für die Verletzung seines Vaters. Der junge Mann schlägt sich vortrefflich und entzückt den alten Grafen so sehr durch sein chevalereskes Benehmen, daß dieser bereit ist, zu seinen Gunsten zurückzutreten, wenn der Vater seinem Beispiele folgt, was natürlich auch geschieht. Schließlich zwingt auch die Schöne den Helden zur entschiedenen Erklärung, und so endigt das Stück mit dem vollständigen Siege der neuen Menschen und mit der Vermählung des Helden mit seiner sieghaft besiegten Schönen.

Mit diesen flüchtigen Zügen konnten wir selbstverständlich nur die äußeren Umrisse beider Stücke andeuten. Allein wir glauben, daß schon das Gegebene von einer vielverschlungenen, lebensvollen Intrigue zeugt. Und doch bildet die Composition gerade die schwächere Seite des Verfassers. Er ist sehr glücklich im Auffinden der frappanten Situationen, kann jedoch seinen Stoff nicht immer bewältigen, einheitlich durchdringen. Er vernachlässigt sehr oft die, im Drama unentbehrliche, fortwährende Steigerung der Handlung, die immer festere Schürzung des Knotens. Wenn aber auch die Handlung seiner Stücke nicht immer ein festgegliedertes dramatisches Ganzes vorstellt, so haben wir, im schlechtesten Falle, ein unerschöpfliches Kaleidoskop vor uns, welches stets neue Bilder vor die Augen zaubert, die zwar unser Interesse nicht immer steigern, doch fortwährend rege halten. Und alle diese bunten Gestaltungen einer glücklichen Phantasie sind mit einer von prickelnder Laune und stets schlagfertigem Witze belebten, geistreichen, wenn auch manchmal frivolen Sprache bekleidet.

Das sind aber nur die Nebenvorzüge seiner schriftstellerischen Art. Den Hauptvorzug seiner Stücke bildet die vortreffliche Zeichnung einzelner Figuren. Seine idealen Gestalten sind größtentheils verschwommen und inhaltsleer; dagegen sind jene in welchen die Schwächen und Gebrechen unseres politischen und sozialen Lebens zur Anschauung gebracht werden, überaus gelungen. Es sind keine Shakespeare- oder Molière-Vertiefungen in die verborgensten Abgründe der menschlichen Seele, aber immerhin glücklich abgelauschte Conterfeis des alltäglichen Lebens, deren Originale beinahe in jeder Gesellschaft anzutreffen sind.

Da sind z. B. in den „Guten Patrioten" der abgewirthschaftete Excellenzherr, welcher bisher alle Regimes mitgemacht hat und auf einmal den Liberalen spielt, weil er nur so zu Macht und Glanz zu kommen hofft, und der sogar die Ehre seiner Schwester auf's Spiel setzt, um nur den jungen Mann, von dem Alles abhängt, für seine Sache zu gewinnen. Dann der eifrige Anhänger der Opposition, welcher nur darum dieser Partei angehört, weil sein Bruder in einem andern Komitate zur Regierungspartei gehört, und mithin das Gleichgewicht seiner Familie es erfordert, daß er oppositionell sei. Oder der noch eifrigere Verfechter der äußersten Opposition, dem jede Regierung schlecht ist, weil sie nun einmal Regierung heißt. Andererseits wieder die von Politik nichts ahnenden und doch stets sich damit beschäftigenden Frauen, und besonders die kokette Schwester des Excellenzherrn, welche alle Künste aufbietet, um dem in ihren Augen ihrer sonst unwürdigen jungen Manne die Sinne zu verwirren — und das Alles nur darum, daß sie unter den Gästen der Hofbälle figuriren könne.

Ebenso in den „Neuen Menschen" der herabgekommene und nichts lernende Landjunker, welcher trotzdem von der Regierung die hohe Würde einer Obergespannschaft beansprucht, weil mehrere seiner Vorfahren dieselbe bekleideten. Oder der altconservative Graf mit seiner Bluttheorie, nach welcher wackere Männer und geistreiche Frauen nur aus edlem Blute stammen, und der mithin fest überzeugt ist, daß der alte Kaufmann nur darum so vortreffliche Kinder hat, weil seine Frau mit einem Mitgliede der hohen Aristokratie ein Verhältniß hatte. Dann der alte Kaufmann, in welchem die Bonhommie des gutmüthigen Bürgers, die Eitelkeit des Neugeadelten und der Stolz des

Edelmannes zur glücklichsten Mischung gelangen. Dann wieder ein adeliger Roué, welcher sich nur zum Zeitvertreib mit Politik befaßt, seine beste Zeit aber der Damenwelt, und zwar der höheren Demimonde spendet, da die rechtschaffenen Weiber ihm zu theuer sind, indem man sie schließlich heiraten muß.

Der glücklichen Gestaltung seiner Genrefiguren verdankt der Verfasser hauptsächlich den Erfolg seiner Stücke. Beide Lustspiele bilden ein Stück soziales Leben Ungarns, und darum werden sie auch den bisherigen großen Beifall der Zuschauer behalten, so lange nur die Originale ihrer Gestalten nicht gänzlich ausgestorben sind. Ludwig Láng.

Frankreich.

Schulwesen, Volks- und Gymnasialunterricht.

In einer sehr instructiven Abhandlung der „Allg. Ztg." über „Frankreich und die Franzosen," von Karl Hillebrand, liefert dieser durch seine vieljährige Lehrwirksamkeit in Frankreich mit den Zuständen des Landes sehr vertraute deutsche Gelehrte, dem auch die Revue littéraire et politique, obwohl sie nicht umhin kann, zu insinuiren, daß er ein Agent im Dienste der preußischen Regierung in Frankreich gewesen, das Zeugniß eines geistvollen Kenners der französischen Gesellschaft giebt, folgende Uebersicht des Unterrichtswesens in Frankreich:

„Das gesammte französische Unterrichtswesen ist begriffen unter dem Namen l'Université de France, und folgerichtig müßte der Minister des öffentlichen Unterrichts noch immer le grand maître de l'Université heißen, wie er es in der That noch immer ist. Die „Universität von Frankreich" zerfällt in drei Kategorien oder Grade: Primär-, Secundär- und höheren Unterricht, welche unseren Volksschulen, Gymnasien und Universitäten entsprechen. Jeder Grad hat sein Personal von Lehrern und Inspectoren, die aber von einem Grad zum andern aufsteigen können, und wirklich öfters aufsteigen. Dem Raume nach, ist die Universität in sechzehn Akademien von je vier bis fünf Departements getheilt, und an der Spitze eines jeden Bezirks steht ein von der Regierung ernannter Rector, welchem die Verwaltung und stete Beaufsichtigung der Facultäten, Gymnasien und Volksschulen gleicher Weise obliegt, obschon seine Autorität über letztere beinahe nur scheinbar und in der Wirklichkeit bei dem Präfecten ist, welcher der Schullehrer als politischer Agenten so wenig als der Flurschützen entrathen kann. An der Seite des Rectors steht ein Unterrichtsrath, gebildet durch ministerielle Ernennung nach dem Muster des oberen Unterrichtsrathes, welcher dem Minister zur Seite steht. Bischof und Staatsanwalt, Obergerichtspräsident und Maire, Präfect und Unterpräfect, die Dekane und Inspectoren des Bezirkes bilden diesen Rath, der sich nur zweimal des Jahres zu eintägiger Berathung zusammenfindet, absolut unmächtig zum Guten, nur allzu mächtig zum Schlimmen ist, durchaus incompetent und fast durchgängig ein Werkzeug der Kirche.

„Der Volksunterricht, für welchen Napoleon I. nur den Rahmen vorgezeichnet, beruht noch ganz auf dem Gesetz Guizot's von 1833, welches jenen Rahmen nothdürftig ausfüllte. Er ist weder obligatorisch noch unentgeltlich, und wird es, selbst wenn gegen alles Erwarten ein Gesetz in diesem Sinn sollte erlassen werden, in der That nie werden. Die Folge davon ist, daß zwei Drittel der Nation vollständig illiterat sind. Zum größten Theil wird der Volksunterricht von den frères de la doctrine chrétienne, den wohlbekannten ignorantins, und von frommen Schwestern ertheilt, zum geringeren Theil von Laien. Der abstracte Liberalismus, der noch immer blindlings den Spuren der Revolution folgt, sucht natürlich, so viel er kann, den Unterricht der Geistlichen zu verdrängen; ja er zieht die Abwesenheit alles Unterrichts dem Unterricht durch Geistliche vor; denn obschon viele der Partei nur aus Leidenschaft und Unkenntniß sündigen, so wissen die Führer, welche unterdessen ihre Kinder selbst zur Communion schicken, doch sehr wohl, daß Frankreich keine 40,000 Laien-Schulmeister auftreiben kann, selbst wenn es die dafür nöthige ungeheure Ausgabe bestreiten wollte; sie wissen, daß es mit der Moralität eines Laien-Schulmeisters, der weder aus religiösen Motiven, noch aus Beruf die harte und entbehrungsvolle Laufbahn ergreift, sondern als ein gagne-pain und um dem Militairdienst zu entgehen, nicht immer zum besten bestellt ist; sie wissen, daß seine Halbbildung ohne jedes Gegengewicht ihn allenthalben zum blinden politischen Werkzeug der Revolution oder der Reaction macht; daß das Bischen Wissen, welches er in seinem Examen darlegt, durchaus keine pädagogische Garantie bietet.

„Sehr schlimm steht es in Frankreich um den Unterricht in den niederen Mittelclassen: erst seit kurzem kommen die écoles professionelles auf, welche unseren Realschulen und unseren höheren Bürgerschulen zugleich entsprechen sollen, in der That aber keineswegs entsprechen. Elende, kleine Institute füllen diese Lücke nur sehr unvollständig aus; doch mehren sich seit dem zweiten Kaiserreich, das überhaupt viel für den Volksunterricht gethan, die Schulen dieser Gattung. Leider sind sie oft aus falsch verstandenem Demokratismus und übel angebrachter Sparsamkeit mit den Gymnasien verbunden, und laufen als Nebensache dann nur so mit.

Der bei weitem bestbestellte Theil des öffentlichen Unterrichts ist der mittlere, obschon auch er vieles zu wünschen übrig läßt. Frankreich mag etwa 400 Colléges (Lateinschulen, Progymnasien) und 200 Lycées (Gymnasien) zählen. Das Internat ist die Regel, doch nimmt das Externat glücklicherweise auch allmählich zu. An der Spitze des Lycée steht ein Proviseur, der das Unterrichtswesen und die äußeren Verbindungen mit Eltern und Verwandten leitet. Von ihm, der selbst keinen Unterricht ertheilt, hängen sämmtliche Lehrer ab, die sehr oft, meistens sogar, höhere akademische Grade haben, als ihr Vorgesetzter. Neben dem Proviseur steht der Censeur, der mit Aufrechthaltung der Disciplin betraut ist, und die von den Lehrern verhängten Strafen zum Vollzug bringt. Ein Économe sorgt für das Wohl des Leibes, ein Aumônier für das Heil der Seelen; die eigentlichen Lehrer, meist junge Leute, haben jeder eine Classe, und geben nur in dieser Unterricht. Daß ein Lehrer seine Schüler von unten herauf begleiten, ihrer Geistes- und Charakterentwicklung folgen könnte, ist demnach nicht denkbar. In den unteren grammatischen Classen findet man selbst in den Lyceen wenige sogenannte Agrégés, d. h. mit dem höheren Lehrerdiplom versehene Sieger im concours. Der Unterricht wird meist von einfachen Licenciés ertheilt, deren Examen, mutatis mutandis, unserem Lehramtscandidaten-Examen entspricht, weniger philologische, mehr elegante Kenntnisse verlangt; in den colléges haben die meisten Lehrer nur die maturitas.

Jedes Lycée hat sieben Classen, von der Sexta bis zur Secunda; unserer Prima entspricht die Rhétorique; in der siebenten Classe, der Philosophie, werden schon Logik und Psychologie gelehrt. Man sieht, es sind noch ganz die alten Formen der geistlichen Schulen. Leider muß man sagen: „Wie die Formen so der Geist." Der Unterricht bezweckt durchaus nicht die Entwicklung des Geistes, sondern positives Wissen, und auch dies nicht

einmal als Selbstzweck, sondern als Mittel, Preise zu erlangen und Examina zu passiren. Vom Proviseur im Collège Principal bis zum Lehrer, vom Lehrer bis zum letzten Schüler werden nur diese äußeren Gesichtspunkte ins Auge gefaßt. Je mehr Schüler durchs Baccalaureat-Examen kommen, desto mehr Recruten wird die Anstalt machen, desto berechtigter werden die Ansprüche des Proviseur und des Lehrers auf Beförderung oder Decoration, desto größer wird jedenfalls ihr Einkommen sein; denn von letzterem ist ein Theil „eventuell" d. h. ein Procent des Gesammteinkommens der Anstalt. Der Schüler endlich, gehört er zu den besten, denkt nur an seine Triumphe am Tage der Preise-Vertheilung, einer ganz außerordentlichen theatralischen Feierlichkeit, der außer Tausenden von Zuschauern alle höchsten Autoritäten des Departements beiwohnen; gehört er zu den mittelguten, so ist das verhängnißvolle Examen sein einziger Stimulus. Hieraus würde schon a priori die Folgerung gezogen werden können, welche factisch unangefochten constatirt ist, daß der Lehrer sich nur um die zehn ersten Schüler seiner Classe bekümmert, deren Erfolge ja ihm angerechnet werden. Alle übrigen werden ihrem Schicksal und den maîtres d'études oder Aufsehern überlassen, armen jungen Leuten, die oft selbst das Maturitäts-Examen noch nicht gemacht haben, und deren erbarmungswürdiges Loos es ist, als ein Gegenstand des Hohns für die Jugend, vornehmer Verachtung für die Lehrer, despotischer Willkür für den Proviseur, die Kinder im Schlafzimmer, in der Studirstube, auf dem Spaziergange zu überwachen und ihnen bei ihrer Arbeit zu helfen. Der Tag ist militärisch eingetheilt in Lehr-, Arbeits- und Vergnügungsstunden, welche die Trommel laut verkündigt, und die sämmtlich unter Aufsicht und in den kahlen Mauern des klösterlichen Gebäudes oder seiner öden Höfe hingebracht werden. Turnen ist beinahe vollständig unbekannt. Alle Woche einmal, am Donnerstag, wird die Heerde in ihrer militärischen Uniform unter Aufsicht der armen Pions — der Spottname der unglücklichen Märtyrer, die officiell maîtres d'études heißen — in das Freie geführt."

England.

Sam. Smiles: „Der Charakter." *)

„Smiles ist kein Nachmittagsprediger, keiner der Moralisten ohne Blut und Saft. Er stellt sich im Gegentheil mitten in das Leben hinein und giebt sich fast den Anschein, als ziehe er erst aus dessen ernsten und heiteren Aeußerungen die sittlichen Folgerungen, die er in einer schlichten und dabei lebendigen und gewinnenden Form vorträgt. Er ist ein wahrhaft liebenswürdiger und im höheren Sinne des Wortes unterhaltender Sittenprediger, und lesen wir sein Werk, so ist uns, als hörten wir aus einer menschlichen Walhalla von den erlauchtesten Vertretern unseres Geschlechtes die ewigen Wahrheiten verkünden, von denen die Existenz der Nationen abhängt. Denn Smiles spricht nicht so oft selbst, als er die größten und besten Menschen aller Zeiten reden läßt, oder an ihren Beispielen nicht selten harmlos plaudernd nachweist, wohin wir zu streben haben."

Der vorstehende Satz aus dem Vorworte, mit welchem der Uebersetzer die deutsche Ausgabe des neuen Werkes des berühmten englischen Autors einführt, drückt so vollständig aus, was wir beim Lesen desselben empfanden, daß wir uns nicht enthalten konnten, ihn wörtlich herzusetzen. Smiles „Character" ist eines der liebenswürdigsten Bücher, die uns je vorgekommen; es ist, wie der Uebersetzer sehr richtig sagt, ein wahrer Hausschatz der Lebensweisheit, denn es wird darin jedem Menschen gezeigt, in welchem Zusammenhang er sein Wirken und Schaffen mit den höchsten Zwecken unseres Daseins bringen soll und kann.

Wollten wir einzelne Stellen aus diesem Buche anführen, wir wüßten nicht, wo wir ein Ende finden sollten, denn auf jeder Seite sind uns die goldenen Aepfel in silbernen Schalen geboten. Wir begnügen uns deshalb, die einzelnen Abschnitte anzuführen, aus welchen hervorgeht, daß alle Verhältnisse des Lebens bedacht, daß Jedem Vieles geboten wird. Das erste Capitel handelt von dem Einfluß des Charakters, dann folgt die Macht des Daheim, Gesellschaft und Beispiel, die Arbeit, der Muth, die Selbstbeherrschung, Pflicht und Wahrhaftigkeit, die Gemüthsruhe, Manier und Kunst, die Gesellschaft von Büchern, Genossenschaft in der Ehe und endlich die Schule der Erfahrung.

Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir dieses Buch eine Bibel des modernen Lebens nennen und wir begleiten unser Referat darüber mit dem Wunsche, daß es in jedem Hause Eingang finden, überall gelesen und recht wohl beherzigt werden möge.

J. H.

*) Deutsche autorisirte Ausgabe von Fr. Staeger. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, 1872.

Italien.

Garibaldi's Roman „Clelia, oder die Mönchs-Herrschaft". *)

Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, wenn ein Mann, welcher mit der That Geschichte gemacht, sich nun auch damit befaßt, Geschichten zu erfinden. Das Romantische, das Erfundene in diesem Roman ist es auch nicht, was den Leser fesselt; dazu ist die Darstellung zu kunstlos, verräth zu sehr die in derartigen Feder- und Phantasie-Productionen ungeübte Hand des Verfassers. Dennoch fesselt das Buch, und wohl kein Leser wird es gleichgiltig aus der Hand legen. Allein das Fesselnde besteht nicht so sehr in dem, was der Verfasser bietet, als darin, daß gerade er es bietet. Wenn wir es sonst durchaus nicht billigen, daß der Autor allzu sichtbar hinter seinem Werke steht, so freuen wir uns hier um so mehr, je deutlicher wir den Verfasser daraus hervortreten sehen. Anfänglich versucht er freilich mit bekannter anerkennenswerther Bescheidenheit, sich im Hintergrunde zu halten und Dinge und Personen so objectiv wie möglich darzustellen; doch je weiter er vorrückt in seiner Schilderung, je feuriger er wird, desto weniger gelingt es ihm, sich zurückzuhalten; immer mehr tritt seine Persönlichkeit als solche, mit den eigenen Meinungen und Ansichten in den Vordergrund, und endlich tritt er selbsthandelnd in den Rahmen der Erzählung, freilich nur als Il solitario, doch unverkenntlich: „Il capo della famiglia, che primeggia in quell'isola, è un uomo come gli altri, — colle sue fortune e i suoi malanni. — Ebbe la sorte di servire qualche volta la causa dei popoli servi — come qualunque mortale ha la sua dose di difetti. — Cosmopolita, egli ama però svisceratamente il suo paese — l'Italia, — e Roma, con idolatria. — Odia i preti, comme istitu-

*) Clelia. Il governo del monaco (Roma nel secolo XIX) Romanzo storico-politico di Giuseppe Garibaldi. Seconda edizione. Milano. Fratelli Richeldei editori.

zione menzognera e nociva, — ma il giorno in cui spoglino il lor carattere, malignamente buffone — e tornino uomini, egli è pronto ad accoglierli e perdonare i loro errori passati. — Professa idee di tolleranza universale — e vi si uniforma — ma i preti, come preti non li accetta — perchè egli non intende sieno tollerati malfattori — ladri od assassini — e considera i preti quali assassini dell' anima — peggiori degli altri

Egli ha passato la sua vita colla speranza di vedere nobilitata la plebe — e ne ha propugnato dovunque: diritti — e sempre. — Ma con rammarico confessa pure che egli è rimasto in parte deluso poichè il plebeo innalzato dalla fortuna a più alto stato, ha patteggiato col despotismo ed è diventato peggiore forse del patrizio.

Per questo non dispera del miglioramento umano — si duole soltanto di vederlo progredire lentamente."

So giebt er uns sein ganzes Glaubensbekenntniß, mit all seinen Hoffnungen auf die ferne Zukunft, die ein Utopien des Friedens im Schooße birgt, wo kein Krieg mehr sein wird, wo alle Meinungsverschiedenheiten auf friedlichem Wege geschlichtet werden! — Dieses Hervortreten der Persönlichkeit ist hier Gewinn; denn da, wo der Autor so hoch über seinem Werke steht, eine so ausgezeichnete und zu gleicher Zeit so hochromantische Erscheinung ist, so wird alles, was ihn uns auch persönlich näher bringt, stets mit Interesse begrüßt werden. Als Roman, als Kunstprodukt eines schöpferischen Geistes, hat das Werk durchaus keinen Werth. Von Verwickelung, wie consequenter Entwickelung der Ereignisse aus dem Aufeinanderwirken der Charaktere kann keine Rede sein; Garibaldi giebt uns überhaupt keine Charaktere, wie wir sie im Roman erwarten; er führt skizzirte Typen vor, und selbst da, wo wir Verhältnisse anknüpfen sehen, verfolgen wir ihr Wachsthum nicht; sie sind alsbald vollendete Thatsachen. Doch er giebt uns Anderes, wir dürfen wohl sagen Besseres: einen tiefen Blick in sein eigenes Wesen, seine bedeutende und liebenswürdige Persönlichkeit, die aus voller Seele liebt und aus voller Seele haßt, rückhaltlos ihr Selbst einsetzt für das als recht Erkannte und mit glühendstem Enthusiasmus an den endlichen Sieg der guten Sache glaubt. Ein echter Idealist unserer Zeit, der danach ringt und strebt, die Ideen, für welche bisher geschwärmt und gedichtet worden, so weit als möglich zur Wirklichkeit werden zu lassen, und die Hoffnung nie aufgiebt. Und Garibaldi's Glaube, ob er auch nicht Berge versetzen konnte, hat diesesmal unseren Helden nicht ganz betrogen. Ein Theil des so glühend ausgesprochenen Wunsches ist ihm erfüllt, Rom ist die Hauptstadt Italiens. Hoffen wir, daß auch die volle Erfüllung ihm noch zu Theil werden, und er sein geliebtes Vaterland befreit und gereinigt sehen möge von der Herrschaft der Geistlichkeit, die er mit dem glühendsten Haß des Freiheit liebenden Italiäners haßt, der er die schmachvolle Erniedrigung der vormaligen Beherrscherin der Welt schuldgiebt, und von der er Schändlichkeiten aufdeckt, die — selbst wenn sie nur zum Theil wahr wären — die ganze gebildete Welt mit Haß und Abscheu gegen diese heuchlerische Gleißnerschaar erfüllen muß, eine Schaar Priester, welche die blinde Unwissenheit des armen betrogenen Volkes zur schändlichsten Aussaugung benutzt. In den stärksten Ausdrücken bricht immer von Neuem dieser Haß hervor und bildet den Angelpunkt des Buches. Mit der Lebhaftigkeit des Südländers bricht er stets wieder in Anklagen gegen die verhaßte schwarze Schaar aus, in drastischer, derbster Weise, mit einer Rücksichtslosigkeit und Erbitterung, wie sie nur der empfinden kann, der gleich Luther die ganze entsetzliche Macht dieser raffinirten Völkerbedrückungs-Maschinerie in der Nähe gesehen hat: „Vedendo costoro mantenere tutti gli uomini nell' ignoranza — quando emergeva alcuno che avesse ricevuto da Dio tanta intelligenza da capire le loro menzogne, quell' intelligente era da questi demoni torturato — acciò confessasse che la luce era tenebra — che l'eterno — l'infinito, l'onnipotente — era un vecchio dalla barba bianca seduto sulle nubi — che una donna, madre d'un bellissimo maschio — era una vergine — e che un pezzetto di pasta che noi inghiottinate — era il creatore dei mondi che vi passava per le vie digestive — . . . . . .!!"

M. B.

Nord-Amerika.

Der Pfadfinder, von Eduard Pelz.

Eduard Pelz, „der alte Emigranten-Vater", wie er bereits in Amerika genannt wurde, bevor er vor etwa sechs Jahren sich entschloß, von dort nach Europa zurückzukehren, um mit seinen Erfahrungen hier Denjenigen beizustehen, welche, entschlossen in transatlantischen Ländern eine neue Heimat zu suchen, über die Wahl ihrer Niederlassung eines zuverlässigen, uneigennützigen Rathgebers ermangeln, giebt seit dem Juli d. J. in Gotha eine Monatsschrift zur Begutachtung deutscher Aus- und Einwanderung unter dem Titel „Der Pfadfinder" heraus.*) Wir können das neue Journal nur als einen Gewinn für unsere Publicistik bezeichnen, denn wenn wir auch mit jedem gesund denkenden Vaterlands-Freunde die Auswanderungslust als eine Krankheit ansehen, die zu fördern unverständig sein würde, so müssen wir doch andererseits zugeben, daß unter gewissen Umständen auch eine Krankheit für den Organismus, den sie von Theilen befreit, die ihm widerstreben, wohlthätig sein könne, und daß wir daher den Arzt preisen, der dieser Trennung einen Weg zu geben versteht, welcher mit dem Organismus harmonirt, so daß sie ihm nur nützlich und in keinem Falle nachtheilig sein kann. Daß man an maßgebender Regierungs-Stelle in Deutschland die Auswanderung nicht begünstigt, ist leicht erklärlich, aber darum bleibt unter den obwaltenden Verhältnissen die Begutachtung der Ziele und der besten Mittel und Wege der einmal nicht zu verhindernden Auswanderung eine Nothwendigkeit. Keine humane Regierung kann dies bestreiten, und das Verfahren des Staatsministeriums von Sachsen-Gotha, welches in einem Erlaß vom 30. December 1869 Denjenigen, die von der Auswanderung durchaus nicht zurückzuhalten seien, den Staat Minnesota in Nordamerika als ein, den deutschen Emigranten gegenwärtig am Meisten zusagendes Ziel bezeichnete, ist eine Bestätigung unserer Ansicht über die nützliche Wirksamkeit des Herrn Pelz, der auch seinerseits den genannten, aufblühenden Staat, in welchem die Deutschen ein gesundes Klima, einen fruchtbaren Boden und zahlreiche Arbeits- und Erwerbs-Gelegenheit finden, besonders empfiehlt.

„Der Pfadfinder" hat seit den wenigen Monaten seines Bestehens vielen Anklang in Mitteldeutschland gefunden. In jeder Nummer werden die Hauptgebiete Nordamerikas einer Musterung unterworfen, und je nach ihrer Beschaffenheit und ihren maßgebenden Factoren der Regierung und der Regierten, werden sie entweder empfohlen, oder wird davor gewarnt. Daß der Herausgeber nicht für Südamerika und speziell nicht für Brasilien schwärmt,

*) Monatlich ein Heft von 32 S. in gr. 8. Gotha, Stollberg'sche Verlagsbuchhandlung.

bedarf bei seiner bekannten, gesunden Deutungsweise keiner Erwähnung. Jedes Heft ist mit Korrespondenzen aus den Vereinigten Staaten und mit zahlreichen charakteristischen Notizen aus amerikanischen Zeitungen ausgestattet. Einige Hefte sind auch mit vortrefflich gezeichneten Landkarten geschmückt. Wir theilen eine Notiz aus Heft II. mit, die einen Beweis liefert, wie wenig in diesen Blättern zur Auswanderung verleitet wird:

Aus dem Westen der Vereinigten Staaten gehen jetzt mitunter sehr trübe Nachrichten über die Zustände der dortigen Eingewanderten ein. Die Arbeiterlöhne sind dort niedriger und die Gelegenheiten zur Arbeit und zum Erwerb viel seltener, als im Osten. Die New-York Times beklagt den Leichtsinn der Auswanderer, die sich dorthin durch Agenten verlocken ließen und sagt bei dieser Gelegenheit: „Diese Klasse von Leuten wirft sich der Welt aufs Gerathewohl und so zu sagen instinktmäßig in die Arme — sie ziehen eben fort, weil andere auch gezogen, ohne zu bedenken, daß der von seinem Standort verpflanzte Baum oft lange kränkelt und steht, bis er wieder feste Wurzeln geschlagen. Doch so sind die Wandelungen, die sich in die Wanderungen des Lebens mischen — Enttäuschung, Muthlosigkeit, Armuth und Elend. Und manche Auswanderungs-Geschichte trägt das Gepräge einer Leidensgeschichte. Es ist hart für die Familie, der gewohnten Heimat den Rücken zu wenden, aber härter, das „gelobte Land" nicht zu finden, unthätig, arbeitslos und sorgenvoll umherirren und die Angehörigen darben sehen zu müssen. Darum prüfe Jeder, der seine Hoffnung auf den Wanderstab setzen zu müssen glaubt, ernst und bedächtig das dunkle Ziel in der Ferne." — Der Herausgeber des „Pfadfinder" fügt dem noch Folgendes hinzu: „Diesen in einem deutsch-amerikanischen Blatte ausgesprochenen Ansichten stimmen wir vollkommen bei und sind eben darum bemüht, Auswanderungslustige auf das Centralgebiet Nordamerikas hinzuweisen, wo bessere Aussichten auf gutes Fortkommen vorhanden sind, als im Allgemeinen anderwärts. Demungeachtet wird von uns ausdrücklich bemerkt, daß selbst dieses, nach unserer Ueberzeugung beste Auswanderungsziel für Deutsche nur Denen zu empfehlen ist, die sich selbst zu helfen entschlossen sind; denn gebratene Tauben fliegen auch dort nicht in der Luft herum. Es heißt dort, wo Jedermann thätig ist, frisch an die Arbeit zu gehen, oder verachtet und verlassen zu werden! Bummler werden ohne Umstände dem Verhungern preisgegeben."

Central-Afrika.

Deutsches Comité zur Erforschung Centralafrika's.

Das große Problem der Geographie bildet der afrikanische Continent, dem seit dem Beginn der Entdeckungsreisen diese vorzugsweise zugewandt waren und es bleiben müssen, bis der weiße Fleck einer Terra incognita aus seinem Innern verschwunden sein wird. Durch die glänzenden Erfolge unserer verdienstvollen Afrika-Reisenden wurde das unbekannte Gebiet mehr und mehr eingeengt und auf das Herz des Continents beschränkt. Dieses selbst aber blieb bisher noch unberührt und erst wenn wir dort hineingetroffen, werden wir des Sieges gewiß sein können. Neuerdings waren es besonders die Forschungen Schweinfurth's und Livingstone's, wodurch leuchtende Fackeln entzündet und Gegenden erhellt wurden, die bisher im völligen Dunkel verborgen gelegen hatten.

Den Nil und dessen Nebenflüsse aufwärts steigend, trat Dr. Schweinfurth mit den letzten Ausläufern seiner Reisen in eine neue geographische Provinz hinüber, und mit Berührung der ersten Vorhut derselben wurde eine Fernsicht in das Areal eröffnet, auf dem Livingstone sich seit Jahren bewegt.

Obwohl die Erforschungen dieses Nestors der afrikanischen Reisenden bei Mangelhaftigkeit des Materials noch keine zusammenhängende Uebersicht erlauben, ist doch zu erkennen, daß die von ihm bereisten Länder dem Klima der Westküste angehören, wohin vielleicht auch die vermeintlichen Quellflüsse des Nil, ihren Hauptverzweigungen nach, sich hinwenden mögen. An den Ufern des Schari ließ Barth die äußersten Gränzpfosten seiner Reisen. Duchaillu sah sich in Mouaau-Kombo zur Umkehr gezwungen, aber kühn schob Schweinfurth die Linie des Erforschens über den Uelle fort, und ebenso hat Livingstone weite Territorien im Osten dem deutlichen Wissen gewonnen, während das unbekannte Terrain sich noch immer fast bis an die Küste erstreckt und der mächtige Congo dort die Wasser unerforschter Quellen in's Meer ausströmt.

Keine bedeutungsvollere Expedition könnte deshalb gegenwärtig projectirt werden, als eine von der Westküste aus, von den nördlichen Congo-Ländern ausbrechende, die von dort in die östlichen See-Regionen vorzudringen suchte und so mit entscheidenden Schlägen die Configuration des afrikanischen Continentes aus seinen innersten Verschlingungen entfalten müßte, da alles für eine solche Krisis vorbereitet liegt.

Seit Tuckey's aus bekannten Gründen so unglücklich verlaufener Exploration, ist der Congo unverdientermaßen von den Entdeckungsreisenden vernachlässigt worden, während sich gerade in den von ihm durchflossenen Ländern ein Eingangsthor in das Innere öffnet, breiter und zugänglicher, wie kaum ein anderes.

Zwei Nationen sind es vor Allem, die in Afrika's wissenschaftlicher Eroberung als friedliche Rivalen mit einander wetteifern, die englische und die deutsche. Durch englische Thätigkeit und englisches Geld ist jetzt der Osten in weiten Strecken erschlossen worden; kommen wir deshalb auf deutscher Seite vom Westen her entgegen, um auch hier ein noch in finsterer Nacht der Unkenntniß begrabenes Terrain mit den Forschungslinien wissenschaftlicher Entdeckungen zu klären und zu durchdringen.

Durch methodische Regulirung umsichtig geleiteter Expeditionen wird dahin gestrebt werden müssen, die äußersten der von Barth, von Duchaillu, von Schweinfurth und Livingstone erreichten Punkte durch ein Routennetz zu verbinden, und in diesem wird dann der afrikanische Continent in dem bisher mysteriös verschleierten Aequatorialtheil einer deutlichen Anschauung gewonnen sein und sich so vom Centrum aus seiner geographischen Gestaltung nach enthüllen.

Afrika war von jeher das eigentliche Feld wissenschaftlicher Reisen und die dortigen Entdeckungen, die weniger wie in andern Erdtheilen mit Colonialfragen und commerziellen Zwecken verknüpft waren, sind jener reinen Liebe zur Wissenschaft zu verdanken, wie sie besonders im germanischen Volksstamm gepflegt wird.

So scheint es auch vor allem eine deutsche Aufgabe, jetzt, wo die lange Reihe der Entdeckungen in Afrika sich ihrem Endziele zu nähern beginnt, zur baldigen Erreichung desselben thätig mitzuwirken. In Anbetracht dieser Gesichtspunkte hält die Gesellschaft für Erdkunde in Berlin ein gemeinsames Zusammenwirken der geographischen Gesellschaften in Deutschland für angezeigt und ersucht dieselben durch diese Zuschrift um ihre Betheiligung.

Als vorläufig maßgebliche Vorschläge, die in den Ansichten der verschiedenen Gesellschaften ihre weiteren Aenderungen finden können, werden folgende Punkte der Erwägung anheimgestellt:

1. Es bildet sich ein deutsches Comité, um die wissenschaftliche Erforschung des noch unbekannten Theiles Centralafrika's methodisch zu verfolgen und constituirt sich unter dem Namen: „Deutsches Comité zur Erforschung Centralafrika's."

2. Dieses Comité bleibt in Permanenz, bis die Entdeckungsreisen genügendes Material geliefert haben, um die Configuration des Continentes zwischen 10 Gr. N. B. u. 10 Gr. S. B., wenigstens den allgemeinen Umrissen nach, in wissenschaftlich gesicherten Positionen festzustellen.

3. Das Bestreben des Comité's wird zunächst dahin gehen, einen entsprechenden Fonds anzusammeln, aus dem wissenschaftlich organisirte Expeditionen in Afrika bestritten werden können, sei es dort bereits befindliche, sei es neu projektirte, und würde bei den letzteren das Augenmerk besonders auf die Westküste zwischen Cap Lopez Gonsalvez und dem Congofluß zu richten sein.

4. Das Comité setzt sich zusammen aus den Vorsitzenden der geographischen Gesellschaften in Deutschland und zwei ihnen in jeder Gesellschaft zugegebenen Beisitzern, sowie solchen Persönlichkeiten, deren Cooptation den Mitgliedern des Comité's erwünscht erscheint.

5. Außer den von den Gesellschaften und deren Stiftungen gelieferten Beiträgen, wendet sich das Comité mit einem Anfruf an das Publikum im Allgemeinen und behält sich eventuel Eingaben an maßgebende Kreise vor.

6. Das Comité wird geeigneten Falles mit den übrigen geographischen Gesellschaften Europa's in Berührung treten, um die in Erschließung des noch unbekannten Theiles Afrika's der Geographie aufliegenden Arbeiten systematisch unter sich zu theilen.

7. Für weitere Bestimmungen wird die Geschäftsleitung von dem Vorstande der Berliner Gesellschaft für Erdkunde übernommen.

Der Vorstand der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin.

Kleine literarische Revue.

— **Nationale Bildung und Unterricht.***) Der Umstand schon, daß diese Schrift 1871 mit dem ersten Preise der Diesterweg-Stiftung gekrönt worden, nachdem im verflossenen Jahre, da keine der eingereichten Arbeiten der von der Stiftung gestellten Aufgabe nach allen Seiten hin gerecht geworden war, von der Ertheilung eines Preises ganz abgesehen und die Preisausschreibung erneuert werden mußte, dieser Umstand allein genügt, um das Webersche Buch der besonderen Beachtung aller Fachmänner zu empfehlen. Es erfüllt in ausgedehnter Weise, was sein Titel verspricht: Anleitung zu geben, wie durch das Vehiculum des Unterrichts in der deutschen Sprache auf die Ausbildung des National-Bewußtseins im besten und weitesten Sinne gewirkt, überhaupt aber die sittliche wie die ästhetische Bildung der Jugend durch dieses mehr als durch irgend ein anderes Schulfach gefördert werden könne.

*) Die Pflege nationaler Bildung durch den Unterricht in der Muttersprache. Von Hugo Weber. Leipzig, 1872, Siegismund und Volkening.

Wenn die Schrift neben ihrem Special-Interesse auch dem Laien, oder sagen wir lieber, dem Nichtschulmeister, eine genußreiche Lectüre gewährt, so ist das wohl zum Theil ein Verdienst des Gegenstandes, der ja jedem gebildeten Deutschen mehr oder weniger am Herzen liegen muß; nicht wenig trägt aber auch die ausgezeichnete, so klare, wie gründliche Behandlung dazu bei, welche der Verfasser seinem Stoffe hat angedeihen lassen. Die Schrift vermittelt eine Fülle von Wissen, welches sie eigentlich bei uns voraussetzt, während sie sich über seine Verwendung zu ihrem pädagogischen Zwecke ausläßt. Die einleitenden Kapitel: Die nationale Bildung und ihre Gegensätze; Der Charakter und die nationale Bildung des deutschen Volkes; Die deutsche Sprache in ihrem Verhältniß zur Nationalität — enthalten in gediegener Form das Beste, was wir seit langem über diese Themata gelesen haben. S. J.

— **Auserwählte Werke von Gustav zu Putlitz.***) Diese Erzählungen sind schon früher von dem Dichter gesondert veröffentlicht worden und machen deßhalb keinen Anspruch auf Novität. Da aber gerade in dieser Auswahl die Vielseitigkeit des Autors zu einem befriedigenden Ausdruck gelangt, so soll durch ihre Erwähnung die gegenwärtig erscheinende Ausgabe ausgewählter Werke dieses Dichters eingeführt werden.

„Die Halben" ist ein Kulturbild aus dem 18. Jahrhundert, aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Der jüngere Sohn eines gräflichen Grundbesitzers in Sachsen entflieht dem elterlichen Hause, führt ein Vagabunden-Leben, wird Director einer Puppen-Theater-Gesellschaft und kehrt mit dieser nach Sachsen zurück, wo er, unter fremdem Namen, unterstützt von seinem älteren Bruder, sein abenteuerliches Leben fortsetzt. Er ist ein verkommener Taugenichts und doch ein eifriger Philosoph, der bei seinen Abenteuern sich zur Aufgabe macht, Menschen zu studiren und zu verachten. Wer diesen seinen theoretischen Anschauungen nicht beistimmt, dem wird er ein Feind und scheut sich nicht, ihn durch Intriguen ins Unglück zu stürzen. — Solch ein Character läßt kalt; er gewährt ein kultur-historisches Interesse, da es in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine ganze Anzahl von Menschen gab, bei denen Ideen und Handlungen in durchaus unnatürlichem Gegensatz zu einander standen, aber er gewährt kein ästhetisches Interesse, und deshalb fehlt ihm in erzählenden Dichtungen die Berechtigung. Wir wollen vom Dichter nicht bloß belehrt, sondern auch unterhalten werden; die Personen und Gegenstände, welche der Autor uns vorführt, müssen uns zur Mitleidenschaft bewegen; wir müssen mit dem Helden der Erzählung mitfühlen und mitdenken und ihn nicht bei der Lectüre anatomisch zergliedern. — Die zweite Hauptperson der Erzählung ist der Guts-Inspector des Bruders jenes abenteuernden Grafen, die personificirte Tugend und Pflichttreue, ein Normalmensch, ein Repräsentant der Menschengattung, aber kein Individuum. Dasselbe läßt sich auch von den übrigen in dieser und in den beiden anderen Erzählungen geschilderten Charakteren sagen.

Der Dichter äußert in den vorliegenden Dichtungen nicht die Gabe des Individualisirens, wohl aber beweist er, daß er es meisterhaft versteht, Gefühls-Effecte zu schildern. Seine Erzeugnisse sind nicht spannend; sie können nicht für längere Zeit die Aufmerksamkeit des Lesers fesseln, aber sie haben einen hohen ethischen und im Ganzen auch ästhetischen Werth. L. A.

*) Zweiter Band. Die Halben. — Vergißmeinnicht. — Wenn die Binde fällt. Berlin, Gebr. Pätel, 1872.

— **Drei Sonnen, von Wilh. Jensen.***) Der in kurzer Zeit mit vollem Rechte zu großer Beliebtheit gelangte Verfasser zeichnet in dem uns unter obigem Gesammttitel vorliegenden Novellenzyklus drei Abschnitte aus dem Leben eines Mannes, der, nach dem landläufigen Ausdrucke, seinen Beruf verfehlt hat, d. h. der kein Brodstudium ergriffen, wohl aber vermöge seines universellen Wissens und seines reichen Herzens und Gemüthes geeignet ist, der Allgemeinheit wesentlich zu nützen. Die erste Abtheilung schildert die Knabenjahre des Helden, die unter der Fürsorge eines vortrefflichen Onkels, der ebenfalls „seinen Beruf verfehlt hat," in einer kleinen Stadt verfließen. Die zweite Abtheilung giebt ein Bild seines Universitätslebens, die dritte endlich eine Episode aus dem Leben des gereiften Mannes, der nach langjährigen Reisen, Irrfahrten und Täuschungen in seine Heimath zurückkehrt. In der Schilderung des kleinstädtischen Lebens und der daselbst tonangebenden Größen, wie in der Darstellung des studentischen Treibens, wie es sich vor etwa dreißig Jahren noch in seiner ganzen Urwüchsigkeit, namentlich in Jena entfaltete, hat Herr Jensen wahre kleine Cabinetsstücke geliefert, die auch ohne die Person des Helden vom höchsten Interesse sein würden. Aber diese Gestalt ist umflossen von einem wunderbaren Reize, den wir einen romantischen nennen möchten, wenn wir nicht fürchten müßten, mit diesem, jetzt etwas übelbeleumdeten Worte einen Eindruck zu erregen, den wir nicht beabsichtigen. Er ist eine Erscheinung, wie sie unsere Zeit des Materialismus und des Gründungsschwindels freilich nur noch wenig hervorbringt, die aber jederzeit liebenswerth und herzerfreuend bleiben wird.

Drei Sonnen sind am Horizonte unseres Freundes aufgegangen, dreimal öffnet sich sein Herz der Liebe, aber es ist ihm nicht beschieden, daß eins dieser Gestirne seinen Pfad beleuchten soll. Zweimal muß er sich überzeugen, daß die Sonne, nach der er gestrebt, ein täuschendes Irrlicht war, und als er das dritte Mal die Arme der ihm jetzt wirklich aufgegangenen Sonne entgegenbreitet, da muß er an sich die Wahrheit erfahren, daß in der Jugend versäumtes und verlorenes Liebesglück im Alter sich nicht nachholen läßt. Seine Sonne wendet sich von ihm, um den Lebenspfad eines solchen zu beleuchten, der jung ist, wie sie.

J. H.

— **Deutsche Frauen.****) Die sinnige Verfasserin der biographischen Skizzen „Edle Frauen" und des „Biographischen Gedenkbuches," Angelika von Lagerström, tritt mit einem, den obigen Titel führenden Werke abermals vor das Publikum. Das Werk, dessen erste Lieferung uns vorliegt, wird enthalten: Charlotte Schiller, Johanna Fichte, Eva Lessing, Josefa Hoffinger, Meta Klopstock, Charitas Pirkheimer, Charlotte Perthes. Das Lebensbild der edlen, treuen Gefährtin unseres großen Dichters ist ebenso schlicht und einfach wie tiefergreifend erzählt; die Gründlichkeit, mit welcher die Verfasserin dabei zu Werke gegangen, das eingehende Studium, dem sie sich dabei unterzogen, verdienen unsere wärmste Anerkennung und lassen uns mit frohen Erwartungen den folgenden Lieferungen entgegensehen.

*) Schwerin, 1873, A. Hildebrand's Verlag.

**) Deutsche Frauen. Skizzen von Angelika v. Lagerström. 1873. Königsberg, Akademische Buchhandlung.

Literarischer Sprechsaal.

Im Anschluß an die in Nr. 44 des „Magazin" veröffentlichte Abhandlung über die Schulfrage, wollen wir hier kurz die neuesten Bestrebungen, welche sich auf diesem Gebiete in Preußen geltend gemacht, erwähnen und beleuchten. — Durch die Einführung des Schulaufsichts-Gesetzes im Beginn d. J. ist bekanntlich der Einfluß, den die Kirche bisher in directer Weise auf die Schule hatte, vollkommen beseitigt worden; fortan stehen die Schulen unter der alleinigen Autorität des Staates. In der jüngsten Zeit bewies auch die preußische Staatsregierung, daß sie keineswegs dem Maxim noch huldige, daß das confessionell-kirchliche Leben und die Erziehung zu demselben im Interesse des Staates liege. Im vergangenen Monat wurde in Breslau das erste confessionslose Gymnasium eröffnet, also ein Institut, bei dem der Staat vom Religions-Unterricht als einem obligatorischen Unterrichtsmittel völlig abstrahirt. Nichtsdestoweniger hat sich die liberale städtische Behörde Breslau's veranlaßt gefühlt, drei Religionslehrer für den evangelischen, katholischen und jüdischen Religionsunterricht anzustellen, damit denen, welche in diesem Gegenstand unterrichtet sein wollen, derselbe in einer von der Behörde geordneten und vorgeschriebenen Weise geboten werde.

Dieser Zustand: die Einführung des facultativen Religionsunterrichts an die Stelle des obligatorischen, ist der unbedingt allein gerechtfertigte für den höheren Schulunterricht in Preußen überhaupt. Für die Volksschule ist er in jedem Fall empfehlenswerth. Denn so lange die Anschauungen der meisten Staatsangehörigen von confessionell-religiösen Tendenzen beeinflußt werden, so lange ist es Pflicht des Staates, für einen den Interessen des Staates und der Menschheit angemessenen Religionsunterricht zu sorgen, ohne jedoch die Schüler zu zwingen, an demselben Theil zu nehmen.

Daß im Allgemeinen die Staatsregierung in Beziehung auf diese Frage von den vorurtheilsfreiesten Anschauungen ausgeht, dies beweisen die soeben veröffentlichten neuen Schulregulative des Ministers Dr. Falk für den Volksschul- und Seminar-Unterricht.*) Der confessionell-religiöse Unterricht ist zwar nach denselben obligatorisch, aber er wird in der Volksschule auf die für diesen Unterricht bestimmten Stunden durchaus beschränkt und in der Mittelschule allein für die drei oberen Klassen bestimmt; in den drei unteren Klassen wird der Schüler in die christliche Religion eingeführt, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Confessionen derselben. („Die zehn Gebote, das Glaubensbekenntniß und das Vaterunser werden ohne die Erklärung der Confessions-Katechismen angeeignet.")

Aus dem Nachlaß Carl Twesten's, des edeln parlamentarischen Kämpfers für das constitutionelle Recht des deutschen Volkes, wird in diesen Tagen eine historische Untersuchung über „die religiösen, politischen und socialen Ideen der asiatischen Culturvölker und der Aegypter", in zwei Bänden, im Buchhandel erscheinen.**) Wir machen auf diese höchst interessante Erschei-

*) Allgemeine Bestimmungen vom 15. Oct. 1872, betr. das Volksschul-Präparanden und Seminar-Wesen. Berlin, 1872, Besser'sche Buchhandlung.

**) Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann).



nung, welche sich (wie Herr Prof. Lazarus in seiner Vorrede zu dem von ihm herausgegebenen Werke sagt) die Aufgabe gestellt, „nicht nur die Erkenntniß der Geschichte des früheren Lebens der Völker zu läutern, sondern auch die Gestaltungen des wirklichen Lebens und der Zukunft zu veredeln", im Voraus aufmerksam. Twesten hatte kurz vor seinem Ableben das Manuscript seiner Arbeit einer Freundin mit der Andeutung übergeben, daß wohl die Herausgeber der „Zeitschrift für Völker-Psychologie und Sprachwissenschaft" (die Professoren Lazarus und Steinthal) am Ehesten geneigt sein würden, Bruchstücke daraus in dieser Zeitschrift zu publiciren. Mit Recht ist jedoch vorgezogen worden, statt die Bruchstücke in dem Organe der völkerpsychologischen Wissenschaft, die überdies einen von Twesten's naturalistischer Auffassung abweichenden, mehr idealistischen Standpunkt einnimmt, lieber sofort das Ganze zu veröffentlichen, das eine jedenfalls geistvolle Ueberschau der religiösen Ideen und der geistigen Schöpfungen der Inder und Aegypter und ihres Zusammenhanges mit denen der Babylonier und Assyrer, der Iranier, der Phönicier und der Israeliten darbietet. Ursprünglich war das Werk darauf angelegt, auch die klassischen und die christlichen Völker zu umfassen, wie denn auch die Einleitung des verewigten Verfassers sich über Auffassung, Darstellung und Erklärung der Geschichte der gesammten Menschheit ausspricht, aber die Hingebung an das Staatsleben der Gegenwart, dem die letzten Jahre Carl Twestens gewidmet waren, und sein leider allzufrüher Tod haben die Vollendung des Ganzen verhindert.

Dem am 21. Januar d. J. zu Neisse verstorbenen Rechtsgelehrten Christian Friedrich Koch, der sich durch langjährige und umfangreiche schriftstellerische Thätigkeit um die wissenschaftliche Durchdringung des auf der Gesetzgebung Friedrichs des Großen beruhenden preußischen Rechts und um die Ausbildung der preußischen Juristen in hohem Grade verdient gemacht hat, ist in einer soeben erschienenen Skizze seines Lebens, welche den Professor an der hiesigen Universität, Dr. J. Fr. Behrend, zum Verfasser hat,*) ein biographisches Denkmal errichtet worden. Indem die kleine Schrift neben dem äußeren Lebensgange und der amtlichen Laufbahn Koch's im preußischen Justizdienste vorzugsweise seine Wirksamkeit als Schriftsteller hervorhebt, veranschaulicht sie den weitgreifenden Einfluß, den Koch's wissenschaftliche Methode auf die preußische Rechtspraxis fast ein volles Menschenalter hindurch ausgeübt hat. Mittheilungen aus der Heimat des Gefeierten setzten den Verfasser in den Stand, die harten Anfänge des ebenso sehr wegen seiner rastlosen Thätigkeit, als wegen der Rücksichtslosigkeit seiner herben Kritik bekannten Mannes zu schildern. Der Sohn eines Topfstrickers und Tagelöhners in dem neumärkischen Landstädtchen Mohrin, hat Koch als Knabe Gänse und Ziegen gehütet, dann neben dem Schneiderhandwerk als Abschreiber bei Gerichtsbehörden seinen Unterhalt verdient und sich so, ein Selfmade man, im strengsten Sinne des Worts, aus den untersten Schichten des Lebens zu einer wissenschaftlichen Laufbahn durch eigne Kraft emporgearbeitet. Wenn ihm von jener Zeit bei angeborner Schärfe und Schneidigkeit des Charakters eine Rauheit des Wesens zu eigen blieb, die nicht immer wohlthuend war, so verdient bemerkt zu werden, daß der Sohn des Tagelöhners von Mohrin seiner Vaterstadt eine lebhafte Erinnerung bewahrt und diese Anhänglichkeit durch ein reiches Vermächtniß zu Gunsten der Gemeinde Mohrin bethätigt hat.

*) Berlin, Verlag von J. Guttentag (D. Collin). 1872, (22 S.)

Die im Vereine mit vielen namhaften Universitäts-Rechtslehrern und anderen Rechtsgelehrten von Prof. Franz v. Holtzendorff herausgegebene Encyklopädie der Rechtswissenschaft erscheint, obwohl sie erst vor drei Jahren in ihrem ersten Theile ausgegeben wurde, bereits in einer zweiten Auflage des letztern.*) Vielfach umgearbeitet und vervollständigt, wird auch in dieser zweiten Auflage die Rechtswissenschaft in einem systematischen und einem alphabetischen Theile zur Darstellung gebracht. Wir geben folgende Uebersicht des reichen Inhalts des ersten systematischen Theiles: Recht und Rechtswissenschaft im Allgemeinen, von Prof. Ahrens; Geschichtliche Grundlagen der deutschen Rechtsentwickelung, und zwar Quellen des römischen Rechts, von Prof. Bruns, des kanonischen Rechts, von Prof. Hinschius, des deutschen Rechts, von Prof. Brunner; französische, englische und normannische Rechtsquellen, von Prof. Brunner; nordgermanische (skandinavische) Rechtsquellen von Prof. K. Maurer; Neuere Privatrechte: Codificationen, von Prof. J. Fr. Behrend; das heutige römische Recht, von Prof. Bruns; Deutsches Privatrecht, von Prof. J. Fr. Behrend; Handel-, See- und Wechselrecht, von Oberappellationsrath W. Endemann; Französisches Civilrecht, von Prof. A. Rivier in Brüssel. Was das öffentliche Recht betrifft, so bemerken wir, daß das europäische Völkerrecht und das deutsche Verfassungsrecht vom Herausgeber, Herrn Prof. v. Holtzendorff, das Kirchenrecht von Prof. Hinschius, das Strafrecht von Prof. A. Geyer, der Strafprozeß von Oberappellationsrath John, der Civilproceß von Prof. L. v. Bar und das Verwaltungsrecht von Prof. E. Mayer bearbeitet ist. Außerdem hat eine Anzahl anderer ausgezeichneter Juristen das in den verschiedenen Staaten Deutschlands geltende, partikulare Privatrecht (in Preußen allein in siebenfacher Gestalt) zur Anschauung gebracht.

Das nächste Heft der im Lüderitz'schen Verlag in Berlin erscheinenden, von Prof. Fr. v. Holtzendorff und Prof. W. Oncken herausgegebenen „Deutschen Zeit- und Streit-Fragen" wird eine Abhandlung des berühmten Canonisten Prof. Dr. Friedr. Joh. v. Schulte „Ueber Kirchenstrafen" bringen. Im Hinblick auf den darauf bezüglichen, dem preuß. Abgeordnetenhause vorzulegenden Gesetzentwurf darf der Erscheinung dieser wichtigen, in die kirchlichen Streitfragen eingreifenden Arbeit mit Spannung entgegengesehen werden, und machen wir deshalb schon jetzt auf dieselbe aufmerksam.

*) Leipzig, Duncker und Humblot.

Berichtigung. In der vor. Nr. des „Magazin", S. 590, ist das Citat von Goethe nicht richtig abgedruckt. Die Worte lauten in „Wanderers Nachtlied:"

„Was soll all der Schmerz und Lust?"

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und [illegible]) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französische[illegible]

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 30. November 1872. [Nº 48.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Paul Heyse und Italien.*)

Die Erfüllung der Gemüther mit neuen Dingen auf dem Gebiete der Literatur und Wissenschaft, welche für Deutschland am Schluß des vorigen Jahrhunderts den Beginn einer neuen Epoche bezeichnet, hat einen kosmopolitischen Charakter. Die Richtungen Lessing's, Winckelmann's, Herder's, Göthe's, Kant's, gehen in dieser Hinsicht fast parallel. Der forschende Blick durchmißt die großen Gebiete der Vorzeit, die Wunder der Mitwelt und die an Zeit und Raum nicht gebundenen Ideale und speculativen Vorstellungen. — Unter allen Vorgenannten aber hat keiner dem Geschmack seiner Nation sicherer den Weg vorgezeichnet, als Göthe. Man darf kühn behaupten, so viel Epochen seines eigenen reichen schöpferischen Lebens er gehabt, so viele hat er seiner Nation angebahnt, so viele Fortbildungen geschaffen. In seiner Jugend erfüllte seine Phantasie das prächtige Ausklingen des Ritterthums und die humanistische Wiedergeburt Deutschlands zur Renaissance-Zeit. Der Berlichingen-Epoche verdanken wir unser Interesse für diesen ganzen Cyclus: für Gothik und nationale Kunst, für Hans Sachs und für die gesammte Strömung, die sich uns aufdrängt, wenn wir an die fortgesetzten Beziehungen Göthes zu Boisserée denken. Andere, nicht minder merkwürdige Epochen seiner Hervorbringung führen uns in das klassische Alterthum zu Homer, zur griechischen Tragödie, zur antiken Baukunst, zur Würdigung der aus Rom und Griechenland überkommenen Schätze. Eine dritte Beziehung hatte er zu dem Gesammtgebiet der Naturwissenschaften, zu den Geheimnissen der Pflanzenwelt, den Wundern der Optik, dem Knochenbau des organischen Geschöpfes, den tiefen Geheimnissen der bergmännischen Unterwelt.

Wieder eine andere Wirksamkeit bezieht sich auf das heutige Theater, und in seinen Kreis gezogen hat er das Drama, vor Allem der Briten, dann aber auch der Franzosen und Spanier.

Daß er auch in der Vorliebe für das orientalische Element tonangebend war, bedarf nur eines leisen Hinweises, und wenn sich unter den vielen Hauptmomenten eins mächtig aufdrängt, dasjenige, welches ihn vielleicht eine Zeit lang am Meisten, am Gewaltigsten beherrscht hat, so ist es der wunderbare Zug der Liebe des Deutschen zum Gange über die Alpen, zur Wanderung nach Italien.

In allen diesen Gebieten haben Jüngere ausgebaut, wo er den Grund gelegt. Seinen Hang zur Ritterzeit hat man scherzweise als Erzeuger der besonderen Ritter- und Räuber-Epoche in der deutschen Literatur bezeichnet. Seine Kunstanschauungen haben Folge gefunden und praktische Ausführung überall in ganz Deutschland, nicht zum Mindesten in München, wo sich König Ludwig I. gern als seinen Schüler zu bezeichnen pflegte und ja zuweilen wohl selber den dichterischen Griffel in die Hand nahm. Sein Studium des Orients war es, das uns Anlaß giebt, Rückert als einen seiner directen Nachfolger zu bezeichnen. Im Balladen- und Romanzenton steht Uhland auf seinen Schultern, und so könnten wir die Reihe der Nachfolger gern erweitern und seine Einwirkungen auf unvergleichlich viel mehr Gebieten finden, als sich im ersten Augenblicke zeigen möchte. In der Liebe zu Italien, in der trefflichen Darstellung der Eigenart dieses Volkes und seiner Sitten ist Niemand energischer dem Pfad des Meisters nachgegangen als Paul Heyse. Hier ist er der rechte Nachfolger Göthe's und hier sind auch seine eigenen Meisterwerke, welche allen übrigen ohne Zweifel voranzustellen sind, erwachsen. Von der Nordgränze gegen Deutschland — ich will hier nur an die Meraner Novellen erinnern — bis zu den sanften Fluthen des Mittelländischen Meeres, welche den Süden Italiens umspülen — und hier werden dem Leser die „Sorrenter Idyllen" einfallen — hat Heyse mit Liebe und Sachkenntniß Land und Leute geschildert, und wenn er je mit besonderem Glück ein psychologisches Problem in Form einer Novelle oder eine gute That in Form eines Gedichtes schilderte, so hat er in Italien das Lokal gewählt und seine Leute zu diesem Lande in Beziehungen gesetzt. Da, wo Heyse an das klassische Alterthum erinnert, oder dessen lokale Färbung zum Kolorit seiner Bilder benutzt, schwebt ihm deutlich das römische Alterthum und die Schätze seiner Literatur vor. Einen Beleg für die Formen der Lateiner, die Heyse trefflich wiederzugeben wußte, bildet das epische Gedicht „Thekla", und „Die Sabinerinnen" sind ein Zeichen, wie tief sich der Dichter in das alte Rom versenkt. Haben aber auch diese Namen schon das Gemüth unserer Leser an manch angenehmes Stück guter Lektüre erinnert, so ist doch unter Allem, was Heyse geschrieben, Nichts, was ihm so gelungen wäre und den Leser so erfreut, als die kleineren Genrebilder, die auf heutigem italiänischen Boden entstanden sind: wie „Das Mädchen von Treppi", „L'Arrabbiata", „Die Wittwe von Pisa" und jene Menge gleicher kleiner und vortrefflicher Novellen, die links und rechts vom Apennin, zwischen Rubicon und Vulturnus sich abspielen.

Die reichen Schätze dieser Art, bald in einzelnen Sammlungen erschienen, bald in Journalen, bald im Süden, bald im Norden Deutschlands herausgegeben, vereinigten nun der fleißige Dichter und der emsige Verleger zu einer schönen Gesammtausgabe, und der Leser wird es ihnen Dank wissen, daß er sich die sauberen Bücher hinstellen und einreihen kann unter die Reihen seiner

*) Gesammt-Ausgabe. Berlin, W. Herz, 1871—1872. Vgl. Nr. 46 des „Magazin".

besten literarischen Schätze, hier, um alte Erinnerungen neu zu beleben, dort, um Neues aus der Fülle dieser reichlich gewährenden Feder zu genießen. Freilich werden auch Heyse's Schwächen mit abgedruckt; aber die pflegen noch immer interessanter zu sein, als die großen Hauptstücke mancher minder reich begabten Natur. Wir rechnen unter diese gewisse Sensations- und Gruselstückchen wie die Mohrengeschichte „Urica" aus der Pariser Revolutionszeit und gewisse anmuthig, aber gar zu leicht hingeworfene Sächelchen wie „die Fastenpredigt an die Frauen" und die angezweifelten Briefe an Madame „Tout le monde". Unedles hat Heyse nicht producirt, ganz Unbedeutendes selten. Was ihn aber gerade für diese Blätter interessant macht, ist die vorerwähnte Kenntniß der „Hesperischen Gärten". Das großstädtische Treiben in Rom und Florenz, der Allerweltsverkehr auf den Poststraßen, Eisenbahnen und Seeschiffen steht lebendig vor uns, und wenn wir nach Italien kommen, und meinen unter lauter fremden Umgebungen zu sein, so blicken Einen doch all diese besonderen Gegenstände bekannt an. Man hat das Gefühl einer Erinnerung aus alten Zeiten, von der man sich nicht recht Rechenschaft zu geben weiß, und plötzlich muß man sich sagen, daß es am Ende die Lektüre Paul Heyse's war, bei der man vertraut geworden ist mit dem Colosseum und der Via Appia, mit der Arno-Brücke, mit dem schiefen Thurm zu Pisa und mit dem Pfad und seinem Wolkensteg, der über Alpen und Apenninen führt. Aber dergleichen Reise-Eindrücke schildern, können mehr Leute, — viel wunderbarer noch wirkt die gestaltende Kraft des Dichters, wenn er uns das minutiöse Detail des intimeren italiänischen Lebens ausmalt, jene kleinen Fenster in den großen Steinwänden über den Traubengehängen unter den Ulmen und Cypressen, jene Maisfelder über welchen die Sonne glüht, jenen Duft, den die üppigen Früchte auf Feigen- und Granatenbäumen, in Citronenhainen und auch auf den Märkten ausströmen und dann das lautere und naive Wesen der Menschen, die auf diesem Boden tausendjähriger Kultur verkehren, bald einfältig wie die Kinder, bald ungezogen, unschuldig und brutal, hingegeben, und verderbt bis zum Räuberwesen und Messerstechen. Die so dem Boden des Landes und der Geschichte entwachsenen Menschen schildert uns der Dichter mit einer Genauigkeit und Treue, daß wir, wie bei Allem, was wir genau kennen lernen, die Blödigkeit und den Schauder ablegen und Liebe und eifrige Betrachtung an deren Stelle setzen.

In der politischen Welt sind in neueren Tagen die Italiäner unsere Bundesgenossen, schon darum, weil, wie ihr großer Landsmann Machiavelli sagt, dein Nachbar dein Feind ist und deines Nachbars Nachbar dein Freund, und sie sind uns nützliche, aber auch, wie die Zwerge im Märchen, undankbare Gesellen gewesen. Bald haben sie sich von der eitlen Prahlerei der Franzosen bestechen lassen; bald in unserem straffen und energischen Wesen einen Mangel an Freiheitsliebe zu sehen geglaubt; bald haben sie, die sich vor sechs Jahren überall schlagen ließen und dann eine kostbare Provinz von uns zum Geschenk erhielten, sich dieses ihres Erfolges gerühmt, bald geschimpft, daß die Bundesgenossenschaft mit den Prussiani ihnen zwar Venedig eingebracht, aber ihr Geld und Silber gekostet habe. Ja, recht ursprüngliche Geister, wie Garibaldi, sind zu der größten Wunderlichkeit, zur offenen Feindschaft gegen dieses Deutschland gelangt und haben gegen den Freund und Bruder, Befreier und Erretter, das Schwert gezogen. Wer nun das Land und sein Volk nicht recht kennt, wird oft unwillig den Kopf über dergleichen Dinge schütteln, wer es aber so recht kennen gelernt hat durch Reisen und durch einen Blick in die italiänische Literatur, wird das erklärlich finden und für all dies Thun und Lassen nur ein Lächeln haben, ja sogar die Liebe zu den wunderlichen Leuten, welche hinter dem Berge wohnen, nicht verlieren. Er wird sich überzeugen, daß wir, trotz aller Ungezogenheiten und auch wohl Brutalitäten der Italiäner, dennoch dort Freunde und Geistesgenossen finden; er wird sehen, daß die Edlern dieser Nation, insbesondere aber die Unterrichteteren, unbeirrt durch die Thorheiten Einzelner, uns angehören, und es wird nicht lange währen, so wird auch Joseph Garibaldi anerkennen müssen, wenn er es nicht schon gethan hat, daß im kältern Deutschland wahrere Freunde des Fortschritts, der Freiheit und der Humanität wohnen, wahrere Bundesgenossen im Kampfe gegen Pfaffen- und Kirchen-Uebergriffe und wahrere Förderer der nationalen Einheit aller Völker, insbesondere Italiens, als am Strande der Seine. Wer nun einen gefüllten Geldbeutel in der Tasche trägt und schöne freie Zeit hat, zu reisen, oder wer sich in den Reichthum der humanistischen Literatur Italiens vertiefen kann, der kommt leicht zu solchen Resultaten; wenn aber weder das Portemonnaie, noch die Bibliothek und die Sprachkenntniß ausreichen, um solche Studien zu machen, der wird sich am Besten diesen völkerpsychologischen Beitrag aus Heyse's Schriften holen. Gerade in seiner Objektivität versteht er es, durch einzelne Schilderungen eine Gesammtwirkung hervorzubringen, welche Alles in Allem gerechnet, als durchaus treu bezeichnet werden muß.

Der liebenswürdige Dichter hat nicht nur unsere literarischen Schätze bereichert, sondern uns auch einen tiefen Blick in das innere Leben der Nation thun lassen, und wer sich auf einer Reise nach dem alten Wanderziel vorbereitet, sollte nicht versäumen, neben Burckhard, Förster und Bädecker auch Paul Heyse's sämmtliche Werke in seine Bibliothek einzureihen, welche, wie einst Rückerts „östliche Rosen" zu Göthes Divan, so zu dessen italiänischer Reise Fortsetzung, Commentar und Glossarium bilden.

L. L.

Hans Sachs als Dramatiker.

Wenn ich mich bereits gelegentlich der Besprechung des zweiten Theiles der von K. Goedeke und Julius Tittmann herausgegebenen Dichtungen von Hans Sachs, im Gegensatze zu den Herrn Herausgebern, zu der Ansicht von Gervinus und H. Kurz bekannte, daß die Dramen von Hans Sachs keineswegs die glänzendste Seite seiner dichterischen Thätigkeit bilden, so dürfte der jetzt erschienene dritte Theil jener Ausgabe*), welcher eine Auswahl jener Dramen enthält, wohl für jeden unbefangenen Leser den sprechendsten Beleg für die obige Ansicht bilden. Allerdings sind einige der hier vorgelegten dramatischen Erzeugnisse des Nürnberger Poeten, wie der Herausgeber in der Vorrede erörtert, nicht ihres poetischen Werthes wegen aufgenommen, sondern, wie beispielsweise das erste derselben: „das Hofgesind Veneris", weil es den Erstling der dramatischen Muse von Hans Sachs bildet, oder, wie: „Der hörnen Seifrit" wegen seiner Wichtigkeit für den alten Sagenstoff. Indessen von der Mehrzahl der hier wiedergegebenen Stücke rühmt der Herausgeber selbst, daß sie „zu seinen trefflichsten Fastnachtspielen" gehören und „Die ungleichen Kinder Eve", welche in der vorliegenden Sammlung auch mit Platz gefunden haben, gelten bekanntlich bei allen Verehrern des Dichters als die „Perle" seiner dramatischen Produktion. Nun wird aber die Lektüre auch dieser anerkanntermaßen „fürtrefflichsten" Stücke des Dichters dem aufrichtigen Leser nur die Ueberzeugung geben, daß, um es geradezu

*) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1872.

zu sagen, die besten darunter nicht viel taugen. Man mag diese Hans Sachs'schen Spiele Dramen nennen, weil sie einmal agendo (διὰ τοῦ δε ἄν) zur Darstellung zu kommen bestimmt sind. Im Uebrigen laufen sie unter den Dramen, um mit Shakespeare zu reden, mit unter, wie der Spitz und der Mops unter der Gattung Hund. Ohne Vergleich zu reden, sie sind weiter nichts als die allerdürftigsten Ansätze zum Drama, weiter nichts als dialogisirte Scherze oder Erzählungen, welche kein Ausländer als eigentliche Dramen anerkennen würde, und die nur eben unsere deutsche Pietät gegen den alten „Meistersinger" als „Dramen" gelten lassen kann. Im Uebrigen sind sie von allen Erfordernissen, welche der Kunstverstand an diese Dichtungsgattung stellen muß, so frei als möglich. Von einer dramatischen Exposition oder einer dramatischen Handlung, geschweige einer dramatischen Spannung ist darin keine Rede. Selbst die Charakterzeichnung ist noch äußerst roh und oberflächlich. Daß der Meister sich an die bekannten Aristotelischen Forderungen dabei nicht kehrt, ist selbstverständlich; manche Stücke darunter, beispielsweise: der Fortunatus mit dem Wunschsäckel sind, wie Herr Tittmann in der Vorrede selbst einräumt, geradezu Satiren auf die Einheit des Orts und der Zeit. Herr Fortunatus versetzt sich kraft seines Wunschsäckleins in jedem Augenblick nach jedem beliebigen Orte des Erdenballes. Nicht viel besser steht es mit dem Stück: „Die geduldig und gehorsame markgrefin Chriselda", dem ersten Vorläufer zu Halms vielgepriesener und vielbeweinter „Griseldis". Am Schluß des zweiten Acts, als eben erst der Markgraf das Hochzeitsmahl angeordnet hat, kommt auch schon die Nachricht von der Geburt einer Tochter.

Wenn wir also, wie gesagt, von dem Kunstwerth der Hans Sachs'schen Dramen absehen müssen, so ist doch nicht zu leugnen, daß sie für Sitte und Anschauung seiner Zeit, und vor allen Dingen für die Sprache derselben ihre hohe Wichtigkeit haben. In letzterer Hinsicht wird der vorliegende Band, ebenso die beiden ersten, allen billigen Anforderungen gerecht. Die sprachlichen Erläuterungen sind mit Sachkenntniß und richtiger Einsicht in das Bedürfniß des Lesers gegeben. An einer Stelle, im Epilog zum „Fortunatus", wo mit Bezugnahme darauf, daß die Söhne des Fortunatus sich ihren Wunschsäckel und ihr Wunschhütlein so leichtsinnig haben stehlen lassen, das Sprichwort angeführt wird: „wer vil hab', der muß vil versorgen", hätte ich eine Bemerkung gewünscht. Dieses Sprichwort, welches H. Sachs ausdrücklich als ein „altes" bezeichnet, ist nämlich einer der deutlichsten Belege für die alte Bedeutung von versorgen, d. h. verschließen, und seine Ableitung von dem Griechischen εἵργω (ἕρκος ὅρκος, Sorge verhält sich zu dieser ursprünglichen sinnlichen Bedeutung wie Angst zu angustus). Die Stelle bei Hans Sachs entspricht genau jener andern in Keisersbergs Postille, wo sich die Reichen, wegen einer möglichen Entwendung ihrer Schätze, mit den Worten trösten: „so hond wir gewelb zuo dem gelt, die seind mit schlossen vnd starken riglen wol versorgt." Im Uebrigen begnüge ich mich hier, zum Belege dieser von mir gegebenen Ableitung an Luthers: „Aber wer vermag es, daß er ihm ein Haus bau? Denn der Himmel und aller Himmel Himmel mögen ihn nicht versorgen!" (2. Chronic. 2, 6), sowie an die am Rhein noch heut zu Tage üblichen Ausdrücke Feuersorge, Regensorge (Behältniß zum Auffangen des Regens), und an die Stelle in Gottfried von Straßburgs Minneliedern zu erinnern:

> gelücke daz gêt wunderliche an und abe, man vindet es vil lichter, danne manz behabe, ez wenket, dâ man ez nicht wol besorget.

Auch der bei den österreichischen Soldaten übliche Ausdruck: die Säbel versorgen, d. h. in die Scheide stecken, leitet sich offenbar davon ab.

Karl Bilz.

Optimismus und Pessimismus.*)

Leibniz und Schopenhauer einander gegenüber zu stellen, ihre Ausgangspunkte, Wege und Endergebnisse zu vergleichen, und dann ein Gesammtresultat aus der Betrachtung zu ziehen, das ist die interessanteste Aufgabe, welche Dr. Georg Jellinek zum Thema seiner Inaugural-Dissertation gewählt und mit Sachkenntniß in gefälliger Form durchgeführt hat. Geschickt zeigt er, wie in den Grundideen beider Philosophen eine gewisse Aehnlichkeit sich erkennen läßt, und sucht dann die Gründe auf, aus welchen sie so entschieden Gegner wurden, daß der Eine die Welt im schönsten Himmelsblau, der Andere sie im häßlichsten Schwarz erblickte. Den ersten Grund sieht er in der Atmosphäre der Zeit und in den Lebensschicksalen, den zweiten in der Naturanlage beider Männer. Was er als Nummer eins anführt, ist jedenfalls nicht durchschlagend, denn Sophokles, der während der höchsten Blüthe seiner Vaterstadt lebte und vom Glück ungemein begünstigt wurde, war dennoch ein Gesinnungsgenosse Schopenhauers, wogegen Fielding's unverwüstliche Heiterkeit ihm ausreichenden Schutz gegen grämliche Verbitterung gewährte, und über das herbe Mißgeschick triumphirte, welches ihn bis an das Ende seiner Jahre verfolgte. Aber Jellinek's zweiter Grund genügt vollkommen. Die Gemüthsanlage des Menschen entscheidet über seine Weltanschauung. Der echte Sanguiniker verwandelt sich so wenig in einen gründlichen Melancholiker, wie die Lerche in eine Nachteule, und eben so unmöglich kann der umgekehrte Prozeß von Statten gehen.

Den letzten und wichtigsten Theil seiner Untersuchung, die Frage, wie Optimismus und Pessimismus aus den Grundsätzen folgen, auf welchen die beiden philosophischen Systeme erbaut sind, behandelt der junge Doctorandus mit sichtbarer Voreingenommenheit gegen Schopenhauer. Ihm weist er haarscharf die Widersprüche nach, in welche der intellektlose Wille ihn verwickelt, bei Leibniz begnügt er sich mit der vertuschenden Anmerkung: „Es sind dem Verfasser die vielen Widersprüche, Sophismen und Mängel der Theodicee keineswegs entgangen; hier handelt es sich aber blos darum, festzustellen, in welchem Verhältnisse die theoretische und praktische Philosophie L.'s zu einander stehen. Eine Kritik seiner Dogmen und Beweise ist hier nicht am Platze, wo wir nur im Auge zu behalten haben, daß

> „Recht hat jeder eigene Charakter,
> Der übereinstimmt mit sich selbst."

Von Schopenhauer heißt es: „Die Dissonanzen seines Wesens finden sich auch in seinen Philosophemen wieder, welche nur in einem so eigenthümlich gearteten Individuum zu einem vorübergehenden Einklang vereint sein konnten." Die Uebereinstimmung mit sich selbst, welche Leibniz durch „viele Widersprüche, Sophismen und Mängel der theoretischen Begründung erkauft, darf doch auch nur beanspruchen „in einem so eigenthümlich gearteten Individuum zu einem vorübergehenden Einklang" gediehen zu sein. Jellinek hat ganz Recht, „daß es überhaupt un-

*) Die Weltanschauungen Leibniz' und Schopenhauers', ihre Gründe und ihre Berechtigung. Eine Studie über Optimismus und Pessimismus, von Dr. Georg Jellinek. Wien, Beck'sche Universitäts-Buchhandlung, 1872.

möglich ist, den Pessimismus consequent auszubilden," aber das giebt nur die Hälfte des Satzes, deren Ergänzung lautet: und eben so unmöglich ist es, den Optimismus consequent durchzuführen. Sein Irrthum beruht wohl darauf, daß er meint, es gebe nur eine philosophisch berechtigte Weltanschauung, die optimistische, während die Philosophie, welche das Ganze umfassen will, auch dem Pessimismus seine Berechtigung nicht vorenthalten darf. Uebrigens verschaffen sich beide Seiten der Welt sogar in den Aussprüchen der zwei berühmten Gegner hinreichende Geltung. Wenn Leibniz behauptet, ce monde est le meilleur des mondes possibles, so ist damit keineswegs geleugnet, diese beste der möglichen Weiten bleibe immer noch herzlich schlecht, und wenn Schopenhauer den Beweis für das Gegentheil antritt, so stellt er doch keineswegs in Abrede, die schlechteste der möglichen Welten enthalte sehr viel Schönes und Gutes.

Alle Metaphysiker wickeln aus ihren Grundsätzen immer nur das heraus, was sie vorher klüglich in sie hineingewickelt hatten; sie erreichen ihr vorher bestimmtes Ziel, von welchem Punkte auch immer sie ihren Pfad einschlagen mögen, denn obschon sich im Raum die Sachen hart stoßen „leicht bei einander wohnen die Gedanken." Der Optimist hilft sich mit sicherem Schwung über alle Greuel, Entsetzen und Qualen des Lebens hinweg; die präftabilirte Harmonie ist ihm ein unfehlbares Universalmittel gegen jede beliebige Sorte von Uebel. Dem Pessimisten gelingt es im Handumdrehen den Frühling, und die Liebe, die Vernunft und die Wissenschaft in ihrem Elend und Jammer blos zu legen. Auf die Handlungsweise des Menschen übt aber seine Weltanschauung nicht den mindesten Einfluß, denn das Raisonnement das er seinem Handeln vorausschickt oder mit welchem er es hinterher rechtfertigt, gehorcht als dienstwilliger Knecht stets dem Willen des Raisonnirenden. Jellinek sieht im Pessimismus ohne weiteres die Philosophie des Todes, den Quietismus — gewiß mit Unrecht. Aus beiden Weltanschauungen folgert sich die Zweckmäßigkeit der Energie eben so schnell und ungezwungen, wie die Ersprießlichkeit des thatenlosen Zuschauens. Der Vordersatz: diese Welt ist die beste aller möglichen Welten, erlaubt eben so wohl den Nachsatz: also muß ich mit rastloser Thätigkeit nach Vervollkommnung streben, wie sein Gegentheil: also brauche ich mich weiter nicht anzustrengen; es ist bereits für Alles auf das Trefflichste gesorgt, und die Voraussetzung: diese Welt ist die schlechteste aller möglichen, gestattet nicht nur den Schluß: folglich hilft mir kein Mühen, sie zu bessern, und ich kann ruhig die Hände in den Schooß legen, sondern auch sein Gegentheil: deshalb muß ich unaufhörlich mit äußerster Kraft das wenige Gute, das sie enthält, fördern und mehren.

Auch mit dem „Universalismus" und „Individualismus" kommt man nicht vorwärts, so lange man nur die Wahl zwischen ihnen frei läßt. Der Universalismus träumt eine Sphären-Harmonie, der Individualismus hört die im Kampf um's Dasein ächzende Kreatur. Ein annehmbares Ganzes schafft uns nur der, dem es gelingt, beide Richtungen des menschlichen Geistes zu einem harmonischen Akkord zu verschmelzen. O. S. S.

Rechte und Pflichten der Frauen.

Von einem Familienvater.

Es ist ein Kampf über die Lebensstellung der Frauen entbrannt, der mehr und mehr an Ausdehnung gewinnt, und in seiner Lösung nicht ohne Schwierigkeiten sein dürfte, so lange diese Lösung einseitig die fehlenden Rechte der Frauen allein zur Entscheidung stellt. Reiht man diesen Rechten dagegen die entsprechenden Pflichten an, weil bekanntlich Rechte ohne Erfüllung der sie begleitenden Pflichten kein dauerndes Bestehen haben können, so macht sich die Lösung weit leichter, dann jedoch mit dem vielleicht überraschenden Ergebniß, daß die Kämpfer für die gleichen Rechte der Frauen mit denen der Männer, ihnen ein Danaer-Geschenk erstreiten. — Erweiterte höhere Rechte bedingen erweiterte höhere Pflichten. Wer unsere lieben Frauen hinausführt aus dem stillen Walten der Familie, aus der einfachen friedlichen Häuslichkeit in den Kampf um das tägliche Brod, auf die Arena politischen Ehrgeizes, thut wahrlich einen Gefallen ihnen nicht, ist vielmehr ein recht arger Feind ihres Geschlechts. Wohl ist die Frau, wenn es sein muß, gleich den Männern befähigt, im Kampf um's tägliche Brod, gleichwie um die höhern Güter des Lebens, selbst auf öffentlichem Gebiet, ihre Schuldigkeit zu thun, aber ihren angebornen Vorzügen ist nicht dieser Kampf der wirklich geeignetste, ihnen ist ein anderer besserer Kampf zugewiesen. Unseren Frauen winken weit höhere, edlere Rechte, als den Männern, verstehn sie es, die ihnen im Leben zufallenden Pflichten treu und gewissenhaft zu erfüllen. Nicht niedriger als der Mann, höher als er, ist die Frau von ihrem Schöpfer ausgestattet. Als letztes Wesen in der Reihenfolge der Schöpfung, hat sie, wie diese von Stufe zu Stufe aufsteigend, den höchsten Rang unter den Wesen dieser Erde erreicht. Wo sie geistig dem Manne nachzustehen scheint, übertrifft sie ihn seelisch. — Wer hätte es nicht im Leben erfahren, wie ganz anders die Frau lindernden Balsam leidenden Seelen zu bieten vermag, als der Mann; welche ganz andere Engelsgüte Mutterliebe zu entfalten vermag, als Vaterliebe. Wer von uns Männern innigen Verbandes mit einer edlen Frau, wüßte nicht seine seelenvolle Frau als Schutzgeist in den Stürmen und Verleitungen des Lebens zu preisen?

Wohl entarten die Frauen im Bösen schlimmer als die Männer, so daß mit Recht der Mythus die Rolle der Furien den Frauen zutheilt. Aber eben nur weil sie höher stehen, als die Männer, fallen sie auch um so tiefer. Nicht also eine Nachsetzung, eine Behauptung geringerer Fähigkeiten ist es, wenn wir die Frauen den Mühsalen und Stürmen des erwerbenden und erkämpfenden Lebens fern zu halten, sie ihrem sinnigen Wirken in Haus und Familie möglichst ausschließlich zu bewahren bemüht sind. Das Erworbene des Mannes sparsamst und nützlichst zu behüten, sittigst die Kinder zum Segen der Familie und des Staates zu erziehen, den rauhen Kämpfen des Mannes mit schützender, tröstender Miene zur Seite zu stehen, — diesen edlen Beruf den Frauen bewahren, heißt weit mehr ihr Freund sein, als sie zu Berufspflichten erziehen, in denen sie den Männern miterwerbend entgegen treten, diese zwingen würden, sich um Beschäftigungen zu bemühen, welche seither der Frauen ungestörtes Gebiet waren.

Sehr taktvoll hat auf einem der neuesten Frauen-Kongresse eine wackere Frau dringendst angerathen, die Erziehung der Mädchen an erster gebietendster Stelle dem ordnenden Hauswesen und dem erziehenden Familienleben zuzuwenden. Geschieht dies, werden die gegenwärtigen Verirrungen im Heranbilden wackerer Jungfrauen mehr und mehr aufgegeben und letztere zu edler Einfachheit und gewissenhafter Pflicht-Erfüllung erzogen, dann wird nach und nach die trübe Nothwendigkeit sich verlieren daß zahlreiche Jungfrauen eigenen Broderwerb suchen müssen, anstatt das Erworbene eines braven Ehemannes verwalten zu

helfen, seine häuslichen Sorgen zu erleichtern, sein Glück im trauten Familien-Kreise zu theilen. Inzwischen ist es immerhin aushelfend an der Zeit, wenn jetzt, wie es in Schlesien begonnen wird, Eltern-Vereine zur gegenseitigen Versorgung ihrer Töchter in Fällen der Verlassenheit und Noth nach Ersterer Tode sich bilden, indem sie ihre Töchter in allen Zweigen des weiblichen Berufs gründlichst ausbilden lassen und sie hierdurch nöthigenfalls zur erwerbenden Selbsthülfe geschickt machen, soweit nicht die Möglichkeit eigener Selbsthülfe aufhört und die Nothwendigkeit der Unterstützung von Außen durch den geschlossenen gegenseitigen Hülfs-Verein Pflicht wird. G. T.

Otto Spamer für den Weihnachtstisch.

Wie alljährlich, so erscheint auch in diesem Jahre wieder der Verlag von Otto Spamer in Leipzig mit einem reichen Kataloge gediegener Kinderschriften auf dem Weihnachtsmarkt und zwar bringt er zum Theil schon bekannte und zu guten Freunden der Kinderwelt gewordene Bücher in neuem Gewande und in vermehrten und verbesserten Auflagen, zum Theil wird Neues und Zeitgemäßes geboten.

Von den neuen Auflagen älterer Werke nennen wir: Hermann Wagners Entdeckungsreisen: In der Wohnstube; In Haus und Hof; Im Wald und auf der Haide; In Feld und Flur. Jedes der vier elegant ausgestatteten, mit vielen Text-Abbildungen und Buntbildern versehenen Bändchen ist in dritter vermehrter Auflage erschienen. Sie behandeln ausschließlich naturwissenschaftliche Themata, namentlich aus der Thier- und Pflanzenwelt und bringen in anziehendem Gewande und fesselnder Sprache eine Fülle des Nützlichen und Wissenswerthen. Die dritte Auflage, in der sie erscheinen, spricht am lautesten für den Anklang, welchen sie gefunden.

Von demselben Verfasser liegt bereits in vierter Auflage das Illustrirte Spielbuch für Knaben vor, dem sich das Illustrirte Spielbuch für Mädchen, von Marie Leske, ebenfalls in vierter Auflage, würdig anreiht. Beide geben Anleitung zur Beschäftigung für Körper und Geist im Zimmer wie im Freien und werden, wie schon so oft, auch diesmal von der Jugend beiderlei Geschlechtes freudig willkommen geheißen werden. Zweite Auflagen haben ferner folgende Bücher von Ernst Lausch erlebt: Die Kinderstube I. Was man seinen Kindern erzählt, wenn sie 2 bis 5 Jahre alt sind und Heitere Ferientage, Spaziergänge in Flur und Wald, in Berg und Thal. Der Verfasser versteht so recht die Sprache für die Kindererzählungen zu treffen und den Kleinen, ohne sie mit Süßigkeiten zu überfüttern, gesunde Kost in schmackhaftester Zubereitung zu reichen. Das Gleiche gilt von zwei andern von ihm theils umgearbeiteten, theils mit Hülfe bewährter Mitarbeiter herausgegebenen Büchern; wir meinen die Kinderstube II. Hundert kleine Erzählungen, Gedichte und Verschen für Kinder von vier bis sechs Jahren von F. A. Glaß, in dritter Auflage gänzlich umgearbeitet von Ernst Lausch, und endlich das Buch der schönsten Kinder- und Volksmärchen, Sagen und Schwänke, herausgegeben von Ernst Lausch.

Endlich sind auch die rühmlichst bekannten Deutschen Geschichten für die Kinderstube, von Dr. C. Vogel, in dritter verbesserter Auflage und in trefflicher Ausstattung vorhanden. Die erste Abtheilung geht von Hermann dem Befreier bis zu den Kreuzzügen, die zweite von den Hohenstaufen-Kaisern bis zur Entdeckung Amerika's. Die Erzählungen, für Kinder von 8 bis 10 Jahren berechnet, sind vom Geiste echter Vaterlandsliebe durchweht und verdienen der wärmsten Empfehlung.

Zu diesen ältern Werken gesellt sich noch ein neues, nämlich „Aus Moltke's Leben oder Unterm Halbmonde", von Oskar Höcker. Das mit 80 Text-Illustrationen und vier Tonbildern ausgestattete Werk schildert eine Episode aus dem Leben unseres großen Kriegshelden, als er sich im Beginn seiner Laufbahn im Orient befand. Mit noch mehreren andern Offizieren war Moltke zur Umgestaltung des türkischen Heerwesens an den Hof Mahmuds des Zweiten berufen. Die aus jener Zeit herrührenden hochinteressanten Aufzeichnungen des heutigen Feldmarschalls haben dem Verfasser zur Verfügung gestanden, und derselbe hat in vollstem Maße die in der Vorrede ausgesprochene Absicht erreicht, der Jugend ein richtiges, auf Grundlage der Wirklichkeit beruhendes Bild der türkischen Zustände zu liefern.

Frankreich.

Die preußischen Offizier-Bildungs-Institute.

Die Revue politique et littéraire vom 9. Nov. d. J. enthält eine Abhandlung über die Offizier-Bildungs-Institute in Preußen, die augenscheinlich aus der Feder eines Franzosen geflossen, welcher sich längere Zeit in Preußen und namentlich in Berlin aufgehalten, um diese Anstalten in ihren Details kennen zu lernen. Es ist zwar hauptsächlich statistisches Material, das hier zusammengestellt ist, doch trägt Alles den Charakter jenes mißtrauensvollen Geistes der Beobachtung und der Vergleichung, der heutzutage alle französischen Studien Deutschlands kennzeichnet.

„In der That," sagt der Verfasser, „scheint uns, daß das Hauptverdienst dieser Anstalten — mindestens von dem Gesichtspunkt aus, von welchem Frankreich sie zu studiren hat — in der außerordentlichen Präcision besteht, mit welcher Alles vorgesehen, geordnet und verwaltet wird, d. h. in den Ziffern, in denen sich nicht blos die Oekonomie, sondern auch der Geist des Ganzen erkennen läßt. Die vom preußischen Generalstab herausgegebene Geschichte des Krieges von 1870—1871 enthält unter anderen Darstellungen, deren Kenntnißnahme uns nur von Nutzen sein kann, eine an unsere Adresse, oder vielmehr an die unserer Militair-Verwaltung von 1870 gerichtete Kritik über die Selbsttäuschung, in welcher sich diese befunden, als sie geglaubt, daß sich Militair-Transporte auf Eisenbahnen improvisiren und von heute bis morgen, oder im letzten Augenblicke, organisiren lassen. Ja, improvisiren! Dies ist nicht blos bei der Truppen-Beförderung, sondern bei Allem, was im Kriege anzuordnen und auszuführen war, der hauptsächlichste Grund unserer Inferiorität gewesen. Je weiter diese Zeit der Unglücksfälle hinter uns liegt und je mehr sich der Dunst von Leidenschaft und Schmerz verliert, in welchen sie eingehüllt war, um so mehr tritt auch das tröstende und für die Zukunft fruchtbare Moment hervor — ein Moment, das alle Zeugnisse, selbst die feindseligsten, bestätigen — daß der Krieg unsererseits improvisirt, daß er dagegen von unseren Feinden lange vorherbedacht und wissenschaftlich combinirt war. Während bei uns in allen Zweigen der Militär-Organisation ein sehr großer Theil dem Zufall überlassen worden, während wir, unserer Gegenwart des Geistes, der französischen Spontanëität, vertrauend, damals, wie jederzeit früher, auf glückliche Inspira-

tionen rechneten, die uns der Nothwendigkeit gegenüber nicht fehlen würden, suchte Preußen durch Arbeit und Studium Alles zu verhüten, was das Glück beeinträchtigen kann, und der berühmte Gamaschen-Knopf des Marschalls Leboeuf, der sich in seinem Munde so ungemein schlecht ausnahm, würde in dem eines preußischen Generals, des Herrn von Stosch z. B., nur der treue Ausdruck des minutiösen, aber heilsamen Pedantismus gewesen sein, mit welchem sich Deutschland auf diesen Feldzug vorbereitet hatte.

„Deshalb wollen wir hier ein recht genaues statistisches Exposé der Ziffern sowohl als der Thatsachen liefern. Es ist dies die wahre, vielleicht die einzige Weise, die preußische Heeres-Organisation mit einiger Genauigkeit und ohne ihren Charakter zu fälschen, darzustellen, und es ist dies auch das beste Mittel, uns selbst einen Dienst zu leisten, denn es ist außerordentlich wichtig, uns jene strenge Präcision wieder anzueignen, die zu allen Zeiten die starke Seite und der Ruhm des französischen Volksgeistes war, die aber durch die sorglose Schlaffheit, die verschwommene, träumerische Unentschiedenheit des Kaisers, welche leider nur zu ansteckend war, gründlich geschwächt worden ist."

In vier Abschnitten liefert der Verfasser demnächst eine Uebersicht der Budgets, der Abtheilungen, des Lehrpersonals, der Zulassungs-Bedingungen 2c. 1. der Cadetten-Häuser, 2. der Kriegsschulen, 3. der Artillerie- und Ingenieur-Schule und 4. der Kriegs-Akademie in Preußen. Am Schlusse seiner Darstellung sagt der Verfasser, der übrigens vor kurzem in derselben politisch-literarischen Revue eine nichts weniger als schmeichelhafte Kritik der Militairschule von St. Cyr geliefert hatte:

„Dieser gedrängte Ueberblick dürfte wohl genügen, um das zu bestätigen, was wir im Eingange gesagt: daß in Preußen Alles wohlbedacht, berechnet und bis auf die geringsten Details regulirt ist. Wir würden uns glücklich schätzen, wenn sich den Lesern dieser Blätter die wichtige Folgerung, die sie daraus zu ziehen vermögen, in die Seele einprägte; wir würden uns besonders glücklich schätzen, wenn die Commission, welcher die schwierige Aufgabe obliegt, unsere Armee zu reorganisiren, sich bei ihren Reformen von jenem Geiste der Präcision leiten ließe."

Italien.

Angelo de Gubernatis: Die Sanskrit-Studien in Deutschland.

Eine überaus interessante und zugleich populär gehaltene Skizze der Sanskrit-Studien in Europa liefert Herr Professor Angelo de Gubernatis in Florenz in der von ihm herausgegebenen Rivista Europea (Sept., Oct. und Nov. 1872). „Cenni sopra alcuni indianisti viventi" sind diese drei Abhandlungen überschrieben, die zunächst von den Indianisten in England, dann von denen in Frankreich und Italien und schließlich im dritten Abschnitte von der Sanskrit-Wissenschaft in Deutschland handeln. „Et nunc maiora canamus", so beginnt er diesen letzten Abschnitt. „Wenn", sagt der Verfasser, „England zuerst die altindische Welt entdeckte, wenn Frankreich sie zuerst bekannt machte, so hat Deutschland zuerst und seitdem fortdauernd die reiche Goldgrube ausgebeutet und das edle Metall derselben in gediegenster Weise verarbeitet. Einige seiner großen Indianisten, die Vorläufer der Wissenschaft, Schlegel, Bopp, Rosen, Schleicher, sind nicht mehr am Leben, aber noch ist eine ganze Plejade leuchtender Gestirne vorhanden: Männer, die nicht weniger wegen ihres Genies, als wegen ihrer bewundernswerthen Lehrsysteme gefeiert sind. Von den alten Großmeistern sind noch am Leben: Christian Lassen, Friedr. Pott, Theodor Benfey, Hermann Brockhaus und Adolf Stenzler; von ihren unmittelbaren Nachfolgern sind noch eifrig am Werke: Otto Böthling und Rudolf Roth, Albrecht Weber und Theodor Aufrecht, Max Müller und Adalbert Kuhn, Friedrich Spiegel, Martin Haug, Ferd. Justi, Johann Gildemeister, Georg Bühler und einige Andere, zu denen noch eine zahlreiche Phalanx ihrer Schüler oder Anhänger kommt, die in Deutschland eine wahre, wissenschaftliche Miliz bilden."

Der Abriß, den Herr de Gubernatis von dem Leben und den Werken der vorstehend genannten Männer liefert, ist ungemein reichhaltig und belehrend und ein neuer Beweis, mit welcher Liebe jetzt die Wissenschaft in Italien auf ihre Geistesverwandten in Deutschland blickt. Bei Gelegenheit seiner Würdigung der Arbeiten Pott's in Halle, sagt der Verfasser:

„Wenn es Männern wie Pott und seinen akademischen Freunden, die seit vierzig Jahren für die vergleichende Sprachwissenschaft kämpfen, noch nicht gelungen, den alten Pedantismus zu zerstören, der sogar noch heutzutage in Berlin vorherrscht und hauptsächlich schuld daran ist, daß an dieser Universität seit fünf Jahren der Lehrstuhl der vergleichenden Grammatik, den Bopp eingenommen, unbesetzt, weil man ihn nicht blos für unnütz, sondern sogar, was das Uebermaß von Lächerlichkeit ist — geradezu für schädlich erklärt, so trösten wir uns mit dem Gedanken, daß der Sieg endlich doch der gerechten Sache zu Theil werden muß, und daß die Hellenisten, Latinisten und Germanisten der alten Schule, wenn auch nicht sich bekehren, doch mindestens in dem unvermeidlichen Gefühl ihrer Schwäche das Feld werden räumen müssen. Es würde eine Schande sein, wenn in Berlin, dessen königliche Akademie der Wissenschaften sich zur Förderein der Bopp-Stiftung machte, noch länger ein Lehrstuhl unbesetzt bliebe, der die Bestimmung hat, ein einigendes Band für alle Studien der Arischen Sprachforschung zu sein."

Angelo de Gubernatis, der Verfasser dieser geistvollen encyklopädischen Skizze der Sanskrit-Studien in Europa, hat in den Jahren 1862 und 1863 in Berlin studirt, wo besonders Albrecht Weber sich um ihn als Lehrer, dem er eine wahrhaft rührende Dankbarkeit bewahrt, verdient gemacht hat. „Weber", erzählt er, „ließ dem jungen Italiäner, der ihm eine Empfehlung von Professor Gasparo Corresio mitbrachte, den wohlwollendsten Empfang zu Theil werden und stellte bald den guten Willen des neuen Studenten, dessen Eifer er auf ihm unbewußte, wunderbare Weise anspornte, auf die Probe. Ich war in Berlin eingetroffen mit der Besorgniß im Herzen, daß es mir unmöglich sein würde, mit deutschen Studirenden gleichen Schritt zu halten, aber ich erkannte bald, daß einem mit festem Willen ausgestatteten jungen Manne nichts unmöglich sei. Nachdem ich zwei Semester zu den Füßen Webers gesessen, hatte ich die außerordentliche, von mir erstrebte Genugthuung, meinen Lehrer mit mir zufriedengestellt zu sehen... Nicht weniger als die Vorlesungen nutzten mir auch die Privat-Unterhaltungen mit dem Meister, und ich erinnere mich noch der freudigen Ueberraschung, die ich empfand, als ich an einem jener Winter-Abende zu einem Sanskrit-Thee in Weber's Haus eingeladen, dort mit Adalbert Kuhn, Gosche, Dietrich, Nöldecke und Anderen zusammentraf und von meinem Lehrer, nach dem handschriftlichen indischen Originaltexte, der von der k. Bibliothek entliehen war, ein altindisches Haus-Rituale geläufig übersetzen hörte. In dem Leben der deutschen Gelehrten begegnen wir

einer Einfachheit und Herzlichkeit, von der ich wohl wünschte, daß sie in Italien Nachahmung fände. Nicht allein, daß der deutsche Professor vom Katheder herab nicht deklamirt, sondern er spricht förmlich zu seinen Zuhörern, und daher kommt es, daß er sie leicht überzeugt, daß er, wenn er nicht auf dem Lehrstuhle sich befindet, als ihr Freund erscheint, der von seinem Schüler, in welchem er lediglich einen künftigen Mitarbeiter sieht, mit vollem Vertrauen behandelt werden will."

Nord-Amerika.

Weisheit von Heinzen-Heine.

Wie gut wäre es, selbst von unseren wüthendsten Gegnern, wenigstens den Theil der Wahrheit, den sie vertreten, begreifen und anerkennen zu lernen! Dann würden die Parteien zu Vertretern des Urtheils, und sie kämen aus dem Urtheil zum Schluß. Was ist Urtheil? Zerlegung einer im logischen Processe begriffenen Wahrheit in ihre Ur-Theile. Was ist Partei? Vertretung eines Theiles dieser Wahrheit. Die ganze Wahrheit vertheilt sich also dadurch, wird zu Ur-Theilen und kommt endlich durch die logische Verarbeitung derselben zum Schluß, zur Versöhnung, zu endlicher Verwirklichung. Schon durch diese Einsicht würden die Parteien bei aller Begeisterung leidenschaftsloser, unpersönlicher und geneigter, sich gegenseitig zu achten, auf einander zu hören, sich zu verständigen. Das wäre der wahre Segen des Parlamentarismus, der Parteiorgane in der Presse. Leider kommen diesem Ideale nur wenige Zeitungen etwas nahe; die meisten verfolgen jetzt die Politik des Todtschweigens wider ihre Gegner und Feinde. Nur die „Holtzendorff-Oncken'schen" „Streit- und Zeitfragen"*) vertreten in gründlichen, auf gegnerische Standpunkte eingehende Abhandlungen ehrlich den Proceß der Wahrheits-Entwickelung. Möchten doch nun auch die besseren Zeitungen einsehen lernen, daß sie durch die Kritik und möglichste Anerkennung ihrer Gegner materiell und moralisch nur gewinnen können. Das Todtschweigen ist zwar die gewöhnlichste, aber auch die schlechteste Politik.

Selbst Bismarck sprach einmal öffentlich als Reichskanzler die goldenen Worte aus, daß in der damals in Paris wüthenden Commune etwas Wahres enthalten sein müsse, sonst könnte sie sich nicht so lange halten. Zwar ist unser alter Freund in Amerika, Karl Heinzen, in seiner einzigen Person zum Theil noch schlimmer, als es die Thaten und Ideale dieser Commune waren, aber nichtsdestoweniger vertritt er, zwar grausam und gräßlich, aber doch ehrlich, einen guten Theil der Wahrheit allen seinen Gegnern und allen Parteien gegenüber. Zum Beweise führen wir die Hauptstellen aus seiner Broschüre an über Communismus und Socialismus, welche der Verein zur Verbreitung radicaler Principien in Amerika herausgab. Meines Wissens hat noch Niemand außer ihm den selbstmörderischen Wahnsinn der Arbeiter-Demagogen und des Marx'schen Internationalgiftes so gründlich und ehrlich geschildert. Karl Marx ist ihm der erste logische Taschenspieler Deutschlands, der Sophist und Intriguant communistischer Demagogie. Daß dies keine bloßen Schimpfwörter sind, bewies H. schon vor mehr als zwanzig Jahren und beweist er wieder in seiner neuen Broschüre. Er beweist, daß durch Abtrennnng einer durch Marx und Consorten geschaffenen Arbeiterpartei folgendes Unheil entstanden sei und sich immer weiter fresse.

Erstens wird durch die Arbeiterpartei die zu ihr gehörige Demokratie gelähmt und ohnmächtig.

Zweitens verlieren die Arbeiter, nun von der Politik abgezogen, allen Boden der Wirksamkeit.

Drittens werden sie mit sinn- und maßlosen Forderungen, die niemals zu verwirklichen sind, hingehalten.

Viertens bilden sie in ihrer Absonderung das Ziel reactionärer Wuth, welche sich durch deren Hinopferung stets neue Termine für ihre Fortdauer sichert.

Fünftens sind sie dadurch zum Schreckbild für alle Besitzenden geworden, welche nun beständig auf die Seite der Reaction getrieben, gerade dem von ihnen grimmig gehaßten Capital, der Geld- und Gewaltherrschaft eine fünffache Garantie bieten. Wurzel dieses ganzen Wahnsinns ist die fixe Idee, daß die Arbeiter einer besonderen Parteibildung bedürfen, um sich geltend zu machen.

Nehmen wir an, sagt Heinzen, es träte aus unserer Mitte ein Mann mit Schwielen in den Händen hervor und erhebe nicht bloß den Anspruch, der wahre und alleinige Arbeiter zu sein, sondern fordere auch, daß er und seine gleichgestellten Genossen zur Herrschaft im Staate berufen seien und zwar mit der Zumuthung an uns, entweder seine Partei nach seiner Vorschrift zu unterstützen oder uns als Feinde der Arbeit und der Arbeiter, als Bourgois, als herzlose Capitalisten und Ausbeuter behandeln zu lassen. Was würden wir ihm erwidern? Falsche Schlüsse auf falsche Voraussetzungen! Um dein Recht zu erlangen, willst du Andern Unrecht thun; über deine Interessen vergissest du die aller Andern. Rechte, die nicht allgemein sind, können keine wirklichen Rechte sein, sie sind Vorrechte. Du willst Vorrechte bekämpfen und machst sie selbst geltend. Du kannst bloß auf allgemein menschliche Rechte Anspruch machen. Willst du uns nun aber, weil wir deine Ansprüche auf Vorrechte nicht unterstützen und uns deinen Arbeiter- und Zunftstempel nicht aufdrücken lassen wollen, weil du dich mit uns nicht auf einen allgemein menschlichen Boden stellen willst, als Feinde behandeln, so müssen wir dich und deine Verirrung dem unvermeidlichen Schicksale überlassen."

Der schwielige Arbeiter ist aber nur Personification der jetzt fast in der ganzen civilisirten Welt wüthenden Parteien des socialdemokratischen und internationalen Arbeiterkrieges gegen Capital, Besitz, Bildung, Staat, Familie, Sittlichkeit, Ehe und überhaupt gegen alles Bestehende. Was erreichen sie damit? Entfremdung und Abstoßung aller derjenigen Reform-Elemente und Kräfte, welche zur Anerkennung und Verwirklichung jedes wirklichen Rechtes bereit, aber nicht Willens, ja nicht im Stande sind, ihre Bildung, ihre Intelligenz, ihre Ueberzeugungen und ihre berechtigte Stellung den einseitigen Ansprüchen einer beschränkten Klassen-Auffassung zu opfern. Indem sie als Klasse sich über die ganze Gesellschaft auszudehnen und die Oberherrschaft zu erzwingen suchen, gehen sie an diesem Widerspruche unter. Was kann es Dümmeres geben, als sich auszudehnen suchen und doch in grimmiger Feindschaft zu isoliren? Auch das Pochen auf ihre Zahl und Macht ist eine arge Selbsttäuschung. Schweizer wollte schon seine Arbeiter-Bataillone marschiren lassen. Was ist aus ihm und seinen Lustspielen geworden? Die, welche sich ausschließlich Arbeiter nennen, können auch ein bescheideneres Ziel nie ohne diejenigen erreichen, welche sich von ihrer „Partei" schon deshalb

*) Die „gemeinverständlichen wissenschaftlichen Vorträge" (beinahe 200 Hefte) von Virchow und F. v. Holtzendorff, zeichnen sich durch dieselben Verdienste aus.

ausschließen, weil sie sich nicht unter eine Aristokratie des Handwerks und Faustrechts beugen, sondern von der Basis der allgemeinen Menschen- und Bürgerrechte ausgehend, die einzelnen Interessen unter den Gesichtspunkt der allgemeinen Culturzwecke bringen. Die Sklaven sind durch Freie befreit worden. Sie wären noch jetzt in Sklaverei, wenn sie die Freien als Feinde angesehen und behandelt hätten. Es giebt mehr wahre Menschen, die Arbeiter, als Arbeiter, die wahre Menschen sind, nämlich Menschen, welche bei Reformirung der Gesellschaft die Hauptmacht bilden. Oft ist ein Mensch und ein Wort viel stärker als eine ganze Armee. Wie wahnsinnig, daß man Schwielen haben, materiell und nicht geistig arbeiten soll, um als Arbeiter anerkannt zu werden! Außerdem soll man ungebildet, wüthend und rücksichtslos gegen Geld und Geist sein, um als richtiger Parteigenosse und Arbeiter anerkannt zu werden. Man soll darauf schwören, daß Bildung, höhere Intelligenz, Reichthum und bessere Gesittung sich den Arbeiter-Interessen unterordnen müssen. Die Folge ist nur, daß sich die Arbeiter auch mit ihren gerechten Ansprüchen in feindlichen Gegensatz zu denen bringen, deren Hülfe sie am wenigsten entbehren können. Die Wurzel des Uebels ist, daß die sociale Frage durch die Marxe, Lassalles, Lieb-Bebelknechte u. s. w. zu einer Arbeiter- und Parteifrage verrenkt und eingeengt worden ist. Wer wäre im Stande, eine Linie durch die Gesellschaft zu ziehen, die eine Arbeiterpartei von allen übrigen Menschen abschlösse. Sind nicht mindestens auch Kaufleute, Landwirthe, Männer der Wissenschaft, der Schule und Kirche ebenfalls Arbeiter? Allerdings, und nicht selten viel geplagtere und fleißigere.*) Nun, wenn eine Arbeiterpartei nach der Herrschaft im Staate strebt, resp. diesen ganz umstoßen will, warum sollten sich nicht auch Kaufleute, Fabrikanten, Gelehrte, Beamte, durchweg sehr tüchtige Arbeiter, zu Parteien zusammenthun und nach derselben Herrschaft streben? Endlich wenn einmal nur eine Partei herrschen soll, wer kann es den jetzt herrschenden Mammonisten und Militäristen verdenken, daß sie mit ihrer Uebermacht dafür sorgen, diese herrschende Partei zu bleiben und sich gegen die immer lauter werdenden Drohungen noch unbarmherziger zu stärken und zu rüsten? Die unglücklichen vergifteten Massen mit harten Händen und Köpfen sollten doch wenigstens einsehen, daß die Arbeit eine allgemeine Lebensbethätigung in allen Gesellschaftskreisen und Ständen sei. Die Zahl der bloßen Müßiggänger und Taugenichtse ist verschwindend klein. Selbst der Wucherer, der Gründer, Blutsauger und Tyrann arbeitet und leider oft rastloser als seine Opfer. Selbst unter der von der übrigen Gesellschaft socialdemokratisch losgeschwindelten Arbeiterpartei giebt es mehr Unterschiede und Gegensätze als unter den grimmig gehaßten Bourgeois und Capitalisten. Wie viel Arbeiter nähren sich bloß von dem faulsten Luxus und der Unsittlichkeit ihrer vermeintlichen Feinde! Tabak, selbst Kaffee und Thee, Bier und Schnaps sind anerkannt mehr schädlich als nützlich. Wie viel Hunderttausende von Arbeitern leben davon? Andere ganze Armeen von Arbeitern leben von der Fabrikation und Verbesserung furchtbarer Mordinstrumente. Soldaten und Beamte müssen durchweg erschöpfender und willenloser arbeiten, als jeder Sklave der socialdemokratischen und internationalen Führer und Verführer. Und da hätten wir ja schon die Herrschaft der fleißigsten Arbeiter. Wozu also noch Reform und sogar Umsturz?

*) Auch liegt grade die wesentlichste aller Arbeiten, die geistige, Wissenschaft, Kunst, Denken, Erfinden u. s. w. außerhalb der Gränzen der Arbeiterparteien.

Die Sache ist, daß wir, mit wenigen ganz bedeutungslosen Ausnahmen, Alle Arbeiter sind. Die, welche die Arbeiterpartei erfunden haben und noch dazu für den aller übrigen Welt feindlichen Zweck, sind nicht nur Feinde der letzteren, sondern noch viel größere ihrer eignen Opfer. Die Arbeiter, so abgeschieden und feindlich gehetzt, fühlen das auch wieder und immer wieder und setzen einen Häuptling nach dem andern als Spion und Verräther ab. Das ist immer richtig, nur daß wir zur Ehre mehrerer dieser Herren annehmen wollen, daß sie Verräther und Spione wider Willen waren und sind. Unter allen Umständen kräftigen, stärken und verschärfen sie die Herrschaft der äußerlichen Machtmittel, und zwar mit dem Rechte der Nothwehr. Dadurch werden die Arbeiter, als Partei zusammengepfercht und abgeschieden, zu Feinden alles wahren Fortschritts und zu Selbstmördern ihrer eignen Interessen und Ideale. Alle Achtung vor Karl Heinzen, daß er diesen Wahnsinn und Proceß der daraus hervorgehenden Selbstzerstörung schärfer und klarer, als ich bisher je gelesen, nachwies. Mit seinen daraus entwickelten Consequenzen kann natürlich auch der radikalste Principienmann, wenn er Einsicht und Kenntniß hat, um so weniger einverstanden sein, als diese Herren mitten in den unbeschränktesten Republiken selbst Jahre lang gegen die Greuel der daraus hervorgegangenen Zustände schreiben und schreien. Hier hat der lange Karl Heinzen durchaus nichts lernen wollen.*) Er schreit immer noch wie die Lindenmüllers, Ottensosers und andere vom hintern Ladentische davongelaufene Straßendemokraten von 1848: Republik! Republik! Dann ist ja Alles gut. Sein höchstes Ideal, welches er in der Rolle Heinrich Heines in Deutschland kennt, ist: den Präsidenten der deutschen Republik in Frankfurt zu besuchen. Sie denken, wenn nur erst die Fürsten abgeschafft sind und allenfalls noch die Geistlichen dazu, so kommt die Völkerfreiheit und die menschliche Glückseligkeit ganz von selber. Weder die amerikanischen noch die französischen Republiken haben sie eines Besseren belehrt. So ist denn der ganze Sinn des wundervollen Poems, welches Karl Heinzen unter dem Titel veröffentlicht hat: „Ein neues Wintermärchen, Besuch im neuen deutschen Reich der Gottesfurcht und der frommen Sitte von Heinrich Heine.“ Preis 25 Cents. (Boston, Expedition des „Pionier“). Die deutsche Republik.

Wie er sich räuspert und wie er spuckt, das hat er dem Heine richtig abgeguckt.

Das Volk das stellt sich gemächlich hin
Und läßt den Beutel sich leeren
Und trägt den Kuhfuß mit ernstem Sinn
Und läßt kein Wörtchen hören.

O deutsches Volk, wenn ich dich so schau'
Im Zwangsstuhl der Fürsten sitzen,
Wenn sie handwerksmäßig grün und blau
Dich schlagen und treten und fitzen;

Wie sie das Geld aus dem Sack dir ziehn,
Dich drillen und beuteln und schinden
Und auf das geduldige Maul dir hin
Ein breites Pflaster binden. —

Dann fühl ich des stoßenden Ekels Gewicht
Durch Leib und Seele mir zucken,
Und es reizt mich die Lust — auf die Fürsten nicht,
Nein, auf dich selber zu spucken.

*) Nur als Socialist, als welcher er sich sogar auf das preußische Allgemeine Landrecht beruft, predigt er meist richtige Principien, freilich mit sophistischen Sprüngen in falsche Consequenzen.

Ja ja, die Amerikaner sollen letzteres gern thun, ob aber wir Deutsche durch diese Operation leichter Republikaner werden, ist sehr fraglich.

Noch einige Proben von „Fußtritten, Knüppeln, Messern und Dolchen, Henkern, Heuchlern und Strolchen, pfäffischem Zank und nationalem, liberalem Gestank" und dem Wunsche: „o wär' ich Bebel?" Doch wohl lieber nicht! Viele Leser und Leserinnen könnten es mißverstehen. Nein, da er nicht wirklich spuckt und mit seinen Knüppeln, Messern und Dolchen noch drüben in Amerika ist, muß man die Sache mit Humor auf sich wirken lassen. Manchmal klingt das Geschimpfe und Geschinde wirklich drastisch-komisch, und ich mußte bisweilen eben so lachen, wie als Student über die Hallesche Hökerfrau, die wir in unserem Uebermuth manchmal absichtlich reizten, um eine unglaubliche, unerhörte Fluth von Schimpfreden über uns ergießen zu lassen und ihr hernach dafür desto mehr Aepfel abzukaufen. Und Heinzen giebt's uns für fünfundzwanzig Cents noch sogar in Reimen, wobei Doppelklänge vorkommen, welche bei uns in Poesie und Prosa ganz ungebräuchlich sind.

Und doch hat auch dieser Auswurfstoff seinen Werth, nämlich, es ist etwas Wahres darin, wie in der französischen Commune. Die Hauptwuth ist gegen den Nationalliberalismus gerichtet. Aus den glänzenden Siegen gegen Frankreich hervorgegangen und auf unseren Macht- und Militairmitteln wie auf materiellen Handels- und Geldinteressen beruhend, hat er seine Berechtigung, freilich aber nur als Partei des äußerlichen, gleichsam des Rohmaterials für das neue Deutsche Reich. Beherrscht aber diese Partei das Ganze, so kommen wir nie zum Geiste, zum innerlichen Ausbau, zum Cultus der idealen Güter und Kräfte, des wahren Kernes auch unserer materiellen Macht, deren Intelligenz, Disciplin, Ehre, Begeisterung und Tapferkeit auch als die wahre Siegesgewalt über die Franzosen erkannt und anerkannt worden ist. Dr. H. Beta.

Rumänien.

Pontus-Blick auf Rumänien und Serbien.

Ganz Europa fühlte plötzlich mitten in dem deutschfranzösischen Kriege wieder Unsicherheit vor Rußland. Die unmittelbare Kriegsgefahr aus dieser Richtung ist nun zwar vorläufig, wenn nicht beseitigt, doch wenigstens bei Seite geschoben; aber das Testament Peters des Großen wirkt und wirthschaftet ohne Unterlaß. Verträge, auch die feierlichsten und bindendsten, helfen nichts mehr, wenn man sich nicht mehr vertragen will. Wir müssen dauerhafter gearbeitete Sicherheiten und Bürgschaften haben. Ein solches glaubt der ehemalige englische Minister Sir Charles Trevelyan an der Donau entdeckt zu haben. Er machte im vorigen Herbste eine Vergnügungs- und Studienreise auf und an diesem welthistorischen Flusse hinunter und war überrascht über die Fortschritte, die man dort politisch, wirthschaftlich und culturlich gemacht hatte. Mit Einem Worte: er findet in Rumänien und dessen Vereinigung mit der Moldau und Wallachei das neue Bollwerk gegen Rußlands Eroberungsgelüste vom Schwarzen Meere aus. Eine Dreschmaschine neuester Construction aus England mitten in einem wüsten Bassin der Donau und Zubehör in der dortigen Feldwirthschaft waren ihm Beweise eines neuen, gesunden, schöpferischen Geistes. Außerdem hörte er von einem guten und kräftig durchgeführten neuen Systeme für allgemeinen Volksunterricht, auf Recht gegründeter Gerichtspflege (?) und einem neuen parlamentarischen Leben. Dabei sah er die große englische Eisenbahn zwischen Rustschuck und Varna und die noch bedeutendere neue Verkehrs-Ader, welche von Deutschland her in das Innere Rumäniens dringt, neues politisches Leben der Bulgaren und ihre Bemühungen für Wiederbelebung ihrer Nationalität und Kirche; außerdem sammelte er eine ganze Menge Beweise und Anzeichen für das Werden und Wirken politischer und wirthschaftlicher Kräfte zu einer gesunden politischen Macht. Diese werde, wenn es mit rechten Dingen zugehe, wesentlich christlicher und europäischer Kulturart sein und aus Bulgarien, der Wallachei, Moldau, Rumänien, Kroatien und Creta bestehen. Gehörig fortentwickelt und unterstützt, würde sie die Türkei mit ihrer faulen Kultur friedlich und Rußland im Nothfalle mit Gewalt verdrängen.

Trevelyan hat darüber ein ganzes Buch und neuerdings in der Times einen besonderen Artikel geschrieben, der in England viel Aufsehen machte und zu manchen Leitartikeln Stoff gab.

Am 26. November kam ein Telegramm aus Belgrad in die europäischen Zeitungen, verlor sich aber unter den Kriegsdepeschen, so daß man dessen Wichtigkeit gar nicht erkannte. Es lautete:

„Die amtliche Zeitung Vidvodan sagt in Erwiderung auf eine Aeußerung des Journal de St. Petersbourg, daß die Ruhe im Orient davon abhänge, ob Rußland zufriedengestellt werde oder nicht. „„Unsere Zufriedenheit hängt nicht von den Verhältnissen zwischen Rußland und der Türkei ab, sondern von Durchführung gründlicher Reformen in Serbien und Bulgarien. Wir allein sind im Stande und berechtigt zu sagen, was uns beruhigt und befriedigt. Niemand ist berufen, in unserem Namen zu sprechen.""

Daran knüpft Trevelyan im Wesentlichen folgende Betrachtung. Bis zum Jahre 1854 richteten sich die Hoffnungen der christlichen Bevölkerung in der Türkei auf Rußland, und selbst Griechenland erhob sich zu dessen Gunsten. Der Zauber wurde durch den Krimkrieg gebrochen. Rußland verlor in den Augen der Christen sein Ansehen, und das neue Leben, welches ihnen durch die Siege der westlichen Mächte erwuchs, gab ihren Hoffnungen neue Schwingen. Die Serbier, welche ihre Unabhängigkeit durch manchen Heldenkampf vertheidigt und endlich gesichert hatten, machten sich die letzten fünfzehn Jahre des Friedens zu Nutze, um ihre Freiheit tiefer zu begründen und auszubilden, durch ordentlichen Volksunterricht, unparteiische Gerichtstribunale, Minister-Verantwortlichkeit, parlamentarisches Leben. Dadurch gewinnt obiges Telegramm eine höhere Bedeutung, als tausend andere, welche blitzartig erschüttern, aber eben so rasch verschwinden. Wir bemerken überall Anzeichen eines starken, sich ausdehnenden Selbstbewußtseins geistiger und materieller Fortschritte. Vor fünf Jahren verschwand mit dem Rückzuge der türkischen Besatzung aus der berühmten Festung Belgrad die letzte Spur fremder Einmischung in das innere Leben Serbiens. Das ganze Militär ist nach schweizerischem Muster, also auf die billigste und volksthümlichste Weise organisirt: jeder gesunde Jüngling lernt sehr bald den besten Gebrauch von Hinterladern machen, die im Falle der Gefahr von einer mächtigen Artillerie (?) unterstützt werden würden. Das unabhängige Serbien legt es außerdem darauf an, sich über das alte Serbien hinweg mit dem tapferen, niemals von der Türkei unterdrückten Montenegro zu verbinden, so daß dann die slavischen Massen der Herzegowina, Bosniens und des türkischen Kroatiens von der Türkei abgeschnitten sein würden. Die Serbier arbeiten

überhaupt darauf hin, daß die Interessen ihrer Rassen- und Sprachgenossen, obgleich deren Vorfahren aus äußerlichen Gründen zum Mohamedanismus übergingen, mit den ihrigen einiger und inniger werden. Und man hofft, daß bei irgend einer gemeinsamen Gefahr diese dem Beispiele Skanderbegs folgen, zu dem Glauben ihrer Väter zurückkehren und für die Unabhängigkeit ihres Landes kämpfen werden. Oesterreich und Ungarn können oder wollen einem solchen Kampfe kein wesentliches Hinderniß bereiten. Der Erfolg, mit welchem eine unansehnliche slavonische Gemeinde bei Cattaro im vorigen Jahre der ganzen Macht Oesterreichs widerstand, und die großen Anstrengungen, womit der Fürst von Montenegro seine Unterthanen verhinderte, sich diesen Insurgenten anzuschließen, enthielten eine doppelte Lehre: nämlich, daß es besser sei, sich mit den kriegerischen Bewohnern dieser Gegenden zu befreunden, als sie sich zu Feinden zu machen, und daß deren eigene Regierung kaum im Stande sei, sie niederzuhalten, wenn sie von ihren wilden Gefühlen zur Unterstützung benachbarter Insurgenten getrieben werden.

Eine solide Grundlage für einen andern unabhängigen Staat ist durch die Vereinigung der Moldau und Wallachei, Rumänien, gelegt worden. Er zahlt zwar noch Tribut an Constantinopel, weil er dem Namen nach noch unter dem Schutze der Pforte steht, erfreut sich aber im Uebrigen einer Selbständigkeit, die ihn zu einem unabhängigen, hoffnungsvollen Gemeinwesen erhebt. Der Name gründet sich auf die Hauptbevölkerung, nämlich die alten, später romanisirten Dacier. Rumänien bildet so eine nichtslavische Scheidewand zwischen Rußland und Bulgarien, welche im Falle neuer russischer Eroberungsgelüste erst niedergebrochen, überwunden werden müßte, um eine befreundete Rasse dahinter zu erreichen. Seitdem nun Rumänien sich einer bestimmten, freisinnigen Regierung erfreut, hat es schnellere Fortschritte gemacht, als irgend ein Land Europas. Die größte Schwierigkeit der Bodenvertheilung und der Agrargesetzgebung, in jedem Staatswesen die Bedingung alles Gedeihens, ist überwunden. Die Eigenthumsrechte zwischen den Bojaren und den befreiten Sklaven sind befriedigend gelöst und verwirklicht worden, und wo früher Jahrhunderte lang das Getraide mit Pferdehufen aus der Hülle gelöst und der Ackerbau überhaupt vorsündfluthlich unbeholfen betrieben ward, findet man jetzt die vollkommensten englischen Dresch- und sonstigen Ackerbau-Maschinen in freudig beschwingter Thätigkeit. Traurige Sklavenhütten und verfallene magere oder wüste Felder verwandeln sich zusehends in freundliche Farms, von welchen aus der Ackerbau als goldene Kunst und Wissenschaft betrieben wird. Auf der andern Seite der Donau beweisen die Bulgaren, daß sie ihre alte, berühmte Nationalität, um welche sie so oft grausam geblutet und gekämpft, nicht nur nicht aufgeben, sondern auch wiederbeleben und geltend machen. Sie begannen mit dem bis jetzt erfolgreichen Kampfe für Anerkennung ihrer nationalen Kirche. Religion ist in diesem Oriente die Grundquelle nationalen Lebens und politischen Selbstgefühls. Demnächst kommt die Sprache, die Erziehung und Schule. Auch dafür arbeiten sie im wirklichen Leben und in der Literatur. Die christliche Bevölkerung des Orients athmet überhaupt wieder so vielseitig auf, daß auch armenische und griechische Gemeinden in Kleinasien, von denen keine Spur von Nationalität, etwa mit Ausnahme der Religion und der Angewöhnung, das Türkische mit griechischen und armenischen Buchstaben zu schreiben, übrig geblieben zu sein schien, jetzt neue Schulen gründen und ihre Sprache für die Schrift und den lebendigen Gebrauch reinigen. Die wichtigste Thatsache aber ist, daß die griechische Presse nicht nur in Athen, sondern auch in Constantinopel einen ganz neuen Geist athmet. Die Griechen, so lange mit russischen Sympathien demoralisirt und betrogen, sehen endlich ein, daß dieses Rußland seine eignen Pläne verfolgt und die Interessen und Sympathien Griechenlands nur für diese bearbeitet werden. Schon Alexander hatte die Absicht, Griechenland, (wie die Moldau und Wallachei) in Hospodariate zu verwandeln und diese von Rußland abhängig zu machen; und Nicolaus that sogar den Ausspruch (in der Unterredung mit Sir Hamilton Seymour, als er den Engländern Creta anbot): „Ich werde niemals nur einen Versuch dulden, daß die Türkei sich neu gestalte oder Griechenland sich zu einem mächtigen Staate ausdehne." Die Griechen wissen nun auch genau, daß ihr Land zu einer bloßen russischen Satrapie herabsinken müsse, wenn es dem Zaren gelänge, sich in Constantinopel festzusetzen; dagegen erwarten sie von einer Verbindung mit einer civilisirten europäischen Seemacht, welche ihre Uneigennützigkeit durch Abtretung der Jonischen Inseln bewies, nur Vortheil, namentlich Oeffnung ihrer Häfen für die Handelsartikel.

Der Krimkrieg hatte das nicht hoch genug zu schätzende Ergebniß der Wiederbelebung des alten, oströmischen Reiches und der Gewinnung einer Frist für Durchführung innerer Fortschritte, so daß der kranke Mann wieder etwas gesunden und erstarken konnte. Diese vortheilhaften Veränderungen sind schon so weit gediehen, daß bei einer neuen Prüfung der Widerstandskraft ein guter Erfolg erwartet werden kann. Man fürchtet zwar den alten türkischen Löwen nicht mehr, aber Niemand wünscht, Niemand, dem das Gedeihen Europas am Herzen liegt, darf es dulden, daß sich der russische Bär mit seinen Gelüsten nach europäischem Honig an dessen Stelle setze.

Nachdem die Christen unter Mohamedanern sich Recht und Anerkennung zu verschaffen gewußt haben, kann sich die türkische Faulheit und Verschuldung im Wettstreite mit dieser schöpferischen und versittlichenden Cultur nicht mehr halten.

In Folge der verwüstenden Wirkung der Conscription, welche allein auf die Türken fällt, der mohamedanischen Unsittlichkeit, des Mangels an Frauen und des Familienlebens, sowie der trägen, unproductiven Sitten und Gewohnheiten, des religiösen Fatalismus und ausmergelnden militärischen Despotismus werden die Mohamedaner mit jedem Jahre ärmer, schwächer und geringer an Zahl, so daß, wenn man die Russen nur etwa noch auf ein paar Jahrzehnde von der europäischen Türkei zurückhalten kann, sich die orientalische Frage natürlich und friedlich wie von selbst durch allmählichen Eintritt der christlichen Kultur und Bevölkerung in das absterbende Mohamedanerthum lösen wird. Die Christen brauchen bloß mit Erziehung, Schule, Landes- und Geisteskultur, Handel und Wandel fortzufahren und mit dem Pfunde ihrer physischen, intellectuellen und moralischen Kraft zu wuchern, um bald alle entscheidende Macht in ihre Hände zu bekommen. Jetzt schon dürfen wir hoffen, daß bei einer neuen Krisis der orientalischen, d. h. bestimmter russischen Eroberungsfrage, wir alle Klassen der christlichen Bevölkerung im oströmischen Reiche von Creta bis zu den Karpathen, namentlich auch die geschickten und kühnen Griechen der Seeküste, der Inseln und der Levante überhaupt auf unserer Seite haben werden."

Dies sind die Hauptansichten des ehemaligen englischen Ministers, die sich nicht sowohl auf allgemein bekannte Thatsachen, sondern auf eigne ganz neue Erlebnisse und Forschungen gründen. Deshalb dürfen wir den Werth derselben, was man auch im Einzelnen dagegen einzuwenden finden mag, nicht unterschätzen und einen wesentlichen, wenn auch etwas fern ge-

rückten Trost für friedliche Zurückweisung der Pontus-Frage und der später aus dem Schwarzen Meere und den Dardanellen aufschäumenden Fragen schöpfen.

Das neue Deutsche Reich, wenn es nicht ein Schatten oder wohl gar Verderben werden soll, wie der alte deutsche Bund, hat neben der Pflicht, Deutschland zu einer Pflanzstätte des Friedens und der Freiheit, zu einer Bürgschaft für den europäischen Frieden zu erheben, gerade deshalb auch die heilige Aufgabe, den Andrang Rußlands in dieses neue europäische System gründlich zurückzuweisen. Dies wird auch ein Segen für Rußland selber, da sein fast unbegränztes Feld für kultivirende Thätigkeit und Ausdehnung in das weite, alte Asien hineinweist. Die Donau aber mit gesegnetem Boden für Millionen neuer Kulturkräfte, gehöre bis in die Mündungen hinaus unantastbar zunächst den Donaufürstenthümern und unter dem Schutze des Deutschen Reiches der friedlichen Kultur des gebildeten Europa.

Marokko.

Gerhard Rohlfs: Aus dem Innern von Marokko.

Der Großscherif von Uesan.

Eine systematische Publikation seiner Erlebnisse und Erfahrungen auf den verschiedenen Afrika-Fahrten scheint nicht in dem Plane des Herrn Gerhard Rohlfs zu liegen. Nachdem er seinen deutschen Landsleuten interessante Schriften auch über seine letzten Reisen vorgelegt hat, führt er uns in seinem jüngsten Buche in die Zeiten zurück, wo er es zum ersten Male wagte, das Innere von Marokko zu betreten.*) Inzwischen haben auch andere Reisende, namentlich Freiherr von Maltzan, über Marokko berichtet. Aber das Land ist uns, trotz seiner nahen Gestade, in vielen Beziehungen noch ziemlich unbekannt, und Rohlfs hatte das Glück, lange Zeit unter glücklichen Umständen dort zu leben. So weiß er denn wiederum viel Neues mitzutheilen.

Es war im Jahre 1861, als Rohlfs seinen Fuß an das Land von Marokko setzte. Seine Absicht war, als Arzt in marokkanische Dienste zu treten. Wenn auch nach vielen Schwierigkeiten, vermochte er gleichwohl seinen Plan durchzusetzen und sich dadurch die Möglichkeit zu verschaffen, im Innern des Landes frei sich zu bewegen — ein Vorzug, der nicht hoch genug geschätzt werden kann.

Der europäische Arzt ist auch in Marokko sehr willkommen; er wird zumal von den Großen gesucht und herangezogen. Dabei lassen sich aber selbst die Einsichtsvollsten von conventionellen Rücksichten leiten. Der religiöse Fanatismus der Menge duldet nicht, daß ein Fremder als Christ in das Innere gelange. Selbst in der besten Absicht darf der Christ dort nicht erscheinen, ohne sich zum Renegaten zu machen. So auch Rohlfs. Wenn es wenigstens mit der Betheuerung „Lah ilah il allah, we Mohammed ressul ullah!“ abgemacht wäre. Aber die Araber beobachten in ihrem Fanatismus ein stets wachsendes Mißtrauen und verlangen gerade vom Renegaten die genaueste Befolgung religiöser Formen. Man kann sich denken, welche Resignation Rohlfs sich auferlegen mußte, als es galt, auf der Pilgerfahrt nach dem Innern sich alle reine Wäsche zu versagen, sein Nachtlager auf bloßer Erde zu nehmen, jahrelang auf den Gebrauch von Messer und Gabel zu verzichten, mit den Fingern in die für Jedermann gemeinschaftliche Schüssel zu greifen u. s. w. Da es sein mußte, wurde das Alles glücklich überwunden, der Zweck erreicht.

Rohlfs nächstes Ziel war Uesan, der Sitz eines von der ganzen muselmanischen Welt innigst verehrten Heiligen. Die Absicht, diesen Mann zu besuchen, half dem Reisenden über viele Fährlichkeiten hinweg. Wir werden sehen, daß dieser Heilige der Wunderlichsten Einer ist, wenigstens unsern Begriffen von Heiligkeit wenig entspricht.

Uesan liegt in einer zum kleinen Atlas gehörigen Gebirgsgegend. Man muß sich das Städtchen als einen Wallfahrtsort ersten Grades vorstellen. Große Schaaren von Pilgern strömen täglich dort zusammen, nur um von dem Anblick jenes Heiligen zu profitiren. Zahlreiche Kaufleute legen sich auf das Ausbeuten der Wallfahrer. Kleine Kaffeehäuser mit heimlichen Zimmerchen, cabinets à part, wo „Kif“ geraucht wird, giebt es in großer Menge. Viele derselben, wie die meisten Kaufbuden, gehören dem Heiligen, der sie vermiethet. Als Wallfahrtsort hat Uesan auch das Charakteristische, daß es dem Laster und der Schwelgerei überallhin Vorschub leistet, ohne dadurch an seinem Rufe Schaden zu leiden. Namentlich wird dem Bacchus tüchtig geopfert, und der Heilige selbst ist nicht über den Verdacht erhaben, im Innersten seines Hauses mit auserlesenen Günstlingen gegen das Weinverbot zu sündigen. Unter den 10,000 Einwohnern Uesans befinden sich etwa tausend Juden, die hier, als Ausnahme in Marokko, ein erträgliches Leben führen, ohne jedoch ganz von den erniedrigenden Beschränkungen des arabischen Religions-Hochmuthes befreit zu sein.

Beschäftigen wir uns jetzt einen Augenblick mit der wichtigsten Person von Uesan, ja von Marokko, den Sultan kaum ausgeschlossen. Es ist unser Heiliger, ein geborner Heiliger. Er hat das Glück „Scherif“ zu sein, d. h. zu den direkten Nachkommen des Propheten zu gehören, und zwar zu den „Edristen“, den allerdirektesten Abkömmlingen. Die Schürfa (Plural von Scherif) könnte man als eine Art Adel im feudalsten Sinne bezeichnen, insofern sie mit Vorrechten ausgestattet sind, unter deren Anwendung die übrigen Klassen zu leiden haben; z. B. haben sie das Recht, andere Leute zu insultiren, ohne daß man ihnen mit gleichen Waffen begegnen kann. Ein Scherif darf, was die größte Beleidigung enthält, die Vorfahren eines Nicht-Scherif beschimpfen, der Nicht-Scherif darf dies aber nicht erwiedern; nur die eigene Person eines Scherif kann beschimpft werden. Die Schürfa nehmen sich ferner das Monopol, in Schnaps und Wein zu sündigen. Ihre im Concubinate erzeugten Kinder sind gleichberechtigt mit den in giltiger Ehe erzeugten Kindern. Als bevorzugte Klasse kennzeichnen sich die Schürfa auch dadurch, daß sie vor dem Namen das Prädikat „Sidi“ oder „Mulei“ d. h. „mein Herr“ tragen. Der Scherif von Uesan ragt, wie gesagt, unter den Schürfa ganz besonders hervor. Er ist Großscherif und wird überall nur Sidi genannt. Sein Einfluß ist unermeßlich. So wird kein marokkanischer Kaiser anerkannt, wenn er nicht vorher gewissermaßen die Weihe vom Großscherif von Uesan erhalten hat. Indeß ist dieser Einfluß nicht allein der Eigenschaft als direkter Nachkomme Mohammeds zuzuschreiben, sondern auch dem Umstande, daß der Großscherif der reichste Mann in ganz Marokko ist. Es giebt in Marokko keine Ortschaft, keine Oase, worin er nicht ein Besitzthum hätte, und um Uesan herum erstreckt sich sein persönliches Eigenthum bis unter die Mauern von Fes. Da heißt es nun freilich: noblesse oblige. Der Großscherif ist der

*) Mein erster Aufenthalt in Marokko und Reise südlich vom Atlas durch die Oasen Draa und Tafilet. Von Gerhard Rohlfs. Bremen, J. Kühtmann 1873.

gastfreundlichste Mann der Welt; denn die Schaaren von Pilgern, welche nach Uesan kommen, werden alle von ihm in der liberalsten Weise bewirthet. Soweit nun die Pilger selbst die Bestreitung des wirthschaftlichen Aufwandes nicht durch Naturalgeschenke übernehmen, kommt ihnen dabei die mohammedanische Glaubenswelt zu Hülfe. Wie der Peterspfennig nach Rom, so fließen von allen Seiten Beiträge in Sidi's Kasse. Die Einsammlung erfolgt systematisch, ja amtlich bis Rhadamas im Osten, bis Timbuktu im Süden. Aber selbst in Alexandrien, in Aegypten, in Arabien giebt es Sammelstellen des Großscherifs. Um die Gelder recht reichlich fließen zu machen, werden Verwandte des Sidi in alle Welt gesandt, welche überall die Wunder Uesans verkünden müssen.

Der jetzige Großscherif ist ein ziemlich aufgeklärter, toleranter Mann. Er hat Frankreich besucht. Unsern Reisenden nahm er auf das Zuvorkommendste auf. Mit anerkennenswerther Offenheit ließ er durchblicken, wie er eben nur eine Rolle vor dem Volke spielt. Wenn er Leuten, die ihm Geld und Kostbarkeiten gebracht, mit ernstester Miene den Segen ausgetheilt hatte, so wandte er sich wohl an Rohlfs und bemerkte ihm: „was für Thoren sind diese Leute, mir ihr Geld zu bringen." Doch fehlte es nicht an Charakterzügen, die da bewiesen, daß er von seinem höheren Sein fest überzeugt ist. Merkwürdig, Sidi thut sich nicht wenig darauf zu Gute, Reformfreund zu sein, und ebenso schreibt man dem Sultan eine Neigung für Verbesserungen zu, und dennoch bleibt Alles beim Alten. Sidi selbst erklärte gegen Rohlfs: „Der Sultan, die Großen und die Schürfa wollen nichts vom Fortschritt wissen, deshalb sind wir auch von den Spaniern geschlagen; wenn ich nur könnte, ich würde Alles einführen, wie es bei den Christen ist, vor Allem eine feste Gesetzgebung und regelmäßiges Militär." Auf die Bemerkung Rohlfs, wenn er nur wollte, so werde der Sultan auch wollen und müssen, entgegnete er: „Der Sultan und ich sind beide vom Volke abhängig, und daß ich mich christlich kleide, nimmt man gewaltig übel!" Er hat denn auch diese Kleidung wieder abgethan.

Fügen wir hinzu, daß Sidi, bewaffnet wie er sich trägt, mehr den Eindruck eines Kriegers macht, daß seine Physiognomie auf Ungarblut hindeutet, daß er in einem paradiesischen Besitzthum lebt und daß ihm überall, wohin er seinen Fuß setzt, eine abgöttische Verehrung entgegengetragen wird.

Was Rohlfs betrifft, so machte er von Uesan aus, so zu sagen, Carrière. Anfangs etablirte er sich in Fes und erregte dort mit seinem papiernen Aushängeschilde: „Mustafa, der deutsche Arzt und Wundarzt", ungeheures Aufsehen. Später wurde ihm nicht allein das Amt eines Generalarztes der marokkanischen Armee übertragen, wofür er an Gehalt täglich 3–4 Groschen erhielt, sondern er sah sich bald sogar in die Stelle als Leibarzt des Sultans berufen. Dabei genoß er den Vorzug, seine Praxis wie auf den ganzen Hof, so auch auf den Harem Sr. Majestät zu erstrecken. Diese ausgedehnte Praxis bedingte große Anstrengung und ließ zu Studien wenig Zeit. Deshalb sehnte er sich, nachdem er sich in Fes, Mikenes und sonstigen Residenzen mit sehr offenem Auge umgesehen, aus diesen Verhältnissen heraus. Seine Befreiung verdankte er dem englischen Consul, welcher allein unter allen Vertretern auswärtiger Mächte einigen Einfluß bei der Regierung gewonnen hat. Rohlfs erhielt vom Sultan selbst die Erlaubniß zu reisen, wo und wie er Lust hatte. Er ließ sich zunächst noch ein Jahr beim Großscherif von Uesan nieder und konnte unter dessen Aegide zahlreiche Ausflüge in die Umgegend unternehmen. Sogar einem gewaltigen Kriegszuge des Sidi zur Niederschlagung eines Aufstandes durfte er beiwohnen. Durch regen Umgang mit Leuten aus allen Volksklassen suchte er sich mit den Sitten und der Sprache der Bewohner des Innern möglichst vertraut zu machen, und so mit allerlei Beobachtungen ausgerüstet, konnte er es wagen, seinen Wanderstab in Regionen zu setzen, wo die marokkanische Regierung höchstens dem Namen nach gekannt, von einem Schutze also nicht die Rede ist. Er zog an der Küste des Atlantischen Oceans hin, durch echtes Berberland, welches dort das Eigenthümliche der burgartigen Wohnstätten zeigt. Von Agadir, einem kleinen Seestädtchen portugiesischen Ursprungs, wandte er sich nach dem Innern, gelangte südlich vom Atlas zur Oase Draa und bahnte sich unter vielen Mühseligkeiten über Tafilet seinen Weg nach Algier, wo er in einem höchst traurigen Zustande ankam. Es war ein Raubmord-Anfall, von einem früheren Gastfreunde echt muselmanisch arrangirt, mitten in der Wüste auf den Reisenden gemacht worden. Die gedungenen Mörder hatten ihn aus vielen Wunden blutend liegen lassen, und nur dem Zufalle hatte er es zu verdanken, daß nach zwei Tagen furchtbarster Qual Bewohner der Oase Hadjui des Weges zogen und an ihm das Werk des Samariters vollbrachten.

Die Ausbeute, welche Rohlfs aus diesem Aufenthalte in Marokko für die wissenschaftliche und praktische Beurtheilung des Landes sich angeeignet und in seinem Buche niedergelegt hat, ist sehr reich. Ueber die politischen, religiösen, socialen Verhältnisse, über die vorkommenden Krankheiten und deren hergebrachte Behandlung, über die Beziehungen zwischen den Arabern und Berbern 2c. enthält das Werk wieder sehr werthvolle Erörterungen, in Betreff deren wir auf das Buch selbst verweisen müssen.

Als Wink für das Deutsche Reich ist des Reisenden Wunsch zu beachten, daß unser Vaterland unmittelbar einen Consularvertreter in Marokko bestellen möge, dessen Antritt freilich durch die Begleitung einiger Kriegsschiffe verherrlicht werden müßte, um den Marokkanern zu imponiren. Vielleicht wäre Herr Rohlfs selbst ein geeigneter Consul!

Kleine literarische Revue.

— **Richard Wagner.** „Das Genie ist der Bruder des Wahnsinns" so beginnt eine von dem praktischen Arzt und Spezialisten der Psychiatrie in München, Dr Th. Puschmann, herausgegebene psychiatrische Studie über Richard Wagner.*) Daß der geniale Komponist von einem gewissen Größenwahne befangen sei, geben allerdings seine enthusiastischsten Verehrer zu. Der Verfasser sucht aber auch wissenschaftlich nachzuweisen, daß Richard Wagner psychisch nicht mehr gesund und gewisse Symptome von Geisteskrankheit unverkennbar bei ihm hervorgetreten seien. „Wenn ein geistig hochbegabter Mann, sagt er, der eine geachtete, gefeierte Stellung in der Gesellschaft einnimmt, die Gesetze der Moral in der frevelhaftesten Weise verletzt und die sozialen Gefühle vollständig verleugnet, so müssen wir entschieden an cerebrale Störungen denken." Zu den bedeutendsten Symptomen dieser Störungen zählt Herr Puschmann den Verfolgungs-Wahn Wagners, der ihm in Verbindung mit seiner schrankenlosen Selbstüberschätzung oft die lächerlichsten Wahn-Vorstellungen eingiebt. „Wer nicht, fortwährend in Anbetung versunken, seine Werke himmelhoch preist und bewundert, wer nur den leisesten

*) Berlin, B. Behr's Buchhandlung, 1873. (67 S.)

Zweifel an der höchsten Vollendung seiner Kunstwerke zu äußern wagt, ist mit Geld bestochen, ist Verräther, ist sein Feind, ist ein Mitglied jener lächerlichen Verschwörung, die nur in seinem kranken Gehirn ihr Wesen treibt. Zu den Verschworenen gehören daher vor Allem die musikalischen Recensenten, „jene (wie es in der Vorrede zu Wagners gesammelten Werken heißt) sich wissenschaftlich geberdenden Bellettristen, welche mit einer gewissen biedern Calumnie über Alles in leichtfertiger Weise schreiben, was sie selbst nicht gelesen und verstanden haben;" ferner die Intendanzen der großen Theater, die, anstatt in himmlischer Verzückung und Hingebung geduldig und demüthig der Gaben zu harren, welche seine Güte und Huld ihnen spenden will, es wagen, auch andere Opern, als die seinen aufzuführen. Aber seine vermeintlichen Hauptgegner und Verfolger sind die Juden. Das ganze Volk Israel hat sich, nach seiner Meinung, verbunden und solidarisch verpflichtet, Wagner und seine Werke zu unterdrücken und zu verderben."

Der Verfasser, dessen Ansichten über die bis zur Geisteskrankheit gesteigerte Exaltation und Selbstüberschätzung Wagner's auch von sehr besonnenen, allgemein geschätzten Kunstkritikern, z. B. von Herrn Gumprecht, getheilt werden, welcher Letztere neulich in zwei Artikeln „Wagneriana", in der National-Zeitung, dieses Verdict mit entschiedener Prägnanz ausgesprochen, schließt seine Schrift mit folgenden Worten: „Der Wahnsinn, wenn er epidemisch wird, heißt Vernunft, sagt Jacobi. So leben auch die Anhänger Wagners in dem Wahne, daß sie der höchsten potenzirten Vernunft folgen, daß sie die weltbeglückenden Pläne eines erhabenen Genius unterstützen und die neue Zeit anbahnen helfen, während sie in Wahrheit doch nur vom Wahnsinn angekränkelte Ideen zu realisiren suchen."

— **Mazzini's Briefe an Dan. Stern.***) Wie in Deutschland Fräulein Ludmilla Assing, so war in Frankreich Frau v. Agoult (Dan. Stern) die vertraute Correspondentin des berühmten italiänischen Republikaners. Seine vorliegenden französischen Briefe (sie sind nicht aus dem Italiänischen übersetzt) knüpfen sich zunächst an ein Essay über Dante und Goethe, das Dan. Stern in der Revue Germanique hatte abdrucken lassen, und reichen bis zum Tode Mazzini's. Aus der philosophisch-literarischen Correspondenz über die Ideen des italiänischen und des deutschen Großmeisters der Poesie war sehr bald ein Austausch von Gedanken über die philosophischen und politischen Bewegungen der Gegenwart geworden, über welche die Correspondenten jedoch nichts weniger als einig waren. Schade nur, daß die Briefe der geistvollen Frau verloren gegangen sind. Beide waren voll Aufrichtigkeit und Hochachtung gegen einander und gaben dies in warmen, gedankenvollen Ausdrücken zu erkennen. Wir ersehen aus diesen Briefen auch, daß Mazzini keineswegs der stets mit Dolch und Gift bewaffnete, wilde Volkstribun war, als welchen ihn die gäng und gäbe Vorstellung sich denkt; vielmehr zeigt er sich hier von einer wahrhaft harmonischen Bildung, mehr von antik griechisch-demokratischer, als von modern italiänisch- oder französisch-revolutionärer Gesinnung. Mit Entschiedenheit weist er Alles zurück, was seine Idee der Freiheit von der philosophischen Höhe, auf die er sie erhoben, auch nur im Geringsten herabzusteigen nöthigt. Ganz besonders tritt auch in diesen Briefen seine Mißachtung des Materialismus hervor, den er als eine der bedrohlichsten Gefahren der heutigen Gesellschaft betrachtet. Bekannt ist, mit welcher Energie er noch in seinem letzten Lebensjahre, in dem Journale Roma del popolo, die Lehren und die Greuel der Pariser Commune verurtheilte. Er desavouirte jede demokratische Idee, die sich von materiellen Interessen leiten und beherrschen läßt; aber er haßte auch jenen unbestimmten Humanitarismus, der die Idee des Vaterlands verwischt und die Nationalitäten in der Welt der Civilisation verflacht. Für ihn war die Liebe zum Vaterland eine tief begründete Religion; jedes Volk hatte in seinen Augen eine ihm von der Vorsehung ertheilte Mission, und wenn er von der Zukunft erwartete, daß Italien allen übrigen Ländern voranschreiten werde, theilte er doch auch jedem anderen Volke, je nach dessen Charakter und Genius, seine Rolle bei dem gemeinsamen Werke der Aufklärung und Freiheit zu.

*) Lettres de Joseph Mazzini a Daniel Stern (1864—1872). Avec une lettre autographiée. 1 vol. in 18. Pr. 3½ fr. Paris, 1872.

— **Die Romanischen Rassen.***) Herr Professor Kern, Lehrer des Sanskrit an der Universität Leiden, hat eine Studie über die romanischen Rassen, die ganz im Geiste der neueren vergleichenden Sprachforschung gehalten ist, im Nederlandsche Spectator vom 6. und 13. Juli d. J. abdrucken lassen, und diese Studie ist, von Herrn Alphons Willems in's Französische übersetzt, zunächst in der Indépendance Belge vom 10. und 11. November d. J. und nunmehr auch in einem Separat-Abdruck erschienen. Der niederländische Gelehrte unterwirft darin die Hauptelemente, aus denen jede der verschiedenen romanischen Nationen besteht, einer gründlichen Analyse, wobei er zu dem Resultate gelangt, erstlich, daß die in Frankreich übliche, der romanischen Völker-Gruppe gewöhnlich beigelegte Benennung „Lateinische Rasse" ungeschichtlich und falsch sei, und zweitens, daß es unrichtig sein würde, in dieser Völker-Gruppe lediglich eine gemachte, künstliche Combination, ohne anderes Band als das der Sprache und der gemeinsamen Betheiligung an der römischen Civilisation zu erblicken. Mit Ausnahme der Rumänen sind vielmehr alle romanischen Völker blutsverwandt mit einander und haben sie sämmtlich mehr oder weniger nahe Verwandtschaft mit der germanischen Völker-Gruppe.

— **Politische Geschichte der Gegenwart.****) Von dem günstigen Urtheile, welches in diesen Blättern über die früheren Jahrgänge des Müller'schen Werkes gefällt worden ist, haben wir bei dem das Jahr 1871 enthaltenden Bande abzuweichen nicht nöthig. Die Fülle der Ereignisse in diesem gesegneten Jahre, eine Fülle, welche unserm nur menschlichen Gedächtnisse einen embarras de richesse bereitet, empfiehlt am lautesten ein Werk, das die Thatsachen in gedrungener und doch zugleich eingehender Weise zusammenfaßt, dem Leser mit unvergleichlicher Klarheit ein durchsichtiges Bild von dem Charakter des Jahres giebt und dabei von ebenso deutsch-nationaler, wie freiheitliebender Wärme durchströmt ist. Wir kennen kein Werk, welches dem Bedürfnisse, sich die Ereignisse im Zusammenhange in das Gedächtniß zurückzurufen, mit gleicher Bündigkeit und Eleganz entgegenkommt. Es ist uns daher Ernst mit dem Wunsche, daß das Buch recht viele Leser finden möge. Es wird namentlich auch denjenigen sehr nützlich sein, welche sich die Anfänge unserer brennendsten Frage, der römisch-kirchlichen, wiederum vergegenwärtigen wollen. Zur Charakteristik des Standpunktes, welchen der Verf. in dieser Frage einnimmt, diene das Schlußwort des Bandes: „Wir haben Canossa hinter uns, nicht vor uns!"

*) Les races romanes, par H. Kern, traduit du néerlandais par Alphonse Willems. Bruxelles, Alliance typographique, 1872.

**) Von Prof. Wilhelm Müller. V. Das Jahr 1871. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1871. Berlin, Julius Springer, 1872.

Literarischer Sprechsaal.

Den in magyarischen Blättern enthaltenen Andeutungen zufolge, haben unsere deutschen Brüder, die Sachsen in Siebenbürgen, zu befürchten, daß ihre alte germanische Unabhängigkeit und Freiheit des Gemeindelebens ihnen nächstens durch den Centralisirungs-Eifer des herrschenden magyarischen Stammes geraubt werde. Die Vertretung des gesammten Sachsen-Landes, „Nations-Universität" genannt, hat allerdings im vorigen Jahre den Wunsch ausgesprochen, daß die Mängel der bisherigen Kreis- und Gemeindeordnung beseitigt werden mögen, aber das, was die magyarischen Organe in Aussicht stellen, wäre keine Verbesserung, sondern geradezu ein Eingriff in alte Rechte und Freiheiten. Es sollen nämlich erstens der gedachten Nations-Universität in Zukunft ihre alten verbrieften politischen Rechte ganz entzogen werden, so daß ihr nur die Verwaltung des sächsischen Provinzialfonds verbleiben würde. Keinen Schutz würden also fortan die vereinzelten sächsischen Gemeinden bei ihrer Gesammtvertretung gegen die Anmaßungen magyarischer und rumänischer Beamten finden können. Die neue Kreisordnung des Sachsenlandes soll zweitens, wie in den magyarischen Komitaten, auf dem Prinzipe der Virilstimmen ruhen, denen gegenüber alle übrigen Kreis-Eingesessenen nur eine gleiche Anzahl von Vertretern wie Jene, haben sollen. Da nun die Virilstimmen größtentheils im Besitze der großen, zum Theil magyarischen Grundbesitzer sind, so wäre die Schädigung des sächsischen Nationalelements, wo nicht gar die Denationalisirung der Deutschen in Siebenbürgen, eine Folge dieser sogenannten Reformen der Kreis- und Gemeinde-Verfassung. Endlich soll künftig im Sachsenlande die Wahl der Kreis- und Gemeindebeamten nicht mehr, wie bisher auf Lebenszeit, sondern nur auf je sechs Jahre stattfinden, nach deren Ablauf sie sich einer Neuwahl zu unterwerfen haben, so daß stets das Damokles-Schwert eines gegen diese Neuwahl gerichteten Einflusses der Regierung über ihrem Haupte schweben würde. — Wir haben uns nicht entziehen können, dieser gerechten Besorgniß unserer sächsischen Brüder in Siebenbürgen auch unsererseits Ausdruck zu leihen.

Von dem principalen Werke Darwin's „Ueber die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl, oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe um das Dasein" ist jetzt die fünfte Auflage in der deutschen Uebersetzung von H. G. Bronn, durchgesehen und berichtigt nach der sechsten englischen vielfach umgearbeiteten Auflage von J. Victor Carus, erschienen.*) Das Original ist in erster Auflage in England im November 1859 ausgegeben worden, während die sechste Auflage, die der Verfasser mit einigen erst in seinen späteren Schriften über die Domestication und die Abstammung der Rassen ausgesprochenen Ansichten vermehrte, im Januar 1872 publicirt wurde. In seinen Schlußbemerkungen sucht der Verfasser mehrere von verschiedenen Seiten gegen seine Theorie erhobene Einwendungen zu widerlegen. Namentlich beruft er sich dem religiösen Bedenken gegenüber auf einen „berühmten Schriftsteller und Geistlichen", welcher ihm geschrieben: „er habe allmählich einsehen gelernt, daß es eine ebenso erhabene Vorstellung von der Gottheit sei, zu glauben, daß sie nur einige wenige, der Selbstentwickelung in andere nothwendige Formen fähige, Urtypen geschaffen, als daß sie immer wieder neue Schöpfungs-Akte nöthig gehabt habe, um die Lücken wieder auszufüllen, die durch die Wirkung ihrer eigenen Gesetze entstanden seien."

*) Mit dem Portrait Darwin's; VIII und 584 S. gr. 8. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung (E. Koch) 1872.

Einen überaus erfreulichen Beweis für den historischen Sinn des deutschen Volks und sein Bedürfniß, das Leben der Völker in deren Geschichte zu erkennen und zu begreifen, liefert die uns soeben zugehende Ankündigung einer zweiten Auflage der Gesammtausgabe von Leopold v. Ranke's Werken.*) Diese Werke bilden aber auch in der That eine imposante einheitliche Erscheinung; sie umfassen den gesammten Zeitraum der neueren Geschichte vom Anbeginn des reformatorischen bis an die Gränzen des revolutionären Zeitalters und erstrecken sich innerhalb dieser großen dreihundertjährigen Periode auf den weiten Kreis der abendländischen Welt, der kulturtragenden, bald friedlich wetteifernden, bald kriegerisch entzweiten romanisch-germanischen Völker. Nur wer dies ganze gewaltige Gebiet überschaut, wird die welthistorischen Begebenheiten jener Zeit in ihrer vollen Größe darstellen können: den Kampf der religiösen Bekenntnisse unter einander, wie den des Staates mit der Kirche, das Ringen der modernen Monarchie mit den ständischen Gewalten, den Streit der französischen mit der spanisch-habsburgischen Macht, deren Erbe in unseren Tagen das neuerhobene Deutschland geworden, um den Vorrang in Europa. Es sind überhaupt die nämlichen Fragen, die noch heut unser geistiges und politisches Leben theils stetig und gelinde bewegen, theils plötzlich und heftig aufregen; überall sehen wir uns in diesen Ranke'schen Geschichtsbüchern auf die Grundlagen unseres öffentlichen Daseins wie unserer inneren Bildung zurückgewiesen.

Das seit sechs Jahren in Bonn erscheinende „theologische Literaturblatt", herausgegeben von Prof. Reusch*, wird im nächsten Jahre im Verlage von Ed. Weber's Buchhandlung in Bonn publizirt. Das Blatt ist ohne Zweifel das bedeutendste kritische Organ, welches von katholischer Seite erscheint, und zählt die angesehensten katholischen Gelehrten, namentlich der freieren Richtung (Schulte, Michelis, Langen, Friedrich, Kampschulte rc.) zu seinen Mitarbeitern. Es bespricht übrigens nicht bloß theologische, sondern auch philosophische, geschichtliche und kirchenrechtliche Schriften.

In Stuttgart (A. Kröner) erscheint seit dem 1. October ein von Edmund Höfer herausgegebenes Monatsblatt für Bibliographie und Kritik unter dem Titel „Der Literaturfreund." Fachwissenschaften, politische und religiöse Streitschriften sind ausgeschlossen. In der uns vorliegenden Monats-Nummer (2) von einem Bogen in 8. sind, außer einem bibliographischen Verzeichnisse der wichtigsten deutschen Novitäten, Recensionen von literargeschichtlichen, novellistischen, historischen, biographischen, länderbeschreibenden und anderen Werken enthalten.

*) 40 Bände (in Subscription à 1⅓ Thlr.). Leipzig, Duncker und Humblot.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien:

Das Leben Raphaels von Urbino

Italiänischer Text von Vasari, Uebersetzung und Commentar

von

Herman Grimm.

Erster Theil: Bis zur Vollendung der Disputa und Schule von Athen.

Mit Raphaels Bildniss nach dem Original in der Münchener Gallerie, in Kreide gezeichnet von Ludwig Grimm, in Albertotypie und zwei Tafeln Facsimile in Photolithographie (Sonette von Raphael). Kupferdruckpapier. Gr. 8. Eleg. geb. Preis 4 Thlr.

In demselben Verlage ist im v. J. erschienen:

Zehn Ausgewählte Essays

zur Einführung in das Studium der Modernen Kunst

von (213)

Herman Grimm.

Velinpapier. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 20 Sgr. — In Leinwand gebunden 2 Thlr.

Inhalt: Die Venus von Milo. — Raphael und Michelangelo. — Carlo Saraceni. — Albrecht Dürer. — Goethe's Verhältniss zur bildenden Kunst. — Jacob Asmus Carstens. — Berlin und Peter von Cornelius. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Schinkel. — Curtius über Kunstmuseen.

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Emil Naumann, Prof. Dr., Kgl. Hof-Kirchenmusik-Director, **Nachklänge.** Eine Sammlung von Vorträgen und Gedenkblättern aus dem Musik-, Kunst- und Geistesleben unserer Tage. 8. Eleg. geh. VIII und 344 S. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Diese Aufsätze in durchaus gelungener und für Dilettanten faßlicher Darstellung geschrieben, werden ihren Leserkreis finden und verdienen es mit Recht.

(**H. Dorn** in der Spener'schen Zeitung.)

Früher erschienen:

— —, **Deutsche Tondichter,** von Seb. Bach bis auf die Gegenwart. Mit einem Bildniß W. A. Mozart's, in Stahl gest. von Ed. Mandel. gr. 8. Eleg. geh. Preis 1⅓ Thlr.

Wo irgend eine denkende Tochter musicirt, wird das Buch eine bereite Weihnachtsstätte finden.

(**Im Neuen Reich**)

C. H. Bitter, Beiträge zur Geschichte des Oratoriums. Mit Notenbeilagen. gr. 8. geh. Preis 3⅓ Thlr.

Allen, die der gewöhnlichen ästhetisirenden Salbaderei über Musik satt, dringend zu empfehlen.

(**Westermann's Illustr. Monatshefte.**)

Berlin. Verlag von **Robert Oppenheim.** (214)

In der **C. F. Winter**'schen Verlagshandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (215)

Edward B. Tylor, Die Anfänge der Cultur. Untersuchungen über die Entwicklung der Mythologie, Philosophie, Religion, Kunst und Sitte. Unter Mitwirkung des Verfassers ins Deutsche übertragen von J. W. Spengel und Fr. Poske. Zwei Bände. gr. 8. geh. 4 Thlr.

Buckle's Geschichte der Civilisation in England. Deutsch von Arnold Ruge. Vierte Ausgabe. 2 Bde. geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Lecky, W. E. Hartpole, Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. Deutsch von Dr. Jolowicz. 2 Bde. gr. 8. geh. Preis 3 Thlr.

——— **Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den** Grossen. Deutsch von Dr. H. Jolowicz. Zwei Bände. gr. 8. geh. Preis 3 Thlr.

Grün, Karl, Kulturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts. 8. geh. Preis 2 Thlr.

Bulwer, Sir Henry Lytton, Geschichtliche Charaktere. Autorisirte Uebersetzung von Dr. Karl Lanz. 8. geh.
Erster Band: Talleyrand. Preis 1 Thlr. 6 Ngr.
Zweiter Band: Mackintosh, Cobbett, Canning. Preis 1 Thlr. 6 Ngr.

Frantz, Constantin, die Naturlehre des Staates als Grundlage aller Staatswissenschaft. 8. geh Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Junius' Briefe. Deutsch von Arnold Ruge. Dritte Auflage. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Junius' Kämpfe für die englische Freiheit enthalten den ganzen Grundriss politischer Logik, auf welchem die jetzige Staatsordnung beruht

---

Delius'

SHAKSPERE

III. (Stereotyp-) Auflage

jetzt complet. (216)

2 starke Bände, broschirt: 5 Thlr. 10 Sgr.
In 2 feinen Halbfranzbänden: 7 Thlr.
Jedes einzelne Stück: 8 Sgr.
(Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, zunächst in der 2. Auflage geliefert.)

Elberfeld, Verlag von R. L. Friderichs.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Studienreisen in England.

Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart.

Von

Julius Rodenberg.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr. Geb. 2 Thlr. 4 Ngr.

Ein neues Werk des beliebten Schriftstellers, das gleich seinen frühern sich ebenso sehr durch Frische der Darstellung, wie durch geistvollen Inhalt auszeichnet. Es bietet Schilderungen von Personen und Zuständen aus verschiedenen Perioden im Leben, in der Literatur und der Geschichte Englands, gehoben und belebt durch das locale Colorit und den landschaftlichen Hintergrund. (217)

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Fouqués Undine. (218)

A. v. Arnim, Erzählungen.

H. v. Kleist, Kohlhaas.

Mit Titelbild. Mit Goldschnitt. Geh. je 5 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ueber die Ehe.

Von (219)

Theodor Gottlieb von Hippel.

Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von **Emil Brenning.**

8. Geh. 10 Ngr. Geb. 15 Ngr.

(Bildet den 36. Band von Brockhaus' Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

Hippel's früher so beliebtes Buch „Ueber die Ehe" wird sich in dieser neuen, zeitgemäßen und wohlfeilen Ausgabe sicher wieder viele Freunde erwerben. Der Schatz von Geist und Kenntnissen, die edle humane Denkungsweise, die Reihe von treffenden Witzen und launigen Einfällen, denen man darin begegnet, ihre schlagende Ausdrucksweise, alles dies kann seine Wirkung auch heute nicht verfehlen.

MEYERS

HANDLEXIKON

*gibt in **einem Bande** Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntniss und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereigniss, Datum, einer Zahl oder Thatsache **augenblicklichen Bescheid.** Auf 1968 kl. Octavseiten über 52,000 Artikel, mit vielen Karten, Tafeln und Beilagen. Preis 3½ Thlr., in schönem Ledereinb. 5 Thlr.*

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 7. December 1872. [Nº 49.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Rud. Gneist: Der Rechtsstaat.*)

Im Gegensatz zu den Staatenbildungen des klassischen Alterthums bezeichnet man den modernen Staat mit dem Namen „Rechtsstaat". Diese Bezeichnung giebt jedoch nicht den thatsächlichen Zustand der bestehenden Staatswesen wieder, sondern das principiell anerkannte Streben, jenen Zustand völlig zu realisiren. In den griechischen und römischen Staaten des Alterthums war der Einzelne für den Staat da, der Staatsbegriff bildete die alleinige Grundlage aller maßgebenden Anschauungen und Beschlüsse, die Bestrebungen und Handlungen der Staatsangehörigen unterlagen rein politischen Erwägungen, bei den Staaten der Neuzeit dagegen ist als Princip anerkannt worden, daß der Staat seiner Angehörigen wegen existire, daß er ihnen die Ausübung der von der Natur ihnen verliehenen Rechte durch Ausgleichung der Gegensätze erleichtere. Die Grundlage der modernen Staaten bildet so das Rechtsbewußtsein, hervorgegangen aus den allgemeinen Anschauungen der zeitigen Cultur und durchaus unabhängig von den Schranken des Staatsbegriffes; und das Ziel der modernen Staaten ist, dieses Princip durch die Unterwerfung aller Staatsacte einer unabhängigen Jurisdiction zu realisiren. Je nachdem das Staatsinteresse eine schleunige oder minder rasche Durchführung jener Acte erfordert, muß auch die Form der Gerichtsbarkeit für streitige Punkte beschaffen sein. Vor Allem aber darf das Staatsinteresse mit den reinen Rechtsanschauungen nicht collidiren — und thatsächlich ist dies bei einem gesunden Staatswesen in allen inneren Verwaltungsfragen der Fall. Nur so ist die gerechte Handhabung der Verwaltungs-Jurisdiction neben der Straf- und Civilrechtspflege und in innigem Zusammenhang mit diesen beiden Rechtsgebieten ermöglicht. Nur in den ganz allgemeinen Verfassungsfragen und in der Regelung der auswärtigen Beziehungen des Staates, also in Punkten, bei denen nicht die einzelnen Staatsangehörigen gesondert in Betracht kommen, sondern in denen der Staat gleichsam als ein Individuum für sein Interesse kämpft, kann ein Gegensatz zwischen Recht und Staatsinteresse hervortreten, welcher selbstverständlich nach den Gesetzen des Selbsterhaltungstriebes entschieden werden muß; dies schließt aber nicht aus, das Streben darauf zu richten, auch in jenen Fragen für die Zukunft eine Collision zwischen Staat und Recht durch eine normale Cultur-Entwickelung unmöglich zu machen.

Welche Gestalt die Staatsregierung hat, ob eine absolute oder eine constitutionelle, dies ist für den Rechtsstaat principiell gleichgiltig. Unter beiden Formen lassen sich Garantieen für eine gerechte Verwaltungs-Jurisdiction herstellen. Nur bei jenen oben hervorgehobenen allgemeinen Staatsfragen werden unter constitutioneller Leitung die politischen Interessen weniger mit den geistlichen collidiren, als unter einem absoluten Regime, weil in Fragen, die allein den Staat an sich betreffen und an denen der Einzelne nur als Theil des Staates betheiligt ist, die Anschauung der Majorität der Bevölkerung viel eher der allgemeinen Cultur und Rechtsanschauung entspricht als die Anschauung eines einzelnen Regenten. Wiederum umgekehrt, bei rein inneren Verwaltungs-Streitigkeiten, wo es gilt das Privatinteresse des Einzelnen dem Staate gegenüber zu schützen, erleichtert eine absolute Regierung viel mehr die Herstellung einer gerechten Rechtspflege als eine constitutionelle. In letzterer hat die Volksmajorität die Präponderanz, und der Majorität erscheint eine Entscheidung vom rein politischen Standpunkt durchaus gerechtfertigt. Thatsächlich aber ist ein derartiger Rechtsspruch ein parteiischer, da die Stärke der Partei und ihr Ueberwiegen im Staate ihr nicht die Momente gewährt, welche einer gerechten Jurisdiction zur Voraussetzung dienen. Das unmittelbare Eingreifen hingegen einer absoluten Regierung in die Streitigkeiten der Privat- und Staatsinteressen erscheint der öffentlichen Meinung viel gehässiger, weil es von einer Person ausgeht, und wird bei einer fortgeschrittenen Cultur geradezu unmöglich; der absolute Staat ist dann naturgemäß genöthigt, sich zu einem Rechtsstaat zu entwickeln, dem Volke die Garantien zu gewähren, daß die unbeschränkte Rechtsvollkommenheit des Staatsoberhaupts die Privatinteressen seiner Unterthanen nicht ohne das Beschreiten eines gehörigen Rechtsweges verletze.

In der Geschichte der beiden bedeutendsten germanischen Staaten — in den romanischen ließen bisher theils äußere Verhältnisse, theils der Nationalcharakter zu einer Bildung des Rechtsstaats nicht gelangen — tritt die Entwickelung des Rechtsstaats entweder zugleich mit der constitutionellen Regierungsform hervor, so in England, oder sie geht dem Constitutionalismus voran, so in den deutschen Staaten. Das Naturgemäße ist die gleichzeitige Entwickelung zum Rechts- und Verfassungsstaat, da beide nicht wie Ursache zur Folge sich verhalten, sondern durch die Gemeinsamkeit der Grundlage, des allgemeinen Rechtsbewußtseins, in inniger Beziehung zu einander stehen und sich stützen und stärken können.

Deshalb consolidirte sich auch der Constitutionalismus in England in einer Weise, daß er in seiner gesetzmäßigen Entwicke-

*) Der Rechtsstaat, von Dr. Rudolf Gneist, Mitglied des deutschen Reichstages. Berlin, Julius Springer, 1872.

lung durch die zahlreichen Aufstände, welche England in den beiden letzten Jahrhunderten erlebt, nicht behindert wurde. In Preußen hingegen stürzte der aus Frankreich importirte Constitutionalismus zugleich mit dem Absolutismus auch den Rechtsstaat um; die Verwaltungs-Jurisdiction, welche sich unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III. einer vorzüglichen Entwickelung erfreute, wurde seit dem Jahre 1848 zu einem Institut, das von der mächtigsten Partei im Staate abhängig war. — Erst seit der Bildung des Deutschen Reiches beginnt in Deutschland der Rechtsstaat wiederum festen Fuß zu fassen. Die constitutionellen Phrasen bilden nicht mehr den alleinigen Gegenstand der Partei-Bestrebungen, sondern neben diesen auch die Regelung der thatsächlichen Zustände durch eine bestimmte und rationelle Gesetzgebung. Dazu kam bisher noch, daß, wie bei jeder neuen Einrichtung, auch bei der Entwickelung des deutschen Staatswesens im Interesse aller Organe des Reiches lag, frei von allen Nebenzwecken allein die Befestigung und Erstarkung des neuen Staatsbaues bei ihrer Thätigkeit im Auge zu haben, und so machte es sich fast von selbst, daß alle nationalen Parteien, liberale und conservative, sich zu einer durchaus sachgemäßen Thätigkeit bequemten und ihre constitutionellen Principien nur so weit zur Geltung zu bringen versuchten, als sie gerade von unmittelbar praktischer Wirkung waren. Immer mehr werden durch diese Thätigkeit und durch die Wirkung derselben die Nationalvertreter darauf hingewiesen, in der Herstellung fester Rechtszustände auf allen Gebieten des staatlichen und socialen Lebens ihre Hauptaufgabe zu erblicken, und so lange nicht Sonderbestrebungen innerhalb des Reiches, die auf Geltendmachung von Partei-Principien sich beziehen, in gefahrdrohender Weise — sei es, daß die Regierung (der Bundesrath) mit einer Reichstags-Minorität zur Realisirung von Sonderinteressen sich vereinigt, sei es, daß die Majorität des Reichstages solchen Anschauungen huldigt — hervortreten, so lange werden auch die gemäßigten Parteien keinen Anlaß haben, jene Aufgabe aus den Augen zu verlieren.

Zu dieser besonnenen Entwickelung des deutschen Staatswesens tritt noch ein anderer Umstand, welcher die Realisirung des Rechtsstaates erleichtert. Es ist dies die ganze Form der Errichtung des Deutschen Reiches. Selbständige Staaten haben sich zu einem Collectivstaat vereinigt und ihm ihre Souveränetät so weit übertragen, als es zum Vortheile der Gesammtheit nöthig ist. „Diese doppelte Staatsbildung", bemerkt Gneist, „ist ihrem Wesen nach die dem Rechtsstaat günstige. Die Republik erhält durch diese Doppelbildung erst ihre Lebensfähigkeit, indem die großen Schichten der souveränen Gesellschaft in der staatlichen Formation und Gewöhnung des Einzelstaates ihr Gegengewicht erhalten. In der Zusammenfassung monarchischer Staatskörper erscheinen in noch höherem Maße die Voraussetzungen des Rechtsstaats. Die gesetzliche Feststellung der Staatsgewalten und die Rechtsprechung darüber wird in diesem Verhältniß zur Lebensbedingung des Einzelstaats, wie der Selbsterhaltung der regierenden Häuser. Die Ueberschreitungen des dynastischen Interesses im ehemaligen deutschen Bunde werden zur Unmöglichkeit für Regierungen, welche in die Mitte gestellt zwischen ein deutsches Kaiserthum und eine Vertretung des deutschen Gesammtvolkes, nur in einer festgeregelten Competenz sich selbst zu erhalten vermögen." (S. 177.)

Im neuen Deutschen Reich stehen nicht nur Staat und Gesellschaft, sondern auch Gesammtstaat und Einzelstaat gegenüber, bei denen entstehende Conflicte nicht durch Machtgebote, sondern durch Rechtsprechung gelöst werden. Vor Allem aber liegt es in dem ganz besonderen Interesse der Einzelstaaten, mit dem Gesammtstaat in keine Collision zu gerathen, die in jedem Falle sie zur Unterwerfung unter eine fremde Autorität, unter den Rechtsspruch, zwingt und so ihre Souveränetät schmälert. Der sicherste Weg aber, diese Collision zu vermeiden, besteht seitens des Einzelstaates in der strengen Erhaltung des Vertragsverhältnisses zu dem Gesammtstaat und in der Anbahnung und genauen Beobachtung einer Landesverfassung und ihrer Ausführung durch eine gerechte Verwaltungs-Justiz. Dadurch wird den Angehörigen der Einzelstaaten die Gelegenheit genommen, wegen ihrer besonderen Angelegenheiten an den Gesammtstaat zu appelliren. „Sind die Einzelregierungen gezwungen, ihre Selbsterhaltung nach oben in Gesetz und Rechtsprechung zu suchen, um nicht von einer centralisirenden Reichsregierung aufgezehrt zu werden, so wirkt dasselbe Verhältniß zwingend nach unten, um Gesetzsprechung im Einzelstaat zu befestigen. Ein Verfahren, wie das im hannöverschen, kurhessischen, mecklenburger Verfassungsstreit, ist in der heutigen Reichsverfassung nicht mehr möglich." (Rechtsstaat, S. 178)

Die hier ausgesprochenen Anschauungen sind die Resultate eines Studiums des mehrmals angeführten Gneist'schen Werkes über den Rechtsstaat. Dasselbe enthält in kleinem Raum die Producte langjähriger Forschungen des Verfassers auf dem Gebiete des Verwaltungswesens. Das Princip, welches Gneist in seinem großen Werke über das englische Verwaltungsrecht und in mehreren seither verfaßten kleineren Schriften vertrat und für die Praxis empfahl, das Princip der Selbstverwaltung und der Herstellung einer gerechten Verwaltungs-Jurisdiction, wird in dem vorliegenden Buche über den Rechtsstaat in streng systematischer Form begreiflich und materiell fixirt und für die künftige Gestaltung des neuen Deutschen Reiches anwendbar gemacht.

Ausgehend von dem englischen Verwaltungsrecht und dem des alten Deutschen Reiches und Preußens bis zu seiner Umwandlung in einen constitutionellen Staat zeigt der Verfasser, wie der seit 1848 sich geltend machende französische Einfluß Preußen aus den Bahnen des Rechtsstaates immer mehr entfernte, bis die außergewöhnlichen Ereignisse, die zur Gründung des deutschen Gesammtstaates führten, und die eigenartige Form der deutschen Verfassung das neue Reich wiederum zur rechtsstaatlichen Entwickelung gelangen ließen. Bei dieser historisch gehaltenen Darstellung verliert der Verfasser die rein philosophische Betrachtung des Rechtsstaates und die daran sich schließenden practischen Forderungen für eine möglichst vollkommene Realisirung desselben nicht aus dem Auge. So ist das genannte staatsrechtliche Werk gleichmäßig von historischem, philosophischem und praktischem (politischem) Werth und verdient deshalb eine hervorragende Beachtung unter den einen gleichartigen Gegenstand behandelnden Schriften.

Bevor ich schließe, möchte ich noch einen Punkt hervorheben, der von Gneist eine eigene, jedoch berechtigte scharfe Kritik erfuhr. Es ist dies der Constitutionalismus, wie er in Frankreich sich geäußert und in den deutschen Staaten nachgeahmt worden. Bei der Würdigung der ersten französischen Revolution und der durch sie bewirkten Umkehr der Staatsordnung hob er als einen Hauptfehler derselben die Negirung des Rechtsstaates hervor. Die Legislative erscheint in Frankreich als die grundlegende oberste Gewalt, die Staatsregierung dagegen zu einer bloßen Executive herabgesetzt. Die gesetzgebende Gewalt wird nicht „vom König im Parlament" geübt, sondern von der Gesellschaft aus eigenem Recht. Diese Volkssouveränetät ist die Quelle aller Gewalten, das originäre Recht der Gesellschaft, welche ihren Gesammtwillen in periodischen Versammlungen ausspricht.

Alle Minister sind Beamte des Staates, werden nicht verantwortlich gemacht für die Befolgung der Gesetze, sondern nur für die Ausführung des zeitigen Willens der Majorität, bei Vermeidung der Entlassung. Dieser Wille bedarf zu seiner Geltendmachung überhaupt nicht des umständlichen Weges der Gesetzgebung. Die Folgeleistung der Minister läßt sich einfacher erzwingen von der Seite des Staatsbudgets aus. Die weitläufigen Procedurformen der englischen Budget-Berathung (welche die Uebereinstimmung zwischen Gesetz und Geldbewilligung zu erhalten bestimmt sind) vereinfachen sich zu dem Satz, daß die Volksvertretung alle Einnahmen und alle Ausgaben des Staates alljährlich zu „bewilligen" und damit die Vollmacht zur Führung der Staatsgeschäfte zu ertheilen hat. Ebendaraus ergiebt sich auch eine vereinfachte Controle der Staatsverwaltung. Wenn die Volksvertretung durch die freie Bewilligung aller Mittel die Folgeleistung gegen ihre Beschlüsse erzwingt, übernimmt sie auch die Selbstauslegung der streitigen Fragen der Verwaltung. Eine Rechtsprechung durch ständige Behörden darüber widerspräche der Volkssouveränetät. (Rechtsst. S. 80.) Diese Durchführung der constitutionellen Principien hat die Entwickelung zu einem Rechtsstaat in Frankreich unmöglich gemacht und in Deutschland durch die Einführung dieser Zustände im Jahre 1848 verkümmert.

Die Lectüre dieses Theils der Gneist'schen Schrift hinterläßt den Eindruck, als wenn der Verfasser den Constitutionalismus an sich dem Rechtsstaat feindlich hält, daß er eine gedeihliche Entwickelung desselben nur da erwartet, wo nicht die Souveränetät im Volke basirt, sondern das Staatsoberhaupt dieselbe aus eigenem Recht ausübt und nur in den Verwaltungstheilen, in denen eine Betheiligung der Gesellschaft ersprießlich ist, dieser eine Mitwirkung gewährt. Dieses Princip hat bekanntlich die englische Verfassung, und es hat, wie Gneist treffend ausführt, dazu beigetragen, den Rechtsstaat und den Parlamentarismus gleichmäßig zu pflegen und durchzuführen. Daß zu einer regelmäßigen Entwickelung des Rechtsstaates in derselben Weise in Preußen der Parlamentarismus sich aus dem Absolutismus hätte entwickeln sollen, dies vorzüglich will Gneist in seinem Buche beweisen, und dies beweist er auch.

Der plötzliche Uebergang vom Absolutismus zum Constitutionalismus ist es, welcher in Preußen im Jahre 1848 alle die Uebel im Gefolge hatte, an denen der Staat bis jetzt noch krankt und noch länger kranken würde, wenn nicht ein heilendes Element im neuen deutschen Rechtsstaat geschaffen worden wäre. Der Constitutionalismus dagegen an sich und die damit zusammenhängenden Grundsätze des Liberalismus werden von Gneist in dem vorliegenden Buche nicht angegriffen.

Die Volkssouveränetät — dieses Fundament des Liberalismus, führt in der Praxis bei einem noch nicht zur gehörigen Entwickelung gelangten politischen und Rechtsleben eines Volkes zu traurigen Consequenzen; die Lehre dieses Princips ist für ein politisch unreifes Volk gefährlich, aber das Princip ist deshalb nicht falsch. Das Volk in seiner Gesammtheit ist nach dieser Lehre ein untheilbares Ganze, eine juristische Persönlichkeit, der Staat; der Wille dieser Gesammtheit ist der Staatswille, und dieser äußert sich im Gebiete der Rechtsprechung durch die zur Zeit hervorgetretenen und zur Geltung gelangten Rechtsanschauungen, im Gebiete der allgemeinen staatlichen Fortentwickelung durch die vom Staat erwählten Organe seines Willens (in der Monarchie: Königthum und Volksvertretung, in der Republik: nur Volksvertretung). Daß in vielen Fällen der Constitutionalismus zu einer Omnipotenz der Majorität und zu einer Unterdrückung des allgemein giltigen Rechts führt, dies ist eine Ausschreitung in der Praxis, welche jedoch zu einer Verdammung der constitutionellen Principien nicht berechtigt. Leopold Auerbach.

Der literarische Nachlaß des Fürsten Pückler.

Aus dem von der Buchhandlung Hoffmann & Campe in Hamburg angekündigten literarischen Nachlaß des Fürsten Pückler, herausgegeben von Ludmilla Assing, welcher Letztern der Fürst alle seine Briefe und ungedruckten Manuscripte zur freien Verfügung überlassen hatte, sind nunmehr die drei ersten Bände, welche auch eine Biographie des Fürsten bringen, versandt.*) Die Manuscripte bestehen zum Theil aus Reise-Tagebüchern, soweit sie noch nicht in den gedruckten Werken des Fürsten publicirt, die jetzt aber völlig veraltet sind, wie z. B. Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Italien und das südliche Frankreich, die Pückler in seinem 22. und 24. Lebensjahre gemacht. Die Briefe waren von Frauen und Männern, sowie von allen möglichen Potentaten, Excellenzen und Laureaten in der Staats- wie in der Literatur-Welt, an den jetzt wirklichen „Verstorbenen" gerichtet. Fräulein Assing läßt alles ohne Unterschied drucken, und da das Ganze auf 10—12 Bände berechnet ist, so denkt sie bei dem sehr bedeutenden Honorar, das sie sich ausbedungen, aus Pückler's papiernem Nachlaß eine ähnliche Goldgrube herauszuschlagen, wie früher aus dem ihres Oheims Varnhagen. Wir behalten uns vor, auf diesen Nachlaß zurückzukommen; einstweilen entnehmen wir einer, von Hrn. G. zu Putlitz verfaßten „Plauderei im Salon", welche die Berliner „Spenersche Zeitung" vom 24. November bringt, Nachstehendes aus den Aeußerungen des im Salon eingeführten Professors über die Biographie, deren erste Abtheilung bisher vorliegt:

„Gnädige Frau," erwiderte der Professor ganz ernst und ruhig, „die Frau, die sich zur Autorschaft solchen Buches bekennt, giebt damit das Recht auf, daß man die Dame in ihr schont. Diese Biographie, die sich mit Wohlgefallen in jedem schmutzigen Skandal wälzt, kann gar nicht hart genug verurtheilt werden, und das aus zwei Gründen: weil sie uns Schmutziges vorführt und weil sie uns Werthvolles beschmutzt. Es wäre eine, wenn auch schwere, doch gewiß dankenswerthe Aufgabe gewesen, uns ein Bild des geistvollen Sonderlings zu entwerfen, und mit seinem Leben, bei seinen vielfachen Beziehungen zu bedeutenden Menschen seiner Zeit, ein kulturhistorisch interessantes Bild dieser selbst zu entrollen. Man hätte nicht verlangt, eins auch für Pensionärinnen einer Töchterschule zu empfangen, aber eins, das gereifte Frauen ohne Erröthen hätten lesen können. Was erhalten wir anstatt dessen? Ein begierig zusammengerafftes Ragout von Unsittlichkeiten, Eröffnungen, die jedem sittlichen Gefühl Hohn sprechen. Ich erinnere nur an den Brief des jungen Grafen an seinen Vater, in dem er seiner Mutter das Härteste vorwirft, während er dieser ein paar Seiten später mit einer verliebten Zärtlichkeit schreibt, deren Unnatur die Verfasserin uns vorher klar machte. Ich will gewiß den Mann nicht entschuldigen, der solche pietäts-

*) Fürst Hermann von Pückler-Muskau. Eine Biographie von Ludmilla Assing. Hamburg, Hoffmann & Campe, 1873.

Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau, herausgegeben von Ludmilla Assing. Erster Band: Briefwechsel, Bd. I. Zweiter Band: Reise-Tagebücher und vermischte Aufsätze, Bd. I. Hamburg, ibid.

lose, empörende Briefe schrieb und sie aufbewahrte, aber was soll man von der Frau denken, die sich dazu hergab, sie drucken zu lassen? Es war die Freude an dem Unsittlichen, denn auch andere Skandalgeschichten werden enthüllt, einige die man nur vom Hörensagen weiß und die die Person, deren Biographie wir empfangen sollen, gar nicht betreffen. Nebenbei war es buchhändlerische Speculation, die auch sehr geschickt immer zwischen den Zeilen lesen läßt: „Ich weiß noch viel mehr, das Pikanteste kommt noch".

... „Wir haben schon zu viel gesprochen über einen Gegenstand, dem man am Besten thäte, verachtend den Rücken zu kehren. Wenn das Publikum das nur thäte, und ihm damit den Lebensnerv abschnitte! Aber hat es denn das gethan, als dieselbe Hand Varnhagen verunglimpfte, das Andenken an Alexander v. Humboldt, auf den wir mit Recht so stolz sein können, für eine Zeit wirklich verdunkelte, so viele Andere schmähte? Die Skandalsucht der Leser trägt die Schuld; ohne diese verdorrte die bisher immer noch gelungene Speculation auf dieselbe. Scherr und Vehse haben sich so einen Leserkreis geschaffen, den ihre historisch theils unbedeutenden, theils seichten Bücher niemals gewonnen hätten; die Dame aber, die Sie nicht mehr genannt haben wollen, hat uns wieder einmal höchst interessantes Material, das eine reine, sichtende Hand uns zu anziehender Lectüre hätte übergeben können, in die trübe Lache der sittlichen Fäulniß getaucht und wird sicher ein gutes Geschäft damit machen. Uebrigens scheint der frühere Verleger es doch diesmal mit den vielbändigen Enthüllungen nicht haben versuchen wollen, und sie hat eine Zuflucht gefunden in dem Verlag, der, wenn ich nicht irre, Vehse und Bollmann unter seine Fittige nahm."

Karl Abel: Der Begriff der Liebe.*)

Die Liebe, wohl diejenige Empfindung, welche die verschiedensten Richtungen einschlagen kann und der mannigfachsten Motive fähig ist, hat Dr. Carl Abel zum Gegenstand einer höchst interessanten Abhandlung gemacht. Er vergleicht die Ausdrücke, welche das Hebräische, Lateinische, Englische und Russische für diese Empfindung besitzt, und giebt zum Schluß die Hauptergebnisse seiner Untersuchung für Völker-Psychologie, für reine Psychologie und für Philosophie. Wir müssen uns aus Mangel an Raum auf die theils wörtliche Mittheilung der wichtigsten Punkte des letzten Kapitels beschränken. Was die Unterschiede anlangt, die sich ergeben, so ist „die starke Seite der hebräischen Sprache in der vorliegenden Gedankenreihe die Liebe Gottes zum Menschen, die Liebe des Menschen zu Gott und die allgemeine Liebe der Menschen untereinander. Der letztere Begriff wird vorwiegend als thätige, helfende Liebe genommen, und so mannigfaltig nüancirt, daß drei Worte zu seiner Vertretung vonnöthen sind." „Das Lateinische glänzt durch das Pflichtgefühl, das es in die Liebe legt. ... Wir haben ein Volk vor uns, das ungewöhnlich viel Bewußtsein und Absicht in die Liebe hineintrug." „Im Englischen begegnen wir einer sich gleichmäßig nach allen Seiten hin edel und einsichtig erstreckenden Ausarbeitung unseres Begriffes. ... Hier haben wir weder die mannigfaltige Entwickelung der jüdischen Nächstenliebe, noch den besonders starken Familien- und Genossenschaftssinn des Römers; aber wir finden beide Farben in je einem breiten Auftrag vertreten, und viele andere obenein." Die Russen haben in dem Worte milost den Ausdruck für eine so eigenartige Schattirung des Begriffs Liebe, daß wohl keine andere Sprache etwas ihm Entsprechendes aufweisen dürfte. „Milost ist nicht allein Nächstenliebe, sondern auch Höflichkeit und hohe, herablassende Huld." Im Fortschritt der Zeit wird es dieser Nation gewiß unpassend erscheinen, aus purer „Höflichkeit" um „Gnade" zu bitten, und dann wird milost die eine oder die andere Bedeutung sicher verlieren. „In der zärtlichen Schmeichelei, in der lebhaften Empfindung des Liebefiebers steht das Russische allen verglichenen Sprachen voran. War des Römers Liebe ernst auf die Nächsten (Familie, Patron, Client) gerichtet, die des Juden weich auf den Nächsten (erst alle Juden, später alle Menschen), die des Engländers gefühlvoll gewählt auf beide, je nach ihrer Art, so ist die russische kosig und begünstigend, wenn auch unbewußter, unerwogener, unsicherer schwankend, sowohl gegen den Einzelnen, als gegen Alle. Aber was die russische Auffassung am meisten auszeichnet, ist die emphatische Hervorhebung der göttlichen Liebe zum menschlichen Geschlechte. (Blagost.)"

Neben diesen Unterschieden kommen aber bemerkenswerthe Uebereinstimmungen zum Vorschein. Mit Ausnahme des Englischen, welches für like und love selbständige Gebiete zeigt, haben die drei anderen jede ein Wort, „das sämmtliche Schattirungen der Liebe vom ersten Gernhaben, bis zum stürmischen Besitzenwollen ausdrückt. ... Sie erinnern uns damit daran, daß die Liebe in der That aus dem gesammelten Niederschlag aller unserer früheren Meinungen und Erfahrungen entspringt, der in dem dunkelen Hintergrunde der Seele gelagert, unser eigenstes Ich ausmacht, und sich deßhalb ebenso sehr der Analyse entzieht, wie er sie empfindlich verweigert." Der Versuch einer Erklärung für die Ausnahme, welche das Englische hier macht, ist geistreich und hat Vieles für sich, aber vollständig genügend erscheint er uns nicht.

Der Gedanke, daß seine Götter ihn liebten, kam einem Römer schwerlich in den Sinn; „der Jude schreibt seinem Gott die Liebe zum auserwählten Volk, und allmählich zur ganzen Menschheit zu. ... Von der englischen und russischen Sprache ist es unnöthig zu bemerken, daß sie auf dem christlichen Standpunkt stehen."

„Im Hebräischen und Lateinischen kann die Liebe ein verzehrendes Gefühl sein, welches alle Güter des Lebens wegwirft, um den geliebten Gegenstand zu besitzen. Seltener zwar, aber erkenntlich genug, kann sie auch die höhere Leidenschaft werden, welche ihr Glück nur im Glück des Anderen sucht. Aber .... daß der Mensch durch dieses völlige Aufgehen in einen Anderen selber besser werden, daß er dadurch .... die ganze Welt in dem verklärten Lichte eines inneren Gefühls-Zusammenhanges schauen und schätzen lerne, war den Alten noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Heut haben die Poeten so viel davon zu erzählen, daß Jeder es gehört hat, wenn er auch sonst nichts davon weiß."

Sieht man endlich von der Verschiedenheit der vier genannten Völker ab, und stellt zusammen, was durch ihre vereinte geistige Thätigkeit der Begriff Liebe an Vielseitigkeit gewonnen hat, so erhält man ein Mosaik, welches an Fülle der Farben und der Zeichnung alles weit übertrifft, was eine einzelne Sprache zu leisten vermag, und „ließe sich dies synthetische Verfahren auf alle vorhandenen und untergegangenen Sprachen ausdehnen, so würden wir eine Einsicht erlangen in Alles, was die Menschheit als Ganzes je von der Liebe gedacht und gesagt hat." Mit

*) Ueber den Begriff der Liebe in einigen alten und neuen Sprachen. Von Dr. Karl Abel. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.)

einigen andeutenden, aber trotz ihrer Kürze sehr reichhaltigen Bemerkungen in dieser Hinsicht, beschließt der Verfasser seine anregende und dankenswerthe Arbeit.

Oesterreich-Ungarn.

Aus Böhmen.

Karl Grün's deutsch-historische Vorträge.

Die Publikationen und Bestrebungen des „deutschen Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse" in Prag haben in diesen Blättern eine so freudige Anerkennung gefunden, daß wir uns veranlaßt fühlen, in Form eines Nachtrages einen Akt der distributiven Gerechtigkeit zu üben. Jedem Verdienste seine Krone. Als besonders werkthätig und erfolgreich im Interesse des genannten Vereines hat sich seit zwei Jahren der bekannte Schriftsteller und Kulturhistoriker, Dr. Karl Grün, erwiesen. Neben verschiedenen trefflichen Beiträgen zu dem vom Vereine herausgegebenen Deutschen Volkskalender und einem gedruckten Vortrage über die Gegenreformation und die Jesuiten leistete Dr. Grün auch durch das gesprochene Wort dem Vereine wesentliche Dienste. Theils im direkten Auftrage des Vereines, stets aber im Einverständnisse mit demselben, hält Dr. Grün im deutschen Böhmen in einer ganzen Reihe von Städten freie Vorträge über kulturgeschichtliche Themata, die sämmtlich nicht nur zündend und fesselnd, sondern auch belehrend und fördernd wirkten.

Die Themata sind dem deutschen Publikum durch die kürzlich erschienene Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts (Leipzig, Winter) großentheils bekannt geworden. Wenn aber der Schriftsteller sein Material erschöpfen und bis ins Detail hinein verarbeiten kann; wenn selbst die Kunst der Erzählung auch in der Schriftsprache zur Geltung kömmt, so ist es doch etwas ganz Anderes um das geflügelte, von klarer Begeisterung getragene Wort.

Nichts konnte falscher sein als die Annahme, Grün's Buch sei eine „Sammlung von Vorträgen". Sein Buch ist historische Schrift, sein Vortrag lebendiger Lapidarstyl. Alljährlich bewerben sich die Städte, in denen Grün einmal gesprochen, um erneuerten und längern Besuch, so daß die Wintersaison schon nicht mehr ausreicht, um alte und neue Verpflichtungen zu erfüllen.

Wir wundern uns, offen gesagt, daß man in Deutschland nicht mehr Notiz von solchen Leistungen nimmt und dem Redner Gelegenheit giebt, auch die Heimat mit seinen Vorträgen zu erfreuen. Bei allen Kenntnissen von fremder Art und Kunst, die sich Grün durch lange Reisen angeeignet hat, beseelt ihn ein gründliches Deutschthum, ein tiefer Patriotismus; jedes Jahrhundert gipfelt für ihn stets in einem deutschen Manne, in einer deutschen Geistesbekundung. Und bei aller gelehrten Kenntniß der besprochenen Zustände und Persönlichkeiten fließt durch seine Sprache ein Strom echter Popularität, welche direkt ins Herz greift und deshalb auch nie ihre Wirkung auf den Zuhörer verfehlt.

J. H—r.

Frankreich.

Karl v. Holtei: Zwei neue französische Romane.

An den Herausgeber des „Magazin für die Literatur des Auslandes".

Breslau, Nov. 1872.

Bei Ihrer neulichen Anwesenheit in unsrer schlesischen Heimat haben Sie, geehrter Herr und Freund, mich aufgefordert, gelegentlich einen kleinen Beitrag für's „Magazin" einzuliefern. Wär' es auch nur die Pflicht der Dankbarkeit gewesen, die mich ermunterte, Ihrem Wunsche nachzukommen, so hätte diese schon genügt; es gesellte sich aber auch noch die eitle Einbildung dazu, ich vermöchte vielleicht, als ein auf abendliche Einsamkeit angewiesener Vielleser, Ihnen irgend welche nicht uninteressante Mittheilungen über französische neue Bücher darzubieten. Denn, (weshalb soll ich's leugnen?) ich lasse mich durch Nationalitätenhaß nicht abhalten, die Erzeugnisse Pariser Literatur fortwährend zu durchblättern, nach Umständen auch wirklich zu durchlesen. Habe sogar quand même theilweise ganz hübsche, fesselnde, ja lehrreiche Sachen gefunden. In jüngster Zeit freilich wurde mir die oft getadelte Vorliebe für jene gewandten „écrivains" gar sehr verleidet durch die albernen, lügenhaften, plumpen Verleumdungen deutschen Wesens und deutscher Art, deren sich auch die sonst geistvollsten unter ihnen befleißigen, so daß ich häufig beim besten Willen nicht umhin konnte, ihre Bücher wegzulegen, ehe ich dieselben beendigt hatte.

Da sind mir nun dieser Tage ihrer zwei in die Hände gefallen, die mich auf ganz absonderliche Ansichten brachten — Ansichten, welche für begründet auszugeben ich nicht wage, die ich dennoch nicht unterdrücken will; um so weniger, weil sie, durch die erstere der beiden Erzählungen nur flüchtig angeregt, in der zweiten sich bestätigen zu wollen schienen.

Erstere Geschichte heißt „Madame et Mademoiselle, par Xavier Aubryet, ein Autor, den ich, er möge mir verzeihen! bis dahin kaum dem Namen nach kannte. Es ist einer von denen, die sich förmlich abquälen, auf aparte Manier geistreich zu sein, was ihm bisweilen überraschend gelingt, mitunter jedoch wieder abstoßend wirkt. Dieser Herr bringt nun eine, auf sehr schwachen psychologischen Motiven hin und her schwankende Herzens-Angelegenheit, mit wenig Herz, mit noch weniger Seele, aber mit reichlicher Würze pikanter, eingestreuter Bemerkungen. Von Politik ist dabei nicht die Rede, wenigstens nicht absichtlich, und wo ihm unwillkürlich Anspielungen entschlüpfen, weiß man kaum, wie sie gemeint sind, weiß nicht wem er etwas anzuhängen wünscht: ob dem Feinde? ob dem Freunde? Das machte mich schon stutzig. Z. B.

„Ein preußischer Offizier hatte das junge Paar erkannt. Preußen hört Alles, sieht Alles, — nimmt Alles!"

Oder: „Merieux entfaltete eine riesenhafte Karte von Frankreich; denn seitdem die preußischen Offiziere uns so grausam vorgeworfen haben, daß sie unser Land besser kennen, als wir, beginnt sich bei manchen unserer jungen Herren das Ehrgefühl zu regen."

Oder: „Obgleich Franzosen, und unglücklich genug, nicht im Brandenburgischen geboren zu sein, wollen wir uns doch bestreben, lesen zu lernen."

Oder: „Der Leser wolle uns diesen militairischen Vergleich gütig nachsehen. Es sind während des schrecklichsten Jahres unserer Geschichte so viele improvisirte Generale aufgetaucht,

daß der Styl des Autors sich versucht fühlt, nicht immer im „„Civil““ zu verharren.“

Oder: „Giebt es für Männer ein erbärmlicheres Wort als „„perplex?““ — Man denkt dabei an einen National-Gardisten, welcher fragt: soll ich die Ordnung aufrecht erhalten, oder soll ich eingreifen?“

Oder: „Glaubst du, daß es Mauléon an Vorsicht fehlt?“

— „Er sieht aus, wie ein Mann der fünffach kampfbereit ist; folglich wird er besiegt werden.“

— „Also drauf!?“

— „Gewiß; auch wir rufen: nach Berlin!“

Oder: „Mauléon auf den Knieen vor seiner Schwester? Was bedeutet das?“

— „Irgend welche Unthat, wofür er Verzeihung erfleht. Ein schlechter Gatte, ein schlechter Bruder! Zum Glück sind wir da, die Familie zu retten!“

— „Ja, wie Diejenigen, welche Profession daraus machen, Frankreich zu retten!“

Oder: „rc. Dieses weite Reich, „„der Ehestand““, welches Du so wenig kennst, als wir Franzosen Deutschland gekannt haben!“

Und so weiter!! Den Spott fühlte ich wohl heraus; doch gegen wen er sich eigentlich richtet, das erschien mir fraglich. Auch hätte ich mir darüber nicht weiter den Kopf zerbrochen, wäre nicht das zweite oben erwähnter Bücher unmittelbar nachher an die Reihe gekommen. Dieses nimmt denn einen ganz entgegengesetzten Anlauf. Es richtet all' seine Waffen gegen Deutschland, resp. gegen Preußen, und sprüht förmlich vor Haß, Zorn und Wuth. Der Vertreter preußischer Schändlichkeit, die Hauptfigur, ist ein Schurke verworfenster Qualität. Er soll Preußens Niederträchtigkeit gleichsam personifiziren. Und der Verfasser ist ein Romanschreiber von Ruf, ein vielgelesener, ein, um gerecht zu sein, bedeutender Schriftsteller. Er heißt Paul Féval, und sein wider uns gerichtetes Schandbuch heißt L'homme du Gaz.

Ja, ein Schandbuch dürfen wir's nennen, wenn wir's nehmen wie es vor uns liegt, wenn wir uns an die offen ausgesprochene Tendenz halten.

Und dennoch? . . . ? Dennoch hat es mich, wie mich Aubryet's hingeworfene Randglossen stutzig gemacht, in der dort schon aufkeimenden Idee bestätigt, es solle nur ein deckendes Schild sein, unter dessen Schutze der Autor seinen Landsleuten die härtesten Wahrheiten sagen dürfe, weil er daneben die abscheulichsten Unwahrheiten gegen uns Deutsche im Allgemeinen, gegen Preußen in's Besondere zu Markte bringt?!

Ob meine Idee gar so unhaltbar sei, wollen Sie aus einigen nachstehenden Pröbchen entnehmen.

1) „Ein Franzose, der eine Deutsche zur Frau hat, und den die Kriegsereignisse seinem Vaterlande wieder zuführten, sagte uns: Die Nationalbibliothek (rue Richelieu) wäre zu eng, um die ungeheuren Stöße von Rapporten zu beherbergen, welche in den letzten zehn Jahren aus Paris nach Berlin gingen. Man mußte erstaunen über die Unzahl von Deutschen, die über ganz Frankreich verbreitet waren. Die meisten beriefen sich auf den elsässischen Accent. Es wimmelte von ihnen; sie machten Alles. In den Comptoirs, in den Werkstätten, in den schlechten Kneipen, überall hörte man diese entsetzliche Aussprache, über welche man damals lachte, über welche wir jetzt weinen.

„Und all diese Deutschen, die unser Brot aßen, unsern Wein tranken, unser Geld einsteckten, arbeiteten in fürchterlichem Verein an unserm Sturze.“

(Hier frag' ich Sie, lieber Freund und Redakteur, klingt die letzte Zeile nicht wie eine Entschuldigung für das vorhergehende Eingeständniß: die deutschen Arbeiter waren bessere, zuverlässigere, deshalb gesuchtere, als unsere französischen?)

2) „. . . . Schon richtete Berlin seine Artillerie auf uns, und ließ Preußinnen und Preußen los, ehe jene uns mit Eisenkugeln beschoß. Paris ahnete das instinktiv. Man erinnere sich der Aufnahme, die König Wilhelm fand (bei der Ausstellung). Er war stumm, der alte Mann. Sein kaltes, liebloses Auge starrte neugierig umher in Paris, und erkannte jene gegen uns über die Gränze geschleuderten Wurfgeschosse in seinen männlichen und weiblichen Spionen. Bisweilen wechselte er mit seinem ersten Minister einen Blick voll furchtbarer Zuversicht. Er hielt uns fest, dieser König, unser Gast und unser Feind; er hielt seine Rache (?) in Händen; man hatte ihm die Schwäche unserer Stärke in's Ohr geraunt; die unerhörte Lüge unserer Größe.“

3) „Die Preußen haben keine Militair-Caffee-Häuser, und wenn dereinst die französische Armee Revanche zu nehmen gedenkt, braucht sie andere Vergnügungen und andere Arbeiten als jetzt. Ich habe Militair-Caffee's beobachtet! Zur Stunde, wo die Nachrichten von unsern Niederlagen eine der anderen folgten und wie Hammerschläge unsre Brust erschütterten, hab ich oft mit unsäglicher Betrübniß elegante junge Offiziere prahlen hören, sie würden sämmtliche Preußen vernichten!! Ja, so versicherten sie, die Unglücklichen. Immer, immer! Die räucherigen Fensterscheiben athmeten Dünste aus von Tabacksqualm — Alcohol — und Großsprecherei. Dann kehrten sie entmuthigt heim, beschuldigten das Schicksal, die Generale ihre Soldaten, klagten die verbrecherischen Intendanten und Lieferanten an, und brüsteten sich, sie hätten gegen eiserne Mauern angekämpft, aber höchste Tapferkeit müsse dem „unsichtbaren“ Tode unterliegen.“

(Herr Féval weiß recht gut, daß den deutschen Gewehren Chassepots und Mitrailleusen wohl gewachsen waren, und daß der auf die Ferne berechnete „unsichtbare“ Tod hüben wie drüben drohte. Es wird ihm auch nicht unbekannt geblieben sein, welches Lied die Spicherer Höhen z. B. zu singen wissen, vom Kampfe Mann gegen Mann; vielmehr eines Mannes gegen ihrer Zwei und Drei! Er legt seinen Landsleuten eben nur Prahlereien und Ausflüchte absichtlich in den Mund.)

4) „Blinde Bethörung von der einen, ungezügelte Selbstsucht von der andern Seite!

„Rechts verbissene Zähigkeit, den Platz den man nicht ausfüllt, zu behaupten; links Wolfshunger, rasende Sucht den Platz an sich zu reißen, den zu halten man nicht verstehen wird; . . .

„Darin besteht das niederschlagende Ergebniß unserer Geschichte!

5) Der preußische Spion, Schurke, Mörder, genannt „Mein Herr“ Léon Rabbe, sagt kurz vor seinem Selbstmorde, in Verzweiflung, daß er den Sieg seiner Landsleute, für die er sich opfert, nicht mehr mit erleben soll:

„Die Mine ist tief gegraben und weit verzweigt. Statt Schwefel und Salpeter, haben wir darin zusammengehäuft, ihr Franzosen, eure Laster, eure Bestechlichkeit, eure Ohnmacht; die grausame Thorheit eurer politisirenden Banditen; die Gehässigkeiten eures Pöbels, seine Leichtgläubigkeit, seinen Unglauben, seine Gier, seinen Hunger und Durst, seine Spottsucht, seine Unwissenheit; den Hochmuth eurer noch unwissenderen Spießbürger, wahre Truthähne, die sich mit Oppositions-Trüffeln mästen, bevor sie sich an den Spieß stecken, um gebraten zu werden; — die Gaunerei eures neuen Adels; den Verfall eures alten Adels, das hohle Geschwätz eurer Advokaten; die Apostasie eurer Priester; die Anarchie eurer Unterrichtsanstalten; die Galle eurer heidni-

schen Universitäts-Professoren; die Herabwürdigung eurer Literatur; die Schmach eurer Theater; die Fieberwuth eurer Presse, welche die Welt in Brand stecken möchte für ein Abonnement auf drei Monate; die Insubordination eurer Truppen; die eitle Ungeduld eurer Offiziere; die Starrköpfigkeit eurer Generale...; all dies zusammen liefert den Zündstoff, und darüber haben wir das mit Absinth vermischte Petroleum gegossen, welches von den Lippen eurer possenreißenden Catilina's geifert!"

So weit Herr Féval, dem ich nur ein Hunderttheil ähnlicher Aussprüche entlehnt habe.

Und nun frage ich Sie, Verehrter: halten sie mich für thöricht, wenn ich behaupte, er hat das Buch nur geschrieben, um den Franzosen die Wahrheit zu sagen, ohne Gefahr für seine gesunden Glieder?

Mag der Held seines, die Facta betreffend, höchst willkürlich und roh mit Blut und Greueln zusammengestoppelten Romans ein ganz gemeines Fratzenbild sein, und als solches Preußen repräsentiren wollen oder sollen ... kein Leser wird glauben, auch der verrückteste Deutschenhasser nicht, daß ein solcher Deutscher, daß überhaupt ein solcher Mensch existirt. Jeder Verständige wird den Popanz erkennen, der täuschen will. Jeder muß durchschauen, daß hinter der Maske glühenden Hasses sich das Bedürfniß versteckt, von der Leber wegzureden, was die Seele des Verfassers bedrückt, und der großen Nation in's Gewissen zu sprechen.

Helfen wird zwar auch diese ironische Uebertreibung nicht, den an Wahnsinn streifenden Haß der Franzosen, der doch eigentlich nur aus verletzter Eitelkeit entsprungen ist, den dürften, fürcht' ich, Jahrzehnde nicht mildern; er wird dauern bis die jetzige Generation ausgestorben ist; wo wir Beide, Sie und ich, nichts mehr von der Aussöhnung profitiren werden. Mich macht's recht traurig, wenn ich immer neue Beweise erhalte von dem giftigen Ingrimm, selbst der klügsten und wohlwollendsten unter dortigen Bekannten.

Denken Sie noch an unsern lieben Marmier, dem es damals in Berlin so gut gefiel, der, so herzlich aufgenommen, sich so heimisch bei uns fühlte?

Ich habe nicht mehr den Muth, an ihn zu schreiben, denn ich fürchte, auch er könnte angesteckt worden sein von jener Preußenscheu, die fast der Wasserscheu gleich kommt, weil sie, wie der tolle Hund seinen Herrn, die guten Freunde nicht mehr kennt.

Als ob wir den Krieg gesucht hätten!? Und als ob redliche und gerechte Menschen nach geschlossenem Frieden sich nicht persönlich noch so lieb haben könnten, wie früher?

Doch, wer kann dafür stehen, daß wir so billig dächten und empfänden, wenn wir unterlegen wären?

Gott sei Dank, daß wir nicht auf solche schwierige Probe gestellt wurden!

Leben Sie wohl, theurer Freund und empfehlen Sie den Ihrigen den alten Holtei.

Die französischen Eisenbahnen während des Krieges.

Herr F. Jaemin, Professor an der Pariser Ingenieur-Schule (Ecole des ponts et des chaussées) und Ober-Ingenieur der Ostbahn, hat ein überaus lehrreiches Buch über die Eisenbahnen während des Krieges von 1870—1871 herausgegeben.*) Er weist darin nach, welche Mißgriffe und Nachlässigkeiten die Minister Napoleons III. auf dem Gebiete der Eisenbahnen beim Ausbruche des Krieges und während desselben sich haben zu Schulden kommen lassen und verbindet damit einen vergleichenden Blick auf die großen und wunderbaren Leistungen des preußischen Generalstabes auf demselben Terrain. Bei uns, sagt der Verfasser, herrschte die Unordnung als Princip; Ordre und Contreordre folgten sich überall auf dem Fuß und zeigten klar, wie wenig vorbereitet diese unselige Regierung war, die, auf den Glückstern des December vertrauend, wahnsinnig genug war, unter solchen Verhältnissen einem Feinde den Krieg zu erklären, der sich darauf seit einem halben Jahrhundert und länger vorbereitet hatte! Quem deus vult perdere eum dementat!

Vom 16. bis zum 26. Juli beförderte die französische Ostbahn an die deutsche Gränze 180,000 Mann und 32,000 Pferde. Das Verdienstliche bei dieser Beförderung gebührt lediglich der Eisenbahn-Administration; aber die Regierung ihrerseits hatte für keinerlei Organisation gesorgt. „Die isolirten Mannschaften suchten ihre Corps, die Generale suchten ihre Truppen, während die Deutschen bis zum 4. oder 5. August 450,000 Mann, also mehr als das Doppelte unserer Truppenzahl, sehr wahrscheinlich aber das Vierfache der Truppenzahl der Corps, die bei Forbach und Fröschweiler (Wörth) kämpfte, auf ihren Eisenbahn-Linien herangeschafft hatten."

Statt der Etappen-Commandos auf jeder Station, wie sie die Deutschen sofort einrichteten, herrschte bei den Franzosen überall der größte Mangel an Disciplin. „Die vereinzelten Soldaten sammelten sich bald zu flottirenden Massen, die sich auf den Landstraßen umhertrieben und an den Büffets es sich wohlschmecken ließen, welche von freiwilligen, wohlthätigen Comités auf den Bahnhöfen errichtet waren; niemals aber fanden diese Soldaten ihre Corps wieder. Ende August hatte der Bahnhof von Reims seine Waggons gegen die Plünderungs-Versuche einer Bande von 4—5000 Mann dieser Militair-Rotten zu vertheidigen, die förmlich zur Plage der französischen Armee und des Landes wurden und die, nachdem sie vielleicht eine Zeit lang wirklich ihre Regimenter gesucht, sich leicht an den Gedanken gewöhnt hatten, sie nie wieder aufzufinden." Aber auch bei den zusammengebliebenen Regimentern fehlte es auf den Eisenbahnen an aller Disciplin. Nachdem beim Einsteigen in die Züge die Offiziere sofort von den Wagen erster Klasse Besitz genommen, weigerten sich die Mannschaften, in den, zu diesem Behufe, mit Sitzbänken ausgestatteten Güterwagen Platz zu nehmen. Die Offiziere kümmerten sich um dieses Benehmen ihrer Untergebenen nicht, bis endlich durch irgend einen energischen Befehlshaber der Sache ein Ende gemacht wurde. Inzwischen war eine längere Zeit verstrichen, und der Fahrplan der Armee-Beförderung konnte nicht innegehalten werden.

Der Verfasser behauptet, daß die vortrefflichen Anordnungen des preußischen Reglements für die Militair-Beförderung auf Eisenbahnen, die auch vom österreichisch-ungarischen Kriegsministerium vollständig adoptirt sind, schon vor Jahren, auf Anregung des verstorbenen Marschalls Niel, in Frankreich ursprünglich geplant, aber mit dem gewöhnlichen französischen Leichtsinn nicht zur Ausführung gebracht worden seien. Er sucht nunmehr von seinem Lehrstuhle in der Pariser Ingenieurschule theoretisch auf die Reform dieses Zweiges der Kriegsrüstungen einzuwirken. Ja, es soll dabei sogar schon die Frage ventilirt worden sein, ob nicht Frankreich, nach dem Vorgange Rußlands, seine Eisenbahn-Geleise nach einem andern System, als dem in Deutschland befolgten, umbaue, damit bei dem künftigen, „unvermeidlichen" Revanche-Kriege

*) Les chemins de fer pendant la guerre de 1870—1871. Paris, Hachette, 1872.

die deutschen Lokomotiven und Eisenbahn-Transportmittel nicht ohne Weiteres auf den französischen Bahnen vordringen können.

Belgien.

Brüsseler „Zweep" vom 24. November 1872.

Wo wir auch stehn und wo wir gehn,
Vlämisch liegt uns stets am Herzen:
Vlämisch denken wir, vlämisch fühlen wir
In Freuden wie in Schmerzen.
O Muttersprache, allezeit
Preis deiner Pracht und Herrlichkeit!
Wo wir auch stehn und wo wir gehn,
Vlämisch liegt uns stets am Herzen.

Schloß Corvey. H. v. F.

Dänemark.

G. Brandes: Die Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts.*)

Die Literatur führt uns ein in das innerste Leben eines Volkes, sie zeigt uns die mannigfachen Phasen, welche dasselbe durchzumachen hatte, um eine gewisse Rangstufe im Reigen der Völker einzunehmen — mit einem Worte: sie ist der Prüfstein, an welchem man die geistige Entwickelung einer ganzen Nation unschwer erkennen kann.

Unter den Literaturen aller Völker Europa's nahm diejenige der skandinavischen Länder von jeher einen untergeordneten Rang ein. Die geistigen Kämpfe ganzer Jahrhunderte gingen unbemerkt an ihr vorüber, nicht einmal das von Anderen Erkämpfte suchte sie sich zu eigen zu machen. Es scheint ihr die Kraft und der Wille zu fehlen, eine höhere Stufe zu erklimmen, und so sehen wir denn ihre Erzeugnisse, fast ein Jahrhundert hinter denen anderer Nationen zurückstehend, voller phantastischer Mysterien und Grübeleien theologischer Probleme einer dem Mittelalter angehörenden Vergangenheit. Es liegt uns fern, die Verdienste einiger hervorragender Männer herabwürdigen zu wollen, aber dennoch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß das geistige Leben einer ganzen Völkerfamilie allgemach der Versumpfung entgegengeht. Nur ein energisches Emporraffen vermag diesem Uebel zu steuern, und diese Nothwendigkeit ist von Dr. G. Brandes, einer der ersten schriftstellerischen Capacitäten des heutigen Dänemarks, mit richtigem Blicke erkannt und sofort zur That gemacht worden.

Im verflossenen Winter hielt dieser ausgezeichnete, übrigens noch jugendliche Gelehrte an der Kopenhagener Universität einen Cyklus von Vorlesungen über die Hauptströmungen der Literatur unseres Jahrhunderts, die gedruckt und gegenwärtig im ersten Bande vorliegen. Das Aufsehen, welches diese Vorträge erregten, war ungeheuer, Alles drängte sich in die Hörsäle der Universität und Jeder wollte den Mann sehen, der es wagte, ein Regenerator seiner heimatlichen Literatur werden zu wollen. Am meisten indignirt zeigte sich die dänische Presse, die mit wenigen Ausnahmen wie eine beutegierige Meute über den kühnen Mann herfiel, und sein Werk in den Schmutz zog. Auch hier bewährte sich das alte Sprichwort, daß der Prophet im eigenen Lande am wenigsten gilt, aufs Neue; das Ausland aber hat ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und sein Werk anerkennend und mit Beifall aufgenommen.

Dasselbe bildet gewissermaßen eine Fortsetzung von Hettner's Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, nur mit dem Unterschiede, daß Letzterer den Kampf der großen Aufklärungs-Ideen sozusagen in epischer Breite schildert, während Brandes sich darauf beschränkt, den reactionären Kampf, welchen die nächstfolgende Generation gegen diese Ideale führte, in einen engbegränzten Rahmen zusammenzufassen und nur diejenigen literarischen Erzeugnisse zu besprechen, in denen die geistige Entwickelung der Menschheit zu einem wesentlich veränderten Standpunkte gelangt und eine höhere Stufe erklimmt.

Seine Arbeit umfaßt, der größeren Uebersicht wegen, sechs verschiedene Literatur-Gruppen, welche sich, wie die Akte eines großen Dramas aneinanderreihen. In der ersten Gruppe, der französischen, von Rousseau inspirirten Emigranten-Literatur, beginnt die Reaction, aber hier sind die reaktionären Strömungen noch überall mit den revolutionären gemischt. In der zweiten Gruppe, der katholisirenden romantischen Schule Deutschlands, welche den ersten Band beschließt, ist die Reaction im Steigen; sie geht weiter und hält sich von den Freiheits- und Fortschritts-Bestrebungen des Zeitalters mehr fern. Jedes der uns so vorgeführten Bilder ist fesselnd und lichtvoll zugleich, nichts von Subjectivität, überall zeigt sich der vorurtheilsfreie Blick des Verfassers, sein immenses Wissen auf dem Gebiete der vergleichenden Literaturgeschichte.

Da wir, nach dem ersten Bande zu urtheilen, auch in den folgenden bis zur Zeit des „jungen Deutschland" reichenden Bänden eine freie, geistreiche Auffassungs- und Darstellungsweise zu erwarten haben, so dürfen wir dieses Werk mit um so größerer Freude begrüßen, als es, trotz aller Opposition im eigenen Lande, doch von den wohlthätigsten Folgen für die dänische und für die gesammte Literatur Skandinaviens sein wird. Eine bittere Medizin zwar, aber hoffentlich von heilsamen Folgen. Um die Wiedergabe in deutscher Sprache hat sich der durch seine literarische Thätigkeit rühmlichst bekannte Herr A. Strodtmann ein großes Verdienst erworben. Th. St.

Süd-Amerika.

Ferdinand Appun und seine Reisen unter den Tropen.

Die deutsche Wissenschaft hat wiederum den Verlust eines tüchtigen gelehrten Entdeckers zu beklagen. Diesmal ist der Schauplatz, auf welchem der Gelehrte zum Opfer fiel, der südamerikanische Urwald. Dort erlag, wie die Zeitungen melden, Ferdinand Appun, ein Schlesier, den mörderischen Anschlägen indianischer Eingebornen. Zwanzig Jahre hatte er sich in Süd-Amerika aufgehalten, hatte lange Zeit in indianischen Gemeinden gelebt, und war, zwar nicht ohne auf seinen Fahrten hin und wieder in Lebensgefahr zu gerathen, glücklich vor Kurzem nach seiner Heimat Bunzlau zurückgekehrt. Hier hatte er kaum

*) Vorlesungen, gehalten an der Kopenhagener Universität von G. Brandes. Uebersetzt und eingeleitet von Adolf Strodtmann. Erster Band. Berlin, Franz Duncker, 1872.

begonnen, der deutschen Wissenschaft die Ergebnisse seiner Naturforschungen zugänglich zu machen, als der Trieb nach Vervollständigung seiner Arbeiten ihn wiederum nach den Tropen Amerikas zog. Dort sollte er nach kurzem Aufenthalte dem tragischsten Geschicke unterliegen. Nähere Nachrichten über das unglückliche Ereigniß werden noch erwartet.

Appun begab sich, um Studien in der Ethnographie, Zoologie und Botanik zu machen, im Jahre 1848 auf Empfehlung von Alexander von Humboldt nach Süd-Amerika. Zunächst durchforschte er die reichen Naturschätze und Landschafts-Scenerien von Venezuela. Länger als zehn Jahre verweilte er daselbst, und große Sammlungen aus dem Gebiete der Zoologie und Botanik, die er nach Europa sandte, bezeugten die glücklichen Erfolge, deren er sich in seinen Studien zu erfreuen hatte. Später siedelte er nach Britisch Guyana über und bereiste, von der britischen Regierung als Naturforscher angestellt, bis zum Jahre 1868 das ganze Innere des Landes, indem er zugleich Ausflüge nach dem nördlichen Brasilien, dem Rio Branco, dem Rio Negro bis zum Amazonas und an diesem Strome aufwärts bis zur peruanischen Gränze unternahm.

Diese Reisen hat Appun in einem Werke beschrieben, das dem Leser ein Interesse gewährt, wie es kaum ein Roman vermag. „Unter den Tropen" heißt der Titel.*) Es ist mit einer Frische, einer Lebendigkeit, einer packenden Realität und zugleich mit einer so anregenden Farbengluth gegeben, daß vor dieser Wirklichkeit auch die kühnste Phantasie ohne Weiteres die Waffen streckt.

Wir sehen den Reisenden an der venezuelischen Küste bei La Guayra landen. Kaum hat er dort sich an den festen Boden des Continents gewöhnt, als er auch schon, überwältigt von dem Contrast zwischen dem Meere und den Küsten-Anden, und bezaubert von dem Eindrucke der üppigen Tropen-Natur, hinausschweift an den Strand, ins Feld, in den Wald, um sofort seine Studien mit allem Eifer eines jungen deutschen Gelehrten zu beginnen.

Alles ist hier neu und überraschend; Alles erglänzt in unglaublich intensiven Farben, Alles frappirt durch seltsame Gestaltung. So der Strand, so das innere Land. Dort fesselt das rege Leben und Treiben der niederen Seegeschöpfe, hier die Mannigfaltigkeit und Großartigkeit der Pflanzen-Formen. Strand und Land liefern in Masse, was zur Leibes-Nahrung und Nothdurft gehört, manches auch darüber — jener prachtvolle Schaalthiere, dieses Früchte in unübersehbarer Abwechslung. Indem der Reisende sich aber ganz dem Eifer des Naturforschers hingiebt, hier ohne Vorsicht Früchte kostet, dort in den Sümpfen zwischen den Korallenriffen einhersteigt, erfährt er sogleich auch die Opfer, die es kostet, Naturforscher zu sein!

Nochmals geht es zur See. Der Reisende steigt in Puerto Cabello wieder ans Land. Hier erlebt er die erste jener tropischen Nächte, welche dem Europäer so viel zu denken, zu thun und zu leiden geben, bevor er sich an sie gewöhnt. In seinem Zimmer in der Posada angekommen, um sich dem Schlafe zu überlassen, erblickt er an den Wänden bereits eine ziemlich bedeutende Sammlung lebender Cucaracha's und, gelinde gesagt, übelriechender Käfer, unter welche gemüthliche Gesellschaft sich auch einige Skorpione gemischt hatten. Die Cucarachas fliegen, vom Lichte aufgeschreckt, durch das Zimmer, andere bewegen sich, mit ihrer hornartigen Bedeckung rasselnd, in größter Schnelle nach ihren Schlupfwinkeln. Auf die Skorpione macht unser Naturforscher, mit einem Schuh bewaffnet, an den Wänden eine lebhafte Jagd. Da wird er plötzlich auf das Heftigste in den linken Fuß gekniffen; eine große blaue Krabbe hängt mit ihren beiden dicken Scheeren an seinen Fußzehen und ist nicht anders zu bewegen, ihrer Anhänglichkeit zu entsagen, als daß der Reisende ihr den heißen Stearin seiner Kerze auf die Freßapparate träufelt, worauf sie schleunigst in ihr Mauerloch retirirt. Die Müdigkeit meldet sich, aber der Schlaf wird immer wieder durch die zum niederen Thierreich gehörenden Bewohner des Zimmers verscheucht, und selbst der Morgen bringt noch überraschende Erinnerungen an die bewegte Nacht: die Krabben hatten ein zur Erde gefallenes schwarzseidenes Halstuch zerfressen und etwa so zugerichtet, wie die Raupen ein Kohlblatt.

Appun verlebte darauf längere Zeit in dem, eine Legua von P. Cabello landeinwärts sich hinziehenden Thale San Esteban, wo die Europäer des Städtchens ihre verschiedenen Landhäuser besitzen. Herrliche Naturschilderungen giebt er uns aus der Erinnerung an diesen Aufenthalt, von dem er sagt, daß die darauf verwendete Zeit eine der angenehmsten und, was die Erwerbung von Kenntnissen tropischer Natur betrifft, eine der vortheilhaftesten gewesen sei, die er in Süd-Amerika verlebt habe. Man gewinnt aus diesen Schilderungen den Eindruck, als ob die Natur hier, und eigentlich nur hier in den Tropen, mit vollkommener, gewissermaßen künstlerischer Unabhängigkeit habe arbeiten, jede Lebenskraft ungehemmt zur möglichsten Entwickelung habe bringen können. Daher diese kolossalen, üppigen Formen in Laub, Blüthe und Frucht der Pflanzenwelt, daher die gewaltigen Dimensionen, zu welchen die Glieder der Thierwelt heranwachsen. Freiheit der Entwickelung, so heißt das republikanische Programm, das die Natur hier auf ihre Fahne schreibt. Und dies Programm überträgt sie freigebig auch auf menschliche Geschöpfe, welche auf tropischem Boden erwachsen. Dasselbe lebt und webt in den Indianern wie in den Creolen, und wenn darauf die vollkommene Schönheit, die Ueppigkeit in der physischen Erscheinung und der feurige Geist der Creolinnen beruht, so ist auch nicht minder deren Unbefangenheit im Verkehr mit dem anderen Geschlechte, von welcher Appun mancherlei Ueberraschendes zu erzählen weiß, auf die tropische Freiheit der Entwickelung zurückzuführen.

Von hier aus sehen wir den Reisenden das Land in den verschiedensten Richtungen durchkreuzen. Bald nimmt er, um von einer anderen Küste aus in das Binnenland zu dringen, eine primitive Seefahrt mit Eingeborenen vor, bei welcher Gelegenheit er Schiffbruch leidet und eine kleine Robinsonade durchmacht; bald fährt er in schmalem Boote auf einem jener wilden Flüsse in den Urwald hinein, nährt sich von seiner Jagdbeute und Krokodil-Eiern und nimmt sein Nachtquartier mitten unter den Bestien, welche den Wald unsicher machen. Dann wieder reitet er viele Tagereisen auf ursprünglichen Wegen durch die Savanen und übersteigt, indem er in die Vegetationen aller Erdzonen gelangt, die Anden; oder wir sehen ihn mitten im Urwalde eine Indianerhütte bewohnen, sich dem Vergnügen der Jagd hingeben und alle Pracht der Tropen-Natur genießen. Ein anderes Mal ist der Orinoco-Strom der Schauplatz seiner Beobachtungen. Nur ein winzig kleines Segelboot nimmt ihn und einen Photographen auf, und damit will er mit Hülfe eines deutschen Matrosen eine Entdeckungsreise den Riesenstrom aufwärts machen. Allein nur eine Tagereise weit kommt die kleine Gesellschaft. Ein Sturm bringt sie in die Gefahr, vom Orinoco verschlungen zu werden;

*) Unter den Tropen. Wanderungen durch Venezuela, am Orinoco, durch Britisch Guyana und am Amazonenstrome in den Jahren 1849—1862. 2 Bände. Jena, H. Costenoble, 1871/72.

ein deutscher Schooner rettet sie. Nicht entmuthigt, nur vorsichtiger wird die Expedition fortgesetzt. Man besucht links und rechts die am Strome gelegenen Indianer-Ortschaften, verlassene Missionen und mit dem größten Interesse die gewaltigen Wasserfälle des Caroni.

Am Orinoco war es auch, wo Appun, in Gesellschaft seines Freundes und einer ganzen Schaar lustiger Indianerweiber den Urwald besuchend, sich in Verfolgung einer Schlange, die er, wie grundsätzlich jedes ihm begegnende derartige Reptil, tödten wollte, dergestalt verirrte, daß es ihm unmöglich wurde, die Gesellschaft wieder zu finden. Drei bis vier Tage irrte er in dem Gestrüpp des dichten Waldes umher; wie Robinson, verbrachte er die Nächte auf Baumstämmen, und unglücklicher als dieser, mußte er seinen peinigenden Hunger mit rohen Käfern und Schnecken stillen. Er jauchzte auf, als er endlich durch Zufall an den Orinoco kam. Ein mühsamer Marsch den Strom aufwärts brachte ihn an eine Indianer-Hütte. Doch die Gastlichkeit derselben war höchst zweifelhafter Natur; er würde dort sein Leben in den Händen zweier räuberischer Indianer haben lassen müssen, hätte nicht die spanisch sprechende junge Tochter des Hauses sich seiner erbarmt und durch Warnung und thatkräftige Hülfe seine Rettung vermittelt. Eine kühne und mit Anstrengung der letzten Kräfte unternommene Flucht that das Uebrige. Im trostlosen Zustande, zerfetzt, abgehetzt, traf er bei den befreundeten Indianern wieder ein, die sein Wiedererscheinen bereits aufgegeben hatten.

Es war nicht das einzige Abenteuer dieser Art. Die Lebensgefahr stattete ihm sozusagen alltäglich ihren Besuch ab. Auch mit den Indianern machte er schon damals schlimme Erfahrungen: vor ihren Schurkenstreichen war er gewarnt. Aber die Liebe zur Wissenschaft stärkte den Reisenden zu immer neuen Unternehmungen. So ist sein Buch nicht allein ein Magazin zahlloser anregender Beobachtungen über die tropische Schöpfung, sondern auch ein Panorama der anziehendsten persönlichen Erlebnisse, welche inmitten einer Wunderwelt oft wie ein Märchen aus Tausend und Eine Nacht erscheinen.

Kleine literarische Revue.

— **Neue Ausgaben werthvoller Werke.** Mit Vergnügen nehmen wir wahr, daß, trotz so mancher betrübender Anzeichen von der wachsenden Lust des Publikums an frivolen, geistlosen Erscheinungen der Literatur, gediegene schönwissenschaftliche Arbeiten, die mit einer anziehenden Form einen nachhaltig auf Kopf und Herz wirkenden Inhalt verbinden, in neuen vergrößerten Auflagen erscheinen und sich verbreiten. So sind uns in neuester Zeit zugegangen:

„Eine ägyptische Königstochter," historischer Roman von Georg Ebers. 3 Bände. Dritte Auflage.*) Der gelehrte Verfasser hat die in den acht Jahren, welche seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe verflossen, in der Kenntniß der altägyptischen Wissenschaft, Kunst und Geschichte gemachten Fortschritte für die zweite und die dritte Auflage seines Werkes trefflich zu verwenden gewußt. Das Werk hat auch in England, wo es in einer trefflichen Uebersetzung erschienen, viele Anerkennung gefunden.

„Felix Mendelssohn Bartholdy." Sein Leben und seine Werke, von August Reißmann. Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage.*) In einer Zeit, deren Musikgeist von einem Componisten beherrscht wird, der in wahnsinniger Selbstüberschätzung seine unmittelbaren Muster und Vorgänger unwürdigerweise herabsetzt, macht es doppelt Freude, die Reißmann'sche Biographie Felix Mendelssohn's, die ein vollständiges Bild seiner großartigen, künstlerischen Wirksamkeit und seines hochsinnigen, von keinerlei Eigendünkel und Neid getrübten Charakters liefert, und die „an der Besonderheit der formellen Gestaltung, welche das Kunstwerk bei Mendelssohn erfährt, die Eigenthümlichkeit seines musikalischen Genius zeigt", auch vom Publikum anerkannt zu sehen.

„Goethe's Frauen-Gestalten," von Ad. Stahr. 2 Bände. Vierte vermehrte Auflage.**) Die Aufgabe, die sich der Verf. gestellt, die Kunst des großen Meisters Göthe in der Charakteristik der von ihm geschaffenen Frauen-Gestalten durch eine eingehende klare Entwickelung derselben darzulegen, hat er glücklich gelöst, und besonders die gebildete deutsche Frauenwelt giebt ihm dies durch die stets wachsende Theilnahme an seinem Werke zu erkennen. Die gegenwärtige vierte Auflage ist unter Anderm durch ein interessantes Facsimile Göthes bereichert: „An Fräulein Wilhelmine Herzlieb", deren Identität mit „Ottilie" in den „Wahlverwandtschaften", trotz der vielseitigen, begründeten Widersprüche, die diese Charakter-Auffassung erfahren hat, von Stahr aufrecht erhalten wird.

„Des einigen deutschen Reiches Musik-Zustände." Zwölf Briefe von Ludwig Meinardus. Zweite Auflage.***) Wir haben diese kleine, anregende Schrift in ihrer ersten Auflage kürzlich in diesen Blättern (Nr. 41) erst besprochen und freuen uns, daß diese an die zeitgenössische Musik gerichtete Aufforderung, „zurückzukehren zur Einfachheit, gesetzlichen Wahrheit, wahren Gesetzlichkeit und deutschen Ehrfurcht vor dem sittlich Schönen und Guten", trotz aller Einflüsse der Wagner'schen Schule, Anklang in der musikalischen Welt gefunden hat.

— **Deutsche Lyriker seit 1850.**†) Diese beliebte Anthologie des neueren deutschen Parnasses, deren erste und zweite Auflage von Dr. E. Kneschke herausgegeben und mit biographisch-kritischen Notizen über jeden einzelnen Dichter ausgestattet worden, hat jetzt in ihrer dritten Auflage einen neuen Herausgeber und literarischen Förderer in Herrn Max Moltke erhalten. Man kennt den Bienenfleiß und die Bestrebungen des Redacteurs des „Deutschen Sprachwart" für Hege und Pflege unserer Muttersprache; er hat eine gleiche Sorgfalt auch auf die ihm anvertraute Redaction und Ergänzung der dritten Auflage des Buchs der Lyriker der Gegenwart verwandt. Nicht nur sind eine Menge Dichter-Namen neu hinzugekommen, sondern auch viele der schon früher aufgenommenen sind durch neuere, reifere Erzeugnisse ihrer Muse vertreten, während, unter Beibehaltung der meisten kritischen Urtheile Kneschke's, die biographisch-bibliographischen Notizen vielfach berichtigt sind. Es befindet sich allerdings unter der großen Zahl von Auserwählten, deren Namen- und Poesieen-Verzeichniß allein nahe an zwölf Octavseiten einnimmt, auch mancher Unberufene, aber man wird zugestehen müssen, daß Alles, was hier geboten ist, nur den besseren Elementen unserer

*) Stuttgart, Ed. Hallberger, 1873.

*) Berlin, J. Guttentag (D. Collin), 1872. (Ein Band von 328 S.)

**) Berlin, J. Guttentag (D. Collin), 1872.

***) Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung, 1873. (174 S.)

†) Dritte bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig E. G. Theile, 1873. (Mit Geibel's Portrait. XX und 772 S.)

modernen Lyrik, nur dem poetischen Gebiete des Edelmenschlichen, Reinen und Schönen angehört. Eines wird man freilich mit Bedauern vermissen: jeden Anklang an die Kriegs- und die deutsche Wiedergeburts-Zeit der Jahre 1870–71.

— **Um Scepter und Kronen.***) Dieser Roman, über dessen erste Abtheilung wir im vorigen Frühjahre berichteten, ist nunmehr auch in der Form eines zweiten und dritten Bandes erschienen, nachdem er zuvor in einzelnen Abschnitten in der Zeitschrift „Ueber Land und Meer" abgedruckt war. Der Roman kündigte sich als eine Art diplomatischer Enthüllungen der Vorgänge vor dem Ausbruche und während des Krieges von 1866 an. Die ersten Kapitel waren auch nicht ohne Geschicklichkeit und scheinbar mit tieferer Kenntniß der Dinge abgefaßt, als gewöhnliche Novellisten sie zu haben pflegen. Der weitere Verlauf des Romans hat jedoch, obwohl er fortfuhr, mit kühner Zuversicht Darstellungen der innersten Geheimnisse der Kabinette von Berlin, Wien, Paris, St. Petersburg, München u. s. w. zu liefern, wenig die Erwartungen der Leser befriedigt, welche gern dem Talente des Verfassers, sich in gewisse Situationen und in Conversationen, deren Zeuge er unmöglich sein konnte, hinein zu denken, ihre Anerkennung nicht versagen, jedoch es völlig aufgegeben haben, in seinem Romane wirkliche, historische Enthüllungen zu finden.

— **Lesser's Illustrirter Almanach, 1873.****) Dieses nach dem Muster des englischen Christmass-Bookseller von dem Besitzer der Internationalen Buchhandlung in Berlin vor vier Jahren zum erstenmal herausgegebene, illustrirte Weihnachts-Buch liegt uns jetzt in seinem Jahrgang 1873 vor. Vom kleinen Duodez-Format, das es Anfangs hatte, ist das Buch zum stattlichen Großoktav-Band angewachsen, und gleichwohl ist der überraschend niedrige Ladenpreis desselben (5 Sgr.) beibehalten. Die Lösung dieses Preis-Räthsels besteht darin, daß der Inhalt des illustrirten Almanachs, mit Ausschluß der ersten 38 Seiten, die einige poetisch-literarische Zugaben bekannter Autoren und eine gedrängte, aber mit Geschicklichkeit zusammengestellte Uebersicht der Literatur von 1871—72 enthalten, von den deutschen Verlegern, deren illustrirte Werke darin angezeigt sind, nebst den zur Empfehlung derselben abgedruckten zahlreichen Probe-Illustrationen dem Herausgeber geliefert worden ist. Das Unternehmen ist sowohl an sich, als wegen seiner Förderung des Weihnachtsbücher-Consums, mit Recht zu empfehlen.

— **Zu Spamer's Weihnachts-Büchertisch.** Dem in der vorigen Nummer unseres Blattes mitgetheilten Verzeichnisse der belehrenden, unterhaltenden und mit reichem Bilderschmuck ausgestatteten Jugendschriften des Verlages von Otto Spamer in Leipzig ist noch Folgendes hinzuzufügen:

Oceanien, von Fr. Christmann und Rich. Oberländer. (376 S. mit 170 Text-Abbildungen, 9 Tonbildern, 3 Karten ꝛc.) Die Inselgruppe der Südsee, deren Bedeutung für den Welthandel und speciell auch für die deutsche Flagge mehr und mehr zunimmt, ist hier von einem Manne, der 14 Jahre in der südlichen Hemisphäre gelebt, verbunden mit einer Uebersicht der Berichte berühmter Reisenden aller Nationen, lebendig dargestellt.

Illustrirte Mythologie, von Dr. Herman Göll (302 S. mit 150 Abbildungen) Göttersagen und Kultus-Formen der Hellenen, Römer, Aegypter, Inder, Perser, Babylonier und Assyrer. Zweite Auflage.

Robinson Crusoë, der Aeltere, von Dr. C. F. Lauckhard. (230 S. mit 90 Abbildungen.) Nebst einer Geschichte der Robinsonaden. Vierte Auflage.

L'ami de la jeunesse, par Charles Brandon. (346 S. mit 255 Abbildungen.) In französischer Sprache abgefaßte, interessante Darstellungen der Astronomie, Meteorologie, Geologie, Naturgeschichte und Anthropologie, begleitet von einer Skizze berühmter Herrscher, Helden, Staatsmänner, Gelehrten ꝛc. (unter Anderen auch des Fürsten Bismarck). Zweite Auflage.

Literarischer Sprechsaal.

An der Spitze aller Erscheinungen, welche die Weihnachts-Saison uns zugeführt, befindet sich Gustav Freytag's historischer Roman „Die Ahnen", dessen erste Abtheilung, „Ingo" und „Ingraban", ein großes historisch-romantisches Epos eröffnet, welches uns in der Form prosaischer Erzählung eine Reihenfolge, von Geschlecht zu Geschlecht sich organisch gliedernder Schilderungen des deutschen Lebens, von seiner noch im Dunkel der Sage gehüllten Vorzeit bis auf die Gegenwart, bringen wird.

Die Vorrede sagt: „Dies Werk soll eine Reihe frei erfundener Geschichten enthalten, in welchen die Schicksale eines einzelnen Geschlechtes erzählt werden. Es beginnt mit Ahnen aus früher Zeit und wird allmählich bis zu dem letzten Enkel fortgeführt werden, einem fröhlichen Gesellen, der noch jetzt unter der deutschen Sonne dahin wandelt, ohne viel um Thaten und Leiden seiner Vorfahren zu fragen". — Zwei Glieder dieser genealogischen Kette, allerdings durch viele Generationen getrennt, bilden „Ingo" und „Ingraban". Die erste Geschichte ist in die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts n. Chr. verlegt. Der Verf. hat es also verschmäht, mit der nur allzuviel schon poetisch und prosaisch geschilderten germanischen Zeit Hermann's und Thusnelda's zu beginnen. Anknüpfend aber an die von Tacitus und Agricola gelieferten, ethnographischen Data, forschend in den auf uns gekommenen, prähistorischen Reliquien von Geräthen und Waffenstücken, hat der Verf. der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", ein charakteristisch gezeichnetes und colorirtes Gemälde dieser Zeit und ihrer deutschen Genossen geliefert. Ingo ist ein Vandalen-Fürst, der nach Thüringen kömmt und hier mit den Fürsten des Landes Freundschafts-Verhältnisse anknüpft, die anfangs durch gemeinsame Abneigung gegen die Römer-Herrschaft gekittet, später aber durch eintretende Konflikte, bei denen natürlich auch die Frauen eine Rolle mitspielen, wieder gelockert werden. Es wird dadurch ein Kampf herbeigeführt, in welchem der Ahnherr und die Ahnfrau des fürstlichen Geschlechtes, dessen fünfzehnhundertjährige Geschichte uns dieser Cyklus von Erzählungen bringen soll, Ingo und Irmgard, getödtet werden. Den kleinen Sohn der Getödteten rettet die Treue einer Dienerin, und ein Nachkomme des Geretteten ist Ingraban, der Held der zweiten Geschichte, um welchen sich der Bischof Winfried und der heilige Bonifacius gruppiren. Jetzt, im neunten Jahrhundert, stehen sich in Mitteldeutschland Christenthum und Heidenthum gegenüber, und wir wohnen dem endlichen Siege der germanischen Kultur über die slavische Barbarei bei. Gustav Freytag hat das Werk,

*) Zeitroman von Gregor Samarow. Zweiter und dritter Band. Stuttgart, Ed. Hallberger, 1873.

**) Vierter Jahrgang. Berlin, Verlag von Rich. Lesser, Besitzer der Internationalen Buchhandlung. (XII u. 186 S. gr. 8. Pr. 5 Sgr.)

dem Ansehen der Bibel, indem er dieselbe als ein übernatürliches Erzeugniß hinstellt und sie dadurch den Gemüthern entfremdet, welche auf der Grundlage der gegenwärtigen Weltanschauung nach religiöser Erquickung trachten. Die protestantische Wissenschaft durfte sich nicht damit begnügen, die Erkenntniß, daß die Bibel wie jedes andere Schriftdenkmal entstanden ist, und daß sie nur im Zusammenhange mit ihrer Entstehungs-Geschichte durch wörtlich-geschichtliche Erklärung verstanden werden kann, als Geheimlehre bei den Hochschulen bestehen zu lassen; sie war dem deutschen Volke die volle Wahrheit schuldig, und sie trägt die Schuld in diesem Buche ab, zu dessen Herausgabe sich auf Anregung des unermüdlichen Prof. v. Holtzendorff eine Anzahl der namhaftesten deutschen Theologen verbunden haben. Unter dem Vortritt des ehrwürdigen Bruch, des ersten Rectors der wiedererstandenen Straßburger Universität, finden wir in diesen Kreisen in den Professoren Holtzmann, Lipsius, Hilgenfeld und Holsten Hauptträger jener wissenschaftlichen Arbeit, der wir die Fortschritte der Bibel-Wissenschaft verdanken; neben ihnen Vertreter der freien Forschung in Kirchen- und Schulämtern, Männer, deren Namen in der theologischen Literatur wie in der Praxis des kirchlichen und Gemeindelebens, einen gleich guten Klang haben: Professor Pfleiderer in Jena, der energische und beredte Vorkämpfer des schweizerischen Reformvereins, Pfarrer Lang in Zürich, Oberpfarrer Späth, Dr. Krenkel in Dresden und H. Ziegler in Berlin. Das Amt des Herausgebers hat Dr. Paul Wilh. Schmidt, Docent der Theologie in Berlin und als Redacteur der Protestantischen Kirchenzeitung in weiteren Kreisen bekannt, übernommen.

Was diese Vereinigung seltener Kräfte bietet, ist nun dies: Unter Feststellung von Luthers markiger, in Haus und Herz des deutschen Volkes übergegangenen Sprache, wird die Uebersetzung des neuen Testaments, auf welches diese neue Bibel-Ausgabe zunächst beschränkt bleibt, in einem von offenbaren Unrichtigkeiten und Entstellungen gereinigten Texte hergestellt. Dem Texte ist eine fortlaufende Erklärung des Inhaltes beigefügt, welche die zeitgeschichtlichen Beziehungen aufhellt, den Sprachgebrauch erläutert, das Verhältniß der biblischen Schriftsteller veranschaulicht und so, fern von jeder Anhäufung gelehrten exegetischen Materials, jedem Leser das richtige Verständniß des wahren Sinnes erleichtert. Zu gleichem Behufe ist jeder einzelnen Schrift eine Einleitung vorangegeben, in welcher Entstehung, Alter, Abfassung und Zweckbestimmung derselben, soweit als die feststehenden Resultate der neuesten Bibelforschung dies ermöglichen, klar und unzweideutig dargelegt werden. In aller Kürze gesagt, ist es also dreierlei, was die Protestantenbibel bietet: berichtigte Uebersetzung, gemeinverständliche Erklärung und geschichtliche Nachweisung der Entstehung des Neuen Testaments.

In der vorerst ausgegebenen Hälfte des Werks, das im Ganzen den Umfang eines Bandes von handlichem Octavformat nicht überschreiten wird, ist diese Aufgabe an den Evangelien und der Apostelgeschichte auf das Glänzendste gelöst. Der einleitende Aufsatz von P. W. Schmidt führt uns, indem er die Entstehungs-Geschichte der Schriften des neuen Testaments in ihren Hauptzügen darstellt, ein in die von schwerem innerem Streit bewegten Anfänge der christlichen Gemeindebildung, in den Läuterungs-Proceß, vermöge dessen die neue Lehre die Fesseln des jüdischen Nationalgesetzes abstreift und sich anschickt das bisher Unbesiegliche, die trotzende Römerwelt, zu überwinden. Er bezeichnet sodann mit voller Entschiedenheit den Standpunkt, welchen Herausgeber und Mitarbeiter der Protestanten-Bibel zu den Urkunden unseres Glaubens einnehmen. Siegreich weist er diejenigen, welche sich für die sinnlich rohe Inspirationslehre auf Luthers Stellung in der Schrift berufen, mit Luthers eigenen Worten zurück und begründet in klaren und schlagenden Sätzen die These, welche, so einfach und naturgemäß sie uns klingt, wissenschaftlich schwer errungene und in der kirchlichen Praxis noch gegenwärtig auf das Heftigste umkämpfte Ergebniß einer langen Gedanken-Arbeit in sich schließt: daß die wörtlich geschichtliche Erklärungsweise der heiligen Schrift die einzig rechtmäßige ist in der evangelischen Kirche. „Erst nachdem man die Frömmigkeit überhaupt als eine Sache des Gefühles erkannt und erlebt und deshalb als eine unabhängige Größe, unabhängig von den wechselnden Vorstellungskreisen der Jahrhunderte erfaßt hatte, erst da konnte der geschichtliche Sinn erwachen, der wie allen späteren Entwickelungsstufen des Christenthums, so auch dem urchristlichen Leben in selbstloser Forschung und Darstellung gerecht zu werden suchte... Die wörtlich-geschichtliche Erklärungsweise läßt den heiligen Schriftstellern den vollen Wunderglauben ihrer Zeit und den magischen Vorstellungskreis, der mehr oder minder bunt das Leben ihrer Liebe zu Jesus, zu seinem Gott und zu ihrem Gott durchzieht. Ihr eignes Geschäft ist nur, dieses Leben aus den Quellen treu darzustellen und aus den geschichtlichen Zusammenhängen, nach den auch sonst geltenden Gesetzen der geschichtlichen Forschung zu erklären. Die geschichtliche Forschung kennt auch in den außerordentlichen Epochen der Menschheit keine Zerreißung der Weltgesetze, sondern nur die höchste Anspannung der gottgegebenen menschlichen Kräfte innerhalb der Weltordnung. So kann auch die Geschichtschreibung des Christenthums, um Geschichte bleiben zu können, eine Zerreißung der göttlichen Weltordnung nirgend anerkennen . . ."

Von den bisher ausgegebenen Schriften sind die *synoptischen* (Matthäus, Marcus und Lucas) von Holtzmann, das Johannes-Evangelium von Späth, die Apostelgeschichte von H. Ziegler bearbeitet. Wir enthalten uns, um die Gränzen der Besprechung nicht zu überschreiten, eines näheren Eingehens auf die Vorbemerkungen, in denen die geschichtliche Entstehung dieser Urkunden nachgewiesen wird, und auf den Commentar, der ihren Inhalt dem Verständniß des Lesers erschließt. Aus voller Ueberzeugung können wir unser Gesammturtheil dahin zusammenfassen: In diesem Werke, das volle Wissenschaftlichkeit mit echt volksthümlicher Darstellung vereinigt, wird unserm Volke ein Hülfsmittel für das Verständniß der heiligen Schrift und damit für die geschichtliche Erfassung unseres christlichen Glaubens dargeboten, wie es bisher noch keins besessen hat. Der von süßlicher Frömmelei wie von leichtfertigem Spott gleich freie Ton männlichen Freimuthes, in welchem die Protestanten-Bibel redet, wird, das hoffen wir zuversichtlich, das Herz unseres Volkes treffen und erwärmen.

P. D. Fischer.

Ein Fortschritt in der Philosophie des Unbewußten.

Die vierte Auflage der Philosophie des Unbewußten dürfte ein unveränderter Abdruck der dritten sein, denn in der Zeit, welche zwischen beiden verfloß, war nichts erschienen, was Herrn v. Hartmann bewegen konnte, irgend einen Punkt seiner Weltanschauung zu ergänzen oder gar aufzugeben. Anders wird er bei der hoffentlich zu erwartenden fünften sich verhalten müssen, und wahrscheinlich wird er sich genöthigt fühlen, sein offenbar einem Bedürfniß der Gegenwart entsprechendes Werk wesentlich umzugestalten. Der Grund dieser Behauptung liegt in der Schrift

eines Ungenannten,*) welcher zwar nur den naturphilosophischen Theil der Hartmann'schen Philosophie kritisch beleuchtet, damit aber ein integrirendes Prinzip derselben so vollständig vernichtet hat, daß sie eine bedeutende Umarbeitung erfahren muß, wenn sie ferner noch Werth behalten soll. Das Unbewußte, sofern es als Subject teleologischer Eingriffe in den naturgesetzlichen Verlauf der Dinge gedacht wird, ist vollständig zu Fall gebracht. Wo eine natürliche Erklärung der Vorgänge zu finden ist, erscheint die übernatürliche Einmischung des Unbewußten nutzlos; wo solch eine Erklärung noch fehlt, wirkt jene Einmischung sogar schädlich. Das Wunder kann immer nur Nebel, nie Klarheit hervorbringen, und die Lücken unsrer Erkenntniß sollen nicht verhüllt und verdeckt, sondern scharf und bestimmt offen gehalten werden, als deutlich markirte Stellen, auf welche die Forschung behufs künftiger solider Ausfüllung sich zu wenden hat.

Keinem der bisherigen Recensenten der Hartmann'schen Philosophie ist es aufgefallen, daß der erste und der dritte Abschnitt derselben nicht zusammenpassen. Der dritte erkennt die Wahrheit und ungemeine Wichtigkeit der Descendenz-Theorie in vielen Punkten an, der erste benutzt sie niemals. Aus dieser Thatsache folgert der Ungenannte, Herr v. H. habe den ersten Abschnitt geschrieben, ehe er genauere Kenntniß von der Bedeutung und Tragweite dieser Theorie besaß. Für die erste Auflage mag das zur Noth, aber auch nur zur Noth, hinreichen, für die späteren genügt es jedenfalls nicht. Sicher jedoch wird die neue Bearbeitung Rücksicht zu nehmen haben auf die gründlichen, stets sachgemäßen Erörterungen der vorliegenden Kritik, und die Reihenfolge der Kapitel des ersten Abschnitts, welche bisher vom Instinkt zu den Reflexbewegungen, der Naturheilkraft, den selbständigen Funktionen niederer Nervencentra zu dem organischen Bilden hinabstieg, wird sich umkehren müssen. Einzig vom Standpunkte der Descendenz-Theorie lassen sich die vorkommenden Probleme richtig stellen und annähernd lösen; das organische Bilden, welches durch diese Theorie in seiner Zweckmäßigkeit am Besten erklärt wird, macht also naturgemäß den Anfang. Es ist durch flüssige Uebergänge mit den anderen Gliedern der Reihe verbunden, und würde zuletzt am Instinkt zu den Erscheinungen des bewußten Geisteslebens hinüberleiten.

Herr v. H. hat seine Ansicht von der Unentbehrlichkeit eines zweckmäßig wirkenden immateriellen Prinzips ausführlich dargelegt in einem Aufsatz „Ueber die Lebenskraft" und im zweiten Einleitungs-Artikel der Phil. d. Unbew. „Wie kommen wir zu der Annahme von Zwecken in der Natur?" Die Widerlegung des Ungenannten läßt an schlagender Beweiskraft nichts zu wünschen übrig. In Betreff des Aufsatzes zeigt er, daß die angezogene Wahrscheinlichkeits-Rechnung sich umkehrt, wenn man die Sachlage richtig erkennt, und, weit entfernt, die Theorie metaphysischer Eingriffe zu unterstützen, ganz und gar gegen dieselbe sich kehrt. In Betreff der Annahme von Zwecken in der Natur sagt er: „Wir können ruhig zugeben, daß die Art und Weise, in welcher sich, mehr oder minder unbewußt, in jedem Anhänger der Teleologie die Ueberzeugung von der Existenz wirkender Naturzwecke herausbildet, hier richtig belauscht und wiedergegeben sei, und werden damit doch nicht im Geringsten eine objective Giltigkeit der so entstandenen Ueberzeugung eingeräumt haben." Dann führt er den Nachweis, daß die abstrakten Voraussetzungen der Teleologie auf einem Irrthum beruhen, ihre logischen Schlüsse also trotz aller Logik zu einem falschen Resultat gelangen müssen, und fährt darauf fort: „Es behält demnach dieses Kapitel nur insofern einen Werth, als es uns das Verständniß eines systematischen Irrthums und seiner bis zum siegreichen Durchbruch der Descendenz-Theorie dauernden Geltung erschließt. Dagegen wird es kaum möglich sein, Beispiele aus dem Bereich der organischen Natur zu finden, welche nicht durch die Anwendung der Descendenz-Theorie auf ihre Erklärung in ein solches Licht gerückt wurden, daß die Anwendung jenes logischen Schemas auf dieselben als ausgeschlossen erscheint. Denn die Descendenz-Theorie lehrt uns, daß eine Unabhängigkeit der bei einer organischen Erscheinung cooperirenden Bedingungen nicht existirt, daß vielmehr ihr mehr und mehr Auseinandertreten aus gemeinsamem Indifferenzpunkt heraus Wirkung derselben Ursachen war, und die Theorie der natürlichen Zuchtwahl*) lehrt uns eine von diesen Ursachen, und wohl unzweifelhaft die wichtigste, als eine solche kennen, welche durch rein mechanische Compensations-Phänomene zweckmäßige Resultate hervorbringt. Die Descendenz-Theorie stellt das teleologische Prinzip nur in Frage, indem sie ihm den Boden für einen positiven Beweis entzieht; die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl aber beseitigt dasselbe ganz direkt, soweit als sie selbst mit ihrer Erklärung reicht. Denn die natürliche Auslese im Kampf ums Dasein, das Zugrundegehen des minder Zweckmäßigen und das Ueberleben und Sichweitervererben des Passendsten und Zweckmäßigsten ist ein Vorgang von mechanischer Causalität, in dessen gleichmäßige Gesetzlichkeit nirgends ein teleologisch bestimmendes metaphysisches Prinzip eingreift, und doch geht aus ihm ein Resultat hervor, das wesentlich der Zweckmäßigkeit entspricht, d. h. diejenige Beschaffenheit besitzt, welche den Organismen unter den gegebenen Umständen die höchste Lebensfähigkeit verleiht. Die natürliche Zuchtwahl löst das scheinbar unlösliche Problem, die Zweckmäßigkeit als Resultat zu erklären, ohne sie dabei als Prinzip zu Hülfe zu nehmen." Die natürliche Zuchtwahl gewährt zum ersten Mal die Möglichkeit, „die Zweckmäßigkeit der Natur anzuerkennen, aber sie nur als ein durch genau aufzeigbare mechanische Compensations-Prozesse entstandenes Resultat anzuerkennen." Mit anderen Worten: Die Natur bildet zweckmäßig, aber nur für den Zweck des Daseins unter den bestehenden Bedingungen, nicht für einen außerhalb dieser Bedingungen vorhandenen Zweck; nicht für einen Weltzweck, der stets nur ein Gebilde unserer Phantasie sein kann, sondern für gegebene Umstände. Ein besonderes Kapitel „Die Entwickelung vom Standpunkte der Descendenz-Theorie" führt dieses höchst wichtige Thema weiter aus. Wie sonst so auch hier wird der Phil. d. Unb. die verdiente Anerkennung gezollt, ihre Fortschritte über Hegel und Schopenhauer hinaus finden gebührende Würdigung, aber die unlösbaren Schwierigkeiten, in welche ihre teleologische Metaphysik sie verwickelt, treten dabei um so klarer zu Tage, und die Vergeblichkeit des Bemühens einen absoluten Zweck der Entwickelung aufzustellen, muß bei solcher Beleuchtung wohl Jedermann sichtbar werden.

Der Ungenannte beschränkt sich jedoch nicht auf den Nachweis der Schwächen und Mängel der Philosophie des Unbewußten; er begnügt sich auch nicht mit bloßen Andeutungen des Weges, der zu Verbesserungen führen könnte, sondern er liefert

*) Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie und Descendenz-Theorie. Eine kritische Beleuchtung des naturphilosophischen Theils der Philosophie des Unbewußten aus naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten. Berlin, Carl Dunckers Verlag (C. Heymons) 1872.

*) Natürliche Zuchtwahl heißt: erbliche Anhäufung derjenigen individuellen Abweichungen, welche die Art concurrenzfähiger machen.

positive, naturwissenschaftlich und philosophisch ausgearbeitete große Bruchstücke zum Neubau. Wie unbefangen und aufrichtig er zu Werke geht, davon nur eine Probe. Das Material, welches er am meisten gebraucht, ist die Vererbung. Ueber sie heißt es: „Der Begriff der Vererbung bietet eines der schwierigsten Probleme für die Naturwissenschaft. Wir werden den gegenwärtigen Stand der Frage am richtigsten bezeichnen, wenn wir sagen, daß die Vererbung auf allen Gebieten des organischen Lebens Thatsache ist, daß diese Thatsache aber bis jetzt jeder naturwissenschaftlichen Erklärung spottet, und daß die teleologisch-metaphysische Erklärung hier am allerwenigsten im Stande ist, den Mangel an Verständniß des naturgesetzlichen Zusammenhangs zu ersetzen. „Nur Einmal stößt man auf eine Gedankenverbindung, die nicht mit der Klarheit der übrigen Schritt hält. Der Ungenannte schreibt: „Daß die Materie, bis in ihre letzten Prinzipien verfolgt, aus dem Gebiete der Physik hinaus und durch den dunkeln Kraftbegriff in die Metaphysik hinüberführt, ist einmal nicht zu leugnen; so bleibt denn nichts übrig als an jener Stelle die gemeinsame metaphysische Wurzel der .... stets sich wechselseitig bedingenden und doch scheinbar so heterogen und unvermittelt neben einander stehenden Sphären der Innerlichkeit (Empfindung, Bewußtsein) und Aeußerlichkeit (räumliches Wirken und Dasein) zu suchen und vorauszusetzen." Hiernach würde also aus einer gemeinsamen, von uns vorausgesetzten metaphysischen Wurzel die Doppelerscheinung des Geistigen und Körperlichen, des Immateriellen und Materiellen hervorgehen, die auf der höchsten, wie auf der niedrigsten Stufe einander bedingen, und, gleich der Concavität und Convexität derselben Kreislinie, nur einen verschiedenen Standpunkt der Auffassung erfordern. Die Unmöglichkeit aus rein äußerlichen Elementen je eine Innerlichkeit hervorbrechen zu lassen und dieselbe Unmöglichkeit des umgekehrten Prozesses wird nachdrücklich betont, eine Unmöglichkeit, die auch Göthe empfand, als er in seinem Briefwechsel mit Schiller schrieb: „Mir will immer dünken, daß wenn die eine Partei von außen hinein den Geist niemals erreichen kann, die andere von innen heraus wohl schwerlich zu den Körpern gelangen wird." Trotzdem soll die Materie „nur als ein Combinations-Resultat oder Summations-Phänomen immaterieller Atomkräfte" gelten, „weil das, was wir Materie als äußerlich gesetzte räumliche Existenz nennen, seinerseits ebenso sehr nur ein Phänomen einer metaphysischen Wesenheit ist wie die Empfindung, blos mit dem Unterschied, daß erstere Phänomen in der Sphäre der Aeußerlichkeit oder Objectivität, letztere Phänomen in der Sphäre der Innerlichkeit oder Subjectivität ist." Wird das Immaterielle durch Häufung materiell? Der metaphysischen gemeinsamen Wurzel der beiden untrennbaren Elemente unserer Auffassung kann weder das eine noch das andere Element als Prädikat beigelegt werden, da beide, das Materielle, wie das Immaterielle, aus ihr gleichzeitig und stets untrennbar erst emporsprießen. Wie sie selber beschaffen ist, dafür haben wir kein Fassungsvermögen geschweige denn einen Ausdruck.

Die Frage, was denn vom Unbewußten für ihn noch übrig bleibe, beantwortet der Kritiker eingehend und sehr subtil. Den bleibenden Werth der Hartmann'schen Neuerung sieht er in dem Bestreben, alles auf der Oberfläche des Lebens zu Tage Kommende aus den dunkeln, inneren Tiefen abzuleiten, und findet diesen Werth nicht beeinträchtigt, wenn die Prinzipien, in welchen das Bestimmende des dunklen Seelengrundes gesucht wurde, zum Theil als irrthümlich sich erweisen. Auf die Unterscheidungen, die er dann erstlich macht zwischen relativ und absolut Unbewußtem, und zweitens, im absolut Unbewußten, zwischen physiologisch und metaphysisch Unbewußtem, kann hier des Raumes wegen nicht eingegangen werden, nur das sei erwähnt, daß er unter dem metaphysisch absolut Unbewußten versteht, „das in den Atomen naturgesetzmäßig funktionirende Wesen der Welt, in welchen Funktionen aber (im Unterschiede von der hierin zweifelhaften Phil. d. Unb.) die physische Innerlichkeit mit inbegriffen ist." „So bleibt man zuletzt nur bei dem Problem der Existenz, und zwar einer in bestimmter Essenz gegebenen Existenz, als dem ewig unlösbaren stehen, für das die teleologische Metaphysik ebensowenig ein Rezept haben kann als irgend eine andere."

Allerdings ist es fraglich, ob für Herrn v. H., der sich in seine teleologische Metaphysik und seinen absoluten Zweck der Menschheit hineingedacht und hineingelebt hat, die Gründe des Ungenannten dieselbe zwingende Beweiskraft enthalten werden, wie für den Unbefangenen; es wäre aber in hohem Grade wünschenswerth, denn Wenige dürften im Stande sein wie er, die gewonnenen Resultate als zusammenhängende Weltanschauung zu verwerthen. O. S. S.

Thier oder Mensch?*)

„Bis es den Gelehrten gelungen sein wird, auf unwiderlegliche und endgültige Weise im Affen den ursprünglichen Menschen nachzuweisen, mag es uns erlaubt sein, die Frage einmal umzukehren, und in dem heute vorhandenen Menschen den Affen aufzusuchen, — wobei wir jedenfalls auf ein, dem größeren Publikum zugänglicheres Gebiet gelangen, statt an den mühsamen Kämpfen der Anatomen und Physiologen theilnehmen zu müssen." Diese, der Einleitung entnommenen Worte bezeichnen den Grund und Boden, auf welchem eine interessante, mit sichtbarer Liebe für alles Gute und Schöne unternommene, und mehrfach mit glühender Begeisterung durchgeführte Arbeit sich aufbaut. Daß heute noch, vor unsern Augen, der Mensch aus dem reinen Thierzustande der ersten Kindheit sich zum geistbegabten Wesen allmählich entwickelt, bemerken wir Alle: „daß alle Entwickelung zum Geist den Thierorganismus als eine nothwendige Grundlage und Voraussetzung in sich schließt, die ihr nicht minder unentbehrlich ist, als der Frucht die Wurzel, aus der sie emporsproßt," dafür liefert die vorliegende Schrift eben so schlagende als reichhaltige und mit großem Fleiß gesammelte Beweise, und nicht minder dafür, daß niemals der Einzelne, sondern stets nur die Gesellschaft diese Entwickelung vollzieht, durch Ueberlieferung des in gemeinsamer Anstrengung Gewonnenen.

Auf diesem Boden nun läßt Dulk ein stolzes Gebäude sich erheben, das Wesen und die Bestimmung der Menschheit. Kopernikus hat die alte, den getäuschten Sinnen entnommene Vorstellung von der Erde als Mittelpunkt der Welt zerstört, und damit ist auch die ehemalige Vorstellung von dem Gott, dessen Stuhl der Himmel und dessen Fußschemel die Erde war, hinfällig geworden. Allein, wie beim Hinsiechen früherer Religionen wird auch diesmal der Glaube nicht untergehn, „sondern nur sich erneuen; er wird nicht Frieden machen, noch Frieden erhalten, bis er mit dem Wissen wieder eins geworden, d. h. bis er der unaufhaltsamen Geistesmacht der (wissenschaftlichen) Erkenntniß in ihren neuen Horizont gefolgt ist, und bis er hier, in der neuen Weltanschauung, wann sie klar und herrschend geworden ist,

*) Thier oder Mensch? Ein Wort über Wesen und Bestimmung der Menschheit. Von Dr. A. Dulk. Leipzig, Otto Wigand. 1872.

aufs Neue das Unerkannte, das Unbegreifliche, jenseits des Wissens, aber im Einklang mit dem Wissen, erfaßt hat." Das Wissen aber, der Geist, die Erkenntniß besteht schließlich darin, daß nicht mehr die Persönlichkeit, das hinsterbende Individuum, als Hauptsache gilt, sondern das Allgemeine, das Bleibende, die Menschheit, der dauernd zu Gute kommt, was der Einzelne errungen hat; wonach als Zukunft des Menschengeschlechts der Verfasser glaubt annehmen zu dürfen: „den wachsenden Frieden, das Verschwinden des Krieges, — die wachsende Erkenntnißmacht, das Schwinden der Empfindungsmacht, — das wachsende Gemeinleben, das Schwinden der Persönlichkeit und mit ihr des Todes."

Buchstäblich interpretirt würden diese Worte mit Recht erhebliche Bedenken hervorrufen, allein wie Kant, der unmittelbar nachher citirt wird, „den ewigen Frieden als das nothwendige Ziel aller politischen Gesetzgebung, aller Moral wie aller Philosophie erweist," so sollen wir offenbar die eröffneten Aussichten nur als die Punkte fassen, nach welchen hin all unser Ringen und Streben zu richten sei. Selbst dann noch ließe sich fragen, ob nicht die wachsende Macht der Erkenntniß nothwendig von einer wachsenden Empfindung der Lust eben an dem gesteigerten Wissen begleitet sein wird, ob mit dem Schwinden der Persönlichkeit ein gedeihliches Wachsen des Gemeinlebens bestehen kann, indeß, wie man auch solche und ähnliche Fragen beantworten möge, den Tadlern der Zeit, welche ihr ein Versinken in krassen Materialismus vorwerfen, darf man nur Werke wie das vorliegende entgegen halten, um ihnen das Geständniß abzunöthigen, daß der Born, aus welchem echt germanischer, edler Idealismus quillt, noch fern vom Versiegen ist.

Oesterreich-Ungarn.

Emil Kuh: Zwei Dichter Oesterreichs.*)

Es ist schlechterdings unmöglich, die Entwickelung eines Menschengeistes derart in ihre tiefsten Gründe zu verfolgen, die Nothwendigkeit gerade dieser seiner Gestaltung so überzeugend darzulegen, wie es dem Naturforscher gelingt, wenn er das Wachsthum einer Pflanze erklären will. Wohl wird jeder Mensch von den Verhältnissen geändert und gewandelt, die Einwirkung, die umgestaltende Kraft der Umgebung ist unleugbar, aber den ganzen Menschen auf Rechnung der Umstände setzen zu wollen, ist ein vergebliches Beginnen. Es giebt in der Seele einen geheimnißvollen Urgrund, auf dem das Wesen eines Menschen ruht, aus dem seine Thaten und Entschließungen sprießen; die Verhältnisse wirken etwa so viel, wie der Luftkreis auf die Pflanzen, die aus dem Boden in ihn hineinragen. Die Zeit, das Land, der Kreis, in denen ein bedeutender Mensch auftritt, wirken auf ihn und es ist darum nicht völlig unberechtigt, von einem Menschen als von einem Kinde seiner Zeit zu sprechen, es steckt ein tüchtiger Kern von Wahrheit in dem Worte: „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen." Zeitanschauungen, Stammesart, Landeseigenthümlichkeiten weben sich zu unauflösbarer Verknüpfung in die Seele ein, ja man ist mit Recht gewöhnt, in hervorragenden Geistern gerade diese Eigenheiten in abgeklärter, gleichsam krystallisirter Gestalt zu suchen und anzutreffen. Und so muß der, dem es obliegt, die Lebensbeschreibung, den Entwickelungsgang solch eines Mannes zu entrollen, sich daran genügen lassen, in dem Gesammtbilde die Einwirkungen aus Zeitrichtung, Volkscharakter und Umgebung aufzuzeigen, wie man etwa bei einem Strome sagt, sein Wasser habe in irgend einem Theile seines Laufes Färbung und Geschmack von dem Boden eben angenommen, über den es gerade dahineilt. Von den Verhältnissen gestaltet, nicht ein Erzeugniß der Verhältnisse ist ein Mensch; man kann nicht beweisen, daß er so und nicht anders werden mußte oder gar, daß er aus seiner Stelle nicht hinweggedacht werden könne; in seinen Leistungen mögen wohl die Bestandtheile sich aufweisen lassen, die er von außen empfangen, der Grund aber, der jene hervorgetrieben, ist gegeben, vorhanden, ihn darf man nicht begründen wollen. Prof. Emil Kuh hat es unternommen, Franz Grillparzer und Adalbert Stifter in ihrer Gesammterscheinung zu schildern, Leben und Leisten beider Männer darzustellen. Soweit sein Buch den Anspruch erhebt, aus den Verhältnissen heraus diese zwei Dichter Oesterreichs zu erklären, ist es zumeist verfehlt; glücklich aber und verdienstlich ist es, weil es den Hintergrund uns vorführt, von dem diese Männer klar und bedeutsam sich abheben.

Die Schwierigkeiten, eine Lebensbeschreibung Grillparzers zu geben, lassen das Unternehmen um so dankenswerther erscheinen. Das Urtheil über den Dichter ist nicht abgeschlossen, noch schwankt sein Bild in Deutschlands Dichtungsgeschichte. Man kann nicht einseitig Deutschland oder Oesterreich die Schuld zuschieben, die Verbreitung der Grillparzerschen Dichtungen gehindert zu haben; die Schuld liegt auf beiden Seiten, es wurde eben auch hier gesündigt „drinnen und draußen" und Kuh ist vorurtheilsfrei genug, dies einzugestehen. Aber auch äußere Schwierigkeiten standen dem Buche entgegen. Wohl ist Grillparzer noch am Leben gewesen, als das Buch geschrieben wurde, aber er war ein Greis, die Erinnerung an seine Kindheit und Jugend war unter den Zeitgenossen erloschen, er selbst war schweigsam und verschlossen. Wie eine alte Eiche, die die Pflanzendecke am Fuße oft schon hat wechseln gesehen, so ragte er hinein in unsere Tage, nachdem er fast drei Geschlechter der Menschen überdauert hat. Aus den Tagen seiner Kindheit und Jugend haben gar keine oder nur dürftige Aufzeichnungen sich zu uns hinübergerettet, und so muß der Forscher bei Zeiten, die doch erst Jahrzehnde hinter uns liegen, sich mühen, ein anschauliches Bild von ihnen zusammenzulesen. Die Züge zu dem Gemälde, das Kuh vor uns aufrollt, sind mühsam aus den verschiedensten Schriften zusammengetragen, denn eine geschlossene Schilderung jener Zeiten giebt es nicht. Es ist dem Verfasser gelungen, ein farbenreiches Bild des alten Wien zu geben, der Hintergrund ist zu großer Deutlichkeit herausgearbeitet, die Gestalt Grillparzers, die von ihm sich abhebt, ist verschlossen wie zuvor. Schweigsam wie der Mann, ist seine Lebensgeschichte. Alle Untersuchungen haben keine oder nur sehr geringe Ausbeute zur Aufhellung seines Lebens gegeben; wir erfahren auch aus diesem Buche nur Weniges, was nicht schon bekannt wäre. Ueber das Elternhaus, über die Kindheit Grillparzers wird uns nichts Neues geboten, das strengbiographische Material, soweit es bekannt ist, hat schon Constant von Wurzbach*) gesammelt. Grillparzers Leben war aber auch keines, von dem so viel zu berichten wäre; still, geräusch- und ereignißlos zog es dahin, wie ein ruhiger tiefer Strom. „Wie sehr die Einschnitte seiner Entwickelung der scharfen Merkmale entbehren," zeigt die Darstellung seines Lebens. Man kann es nicht eintheilen in

*) Franz Grillparzer — Adalbert Stifter. Von Emil Kuh. Pest, Gustav Heckenast, 1872.

*) Franz Grillparzer, Wien, Ed. Hügel 1872.

Abschnitte, selbst die so natürlichen von Jugend und Alter fließen bei ihm ineinander, in der Jugend alt ist sein Schwermuth, im Alter jung sein Dichtergeist. Wir wissen es jetzt, daß die Verstimmung, der Trübsinn, die ihn durch das Leben geleiteten, nicht grundlose Launen, flatternde Grillen waren, wie man wohl sagte, daß sie vielmehr tiefbegründet in seinem Wesen durch schweres Leid und Ungemach noch fester sich einwurzelten. Ernst war seine Mutter, nie hat man sie lächeln gesehen, ihr Sohn erbte diesen freudlosen Zug. Aber er liebte diese Mutter in rührender Innigkeit; in seinem Arm hat sie vor der Zeit den Geist aufgegeben, finstere Sagen schwirren unheimlich um diesen Tod, vom Wahnsinn umnachtet soll sie selber Hand an ihr Leben gelegt haben. Aber nicht dieses schwarze Ereigniß allein hat seine Seele verdüstert, einen Bruder verlor er, der zum Selbstmörder ward, wie nicht mehr die Sage, wie die Geschichte weiß. Und ein zweiter Bruder überliefert sich in „geistiger Zerrüttung" als Mörder den Gerichten; er muß entlassen werden aus Mangel an Anhaltspunkten für die Wahrheit seiner Angabe. Wahrlich, ein zur Freude geneigtes Gemüth hätte dauernd getrübt werden können von solch furchtbaren Schicksalsschlägen, was mußte erst aus Franz Grillparzer werden! „Wahrlich ein Wunder, daß er geworden, was er ward!" ruft sein Biograph. Und das Berufsleben, dem er sich gewidmet hatte, war sehr wenig dazu angethan, die vermißte Heiterkeit und Seelenfreude zu gewähren. Es gewährt ein eigenes Bild, den Dichter mit den hochfliegenden Entwürfen, die Seele voll der höchsten Entschlüsse, an den Amtstisch gebannt zu sehen, um Heu- und Hafer-Rechnungen zu schreiben. Man hat ihm sie sehr wenig gelohnt, „die hündische Treue," die man für sein Kaiserhaus ihm angedichtet; wenn es eine Beförderung im Amte galt, wurde er regelmäßig übergangen. Und so haben wir denn eine Reihe von Gedichten, die seinem schmerz- und zornerfüllten Herzen ob solcher Kränkungen entströmt sind. Nicht einmal die Liebe, die als himmlisches Erbtheil doch so manchem Dichter zum Ersatze entbehrten Glückes beschieden zu sein pflegt, erhellte und erwärmte auf die Dauer sein einsames Herz. Einen Augenblick scheint es, als werde es Frühling werden in ihm; in inniger Liebe sehen wir ihn einmal zu Katharina Fröhlich, „Bürgerskind aus Wien" entbrennen, aber sie blieb seine „ewige Braut"; als Braut hat sie dem Greise die Augen zugedrückt. In seinem Gedichte „Begegnung" (I, 31) hat er ein schönes Denkmal seiner Liebe gesetzt, aber die liebende Bewunderung für die Geliebte klingt in leidvolle Zaghaftigkeit aus, die ihn hinderte, zu der ersehnten Heirat sich zu entschließen:

> Der leichte Kahn, wie schön trägt er die Eine,
> „Spräng' noch ein Zweites zu — wer weiß? wer weiß?"

Noch war Grillparzer am Leben, als der „letzte Aushängebogen der ihn betreffenden Monographie" fertig wurde; nach seinem Tode erst sind Nachrichten über sein Leben kund geworden, die man theils nicht kannte, theils vergessen hatte, und doch glaubt der Verfasser, daß die hierdurch nothwendig gewordenen Berichtigungen seines Buches blos auf eine Notiz sich belaufen. Sie belaufen sich auf mehr! S. 49 wird gesagt, Grillparzer habe die bekannte Reise nach Italien „mit dem Hofe" unternommen. Das sagte man damals, verkleinernd und übelwollend, aber es ist mittlerweile eine Aeußerung bekannt geworden, in der Grillparzer selbst diese Verleumdung mit zürnender Entrüstung widerlegte. Aus dem „Gesellschafter" von Gubitz wird S. 19 eine Mittheilung benutzt, in der der Berichterstatter von einem Theatersekretär erzählt, der Grillparzers erstes Werk mit dem Bedeuten ihm zurückstellte, er habe für die Poesie durchaus kein Talent, zugleich aber berichtet, er sei durch Schreyvogel zur Bearbeitung der Ahnfrau und der Sappho ermuntert worden. Schreyvogel, der Theatersekretär, kann nicht jener Sekretär sein, der Grillparzer so schnöde abwies. Er ist es auch in der That nicht, sondern der Onkel Grillparzers war vor Schreyvogel Theatersekretär, und von diesem erzählt der Dichter selbst, daß er über ihn so abgeurtheilt habe, wahrscheinlich ohne sein Drama gar gelesen zu haben. Dieser Onkel war Kuh wohl kaum bekannt, er würde sonst nicht gesagt haben: „Richtiges und Falsches oder Mißverstandenes scheint in dem Zeitungsartikel mit einander vermengt" (21).

Weniger schwierig war die Aufgabe des Biographen bei Adalbert Stifter, „dem stetigen Genossen des Hauses, dem trauten Freund der Kinder, dem Geleitsmann der Schule". In ihrem Lebenslaufe haben beide Dichter einige Aehnlichkeit. Ruhig geht ihr Leben dahin, wenig abenteuerlich, eine Kette von Enttäuschungen, traurigen Erfahrungen zieht sich hindurch, selbst die schweren Geschickesschläge ähneln sich bei beiden. Stifter wurde in Oberplan am 23. October 1805 geboren. Sein Vater war ein schlichter Linnenweber, der einen kleinen Flachshandel und ein wenig den Feldbau betrieb. Die Mutter nennt er einen unergründlichen See von Liebe, und jene edlen Vorzüge liebreicher Güte, sittlicher Kraft, scheinen von ihr auf den Sohn übergegangen zu sein. „Die Lust am Fabuliren" scheint er von der Großmutter zu haben, die ihm Märchen und rührende Geschichten erzählte. Unbeugsamer Geradsinn, vertrauensvolle Seelenruhe waren dem Großvater eigen; der Enkel hat diese Vorzüge nicht verleugnet. Allen seinen Lieben hat er unverwüstliche Denkmale in seinen Erzählungen errichtet, in jenen herzerquickenden Gestalten hat er ihre Bilder verewigt. Liebevolles Hängen an den Erscheinungen der Natur, sinnvolles Versenken in den Zauber, in die geheimnißvolle Sprache aller „natürlichen Dinge" waren schon dem regsamen, phantasievollen Knaben eigen. Und doch meinte der Kaplan seines Ortes, bei dem er lateinischen Unterricht genießen sollte, es sei Schade um jeden Groschen, der Junge sei gänzlich talentlos. Dem Vater war es nicht gegönnt, von der Grundlosigkeit jenes Urtheils sich zu überzeugen; er sollte nicht den Ruhm seines Sohnes, ja nicht einmal die ersten Regungen seines Geistes erleben; durch einen Flachswagen fand er den Tod zwischen Lambach und Wels in Oberösterreich. Die Familie blieb in trostlosen Verhältnissen zurück, und nur den Bemühungen des wackeren Großvaters war es zu danken, wenn der Knabe in dem Stifte Kremsmünster im Jahre 1818 einen Freiplatz erhielt. Der Unterricht der Benediktiner ertödtete nicht den freien Geist der Selbständigkeit, der in den Schülern sich regte; die eigenkräftige Entwickelung des Knaben brauchte in der geistlichen Lehranstalt keinen Schaden zu nehmen. Liebevolle Lehrer weckten in ihm die Neigung zu den Dingen, für die sie bald seine reiche Befähigung erspähten, und so wuchs er heran, von Schülern und Lehrern geachtet und geliebt. Bald zählte er zu den vorzüglichsten Schülern der Anstalt; im deutschen Aufsatz leistete er früh Bedeutendes. Und so wurde denn bei seiner Entlassung aus dem Gymnasium seine Arbeit: „Die Gründung Kremsmünsters", öffentlich vorgetragen. Seine Liebe zur Natur verkümmerte nicht in den Mauern des Stiftes; sie wuchs vielmehr, genährt von den wunderbaren Reizen der Landschaft und alle Farben, Bilder, Linien und Striche, mit denen er zu unserem höchsten Entzücken in seinen Schriften die Natur gefangen nahm, zum getreuen Abdruck brachte; auf den Höhen um Kremsmünster hat sein tiefbetrachtendes Auge sie eingesogen. Im Jahre 1826 bezog er die Universität Wien; er wollte Beamter werden, und so mußte er Jura studiren. Seine Neigung zog ihn zu den Naturwissenschaften, denen er unter Leitung großer Lehrer seine ganze Kraft widmete. Durch Privatunterricht ver-

schaffte er sich sein Auskommen und ward dadurch in große Kreise gebracht, von denen er in seinem Leben nur wenig Förderung erfahren sollte. Trotz hoher Gönner, bewarb er sich vergebens um eine Assistentenstelle der Physik, vergebens hoffte er eine naturwissenschaftliche Lehrkanzel in Mariabrunn zu erlangen. Am 15. November vermählte er sich zu Wien mit Amalie Mohaupt, der Tochter eines in Ungarn lebenden Artillerie-Offiziers. Da durch den bald darauf erfolgten Tod des Schwiegervaters selbst das kleine Heiratsgut seiner Frau verloren ging, sah er sich gezwungen, Privatstunden zu geben, bis im Jahre 1840 sein Dichterruhm ihm Nahrung zu geben anfing. Der „Kondor" und das „Haidedorf" in Witthauers Wiener Zeitschrift, die „Feldblumen" in Majlaths Iris erschienen in diesem Jahre. 1844 brachte er die zwei ersten Bände der „Studien" dem entzückten Deutschland; nach wenigen Monaten war eine zweite Auflage nöthig geworden, und seitdem begann jenes edle Verhältniß zwischen Gustav Heckenast, dem Verleger, und dem Dichter, das ein schönes Blatt in dem Ehrenbuche buchhändlerischen Hochsinns ausfüllt. Mit steigender Wärme ermunterte und unterstützte der Verleger den Dichter, der jetzt Erzählung auf Erzählung folgen ließ. Es fehlte ihm nicht an Verbindungen mit den Spitzen der Gesellschaft. Fürst Richard Metternich war jahrelang sein Schüler, aber seine Anstrengungen um einen geeigneten Platz für seine Wirksamkeit blieben fruchtlos. Zwischen Linz und Wien zog er rastlos mit seiner Frau hin und her, Ausflüge, größere Reisen in's Salzkammergut gaben ihm Erheiterung und Anregung. Er lebte zu viel in der Natur, um dem Staate sich zu widmen; er war zu sehr ein Mensch, als daß er Bürger hätte sein können. Und so war er denn überrascht, der stille Mann, als eines Tages der Aufruhr sein gemüthliches Wien durchraste, aber er war ein edler, reiner Mensch und so freute er sich des aufkeimenden Freiheitsgefühls; mit thränenbeglänzten Augen sah man ihn in den Tagen der Erhebung. Ihn erhob er, der sittliche Gedanke der Bewegung; ihr Stürmen aber schüchterte ihn ein, den friedsamen Mann, und so verließ er denn Wien, voll bitteren Wehgefühls ob seiner gestörten Seelenruhe, die Aufregung machte ihm Schmerz. „Wer sittlich frei ist, kann es staatlich sein, ja ist es immer", rief er und diese sittliche Freiheit wurzelte ihm in der Bildung. Bildung auszustrahlen, lehrend zu wirken, war daher in seinem neuen Wohnorte, Linz, sein oberster Wunsch, der 1843 ihm erfüllt wurde. Er ward Schulrath in Linz. 1850 wurde ihm die Aufsicht über die Volksschulen Oberösterreichs zuertheilt. Ein Freund der Jugend, voll hochsinniger Entwürfe, edler Entschließungen, wie er war, trat er sein Amt an mit all der Liebe und Treue, die Neigung und Beruf einzugeben vermögen; das Kleinste wie das Höchste umspannte er mit seinen allgemeinen Gesichtspunkten; mit liebevollem Vaterauge überwachte er Lehrzimmer, Lehrmittel und Lehrer, denn die Kleinen waren seinem Herzen theuer. Wann hatte Oesterreich solch' einen Schulrath! Aber Kurzsichtigkeit, Unverstand, Verschlagenheit und wie die Eulen alle heißen, die das Licht der edlen Denkungsart scheuen, verleideten ihm den Beruf, kreuzten seine Pläne, und er, der regsam und schaffensfreudig war, sollte sich zum gedankenlosen Vollstrecker amtlicher Maßregeln erniedrigen. Er sehnte sich, der Bürde enthoben zu werden. 1853 schrieb er Kinder-Erzählungen, „Bunte Steine" nannte er sie, ja ein Abcbüchlein hatte er vor, zu schreiben, das kleinste Werklein, das das wichtigste Weltbuch werden könnte. Als er nach sorgsamer Mühe sein Lesebuch für Mittelschulen mit Johannes Aprent vollendet hatte, verwarf es der Unterrichts-Minister Leo Thun; es war zu wenig katholisch. Fünf Jahre hatte er „ohne Entgelt" die Aufsicht über die Realschule geführt, im sechsten, 1856, wurde sie ihm ohne Angabe eines Grundes abgenommen. „Weniger die persönliche Kränkung, viel mehr der Gedanke, daß man so schnell und so leichthin in der wichtigen Sache des Unterrichts verfährt, ist mir tief in die Seele gedrungen", schrieb er über dieses Ereigniß. Es litt ihn nicht mehr dauernd in Linz, Ausflüge in den Böhmerwald, in's Salzkammergut, eine Reise an's Meer nach Triest brachten ihm erheiternde Abwechselung. 1858 starb seine Mutter, in deren Herzen, nach seinem Bekenntniß, die Fäden seiner besten Gefühle, Vorstellungen und Wünsche zusammengingen". Der Sommer desselben Jahres raubte ihm eine theure Verwandte, die in seinem Hause lebte, und einige Wochen später spülten die Wellen den Leichnam seiner Ziehtochter an das Donauufer zu Mauthhausen. Die wilde, unbändige Nichte, die im Hause Stifters erzogen wurde, aber nie den trotzigen Unabhängigkeitssinn, den sie mitbrachte, aufgeben konnte, entfloh zu wiederholten Malen, bis sie endlich im achtzehnten Lebensjahre durch Selbstmord sich zu Ruhe brachte. Zwischen dem „Nachsommer", der 1857 vollendet ward und „Witiko", dessen erster Band 1865 erschien, liegt dieses schwarze Kleeblatt von Verhängnissen. Mit Gustav Heckenast verbündete ihn dauernd die treueste Freundschaft. Voll großer Pläne zu zwei historischen Romanen, Wok und Zawesch, zu einem Roman Kepler, einem Drama Nausikaa, sollte er deren Ausführung nicht sehen. Aber das Jahr 1866 mit Oesterreichs demüthigender Niederlage sollte noch sein treues, für Oesterreich erglühtes Herz zusammenschnüren; ein nervöses Fieber überfiel ihn vor Betrübniß. Und was war die Rache, die er hoffte? Jedes deutsche Herz kann einstimmen in seine prophetischen Worte: „Preußen riß Deutschland an sich, vielleicht reißt es einmal das Ganze an sich, dann wächst Deutschthum dem Preußenthum über das Haupt; es entsteht erst recht ein Deutschland, in welchem es auch eine Mark Brandenburg giebt." Am 28. Januar 1868 hörte sein edles Herz zu schlagen auf; in Linz zeigt man sein Grab.

Grillparzer's wie Stifter's Lebensbeschreibungen zeigen unwiderleglich, daß es einen Keim giebt in der Menschenbrust, der die Scholle alles Mißgeschickes siegreich durchbrechend, sich emporringt in der Geistesfreiheit sonnige Bezirke. Unbeirrt, kaum vom stärksten Drange abgelenkt, schießt der Keim in die Halme, die die Menschen erfreuen und es nicht ahnen lassen, daß sie entstanden unter Weh und Noth. In lächelnder, erquickender Ruhe laben uns Grillparzer's und Stifter's Werke, wann war in ihren Herzen die Beseligung, die sie hineinhauchen in unser Herz! Und wirklich müht sich Kuh vergeblich an ihnen nachzuweisen, wie die jeweiligen Stimmungen der Dichter in ihnen nachklingen.

So scharf daher auch das Bild ist, das wir von den Zuständen der Umgebung bei der Entstehung jedes Werkes erhalten, so sehr es dem Verfasser auch geglückt ist, über mühsam zusammengetragenen Einzelheiten zur Höhe sinnvoller Culturgeschichte sich zu erheben — wir können es doch nur als eine angenehme Ergänzung zu dem Bilde der Dichter begrüßen, eine Verdeutlichung oder Vertiefung ihrer Werke gewinnen wir kaum daraus. Die Wolken, die über den Mond jagen, scheinen ihn zwar zu bewegen, doch sie eilen, er steht unverrückbar fest. Die Ereignisse, die uns vorgeführt werden, sind Schatten, die über der Dichter Bild dahin huschen, sie ändern es nicht. Das Schwergewicht des Buches liegt auch weniger im biographischen Theile, sein Hauptverdienst ist in der Würdigung und Beurtheilung der Dichter begründet, es ist ein dankenswerther Beitrag zur Literatur-Geschichte. Mit verehrungsvoller Innigkeit betrachtet Kuh die Dichtungen, die er beurtheilt, aber die Liebe zu den Dichtern besticht ihn nicht, sie ist nicht Verblendung, Vorurtheil, der Kopf

spricht, das Herz schweigt, wo es ein Urtheil gilt. Selbst aus den Fragmenten saugt er mit ahnender Spürkraft die geheimen Schönheiten, die erst das Ganze offenbaren sollte. Bei Grillparzer gab es noch eine Reihe von Streitfragen, in denen eine Entscheidung nöthig war, vornehmlich bei der „Ahnfrau" und dem „treuen Diener seines Herrn." Man kann bei den so vielfach und so hart angegriffenen Dramen nicht die Kunstwerke selber tadeln, denn sie sind geschlossen und vollendet, einheitlich aus den Voraussetzungen sich entfaltend, aus denen sie keimen. Es giebt Menschen, in denen der fatalistische Glaube so hoch gespannt, so überreizt ist, wie im Hause des letzten Borotin, es giebt eine Treue, die durch alles Drängen und Quälen nicht zum Wanken gebracht werden kann, besonders wenn das Unrecht und die Kränkung nicht von dem ausgehen, dem die Treue geschworen wurde, wie ja Bancbanus in der That den abwesenden König, das heißgeliebte Vaterland es nicht entgelten lassen will, daß ein Wüstling, und ob er auch des Königs Schwager ist, seine Erny, sein holdes Weib zu Grunde gerichtet. Man muß freilich nicht Alles darstellen, was vorhanden ist, wie schon Lessing überzeugend darthut, aber man hat den Dichter über Gebühr gescholten; weder war er ein Schicksalsdichter, der mit Seelen rechnete wie mit Zahlen im Rechenexempel, noch war in seiner Seele für die hündische Treue Raum, die man darin hat unterbringen wollen. Kuh wägt mit weisem Bedachte das Dafür und Dagegen, sein Urtheil ist frei von Einseitigkeit.

Angenehm, wie die ganze Form der Behandlung, ist die Sprache des Buches. Sie ist im guten und schlimmen Sinne modern. Die Fülle der Belesenheit, die dem Verfasser eignet, befähigt ihn, allerhand ergötzliche Anekdoten, treffliche Vergleiche, beizubringen, die dem Style Leben und Würze geben. Er liebt es, zu überraschen, und so ist denn das Buch reich an eigenartigen Wendungen, unterhaltend und doch belehrend zugleich.

Die ruhige Entfaltung der Persönlichkeit, das Streben nach dem Frieden, als nach dem edelsten Gut, das Erreichen der höchsten, lautersten Wirkung mit den einfachsten Mitteln, die glühende Heimatsliebe, das Orientalisch-Beschauliche, der Mangel an Leidenschaft in der Dichtung, das Verhalten der Regungen in der eigenen Brust, sie sind Franz Grillparzer und Adalbert Stifter gemeinsam, aber es giebt doch mehr der Unähnlichkeiten zwischen beiden Genien. Kuh hat zum Schlusse ihre Aehnlichkeiten aufgewiesen, weil er sie in ein Buch zusammenfaßte, die „Zwei Dichter Oesterreichs". Wer etwas Dankenswerthes geleistet, bedarf nicht der Entschuldigung. D. K.

England.

Sir John Bowring.

Nach vieljährigem persönlichen und brieflichen Verkehre.

Berlin, im December 1872. „Full of years and honours", so beginnen alle englischen Journale den Nekrolog des am 23. Nov. d. J. zu Claremont im 81. Lebensjahre verstorbenen Sir John Bowring; und auch alle bedeutenderen Tagesorgane Deutschlands widmeten dem seltenen Manne einen ehrenden Nachruf, meist aber blos aus dem Conversationslexicon oder aus den Times die Daten schöpfend. Denn man hatte bei uns längst vergessen, daß dies der Name jenes Engländers war, der seinerzeit am Günstigsten über den deutschen Zollverein geschrieben, (Deutsch, Berlin, 1840), der 1838 als Englands Abgeordneter bei Hofe und in der Gesellschaft Berlins und Potsdams so ehrend empfangen worden war, welcher Ehre sich noch der Greis mit vieler Genugthuung erinnerte, ebenso wie seiner Intimität mit Alex. v. Humboldt und Varnhagen; und der schon 1829, auf Anrathen Adelung's, Chamisso's „Peter Schlemihl" der englischen Literatur geschenkt hatte. Wer ahnte, daß dieser hochgestellte Staatsmann, mit dem unsere Lexicalwerke sich erst 1856 wieder eingehender beschäftigten, da er als Vicekönig von British China Canton hatte beschießen lassen, und Palmerston, ihn vertheidigend, das ganze Cabinet wechselte, am Perlenflusse zumeist nur deutsche Bücher las, und seine Kinder daheim von Jugend an so gründlich deutsch erziehen ließ, daß sein jüngster Sohn, das jetzige Parlamentsmitglied, Edgar Alfred Bowring, seither sich berühmt machte durch die drei Bände seiner meisterhaften Uebersetzungen der Gedichte Schiller's, Göthe's und Heine's? Nun, ich kann für Dr. Bowring's und seiner Familie deutsche Sympathien das evidenteste Zeugniß ablegen; denn 1846 so gastfreundlich in seinem Hause in London aufgenommen, beehrte er mich während vollen 26 Jahren, von Europa wie von Asien aus, beinahe monatlich durch einen längeren Brief, und ich war es, der ihn stets, neben ungarischen nationalen Fragen, auch über alle deutschen Angelegenheiten au fait halten mußte, und ihm alle Novitäten deutscher Literatur bis Hongkong und Siam nachschickte. Da ihm, als Diplomat, von allen fremden Sprachen das Französische am geläufigsten war, so correspondirte er meist in dieser Sprache, aber vielfach vermischt mit deutschen, ja sogar ungarischen Sätzen. Sein letzter Brief an mich war vom 11. Nov. d. J., also zwölf Tage vor seinem unerahnten Ableben oder eigentlich schmerzlosen Entschlummern gegen 2 Uhr des Sonntagsmorgens. Der letzte Deutsche, der ihn besucht, war Herr Professor F. v. Holtzendorff, gelegentlich des „Prison Congress", den Sir John noch als Vicepräsident im October leitete, und jeder seiner Briefe enthielt einen Gruß an den hochverdienten deutschen Gelehrten.

Soviel über meine persönliche Beziehung und vorerst nicht mehr, da ich nicht nur eine Auswahl jenes Briefschatzes herauszugeben gedenke, sondern auch literarische Reliquien Bowrings. Im diesjährigen August nämlich ersuchte ich den edlen Greis, für mich einige seiner reichen historischen Erinnerungen niederzuschreiben, und er antwortete: „J'avais devancé votre pensée. Depuis quelque temps je m'occupe d'une autobiographie. Je croyais la laisser à mes héritiers, pour en faire ce qu'ils jugeraient convenable. Mais comme ici et ailleurs on a publié des mémoires plus ou moins correctes, je me livrerai à l'oeuvre et je vous inclus mes esquisses sur Louis Philippe, les deux papes, sur Bentham, Scott, Burns, Byron, Dickens et autres. Je vous engage à me faire avoir votre traduction" etc. Es waren 40 hochinteressante Skizzen, von denen ich einige bereits im „Bazar" veröffentlichte und weitere folgen lassen werde.

Dr. Bowring, wie er sich ursprünglich nannte, bis er vom 9. Febr. 1854 ab durch den Ritterschlag der Königin berechtigt wurde, sich Sir John Bowring zu nennen, hat etwa 30,000 Tage irdischen Daseins erlebt, aber es giebt wenige Menschen, die ein so langes Leben so unermüdlich fruchtbar und segensreich ausnützten, daß ihr Nekrolog für jeden dieser 30,000 Tage einen Beleg der Thätigkeit beibringen könnte. Bei Sir John war dies bis zur letzten Stunde der Fall. Es ist also gar nicht die stoffliche Möglichkeit vorhanden, in einem bloßen Artikel erschöpfend und eingehend nachzuweisen, was Bowring als Kaufmann, als Jurist, als Schüler und Erbe Benthams, als parlamentarisch

abgeordneter Handelscommissär in Holland, Frankreich, der Schweiz, Italien, Palästina und Syrien, sowie in Deutschland leistete; was als dreimaliges Parlamentsmitglied, als Redacteur der officiellen „Blaubücher", als Gründer der „Quarterly Review", mit Cobden und Bright als Stifter der „Anti-Corn-Law-League", als Kämpfer für Durchführung des Decimalsystems, als Präger des englischen Florins, als Bekämpfer des afrikanischen Sklavenhandels, als Vermittler der griechischen Anleihe, als siegreicher Bekämpfer der Regierung in der Colonialsteuer-Frage rc. wirkte; welche Rolle er von 1853 ab spielte als englischer General-Consul von British China, Vicekönig, Viceadmiral von Hongkong, als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister zu Japan, Siam, Corea, auf den Philippinen, später als europäischer Generalconsul von Hawaiy und 1861 neuerdings mit Regierungsmission an das Königreich Italien geschickt, sowie 1871 vom Exkaiser Napoleon III. nach Chislehurst gebeten, — all diese reiche und vielseitige Thätigkeit bis in's hohe Alter hinein zu schildern, kann nur die Aufgabe eines Buches sein.

Ich will mich daher heute, und speciell für das dem Verblichenen so werthe „Magazin für die Literatur des Auslandes", darauf beschränken, blos von Bowring, dem Polyglotten zu sprechen. Denn dieser Mann, der sich von frühester Jugend an so aufopfernd und vielseitig dem öffentlichen und politischen Leben seines Vaterlandes gewidmet, und allein dem Parlamente wenigstens 1000 Druckbogen der exactesten und heute noch kostbaren Nachweise und Erhebungen geliefert hatte, — so war auch der in alle Sprachen Europa's übersetzte „Report on Import Duties" des Mr. Hume fast ganz aus Bowrings Feder — dieser überbeschäftigte Fachmann und Diplomat fand daneben auch noch die Zeit, als Polyglotte und Kenner aller alten und neuen Literaturen Europa's einen Rask und Cardinal Mezzofanti zu übertreffen und an 100 Bände zu publiciren, wovon die Hälfte poetische Uebersetzungen aus etwa 20 fremden Sprachen waren. 1821 brachte er in 2 Bdn. die „Russian Poets", 1824 die „Batavian Anthology", 1827 die „Polish Poets", 1825 die „Ancient Poetry and Romances of Spain", 1828 die „Servian Popular Poetry", 1829 die „Cheskian Anthology", 1830 die „Poetry of the Magyars". Daneben den „Peter Schlemihl" Chamisso's, und 3 Bände dänischer, deutscher, holländischer, esthnischer, portugiesischer, isländischer und biskayischer Lieder. Ja er schrieb sogar direkt holländisch die 3 Bde. „Brieven van Holland" und spanisch die „Contestacion à O Gavan, sobra la esclavitud de los negros", sowie gelegentlich des Krimfeldzuges französisch die „Opinion des chrétiens primitifs sur la guerre". Freilich von 1830—1860 hatte ihn das staatsmännische Leben zu sehr in Anspruch genommen, um auch belletristisch productiv sein zu können. Doch kaum hatte er sich endlich zur Ruhe gesetzt, und sich nach seinem geliebten Geburtsbezirk Exeter zurückgezogen, als er wieder seine alte Lieblingsbeschäftigung vornahm. Seine Originalgedichte „Matins and Vespers" erlebten 9 Auflagen und unzählige amerikanische Nachdrucke, ebenso seine „Hymens". 1862 veröffentlichte er das inhaltsreiche Prachtwerk in 2 Bdn. „The Kingdom and People of Siam", 1863 die „Visit to the Philippine Islands", 1865 die Uebersetzung des chinesischen Romans „The Flowery Papers" und 1866 die „Translations from Alexander Petöfi, the Hungarian Poet". — Der joviale Thomas Hood hatte schon 1834 folgendes Gedicht auf Bowring gemacht, das ich also zu übersetzen versuchen will:

„Geweiht dem Mann von soviel Zungen
Als Fama braucht, den Ruf zu weitern,
Sei Bowring dies Gedicht gesungen
Um den Gelehrten zu erheitern.

Ich weiß, ein jedes Wort nutznießend,
Spricht Serbisch er genau wie Schottisch,
Und einem Papagei gleich fließend,
Jedoch ganz gründlich polyglottisch.

Nie blieb ihm eine Sprache dunkel,
Wie dunkel auch die Drehkreuzkurbe;
Man fand in griechischem Gemunkel
Ihn oft und auch als „Rus(s)in urbe".

Wie fremd die Sprache sei, er wagt es,
Probirt an ihr die Kraft des Schnabels;
Und fragt ihn „was die Uhr?" er sagt es
In allen Dialecten Babels!

Er spricht — gleich leicht — Polakisch, Friesisch,
Germanisch, Tschechisch und Toscanisch,
Das Ungarische so, wie Portugiesisch,
Französch und Wälisch und auch Spanisch.

In zwanzig Sprachen spricht und sinnet
Correkt er und nicht blos laconisch;
Und wenn Holländisch er beginnet,
Er endet — finis — sicher Finnisch!

Wo kam aber dieser merkwürdige Mann, und noch dazu als Engländer, zu dieser merkwürdigen Kenntniß des Auslandes, seiner Sprachen und Literaturen? Und war es nicht etwa doch blos ein papageienhaftes Pusten und Lallen, wie bei Mezzofanti, mit dem ich 1845 war bekannt geworden, wobei ich verblüfft wahrnahm, daß der eben nur das nachplappern konnte — freilich mit bewundernswerthem Instinkt für den echten Accent — was er von österreichischen Soldaten zu Ankona, von Schülern der Propaganda in Rom, blos dem Ohre nach erschnappt hatte?

John Bowring war am 17. Oct. 1792 zu Exeter geboren. Sein früher sehr reicher Vater hatte bedeutende Verluste erlitten, und so mußte der Junge denn schon in sehr frühen Jahren einen Handelsreisenden abgeben. Fast noch Kind, schickte man ihn, auf sich angewiesen, nach dem Continent. Er trieb sich, für sein Haus, in Spanien und Portugal, in Skandinavien und Rußland, wie im nördlichen Deutschland umher. Und junge Leute lernen sehr leicht fremde Sprachen, so schwer dies älteren Leuten fällt. 1822 wurde er in Calais verhaftet, angeklagt, dem portugiesischen Minister die geheimen Pläne einer Invasion der Bourbons auf der Halbinsel verrathen zu haben. Diese rechtlose Handlung gegen den jungen Engländer machte ihn plötzlich weltberühmt. Lord Archibald Hamilton interpellirte Canning, und dessen Auftreten veranlaßte die Machthaber in Paris zu sofortiger Freilassung. Die Orleanistische, wie die Bonapartistische Emigration in London — der nachherige Louis Philipp, der spätere König von Belgien, wie der König Jerôme suchten die Bekanntschaft des kühnen Märtyrers, und Jeremy Bentham nahm ihn in sein Haus auf. So wurde er veranlaßt, sich juridischen Studien zu widmen, das Doctorat zu erwerben und die politische Laufbahn zu betreten. Aber auch als officieller Handelscommissär, wie dann später als Diplomat, verfolgte er seine Lieblingsneigung, fremde Sprachen und Literaturen, und zwar gründlich zu lernen. Und er hatte einen seltenen Instinkt dafür. So ist er der eigentliche Entdecker des ungarischen Volksliedes. 1828 in Pest, alle dortigen Gelehrten besuchend, hatte eben Dr. Toldy deutsch sein höchst verdienstvolles und datenreiches „Handbuch der ungarischen Poesie" in Druck gegeben. Das wurde die Basis zu Bowrings „Poetry of the Magyars". Jedoch all' die Gelehrten in Pest wußten nur von Kunstdichtern; der Engländer aber, aus Serbien und Spanien gekommen und aufgewachsen am Werke des Bischofs Percy,

wollte durchaus auch direkte ungarische Volkslieder. Man entschuldigte sich, das ungarische Volk habe leider keine solchen, blos einige ordinäre Räuber- und Kneipenlieder. Aber eben diese suchte der Engländer, und da sie bei den Gelehrten in Amt und Stelle nicht zu finden waren, so wendete er sich an die Halbgelehrten, Rumy und Kulthác. So war es Bowring — der 16 Jahre bevor die Kisfaludy-Gesellschaft darauf verfiel, sie im Original zu sammeln — zuerst der Weltliteratur 65 der köstlichsten ungarischen Volkslieder übersetzt bot, bevor noch die Nation selbst sich ihres eigenen Reichthums bewußt war! Diese Thatsache wurde der Beweggrund, daß Bowring als Dank die dritte Ausgabe der deutschen Uebersetzung von „Petöfi's Erzählenden Dichtungen" Prag 1865 gewidmet wurde. Schon aus China und Ostindien hatte Bowring mit mir über den genialen Petöfi correspondirt. 1866 machte sich der Vierundsiebzigjährige an die englische Uebersetzung. Er hatte dazu das Original, die französische Uebersetzung von Chassin, die deutsche von Kertbeny vorliegen, hatte also mit drei Sprachen zu kämpfen. Er schrieb mir damals wörtlich: „vous voyez tout clair; mais moi, si pas tout à fait aveugle, je suis, très excusable, dans le „Dämmerung". Und so gelang denn manche Strophe wortgetreu und eminent, dagegen viele sind blos, und nichts weniger als wörtlich, nachgedichtet. Aber Sir John war all sein lebelang ein bewundernswerth brillanter Versificateur, und so liest sich sein englischer Petöfi wie ein Original, ohne geringste Härten, und er hat daher weit mehr zur Popularisirung des fremden Dichters in England beigetragen, als in Deutschland die holperigen Imitisten alle zusammen, Keinen ausgenommen.

Jedoch nicht blos für Ungarn, noch mehr für Deutschland, interessirte sich der geistig unermüdlich thätige Greis. Ich habe lange Briefe von ihm über Charles Sealsfield, Bettina, D. F. Strauß, Berth. Auerbach, Alfred Meißner, Ranke, Gervinus, Heyse, Mosenthal, Stifter, Grillparzer, Halm, Rückert, Freytag, wie über Kaulbach, Mintrop, Knaus, Konewka, W. Busch u. s. w., deren Blätter ich ihm gewöhnlich zu Weihnachten schickte, während er zu jeder Gegengefälligkeit unaufgefordert bereit war, meine Werke der Königin und dem Prinzen v n Wales überreichte, und mich mit zahlreichen englischen Gelehrten in Verbindung brachte, z. B. noch in den letzten Monaten mit Sir Rowland Hill, dem Pennypost-Schöpfer. Ich erwähne das Alles, um anzudeuten, wie überaus gütig und dienstbereit der alte Herr war. Dafür mußte ich ihm aber auch alle Kriegsdepeschen von 1870–71 senden und die Porträts des Königs, Bismarcks, Moltke's u. s. w. Um so größer war jedoch sein Haß gegen Thiers, den er allein schon als Freihandelsmann besonders auf dem Striche hatte. Am ominösen 2. Dez. 1871 schrieb er: „Je ne conçois pas une humiliation plus humiliante que d'avoir Mr. Thiers comme chef — lui le chef! — le meneur de toutes les fautes, et presque tous les crimes de son pays!" Und in einem späteren Briefe setzte er deutsch hinzu: „Er war 1840 der Frotteur des Rheingelüstes, der Fortificateur von Paris, der Zurückschlepper der Asche des großen Kaisers und der Erwecker aller Napoleonischen Traditionen, er allein hat Napoleon III. wieder möglich gemacht, und ihm dann nur opponirt, weil er stets „Spielverderber" war, hatte er es nicht allein in Händen. Vor Allem aber hat er auf Jahre hinaus den französischen Charakter vergiftet, ihm den Größenwahn einhauchend durch Verlügung der Geschichte der Revolution und des ersten Kaiserreichs. La pauvre France deviendra une puissance de 2 — ou une faiblesse de 1 ordre!" Und man kann solch' scheinbar hartes Urtheil am Wenigsten einem Freihändler, gegenüber einem Monopolisten, übelnehmen; denn der Principien-Erfolg sprach auch kolossal praktisch für Bowring. Der „Morning Advertiser" vom 26. Nov. sagt in seinem Nekrologe: „Er ward 1831, im Verein mit dem nachherigen Earl of Clarendon ernannt, den neuen Handelsvertrag mit Frankreich auf Grund seiner liberalen Modificationen des Tarifs zu ermöglichen. Das Resultat ist erstaunlich. Unsere Ausfuhr nach Frankreich war 1831 blos 602,688 Pfund werth, 1866 schon 11,696,016 Pfd. Sterling. Der Import aus Frankreich betrug 1831 3,192,360 Pfd. Sterl., dagegen 1864 stieg er auf 35,600,000 Pfd. Sterl., allein nach England, die Colonieen ausgeschlossen." Wie sollte solch' ein Mann dem Manne der Prohibition und der Weltmacht des Papstthums nicht entgegen sein, er, der als Dissenter starb, und nur auf Erlaubniß des Erzbischofs von Exeter in der Kathedra'e beigesetzt werden durfte?

Von den vielen Fremden, die ihn in den letzten Jahren besuchten, nahm Bowring den wärmsten Antheil für meinen ungarischen Landsman Hermann Vámbéry, den Reisenden in Centralasien. 1865 schrieb er mir: „Je dois à Vámbéry la justice, de dire, qu'il ne s'est jamais présenté que comme voyageur, qui avait beaucoup vu, sans protection littéraire ou scientifique; ce qu'il fait si bien accueillir ici. Le nom d'hongrois lui a beaucoup valu, et il a été un des hommes les plus distingués dans la section géographique à Bath, l'année passée."

Sir John Bowring war zweimal verehelicht, zuerst von 1816–1858 mit Mary, Tochter des Samuel Lewin, Esq., auf Hackney. Das war die Mutter seiner 5 Söhne und 3 Töchter. Sie wurde durch chinesische Meuchler vergiftet. 1860 heiratete er zum zweitenmale. Deborah, die Tochter von Thomas Castle, Esq., von Bristol, war zugleich während zwölfjähriger Ehe die literarische Mitarbeiterin ihres berühmten Gemahls, besonders im Uebersetzen aus dem Deutschen, und hielt bei der Unitarier-Versammlung im October — wo Prof. v. Holtzendorff als Ehrengast geladen war, — eine so schöne als geistig gehaltvolle Rede. „Er war bis zuletzt auf dem Vorposten der Menschheit", schrieb Prof. v. Holtzendorff. K. M. K.

Frankreich.

Stimmen aus Frankreich und Belgien über die Reform des Katholicismus und die Zukunft der romanischen Rasse.

Die altkatholische Bewegung in Deutschland beschäftigt die Gemüther auch jenseits der Vogesen. Ernste Männer in Frankreich haben, während die National-Versammlung Ferien hielt, sich Zeit und Mühe genommen, die Bewegung näher zu betrachten und dabei einen Rückblick auch auf Frankreichs oder überhaupt auf die Verhältnisse der romanischen Völker zu werfen. So finden sich in dem Journal des Débats neuerdings Correspondenzen, in welchen Herr de Pressensé, von dem zweiten Congreß der Altkatholiken in Köln ausgehend, das Resultat solcher Studien veröffentlicht. Die Artikel sind mit großer Unbefangenheit geschrieben, und schon dies verleiht ihnen unter den gegenwärtig in Frankreich herrschenden Umständen den Anspruch auf Beachtung.

Herr de Pressensé ist Mitglied der National-Versammlung und Protestant. Die letztere Eigenschaft ist es, wie uns dünkt, welche ihn in den Stand setzt, den Proceß zwischen den Alt- und Neukatholiken objectiv zu verfolgen. Auch in Deutschland, so darf man behaupten, ist das klarere Urtheil auf Seiten derjenigen

welche außerhalb des Kreises dieser Parteien stehen. Seiner politischen Parteistellung nach, scheint Herr de Pressensé jener liberalen Demokratie anzugehören, welche längst mit den Traditionen der Revolution gebrochen hat. In seiner Kirche vertritt er, als Geistlicher den Rationalismus; er glaubt an die Lösung des Problems, die Religion mit der Wissenschaft, den Glauben mit der Vernunft zu vereinigen. Jedoch liegt es ihm fern, seinen Gegenstand von diesem Standpunkte aus zu untersuchen. Seine religiösen Ueberzeugungen in den Vordergrund zu stellen, hält er überhaupt für nutzlos, weil er die Unmöglichkeit erkannt hat, seine Landsleute zu irgend einer Form des Protestantismus zu bekehren.

Im Uebrigen haben wir zunächst an Herrn de Pressensé den Muth zu schätzen, jetzt, wo man in Frankreich noch immer so bornirt ist, Deutsche als Mitglieder wissenschaftlicher Institute zu vertreiben, ein Musikstück auszupfeifen, weil man den Componisten als Deutschen kennt, und nach Deutschland anonyme Schriften voll unfläthiger Redensarten zu senden, in dem Glauben, dadurch die Rache für Sedan und Paris vorweg zu vollführen — in diesen Zeiten also öffentlich und vernünftig von Dingen zu reden, welche sich in Deutschland zugetragen haben. Freilich bittet er sein Publicum darüber höflichst und höchlichst um Entschuldigung. Er schiebt das Gefühl einer „ernsten Pflicht" vor. Immerhin, wenn dies der Preis ist, um welchen die Franzosen sich zum Lesen der Artikel herabgelassen haben, so dürfen wir mit dem Verfasser kaum rechten.

Obwohl Herr de Pr. sich wohl bewußt ist, daß die altkatholische Bewegung in Deutschland vorläufig noch keine Aussicht hat, zu einer Reformation im Sinne Luthers zu führen, so constatirt er doch mit lebhafter Genugthuung ihre fortschreitende Ausbreitung, nicht nur, weil er darin eine große Manifestation des religiösen Geistes erblickt, die „alle diejenigen interessiren muß, welche meinen, daß sich ohne eine ernste, das Bewußtsein des Volkes durchdringende Religion nichts, und vor Allem keine liberale Demokratie, gründen lasse"; sondern vorzugsweise deshalb, weil er hofft, das Heil der romanischen Rassen und besonders das Heil Frankreichs aus dieser Bewegung hervorgehen zu sehen.

„Mit bitterer Betrübniß muß ich wahrnehmen, wie der Katholicismus in Frankreich sich in eine kindische und fanatische Frömmelei stürzt. Die bedenkliche Richtung begegnet kaum noch einer Opposition, selbst nicht in der sogenannten liberalen Fraktion, denn selbst diese steht nicht an, die Vertheidigung der bekannten Wallfahrten zu übernehmen, dieser des sinkenden Heidenthums würdigen Reinigungs-Opfer. Wenn sich diese Situation nicht ändert, wenn sie dazu gelangt, alle ihre Consequenzen durchzumachen, so ist es, man möge sich darüber nicht täuschen, um die Religion unter uns geschehen; der Romanismus, welcher unserm Nationalgeist so lange fremd war, wird ihr Tod sein."

Um dieser Gefahr vorzubeugen, kennt Herr de Pr. kein wirksameres Mittel, als eine auf liberaler Grundlage beruhende Reform des Katholicismus selbst. „Wie ich überzeugt bin, daß es keiner anderen Religionsform gelingen wird, mit Erfolg auf die romanischen Länder Einfluß zu gewinnen, so erwarte ich für die Religion eine Wiederkehr von moralischer Macht nur dann, wenn die katholische Kirche sich dazu bequemt, Haupt und Glieder zu reformiren. Wenn diese Reform ausbleibt, so kann man sagen, daß das Christenthum das Spiel bei unserer Rasse verloren hat."

Diese Aeußerung des Herrn de Pressensé giebt einem religiös- und politisch-liberalen Blatte in Belgien, der „Discussion", zu folgenden Bemerkungen Anlaß: „Ueber die Frage, ob wirklich die freiere Glaubens-Auffassung des Protestantismus mit dem Temperament der romanischen Rassen unverträglich sei, ist bekanntlich schon viel gestritten worden. Es fehlt nicht an Stimmen, welche erklären, daß das hauptsächlichste Hinderniß, welches sich der Ausbreitung des Protestantismus in der romanischen Welt entgegenstellt, gerade darin besteht, daß die dortigen bedeutendsten, ihm angehörenden Männer offen an seiner Zukunft verzweifeln. Es ist nicht allzu gewagt, zu behaupten, daß, wenn die Reformation sich in Frankreich, Spanien, Italien u. s. w. nicht dauernd hat instituiren können, die Bartholomäus-Nacht, die Dragonaden, die Inquisition und alle die andern von der katholischen Propaganda hervorgerufenen Gewaltthätigkeiten es gewesen sind, die den neuen Glauben im Keime erstickt haben. Ja, man wird geneigt sein, Herrn de Pr. die Meinung von der Existenz einer besonderen romanischen Rasse überhaupt zu bestreiten, besonders wenn sich deren Eigenthümlichkeit in einer Gemeinsamkeit religiöser Tendenzen bethätigen soll. Auch in Frankreich ist es schon ausgesprochen worden, daß dieses Land selbst, Italien und Spanien für die Reformation ebenso reif gewesen sind wie Deutschland und England, und Süddeutschland nicht weniger als Norddeutschland. Was die Entwickelung der Reformation dort aufgehalten hat, ist nicht die Differenz der Rassen, sondern das Feuer, das Eisen und die Tortur gewesen, in Verbindung mit der finstern Macht der mittelalterlichen Monarchie, unter welcher „die Republik Gottes" gar schlimme Entartung erfahren hat.

„Gleichwohl liegt in der Aufstellung des Herrn de Pr. viel Wahres. Man weiß, wie weit der „neue Glaube" in Spanien sich ausgebreitet hatte, bevor die Inquisition ihr blutiges Werk in dem blühenden Lande zu verrichten begann. In Frankreich waren die Hugenotten eine Macht geworden, und man braucht nur auf die Hartnäckigkeit des Bürgerkrieges hinzuweisen, um die Bedeutung dieser Macht in das rechte Licht zu stellen. Auch in Italien hatte die protestantische Lehre zahlreiche Anhänger gefunden. Wie kommt es nun, daß gerade nur in diesen romanischen Ländern die katholische Kirche mit ihren Verfolgungen zum Ziele gelangt ist? Wie kommt es, daß die Schaffotte und Scheiterhaufen in England eine Rekatholisirung nicht zu Wege gebracht haben, daß der furchtbare Unterdrückungs-Apparat Philipp's II. bei den Niederländern, einem germanischen Volke, sich wirkungslos erwies und nur die den romanischen Ländern benachbarten Vlamingen bei dem Katholicismus zurückhielt; daß bei den übrigen germanischen Völkern der Protestantismus sich desto unvermischter festgesetzt hat, je weiter sie von den Gränzen der Romanen entfernt sind? Diese Fragen unterliegen der Prüfung des Ethnographen, des Völker-Psychologen. Die Beantwortung ist in dem Temperament, in der seelischen Begabung der Völker für die oberflächlichere oder tiefere Auffassung religiöser Dinge zu suchen. Daß ein beträchtlicher Theil von Bevölkerungen germanischer Abkunft in Belgien, Süddeutschland, der Schweiz im katholischen Cultus beharrt, ist kein Beweis gegen diese Aufstellung. Unstreitig besteht ein erheblicher Unterschied zwischen der Ausübung des Cultus bei diesen Bevölkerungs-Bruchtheilen und derjenigen in den südlicher gelegenen Ländern, und wenn, wie zu erwarten steht, der Altkatholicismus Fortschritte macht, so wird es bei den germanischen Völkern sein; jener Unterschied, welcher die germanischen Katholiken von jeher in die Mitte zwischen der römischen Kirche und den Protestantismus gestellt hat, wird sich alsdann nicht nur als ein äußerlicher, sondern auch als ein innerlich bewußter markiren.

„Man kann so weit gehen, zu sagen, die Schweiz, Süddeutschland, Belgien, das nördliche Frankreich hätten ebensogut

der Bewegung des Protestantismus dauernd folgen können, als sie der Fahne der römischen Kirche treu geblieben sind. Aber ein nachträgliches Einschlagen dieser Richtung muß man für ausgeschlossen halten. In viel höherem Maße gilt dies für Frankreich als Ganzes betrachtet, und insofern sind wir vollständig auf Herrn de Pressensé's Seite, wenn er behauptet, daß Frankreich für den Protestantismus todt sei. Es bleibt nur zu prüfen, ob seinem Vorschlage einer liberalen Reform des Katholicismus für Frankreich Aussicht auf Erfolg zugeschrieben werden darf.

„Nach allen Thatsachen, welche sich als Materialien zu einer Prüfung darbieten, und diese werden von einer beinahe zweitausendjährigen Geschichte geliefert, muß man die Frage verneinen. Der Ultramontanismus wird und muß, seiner innersten Natur nach, fortfahren, seine Doctrinen zu verschärfen und zuzuspitzen. Es wird dies die Folge haben, daß auf der einen Seite der Fortschritt des Skepticismus die Zahl seiner Anhänger verringert, auf der andern Seite die Bigotterie an Intensität gewinnt. Nach beiden Seiten sind die Aussichten gleich trostlos. Vergeblich wird sich der Gallikanismus, eine von vornherein viel zu künstliche Institution, mit dem Versuche quälen, sich von seinem Falle zu erheben, um vermittelnd einzuwirken. Daß der Altkatholicismus seine Stelle einnehmen werde, ist nicht zu hoffen. Selbst wenn die Bewegung von Deutschland aus die Gränze von Frankreich überschreiten sollte, und dies wird im besten Falle nur mit großer Beschränkung geschehen, so würde er dort wenig mehr bewirken, als vereinzelte Gruppen von Dissidenten hervorzurufen und Gläubige aus Politik zu bilden.

Die liberale Partei in Frankreich, wie in den romanischen Ländern überhaupt, befindet sich offenbar in einer peinlichen Lage. Sie sieht die Nothwendigkeit ein, das Volk einer religiösen Erhebung zuzuführen, durch welche die Gewissen von dem Joche Roms befreit werden; aber regelmäßig beim Auslaufen aus dem Hafen dieser Erkenntniß auf das Meer der Praxis scheitert sie an den Schwierigkeiten, welche im Volke selbst liegen: es ist unmöglich, die religiösen Ueberzeugungen zu reformiren, wie man politische Institutionen abändert. Der Glaube läßt sich nicht einimpfen, noch durch bloßen Willen ummodeln. Wie vernünftig also auch die Sprache des Herrn de Pr. ist — sein Reformprojekt wird immer nur ein frommer Wunsch bleiben, ein Schluß, welcher eine höchst traurige Perspective auf die Zukunft Frankreichs und der romanischen Völker überhaupt eröffnet."

Rußland.

Griechisch-katholische Schriften.

Die Thatsache, daß sich jüngst auch die griechisch-katholische Kirche zum Mit- und Einspruche in deutsche religiöse Kontroversen meldete, verdient allgemeine Aufmerksamkeit. Diese wollen wir hier nur von einem literarischen Gesichtspunkte anregen. Und da verdient vor allen Dingen der „Brief an Döllinger von einem Laien der russischen orthodoxen Kirche aus Moskau*)" Beachtung. Der Mann redet dem berühmten Lehrer der katholischen Theologie sehr eindringlich nicht bloß in's Gewissen, sondern auch in sein Wissen. In letzterem weist er ihm sehr viel Widersprüche und im ersterem so zu sagen Leichtsinn nach. Aber durchweg charakterisirt sich der rechtgläubige griechische Katholik durch Versöhnlichkeit, ja durch inständiges Bitten, daß Döllinger die ihm von Rußland her dargereichte Bruderhand für gemeinschaftliche Arbeit im Weinberge des Herrn annehme. Er rühmt die Bescheidenheit und die innere Genügsamkeit der griechisch-katholischen Kirche anderen Confessionen und den weltlichen Mächten gegenüber, obgleich sie in der vollen Ueberzeugung lebten, im Besitze der Wahrheit zu sein. Der Schluß seiner Broschüre charakterisirt das Ganze. „Nichtswürdige und faule Knechte, haben wir unser Pfund in der Erde verborgen, aber haben es nicht vergeudet, haben es nicht verfälscht. Wir haben den Schatz, den wir verloren, bewahrt: kommt, theilt seinen Besitz mit uns und laßt uns ihn gemeinsam vermehren! Wir haben die Wahrheit, wir haben das Princip des Lebens, aber wir sind dürftig an Leben des Geistes. Ihr besitzt Erfahrung, Wissenschaft, Ausdauer und die in Arbeit gestählte Kraft, aber Euch fehlt der Geist des Lebens, Euch fehlt die Wahrheit. Nur in unserer Vereinigung können wir das volle Leben des Geistes und die volle Schöpfungskraft der Wahrheit gewinnen."

Das klingt wenigstens grade umgekehrt wie die ultramontan verketzernden Stimmen der Römlinge; das klingt versöhnlich und christlich. Wenn man die in unseren theologisch-kirchlichen Streitigkeiten fast durchweg übersehene griechisch-katholische Kirche etwas genauer studirt, findet man bald, daß in ihr Vorzüge verborgen liegen, welche beiden Hauptconfessionen in Europa zu fehlen scheinen. Vielleicht bietet sie eine Ergänzung, ein versöhnendes höheres Drittes zu unserem Protestantismus und Katholicismus. Deshalb sollte man sie genauer kennen lernen. Wir haben mehrere deutsche Quellen dafür. Zu den neuesten und kürzesten gehört wohl A. S. Chomäkoff: Versuch einer Katechetischen Darstellung der Lehre von der „griechisch-katholischen Kirche" und eine Kritik und Erweiterung dieses Werkchens von Juri Samarin über Chomäkoff als Beitrag zur Kenntniß der neuesten theologischen Bestrebungen in Rußland. Umfangreicher und theologisch kritischer ist der Priester an der Maria-Magdalenakirche zu Weimar, W. Ladinscki: „Janus: Papst und Concil." Diese drei Schriften sind aus dem Russischen übersetzt und wie der Brief an Döllinger in der B. Behr'schen Buchhandlung zu Berlin erschienen, wo man außer reicher englischer und französischer Literatur auch die russische in Originalen und Uebersetzungen am Umfangreichsten vorräthig findet. H. B.

*) Berlin, B. Behr's Buchhandlung, 1872.

Kleine literarische Revue.

— **Universitäts-Reform in Frankreich.** In einer soeben in Paris erschienenen Schrift von Louis Bonnel sagt derselbe, daß eine conditio sine qua non der socialen Umgestaltung Frankreichs die Gründung von Provinzial-Universitäten und die Abschaffung des Internats (Alumnats) an den Lyceen (Gymnasien) sei. Alle neueren Unglücksfälle seines Landes schreibt der Verf. dem falschen Unterrichts- und Erziehungs-System zu, das seit dem Anfange dieses Jahrhunderts eingeführt sei — einem Systeme, das dem Staate auch die mit Unterricht und Erziehung sich befassenden religiösen Körperschaften und alle unabhängigen Privat-Lehranstalten nachgeahmt haben: nämlich dem der Centralisation und des Internats. Er weist auf die „Kasernen-Lyceen" hin, die seit dem J. 1808 bestehen, sowie auf die, auf Napoleon's I.

Ruhm eifersüchtige Restauration, die stets bedacht gewesen, die größte Einigkeit zwischen Priesterschaft und Universität herrschen zu lassen. Sedan sei das nothwendige Resultat dieses über sechzig Jahre fortgesetzten, traurigen Systems gewesen. Er weist nach, daß, bei der Verschiedenartigkeit der französischen Provinzen, auch eine, je nach dem Charakter und den Bedürfnissen derselben verschiedene Einrichtung ihrer Universitäten nur wohlthätig auf Wissenschaft und Kunst, Handel und Gewerbe, Landbau und Marine wirken könne. Wie es scheint, ist auch der größte Theil aller akademischen Lehrer und gebildeten Professoren in Frankreich mit dieser Forderung einverstanden. Nur der Clerus ist es nicht, weil er die klösterliche Erziehung in den Internaten, die mechanisch-geistlose Abrichtung der Menschen, die Unterdrückung jedes freien, religiösen Gedankens, aufrecht erhalten will.

— **Chemisches Handwörterbuch.** Seit einer Reihe von Jahren oder Jahrzehnden d. h. seit der Zeit, in welcher die Chemie ihre Herrschaft über fast alle Gebiete des menschlichen Wissens und Könnens, Untersuchens und Schaffens, ausgebreitet hat, ist ein kurzgefaßtes chemisches Handwörterbuch, in welchem man über alle in das Gebiet der Chemie einschlagenden Fragen Antwort, über alle wichtigeren chemischen Vorgänge, Verbindungen, Geräthe u. s. w. Auskunft erhält, ein bisher unbefriedigtes Bedürfniß gewesen. Der Techniker, Arzt, Apotheker, Landwirth, Lehrer, ja jeder gebildete Mensch, kommt alle Tage in die Lage, über irgend welche chemische Angelegenheit eine schnelle Auskunft haben zu wollen, aber er findet nichts zu seiner Verfügung, als systematische Lehrbücher, in denen er, wenn sie ausführlich sind, nach langem Suchen, sind sie kurz gefaßt, meistens überhaupt nicht, das Gewünschte findet. Die speciellen chemischen Wörterbücher aber, die unsere Literatur besitzt, sind nur wenige von Fortuna Bevorzugte so glücklich, sich anschaffen zu können, da ihr Preis, dem bedeutenden Umfange angemessen, ein sehr hoher ist. Unter diesen Umständen begrüßen wir das kurze chemische Handwörterbuch von Dr. Otto Dammer, von welchem vor einiger Zeit die erste Lieferung*) ausgegeben wurde, als ein höchst verdienstliches Werk, und glauben ihm mit Sicherheit eine allseitige freundliche Aufnahme voraussagen zu können. Wir haben uns durch Einsicht der ersten Lieferung von der Vollständigkeit und dem außerordentlichen Reichthum seines Inhaltes überzeugt, wobei durch Vermeidung aller weitschichtigen Betrachtungen, Theorien, veralteter und unwichtigerer historischer Daten, ein Reichthum an thatsächlichen Angaben ermöglicht ist, den man bei der Beschränktheit des beabsichtigten Umfanges keineswegs voraussetzen durfte. Das Handwörterbuch wird in 12—13 Lieferungen à 12 Sgr. erscheinen, und können wir seine Anschaffung für jede Haus- und Volksbibliothek aus vollster Ueberzeugung empfehlen. C. Kr.

— **Das Frommann'sche Haus in Jena.****) Schon lange hatten persönliche und Literaturfreunde gewünscht, F. J. Frommann möge die Hinweisungen auf sein elterliches Haus, welche in Biographien und Briefwechseln aus dem Ende des vorigen und dem Anfange dieses Jahrhunderts so häufig vorkamen, durch Mittheilungen aus der Familie selbst ergänzen. Seinem langen Zögern machte die unrichtige Deutung ein Ende, die Professor A. Stahr dem Verhältniß zwischen Göthe und Minna Herzlieb gab, und Frommann veröffentlichte 1870 eine kleine Broschüre, die nicht nur das wahre des einen fraglichen Punktes feststellte, sondern zugleich ein reizendes Bild von dem innigen Verkehr vieler namhafter Persönlichkeiten jener Periode mit dem Frommann'schen Hause entwarf. In stark vermehrter Auflage erfreut seine Zusammenstellung jetzt das Publikum aufs Neue, läßt vor allem Frommann den Vater mehr in den Vordergrund treten, und theilt außerdem eine Menge von neuen Briefen mit, welche das anmuthige Bild nach verschiedenen Richtungen hin theils erweitern, theils vervollständigen. Man bewegt sich bei der Lektüre stets im wohlthuenden Kreise gescheiter, tüchtiger, gemüthvoller Menschen und wird gern manches Unbedeutende und Gleichgültige in den Kauf nehmen, wo so viel wirklich Interessantes geboten wird. Aus einem Briefe des Vaters an den Sohn, der damals, Juni 1817, in Berlin studirte, bringen wir ein paar heut wieder so ungemein zu beherzigende Worte: „Unsere Augen sind leider jetzt zu sehr geschärft, in allen Dingen die Nachtseite aufzusuchen und die Lichtseite zu übersehen. Dann träumen wir uns unerreichbare Ideale und wollen Früchte brechen, ehe sie reif sind, ja einärndten, ehe der Boden bereitet ist, daß er den Samen gehörig aufnehme. Weil wir zu viel wollen, sind wir ganz blind für das Gute, was wirklich geschehen."

— **Norica**, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit, von August Hagen.*) — Diese schon im Jahre 1829 in erster Auflage veröffentlichte Künstlergeschichte ist gegenwärtig in vierter Auflage herausgegeben worden. Dieselbe ist rühmlichst bekannt und bedarf keiner ferneren Empfehlung. Nur die Hauptvorzüge sollen hier hervorgehoben werden, gleichsam um die Lectüre des Werkes vorzubereiten. Der Verfasser erklärt in der Vorrede, daß seinem Buche eine Handschrift des Kaufmanns Jacob Heller aus Frankfurt zu Grunde liege, „der nicht ohne gelehrte Bildung, vielleicht mehr Kunstfreund als Kenner, im Anfange des 16. Jahrhunderts sich längere Zeit in Nürnberg aufhielt, und was er von den Künstlern und ihren Werken daselbst sah und hörte, umständlich niederschrieb." Diese Handschrift, erklärt der Verfasser, habe er vollständig überarbeiten müssen: die alterthümliche Sprache wurde verbannt, der alterthümliche Charakter dagegen wurde beibehalten. Das hohe Verdienst Hagen's ist, dabei die richtige Gränze erkannt zu haben. Die Darstellungsform versetzt uns recht lebendig in die Zeit zurück, in welcher die Geschichte spielte, ohne daß dabei die Auffassung leidet oder nur erschwert wird. Ueberhaupt scheint Hagen in allzugroßer Bescheidenheit auf das Heller'sche Manuscript — wenn nicht gar dasselbe eine bloße Fiction ist — das Hauptverdienst zu wälzen. Nicht allein die Form, sondern auch der Inhalt darf zum größeren Theil als ein Product der Erfindungsgabe des Herausgebers genommen werden. Die Composition des Inhalts ist eine so einfache, daß derselbe in seinen Hauptmomenten auf einem Gemälde wiedergegeben werden kann. Und doch ist die Erzählung für den an feineren literarischen Genüssen gewöhnten Leser ausnehmend spannend. — Auf dem Vordergrunde Albrecht Dürer und die mit ihm gleichzeitig in Nürnberg lebenden bildenden Künstler

*) Berlin, Robert Oppenheim, 1872. gr. 8.

**) Das Frommannsche Haus und seine Freunde. Von F. J. Frommann. Zweite vermehrte Auflage. Jena, Druck und Verlag von Fr. Frommann, 1872.

*) Nach einer Handschrift des sechszehnten Jahrhunderts herausgegeben. 4. Aufl. Leipzig, J. J. Weber, 1873.

Vischer (Rothschmidt), Krafft (Bildhauer) und Veit Roß (Bildschnitzer). Im Mittelgrund die Dichter Pirckheimer, Hans Sachs, der italienische Maler Thomas von Bologna, einen Brief und kleinere Compositionen Raphaels dem Albrecht Dürer überbringend, Kaiser Maximilian als Gönner und Belohner der schönen Künste. Im Hintergrunde das sociale Leben und Treiben in Nürnberg zu jener Zeit.

Literarischer Sprechsaal.

Der erste December d. J. war für die treugebliebenen Kinder der vlamischen Muttersprache in Belgien ein Tag der Freude und der Genugthuung, als welcher er auch ein Tag der Erinnerung und der Ermuthigung für sie bleiben wird. An diesem Tage wurde nämlich in Brüssel ein von dem gefeierten Dichter Hendrik Conscience gedichtetes, großes musikalisches Drama „De Dichter en zijn Droombeeld" (Der Dichter und sein Traumbild) mit Musik von Karel Miry zum erstenmal aufgeführt. Der Idee dieses Dramas, welches übrigens in seiner Form von allen Opern ebenso, wie von dem, was wir Oratorien nennen, abweicht, liegt der Kampf des irdischen Stoffes, der Materie, mit dem überirdischen Geiste, dem Göttlichen, zum Grunde, wobei Letzterer den Sieg davonträgt. Es ist ein ähnlicher Kampf der weltlichen, reizenden und sinnlichen Verlockung mit dem idealen Gedanken und der Beseligung des Gefühls einer höheren Welt, wie er in Göthes „Faust" dargestellt ist. Der „Dichter" ist es, um welchen der Erdgeist und die Sinnenlust mit dem überirdischen Ideale und dem Göttlichen kämpfen. In einer blühenden poetischen Sprache hat Conscience einen Schatz von tiefen Gedanken und erhabenen Bildern ausgebreitet. Die Leitung der Aufführung hatte der auch in Deutschland durch seine vlamischen Lieder bekannt gewordene junge Componist Willem De Mol übernommen. Wir nennen unter den ausführenden Sängern Herrn Wittebols („Dichter"), Herrn Antheunis („Mundus" Erdgeist), Fr. Ledelier („Idea") und Fr. Servais („Delicia"). Auch in Deutschland nimmt man Antheil und findet eine Genugthuung darin, wenn die stammverwandten Vlamingen einen neuen Sieg auf dem Felde der Literatur und Kunst erkämpfen.

Aus Neapel wird der in hohem Alter dort erfolgte Tod der Frau Mary Somerville, einer der größten Zierden der literarischen und wissenschaftlichen Welt Englands, gemeldet. 1795 in Edinburg geboren, entwickelte diese begabte Frau ihr bedeutendes Talent erst nach ihrer Verheiratung, als ihr Mann, ein Marine-Officier, sie in Mathematik und Physik unterrichtete. Ihre Begabung erregte die Aufmerksamkeit Lord Broughams der sie aufforderte, die „Méchanique céleste" von Laplace zu bearbeiten. Diese Arbeit erschien unter dem Titel „Mechanism of the Heavens". Epochemachend war ihr Hauptwerk: „Connexion of the Physical Sciences", das, in ansprechender Darstellung verfaßt, den Beifall wissenschaftlicher Autoritäten errang und acht Auflagen erlebte. Nicht minder gehaltreich und gut geschrieben ist ihr Werk: „Physical Geography", das auch ins Deutsche übersetzt wurde und den Zweck hatte, namentlich die Frauen mit den materiellen Gesetzen bekannt zu machen, welche unsere Planeten regieren. Schon im Jahre 1835 wurde sie zum Ehrenmitgliede der königlich großbritannischen Astronomischen Gesellschaft ernannt.

Herr Hepworth Dixon hat einen Preßproceß gegen die Pall Mall Gazette von London angestrengt, weil diese kürzlich in einer Kritik seiner vor etwa fünf Jahren erschienenen „Spiritual Wives" („Pietistische Frauen") dieses Buch für ein unsittliches, des Verfassers unwürdiges Machwerk erklärt hatte. Bekanntlich werden in diesem Buche die geschlechtlichen Verirrungen des Muckerthums in England, Amerika und Deutschland (besonders auch in Königsberg) mit vielem Behagen und wenig Witz geschildert. Als der Proceß vor dem Gerichtshofe in Anwesenheit des Klägers, Herrn Dixon, verhandelt wurde und zu diesem Zwecke der Vertheidiger der Pall Mall einige Stellen aus dem Buche vorlesen ließ, erregten diese allgemein den tiefsten Ekel und den ausgesprochensten sittlichen Widerwillen. Die Saturday Review sagt, daß, selbst wenn das englische Law of libel Herrn Dixon berechtigte, einen Diffamations-Proceß gegen Pall Mall anzustrengen, er doch viel klüger gethan hätte, nicht vor Gericht zu gehen, da eben hierdurch erst die mala fides des Autors zu Tage gekommen sei, der unter dem Schutze seiner früher publicirten, keinen Anstoß erregenden Schriften die unsittlichen Spiritual Wives in die unbefangensten Leserkreise einzuschmuggeln gewußt habe. Herr Dixon erklärte vor dem Gerichtshofe, daß er bei seiner Publication dieses Buches keine andere Absicht gehabt, als zu warnen vor den gerade bei den germanischen (teutonic) Völkern vorkommenden sinnlichen Verirrungen der Sekten, aber mit Recht wurde ihm entgegnet, daß er dann seine Schrift nicht an die große Leserwelt der Frauen und Laien, sondern an den Erzbischof von Canterbury, an den Bischof von London und an andere Hüter der Religiosität und Kirchlichkeit hätte adressiren sollen.

Das Obergericht des Staates Illinois hat kürzlich den Redacteur und den Verleger des dortigen Evening Journal zu einer Geldstrafe von 300 Dollars verurtheilt, weil das Gericht sich durch einen Artikel dieses Journals verletzt fühlte, welches in einem Erkenntniß des Gerichts den Beweis eines Mangels der amerikanischen Strafrechtspflege, die Verschleppung des Processes eines criminell Angeklagten, erblickt hatte. „Contempt of Court", heißt in der amerikanischen Gerichtssprache diese Kritik eines richterlichen Erkenntnisses, und gegen eine solche Verurtheilung wie die oben erwähnte, giebt es keine höhere Berufung, obwohl sie von einem Gericht ausgegangen, welches Partei und Richter in Einer Person war. Die amerikanischen Blätter erblicken sämmtlich in diesem Act eine Verletzung der Preßfreiheit. „In keinem civilisirten Lande Europa's", sagen sie, „ist ein so schreiender Mißbrauch der richterlichen Gewalt möglich. Wohl giebt es in Deutschland Preßprocesse, auch wegen „Erregung von Haß und Verachtung der Behörden", allein in solchen Fällen sind die Delicte vom Gesetze genau definirt, die Angeklagten unterliegen einem vollständigen Gerichts-Verfahren, sie dürfen sich vertheidigen, können von einem verurtheilenden Erkenntniß an ein höheres Gericht appelliren, und schließlich steht ihnen der Gnadenweg offen. Alles das fällt hierzulande fort."

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig: (241)

Joh. Gust. Droysen,

Der Staat des großen Kurfürsten. 2. Aufl. 3 Bde. 8 Thlr.

Friedrich I., König von Preußen. 2 Aufl. 2 Thlr.

Verlag von Veit & Comp. in Leipzig.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin (Besser'sche Buchhdlg., 7 Behrenstr.).

Paul Heyse's Gesammelte Werke

in zehn Bänden à 1⅓ Thaler.

Bis jetzt (Ende 1872) erschienen Bd. I. (Gedichte); Bd. II. (Novellen in Versen, 1. Theil); Bd. IV., V. (Novellen in Prosa 1. 2.); Bd. IX. (Dramen 1.). (242)

Die Bände III. (Novellen in Versen 2.); VI., VII., VIII. (Novellen in Prosa 3., 4., 5.); X. (Dramen 2) sind unter der Presse und erscheinen im Laufe des Jahres 1873.

Naturwissenschaftliche

Jugendschriften.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Michael Faraday, Die verschiedenen Kräfte der Materie und ihre Beziehungen zu einander. Sechs Vorlesungen für die Jugend. Mit 54 Holzschnitten. 8. Preis geh. 20 Sgr. (243)

— — Naturgeschichte einer Kerze. Sechs Vorlesungen für die Jugend. Mit 35 Holzschnitten. 8. Preis geh. 20 Sgr., cart. 24 Sgr.

Von der gesammten englischen und deutschen Presse sind diese Werke des berühmten engl. Chemikers als in ihrer Art klassisch und zugleich populair bezeichnet worden und wie keine andern Werke beider Literaturen geeignet, sowohl Kindern, wie Erwachsenen, das Verständniß der Elementarlehren der Chemie und Physik zu erschließen.

Berlin. Verlag von **Robert Oppenheim.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Shakespeare's

Dramatische Werke.

Uebersetzt von

Bodenstedt, Delius, Gildemeister, Herwegh, Heyse, Kurz, Wilbrandt.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt.

9 Bände. 8. Geh. 6⅓ Thlr. Geb. 9 Thlr.

(Auch in 38 Bändchen zu 5 Ngr. geheftet, 7½ Ngr. cartonnirt zu beziehen.)

Diese von Friedrich Bodenstedt herausgegebene neue Shakespeare-Uebersetzung, mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen zu jedem Stück und einer Biographie Shakespeare's vom Herausgeber, vor Kurzem erst vollendet, hat sich so großer Theilnahme zu erfreuen, daß bereits eine zweite Auflage davon nöthig wurde. Vorräthig in allen Buchhandlungen. (244)

Verlag von OTTO SPAMER in Leipzig.

Vollendet liegt nun vor und ist soeben zur Versendung gelangt:

Ozeanien,

die Inseln der Südsee. Erforschungsreisen im Gebiete der Inselgruppen des Stillen Meeres. Mit besonderer Rücksicht auf Leben, Sprache und Sitten der aussterbenden Naturvölker jener Eilande. Herausgegeben von Fr. Christmann und Richard Oberländer. Mit 170 Text-Abbildungen, drei Karten in Farbendruck und mehreren in den Text gedruckten Karten. Geheftet 2⅓ Thlr. Elegant gebunden 2⅔ Thlr.

Die Verfasser bieten ihren Lesern ein möglichst treues Bild von **Neuseeland und den übrigen Inselgruppen des Stillen Ozeans,** indem sie die Sitten und Gebräuche, Vergangenheit und Gegenwart jener Naturvölker schildern. Das Werk faßt übersichtlich zusammen alle seit Jahrzehnten uns zugekommenen Berichte von Reisenden aller Nationen, unter Berücksichtigung der Missionsversuche und der deutschen und außerdeutschen Handelsbestrebungen. Der Leser findet weiterhin eine Schilderung des Verhältnisses zwischen den Eingebornen und den Kolonisten, ehemals und jetzt, eine Beschreibung der Beschaffenheit der einzelnen Inseln im Allgemeinen, sowie der Eigenthümlichkeiten ihrer Thier- und Pflanzenwelt, unterstützt durch zahlreiche in den Text gedruckte Illustrationen, Karten, Tonbilder u. s. w.

In gleicher Ausstattung erschienen:

Australien. Geschichte der Entdeckungsreisen und der Kolonisation. Von **Fr. Christmann.** Mit 120 Text-Abbildungen, vier Karten und fünf Tonbildern. Geheftet 1⅔ Thlr. Elegant gebunden 2 Thlr.

Alexander von Humboldt's Leben und Wirken, Reisen und Wissen. Ein biographisches Denkmal von **Dr. Hermann Klencke. Sechste,** illustrirte Ausgabe, vielfach erweitert und theilweise umgearbeitet von **Prof. H. Th. Kühne.** Mit 130 Text-Abbildungen, 2 Karten, 8 Tonbildern, nebst einem Porträt A. von Humboldt's in Stahlstich. Geheftet 1⅔ Thlr. Elegant gebunden 2 Thlr.

Vorstehend aufgeführte Bände können durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes bezogen werden. (245)

Bei **F. C. W. Vogel in Leipzig** erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Winckelmann.

Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen.

Von (246)

Carl Justi,

Professor in Bonn.

Zweiter (Schluß-) Band.

2. Abtheilung.

Mit Cardinal Albani's Portrait.

gr. 8. geh. 3 Thlr.

Das complete Werk kostet 9 Thlr.

Im Verlage der **G. J. Göschen'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart** ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden: (247)

Ferdinand Freiligrath's

Gesammelte Dichtungen.

Zweite Auflage.

6 Bände. gr. 16. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Was uns Ferdinand Freiligrath in einem mehr als dreißigjährigem Wirken dargeboten: Farbenprächtige Bilder einer glühenden Phantasie; innige ergreifende vaterländische Töne; herzliche tiefempfundene Gelegenheitsgedichte; meisterhafte Uebersetzungen endlich aus fremden Zungen, — hier liegt Alles gesammelt vor und bildet ein würdiges Totalbild eines unserer hervorragendsten neueren Dichter.

Der billige Preis dieser Gesammtausgabe ermöglicht es Jedem, sich mit geringem Opfer in den Besitz von Werken zu setzen welche, reich an echter Poesie, einen unversieglichen Quell hohen geistigen Genusses bilden.



Deutsche Jugend.

Illustrirte Monatshefte.

Herausgegeben von

J. Lohmeyer.

Unter künstlerischer Leitung von

Oscar Pletsch.

Preis des Heftes gr. 4. Velinpapier

1 Mark = 10 Sgr. = 36 Kr. rh.

6 Hefte bilden einen Band.

Die **„Deutsche Jugend"** vereinigt zum ersten Male die gefeiertsten Meister deutscher Kunst und Dichtung und die hervorragendsten unserer Jugendschriftsteller zu einem freudigen Zusammenwirken für die Jugend und ist bestrebt, in ihrem für Knaben und Mädchen bestimmten Inhalt nur Mustergültiges in Wort und Bild zu bieten.

Die Bandausgabe bildet zugleich eines der reichhaltigsten und schönsten Weihnachtsbücher. (248)

Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

Dieser Nummer liegen bei: 1) Verzeichniß einer **Sammlung werthvoller Bücher von Rudolf Kuntze's Verlagsbuchhandlung in Dresden.** 2) **Verzeichniß ausgewählter Werke** in eleganten Einbänden aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus in Leipzig.** (249. 50)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gohmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] —— Berlin, den 21. December 1872. —— [No. 51.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Rügensch-Pommersche Geschichten aus sieben Jahrhunderten.*)

Stralsund, Wallenstein und der große Kurfürst.

Die in diesen Blättern früher mehrfach angezeigten, fleißigen und gewissenhaften Studien zur Geschichte des alten Herzogthums Pommern, deren Verf., der schleswig-holsteinische Patriot, Dr. Otto Fock, kürzlich mit Tod abgegangen, nähern sich in dem eben erschienenen Bande unseren eigenen Zeiten und gewinnen damit an Interesse auch für das größere Publikum aller derer, die Interesse empfinden für die Vergangenheit der einzelnen Theile ihres nunmehr gemeinsamen Vaterlandes. In ununterbrochener Folge hat der emsige Forscher in 5 Abtheilungen die Vergangenheit Pommern-Rügens seit dem 12. bis zum 16. Jahrhundert behandelt. In diesem Jahre nun reihte sich ein sechster stattlicher Band der Rügensch-Pommerschen Geschichten, welcher Verhältnisse des 17. Jahrhunderts behandelt, den vorhergehenden an.

Und zwar ist es diesmal eine Stadt, Stralsund, die Heimat des Verfassers, die den Mittelpunkt der Darstellung ausmacht, in den beiden für dieselbe bedeutendsten Momenten des 17. Jahrhunderts zur Zeit ihrer Belagerung durch Wallenstein (1628) und den großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg (1678). Wir haben gelegentlich der Besprechung von G. Droysen's Gustav Adolf in den Spalten des „Magazin“, schon einmal daran erinnert, wie Vieles in der deutschen Geschichte des 17. Jahrhunderts noch der Aufklärung bedarf, wie es uns vor Allem an einer zusammenfassenden, urkundlichen Darstellung des dreißigjährigen Krieges fehle und daß andererseits derartige Lokalforschungen die unumgängliche Grundlage für eine solche Gesammtdarstellung bildeten.

Auch Fock für sein Theil folgte für diese Zeiten den von J. G. Droysen zuerst betretenen, von G. Droysen weiter verfolgten Pfaden, auch er hat es verstanden, die reiche Flugschriften-Literatur der Zeit für seinen Gegenstand gut zu verwerthen und zugleich aus der großen, von G. Droysen zuerst herangezogenen, schwedischen Sammlung von Archivalien, die den Krieg Gustav Adolfs in Deutschland betreffen, zu schöpfen.

Was wir zunächst an diesem sechsten Bande der Rügensch-Pommerschen Geschichten Rühmendes hervorzuheben haben, ist die Grundauffassung, von der aus Fock sich an die Darstellung dieser Zeiten gemacht hat. In der klaren Erkenntniß, daß die Geschicke der bedeutenden Hansestadt im 17. Jahrhundert nicht etwas rein Individuelles, dem Zufall Angehöriges, sondern ein Moment einer großen und allgemeinen Umwälzung der europäisch-deutschen Verhältnisse sei, betrachtet er die Stellung der Stadt in ihrem Verhältniß zur Hanse, das Verhältniß dieser wiederum zu den deutschen Territorialmächten, wie zu dem Fortschritte der politischen Entwicklung der Hauptmächte des Kontinents im Allgemeinen. Erst auf diese Weise ergiebt sich für ihn die richtige Perspektive, aus der die Verhältnisse der einzelnen Stadt angesehen sein wollen, um richtig aufgefaßt zu werden, und mit Recht widmet er die ersten Kapitel seiner Arbeit ausschließlich den innern und äußern Verhältnissen der Hanse und den Beziehungen Stralsunds zu derselben.

Erfahren wir nun auch aus diesem ersten Theil für das Allgemeine nicht viel Neues, so müssen wir doch die Sorgfalt des Verfassers anerkennen, der es sich nicht hat verdrießen lassen, alles einschlägige, archivalische Material noch einmal gründlich zu durchforschen. Andererseits aber fördert gerade die auf Stralsunds innere und äußere Verhältnisse bezügliche Erforschung der dortigen Rathsarchivalien eine Menge des schätzbarsten Stoffes zu Tage, der in dieser sorgfältigen und umfassenden Weise noch niemals vorher gesammelt ist.

In hohem Maße interessant ist die Schilderung der von der Bürgerschaft in den Jahren 1614—16 gegen das Rathsregiment begonnenen und glücklich durchgeführten Revolution, und ebenso ergiebt sich erst aus den vom Verf. verwertheten Rathsarchivalien ein klares und anschauliches Bild der beiden Belagerungen Stralsunds durch Wallenstein und den großen Kurfürsten. Bemerkenswerth ist dabei, wie ungleich energischer und umsichtiger die Belagerung der Stadt durch den großen Kurfürsten als durch Wallenstein, oder vielmehr seinen Stellvertreter Feldmarschall Arnim geführt wurde — Wallenstein selbst befand sich nur während der letzten Wochen der Belagerung vor Stralsund — und wie es ungleich mehr die allgemeinen politischen Verhältnisse als militärische Gründe waren, die den kaiserlichen Generalissimus zur Aufhebung der Belagerung nach sechswöchentlicher Dauer nöthigten.

Der Standpunkt, von dem aus F. die Ereignisse dieser Zeiten darstellt, ist bei aller Objectivität doch, wie sich dies erwarten läßt, ein gut preußischer, zu dessen Charakterisirung, wie zugleich der des leichten und gefälligen Styles, wir zum Schluß zwei Stellen des Werkes folgen lassen:

*) Leipzig, 1872. Veit u. Co.

„Ein großes Resultat", bemerkt F. betreffs der Einnahme Stralsunds durch den großen Kurfürsten, „war somit in kürzester Frist erreicht. Das Bombardement hatte vom 10. October Abends 10½ Uhr bis zum nächsten Nachmittage 5 Uhr gedauert, also wenn man die beiden Pausen Morgens und Mittags mit zusammen etwa 5 Stunden abrechnet, 13½ Stunden; dann war die Festung zur Capitulation genöthigt. Was ein Arnim und Wallenstein vor fünfzig Jahren in ganzen zwei Monaten vergebens erstrebt hatten, trotzdem ihre Batterien der Stadt noch viel näher lagen als jetzt die brandenburgischen, das war durch den großen Kurfürsten in noch nicht 24 Stunden erreicht. Kaum irgend eine Thatsache der damaligen Kriegsgeschichte kennzeichnet die außerordentliche Vervollkommnung des artilleristischen Materials und die Fortschritte der Technik dieser Waffe in dem letzten halben Jahrhundert so prägnant, als die über alles Erwarten rasche Bezwingung der fast uneinnehmbar geachteten Festung Stralsund, die damals ein bedeutendes Aufsehen in der militärischen Welt machte. Allerdings trafen verschiedene Ursachen zusammen, die Erreichung eines so glänzenden Resultats in so kurzer Zeit zu ermöglichen: die Mängel der Befestigung und Ausrüstung Stralsunds, die Preisgebung des Dänholm, der Zwiespalt zwischen Bürgerschaft und Besatzung; aber ein Hauptverdienst hat doch die brandenburgische Artillerie gehabt, die vom Kurfürsten schon lange mit besonderer Aufmerksamkeit gefördert, in dem Obersten Weiler einen der tüchtigsten Fachmänner seiner Zeit zum Commandeur erhalten hatte. Nicht die Anwendung glühender Kugeln und Sprenggeschosse an sich war es bei dieser Gelegenheit, was die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog; — sie waren schon lange bekannt und im Gebrauch — wohl aber die Sicherheit und Präcision ihrer Handhabung bei einer massenhaften Anwendung und der dadurch bewirkte durchschlagende Erfolg." — Und beim Rückblick auf die Geschichte Stralsunds im 17. Jahrhundert und seitdem äußert sich der Verf.: „Viel schwere Tage und Jahre hat die Stadt Stralsund und das sie umgebende rügen-pommersche Land noch unter schwedischer Herrschaft durchgemacht; denn während der größere Theil des schwedischen Pommern mit der Hauptstadt Stettin schon vier Jahrzehnde nach dem Frieden von St. Germain mit Brandenburg-Preußen vereinigt ward, sollte es mit dieser Vereinigung für das kleine Stück pommerschen Landes diesseits der Peene noch fast hundert Jahre länger dauern. Es mußte während dieses langen Zeitraums alle diese politischen Irrgänge der sinkenden schwedischen Macht mitmachen und schwer genug dafür büßen. Aber der Weg, den die politische Entwicklung hier zu nehmen hatte, war gewiesen; schon jetzt hatte es sich gezeigt, daß Schweden aus eigener Macht nicht im Stande war, sich im Besitz seiner deutschen Erwerbungen zu behaupten, die es während einer großen welthistorischen Umwälzung unter besonders günstigen Verhältnissen gewonnen hatte; durch ihre geographische Lage, durch die Nationalität ihrer Bewohner, durch ihre ganze historische Entwicklung wurden namentlich die pommerschen Lande zur engeren Verbindung mit dem mächtig aufstrebenden brandenburgisch-preußischen Staate gezogen, der deutsche Art und deutsche Tüchtigkeit vor allen andern in sich verkörperte. Die schon vom großen Kurfürsten durch eine Reihe glorreicher Siege bewirkte Vereinigung des unter ausländische Herrschaft gerathenen Theils von Pommern mit dem Staate, dem Deutschlands Zukunft gehörte, konnte wohl zeitweilig rückgängig gemacht, nicht auf die Dauer gehindert werden; es war der Schatten, den die zukünftigen Dinge voraus warfen." J.

Aus Moltke's Leben.*)

Dieses Buch bildet (wie bereits erwähnt) einen Theil der von Spamer herausgegebenen illustrirten Jugend-Bibliothek und es dürfte derselben, wie wir gleich von vorn herein bemerken können, zur Zierde gereichen. Es schildert eine Episode aus der Geschichte unseres Jahrhunderts, die zu den folgenschwersten gehörte und deren genaue Kenntnißnahme von hohem Werthe ist: den Abfall Mehmed Ali's, Vicekönigs von Aegypten, von der Pforte und den dadurch veranlaßten türkisch-egyptischen Krieg, im Jahre 1839, dessen für die Türkei unglückliche Wendung den europäischen Mächten die Gelegenheit bot, in die inneren Angelegenheiten der Türkei sich einzumischen. Ebenso werden die socialen Zustände der Türkei in jener Zeit und die vergeblichen Reformversuche des Sultan Mahmud II. beschrieben.

Einen thätigen Antheil an diesen Reformversuchen hatte Moltke, der vom Könige Friedrich Wilhelm III. nach der Türkei geschickt wurde, um als militärischer Instructor das türkische Heerwesen umzugestalten. Den Zeitraum seines Aufenthaltes in der Türkei, vom Jahre 1835—1839, umfaßt auch das vorliegende Buch, ohne daß es jedoch ausschließlich sich mit der Thätigkeit Moltke's und seinen Erlebnissen beschäftigt. So gelingt es dem Verfasser, einen doppelten Zweck zu erfüllen, erstens der reiferen Jugend ein richtiges, auf Grundlage der Wirklichkeit beruhendes Bild der zeitigen Zustände im Osmanischen Reich zu bieten, dann aber auch ihr einen unserer größten Männer während einer Lebensperiode vorzuführen, wo er noch keineswegs der berühmte Kriegsheld war, sondern erst in den Anfängen seiner bedeutungsvollen Laufbahn sich befand.

Zu diesen inneren Vorzügen des Buches tritt noch ein sehr correcter Styl und eine leicht faßliche Darstellung, so daß es als Lectüre für die reifere Jugend wahrhaft empfohlen werden kann.

Weiße's Aesthetik.**)

Hermann Lotze hat in seiner „Geschichte" der Aesthetik in Deutschland Weiße's System, so zu sagen, als Höhepunkt der deutschen Aesthetik hingestellt, worauf auch die Vorrede des Hrn. Prof. R. Seydel mit Befriedigung hinweist. Weiße ist von Hegel ausgegangen und erst allmählich zu seinem sog. speculativen Theismus gekommen. Herr Seydel klagt, daß man ihn meistens nach seiner ersten Darstellung der Aesthetik („System der Aesthetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit") beurtheile, und legt nun dem Publikum zur Berichtigung seiner Anschauungen ein Kollegienheft letzter Hand über diese Wissenschaft vor.

Daß die Aesthetik eine Wissenschaft der Schönheit sei, ist im Grunde genommen nichts als eine petitio principii, daß sie gar auf die Voraussetzung begründet sei, „daß die Schönheit ihren eigentlichen Sitz im Geiste hat, und daß äußere, ungeistige

*) Auch mit dem Titel „Unterm Halbmonde." Von Oskar Höcker. Historische Erzählung aus der Zeit der Wanderjahre eines deutschen Kriegshelden während seines Aufenthaltes im Osmanischen Reiche. Der vaterländischen Jugend und dem deutschen Volke erzählt. Mit über 80 Text-Illustrationen, vier Tonbildern und einem Buntbilde. Leipzig, Otto Spamer, 1873.

**) Ch. H. Weiße's System der Aesthetik nach dem Kollegienhefte letzter Hand herausgegeben von Dr. Rudolf Seydel. Leipzig, J. G. Findel, 1872.

Dinge nur in so weit an ihr Theil haben, als sie aus dem Geiste stammen und das Wesen des Geistes in sich wiederscheinen lassen", heißt ein ganzes System voraussetzen. Ueber das Verhältniß der Schönheit zum absoluten Geiste weiß uns der erste Abschnitt vieles Wunderbare zu berichten. Dergleichen klingt denn doch dem Publikum allmählich wie ein Märchen aus einer längst vergangenen Zeit. Die Fortschritte der Naturwissenschaften und die Philosophie haben gegen solche Vorstellungen eine gewisse Antipathie erzeugt. Wir wollen ja den „absoluten Geist" nicht von vornherein dogmatisch verneinen; es wäre möglich, daß die Kategorie der Schönheit auf ihn Anwendung fände; allein diese Art der deductiven Methode hat in unserm Jahrzehnd keine rechte Stelle mehr. Mit dem Schönheits-Begriff müßte eine vernünftige Aesthetik enden, aber nicht beginnen, und wollte sie dann dem absoluten Geiste noch ein Schlußkapitel widmen, so wäre nichts dawider zu sagen. Vor allen Dingen aber ist allerdings zu fordern, daß man sich überhaupt von solchen festen Begriffen freimacht und auch die Kunst in ihrer historischen Entwickelung betrachtet.

Das Schönheits-Ideal ist das Moment einer Kunst-Phase, deren Mittelpunkt die plastische Kunst bildet; im Centrum unseres Kunstlebens aber steht Musik, der gegenüber jener Begriff sich als gänzlich unzureichend und ohnmächtig beweist. An ihm leiden deshalb auch fast alle unsere Aesthetiken Schiffbruch, die von Weiße nicht ausgenommen. Denn die Musik als die Kunst der reinen Form zu definiren, heißt, sie von Haydn'schen Symphonien rc. abstrahiren; damit aber an die neunte Symphonie Beethoven's oder eine Oper Gluck's heranzutreten, verräth eine Kühnheit, als wenn man mit einem Fischerboote über den Atlantischen Ocean fahren wollte.

Es ist Zeit, daß dieser scholastischen Aesthetik einmal ein Ende gemacht wird, die auf den von den Griechen entlehnten Kunstbegriffen herumreitet, wie nur die mittelalterliche Scholastik auf dem Aristoteles. Griechenland ist nicht das „All und Eins" der Kunst, sondern nur einer einzigen Kunst: der Plastik. An diesen Gedanken sollte man sich doch gewöhnen, nachdem sich die Architektur Aegyptens und Babylons vor uns aufgethan, nachdem Raphael gemalt, Shakespeare gedichtet, Beethoven componirt hat. Unsere Aesthetik steht noch immer auf dem Standpunkte jener Maler, die zu Weimar wegen ihrer kraft- und saftlosen, antikritisirenden Malversuche unter Goethe's Autorität preisgekrönt wurden.

H. H.

Das Unterrichtswesen im neuen Reichslande.

So eben ist die von E. Alexi, Conrektor des kaiserlichen Lyceums zu Colmar, am Schlusse des Schuljahres gehaltene Rede erschienen*), zu deren Herausgabe der Verfasser durch die Voraussetzung veranlaßt worden, daß „eine gedrängte Uebersicht des französischen Schulwesens in seiner historischen Entwicklung bis auf den heutigen Tag nicht unwillkommen sein dürfte; „gleichzeitig ist ihm aber auch daran gelegen, „auf einige wichtige Punkte aufmerksam zu machen, welche ihm bei einer definitiven und gesetzlichen Regelung des Unterrichtswesens im neuen und alten Reichslande beachtenswerth erscheinen". — Die Hauptschwierigkeit, eine zweckentsprechende Organisation zu schaffen, besteht für ihn im neuen Reichslande, „abgesehen von den finsteren, aber übrigens wohlbekannten Mächten, die im Verborgenen ihr Wesen treiben, einerseits in der politischen Unklarheit der Landesbewohner, die zum Theil trügerischen Hoffnungen folgend, sich mit der Gegenwart nicht abzufinden vermögen; anderseits in der Mannichfaltigkeit der Ansprüche, welche die Bevölkerung an die Sekundärschulen stellt". Die Einen wünschen für dieselben den Charakter deutscher Gymnasien, die Anderen rein praktische Vorbereitungsschulen für die praktischen Berufsarten.

Alexi will, an die Situation anknüpfend, gegründeten Anforderungen gerecht werden und vorhandene Anschauungen beachtet wissen „wohl verstanden unter Festhaltung der Germanisirungs-Aufgabe und der allgemeinen, das Landeswohl betreffenden Ziele."

Wenngleich das in den französischen Schulen Vorgefundene deutschen Anschauungen nicht genügt, so ist doch manches lebensfähige Prinzip unverkennbar, dem nur eine gesunde Entwickelung mangelt. Das Bifurcations-System in Gymnasial- und Realklassen verwerfend, macht er den Vorschlag, „beim Austritt aus der Ober-Secunda in einem in strengen Formen abzuhaltenden Examen einen gewissen Abschluß der Bildung (besonders des grammatischen Cursus der Sprachen, der alten Geschichte, einzelnen Partien der Mathematik u. s. w.) nachgewiesen zu verlangen und dann die Prima in 2 nach dem Prinzip der Real- und Gymnasialbildung divergirende Coetus auseinanderfallen zu lassen."

Der Verfasser will dadurch eine allgemein gründlichere Bildung erreichen. Eine entsprechende Einwirkung auf dem Gebiete der Schule zu ermöglichen, machte die Herstellung der Continuität nothwendig, und diese wiederum erforderte gründliche Kenntniß der Entwicklung der bestehenden Grundlagen. Das Resultat der Bekanntmachung derselben liegt uns in obgenannter Rede vor.

Die Schulen Frankreichs trugen nicht einen rein menschlichen Charakter; der Unterricht hatte nicht allgemeine Ziele, sondern das ganze Unterrichtswesen war mehr oder minder von dem jeweiligen Gesetzgeber Frankreichs politisch gefärbt, und auf dem Gebiete des Schulwesens fand eigentlich nur eine Ausbeutung politischer Zwecke statt. „Der Julíregierung gebührt in der ersten Zeit der Ruhm, den Bedürfnissen des Volkes an und für sich in wirklich anerkennenswerther Weise Rechnung getragen zu haben."

So oft auch unter den verschiedenen Staats- und Regierungsformen Aufforderungen zu Reform-Vorschlägen ergangen sind und so oft auch solche gemacht wurden, sie blieben zumeist auf dem Papier, und wenn einzelne derselben zur Ausführung kamen, so blieben sie ohne Resultat. Unter Napoleon I. erfuhr das Unterrichtswesen eine tiefgreifende Reorganisation, so hauptsächlich durch das Statut über die Universität, nach welchem Napoleon „eine Corporation will, deren Lehre nicht jedem Fieber der Mode ausgesetzt sei, welche immer vorschreite, wenn die Regierung schlummere, deren Verwaltung und Statuten so national werden sollen, daß man nie leichtsinnig die Hand daran legen dürfe".

An diese kaiserliche Schöpfung wurde die Hand gelegt zuerst unter Ludwig XVIII., welcher die Selbständigkeit der Universität erschütterte, indem er die Großmeisterwürde mit der des Ministers des Kultus und des öffentlichen Unterrichts identifizirte. Vollständig vernichtet wurde die Selbständigkeit der Universität durch das Unterrichtsgesetz vom 9. März 1852, nach welchem die permanente Kommission lebenslänglicher Mitglieder des Oberstudienrathes, die berathende Körperschaft, welche dem Großmeister (Leiter der gesammten Universität) zur Seite stand, beseitigt wurde.

Diese Körperschaft wurde fortan von der Regierung auf ein Jahr ernannt. Der Zweck, welchen das Gesetz verfolgte, ist unverkennbar: die Dienstbarmachung der Jugend zu politischen

*) Metz und Colmar, Verlag von Lang und Rasch, 1872.

und allen möglichen anderen Zwecken, nur nicht zur harmonischen Bildung der Menschen. Die Resultate solcher Erziehung sind in den letztvergangenen Jahren traurig genug zur Erscheinung gekommen.

Durchaus Anerkennens- und Beachtenswerthes hat der Minister Duruy angestrebt und geleistet; er will das „Niveau der Studien erheblich erhöhen und die Halbbildung beseitigen", jedoch die Anforderungen des Reglements vom 1. März 1865 sind so ungeheuer, daß es zur Unmöglichkeit wird, denselben zu entsprechen; so u. A. sei hier nur erwähnt, „daß ein Knabe von 7 Jahren bereits Latein und Griechisch zu lernen beginnt, daß ihm im Alter von 9 Jahren Phädrus und Aesop, mit 10 Jahren nicht nur Justin, Cornelius Nepos, sondern auch Aelian und Lucian, und im Alter von 11—12 Jahren Cicero, de Amicitia, und de Senectute, sowie Ovid, Virgil, Xenophon und Plutarch zur Interpretation vorgelegt werden. In der Division supérieure steigern sich die Ansprüche im Verhältniß.

Es findet natürlich nur eine rein äußerliche Erfüllung dieses Reglements statt, und diese wiederum ist nur als möglich denkbar, wenn die Schriftsteller den Schülern „vollständig präparirt in die Hände gegeben werden. Der Ausgabe sind ein Lexikon und Anmerkungen beigefügt, welche jede einzelne grammatische Form erklärt enthalten. Es kann bei dieser Methode von einer bewußten Auffassung des Sprachlichen wie des Inhalts keine Rede sein", und selbstverständlich mußte diese Behandlung der Sprachwissenschaften gänzlich verbannt werden, so nöthig war eine vollständige Beseitigung der französischen Geschichtsmethode, die sich nur auf mechanisches Auswendiglernen beschränkte; nicht minder schlimm stand es um die Unterrichtsmethode in der Geographie, wie überhaupt, als Hauptmangel der ganzen Unterrichtsmethode, sich das übermäßige Memoriren herausstellt. Ein Reglement vom 6. April 1866 gab den Ecoles professionelles, welche von 1833—1850 in den sogenannten höheren Primärschulen bestanden und sodann beseitigt waren, durch das Gesetz eine definitive Organisation, nach welcher diese Schulen in 5 Klassen eingetheilt, deren Lehrgegenstände die Zöglinge für die praktischen Laufbahnen der Industrie, des Handels und des Ackerbaues vorbereiten sollen. Die Unterrichtsmethode hat vorzüglich auf „selbständige Verarbeitung des Stoffes von Seiten des Schülers zu dringen". Es ist bei Eröffnung der elsässischen Schulen nach dem Friedensschluß auf das Bedürfniß dieses Specialunterrichts Rücksicht genommen, indem man mit dem Gymnasium Realklassen verbunden, „welche wohl im Wesentlichen die Aufgaben der Ecoles professionelles zu erfüllen haben werden."

Wir schließen unsern Bericht mit den Schlußworten der Rede: „Das Gute, welches wir in den vorhandenen Schulen vorgefunden haben, wollen wir nicht verkennen; besonders verdient Manches aus den Reformen Duruy's die größte Beachtung; daher wird es angemessen und nutzbringend sein, auch hier die Maxime gelten zu lassen:

Prüfet Alles und das Beste behaltet!"

Berliner Pädagogische Zeitung.*)

Welche Erscheinungen könnten freudiger begrüßt werden, als diejenigen, in denen sich die Sorge für die Volkswohlfahrt kundgiebt?

Wie viele Bestrebungen der Besseren und Besten aller Jahrhunderte sind der Lösung des großen Problems von der Möglichkeit der allgemeinen Wohlfahrt zugewendet worden, und dennoch harrt dieses Problem immer noch der Lösung; so weit auch Kultur und Civilisation vorgeschritten — ihr Fortschreiten findet statt über den Trümmern zerstörten Menschenglücks; soviel auch von Menschlichkeit, Liebe und Gerechtigkeit gepredigt wird — die Mehrzahl der Menschen führt ein dem Menschen unwürdiges Dasein. Das muß, das soll anders werden, und das kann nur anders werden, wenn die Erziehung und Bildung des Volks eine bessere wird, und diese Besserung ist wiederum nur zu ermöglichen, wenn die Erziehung und Bildung der sogenannten höheren Gesellschafts-Klassen einer gründlichen Reform unterworfen wird.

So lange man nicht alle Kinder, ohne Ansehen der Person der Eltern, zu allererst zu Menschen erzieht, und dann sie zu der durch tausenderlei Zufälligkeiten bestimmten Stellung in der Gesellschaft heranbildet — so lange ist an eine Erfüllung der großen Menschheits-Erlösungsfrage gar nicht zu denken. Werden aber die Kinder zu Menschen, zu gleichberechtigten und gleichbestimmten Wesen erzogen, dann werden sie Liebe, Freiheit und Gerechtigkeit besitzen und ausüben, und die Erziehung, wie Bildung des Volkes mit der daraus folgenden Wohlfahrt, wird ein naturgemäßes Ergebniß der Menschlichkeit der anderen Gesellschafts-Klassen werden.

Eine der herrlichsten Aufgaben, die der Mensch sich stellen kann, ist: die Arbeit für die Wohlfahrt der Menschen; sie ist auch die schwerste, denn „echtes Heil will Menschheits-Priester haben", d. h. Menschen, die ihr ganzes Sein für diese Arbeit einsetzen.

Daher begrüßen wir das vorliegende Blatt, dessen Herausgeber sich diese Aufgabe gestellt, mit freudigster Dankbarkeit, und sprechen den innigen Wunsch aus, daß es ihm gelingen möge, die Verbindung zwischen der Schule und dem Leben zu unterhalten, indem sie die Frage der Volksschule ebensowohl vom rein pädagogischen, wie vom allgemeinen Standpunkt des dabei interessirten Publikums behandelt". Denn die Lösung der großen Aufgabe fordert Solidarität zwischen Schule und Haus, die Gesammtkraft Aller.

Ebenso wünschenswerth ist die Vereinigung aller pädagogischen Bestrebungen, welche der Herausgeber sich zum Ziel gesetzt; denn die gehässigen Streitigkeiten der Parteien, die sich in so mancher pädagogischen Zeitschrift breit machen, ziemen sich am Allerwenigsten für die Erzieher und Bildner des Menschengeschlechts, sondern sie vor Allem müssen einig sein, um mit Erfolg wirken zu können.

Die ersten acht Nummern des neuen Organs für Volks-Erziehung enthalten des Werthvollen viel, und wenn das Blatt fortfährt in der Lieferung so gediegener Abhandlungen, wenn es stets vorurtheilsfrei und gerecht alle Bestrebungen auf dem Gebiete der Pädagogik prüft, wenn es sich einzig und allein in den Dienst der Wahrheit, Freiheit und Liebe stellt, wie es unverkennbar in jeder Beurtheilung in den vorliegenden Nummern geschehen, so dürfen wir ihm wohl den gewünschten Erfolg verheißen.

Ganz besonders interessirt haben uns erstens der Artikel: „Die Oeffentlichkeit als Correctiv für Schulsachen"; wir sind mit dem Verf. überzeugt, daß von der endlichen Erledigung dieser Frage „die Entwicklung unserer Volksschule wesentlich abhängig ist"; ferner: „Die Stellung der Beamten und Lehrer", in dem unwiderleglich der „Nothschrei" derselben motivirt wird.

*) Organ für Volks-Erziehung, herausgegeben von Robert Gohr. Berlin Denickes Verlag.



Die aufmerksamste Beachtung verdient der Artikel: „Die Arbeits-Eintheilung in der Volks-Erziehung", in welchem „Schulvereine" dringend empfohlen werden, um Behörden, Eltern und Lehrer zu vereinigen in der Arbeit der Erziehung und Bildung; gewiß unbestreitbar ist des Verfassers Behauptung, daß die große Gleichgiltigkeit in den wichtigsten Angelegenheiten der Erziehung den bisher allmächtigen Einfluß der Geistlichkeit auf das Schulwesen und die jetzige „Alleinherrschaft des Staates in der Schule" verschuldet hat. Eine sehr werthvolle Abhandlung ist: „Was bedeutet Volksschule", in welcher der Verf. die Klärung des Begriffes Volksschule auf's Gründlichste unternimmt, wobei die Vorurtheile, Vorrechte und Ungerechtigkeiten der verschiedenen Gesellschafts-Klassen der Volks-Klasse gegenüber scharf beleuchtet werden. Fänden die Grundsätze, welche der Verf. in dem Artikel ausspricht, allgemeine Anerkennung, wir kämen der Lösung des Problems, der Möglichkeit der allgemeinen Wohlfahrt, nahe.

Wir müssen es uns versagen, näher auf die einzelnen Abhandlungen einzugehen. Mit Freude haben wir die lebhafte Aufmerksamkeit, welche der Kindergärtnerei gewidmet wird, wahrgenommen, denn bei der Erziehung gilt vor Allem: „In dem Anfang liegt das Ende".

Die Zeitung bringt sehr ausführliche Berichte über Lehrer-Versammlungen, bespricht eingehend die literarischen Novitäten auf dem Gebiete der Pädagogik, unterzieht die amtlichen Verfügungen in Betreff des Schulwesens einer gründlichen Prüfung, kurz, sie zieht Alles in den Kreis ihrer Betrachtung, was auf dem weiten Felde des Schulwesens, vorzugsweise des Volks-Schulwesens im deutschen Reiche, zur Erscheinung kommt. Wir wünschen vor Allem, daß die Laien dieser Zeitung ihre Theilnahme zuwendeten, und können sie nicht dringend genug empfehlen.

Oesterreich-Ungarn.

Aus böhmischen Klostermauern.

Nur wenige Exemplare dieser kleinen Schrift gelangten in die Oeffentlichkeit, da der Verfasser, den man dort suchen muß, wo der Titel dieser Schrift ihn auch finden ließe, wahrscheinlich die geheime Vehme fürchtet, welche es ihn schwer büßen ließe, daß er es gewagt, die Empfindungen seines Herzens in Worte zu kleiden. In vier Gedichten, in welchen die ottave rime strenge eingehalten sind, eine Schreibweise, die vor mehr als einem halben Jahrhundert, wo der geistliche Verfasser sich muthmaßlich seine ersten Sporen in der Prima (in Oesterreich die letzte Gymnasialklasse) verdient, besonders en vogue gewesen — In vier Gedichten klagt der Dichter, daß man ihm die Orgel, welche er erfunden, gewaltsam abgenommen, weil es die — Kirche verlangt. Daß der Dichter unter der Orgel nicht das eigentliche Instrument sondern ein Gebilde, ein Etwas verstehe, welches der katholische Priester aus Furcht vor Verfolgung nicht mit dem richtigen Namen bezeichnen will, läßt sich zwischen den Zeilen herauslesen. Es liegt eine tiefe Wehmuth und zugleich ein tief verbissener Grimm in den Worten, mit welchen er jene anklagt, die ihn quälen und die ihre Sünden mit der Kirche decken, welche sie in feiler und verruchter Weise gebrauchen. In dem Momente, wo er ihnen für das ihm Angethane flucht, bricht sein Körper zusammen, entflieht die Seele der, dem Wahne geopferten Klosterbeute. Dies ist der kurze Inhalt jenes Bildes aus halbvergangener Zeit, welches der Dichter in drei Balladen hingestellt, und welchem er eine Schlußbetrachtung folgen läßt, die wir hier wörtlich mittheilen. Aus derselben wird sich der Leser selbst ein Urtheil über die Denkungsart des Dichters, über den Geist der Dichtung und über die kräftige Sprache bilden, welche in diesen Gedichten angetroffen wird. Diese Schlußbetrachtung lautet:

Was bebst du tief in deines Grundes Feste?
Was zitterst du so bang, du stolzes Rom!!
Ist morsch der Stamm? sind kraftlos seine Aeste?
Weht Todesahnung durch St. Peters Dom?
Verstummt dein Sang, verklingen deine Feste,
Verrann auf ewig deiner Schwärmer Strom?
Du fällst! den eig'nen Fall hast du verschuldet
Weil du im Schooß die böse Saat geduldet!

Und kleidest du in Hochmuth deine Schwächen,
Und scheinst du fehlbar nicht und selbstbewußt,
Die ängstlich scheuen Heuchlerblicke sprechen,
Und lang verhehlte Seufzer deiner Brust —
Dein eigen Herz will deine Sünden rächen,
Und ruft dir zu, daß bald du fallen mußt!
Die Stimme tönt durch deines Hofs Getriebe:
Bist du denn noch der Hort der wahren Liebe!?

Du hat verzerrt der Gottheit reine Züge;
Du hast dem Volk der Seele Schwung geraubt,
Du hast gesä't die Zwietracht und die Lüge,
Betrogen hast du, die an dich geglaubt,
Und auf der Folter alles Ungefüge
Mit hartem Sinn gemartert und geschraubt!
Du stirbst so qualvoll, wie du sonst vernichtet!
Du fällst, du fällst! und hast dich selbst gerichtet!

Prag. Dr. —s—r.

*) Zwischen den Klostermauern. Ein Bild aus halbvergangener Zeit, von G. P. — Prag, 1872, im Selbstverlage des Verfassers.

Baltische Provinzen.

Riga'scher Almanach für 1873.*)

Dr. Georg August Schweinfurth.

Der stets willkommene deutsche Jahresbote aus Riga überrascht uns diesmal mit dem als Titelkupfer das Buch schmückenden Bildnisse des berühmten deutschen Afrika-Reisenden Dr. G. A. Schweinfurth. Die alte Hansestadt ist stolz auf diesen Sohn, der am 29. December 1836 dort geboren wurde und dessen Vater aus dem Badischen im Jahre 1809 in Riga eingewandert war. Dort gründete Letzterer das jetzt noch blühende Handelshaus G. A. Schweinfurth, welches gegenwärtig von einem Bruder des Reisenden geleitet wird, zu dessen Ehren-Erinnerung der reiche Riga'sche Handelsherr ein „Dr. G. A. Schweinfurth-Stipendium" beim baltischen Polytechnicum gestiftet hat, und zwar vorläufig mit einem Grundcapital von zehntausend Rubel.

Herr N. Asmus begleitet das Bildniß Schweinfurth's mit einer Skizze seiner Erziehungs- und Bildungs-Geschichte. In der Privat-Erziehungsanstalt zu Lindenruh bei Riga, wo der junge Georg seinen ersten Unterricht empfing, befand sich als Lehrer der Sohn eines Missionairs aus Südafrika, Herr Halbeck

*) 16. Jahrgang. Riga, A. W. Häcker.

der durch seine Erzählungen von den Wundern seines tropischen Geburtslandes die Einbildungskraft des Knaben zu fesseln wußte und ihn zugleich in die Thier- und Pflanzenkunde einführte, wobei auf zahlreichen Excursionen seine Liebe zur Botanik erweckt wurde, welcher er auch später vorzugsweise treu geblieben ist. Auf dem Gymnasium in Riga war es ebenfalls ein Lehrer, der der diagnostischen Natur-Anschauung unserer Zeit zugewandte Director D. Krannhals, der auf seinen Zögling einen glücklichen bestimmenden Einfluß übte. Mit dem Studium geographischer Reisewerke verband der junge Gymnasiast während der Ferien große botanische Fußwanderungen, von welchen Schweinfurth seine Befähigung herleitet, während seiner späteren afrikanischen Forschungen wohl an tausend deutsche Meilen zu Fuß zurückzulegen. Namentlich habe, wie er sich äußert, in den Ländern der Niam-Niam und der Monbuttu nur ein Fußgänger ersten Ranges, wie er, Schritt zu halten vermocht mit den leichtfüßigen Söhnen Nubiens und Centralafrika's. Im Jahre 1857 bezog Schweinfurth die Universität Heidelberg, wo er seine naturwissenschaftlichen und besonders seine botanischen Studien mit Eifer fortsetzte, und von wo er, nachdem er noch ein halbes Jahr in München studirt hatte, im Jahre 1860 nach Berlin ging, wo Alex. Braun und Heinrich Barth seine aufgesuchtesten Lehrer wurden und wo er im Jahre 1862 mit seiner der Erforschung der Nil-Flora gewidmeten Schrift „Plantae quaedam niloticae", welche der Lebensaufgabe Schweinfurth's schließlich die Richtung gab, den Grad eines Doctors der Philosophie erwarb. Demnächst übernahm er die Bearbeitung der von dem früh verstorbenen Afrika-Reisenden, Freiherrn v. Barnim, hinterlassenen, auf seiner Forschungsreise mit Dr. Rob. Hartmann veranstalteten Pflanzen-Sammlungen, wobei er im k. Herbarium zu Berlin auf den noch unverwertheten Schatz der reichen botanischen Sammlung stieß, die das Resultat der in den Jahren 1820 bis 1824 von Ehrenberg und Hemprich in Aegypten, Arabien, Nubien und Abessinien unternommenen Reisen gewesen war, deren Sichtung und Ordnung er ebenfalls unternahm. Endlich fiel ihm auch noch die Bearbeitung eines Theils des botanischen Nachlasses der in neuerer Zeit so beklagenswerth verunglückten deutschen Afrika-Reisenden Harnier, Beurmann und Steudner zu. Alle diese Beschäftigungen nährten in ihm den Entschluß, unabgeschreckt von dem Schicksale so vieler ihm geistig verwandt gewesenen deutschen Landsleute, selbst eine Forschungs-Reise nach den Nil-Ländern zu unternehmen, wozu er auch durch seinen Lehrer Heinrich Barth aufgemuntert wurde, der ihm aus seinen reichen Erfahrungen unschätzbare Winke der Belehrung ertheilte, während andererseits Dr. Rob. Hartmann ihn mit den, seinen Reisezwecken, nach den neuesten Beobachtungen in Afrika, am meisten dienenden Erfordernissen bekannt machte.

Im Herbst 1863 trat Dr. Schweinfurth über Wien, wo er sich auch noch der wissenschaftlichen Rathschläge Kotschy's und Fenzl's zu erfreuen hatte, seine erste große Reise nach Aegypten, den Ländern und Gebirgen des Rothen Meeres bis Suakin und dem Sudan an. Diese Reise dehnte sich, mit Einschluß eines längeren Aufenthaltes im Negerstaate Gallabat, wo er schwer erkrankt war, bis zum Jahre 1866 aus, in welchem er sich von Chartum, längs des linken Nil-Ufers, nach Berber und von da, quer durch die südnubischen Gebirge wieder nach Suakin begab, von wo er zu Schiffe über Dschidda in Arabien nach Aegypten und Europa zurückkehrte. Petermanns Geographische Mittheilungen haben die interessantesten, wissenschaftlichen Ergebnisse und Entdeckungen dieser ersten, großen Afrika-Reisen Schweinfurth's veröffentlicht, während er seine botanischen Beobachtungen in einer „Pflanzengeographischen Skizze des Nil-Landes" niederlegte.

Bereits im Juli 1868 stand Schweinfurth, ausgerüstet mit der Protection der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin, sowie mit den Geld-Unterstützungen der Humboldtstiftung, der Ritterstiftung und der geographischen Gesellschaft daselbst, wieder auf afrikanischen Boden. Die Verbindungen der Consulate des Norddeutschen Bundes und Rußlands hatten ihm auch bei der ägyptischen Regierung eine gegen ihr sonstiges Mißtrauen solchen Expeditionen gegenüber sehr contrastirende, wohlwollende Aufnahme bereitet, und dies erleichterte ihm auch sein Vordringen in Centralafrika in vorzüglicher Weise. Am 5. Januar 1869 trat er von Chartum aus, an eine Karavane von Elfenbeinhändlern sich anschließend, seine Reise nach dem Gazellenfluß an. Der Führer der Expedition, Abu Schamat, war der intelligente hülfreiche Freund Schweinfurth's, und seinem Schutze hat er zum Theil das glückliche Ergebniß seiner Forschungen zu verdanken. Im Verlaufe von drittehalb Jahren haben sich die Wanderungen Schweinfurth's über eine Längen-Ausdehnung von 600—700 deutschen Meilen erstreckt, wobei er mit Negerstaaten und Bevölkerungen vertraut wurde, von deren Existenz und abweichenden ethnologischen Zuständen bisher noch kein Europäer genauere Kenntniß gehabt hat. Die Länder der Bongos, der Niam-Niam, der Monbuttu und der Acka's gehören zu diesen Erforschungen unseres afrikanischen Columbus. Wie sehr die im December 1870 in der Seriba der Ghatta's ausgebrochene große Feuersbrunst die bis dahin von dem Reisenden angestellten wissenschaftlichen Sammlungen und Beobachtungen beeinträchtigte, ist bereits vielfach bekannt, aber durch bewundernswerthe Willenskraft und Thätigkeit wußte sich Schweinfurth aus dieser furchtbaren Calamität zu retten, worauf er durch neue Tagebücher und Sammlungen die abgebrannten zu ersetzen suchte. Am 2. November 1871, als er in Messina wieder europäischen Boden betrat, erhielt diese zweite große Expedition Schweinfurth's ihren Abschluß.

Der Riga'sche Almanach, dessen übersichtlichem Berichte wir diese Notizen entlehnten, hat sich durch diese Skizze der Bildungs- und Reisegeschichte des hochverdienten Sohnes der Stadt Riga eine ausgezeichnete Stelle unter den diesjährigen deutschen Volkskalendern zu geben gewußt. Wir erwähnen noch der in demselben Jahrgange enthaltenen „Beiträge zur livländischen Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts", sowie eines zur Feier des zweihundertjährigen Geburtsfestes des Zaren geschriebenen Essay „Peter der Große und die Baltischen Provinzen," bei dessen Lesung uns jedoch einige empfindliche historische und logische Lücken aufgefallen sind, welche augenscheinlich durch die Scheere der geist- und erbarmungslosen, russischen Censur, deren Walten wir in einem folgenden Artikel zu schildern denken, herbeigeführt sind.

Eine artistische Zierde des Almanachs bildet auch die Abbildung der schönen neuen Synagoge von Riga, von welcher die Herausgeber sagen: „Die Existenz dieses Bauwerkes und seine Lage an einer offenen Straße und in nicht großer Entfernung von zwei christlichen Tempeln beweist, daß man auch bei uns bereits aufgehört hat, es der reineren Begriffe von Gott und Menschheit unwürdig zu halten, die Bekenner einer vom Staate geduldeten Religion zu zwingen, ihre Versammlungen und Zusammenkünfte zur Anbetung des höchsten Wesens, in entwürdigender Weise, wie Verbrecher, in geheimen versteckten Schlupfwinkeln abzuhalten. Die Art und Weise, wie dieser Bau zu Stande gekommen, sowie dessen künstlerische Aus-

führung, legt das sprechendste Zeugniß von dem ab, wie freisinnige, vom Geiste unserer Zeit durchdrungene Männer, dem christlichen Bekenntnisse (auch dem griechisch-russischen) angehörende, es sich haben herzlich angelegen sein lassen, sich um die Herrichtung eines zeitgemäßen Asyls für das fremde jüdische Bekenntniß die größten Verdienste zu erwerben."

England.

Herbst- und Redeblumen aus England und Amerika.

Die Tyrannei der Badereisen und der weiblichen Demosthenesse.

Nun sind sie nach und nach alle zurückgekommen in ihre bequemen, gesunden, gartenumgebenen Villas und Cottages, und lernen sich wieder menschlich fühlen und mit Geschmack erquicken. Die Erholungs- und Reisezeit war ihnen fast Allen eine kostspielige Pein. Die Klagen und Rechnungen, welche sich, wie jedesmal um diese Zeit, in der Times einstellen, beweisen, daß diese Pein in Bädern und namentlich in schottischen Hôtels auch in unserer an Theuerung gewöhnten Zeit in der That polizeiwidrig viel kostete. Eine Tasse Kaffee fünfundzwanzig Silbergroschen, ein Frühstück etwa sieben Thaler, eine Uebernachtung mit Familie und ungenießbarer Kost zwanzig bis dreißig Thaler war nichts Seltenes. Und alle diese Qualen beschränktesten, schlechtesten Wohnens für die empörendsten Preise wurden von den meisten nur der Mode wegen durchgelitten. Unter vier Wochen ging es anständiger Weise nie. Als Mitglied der guten und höheren Gesellschaft muß der englische Familienvater mit den Seinigen mindestens einen Monat von den dreien, August September und October, sich in einem Badeorte einmiethen oder überhaupt verreist sein. Letzteres, wenn nicht nach Außerhalb, doch mindestens nach Schottland. Unter anderen Bedingungen kann er seinen Ruf, seine Stellung in der Gesellschaft, gar nicht aufrecht erhalten. Nur einige, nur sehr wenige kühne Helden, welche die Ermission aus der schönen Heimat und die Verbannung in einen Badeort durchaus nicht aushalten wollten oder konnten, wagten es, vor der Zeit zurückzukehren und sich von den zurückgelassenen Dienstboten heimlich Beefsteaks braten zu lassen. Dabei kam es manchmal zu den besten Lustspielstoffen. Mancher dieser kühnen Helden wagte sich nämlich am hellen lichten Tage auf die Straße und ward von anderen Helden gesehen. Was sie für Gründe angaben, um ihr Verbrechen zu entschuldigen! Einer derselben lief Bekannten sogar leidenschaftlich entgegen und log ihnen vor, daß er als Vorsitzender eines wichtigen Vereins unaufschiebbare Geschäfte habe; dabei erfuhr er, daß ein einflußreicher Freund ebenfalls vor der Zeit zurückgekehrt sei. Er eilt also in dessen Wohnung, um Verräthern selbst zuvorzukommen und seine Anwesenheit mit denselben Gründen zu entschuldigen. Der Freund läßt sich erst verleugnen, aber dessen Laufbursche wird genöthigt, die Wahrheit zu sagen. So bleibt dem Freunde nichts Anderes übrig, als sich zu stellen. Verlegen und stotternd kommt er zum Vorschein und entschuldigt seine Anwesenheit als Vorsitzender desselben Vereins mit denselben Geschäften. Beide wußten, daß ein solcher Verein überhaupt gar nicht existire, sehen sich erst groß und fragend an, verrathen sich dadurch und platzen in ein gegenseitiges Gelächter aus. Dies war so gut als ein gegenseitiges Bekenntniß, welches weiter dahin entwickelt ward, daß sie nie wieder der Mode wegen verreisen und auch andere Helden für denselben Zweck gewinnen wollten.

Die Agitation gegen diese Tyrannei ist denn auch hier und da laut geworden, sogar in der „Times". So können wir hoffen, daß sich in der guten Gesellschaft Englands ein erfreulicher Protestantismus gegen das furchtbare Dogma der Selbstverbannung aus dem Hause, jedesmal nach Parlamentsschluß, entwickeln werde. Aus Berlin oder Petersburg muß wenigstens der angestrengt geistige Arbeiter während des heißesten Monats fliehen und sich in einer Sommerfrische, einem Bade, erholen. In London ist dies für die gute und höhere Gesellschaft ein doppelter Unsinn. Erstens halten sie gerade während des Juli und der ersten Hälfte des August des Parlaments und der Mode wegen aus. Zweitens wohnen gerade diese Herrschaften in den zwanzig, dreißig Vorstädten Londons, der größten und zugleich gesundesten Großstadt der Welt, so ländlich gesund und heiter wie niemals in einem Badeorte oder einem schottischen oder ausländischen Hôtel, wo sie ohnehin wegen des Mangels an echt englischen Gerichten, Sitten und Gebräuchen sich meist nur ärgern und in gebrochenster, fremder Sprache möglichst viel Schimpfwörter zu gebrauchen suchen. Die Verbannungszeit durch September, October und noch weiterhin auszudehnen, ist deshalb thatsächlich eine schmachvolle Knechtschaft. Wenn es während dieser Zeit nur wenigstens besonders langweilig wäre! Nein, im Gegentheil. Die Londoner Vorstädte sind meist wunderschön sommerfrisch, grün und blühend. Und aus jedem Theile kann man fast jederzeit mit Dampf in einer der nächsten Umgebungen mit Hügeln, Gewässern, Parks, Waldungen und einladenden Restaurationen, Erholung und Erquickung suchen und finden. Dazu allerlei Concerte, Versammlungen und Reden unter freiem Himmel, Excursionen von Vereinen, Congresse und alle Tage neue Zauberei in den feenhaften, riesigen Räumen des Krystall-Palastes und seinem durch Natur und Kunst reich erfüllten großen Parke. Dazu mitten in London ein paar Dutzend allem Volk offene, umfangreiche Parks, voll der gesundesten Luft und heiterer Schauspiele. Der Hydepark allein ist wohl mehr werth, als die kostspieligsten Genüsse in baumlosen und seesandigen Bädern. Mit und ohne höhere Gesellschaft alle Tage massenhafter Corso um die Serpentine des Hydeparks herum. Daneben weit und breit sonnige und nach Wahl schattige grüne Plätze auf unzerstörbarem Rasen, auf welchem Kinder und Erwachsene jedes Standes umherlagern und spielen und so umsonst immer eine Augenweide bieten, die für Geld nirgends so umfangreich, so malerisch geboten wird. Dies wird man nun wohl mit der Zeit einsehen und würdigen lernen. Die besten öffentlichen Organe arbeiten mit Begeisterung in dieser Richtung. Ob sie aber auch die noch höheren Schichten überzeugen und von ihrem ausgedehnten Bann befreien werden, ist noch sehr fraglich. Diese höheren Familien nämlich halten es immer noch für eine heilige Pflicht, durch den November und December oder bis zur Eröffnung des Parlaments in Brighton, auf der Insel Wight, und sonst weit draußen sehr theuer, sehr beschränkt, sehr langweilig und sehr frierend zu wohnen. Wie ist aber die Selbstquälerei möglich? Nun durch die freiwillige Unterwerfung und Sklaverei unter die Herrschaft des größten und wahnsinnigsten aller Tyrannen, die Mode und Nachahmung. Die schönste Dame entstellt sich freiwillig und freudig auf das Gräßlichste, um als möglichst genaue Copie des neuesten Modemusters aus Paris in ihrer hohen Gesellschaft aufzutreten. Ebenso will die höhere Gesellschaft Englands möglichst genau die höchste nachahmen. Letztere nun hat ihre ländlichen Paläste und Schlösser im Lande umher und hält es für Pflicht, nicht vor

Eröffnung des Parlaments im eignen Palaste zu London zu erscheinen. Kommt nun die höhere ebenfalls nicht eher, so glaubt sie sich wenigstens der höchsten zu nähern. So beschränkt und fesselt man sich im Lande der Freiheit freiwillig zum Theil viel ärger, als es in sogenannten barbarischen Staaten Polizei und Strafgesetze thun.

Zu den Reizen Londons während der Verbannungszeit aller höheren Gesellschaft gehören auch eine gute Anzahl von in der Oeffentlichkeit glänzenden Damen. Ich meine die öffentlichen Vorleserinnen über allerhand sociale, besonders Frauenfragen; auch dämliche Tisch- und Festreden nehmen entsetzlich zu. Noch vor einigen Jahren wäre eine öffentlich, vor einem gemischten Publikum zwischen zwei Lichtern und neben dem unvermeidlichen Glas Wasser lesende und sogar frei vortragende Dame ein unerhörtes Ereigniß, ein öffentliches Aergerniß gewesen. Noch steht der Skandal, mit welchem eine Amerikanerin öffentlich zu Gunsten des Bloomer-Costüms in London auftrat, lebhaft in meiner Erinnerung. Später wagte sich wohl dann und wann eine ältere, in bestimmten Fächern erfahrene Dame auf eine Rednerbühne; aber sie hatte immer etwas Nothwendiges und Nützliches zu sagen, so daß sie hörende, dankbare Ohren fand. Jetzt wird dies mehr und mehr Mode und Manie junger Damen, welche ihrem Herzen, ihrer Entrüstung über die weibliche Sklaverei in England, über Emancipation des weiblichen Geschlechts, politisches Wahlrecht, sogar Wählbarkeit für's Parlament, oder auch über sociale Uebel im Allgemeinen, öffentlich Luft machen zu müssen glauben. Jüngere und ältere Herren, welche die Ueberzahl der Zuhörer bilden, hegen freilich die Meinung, daß diese jungen, nicht selten schon mittelalternden Damen Nebenzwecke mit dieser Veröffentlichung ihrer selbst verbinden. Auch die wüthendsten Männerhasserinnen, die eine förmliche Secte zu bilden scheinen, wollen sich durch ihre Vorlesungen über die Verpflichtung zum Männerhasse ein solches Ungethüm für die Fesseln der Ehe einfangen. Ob es immer wahr ist, läßt sich kaum entscheiden, aber als mehrfacher Augenzeuge kann ich versichern, daß sich diese Heldinnen, je nach Geschmack und Mitteln, fast immer in der auffallendsten Verschönerung resp. Entstellung unter den Kronleuchter und zwischen die beiden Wachskerzen stellen und die bezauberndste Beredtsamkeit zu entwickeln suchen. Im Anfange der Vorlesung kritisiren denn auch die anwesenden Herren und Damen Anzug und Ausputz, untereinander munkelnd, so gründlich und ausführlich, daß ihnen wenig Zeit zum Zuhören übrig bleibt. Nur selten strahlt ein solcher weiblicher Professor in geschmackvoller Einfachheit, die meisten sind auffallend und scheinen auffallen zu wollen. Zunächst das Haar. Die übliche Mode ist, halbmännliche Kürze desselben mit einem Scheitel an der Seite, während die männlichen Stock-Engländer immer noch gern ihr in der Mitte gescheiteltes Haar jeden Morgen mit doppelten Spiegeln bis hinten in den Nacken fortsetzen. Aus dem Kleide mit ober- oder leibrockartigem Schnitt ragen meist sehr steife Vatermörder hervor. Manchmal sieht der Ueberwurf nicht viel besser aus, als ein sich seiner hinteren Schwippe schämender männlicher Leibrock. Die vordere Büste ist denn auch nicht selten mit einer Art von Herrenweste mehr zur Schau gestellt als bekleidet. Das Gewand erscheint manchmal polizeiwidrig kurz, um den herrenartig bekleideten Beinen möglichst viel Licht der Oeffentlichkeit zu gönnen, theils mit vorgeschriebener Ballschleppe und einem ebenso vorgeschriebenen Hinterbau. Im letzteren Falle fehlt natürlich der verweiblichte Leibrock und die kokette Weste, und das männlich kurz geschnittene Haar wird hier zu der üblichen Aufbauschung und urwäldlichen Verwirrung eignen und fremden Gewächses. Aus dieser Wildniß blüht manchmal nur eine bescheidne Blume hervor, aber es fehlt auch nicht an ganzen Kränzen und Diademen.

Nun die Art ihres persönlichen Auftretens und Vortrags. Welch eine sprossenreiche Stufenleiter von Koketterie! Von fein einstudirter züchtiger Grazie und bei Kraftstellen erröthendem Stammeln bis zur herausforderndsten, großäugigsten Nichtbeachtung aller weiblichen Decenz sind alle möglichen Nüancen weiblicher Liebenswürdigkeit und List vertreten.

Und was haben sie denn nun eigentlich zu sagen? Ja, wer darauf hörte! Wohl mancher unbefangene Zuhörer kam, um etwas ganz Neues, womöglich diese oder jene recht pikante Wahrheit oder Behauptung zu vernehmen, aber er findet meist Göthe's Ausspruch bestätigt: „Denn grade wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein."

Wenigstens habe ich bis jetzt weder selbst gehört, noch in Berichten gelesen, daß irgend eine dieser Damen den ungeheuren Vorrath von ausgemünzten und zum Theil längst wieder außer Cours gesetzten Meinungen und Phrasen durch ein neues Stück besseren Klanges vermehrt habe. Auch schweigt die Oeffentlichkeit über die glücklichen Ehen, welche von diesen Rednerbühnen her erhofft wurden.

Nun diese weibliche Industrie ist in England noch ziemlich neu und unentwickelt. Man kann nicht wissen, was daraus werden mag. Vielleicht mindestens ebensoviel wie in Amerika. Da drüben wird die Sache schon ganz geschäftsmäßig und ziemlich umfangreich betrieben.

Das Hauptorgan dafür ist das in Boston erscheinende „Lyceum Magazine". Diese Zeitschrift ist nichts als eine Agentur für ihren bedeutenden Stab von Vorlesern beiderlei Geschlechts. Die amerikanischen Städte sind fast alle sehr gradlinig und nichtssagend gebaut und gesellschaftlich auch sehr langweilig. Wenn nun die bildungsdürftigsten Bewohner in Gefahr kommen, zu verschmachten oder gar das „Lyceum Magazine" lesen, so thun mehrere ihren Durst zusammen und schreiben an die Redaction etwa so: „Bitte uns in der Stadt so und so von den und den in Ihrem Magazin ausgebotenen Artikeln den und den gefälligst zu schicken" u. s. w. Es müssen dabei natürlich auch vorher geschäftliche und Honorar-Angelegenheiten geordnet werden. Das Geschäft in Boston hatte nach der letzten Liste siebzig Vorleser beiderlei Geschlechts vorräthig. Jeder hatte natürlich sein bestimmtes Fach von Shakespeare bis zu Bauchrednerkunst, Spieldosen und Ziehharmonikas herab. Auch fehlt es nicht an berühmten Namen darunter. Wir finden den General Butler, den weltberühmten Enthaltsamkeits-Demosthenes B. Gough, den Dichter Joaquim Miller, den Humoristen Bret-Hart, mehrere berühmte Sectenprediger u. s. w. Ganz amerikanisch sieht die Liste der Themata aus, unter denen die über berühmte Persönlichkeiten die Mehrzahl bilden. Der Eine bietet Vorträge aus: „Ein Abend mit Thackeray." Drei Andere wollen über Dickens sprechen. Ferner Mitchell, der Soldat, Philanthrop und Astronom und der „ochsenartige Blick" des Romanschriftsteller Charles Reade, von einem weiblichen Demosthenes. Noch anziehender klingen die mystischen Ankündigungen: „Der Mensch sich durch Musik offenbarend," „Die negative Illusion" und „Eine funkelnagelneue Vorlesung über einen nicht vorher zu nennenden Gegenstand." Auch der Oberst Higginson ist nicht übel. In seiner schon gehaltenen Vorlesung über die „Aristokratie des Dollars" bewies er, nach dem Berichte im Magazin, daß dieser Geldadel den der Geburt in Amerika bereits glänzend ersetze und auch in andern Ländern verdrängen werde." „Graphisch und einschneidend," so heißt es im Berichte wörtlich, „portraitirte er den Einfluß des Geburtsadels in Europa und wies nach, daß

er unvermeidlich in Wahnsinn und Blödsinn untergehe, während in Amerika der Dollar für Alles, was das moralische und materielle Ideal erstrebe, Bürgschaft leiste." Und wie bewies er das? „Mit dem vollendetsten Takte des echten Yankee und zugleich mit der Logik und der eleganten Beredtsamkeit Griechenlands und Roms." Für einen solchen Oberst verlangt das Geschäft in Boston gewiß einen hohen Preis.

Auch Boxereien in öffentlicher Vortragsform wurden sehr verführerisch angekündigt, nämlich zwischen den beiden Geistlichen und Doctoren Fulton und Haven. Diese beiden Herren kündigten sich nämlich als erbötig an, in jeder beliebigen Stadt ihre Beweise für und gegen weibliches politisches Wahlrecht aufeinander platzen zu lassen. Von Ersterem heißt es, er spricht große Wahrheit in kurzen Sätzen aus und schleudert diese allerdings in einem etwas näselnden Tone seinem Gegner an den Kopf. Dr. Haven dagegen ist grob, spaßig, grausam und fromm; dabei spricht er so schnell, daß er oft stottert. (Die List dabei soll sein, daß Letzterer sich gegen gutes Honorar lächerlich machen muß, um Ersterem den Sieg um so leichter zu machen. Gar nicht übel und in unserer pfiffigen Zeit vielleicht sogar nachahmungswerth).

Natürlich hat man auch Vorleserinnen in Vorrath, darunter sogar eine Humoristin, Mrs. Lotty Hough, welche zum unauslöschlichen Gelächter der Zuhörer Irländisch-Deutsch, den östlichen Yankee- und andere Dialekte, und damit zugleich über ihr Thema: „Popping the Question" reden kann. Das Thema ist in dieser Kürze unübersetzbar. Das Herausplatzen mit der Frage heißt nämlich immer Liebes-Erklärung mit Bitte und Antwort. Der berühmteste von allen Vorlesern ist wohl Oliver Optic, der seinen Vorträgen seit 1852 über achthundert Erzählungen in Zeitschriften und vierzig Bände vorangehen ließ. Also eine förmliche Vorlesungs-Industrie in Amerika. In England ist man ebenfalls auf gutem Wege, und in Deutschland fehlt es auch nicht an berühmten und unberühmten Reisenden für öffentliche Vorträge. Dazu sind officielle und private Wanderlehrer gekommen. Könnte man daraus nicht was Gescheidtes machen, z. B. förmliche Wander-Universitäten? Es brauchten sich nur so und so viel gut redende Männer der Wissenschaften und Künste dahin zu einigen, daß jeder sein bestimmtes, gut ausgearbeitetes und stilisirtes Thema der Reihe nach in verschiedenen Städten wiederholen wollte. Sie folgen dann etwa während eines Winters in gegenseitiger Ergänzung aufeinander, haben es leicht und viel Geld dafür, und bringen unter die sonst gelangweilten Provinzialstädter gute Anregung und Unterhaltung. So etwa könnten sich ganze Wander-Universitäten bilden und nützlich machen.

Nord-Amerika.

Das Mormonenthum auf dem Wege nach Palästina.

Aus dem Schoße der „Heiligen der letzten Tage" am Salzsee wird eine Bewegung berichtet, der man mit gutem Herzen den besten Erfolg wünschen kann, und welcher das amerikanische Volk und seine Regierung mit allen Mitteln Unterstützung angedeihen lassen sollten. Ein deutsch-amerikanisches Blatt, der trefflich redigirte „Newyorker Demokrat", berichtet darüber Folgendes:

„Der Prophet Brigham Young ist zu der weisen Erkenntniß gekommen, daß es nutzlos sein würde, sich dem nach Westen gehenden Strom der Weltgeschichte länger entgegen zu stemmen, und daß der einzige Weg, sich selbst und die Einheit seiner Kirche zu retten, der sei, die Fronte, an der er bisher gestanden hat, zu verlassen und sich in den Rücken des Stromes der Einwanderung und der modernen Civilisation zu begeben. Brigham soll nämlich den Plan gefaßt haben zu einer Uebersiedelung des Volkes der Mormonen nach Palästina, und es soll sich bereits eine Gesellschaft von Würdenträgern der Heiligen zur Reise nach dem Gelobten Lande anschicken, um sich nach einer passenden Gegend für die Anlegung einer neuen Heiligen-Stadt umzusehen. Man muß aufrichtig wünschen, daß dieser Plan zur Reise und zur Ausführung gedeihen möge. Von Seiten der Mormonen selbst würden ihm schwerlich ernstliche Hindernisse in den Weg gelegt werden, denn der kluge Prophet hat jedenfalls nicht versäumt, seinen Gläubigen den Plan als eine directe göttliche Offenbarung darzustellen, und fast könnte man versucht sein, ihn wirklich für eine solche zu halten, denn es ist nicht zu verkennen, daß wenn es irgend einen Fleck auf der bewohnten Erde giebt, an welchen die Mormonen passen und gehören, dies das alte Vaterland der Israeliten ist.

Es ist dies nicht scherzweise, sondern ernsthaft gemeint, denn die mit dem Wesen des Mormonenthums näher Vertrauten versichern, daß es seinen Hauptgedanken und Formen nach nichts als ein Versuch der Wiederbelebung der alten jüdischen Theokratie sei. In allen vom Geiste des Christenthums beherrschten Theilen der Erde muß das Mormonenthum ein Hysteron proteron bleiben, und selbst in diesem auf der unbedingtesten religiösen Duldung beruhenden (oder wenigstens beruhen sollenden) Lande hat es sich als eine mit dem allgemeinen Volksgeiste unvereinbare Anomalie erwiesen. Sein eigentlicher Ursprung ist in Asien, dem uralten Vaterlande der positiven Offenbarungen, der Theokratien und Priesterherrschaften und noch jetzt der Wiege des Sonderinstitutes der Vielweiberei, welches selbst in unserem Lande der persönlichen und Glaubensfreiheit die an sich harmlose Secte zu einem nicht zu assimilirenden Elemente, zu einem nicht zu duldenden „Staat im Staate" machte. Wenn das Mormonenthum wirklich Keim zu einer längeren Lebensdauer in sich trägt, so kann es für die Entwicklung desselben offenbar nur in Asien einen geeigneten Boden finden.

Daß die Uebersiedelung der Salzsee-Heiligen nach dem fernen Osten dem Volke der Ver. Staaten unberechenbare Vortheile gewähren würde, bedarf keines näheren Beweises. Diese würden nicht nur auf der materiellen, sondern auch auf der moralischen Seite liegen. Daß dieser Secte, im Ganzen wie im Einzelnen, in diesem freien und „toleranten" Lande wiederholt schon wirkliches, bitteres Unrecht angethan worden und sie mehrfach das Opfer durch nichts zu rechtfertigender Gewaltthat gewesen ist, kann nicht in Abrede gestellt werden, und schon das Unmöglichwerden der Wiederholung solchen Unrechts und die absolute Entfernung einer fortwährenden Quelle für die Nährung des Fanatismus und der Verfolgungssucht würde ein im Interesse der Ehre der amerikanischen Nation wünschenswerthes Ereigniß sein. Vom materiellen Gesichtspunkte liegen die Vortheile der Entfernung dieses Pfahles im Fleische des reichen, auf freieste Ausbeutung harrenden Westens, noch näher. Man kann sich daher der Erwartung nicht entschlagen, daß, wenn der Plan Brigham Young's wirklich in Angriff genommen werden sollte, sich Volk und Regierung der Ver. Staaten es angelegen sein lassen werden, selbe thunlichst zu fördern und selbst augenblickliche pecuniäre Opfer, die dazu beitragen könnten, nicht zu scheuen, wenn damit nicht nur große Vortheile für die Zukunft gesichert, sondern auch Unrecht der Vergangenheit wieder gutgemacht werden könnte. Selbst

bedeutende Summen, die zur Entfernung der Mormonen aus dem Bereiche der Republik durch volle Entschädigung für das von ihnen Aufzugebende aufzuwenden sein sollten, würden sich ohne Zweifel als eine reiche Zinsen tragende Anlage bewähren."

Deutscher Bücher-Export nach Nord-Amerika.

Wir entnehmen dem zu Frankfurt a. M. erscheinenden „Deutsch-amerikanischen Oeconomist" vom 26. October dieses Jahres folgende Ziffern über Waaren-Ausfuhr aus dem Consulats-Bezirke Leipzig nach den Vereinigten Staaten während des Verkehrjahres vom 1. October 1871 bis 30. September 1872:

Wollenwaaren	1,814,777	Thaler
Pelze und Felle	597,763	„
Baumwollen und Leinenwaaren	504,944	„
Bücher, Musikalien und Bilder	398,007	„
Musikalische und andere Instrumente	380,493	„
Spitzen und Besatz	388,414	„
Droguen	137,700	„
Glacé-Handschuhe	227,190	„
Menschenhaare	121,616	„
Spiel- und Luxuswaaren	92,146	„
Bürsten	66,179	„
Maschinen und Eisenwaaren	19,533	„
Diverse	40,876	„
In Summa:	4,789,638	Thaler.

An dieser Summe participirt der deutsche Buchhandel also mit nahezu einem Zwölftel. Immerhin aber hat er noch nicht zwei Drittel der Höhe erreicht, welche die Ausfuhr an Spitzen, Glacé-Handschuhen und Menschenhaaren beträgt.

Kleine literarische Revue.

— **Euphorion, von Ferd. Gregorovius.***) Die letzten Tage von Pompeji, wie sie die Bewohner des ausgegrabenen prachtvollen Hauses des Arrius Diomedes mit allen ihren Vorzeichen, Schrecknissen und Katastrophen durchlebt, aber auch die wunderbare, glückliche Rettung zweier Liebenden, Euphorion's und Jone's, hat uns Gregorovius, der klassische Geschichtschreiber der Stadt Rom, in diesen vier poetischen Gesängen geschildert, die jetzt in erneuter Auflage, voll würdiger künstlerischer Ausstattung vor uns liegen. Tod und Frieden, Thanatos und Eirene, ist der vierte Gesang überschrieben, der mit folgenden Versen beginnt:

„Wie ist stille, o Tod, und wie schön dein farbiges Reich hier
Unter den Trümmern Pompeji's, im Herz der umwälbenden Asche!
Anders erschienst du im Schutte von Rom mir, ein ragender Cäsar,
Der vom Appischen Weg durch gähnende Bogen hereinzieht,
Schweigend und finster, der Welt Triumphator und Völker-Zertreter;
Anders im Feld Syrakus, wo noch die melodischen Thränen
Um den verlorenen Gott in das Meer Arethusa hinabweint,
Und von der Zeiten Geleise die gelbliche Steinflur aufstarrt,
Rings grabspurig, so weit mit dem Blick sie der Falke beherrschet.
Da wie der Memnon erschienst du mir, der schmerzlich ertönet,
Wenn auf's Haupt ihn küßt die erweckende Mutter Aurora.
Aber ein lockenumkräuselter Knab', wie der lachende Amor,
Thanatos, scheinst du mir hier, in dem flimmernden Schutte Pompeji's,
Spielend mit goldigem Staub und mit Scherben zerbrochener Vasen.
Und aus Lapis-Lazur und verlorenem Schmucke der Mädchen
Stickst du die Grab-Mosaik phantastischer Märchen-Gestalten.
Forme mir sanfter am Lied, und es trete die himmlische Schwester
Freundlich herzu und umschwebe das Herz mir ewig, Eirene.

Kaum kann es ein edleres Festgeschenk für die in lauterer Verehrung des Alterthums herangebildete Jugend geben, als diese mit klassischen Zeichnungen von Theodor Grosse geschmückten Gesänge von Gregorovius.

*) Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen von Ferd. Gregorovius. Illustrirte Prachtausgabe mit Original-Compositionen von Theod. Grosse. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1872.

— **Schlesisches Kunstleben im 15.—18. Jahrhundert.***) Die Kunstforschungen haben in der alten Stadt Breslau neuerdings ein allgemeineres Interesse gewonnen, als ihnen während einer langen Periode der Gleichgiltigkeit zugewendet wurde. Wer das geistige Leben jener Stadt durch einige Jahrzehnde beobachtet hat, wird aus eigener Erfahrung manche Beweise dieser erfreulichen Thatsache beibringen können. Namentlich in dem Vereine für Geschichte der bildenden Künste daselbst wird der Forschertrieb fort und fort zu tüchtigem Wirken angeregt. Die oben bezeichnete Schrift ist nur ein einzelnes Resultat solcher Anregung. Die schlesischen Kunstalterthümer verdanken dem Verfasser, Dr. A. Schultz, schon manche ihr Dunkel erhellende Monographie. In jener Schrift nun faßt der Verfasser Alles zusammen, was Schlesien an Kunstschöpfungen aus dem 15. bis 18. Jahrhundert besitzt. Es ist dabei nicht auf die Verherrlichung der Heimatprovinz abgesehen. Im Gegentheil, der Verf. ist als Kunstkenner gediegen genug, um zu erkennen und zu bekennen, daß, einzelne Werke von hervorragendem Kunstwerth, wie das Breslauer Rathhaus, ausgenommen, die landsmännischen Schöpfungen in der Architektur, Skulptur und vollends in der Malerei sich mit den gleichzeitigen Erzeugnissen der Kunst in anderen Ländern nicht messen können. Aber die Schlesier standen mit Italien, Polen, Schwaben und den Niederlanden in reger commercieller Verbindung, und daher kam es, daß sich bei ihnen ein verhältnißmäßig reiches Kunstleben entwickelte. Italiänische Bauleute leiteten lange Zeit hindurch die größeren Bauten. Goldschmiede-Arbeiten aus den süddeutschen Reichsstädten waren in Breslau nicht selten. Eine in Erz gegossene gravirte Grabplatte von Peter Vischer (1496) im Breslauer Dome deutet darauf hin, wie hoch man diesen Künstler zu schätzen wußte. Eine selbständige Entwickelung und sehr große Erfolge gewann in Schlesien die Holzschnitzkunst, deren sich die Maler früherer Jahrhunderte befleißigten. Für diesen Zweig der Bildnerei ist Schlesien noch heute eine reiche Fundgrube vortrefflicher Muster. — Im Ganzen müssen wir sagen, daß der Verfasser in seiner Schrift redlich zur richtigen Beurtheilung der schlesischen Kunstsachen und ihrer Geschichte beigetragen hat. Auffällig und besonderer Motivirung bedürftig bleibt seine Aufstellung, daß die Renaissance ihren Weg von Italien über Polen nach Deutschland genommen habe.

*) Verfaßt im Namen des Vereins für Geschichte der bildenden Künste zu Breslau für dessen Mitglieder, von Dr. Alwin Schultz. Mit einer autographischen Tafel und drei Lichtdrucktafeln. Breslau, Max und Comp., 1872.

— **Der Weltäther, nach Ph. Spiller.***) Es giebt nur eine einzige Kraft in der Welt, den Weltäther. „Er ist kein bestimmt, begränztes Einzelwesen, kein Körper mit sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften, sondern ein unbegränzter Stoff.... Jeder Körper ist Stoff mit einer bestimmten Begränzung, wodurch er bis zu einer bestimmten unteren Gränze der Kleinheit für die sinnliche Wahrnehmung geeignet wird; Weltäther aber ist ein Stoff, welcher den unendlichen Weltraum einnimmt, also nichts Individuelles besitzt, so daß er für sich und an sich durch unsere Sinne unmittelbar nicht wahrgenommen werden kann." Mittelbar aber durch seine Wirkungen ist sein Dasein bewiesen; Thomson hat ausgerechnet, daß ein Raum, wie unsere Erde, 2650 Kubikmeilen, mit Weltäther gefüllt, 250 Pfund wiegen würde. Selbiger Aether ist nun das allein Wirkende in der Welt. „Der Körperstoff an sich, mit allen seinen Atomen ist kraftlos und todt, er ist an sich unfähig die Ruhe in Bewegung und die Bewegung in Ruhe zu verwandeln." Mit dieser Lehre vermeint Herr Spiller zur Lösung des Welträthsels viel beigetragen und der Naturwissenschaft wie der Philosophie einen außerordentlichen Dienst geleistet zu haben. Daß die an sich kraftlosen Körper-Atome den Aether doch nicht durch sich hindurchlassen, weiß er; auch ist ihm gewiß nicht entgangen, daß nach seiner Hypothese der Körperstoff, mit seinen an sich kraftlosen und todten Atomen, eine, wenn nicht die Hauptrolle in der Welt spielt, denn die ganze Mannichfaltigkeit derselben beruht auf ihm, der doch kraftlos und todt sein soll. Aufschluß über diese Seltsamkeit gewährt das Büchelchen nicht, das übrigens sehr freisinnige An- und höchst wohlwollende Absichten verräth.

— **Zur Geschichte der englischen Arbeiter-Bewegung von 1871.****) Diese Schrift liefert auf dem engsten Raume ein möglichst vollständiges Bild der Arbeiter-Bewegung in England, und zwar auf Grund der älteren Geschichte der Gewerbe-Verfassungen, worüber in Deutschland noch sehr viel irrige Meinungen verbreitet sind. Auch die im Anhange gegebenen Stimmen aus der englischen Presse, worin die verschiedensten Auffassungen zu Worte kommen, dienen sehr zur Aufklärung auf diesem so vielfach absichtlich partei-verdunkelten Gebiete. Den Hauptinhalt bildet „Der Ausstand (outlock) zu Newcastle am Tyne und Gateshead im Jahre 1871." Dazu kommen die Stimmen aus der englischen Presse über einzelne Aussperrungen und Arbeiter-Einstellungen, sowie allgemeine Betrachtungen, endlich der Wortlaut des Gesetz-Entwurfs von Rupert Kettle über Einigungs- und Schiedsverfahren. Letzteres hat sich bereits vielfach bewährt, wie überhaupt beide Parteien nach langen, zum Theil großartigen Kriegen zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß sie zusammen gehören und mit- nicht gegeneinander arbeiten müssen. So verhandelten denn Kapitalisten und Arbeiter, wie wir aus der Broschüre genauer erfahren, durchweg verständig, mit Bildung und Versöhnlichkeit, so daß die deutschen Interessenten viel Gutes daraus lernen können. Arbeiter sind wir ja mit wenigen verächtlichen Ausnahmen Alle, die gehaßten Kapitalisten des Geldes, sowie des Geistes oft am meisten. Und dann, wo ist die Gränze? In den Sparbanken des Staates Massachusetts fanden sich im vorigen Jahre 163 Millionen Dollars deponirt. Im Fabrik-Staate Connecticut enthielten die Sparbanken 60 Millionen Dollars. Die Congreß-Mitglieder der Gewerks-Genossenschaften in England erfuhren unlängst, daß die vereinigten Ingenieurs während der letzten vierzehn Jahre über fünfzehn Millionen und die Eisenbahn-Arbeiter zehn Millionen Thaler zur Unterstützung strikender Arbeiter ausgegeben hatten. Außerdem hatten beide Gesellschaften 21 Mill. Thaler für wohlthätige Zwecke aufgebracht. Also können ja wohl auch Arbeiter nicht nur Kapitalisten werden, sondern auch sein und zwar sehr noble. Wahrscheinlich hat der soziale Krieg alle seine Schrecknisse verloren, wenn die Leute erst einsehen, daß Kapital und Arbeit zu- und nicht gegeneinander gehören und beide stets ineinander übergehen. Die Oberhäupter der Arbeiter-Parteien sind deren größte Feinde.

— **Neue Sammlung von Haus- und Volksmärchen.** Eines der anziehendsten Bücher des diesjährigen Spamerschen Weihnachts-Verlages ist die von Franz Otto, dem „Kinderfreund und Weihnachtsmann von Hunderttausenden," herausgegebene neue Sammlung: „Der Jugend Lieblings-Märchenschatz"*) Neben deutschen Original-Märchen von Franz Otto, Ernst Lausch, G. Jäger, Elise und Dorothea Waldner finden sich darin Bearbeitungen der anmuthigsten Darstellungen der Brüder Grimm, ferner von H. C. Andersen, J. P. Hebel, E. M. Arndt, E. Th. A. Hoffmann, Musäus, Perrault, Ch. Dickens, W. Hauff, Ludw. Bechstein, Kreutzwald, Graf Mailath, R. Leander, J. B. Maly, A. Dietrich und vielen Andern. Es sind namentlich auch die besten Märchen der Russen, Polen, Slowaken, Tschechen und Magyaren, die der Herausgeber seinem reichhaltigen, jedem Kinderfreunde mit Recht zu empfehlenden Buche einverleibt hat.

— **Pantheon deutscher Dichter.****) In achter sehr vermehrter Auflage liegt uns diese von Peter Lohmann herausgegebene Anthologie in Form eines eleganten Taschenbuches vor. Ihre sechs Abtheilungen „Natur in Heimat und Fremde", „Lebenslust und Lebensleid", „Kunst und Künstler", „Geist und Gemüth", „Märchen und Sage", „Leben und Geschichte", deren jede mit einer entsprechenden allegorischen Zeichnung von G. Sundblad ausgestattet ist, bieten allen Leserkreisen eine reiche Auswahl dar.

Literarischer Sprechsaal.

Die Revue politique et littéraire vom 30. November macht uns darauf aufmerksam, daß es ein Irrthum unsererseits war, wenn wir in Nr. 47 des „Magazin", bei Gelegenheit eines Auszuges aus Karl Hillebrand's Abhandlung über das Schulwesen in Frankreich, gesagt, von der genannten Pariser Revue sei insinuirt worden, daß Herr Hillebrand ein Agent im Dienste der preußischen Regierung in Frankreich gewesen. Bei Nachlesung des Artikels der Revue über Herrn Hillebrand haben wir allerdings gefunden, daß diese Insinuation von ihr nicht ausgegangen, sondern vielmehr nur als eine von den Gegnern Preußens und Deutschlands in Frankreich verbreitete bezeichnet worden sei. Die Revue sagte nämlich damals: (M. Karl Hillebrand) „qui a été, si nous ne trompons, accusé, d'avoir trop oublié l'hospitalité que la France lui avait donné". Ferner:

„Si j'ai bonne mémoire, sous l'empire déjà, et du temps qu'il était professeur à la Faculté de Douai, M. Karl Hillebrand était regardé

*) Gott im Lichte der Naturwissenschaften. Studien über Gott, Welt, Unsterblichkeit, von Philipp Spiller. Berlin 1873, Denicke's Verlag, (Link u. Reinke).

**) Leipzig, Duncker und Humblot.

*) Mit 110 Text-Abbildungen, 8 Tonbildern ꝛc. Leipzig, Otto Spamer, 1873.

**) Leipzig, Heinrich Matthes. (Pr. 1⅓ Thlr. elegant gebunden).

par ceux qui se donnent pour initiés aux arcanes de la politique, comme un — observateur interessé de nos agissements, et je gage qu'entre quatre mors, on ne se donnait pas la peine de recourir à cette périphrase..... Ce n'est pas ainsi (nämlich indem Herr Hillebrand nach der Schlacht von Sadowa im Journal des Débats und anderwärts die Vorzüge seines preußisch-deutschen Vaterlandes rühmte), j'imagine, qoe procède un espion de profession; la Prusse nous a largement édifiés sur ce point, et nous ne savons que par trop d'expériences quelle était la discrétion de ses agents".

Unsere gelehrte Landsmännin, Fräulein J. Mestorf von Hamburg, die bereits im vorigen Jahre, als Delegirte ihrer Vaterstadt, den internationalen Congreß für vorhistorische Anthropologie und Archäologie in *Bologna* besucht und darüber einen, in besonderem Abdruck erschienenen Bericht geliefert hatte, hat auch den diesjährigen Congreß in *Brüssel* besucht und darüber zunächst im „Hamburger Correspondenten" ein überaus anziehend geschriebenes Referat abdrucken lassen, das jetzt auch in das von der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte herausgegebene „Korrespondenzblatt"*) übergegangen ist. Es ist eine wahre Freude, wahrzunehmen, wie sehr es Frl. Mestorf versteht, dergleichen Berichte über vorgeschichtliche Forschungen, Ausgrabungen, Menschenschädel-, Thierknochen- und Fossilien-Vergleichungen nicht blos erschöpfend und belehrend, sondern auch für jeden Laien lesbar und unterhaltend abzufassen. Die Fahrt der Congreß-Mitglieder nach dem Lesse-Thal, um an Ort und Stelle die Höhlen der Quaternär-Menschen zu untersuchen, die dort noch gleichzeitig mit dem Mammuth und dem Renthier gelebt, ist mit großer Lebendigkeit geschildert. Die Verfasserin hat dabei den Bericht des von der belgischen Regierung im Jahre 1866 mit den ersten Ermittelungen beauftragt gewesenen Herrn *Dupont* zum Grunde gelegt, einen Bericht, der in vielen Stücken mit den Daten des französischen Gelehrten, Herrn *Broca*, in seinem über die „Troglodyten der Vézère" in der französischen Naturforscher-Versammlung von *Bordeaux* abgestatteten Berichte**) übereinstimmt. Was jedoch die von Herrn *Dupont* aus den, in belgischen Troglodyten-Höhlen aufgefundenen Menschenschädeln gezogenen Schlüsse über die neben den germanischen und celtischen auch wahrgenommenen *mongolischen* Formen betrifft, so hat Herr Professor *Virchow* durch seine in Belgien selbst an einer großen Zahl von Schädeln neuerer Zeit angestellten Untersuchungen, über welche er in der letzten Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft berichtete, nachgewiesen, daß auch heutzutage noch dergleichen prognathische Schädel- und Gesichtsbildungen unter den Bewohnern Belgiens sich finden, während kein Zweifel darüber obwaltet, daß die betreffenden Personen entweder von germanisch-vlamischer oder von celtisch-wallonischer Rasse sind. Die Dupont'sche Thesis von der mongolisch-finnischen Rasse in Belgien ist also ein gleiches Märchen, wenn auch nicht ein so abgeschmackt erfundenes, wie die Thesis des Herrn de Quatrefages von der mongolisch-finnischen Rasse in Preußen und Deutschland.

Von Zeit zu Zeit ist es immer gut, daß wir an die Lage und die bedrohten Kulturzustände unserer deutschen Stammgenossen in den Baltischen Herzogthümern erinnert werden, damit nicht, bei dem natürlichen Gefühle der Dankbarkeit, das wir für den russischen Kaiser wegen seiner hochherzigen Stellung in unserm Kriege mit Frankreich und seiner fortdauernd dem deutschen Kaiser bewiesenen Hochschätzung hegen, das Moskowiterthum mit seiner Tyrannei gegen die Deutschen in Rußland unseren Gedanken und unserem Argwohn sich entziehe. Ein solches Memento bildet die kürzlich erschienene kleine Schrift: „Die russischen Ostsee-Provinzen", von *Rud. Kulemann*,*) worin der Verfasser, der durch einen längeren Aufenthalt in diesen Provinzen besonders befähigt dazu wurde, ein treues Bild der nach einer eigenen, großen geschichtlichen Vergangenheit sich ihnen gewaltsam aufdrängenden traurigen Gegenwart des deutschen Adels und Bürgerthumes und des lettisch-ehstnischen Bauernthums liefert. „Aber", sagt der Verfasser selbst, „was kümmert sich um ein solches „„*Gerede*,"" die höhere russische Schicht? Man muß sie und das Reich da kennen im Nordosten! Rings eine ungeheure mit Bayonetten bepflanzte Gränze, um innerhalb derselben das Moskowiterthum vor den Einflüssen freisinniger Bildung zu schützen; bis in die Nähe des Hofes, auf abgegrasten Oasen, die mit schimmernden, aber sterilen Orden überladenen hohen und höchsten Tschinowniks, *losgerissen von den Wurzeln des ursprünglich treuherzigen, friedsam tüchtigen russischen Volksthums*, welches von zahllosen Beamten und überflüssigen Heeren ausgebeutet wird, während darüber hinaus eine nie zu sättigende Begehrlichkeit und Genußsucht abenteuernd bis an die Säume des Bosporus, bis an die Küsten des Adriatischen und Japanischen Meeres treibt! Gebt ihnen den ganzen Planeten zur Domaine, sie werden nicht zufrieden damit sein, sondern auch nach dem Monde greifen. Aber es giebt bei den Russen selbst ein Sprichwort: „„Gott hat den Himmel erhöht, damit des Zaren Haupt nicht daran stoße!""

*) Redigirt von Dr. A. v. Frantzius in Heidelberg (Braunschweig. Vieweg).

**) Abgedruckt (mit zahlreichen Abbildungen) in der Revue scientifique von 16. November.

Neben seiner vielverbreiteten „Uebersichtskarte der Eisenbahnen und Bahnverwaltungen Europas", die von Monat zu Monat in neuen Ausgaben mit den hinzugekommenen neuen Bahnlinien erscheint, hat Herr Dr. W. Koch, Redacteur der Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahn-Verwaltungen, kürzlich auch eine *historische* Karte der Entwickelung des europäischen Eisenbahnnetzes publizirt. Es werden auf dieser Karte vier Perioden durch Farben unterschieden, und zwar 1. diejenigen Bahnen, die bis zum Jahre 1850, 2. diejenigen, die von 1850 bis 1860, 3. diejenigen, die von 1860 bis 1870 eröffnet wurden, und 4. endlich diejenigen, die von 1870 bis 1875 entweder bereits eröffnet sind, oder deren Eröffnung in diesem Zeitraum mit Sicherheit zu erwarten ist. Auch alle anderen, bereits definitiv concessionirten, aber noch nicht in Bau befindlichen Linien sind angegeben. Zur bequemeren Uebersicht hat der Zeichner hiervon noch ein besonderes Kartenblatt geliefert. Für alle diejenigen, die den Fortschritten des culturfördernden Eisenbahnwesens in Europa mit Aufmerksamkeit folgen, haben diese historischen Uebersichtskarten gewiß ein großes Interesse.

Zu dem ebenfalls von Dr. W. Koch herausgegebenen geographisch-alphabetischen Verzeichnisse der nicht direkt an den Eisenbahn-Linien gelegenen, aber mit Stationen der deutschen Eisenbahnen in Beziehung stehenden Orte hat derselbe jetzt auch einen, die *Elsaß-Lothringischen* Linien und die „Wilhelm-Luxemburger Bahn" umfassenden Nachtrag erscheinen lassen.

*) Stolberg a. H., J. Heinzelmann. (51 S.)

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

41. Jahrg.] Berlin, den 28. December 1872. [N°· 52.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

David Friedr. Strauß, der Apostel eines neuen Glaubens.

Sehe Jeder von uns zu, daß er nicht alt werde! Das Alte kommt in Gefahr, und wird bei Seite geschoben. Dennoch wird es bleiben, wenn es echt ist. Die neueste Schrift des berühmten Autors: „Der alte und der neue Glaube"*) ist recht eigentlich eine Novität in der Literatur, und ist sogar eine Novität auf dem Gebiete der Religion. Man erwäge, was das sagen will, und was die Modernen zu verwirklichen wissen!

Die erwähnte Schrift macht ganz den Eindruck, als wäre sie von den Gebildetsten unseres Zeitalters beim Verfasser eigens bestellt worden. Als hätte Jemand zu ihm sich also vernehmen lassen: Herr Doctor, Sie haben nun so viel schon geleistet Sie haben durch Ihr Leben Jesu, durch Ihre Dogmatik, die christliche Religion zur Mythe gemacht. Daß wir Jetzigen sagen dürfen, das Christenthum sei ein überwundener Standpunkt, verdanken wir Ihnen. Sie haben es überwunden, wir sprechen es Ihnen nur nach. Ihnen verdanken wir ferner in ästhetischen Dingen erst das wahrhaft geläuterte, feine Urtheil. Sie haben uns auch über den „Spötter von Ferney" den Staar gestochen, den richtigen Blick geöffnet. Nur das Eine blieb bei uns immer noch als Wurm zurück, daß Voltaire noch an Gott geglaubt, daß er Deist gewesen. Wie wäre es nun, Doctor, wenn Sie uns auch über Religion des Endgiltigen belehrten? Nur gehen Sie dabei ja nicht in die Tiefe! Alles Tiefe ist abstrus und genirt uns. Doch wer dürfte das Ihnen noch sagen? Sie sind ein Mann von Geschmack, der moderne Geschmack selbst. Was wir von Ihnen zu erfahren wünschen, ist, ob auf unsrer gemeinsamen Höhe der Bildung noch etwas von Religion beizubehalten sei und wie viel; ob wir uns etwa so eines ganz kleinen Restes von Religion doch noch schämen müssen. Sie sollen uns, da wir beiderseits den alten Glauben aufgegeben haben, feststellen, wie unser neuer Glaube lautet; Sie sollen ihn uns formuliren.

Und Strauß ließ sich höchst bereitwillig finden. Er, ein eben so urbaner, wie humaner Mann, verfaßte die ausgebetene Schrift, er gab sein Credo in einem so eleganten Styl, er versah den Inhalt seines Glaubensbekenntnisses mit so pikanten Zuthaten, er rieb die Blätter — wie man es jetzt liebt — mit einem so ausgesuchten, duftigen Parfüm aus, daß, wir gestehen es aufrichtig, solch' Patchouli uns während der Lectüre, obwohl wir nicht brustkrank sind, auf die Brust fiel, uns, obschon wir auch nicht „nervös" sind, die Nerven zu gewaltsam aufprickelte. Schon des Pikanten wegen. Ein Glaube der pikant sein soll, ein Glaubensbekenntniß, welches pikant ist, möge es zusagen, wem es wolle, unserm Geschmacke widersteht es, und müssen wir es, als gewissenhafte Leser, Dosis für Dosis einnehmen, so ruft ein solches Arcanum einen horror in uns hervor.

Fern aber sei es von uns, durch das viele Verfehlte, völlig Unwissenschaftliche, Flache, durch das Ueberdreiste, um nicht zu sagen Kecke, sogar im Ausdrucke, gegen das uns einnehmen zu lassen, was dasselbe Buch an Vorzügen wirklich besitzt. Der Verfasser ist von edler Gesinnung, vielseitiger Bildung; er hat eine weite Umschau, in so fern man sie auf dem Standpunkte der bloßen Humanität haben kann; er ist scharfsinnig, geistreich, er hat Muth, dasjenige, was er als Wahrheit erkannt zu haben glaubt, auch ohne Zurückhaltung auszusprechen. Gewisse Partieen seines Buches sind vortrefflich, so besonders vieles von dem, was er über Astronomie beibringt, nur daß er für diese den höchsten Gesichtspunkt weder besitzt, noch auch nur ahnt. Eben so rühmenswerth ist nicht Weniges über Naturwissenschaft in weitester Bedeutung des Wortes, mit Ausnahme dessen, was Strauß den heutigen Materialisten bloß nachspricht, und zwar mit Einschluß der ausgemachten Affenschande für alles wirkliche Denken, in Bezug auf unsere Abstammung von einer Affenmutter. Weiter ist als vortrefflich zu bezeichnen: Einzelnes aus des Verfassers Ethik, zumal aber die Abschnitte: „Das Nationalprincip und die Internationalen", ebenso die nächstfolgenden Abtheilungen; ausgezeichnet ist: „Der vierte Stand und die Arbeiterfrage", „die Socialdemokratie und die Ungleichheit unter den Menschen", sowie endlich Vieles in den beiden „Zugaben" über Poesie und Musik, während dennoch nicht Weniges in diesen letzten Partieen vor unsrer Kritik nicht besteht.

Doch, wir müssen jetzt auch unsrer Polemik freien Lauf lassen.

Also: erster Abschnitt: „Sind wir noch Christen?" Nach den Antecedentien seiner frühern Schriften verneint der Autor diese Frage, natürlich namentlich in Bezug auf den alten Glauben. Wenn, schon vor Beantwortung der Frage, S. 12, von einem „glückseligen Leben" die Rede ist, so werden wir freilich bereits bedenklich. Der Verfasser des „neuen Glaubens" hätte nur gleich lieber: glücklichen, oder noch praktischer: amüsanten Lebens sagen sollen; er würde heutiger Zeit, in welcher man sich auch in der Andacht amüsiren will (selig ist ohnehin veraltet), viel mehr Propaganda machen können.

Je weiter wir uns in die Antwort hineinlesen, desto mehr

*) Dritte Auflage. Leipzig, S. Hirzel. December 1872.

erstaunen wir über die Flachheiten, die uns hier verabreicht werden. Der Autor verräth hinlänglich, daß er im Besitze kritischer Analyse ist, daß er jedoch nichts, aber auch nichts von Produktionskraft hat. Was will, oder was kann ein solcher über Gott, den Schöpfer, feststellen? auch nur ergründen? Und auch selbst diese Kritik der einzelnen Artikel des apostolischen Symbolums ist unter aller Kritik, und wir müssen fürchten, was dort im alten Glauben Fülle, Gesundheit ist, wird im neuen nicht etwa Magerkeit, sondern Hektik werden. Und ferner: nicht einmal die Schulzeit bei Kant und Schopenhauer hat der gelehrte Mann gewissenhaft benutzt, denn wie könnte er sich sonst so, ohne jede Menschenkenntniß, aussprechen über das, was das Christenthum unter Erbsünde versteht? Und von Seite zu Seite wird unser moderner Apostel immer kecker, immer frivoler (S. 72). All diese vermeinten Nachweisungen von Unechtheit der neutestamentlichen Schriften sind von der Art, daß sie in Nichts zerfallen, wie der todte Buchstabe immer, wenn der Exeget kund giebt, daß er nichts von der Quelle aller Wahrheit, nichts von der Göttlichkeit der Ideen, nichts vom Wesen Gottes weiß. Wer sich erdreistet so von Jesus Christus zu sprechen, so seicht, so verwegen, um nicht zu sagen unverschämt, wie der Apostel des neuesten Glaubens, der müßte sich mindestens der größten aller Uebereilungen zeihen, ein Leben dessen geschrieben zu haben, den er gar nicht kennt, von dem er auch nicht das Geringste versteht.

Die zerfahrenste Fahrigkeit rächt sich an dem Verfasser furchtbar. Er versetzt sich in das peinliche Gefühl eines Geistlichen, der, im Besitze modernster Wissenschaft, den „christlichen Festcyclus" vor Zuhörern in einer protestantischen Kirche kanzelrednerisch begeht, vor Zuhörern, denen es ebenfalls peinlich ist, wie der Schönredner sich etwa herausreden, durchwinden werde. Und es begegnet, vor lauter Eifer der Aufklärung, unserm Apostel, daß er des Christ-, des Osterfestes richtig gedenkt, aber, daß es in der Christenheit ein Pfingstfest giebt, das vergißt unser gelehrter Autor so ein wenig, oder vielmehr ganz. Charakteristischeres für das Zeitalter des Materialismus kann nichts aus purem Vergessen erfunden werden. Denn wie sollte Der noch behalten haben, daß es ein Fest des Geistes giebt, ein Apostel, dessen Gehirnfunktion auch nur noch phosphorescirt, und kein anderes Feuer, kein anderes Zungenreden mehr ans sich aufbringt, als welches die neueste Lichttheorie roher Empiriker noch allenfalls gestattet?

Und so haben wir denn so sehr genug an der Nachricht, daß der Verfasser des neuen Glaubens und seine „Wir", in compakter Massenhaftigkeit, sich von allem und jedem Christenthum lossagen, daß wir uns dem zweiten Abschnitte zuwenden: „Haben wir noch Religion?" womit wir, der Zusammengehörigkeit wegen, zugleich den dritten verbinden: „Wie begreifen wir die Welt?"

Sollte unter dem scharfen Messer kritischer Analyse, wie der Autor es führt, noch etwas von Religion, wenn auch in der That nur ein ganz kleiner Rest, übrig bleiben, so ist es uns unerklärlich, wie der Heidenapostel des neuesten Heidenthums das möglich, ja wirklich machen werde. Denn zur Religion gehören doch, nach aller bisherigen, vernünftigen Ansicht, mindestens Zwei: Gott und Mensch. Doch folgen wir einstweilen unserm Führer. Wie wir längst besorgten, nichts von allem bisher in der Naturanbetung, nichts vom niedrigsten Fetischdienst bis zum Sonnen- und Sternenkultus, nichts vom Polytheismus und Monotheismus wird verschont, auch nicht einmal in so fern, als das alles Vorstufen, Ahnungen des wahren Gottes gewesen wären. Wie ist ein so abgründlicher Defekt an aller Potenz des Denkens zu erklären? So. Unser Autor ist ein so jämmerlicher Philosoph, daß er nirgend in seiner Schrift über den bloßen Naturproceß hinaus gelangt. Er kennt kein Sein, er kennt nur Werden. Er nennt dieses Werden „Entwickelung". Noch dazu ist sein ganzer Naturproceß Dunst, Qualm, Rauch, aus dem sich ein wahnsinniges Spiel von zahllosen Funken entwickelt, welches im Laufe unendlicher Zeit, noch dazu rein zufällig, zur Vernunft kommt, d. h. regelmäßige Bahnen gewinnt, nach Gesetzen sich bewegt. Was ist Vernunft? Keine Antwort. Was ist eine Welt? Was gar sind Welten? Keine Antwort. Denn daß es weiter nichts als allmählich, auch wieder nur zufällig, zu Körpern verdichtete Gasbildungen sind, ist doch in Wahrheit keine Antwort für den, der in der wissenschaftlichen Spekulation noch bei sich und in der metaphysischen Untersuchung nicht beim Irrsinn ist. Aber Noth bricht Eisen, und also auch den wissenschaftlich beschränktesten Kopf. Noch dazu soll ein kleiner Rest von Religion herausgebracht werden. Was in derartiger Verlegenheit anfangen?

Zum Glück: der Mensch ist da. Noch dazu ist er, wie er sich im 19. Jahrhundert einfindet, im Zeitalter Darwin's, bereits sehr stark gezüchtet zu brauchen. Aber wo einen Gott hernehmen? eben weil zu jeder Religion Zwei gehören. Der bisherige Gott ist nach unserm Heiden-Apostel eine vollständige Unmöglichkeit, denn sonst müßte es ein Sein, somit etwas schon ewiger Weise Vollendetes geben. Es giebt aber nur ein ewiges Werden, ein momentan Fertiges, eine und andere Einzelsphäre, ein und anderes Individuum, von denen Jedes aber auch nur auftaucht, dann wieder in's Nichts versinkt, nur daß immer wieder neue Welten und Individuen werden. Eine große Schwachheit im Denken giebt unser Autor schon darin kund, daß er an allen bisherigen Beweisen für das Dasein Gottes herummäkelt. An allen? Nein, den ontologischen übergeht er wohlweislich, denn hier erfaßt ihn ein Grauen, weil er so etwas von Sein, welches wohl gar Bewußtsein, Urbewußtsein wäre, herauswittert. Ist er aber schon schwach darin, daß es ihm entgeht, wie in jedem der bisherigen Beweise des Gottesdaseins etwas Unverwüstliches bleibt, so erreicht seine Schwäche die äußerste Spitze darin, daß er nicht erkennt, daß es gar keines Beweises Gottes bedarf. Gott, Herr Doktor, ist gewisser, als jeder mathematische Grundsatz, denn jedes Axiom ist eine Wahrheit unter der Bedingung der Wahrheit an sich. Gott ist gewisser, als jede andere Gewißheit, denn jede andere Gewißheit setzt eine Gewißheit an sich voraus. Daher ist auch die Unsterblichkeit der Geister gewisser, als die Sterblichkeit der Leiber, denn alles Vergehen, Werden, hat zu seinem Prius das Sein, also etwas, was das Werden erst ermöglicht, was sich in die Vergänglichkeit erst begiebt. Das sieht aber Herr Strauß mit seinem analysirenden Verstande nicht ein, und ruft in seiner Verlegenheit, eine neue Religion zu bilden, aus: Wo aber einen Gott hernehmen?

Da hilft er sich so. Er erfindet sich aus allen Welten eine Gesammtwelt, und nennt sie Universum. Es ist aber ein providentielles Gesetz seit Moses: wie Herr Strauß „allerlei lebendige" Dinge „nennen würde", „so sollten sie" nicht „heißen". 1. Mos. 19. Herr Strauß erlaube uns zu bemerken, sein Universum ist eine ihm ganz unbekannte Größe, eine Wahnvorstellung, eine bloße Hypothese, ein Hirngespinnst. Wie kommt er zu einem Universum? Wenn er wenigstens sagte, Universum ist eine dem Menschen angeborene Idee. Auch dann wäre jenes prächtige Wort noch immer ein bloßes Schattenbild an der Wand. Doch könnte man dann auch hier an jene platonische Höhle erinnern, wo dem Beobachter das Ideenlicht hinter ihm, das Schattenbild vor ihm veranlaßt. Ideen sind freilich ohne Geist nicht denkbar. Ob aber Universum in letzter Instanz Geist sei, bleibt bei unserm Heiden-Apostel nicht einmal eine offene Frage, sondern wird

materialistisch verneint. So verhält es sich bei ihm auch mit dem unendlichen Raum. Er weist diesen nicht nach, er behauptet ihn nur, wie er, ohne zu wissen warum und aus welchem Recht, auch von Natur, von Vernunft spricht. So weiß er auch mit den Kant'schen Antinomieen nichts anzufangen. Er weiß nur, daß von dem großen Denker in ihnen Widersprüche herausgestellt werden. Herr Strauß ahnt nicht, daß gerade der Widerspruch auf ein Sein hinweist, dessen Vorhandensein keinem Zweifel unterliegt, denn: alles was ist, muß auch irgendwie sein. Unser Apostel merkt das nicht, wie es ihm überhaupt an allem Staunen über das Wunder der Existenz fehlt, welches sogar Schopenhauer für die Philosophie fordert. Bei Herrn Strauß versteht sich alles von selbst, auch das Weltall, auch der unendliche Raum. Wie aber bekommt er ein Stückchen Religion heraus?

Schon hat er den kostbaren Fund gemacht. Der Mensch ist da, und ein neuer Gott ist jetzt auch da, nämlich das Universum. Es ist das allerdings ein ganz zusammengeflickter Gott, der zwar im Tempel des unendlichen Raums wohnt, welcher Tempel aber sehr baufällig ist, in dem nicht bloß Knappheit, dürre Prosa, sondern auch grimme Noth herrschen. Welche Wirthschaft in diesem Strauß'schen Universum, in diesem unermeßlichen Welt-Irrenhause! Die Vernunft reicht nur knapp aus, um die Gefahr zu erfrieren, die Balgerei der Rasenden matt zu beleuchten. Und solch' ein Bedlam von Universum, welches nur ein verwunschenes, verhextes Irrenhaus, nicht entfernt Person ist, adorirt Herr Strauß noch gar mit seiner neuen Gemeinde der Gebildeten. Er selbst ist der Priester, Zufall und Nothwendigkeit sind die Altardiener. Auch im Innersten, im Centrum dieses Heiligthums — oder vielmehr Heidentempels — friert es zum Umkommen. Sind auf den Planeten, den Sonnen, intelligente Wesen — Herr Strauß leugnet sie keineswegs, wie er einen persönlichen Gott leugnet —, so mögen sie zusehen, wie sie in dem neuen Kultus einen warmen Kirchensitz erhalten. Doch schon wieder wird abgesprungen; Springen aber von Einem zum Andern beweist auch in der Wissenschaft Raserei. Doch wie?

Erst war unserm Heiden-Apostel das Universum sein neuer Gott, dann sein neuer Tempel, plötzlich ist es ihm in seinem „Entwicklungs"-Proceß ein immenses physikalisches Laboratorium geworden. Die Altardiener selbst müssen heran, um zu heizen, was sie können. Es friert dickes Eis. Die Sonnen in den verschiedenen Systemen des Weltgebäudes sind colossale Oefen, es knattert, ja es brennt, es flammt, daß man blind werden kann, wenn man in die Feuergluth sieht und dabei doch nicht warm wird. Die Planeten-Globen selbst müssen, da es an Brennmaterial fehlt, um die Sonnenöfen zu heizen, in dieselben als Torfkloben hineingeworfen werden, doch auch das hält nicht lange vor, dann verkohlt Alles oder wird ebenfalls zu Eis, bis auf dem Wege neuer Gasbildung und -Verdichtung der Irrenhaus-Tanz schon wieder von Neuem beginnt, und so in alle Ewigkeit fort. Zwecklosigkeit, Marter, Qual, Verbrennen oder Erfrieren unter Wehschrei und Zähneklappern ist der Totalzweck des Strauß'schen Universums und jeder Existenz.

Und noch einmal: Unser Heiden-Apostel weiß gar nicht, was er an den Kant'schen Antinomieen, was er am Universum, an der Natur, an dem unendlichen Raum, an dem endlosen Werde-Proceß, an der Vernunft hat. Uns dagegen bringen die Antinomieen zur Gewißheit, daß der unendliche Raum das nicht ist, wofür ihn die menschliche Vorstellung hält. Wir wissen, daß wir den unendlichen Raum, das Universum zwar denken müssen, aber nicht ausdenken können, daß, um beide auszudenken, ein ewiges, absolutes Bewußtsein, ein Ueberall-Sein und ein All-Wissen gehört. Wir wissen, daß es eine solche Person giebt, die mehr als menschliche Vernunft, und doch Quell auch unserer Vernunft ist. Unsere Vernunft ist zwar untrüglich, aber stets nur unter der Bedingung jener Uebervernunft. Nothwendigkeit ist erst eine Folge der Freiheit, entweder deren weise Selbstbeschränkung oder ein Abfall von der Freiheit. Eine andere Nothwendigkeit giebt es nicht. Leider fehlt es uns hier an Raum, das alles auszuführen.

Herr Strauß erlaube uns ferner zu bemerken, daß sein Universum ein bloßes Abstractum ist, welches zu einem Popanz, zu einer Fratze wird, wenn es gar noch Gegenstand der Anbetung sein soll. Ist nach unserm kecken Apostel alles Gebet Wahnsinn — eine der gröbsten Unwahrheiten, die es geben kann —, so ist eine Anbetung des Universums (Pantheismus) Raserei.

Und nun dieser wissenschaftlich-tolle Religions-Cultus bei Herrn Strauß. Wo saß ihm der Kopf, wo saß ihm das Herz, als er ihn ausheckte in der unermeßlichen Canarienvogel-Hecke seines Universums? Wo? Erst macht er sich ein Universum zurecht, welches so gar nicht existirt. Dann bricht er dem Universum, welches existirt, das Herz aus — denn es giebt ein Weltherz —, dann schlägt er demselben Universum auch noch das Haupt ab — freilich enthauptet er damit nur sich selbst —, und das übrig bleibende, gottlose Allfragment, diesen Torso, diesen Götzen-Rumpf, dieses entsetzliche corpus delicti, betet er an, und will, daß die Gemeinde der Gebildeten es mit ihm anbete.

Im Späteren äußert Herr Strauß wider Erwarten das ganz Richtige, daß es mit aller modernen Republik nicht weit her sei. Er spricht sich sehr vernünftig für die Monarchie aus, ja, er bekennt sogar, daß alle Monarchie auf einem „Mysterium" beruht. Und derselbe scharfsinnige Mann verliert auf einmal, wie fast überall in diesem Apostelschreiben, allen Tiefblick, und will im Religiösen und für die Lebenspraxis das Universum zu einer, gar noch toll gewordenen Republik erheben, in der die alles verschlingende Revolution, in der auf gut Darwinisch (nur noch weiter ausgedehnt) der Krieg Aller mit Allen permanent ist, Eins das Andere frißt, wieder auswirft, und wieder frißt, so daß solches anarchische Drunter und Drüber mit äußerstem Aufgebot aller Atome, Kräfte und Stoffe, nur durch eine ebenfalls permanente Antirevolution knapp niedergehalten wird. Und an einem solchen Universum erbaut sich Strauß, in diesem endlosen Circus, in welchem ewige Thiergefechte, Gladiatorenspiele gefeiert werden, predigt unser Heiden-Apostel seinen neuen Glauben und macht seine längst schon Verbildeten noch verbildeter, seine Irren noch irrer.

Und wenn Sie, in einem naiven Augenblicke, Herr Doctor, einsehen, daß die Monarchie in dem Imposanten ihrer Wirkung in letzter Instanz auf einem „Mysterium" beruht, warum sehen Sie nicht auch ein, daß unendlicher Raum, daß Vernunft, daß auch selbst Ihre „Entwicklung", Ihre Humanität, Ihre Liebe zu den Dichtern und Tonkünstlern, daß das Universum auf einem unergründlichen Mysterium beruht, daß die ganze Existenz ein stehendes Wunder ist? Und dennoch das Universum anbeten, ist Wahnsinn in höchster Potenz. Weiß es von uns, und wissen wir von ihm? Aber wir wissen, daß es Einen geben muß, der von sich, der von Allem, also auch von uns weiß. Wir wissen, daß der unendliche Raum gar nicht sein könnte, wenn der Unendliche selbst nicht wäre und von ihm wüßte, und daß auch die Vernunft Licht und Gesetz im Intelligibeln, wie im Sinnenall ist, welches von einem Lichtspender und Gesetzgeber Zeugniß ablegt. Es wird auch von unserm Apostel übersehen, daß menschliche Vernunft keineswegs bloß ein Organ ist, welches ver-

nimmt, sondern auch eines, welches spricht, und zugleich ausspricht, daß es nicht aus sich selbst ist, sondern aus dem Mysterium dessen stammt, was höher als alle menschliche Vernunft ist. Wer nun nicht hört, daß schon die Vernunft spricht, nicht sieht, daß Gott ist, daß dieser Gott ein seiner Selbst und des Weltalls sich bewußtes, persönliches Wesen ist, daß in dem unendlichen Raum, wie im Universum, Gottes Wesen, ohne mit ihnen Eins zu sein, sich nur reflectirt, aus einem Lichte heraus, welches nicht palpabel, sondern intelligibel ist, wer das alles nicht schon aus der menschlichen Vernunft heraushört, sieht, erkennt, der muß taub, blind, und nicht im Besitze speculativer Intelligenz sein.

Wie wollte unser Heiden-Apostel es wohl durchsetzen, das Universum zu lieben, da dasselbe doch sein Gott ist? Er appellirt an ein atheistisches Weltall, dessen Weit wir gar nicht kennen. Er appellirt in seinem Religions-Cultus an die Menschheit, an die Humanität.

Doch dies führt uns schon in die Praxis des neuen Glaubens, in die beiden letzten Abschnitte vorliegender Schrift: „Wie ordnen wir unser Leben?" und „Von unsern großen Dichtern und großen Musikern."

Diesem modernen Cultus fehlt es an Allem, weil es ihm an begeisterter, ewiger Liebe fehlt. Es ist mit dem Wesen aller Liebe ein eigenes Ding. Sie kann ihre Uneigennützigkeit eine Zeit lang versichern, dennoch beruht sie zuletzt im Innersten auf der Gewißheit, daß ein Wesen da ist, welches von meiner Liebe weiß, welches liebenswerth ist, so daß Gegenseitigkeit der Liebe deren Blüthe und Frucht ist. Nichts geht so entschieden aus Persönlichkeit, aus Einzigkeit, aus Unersetzlichkeit hervor und wieder auf Persönlichkeit hinaus, als Liebe, schon in der Freundschaft. Durch Nichts wird daher Liebe so sehr zur Phrase, als durch Allgemeinheit. Wenn Jemand versichert, er liebe die Menschheit, so muß sich das an einem bestimmten Menschen thatsächlich erweisen. Auf Allerweltsliebe ist zunächst noch gar nichts zu geben. Mit Recht behauptet unser Apostel, durch Kosmopolitismus werde der Patriotismus nimmer ersetzt. Wenn aber auch Jemand sagt: ich liebe mein Vaterland, ich liebe meine Muttersprache, so verschlägt das noch gar nichts gegen das Bekenntniß: ich liebe meinen Vater, ich liebe meine Mutter. Daher eben ist es so dünn wie flach, wenn es in dem neuen Religions-Cultus hinfort heißen soll: ich liebe das Universum. Aus derartig pantheistisch verflüchtigter Liebe zum Weltall kann nie Begeisterung und am wenigsten Glaube hervorgehen, wie es sich denn auch in den beiden letzten Abtheilungen und ihren Heilslehren bei unserm Apostel darlegt.

Wir sollen also nach dem neuen Glauben unser Leben hinfort so ordnen, daß wir der Bildung leben, daß wir der civilisirten Menschheit würdig werden, sie nie verleugnen. Die neue Glaubensformel bekommt Herr Strauß dabei eben so wenig fertig, wie die Formel des neuen Glaubens, er mag sich in seiner Schrift drehen, stellen, wenden, winden, wie er will. Die Eleganz der Sprache, des Stils, hilft ihm nicht nur gar nichts, sondern schadet ihm noch, denn geht mir mit einem Apostel, selbst mit einem Heiden-Apostel, der salonfähig auftritt, mit einem salonfähig angezogenen Stil. Die moderne Wissenschaft, die mythische Auslegung, die Spektralanalyse, auf das alte und neue Testament angewendet, die rohe Empirie, die superfeine Chemie, die infallible Geologie, die ganze Experimental-Physik, verderben und verfälschen nun vollends jeden Versuch für die neue, sehr gebildete Gemeinde, für den neuen, sehr gebildeten Glauben, Ausdruck zu finden.

Entschuldigen Sie, Herr Doktor, aber Ihre ganze Schrift vom neuen Glauben ist eine Karrikatur und Parodie schon des Platonischen Gastmahls, aber besonders eine der christlichen Eucharistie und der ganzen, nie veraltenden, christlichen Weltanschauung. Sie vergessen ganz, oder haben es wohl nie gewußt, daß erst vom Christenthum aus die antike Welt, in ihren herrlichen Ideen, in dem vollendeten Maß ihrer Schönheit, in ihrer Wissenschaft und Kunst, richtig gewürdigt werden kann. Sie haben keine Ahnung davon, daß auch die Genien unserer deutschen, unserer zweiten, classischen Literatur, daß auch die Meister unserer deutschen, classischen Musik erst vom Christenthum aus richtig beurtheilt, und ganz nach Würden gefeiert werden können. Und wie wollen Sie, Herr Doctor, die höchste Höhe aller und jeder Tonkunst, die Kirchenmusik, auch nur als Kritiker ersteigen, wenn Sie von der Idee, von der wahrhaften, seit dem Pfingstfest in die Erscheinung getretenen, und ihrer Vollendung entgegen reifenden Kirche eine so niedrige Vorstellung haben?

Es ist merkwürdig, daß unser Heidenapostel, ähnlich wie Schopenhauer, zuletzt in die Aesthetik sich flüchtet, um das uns für einige Augenblicke mittelst der Erhebung durch die Kunst zu vergüten, was er uns hat nehmen wollen, was er für null und nichtig erklärt, den persönlichen Gott, die christliche Religion, den Glauben, die Unsterblichkeit der Seele.

Was setzt das für eine kurzathmige Engbrüstigkeit, für eine völlige Verschlossenheit für das Schöne, das Erhabene voraus, wenn Herr Strauß den Umgang mit unsern großen Dichtern, Musikern zu einem Hauptmomente seines Glaubens-Cultus macht, und, wie stark er sich auch von jenen Genien angezogen fühlt, doch nichts Störendes darin findet, daß, nach seiner Ansicht, das alles, wie er selbst, mit dem Tode, dem Nichts verfällt! Man vergleiche, mit welcher Mattherzigkeit er dieses vorbringt, S. 366. Die Dichter, die Musiker befriedigen ihn, ja, aber nichts rufen sie in ihm hervor von Sehnsucht nach ewiger Befriedigung, keine Bürgschaft vernimmt er aus ihren Schöpfungen für eine ewige Heimat. Daher genügt uns auch fast in keiner Weise, was er über Schiller und Beethoven vorbringt; Beide offenbaren sich erst recht in ihrer Einzigkeit, in ihrem Triumphe über allen Jammer der Erde, wenn man weiß, daß jene noch nie so vernommene Lyrik und Dramatik das Reich der Ideale, und jene Symphonieen, die uns durch das tiefste Infernum hindurchführen, das wirkliche Paradies so in Sicht bringen, daß wir aufjauchzen über solche Allgewalt der Dicht- und der Tonkunst. Aber man muß selbst an das Ewige glauben, um den ewigen Gehalt und nicht bloß den Zeitvertreib der Kunst zu erfahren, dann empfängt man auch ganz andere Vorstellungen vom Universum, vom unendlichen Raum, von Religion und Christenthum, als unser Apostel sie durch sein ästhetisches Urtheil, wie gewählt es auch ausgedrückt ist, verräth. Wie kläglich macht sich bei ihm das: „Eine Weile hat mitgenießen dürfen" auf eben derselben Seite!

Also, nicht wahr, Herr Doctor, zuletzt meinen Sie doch, nach aller Hingebung an Ihr mit Noth zusammenphantasirtes Universum, nach aller Kritik und Analyse Ihr Leben lang, nach allem Genusse poetischer und musikalischer Kunstwerke, als der Religion der Gebildeten, zuletzt meinen Sie doch: Aus ist der Schmaus, die Festlichter sind nahe am Verlöschen, mir wird das Dasein langweilig, es wird mir schauerlich, das Nichts ist doch das Beste, was es giebt; und wahrlich, wer so spricht, mit dessen Glauben und schriftlicher Abfassung eines neuen Credo kann es wohl nicht weit her sein. Ein solcher Glaube versetzt nicht einmal Maulwurfshügel, geschweige denn Berge. Herr Strauß hätte uns lieber

zeigen sollen, wie wir im Universum durch Gott einst heimisch zu werden berufen sind, zunächst aber auf Erden als gesunde Menschen heimisch sein sollen, um uns für eine höhere Existenz zu erziehen. Erde und Himmel gehören zusammen, wie Gott und Mensch. Das Universum ist ein heiliges Vaterhaus und kein atheistisches Tollhaus. Alexander Jung.

Neuere Publicationen über den Krieg von 1870/71.

Während die vom Großen Generalstabe ausgehende Darstellung des Krieges von 1870/71 langsam ihren Fortgang nimmt — das zweite Heft dürfte, wenn diese Zeilen gedruckt sind, schon erschienen sein — werden wir durch die Schilderung der Thaten einzelner Heere und Armeecorps, einzelner Abschnitte des Krieges immer mehr über die betreffenden Details orientirt, und dadurch für eine richtige Würdigung der allgemeinen Darstellung erst recht vorbereitet.

Nachdem im letzten Winter die Darstellung der Thaten der Nord- und Südarmee am Ende des ganzen Krieges durch Generalstabs-Officiere erfolgt ist, hat uns der Sommer die Geschichte der Kriegsthaten der ersten Armee und des fünften Armeecorps gebracht, beide wie alle bisherigen officiellen Kriegsdarstellungen im Verlage der Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler und Sohn.

Jene erste Darstellung, „Die Operationen der I. Armee unter General von Steinmetz, vom Beginn des Krieges bis zur Capitulation von Metz" betitelt, ist von A. v. Schell, Major im Großen Generalstabe gegeben und umfaßt, wie schon der Titel besagt, die ersten sechs Wochen des sechsmonatlichen Krieges.

Das zweite Werk, „Das V. Armee-Corps im Kriege gegen Frankreich 1870/71", ist nach den Tagebüchern und Gefechtsberichten der Truppen dieses Armee-Corps, von Stieler von Heydekampf, Hauptmann im Generalstabe des V. Armee-Corps, verfaßt und umfaßt die ganze Kriegszeit vom Mobilmachungs-Tage bis zur Rückkehr der Truppen in die Heimat.

Gerade dem Inhalte des ersten Werkes, das uns rein sachgemäß über den Antheil der I. Armee, bekanntlich aus dem VII., VIII. und I. Armee-Corps bestehend, unterrichtet, haben wir, wohl gleich vielen Anderen mit besonderem Interesse entgegengesehen, um uns ein selbständiges, auf Thatsachen begründetes Urtheil über die Kämpfe bei Spicheren, das Eingreifen der I. Armee in die Schlachten von Mars-la-Tour und Gravelotte, ihre Theilnahme an der Belagerung von Metz und über die Schlacht von Noisseville bilden zu können.

Aus dieser Darstellung, auf deren Details uns hier einzulassen der Raum nicht gestattet, geht doch so viel hervor, daß das Verhalten der I. Armee, nach den Intentionen des obersten Kriegsherrn, sowie ihres Oberbefehlshabers, kein offensives, sondern im Gegentheil ein vorzüglich defensives gewesen und geblieben ist, daß erst auf directe Befehle aus dem großen Hauptquartier her das VII. und VIII. Armee-Corps zunächst in die Schlacht von Mars-la-Tour, dann in die von Gravelotte eingriffen und in der letzteren zu dem entscheidenden Ausgange sehr wesentlich beigetragen haben.

Zugleich war uns diese Darstellung sowohl der Schlacht von Spicheren als ganz besonders der Schlachten vom 16. und 18. August um so werthvoller, als uns dieselben zum ersten Male eine officielle zusammenhängende Beschreibung dieser ewig denkwürdigen Tage bringen, und die ineinandergreifenden, durch das Terrain bedingten Operationen der einzelnen Truppentheile durch die in ihrer Güte bekannten betreffenden Abschnitte der Generalstabs-Karten — die dem Werk beigegeben sind — bestens erläutern. Allgemeiner gehalten und in einem besonderen zweiten Abschnitte behandelt ist die letzte Zeithälfte der Belagerung von Metz, als die Truppen der I. Armee dem Oberbefehle des Anführers der II. Armee untergeben waren und sämmtliche Operationen der ganzen Cernirungsarmee von dem Hauptquartiere der II. Armee aus geleitet wurden. — Anerkennend ist bei diesem Werke noch hervorzuheben, daß auch schon auf die einschlägige Kriegsliteratur unserer Gegner Rücksicht genommen, so z. B. die Darstellung des Generals Frossard oft herangezogen wird, meist jedoch nur, um auf die Ungenauigkeiten oder geradezu Unrichtigkeiten derselben hinzuweisen.

Ein persönlicheres, subjectiveres Moment spricht aus dem zweiten der genannten Werke, Stieler's v. Heydekampf Darstellung der Thaten des V. Armee-Corps. Zunächst für die Lectüre der Mitglieder dieses Armee-Corps berechnet, sowie auch dem Corps selbst gewidmet, wird es doch vielleicht gerade in Folge dieses wärmeren, persönlichen Impulses eine größere Anzahl von Lesern unter den Laien finden, als die bisher publicirten Werke, das von Schell mit inbegriffen. Während dort uns meist starre Zahlen entgegenspringen und nur durch die ihnen innewohnende Kraft und Bedeutung auf uns wirken, uns erschüttern oder erheben, tritt in dem Stieler'schen, einen kleineren Kreis umfassenden Werk das Individuum als solches mehr in den Vordergrund. Wir sehen neben den Oberbefehlshabern auch Persönlichkeiten untergeordneteren Ranges handeln; wir hören sie reden, wir empfinden mit ihnen. Manch schönes Lorbeerreis wird dabei um die blutige Schläfe verblichener Kameraden von dem ebenso gerecht wie anerkennend urtheilenden Verfasser gewunden, und Momente, die bei einer allgemeinen Kriegsdarstellung in den Hintergrund treten müßten, werden durch diese Detaildarstellung dem Andenken der Nachwelt erhalten.

Die Disposition des Werkes ist eine vortreffliche, indem sie, ohne die Dinge aus ihrem Zusammenhange zu reißen, dennoch jede besondere Action in einem gesonderten Capitel behandelt und durch geschickte Uebergänge alle leicht untereinander zu vermitteln weiß.

Angenehm ist es, zumal nachdem das Schell'sche Werk die Schlachten von Spicheren, Mars-la-Tour und Gravelotte eingehend geschildert hat, hier die Kämpfe der III. kronprinzlichen Armee bei Weissenburg, Wörth, ihre Theilnahme an der Schlacht von Sedan, ihr siegbewußtes Vorrücken nach Paris und die Belagerung der Hauptstadt beleuchtet zu sehen.

Die Belagerung selbst ist chronologisch nach den Ereignissen der einzelnen Monate dargestellt, und wie der Beschreibung der einzelnen Kämpfe, so auch dem Ganzen eine genaue, sehr dankenswerthe Uebersicht über die Sanitäts-Verhältnisse, den Gesundheitszustand, die Verluste und das Effectiv des Armee-Corps nach den einzelnen Schlachttagen, wie im Augenblicke der Rückkehr in die Heimat, beigegeben.

Auch diese Darstellung ist so zuverlässig, wie sie nur sein kann, da sie ganz und allein auf den officiellen Tagebüchern und Gefechtsberichten der Truppen des V. Armee-Corps beruht und wenn auch vielleicht bisweilen einen etwas einseitigen Standpunkt in der Auffassung, so doch gewiß nie eine Unrichtigkeit in der Angabe der statistischen Verhältnisse bringt.

Hoffentlich folgen noch andere Armee-Corps dem von dem

V. ihnen hier gegebenen Beispiele, wie auch jede officielle Darstellung einzelner Actionen dem deutschen Publikum hoch willkommen sein wird, da jede nur zuverlässige Nachrichten von glorreichen und bedeutungsvollen Thaten bringen kann, und mit Recht wird der mittelbare Nutzen dieser Darstellungen auf die Hebung des staatlichen Bewußtseins aller Deutschen von den Milit. Wochenblättern bei Besprechung der Erfolge der bisherigen Kriegsliteratur hoch angeschlagen. J.

Zur Geschichte der Internationale.

Es liegt uns ein äußerst interessantes Werk vor, welches in anziehender und gründlicher Weise, wenn auch nicht frei von einem bestimmten Partei-Standpunkte, die Geschichte der Internationale*) behandelt. Der anonyme Verfasser, den wir wohl mit Recht zu den sogenannten Katheder-Socialisten zählen dürfen, giebt auf 327 Seiten in sieben Abschnitten eine möglichst genaue Uebersicht der geschichtlichen Entwickelung der Internationale, von Rousseau und Babeuf an bis auf die Gegenwart. Wir erhalten eine Darstellung des Entstehens und der Entwickelung des organisirten und auf mehr oder minder gewaltsame Verwirklichung seiner Lehren in einem neuen Staate hinstrebenden Socialismus und Communismus. Diese Lehren sind, wie der Autor mit Recht bemerkt, in ihren Grundgedanken nicht Neues; sie sind, um einen frivolen Ausdruck Chateaubriand's zu gebrauchen, „alte Leckerbissen, welche seit zweitausend Jahren schon im Laden jedes Philosophen hängen." Von jeher waren ernste Denker und phantastische Träumer bemüht, den „socialen Uebeln" abzuhelfen, die aus der Ungleichheit der Menschennatur entsprungen sind und stets entspringen werden. Der Verfasser empfiehlt Einigungsämter, wie die sogenannten Mundella-Boards, und um der so brennenden Wohnungsnoth zu steuern, sollen mit Staatsvorschüssen Arbeiterhäuser erbaut werden. Der Conferenz deutscher und österreichisch-ungarischer Fachleute räth er, sich nicht mehr als billig „von der Philosophie aus Manchester" bestimmen zu lassen. „Es giebt eine Gründer-Weisheit in Manchester-Hosen," sagt er sehr bitter, „eine Pfeffersack-Philosophie, welche vom Staate absolute Unthätigkeit in der socialen Frage verlangt." Selbstverständlich verwirft er diese Philosophie und meint, die Hauptsache bleibe immer, daß es den Capitalisten, welche Arbeiter beschäftigen, nicht an Herz für dieselben fehle. Herz haben, heiße hier auch, Verstand haben. Er schließt sich vollkommen nachstehenden Worten Sybel's an: „Der Fabrikant, der seine Arbeiter überanstrengt, elend bezahlt, unzulänglich ernährt, der durch übermäßige Frauenarbeit ihr Familienleben zerrüttet, und durch vorzeitige Kinderarbeit die künftige Generation vergiftet, mag durch Ersparung an Arbeitslohn sich für den Augenblick bereichern, aber er ist wie der Mensch, der den Wald niederschlägt, um das Holz für Gold zu verkaufen, und der damit das Land in Geröll und Wüstenei verwandelt. Er wird schließlich auf seinem Golde verdursten. Der wahrhaft einsichtige Fabrikant wird begreifen, daß keine Auslage ihm für die Zukunft reichere Zinsen verspricht, als jene, mit der er für Gesundheit, Unterricht und Sitten seiner Arbeiter sorgt. Und wo der Mehrheit derselben diese Einsicht oder diese Menschenliebe fehlt, und dann ihre Concurrenz die verständigere Minderheit zu weiterer Vernutzung der Arbeiter nöthigt, da ist es völlig in der Ordnung, daß der Staat durch sein Gesetz die Sache der Sitten, der Zukunft und der wahren Freiheit vertritt."

Ohne dem Verfasser in allen Details seiner geistvollen Ausführungen beizustimmen, ohne dem Prinzip der Selbsthülfe, soweit es natur- und vernunftgemäß gerechtfertigt ist, etwas zu vergeben, ohne endlich die scharfen Angriffe auf die Gegner überall rechtfertigen zu wollen, können wir doch nicht umhin, die in Rede stehende Schrift als eine ebenso anregende, wie belehrende zu empfehlen. R. D.

*) Zur Geschichte der Internationale von M. B. Leipzig, Friedr. Wilh. Grunow, 1872.

Franz Ziegler: Gesammelte Novellen und Briefe aus Italien.*)

Ehe wir zur Besprechung dieser im letzten Frühjahr erschienenen Sammlung schreiten, müssen wir mit dem Verfasser über den Titel rechten, welchen er ihr beigelegt hat. Derselbe führt den Leser irre; man erwartet italiänische Novellen, etwa in dem Sinne wie die „Meraner Novellen" von P. Heyse; nun haben aber die „Novellen" bis auf eine mit Italien nichts zu thun, und die Briefe von dort nehmen einen sehr geringen Raum in dem 1052 Octavseiten umfassenden Werke ein.

Was nun die Bezeichnung „Novelle" betrifft, so möchten wir dieselbe auf eine der in den drei Bänden enthaltenen Veröffentlichungen einschränken, und zwar auf die letzte, „Der Bettler vom Kapitol". Hier erhalten wir den Eindruck einer dichterischen Production, obwohl auch hier der Autor durch die Fassung seiner Geschichte das Mögliche thut, dieselbe als pure Wiedergabe der von ihm in Erfahrung gebrachten Thatsachen hinzustellen. Die Arbeiten „Der Burgwall", „Saat und Aernte", „Nur aus Ueberzeugung" können zusammenfassend bezeichnet werden als culturhistorisch-politische Aufsätze zum bessern Verständniß von Land und Leuten in der Mark, denen je eine Anekdote zu Grunde gelegt worden, von welcher man schwören möchte, daß sie „wirklich wahr" sei; die Personen sind darin zu Typen geworden, welche nicht viel mehr zu thun haben, als bei jeder Gelegenheit die sie characterisirenden Principien auszusprechen; Zustände und Ereignisse werden dargestellt mit der eingehenden Deutlichkeit, welche den Stil des gebildeten Juristen auszuzeichnen pflegt.

Etwas belebter ist die Handlung in der Erzählung „Seit 1815", welche wir der obigen Kategorie schon deshalb nicht zuweisen können, weil sie einen Band von 319 Seiten füllt. Um einen Maßstab zur Beurtheilung der auch hier hervortretenden realistischen Behandlungsweise zu gewinnen, vergleiche man die Pascher-Geschichte hier mit der in Spielhagen's „Hammer und Amboß", und man wird entdecken, wer das Leben täuschender nachzuahmen versteht, wer die Dinge, wie sie in der Wirklichkeit erscheinen, der Phantasie näher zu bringen vermag, der actenmäßig Darstellende, der trockene Detailmaler, oder der Dichter, der über Licht und Farbenwirkung gebietende Meister!

„Landwehrmann Krille" ist ein Charakterbild und zwar ein vorzügliches, durch die Realität und Schlichtheit, welche hier am Platze ist, tief ergreifendes Charakterbild. Auch die Skizze „Der Silbergrau" hielten wir anfangs für ein solches Bild aus dem Leben, und freuten uns, dadurch an die vortrefflichsten Geschichtchen von Chr. Felix Weiße, an seinen „Tobias Witt" rc. erinnert zu werden, bis uns am Ende der höchst überraschende Aufschluß ward, daß wir es mit einer Allegorie zu thun gehabt. — „Fontainebleau" trägt ganz den Charakter einer Mittheilung aus dem persönlichen Leben des Verfassers, die in einer Autobiographie

*) 3 Bände. Berlin, Franz Duncker. 1872.

recht am Platze sein würde; eine Novelle — d. h. ein work of fiction, wie die englische, vom Verfasser mit Vorliebe aber nicht immer correct citirte Sprache sich ausdrückt — haben wir in der Skizze wieder nicht zu sehen vermocht.

In seinem eigentlichen Fahrwasser ist Franz Ziegler in der Reminiscenz „Meine erste Rebellion"; hier haben wir den reinen politischen Discours, während in den übrigen Nummern der Sammlung der, wie wir andeuteten, mißlungene Versuch gemacht worden ist, die poetische Erzählung zum Knochengerüst für den Aufbau der politischen und socialen Meinungen des Verfassers zu machen. — Ein Uebelstand dieser Methode ist der, daß zum Verständnisse solcher „Erzählungen" auch eine gediegene politisch-sociale, national-ökonomische Vorbildung erforderlich ist; wer sie mit einigem Interesse lesen soll, der muß die sieben Weihen des Politikers von Fach hinter sich haben und — in diesem Falle — besonders mit preußischen Rechtszuständen so vertraut sein, wie ein gelernter Jurist oder mindestens wie ein Radicaler, bei dem das Studium durch Inspiration aufgewogen wird. Der Mißstand eines also beschränkten Leserkreises erzeugt aber einen zweiten; will der Fachmann in politicis, wenn er seiner Erholung wegen sich einmal zur Belletristik wendet, den Fragen, welche er im Reichstage und im Abgeordnetenhause, bei den Versammlungen seiner Fraction und auch schon da, wo zwei oder drei zusammen sind, discutiren hört, welche er in der Einsamkeit seiner Studirstube erwägt und beleuchtet, will er diesen Fragen dann auch dort begegnen? Wir bezweifeln es und könnten uns versucht fühlen, das Schicksal dieser Zwittergattung, der politischen Novelle, dahin zusammenzufassen: wer sonst wohl Novellen liest, wird diese nicht verstehen und wer sie verstehen würde, der wird sie nicht lesen. — Aber es darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Verfasser eben jene Fragen, jene alten und neuen Zeit-Interessen mit Virtuosität zu behandeln weiß. Die Wärme einer tiefen männlichen Ueberzeugung durchglüht seine Diction, sobald er sich auf diesem Gebiete gehen lassen kann; man merkt, daß ein Leben voll heißer Arbeit diese Anschauungen gereift hat, und so können sie, besonders wo der Verfasser in eigner Person, gewissermaßen Auge in Auge, zu uns spricht, ihre Wirkung nicht verfehlen. Die Bekenntnisse in „Meine erste Rebellion" enthalten solche Stellen von ergreifendem Pathos und gewaltiger Kraft, und mancher kernige Wahrspruch, manches Wort practischer Lebensweisheit hat, neben den Tendenzen einer stark ausgeprägten Richtung, in dem Werke Platz gefunden.

Rothe Sonette.*)

Ein junger österreichischer Dichter, Fritz Mauthner, hat es unternommen, uns die aus dem großen Drama der französischen Revolution am meisten hervortretenden Gestalten, eingezwängt in das Prokrustes-Bett des Sonettes vor Augen zu führen. Dieses Unterfangen erscheint ihm selbst so absonderlich, daß er in einem Prolog, das Sonett, „das zarte Mädchen", den Dichter förmlich um Gnade anflehen läßt:

O quäl' mich nicht! Es wird Dir nicht gelingen,
Daß ich gerechten Tadels Vorwurf meide:
Mich lehrte nur von Liebes-Lust und Leide,
Mich lehrte nur mein Weh Petrarca singen.

Doch höhnisch fletscht der Dichter die Zähne, und das Massacre beginnt:

Vom deutschen Reim verlangt Ihr „süßes Schweigen?"
Uns ruf's wie Gotteszorns Gewitterkrachen,
Mag's säuseln auch in wälsch entmannten Sprachen,
Wie Vogelsang von grünen Buchenzweigen.
Die Schlüpfertöne sind nicht unser eigen:
Uns kling's als eines Wuthschrei's gellend Lachen,
Als wollt' der Wahnsinn seinen ewig wachen
Gefräß'gen Schmerz in Dissonanz vergeigen!

Diesem rabiaten Anfang entsprechen vollkommen die folgenden Gedichte. Zunächst verlangt der Poet von seinen Landsleuten Respect vor Frankreich, das er als „der Völkerfreiheit treuen Winkelried" und gleich in der nächsten Zeile als den Messias feiert, „der auch für uns am Kreuz verschied" (!). Das Urtheil über das Buch, das uns zunächst Voltaire und Rousseau als die Sturm-Propheten, die Genesis und die Hauptcharaktere aus dem Verlaufe des Revolutions-Drama's schildert, läßt sich dahin zusammenfassen, daß die Gedichte des Herrn Mauthner trotz fürchterlicher Unförmlichkeit und Ueberschwenglichkeit ein Talent offenbaren, von dem man nur wünschen muß, daß es in regelmäßigen Bahnen zur Entwickelung gelange. Denn neben vielen gräßlichen Gedanken- und Wort-Ungeheuern findet sich in seiner „Großen Revolution" manche erhabene Idee — allerdings mit jämmerlich geschundenen und zerbrochenen Gliedern, so daß uns ihr trauriges Schicksal wirklich mit Herzeleid erfüllt. Jedenfalls haben wir es mit keinem gewöhnlichen Petroleums-Meier zu thun, sondern mit einem wirklichen Jünger der Poesie, der, wild einherstürmend, mitunter wohl unserem gesunden Menschenverstande schauderhaft auf die Hühneraugen tritt, dem wir dies aber verzeihen, der hohen Auffassung willen, mit welcher er sein Ideal feiert. J. W.

*) „Die große Revolution." Epigramme von Fritz Mauthner. Leipzig. Oscar Leiner.

Dänemark.

W. Bergsöe: Im Sabinergebirge.*)

Diese Briefe des talentvollen dänischen Dichters, dessen Romane uns neuerdings durch vorzügliche Uebersetzungen von Adolf Strodtmann zugänglich gemacht worden sind, stammen bereits aus dem Jahre 1863. Sie enthalten Schilderungen von Land und Leuten, Sitten und Zuständen, Erlebnissen und Abenteuern, ja es fehlt sogar ein kleiner Liebesroman nicht. Ihr Hauptvorzug ist die Frische und Lebendigkeit der Darstellung und ein poetisch humoristischer Hauch, der sie durchweht. Die Tendenz ist anti-römisch, d. h. gerichtet gegen „Alles, was den Katholicismus betrifft, wie sich derselbe in seinem Brennpunkte von Rom zeigt."

„Ich habe nichts ausgeschmückt, nichts hinzugedichtet", sagt der Verfasser. „Selbst das Wunder, welches die Räuber rettet, hat sich in einem Bergstädtchen ereignet, ebenso sicher, wie jenes Mirakel der Madonna, welche den Dieb mit ihrem Geschmeide beschenkt. Dagegen leuchtet ohne Weiteres ein, daß die Personen, welche im Roman auftreten, also auch die Sage von Sebia mein dichterisches Eigenthum sind. Dies hervorzuheben, schien mir Pflicht, da man in unserm protestantischen Norden

*) Briefe aus Gennazano von Wilhelm Bergsöe. Aus dem Dänischen von Dr. A. W. Peters. Bremen, Kühtmann.

schwerlich glaubt, daß die geistlichen Dunkelmänner wirklich so craß sind, wie ich sie schildere. Ich betone deshalb den clericalen Obscurantismus, und zwar um so stärker und ernster, als man gegenwärtig sich bestrebt, bei uns zu Lande (Dänemark) Propaganda zu machen und Familien, welche durch Stellung und Namen die letzten sein sollten, im Vordertreffen einer Lehre huldigen, die seit Jahrhunderten sich selbst verurtheilt hat."

Bergsöe ist neuerdings auch mit edlem Freimuthe gegen den Deutschenhaß seiner Landsleute aufgetreten und hat ihnen unumwunden gesagt, daß ihr geistiger und materieller Vortheil lediglich in der Freundschaft mit Deutschland liege.

Frankreich.

Ueber den Ursprung der Marseillaisen-Melodie.

Der Verfasser der „Bellona-Orientalis", Herr Legationsrath F. K. Meyer, hat unter dem Titel „Versailler Briefe"*) ein Buch veröffentlicht, welches in Brief- und Essay-Form, in gebundener und ungebundener Rede, Eindrücke der großen Ereignisse wiedergiebt, welche sich im Winter 1870/71 unter seinen Augen — er befand sich damals im Hauptquartier — vollzogen. Der Ertrag des Buches ist zum Besten der Kaiserin Augusta-Stiftung bestimmt, und da auf dem Altare des Vaterlandes jede Liebesgabe — das Goldstück des Reichen, wie der Pfennig des Armen — gleich werthvoll ist, vielmehr ein Jeder giebt, was er kann, so glauben wir uns des gedachten wohlthätigen Zweckes wegen, einer jeden Kritik des Buches enthalten zu müssen, und wollen hier nur einer kleinen „Entdeckung" gedenken, die in einem der angeschlossenen Aufsätze mitgetheilt wird, und die, wenn sie sich bestätigen sollte, immerhin historisch interessant wäre.

Während eines Aufenthalts in Altbayern, vor bereits dreißig Jahren, hörte der Verfasser von einer alten siebzigjährigen Bauersfrau aus Vilshofen das durch ganz Deutschland verbreitete Volkslied „Stand ich auf hohen Bergen — Sah' in den tiefen Rhein," welches auch in der Herder'schen Sammlung von Volksliedern aufgenommen ist, nach einer abweichenden Melodie singen, die vollständig, zehn Takte hindurch, der Marseillaisen-Melodie glich. Die Frau versicherte auf Befragen, daß sie das Lied in ihren Kinderjahren, also lange vor dem Ausbruche der Revolution, in dieser Weise von ihren Eltern habe singen hören, und bei fernerer Nachforschung fand Verf. die gedachte Melodie im bairischen Gebirge weiter verbreitet, und hörte dabei wiederholt versichern, daß jene seltner gesungene Melodie die ältere und erst in neueren Zeiten allgemeiner durch eine andre Sangweise verdrängt sei. Der naheliegende Verdacht, daß die Marseillaisen-Melodie etwa von heimkehrenden bayrischen Soldaten eingeschmuggelt und dem alten Texte angepaßt worden sei, widerlege sich, einmal durch die ausdrücklichen Behauptungen der betreffenden Gewährsmänner, dann aber durch den Charakter der Melodie selber. Der Verfasser glaubt nämlich in derselben jene Nachahmung der Ruderschläge (der in der ersten Strophe gedachten Kahnfahrt) wiederzufinden, die auch den Grundcharakter der übrigen und zum Theil verbreiteteren Sangweisen desselben Liedes ausmacht, welche sich mithin auf jene ältere zurückführen lassen, die in der Marseillaise zur besonderen Berühmtheit gelangt ist.

Bekanntlich haben bereits in früheren Zeiten Musikverständige die Marseillaise als eine deutsche Melodie reklamirt, und nach ihrem musikalischen Charakter für so entschieden deutsch erkannt, daß sie allen Ernstes eine Zeit lang den Revolutions-begeisterten älteren Reichardt für den Componisten angesehen. Es kommt hinzu, daß andre Musikverständige das Thema der Marseillaise im Credo einer alten, 1776 von Holzmann componirten Messe aufgefunden haben wollen, wobei dann der nicht eben ungewöhnliche Fall vorliege, daß eine Volksmelodie in die Kirchenmusik verwebt worden sei, wie ja auch die Melodie des alten Volksliedes: „Innspruck, ich muß dich lassen" als protestantischer Choral Verwendung gefunden habe.

Nun, die Sache ist nicht unmöglich, nicht einmal unwahrscheinlich, wenn man zugleich die Nachrichten über Entstehung von Text und Composition der Marseillaise in's Auge faßt. Rouget de l'Isle stand beim Ausbruche der französischen Revolution als Ingenieur-Offizier in Straßburg, und kann damals am Rheine, wo man zu jener Zeit gewiß nur deutsche Lieder sang, das fragliche alte Schauerlied vernommen haben. Man sagt, er habe eines Tages an der Abendtafel des Ammeisters Dietrich sich über die Gassenhauer aufgehalten, welche die Soldaten bei ihrem Ausmarsche sangen, und Jener habe ihn darauf aufgefordert, ein besseres Soldaten- und Freiheitslied zu machen. In der darauf folgenden Nacht sei Text und Melodie des „Schlachtgesanges der Rheinarmee", wie es anfangs hieß, fertig geworden. Hat diese Sage Grund, so dürfte man allerdings leicht vermuthen, daß er in der Eile, den vielleicht grade unter seinem Fenster auftönenden Nachtgesang einiger deutschen Schwärmer seinem Text angepaßt haben könnte, welches übrigens nicht ohne Hinzufügung einiger Vorschlagsnoten gelang, da sein Vers einige Sylben mehr enthielt als der des Textes von der frommen Nonne, die ihren Ritter sehr, den Heiland aber noch mehr liebte. Wie gesagt, die Sache ist nicht undenkbar, und vielleicht war es aus Scham über ein begangenes Plagiat, daß Rouget de l'Isle im Jahre 1831 die ihm zugedachte National-Belohnung ausschlug. Und wenn unsre deutschen Landsleute sich wirklich nach „eigner Melodie" hätten schlagen lassen, was wäre das auch weiter, als einer jener kleinen Scherze, mit denen Clio, die Muse der Weltgeschichte, ihre ernsten Lehren nicht selten heiter durchflicht? E. Kr.

*) Versailler Briefe. Nebst einer Sammlung vaterländischer Aufsätze und Gedichte aus dem letzten Kriege. Berlin 1872, Wilh. Hertz.

Italien.

Eine italiänische Geschichte der englischen Constitution.*)

„Da sich Italien gleich so vielen andern civilisirten Staaten zu einer constitutionellen Monarchie nach englischen Grundsätzen gestaltet hat, so ist die Geschichte der englischen Constitution gewissermaßen seine eigene Geschichte geworden, denn woher anders könnte Italien Beispiele, Anfeuerungen, Maximen, Gewohnheiten, Mittel und Vorausbestimmungen nehmen, welche dieser Regierungsform entsprechend sind, wenn nicht aus jener Quelle?"

In diesen Worten der Vorrede hat der Verf. des unten angezeigten Werkes, der verdienstvolle Professor Ricotti, den Grund

*) Breve Storia della Costituzione inglese di Ercole Ricotti. Torino, Ermanno Loescher, 1871.

angegeben, der ihn bestimmt hat, eine kurze Geschichte der englischen Constitution für sein Volk zu bearbeiten. Diese Aufgabe ist dem Verf. in eminenter Weise gelungen. Gestützt auf die Arbeiten von Blackstone, Lord Brougham, Cox, Lord Grey, Fortescue u. A., sowie auf die von Augustin Thierry und Guizot, und nicht in letzter Reihe auf die Werke von Gneist, Ranke, Richter, Fischel und so vieler andern Bearbeiter dieses Gegenstandes, entwirft der Verf. in großen Zügen ein Bild des wunderbaren Gebäudes, das wir die englische Verfassung nennen. „Die englische Verfassung, sagt er, ist das Resultat von sechs Jahrhunderte dauernden Kämpfen, Versuchen, Bestrebungen, die heute glücklich, morgen unglücklich, heute schwach, morgen ausschreitend waren. Sie ist die Synthese des ganzen Lebens der Nation, die sie als ihren schönsten Ruhm, ihr Palladium und ihr bestes Vorrecht betrachtet. Sie ist nicht auf wenige gedruckte Blätter beschränkt, vergebens würde man sie da suchen. Sie wurde Reihe für Reihe geschaffen, nach Maßgabe der Bedürfnisse und der wachsenden Kräfte der Nation. Ein Engländer hat nicht nöthig, sie zu lesen; er saugt sie mit der Muttermilch ein, er bewahrt sie im tiefsten Busen als sein theuerstes Gut."

Im ersten Kapitel seines demnach für die Italiäner berechneten Werkes giebt der Verf. einen kurzen Vergleich zwischen den Stellungen, die England und Italien im Mittelalter einnahmen, mit denen ihrer heutigen Lage. „Vor dreihundertsiebzig Jahren, am Ausgang des Mittelalters und im Beginn der neuen Zeit, unterschieden sich die Zustände Englands und Italiens ganz bedeutend: Italien, voller Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie, besaß im Adriatischen Meere Istrien, Dalmatien, die Jonischen Inseln und ferner reiche und blühende Colonien an den Ufern des Mittelländischen und des Schwarzen Meeres; seine Bevölkerung war mindestens drei Mal so groß als die Englands, das, von der Verbindung mit Europa fast ganz abgeschnitten, nicht eine einzige Colonie besaß, während das benachbarte Schottland es befehdete und Irland ihm mehr feindselig als unterthan war. Es war ohne Künste, ohne Industrie, ohne Literatur und ohne andern Exporthandel, als den mit Heerdenwolle."

„Es vergingen drei und ein halbes Jahrhundert und ach, welch ein enormer Unterschied zeigt sich nun! Das heutige Italien besitzt nicht eine Colonie und hat eine Bevölkerung von kaum 25 Millionen Einwohnern. Das vereinigte Königreich von Großbritanien hingegen besitzt Colonien in allen Meeren und zählt 31 Millionen Einwohner in Europa, fünf und eine viertel Million in Amerika, ein und dreiviertel Million in Australien ein und eine halbe Million in Afrika und 153 Millionen in Asien, im Ganzen 193 Millionen, ziemlich eben so viel wie die ganze Bevölkerung Europa's mit Ausnahme Rußlands ausmacht."

„Der Handel im Königreich Großbritannien beläuft sich, was den Import betrifft, auf 7½ Milliarden, und auf 6½ Milliarden für den Export, im Ganzen 14 Milliarden (Francs), während in Italien 1868 der Gesammthandel kaum die Summe von einer und einer halben Milliarde erreichte."

Diese interessante Parallele zwischen den beiden Ländern, die wir des mangelnden Raumes wegen hier nicht ganz wiedergeben können, führt den Verf. zu dem Schluß, daß das auffallende und unbestrittene Uebergewicht, das England errungen hat, seinen Grund einzig und allein in dem Werth seiner Verfassung habe.

Wie diese Verfassung allmählich entstanden, von den ersten rohen Anfängen an, die sich schon im Beginn des fünften Jahrhunderts nachweisen lassen, bis auf die Verfassungs-Reformkämpfe unsrer Tage herab — das Buch schließt mit dem Jahre 1867 ab — bildet den fesselnden Inhalt der übrigen Kapitel. Der Verf. weiß den an sich trocknen Gegenstand ohne Trockenheit zu behandeln und überall die packenden und menschlich interessanten Punkte hervorzuheben. Das ganze Buch ist klar und populär geschrieben und sicherlich ein erfreuliches Zeichen erwachenden Volksbewußtseins in Italien.

Levante.

Carl Friederichs: Konstantinopel und Athen.*)

Unter den zahlreichen Schriften, welche die Eindrücke beschreiben, die Reisende in fremden Ländern empfangen, nimmt ein kürzlich erschienenes Buch von Dr. Carl Friederichs, weiland Professor an der königlichen Universität und Director am Antiquarium des königlichen Museums zu Berlin, eine hervorragende Stelle ein. Diese Schrift, „Kunst und Leben" betitelt, verdankt ihren Ursprung einer Reise, die der Verfasser im Auftrage des genannten Museums im Herbste des Jahres 1869 zum Ankauf von Alterthümern, zunächst nach Cypern, unternahm. Weitere Reisen, theils nach Palästina und Aegypten, theils nach dem griechischen Festlande, Sardinien und Sicilien, schlossen sich jener ersten unmittelbar an. Die ausführliche Bearbeitung und Herausgabe des in Briefform gehaltenen Buches konnte von dem Verfasser selbst nicht mehr besorgt werden, da ihn der Tod im October 1871 von dannen rief; allein die Frische und Unmittelbarkeit der treu nach dem Manuscript dem Publicum übergebenen Briefe — sie waren an die Gattin des Verstorbenen gerichtet — entschädigen vollkommen für die vielleicht hier und da vermißte Feile. Wohl durfte der Herausgeber sagen: „Der, welcher diese Briefe schrieb, hat in ihnen nicht nur die Welt, die er schauen durfte, sondern zugleich ein Bild seines eigenen tiefsten Lebens gezeichnet, das in allem Sichtbaren das Unsichtbare und Ewige zu suchen und zu erfassen verstand."

Das Buch zerfällt in zehn Capitel, auf welche die verschiedenen Briefe — es sind deren im Ganzen 33 — vertheilt wurden. Es sei uns vergönnt, zur näheren Characteristik des Werkes einzelne Punkte, welche Constantinopel, Cypern, Aegypten, Athen und Sicilien betreffen, besonders hervorzuheben.

Die Türken bezeichnet der Verfasser als die „Perser der modernen Welt," bei denen asiatische Ueppigkeit und Despotie noch ganz getreulich bewahrt sind. Mit Vorliebe werden die Kirchen oder Moscheen geschildert. „Die Türken leiden nichts Bildliches" heißt es Seite 21, „Koransprüche sind die einzigen Verzierungen in ihren Moscheen, die daher alle den Eindruck des Leeren machen. Denn sie haben auch keinen Altar, nur eine Kanzel und ein Katheder, von wo aus das Gebet verlesen wird. Die Theilnahme der Gemeinde besteht, soviel ich habe erfahren können, nur in einer Anzahl von Beugungen nach der Richtung von Mekka und in wiederholtem Küssen des Erdbodens." Die eigentliche Türkenstadt ist der Theil Konstantinopels, welcher vom Bosporus aus links von der Einfahrt liegt; sie ist hoch gelegen und tritt durch ihre vielen Moscheen, voran die Hagia Sophia, mit den prachtvollen Kuppeln und Minarets majestätisch hervor. Der specielle Name dieses Stadttheils ist bekanntlich Stambul, d. h. ἐς τὴν πόλιν, nach neugriechischer Weise die Städte zu bezeichnen, etwa

*) Kunst und Leben. Reisebriefe aus Griechenland, dem Orient und Italien. Von Dr. Carl Friederichs. Düsseldorf, Julius Buddeus, 1872.

wie bei uns namentlich im Platt- und Altdeutschen noch viele Städte mit der Präposition verbunden werden, z. B. Greifswalde = tem Gripemwalde in alter Zeit, und πόλις heißt Konstantinopel als Stadt κατ' ἐξοχήν.

Cypern hat, nach der Ansicht des Verfassers, abgesehen von den dortigen Alterthümern, im Ganzen wenig Anziehendes, „denn es ist eigentlich lauter Elend und Verkommenheit." Ueber Dali, das alte Idalion, bemerkt Friederichs S. 36 u. A. Folgendes: „Hier war eine Hauptstätte des Venus-Cultus, und wirklich! man begreift, wie man hier einen solchen gründen konnte und die Begeisterung alter Dichter, wenn sie von den schattigen Hainen der idalischen Venus reden. Es ist ein lieblicher, wunderlieblicher Ort, doppelt lieblich, wenn man aus der Oede von Larnaka kommt. Reichliches schönes Wasser, zwar nicht im Fluß, der wie fast alle im Sommer völlig trocken ist, aber in guten Brunnen, freilich von der primitivsten Einrichtung, dann eine üppige Vegetation, ganze Massen von Oliven- und Citronenbäumen und die schönste Lage zwischen den Bergen. Wie eine grüne Oase, liegt Dali inmitten einer dreifachen Reihe von Bergen von denen immer der hintere den vorderen überragt. Dali ist nun auch für die Alterthümer bis jetzt der wichtigste Ort der ganzen Insel, denn nirgends sind so reiche Ausgrabungen gemacht, wie hier. Wie lernt man erst die Sorgfalt der Alten für ihre Quellen verstehen, wenn man selbst einmal ein klein wenig von dem Schmachten in der Wüste empfunden hat!"

Das heilige Grab in Jerusalem machte auf unsern Reisenden keinen besonderen Eindruck. „Eine Rede, vom christlichen Geist durchdrungen", sagt er, „oder eine That christlicher Liebe läßt mich, wie ich glaube, nicht kalt, aber ich gestehe, als ich an dem angeblichen Grabe unseres Heilandes stand, konnte ich eine dumpfe und schwüle Stimmung nicht abwehren." Anders ging es ihm mit Kairo in Aegypten. „Wenn ich nun Kairo beschreiben soll", so lesen wir in einem Briefe vom 11. November, „so muß ich erst ein wenig Athem holen, denn die Stadt bietet des Merkwürdigen gar viel. Und nicht bloß des Merkwürdigen, sondern auch Schönheit giebt's hier auf Schritt und Tritt. Ich bin oft im höchsten Entzücken gewesen und würde es noch öfter gewesen sein, wenn ich nicht Konstantinopel vorher gesehen hätte. Aber auch nur dieser Stadt steht Kairo nach, sowohl in der Schönheit der Lage, als in der bunten Mannigfaltigkeit des orientalischen Lebens." — Die ägyptischen Bauern erinnerten Friederichs lebhaft an den Typus der ägyptischen Statuen, sowohl durch ihre schlanken, schmächtigen Gestalten, wie auch durch die Eigenthümlichkeit der zu hoch stehenden Ohren.

Ganz entzückt war unser Autor über Athen, welches einen „unsagbaren unbeschreiblichen" Eindruck auf ihn machte. Mit der höchsten Begeisterung beschreibt er diese klassische Stadt und ihre Umgebungen. So heißt es z. B. S. 160: „Dahin, zum Areopag zieht's mich aber immer wieder hin, und es ist mir in tiefster, tiefster Seele ergreifend, wenn ich die Felsenstufe erklettert habe und dann bedenke, was auf diesem Platze sich zugetragen. Ein kleinerer Theil des Felsens, in der Richtung nach der Akropolis zu, ist abgebrochen von der Hauptmasse und getrennt durch eine gähnende, dunkle Schlucht, in deren Tiefe ein Quell entspringt. Wer wohnte hier im Alterthum? Die Eumeniden! Hier war der Eingang zur Unterwelt, und hier hatten die dunklen Rachegöttinnen ihren Tempel, in dem sie, wie Aeschylus dichtet, mit Fackelglanz hinabgeleitet wurden. Und wer wohnte über diesen Göttinnen? Das Blutgericht des Areopags! Unter offenem Himmel saß das Gericht — der Ort ist zu ernst, um von der heiteren Kunst berührt zu werden — und auf rohen Steinblöcken, die man noch sieht, standen Kläger und Beklagte. Hier stand auch Orest, hier ist die Scene von Aeschylus' Eumeniden; wie stimmt der Ort wunderbar und tief ergreifend zu dem, womit Dichtung und Geschichte ihn umwoben! Und dann denke ich an Paulus; ich könnte ihn mir nirgends lieber denken und sehe ihn hinweisen auf die Tempel und Statuen der Akropolis, und eine unbegränzte Verehrung und Bewunderung ergreift mich, wenn ich seinen Christenmuth mir vergegenwärtige, der solcher Herrlichkeit gegenüber und inmitten solchen Volkes die ewige Wahrheit furchtlos bezeugt und zugleich seine Christenliebe, seine Sanftmuth mit den Irrenden, die er heranziehen und nicht abstoßen will. Gebe Gott uns Allen so viel Muth und Liebe zugleich!"

Das zehnte Capitel enthält Schilderungen von Sicilien, Neapel, Rom, Pisa und seiner Reise über Südfrankreich nach Paris und London. Einen großen, unvergeßlichen Eindruck machte auf Friederichs die Capelle im Dom zu Palermo, wo die deutschen Kaiser Heinrich VI. und Friedrich II. mit Frauen und Verwandten begraben liegen. Die Gebeine der Kaiser befinden sich in großen Porphyr-Särgen, die der Anderen zum Theil in antikrömischen Sarkophagen. „Es hat mich tief ergriffen", sagt der Autor, „hier, so weit von deutscher Erde, die Kaisergräber zu finden; wie anders wäre unsere Geschichte verlaufen, wenn die Kaiser sich mehr um ihr eigenes Land, als um's Ausland bekümmert hätten!"

Rudolph Doehn.

Ostindien.

Baital Pachisi.*)

Diese Erzählungen eines Dämon bilden das erste Bändchen einer Bibliothek orientalischer Märchen und Erzählungen in deutscher Bearbeitung, der wir mit Verlangen entgegensehen. Bruchstückweise ist ja schon manches von diesen Erzeugnissen indischer Weisheit und indischer Phantasie auch in weitere Kreise gedrungen. Aber wie gesagt, es waren meist nur vereinzelte Schöpfungen, und häufig auch nur Bruchstücke aus solchen. Sie erregten stets das Verlangen mehr zu erfahren, einen tieferen Blick in diese den nichtphilologischen Kreisen mit sieben Siegeln verschlossene Welt der Wunder und Märchen des Orients zu thun. Das wißbegierige Publikum wird jedem dankbar sein, der ihm die Bekanntschaft mit diesen phantastisch-weisheitsvollen Gebilden einer so tief eigenthümlichen, uns so fern und fremdartig gegenübertretenden Weltanschauung ermöglicht. Herrn Oesterley's Arbeit verdient diesen Dank mit Recht; sie trägt den Stempel des Fleißes und der Sorgsamkeit; der Verfasser hat keine Mühe gescheut, die ihm zugängliche einschlagende Literatur sich zu eigen zu machen, wovon die einleitenden Bemerkungen wie die literargeschichtlichen Nachweise am Schluß Zeugniß ablegen. Wir bedauern nur, daß gerade diese 25 Erzählungen den Anfang dieser wünschenswerthen Bibliothek bilden, denn obgleich sie ein Ganzes bieten, kommen wir doch leider mit diesem Ganzen nicht viel weiter, als mit Bruchstücken, da diese Erzählungen beinahe alle etwas Bruchstückartiges an sich tragen, das in ihrer Natur liegt.

*) Baital Pachisi, oder die fünfundzwanzig Erzählungen eines Dämon. In deutscher Bearbeitung von Hermann Oesterley. Leipzig, 1873, Friedrich Fleischer.

Ein König soll im Auftrage eines Yozi — Zauberer — einen Dämon herbeischaffen, der sich in einem Todtenhofe an einen Baum aufgehängt hat. Mit Nichtachtung aller Schrecknisse, die seiner auf dem Wege harren, bemächtigt sich der König des bösen Geistes und schneidet ihn ab von dem Baume. Der Dämon geht jedoch nur unter der Bedingung mit, daß der König unterwegs stumm bleibt; sobald er spricht, hat er seine Macht über den Geist verloren. Unter dem Vorwande, die sonst ohne Nutzen verstreichende Zeit gut anzuwenden, erzählt der unheimliche Gefährte dem Könige nun eine Geschichte, die immer etwas Unbestimmtes, Unentschiedenes enthält und dem Dämon Veranlassung giebt, dem Könige spitzfindige, schwierige Fragen darüber vorzulegen. In seinem Eifer für Recht vergißt dieser sein Gelübde und ertheilt eine weise, richterliche Antwort; doch sobald er gesprochen, ist der Dämon auch schon verschwunden und hat sich wieder aufgehängt an dem Schreckensorte, von dem der König ihn aber unerschrocken wieder holt. So geht es vierundzwanzig Mal; zum Glück für den König ist die Frage, zu der sich die fünfundzwanzigste Erzählung zuspitzt, aber so schwierig, daß er keine Antwort darauf finden kann, und schweigt. Da ertheilt ihm nun der Dämon, dem seine Festigkeit und Entschlossenheit gefallen, sehr nothwendige Warnungen und gute Rathschläge, durch deren Befolgung der König dann allem ihm drohenden Unheil entgeht und Glück und Ehre erringt.

Die Geschichten des Dämon, wie auch die Rahmen-Erzählung, welche sie umfaßt, zeigen trotz des oft wunderlichen, phantastischen Inhalts, eine gewisse Dürre und Trockenheit des Tones; es fehlt die frische Ursprünglichkeit, und wir bedauern es lebhaft, daß sich Herr Oesterley an eine so späte Recension, wie die von ihm zu Grunde gelegte Hindi-Bearbeitung, gehalten hat, der natürlich im Laufe der Zeit und der mannigfachen Bearbeitungen schon viel von der ersten jugendlichen Wärme und Farbenpracht abgestreift worden. Hoffen wir, daß es ihm bei dem als bevorstehend angekündigten Arbeiten auf diesem Gebiet, denen wir erwartungsvoll entgegensehen, möglich werde, ältere Texte zu Grunde zu legen. M. B.

Japan.

Der Schulmeister unter den Japanesen.

Japanesische Zeitungen melden von einem großen neuen Plane für das Unterrichtswesen, der eine vollständige Umgestaltung des heutigen Systems enthält. Nach diesem Plane soll Japan in acht große Schulbezirke eingetheilt werden, von welchen jeder einzelne eine Universität und 32 höhere Mittelschulen enthalten wird. Außerdem sollen 210 andere höhere Schulen gegründet werden, an welchen in den höheren Classen der Unterricht in höheren Sprachen beginnt. Unter diesen letzteren stehen die Elementarschulen, 53,760 an der Zahl. In den höheren Mittelschulen sollen die Schüler 5 Doll. monatlich und an den Universitäten 7 Doll. 50 Cts. entrichten. Von den höheren Mittelschulen sollen alljährlich 150 Zöglinge in's Ausland gesandt werden, denen ein Stipendium von 1000 Doll. jährlich ausgeworfen wird. Von den Universitäten werden jährlich 30 Studirende ebenfalls in's Ausland gesandt, für welche ein Stipendium von 1800 Doll. jährlich ausgesetzt ist. Von den Schülern an den höheren Mittelschulen sollen 1500 durch Stipendien in solcher Weise belohnt werden, daß der Staat die Kosten für ihren Unterhalt trägt. In den Elementarschulen werden keine fremden Sprachen gelehrt werden, allein die Grundlage des Unterrichtes soll nach ausländischer Methode gelegt werden. Viele treffliche Musterbücher sind bereits in's Japanesische übertragen, und, um die nöthigen Lehrer zu beschaffen, welche nach fremder Methode unterrichten können, wird demnächst eine Art Ausbildungs-Seminar in's Leben treten. Für dieses Seminar sollen hauptsächlich deutsche Lehrer gewonnen werden. Es hat Monate gekostet, diesen Plan bis in die Einzelnheiten auszuarbeiten, und der Chef des Unterrichtswesens, welchem die Aufgabe zufallen wird, denselben zur Ausführung zu bringen, wird harte Arbeit haben. Es wird für diesen Posten ein amerikanischer Schulmann, Professor G. D. Northrop, gegenwärtig Staatsinspector der Schulen in Connecticut, namhaft gemacht. Am 23. October wurden die Officiere der französischen Militärmission dem Mikado vorgestellt, welcher sie also anredete: Ich freue mich, daß Sie gewählt worden sind, die japanesische Armee zu unterweisen und daß Sie soviel Eifer bezüglich der Militär-Organisation des Reiches an den Tag legen. Ich hoffe, daß durch Ihre eifrigen Bemühungen die Tüchtigkeit der Armee stetig zunehmen wird. Der Chef der Mission erwiderte auf die in japanesischer Sprache gehaltene Anrede auf französisch, der commandirende Oberst werde Sr. Majestät für die Bemühungen, den Eifer und die Ergebenheit der übrigen Offiziere bei Ausführung des wichtigen Werkes, von welchem die Größe und Sicherheit des Reiches abhänge, bürgen.

Kleine literarische Revue.

— **Washington.***) Diese populär gehaltene Darstellung der Befreiungskriege der Vereinigten Staaten ist von den Herausgebern für die reifere Jugend und das Volk überhaupt bestimmt. Die Geschichte dieser Kämpfe bietet viele Anknüpfungspunkte zu Vergleichungen mit dem Bürgerkriege der Union im Anfang des vorigen Jahrzehnds, mit dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 und mit den Freiheitsbestrebungen, welche gegenwärtig in den europäischen Staaten hervortreten. Im Buche selbst sind diese Vergleichungen nicht durchgeführt, oft kaum angedeutet; der Leser soll sich dieselben gestalten, so werden sie um so fruchtbarer sein. „Ein besseres Vorbild", bemerkt der Vorstand der Züricherischen Schulsynode in der Vorrede des Buches, „als es Washington für die verschiedensten Verhältnisse des Lebens darlegt, läßt sich innerhalb des ganzen großen Kreises der Menschengeschichte nicht aufstellen. Washington hat die Gott-Aehnlichkeit, welche Christus von den Sterblichen fordert, wenn sie seine wahren Nachfolger sein wollen, als wirklich erreichbar dargestellt. Er ist in seinem lebenslangen Ankämpfen gegen Mühsal, Wirrniß, Unglück und Noth im Dienst für sein Volk größer, als der erhabenste Märtyrer, der in einem baldigen, ob auch noch so martervollen Tod für die als heilig erkannte Wahrheit sich opfert."

— **Napoleon I. und sein Capua in Berlin.****) Unter diesem Titel erzählt Dr. Paul Lippert in zwei Bändchen ein Abenteuer

*) Sein Lebensbild, nach Washington Irving, von J. Schneebeli, Lehrer in Zürich, herausgegeben von der Züricherischen Schulsynode. Zürich, Verlags-Magazin. 1872.

**) Berlin, A. E. Radetzky, 1872.

Napoleons, „welches den Welteroberer näher an den Eingang des Tartarus heranführte, als die blutigsten Schlachten, die er geschlagen, dies vorher vermocht hätten." Wer sich durch diesen Stoff genügend angezogen fühlt, um das Buch zu lesen, hat überdies die Genugthuung, von dem Autor die Versicherung zu erhalten, daß seine Lectüre auf authentischen Traditionen beruhe.

— **J. G. Kohl: Zur Vorgeschichte Livlands.***) Der alte Reisende, welcher vieler Menschen Städte gesehen und so lebhaft und anziehend geschildert, findet auch auf der Bibliothek der Hansestadt an der Weser nicht Ruhe, sondern setzt seine Fahrten fort, indem er sie jetzt nur mehr in entlegene Zeiten, als ferne Länder unternimmt. Sein patriotisch-deutscher Sinn, mit dem er vor dreißig Jahren zuerst wieder in Deutschland Antheil, ja Kenntniß von dem deutschen Leben an der Düna weckte, bewährt sich in der vorgenannten Broschüre auf's Neue, indem er auch durch diese archiralischen Forschungen über die Vorgeschichte unseres würdigen Tochterlandes das Interesse für dasselbe neu belebt. Vielen wird die Auskunft über die große Ausdehnung des Handels von Bremen im frühen Mittelalter und über die deutschen Ansiedelungen auf Gothland, welche als Vorbedingungen der Fußfassung der Deutschen an der Düna nachgewiesen werden, den Reiz der Neuheit bringen.

— **Luise Büchner: Die Frauen und ihr Beruf.****) Die vierte, bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage des Buches der geschätzten Verfasserin, die eine idealistische Schwester des materialistischen Reise-Predigers Büchner ist, haben wir mit Vergnügen empfangen. Bei einem Buche in vierter Auflage bleibt der Kritik wenig mehr zu sagen, Angesichts des Umstandes, daß das Werk in einer nicht mißzuverstehenden Weise für sich selber gesprochen hat. Luise Büchner ventilirt in dem uns vorliegenden Bändchen die brennenden Fragen der Erziehung und des Unterrichts des weiblichen Geschlechts, für die sie unablässig und erfolgreich wirkt, mit der ihr eigenthümlichen Klarheit und Präcision, und sie ist wohl diejenige, welche von den Freunden oder Gegnern der „Frauenfrage", vor Allen gehört werden sollte. Sie spricht in eminenter Weise nur zur Sache — ein Vorzug, den die Theoretiker des anderen Geschlechts oft sehr vermissen lassen. Allen Frauen, welche durch eigne Arbeit selbständig zu werden streben, sei das Werkchen zur sorgfältigen Durchsicht empfohlen. S. J—s.

— **Verschmähte Liebe.*****) Unter diesem Titel liegt uns ein Roman der sehr productiven Schriftstellerin T. S. Braun vor. Je weniger wir es als unsere Aufgabe erkennen, der Besprechung belletristischer Erzeugnisse, wenn sie nicht einen hervorragenden Charakter haben, einen größeren Raum unseres Blattes zu widmen, um so sorgfältiger müssen wir bei der Auswahl derjenigen Werke dieser Gattung sein, über welche wir eingehend berichten. Da der vorliegende Roman uns seinem Inhalte nach nicht bedeutend genug erscheint, um eine derartige Anzeige zu rechtfertigen, so möge die einfache Anzeige seines Daseins genügen.

*) Leipzig, E. Bidder, 1872.
**) Leipzig, Th. Thomas, 1872.
***) Leipzig, Wilhelm Grunow, 1872.

Literarischer Sprechsaal.

Das Korrespondenzblatt der „Deutschen Anthropologischen Gesellschaft" (November) theilt Folgendes als Lesefrüchte aus englischen und französischen anthropologischen Journalen mit: „Da Selbstkenntniß für den Fortschritt einer Nation nicht minder wichtig ist, als für den des Individuums, und da man durch der Feinde Tadel mehr lernt, als durch der Freunde Lob, so wird es nichts schaden, wenn wir uns Urtheile, die auf anthropologischem Gebiete gelegentlich über uns Deutsche gefällt werden, aufzeichnen.

1. Bei der Discussion über eine Mittheilung Avery's auf dem Congreß in Brighton über Racial Characteristics as related to Civilisation sagte der Vicepräsident des Anthropologischen Instituts, Dr. Charnock: „Mr. Avery said, that the ancient Germans were barbarians. Now, there is no doubt that the Germans had in modern times done their best to demoralise Europe, but at the same time, as compared with what they were anciently, they are a civilised people*)."

2. In dem Bericht über den Congreß in Bologna**) sagt Mortillet, da er von der geographischen Verbreitung der Pfahlbauten spricht: „Les Prussiens, qui veulent tout avoir, avaient bien aussi parlé d'habitations lacustres chez eux, mais jusqu'à présent sans fondements serieux".

3. In der Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft von Paris sagt Rochet — der Maler und Anthropologe, der die Pommern vor Paris als Finnen erkannte —, daß die Deutschen gegenwärtig durch vereinte Anstrengungen die Aufstellung eines „crase type"***) anstreben. Diese Ehre dürften sich die Franzosen nicht nehmen lassen. Sanson meint, es gäbe ja *gar keinen* solchen, und H. Prat: wenn die Idee eines „deutschen crasetype, mit welchem alle anderen zu vergleichen seien", auch wirklich in einem deutschen Gehirn gewachsen sei, so sollten sich die Franzosen hüten, in eine solche Verkehrtheit zu verfallen.

Wie weit das nationale Affenthum gewisser Deutschmagyaren in Ungarn und selbst in Siebenbürgen geht, ist aus einer im „Ungarischen Lloyd" vom 11. Nov. d. J. erhaltenen Nachricht aus der Hauptstadt Klausenburg zu ersehen, wonach das dortige „bürgerliche Casino" damit umgeht, seine aus mehreren hundert Bänden bestehende deutsche Bibliothek zu verkaufen, um mit dem Ertrage seine magyarische Büchersammlung zu vervollständigen.

*) Journal of the Anthrop. Institute of Great Britain, vol. II, 1872, p. 65. Herr Hyde Clarke in London hat nachträglich ein Schreiben an Herrn Prof. Virchow in Berlin gerichtet, worin er sagt, daß ein von den Zeitungen erwähnter Aufsatz des Herrn Charnock, „which was not only of an unscientific character, but containing a gross abuse of the Prussians", auf dem Congreß in Brigthon gar nicht zur Verlesung gekommen sei.
**) Bulletins de la soc. d'Anthrop. de Paris. VI, 3, p. 241.
***) Eines durchschnittlichen, in gleichmäßigen Verhältnissen zusammengesetzten Typus.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.
Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.


32101 064300955

